Neue

Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Erſtes Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1815.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Vorwort.

Merkwürdiger und an großen Begebenheiten reicher, als viele für die Geſchichte verfloſſenen Jahrtauſende, ſind die erſten dreizehn Jahre des neunzehnten Jahrhunderts; welche Wechſelfälle und Verſchlingungen des Schickſals lagen in dem kleinen Umfange dieſer Jahre! — Ein Menſch zerſtörte und erſchuf. Feſte Throne wurden niedergeriſſen und aus deren Schutte ſtiegen neue empor. Ein Tyrann, der nichts weiter kannte, als nur ſich ſelbſt, und die andern Menſchen wie willen- und geiſtloſe Geſchöpfe behandelte und nach Gefallen opferte, ſtieg zur höchſten Machtſtufe; die Höhe machte ihn ſchwindeln, und — er fiel. — Das Ungeheuer Despotie, erblickte man mit allen ſeinen Greueln; Millionen, alle Sclaven jenes einzigen, wurden geopfert. Sie ſind überſtanden, die Jahre der Knechtſchaft, und eine gar freundliche Zukunft lächelt uns entgegen; aber rückblicken wollen wir auf die Greuel der Vergangenheit.

Es ſind Schandthaten um uns her, in der Nähe und Ferne, verübt, welche wir nicht erfuhren, weil der Bedrücker aller Menſchenrechte, Napoleon, uns nur das wiſſen ließ, was zu ſeiner erträumten Unſterblichkeit beitragen ſollte. Dieſe Fackeln aber ſind beſtimmt, Alles aufzuſtellen und zu beleuchten, was er und ſeine Frohnknechte begingen, was aber im Dunkeln bleiben ſollte; alle die ſchändlichen Mittel, deren er ſich bediente, Nationen zu unterjochen; alle die Ungerechtigkeiten, welche von den angeſtellten Staatsbeamten jener Länder verübt wurden, die ihre Exiſtenz dem Tyrannen verdankten; aber auch ſolche Thatſachen, die bereits durch den Druck die Publicität erhielten, jedoch bey ihrem Erſcheinen durch die Polizey-Agenten unterdrückt wurden, ſollen hier ganz oder theilweiſe aufgenommen werden.

Gegenwärtiges Journal erſcheint in zwangloſen Heften, deren zwey einen Band ausmachen.

Jeder biedre deutſche Mann kann hier ſeine Erfahrungen niederlegen, da ſolche Beiträge, die dem Zweck dieſes Journals entſprechend ſind, bereitwillig aufgenommen werden.

Neue

Fakkeln.

I.

Napoleons gänzliche Unterdrückung der Preßfreiheit.

Schon im Jahre 1806, als Napoleons Macht noch nicht den Tod in Rußlands kalten Zonen gefunden hatte, ſchrieb ein engliſcher Schriftſteller in einer kleinen Schrift: „Napoleon fürchtet eine Buchdrucker-Preſſe mehr, als „eine Armee von 100 000 Mann; denn er herrſcht nur „durch die gänzliche Unterdrückung der Preßfreiheit. „Acht und vierzig Stunden vollkommne Preß- und „Sprechfreiheit würden ihn ganz ohnfehlbar vom Thron „ſtürzen. — Er kennt die unglücklichen Folgen, die für „alle vorigen Factionen die öffentliche Darſtellung ihrer „vergangenen Verbrechen und ihrer künftigen Pläne, ihrer wahren Schuld und ihrer trüglichen Prahlereien „und Verſprechungen hatte. — Er zweifelt nicht, daß „eine treue Schilderung aller Handlungen und Intriguen ſeiner Regierung, ſeiner Blendwerke und Betrügereien, ſeiner Falſchheit und ſeiner Tirannei, eine

„merkliche Veränderung in der öffentlichen Meinung be-
„wirken würde; und daß ſelbſt diejenigen, die aus
„Motiven des Intereſſe, oder weil ſie der revolutionai-
„ren Convulſionen müde, ſich nach Ruhe ſehnten, be-
„reits ſeine Anhänger wurden, durch ein ſolches Ge-
„mälde ſeines Charakters und ſeiner Greuelthaten zu ei-
„ner Veränderung ihrer Geſinnungen beſtimmt werden
„möchten, weil es ihnen die Unſicherheit ihrer Lage
„zeigt, und überzeugt, daß Er, der durch Blutſtröme
„zum Thron gelangte, auch wegen der Mittel zur Er-
„haltung ſeiner Macht nicht bedenklich ſeyn werde."

Seitdem wir Deutſche das Glück hatten, in dem wohlthuenden Schatten ſeiner Adlerflügel zu ruhen, haben wir dies mehr als zu ſehr empfunden; denn in der Vorausſetzung, daß ohne Preßfreiheit keine öffentliche Meinung ſich formiren und nie eine Centralkraft, welche dem Uſurpator ſchaden könnte, ſich vereinen kann, hatte er eine Menge Spürhunde, unter Titeln von General-Commiſſairen der hohen Polizei, und Poſt-Direktoren, unter dieſen die Polizei-Commiſſaire *)

---

*) Mit Bedauern muß hier der Herausgeber bemerken, daß die deutſchen Männer, welche vor der unglücklichen Kataſtrophe von 1806 als Staatsdiener angeſtellt waren, und nun im neugebackenen Königreich **Weſtphalen** ſolche

und deren Unterſtab, die Gensd'armen, an allen Orten, von den Ufern der Elbe, bis an den Meerbuſen von Neapel angeſtellt, um die Schriftſteller zu beobachten und die Buchläden und Druckereien zu durchſuchen. — Kein Buchhändler in Deutſchland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugall, Holland und der Schweiz *)

Aemter erhielten, mehr zu fürchten waren, und ihre deutſchen Brüder hartherziger drückten, als angeſtellte National-Franzoſen, vielleicht theils um ſich auf dieſen elenden und verächtlichen Poſten zu erhalten, oder wo möglich, noch zu ſteigen. — Inzwiſchen iſt zu erwarten, daß Friedrich Wilhelm, der Gute und Gerechte, bei der neuen Anſtellung ſeiner Staatsdiener mit Weisheit wählen, und dergleichen verächtliche Subjecte entfernen wird.

*) Während des letzten kurzen Friedens mit England trug ſogar Napoleon, der damals noch Conſul war, durch ſeinen Geſandten in London bei den Miniſtern der engliſchen Regierung darauf an, die Preßfreiheit auch in England mehr einzuſchränken. Kaum war von jenem der Antrag gemacht, ſo erſchien im Courier de Londres der Brief eines Engländers an den erſten Conſul, von welchem, weil er gewiß nicht ſehr bekannt iſt, hier einige Stellen ſtehen mögen.

Bürger Conſul!

Wenn Sie gleich gewohnt ſind, nichts anders zu hören, als Lobeserhebungen und Dankſagungen von einzelnen ſowohl, als von ganzen Gemeinden, die, in Hoffnung beſſerer Zeiten, Ihre konſulariſche Regierung vergöttern; ſo erlauben Sie heute einem Freund der Wahrheit, Ihgab ein Werk heraus, welches, wenn es Napoleons

---

nen einen Beweis ſeiner Ehrerbietung darzubringen, der von Nutzen ſeyn kann. Da man Sie beſtändig und bei allen Gelegenheiten den unüberwindlichen, den großen Mann, das Kraftgenie der Republik nennt, ſo muß Ihnen bereits vor ſolchen Titulaturen ekeln. Ich entſage daher eben ſo entſchieden dieſem unfehlbaren Mittel, mir Ihre Gunſt zu erwerben, als ich die zügelloſe Schreibart verabſcheue, welche Sie ſo entſetzlich gegen die Druck- und Preßfreiheit aufgebracht hat. Was kann mir in dem Augenblick, wo ich Ihnen ſchreibe, daran gelegen ſeyn, ob Sie ein Corſe ſind? Ob Sie unter den Befehlen Barras, des Urhebers Ihres Glücks, die guten Pariſer, um ſie Lebensart zu lehren, todt ſchießen laſſen? Ob Ihre Waffenbrüder in Egypten durch die Peſt, oder durch Arzneymittel der aufgeſtellten Geſundheitsaufſeher umgekommen ſind? Was kann mir daran gelegen ſeyn, ob Sie, um zur erſten Ehrenſtufe in Frankreich zu gelangen, den Jakobinern zu der Einſetzung eines fremden Königs, und dem vernünftigern Theil der Franzoſen zu der Herſtellung der Bourbons die leere Hoffnung gemacht haben. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen, Bürger Conſul! und ich will weder meine noch Ihre Zeit mit Aufzählung von Thatſachen verlieren, welche Sie vernünftiger Weiſe ſelbſt nicht in Widerſpruch ziehen, und die im Grunde in keinem unmittelbaren Verband mit denjenigen ſtehen, womit ich die Ehre haben will, Sie zu unterhalten . .

. . . .

Ihre angebrachte Beſchwerde betrifft unſere Preßfreiheit. Ich bin ganz mit Ihnen darin einverſtanden, daß dieſe Freiheit für einen Stifter ſo vieler Republiken ſehr läſtig ſeyn muß. Er mag vorſpiegeln, was er will, ſo antwortet man ihm immer mit der Wahrheit. Sie ha-

Politik oder ſeinen Beſorgniſſen entgegen war, nicht

---

den ſehr weislich daran gethan, die Preßfreiheit in Ihrem Staate aufzuheben, und dieſe Verordnung auch auf diejenigen Länder auszudehnen, die unter Ihrem glücklichen Zepter ſtehen. Aber warum haben Sie nicht auch etwas darüber in dem Vertrage von Amiens feſtſetzen laſſen? Europa wäre nicht ſo vollſtändig von Ihrer geheimen Lebensgeſchichte unterrichtet worden. Nicht als ob es nicht von großem Nutzen wäre, dieſe Geſchichte zu kennen; aber vielleicht wäre es für Sie beſſer geweſen, wenn man nicht dadurch die ſonderbaren Mittel erfahren hätte, wodurch Sie ſich ſo hoch geſchwungen haben.

Wenn aber durch den Vertrag von Amiens die Preßfreiheit nicht aufgehoben worden iſt, wie kommt es, daß Sie Ihrem Bothſchafter zu London und Ihren Miniſtern zu Paris befohlen haben, ſich officiell über etwas zu beſchweren, was nicht officiell in meinem Vaterlande aus der Preſſe gekommen iſt? Warum haben Sie, auf ſo viele Klagen, die Sie anbringen ließen, auch nicht einmal der richtigen und guten Meinung unſerer Miniſter Gehör gegeben? Alle Gerichtshöfe waren Ihnen offen! Zwar ſind die gewöhnlichen Gerichtshöfe Ihnen zuwider, ſeitdem Sie ſo glückliche Verſuche mit beſonders aufgeſtellten Gerichtshöfen gemacht haben.

Sie haben behauptet, unſere Miniſter hätten wohl eine beſondere Behörde für die Alienbill aufgeſtellt, und Sie haben ihnen nicht verzeihen können, daß Sie nicht ein gleiches gegen diejenigen verfügt haben, die es ſich zum Geſchäft gemacht haben, Sie in ihren Schriften eben ſo zu behandeln, wie es nur ein unrechtmäßiger Beherrſcher Frankreichs verdient hätte.

an dem Tage, da es erſchien, auch confiſcirt wurde.

Dieſe Verweigerung von Seiten unſeres Miniſterii muß Ihnen gewaltig zu Herzen gegangen ſeyn, weil ſie den Hauptgegenſtand Ihrer freundſchaftlichen Unterhaltung mit unſerm Bothſchafter ausmachte, und weil Sie ihm ſogar bey dieſer Gelegenheit anvertraut haben, Sie würden mit uns die Herrſchaft der Welt getheilt haben, wenn unſere Regierung Sie von den Verfaſſern des Ambigu und des Courier de Londres befreit hätte. So weit man Ihre vergrößernden Entwürfe kennt, und annehmen darf, ſo ſind ſie ſo beſchaffen, daß wohl niemals auf den Kopf eines Journaliſten ein ſo hoher Preis geſetzt worden iſt. Nachdem aber alle Ihre Vorſtellungen alle Anerbietungen und ſelbſt Ihre Drohungen ohne Erfolg geblieben ſind, wie konnte Ihnen entgehen daß Sie etwas Unmögliches verlangt haben? Warum haben Sie nicht Ihre Bothſchafter und Ihre Handlungs-Commiſſairs, die den Auftrag hatten. unſere kleinſten Schiffsplätze auszukundſchaften, angewieſen, genauere Nachricht einzuziehen, ob es in der Gewalt der engliſchen Miniſter ſtehe, der Mittheilung der Gedanken Schranken zu ſetzen?

Hören Sie, Bürger Conſul — ich kann Sie unmöglich bei Ihrem Irrthum laſſen, und ohne die Ehre zu haben, Ihnen als Bothſchafter oder Commiſſair anzugehören, ſehe ich mich bewogen, Sie von den Geſetzen meines Vaterlandes zu unterrichten — denn ich hoffe immer, daß, wenn Gott Ihnen das Leben friſtet, Sie nicht ewig auf der Meinung beharren werden, daß Rom Karthago zerſtören muß, weil Karthago ſeinem Miniſter die Zeitungscenſur nicht anvertrauen will, und weil ſeine Alienbill nicht eine beſondere Römiſche Gerichtsbehörde iſt.

Außer dieſen ordentlichen Emiſſarien waren Per-

Wiſſen Sie alſo, daß dieſe Alienbill, die ſeit dem Frieden in etwas abgeändert worden, ſeinen Urſprung in den revolutionairen Grundſätzen hat, durch welche man ein Conſulat in England einführen wollte. Dieſe Bill, ſo wie ſie jezt beſchaffen iſt, giebt den Miniſtern das Recht, nach Pflicht und Gewiſſen jeden verdächtigen Fremden aus dem Lande zu entfernen; z. E. ſolche Ihrer Unterthanen, welche Ihre Regierung ohne unſer Wiſſen hieher ſchicken konnte, um uns von den Organiſations-Senatus-Conſulten vortheilhafte Begriffe beyzubringen.

Aber wenn einer unſerer Miniſter es wagen wollte, gegen einen fremden Schriftſteller, wenn er auch noch ſo ſtrafbar wäre, jene Bill anzuwenden, dann würde eine allgemeine Beſchwerde gegen ihn erhoben werden, weil Misbrauch der Preßfreiheit ein Gegenſtand der Gerichtshöfe iſt, und dieſes ausſchließliche Recht zu einer der erſten Wohlthaten unſerer Verfaſſung gehört.

Seyn Sie verſichert, Bürger Conſul, daß man hiermit den Geſetzen nicht nach Gefallen handeln kann, und am wenigſten mit ſolchen, die die Rechte des Volks feſtſetzen. Wird manchmal ohne Widerſpruch der Vollzug eines Geſetzes auf eine Zeitlang ausgeſetzt, ſo geſchieht es niemals anders, als wenn es das Wohl des Staats erfordert, und wir ſind dabey vollkommen überzeugt, daß unſere Verfaſſung auf eine kurze Zeit, ſogar die Geſtalt des Deſpotismus annehmen kann, ohne daß dadurch die geringſte Grundlage unſerer ewig beſtehenden Freiheit verloren gehen könne.

ſonen*) angeſtellt, welche über alle literariſchen Produkte, die gedruckt wurden, über die Schriftſteller, die

---

Hieraus folgt, daß unſere Miniſter außer Stande waren, Sie in London eben ſo zu rächen, wie der ehrliche Fouché Sie in Paris gegen die unverſchämten Zeitungsſchreiber gerächt hat, welche es wagten, Ihre Anſprüche auf die Oberherrſchaft der Republik zu unterſuchen. Hieraus folgt, daß die Miniſter, wenn ſie Ihre Beſchwerden an die Gerichtshöfe wieſen, alles gethan haben, was nur menſchlicher Weiſe von ihnen geſchehen konnte. Ihr Fehler war es nicht, wenn die ſchlimmen Advokaten, die mit ſo vieler Beredſamkeit ihren Gegner vertheidigt haben, auch ihres Orts wieder von der Freiheit, vor den Schranken zu ſprechen, Gebrauch und Ihnen dadurch wieder neuen Verdruß gemacht haben. Dagegen waren die Miniſter nichts zu ſagen berechtigt: aber was ſie Ihnen zu Gefallen thun konnten, thaten ſie. Als einmal der Moniteur in Nro. 162 die merkwürdige Aeußerung officiell enthielt: „Der erſte Conſul würde von der Erſcheinung ſolcher Libellen nichts gewußt haben, wenn er nicht ſolche aus den Gerichtsverhandlungen erſehen hätte,“ ſo haben unſere Miniſter ſich wohl gehütet, dieſem zu widerſprechen, ohngeachtet ſie im Beſitz der officiellen Noten waren, die ſie hätten bekannt machen laſſen können. Einen ſolchen Beweis von Ihrer Geſchicklichkeit, zur rechten Zeit die Wahrheit zu verdrehen, hätten wir nie erhalten, wenn nicht der Moniteur auf Ihren Befehl gelogen hätte.

*) Hierzu hatten ſich, vorzüglich im Königreich Weſtphalen und in den kleinen deutſchen Staaten, Männer herabgewürdigt, die das ganze Vertrauen ihrer Mitbürger genoſſen, welche aber hoffentlich bald allgemeine Verachtung treffen wird.

bei dem Publico beliebt ſind, und über deren politiſche Meinung, ſo wie über ihre Privatverhältniſſe, der hohen Polizei Rapport abſtatteten*).

Damit aber auch aus entfernten Landen, wohin Napoleons Arm nicht reichte, kein verdächtiges Buch in Umlauf kommen konnte, wurde verordnet, daß jeder ankommende Bücher-Ballen nur im Beiſeyn der Polizeibedienten geöffnet werden durfte, und dem Buchdrucker bei ſchwerer Strafe anbefohlen, unter jedes Buch, ja unter jede unbedeutende Annonce, ſeinen Namen zu drucken. Dieſe Aengſtlichkeit ging ſogar ſo weit, daß die Verleger den erſten Abdruck eines Kupfers, welches zu irgend einem Roman beſtimmt war, der hohen Polizei einſchicken mußten. Die Veranlaſſung zu dieſer Vorſicht ſoll das unbedeutende Vorkupfer zu einem Werke unter dem Titel: Satyren und Launen, die Zeit beachtend, von Julius v. Voß, welches in Breslau im Jahr 1812 erſchien, geweſen ſeyn.

---

*) Die Zahl der in die Polizeiliſte eingeſchriebenen Spione, welche regelmäßig bezahlt wurden, belief ſich im Jahr 1805 in ganz Frankreich auf 500,000, wovon 50,000 den Dienſt in der Hauptſtadt hatten. Dieſen ordentlich bezahlten Leuten müſſen nun noch diejenigen beigezählt werden, die nach dem Geſetze angewieſen ſind, von der Betreibung ihres Gewerbes ſich erſt eine Erlaubniß von der Polizei zu verſchaffen, als: Hauſirer, Keſſelflicker, Marionettenſpieler, Muſikanten, Leute mit wilden Thieren u. ſ. w. Wenn dieſe Päſſe erhalten, müſſen ſie ſich einſchreiben und den Spionseid leiſten, worauf ſie verpflichtet ſind, regelmäßig über das, was ſie hören und ſehen, Bericht einzureichen. Die Luſtdirnen, welche in Frankreich einer Polizei-Erlaubniß benöthigt ſind, die ſie bezahlen müſſen, ſind ebenfalls gehalten, von Zeit zu Zeit ihrem nächſten Polizei-Commiſſair über das, was ſie von ihren Beſuchern und Nachbarn erfahren, Nachricht zu geben. Die Anzahl dieſer unglücklichen Geſchöpfe, die ſich im Jahr 1805 Erlaubnißſcheine gelöſt hatten, belief ſich nach einer officiellen Angabe auf 220,000.

Von allen den Ungerechtigkeiten und Schändlichkeiten, die durch dieſe Sicherheitsmaßregeln, wie ſie der Polizeiminiſter Fouché nannte, in Frankreich ſowohl wie in Deutſchland, verübt wurden, werden einige davon hier nicht am unrechten Orte ſtehen:

Ein junger Kaufmann aus H * * *, der ſich im Jahr 1806 in Paris aufhielt, hatte ein unbedeutendes Blatt des Hamburger Correſpondenten, worin etwas gewickelt war, bei einem Reſtaurateur auf dem Tiſch liegen laſſen. Kaum war er nach ſeinem Logis zurückgekehrt, ſo trat ein Polizei-Commiſſair, von Gensd'armen begleitet, in ſein Zimmer und gebot ihm, ihnen zu folgen. Sie brachten ihn, ohne zu wiſſen warum, in den Tempel. Nach einer Gefangenſchaft von mehrern Monaten, ohne in dieſer Zeit verhört zu ſeyn, opferte er eine Summe Geldes auf, um ſeine Freiheit zu erlangen, wurde aber unter einer Eskorte von Gensd'armen auf das linke Rheinufer transportirt, mit der Weiſung, bei Todesſtrafe nie wieder einen Fuß auf franzöſiſchen Grund und Boden zu ſetzen.

Ein amerikaniſches Fahrzeug wurde um die nämliche Zeit confiscirt und der Capitain nebſt der Mannſchaft ins Gefängniß geſetzt, weil man einige Bücher am Bord gefunden, worin Napoleon und einige ſeiner Miniſter übel behandelt waren. Die Mannſchaft wurde zwar wieder in Freiheit geſetzt, aber der Capitain nach Paris gebracht und ins Gefängniß geſetzt; das Schiff aber und die Ladung wurden als rechtmäßige Priſen verkauft, obgleich der Capitain durch die in den Büchern eingeſchriebenen Namen bewieſen hatte, daß ſie einem Paſſagier gehörten.

Ein junger Deutſcher, der die Wundarzneikunſt ſtudirte und nach Paris kam, um ſich in ſeinem Fache zu vervollkommnen, ſaß in dem nämlichen Gefängniſſe, weil er ein, während Napoleons egyptiſcher Expedition in Deutſchland gedrucktes Buch bei ſich hatte, worin die Anführer und die Unternehmung lächerlich gemacht wurden. Seine Mutter, die Wittwe eines Geiſtlichen, kam, als ſie das Unglück ihres Sohnes erfuhr, nach Paris, und gab bei dem Kaiſer und der Kaiſerin mehrere Bittſchriften ein, aber ohne etwas auszurichten, und hatte durch die Reiſekoſten ſich und ihre Familie faſt zu Grunde gerichtet. Während eines Aufenthalts von einigen Monaten hatte ſie auch nicht ſo viel erreichen können, nur einmal in den Tempel zugelaſſen zu werden, um ihren Sohn zu ſehen, der vielleicht, ehe ſie nach Paris kam, auf der Tortur oder vor Gram ſtarb, denn man hat nichts wieder von ihm gehört. —

Einige Abſchriften von einer Leichenrede auf den unglücklichen Herzog von Enghien, waren nach Paris gebracht und circulirten insgeheim einige Zeit; aber kaum hörte die Polizei davon, und ein jeder, der im Verdacht war, ſie geleſen zu haben, wurde verhaftet. Die Zahl dieſer unglücklichen Perſonen wird von einigen zu hundert und dreißig, von andern aber nur zu vier und achtzig angegeben, wovon zwölf plötzlich im Tempel ſtarben, und die übrigen nach Cayenne transportirt wurden; die Hälfte derſelben waren Frauenzimmer von Stande.

Ein Preuße, Namens von Bülow, wurde im Lager vor Boulogne als Spion erſchoſſen, weil ſich in ſeinem Koffer ein engliſches Buch vorfand, welches Lebensbeſchreibungen von Napoleon und einiger ſeiner Generäle enthielt.

Und was haben wir nicht ſeit Napoleons Oberherrſchaft in Deutſchland erfahren? — Wem iſt das unglückliche Schickſal des braven, ächt deutſchen Mannes, des Buchhändlers **Palm** in Nürnberg, nicht bekannt? — Treu blieb er ſeinem einmal gegebenen Wort, den Autor jener Schrift nicht zu nennen, ob man ihm gleich, wenn er ſich hierzu verſtehen würde, ſein Leben und ſeine Freiheit zu ſchenken verſprach. Man erſchoß ihn, oder vielmehr, man ſchlug ihn auf die empörendſte Art tod; denn dreimal hatte eine Anzahl Mörder auf ihn gefeuert, die Kugeln ſeinen Körper zerſchmettert, und noch lebte er, als der Commandirende den Befehl gab, ihn mit den Kolben der Gewehre tod zu ſchlagen, welches dann auch ſogleich geſchah.

Mehrere Schriftſteller, Buchhändler und Buchdrucker wurden aus der Mitte ihrer Familien geriſſen, und Jahre lang gefangen geſetzt, ohne jemals zu erfahren, warum? und nur Geld und Geſchenke, wodurch ſie beinahe zu Grunde gerichtet wurden, führten ſie den Ihrigen wieder zu.

Es iſt ſehr auffallend und beweiſt die Ignoranz mancher der angeſtellten Polizeibedienten und übrigen Emiſſarien, welche unbedeutende Brochuren ꝛc. confiſcirt wurden.

Vor einiger Zeit erſchien eine literariſche Kleinigkeit, unter dem Titel: „Dürfen wir uns ſchämen, Deutſche zu ſeyn?“ — Es war gewiß nur eine kaufmänniſche Spekulation, warum eben dieſer Titel gewählt wurde, denn das ganze Werk enthielt nichts weiter als eine Aufſtellung von Erfindungen, welche die Deutſchen gemacht hatten; aber der Titel war ſchon Anreiz genug, es zu confiſciren.

Im Jahr 1811 wurden auf Befehl der weſtphäliſchen Regierung alle Kalender für das Jahr 1812 in Beſchlag genommen, blos darum, weil in der Genealogie die Braunſchweigiſchen und Heſſiſchen Häuſer mit aufgeführt waren, welches doch bisher kein Verbot unterſagt hatte. Die Verleger dieſer Kalender, größtentheils Leute, welche ihren jährlichen Unterhalt daraus zogen, geriethen dadurch in nicht geringe Verlegenheit, ja manche in die drückendſte Noth. Daß die Polizeiverwaltung bei dieſer Sache hätte billig denken und nur den einen Bogen, welcher die Genealogie enthielt, in Beſchlag nehmen ſollen, kam ihr gar nicht in den Sinn; arm oder wohlhabend, beides galt ihr gleich. Man ging ſogar ſo weit und nahm in den Buchhandlungen unter jenem Vorwande alle vorräthigen Taſchenbücher, ſie mochten Genealogien enthalten, oder nicht, und nie wurden dieſe wieder zurück gegeben. **Schulbücher** ſogar, welche bereits drey bis vier Auflagen erlebt hatten, erfuhren das nemliche Schickſal.

Ein Buchhändler in Niederſachſen wurde zur Nachtzeit von Polizei-Commiſſairen und Gensd'armen überfallen und nach Caſſel ins Gefängniß geſchleppt, blos weil er einige im weſtphäliſchen Moniteur geleſene Artikel vom Monat Mai 1813, auf einem Kaffeehauſe bezweifelte. Erſt nachdem er Geld und Geſchenke vertheilt hatte, erhielt er nach drey Monaten ſeine Freiheit wieder, blieb aber unter ſtrenger Aufſicht der Polizey.

Tauſend ähnliche Beyſpiele könnte man aufſtellen. — Gottlob! die Stunde der Erlöſung hat geſchlagen; unter dem gerechten Zepter des großen Beförderers ächter bürgerlichen Freiheit und der einzig wahren Gleichheit, des liberal denkenden Lichtverbreiters, **Friedrich Wilhelms des Dritten**, werden wir unſere deutſche Freiheit und mit ihr die gehabte billige Preßfreiheit, wieder erhalten, und bald jene verlebten **ſieben** Sclavenjahre vergeſſen! —

II.

Der Marſchall Ney und General Vandamme.

Die Reichthümer, welche die franzöſiſchen Marſchälle und Generäle beſitzen, überſteigen alle Vorſtellung, aber die Privaträubereyen, die ſolche ohne Autorität begingen, gehn ins Unendliche und übertreffen alle legalen Erpreſſungen, das heißt, die, wozu das Kriegsminiſterium, oder ihre Civil- und Militair-Repräſentanten autoriſirten. — Es begreift die unzähligen Requiſitionen in ſich, die entweder als Anleihen, oder an Lebensmitteln und Kaufmannswaaren, oder an Geld, als Aequivalent für beide Artikel gefordert und erzwungen wurden. Die Aushebungen an Menſchen, Pferden, Ochſen und Fuhrwerken; Frohnen aller Art; Ausleerung der Magazine der Armeen; kurz alles, was zur Unterhaltung, zur Bezahlung eines Theils des Soldes und zur Abhelſung der verſchiedenen Bedürfniße der Armeen erforderlich iſt. Hierzu kömmt noch die Plünderung öffentlicher oder Privatwaarenlager, Kornböden und Magazine, mogten Sie nun Individuen, dem Staat, Societäten, Städten, Hoſpitälern oder ſelbſt Waiſenhäuſern gehören.

Aber dieſe und andere Arten der Requiſitionen, die unter dem Namen der nothwendigen Bedürfniſſe zum Unterhalt, zur Ausrüſtung, Equipirung, oder zu dem Marſch der Armeen ausgeſchrieben wurden, ſchloſſen auch den ungeheuren Aufwand in ſich, den die Ergötzungen, das üppige Leben, die Schwelgereien und die Grillen der bürgerlichen und militairiſchen Befehlshaber erforderten. Die meiſten von jenen Artikeln wurden in natura geliefert, und was man nicht gebrauchte, öffentlich verſteigert, und der daraus gelöſete Betrag eingeſäckelt.

Als der Marſchall Ney im Jahr 1805 das Kommando in der Nähe der Stadt Wetzlar hatte, ſetzte er alle Privatvorräthe von Tüchern in Requiſition, und nachdem er ſie durch eine öffentliche Verſteigerung zu Gelde gemacht, nahm er ſie vermittelſt einer neuen Requiſition von den Käufern zurück und verkaufte ſie zum zweitenmal. Wegen Leinwand und Leder wurde das nemliche Manöver gemacht.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, im October 1806, führte er ſein Armeecorps über H***ſtadt nach Magdeburg. Als er in erſterer Stadt angekommen war, verlangte er von ſelbiger 25000 Rthlr. Contribution, welche binnen 12 Stunden herbey geſchafft werden ſollten. Die Summe wurde gezahlt, und der Marſchall quitirte auf Bitte des Magiſtrats. Am andern Morgen zog er mit ſeinem Armeecorps ab. Kaum hatte er eine Stunde die Stadt verlaſſen, ſo erſchien ein Adjutant deſſelben, nebſt einem Kommando Soldaten, und forderte den Empfangſchein über obige Summe zurück. Als ſich der Magiſtrat weigerte, ſeiner Forderung zu genügen, indem er den Abgeordneten vorſtellte, daß er ſeinen Mitbürgern dieſen Schein zur Legitimation bei der Wiederaufbringung dieſes Capitals vorlegen müſſe, drohete der Adjutant, die Stadt der Plünderung preis zu geben. Der betäubte Magiſtrat mußte ſich in ſeinen Willen fügen, und die Quitung herausgeben.

Ganze Bücher könnte man mit ähnlichen Beiſpielen anfüllen, die alle notoriſch ſind.

Dieſer Marſchall Ney war noch im Jahre 1790 ein banquerotter Tabacksſpinner zu Straßburg und iſt der Sohn eines alten Trödlers aus Saar-Louis, wo er im Jahr 1765 geboren wurde. Nachdem er, um der Verfolgung ſeiner Gläubiger zu entgehen, als gemeiner Soldat in das Regiment Elſaß eingetreten war, wurde er hier von einigen Emiſſarien der Jacobiner engagirt, denen er zu Hülfe kam, die Soldaten zu einer Inſurrection zu verleiten, welche die meiſten Officiere zu emigriren nöthigte. Von dieſer Periode an zeichnete er ſich als ein Redner im Jacobiner-Klubb aus, und wurde daher durch ſeine Verbündeten auf einmal zum General-Adjutanten befördert. Tapfer und unternehmend, ehrgeizig und gierig nach Schätzen, ergriff er jede Gelegenheit, ſich auszuzeichnen und ſich zu bereichern. Da das Glück ſeine Unternehmungen unterſtützte, ſo ſtieg er bis zum Grade eines Marſchalls; und als er in dem unglücklichen Rückzuge aus Rußland an der Berecina die Reſte der franzöſiſchen Armeen zuſammen raffte, um den Rückzug zu decken, ernannte ihn ſein dankbarer Kaiſer zum Prinzen von der Moskwa. Er beſitzt jetzt ein Vermögen von beinahe zwanzig Millionen Franken, welche er vorzüglich in den Kriegen gegen Preußen und Oeſterreich zuſammengeſcharrt hat. Er würde jetzt vielleicht hundert Millionen beſitzen, wäre der Feldzug gegen Rußland glücklicher ausgefallen.

Seine Frau iſt eine Ehrendame am franzöſiſchen Kaiſerhofe. Sie iſt die Tochter einer Waſchfrau, und wurde von einem Galanteriehändler in Strasburg unterhalten, als ſie mit Ney davon lief. Sie machte vier Feldzüge mit ihm, als ſeine Mätreſſe, ehe die Municipalität ſie zu ſeiner Frau machte. Ihr Betragen ſtimmte ſeitdem mit dem ihres Gemahls zuſammen. Wenn er öffentlich mit Mätreſſen lebte, ſo lebte ſie auch insgeheim mit ihren Galanen. Ihre Manieren ſind nicht fein, aber gefällig; und obgleich nicht ſchön von Perſon, iſt ſie doch lebhaft, ihre Unterhaltung intereſſant und ihre Geſellſchaft angenehm. Den Fehler der Spielſucht hat ſie mit mehrern andern Hofdamen gemein; aber ſie ſpielt keineswegs glücklich und opfert daher dieſem Laſter bedeutende Summen.

Ebenfalls ein ſehr reicher Bandit iſt der General und Großofficier von Napoleons Ehrenlegion, Vandamme. Er iſt der Sohn eines flammändiſchen Barbierers, welches Metier er auch ſelbſt gelernt hatte. Noch vor der Revolution ließ er ſich als Soldat anwerben, beging aber einen Diebſtahl und wurde verurtheilt, gehängt zu werden. Das Mitleid der Richter verſchonte ihn mit dem Galgen; er bekam den Staupbeſen und ein Brandmark auf den Rücken, und wurde nach den Galeeren geſchickt. — Die Revolution zerbrach ſeine Feſſeln und machte ihn zum Jacobiner, Patrioten und General; aber der erſte Gebrauch, den er von ſeinem Glück machte, war, daß er den Richter, ſeinen Wohlthäter, guillotiniren ließ, und ſich das Vermögen der Familie zueignete. Er wurde von Pichegrü kaſſirt und von Moreau entehrt, wegen der in Holland und Deutſch-

und von ihm ausgeübten Grauſamkeiten und Plünderungen; aber für Napoleon war er ein brauchbarer Mann: er ſchenkte ihm ſein Vertrauen und ſetzte ihn wieder in ſeine Würden ein. Durch ein Geſchenk von zwölfmal hunderttauſend Franken, die zweckmäßig angewandt und unter die Miniſter und die Familie Napoleons vertheilt wurden, verſchaffte er ſich die Stelle eines Gouverneurs zu Lille und hernach die eines Generals en Chef bei der activen Armee. An Landeigenthum, an Juweelen, an Summen in den öffentlichen Fonds und an baarem Gelde (aus Vorſicht ſchleppt er immer ſechsmal hunderttauſend Franken in Golde bei ſich) betrugen, vor dem Kriege mit Rußland, ſeine Reichthümer zwölf Millionen Franken. Für einen ehemaligen Barbier und Galeerenſclaven, der mit Noth dem Galgen entronnen war, eine ſehr mäßige Summe. — Napoleon kennt ihn ſehr genau und ſchätzt ihn nach Würden. „Hätte ich zwei Vandamms,“ ſoll er ohnlängſt gegen den Fürſten von Neufchatel (Berthier) geäußert haben, „ſo würde ich mich genöthigt ſehen, einen davon erſchießen zu laſſen; denn Frankreich kann nur einen ſolchen Menſchen dulden, wenn es nicht ſelbſt das Opfer derſelben werden ſoll.“

Der edle Kaiſer von Rußland, Alexander, ſcheint dieſen Franzoſengeneral ebenfalls nach ſeinen bekannten

Eigenſchaften zu würdigen. Als Vandamme nämlich nach der Schlacht bei Töpliz dem Kaiſer als Gefangner gebracht und vorgeſtellt wurde, redete er den Monarchen mit folgenden Worten an: „Sire! es iſt ein Unglück für jeden Soldaten, Gefangner zu ſeyn; es gewährt mir aber einigen Troſt in meinem Unglück, mich im Schutze Ew. Majeſtät zu befinden.“ —

„Haben Sie guten Muth, Herr General,“ erwiederte der Monarch, „es ſoll Ihnen an nichts mangeln, was Ihre Lage erträglich machen kann; nur die Möglichkeit, Böſes zu thun, ſoll Ihnen fehlen.“

III.

Bruchſtück eines Schreibens aus Halle, nach der Schlacht daſelbſt im Frühjahr 1813.

— — — Nun, lieber Freund, machen Sie ſich auf eine Scene gefaßt, die jetzt noch, da ich ſie Ihnen mittheilen will, das Blut in meinen Adern ſtocken macht; eine Scene, welche das barbariſche Zeitalter ſchwerlich aufzuweiſen hat. Ich wünſchte nur, daß die Feder eines Kotzebue Ihnen dieſe Begebenheit, welche die Menſchheit ewig ſchänden wird, ſchilderte. —

Als die tapfere Preußiſche Armee unſere Stadt in der größten Ordnung, unter beſtändigen Cavallerie-Attaken, verlaſſen hatte, und die Ruhe einigermaßen wiederkehrte, trieb mich die Neugierde über die Schieferbrücke aufs jenſeitige Saalufer. Hier wurde man erſt gewahr, welche Verheerung das preußiſche, gut gerichtete Artilleriefeuer in der feindlichen Maſſe angerichtet hatte. Da lagen die Franzoſen Gliederweiſe hingeſtreckt, da wimmelte es von Leicht- und Schwerverwundeten. Die franzöſiſchen Chirurgen waren mit dem Verbinden der erſtern beſchäftigt. Die Art und Weiſe, wie dieſe Herrn hierbey zu Werke gehn, iſt Ihnen vielleicht noch nicht bekannt; alſo hier ein kleines Bild davon: Zuerſt verbinden ſie ſolche Bleſſirten, welche ihnen entgegen laufen oder hinken können; dieſe werden dann auf Wagen, welche von der Gensd'armerie requirirt, und auch von derſelben, bis ſie beladen ſind, bewacht werden, gepackt und fort transportirt. Sind ſie mit dem Verbinden dieſer fertig, ſo gehen ſie unter den ſchwerer Verwundeten umher, und rufen in ihrer Sprache: „ob noch jemand da iſt, der verbunden ſein will." Die Unglücklichen alſo, welche noch in der Betäubung liegen, werden, ohne daß man ſich um weitere Lebenszeichen bekümmert, wahrſcheinlich lebend begraben.

Einige Schritte von mir, wo ich ſtand, hob ſich ein verwundeter Deutſch-Franzoſe auf, und bat unter dem jämmerlichſten Winſeln einen Bauer, der mit ſeinem Geſpann in der Nähe hielt, ihn doch auf ſeinen Wagen zu bringen. Ich näherte mich ſelbigem und ſah, daß ihm beide Füße weggeſchoſſen waren; er lag noch unverbunden da. Der gutmüthige Landmann war auch gleich bereit, und brachte ihn mit Hülfe ſeines Knechtes ſo ſanft als möglich auf den Wagen, bevor ſie ihm die blutigen

Stummelbeine mit Tüchern, wozu auch ich mein Taſchentuch hergab, umbunden hatten. — „Weswegen verbindet man Sie nicht?“ fragte ich ihn. — „Gott!“ ſagte er, „ich bat einen vorübergehenden Chirurg, mich zu verbinden, aber er meinte, es ſey unnütz, denn ich würde doch zum Soldatendienſt nicht mehr tauglich ſeyn. — Bringen Sie mich“ fuhr er gegen den Bauer fort, „in die nächſte Stadt zu einem Wundarzt; mein Vater wird Sie und jenen für Ihre Mühe reichlich belohnen.“

Ich ſtand noch neben dem Wagen und fragte ihn dies und jenes; da erfuhr ich, daß er der einzige Sohn eines in der Rheingegend wohnenden wohlhabenden Kaufmanns ſey.

In dieſem Augenblick kam ein franzöſiſcher Gensd'arm angeſprengt, und näherte ſich dem Wagen mit den Worten: „Bauer, fahr vor!“ Jetzt bemerkte er den auf dem Wagen liegenden Franzoſen. „Was macht Ihr auf dem Wagen?“ rief der Ungeſtüme in ſeiner Sprache dem armen Wimmernden zu. Dieſer ſagte ihm, daß er durch eine Kanonenkugel beide Füße verloren habe, aber noch nicht verbunden ſey, und er doch erlauben möchte, daß der Bauer ihn in die nächſte rückwärts gelegene Stadt zu einem Wundarzt bringen dürfe. — „Dazu ſind keine Wagen da, und überhaupt iſt Eure Heilung ganz unnütz, da Ihr zum Militairdienſt doch unfähig ſeid." — Mit dieſen Worten zog er ſeinen Säbel, und gebot dem Bauer, den Soldaten vom Wagen zu werfen. Dieſer weigerte ſich anfangs, zu gehorchen; aber die flache Klinge brachte ihn bald zum Gehorſam. Der arme Verwundete flehete, rief Gottes und des Gensd'armen Barmherzigkeit an, aber umſonſt. — Der Bauer mußte, da ſich der arme Menſch mit beiden Händen feſt am Wagen angeklammert hatte, ſeinen Knecht zu Hülfe rufen. Während der Zeit, daß dieſe beiden Menſchen Hand anlegen, um den Soldaten vom Wagen zu heben, ſprengt der Barbar heran und haut dem armen Unglücklichen die rechte Hand ab, mit welcher er ſich feſthielt! Bei dieſem Anblick ſank ich, meiner Sinne beraubt, zurück! —

Als ich mich nach einigen Augenblicken wieder erholt hatte, ſahe ich, daß der Bauer mit ſeinem Knechte den ſo verſtümmelten Krieger, der für Napoleons Herrſch- und Unterdrückungsſucht geblutet hatte, in die nahe Saale ſtürzte! *)

---

*) Dem Verfaſſer dieſes Briefs muß es nicht bekannt ſeyn, daß die franzöſiſchen Befehlshaber ſich gern der Bleſſirten entledigen; vorzüglich wenn ſie verſtümmelt bleiben.

Nachher erfuhr ich, daß der Gensd'arm, da der

Zum Beleg will ich hier eine Stelle aus des engliſchen Arztes Wittmanns Reiſe in die aſiatiſche Türkey, welche vielleicht viele meiner Leſer nicht kennen, mittheilen.

(Seite 128.) „Wahrſcheinlich war der hartnäckige Widerſtand, den die Türken bei Jaffa leiſteten, Urſach, daß der Franzoſen-General Buonaparte die ſchreckliche Niedermetzelung aller Kriegsgefangenen anbefahl. Viertauſend unglückliche Einwohner, die ſich ergeben hatten, und die umſonſt die Gnade des Ueberwinders anriefen, wurden mit ungefähr fünf bis ſechshundert Mann von der Garniſon El-Ariſch, vier Tage nach der Einnahme von Jaffa, nach den Sandhügeln, beiläufig eine halbe Stunde davon, auf der Straße gegen Gaza, geſchleppt, und auf die grauſamſte Art mit kaltem Blute niedergemacht. Ich habe die Gerippe dieſer Unglücklichen an verſchiedenen Orten dieſer Hügel geſehen, welche zur ewigen Schande einer Nation, die ſich als civiliſirt brüſtet, ein heutiges Golgatha vorſtellen. Der Urheber dieſer Reiſebeſchreibung, o wie jeder empfindſame Menſch, würden ſich ohne Zweifel freuen, eine nicht zweideutige Widerlegung einer ſo ſcheußlichen Begebenheit zu ſehen: aber leider muß ich hinzuſetzen, daß ſich die wilde Grauſamkeit dieſes Franzoſen-Generals durch einen noch ſcheußlichern Zug ausgezeichnet hat. Da man mir ſagte, daß der Obergeneral noch vor ſeinem Rückzuge aus Syrien alle zu Jaffa liegende verwundete und kranke Franzoſen durch beigebrachtes Gift ſich vom Halſe geſchafft habe, ſo wollte ich mich einer Thatſache vergewiſſern, Verſtümmelte ſo ſehr geſchrieen und gewinſelt habe, ihm

---

von deren Wahrheit oder Ungrund natürlicher Weiſe jedermann in meiner Lage Erkundigungen einholen mußte; um ſo mehr, als man eine ſolche Handlung kaum einem von allen möglichen Laſtern und Schandthaten bedeckten Menſchen zumuthen könnte: aber leider muß ich wieder ſagen, daß man nicht nur allein dieſen unbegreiflichen mörderiſchen Vorfall vollkommen beſtätigte, ſondern, daß man uns in Egypten denjenigen zeigte, der die Stelle eines Scharfrichters ſeiner Landsleute übernahm, indem er die blutigen Befehle eines mit Macht verſehenen Corſikaniſchen Mörders ausführte.“

Obwohl Herr Wittmann den Büttel des Buonaparte nicht nennt, ſo weiß man doch jezt, daß es ein gewiſſer Apotheker, Namens Rouyer, war, der ſich weniger ſcrupelhaft, als der ſchätzungswürdige Desgenettes, bezeigte, welchem der barbariſche General am erſten den Vorſchlag machte, als ein vortreffliches ökonomiſches Syſtem, das er bei der Armee einführen wollte. Herr Desgenettes ſtieß einen ſolchen Vorſchlag mit Unwillen und Abſcheu von ſich; aber Herr Rouyer war um ſo bereitwilliger, und führte den Auftrag aus, fünfhundert und vier und achtzig franzöſiſche Soldaten in den Spitälern von Jaffa durch beigebrachtes Opium von ihren ſchlafloſen Nächten auf ewig zu befreien.

(Seite 135 u. 136.) „Gegen Abend begab ich mich nach den Sandhügeln an der Seeküſte, welche ohngefähr drei Meilen vom Lager entfernt waren; hier war es, wo auf Befehl des franzöſiſchen Generals Buoden Degen durch die Bruſt geſtoßen und ihm dann einige Napoleonsd'or nebſt der Uhr genommen habe.

Ich muß ſchließen, die Hand verſagt mir den Dienſt; denn:

---

naparte, einige Tage nach der Einnahme von Jaffa, die türkiſchen und chriſtlichen Kriegsgefangenen auf die ſchrecklichſte Weiſe niedergemetzelt wurden. — Ich habe bereits anderswo von dieſem General Meldung gethan, wovon die Schande ganz auf den, der den Befehl dazu gab, zurückfallen muß.

Ich muß hier noch bemerken, daß ein beträchtlicher Zeitraum der Uebergabe verfloſſen war. und daß folglich eine kalte Ueberlegung ſich an die Stelle aller übrigen Rückſichten einfinden mußte; auch war der Platz, wo ſie niedergemacht wurden, wenigſtens eine halbe Stunde entfernt von dem Orte, wo man ſie gefangen hielt, welches zuſammen einen Beweis von einer eben ſo tyranniſchen als grauſamen Rachbegierde liefert, die (man muß es zur Ehre des menſchlichen Geſchlechts hoffen,) nie wieder bei civiliſirten Nationen vorkommen, und nie die Seiten der Geſchichte bemakeln, und den Soldatenſtand entehren wird. Die ganze Oberfläche dieſer Gegend war lange Zeit mit den Gerippen dieſer Schlachtopfer bedeckt, aber da ich hinging, waren ſelbige nicht mehr in ſo großer Anzahl, weil der Großvezier alle noch ganze Todtenkörper in ein eigenes dazu gegrabnes Loch werfen ließ, jedoch findet man an allen dieſen Anhöhen Schädel, Gebeine, Kleider ꝛc.

Ach! meine Seele umzieht ein Gewölk, wie im tobenden Meere
Blitzgeſchwängerte Nacht jammernde Schiffe bedeckt.
Traurig iſt meine Seel' und gebeugt, wie die wankende Aehre
Wenn der Hagel ſie knickt, oder der Regen verſchwemmt.

Nachſchrift des Herausgebers.

Der gute Bauer, ein wohlhabender Mann aus dem Niederſächſiſchen, welchen der ſchändliche Gensd'arm zu ſeinem Werkzeuge gebrauchte, iſt nach dieſer Begebenheit in tiefe Schwermuth geſunken und man fürchtet ſehr, daß ſein Gemüthszuſtand ſich noch verſchlimmern wird.

IV.

Ueber grobe Beſtechlichkeit der Staatsdiener im ehemaligen Königreich Weſtphalen.

In keinem Lande herrſcht die ſchamloſeſte Beſtechlichkeit und Bureaucratie mehr, als in Frankreich, und auch in Weſtphalen hatte ſie ſchon eine ziemliche Höhe erreicht. Es iſt zwar bekannt, daß das Laſter der Beſtechlichkeit in jedem Lande zu Hauſe iſt, es werden aber doch wenigſtens gewiſſe Formen beobachtet; man muß doch zum mindeſten auf eine Wendung denken, mit welcher man dem Miniſter und andern hohen Staatsbeamten das Herz erweichende Mittel beibringt. Aber in Frankreich und Weſtphalen war dies ganz anders; hier ſagt der Staatsbeamte und ſein Bureau-Chef, gleich dem General im feindlichen Lande: „So viel muß ich haben, „oder eure Sache geht nicht durch, wenn auch das Recht „auf eurer Seite iſt.“

Deswegen wurden oft die Maires oder deren Abgeordnete, wenn ſie mit dem edlen Metall nicht umzugehen wußten, von den Präfekten und deren Bureaubedienten ſehr grob und undelikat entlaſſen, und erhielten auf ihre Anfrage entweder gar keinen, oder einen ſehr zweideutigen Beſcheid, und nur, wenn ſie ihren Fehler eingeſehen hatten, erheiterten ſich die Geſichter ihrer Herren Patrone wieder.

Mit der Conſcription war es in den letzten Jahren eben ſo. Ich habe viele Rekruten geſehen, aber ich fand keinen darunter, der fünf Louisd'or hätte aufbringen können, es ſey denn, daß der Maire des Orts ſein oder ſeiner Eltern Feind war.

Beſtand das Königreich Weſtphalen noch zehn Jahr, ſo bin ich völlig überzeugt, jede Staatsſtelle wäre käuflich geworden; nur Goldſtücke gaben die Fähigkeit zur Verwaltung derſelben: Bartſcheerer erhielten dann Predigerämter und Schuhputzer und Keſſelflicker die erſten Staatsſtellen, wenn ſie nur Geld hatten und dieſes auf die rechte Art zu vertheilen wußten *).

---

*) Merkwürdig iſt es, daß die letzte Predigerſtelle, welche vor der Aufhebung des Königreichs Weſtphalen, im * * * Departement vergeben wurde, einem jungen Menſchen zufiel, der ſich den Weg der Beſtechung durch einen

Schon jetzt ſahe man unwiſſende Juriſten, welche bei der vorigen Regierung Betrügereien verübt hatten; Buchhandlungsdiener und Burſchen, welche ihren Principalen Bücher geſtohlen und die Kupfer aus Almanachen und Prachtwerken entwendet hatten und dann fortgejagt waren; verlaufene Studenten und lüderliche Candidaten, welche ſich bisher vom Hazardſpiel erhielten; banquerottirte Kaufleute; entlaufene Schüler und ſogar Handwerksburſchen, welche ſich durch höchſte Arroganz auszeichneten, nicht unbedeutende Poſten in den verſchiedenen Zweigen der Finanzen und der Landesverwaltung einnehmen, oder doch ihre baldige Anſtellung erwarten.

Was konnte man nun von ſolchen Menſchen nicht alles hoffen; und welche grobe und undelikate Beſtechlichkeit fand hier nicht ſtatt?

Im Winter des Jahrs 1811, ehe Napoleons Zug

Schneider bahnte. Obgleich viele verdiente Männer ſich zu dieſer Stelle gemeldet hatten, und auch das Conſiſtorium gern einen ſolchen Mann angeſtellt wünſchte; ſo zog die magnetiſche Kraft des Geldes erſtern, ungeachtet ſeiner Jugend, auf den entledigten Predigerſtuhl. — Ein anderer junger Menſch, welcher eben erſt die Univerſität verlaſſen hatte, zahlte etwas früher für eine Pfarrerſtelle vier hundert Louisd'or! —

nach Moſkau ging, war das ganze Königreich mit franzöſiſchem Militair überſchwemmt, welches mit ſeinen Pferden und übrigem Anhange von den Einwohnern gefüttert werden mußte, und dieſe ſchwere Laſt drückte neben den unerſchwinglichen Abgaben den Bürger und Landmann faſt zu Boden. — In einem Departement des Königreichs lagen Cavallerie-Abtheilungen, welche nicht allein in der Departementsſtadt, ſondern auch in den Diſtriktsſtädten und den umliegenden Dörfern einquartirt waren. In eins dieſer Dörfer wurden, weil es ziemlich groß iſt, 250 Mann gelegt, welche Zahl nach Verhältniß der auf kleinern Dörfern Einquartirten viel zu gering war; aber der Herr Amtmann dieſes Dorfs war der Freund des Bureau-Chefs der Präfectur, und dies war die Urſach jener Favoriſirung. Doch auch dieſe leichte Bequartirung dünkte dieſem Herrn viel zu läſtig, und er glaubte, daß gar keine Einquartirung beſſer ſey, als dieſe geringe. Er machte daher ſeinem Freunde, dem Ortsmaire, die Propoſition, daß, wenn er ihm aus der Gemeinde-Caſſe funfzig Thaler bewillige, für welche Summe er ſeinen Freund, den Bureau-Chef, in ſein Intereſſe zu ziehen gedächte, er die Anzahl der bei ihnen einquartirten Franzoſen auf die Hälfte verringern wollte. Dieſe Sache wurde dem Municipalrath der Gemeinde vorgelegt und man bewilligte jene geforderten funfzig Thaler. Der Herr Amtmann fuhr nach der Stadt, beſtellte Rock, Beinkleider, Weſte und Stiefeln, und nachdem dieſes alles gefertigt war, wurde dieſer complette Anzug dem Herrn Bureau-Chef nebſt der ſchriftlichen Bitte, der Gemeinde die ſo große Laſt zu erleichtern, übergeben. Dies ſehr handgreifliche Geſchenk hatte den gewünſchten Erfolg; nur die Hälfte der Truppen blieb dort, und eine andere Gemeinde, die bereits übermäßig belegt war, mußte die zweite Hälfte noch mit tragen.

Dieſer würdige Bureau-Chef verſtand auch die Launen ſeines Prinzipals ſehr gut zu ertragen; er wurde Bettelbube oder Freund genannt, dies war ihm für den Augenblick gleich; denn er wußte ihn doch zur andern Zeit wieder zu verarbeiten.

Solche undelikate Geſchenke würde gewiß kein Mann von Bildung annehmen.

Mehrere der Herren Präfecten, wenige rechtliche Männer ausgenommen, wählten auch zu den Canton- und Orts-Mairen gern große Oeconomen und Beamte, damit das Futter ihrer Pferde nicht viel koſtete. Der Bureau-Chef der Präfectur gab dann gewöhnlich jenen einen Wink über die Bedürfniſſe in der Wirthſchaft ſeines Patrons, als: Mangel an Wildpret, Federvieh, Holz, Heu, Stroh u. ſ. w., und lange Zögerung war hier nicht gut angewandt. Dafür konnten die Herren Maire denn auch wieder Gefälligkeiten verlangen, welche dann gewöhnlich auf Koſten der Gemeinden bewilligt wurden. Kurz, in den einzelnen Departements des Königreichs Weſtphalen ging es beinahe eben ſo her, als auf den Inſeln des Archipels, die unter dem Schutze der Ottomanniſchen Pforte ſtehen; noch zehn Jahre eben dieſe Regierung, und es war jenem Lande ganz gleich *). Wer dem Präfecten und ſeinem Anhange nicht gab, wurde gedrückt, wo ſich Gelegenheit dazu fand. Seine Despotie, welche er dann bewies (denn jeder war ein Vicekönig des ſchwachen Vicekönigs Hieronymus) überſtieg alle Begriffe.

---

*) Ein neuerer Reiſender ſagt in ſeiner Beſchreibung der Türkey und deren Inſeln, in dem Kapitel über die Verwaltung: „Für einige Beutel kann ein Janitſchar ein kleiner Aga werden, und dieſer Aga kann nach ſeinem Gefallen handeln, wie er will. Man hört nichts im Lande, und man weiß von keiner andern Ausübung der Gerechtigkeit, als: er bezahlt zehn, zwanzig, dreißig Beutel; man gebe ihm fünfhundert Stockſchläge, oder haue ihm den Kopf ab. Eine ungerechte Handlung zwingt zu größerer Ungerechtigkeit. Hat man einen Bauer geplündert, ſo ſetzt man ſich in die Nothwendigkeit, auch den Nachbar zu berauben; denn um vor der erheuchelten Gerechtigkeit des Paſcha Gnade zu finden, muß man ſich durch ein zweites Verbrechen die Mittel verſchaffen, für das erſte Strafloſigkeit zu erkaufen.

Bei den Requiſitionen, welche für die franzöſiſche Armee, die im Frühjahr 1813 unter dem Vicekönig von Italien eine Stellung zwiſchen Magdeburg und dem Harze genommen hatte, gemacht wurden, waren auch ſtarke Viehlieferungen, welche die Gemeinden mehrerer Departementer des Königreichs Weſtphalen an Ochſen und Kühen leiſten mußten. Der Magaſinier, ein Israelit, welchen die weſtphäliſche Regierung hierzu beſtellt hatte, und welcher unmittelbar unter der Aufſicht des Präfecten des *** Departements ſtand, hatte dieſe Viehlieferungen von ſehr vielen Gemeinden doppelt genommen, und mehrere Beſchwerden liefen hierüber bei der Präfectur ein. Der Herr Präfect entrüſtete ſich über dieſe Ungerechtigkeit dergeſtalt, daß er augenblicklich den Magaſinier zu ſich fordern ließ, und ihn zur Rede ſtellte. Er war kein Freund des Juden, weil der unverſchämte Israelit ſchon öfters ſein Kapital von 50 000 Franken, welches jener ihm zu zahlen ſchuldig war, mit Ungeſtüm, aber immer vergebens, verlangt hatte. Der Israelit bittet, Nachſicht, ſo wie er ſie gehabt hätte, auch mit ihm zu haben. Nach kurzen Debatten vereinigen ſich beide dahin, daß der Präfect den ausgeſtellten Schein zurück erhält und der israelitiſche Lieferant die eingezogenen, vielleicht doppelt ſo viel betragenden Lieferungen an Getraide und Vieh behält.

Die armen Harzbewohner, deren ganzer Reichthum vielleicht oft nur in einem Stück Rindvieh beſteht, hatten umſonſt Thränen der Wehmuth und des Mitleids geweint.

Tauſend ſolche und ähnliche Facta, die alle notoriſch gewiß ſind, könnte man hier anführen. — Die Zeit wird den Schleyer lüften! —

V.

Napoleons ſchändliche Intriguen, ſich der Perſon des Königs von Spanien zu bemächtigen.

Kein Monarch in der Welt iſt wohl für bewieſene Treue und Ergebenheit ſchlechter belohnt worden, als der König von Spanien, Karl IV., von Napoleon. Ungeachtet der Bande des Bluts, der Ehre, des Intereſſe und der Dankbarkeit, welche die ſpaniſchen Bourbons an die Sache der franzöſiſchen Bourbons knüpften, hat kein Monarch erſt der Sache der Rebellion, und hernach zur Erhebung und Größe Napoleons mehr die Hand gereicht, als der König von Spanien und vorzüglich deſſen Premier-Miniſter, der Friedensfürſt. Dieſer ſchwachköpfige Emporkömmling *) opferte Spaniens Flotten,

---

*) Es iſt nöthig, dieſen Mann, dem Spanien ſeinen Fall verdankt, hier etwas näher kennen zu lernen. Der Premierminiſter, oder vielmehr Vicekönig von Spanien, der Friedensfürſt, ſtand ehemals in den Gliedern der

Armeen und Schätze dem Kaiſer von Frankreich. Ohngeachtet dieſer Opfer ſollten die Könige von Spanien aus

---

Garde. Er war ein guter Harfenſpieler, und durch dieſe Kunſt zog er bald die Aufmerkſamkeit der Hofdamen auf ſich. — Eine Intrigue ſeines ältern Bruders mit der Königin, damaligen Prinzeſſin von Aſturien, die von dem letzten König entdeckt wurde, brachte ihn zuerſt als Harfenſpieler an den Hof; und als ſein Bruder exilirt war, wurde ihm die Correspondenz der Prinzeſſin mit ihrem Galan anvertraut. Als ſie den Thron beſtiegen hatte, fand er es vortheilhafter, den Liebhaber, als den Bothen zu machen, und er dachte darauf, ſeinen Bruder aus der Gunſt der Königin zu verdrängen. — Da ihm der Plan gelang, ſo ward er mit Würden und Reichthümern überladen; und, was das Wunderſamſte war, je weniger die Königin ihre Partheilichkeit für ihn verhehlte, deſto größer wurde auch die Anhänglichkeit des Königs für ihn, und es entſtand ſeitdem ein Wetteifer zwiſchen dem königlichen Paar, wer durch die Zuziehung dieſes Menſchen, nicht nur zu den Vergnügungen des Hofes, ſondern auch zu den wichtigſten Regierungsgeſchäften Geburt und Pöbel am meiſten vergeſſen und herabwürdigen wollte. Wäre er mit geſundem Verſtande begabt geweſen, oder hätte er nur ein geringes Maaß von Delicateſſe, Edelmuth oder Weltklugheit beſeſſen; ſo würde er ſie, während er aus ihrer unvorſichtigen Herablaſſung Vortheil zog, abgehalten haben, ihre Schwäche dem Gerede und dem Gelächter der Höflinge blos zu ſtellen, und ſich zu Gegenſtänden des Spottes und des Skandals unter dem Volk zu machen; er würde ſie gewarnt haben vor der Gefahr, die allzeit die Publicider Reihe der Regenten geſtrichen werden, weil Napoleon keinen Bourbon auf einem Nachbar-Thron dulden

---

tät der Schwächen und Fehler der Fürſten begleitet, beſonders aber in der gegenwärtigen Zeit der Verwirrung und der Neuerungen.

Da die Spaniſche Monarchie, während der zwölf Jahre, die der Friedensfürſt am Ruder der Regierung war, mehr herunter gekommen war, als in dem ganzen Zeitraum, da Fürſten aus dem Hauſe Bourbon auf dem ſpaniſchen Thron ſaßen; ſo ſuchte der Thronerbe, der junge Prinz von Aſturien, mit aller Mäßigung, die mit der Pflicht und der Würde vereinbar war, einen Emporkömmling zu entfernen, der eben ſowohl wegen ſeiner Unſittlichkeit, als wegen ſeiner Unfähigkeit, allgemein verachtet ward, und der, wenn er noch länger im Namen Karls IV herrſchte, ſeinen König und ſein Vaterland ohnfehlbar zu Grunde gerichtet hätte; aber es glückte ihm nicht! — Noch viel unwiſſender und eingebildeter, als die Emporkömmlinge gemeiniglich ſind, behandelte der Friedensfürſt, alle durch Geburt oder Talente über ihn erhabne Perſonen, die nicht ſeine Mitſchuldige oder Werkzeuge ſeyn wollten, mit der größten Unverſchämtheit. Indem er ſich auf den Schutz der Königin und die Schwäche des Königs verließ, erniedrigte und kränkte er nicht blos den Spaniſchen Adel, ſondern trotzte ihm offenbar und beſchimpfte ihn. Napoleon benutzte ihn zu ſeinen Plänen ſo lange, bis er mit ſeinem Monarchen die Freiheit verlor, worüber die obige Darſtellung Aufſchluß giebt.

wollte. — Die Mittel, deren er ſich zur Erreichung ſeines Zwecks bediente, und wodurch er ſich der Perſon des Königs von Spanien bemächtigte, hat der ſpaniſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Don Pedro Cevallos, für ganz Europa durch Actenſtücke ans Licht geſtellt, welche wir unſern Leſern hier wörtlich mittheilen wollen, da ſie in Deutſchland wenig bekannt geworden ſind:

* * *

Spanien und der ganzen Welt die Mittel bekannt zu machen, deren man ſich bedient hat, ſich der Perſon unſers Königs Ferdinand VII. zu bemächtigen, und dieſe mächtige und großmüthige Nation zu unterjochen, iſt ein Werk, eines Mannes würdig, der, wie ich, die Mittel beſitzt, es auszuführen; da mich die Umſtände in eine Lage verſetzt hatten, wo ich Zeuge der Ereigniſſe ſeyn konnte, die der Kataſtrophe von Bayonne voran gingen. Es war nicht in meiner Gewalt, dies bis jetzt bekannt machen zu können, weil, außerdem, daß ich nicht frei war, ich noch nicht alle die Documente geſammelt hatte, die dieſer meiner Darſtellung zu Beweiſe dienen konnten. Es fehlen indeſſen doch noch einige, die man hat verbrennen müſſen, wegen gefährlicher Umſtände, die ihnen von allen Seiten droheten. Andere ſind durch verſchiedene Umſtände, die mit dieſer unglücklichen Epoche in Verbindung ſtehen, verloren gegangen; aber diejenigen, welche ich hiermit darbiete, ſind hinreichend, die Gewalt zu bezeugen, mit der man unſern vielgeliebten König und die ganze Nation behandelt hat.

Obgleich das Betragen Spaniens in Hinſicht von Frankreich ſeit dem Basler Frieden, dieſer außerordentlich intereſſanten Epoche der politiſchen Geſchichte dieſer letzten Zeiten, genau mit dem wichtigen Ereigniß, wovon dieſe Darſtellung handelt, verbunden iſt, iſt es doch nicht nothwendig, die Hauptmomente deſſelben hier wieder in Erinnerung zu bringen. Es iſt genug, daß man eine der Nation und Europa bekannte Sache hier wieder in Erinnerung bringe, nämlich, daß das politiſche Syſtem Spaniens während dieſer ganzen Periode darin beſtanden habe, mit Frankreich in Freundſchaft und gutem Verſtändniß zu verharren, und zu jedem Preis die im Jahre 1796 geſchloſſene Allianz zu halten.

Um dieſen Zweck zu erreichen, giebt es kein Opfer, das Spanien nicht gebracht hätte; und da die Erhaltung des Friedensfürſten in der hohen Stufe von Gunſt, in der er bei Karl dem IV ſtand, größtentheils von der Fortſetzung dieſes Syſtems, abhing, ſo beharrte man daein mit der größten Standhaftigkeit und der ſcrupulöſeſten Aufmerkſamkeit. Flotten, Armeen, Schätze, alles ward Frankreich aufgeopfert; es giebt keine Demüthigung, die man nicht ertragen hätte, keine Unterwerfung, die man nicht gethan hätte, um den immerwährenden Forderungen der franzöſiſchen Regierung Genüge zu leiſten, aber nie bot ſich die Idee dar, die Nation gegen die Manöver eines Alliirten ſicher zu ſtellen, der Europa als Eroberer durchzog.

Der Traktat von Tilſit, durch welchen das Schickſal der Welt in die Hände Napoleons gegeben worden zu ſeyn ſchien, war kaum geſchloſſen, als er ſeine Blicke nach Weſten wendete, und das Urtheil über Spanien und Portugal ſprach.

Damals war es, als der Kaiſer die für Spanien ſo unglücklichen Entwürfe machte, und daran dachte, damit anzufangen, es zu entwaffnen, indem er ein anſehnliches Corps unſerer Truppen verlangte, um ihre Tapferkeit in entfernten Gegenden und für fremdes Intereſſe in Anwendung zu bringen. Er erreichte dies ohne Schwierigkeit, und man gab ihm ein prächtiges Corps auserwählter Truppen, beſtehend in 16000 Mann von jeder Waffe, zur Dispoſition.

Es war nicht ſo leicht, ſich Spaniens zu bemächtigen, als Napoleon es ſich dachte. Es war vor allem nothwendig, einen Vorwand zu ſuchen, den kühnen und gigantiſchen Plan ins Werk zu ſetzen, eine freundſchaftliche und alliirte Nation zu unterjochen, die Frankreich ſo viele Opfer gebracht hatte, und deren Treue und Charakteradel der Kaiſer ſelbſt gelobt hatte.

Demnach ward beſchloſſen, vermittelſt des franzöſiſchen Ambaſſadeurs, Zwietracht in der königlichen Familie von Spanien aufzuregen und zu erhalten.

Dieſem Letztern, obgleich er nicht wohl ganz in den letzten Gedanken ſeines Herrn eingeweiht ſeyn mochte, gelang es, den Prinzen von Aſturien zu verleiten, und ihm die Idee beizubringen, ſich mit einer dem Kaiſer verwandten Prinzeſſin zu vermählen. Das trübe Gefühl, womit Se. Königl. Hoheit gequält waren, und das durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden bewirkt ward, die eben ſo bedauernswürdig als öffentlich bekannt waren, und ſein Wunſch, eine andere Verbindung zu vermeiden, zu der man ihn zwingen wollte, und die eben darum, weil ſein größter Feind ſie in Vorſchlag brachte, ihm verhaßt war; alle dieſe vereinigten Urſachen beſtimmten ihn, den Eingebungen des Geſandten Gehör zu geben, doch mit dem Vorbehalt, daß man die Einwilligung ſeiner erhabenen Aeltern vor allem zu erhalten ſuchen müßte; in der Ueberzeugung, daß ein ſolcher Schritt die damals zwiſchen den beiden Kronen beſtehende Freundſchaft und Allianz noch feſter knüpfen würde. Se. königl. Hoheit, von ſo mächtigen Gründen in politiſcher Rückſicht hingeriſſen, und dem ſteten Anhalten des Ambaſſadeurs nachgebend, ſchrieb demzufolge an Se. Kaiſerl. Majeſtät.

Es war einige Tage, nachdem unſer vielgeliebter Prinz dahin gebracht war, dieſen Brief zu ſchreiben, als die ſcandalöſe Gefangennehmung ſeiner erhabenen Perſon, in der königl. Abtei von St. Laurenz, ſtatt hatte, und das noch ſcandalöſere Decret, das man dem König geben ließ, und welches an den Rath von Kaſtilien erging, erſchien. Es giebt ganz triftige Urſachen, zu glauben, daß dieſelbe unbekannte Hand, welche dieſe vorgebliche Conſpiration ſcheitern machte, die, irgend eines, zur Ausführung des von Napoleon entworfenen Plans gebrauchten franzöſiſchen Agenten war.

Glücklicherweiſe hatte die ſpaniſche Nation, durchdrungen von der Gefahr ihrer Lage, einen richtigen Begriff von der Moralität und den religiöſen Grundſätzen ihres Prinzen von Aſturien, und ſie argwöhnte ſogleich, daß dieſe ganze Geſchichte eine eben ſo abgeſchmackte als kühne Verläumdung war, erfunden von dem Günſtling, und das einzige Hinderniß, das ſich damals ſeinen Abſichten entgegen ſetzte, ihn aus dem Wege zu räumen.

Es iſt bekannt, daß gleich nach der Gefangennehmung des Prinzen von Aſturien der König Vater an den Kaiſer ſchrieb, ohne Zweifel auf Eingebung des Günſtlings, um ſich über die heimlichen Verhältniſſe des Geſandten Beauharnois mit dem Prinzen von Aſturien zu beklagen, und ſein Erſtaunen darüber auszudrücken, daß der Kaiſer nicht in einem unter Souverainen ſo wichtigen Gegenſtande Sr. Königl. Majeſtät einige vorhergehende Eröffnungen gemacht habe.

Da die Gefangennehmung des Prinzen von Aſturien und vor allem das gegen ſeine Königl. Perſon fulminirte ſcandalöſe Decret, eine der Erwartung des Günſtlings ganz entgegenlaufende Wirkung hervorgebracht hatte, fing er an, etwas furchtſam zu werden, und ſo fand er es für dienlich, nachzugeben, und ſich als Vermittler einer Ausſöhnung, zwiſchen den erhabenen Aeltern und ihrem Sohne, aufzuwerfen. In dieſer Abſicht fabricirte er, ſo wie dies durch den auf Befehl des Königs von dem Conſeil publicirten Auszug der Affaire von Escurial erhellt, gewiſſe Briefe, die er den Prinzen unterſchreiben ließ, während dieſer im Gefängniß war; welche Briefe, nachdem ſie den erhabenen Aeltern übergeben worden waren, dieſe gerührt haben ſollen; und durch dieſe ſonderbaren Mittel erhielt der Prinz eine ſcheinbare Freiheit. So war der Zuſtand der Dinge, als ein franzöſiſcher Courier, mit einem am 27. October zu Fontainebleau, von Don Eugenio Izquierdo, als Bevollmächtigten Sr. Kathol. Majeſtät und dem Marſchall Duroc, im Namen des Kaiſers der Franzoſen, geſchloſſenen und unterzeichneten Tractat, ankam. Der Inhalt deſſelben folgt hier:

Geheimer Tractat zwiſchen Sr. Kathol. Majeſtät und Sr. Maj. dem Kaiſer der Franzoſen, durch welchen die hohen contrahirenden Partheien alles, was auf das künftige Schickſal von Portugal Bezug hat, feſtſetzen.

Fontainebleau, den 27. Oct. 1807.

Wir, Napoleon, durch Gottes Gnade und die Conſtitution Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Protector des Rheinbundes. Da wir den, von dem Diviſionsgeneral, Großmarſchall unſers Pallaſtes, Großkreuz der Ehrenlegion ꝛc. ꝛc. Michel Duroc, kraft der von uns zu dieſem Ende ihm verliehenen Vollmacht, mit Don Eugenio Izquierdo de Riba Y Lezaun, Staats- und Kriegsrath Sr. Maj. des Königs von Spanien, gleichmäßig mit Vollmachten ſeines Souverains verſehen, zu Fontainebleau geſchloſſenen und unterzeichneten Tractat geſehen und unterſucht haben, welcher Tractat folgenden Inhalts iſt: „Se. Majeſtät, der Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, und Se. Katholiſche Majeſtät, der König von Spanien, den Wunſch hegend, mit gemeinſchaftlicher Uebereinſtimmung die Intereſſen der beiden Staaten zu reguliren, und das künftige Schickſal Portugals auf eine der geſunden Politik, nach dem Verhältniß der beiden Länder, angemeſſene Weiſe zu beſtimmen, haben zu ihren bevollmächtigten Miniſtern erwählt, nämlich: Se. Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, den Diviſionsgeneral Michel Duroc, Großmarſchall des Pallaſtes, Großkreuz der Ehrenlegion; und Se. Katholiſche Majeſtät, der König von Spanien, Don Eugenio Izquierdo de Riba Y Lezaun, Seinen Staats- und Kriegsrath, welche, nachdem ſie ihre Vollmachten ausgewechſelt hatten, über folgende Puncte übereingekommen ſind:

Artikel I.

Die Provinz Entre Mino Y Duero ſoll in völligem Eigenthum und Souverainität Sr. Majeſtät, dem König von Etrurien, mit dem Titel: „König von dem nördlichen Luſitanien,“ cedirt werden.

Art. II.

Die Provinz Alantejo und das Königreich Algarvien ſollen mit völligem Eigenthum und Souverainität dem Friedensfürſten cedirt werden, um ſie unter dem Titel eines Fürſten von Algarvien inne zu haben.

Art. III.

Es ſoll über die Provinzen Beira, Tras los Montes und der portugiſiſchen Eſtremadoure nur erſt bei einem allgemeinen Frieden disponirt werden, und alsdann nach den Umſtänden und dem gemäß, worüber man zwiſchen den beiden hohen contrahirenden Partheien übereinkommen wird.

Art. IV.

Die Nachkommen Sr. Majeſtät des Königs von Etrurien ſollen das Königreich des nördlichen Luſitanien erblicher Weiſe und nach den in der, den Thron von

Spanien occupirenden Familie feſtgeſetzten Succeſſionsgeſetzen in Beſitz haben.

Art. V.

Die Nachkommen des Friedensfürſten ſollen das Fürſtenthum Algarvien erblicher Weiſe und nach den in der, den Thron von Spanien occupirenden Familie feſtgeſetzten Succeſſionsgeſetzen in Beſitz haben.

Art. VI.

Wenn weder Nachkommen noch rechtmäßige Erben des Königs von Etrurien, oder des Fürſten von Algarvien vorhanden ſeyn ſollten, wird der König von Spanien über dieſe Länder durch Inveſtitur diſponiren, auf die Weiſe, daß ſie nur auf ein und daſſelbe Haupt vereinigt, noch mit der Krone von Spanien verbunden werden.

Art. VII.

Das Königreich des nördlichen Luſitanien und das Fürſtenthum Algarvien, ſollen Se. Katholiſche Majeſtät, den König von Spanien, als Protector anerkennen, und in keinem Fall ſollen die Souveraine dieſer Länder ohne Seine Einwilligung Krieg oder Frieden ſchließen.

Art. VIII.

In dem Fall, daß die in Sequeſter gehaltenen Provinzen Beira, Tras los Montes, und das portugieſiſche Eſtremadoure, bei einem allgemeinen Frieden dem Hauſe Braganza zufallen ſollten, als Austauſch für Gibraltar, Trinitates, oder andere Kolonien, welche die Engländer von Spanien und ſeinen Alliirten erobert haben, ſo ſoll der neue Souverain dieſer Provinzen gegen Se. Königl. Majeſtät den König von Spanien dieſelben Verpflichtungen haben, als der König des nördlichen Luſitanien und der Fürſt von Algarvien.

Art. IX.

Se. Majeſtät, der König von Etrurien, cedirt das Königreich Etrurien in völligem Eigenthum und Souverainität dem Kaiſer der Franzoſen und König von Italien.

Art. X.

Sobald die Provinzen von Portugal definitiv occupirt ſeyn werden, ſollen die verſchiedenen Fürſten, die den Genuß davon haben ſollen, reſpectiverweiſe Commiſſarien ernennen, um die natürlichen Gränzen zu beſtimmen.

Art. XI.

Se. Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen und König von Italien garantirt Sr. Kathol. Majeſtät dem König von Spanien den Beſitz Seiner ſüdlich der Pyrenäen belegenen Staaten auf dem Continent von Europa.

Art. XII.

Se. Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen und König von Italien verpflichtet ſich, Se. Kathol. Majeſtät als Kaiſer der beiden Amerika's anzuerkennen, wenn alles dahin gediehen ſeyn wird, daß Se. Majeſtät dieſen Titel annehme; dies kann bei einem allgemeinen Frieden, oder ſpäteſtens in drei Jahren ſtatt haben.

Art. XIII.

Die zwei hohen contrahirenden Mächte werden gegenſeitig über eine gleiche Theilung der Inſeln, Colonien oder andern portugieſiſchen Beſitzungen jenſeits des Meers übereinkommen.

Art. XIV.

Der gegenwärtige Tractat ſoll geheim gehalten werden. Er ſoll ratificirt und die Ratification ſpäteſtens in einem Zeitraum von zwanzig Tagen, nach dem

Tage dieſer Unterzeichnung, zu Madrid ausgewechſelt werden.

So geſchehen zu Fontainebleau, den 27ſten October 1807.

(Unterzeichnet:)

Duroc. E. Izquierdo.

Wir haben genehmigt und genehmigen durch Gegenwärtiges vorſtehenden Tractat und alle und jede darin enthaltenen Artikel. Wir erklären ihn angenommen, ratificirt und beſtätigt, und verſprechen, ihn unverbrüchig zu halten.

Zum Beweiſe deſſen haben wir Gegenwärtiges ausgegeben, mit unſerer Hand unterzeichnet und mit unſerm Kaiſerl. Inſiegel geſiegelt, zu Fontainebleau, den 29ſten October 1807.

(Unterzeichnet:)

Napoleon.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten

Champagny.

Der Staatsſecretair

Maret.

Geheime Convention, geſchloſſen zu Fontainebleau, zwiſchen Sr. Maj. dem König von Spanien und Sr. Maj. dem Kaiſer der Franzoſen, durch welchen die zwei hohen contrahirenden Mächte alles reguliren, was auf die Occupation von Portugal Bezug hat.

„Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Conſtitution Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, die zu Fontainebleau, den 27. October 1807, von dem Diviſionsgeneral, Michel Duroc ꝛc. kraft der ihm von uns verliehenen Vollmacht, einer Seits, und von der andern Don Eugenio Izquierdo de Riba Y Lazaun, Staats- und Kriegsrath Sr. Majeſtät des Königs von Spanien, gleichmäßig mit Vollmachten ſeines Souverains verſehn, geſchloſſene regulirte und unterzeichnete Convention geſehen und unterſucht habend, welche Convention von folgendem Inhalt iſt ꝛc.“

„Se. Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen, König von Italien, Protector des Rheinbundes, und Se. Königl. Maj. der König von Spanien, wünſchend, ein Arrangement in Bezug auf die Occupation und Eroberung von Portugal zu treffen, nachdem am heutigen Tage unterzeichneten Traktat, haben ernannt, nämlich: Se. Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen ꝛc. ꝛc. den Diviſionsgeneral Michel Duroc ꝛc., und Se. Königl Maj. der König von Spanien, Don Eugenio Izquierdo ꝛc., welche, nachdem ſie ihre Vollmachten ausgewechſelt hatten, über folgende Artikel übereingekommen ſind:

Artikel I.

Ein Corps Kaiſerl. franzöſiſcher Truppen, aus 25000 Mann Infanterie und 3000 Mann Kavallerie beſtehend, ſoll in Spanien einrücken und directe auf Liſſabon marſchiren; zu dieſen Truppen ſoll ein Corps von 8000 Mann ſpaniſcher Infanterie und 3000 Mann Cavallerie, mit 30 Kanonen, ſtoßen.

Art. II.

Zur ſelben Zeit ſoll eine Diviſion ſpaniſcher Truppen, 10,000 Mann an der Zahl, Beſitz von der Provinz Entre Mino y Duero und der Stadt Oporto nehmen; und eine andere Diviſion von 6000 Mann, ebenfalls ſpaniſcher Truppen, ſoll Beſitz von Alentejo und dem Königreich Algarvien nehmen.

Art. III.

Die franzöſiſchen Truppen ſollen von Spanien approviſioniert und ihr Sold ſoll von Frankreich bezahlt werden, während ihres Durchmarſches durch Spanien.

Art. IV.

Von dem Augenblick, da die combinirten Truppen Portugal werden betreten haben, ſoll die Regierung der Provinzen Beira, Tras los Montes und Eſtremadoure (die im Zuſtande des Sequeſters bleiben ſollen) dem die franzöſiſchen Truppen kommandirenden General anvertraut, und die Contributionen, welche ihnen auferlegt werden, ſollen zum Vortheil Frankreichs gehoben werden. Die Provinzen, welche das Königreich des nördlichen Luſitanien und das Fürſtenthum Algarvien bilden ſollen, ſollen von den, die ſpaniſchen Diviſionen kommandirenden Generälen, die Beſitz davon nehmen, regiert und adminiſtrirt werden, und die ihnen auferlegten Contributionen ſollen zum Vortheil von Spanien gehoben werden.

Art. V.

Das Corps des Centrums ſoll unter dem Befehle des die franzöſiſchen Truppen Commandirenden ſtehen, welchem die bei der Armee befindlichen Spanier gehorchen ſollen. Wie dem auch ſey, wenn der König von Spanien, oder der Friedensfürſt es für dienlich erachten ſollten, ſich bei dieſen Corps einzufinden, ſo ſollen die franzöſiſchen Truppen, ſo wie der General, der ſie kommandirt, unter ihrem Befehle ſtehen. Ein Corps von 40,000 Mann franzöſiſcher Truppen ſoll ſpäteſtens bis zu dem darauf folgenden 20. November zu Bayonne verſammelt ſeyn, um ſich bereit zu halten, in Spanien einzurücken, um nach Portugal zu marſchiren, im Fall die Engländer Verſtärkungen daher ſchicken, oder mit einem Angriff drohen ſollten. Dieſes additionelle Corps ſoll dennoch nicht in Spanien einrücken, bis die zwei hohen contrahirenden Partheien ein Arrangement in dieſer Hinſicht getroffen haben.

Art. VI.

Gegenwärtige Convention ſoll ratificirt und die Ratification zur ſelben Zeit als der Tractat vom heutigen Datum ausgewechſelt werden.

Gegeben zu Fontainebleau, den 27. October 1807.

(Unterzeichnet:)

Duroc. E. Izquierdo.

Wir haben genehmigt, und genehmigen durch Gegenwärtiges obenſtehende Convention in allen und jedem ihrer Artikel, erklären ſie angenommen, ratificirt und confirmirt, und verpflichten uns, ſie unverbrüchlich zu beobachten.

Als Zeuge deſſen haben wir Gegenwärtiges eigenhändig unterzeichnet, contreſignirt und mit unſerm Kaiſerlichen Inſiegel beſiegelt, zu Fontainebleau, den 27ſten October 1807.

(Unterzeichnet:)

Napoleon.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten

Champagny.

Der Staatsſecretair

Maret.

Der Gegenſtand dieſes Tractats war, den Kaiſer mit wenigen Koſten Meiſter von Portugal zu machen, ihm einen plaiſibeln Vorwand, ſeine Armeen in unſere Halbinſel zu bringen, zu verſchaffen, mit der Intention, ſie bei der erſten günſtigen Gelegenheit zu unterjochen, und ihn unmittelbar in Beſitz von Toscana zu ſetzen. Der Günſtling ſollte als Antheil Algarvien und Alentejo erhalten; aber es exiſtirte zwiſchen dem Kaiſer und dem König Karl eine Correſpondenz, deren ganzen Inhalt er nicht kannte, und die ihm Schrecken und Angſt machte. Die genauen Verbindungen, die der Günſtling damals, vermittelſt ſeines Vertrauten, Izquierdo, mit dem Großherzog von Berg unterhielt, gab ihm bis zu einem gewiſſen Puncte die Hoffnung, daß alles ſeinen Wünſchen gemäß würde arrangirt werden, ſollte es auch nothwendig geweſen ſeyn, einige Millionen aufzuopfern. Aber weder der Günſtling, noch ſein Vertrauter, kannten die wahren Geſinnungen derjenigen Perſonen, mit denen ſie in Paris unterhandelten. Wirklich auch, ſobald der Kaiſer ſah, daß der Günſtling ſich compromittirt hatte, und daß der König und die Königin in der öffentlichen Meinung gefallen waren, zeigte er gar keine Neigung, auf die Briefe Sr. Majeſtät zu antworten, um ſie in Zweifel und hinlänglich in Furcht zu erhalten, damit ſie die Abſicht faßten, Spanien zu verlaſſen, obgleich er noch nicht alle Maaßregeln genommen hatte, Vortheil aus ſolch einem Ereigniß zu ziehen.

Der Großherzog ſchrieb dem Günſtling, daß er alle mögliche Mittel anwenden würde, ihn zu unterſtützen, daß aber die Unterhandlung ſehr zarter Art geworden wäre, weil ſich in ganz Spanien gegen den Prinzen von Aſturien eine beſondere Zuneigung äußerte, eine Prinzeſſin, Couſine der Kaiſerin, Achtung erheiſchte, und der Geſandte Beauharnois Theil an dieſer Angelegenheit hätte *).

Um dieſe Zeit war es, daß der Günſtling deutlich anfing einzuſehen, wie ſehr ſein Credit abgenommen hatte, und er ſich als verloren betrachtete, da er ſich des Schutzes ſeines vermeinten Protectors, des Kaiſers der Franzoſen, beraubt ſahe. Er unterließ nichts, ſich der Gnade des Großherzogs theilhaftig zu machen. Zu dieſem Ende nahm er ſeine Zuflucht zu allen möglichen Hochachtungsverſicherungen und Nachgiebigkeiten; und, um das ihm drohende Ungewitter noch ſicherer zu beſchwören, brachte er die erhabenen Verwandten dahin, unmittelbar an den Kaiſer zu ſchreiben, und ſeine Einwilligung zur Heirath von einer der Couſinen des Letztern mit dem Prinzen von Aſturien zu erhalten.

---

*) Alles dies iſt durch die Correſpondenz des Großherzogs von Berg, die dieſer aus dem Bureaux des Staatsſekretairs, während er Generallieutenant des Königreichs war, genommen hat, bewieſen.

Zu gleicher Zeit ſchien der Kaiſer der Franzoſen ſehr unzufrieden mit dem Betragen des Don Izquierdo, und hielt ihn in einer groſen Entfernung, um auf dieſe Art die directe Communication zu verhindern und ſich ſelbſt undurchdringlich zu machen.

Se. Kaiſerliche Majeſtät begaben ſich auf den Weg nach Italien, mit jenem Aufſehen, wovon ganz Europa Zeuge geweſen iſt, und das darauf berechnet war, dieſer Reiſe eine ſolche Miene von Wichtigkeit zu geben, daß man glauben konnte, das Schickſal der Welt hing davon ab. Aber man kann mit gutem Grunde muthmaßen, daß ſie keinen andern Gegenſtand hatte, als die Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt hinzuziehn, um die andern Staaten irre zu führen, während ſeine Abſichten eigentlich auf eine Invaſion von Spanien und Portugal gingen.

Dieſer Kunſtgriff und dieſe Verſtellung verhinderten dennoch nicht, daß er ſelbſt einen der Artikel des geheimen Tractats von Fontainebleau offenbarte, indem er mit der größten Eilfertigkeit die Königin Regentin und ihren Sohn von dem Toskaniſchen Thron vertrieb; indem er den Pallaſt dieſer Fürſtin ausleeren ließ, und ſich aller öffentlichen Einkünfte eines Hofes bemächtigte, dem die Exiſtenz eines ſolchen Tractats unbekannt war, und der nichts gethan hatte, wodurch er einen ſolchen Unfall verdient hätte.

Während der Kaiſer Europa wegen ſeiner Reiſe nach Mailand und Venedig in Spannung erhielt, fand er es für gut, auf drei Briefe zu antworten, die der König Karl einige Zeit vorher an ihn geſchrieben hatte, Se. Kathol. Maj. verſichernd, daß er nicht die mindeſte Kenntniß von den Thatſachen hätte, die Se. Maj. ihm in Betreff ſeines Sohnes, des Prinzen von Aſturien, communicirt hätten, und daß er ſogar keinen einzigen Brief von Sr. Königl. Hoheit erhalten hätte *).

Se. Majeſtät gab indeß ſeine Zuſtimmung zur vorgeſchlagenen Verbindung mit einer Prinzeſſin von ſeiner Familie, ohne Zweifel in der Abſicht, die erhabenen Verwandten hinzuhalten, während er unter verſchiedenem Vorwand alle Truppen, die ihm damals zu Gebote ſtanden, nach Spanien ſchickte, und er auf eine geſchickte Art das Gerücht verbreiten ließ, als ſey er der Sache des Prinzen von Aſturien günſtig; auf dieſe,

---

*) Man vergleiche dieſe Behauptung mit dem Briefe des Kaiſers, den der General Savary dem König Ferdinand VII. in Vittoria überbrachte.

Weiſe hoffte er, die gute Meinung der ſpaniſchen Nation für ſich zu gewinnen.

Der König und die Königin, in Schrecken geſetzt, welches dieſes Betragen des Kaiſers ihnen natürlich verurſachen mußte, und der Günſtling, der ſelbſt in noch größerer Angſt ſchwebte, ſetzten dem Einrücken der franzöſiſchen Truppen in die Halbinſel nichts entgegen; ſie gaben im Gegentheil die beſtimmteſten Befehle, daß ſie auf eine beſſere Art, als die ſpaniſchen Truppen, empfangen und behandelt würden.

Unter dem Vorwand der Nothwendigkeit, für die Sicherheit eben dieſer Truppen zu ſorgen, befahl der Kaiſer ſeinen Generalen, ſich gutwillig oder mit Gewalt der Feſtungen Pampeluna, St. Sebaſtian, Figueras und Barcelona zü bemächtigen. Dem zufolge wurden ſie durch Liſt und Ueberraſchung, zum großen Verdruß der Nation, der die Franzoſen durch alle Bande der Freundſchaft und der Tractaten attachirt zu ſeyn ſich den Anſchein gaben, weggenommen.

Der Kaiſer, ſich ſchon Meiſter von Spanien glaubend, und in der Meinung, die Zeit ſey da, ſeine Pläne zur Ausführung zu bringen, fand es für dienlich, einen Brief an den alten König zu ſchreiben, in welchem er ſich mit Bitterkeit darüber beklagte, daß Se. Majeſtät ſein Verlangen, eine Kaiſerl. Prinzeſſin für ſeinen Sohn, den Prinzen von Aſturien, zu erhalten, nicht erneuert hätte. Der König fand dienlich, zu antworten, daß ihm ſein erſter Vorſchlag noch am Herzen liege, und daß er wünſche, die Vermählung möge ſogleich vor ſich gehen. Einige wichtige Schritte waren noch nothwendig, um den Plan zur Reiſe zu bringen; und der Kaiſer, dieſe dem Papiere nicht anvertrauen wollend, glaubte kein beſſeres Werkzeug finden zu können, als Don Eugenio Izquierdo, den er in Paris in einem Zuſtande von Niedergeſchlagenheit und Furcht zurück gehalten hatte, ein Zuſtand, der geſchickter Weiſe berechnet war, damit er ſicher den ihm gewordenen Auftrag, dieſelben ängſtlichen Empfindungen den erhabenen Aeltern und dem Günſtling einzuflößen, ausrichten möchte.

In dieſer Lage der Dinge befahl der Kaiſer dem Don Izquierdo, ſich nach Spanien zu begeben, welches dieſer auf eine eben ſo ſchnelle als geheimnißvolle Weiſe ausführte. Nach ſeinem eigenen Bekenntniß brachte er gar keine ſchriftlichen Vorſchläge mit; er durfte ſelbſt keine dieſer Art mit zurückbringen, und er hatte Befehl, nur drei Tage zu bleiben.

Bei ſeiner Ankunft zu Aranjuez ward er von dem Günſtling zu den erhabenen Aeltern geführt, und ihre Conferenzen wurden ſo geheimnißvoll betrieben, daß es, für wen es auch ſey, unmöglich war, den Gegenſtand ſeiner Sendung in Erfahrung zu bringen. Aber bald nach ſeiner Abreiſe vom Hofe fingen Ihre Majeſtäten an, einige Abſichten zu verrathen, die Hauptſtadt und die Halbinſel zu verlaſſen und nach Mexico zu emigriren.

Das Beiſpiel des von der Königl. Portugieſiſchen Familie gefaßten Entſchluſſes, war noch in friſchem Andenken, und ſchien ganz die Anſichten des Kaiſers bewirkt zu haben; und man hatte alle Urſache zu glauben, daß Se. Kaiſerl. Majeſtät ſich dieſelben Reſultate davon verſprachen.

Aber er mußte die ſpaniſche Nation nur wenig kennen, wenn er ſich mit einer ſolchen Hoffnung ſchmeichelte. Kaum erhielt man die erſte Wahrſcheinlichkeit von der Abſicht der Königl. Familie, ihre Reſidenz zu verlaſſen, (eine Abſicht, die durch die großen Anſtalten, welche getroffen wurden, deutlich an dem Tage lag), ſo zeigten ſich auch die Spuren der Unzufriedenheit und Furcht in den Geſichtern der Einwohner der Hauptſtadt, ohne Unterſchied von Stand und Rang, auf das lebhafteſte. Dies allein war hinreichend, Ihre Majeſtäten zu bewegen, dieſem Gerüchte zu widerſprechen, und das Volk zu verſichern, daß ſie es nicht verlaſſen wollten.

Das allgemeine Mißtrauen war indeß ſo groß, und das Gefühl des Unglücks, welches ein ſolcher Schritt zur Folge haben könnte, ſo heftig, da ohnehin die Symptome dieſes Entſchluſſes ſo evident und vervielfältigt wurden, daß jeder auf ſeiner Hut und von der Nothwendigkeit durchdrungen war, einer Maaßregel, die ſo ſchreckliches Unheil ſtiften konnte, zuvor zu kommen. Die Gefahr nahm zu, und mit ihr die Furcht des Publicums. Die Folge davon war, daß die Maaßregeln, welche am 17ten und 19ten März zu Aranjuez ſtatt hatten, unerwartet ausbrachen, da das Volk durch eine Art Inſtinkt der Selbſterhaltung dazu gebracht ward. Das Reſultat war die Gefangennehmung des Günſtlings, der ohne Titel eines Königs, ausſchließlich, ſo zu ſagen, Jahre lang die ganze Königl. Gewalt ausgeübt hatte.

Kaum hatte ſich dieſe gewaltſame Scene ereignet, als die erhabenen Aeltern, die ſich des Schutzes dieſes Günſtlings beraubt ſahen, den unerwarteten aber freiwilligen Entſchluß ergriffen, den ſie ſchon ſeit einiger Zeit gehegt hatten, nämlich den Thron zu abdiciren;

und ſie abdicirten ihn auch in der That zu Gunſten ihres Sohnes und Erben, des Prinzen von Aſturien.

Der Kaiſer, dem dies unerwartete Ereigniß unbekannt war, und der vielleicht vorausſetzte, die Spanier würden nie einer ſolchen Machtäußerung fähig ſeyn, hatte dem Prinzen Mürat den Befehl gegeben, mit ſeiner Armee auf Madrid loszugehen, in der Idee, die Königl. Familie wäre ſchon an der Küſte und auf dem Punkt, ſich einzuſchiffen; und weit entfernt, irgend ein Hinderniß von Seiten des Volks zu befürchten zu haben, würde ihn ein jeder mit offenen Armen als einen Befreier und Schutzengel empfangen. Er glaubte, die Nation wäre im höchſten Grad mit ihrer Regierung unzufrieden, und er begriff nicht, daß ſie es nur über einige Mißbräuche war, die ſich in die Verwaltung eingeſchlichen hatten.

Von dem Augenblicke an, als der Großherzog von Berg die Ereigniſſe von Aranjuez erfahren hatte, nahm er mit ſeiner ganzen Armee die Richtung nach der Hauptſtadt des Königreichs; ſich ohne Zweifel vornehmend, die ſich darbietende Gelegenheit zu benutzen, und die Maaßregeln zu ergreifen, die ihm am dienlichſten ſcheinen würden, den Plan, ſich in den Beſitz von Spanien zu ſetzen, durch welche Mittel es auch ſey, zu realiſiren, In derſelben Zeit veranlaßte das geheimnißvolle Dunkel der Projekte des Kaiſers, die Nähe ſeiner Truppen und die Unwiſſenheit, in der ſich Ferdinand VII. über die wahre Urſache ſeiner Reiſe befand, den König, die Maaßregeln zu ergreifen, die ihm am dienlichſten ſchienen, das Wohlwollen des Kaiſers zu gewinnen. Nicht zufrieden damit, ihm ſeine Gelangung zum Throne in Ausdrücken der Freundſchaft und Anhänglichkeit kund gethan zu haben, ernannte der König auch eine Deputation von drei Grands von Spanien, um ſich nach Bayonne zu begeben und in ſeinem Namen Se. Kaiſerl. Majeſtät zu bekomplimentiren. Er ernannte auch einen andern Grand von Spanien, um dieſelbe Kundmachung an den Großherzog von Berg gelangen zu laſſen, der bereits in der Nachbarſchaft von Madrid angekommen war.

Einer der Kunſtgriffe, zu dem die franzöſiſchen Agenten unmittelbar Zuflucht nahmen, war, den König zu verſichern und überall das Gerücht zu verbreiten, daß man erwarten müßte, jeden Augenblick Se. Kaiſerliche Majeſtät ankommen zu ſehn. In dieſer Idee wurden ſogleich Befehle gegeben, in dem Pallaſt Zimmer in den Stand zu ſetzen, die der Würde eines ſolchen Gaſtes angemeſſen wären; und der König ſchrieb von neuem an den Kaiſer, um ihm anzuzeigen, wie angenehm es ihm ſeyn würde, perſönlich mit Sr. Majeſtät verbunden zu ſeyn, und ihm mündlich von dem lebhaften Wunſch, den er hegte, die zwiſchen den beiden Souverains beſtehende Allianz immer mehr und mehr zu befeſtigen, zu verſichern.

In dieſer Zwiſchenzeit war der Großherzog von Berg an der Spitze ſeiner Armee in Madrid eingerückt. Er kannte nicht ſobald den Zuſtand der Dinge, als er anfing, Uneinigkeit zu verbreiten; er ſprach auf eine zweideutige Weiſe von der Abdication der Krone, die von dem Vater, zu Gunſten des Sohnes, mitten unter den Unruhen von Aranjuez erfolgt war; und er gab zu verſtehen, daß bis zu dem Augenblick, wo der Kaiſer Ferdinand VII. erkannt hätte, es unmöglich wäre, daß er irgend etwas thäte, welches die Tendenz hätte, voraus ſetzen zu laſſen, daß er ihn ſelbſt erkenne, und daß er ſich in der Nothwendigkeit ſähe, nur mit dem alten König zu unterhandeln.

Dieſer Vorwand verfehlte nicht, die Wirkung hervorzubringen, die der Großherzog beabſichtigte. Von dem Augenblicke an, da Ihre Majeſtäten dieſen Umſtand erfuhren, eilten ſie ihn zu benutzen, um den Günſtling zu retten, der noch in Verhaft war, und für welchen der Großherzog, bloß in der Abſicht, Ihre Majeſtäten zu ſchmeicheln, Ferdinand VII. zu kränken und von neuem Zwietracht zwiſchen dem Sohne und ſeinen Aeltern zu ſtiften, einiges Intereſſe bewies.

In dieſem Zuſtande der Dinge hielt der König ſeinen öffentlichen Einzug in Madrid, ohne allen andern Pomp, als den unermeßlichen Zulauf der Einwohner der Hauptſtadt und der umliegenden Gegend, den Ausdruck der Liebe und Loyalität, und jene Beifallsbezeugungen, jenen Freudenruf, welche die Freude und der Enthuſiasmus ſeiner Unterthanen überall erregte — eine eben ſo große, als rührende Scene, in welcher der junge König wie ein Vater mitten unter ſeinen Kindern erſchien, in ſeiner Hauptſtadt einziehend, wie ein Erlöſer und Schutzengel der Monarchie.

Der Großherzog von Berg war Zeuge dieſes Auftritts; aber weit entfernt, ſeinen Plan aufzugeben, beſchloß er, mit dem größten Eifer darin zu verharren. Der Verſuch, den er bei Ihren Majeſtäten gemacht hatte, brachte den erwünſchten Erfolg hervor; aber ſo lange der vielgeliebte König, der eben den Thron unter ſo günſtigen Vorbedeutungen beſtiegen hatte, gegenwärtig blieb, war es unmöglich, das projectirte Reſultat zu erlangen. Es war daher nothwendig, die möglichſten

Mittel anzuwenden, um Ferdinand VII. dahin zu bringen, Madrid zu verlaſſen.

Um dieſe Abſicht zu erreichen, verbreitete der Großherzog jeden Augenblick das Gerücht von der Ankunft eines neuen Couriers, der die Nachricht von der Abreiſe des Kaiſers brächte, indem er hinzufügte, daß man bald erwarten müßte, ihn in dieſer Hauptſtadt ankommen zu ſehn. Er verſuchte anfänglich den Infanten Don Carlos zu bewegen, ſich auf den Weg zu machen, um Se. Kaiſerl. Majeſtät zu empfangen, indem er ihn verſicherte, daß er ihn nach zwei Tagereiſen unfehlbar antreffen würde. Se. Majeſtät genehmigten in den reinſten und lobenswertheſten Abſichten dieſen Vorſchlag. Der Großherzog war nicht ſobald dahin gekommen, die Abreiſe des Infanten zu bewirken, als er den lebhafteſten Wunſch zu erkennen gab, auch den König daſſelbe thun zu ſehn, kein Argument vernachläſſigend, Se. Majeſtät zu dieſem Schritt zu überreden, indem er ihn verſicherte, es würde die glücklichſten Folgen für den König und das ganze Königreich haben.

In derſelben Zeit, als der Großherzog von Berg, der Geſandte und alle franzöſiſche Agenten dieſen Weg befolgten, waren ſie von der andern Seite fortdauernd damit beſchäftigt, von Seiten Ihrer Majeſtäten eine

Proteſtation gegen die Abdication der Krone zu provociren, obgleich ſie dieſe aus eigenem Willen und mit gewöhnlicher Feierlichkeit, zu Gunſten ihres Sohnes und rechtmäßigen Erben vollbracht hatten.

Se. Majeſtät, unaufhörlich bewogen, dem Kaiſer entgegen zu reiſen, ſchwankte von der einen Seite zwiſchen der Nothwendigkeit, ſeinem Alliirten dieſen Beweis der Ergebenheit zu leiſten, und von der andern Seite zwiſchen dem Widerwillen, den Sie empfanden, Ihr geliebtes Volk in ſo kritiſchen Umſtänden zu verlaſſen.

In dieſer ſchwierigen Lage kann ich in meiner Eigenſchaft als Miniſter des Königs verſichern, daß meine Meinung beſtändig dahin ging, Se. Majeſtät müßten ihre Hauptſtadt nicht verlaſſen, wenigſtens bis ſie ſichere Nachrichten erhielten, daß der Kaiſer ſchon in Spanien angelangt ſey, und ſich Madrid nahete: und ſelbſt in dieſem Falle müßten ſie ſich nur ſo weit entfernen, daß ſie nicht in der Nothwendigkeit wären, Eine Nacht aus Madrid zu bleiben.

Se. Majeſtät verharrten einige Tage in dem Entſchluß, Madrid nicht eher zu verlaſſen, als bis Sie ſichere Nachricht von der Annäherung des Kaiſers erhalten hätten; und Sie würden wahrſcheinlich bei dieſem Entſchluß geblieben ſeyn, wenn die Ankunft des Generals Savary nicht dem wiederholten Anſuchen des Großherzogs und des Geſandten Beauharnois mehr Gewicht gegeben hätte.

Der General Savary war als Geſandter des Kaiſers angekündigt, und in dieſer Eigenſchaft bat er um eine Audienz, die ihm auch auf der Stelle bewilligt ward. Er zeigte an, daß er vom Kaiſer geſandt wäre, um Se. Maj. zu complimentiren, und um zu erfahren, ob Ihre Geſinnungen im Betreff Frankreichs denen des Königs, ſeines Vaters, gleich wären; und daß in dieſem Falle der Kaiſer gar nicht auf das, was ſich ereignet hätte, achten, und unmittelbar Se. Maj. als König von Spanien und Indien anerkennen würde.

Der General Savaty erhielt die befriedigendſte Antwort, und die Unterredung ward in ſo ſchmeichelhaften Ausdrücken fortgeſetzt, daß ſie nichts zu wünſchen übrig zu laſſen ſcheinen mußte. Die Audienz endigte mit einer Verſicherung ſeiner Seits, daß der Kaiſer Paris verlaſſen hätte, in der Nähe von Bayonne ſey, und nach Madrid kommen würde.

Kaum hatte dieſer Emiſſair das Audienzzimmer verlaſſen, als er die dringendſten Bitten anwendete, um

Se. Majeſtät zu bewegen, dem Kaiſer entgegen zu kommen, indem er ihn verſicherte, daß dieſe Aufmerkſamkeit Sr. Kaiſerl. Majeſtät angenehm und ſchmeichelhaft ſeyn würde, und bekräftigte ihm ſo oft und ſo feſt, daß man jeden Augenblick die Ankunft des Kaiſers gewärtig ſeyn müßte, daß es unmöglich war, die Wahrheit dieſer Angabe in Zweifel zu ziehen. Es war in der That auch ſchwer, vorauszuſehen, daß ein General, daß der Abgeſandte eines Kaiſers, nur in der Abſicht, irre zu führen, gekommen ſey.

Endlich gab der König ſo vielen Anſuchungen, einer ſo ſchmeichelnden Hoffnung, ſo feſten Verſicherungen, nach; und ſeine Liebe zu ſeinen Unterthanen, ſo wie der Wunſch, ihre Glückſeligkeit zu befördern, indem dieſe ſchreckliche Criſis beendigt wurde, triumphirte in ſeinem großmüthigen Herzen über alle Gefühle des Widerwillens und der Furcht.

Der zur Abreiſe Sr. Majeſtät beſtimmte Tag brach an, der General Savary, den angelegentlichſten Eifer für Se. Maj. affectirend, bat ſich die Ehre aus, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten, die, wie er ſagte, nach der eben erhaltenen Nachricht von der Annäherung des Kaiſers, ſich höchſtens bis Burgos erſtrecken könnte.

Während seiner Abwesenheit, da man glaubte, daß sie nur einige Tage dauern würde, hatte der König eine suprime Regierungs-Junta, bestehend aus Staatssecretairen, und präsidirt von seinem Oncle, dem Infanten Don Antonio, in Madrid gelassen, damit die nothwendigsten Geschäfte seiner Regierung expedirt werden konnten.

Der General Savary folgte dem König in einem besondern Wagen nach Burgos; aber da der Kaiser noch nicht angekommen war, setzte er die dringendsten Ansuchungen ins Werk, um Se. Maj. zu bewegen, ihren Weg wenigstens bis Vittoria fortzusetzen. Verschiedene Discussionen erhoben sich über den zu fassenden Entschluß; aber schlaue Beredtsamkeit war mit der Ehre, der Unschuld und Rechtlichkeit im Kampfe, und in einem so ungleichen Streit vermogten dieselben wohlwollenden Gesinnungen, die Se. Maj. aus ihrer Hauptstadt gezogen hatten, ihren Weg nach Vittoria fortzusetzen. Der General Savary, überzeugt, daß Se. Maj. beschlossen hätten, nicht weiter vorwärts zu gehen, ging für seine Person nach Bayonne, wahrscheinlich mit dem Vorsatz, dem Kaiser von dem, was vorgegangen war, Nachricht zu geben, und von ihm einen Brief zu erhalten, der den König bestimmen könnte, sich von seinem Volke zu trennen.

Zu Vittoria erhielten Se. Maj. Nachricht, daß der Kaiſer zu Bordeaux angekommen wäre, und auf dem Wege nach Bayonne ſey. Dem zufolge nahm der Infant Don Karlos, der zu Toloſa geblieben war, den Weg nach Bayonne, auf eine Einladung des Kaiſers, der indeß erſt einige Tage ſpäter daſelbſt ankam.

Zu Vittoria ereignete ſich nichts beſonders, ausgenommen, daß die Regierungs-Junta zu Madrid Nachricht gab, daß der Großherzog von Berg gebieteriſch verlangt hätte, man ſolle den Günſtling frei laſſen, und ſeinen Händen übergeben; Se. Maj. fanden es nicht für dienlich, dies Verlangen zu bewilligen, und indem dieſer Entſchluß der Junta angezeigt ward, gaben Sie ihr zugleich den Befehl, ſich mit dem Großherzog über das Schickſal des Verhafteten in gar keine Explication einzulaſſen. *)

Der General Savary war beſchäftigt, mit dem Kai-

---

*) Es iſt allgemein bekannt, daß der Verhaftete endlich den Franzoſen übergeben, und unter Escorte nach Bayonne geführt ward. Dieſe Maaßregel fand nur Statt, weil die Junta gebieteriſchen Umſtänden und den peremtoriſchen Drohungen des Großherzogs nachgeben mußte, ſo wie dies aus dem Anhang dieſer Darſtellung erhellen wird.

ſer zu verabreden, auf welche Art man den letzten Streich beibringen wolle; und während die Franzoſen in der Nachbarſchaft von Vittoria drohende Bewegungen machten, erſchien er plötzlich mit folgendem Brief von dem Kaiſer an Se. Majeſtät.

Mein Bruder!

„Ich habe den Brief Ew. Königl. Hoheit erhalten. Durch die Ihnen von dem König, Ihrem Vater, mitgetheilten Papiere, müſſen Sie die Beweiſe Ihres Intereſſes erhalten haben, das ich ſtets für Sie hegte. Sie werden mir erlauben, in den gegenwärtigen Umſtänden mit Freimüthigkeit und Loyalität zu Ihnen zu ſprechen. Bei meiner Ankunft in Madrid hoffte ich meinen erhabenen Freund zu einigen, in ſeinen Staaten nothwendigen Reformen zu bewegen, und der öffentlichen Meinung einige Genugthuung zu leiſten. Der Abſchied des Friedensfürſten ſchien mir nothwendig zu ſeinem Glücke und zum Glücke ſeiner Unterthanen. Die Angelegenheiten des Nordens haben meine Reiſe verſchoben. Die Ereigniſſe von Aranjuez haben Statt gehabt. Ich bin nicht Richter in dem, was vorgegangen iſt, und über das Betragen des Friedensfürſten, aber was ich ganz gut weiß, iſt das Gefährliche für die Könige, die Völker zu gewöhnen, Blut zu vergießen und ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Ich bitte Gott, Ew. Königl. Hoheit möge nicht einſt ſelbſt dieſe Erfahrung machen. Es gehört nicht zu dem Intereſſe Spaniens, einem Prinzen Böſes zuzufügen, der eine Prinzeſſin von Königl. Geblüt geheirathet und ſo lange das Königreich verwaltet hat. Er hat keine Freunde mehr; Ew. Königl. Hoheit werden auch keine haben, wenn Sie ja unglücklich würden. Die Völker rächen ſich gern für die Huldigungen, die ſie uns erzeigen. Wie könnte man überdies dem Friedensfürſten den Prozeß machen, ohne ihn der Königin und dem König, Ihrem Vater, zu machen? Dieſer Prozeß würde dem Haſſe und den factionairen Leidenſchaften Nahrung geben; das Reſultat deſſelben wird unglückbringend für Ihre Krone ſeyn. Ew. Königl. Hoheit haben keine Anſprüche an dieſe Krone, als die Ihnen von Ihrer Mutter übertragen ſind. Sie haben nicht das Recht, den Friedensfürſten zu richten. Seine Verbrechen, wenn man ihm welche vorzuwerfen hat, verlieren ſich in die Rechte des Thrones. Ich habe oft den Wunſch geäußert, der Friedensfürſt möchte von den Geſchäften entfernt werden; die Freundſchaft des Königs Karls bewog mich oft, zu ſchweigen, und die Augen von den Schwächen ſeiner Zuneigung abzuwenden. Erbarmungswerthe Menſchen, die wir ſind! Schwachheit und Irrthum, dies iſt unſer Wahlſpruch. Aber dies alles läßt ſich vereinbaren; mag der Friedensfürſt aus Spanien verbannt und ihm eine Zuflucht in Frankreich bewilligt werden. Was die Abdication Karls IV. betrifft, ſo hat dieſe in einem Moment Statt gehabt, wo meine Armeen Spanien bedeckten; und in den Augen Europa's, der Nachwelt, würde ich nur darum ſo viele Truppen nach Spanien geſchickt zu haben ſcheinen, um meinen Alliirten und meinen Freund vom Throne zu ſtürzen. Als benachbarter Souverain iſt es mir erlaubt zu kennen, bevor ich erkenne. Ich ſage es Ew. Königl. Hoheit, den Spaniern, der ganzen Welt: wenn die Abdication des Königs Karl aus eigener Bewegung geſchah, wenn er nicht durch die Inſurrection und den Aufruhr von Aranjuez dazu gezwungen worden iſt, ſo mache ich gar keine Schwierigkeit, ſie zuzulaſſen und Ew. Königl. Hoheit als König von Spanien anzuerkennen. Ich wünſche alſo über dieſen Gegenſtand nähere Auskunft. Die Behutſamkeit, mit der ich ſeit einem Monat in Ihrer Angelegenheit zu Werke gehe, muß Ihnen Bürge für den Schutz ſeyn, den Sie ſtets an mir finden werden, wenn auch die Reihe an Sie kommen ſollte, daß Factionen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, Sie auf Ihrem Throne beunruhigten. Als der König Karl mir Nachricht von den Ereigniſſen des verfloſſenen Octobermonats gab, ward ich ſehr ſchmerzlich davon afficirt, und ich glaube durch die von mir geſchehenen Inſinuationen zu dem glücklichen Ausgang der

Angelegenheit des Escurials beigetragen zu haben. Ich ſelbſt König, werden Sie wiſſen, wie ſehr mir die Rechte des Thrones heilig ſind. Jeder Schritt bei einem fremden Souverain von Seiten eines Thronerben, iſt verbrecheriſch. „Ich betrachte die Heirath einer fran„zöſiſchen Prinzeſſin mit Ew. Königl. Hoheit als eine „dem Intereſſe meines Volkes angemeſſene Sache, und „beſonders als einen Umſtand, der mich mit einem „Hauſe vereinigen würde, mit welchem ich nichts als „Urſache zufrieden zu ſeyn habe, ſeitdem ich auf dem „Throne bin.“ *) Ew. Königl. Hoheit müßten Mißtrauen in die Ausartungen und Bewegungen des Volks ſetzen. Man wird hin und wieder einen Mord gegen meine iſolirten Soldaten ausüben können, aber der Ruin Spaniens würde das Reſultat davon ſeyn. Ich habe ſchon mit Verdruß geſehen, daß man zu Madrid Briefe des General-Capitains verbreitet, und alles gethan hat, was die Köpfe in Bewegung ſetzen könnte. Ew. Königl. Hoheit kennen nun meine ganzen Gedanken. Sie ſehen, ich ſchwanke zwiſchen verſchiedenen Ideen, welche bedürfen, beſtimmt zu werden. Sie können ſicher ſeyn, daß

---

*) Dieſe Phraſe iſt in dem Moniteur vom 13. Mai, wo dieſer Brief an den Prinzen von Aſturien zum erſtenmal officiellerweiſe erſchien, unterdrückt worden.

ich mich in allen Fällen gegen Sie wie gegen den König, Ihren Vater, betragen werde. Sie können an meinen Wunſch glauben, alles zu vereinbaren, um Gelegenheit zu finden, Ihnen Beweiſe meiner Affection und meiner vollkommenen Achtung zu geben.

Hiermit ꝛc. Bayonne, den 16 April 1807.

(Unterz.)

Napoleon."

Zu dem Inhalt dieſes Briefes, der weder ſchmeichelhaft noch anſtändig war, fügte der General Savary häufige und lebhafte Verſicherungen des Intereſſes hinzu, welches der Kaiſer an dem Glück Sr. Majeſtät, ſo wie an dem Glück von Spanien nähme; er ging ſo weit, hinzu zu ſetzen: „ich will den Kopf verlieren, wenn eine Viertelſtunde nach der Ankunft Ew. Majeſtät zu Bayonne der Kaiſer Sie nicht als König von Spanien und Indien anerkannt hat. Um conſequent zu ſeyn, wird er Ihnen anfänglich vielleicht nur den Titel Hoheit geben, aber in fünf Minuten wird er Ihnen den Titel Majeſtät bewilligen; in drei Tagen wird Alles arrangirt ſeyn, und Ew. Majeſtät werden ſogleich nach Madrid zurückkehren können."

Indeß waren Se. Majeſtät über den zu faſſenden Entſchluß noch unſchlüſſig; aber ungeduldig, ſein Verſprechen zu erfüllen, und vor Allem ſeine Unterthanen von der Angſt, in welcher ſie ſich befanden, zu befreyen, bannten ſie jede Furcht vor Gefahr aus ihrem Herzen; ſie verſchloſſen meinem Rath und dem Rath anderer Perſonen aus ihrem Gefolge, ſo wie den inſtändigen Bitten der treuen Stadt Vittoria, ihr Ohr, und entſchloſſen ſich, nach Bayonne zu gehen; unfähig zu argwöhnen, daß ein Souverain, ſein Alliirter, ihn als Gaſt einladen könnte, um ihn zu ſeinem Gefangenen zu machen, und eine Dynaſtie zu vernichten, die, weit entfernt ihn zu beleidigen, ihm die auffallendſten Beweiſe ihrer Freundſchaft gegeben hatte.

Kaum hatte Ihre Majeſtät den Fuß auf das franzöſiſche Gebiet geſetzt, als ſie bemerkten, daß Niemand kam, ſie zu empfangen, ausgenommen bei ihrer Ankunft zu St. Jean de Luz, wo ſich der Maire, begleitet von der Municipalität, präſentirte. Der Wagen hielt an und der Maire ſprach zu Sr. Majeſtät in den ausdrucksvollſten Worten von der Freude, die er empfand, der Erſte zu ſeyn, einen König, Freund und Alliirten Frankreichs, zu empfangen.

Kurz nachher traf der König die Deputation der

Grands von Spanien, die dem Kaiſer entgegen geſchickt worden waren, und was ſie ſagten, war weit entfernt, beruhigend zu ſeyn. Indeß waren Ihre Majeſtät zu nahe bei Bayonne, um daran zu denken, wieder rückwärts zu gehen; dem zufolge ſetzten ſie ihren Weg fort.

Hierauf kam der Prinz von Neuſchatel und der Marſchall des Pallaſtes, Duroc, mit einem Detaſchement der Ehrengarde, welche die Einwohner von Bayonne organiſirt hatten, um den Kaiſer zu begleiten; ſie luden Se. Majeſtät ein, nach Bayonne zu kommen, wo man ein Haus zu ſeiner Reſidenz in Bereitſchaft geſetzt habe. Dies Haus ſchien jedermann, und war auch in der That dem Range der erhabenen Perſon, für die es beſtimmt war, gar nicht angemeſſen. Dieſe bemerkenswerthe Vernachläſſigung, die von ſo verdrießlicher Vorbedeutung war, ſtach gar ſonderbar gegen die Pracht ab, die der König befohlen hatte, bei den Vorbereitungen zum Empfange ſeines Alliirten in Madrid anzuwenden. Se. Majeſtät waren beſchäftigt, darüber nachzudenken, was wohl ein ſeiner Erwartung ſo entgegengeſetzter Empfang zu bedeuten haben möchte, als man ihm anzeigte, der Kaiſer käme, um ihm einen Beſuch abzuſtatten. Se. Kaiſerl. Majeſtät kamen, begleitet von mehrern Ihrer Generäle. Der König ging an die Hausthüre, um ihn zu empfangen, und die beiden Monarchen umarmten ſich gegenſeitig mit allen möglichen Beweiſen von Freundſchaft und Affection. Der Kaiſer blieb nur einen Augenblick bei Sr. Maj. und im Weggehen umarmten ſich beide von neuem.

Bald nachher kam der Marſchall Duroc, um den König einzuladen, mit Sr. Kaiſerl. Maj. zu ſpeiſen, deren Wagen Sr. Maj. geſchickt wurden, um Sie nach dem Schloſſe Marac zu führen. Der König begab ſich dahin. Der Kaiſer kam bis an den Kutſchenſchlag, um ihn zu empfangen, umarmte ihn von neuem, und führte ihn in das für ihn bereitete Zimmer. Der König war nicht sobald nach ſeiner Wohnung zurückgekommen, als der General Savary vor ihm erſchien, um ihn zu unterrichten, daß der Kaiſer unwiderruflich beſchloſſen habe, daß die Dynaſtie der Bourbons nicht länger in Spanien regieren ſollte, daß die ſeinige an ihre Stelle kommen ſolle, und daß dem zufolge Se. Majeſtät requirirt würden, ſowohl für ſich, als im Namen Ihrer eigenen Familie, auf die Krone von Spanien und Indien, zu Gunſten der Dynaſtie Bonaparte, zu renonciren.

Es würde ſchwer ſeyn, das Erſtaunen zu ſchildern, welches Se. Majeſtät befiel, und die Beſtürzung, welche alle diejenigen empfanden, die gegenwärtig waren, nachdem ſie dieſen Vorſchlag gehört hatten. Se. Majeſtät hatten ſich noch nicht von den Strapatzen einer unangenehmen Reiſe erholt, als derſelbe Mann, der Ihnen ſo viele Verſicherungen gegeben hatte, um Ihnen für Ihre Sicherheit verantwortlich zu ſeyn, der Sie aus Ihrer Hauptſtadt und Ihrem Königreich gelockt hatte, unter dem Vorwande, Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit für die beiden Staaten zu arrangiren, und von Sr. Kaiſerl. Majeſtät zu erlangen, daß Sie ſie anerkannten — daß derſelbe Mann, ſage ich, die Kühnheit hatte, der Ueberbringer eines ſolchen Vorſchlags zu ſeyn! —

Am andern Tage ließ mich der Kaiſer nach ſeinem Pallaſt rufen, wo ich Herrn Champagny, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, fand, der mich erwartete, um ſich in Discuſſionen über die vom General Savary mündlich gemachten Vorſchläge einzulaſſen. Im Hereintreten beklagte ich mich über die Art, mit der man in einer ſo wichtigen Angelegenheit zu Werke ging; ich ſtellte vor, daß der König, mein Herr, nach Bayonne gekommen wäre, auf die ihm durch den General Savary im Namen des Kaiſers, und in Gegenwart der Herzoge de l'Infantado und de San Carlos, des Don Juan Escoiquitz und meine ſelbſt gegebenen Zuſicherungen rechnend, daß Se. Kaiſerl. Majeſtät ihm bei der erſten Zuſammenkunft, die ſie im Schloſſe Marac haben würden, anerkennen würde. Ich fügte hinzu, daß in dem Augenblick, wo Se. Majeſtät erwarteten, dieſe ihm verſprochene Anerkennung ſich realiſiren zu ſehn, ſie äußerſt erſtaunt geweſen wären, die oben erwähnten Vorſchläge zu vernehmen; und daß Se. Maj. mich authoriſirt hätten, gegen die wider ſeine Perſon verübte Gewaltthätigkeit, indem man ſich ſeiner Rückkehr nach Spanien widerſetzte, zu proteſtiren. Ich erkläre endlich als kategoriſche und endliche Antwort auf die Requiſition des Kaiſers, daß der König auf ſeine Krone zu Gunſten einer neuen Dynaſtie weder renonciren wollte noch könnte, ohne das zu verletzen, was er ſeinen Unterthanen und ſeinem eigenen Charakter ſchuldig ſey; daß er zum Nachtheile der Individuen ſeiner Familie, die vermöge der Grundgeſetze des Königreichs ein Recht auf die Erbfolge hätten, nichts thun könnte; und daß er noch viel weniger zu der Einſetzung einer neuen Dynaſtie ſeine Zuſtimmung geben könnte, welche nur von der ſpaniſchen Nation einen Ruf zum Throne, kraft des Unrechts, welches die Nation hätte, im Fall daß die regierende Dynaſtie zum Erlöſchen käme, zu erwählen, erhalten könnte.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten beſtand auf die Nothwendigkeit der in Vorſchlag gebrachten Renonciation, und wollte behaupten, daß die vom König Karl VI. am 19. März unterzeichnete Abdication nicht freiwillig geweſen ſey.

Ich drückte mein Erſtaunen aus, daß man gegen den König ſo zudringlich ſeyn könnte, damit er auf ſeine Krone renoncire, in dem Augenblick, wo man verſicherte, die Renonciation ſeines Vaters ſey keine freie Handlung geweſen. Ich wünſchte demnach, daß man wohl verſtünde, daß ich mich in eine ſolche Discuſſion nicht einließe, da ich dem Kaiſer das Recht nicht zuerkennen könnte, ſich in Gegenſtände zu interponiren, die blos häuslich wären, und blos die ſpaniſche Regierung angingen; ich führte in dieſer Hinſicht das Beiſpiel des Pariſer Cabinets an, als es die Anſuchungen Sr. Majeſtät Karl VI. zu Gunſten des unglücklichen Ludwig XVI., als unzuläſſig verwarf. Um nichts deſto weniger der Wahrheit und der Unſchuld ein Zeugniß zu geben, daß ſie allein nur zu erheiſchen das Recht hatten, fügte ich hinzu, daß drei Wochen vor den Unruhen von Aranjuez Karl VI. in meiner Gegenwart und vor allen andern Staatsminiſtern folgende Worte zur Königin geſagt habe: „Marie Luiſe! wir wollen uns in eine der Provinzen zurückziehen, wo wir den Reſt unſerer Tage in Ruhe zubringen wollen, und Ferdinand, der jung iſt, wird die Laſt der Regierung auf ſich nehmen. .

Ich ſtellte ihm vor, daß am 17. 18. und 19. Sr. Majeſtät gar keine Gewalt angethan worden ſey, um ihm die Abdication der Krone abzudringen, weder von Seiten des Volks, welches nur aus Furcht zuſammengelaufen ſey, da es glaubte, daß Se. Majeſtät nach Sevilla und von dort nach Amerika abreiſen würden, noch von Seiten Ihres Sohnes, des Prinzen von Aſturien, noch von irgend einigen andern Perſonen; von welchen Thatſachen die Miniſter des diplomatiſchen Corps, ſo wie alle dem Hofe attachirten Perſonen, vollkommen überzeugt, da ſie alle gekommen wären, den neuen König zu complimentiren und zu gratuliren, mit Ausnahme des Ambaſſadeur von Frankreich, welcher vorgab, daß er die nothwendigen Inſtructionen noch nicht erhalten hätte, und ſo dem Beiſpiel ſeiner Collegen, die eben ſo wenig von ihren reſpectiven Höfen mit Inſtructionen verſehen waren, zu folgen verſchmähte.

Ich ſchloß, indem ich ihm bewies, daß die Renonciation des alten Königs nichts als die Folge der Vorliebe Sr. Majeſtät für die Ruhe des Privatlebens und der Ueberzeugung wäre, daß ihre durch das Alter und fortdauernde Unpäßlichkeiten geſchwächte körperliche Conſtitution Ihnen nicht erlaubte, die ſchwere Bürde der Regierung zu ertragen.

Da nun dieſer kleinliche Einwurf gehoben war, ſtellte Herr Champagny vor, daß der Kaiſer, im Fall eines neuen Kriegs mit den nordiſchen Mächten, nie vor Spanien ſicher ſei, ſo lange die ſpaniſche Nation von einer Dynaſtie regiert würde, die immer das Leidweſen hegen würde, ihren älteſten Zweig, die franzöſiſche Monarchie, die ſie ehemals im Beſitz gehabt hätte, entriſſen zu ſehn.

Ich antwortete, daß dieſe Vorurtheile und dieſe Erinnerungen in einer regulairen Ordnung der Dinge, wie über die Intereſſen der Staaten das Uebergewicht erhielten; und daß das Betragen Karls VI., ſeit dem Basler Tractat, einen noch in friſchem Andenken ſeyenden Beweis darböte, daß die Monarchen wenig Rückſicht auf Familienintereſſen nähmen, wenn ſie den Intereſſen ihrer Länder entgegen wären; daß die zwiſchen Spanien und Frankreich beſtehende Freundſchaft auf örtliche und politiſche Betrachtungen gegründet wäre; daß die topographiſche Lage der beiden Reiche in ſich ſelbſt hinreichend wäre, um darzuthun, wie wichtig es für Spanien wäre, mit Frankreich in gutem Vernehmen zu bleiben, der einzige Staat auf dem europäiſchen Continent, mit dem es unmittelbare und ausgebreitete Beziehungen hätte, und daß folglich alle politiſchen Gründe Spanien veranlaſſen müßten, mit Frankreich einen ewigen Frieden zu unterhalten. Zu dem, fügte ich hinzu, welche Urſache zum Argwohn könnte der Kaiſer gegen eine Nation haben, die, zu den Betrachtungen ihres Intereſſes, die unbiegſame und religiöſe Integrität, mit der ſie, nach dem Geſtändniß der franzöſiſchen Schriftſteller, ſelbſt zu verſchiedenen Epochen ihr föderatives Syſtem präſervirt hätte?

Ich fuhr fort, es gäbe nicht minder wichtige Urſachen, daß auch Frankreich die Fortſetzung der Harmonie, die ſeit dem Frieden von Baſel mit ſo vielem Vortheil für dies Reich, als für Spanien herrſchte, nicht in Gefahr brächte; daß die ſpaniſche Nation, deren Großmuth und Liebe zu ihren Monarchen zum Sprüchwort geworden wären, ſich, vermöge eines Grundſatzes der Treue, der Capricen, des Despotismus unterworfen hätte, als dieſer mit dem Schleier der Majeſtät bedeckt war, daß, wenn ſie je dahin käme, nach demſelben Grundſatze, ihre ſo bekannte Tapferkeit in Anwendung zu bringen, wenn ſie ihre Unabhängigkeit und die Sicherheit ihres ſehr geliebten Souverains angegriffen ſähe; daß, wenn unglücklicher Weiſe Frankreich eine ſo abſcheuliche Beleidigung ſich unterfangen dürfte, — dieſe Macht einen Alliirten verlieren würde, deren Armeen, Flotten und Schätze größtentheils zu ihren Triumphen mit beigetragen hätten; — daß England, welches umſonſt verſucht hätte, die Rechtlichkeit des ſpaniſchen Cabinets zu erſchüttern, um es von Frankreich zu trennen, einen ſolchen Umſtand benutzen würde, um die Kraft ſeines Feindes zu vermindern, und ſeine eigene zu vermehren, durch friedliche Verhältniſſe mit einer Macht, die es mit Geld und ſeiner Landarmee und Flotte in der ruhmwürdigen Unternehmung, ihre Unabhängigkeit und die Sicherheit ihres Königs und natürlichen Herrn zu vertheidigen. — Daß die ſchwachen Colonien Frankreichs bei einer ſolchen Gelegenheit, die Großbritanien in ſeinen Eroberungsentwürfen anträfe, die ſpaniſche Seemacht nicht finden würden; — und daß der Handel dieſer Macht unvermeidlich in Spanien mit den franzöſiſchen Waaren, die zu dieſer Epoche daſelbſt beſonders begünſtigt wären, in Conkurrenz treten würde. Außer dieſen Betrachtungen, die einen unmittelbaren Bezug auf die Intereſſen der beiden Staaten hätten, berührte ich noch andere, nicht weniger wichtige, die ſich auf den Ruf des franzöſiſchen Cabinets bezogen. Ich erinnerte dem Miniſter, daß am verfloſſenen 27ſten October zu Fontainebleau ein Tractat wäre geſchloſſen worden, durch welchen der Kaiſer die Unabhängigkeit und Integrität der ſpaniſchen Monarchie, ſo wie ſie damals war, garantirt hätte, daß ſich ſeitdem nichts ereignet, das einen ſolchen Einbruch rechtfertigen könnte; daß im Gegentheil Spanien fortgefahren wäre, neue Anſprüche auf das Zutrauen und die Dankbarkeit des franzöſiſchen Reichs zu erlangen, ſo wie Se. Kaiſerl. Majeſtät ſolches ſelbſt durch die Lobeserhebungen, die Sie der Rechtlichkeit und der beſtändigen Freundſchaft ihres genauen und erſten Alliirten gegeben hätten, bekannt haben.

Welches Zutrauen, fügte ich hinzu, wird Europa zu ſeinem Tractat mit Frankreich haben können, wenn es ſehen wird, wie man den vom 27ſten October gebrochen hat?

Dies war der Stand der Discuſſion, als der Kaiſer, der unſere Conferenz mit angehört hatte, uns befahl, in ſein Cabinet zu treten, wo, zu meinem großen Erſtaunen, ich mich von Sr. Kaiſerl. Majeſtät durch die beleidigende Benennung, Verräther, inſultirt ſahe, ohne irgend einen andern Bewegungsgrund, als weil ich Miniſter Karls VI. geweſen war, und nun fortfahre, Ferdinand VII. zu dienen. Er beſchuldigte mich auch mit Bitterkeit, in einer officiellen Conferenz mit dem General Montion behauptet zu haben, daß mein Herr, um König von Spanien zu ſeyn, der Anerkennung des Kaiſers nicht bedürfte, ob dies gleich als Folge ſeiner Verhältniſſe mit der franzöſiſchen Regierung nothwendig ſeyn könnte.

Se. Kaiſerl. Majeſtät bezeugten einen noch größern Verdruß, weil ich zu einem bei dem ſpaniſchen Hofe accreditirten Miniſter geſagt hatte, daß, wenn die franzöſiſche Armee die Integrität und Unabhängigkeit der ſpaniſchen Souverainität angreifen ſollte, dreimal hundert tauſend Mann ihr zu erkennen geben würden, daß eine tapfere und großmüthige Nation ſich nicht ungeſtraft beſchimpfen ließ.

Nachdem ich dieſe üble Behandlung empfunden hatte, die mir eben ſo unangenehm wegen ihrer wirklichen Bewegungsgründe, als peinlich im Betracht der erhabenen Perſon, deren Intereſſe verhandelt wurde, war, verſetzten Ihre Kaiſerl. Majeſtät mit der Ihnen eigenen Bitterkeit, die Unterredung auf die Punkte, welche discutirt worden waren. Sie fühlten die Macht meiner Gründe, und die Feſtigkeit der Grundſätze, nach denen ich die Rechte des Königs, ſeiner Dynaſtie und der ganzen Nation vertheidigte; aber Ihre Majeſtät ſchloſſen, indem Sie zu mir ſagten: „Ich habe meine eigene Politik. Sie müſſen liberalere Ideen annehmen; weniger empfindlich in dem Punkte der Ehre ſeyn, und die Glückſeligkeit Spaniens nicht dem Intereſſe der Familie Bourbon aufopfern.„

Se. Majeſtät, der ſcheinbaren Willfährigkeit, mit der ich die Aufmerkſamkeit, die es Ihnen beliebte mir zu bezeugen, als ich mich beurlaubte, aufnahm, nicht trauend, ließ dem König ſagen, daß es dienlich ſeyn würde, bei der in Diſcuſſion kommenden Angelegenheit einen andern, biegſamern Negociateur zu finden. Während Se. Majeſtät darüber nachdachten, wen ſie wohl ernennen könnten, um mir in dieſer Unterhandlung zu folgen, präſentirte ſich einer der zahlreichen Zwiſchenträger, die in dieſer Intrigue eine Rolle zu ſpielen hatten, bei dem Archidiaconus Don Juan Eſcoiquitz, und beredete ihn, dem Miniſter Champagny einen Beſuch zu machen. Er ging dem zufolge, von einem aufrichtigen Eifer für das Intereſſe Sr. Majeſtät angetrieben, dahin; und erhielt von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten die Antwort, daß er ihm die neueſten Vorſchläge des Kaiſers communiciren würde. Der Senor Eſcoiquitz ſchrieb ſie ſogleich, wie ſie ihm dictirt wurden, auf *).

In dieſem Zuſtande der Dinge gaben Se. Majeſtät, den Eigenſchaften vertrauend, die Sr. Excellenz,

---

*) Dieſe Vorſchläge ſind in der unten folgenden Inſtruktion des Don Pedro Labrador enthalten.

den Herrn Don Pedro Labrador, vormals Miniſter am Hofe zu Florenz und Staatsrath, auszeichnen, die gehörigen Vollmachten und nothwendigen Inſtructionen, indem er ihm befahl, ſie dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten vorzuzeigen, und auch die Anſichten der Vollmachten desſelben zu verlangen, und daß eine authentiſche Communication der Vorſchläge Sr. Kaiſerl. Majeſtät erfolge. Aber dieſe beiden Forderungen wurden von dem Miniſter Champagny unter dem kleinlichen Vorwand, daß dies nur Formen wären, gänzlich unnütz bei dem Hauptgegenſtand der Unterhandlung, verworfen.

Inſtructionen, die Sr. Excellenz, Don Pedro Labrador, ertheilt.

„Ew. Excellenz kennen die am Tage der Ankunft des Königs in dieſer Stadt geſchehenen Vorſchläge, ſo wie das, was ſich in der Conferenz, wo ich ſie mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten discutirt habe, zugetragen hat.

Die neuerlich durch den Letztern gemachten Vorſchläge, obgleich in gewiſſer Hinſicht verſchieden, ſind darum nicht weniger unzulaßlich; dies iſt ihr Inhalt:

I. Daß der Kaiſer unwiderruflich beſchloſſen hat, daß die Dynaſtie der Bourbons nicht länger in Spanien regieren ſoll.

II. Daß der König ſeine Rechte auf die Krone, ſowohl in ſeinem Namen, als im Namen ſeiner Kinder, wenn er deren in der Folge hat, cediren ſoll.

III. Daß, wenn dieſe Bedingung erfüllt iſt, die Krone von Etrurien ihm, ſo wie ſeinen Nachkommen, gegeben werden ſoll, um ſie dem Saliſchen Geſetze gemäß zu beſitzen.

IV. Daß der Infant Don Carlos eine gleiche Renonciation auf ſeine Rechte ausſtellen, und daß in dem Fall, wo der König keine Erben hinterlaſſen würde, er Anſpruch auf die Krone von Etrurien haben ſoll.

V. Daß das Königreich Spanien in der Folge in den Beſitz eines der Brüder des Kaiſers kommen ſoll.

VI. Daß der Kaiſer die Integrität deſſelben, ſo wie die ſeiner Colonien, garantirt, ohne zu erlauben, daß ein einziges Dorf davon geriſſen würde.

VII. Daß auf dieſelbe Art er die Erhaltung der Religion, des Eigenthums ꝛc. garantirt.

VIII. Daß, wenn Se. Maj dieſe Vorſchläge verwirft, Sie ohne irgend einen Erſatz bleiben ſollen, und daß Se. Kaiſerl. Majeſtät ſie in Gutem oder Böſem zur Ausführung bringen werde.

IX. Daß, wenn Se. Majeſtät die Nichte des Kaiſers zur Ehe wünſcht und verlangt, dieſe Vereinigung gleich nach Unterzeichnung des Tractats Statt haben ſoll.

Dieſe Vorſchläge ſind in der Junta, die der König präſidirt hat, meine Meinung zu erkennen zu geben, die Ew. Excellenz und die andern Mitglieder angenommen haben, und von Sr. Majeſtät genehmigt worden iſt, welche wünſchen, daß Ew. Excellenz dem zufolge Inſtructionen erhalten.

Ew. Excellenz wiſſen, daß die ſchmeichelhafteſten Verſprechungen und die poſitivſten Verſicherungen dem König von dem Großherzog von Berg, dem franzöſiſchen Geſandten und dem General Savory gegeben worden ſind, um ihn ſicher zu ſtellen, daß man gar keine Schwierigkeit machen würde, ihn als Souverain von

Spanien anzuerkennen; daß man nichts thun wolle, das die Erhaltung der Integrität des Königreichs benachtheiligen könnte; und Sie wiſſen, daß dieſe Verſicherungen ihn veranlieſsen, um ſeinen genauen Alliirten zu complimentiren, den er erwartete, mit ſich in die Hauptſtadt zurückkehren zu ſehn, nach den Verſprechungen jener drei Individuen; und daß er die prächtigſten Veranſtaltungen zu ſeinem Empfang getroffen hatte. Die Reiſe Sr. Kaiſerl. Majeſtät ward verzögert; aber der König, verleitet durch die Verſprechungen, die ihm von neuem durch den General Savary im Namen des Kaiſers gegeben wurden, ſetzte ſeine Reiſe nach dieſer Stadt fort.

Ew. Excellenz müſſen den Herrn Champagny fragen: ob der König völlig frei ſey; in dieſem Fall muß er nach ſeinen Staaten zurückkehren, und dem Bevollmächtigten, dem der Kaiſer ſeine Vollmacht anvertrauen wird, Audienz geben. Wenn er nicht frei iſt, ſo weiß Ew. Excellenz, daß jede Acte alsdann illuſoriſch wird; und daß folglich alles, was beſchloſſen werden dürfte, keine andere Wirkung haben kann, als dem Ruf Sr. Majeſtät in den Augen der ganzen Welt, deren Blicke auf ſein Betragen gerichtet ſind, und welche weiß, was Spanien ſchon zu Gunſten Frankreichs gethan hat, zu ſchaden.

Ich habe Ew. Excellenz den am verfloſſenen 27ſten October geſchloſſenen Tractat gezeigt, vermöge deſſen der Kaiſer die Integrität von Spanien in der Perſon des Königs mit dem Titel eines Kaiſers der beiden Amerika's garantirt hat. Nichts hat ſich ereignet, welches hätte authoriſiren können, dieſen Tractat zu verkennen; im Gegentheil hat Spanien neue Rechte auf die Dankbarkeit Frankreichs erlangt.

Der König iſt entſchloſſen, ſeine Ehre den Zudringlichkeiten des Kaiſers nicht aufzuopfern, ſeine Pflichten gegen ſeine Unterthanen verbieten es ihm. Er kann dieſe nicht zwingen, die Napoleoniſche Dynaſtie anzunehmen, noch weniger ſie des ihnen zuſtehenden Rechts zu berauben, eine andere Familie auf den Thron zu erheben, wenn die regierende Familie erloſchen ſeyn wird.

Es iſt nicht weniger den Gefühlen Sr. Majeſtät entgegen, die Krone von Etrurien als Erſatz anzunehmen; denn außerdem, daß ſich dieſes Land unter der Autorität ſeines rechtmäßigen Fürſten befindet, dem Sie auf keine Weiſe ſchaden wollen, iſt Se. Majeſtät mit der Krone zufrieden, welche die Vorſehung ihnen gegeben hat, und Sie wünſcht auf keine Weiſe, ſich von ihren Unterthanen zu trennen, die Sie mit väterlicher Zuneigung lieben und von denen Sie die unzweideutigſten

Beweiſe von Hochachtung und Anhänglichkeit erhalten haben.

Wenn, in Folge dieſer Weigerung, der Kaiſer es für dienlich erachtet, ſeine Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, ſo hoffen Se. Majeſtät, daß die göttliche Gerechtigkeit und der die Throne ſpendet, ſeine gerechte Sache und die ſeines Königreichs beſchützen werden.

Da Ew. Excellenz von dieſen Grundſätzen ganz durchdrungen ſind, und ſie bereits mit jener Energie an den Tag gelegt haben, die das Gefühl des Rechtmäßigen dem Mann von Ehre und dem eifrigen Freund ſeines Königs und ſeines Landes einflößt, ſo iſt es für mich überflüſſig, Ihnen ausgedehntere Inſtructionen, ſie zu leiten, zu ertheilen, um ſo mehr, da Sie ein Miniſter ſind, in deſſen Zuneigung und Ergebenheit Se. Majeſtät gänzliches Zutrauen hat."

Gott erhalte Ew. Excellenz viele Jahre.

Pedro Cevallos.

Für Don Pedro Gomez Labrador.

Don Pedro Labrador beſtand auf die Wichtigkeit der oben erwähnten beiden Forderungen, beſonders in einer Angelegenheit von ſo großer Wichtigkeit; hinzufügend, daß ohne dies er keine Discuſſion beginnen könne, und daß der König, ſein Herr, darauf beſtände, um, wenn es nöthig wäre, die gegebenen Inſtructionen verändern zu können; aber auf dieſe Forderungen wurde nicht geachtet.

Trotz dem ſprach Herr Champagny von den letzten Vorſchlägen des Kaiſers, die in einigen Puncten von denen durch Savary überbrachten, differirten, die aber nicht weniger abſchreckend, noch weniger gewaltthätig waren, und er endigte damit, zu Don Labrador zu ſagen, daß er das Wohlergehen Spaniens und ſein eignes Glück in Händen hätte.

Dieſer Miniſter erwiederte: daß er dem König, ſeinem Herrn, dieſe neuen Vorſchläge mittheilen würde. Er fügte die Bemerkung hinzu, die ihm natürlicher Weiſe von ſeiner Geſchicklichkeit und von ſeinem Eifer für den Dienſt ſeines Souverains und das Wohl ſeines Landes eingegeben wurden; und er erklärte, daß die Glückſeligkeit des einen und des andern unzertrennlich wäre. Er ſetzte noch hinzu, daß in allen Stellen, die er bekleidet hätte, dieſe beiden Gegenſtände ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätten; er geſtand endlich, daß ſein eigenes Wohlergehen von dem Reſultat dieſer

Angelegenheit abhinge, da ſeine Treue gegen den König von Spanien und ſein Vaterland, ſo wie der Ruf, den er erworben hätte, indem er gewiſſenhaft ſeine Pflichten erfüllte, dabei intereſſirt wären. Bevor dieſe Conferenz geſchloſſen ward, fragte Don Labrador den Herrn Champagny, ob der König frey wäre? worauf der Miniſter antwortete, daß in dieſer Hinſicht gar kein Zweifel obwalten könnte. Worauf Don Labrador erwiederte: „Alsdann muß man ihn ſeinen Unterthanen wieder geben, ihn in ſein Königreich wieder einſetzen.“ Worauf der Miniſter antwortete, daß im Betreff ſeiner Rückkehr nach Spanien es nothwendig wäre, daß Se. Majeſtät ſich unmittelbar, es ſey durch Briefe oder mündlich, mit Sr. Kaiſerl. Majeſtät verſtänden.

Dieſe Antwort, verbunden mit andern Umſtänden, ließen den König nicht mehr zweifeln, daß er ſich in Bayonne in einem Zuſtande von Gefangenſchaft befände. Um indeß die gegen Se. Majeſtät ausgeübte Gewaltthätigkeit noch mehr hervor zu heben, ſchrieb ich auf ſeinen Befehl den hier unten folgenden Brief, um ihm anzuzeigen, daß der König entſchloſſen wäre, nach Madrid zurückzukehren, um die Unruhe ſeiner Unterthanen zu ſtillen, und die wichtigen Geſchäfte ſeines Reichs zu beſorgen. Zu gleicher Zeit verſicherte ich den Herrn Champagny, daß ich fortfahren würde, mit Sr. Kaiſerl.

Majeſtät die Intereſſen der beiden Länder zu verhandeln. Ich erhielt gar keine Antwort auf die Mittheilung, die keine andere Wirkung hatte, als die Vorſichtsmaßregeln und Wachſamkeit, deren Gegenſtand Sr. Majeſtät waren, zu verdoppeln.

Officielle Depeſche des Don Pedro Cevallos an den Staatsminiſter des Kaiſers, vom 28ſten April 1808.

Ew. Excellenz,

Obgleich die Unruhe, welche die ſpaniſche Nation auf dem Punct war zu empfinden, bis jetzt durch das, was durch den Großherzog von Berg und alle in Spanien befindlichen franzöſiſchen Generale gedruckt und publicirt ward, verhindert worden iſt, indem ſie das gute Einverſtändniß, welches der Kaiſer und König mit dem Könige meinem Herrn zu erhalten wünſcht, anzeigen, und auch in Folge der Verſicherung, die der Geſandte Sr. Kaiſerl. Majeſtät zu Madrid von der nahen Ankunft des Kaiſers in jener Stadt gegeben hat; Verſicherungen, die den König beſtimmten, ſich auf den Weg nach Burgos zu begeben, um Sr. Kaiſerl. Maj. entgegen zu gehen, und ihm dieſen öffentlichen Beweis ſeiner Zuneigung und der hohen Achtung, die er für ſeine

Perſon hegt, zu geben; ſo iſt es dennoch unmöglich geworden, die Ruhe einer ſo großen Bevölkerung zu verbürgen, beſonders wenn ſie erfahren wird, daß der König ſechs Tage in Bayonne geweſen iſt, und daß ſie gar keine Zuſicherung wegen ſeiner Rückkehr nach Spanien erhalten würde. In dieſem Zuſtande der Dinge muß Se. Majeſtät die Ruhe ihrer Unterthanen zu erhalten ſuchen, und dem zufolge wünſchen, in ihre Mitte zurückzukehren, um die Unruhe zu ſtillen und ſich mit den öffentlichen Angelegenheiten, die ſeine Gegenwart unumgänglich erheiſchen, zu beſchäftigen, angeſehen, da eine verlängerte Abweſenheit ſein Volk auszubrechenden Verdrießlichkeiten ausſetzen würde, welches ſein Herz mit dem bitterſten Schmerz erfüllen müßte. Se. Majeſtät hat ſeinen Unterthanen feierlich verſprochen, ſchleunig wieder zu ihnen zu kommen, ſich, um dieſe Verbindlichkeit zu erfüllen, auf die ihm von Sr. Majeſtät gegebenen Zuſicherungen, daß ſie ihren Staaten, und durch ihn als ihren Souverain anerkannt, bald wiedergegeben werden ſollten, ſtützend.

Se. Majeſtät hat mir dem zufolge befohlen, Ihnen dieſe Bemerkung mitzutheilen, um ſie der Aufmerkſamkeit Sr. Kaiſerl. Majeſtät, die Sie gewiß gut heißen werden, zu unterwerfen. Se. Majeſtät, mein Herr, iſt bereit, in ſeinem Königreich über alle die Gegenſtände, die man dienlich erachten wird, mit der Perſon, welche der Kaiſer vorſchlagen wird, zu dieſem Ende zu unterhandeln."

Don Labrador war gewiß kein Mann, der zu ihren Abſichten paßte, denn man ſuchte ſeiner unmittelbar los zu werden, unter dem Vorwande, er ſey mit dem Herrn Champagny nicht von gleichem Range und ſeine natürlichen Anlagen wären zu unbiegſam.

Dieſer diplomatiſche Kunſtgriff konnte weder die Feſtigkeit des Königs, noch den Eifer ſeiner Repräſentanten und der Individuen ſeines Hauſes, welche Rath hielten, (in Gegenwart Sr. Majeſtät) um über die Intereſſen des Königs und der Nation zu deliberiren, erſchüttern, ſo, daß der Kaiſer ſich ſelbſt in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, ſeinen Plan zu ändern, um ſeine Abſichten zu erreichen. Se. Kaiſerl. Majeſtät verlangten demnach, daß Ihre Majeſtäten ſich nach Bayonne begeben ſollten, um ſie zu Werkzeugen der Oppoſition und des Unglücks ihres Sohnes zu gebrauchen. Zu dieſem Ende befahl er dem Großherzog von Berg, alle Mittel anzuwenden, um Ihre Majeſtäten zur Reiſe nach Bayonne zu bewegen.

Ihre Majeſtäten verlangten, der Günſtling ſolle ihnen voran gehen, und der Großherzog that mehrere Schritte bei der Regierungsjunta, um ſeine Freiheit zu erlangen. Die Junta hatte gar kein Recht, ihn zu befreien, da ſie ſich in dieſer Hinſicht unter dem Gewicht des ausdrücklichen Verbots, das Se. Majeſtät von Vittoria aus erlaſſen hatten, wie ſchon erwähnt worden iſt, befand; aber irre geleitet durch die Eingebungen Sr. Kaiſerl. Majeſtät, und in Schrecken geſetzt durch die Drohungen des Großherzogs, durch Gewalt zu erlangen, was man ſeinen Anſuchungen abſchlug, verordnete die Junta die Freilaſſung des Don Manuel Godoy, der ſogleich unter hinlänglicher Escorte nach Bayonne gebracht ward. Folgende vom Könige ſelbſt geſchriebene und auf ſeinen Befehl dem Conſeil übergebene Ordre, iſt ein Beweis von dem Entſchluß des Königs in dieſer Hinſicht.

Königliches Decret, von Ferdinand VII. an den Rath von Caſtilien erlaſſen.

Gleich nachdem der Friedensfürſt verhaftet worden war, beſtanden der Großherzog von Berg, der franzöſiſche Geſandte und der General Savary, im Namen des Kaiſers, meines genauen Alliirten, ſehr lebhaft darauf, daß er den franzöſiſchen Truppen übergeben, und nach

Frankreich abgeführt würde, wo Se. Kaiſerl. Majeſtät Befehle geben wollten, auf daß er wegen der von ihm begangenen Vergehungen gerichtet würde,

Dieſe Anſuchungen waren im Allgemeinen mit Bedrohungen begleitet, ihn, im Fall der Weigerung, mit Gewalt weg zu führen. Sie wurden mit derſelben Zudringlichkeit in Vittoria wiederholt; und da ich den vernünftigſten Entſchluß ergreifen wollte, fragte ich den Herzog de l'Infantado, den Infanten Don Carlos, Don Juan Eſcoiquiz und Don Pedro Cevallos, meinen erſten Staatsſecretair, um Rath.

Der Miniſter ſagte bei dieſer Gelegenheit zu mir: „Sir, wenn ich meinen perſönlichen Gefühlen nachzugeben hätte, ſo würde ich ſagen, man ſolle den Friedensfürſten ſogleich ausliefern, aber ich muß ein ſolches Gefühl unterdrücken, wenn ich die Pflichten, die mich an Ihre heilige Perſon binden, und die Verbindlichkeit, die Ihnen obliegt, Ihren Unterthanen, die von Don Emanuel Godoy gemißhandelt worden waren, Gerechtigkeit zu verſchaffen, betrachte. Dieſe Verpflichtung gehört nothwendig zur Souverainität, und Ew. Majeſtät kann ſie nicht verkennen, ohne alles, was unter den Menſchen achtungswerth iſt, mit Füßen zu treten. Unter dieſem Geſichtspunkt, glaube ich, daß Sie an den Kaiſer ſchreiben müſſen, um ihn zu benachrichtigen, daß Ew. Majeſtät Ihren erhabenen Aeltern angeboten haben, ihn von der Todesſtrafe zu retten, in dem Fall er von dem Conſeil dazu verurtheilt würde. Wenn Sie dieſem Vorſchlag Gehör geben, werden Ew. Majeſtät der Welt einen Beweis Ihres Edelmuths, Ihren vielgeliebten Aeltern einen Beweis Ihrer Zuneigung geben, und der Kaiſer wird mit Vergnügen dieſe Weisheit erblicken, mit der Sie das vollführen, was die Gerechtigkeit von Ihnen verlangt, und daß Sie die Erwartung Sr. Kaiſerl. Majeſtät erfüllen.

Alle Welt hat dieſen heilſamen Rath genehmigt, und nicht gezaudert, ihn anzunehmen, auf daß er zur Ausführung gebracht werde.

Ich communicire ihn dem Conſeil, mit der dienlichen Circonſpection, um ihm die Mittel zu geben, ſein Betragen darnach einzurichten; und auch, damit es die ſchnellſten Maaßregeln ergreiſe, um die Wohnungen und Familien der vier angeklagten Perſonen zu ſchützen.

Bayonne, den 26. April 1808.

Ich der König.

An den Präſidenten des Conſeils.

Ihre Majeſtäten begaben ſich auf den Weg, und eilten mit einer Schnelle vorwärts, die nicht ſehr mit dem Geſundheitszuſtande Karls IV. übereinſtimmte; aber der unerbittliche Wille des Kaiſers hatte es ſo entſchieden.

Wie ſchwierig war das Unternehmen, das Se. Kaiſerl. Majeſtät ſich vorgenommen hatten! Zur Vollbringung ſeiner Abſichten war es nothwendig, die Empfindſamkeit des Königs Karl auszulöſchen; jene Zuneigung zu ſeinem Erſtgebohrnen zu zerſtören, die den ſchändlichſten Hof-Intriguen widerſtanden hatte. Auch war es nothwendig, daß dieſe zärtlichen Aeltern, die ihre Liebe für einige ihrer Kinder erhielten, plötzlich ihre ihnen ſo natürliche Zärtlichkeit vergäßen, und ihn mit der grauſamſten Gleichgültigkeit behandelten. Um dieſe Entwürfe zu vollbringen, mußten ſie die Werkzeuge des Elends, der Strafe, der Verhaftung ihrer eigenen Kinder werden . . . .

Ich hatte bewieſen, daß die Abdication des Königs Karl zu Aranjuez von ſeiner Seite eine freiwillige Handlung war, und daß ſeine Vorliebe zum Privatleben ihn dazu veranlaßt hatte. Zu Bayonne ſagte dieſer Monarch zu dem König, ſeinem Sohne, daß er den Thron von Spanien nicht wieder beſteigen wollte; daß er aber wünſchte, Se. Majeſtät möchten zu ſeinen Gunſten auf dieſe Krone Verzicht leiſten, damit er ſolche einem Monarchen ſchenken könne, der Spaniens Unglück mit herbeigeführt hatte . . . . Ich überlaſſe der Weisheit der Souveraine Europa's, zu urtheilen, ob es möglich iſt, daß ein an ſeine Kinder attachirter Vater, daß ein ſehr aufgeklärter Monarch, der von den Grundſätzen der Religion tief durchdrungen, fromm ohne Vorurtheil iſt, in einem Augenblick, ohne mit Gewalt dazu gezwungen zu werden, alle ſeine Pflichten gegen ſeine Familie habe vergeſſen, ſeine ganze Dynaſtie habe proſcribiren und einen Fremden zu dem Throne habe berufen können . . .

Ferdinand VII., von kindlicher Achtung hingeriſſen, gefangen und von den Umſtänden beherrſcht, machte am erſten Mai eine bedingungsweiſe ausgeſtellte Renonciation auf ſeine Krone, zu Gunſten ſeines erhabenen Vaters. Dieſer Renonciation folgte der Brief des alten Königs an ſeinen Sohn, und bald nachher die gemäßigte Antwort des Sohnes.

Dieſe drei Actenſtücke folgen hier: —

Brief des Königs an ſeinen Vater, Karl IV.

Ew. Majeſtät haben erkannt, daß ich nicht den geringſten Antheil an den Ereigniſſen von Aranjuez genommen habe, darin nur Object war, ſo wie es notoriſch und zur Kenntniß Ew. Majeſtät gekommen iſt, nicht Ihren Thron und Regierung zu verleiten, ſondern beide zu erhalten, und die Menge Menſchen, die in ihrem Unterhalt vom Throne abhängig ſind, nicht zu verlaſſen. Ew. Majeſtät haben mir auch geſagt, daß Ihre Abdication freiwillig geweſen war, und daß, wenn Jemand mich zu bereden ſuchte, es ſey anders, ich ihm keinen Glauben beimeſſe, denn es ſey die angenehmſte Handlung Ihres Lebens. Ew. Majeſtät ſagen mir jetzt, daß, obgleich Ihre Abdication allerdings eine Handlung Ihres freien Willens geweſen war, Sie ſich nicht deſto weniger innerlich das Recht vorbehalten hätten, das Ruder der Regierung wieder zu ergreifen, wenn Sie es für dienlich erachteten. Ich hatte dem zufolge Ew. Majeſtät gefragt, ob Sie geneigt wären, Ihren Scepter wieder zu übernehmen, und Ew. Majeſtät haben mir geantwortet, daß Sie weder den Thron wieder beſteigen, noch nach Spanien zurückkehren wollen. Dieſem ohngeachtet bitten mich Ew. Majeſtät, zu Ihren Gunſten auf eine Krone zu renonciren, die mir durch die Grundgeſetze des Königreichs auf Ihre freie Abdication übertragen worden iſt. Für einen Sohn, der ſich ſtets durch ſeine Liebe, ſeine Ehrfurcht und ſeinen Gehorſam gegen ſeine Aeltern ausgezeichnet hat, kann nichts, was die Ausübung dieſer Eigenſchaft erheiſcht, ſeiner kindlichen Frömmigkeit zuwider ſeyn, beſonders wenn ich meine Pflicht als Sohn gegen Ihre Majeſtät, ohne die Verhältniſſe, in denen ich als König zu meinen vielgeliebten Unterthanen ſtehe, zu verletzen, erfüllen kann. Um dieſe zwei Pflichten, die ich im höchſten Grade achten muß, zu vereinbaren, und damit Ew. Majeſtät mit meinem Gehorſam in den gegenwärtigen Umſtänden zufrieden ſeyn mögen, willige ich ein, meine Krone zu Gunſten Ew. Majeſtät, mittelſt folgender Beſchränkung, zu abdiciren.

I. Daß Ew. Majeſtät nach Madrid zurückkehren, wohin ich Sie begleiten, und Ihnen als der ehrfurchtsvollſte Sohn dienen werde.

II. Daß die Cortes daſelbſt verſammelt werden; oder wenn es Ew. Majeſtät zuwider iſt, ein ſo zahlreiches Corps zu verſammeln, daß alle Tribunäle des Königreichs zuſammen berufen werden.

III. Daß meine Renonciation in Gegenwart dieſes Conſeils vor ſich gehe, und daß die Bewegungsgründe, die mich zu derſelben veranlaßt haben, dabei auseinander geſetzt werden. Dieſe Bewegungsgründe ſind: die Liebe, die ich für meine Unterthanen hege, der Wunſch, ſie für ihre Liebe zu mir zu belohnen, indem ich ihre Ruhe ſichern und ſie von den Abſcheulichkeiten eines bürgerlichen Krieges zu retten, mittelſt einer Ausſöhnung, deren Zweck es iſt, Ew. Majeſtät Ihr Scepter wieder zu übergeben und Sie wieder zurück zu bringen, um Ihrer Liebe und Zuneigung würdige Unterthanen zu regieren.

IV. Daß Ew. Majeſtät nicht von Individuen begleitet werden, die den Haß der Nation gerechterweiſe erregt haben.

V. Daß wenn Ew. Majeſtät, ſo wie ich unterrichtet bin, nicht geneigt ſind, weder in eigener Perſon zu regieren, noch nach Spanien zurückzukehren, ich in dieſem Fall in Ihrem Namen als Ihr Stellvertreter regieren ſoll.

Es giebt Niemand, der Anſprüche dazu hätte, die den meinigen vorzuziehen wären. Ich bin von den Geſetzen, den Wünſchen meines Volks und der Liebe meiner Unterthanen dazu berufen; und Niemand kann ein lebhafteres und feurigeres Intereſſe an ihrer Glückſeligkeit nehmen. Meine auf dieſe Puncte beſchränkte Renonciation wird in den Augen der Spanier als ein neuer Beweis erſcheinen, daß ich Ihre Erhaltung dem

Ruhme, ſie zu regieren, vorziehe; und Europa wird ſehn, daß ich würdig bin, mein Volk zu beherrſchen, deſſen Ruhe, alles aufzuopfern, was in den Augen der Menſchen angenehm und reizend iſt, ich mich bereitwillig gezeigt habe.

Möge Gott die koſtbaren Tage Ew. Majeſtät noch viele Jahre erhalten; dies iſt die Bitte Ihres affectionirten und ehrfurchtsvollen Sohnes, der ſich zu Ihren königl. Füßen niederwirft.

Bayonne, den 1ſten May 1808.

Ferdinand.

Brief des Königs (Karl IV.) an ſeinen Sohn, Ferdinand VII.

Mein Sohn!

Die treuloſen Rathſchläge der Sie umgebenden Menſchen haben Spanien in einen bedauernswürdigen Zuſtand verſetzt. Der Kaiſer allein kann unſer Land retten! Seit dem Frieden von Baſel bin ich ſtets überzeugt geweſen, daß es das Intereſſe meines Volks ſey, Frieden und das beſte Einverſtändniß mit Frankreich zu unterhalten, und die Opfer, mit deren Hülfe ich dieſen Zweck erreicht habe, ſchienen mir nicht zu groß.

Als Frankreich ein Raub temporairer Regierungen war, habe ich mich enthalten, meinen eigenen Beweggründen zu folgen; eine vernünftige Politik, das Glück meiner Unterthanen, hatten allein bei meinen Rathſchlägen den Vorſitz. Wenn ich mich damals auf dieſe Art betrug, was mußte ich thun, als der Kaiſer, nachdem er die Ordnung in Frankreich eingeführt hatte, alle meine Beſorgniſſe zerſtreute? Hatte ich nicht noch mehr Urſache, meinem Allianzſyſtem mit dieſer nachbarlichen Macht getreu zu bleiben?

Als England Frankreich den Krieg erklärt hatte, hatte ich das Glück, neutral zu bleiben und ſo meinem Volke die Vortheile des Friedens zu verſchaffen. Einige Zeit nachher bemächtigte ſich Großbritannien vier meiner Fregatten, und begann Feindſeligkeiten gegen uns, denen keine Erklärung irgend einer Art vorangegangen war; ſo ſah ich mich gezwungen, Gewalt mit Gewalt zurück zu treiben und das Unglück eines Krieges dehnte ſich bis auf meine Unterthanen aus.

Spanien, von Küſten umgeben und den größten Theil ſeines Reichthums aus ſeinen Beſitzungen jenſeits der Meere ziehend, leidet zu Kriegszeiten mehr als jedes andere Land, durch die Unterbrechung des Handels; alle von dieſer Unterbrechung unzertrennlichen Uebel wurden ungerechterweiſe den Miniſtern Schuld gegeben, welche die Bosheit, als wären ſie die Urheber derſelben, anklagte.

In meinem Kummer hatte ich wenigſtens den Troſt, zu ſehen, daß mein Königreich in Sicherheit war, und daß ich für unſere Provinzen nichts zu befürchten hatte; ich war damals der einzige König von Europa, der über ſeine Beſitzungen ruhig ſeyn konnte, während die andern Staaten in Convulſionen lagen, die ſie mit einer gänzlichen Vernichtung bedroheten. Ich würde dieſes Glückes noch theilhaftig ſeyn, wenn verrätheriſche Rathſchläge Sie nicht von dem Wege der Tugend und Ihrer Pflichten abgeleitet hätten; Sie haben Sich zu leicht von dem Haſſe, den Ihre erſte Gemahlin gegen Frankreich hegte, hinreißen laſſen, und Sie haben Ihre Verachtung für meine Miniſter, für Ihre Mutter und mich getheilt.

Ich machte gegen Sie von dem Rechte des Vaters und des Königs Gebrauch; ich ließ Sie verhaften, weil ich in Ihren Papieren den Beweis fand, daß Sie ſchuldig waren; aber am Ende meiner Laufbahn, der

Qual hingegeben, meinen Sohn auf dem Blutgerüſte umkommen zu ſehn *), auf dem Punkt, Opfer meiner peinlichen Schmerzen zu werden, gerührt von Thränen Ihrer Mutter, vergaß ich Alles und verzieh Ihnen.

Meine Unterthanen waren indeſſen durch Gerüchte, falſcherweiſe von einer Faction verbreitet, die ſie in Aufruhr zu bringen ſuchte, und an deren Spitze Sie ſelbſt ſich ſtellten, beunruhigt; ſeit dieſem Augenblick iſt der Friede weit von mir geflohen, meine Völker ſind dem Unglücke preis gegeben worden, und Zwietracht hat in meiner eignen Familie um ſich geriſſen; man klagte meinen Miniſter bei dem Kaiſer an. Dieſer Monarch, welcher zu bemerken glaubte, daß Spanien ſich von ſeiner alten Allianz abreißen wollte, und welcher Uneinigkeit in meiner eigenen Familie ſah, ließ unter verſchiedenem Vorwand meine Staaten durch ſeine Truppen beſetzen; aber ſo lange ſie auf dem rechten Ufer des Ebro blieben und nur beſtimmt zu ſeyn ſchienen, ihre Communication mit Portugal zu ſichern, hoffte ich immer, daß der Kaiſer für ſeinen alten Alliirten jene Gefühle der Hochachtung und Freundſchaft wieder annehmen

---

*) Dieſe Stelle iſt in dem Moniteur unterdrückt worden.

würde, die er mir zu jeder Zeit bezeugt hatte. Als ich erfahren hatte, daß dieſe Truppen auf meine Hauptſtadt zu marſchirten, hielt ich es für nothwendig, meine Armee um mich zu verſammeln, um mich ſelbſt meinem durchlauchten Alliirten in dem ganzen Glanze zu zeigen, der einem Könige von Spanien gebührt; ich hoffte, in dieſer Stellung *) ſeine Zweifel zu heben und mein eigenes Intereſſe zu ſichern. Ich rief meine Truppen aus Portugal zurück, ließ die Garniſon von Madrid ausrücken, ich verſammelte meine Armeen auf verſchiedenen Puncten der Monarchie; alle dieſe Dinge zeigten nicht an, daß ich meine Unterthanen verlaſſen wollte, ſie bewieſen vielmehr, daß ich den Ruhm meiner Krone auf eine würdigere Weiſe zu erhalten ſuchte. Eine lange Erfahrung hatte mich überzeugt, daß der Kaiſer der Franzoſen, in Uebereinſtimmung mit ſeinen Intereſſen und ſeinem politiſchen Syſtem in den Angelegenheiten des feſten Landes, keine der Ehre meines Hauſes nachtheiligen Abſichten hegte. Wie war damals Ihr Betragen? Sie brachten Verwirrungen in meinen Pallaſt; Sie wiegelten meine Garden gegen mich auf. Ihr Vater war Ihr Gefangener! Mein erſter Miniſter, den ich erhoben, den ich in meiner Familie adoptirt hatte,

---

*) Dieſe Worte ſind nicht in dem ſpaniſchen Original.

ward bluttriefend von Thurm zu Thurm geſchleppt; Sie haben mein graues Haar mit Schmach bedeckt; Sie haben mir meine, von meinen Vorältern mit Ruhm getragene Krone, und die ich ohne Flecken erhalten hatte, entriſſen; Sie haben ſich in die Arme der durch Ihre Anhänger und durch die in der Stadt befindlichen fremden Truppen zum Aufruhr gereizten Einwohner von Madrid geworfen.

Die Verſchwörung vom Escurial war vollbracht; die Handlungen meiner Regierung waren der öffentlichen Verachtung preis gegeben. Alt, von Kränklichkeit niedergebeugt, unfähig, neues Unglück zu ertragen, nahm ich meine Zuflucht zu dem Kaiſer der Franzoſen, nicht als König, umgeben von dem Pomp des Thrones, ſondern als ein unglücklicher, verlaſſener Fürſt; ſeine Armee bot mir Schutz und Sicherheit an; ich danke ihm das Leben, das Leben der Königin *), ſo wie das Leben meines erſten Miniſters. Ich bin Ihnen nach Bayonne gefolgt, Sie haben die Angelegenheiten auf einen Punkt gebracht, wo Sie nur durch dieſen großen Monarchen allein arrangirt werden können.

---

*) In dem im Moniteur publicirten Brief ſteht nur: ich verdanke ihm das Leben der Königin.

Zu Inſurrectionen ſeine Zuflucht nehmen, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, hieße Spanien zu Grunde richten, das hieße Sie, mein Königreich und meine Unterthanen zu dem bedauernswürdigſten Zuſtand herabbringen. Ich habe mein Herz dem Kaiſer geöffnet, er kennt alle mir angethanenen Beleidigungen, alle gegen mich verübten Gewaltthätigkeiten; er hat mir geantwortet, daß er Sie nie als König erkennen würde, und daß Sie, Feind Ihres Vaters, ihm nie irgend ein Zutrauen einflößen könnten; er hat mir überdies einige Ihrer Briefe gezeigt, die Ihren Abſcheu gegen Frankreich beweiſen.

In den gegenwärtigen Umſtänden bin ich verbunden und muß das Blut meiner Unterthanen ſchonen, und am Ende meiner Tage keine Maaßregel ergreifen, die Spanien dem Feuer und Schwerdt ausſetzen würde. Wahrlich, Ihren Pflichten und der Stimme der Natur getreu, hätten Sie den Rath der Verräther verwerfen ſollen; immer bereit, mich zu vertheidigen, hätten Sie ſich mir zur Seite ſtellen, und für mich fechtend warten ſollen, bis mein Tod Sie auf den Thron gehoben hätte; alsdann würden die Intereſſen Spaniens die verſchiedenen Intereſſen vereinigt haben, alle würden in ein Einziges verſchmolzen worden ſeyn. Seit ſechs Monaten habe ich mich tauſend Gefahren ausgeſetzt geſehn; aber ſo groß ſie auch waren, ich würde ſie ohne Furcht angeſehen haben, wenn meine Unterthanen mich nicht verlaſſen hätten; ich würde die Macht in Händen gehabt haben, einem Arrangement, geeignet, die Intereſſen meiner Völker und meiner Familie zu vereinbaren, Achtung zu verſchaffen, ein Arrangement, das ich zuvor meinem Alliirten unterworfen hätte. Indem Sie mir meine Krone entriſſen, haben Sie die Ihrige in Stücke geworfen, Sie haben ihr alles entzogen, was ſie Erhabenes hatte, und alles, was ſie in den Augen der Menſchen ehrwürdig machte.

Ihr Betragen, Ihre aufgefangenen Briefe haben eine eherne Mauer zwiſchen Ihnen und dem Throne Spaniens erhoben. Ich bin König durch das Recht meiner Voraͤltern; meine Abdication war erzwungen; ich habe demnach nichts von Ihnen zu empfangen; ich willige in keine Zuſammenkunft; ich gebe zu nichts meine Zuſtimmung, was einen Bürgerkrieg erregen könnte. Wenn man alles für das Volk thun muß, ſo muß auch das Volk nichts von ſelbſt thun: dieſe Grundſäze vergeſſen, heißt ſich aller Unglücksfälle ſchuldig machen, die aus dieſer Vergeſſenheit entſtehen; während meines Lebens habe ich mich tauſendmal für meine Völker aufgeopfert, und in meinem Alter werde ich nie in eine Sache willigen, die ihrer Religion zuwider iſt, und die ihre

Univ. Bibl.
München

Ruhe und ihr Glück in Gefahr bringen würde; allein ich würde belohnt genug für die Opfer ſeyn, wovon ich ſpreche, wenn die Religion Spaniens, wenn die Unverletzbarkeit meiner Provinzen, wenn unſere Privilegien und unſere Unabhängigkeit geſchont werden: nur alsdann werde ich ruhig in das Grab gehen, und werde alles vergeſſen, und Ihnen alle die Qualen verzeihen, womit Sie mein Alter niedergebeugt und geſättigt haben.

Gegeben zu Bayonne, im Kaiſerl. Pallaſt, genannt: das Gouvernementshaus, den 2. May, 1808.

Carlos.

Brief des Königs Ferdinand VII. an ſeinen erhabenen Vater, in Antwort auf den vorhergehenden.

Mein verehrter Vater und Herr!

Ich habe den Brief empfangen, den Ew. Majeſtät mir unter dem geſtrigen Datum zu ſchreiben geruht haben, und ich will verſuchen, auf alles, was er enthält, mit der Ew. Majeſtät ſchuldigen Mäßigung und Ehrfurcht zu antworten.

Ew. Majeſtät beſchäftigen ſich zuerſt damit, Ihr Betragen gegen Frankreich nach dem Frieden von Baſel zu rechtfertigen. In der That, ich glaube, es giebt keinen Menſchen in Spanien, der es gemißbilligt hat; im Gegentheil, ein jeder ſtimmt damit überein, Ew. Majeſtät zu loben, dabei beharrt zu haben, und wegen Ihrer Anhänglichkeit an die von Ihnen angenommenen Grundſätze. Das meinige insbeſondere, war dem Ihrigen gleich; und ich habe unverwerfliche Beweiſe gegeben, ſtets auf dieſelbe Weiſe zu handeln, von dem Augenblicke an, da Ew. Majeſtät mir zu Gunſten dem Thron entſagt hatten.

Wenn die Begebenheiten im Eſcurial, als deren erſte Urſache Ew. Majeſtät den mir von meiner Gemahlin gegen Frankreich, gegen Ihre Miniſter, meine vielgeliebte Mutter und Ihre Königl. Perſon mitgetheilten Haß angeben, rechtlich unterſucht worden wären, ſo würde man den Beweis des Gegentheils gefunden haben. Obgleich ich gar keinen Einfluß, keine Freiheit hatte, da ich von den Leuten bewacht ward, mit denen Sie mich umgeben hatten, ſo waren dennoch die von Ew. Majeſtät erwählten eilf Räthe der Meinung einſtimmig, daß es keine Urſache zu irgend einer Anklage gäbe, und daß die vermeintlichen Verbrecher unſchuldig wären. Ew. Majeſtäten ſprechen von dem, durch die Ankunft der fremden Truppen in Spanien verurſachten Mißtrauen; Sie fügen hinzu, daß, wenn Sie Ihre Truppen von Portugal zurückriefen, die, welche in Madrid waren, zu Aranjuez und in den umliegenden Gegenden, vereinigten, dies nicht geſchehen wäre, um Ihre Unterthanen zu verlaſſen, ſondern um die Ehre des Thrones zu erhalten. Wollen Ew. Majeſtät mir erlauben, Sie zu erinnern, daß das Einrücken der Truppen eines Alliirten gar keine Unruhe verurſachen, daß es im Gegentheil nur Vertrauen bewirken müßte? Ew. Majeſtät werden mir auch erlauben, zu bemerken, daß Sie Befehle gaben zu Ihrer und der Königl. Familie Abreiſe nach Sevilla, und daß Truppen kommandirt waren, um den Weg dahin frei zu halten. Es war Niemand, der nicht überzeugt geweſen wäre, daß alle dieſe Anſtalten getroffen waren, um Sie und die Königl. Familie nach Amérika zu bringen. Ew. Majeſtät publicirten ein Decret, um in dieſer Hinſicht den Geiſt Ihrer Unterthanen zu beruhigen; aber alle dieſe Anſtalten waren getroffen, die Wagen, die Relais, alles war angeordnet, und es war evident, daß Andaluſien bald die Königliche Familie auf ſeinen Küſten ankommen ſehen ſollte. Die Verzweiflung bemächtigte ſich des Volks, und die Bewegung zu Aranjuez war die Folge davon. Ew. Majeſtät wiſſen, daß es nur nach Ihren Befehlen war, wenn ich einigen Antheil daran hatte, um den Gegenſtand des Haſſes des Volks von ſeiner Wuth zu retten, ihn, dem man den Entwurf zu dieſer Reiſe beimaß.

Befragen Ew. Majeſtät den Kaiſer der Franzoſen, und Se. Kaiſerl. Majeſtät werden Ihnen eher den Zweifel widerheben, was Sie mir in einem Briefe ſchreiben, den ich von Höchſtdenſelben zu Vittoria erhielt, nämlich, daß das Project Sr. Kaiſerl. Königl. Majeſtät wäre, Ew. Majeſtät zu einigen Reformen zu bewegen, den Friedensfürſten von ſich zu entfernen, deſſen Einfluß die Urſache aller dieſer Trübſal wäre.

Der allgemeine Enthuſiasmus, den ſeine Verhaftung unter allen Ihren Unterthanen erregte, iſt ein evidenter Beweis von der Wahrheit der von dem Kaiſer geſchehenen Erklärung. Was das Uebrige betrifft, wiſſen Ew. Majeſtät beſſer, als einer, daß mitten in den Bewegungen von Aranjuez nicht ein einziges Wort, weder gegen Ew. Majeſtät, noch gegen irgend Jemand von der Königl. Familie, ausgeſprochen ward, daß im Gegentheil Ew. Majeſtät mit den Beweiſen der lebhafteſten Freude und den Verſicherungen der unverbrüchlichſten Treue für Ihre erhabene Perſon empfangen wurden. Darum überraſchte die Abdication der Krone, die von Ihnen zu meinen Gunſten geſchah, alle Welt und mich beſonders; denn Niemand erwartete ſie, noch hatte

Jemand darum angeſucht. Ew. Majeſtät ſelbſt communicirten Ihre Abdication Ihren Miniſtern, indem Sie ihnen befohlen, mich als ihren Herrn und natürlichen Souverain zu erkennen. Sie communicirten dieſelbe mündlich dem diplomatiſchen Corps, erklärend, daß dieſer Entſchluß aus freiwilliger Bewegung entſtände, und daß Sie ihn ſchon ſeit langer Zeit gefaßt hätten. Sie ſelbſt thaten ſich Ihrem vielgeliebten Bruder, dem Infanten Don Antonio, indem Sie hinzufügten, daß die Unterſchrift, mit der Sie das Abdicationsdecret belegt hätten, eine Sache wäre, die Sie in Ihrem Leben mit dem größten Vergnügen gethan hätten; und endlich ſagten Ew. Majeſtät drei Tage nachher zu mir, daß ich keiner Angabe, welche mich zu überreden abzweckte, daß Ihre Abdication nicht freiwillig geweſen wäre, keinen Glauben beimeſſen ſollte, weil ſie in allen Punkten frei und aus eigenem Willen entſtanden wäre. Mein vorausgeſetzter Haß gegen Frankreich iſt durch mein Betragen nie auf irgend eine Art bewieſen worden; meine Handlungen, die ich hier ganz kurz darſtellen will, werden durchaus das Gegentheil beweiſen. Ew. Majeſtät hatten kaum dem Throne zu meinen Gunſten entſagt, als ich von Aranjuez aus mehrere Briefe an den Kaiſer der Franzoſen ſchrieb, die eben ſo viele Beweiſe enthalten, daß meine Grundſätze in Hinſicht der Beziehungen von Freundſchaft und genauer Allianz, die zwiſchen den beiden Staaten auf eine ſo glückliche Weiſe obwalteten, dieſelben wären, die Ew. Majeſtät mir eingeflößt, und die Sie unveränderlich befolgt hätten. Meine Reiſe nach Madrid iſt einer der größten Beweiſe, den ich Sr. Kaiſerl. Königl. Majeſtät, von dem unbegränzten Zutrauen, das ich zu Höchſtdenſelben hatte, geben konnte, angeſehn, daß der Prinz Mürat den Tag vorher mit einem großen Theil ſeiner Armee in Madrid eingezogen war, und da dieſe Stadt eine franzöſiſche Garniſon hatte, ſo hieß dies einigermaßen mich ihm in die Hände geben. Während der zwei Tage, da ich in meiner Hauptſtadt reſidirte, ward ich von der beſondern Correſpondenz unterrichtet, die Ew. Majeſtät mit dem Kaiſer der Franzoſen unterhielten, und ich erfuhr, daß Ew. Majeſtät erſt neuerlich um eine Prinzeſſin von der Kaiſerl. Familie für mich zur Gemahlin angehalten hätten, um dadurch die genaue Vereinigung und die Allianz, die zwiſchen den beiden Ländern beſtehen ſollte, noch enger zu knüpfen. Mich durchaus nach dieſen Grundſätzen und dem Wunſch Ew. Majeſtät richtend, ſchrieb ich an den Kaiſer, in der Abſicht, bei ihm um dieſe Prinzeſſin anzuhalten.

Ich ſchickte eine Deputation nach Bayonne, um in meinem Namen Sr. Kaiſerl. Königl. Majeſtät zu complimentiren. Kurze Zeit nachher bewog ich meinen vielgeliebten Bruder, den Infanten Don Carlos, ſich auf den Weg zu begeben, um dem Kaiſer bei ſeiner Ankunft an der Gränze ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Mit dieſem nicht zufrieden, verließ ich Madrid im Vertrauen auf die Zuſicherungen, die mir von dem Geſandten Sr. Kaiſerl. Königl. Majeſtät, dem Großherzog von Berg und dem ſo eben aus Paris angekommenen General Savary, der um eine Audienz bei mir anhielt, um mir von Seiten des Kaiſers zu ſagen, daß Se. Majeſtät von mir nichts zu wünſchen hätten, als nur zu wiſſen, ob ich daſſelbe Syſtem, als Ew. Majeſtät, in Hinſicht auf Frankreich annehmen würde; daß in dieſem Falle der Kaiſer mich als König von Spanien anerkennen und alles übrige vergeſſen ſeyn würde.

Vom Vertrauen in dieſen Verſprechungen erfüllt, und überzeugt, daß ich Se. Kaiſerl. Königl. Majeſtät auf dem Wege antreffen würde, kam ich hier an; und ſchon an dem Tage meiner Ankunft ſelbſt wurden einigen Perſonen aus meinem Gefolge Vorſchläge gemacht, ganz verſchieden von denen, die mir anfänglich waren communicirt worden, und die weder meine Ehre, mein Gewiſſen, noch meine Pflicht, ſeitdem die Cortes mir, als ihrem Herrn und Souverain, den Eid geleiſtet hatten, anzunehmen erlaubten, und die überdies dem von mir geleiſteten Eid bei Annahme der Krone, die Ew.

Majeſtät zu meinen Gunſten abdicirt hatten, entgegen waren.

Ich kann nicht begreifen, wie dem Kaiſer Briefe von mir haben in die Hände fallen können, die meinen Haß gegen Frankreich beweiſen, nachdem ich ſo viele Beweiſe meiner Freundſchaft gegen ihn gegeben, und nichts geſchrieben habe, das ein ſolches Gefühl andeuten könnte.

Man hat mir letzthin eine Abſchrift der von Ew. Majeſtät an den Kaiſer gerichteten Proteſtation gezeigt, um die Nullität Ihrer Abdication zu begründen; dennoch, wenn ſeit Ihrer Ankunft allhier ich Sie in dieſer Hinſicht befragte, ſo ſagten Sie mir beſtimmt, daß die Abdication freiwillig geweſen wäre, obgleich es nicht Ihr Wille wäre, dabei zu beharren. Ich fragte Sie zu gleicher Zeit, warum Sie mir Ihre Abſicht nicht mitgetheilt hätten, bevor die Abdication vollbracht war? Ew. Majeſtät antworteten mir, daß Sie es nicht für dienlich gehalten hätten; woraus man ſchließen muß, daß darum keine Gewalt gegen Sie gebraucht worden iſt, wenigſtens nicht durch mich. Man konnte nicht wiſſen, daß es die Abſicht Ew. Maj. war, die Ruder der Regierung wieder zu ergreifen; Sie ſagten mir vielmehr, daß Sie weder regieren, noch nach Spanien wieder zurückkehren wollten.

In dem Briefe, den ich die Ehre hatte, den Händen Ew. Majeſtät, zum Beweiſe des hier Geſagten zu übergeben, zeigte ich die Neigung an, welche ich hätte, der Krone zu Ihren Gunſten zu entſagen, wenn die Cortes verſammelt ſeyn würden. Nicht, als ob ich das zur Gültigkeit der Renonciation für nothwendig erachtete, ſondern weil ich es für nützlich hielt, um nicht dieſe gefährlichen Neuerungen einzuführen, die oft Trennungen und Streitigkeiten gebähren, und weil jene Sache auf eine Art geſchähe, die der Würde Ew. Majeſtät, meiner eignen Ehre und der Ruhe des Königreichs angemeſſen iſt.

Wenn Ew. Majeſtät es nicht für dienlich erachten, in eigener Perſon zu regieren, ſo will ich in Ihrem Namen oder in dem meinigen regieren; denn Niemand, außer mir, kann hier repräſentiren, wenn ich die Entſcheidung der Geſetze und den Willen des Volks zu meinen Gunſten habe; auch nimmt keiner ſo vieles Intereſſe an Spaniens Glück, als ich.

Ich wiederhole es Ew. Majeſtät von neuem, daß in ſolchen Umſtänden und auf ſolche Bedingungen ich bereit bin, Ew. Majeſtät nach Spanien zu begleiten, und dort meine Abdication in der ſo eben von mir angegebenen Form zu vollbringen. Im Betreff desjenigen, was Ew. Majeſtät geſagt haben, daß Sie nicht wieder nach Spanien zurückkehren wollen, ſo bitte ich Sie mit Thränen in den Augen und im Namen alles deſſen, was im Himmel und auf der Erde heilig iſt, in dem Fall, wo Sie es nicht für dienlich halten ſollten, den Thron wieder zu beſteigen, ein Land nicht zu verlaſſen, das Sie ſo lange bewohnt haben, in welchem Sie die Lage wählen können, die für Ihre erſchütterte Geſundheit am paßlichſten iſt, und wo Sie mehr Geiſtesruhe und mehr Annehmlichkeit als in jedem andern finden werden.

Endlich bitte ich Ew. Majeſtät mit der zärtlichſten Zuneigung, Ihre Lage ernſtlich in Betrachtung zu ziehen und zu bedenken, daß es auf nichts weniger ankommt, als unſere Dynaſtie von dem Throne Spaniens auszuſchließen und die Kaiſerliche Familie von Frankreich an ihre Stelle zu ſetzen. Sie können einen ſolchen Schritt ohne die förmliche Bewilligung aller der Individuen, die ein Recht auf die Krone haben oder haben können, nicht thun; noch weniger ohne eine eben ſo förmliche Einwilligung des als Cortes an einem Orte, wo ſein Wille frei ausgedrückt werden kann, verſammelten ſpaniſchen Volks. Dies iſt nicht alles; da wir uns auf einem fremden Boden befinden, würde es unmöglich ſeyn, irgend jemand zu bereden, wir hätten ohne Zwang gehandelt, und dieſe Betrachtung würde allein hinreichend ſeyn, alles was wir thäten, zu annulliren, und die unglücklichſten Folgen dadurch zu bewirken.

Bevor ich dieſen Brief ſchließe, werden Ew. Majeſtät mir erlauben, daß die Räthe, die Sie treulos nennen, mich nie bewogen haben, von der Liebe, der Ehrfurcht, der Treue abzuweichen, die ich ſtets für die Perſon Ew. Majeſtät, die ich Gott bitte zu ſegnen und deren Tage bis zum höchſten Alter zu verlängern, ſchuldig bin.

Ich werfe mich Ew. Majeſtät zu Füßen und bin Ihr ehrfurchtsvoller Sohn

Ferdinand.

Bayonne, den 4ten Mai 1808.

Am 5ten deſſelben Monats Mai, um 4 Uhr Nachmittags, ſtattete der Kaiſer Ihren Majeſtäten einen Beſuch ab, und blieben bis um 5 Uhr mit ihnen in Conferenz. Alsdann ward der König Ferdinand von ſeinem erhabenen Vater gerufen, um in Gegenwart der Königin und des Kaiſers ſolche revoltirende und erniedrigende Ausdrücke zu hören, daß ich mir nicht getraue, ſie hier niederzuſchreiben. Alle gegenwärtigen Perſonen faßen, ausgenommen der König Ferdinand, dem ſein Vater befahl, eine unbeſchränkte Renonciation auf ſeine Krone zu leiſten, mit Androhung, im Weigerungsfalle von ihm und ſeinem ganzen Hauſe als ein Uſurpator des Thrones und Verſchwörer gegen das Leben ſeiner Aeltern behandelt zu werden.

Se. Majeſtät hätten gern den Tod vorgezogen, aber befürchtend, mehrere in die Drohung Karls IV. mitbegriffene Perſonen mit in ſein Unglück zu verwickeln, ſtellte er eine andere Renonciation aus, die das Gepräge der Gewalt an ſich trägt, und auf keine Weiſe den Zweck erfüllt . . . .

Brief des Königs an ſeinen Vater Karl.

Ehrwürdiger Vater und Herr!

Ich habe den Königlichen Händen Ew. Majeſtät am 1ſten dieſes Monats meine Renonciation auf die Krone zu Ihren Gunſten übergeben. Ich habe mich genöthigt geglaubt, ſie auf dieſe Art zu modificiren, die mir am mehrſten mit der Ew. Majeſtät ſchuldigen Ehrfurcht, mit der Ruhe meiner Staaten und der Erhaltung meiner Ehre und meines Rufs übereinzuſtimmen ſchien. Mit großem Erſtaunen habe ich den Verdruß geſehen, den Modificationen, die von Vorſicht und der meinen Unterthanen ſchuldigen Zuneigung eingeſtößt waren, Ew. Majeſtät verurſacht haben.

Ohne andere Urſache zur Klage zu haben, haben Ew. Majeſtät es für dienlich erachtet, mich in Gegenwart meiner ehrwürdigen Mutter und des Kaiſers durch die erniedrigendſten Ausdrücke zu beleidigen; hiermit nicht zufrieden, verlangen Sie meine Renonciation ohne Bedingungen noch Einſchränkungen, bei Strafe, ſo wie die Perſonen, die mein Conſeil ausmachen, als Verſchwörer behandelt zu werden. In einem ſolchen Zuſtande der Dinge leiſte ich die Renonciation, die mir von Ew. Majeſtät anbefohlen iſt, damit ſie zurückkehren könne, um Spanien zu regieren, in dem Stande, worin ſich Ew. Majeſtät am 19ten März befanden, als Sie Ihre freiwillige Abdication zu meinen Gunſten thaten.

Möge Gott noch viele Jahre Ihre koſtbaren Tage erhalten; dies iſt die Bitte, die Ihr affectionirter und ganz ergebener Sohn zu Ihren Füßen niederlegt.

Bayonne, den 6ten Mai 1808.

Ferdinand.

Dieß ſind die alleinigen Umſtände in Bezug der Renonciation, in welche ich als Miniſter und Staatsſekretair einwirkte. Was die anbetrifft, die in Bordeaux vollzogen worden ſeyn ſollen, davon habe ich nicht die mindeſte Kenntniß; aber ich weiß, daß der Kaiſer in ſeiner letzten Conferenz mit dem König Ferdinand VII. zu Sr. Majeſtät geſagt hat: Prinz, es muß zwiſchen der Ceſſion und dem Tode gewählt werden.

Was hernach noch vorgegangen iſt, ſo weiß die ganze Welt, daß Karl IV., zu Gunſten des Kaiſers, auf die Krone renoncirt hat, in derſelben Zeit, als der Prinz von Aſturien, ſein Bruder, der Infant Don Carlos, und ſein Onkel, Don Antonio, gezwungen waren, ihre Rechte zu reſigniren, und daß der Kaiſer, ſich ſchon in dem Beſitz der Krone Spaniens glaubend, ſie auf das Haupt ſeines Bruders Joſeph Napoleon, Königs von Neapel, ſetzte.

Man hat ſchon angeführet, daß der König, obgleich er ſeine Hauptſtadt nur auf einige Tage verlaſſen hatte, es für dienlich erachtete, eine Junta zu authoriſiren, wovon der Infant Don Antonio Präſident war, mit Vollmacht in ſeinem Königl. Namen in allen Angelegenheiten zu ſprechen, die keinen Verzug würden leiden können. Jede Nacht expedirte ich einen Courier an dieſe Junta, um mir das, was ich für nothwendig hielt, zu communiciren, um ſie zu inſtruiren und zu leiten.

Als der König in Bayonne angekommen war, (und ſchon am erſten Tage ſeiner Ankunft wurden ihm die Abſichten des Kaiſers zu erkennen gegeben) fing ich an zu befürchten, die außerordentlichen Couriere möchten aufgefangen werden, und ich bekam in der Folge die Ueberzeugung, daß dies auch wirklich Statt gehabt hatte. Unter den verſchiedenen Conteſtationen, die ich mit dem Miniſter Champagny über die verſchiedenen Urſachen, welche die Zurückhaltung der Cabinetscouriere verurſachten, gehabt habe, giebt es eine, die eine ziemlich merkwürdige Antwort hervor brachte. Hier folgt ſie:

Note des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Champagny, in Antwort auf die an ihn von dem Herrn de Cevallos gerichtete, um ſich zu beklagen, daß ein von Sr. Majeſtät Ferdinand VII. mit Depeſchen nach Madrid expedirter Cabinetscourier aufgefangen worden war, und um Päſſe von

ihm für einen andern Courier zu verlangen.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hat die Note erhalten, mit der Herr Cevallos ihm die Ehre erzeigt hat, ſich an ihn zu wenden, um ſich zu beklagen, daß man den Courier Sr. Excellenz zurückgehalten hat. Dieſe Maßregel hat in Kraft der Anzeige der Geſinnungen Sr. Kaiſerl. Majeſtät Statt gehabt, welche verlangt haben, daß kein anderer König, als Karl IV., anerkannt werden ſollte. Hieraus erhellt als nothwendige Folgerung, daß der Kaiſer auf ſeinem Gebiete keine Acte von der Art eines im Namen eines andern Königs ertheilten Paſſes, zu erlauben; und aus derſelben Urſache hat der Miniſter den neuen Paß, den Herr Cevallos ihm zugeſandt hat, nicht unterſchreiben können; aber er eilt, Sie zu benachrichtigen, daß alle Briefe, deren Ueberbringer der Courier war, welche Briefe ſaiſirt worden ſind, den Händen des franzöſiſchen Poſtdirectors übergeben worden ſind, welcher Sorge tragen wird, daß ſie nach Burgos und Madrid geſchickt werden, und ſo wird es mit allen Briefen gehalten werden, welche die Spanier, ſie befinden ſich in Frankreich oder Spanien, es ſey durch die ordinaire Poſt, oder durch einen franzöſiſchen Courier, abzuſchicken wünſchen werden. Alle werden mit der größten Genauigkeit nach ihrer Beſtimmung befördert werden, und die Correſpondenz zwiſchen den beiden Staaten, weit entfernt, die mindeſte Unterbrechung zu erleiden, ſoll vielmehr kräftiger betrieben werden.

Bey dieſen Umſtänden faßte ich den Entſchluß, durch verſchiedene Gelegenheiten Duplicate einzuſenden; durch dieſes Mittel gelang es mir, die Regierungsjunta von der Verhaftung des Königs und der Unterdrückung, deren Opfer er war, zu benachrichtigen.

Es war leicht vorauszuſehen, daß die Freiheit der Junta nicht würde geſchont werden, da Trotz aller Verſprechungen und Verſicherungen des Kaiſers, die Freiheit des Souverains in Bayonne verletzt worden; und daß den edlen Abſichten einiger Mitglieder dieſer Verſammlung, auf eine energiſche Weiſe an den Tag gelegt, von der unwiderſtehlichen Gewalt des Kaiſers Stellvertreter, würden Hinderniſſe in den Weg gelegt werden. Dieſem iſt ohne Zweifel der Fehler beizumeſſen, den ſie begingen, weder über die ſchreckliche Lage, worin das Königreich ſich befand, noch über die Mittel, ihr abzuhelfen, zu deliberiren, indem ſie eine Junta creirten, welche die Regentſchaft an einem Ort, wohin die Bajonette des Feindes nicht hatten dringen können, übernommen hätte.

Da der König erſtaunt war, daß die Junta mit dem folgenden Courier nicht geſchrieben hatte, daß ſie einen Entſchluß dieſer Art ergriffen hätte, ſo ſchickte ich ohne Zeitverluſt einen Königl. Befehl an die Junta des Inhalts: daß ſie alles in Ausführung zu ſetzen hätte, was für den Dienſt des Königs und des Königreichs paßlich wäre, und daß ſie zu dieſem Ende alle Gewalt, die Se. Majeſtät beſitzen würden, wenn ſie ſelbſt in dem Königreich reſidirten, in Anwendung ſetzen ſollte *)

Es war unmöglich, verſtändlicher zu ſchreiben; die Sicherheit der Communicationsmittel verminderte ſich jeden Augenblick; und ich konnte nicht hoffen, daß der Kaiſer das Geheimniß der Correſpondenzen ſchonen würde, während er keine Rückſicht auf die Perſon des Souverains nahm, den dieſe Correſpondenz betraf.

Die Junta hielt es indeß für nothwendig, ſich bey Sr. Majeſtät Raths zu erholen und ſeine Befehle, im Bezug auf die verſchiedenen Maaßregeln, die das Heil

---

*) Der Cabinetscourier, der dieſen Königl. Befehl überbringen ſollte, ward aufgefangen; dem zu Folge ſchickte ich ein Duplikat an die Junta, aber ich habe keine Abſchrift davon aufbewahren können.

des Reichs erheiſchte, ſeine Befehle entgegen zu nehmen. Zu dieſem Ende ſchickte ſie eine vertraute Perſon nach Bayonne, die wegen ihres Eifers für den Dienſt des Königs, wohl bekannt war; dieſe war beauftragt, Se. Majeſtät folgende Vorſchläge mitzutheilen:

I. Ob Se. Majeſtät es dienlich erachteten, die Junta zu authoriſiren, ſich im Nothfall eine oder mehrere Perſonen zu ſubſtituiren, gleichviel, ob Mitglieder der Junta, oder nicht, um an einem ſichern Ort, wo ſie mit Freiheit würden handeln können, zu berathſchlagen; und Se. Majeſtät ward erſucht, anzuzeigen, welches die Perſonen wären, aus denen dieſes Conſeil zuſammengeſetzt werden ſollte, wenn die Maaßregel für dienlich erachtet werden ſollte?

II. Ob Se. Majeſtät wünſchten, daß die Feindſeeligkeiten gegen die franzöſiſche Armee beginnen ſollten; und in dieſem Fall, wann und wie die Sache Statt haben ſollte?

III. Ob Se. Majeſtät eben ſo wünſchte, daß man anfinge, ſich dem Einrücken einer großen Anzahl franzöſiſcher Truppen in Spanien zu widerſetzen, indem man die Grenzpäſſe bewacht hielt?

IV. Ob Se. Majeſtät glaubten, daß es ſchicklich wäre, die Cortes zuſammen zu berufen, zu welchem Ende ein, an das Königl. Conſeil gerichtetes Decret Sr. Majeſtät nothwendig wäre. Da es möglich wäre, daß bei Ankunft der Antwort des Königs, die Junta die Freiheit, zu handeln, nicht mehr hätte, ſo fragten ſie an, ob man nicht irgend einer Audienz oder Canzley, die ſich nicht in der Nähe der franzöſiſchen Truppen befände, Vollmacht geben ſollte?

Die mit dieſen Vorſchlägen beauftragte Perſon, kam in der Nacht vom 4ten May zu Bayonne an. Sie ſuchte mich ſogleich auf, und nachdem ſie mir erklärt hatte, worin ihr Auftrag beſtand, gab ich ſogleich, ohne einen Augenblick zu verlieren, dem König Kenntniß davon.

Nachdem der König, die, ſeiner Aufmerkſamkeit von der Junta empfohlnen vier Punkte in Betrachtung gezogen hatte, ſchickte er den andern Morgen früh, zwei Königl. Decrete als Antwort ab: das eine, von dem König eigenhändig geſchrieben, war an die Regierungsjunta gerichtet; das andere von Sr. Majeſtät unterzeichnet (Yo el Rey), zuvörderſt an das Conſeil gerichtet, und in Ermangelung deſſelben, an die nächſte Canzley, die frei ſeyn würde.

Es iſt bekannt genug, daß dieſe von mir ſelbſt mit Sorgfalt expedirten, und mit ſichern Männern abgeſandten Originaldecrete, zu den Händen eines der Miniſter, Mitglied der Junta, der gegenwärtig abweſend iſt, und an welchen ſie addreſſirt waren, gelangt ſind; aber die Junta weiß ganz wohl, daß er keinen Gebrauch von dem, was ſie ſo unmittelbar betraf, gemacht hat, und daß er dem Conſeil das, an daſſelbe addreſſirte Decret nicht zukommen ließ *).

Ich bin nicht in dem Beſitz der Abſchriften dieſer beiden Decrete, weil die kritiſche Lage Sr. Majeſtät zu Bayonne, und die Nothwendigkeit, zu vermeiden, daß ſie nicht compromittirt wurden, nöthigten mich, ſie zu

---

*) Als dieſe beiden Königl. Decrete der Junta zukamen, war der Großherzog ſchon einige Zeit Präſident derſelben geweſen, und die Affaire vom 2ten Mai hatte ſchon Statt gehabt. Der Kaiſer ließ, nach Abreiſe des alten Königs, alle Mitglieder der Königl. Familie mit Gewalt nach Bayonne führen, aber ihm blieb noch der wichtige Schritt übrig, ſich völlig in den Beſitz der Regierung zu ſetzen, und ſo hatte der 2te Mai Statt. . . . .

zerſtöhren. Trotz dieſem, habe ich ſie in meinem Gedächtniß aufbewahrt, und ſie ſind durch die drei Staatsſecretaire Sr. Majeſtät, Don Euſebio Bardaxi y Azara, Don Luis de Onis und Don Evariſto Perez de Caſtro, die damals mit mir in Bayonne waren, und welche die beiden Originaldecrete, wovon der Hauptinhalt hier folgt, verbürgt und atteſtirt.

Der König ſagte zur Regierungsjunta: daß er nicht in dem Zuſtande der Freiheit, und daß es ihm folglich nicht möglich wäre, irgend eine Maaßregel zur Erhaltung ſeiner Königl. Perſon und der Monarchie zu ergreifen; daß er zu dieſem Ende der Regierungsjunta, die ausgedehnteſten Vollmachten verliehe, um ſich an den Ort, den ſie für den paßlichſten finden würde, begeben ſolle, es ſei in Corpore, oder indem ſie ſich durch eines oder mehrere ihrer Mitglieder repräſentiren ließe; daß ſie, im Namen Sr. Majeſtät und als Stellvertreter ſeiner Perſon alle Functionen der Souverainität ausüben könnte, daß man die Feindſeligkeiten beginnen müßte, in dem Augenblick, wo Se. Majeſtät ſich auf den Weg nach dem Innern von Frankreich begeben dürften, welches ſie nicht thun würden, ohne dazu gezwungen zu ſeyn. Endlich, daß in dieſem Falle die Junta auf die, ihr am dienlichſten ſcheinende Weiſe verhindern ſollte, daß eine größere Anzahl franzöſiſcher Truppen in die Halbinſel einrückte *).

In dem an das königliche Conſeil gerichteten Decret, und in Ermangelung deſſelben, an jede Canzley oder Audienz, ſagten Se. Majeſtät, daß in der Lage, in welcher ſie ſich befänden, der Freiheit beraubt, ihr königl. Wille wäre, daß die Cortes ſich an dem, ihnen am dienlichſten ſcheinenden Ort, verſammeln ſollten; daß ſie ſogleich ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich auf die Vertheilung der Auflagen und nothwendigen Subſidien zur Vertheidigung des Königreichs richten, und daß ihre Sitzungen permanent ſeyn ſollten, um zu beſchließen, was nach den Umſtänden nothwendig ſeyn würde **).

---

*) Die vollkommene Uebereinſtimmung, zwiſchen der königl. Empfehlung, durch das an die Junta erlaſſene Decret vom 5. Mai, und dem edlen Entſchluß ſeiner treuen Unterthanen iſt eine bemerkenswerthe Sache. Wir haben geſehn, daß alle Provinzen der Monarchie, ſich freiwillig erhoben haben, um der Unterdrückung zu widerſtehen, ohne irgend eine Kenntniß von dem Willen ihres Souverains zu haben.

**) Wir, die drei Staatsſecretaire, für die Decrete, bezeugen, zu Bayonne geſehen und geleſen zu haben, die zwei von S. Majeſtät Ferdinand VII. am 5. Mai d. J. expedirten Originaldecrete, welche hier oben erwähnt ſind, Die Mittel, deren der Kaiſer ſich bediente, um die Renonciation auf die Krone von Spanien, zu ſeinen Gunſten zu erzwingen, ſind bekannt. — — — — . . . . . Er ſahe aber wohl ſelbſt die Ungültigkeit dieſer Renonciationsacten ein, und er verſicherte dem zu Folge, ihr mittelſt einer Verſammlung, die er national nannte, und die in Bayonne zuſammen berufen werden ſollte, abzuhelfen *)

Er ernannte ungefähr 150 Spanier von verſchiedenen Claſſen, Gewerben und Corporationen, um dieſe Verſammlung zu conſtituiren; aber es fanden ſich nur

---

und deren Hauptinhalt, ſo weit wir uns deſſelben erinnern können, mit dem, was davon geſagt wird, übereinſtimmend iſt.

Madrid, den 1. September 1808.

Euſebio de Bardaxi y Azara, Luis de Onis.
Evariſto Perez de Caſtro.

*) Alle Welt weiß, daß dieſe Junta ſich zu Bayonne vereinigte, Kraft einer gedruckten und publicirten Proclamation vom 19. Mai, um ſich mit den Mitteln zu beſchäftigen, das Glück von ganz Spanien zu ſichern; indem ſie alle Uebel des alten Syſtems aufdeckte, und die ſchicklichſten Reformen und Hülfsmittel, ſie unter der Nation im Allgemeinen und in jeder Provinz insbeſondere zu beendigen, anordnete.

90 ein. Ein Theil dieſer Mitglieder, einige Städte, Tribunäle und andere öffentliche Gewalten repräſentirend, brachten Inſtructionen, in Form von Vollmachten, mit, ihnen von denjenigen ertheilt, die ſie repräſentirten, aber durchaus unzulänglich, um den beabſichtigten Zweck zu erfüllen. Die Miniſter des Conſeils befanden ſich ohne alle Vollmacht noch Inſtructionen irgend einer Art; eine Vorſicht von dieſem Tribunal, in Uebereinſtimmung mit ihren Committenten ergriffen, um zu vermeiden, ſich unwillkürlich zu compromittiren. Die mehrſten der Deputirten hatten keine andere Vollmacht, als eine Ordre, abzureiſen, und mehrere unter ihnen gehörten zu keinem öffentlichen Corps, noch irgend zu einer beſtimmten Claſſe.

Der Kaiſer ſchmeichelte ſich durchaus, daß die Nachgiebigkeit dieſer Mitglieder, ſeine Wünſche zu vollziehen, ihm einen Anſpruch darbieten würde, ſeine Anmaßungen zu beſchönigen; aber ſeine Hoffnung ward nicht erfüllt. Statt ſchwache Seelen zu finden, und ſo wie ſie ſich zu ſeinen Entwürfen paßten, fand er nichts als unbeſtechliche Miniſter, ihres Rangs würdige Grands, und Repräſentanten, die eben ſo treue Vertheidiger der Intereſſen und der Ehre ihres Landes waren. Sie zeigten ihm alle in Uebereinſtimmung an, daß ſie nicht die rechten Stellvertreter Spaniens wären, und daß ſie die Rechte deſſelben nicht compromittiren könnten. — — — — Ich laſſe mich hier nicht in die Details von dem, was bei dieſem Congreß vorgieng, ein; aber einer der Miniſter des Raths von Caſtilien, der ſeiner Stelle ſo viele Ehre macht, wird die Neugierde des Publicums in dieſer Hinſicht befriedigen.

Ich muß nicht von dem reden, was ich für meinen König und für mein Vaterland gelitten habe: beſſer zu ſagen, ich habe nichts gelitten; denn alles was ich gethan habe, war mir durch die heiligſten Pflichten vorgeſchrieben. Es gereichte mir zur größten Zufriedenheit, meine Bewohnung in Bayonne von der Regierung bewacht zu ſehn . . . . Alle meine Schritte waren gezählt, meine Beſuche beobachtet . . . . was ich nicht mit Geduld ertragen konnte, war, wie man mich durch glaubwürdige Nachrichten verſichert hatte, ich ſey verurtheilt, ſo lange in Frankreich zu bleiben, bis das, was ich entdecken könnte, nicht mehr nachtheilig wäre. Zwei Monate lang wendete ich mich umſonſt mit der größten Zudringlichkeit an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, damit es mir erlaubt würde, nach meinem theuern Vaterlande wieder zurückzukehren; aber der heldenmäßige Widerſtand meines Landes machte den Miniſter taub für meine Nachſuchungen; nicht ohne Urſache glaubend, ich würde in meinem Vaterlande jenen

Heldenmuth, den man in den Journälen von Bayonne Inſurrection nannte, noch mehr anregen.

In ſo ungünſtigen Umſtänden bot ſich mir ein Mittel dar, mich einem Zuſtand von unbeſtimmter Verbannung zu entziehn. Joſeph Napoleon bat mich ſo inſtändig, in der Eigenſchaft als Miniſter bei ihm zu bleiben, daß ich wider meinen Willen und aus Zwang nachgab, doch ohne Präjudiz des Rechts, welches ich hatte, dieſen Poſten zu verlaſſen, ſobald ſich eine günſtige Gelegenheit darbieten würde.

Dieſe Gelegenheit zeigte ſich in demſelben Moment, als ich den Fuß in Madrid ſetzte. Seit dieſem Augenblick dachte ich nur daran, die ſchleunigſten Mittel zu benutzen, meinen neuen Character wieder aufzugeben, welches ich denn auch durch folgende Reſignation that:

Reſignation von Don Pedro Cevallos, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, am. 28 Juli Joſeph Napoleon übergeben.

„Als Ew. Majeſtät die Güte hatten, mich einzuladen, meine Functionen als Miniſter der auswärtigen

Angelegenheiten fortzuſetzen, glaubte ich, Ihnen einige Bemerkungen machen zu müſſen, deren Folgerungen nicht anders ſeyn konnten, als daß Ew. Majeſtät kein Zutrauen in mich ſetzen durften, daß ich ſelbſt kein Sicherheitsmittel in Ihrem Schutze finden konnte, nachdem ich von dem Kaiſer, Ihrem erhabenen Bruder, unwürdigerweiſe beleidigt und ſpionirt worden war, wovon ich argwöhnen mußte, daß der Einfluß auf Ew. Majeſtät mir keineswegs günſtig ſeyn würde.

Ew. Majeſtät beharrten in Ihrem Entſchluß, indem Sie zu mir ſagten, Sie wünſchten Perſonen, die in dem Beſitz des Zutrauens der Nation wären, um ſich zu haben; da ich aber keinen andern Wunſch hegte, als nach mein Geburtsland zurückzukehren, welches mir nach zwei Monat langen Nachſuchungen bei Sr. K. K. Majeſtät verweigert worden war, ſo war es nöthig, die Ernennung Ew. Majeſtät anzunehmen, um den grauſamen Hinderniſſen, die mich von meiner Familie und von meinen Mitbürgern trennten, ein Ende zu machen, mir immer das unveräußerliche Recht vorbehaltend, dem Willen der Majorität des Volks beizutreten, in dem Fall dieſer nicht dahin ging, Ew. Majeſtät als den Souverain von Spanien anzuerkennen.

Ich habe ſeitdem Ew. Majeſtät gezeigt, daß Spanien ungefähr einſtimmig in ſeiner Weigerung wäre, Sie als König anzuerkennen, und wenn dieſer Titel Ihnen fehlt, ſo giebt es keinen andern, der Ew. Majeſtät authoriſiren könnte, die Prätention, Souverain dieſer Königreiche zu ſeyn, aufrecht zu erhalten. In den Umſtänden, in die ich verſetzt bin, würde ich meine Grundſätze verrathen, wenn ich fortführe, die miniſteriellen Functionen auszuüben, die ich nur durch Verhältniſſe angenommen habe, und nicht durch den Wunſch, Einfluß auf die Regierung Ew. Maj. zu haben, an der Antheil zu nehmen, ich von dieſem Augenblick an verweigere, um mich in die Einſamkeit zu begeben und da mein Daſeyn damit zuzubringen, Wünſche für mein unglückliches Vaterland zu hegen, und Thränen über die Plagen, die es niederbeugen, zu vergießen, und denen zum Wohl einer großmüthigen, loyalen und tapfern Nation ein Ende machen zu können, ich mich glücklich ſchätzen würde.

Joſeph Napoleon konnte bei dem Abſchiede eines Miniſters ſich gar nicht gekränkt fühlen, der ſeinen Abſichten ſo oft zuwider war *), und der in der Meinung,

---

*) Ich könnte insbeſondere die Eidesleiſtungen anführen, als Joſeph Napoleon bei ſeiner Ankunft in Madrid einen

einiger von denen, die ihn zunächſt umgeben, in ſeinen Maximen ein ſolcher Don Quixote war, „daß er die „ſublimen Abſichten des Größten der Helden zu Gunſten „der Wiedergeburt Spaniens nicht durchdringen konnte.“

Ich habe in dieſer Erzählung mit Deutlichkeit und Treue die Folge der vorzüglichſten Ereigniſſe dieſer wichtigen Epoche gezeigt, mit Sorgfalt vermeidend, mich in kleinliche Details, die meinem Gegenſtande fremd waren, und dieſe Darſtellung zu weitſchweifig gemacht hätten, einzulaſſen; und ich habe verſucht, die ganze Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, mit welcher die franzöſiſche Nation ſich gegen unſern vielgeliebten Souverain und gegen die ganze Nation betragen hat, in ihrem richtigen Geſichtspunct meinen Leſern vor Augen zu ſtellen.

Es iſt ſchon bewieſen worden, daß die Renonciation Karls IV. zu Gunſten ſeines Sohnes, des Prinzen von Aſturien, in keinem Bezug fehlerhaft war. In dem ſchwachen Gemälde, das wir von den Kunſtgriffen entworfen haben, deren man ſich bei dieſer Sache bediente, wird ewig denkbar bleiben . . . .

Jeden zwingen wollte, die Anerkennung zu beſchwören, ſo wie das Vorhaben der Verbannung des Raths von Caſtilien nach Bayonne, wegen ſeiner edeln Widerſetzung.

Wer kann nun noch nach ſolchen evidirten Beweiſen zweifeln, daß die von Seiten Ferdinands VII. zu Gunſten ſeines erhabenen Vaters geſchehene Renonciation und die, welche ihr zu Gunſten des Kaiſers folgte, von gänzlicher Nullität ſeyen? wer ſieht nicht ein, daß, wenn ſelbſt dieſe Letztere aus freier Willensmeinung geſchehen wäre, dennoch die Rechte der Bourbons nicht darunter leiden können? wer weiß nicht, daß in dem Fall der Erlöſchung dieſes Hauſes, nach den Grundgeſetzen der ſpaniſchen Monarchie, die Nation allein eine andere Dynaſtie berufen, oder die ihm beliebige Regierungsform einführen könne?

An einer andern Stelle dieſer Erzählung habe ich gezeigt, daß Ferdinand VII. zu viel Ehrgefühl hatte, um vorauszuſetzen, daß der Kaiſer ſolche Abſichten hegen könne. Der König wünſchte Spanien von den franzöſiſchen Truppen befreit zu ſehn; man hatte ihm verſprochen, daß dieſer Punkt, ſo wie alle andere, mit dem Kaiſer regulirt werden ſollte, und daß er nach ſeinem Königreiche mit den Früchten ſeiner Sorge für das Wohl ſeiner Unterthanen zurückkehren würde. Nicht eine Stunde ſeines Lebens hat er zugebracht, ohne ihr Glück ſicher zu ſtellen; das habe ich geſehn und kann es bezeugen. Während ſeiner Verhaftung hat nichts ſo ſehr ſein Herz betrübt, als die Leiden ſeines Volks; und als ſeine Freiheit anfieng, zweifelhaft zu werden, ergriff er ſeiner väterlichen Sorgfalt würdigſten Mittel. Von dieſer Art, der von ihm erlaſſene Befehl der Errichtung einer Regentſchaft, die in dem Augenblick, wo er die Gewißheit ſeiner Gefangenſchaft erhielt, unentbehrlich war; von derſelben Art war auch der Befehl, daß die Cortes zuſammen berufen würden, um über die ſchon erwähnten Punkte zu entſcheiden.

Tapferkeit und Patriotismus haben mit dem größten Erfolg die ganze Nation zu ihrer und ihres rechtmäßigen Souverains Vertheidigung unter die Waffen gebracht, obgleich das Volk keine Kenntniß von dem Willen ſeines vielgeliebten Ferdinand, im Bezug auf dieſe Bewegung, erlangt hatte.

Dieſer Patriotismus, verbunden mit Weisheit, wird von nun an das Volk mit einer unwiderſtehlichen Kraft vereinigen, und ihm ſchleunig das wichtige Werk der Bildung einer Centralregierung, oder Regentſchaft, die die Angelegenheiten des Reichs im Namen Sr. Majeſtät verwalten könne, vollziehen laſſen.

So wird zum Vortheil Aller der letzte Ausdruck des Willens des Königs, den es Sr. Majeſtät beliebt hat, einige Augenblicke, bevor er gezwungen war, auf die Krone Verzicht zu leiſten, in Erfüllung gebracht werden! So wird die Nation, aus dieſem fürchterlichen Sturme errettet, Europa ein ausgezeichnetes Beiſpiel von Rechtlichkeit, Ehre und Kraft gegeben haben, das zu allen Zeiten und aller Orten ein Gegenſtand der Bewunderung bleiben wird.

Madrid, den 1 September 1808.

(Unterzeichnet:)

Pedro Cevallos.

Anhang.

Ueber die Art und Weiſe, wie der Großherzog von Berg durch Ueberraſchung eine Ordre von der Regierungsjunta auswirkte, damit die Perſon des Verhafteten Don Manuel Godoy ſeinen Händen übergeben ward.

Von dem Augenblicke an, daß der Großherzog von Berg den Fuß auf ſpaniſches Gebiet geſetzt hatte, verſuchte er durch alle mögliche Kunſtgriffe, dem Publicum glauben zu machen, er ſei zu unſerm Glücke gekommen, und um einige nützliche Reformen in unſerer Regierung zu bewirken; zugleich ließ er merken, daß er die Sache des Prinzen von Aſturien beſchützen und dem Friedensfürſten, welcher der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes der Nation war, entgegen ſeyn wolle. Er unterließ nicht, einige Anſpielungen auf den Einfluß der Königin, in die öffentlichen Angelegenheiten fallen zu laſſen. Es war wohl bekannt, daß er auf dieſe Art nur die Zuneigung der unterdrückten Spanier zu gewinnen ſuchte; und da ſeine Sendung das, was wir ſeitdem geſehen haben, zum Gegenſtand hatte, ſo muß man geſtehen, daß die Berechnungen des Kaiſers der Franzoſen ſehr gut begründet waren.

Da indeſſen hienieden alles Veränderungen unterworfen iſt, ſo kamen die auf ewig denkwürdigen Ereigniſſe von Aranjuez hinzu, und vereitelten alle dieſe Plane. Kaum erhielt der Großherzog von Berg Kenntniß von dieſer Sache, als er eine andre Richtung nahm, und ein lebhaftes Intereſſe an dem Schickſal von Don Manuel Godoy, mit dem er eine ſehr genaue Correſpondenz unterhalten hatte, zu nehmen ſchien, obgleich er ihm nicht perſönlich bekannt war. Es entging ſeinem Scharfſinn keineswegs, daß die erhabenen Aeltern den Günſtling zu retten, lebhaft wünſchten. Damals war es, als er anfing, die lebhafteſten Maaßregeln zu ergreifen, Godoy aus dem Gefängniß zu befreien; welches auszuführen unmöglich war, ſo lange unſer vielgeliebter Ferdinand VII. in Madrid ſeyn würde. Der Großherzog von Berg verlor durch dieſen Umſtand nicht den Muth; denn kaum war Se. Majeſtät zu Burgos angelangt, als er ſeine Schritte, das zu erlangen, was er ſeit ſo langer Zeit wünſchte, erneuerte, mit der Drohung, im Weigerungsfall die zu Gebote ſtehende Macht zur Erreichung ſeiner Abſicht ins Werk zu ſetzen.

Die Junta verwarf indeß ſeine erſte Anforderung, und fragte bei dem König an, wie ſie ſich in einer ſo kritiſchen Angelegenheit verhalten ſollte. Se. Majeſtät geruhten, ihr dieſelbe Antwort zukommen zu laſſen, die ſie ſchon dem Kaiſer der Franzoſen, der ſelbſt um die Freilaſſung des Gefangenen anhielt, gegeben hatte. Dieſe Antwort war folgendermaßen abgefaßt:

Der Großherzog von Berg und der Ambaſſadeur Ew. Kaiſerl. Königl. Majeſtät haben bei verſchiedenen Gelegenheiten mündlich um die Freilaſſung des Don Manuel Godoy, der in dem königl. Pallaſt von Villaviciosa wegen Staatsverbrechen verhaftet iſt, der Dispoſition Ew. Majeſtät übergeben werde.

Nichts würde mir perſönlich angenehmer ſeyn, als Ihren Wünſchen nachzugeben, aber dies würde ſolche ernſthafte Folgen mit ſich führen, daß ich glaube, ſie der Unterſuchung und der Einſicht Ew. Majeſtät unterwerfen zu müſſen.

In Folge der Pflicht, die meine Lage mir auflegt, für mein Volk die Gerechtigkeit zu verwalten, habe ich dem vornehmſten Tribunal des Königreichs aufgetragen, den Geſetzen gemäß, Don Manuel Godoy zu richten. Ich habe meinem Volke verſprochen, die Reſultate eines Prozeſſes bekannt zu machen, von welchem die Ehre einer großen Anzahl meiner Unterthanen und die Erhaltung der Rechte meiner Krone, abhängt. Es giebt keinen Diſtrict in der ganzen Ausdehnung meiner Staaten, der mir nicht Klagen gegen den Verhafteten zugeſchickt hätte. Alle meine Unterthanen haben ihre Freude auf die ausdruckvollſte Weiſe an den Tag gelegt, von dem Augenblicke an, als ſie erfahren haben, daß der Manuel Godoy ſich im Verhaftszuſtande befände, und alle haben ihre Augen auf die Folge und den Schluß dieſer Sache gewendet.

Ew. Majeſtät, die ſich ſtets als ein eben ſo weiſer Geſetzgeber, als großer Krieger, gezeigt haben, werden leicht die Wichtigkeit dieſer Betrachtung fühlen; aber wenn Ew. Majeſtät Intereſſe an dem Leben von Don Manuel Godoy nehmen; ſo gebe ich Ihnen mein Wort, daß, wenn nach reiflicher Unterſuchung der gegen ihn erhobenen Klagepuncte, er zur Todesſtrafe verurtheilt werden ſollte, ich ihn, im Betracht der Intereſſe Ew. Majeſtät, mit dieſer Strafe verſchonen will.

Möge Gott das Leben Ew. Majeſtät noch viele Jahre erhalten.

Vittoria, den 18ten April 1808.

Ferdinand.

Der Königl. Befehl von demſelben Datum zeigte zugleich der Junta an, daß, wenn der Großherzog von Berg ſeine Anſuchungen zu Gunſten Godoy's erneuern ſollte, man ihm antworten müßte, daß dieſe Angelegenheit zwiſchen den beiden Souverains bereits verhandelt würde, und daß das Reſultat von der Entſcheidung des Königs abhinge. Se. Majeſtät, da ſie vernommen hatten, daß ſeine erhabenen Aeltern (ohne Zweifel ſchlecht unterrichtet) ſich gegen den Großherzog von Berg über die ſchlechte Behandlung, die der Friedensfürſt in ſeinem Gefängniß leiden müßte, beklagt hätten, befahl mir, obgleich ſie von den Schonungen, mit welchen der Marquis von Caſtellar den Gefangenen behandelte, überzeugt waren, dieſem die Weiſung zu geben, die größte Sorgfalt für ihn zu hegen, welches ich auch auf der Stelle that.

Kaum hatte der Kaiſer dieſe Antwort von Ferdinand VII. erhalten, als er ſie laut tadelte, und an den Großherzog von Berg ſchrieb, um ihm anzuzeigen, daß der Prinz von Aſturien ihm den Gefangenen zur Dispoſition überlaſſen hätte, um ihm ausdrücklich zu befehlen, mit Energie darauf zu beſtehen, daß man ihm ſeine Perſon ausliefre. Eine ſolche Empfehlung war für den Prinzen Mürat, der von Natur heftig iſt, nicht nothwendig; er erließ folgende Note an die Junta:

Se. Majeſtät, der Kaiſer und König, haben ſeine K. K. Hoheit, den Großherzog von Berg, benachrichtigt, daß Se. Königl. Hoheit, der Prinz von Aſturien, an ihn geſchrieben hätte, um ihn zum Schiedsrichter über das Schickſal des Friedensfürſten zu machen; ſo haben Ihre Hoheit mir demzufolge aufgetragen, die Junta von den Abſichten des Kaiſers zu benachrichtigen, kraft deren ich von neuem verlange, mir die Perſon des Fürſten auszuliefern, damit er nach Frankreich abgeführt werde.

Der Entſchluß Se. Königl. Hoheit, des Prinzen von Aſturien, iſt vielleicht der Junta noch nicht zugekommen. In dieſem Falle ſcheint es, daß Se. durchlauchtige Hoheit die Antwort Sr. Majeſtät des Kaiſers noch erwarten müſſen; aber die Junta wird begreifen, daß dem Prinzen von Aſturien antworten, über eine andere Queſtion entſcheiden heißen würde; und man weiß, daß Se. K. Majeſtät nur Karl IV. als König anerkennen können.

Ich bitte die Junta, dieſe Note in Betrachtung zu ziehen, und in dieſer Hinſicht mir eine Antwort zukommen zu laſſen, damit ich über Ihren Entſchluß, Sr. Kaiſerlichen Hoheit, dem Großherzog von Berg, Bericht erſtatte.

Die Regierung und die ſpaniſche Nation wird in dieſem Entſchluß Sr. Kaiſerl. Majeſtät nur einen neuen Beweis erblicken, von dem Intereſſe, den Sie an Spanien nähmen; da bei der Entfernung des Friedensfürſten Sie der Bosheit ſelbſt die Möglichkeit, zu glauben, entreiſſen will, der König Karl wolle demjenigen die Macht und das Vertrauen wiedergeben, dem er ſie auf immer entzogen hat; und überdies wird die Junta den edeln Geſinnungen Sr. Majeſtät des Kaiſers, der ſeinen treuen Alliirten nicht verlaſſen will, gewiß Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Ich habe die Ehre, der Junta meine hohe Achtung zu verſichern.

Der Chef des Generalſtaabs,

Auguſt Belliard.

Madrid, den 20ſten April 1808.

Er fügte mündlich zu dieſer Note die fürchterlichſten und unerhörteſten Drohungen hinzu, ſo, daß die Junta, ohne Zweifel in Furcht, ſie möchten realiſirt und die Ruhe Madrids geſtört werden, die Schwachheit hatte, dem Vorſchlage Gehör zu geben, und befahl, im Namen des Königs, dem Marquis de Caſtellar noch denſelben Abend, den Gefangenen auszuliefern, welches auch wirklich mit vielem Widerwillen von ſeiner Seite und allen Officieren, die ihn bewachten, geſchah.

Die Gerechtigkeit erfordert, anzuzeigen, daß Don Francisco Gil, Secretair des Staats und der Marine, und folglich Mitglied der Regierungsjunta, ſich gegen die Befreiung des Gefangenen opponirte, weil ſie nicht vom König authoriſirt war.

Es iſt nach ſolchen unumſtößlichen Actenſtücken, wie ſie hier angeführt ſind, ſchwer zu begreifen, wie die Regierungsjunta das Conſeil und das Publicum, durch zwei außerordentliche Hofzeitungen hat unterrichten können, daß der Friedensfürſt auf Befehl des Königs, ausgeliefert worden ſey. Es iſt gleicherweiſe ſchwer zu erklären, wie eben dieſe Junta ihre Schwäche zu entſchuldigen geſucht hat, indem ſie die Ausdrücke der officiellen Depeſche entſtellt hat, als z. B. eine Stelle der an das Conſeil gerichteten Depeſche, die dieſes Tribunal in ſeinem Manifeſt, Bel. 14. in der Ausgabe in 4. auf folgende Weiſe citirt:

Was den Gefangenen, Don Manuel Godoy, betrifft, befiehlt mir der König, die Junta zu benachrichtigen, auf daß ſie den ſchicklichen Gebrauch von dieſer Willensmeinung mache, daß Se. Majeſtät den durch den Kaiſer der Franzoſen ausgedrückten Wunſch zu ſehr zu würdigen weiß, um ihn nicht zu befriedigen, indem ſie dadurch einen Beweis ihrer Großmuth zu Gunſten eines Schuldigen ablegt, der Se. Königliche Perſon beleidigt hat.

Wenn ſie darüber nachgedacht hätte, würde ſie bemerkt haben, daß die Abſicht des Königs, indem er dieſen Befehl ertheilte, nicht dahin ging, dem Gefangenen ſeine Freiheit wieder zu geben, ſondern aus Achtung für den Kaiſer, Großmuth gegen ihn zu zeigen. Um zu erkennen, von welcher Art dieſe Großmuth war, brauchte man nur ſeine Zuflucht zu dem Decret zu nehmen, welches Se. Majeſtät an das Conſeil erlaſſen hatte, und das dieſes Fol. 15. derſelben Edition, eingerückt hat. ein Befehl des Königs vom 18ten April ward an den Marquis de Caſtellar erlaſſen, obgleich Se. Majeſtät feſt überzeugt waren, daß Ihre erhabenen Aeltern im Irrthum wären; Se. Majeſtät trugen darin auf, alle mögliche Sorgfalt für die Geſundheit des Gefangenen zu tragen, und wenn zur ſelben Epoche der König der Regierungsjunta befohlen hätte, ihn in Freiheit zu ſetzen; ſo wäre dieſe Vorſicht für ſeine Geſundheit unnütz und lächerlich geweſen. Zu dem, als die Regierungsjunta dem König über die Bewegungsgründe Bericht erſtattete, die ſie veranlaßt hatten, den Gefangenen in Freiheit zu ſetzen, Bewegungsgründe, welche den hier angeführten gleich waren, befohlen Se. Majeſtät mir in dieſen Ausdrücken zu antworten: Der König kennt die Bewegungsgründe, welche die Regierungsjunta veranlaßt haben, den Gefangenen ohne ſeinen Befehl auszuliefern. Die zwei vornehmſten Beamten Sr. Majeſtät und Secretarien der Decrete, Don Euſebio de Bardaxi y Azara und Don Luis de Onis (durch deren

Hände dieſe Actenſtücke gegangen ſind) bezeugen dieſen Bericht der Junta und die Antwort des Königs.

Ich habe geglaubt, daß es meine Pflicht ſey, dieſe Thatſachen bekannt zu machen, auf daß die ganze Nation von den Umſtänden, welche die Befreiung des Don Manuel Godoy herbeigeführt haben, die man ſolcherweiſe dem Könige beweiſt, unterrichtet werde. Dieſer Monarch hat nie die Idee haben können, dem feierlichen Verſprechen, das er ſeinem Volke geleiſtet hatte, Don Manuel Godoy den Geſetzen gemäß richten zu laſſen, entgegen zu handeln; und damit dieſe Darſtellung unſere feurige Liebe gegen unſern vielgeliebten König Ferdinand VII., den Gott baldmöglichſt zur Vervollkommnung unſers Glücks wieder auf ſeinen Thron einſetze, nur noch verſtärkte!

Wir Don Euſebio Bardaxi y Azara und Don Luis de Onis, Secretaire der Decrete unſers Herrn und Königs, und erſte Beamte des erſten Staats- und Cabinetsſecretairs, bezeugen das Factum der Vorſtellung der Junta und die Antwort des Königs; und daß ſie den von Ew. Excellenz Don Pedro Cevallos in dieſer Darſtellung angeführten Ausdrücken gemäß war;

dieſe Actenſtücke ſind durch unſere Hände gegangen; welches wir mit unſerer Unterſchrift bezeugen.

Euſebio de Bardari y Azara.

Luis de Onis.

Madrid, den 3ten September 1808.

VI.

Napoleon und Cromwell.

Eine Parallele.

Es iſt allgemein bekannt, daß Napoleon ein zweiter Cäſar, aber vorzüglich gern ein zweiter Karl der Große ſeyn will*). Die Tugenden dieſer Männer fehlen ihm aber ganz, wenn er gleich ihre Laſter im höhern Grade beſitzt. — Dem Protektor Cromwell gleicht er aber am meiſten.

---

*) Hier einige Beiſpiele davon. — Als Napoleon ſich im Jahr 1804 die Kaiſerwürde angemaßt hatte, wollte er, wie Karl der Große, in Achen die Glückwünſche der fremden Geſandten einerndten.

Letztere erhielten von Talleyrand, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, den Befehl, ſich nach Achen zu begeben, um ihre neuen Creditive dort zu überreichen. Alle jene Geſandten mußten alſo ohne irgend einen andern Zweck, als Napoleons Eitelkeit zu befriedigen, eine Reiſe von mehr als funfzig Meilen machen. —

Als Napoleon in dieſer Stadt angekommen war, beſuchte er jeden Ort, wo Karl der Große gegangen war, geſeſſen, geſchlafen, geredet, gegeſſen hatte, in großer Feierlichkeit, und immer ſchleppte er die fremden Geſandten hinter, und ſeine Frau neben ſich.

Einem Bauer, der ihm einen Stein zeigte, worauf Karl der Große gekniet haben ſollte, gab er beinahe die Hälfte des Gewichts davon an Gold; einem Prieſter, der ihm ein kleines Crucifix überreichte, vor welchem dieſer Monarch gebetet haben ſollte, verlieh er ein Bisthum; einem Manufacturiſten befahl er tauſend Louisd'or für ein Portrait von Karl dem Großen auszuzahlen, was die Tochter dieſes Monarchen gemalt haben ſollte, welches aber ſeine Exiſtenz dem Pinſel der Tochter des Manufacturiſten verdankte; ein deutſcher Gelehrter wurde zu einem Mitglied des National-Inſtituts ernannt, weil er eine alte Urkunde zum Vorſchein brachte, die angeblich Karl der Große unterzeichnet haben ſollte, von dem aber manche glauben, daß er gar nicht habe ſchreiben können; und ein deutſcher Baron Knigge wurde in die Ehrenlegion aufgenommen, wegen eines Ringes, den dieſer Kaiſer einem ſeiner Vorfahren geſchenkt haben ſollte, obgleich man wohl weiß, daß ſein Adel von nicht länger als funfzig Jahren herſtammt. Aber wehe dem, der gegen das, was Napoleon glaubt, oder zu glauben ſcheint, irgend einen Zweifel zu erheben wagt!

Napoleon iſt jetzt den Deutſchen leider zu ſehr bekannt, und deshalb wollen wir hier nur die Charakter-

---

Ein deutſcher Gelehrter, mehr Pedant, als Hofmann, und aufrichtiger, als weltklug, übergab ihm einen kleinen Aufſatz, worin er aus ſeiner genauen Bekanntſchaft mit dem Alterthum bewies, daß die angeblichen Reliquien von Carl dem Großen, nur neuere Machwerke zur Täuſchung der Leichtgläubigen wären, daß das Portrait in dieſem Jahrhundert gemacht, die Urkunde in dem letzten Jahrhundert geſchrieben, das Crucifix vor funfzig und der Ring vielleicht erſt vor zehn Jahren verfertigt wäre. Die Nacht darauf, nachdem Napoleon dieſen Aufſatz durchgeſehen hatte, trat ein Polizei-Commiſſair, von vier Gensd'armes begleitet, in des Profeſſors Schlafſtube, nöthigte ihn, ſich anzukleiden, und ſich in ein bedecktes Fuhrwerk zu ſetzen, worin er unter Eskorte nach dem linken Rheinufer gebracht wurde; hier ließ man ihn mit dem Befehl zurück, bey Todesſtrafe nie wieder das franzöſiſche Gebiet zu betreten. Dieſer kurze Prozeß, den man mit ihm machte, brachte alle andere Alterthumskenner und Forſcher zum Schweigen, und ſeit dem ſind Reliquien von Karl dem Großen, von allen Gegenden Frankreichs, von Italien, Deutſchland und ſelbſt Dännemark, in ſolcher Menge zugeſtrömt, daß man dort Hoffnung hegt, dereinſt neben den Muſeen Napoleons und Joſephinens, auch ein Muſeum Karls des Großen errichtet zu ſehen. Eine in Mönchs-Latein geſchriebene Ballade, welche die Töchter und Mägde Karls des Großen bei außerordentlichen Feſtlichkeiten an ſeinem Hofe geſungen haben ſollen, wurde Duroc von einem ſchilderung Cromwells herſetzen, wie ſie uns ein geſchickter Schriftſteller entworfen hat.

Cromwell, der während einer Revolution, die er nicht angefangen hatte, ſich bald bis zum Obergeneral des Parlaments hinaufſchwang, war perſönlich tapfer. Mit 12 Reitern zog er ſich durch das königliche Lager vor Hull, warf ſich in die Stadt und verlor keinen Mann, obwohl von allen Seiten auf ihn geſchoſſen wurde. In dem erſten Treffen, dem er beiwohnte, wurde er in Fuß und Schulter geſchoſſen, das Pferd ihm unter dem Leibe getödtet; er ſprang auf ein anderes, ſtürzte mit funfzehn Reitern in den Feind und richtete ein Blutbad an. In dem Treffen bei Marſtenmoor eroberte er zwei Standarten und eine Fahne, und ward abermals verwundet. In der Schlacht bei Edgehill war er ſtets im dickſten Gedränge. In dem Treffen bei York wurde er verwundet weggetragen; kaum hörte er aber, die Seinigen flöhen, als er ſich den Händen des Wundarztes entriß, ſich auf ein Pferd ſchwang und

---

Däniſchen Profeſſor Cramer überreicht, und der dagegen von Seiten Napoleons mit einem zwölf tauſend Livres werthen diamantenen Ring beſchenkt wurde. Dieſe Ballade kann vielleicht die Grundlage einer Bibliothek, oder eines Lyceums Karls des Großen werden.

dem fliehenden Feldherrn zurief: „Nicht hier, Graf Mancheſter, dort ſteht der Feind!“ Man kehrte um und ſiegte. In der Schlacht bei Nords war er oft umringt, nur ſein perſönlicher Muth rettete ihn; fünf Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, zwölf Officiere tödtete er mit eigner Hand. Bei Drogheda ſtürmte er dreimal, vergebens; da riß er einem Fähndrich die Fahne aus der Hand, und pflanzte ſie unter einem Kugelregen ſelbſt vor die Stadtmauer.

Cromwell war ein Heuchler. Er ſtellte ſich; als ob er von dem Eifer für die Religion durchdrungen ſey, empfahl den Soldaten fleißiges Bibelleſen, machte viele neue Religionseinrichtungen, predigte ſelbſt auf der Kanzel mit dem Degen an der Seite, verſäumte keinen Sonntag den Gottesdienſt und wählte dabei einen ſolchen Platz, wo er von jedermann geſehen und ſeine Andacht bewundert werden konnte. Aber trotz dieſem Eifer erlaubte er doch allen Secten Gewiſſensfreiheit, und ſuchte ſich die Chefs aller zu Freunden zu machen.

Cromwell war herrſch- und ruhmſüchtig, wollte aber doch nicht ſcheinen, durch Gewalt zu herrſchen, ſondern für einen Retter des Reichs gelten. Das gehorſame, von ihm ſelbſt gewählte Parlament gab vor, im Namen des Volks ſeine Verdienſte zu belohnen, wies ihm alle Einkünfte des hingerichteten Königs an, alle deſſen beweglichen und unbeweglichen Güter, wie auch die der Königin, der Biſchöfe, der Geiſtlichen und die conſiscirte Haabe der Königsfreunde. Dennoch wurde das Volk durch ſchwere Auflagen gedrückt. Er war mächtiger als je ein König vor ihm, riß auch die Seemacht noch an ſich, ob er gleich einen ſeiner beſten Freunde, den Grafen Warwick, verdrängen mußte. Er ließ ſich die Krone anbieten, und ſchlug ſie aus, weil die Protektorwürde mehr Macht und weniger Haß ihm gewährte. Aber auch der Protektor wurde, gleich einem König, in der Weſtminſter-Kirche eingekleidet; ſeine Inſignien waren: Weltkugel, Schwerdt, Hermelinmantel und Mütze. Es wurden Münzen mit ſeinem Bildniſſe geſchlagen.

Cromwell war übermüthig und deſpotiſch. Er pflegte zwar wohl über Andrer Drohungen zu lachen, nahm es aber ſehr übel, wenn man gegen die ſeinigen gleichgültig blieb. Mitten unter den Parlaments-Commiſſarien ließ er, auf der Inſel Wight, den König aufheben. Im November 1648 umringte er plötzlich das Parlament mit Wachen, drang hinein und arretirte 41 Mitglieder. Vergebens ſchrie man über unerhörte Gewaltthätigkeit. Ein andermal ſchrieb er nur ein kurzes Billet an den Sprecher: „Verabſchieden Sie das Parlament in meinem Namen, denn der Vortheil der Republik erheiſcht, daß es ſogleich auseinander gehe.“ — Als man ihm das Protektor-Diplom wieder abnehmen wollte, warf er es auf den Tiſch: „Wer von euch, rief er aus, hat das Herz, es da weg zu nehmen?“ Zugleich ſchmetterte er in blinder Wuth ſeine Uhr gegen den Boden, und ſchrie: „ſo will ich Euch kaſſiren!“ — Das Oberhaus ſchaffte er ab, weil es ihm ſo beliebte, daher der wackere General Fairfax alle ſeine Stellen niederlegte, mit der Regierung nichts zu thun haben wollte, ſondern auf ſein Landgut bei London ging. Cromwell ſetzte einen Staatsrath von vierzig Mitgliedern, aus lauter Verwandten und Creaturen zuſammen, welcher thun mußte, was ihm einfiel. Friedensvorſchläge von den Holländern wollte er nur in London anhören.

Cromwell war undankbar. Als er 1628 nach London kam, und merkte, daß das Anſehn des Herzogs von Buckingham, der ihn zuerſt hervorgezogen, im Sinken ſey, ſattelte er ſogleich um und hielt ſich entfernt von ihm. Seinen alten treuen Lehrer Lang empfing er kalt und auffahrend, weil er in Meinungen von ihm abwich.

Cromwell war rachſüchtig und blutdürſtig. Er wirkte mit zum Tode des Grafen Stafford, weil dieſer ihn durchſchauete. Er brachte den Biſchof von

Canterbury aufs Schaffot, weil er ihn haßte. Den tapfern Montroſe ließ er vogelfrei erklären. Er wurde gefangen, und der edle, von der Nation ſelbſt hochverehrte Montroſe mußte ſterben, troz der Vorſprache von Kaiſer und Königen, weil Cromwell fühlte, dieſer Mann ſey ihm vielleicht an Verdienſten, gewiß an Tugenden überlegen. — In Colcheſter ließ er zwei Männer hinrichten, blos, weil einer ſeiner Lieblinge ſie nicht leiden konnte. Dem Grafen Darby und mehr als dreißig Edlen und Magiſtratsperſonen wurden die Köpfe abgeſchlagen, um der Treue willen, mit der ſie an ihrem Könige hingen. — Der Herzog von Buckingham mußte im Tower ſchmachten, weil er die Hand von Cromwells Tochter verſchmäht hatte. Bey der Hinrichtung des Grafen von Holland, ja ſelbſt bei der des Königs, ſchauete er gemächlich aus dem Fenſter, die Arme auf ſeidne Polſter geſtüzt.

Cromwell ſtellte ſich wohl, als ob er Wiſſenſchaften und Gelehrte ſchäzte, aber im Grunde haßte er ſie, wie alle Deſpoten thun. Nach der Eroberung von Cambridge ließ er den Profeſſoren Stockprügel geben. In Oxford verbrannte er die Bibliothek von ſeltenen orientaliſchen Manuſcripten, weil ſein Feind, der Erzbiſchof von Canterbury, ſie geſchenkt hatte.

Cromwell war äußerſt empfindlich gegen ſatyriſche Schriften, und es war ſeine einzige verwundbare Seite. Zum Beyſpiel ſeine Freundſchaft mit Mazarino wurde in einer Flugſchrift perſiflirt: das zwiſchen zwei Schächern gekreuzigte Europa. Vergebens gab Cromwell ſich außerordentliche Mühe, dergleichen Schriften zu unterdrücken, ſie mehrten ſich täglich und machten ihm ſchlafloſe Nächte.

Cromwell plünderte die fremden Mächte, wenn ſie ihm gleich nichts zu Leide gethan hatten, ſobald er nur der Stärkere war. So zwang er den Großherzog von Toskana, ihm 60000 Piſtolen zu zahlen, und Portugal gewährte er ſeine Freundſchaft für 200000 Piſtolen.

Cromwell bezog den Pallaſt der Könige, Whitehall, und machte einen unbedeutenden jungen Menſchen, Namens Ireton, zu ſeinem Vertrauten.

Gegen Cromwell wurden viele Verſchwörungen angeſponnen. An der Spitze von einer derſelben ſtand ein auswärtiger Geſandter, nämlich der franzöſiſche Reſident de Bas, und ein andermal hatte man unter ſeiner Kapelle eine Höllenmine angelegt. Daher bediente er ſich auch großer Vorſichtsmaaßregeln, hatte eine Leibwache, die rothen Brüder genannt, ſchlief nie zwei Nächte in einem Zimmer, hielt für 60000 Guineen Spione, war ſtets bewaffnet, von ſeinen Getreuen umgeben u. ſ. w. Er machte ſich kein Gewiſſen daraus, Leute, die er fürchtete, auf fremdem Grund und Boden aufheben, nach London bringen und dort enthaupten zu laſſen. So machte er es mit Heinrich Hyde, Geſandten Carl des Zweiten, den er aus Conſtantinopel wegholen ließ. Freilich konnte er ſich mit dem Geſandtenmord entſchuldigen, denn Doreslaw, einer von König Karls Richtern, war als Engliſcher Geſandter im Haag von dreißig maskirten Kerls, und eben ſo Aſchem in Spanien ermordet worden. Wenn er die Leute ſchuldig finden wollte, ſo ernannte er ſeine Geſandten zu ihren Richtern. So machte er es, als nach der Schlacht bei Nordsman des Königs Papiere unter Buckingham's Bagage und in Hamiltons Taſchen gefunden hatte.

Cromwell errichtete eine neue Art von Adel, den man Harſenadel nannte, weil er Harſen im Wappen führen mußte.

Cromwell verfolgte die unglücklichen Ueberreſte der Familie Stuart, und ließ dem Kardinal Mazarin ausdrücklich ſagen: es ſey an keinen Freundſchaftsbund zu denken, ſo lange man jene ſchütze und beherberge.

Cromwell hatte viel Glück, denn alle Umſtände begünſtigten ſeine Erhebung. Kaiſer und Reich hatten 1648 Frieden mit Frankreich und Schweden geſchloſſen, und bedurften Erholung. Spanien, durch einen beinahe hundertjährigen Krieg erſchöpft, hatte Portugal verloren, wurde durch Maſaniello in Neapel und durch die aufrühreriſchen Einwohner in Calabrien und der Grafſchaft Rouſſillon geängſtigt. Portugal, noch nicht ſelbſtſtändig genug, ſuchte Englands Freundſchaft. Der alte ſchwache Pabſt, Innocenz, ließ ſich von ſeiner Nichte, Donna Olympia, beherrſchen, die, um ihrer Habſucht willen, die Harpye der Kirche genannt wurde. Venedig war in Krieg verwickelt, verlor Candia und mußte mit ungeheuren Koſten eine Armee in Dalmatien erhalten. Toskana war zu politiſch und ökonomiſch, um ſich in Händel zu verwickeln. Savoyen wurde von einem Kinde, unter Vormundſchaft einer franzöſiſchen Mutter, regiert. Die Schweitzer hinter ihren Bergen bekümmerten ſich um nichts. Dänemark, immer edel, meinte es gut mit Karl dem Erſten und Zweiten, war aber zu ſchwach und mit Schweden im Streite. Schweden wünſchte Dänemark zu unterdrücken, und deshalb eine Allianz mit England zu ſchließen. Rußland und Preußen hatten auf der politiſchen Waagſchale noch kein Gewicht. Frankreich endlich wurde durch Bürgerkrieg zerriſſen. Wenn unter ſolchen Umſtänden ein Mann mit

Muth, Thätigkeit, Klugheit, Fruchtbarkeit an Hülfsmitteln, Liſt, Kühnheit und Beredſamkeit, kurz, ein Mann wie Cromwell, auftritt, ſo iſt das Gelingen aller ſeiner Entwürfe nicht mehr wundervoll.

Alles gelang indeſſen Cromwell nicht. In St. Domingo wurden 3000 Engländer niedergehauen, 2000 verwundet, und die übrigen gezwungen, ſich einzuſchiffen. Von der kleinen Veſte Duncannon mußte er abziehen, ohne ſie ſtürmend erobern zu können. Er entwarf auch zuweilen ungeheure, aber chimäriſche Projecte. Als er Dünkirchen in ſeiner Gewalt ſah, wollte er mit einer Armee von 40000 Mann und einer Flotte von 50 Kriegsſchiffen ſich noch ganz Europa unterwerfen. Den Holländern muthete er zu, ihn gleichſam zu ihrem Protector zu erwählen, und ſo ihre Republik mit der ſogenannten Engliſchen zu verbinden. Man ſagt ſogar, er habe Rom zerſtören, die Schätze von Loretto und den Pabſt ſelbſt nach London führen wollen.

Große Eigenſchaften kann man Cromwell nicht abſprechen. Er war außerordentlich thätig. Nach des Königs Tode ging dieſe Depeſche durch ſeine Hände, die wichtigſten Briefe ſchrieb er alle ſelbſt, die übrigen dictirte er ſo ſchnell, daß die Federn der Secretaire kaum folgen konnten. Als Protector ſtand er mit Tagesanbruch auf, widmete den ganzen Morgen den Geſchäften, blieb auch mehrere Stunden der Nacht allein und arbeitete. Er wußte faſt alle europäiſchen Sprachen, war beſonders ein trefflicher Lateiner. Reinheit der Sitten mußten ſelbſt ſeine Feinde an ihm loben. Er bekämpfte die eingeriſſene Sittenloſigkeit, den Atheismus, den Luxus ſchaffte die Duelle ab, führte überall Ordnung ein, wußte dem Staate in und außer Landes Ehrfurcht zu erzwingen, erleichterte durch wichtige Fürſprache das Loos der unglücklichen Waldenſer, kurz, er that viel Gutes. Aber, er war dennoch ein Despot, ein Tyrann, der blos durch Furcht herrſchte, und von dem das Volk laut ſagte: hat man deswegen unſern guten König hingerichtet, um uns der Tyrannei eines bloßen Mitbürgers zu unterwerfen?

Doch dieſer ſo gehaßte Cromwell wurde auf eine empörende Weiſe, ſowohl von ſeinen Unterthanen, als auch von auswärtigen Mächten geſchmeichelt. Als er die Bücher zu Oxford verbrannt hatte, empfing ihn das Parlament mit Lobreden, und feierte ihm Triumphe. Die Prieſter nannten ihn auf den Kanzeln: Würgengel ſeiner Feinde, Schutzengel des Volks, Moſes und Aron. Als er 1649 aus Schottland zurückkehrte, zogen ihm Staatsrath und Parlament mit Kavallerie- und Bürger-Corps in neuen Uniformen, entgegen, gaben Generalſalven, und führten ihn gleich einem Triumphator in die Stadt. — Als ſein Schwiegerſohn ſtarb, legte der ganze Staatsrath Trauer an, und die Geſandten ſtatteten Condolenzen ab. Die Leiche ſeiner Mutter, der Bierbrauerin, wurde, trotz den Geſetzen gegen Luxus, mit königlicher Pracht begraben, und ſogar in der Weſtmünſter Kapelle beigeſetzt. — Das Parlament ſagte ihm: Der Wunſch des Volkes ſey, daß die Protectorwürde in ſeiner Familie erblich werde. Viele Deputirte, die zum Protectorat ihm Glück wünſchten, küßten ihm dabei knieend die Hand. Es kamen Juden aus Aſien, weil ſie ihn für den Meſſias hielten, welches ihm ſo wohl behagte, daß er — ein ſeltener Fall — ihnen ſogleich Audienz gab. Als ſie aber in ihrer Einfalt nach Huntingdon, ſeinem Geburtsorte reiſten, um zu erforſchen, ob er nicht wirklich etwa aus einer jüdiſchen Familie herſtamme? Da nahm Cromwell, der gar zu gern einen Stammbaum gehabt hätte, ſolches ſehr übel, zumal da zugleich eine Satyre, betitelt: Cromwell, der Löwe aus dem Stamm Juda, erſchien, und er jagte ſie plötzlich fort. — Spanien, das einſt alles aufgeboten hatte, um Heinrich IV. zu ſtürzen, weil er kein ächter Katholik ſei, ſchickte jetzt ſogleich einen der vornehmſten Herrn des Hofes, Don Alphons von Cardenas, als Geſandten an das Haupt der Ketzer, und dieſer Geſandte ſuchte um eine Audienz an, gleich wie bei einem Könige. Das eiferſüchtige Portugal veranſtaltete Feſte für die Parlamentsglieder. Frankreich empfing Cromwells Schwiegerſohn, Suvonbridge, gleich einem Fürſten, und der ſtolze Kardinal Mazarin gab ihm im Zimmer die rechte Hand, welches er noch keinem Geſandten irgend einer Macht gethan hatte. Auch ſandte man gleich den Herzog von Crequi nach London, um Cromwell zu complimentiren, eine Ehre, die man nur dem größten Monarchen zu erweiſen pflegte. — Alle übrigen Mächte huldigten ihm mehr oder minder und bewarben ſich, aus Furcht oder Privatabſichten, um ſeine Allianz, nur Dänemark benahm ſich männlich, wie es pflegt. Auch die Holländer blieben zurückhaltend, um ihrer Prinzeſſin von Oranien willen, die eine Tochter des enthaupteten Königs war. Doch keine Macht wagte, ſich laut gegen Cromwell zu erklären, ausgenommen Rußland, wo man nicht blos die politiſche, ſondern auch die moraliſche Würde behauptete, denn als Cromwells Geſandter die Gränzen des Ruſſiſchen Reichs betrat, ließ der Czaar ihm anbefehlen, ſogleich wieder umzukehren, weil er keine Geſandtſchaft von Räubern, Rebellen und Königsmördern annehme.

Und was wurde denn endlich aus Cromwell und der ſogenannten Engliſchen Republik? — In einem Zeitraum von nicht völlig zwölf Jahren ſah England: Monarchie, Empörung, Königsmord, Republik, Protector, Tyrannen, einen ſchwachen Nachfolger, (Richard Cromwell) abermals eine Republik, und zuletzt die Monarchie triumphirend. Die meiſten von Karls Richtern ſtarben durch Henkers Hand. Cromwells Andenken wurde mit Infamie belegt, ſein verweſter Körper durch den Henker ausgegraben, unter dem Galgen verbrannt, die Aſche in den Wind geſtreut. Seine Familie verſank in Armuth, ſeine Wittwe heirathete aus Dürftigkeit einen Dorfprediger, und ſeine Kinder erhielten nur unter der Bedingung Gnade, ſich nie in der Reſidenz ſehen zu laſſen.

Neue
Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Zweites Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1813.

I.

Beleuchtung und Widerlegung eines ſchändlichen Libells des geheimen Juſtizraths Crome in Gießen.

Nie hat man im beleidigenden Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit einer ganzen Nation unverſchämtere Abgeſchmacktheiten niedergeſchrieben, als es der ſchändliche Verfaſſer eines noch ſchändlichern Libells unter dem Titel:

> „Deutſchlands Criſe und Rettung im April und
> „Mai 1813, vom geheimen Juſtizrath Crome
> „in Gießen,“

gethan hat.

In dieſer Scharteke erfrecht ſich der elende Verfaſſer, zu beweiſen, daß die Rettung Deutſchlands vom 2ten Mai dieſes Jahres, als dem Tage der Schlacht bei Lützen, deren Gewinn er dem Kaiſer der Franzoſen zuſchreibt, abgehangen habe.

Ein Deutſcher ſchämt ſich nicht, ſeiner Nation im abſprechendſten Tone beweiſen zu wollen, daß Deutſchlands Glück und Cultur mit dem Joche, das uns der übermüthige Corſe über den Hals geworfen hatte, in genauer Verbindung ſtehe, und beides unwiederbringlich verloren geweſen wäre, wenn nicht Napoleon, ſeiner Meinung nach, die Schlacht bei Lützen gewonnen hätte.

Durch den gehäßigen Anſtrich, den er der großen, Germanien vom gänzlichen Untergang rettenden Coalition giebt, möchte dieſer, für elende Franken gebungene Miethling, ſo gern den Muth der tapfern verbündeten Heere ſchwächen, und mit einer unerhörten Schaamloſigkeit erhebt er Frankreich, den Erbfeind Deutſchlands, auf Koſten ſeiner Mitbürger bis in die Wolken.

Man hätte ſich die Mühe ſparen können, den ſchlechten, undeutſchen Mann zu widerlegen, da die glorreichen Siege der coaliſirten Mächte ſchon hinlänglich die Seichtigkeit ſeiner Argumente und Phraſen und die

Unfehlbarkeit ſeines vergötterten Helden entkräftet haben und das wonnetrunkene Deutſchland dem Zeitpunkt immer näher kommt, wo es nicht mehr nöthig haben wird, ſein Herzblut von dem fremden Eroberer verpraſſen und ſeine junge Mannſchaft von ihm auf die Schlachtbank führen zu ſehn. Aber den ſchlechtdenkenden Gallo-Germanen und ſeine nichtswürdigen Grundſätze öffentlich an den Pranger zu ſtellen, iſt eine zu heilige Pflicht, ein zu ſüßes Gefühl für jeden deutſchen Patrioten, als daß man dem Triebe, ihn zu widerlegen, hätte widerſtehen können.

Der Verfaſſer bemüht ſich, alles das, was den Muth und die Hoffnungen jedes deutſchen Biedermanns erhöhen kann, mit Scheingründen nieder zu ſchlagen. Er fürchtet von der Ueberſchwemmung Deutſchlands von nordiſchen und aſiatiſchen Völkern, Gefahr für deſſen Cultur, und bedenkt nicht, daß hunderttauſend tapfere Koſacken eine Provinz bei weitem nicht ſo verheeren, und daß ſie jeder Cultur und Moralität weniger ſchädlich ſind, als ein einziges Regiment franzöſiſcher leichter Infanterie.

Iſt denn der Vandalismus, die bis in's Viehiſche gehende Unmoralität dieſer franzöſiſchen Horden, ihre Ungenügſamkeit und Brutalität gegen die Bewohner der von ihnen durchzogenen Provinzen nicht ungleich verderblicher, als die nothgedrungenen Requiſitionen dieſer braven Aſiaten, die nur gegen unſre Feinde, und nicht gegen wehrloſe Bürger und ihre Weiber und Töchter wüthen?

War die Tendenz der unaufhörlichen Kriege Napoleons was anders, als ein gewaltiges Streben nach Alleinherrſchaft, die er durch Mord und Blut zu erlangen ſtrebte? — Er wollte die ganze Welt in ſeinen politiſchen Combinationen umfaßen; zu dieſem Ende vergeudete er nicht nur ſtromweiſe das Blut der Franzoſen, ſondern auch das, der von ihm betrogenen, eroberten und alliirten Provinzen. — Beraubte er nicht die mit ihm verbündeten Staaten, ihrer natürlichen Gerechtſame? — Unterſagte er ihnen nicht das Recht, mit einander Verkehr zu treiben und in Friede und Eintracht unter einander zu leben? — Bewaffnete er nicht Brüder gegen Brüder? — Behandelte er nicht ſeine wichtigſten Bundesgenoßen als Vaſallen? — Verließ dieſer ſtolze Protector ſie nicht in der Zeit der Noth? —

Und die, durch die mächtige Coalition herbeigeführte Abänderung dieſes gränzenloſen Elendes, nennt der erbärmliche Wicht einen, politiſcher Meinungen wegen unternommenen Krieg, der für das politiſche Intereſſe auswärtiger Mächte, die uns fremd ſind, geführt werde.

Es hält ſchwer, zu entſcheiden, ob der elende Mann aus Bosheit oder Dummheit ſich ſo ſchwer an ſeinem deutſchen Vaterlande verſündiget hat, oder ob nicht franzöſiſches Gold die Haupt-Triebfeder ſeines ſchnöden Libells geweſen iſt *).

---

*) Gegen die Gelehrten, die ſich und ihre Feder Napoleon geweiht haben, iſt er wirklich ſehr freigebig. Einige machte er zu Tribunen oder Geſetzgebern, andere ernannte er zu ſeinen Miniſtern in fremden Ländern, und denen, welchen er noch keine Stellen verleihen konnte, gab er größere Penſionen, als irgend ein vormaliger Beherrſcher Frankreichs einem Corneille, einem Racine, Boileau, Voltaire, Crebillon, d'Alembert, Marmontel und andern Heroen der franzöſiſchen Literatur, welche die Ehre ihrer Nation ſind. Dieſe Freigebigkeit wird oft zu weit getrieben und auf unwürdige Gegenſtände angewandt, deren Schmeicheleien es eben ſo ſehr an Geſchmack und Genie, als Beſcheidenheit und Schaam fehlt. Einem Menſchen, Namens Dague, der die Krönung Napoleons des Erſten in zweihundert der widerlichſten Zeilen beſang, die je geſchrieben ſind, die weder Sylbenmaaß noch Sinn haben, wurde ein Platz in dem Forſt-Departement angewieſen, der jährlich zwölftauſend Livres einträgt, und außerdem erhielt er ein Geſchenk an baarem Gelde von hundert Napoleonsd'or. — Ein anderer Reimſchmied, Barré, der den Häuptern aller vorigen

Man erſtaunt, von einem deutſchen Rechtsgelehrten die Aeußerung zu leſen: „die Zeit, die wir unter franzö-

---

Factionen gedient und ſie beſungen hatte, erhielt für eine Ode von vierzig Zeilen auf den Geburtstag Napoleons, ein Amt in Mailand, das jährlich zwanzigtauſend Livres einträgt, und hundert Napoleonsd'or zu den Reiſekoſten.

Die Geldſummen, die Napoleons Agenten jährlich für Dedicationen von franzöſiſchen und andern Schriftſtellern ausgeben, ſind noch größer, als die, welche für regelmäßige Penſionen an Gelehrte ausgetheilt ſind. Statt von den thörichten und ungereimten Contributionen, welche Genie, Witz, Mangel oder Zudringlichkeit ſeiner Eitelkeit auflegen, abzuſchrecken, ermuntert er vielmehr dazu. Sein Name wird daher in den letzten fünf Jahren in mehrern Dedicationen gefunden, als alle andere europäiſche Monarchen in dem letzten Jahrhundert angenommen haben. Von einem Manne, deſſen Name zum Unglück immer in der Geſchichte für die Menſchheit fortdauern muß, iſt es eine kindiſche und unverzeihliche Schwäche, ſo verſchwenderiſch für die kurze und ungewiſſe Unſterblichkeit zu bezahlen, welche ihm einige unbekannte und halb verrückte Proſaiſten und Verſemacher beilegen.

Vor einigen Jahren ſpeiſete der Marſchall Dùroc in großer Geſellſchaft bei Madame Remùſat. Die Rede kam auf literariſche Producte und den comparativen Werth der Werke von den neuern franzöſiſchen und fremden Schriftſtellern. „Was den Werth betrifft, ſagte Dùroc, ſo will ich darüber nicht urtheilen, denn ich bekenne, daß ſiſcher Sclaverei zugebracht hätten, ſei blos ein temporeller Druck, der mit allen Kriegen, und vorzüglich mit

---

ich dazu ganz incompetent bin; aber über ihre Quantität habe ich ziemlich gute Nachricht und halte es alſo nicht unſchicklich, darüber mein Urtheil zu fällen. Ich bin überzeugt, daß die deutſchen und italieniſchen Schriftſteller zahlreicher, als die in meinem Vaterlande ſind, und zwar aus folgenden Gründen: Nach der Erfahrung, die ich in einigen Jahren machte, nehme ich an, daß von allen Büchern, die in Frankreich, Italien und Deutſchland gedruckt werden, jedes zehnte dem Kaiſer dedicirt wird; nun haben ſeit dem letzten Weihnachtsfeſte ſechs und neunzig deutſche und ein und ſiebzig italieniſche Autoren Sr. Majeſtät ihre Werke zugeeignet und Belohnungen dafür empfangen; indeß in dem nämlichen Zeitraume nur ſechs und ſechzig franzöſiſche ihrem Monarchen ihre Opfer darbrachten.“

Unter allen den zahlreichen Schaaren von Schriftſtellern, die Napoleon bezahlte, belohnte oder ermunterte, erfuhren keine ſeine Freigebigkeit in einem ſo hohen Grade, als der Italiener Spanicetti und der Deutſche Ritterſtein. Der erſtere überreichte ihm eine genealogiſche Tabelle, worin er bewies, daß die Buonapartſche Familie, vor ihrer Auswanderung aus Toscana nach Corſika, vor vierhundert Jahren, mit den älteſten Toscaniſchen Familien, und ſelbſt mit dem Hauſe Medicis alliirt geweſen iſt, und daß es alſo, da dieſes Haus den Bourbonen, während ſie über Frankreich herrſchten, zwei Königinnen gab, die Buonaparte's mit den Bourbons verwandt ſind, und der Zepter des franzöſiſchen Reichs einem Continental-Kriege gegen den See-Despotiſm nothwendig verbunden iſt.“ Das Erſtaunen geht in die

---

noch immer bei der nämlichen Familie, obgleich bei einem würdigern Zweige iſt. Spanicetti erhielt tauſend Louisd'or, einen Jahrgehalt von ſechstauſend Franken auf Lebenszeit und die Stelle eines Bureau-Chefs in dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten im Königreich Italien, die jährlich 8000 Franken einträgt.

Ritterſtein, ein bayerſcher Genealogiſt, bewies, daß der Stammbaum der Buonaparte's bis zu der Zeit des erſten Kreuzzugs zurück gehe, und der Freund von Richard Löwenherz nicht Blondel, ſondern Buonaparte hieß, daß er den letztern Namen nur darum mit dem erſtern verwechſelte, um aus der Plantagenetſchen Familie zu heirathen; und daß alſo, da der letzte Zweig dieſer Familie verlöſchte, indem er durch Wechſelheirathen dem Hauſe Stuart einverleibt wurde, Napoleon Buonaparte nicht nur mit den meiſten Souverainen Europa's verwandt iſt, ſondern auch mehr Recht auf den Thron von Großbritannien hat, als Georg der Dritte, indem er von dem männlichen Zweig der Stuarts, jener Monarch aber nur von dem weiblichen Zweig dieſes Hauſes abſtammt. Ritterſtein wurde mit einer Doſe, worauf ſich Napoleons Portrait mit Diamanten eingefaßt, befand, beſchenkt, deren Werth man auf zwölftauſend Franken ſchätzte, und erhielt vier und zwanzig tauſend Franken baares Geld, nebſt einem Jahrgehalt von neun tauſend Franken, bis er beſſer verſorgt werden könnte. Er wurde außerdem zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Man kann nicht läugnen, daß Napoleon wirklich kaiſerlich belohnt! —

tiefſte Verachtung über, wenn er den jetzigen heiligen, für Vaterland und eigenen Heerd unternommenen Krieg mit der franzöſiſchen Revolution vergleicht.

Unter der Laſt ſich täglich vermehrender Anleihen und Abgaben, überall von den Spürhunden geheimer und hoher Polizei umgeben, durch den Druck der Form in ihren heiligſten Rechten gekränkt, ſeufzten die abgetretenen Provinzen laut um Erlöſung; die beſten und einträglichſten Bedienungen wurden, mit Ausnahme irgend eines deutſchen Plusmachers, an verlaufene franzöſiſche Avantyriers vergeben, die zugleich beſoldete Spione der Inquiſition waren. Der Codex Napoleon, dieſes, aus römiſchem Rechte und den ſo genannten Us et Coutumes mehrerer franzöſiſchen Provinzen zuſammengeſtoppelte Machwerk, öffnete der Schikane ein weites, offenes Feld zu Unterdrückung der Unterthanen, wozu ſich noch ungeheure Stempel und Sporteln geſellten. Das Spiegelgefecht der ſogenannten Landſtände war lächerlich, da ihr Antheil an der Landesverwaltung gänzlich beſchränkt, ſchon immer vorher nach dem Willen des Souverains eingerichtet und ihre Exiſtenz daher nur prekär war. Deutſche Unterthanen erhielten franzöſiſche Beſcheide, die ſie mit Koſten von Sprachkundigen überſetzen laßen mußten. Alles zielte darauf ab, unſre Mutterſprache, dieſes Palladium der Nationen, herabzuwürdigen. Um Audienz bei einem Miniſter zu erhalten, mußte man vom Thürſteher an, bis zum erſten Cammerdiener beſtechen. Es exiſtirte ein förmlicher Tarif darüber, den die Gaſtwirthe den Fremden bekannt machten und der ſich auf 3 bis 4 Napoleonsd'or belief. Der franzöſiſche Präfekt von Magdeburg warf jede deutſche Vorſtellung ungeleſen und zerriſſen unter den Tiſch, ihr Inhalt mochte noch ſo wichtig ſeyn. — In verſchiedenen Land-Cantonen waren unwiſſende und der Rechte unkundige Friedensrichter angeſtellt. Alle Pupillen- und Depoſiten-Gelder mußten in die Amortiſations-Caſſe nach der Hauptſtadt abgeliefert werden, wo ſie eiligſt vom Hofe verpraßt wurden.

Alle dieſe und unzählige andre Drangſale werden nunmehr aufhören; Deutſchland wird nicht mehr unter fremdem Einfluß zerſtückelt und ausgeſogen werden. Selbſtſtändig wird es ſeinen alten Ruhm behaupten, Künſte und Wiſſenſchaften werden wieder aufblühn und der Dank der erlößten und regenerirten Provinzen Germaniens wird unverwelkliche Lorbeern in die Siegeskränze der verbündeten Mächte flechten. Brüderlich werden die Nationen ſich wieder umarmen, friedlich die Produkte ihres Clima's gegen die ihrer Nachbarn vertauſchen und auf den wieder beſuchten Märkten wird Fülle und Wohlſtand jugendlich emporſchießen.

Mit gebührender Verachtung übergehe ich, was der ehrloſe Verfaſſer über den Rückzug der Franzoſen aus Rußland und deſſen Folgen ſo oberflächlich als möglich auskramt. Eben ſo einſeitig als mit der Lage der Dinge unbekannt, erwähnt er, wie Preußen, ſeiner Allianz mit Frankreich uneingedenk, auf eine, in den officiellen Noten darüber bekannt gemachter Staats-Schriften, hinlänglich gewürdigte Art, von dem bisherigen Continental-Syſtem abgegangen und ſich mit Rußland und England verbunden habe. — Hätte der Unwiſſende die officiell bekannt gemachten Noten des Staatskanzlers von Hardenberg und des Generals von Kruſemark geleſen, hätte er das ſchändliche Betragen der Franzoſen in den preußiſchen Staaten, deren gänzlicher Ruin der Hauptzweck Napoleons zu ſeyn ſchien, in Erwägung gezogen, ſo würde er, des Hochverraths am deutſchen Vaterlande ohngeachtet, doch eingeſehen haben, daß Friedrich Wilhelm ſo und nicht anders handeln konnte und mußte.

Was er von der allmächtigen neugebackenen franzöſiſchen Armee und ihrem unſterblichen Anführer ſo hochtrabend auspoſaunt, iſt durch die Zertrümmerung der Erſtern und die Flucht des Letztern hinlänglich widerlegt. Sein übriges, von baarem Unſinn und bloßer Deklamation ſtrotzendes Vorbringen, iſt durch die Geſchichte des Tages ſattſam gewürdiget.

Laßt ihn daher ſchreien, den krächzenden Raben; ſein Geſchrei verhalle, von jedem deutſchen Manne verachtet, im leeren Raume der Vergeſſenheit. Befreyt vom Tyrannen des Continents wollen wir der allwaltenden Vorſehung für unſre Errettung mit gerührtem Herzen Dank ſagen. O! ſprecht ihn laut aus, dieſen Dank, ihr Männer der Kraft! lallt ihn nach, ihr Kinder der Erlöſten! daß die ſpäte Nachwelt vernehme die Großthaten der Vorfahren.

Die in der Schule des Unglücks erprobten und bewährt gefundenen Regenten-Tugenden des Allverehrten, werden die dem Staat geſchlagenen Wunden heilen. — Er wird ſie dir wiedervergelten, Boruſſia! die Opfer, die du zu Aufrechthaltung ſeines Thrones ihm darbrachteſt. — Auch ihr, Väter und Mütter, der für König und Vaterland gefallenen Helden, trocknet eure Thränen; eure Kinder ſtarben den ſchönen Tod fürs Vaterland. — Dankbar wird es in den Faſten der Zeit die geadelten Namen der Vaterlands-Erretter erwähnen, und ihr Andenken den Nachkommen heilig ſeyn.

Auch dich, mächtiger Beherrſcher des ruſſiſchen Reichs, deſſen Wohl täglich von hundert verſchiedenen Nationen und Zungen vom Himmel erfleht wird, dich ſegnen die Völker Germaniens, daß du zur rechten Zeit ſandteſt die ſtarken Schaaren des Nordnes und die des gemäßigten Aſiens zur Vertilgung des Erbfeindes.

Möge das ſchöne Band, das Herzensgröße und gemeinſchaftliche Sache um Oeſtreichs erhabenen Kaiſer und unſern Monarchen ſchlang, ewig dauern, damit Teutonia, unter deinem Schutze vor den räuberiſchen Einfällen galliſcher Barbaren geſichert, ſeiner höhen Vollendung immer mehr entgegen reiſe.

Möchten doch alle Beherrſcher des heiß geliebten Vaterlandes, in deren Adern ächt germaniſches Blut fließt, ſich kräftig jeder Uſurpation entgegen ſtemmen und den gemeinſchaftlichen Feind für immer in ſeine Gränze zurücktreiben! — Deutſche! verzweifelt nicht an der guten Sache, da Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm mit ihren ſiegreichen Heeren euch vorangehn, das übrige Deutſchland ſich eng an ſie anſchließt und ihre Paniere bereits an den Ufern des Rheins wehn. Heil euch, ihr verbündeten Mächte Europens! Heil auch dir, tapfrer Fürſt! Scandinaviens künftiger Beherrſcher! Die Göttin des Siegs ſtehe euch ſtets zur Seite, ſie kröne euer großes Vorhaben, nach ſo vielen blutigen Jahren der Welt den Frieden endlich wieder zu ſchenken mit dem glücklichſten Erfolg.

II.

Der Kardinal Feſch, Oncle des Kaiſers Napoleon.

Biographiſche Skizze.

Der Oncle des Kaiſers Napoleon, der jetzige Kardinal Feſch (eigentlich Fecce) iſt ein Stiefbruder der Mutter des Kaiſers, Madame Lätitia Buonaparte, nämlich von Seiten ihrer Mutter, die ſich zum zweitenmal mit einem Tabulettkrämer, Namens Nicola Fecce, verheirathet hatte.

Er wurde den 8ten März 1763 zu Ajaccio in Corſika geboren, und erhielt den Namen Joſeph. In ſeiner Kindheit wurde er als Chorknabe in einem Kloſter aufgenommen. Als er im Jahre 1782 bei einigen ſeiner Anverwandten auf der Inſel Sardinien zum Beſuch war, wurde er, da er mit einer Geſellſchaft fiſchte, mit ſeinen Gefährten, in einiger Entfernung vom Ufer, von einer Algierſchen Felucke gefangen genommen und nach Algier geführt. Hier wurde er Muſelmann und blieb bis 1790 ein eifriger Bekenner des Alkorans. In dieſem Jahre fand er Gelegenheit zu entkommen und nach Ajaccio zurück zu kehren, wo er ſeine Renegatſchaft abſchwur, den Alkoran mit der Bibel verwechſelte, und im Jahr 1791 conſtitutioneller Pfarrer, das iſt, ein revolutionairer chriſtlicher Prieſter, wurde. Als im Jahr 1793 auch ſelbſt dieſe verbannt wurden, entſagte er der Sakriſtei und kaufte ſich eine Schenke, in welcher er den Wirth machte, mit der er 1794 und 1795, vermittelſt der Freigebigkeit ſeiner vielen engliſchen Kunden, ein kleines Capital gewann.

Nach den Siegen, die ſein Neffe Napoleon im folgenden Jahre in Italien erfocht, rieth man ihm, wieder den geiſtlichen Ornat anzulegen, und nach Napoleons Proklamirung zum erſten Conſul, wurde er Erzbiſchof von Lyon. Im Jahr 1802 ſchmückte Pius VII. ihn mit dem römiſchen Purpur, und er iſt als ein wichtiger Beſchützer der römiſchen Kirche auf einem guten Wege, die Tiare zu erhaſchen. Wenn man gewiſſen Briefen aus Rom Glauben beimeſſen kann, ſo benachrichtigte Kardinal Feſch, im Namen des Kaiſers der

Franzoſen, Se. päbſtliche Heiligkeit, daß Sie ſich entweder in ein Kloſter zurückziehen, oder nach Frankreich reiſen, entweder auf Ihre eigne Herrſchaft Verzicht leiſten, oder Napoleon den Erſten zum Monarchen von Frankreich einweihen müßten. Ohne die Entſcheidung des heiligen Collegiums, die vom Kardinal Feſch vermittelſt vier Millionen Franken, unter die frommen Mitglieder jenes Collegiums vertheilt, bewirkt wurde, würde der Pabſt, nach der Meinung der Majorität der Gläubigen, die Retraite der Schande vorgezogen haben.

Während Joſeph Feſch Schenkwirth war, heirathete er die Tochter eines Keſſelflickers, von welcher er drei Kinder hatte. Den republikaniſchen Einrichtungen gemäß, war dieſe Heirath blos durch die Municipalität von Ajaccio ſanctionirt worden. Feſch ließ daher bei ſeiner Rückkehr in den Schooß der Kirche ſeine Frau und Kinder für ſich ſelbſt ſorgen, und betrachtete ſich, zufolge der kanoniſchen Geſetze, als einen Hageſtolzen. Als aber Madame Feſch, im Jahr 1801, ihres vormaligen Mannes Erhebung zu dem Erzbisthum von Lyon erfuhr, bat ſie ihn in einem Briefe um einige Unterſtützung, da ſie ſich mit ihren Kindern in großem Elend befände. Madame Lätitia Buonaparte beantwortete ihren Brief, ſchloß eine Banknote von ſechshundert Franken ein und zeigte ihr zugleich an, daß ihr die nämliche

Summe jedes Jahr ausgezahlt werden würde, ſo lange ſie mit ihren Kindern fernerhin in Corſika bliebe; daß die Unterſtützung aber ſogleich aufhören werde, wenn ſie die Inſel verließe.

Entweder, weil ſie ſich für ihre Verſchwiegenheit nicht gut genug bezahlt fand, oder auch von einem Feinde der Buonaparteſchen Familie angereizt, kam ſie zu der Zeit, als der Pabſt ſeine Reiſe nach Paris machte, insgeheim nach Lyon, wo ſie bis zu der Ankunft des Pabſtes unbekannt blieb.

Am erſten Tage, da Se. Heiligkeit öffentlich den Segen ertheilten, fand ſie Mittel, ſich durch die Menge durchzudrängen und ſich der Perſon des Pabſtes zu nähern, da gerade Kardinal Feſch ihm zur Seite war. Sie benutzte einen Augenblick der Stille und rief, ſich ihm zu Füßen werfend, laut aus: „Heiliger Vater! ich bin die rechtmäßige Frau vom Kardinal Feſch und das ſind unſre Kinder; er kann es nicht wagen, dieſe Wahrheit zu verleugnen. Hätte er ſich freigebig gegen mich bewieſen, ſo würde ich ihn in ſeiner gegenwärtigen Größe nicht beunruhigt haben; ich flehe Sie an, heiliger Vater, nicht, um mir meinen Ehemann wieder zurück zu geben, ſondern nur ihn zu nöthigen, daß er, ſeinen gegenwärtigen Umſtänden gemäß, ſeine Frau und

Kinder verſorge.“ — Matta, ella è matta, santissimo padre! (Sie iſt raſend, ſie iſt raſend, heiliger Vater!) ſagte der Kardinal, und der gute Pabſt befahl, Sorge für ſie zu tragen, damit ſie ſich nicht ſelbſt etwas zu Leide thun, oder ſich an ihren Kindern vergreifen möchte.

Es wurde wirklich Sorge für ſie getragen; denn man hat ſeitdem weder von ihr, noch von ihren Kindern etwas gehört, und da ſie nicht nach Corſika zurückgekehrt iſt, ſo iſt ihr wahrſcheinlich ein verborgener kleiner Ort in Frankreich zum Aufenthalt angewieſen worden.

Nie wurde der Purpur durch einen größern Libertin, als den Kardinal Feſch, entehrt; ſeine Liebſchaften ſind zahlreich und haben ihn oft in große Verlegenheiten verwickelt.

Im Jahr 1803 hatte er ein verdrießliches Abentheuer zu Lyon, welches die Folge hatte, daß ſein Aufenthalt an dieſem Orte nur von kurzer Dauer war. Da er der Frau eines Manufacturiſten, Namens Girot, ſein Schnupftuch zugeworfen hatte, ſo nahm ſie es an und beſtimmte ihm zum Beſuch bei ihr eine Stunde, wo ihr Mann gewöhnlich nach dem Schauſpiel zu gehen pflegte. Seine Eminenz kamen zur beſtimmten Zeit in einer Verkleidung und wurden mit offenen Armen empfangen. Aber kaum hatte er ſich neben ſie geſetzt, ſo wurde die Thür eines Cabinetts aufgeſprengt, und die Schultern des Kardinals fühlten die ſchmerzhaften Streiche von einem beleidigten Ehemann. Vergebens erwähnte er ſeines Namens und ſeines Ranges, dadurch wurde die Wuth Girots eher verſtärkt, als vermindert; der Manufacturiſt fand es durchaus unmöglich, daß man einen Kardinal auf die Weiſe bei der Frau von einem von ſeiner Heerde ertappen könnte. Madame Girot ſchlug endlich eine Abfindung mit Geld vor; nach einigen Gegenreden wurde der Vorſchlag angenommen, und Seine Eminenz ſtellten eine Verſchreibung auf hunderttauſend Francs aus. An dem Tage, da die Verſchreibung fällig war, wurden Girot und ſeine Frau von dem Polizei-Commiſſair Dúbois (einem Bruder des Polizei-Präfecten in Paris) in Verhaft genommen, indem man ſie beſchuldigte, mit falſchen Münzern in Verbindung zu ſtehen. Bei einer in ihrem Hauſe angeſtellten Nachſuchung fand man dreitauſend Francs falſche Münze; ſie hatten dieſes Geld den Tag vorher von einem Manne erhalten, der ſich für einen Kaufmann von Paris ausgab, der aber ein Spion der Polizei geweſen und abgeſandt worden war, um ſie zu fangen. Nachdem ſie die Verſchreibung des Kardinals zurückgegeben hatten, erließ der Kaiſer ihnen aus Gnade die Todesſtrafe auf die Bedingung, daß ſie auf Lebenszeit nach Cayenne gebracht werden ſollten.

Das iſt der Prälat, dem Napoleon die römiſche Tiare zu verleihen und den er zum Nachfolger des heiligen Petrus zu erheben denkt. Es würde nicht das unbedeutendſte unter den merkwürdigen Ereigniſſen des merkwürdigen neunzehnten Jahrhunderts ſeyn, wenn wir einen Mann auf dem päbſtlichen Throne erblicken würden, der aus einem Chorknaben ein Sklave und Renegat wurde, aus einem Muſelmanne ein konſtitutioneller Pfarrer, aus einem Schenkwirth ein Erzbiſchof, aus dem Sohn eines Tabulettkrämers der Onkel eines Kaiſers, und aus dem Ehemann der Tochter eines Keſſelflickers ein Mitglied des heiligen Collegiums.

Seine Schweſter, Madame Lätitia Buonaparte, beſchenkte ihn 1802 mit einer ſchönen Bibliothek, wofür ſie ſechshundert tauſend Francs bezahlt hatte, und ſein Neffe, Napoleon, verlieh ihm ein jährliches Gehalt von einem doppelt ſo hohen Belauf. Außerdem, daß Se. Eminenz die Würde eines Kardinals bekleiden, ſind ſie auch Ritter des ſpaniſchen Ordens vom goldnen Vließ, Groß-Officier der Ehrenlegion, und Groß-Almoſenier des Kaiſers der Franzoſen.

Auf den päbſtlichen Stuhl mögte er, nach den Unfällen ſeines Neveu's in Rußland und Deutſchland, nun wohl Verzicht leiſten müſſen! —

III.

Brief eines Deutſchen aus Paris.

Vor einigen Tagen wurde der Geburtstag des Kaiſers von der guten Stadt Paris gefeiert. Unter andern Feierlichkeiten war auch ein Ringelrennen zu Pferde in den elyſäiſchen Feldern. Ich hatte mich bey andern Luſtbarkeiten zu lange aufgehalten, und kam zu ſpät. Die 2 Reihen Bänke waren ſchon längſt beſetzt, und ſelbſt hinter dieſen ſtanden die Menſchen 4 bis 6 fach. Um alſo doch etwas von dieſem neumodiſchen Turniere zu ſehen, bequemte ich mich, für 17 Sous einen Stuhl zu miethen. Gerade vor mir, an der um den Platz gezogenen Barriere, hatte ein gut gekleideter Menſch einen Streit mit einer von den in Menge daſtehenden Schildwachen. Wahrſcheinlich ſollte er mehr zurück treten, was aber wegen des Dranges der Menſchen ſchlechterdings unmöglich war. Der Soldat ſtieß ihm zu wiederholten Malen mit dem Kolben auf die Bruſt, und da dies nichts helfen wollte, der Menſch auch wohl etwas dagegen erinnern mochte, ſo kehrte er plötzlich mit wüthender Gebehrde das Gewehr um, und ſetzte ihm das Bajonett auf den Leib. In dem Augenblicke aber, als er dies that, entſtand in dem ganzen Umkreiſe ein Ausbruch des höchſten Unwillens über dies barbariſche Betragen des Soldaten, und ein kleiner, vor mir auch auf einem Stuhl ſtehender Mann, ſchrie ihm zu: croyez vous donc avoir à faire à un allemand? — (Glaubſt du, du haſt einen Deutſchen vor dir?) — Was ſagſt Du dazu? und wie glaubſt Du, daß mir zu Muthe war, als ich dieſe angenehmen, ehrenvollen Worte vernahm? — Es iſt wahr, man könnte den Sinn derſelben zu mildern ſuchen; ſie könnten allenfalls ſo viel heißen, daß ein Deutſcher eher ſolche Stöße aushalten könnte, als ein Franzoſe; oder der kleine Mann habe unter allemand überhaupt nur Feind verſtanden, weil während des ganzen Krieges doch immer die Deutſchen ihre vorzüglichſten und anhaltendſten Gegner und Feinde waren; — aber nein, dieſe Worte, zuſammen gehalten mit der allgemeinen Denkungsart, verglichen mit dem, was man ſo oft jetzt auf den hieſigen kleinern Theatern ſieht und hört, wo deutſche Verſchanzungen, nicht von franzöſiſchen Soldaten, ſondern von Marketendern und Troßbuben, Feſtungen nicht von Grenadieren, ſondern von Feldſcheerern erſtiegen und erobert werden. Dieſe Worte, ſage ich, aus dem Munde des kleinen Franzoſen, heißen mit andern Worten gerade ſo viel, als: Einen Deutſchen könnteſt du wohl ſo hündiſch behandeln, aber nicht einen Franzoſen, ein Glied der großen Nation *) — Ha! ſollten dergleichen Ausbrüche der Volksmeinung einem Deutſchen, der noch obendrein ſtolz darauf ſein will, ein Deutſcher zu ſeyn, nicht im höchſten Grade die Galle erregen? —

So weit hat es denn der Mangel an Achtung gegen uns ſelbſt, die erbärmliche Nachäfferey alles Fremden gebracht, daß wir bey allen unſern Vorzügen ſogar von einer Nation gering geſchätzt werden, die ſo lange die Zielſcheibe unſeres Spottes und Witzes war, — von einer Nation, die, trotz ſo mancher rühmlichen Kraftäußerung während ihrer Revolution, trotz ſo manches Großen und Guten, das ſie dadurch bewirkte, doch am Ende bewieſen hat, daß ſie die Jahre der Minderjährigkeit noch nicht überſchritten hat und ſie auch wohl nie überſchreiten wird. —

---

*) Wahrſcheinlich werden jetzt die Deutſchen den Franzoſen eine andere Meinung beibringen, den Pariſern vorzüglich!

IV.

Napoleon, wie er iſt.

Deutlich und unverkennbar drückt ſich in Napoleons Hauptzügen, die man bis jetzt an ihm als Menſch und Regent erkannt und erlebt hat, der Corſiſche National-Charakter aus. Er iſt ſelbſt in den meiſten einzelnen Charakterzügen, die ſeine Jugendjahre darbieten und die ehemals für uns etwas Sonderbares und Heroiſches zu haben ſchienen, ſo ganz der bloße Corſe, daß jene nicht mehr einen individuellen Charakter bezeichnen, ſobald man die Nation kennt, wie ſie von den alten und neuern Schriftſtellern und Reiſebeſchreibern dargeſtellt wird. Wir wollen uns an einen verſtändigen franzöſiſchen Schriftſteller halten, der den Zuſtand der Inſel Corſika um die Mitte des letztverfloſſenen Jahrhunderts mit Aufmerkſamkeit beobachtet und mit Unpartheilichkeit und Antheil beſchrieben hat.

Jauſſin, der vier Jahre, von 1738 bis 1741, in Corſika lebte, ſchildert den Charakter der Corſen ſo, wie er ſich vor und nachher in den Kriegen mit Genua und Frankreich, und während der franzöſiſchen Revolution und ihren eigenen neuen Revolutionen, endlich ſelbſt in ihrem Haupthelden Paoli und jetzt wieder in Napoleon durchaus bewahrheitet hat. Folgende ſind die Hauptzüge aus Jauſſins ausführlicher Schilderung:

Die Corſikaner ſind meiſt mittler Geſtalt, behend und kraftvoll, geſetzt, ernſthaft und trübſinnig; ſie lachen ſelten; das Unglück ihres Vaterlandes beſchäftigt ſie ganz und giebt ihnen eine finſtere und wilde Stimmung; man ſieht faſt keine Beluſtigungen unter ihnen. In ihrer Lebensart ſind ſie mäßig; ſie verachten und mißhandeln die Weiber, die ſie wie ihre Sclavinnen halten *). Sie haben faſt nie fixe Geſetze gehabt, und

---

*) Wie Napoleons Benehmen gegen ſeine erſte Frau war, der er doch die Grundlage ſeines Glücks, Ruhms und Größe verdankte, iſt bekannt genug. — Der Tag, da Madame Napoleon Buonaparte durch die konſtitutionellen Autoritäten des Reichs ihres Gemahls zur Kaiſerin der Franzoſen gewählt wurde, war gewiß einer der unbehaglichſten ihres Lebens. Nachdem die Ceremonie und das Gepränge der Audienz vorüber waren, verbrachte ſie ihn ganz in Thränen in ihrer Bibliothek, wo ihr Ge-

die ſie hatten, nie treu befolgt; ſie ſind größtentheils in niedrige Unwiſſenheit verſunken; die Künſte und Wiſſenſchaften ſind von ihnen gänzlich vernachläſſigt.

---

mahl ſie einſchloß. Die Urſach war: ihre Ehrendame, Madame Remüſat, hatte ſeiner Meinung nach einige Fehler in der Anordnung des weiblichen Hofperſonale begangen. Als ſich dieſe Dame eben entfernen wollte, wurde ſie vom Kaiſer mit ſeinem fürchterlichen: aux arrêts! (ins Gefängniß) zurück gehalten und der Sorge und Verantwortlichkeit eines Adjutanten übergeben, der ſie ſicher in ihr Zimmer brachte und vor die Thür deſſelben zwei Grenadiere ſtellte. Napoleon trat darauf hinaus und befahl beim Weggehen ſeiner Gemahlin auf ihre Gefahr, zur rechten Zeit, prächtig geſchmückt, zur Audienz bereit zu ſeyn.

Die Folgen des Zorns ihres Gemahls fürchtend, erſchien Madame Napoleon nicht nur pünktlich, ſondern auch ſo elegant und geſchmackvoll mit Juwelen und andern Zierrathen angethan, daß ſelbſt diejenigen ihrer Feinde und Nebenbuhlerinnen, die ihr Schönheit und Tugend abſprachen, ihr Geſchmack und Würde einräumten. Selbſt in den Blicken Napoleons glaubte ſie einen ſtillen Beifall zu leſen. Als ſie das beſchwerliche Geräuſch dieſes Morgens überſtanden, und die Senatoren, Geſetzgeber, Tribunen und Präfekten ſie als ein Muſter der weiblichen Vollkommenheiten komplimentirt hatten, ging ſie, auf ein Zeichen von ihrem Gemahl, ſchweigend ihm zur Seite, durch ſechs verſchiedene Zimmer, bis er zu ihrer Bibliothek kam, wo er ihr auf eine ſehr

Der Corſe iſt ſtandhaft im Unglück, und er würde ſich entehrt halten, wenn er, unter den Händen der

---

grobe Weiſe hinein zu treten und bis auf weitern Befehl zu bleiben gebot.

„Was habe ich gethan, Sire! um eine ſolche Behandlung zu verdienen?“ rief ſie zitternd aus.

„Wenn Ihre Favorite, Madame Remûſat, Sie zum Beſten gehabt hat, ſo will ich Ihnen nur hierdurch zeigen, daß Sie in Zukunft auf Ihre Umgebungen ein beſſer Auge haben. Faſſen Sie ſich in Geduld, Madame; Sie haben Bücher genug, ſich zu zerſtreuen, aber Sie müſſen bleiben, wo Sie ſind, bis es mir gefällt, Sie wieder frei zu laſſen.“ — Mit dieſen Worten ſchlug er die Thüre zu und ſteckte den Schlüſſel in ſeine Taſche.

Es war beinahe zwei Uhr Nachmittags, als ſie ſo eingeſchloſſen wurde. Bei der Erinnerung der Schmeicheleien, die ihr eben erſt ihre Höflinge geſagt hatten, und ihrer Vergleichung mit der fühlloſen Behandlung, die ſie von ihrem Gemahl erfuhr, fand ſie ſich um ſo viel unglücklicher, da ſie jene als ein ihren Verdienſten gebührendes Lob betrachtete, in dieſer aber die unverdiente Unterdrückung von einem launigen Deſpoten beſeufzte. Durch Geſchäfte verhindert, oder vielleicht aus Bosheit, hatte Napoleon keinen Befehl gegeben, ihr zu Eſſen zu geben; und als, auf ſeine Einladung, um 8 Uhr ſeine Brüder und Schweſtern zum Thee kamen, ſagte er kalt: „A propos, ich habe vergeſſen, daß meine Frau noch nicht geſpeiſt hat; ſie iſt wahrſcheinlich in ihrem Studierzim-

Feinde umkommend, einen Seufzer ausſtieße. Vergeblich würde man ihm die ſchrecklichſten Martern anthun; er überſteht ſie ohne die geringſte Klage.

---

mer in philoſophiſche Betrachtungen vertieft.“ Madame Louis Buonaparte, ihre Tochter, flog ſogleich nach der Bibliothek, und ihre Mutter konnte ihr vor Thränen kaum ſagen, daß ſie eine Gefangene und ihr Gemahl ihr Kerkermeiſter wäre.

„O Sire!“ ſagte Madame Louis, als ſie zurückkam, „ſelbſt dieſer merkwürdige Tag iſt für meine Mutter ein Tag der Trauer!“ —

„Sie verdiente es noch ſchlimmer,“ antwortete Napoleon, „aber um Ihrentwillen ſoll ſie frey ſeyn; da iſt der Schlüſſel, laſſen Sie ſie heraus.“

Die Kaiſerin konnte indeſſen in ihrer Lage wohl nicht wünſchen, vor ihren neidiſchen Schwägern und Schwägerinnen zu erſcheinen. Ihre Augen waren ſo vom Weinen angeſchwallen, daß ſie kaum ſehen konnte; und ihre Thränen hatten das kaiſerliche Gewand benetzt, was man ſo leicht als ein ſicheres Präſervativ gegen Kummer und Betrübniß betrachtet. Um 9 Uhr kam indeß ein anderer Abgeſandter ihres Gemahls und ließ ihr die Wahl, ob ſie ihn wieder zurück nach der Bibliothek begleiten, oder an der Familiengeſellſchaft Theil nehmen wollte.

Dies war der Krönungsabend! —

Die Corſen ſind ſehr argwöhniſch und verſteckt; ſie ſind ruhmſüchtig ohne Ehrbegier; ſie würden ſich für beleidigt halten, wenn man ihnen für einen geleiſteten Dienſt oder für Reiſeherberge eine Erkenntlichkeit an Geld anböte; dagegen aber rauben und ſtehlen ſie gerne und würden vielleicht den Gaſtfreund, den ſie wirklich beherbergt, auf der Landſtraße berauben, wenn ſie können; denn ſie lieben den Diebſtahl. Sie beſitzen einen verächtlichen Hochmuth, und ſchätzen nichts als ſich ſelbſt. Sie ſind ſtolz, wegwerfend, anmaßend und außerordentlich rachſüchtig. Ihr barbariſcher Haß gegen ihre Feinde iſt gränzenlos; wenn ſie von dieſer abſcheulichen Leidenſchaft beſeſſen ſind, iſt gar keine Menſchlichkeit mehr von ihnen zu hoffen; ſie ſind unerbittlich und ihre Rache wird unerſättlich und unverſöhnlich. Die Strafloſigkeit der Verbrechen, in der ſie lange Zeit gelebt haben, hat ſie in dieſer verhaßten Denkart nur zu ſehr beſtärkt. Sie ſind ſehr zum Aufruhr geneigt, und ihren Zuſagen und Eiden bei Verträgen iſt nie zu trauen. Sie ſprechen gut und lange und ſehen es als eine Beleidigung an, wenn man nicht bis ans Ende ihre Weitſchweifigkeit anhört, die ſie angenommen haben, um zu betrügen und zu übervortheilen.

Die Corſikaner haben ein blindes Vertrauen, das bis zur Abgötterey geht, zu ihren Mönchen, von denen die Inſel wimmelt; ſie berühmen ſich gerne, daß ihnen der Apoſtel Petrus das Chriſtenthum ſelbſt geprediget habe, und daß ſie es unter ſich reiner erhalten hätten, als alle andere Völker.

Bei allen jenen Charakterzügen, die mehr den amerikaniſchen Wilden, als den civiliſirten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen, haben ſie eine allgemeine Vorliebe für die monarchiſche Regierungsform und wünſchen nichts mehr, als einen großen König zum Regenten zu haben.

Buonaparte, der jene Vorliebe für die monarchiſche Regierungsform mit ſeinen Landsleuten theilt, hat etwas mehr gewünſcht, als ſie: der Kaiſer der großen franzöſiſchen Nation ſelbſt zu ſeyn *). Da er zur Erreichung dieſes Wunſches auch mehr Geſchick gezeigt, als bisher in Frankreich alle diejenigen, die auf jenen Thron wohl Anſprüche hätten, bewieſen haben, auch unter allen Franzoſen, die ſich ſeit der Vertreibung der letzten Dynaſtie um die Herrſchaft beeiferten, keiner das militairiſche Ta-

---

*) Da dieſer Wunſch befriedigt war, ſtreckte er ſeine Hand nach dem Beſitz von ganz Europa aus; gelang ihm die Eroberung dieſes Welttheils, ſo würde vielleicht Aſien und Amerika ſeine Blicke auf ſich gezogen haben.

lent mit der Kraſt des Willens vereinigte, die allein ſolch ein Ziel ſich vorſtecken und erreichen kann; die Franzoſen auch eben ſo gern einen Kaiſer, als einen Director oder Conſul über ihren Köpfen walten laſſen; ſo möchte ihm ſein Wunſch immer ſo vollkommen gelungen ſeyn, als es ſein Muth und der Franzoſen Niederträchtigkeit nur je verdienen mag. Hätte er ſich aber auch nur allein auf dies Volk beſchränkt, und wäre er nur gerade und ehrlich dabei zu Werke gegangen, wie es einem Helden geziemt, der ſich ſo gern an Alexander, an Cäſar und Friedrich anreiht! Oder hätte er nur damals, im Beſitz der ganzen, unumſchränkten Macht, gegen die alle Liſt und Gewalt nichts vermogte, den Muth gehabt, ſeinen Franzoſen zu ſagen: „Ich bin euer König, euer Kaiſer, und will es ſeyn; und wenn ihr gehorcht, ſollt ihr glücklich ſeyn, wie nur irgendwo andere gehorſame Unterthanen es ſind; gehorcht ihr aber nicht, ſo werdet ihr eingeſteckt, feſtgehalten und gezwiebelt, bis ihr mürbe werdet. Seid ihr noch zu halsſtarrig, zu keck, ſo werdet ihr transportirt und guillotinirt. Geſetze ſeid ihr weder im Stande, ruhig zu finden, noch habt ihr heilige Ehrfurcht dafür, wenn ſie gefunden und gegeben ſind. Jeder von euch ſucht nur immer, wie er dem Geſetze ſo viel als möglich ausweichen könne. Ich nehme alſo die Mühe über mich, euch täglich zu befehlen, was mir eben das rechte dünkt, und euch tüchtig abzuſtrafen, wenn ihr meine Befehle nicht aufs genaueſte befolgt. Des ordentlichen, gründlichen Unterrichts ſeid ihr auch nicht fähig und halbes Wiſſen iſt euch nur ſchädlich. Ihr ſeid Windſäcke und hohle Pfeifen, die man eben ſo gut zum Abſpielen des Gloria als zur Carmagniole gebrauchen kann. Ich muß euch alſo ordentliche chriſtkatholiſche Organiſten und Bälgentreter vorſetzen, die euch nach dem Lehrbuche, das ich für euch habe verfertigen laßen, das Gloria ordentlich vortragen lehren. So rechtes Geſchick habt ihr doch nur zum Soldaten; darum ſollt ihr mir auch alles, was zum Soldatenhandwerk und zur edlen Kriegskunſt gehört, recht vollſtändig erlernen *). Ich ſelbſt

---

*) In einem militairiſchen, von einem militairiſchen Despoten beherrſchten Reich, erfordert die Staatsklugheit, daß auch die Erziehung der Jugend militairiſch ſey. In allen öffentlichen Schulen oder Prytaneen wird jeder Knabe von dem Augenblick an, da er aufgenommen wird, bei einer Compagnie eingeſchrieben und regelmäßig disciplinirt, exercirt und gemuſtert, wegen Nachläſſigkeiten oder begangener Fehler nach dem Kriegsgeſetz beſtraft, und, wenn er Fleiß und Genie beweiſt, decorirt. Alle Privatſchulen, die von der Regierung beſchützt zu werden wünſchen, ſind genöthigt, ſich den nämlichen militairiſchen Regeln zu unterwerfen, und daher ſind die meiſten Conſcribirten in dem Augenblick, da ſie in Requiſition geſetzt werden, nichts weniger als Rekruten, ſondern ſchon völlig zum Dienſt tauglich. Dies wurde von andern Na-

habe nichts anders lernen mögen und ihr werdet doch

---

tionen zu wenig in Erwägung gezogen. — Eine große Macht, die ohne Hinderniß und mit wenigen Koſten in vier Wochen ihre diſponible Kriegsmacht um hundert und zwanzig bis hundert und achtzigtauſend junge Leute vermehren kann, welche von Jugend auf an den Kriegsdienſt gewöhnt ſind, mußte natürlich über alle andre Mächte den Meiſter ſpielen und nach Gefallen mit Kaiſerthümern, Königreichen, Fürſtenthümern und Republiken ſchalten und walten.

Bei der Ueberreichung eines jährlichen Militair-Etats ſagte der Marſchall Berthier zu Napoleon: „Sire, ich lege Ew. Majeſtät das Schickſal der Welt vor, welches Sie als ſouverainer Anführer der Armeen Ihres Reichs in Händen haben.“ — Eine überlegene Anzahl gut disciplinirter Truppen, mag ſie gut oder ſchlecht angeführt werden, wird immer eine geringere Anzahl ſchlagen; drei gegen einen werden auch eine Armee von Rieſen überwältigen *).

---

*) Dies war auch immer der Fall bei Napoleons Siegen. Den erſten Sieg als Kaiſer erfocht er im Jahr 1805 über den General Mack, deſſen Armee ohngefähr achtzig bis hunderttauſend Mann ſtark war und welchem Napoleon 150.000 Mann entgegen ſtellte. In der Schlacht bei Auſterlitz, am 2ten December 1805, hatte Alexander nur 52.000 Ruſſen und 25.000 Oeſterreicher, meiſtens Rekruten, die bald das Gewehr wegwarfen; Napoleon hingegen 120.000 Mann, die ihm die Schlacht gewannen. Bei Jena war Napoleons Ar-

wohl nicht klüger ſein wollen, als ich, euer König und

Aber eine der traurigſten Folgen dieſer militairiſchen Erziehung von Jugend auf, iſt ein gänzlicher Mangel an allem religiöſen und moraliſchen Unterricht. **Arnaud** hatte einmal den Muth, ſich über dieſe ſchändliche Vernachläſſigung in dem National-Inſtitut zu beklagen. „Die Jugend, ſagte er, erhält keinen andern Unterricht, als wie ſie marſchiren, feuern, tanzen, ſitzen, liegen und ſich durch guten Anſtand in Anſehn ſetzen muß. Ich verlange keine Spartaner oder Römer, aber wir bedürfen Athenienſer und unſere Schulen bilden nur Sybariten.“ Vier und zwanzig Stunden darauf erhielt Arnaud einen Beſuch von einem, von zwei Gensd'armes begleiteten Polizei-Agenten, der ihm einen von Fouché unterzeichneten Befehl brachte, wodurch er angewieſen wurde, ſich zu Orleans aufzuhalten und ohne die Erlaubniß der Regierung nicht nach Paris zurück zu kehren; eine Beſtrafung, die

---

mee über 80.000 Mann ſtärker, als die preußiſche unter dem Herzog von Braunſchweig. In der Schlacht bei Eylau, welche zwar unentſchieden blieb, kommandirte Napoleon 90.000 und der General Benningſen nur 70.000 Mann Preußen und Ruſſen, und ſo in allen nachherigen Schlachten in den öſterreichiſchen und ruſſiſchen Kriegen ſiegte Napoleon nur durch die Mehrzahl ſeiner Truppen. Dazu kam noch der Vortheil der Einheit der Pläne und Dispoſitionen und ihrer Ausführung, die Napoleon als ausſchließlicher Gebieter über eine ſo große Truppenzahl hat, da hingegen auf der andern Seite zehn und noch mehr Perſonen die Bewegungen ihrer Truppen leiteten und ſich oft entgegen wirkten.

Kaiſer? Treibt ihr mir das aber recht fleißig und ge-

---

hirt für einen ſo unbeſonnenen Eifer ſehr mäßig angeſehen wurde.

Ein Schullehrer zu Aucteuil, in der Nähe der Hauptſtadt, Namens Gouvon, hatte ein Privat-Seminarium auf den Fuß unſerer vormaligen Collegien organiſirt. In einigen wenigen Monaten wurden ihm mehr Schüler angeboten, als er annehmen konnte, und ſeine Schule kam ſehr in die Mode, ſelbſt für die Emporkömmlinge, die ihre Kinder lieber da als anders wohin ſandten. Nachdem er ſo einige Zeit in Ruhe verlebt hatte, wurde er vor Fouché gerufen, der ihm befahl, die bis dahin für den Unterricht in der Religion und der Moral beſtimmten Stunden zu der Unterweiſung und den Uebungen in dem Kriegsweſen anzuwenden, die für die franzöſiſche Jugend nothwendiger und heilſamer wären. Da er dagegen einwandte, daß eine ſolche Veränderung ſeinem Plan und ſeiner Uebereinkunft mit den Aeltern ſeiner Schüler zuwider wäre; ſo unterbrach ihn der Miniſter mit der Erklärung, daß er den Vorſchriften der Regierung gehorchen, oder ſich auch die Folgen ſeiner Widerſpenſtigkeit gewärtigen müſſe. Nachdem er ſeine Freunde und Gönner zu Rathe gezogen hatte, theilte er ſeine Stunden und gab die Hälfte der für den Unterricht in der Religion und der Moral beſtimmten Zeit zu den Kriegsübungen ab; ſeine Schüler beſtanden aber auf die Beibehaltung der alten Einrichtung, zerbrachen die Trommel und zerriſſen und verbrannten die Fahnen, die er für ſie gekauft hatte. Da das nicht ſeine Schuld war, ſo befürchtete er keine weitere Stöhrung, um ſo viel weniger, da er der Polizei ſowohl ſeinen Gehorſam gegen ſchickt, und ſeid ihr hier zu Hauſe recht folgſam und

ihre Befehle, als auch das unerwartete Reſultat, was daraus entſtanden war, berichtet hatte. Aber bald darauf wurde ſein Haus plötzlich in der Nacht von Gensd'armes umgeben und es traten einige Bewoffnete herein. Alle Knaben erhielten Befehl, ſich anzukleiden, ihre Effecten einzupacken und den Gensd'armes nach verſchiedenen andern Schulen zu folgen, wo die Regierung einen Platz für ſie beſtellt hätte, den auch ihre Aeltern erfahren würden. Gouvon, ſeine Frau, vier Unterlehrer und ſechs Bediente wurden in Verhaft genommen und vor die Polizei gebracht. Nachdem Fouché ihm wegen ſeines fanatiſchen Betragens, wie er ſich ausdrückte, Vorwürfe gemacht hatte, ſagte er, daß, weil er doch einmal ſo gern die religiöſen und moraliſchen Pflichten lehren wolle, ein angemeſſener Platz für ihn in Cayenne ausgemittelt wäre, und, da die Neger ſo ſehr ſeines Unterrichts bedürften, er ſchon den folgenden Morgen nach Rochefort abgehen ſollte. Als Gouvon fragte, was man mit ſeinem Hauſe, ſeinen Möbeln u. ſ. f. machen werde, erhielt er die Antwort, daß die Regierung ſein Haus zu einer Vorbereitungsſchule beſtimmt hätte, und daß es mit allem, was darin wäre, würde verkauft und ihm der Betrag in Cayenne in Ländereien bezahlt werden. Man braucht nicht zu erinnern, daß dieſes Beiſpiel von kaiſerlicher Juſtiz auf alle widerſpenſtigen Privat-Schullehrer die gewünſchte Wirkung machte.

Die Aeltern von Gouvons Schülern wurden mit einem ſtrengen Verweis davon benachrichtigt, wo ihre Kinder hingebracht worden, um auf eine dem Kaiſer angeartig, ſo ſollt ihr mir bald und recht oft Gelegenheit finden, euern tollen Kopf und Muth an Feinden und Nebenbuhlern auszulaſſen, ſollt mir bald die Nachbarn freſſen und verſchlingen und ſo nach und nach weiter und ſo weit *), als das alberne Geſchlecht reicht, das

---

nehme Weiſe erzogen zu werden, und es wurde ihnen anbefohlen, ſie ohne eine vorläufige Anzeige nicht wieder weg zu nehmen.

Ein Hutmacher, Namens Maille, ließ indeß ſeinen Sohn nach Hauſe kommen, weil er nach einer theurern Schule, als die vorige, geſchickt war. Er wurde dagegen vor die Polizei gebracht, und erhielt nach einer kurzen Unterſuchung von einer Viertelſtunde die Erlaubniß, ſich mit ſeiner Frau und zwei Kindern zu ihrem Freund Gouvon nach Rochefort zu begeben, und mit ihm zu Cayenne zu wohnen, wo er auch für ſein Eigenthum in Frankreich Ländereien erhalten ſollte.

*) Wäre Napoleon den Winken ſo vieler Männer von Kopf gefolgt, er hätte ſich dann ſeine Eroberungs-Gränzen gewiß vorſichtiger geſetzt. Zſchokke ſagt in den Miszellen für die neueſte Weltkunde, Jahrgang 1807. Nro. 103 unter der Rubrik: Anſicht von Europa, am Ende des Jahres 1807: „Rußland hat von Frankreich nichts zu fürchten. Die Eroberung dieſer grenzenloſen Steppen könnte Ströme Blutes, könnte Armeen der Tapferſten koſten; aber wer mögte ſie am Ende gegen die unaufhörlich aus dem Innern des nordiſchen Aſiens ſtrömenden Horden behaupten?“

ſich mit all' dem armſeligen, neumodiſchen, windigen Zeuge von Menſchheit und Freiheit und Aufklärung abgiebt und darüber das edle Kriegshandwerk verſäumt, mit dem man am leichteſten erwirbt, am feſteſten baut, am ſicherſten beſchützt, wenn jene neumodiſchen, hohlen, markloſen Rieſen den Bau erſchüttern wollen.

Statt der heldenmäßigen, offenen Ausführung dieſer reinen Theorie der reglementairen Regierung, die im Kopf und Herzen Napoleons durchaus obwaltet, thut der heimliche, argliſtige Corſikaner keinen Schritt ohne Lug und Trug. Mit mehr als jeſuitiſcher Heucheley wird dem Volke immer etwas anders vorgeſpiegelt *), als er eigentlich beabſichtigt, und das kindiſche, kurzſichtige Geſchlecht überall hintergangen; wird immer enger und enger in ein ihm unſichtbares, unauflösliches Netz verſtrickt, das dereinſt nur wieder durch Verzweiflung und mit Aufopferung von Millionen unter ihnen zerriſſen werden kann.

Wenn man ihn ſo in öffentlichen Audienzen und in ſeinen Hof-Aſſembleen herumſchleichen ſah von einem zum andern, und jedem, den er anredete, mit demſelben

---

*) Die Bülletins im officiellen Moniteur, welche Napoleons Zug nach Moskau und von dort zurück erzählen, ſind ein merkwürdiger Beleg hiezu.

angenommenen fatalen Lächeln, das zu dem Bronzegeſicht und zu der knarrenden Stimme ſo wenig paßt, einige unbedeutende Worte ſagen hörte; und wenn man dann auf den Geſichtern der Umſtehenden nur zu deutlich las, aus ihren Aeußerungen nachher nur zu ſehr vernahm, wie ſie dabey faſt alle in ihrer Perſönlichkeit verloren geweſen, in dem mitgebrachten Begriff von der hohen Ehre, vor dem großen Kaiſer zu ſtehen, in der armſeligen Furcht und Hoffnung, ob er ſie bemerken, ſie durch ein herablaſſendes Wort von andern unterſcheiden würde, dann könnte man es freylich wohl begreifen, wie es dieſem liſtigen Menſchen hat gelingen können, die eitlen und unaufmerkſamen Franzoſen bis zu dem Grade zu hintergehen.

Daß er ſich gerade hält und vor keinem auch nicht die geringſte Verbeugung macht, und ſich vor jeden, dem er etwas ſagen will, leiſe hinſchiebt und mit vollkommenſter nonchalence in Ton und Gebehrde unbedeutende Worte an ihn richtet, wie man ſich Kindern zu nähern pflegt, wenn man will, daß ſie ſich nicht vor einem fürchten ſollen; — das iſt es, worin ſein ganzer edler Anſtand beſteht.

Man bildet ſich allgemein, aber irrig ein, Napoleon regiere durch ſeine eigene Fähigkeit, nach ſeinen eigenen

Launen oder Vortheilen; man glaubt, daß alle ſeine Handlungen, alle Wechſel ſeiner Verhältniſſe, die Folgen ſeines eigenen, von jedem fremden Einfluß freien, durch keine fremde Autorität beſchränkten Willens ſind; daß ſeine Größe und ſeine Kleinheit, ſein Erfolg und ſeine Verbrechen gänzlich von ihm ſelbſt herrühren; daß der glückliche Held, der ſiegreich über die Alpen zog, auch der Mordbrenner ſey, der Rußland und Deutſchland verheerte; daß der nämliche Genius, der den Aufruhr dämpfte, den Thron wieder herſtellte und die Folter wieder einführte; daß der nämliche Geiſt, der das Chriſtenthum wieder einführte, die Tempel und Kirchen beraubte und Millionen mordete.

Alle dieſe Widerſprüche, alle dieſe Tugenden und Laſter mögen bei einer und derſelben Perſon gefunden werden; aber in dem Individuum von Napoleon treffen ſie nicht zuſammen; ausgenommen bei einigen plötzlichen Vorfällen, die einen augenblicklichen Entſchluß erforderten, herrſcht kein Monarch weniger durch ſich ſelbſt, als Napoleon; denn kein Monarch iſt mehr von Günſtlingen und Rathgebern, von dürftigen Abentheurern und ſchlauen Ränkemachern umgeben.

Welcher Monarch hat mehr Verwandte zu bereichern, oder mehr Dienſte zu belohnen; mehrer Uebel abzuhelfen; mehr Gefahren zu befürchten; mehr Schreier zum Schweigen zu bringen; oder wer iſt mehr der Belehrung und des Raths bedürftig? Man muß bedenken, daß ſeine Erziehung nicht darnach eingerichtet war, um einſt Reiche und Völker zu beherrſchen. Wahrlich, es iſt ein eben ſo großer Unterſchied zwiſchen dem Scepter eines Monarchen und dem Schwerdt eines Generals, als zwiſchen dem weſentlichen Geſetzgeber, der das Leben und das Eigenthum ſeiner Zeitgenoſſen ſchützt, und dem räuberiſchen Miethling, der durch Blutſtröme wadet, um auf Koſten und zum Unglück ganzer Geſchlechter Beute zu machen. Die untern Klaſſen in allen Ländern haben Perſonen geliefert, die ſich als Krieger auszeichneten; aber welcher Unterthan hat jemals einen Thron an ſich geriſſen, ohne die Geſetze und Freiheiten ſeines Landes zu verletzen, und ſich nur durch ſeine perſönlichen Vorzüge und Großthaten der Herrſchaft würdig bewieſen? Ueberdies war auch die Erziehung Napoleons, wie groß auch ſeine angebohrnen Fähigkeiten ſeyn mögen, nicht von der Art, daß er ſich im Kabinet auszeichnen könnte. Eine Vollkommenheit, die über die Grenzen der menſchlichen Natur hinaus ginge, würde eben ſo thöricht ſeyn, zu glauben, als ungereimt, zu erwarten; und von Napoleon läßt ſie ſich weniger, als von jedem andern vorausſetzen. Ein Mann ſeiner Art iſt der immerwährende Sclav ſeiner Leidenſchaften, kann weder ein guter, noch ein gerechter weder, ein unabhängiger, noch ein unbeſcholtener Regent ſeyn.

Sein launigter und grillenhafter Charakter hat oft ſchon Wirkungen von der größten Wichtigkeit aus unbedeutenden Urſachen hervorgebracht. Daß Napoleon eitel und wankelmüthig wie eine Koquette, ſo eigenſinnig wie ein Mauleſel und auf gleiche Weiſe kühn und unbiegſam iſt, davon muß ein jeder, der Zeuge von ſeinen Handlungen war, oder über ſein Verfahren nachdachte, überzeugt ſeyn. Der geringſte Widerſpruch empört ſeinen Stolz und in einem Augenblick der Ungeduld oder Rache, beſchließt und befiehlt er Dinge, die Millionen auf ganze Zeitalter elend machen.

Als Napoleon durch ſeinen Ambaſſadeur in Wien die Nachricht erhielt, daß der Kaiſer von Oeſtreich es abgelehnt hatte, einer von ſeinen Großoffiziers der Ehrenlegion zu ſeyn, gerieth er in Wuth und bediente ſich gegen dieſen Monarchen einer ſehr gemeinen und unſchicklichen Sprache. Man ſagt, daß er ſo weit ging, zu ſagen: „Gut, wenn Franz II. der Regierung müde iſt, ſo hoffe ich, mächtig genug zu ſeyn, eine dritte Krone zu erkämpfen. Er, der ſich zu weigern wagt, meines Gleichen zu ſeyn und zu bleiben, wird bald als Vaſall ſich durch den Blick geehrt finden, den ich als Herr mich herablaſſe, aus Mitleid auf ihn zu werfen.“ —

Auch die Geſandten der fremden Mächte wurden ſchon oft in einer Sprache angeredet, deren ſich ein Mann von Erziehung ſelbſt gegen ſein Geſinde nicht bediente; er warf auch öfters keinen Blick um ſich und ſprach kein Wort mit den Perſonen, die doch bei ihm zur Audienz waren und entehrte und beleidigte ſo ihre Würde.

Seine eigenen Miniſter und Generäle behandelte er noch undelikater. Zu ſeinem Staatsminiſter ſagte er einſt: „Wären meine Generäle ſolche Dummköpfe, als meine Miniſter ſind, ſo würde ich wahrlich an dem glücklichen Ausgange meines Streits mit den unverſchämten Inſulanern verzweifeln.“

Als einſtens verſchiedene Grenadierregimenter vor ihm vorbei defilirten, tadelte er oft und ſehr ſtrenge ihre Art zu marſchieren und einmal ritt er auf den Capitain Fournois zu, und ſtieß mit der Spitze eines kleinen Rohrs nach ihm, mit dem Ausruf: „sacre dieu! vorwärts, Sie treten wie ein Kalkutſcher Hahn!“ — In dem erſten Augenblick des Unwillens ſchlug der Capitain mit ſeinem Degen nach dem Stock und machte eine Wendung oder eine Miene, als wenn er die Perſon Napoleons bedrohte, der ſeinem Adjutanten Savary zurief: „entwaffnen Sie den Schurken und nehmen Sie ihn in Verhaft!“ — „Es iſt nicht nöthig,“ antwortete der Kapitain, „ich habe einem Tyrannen gedient und verdiene mein Schickſal!“ — Indem er dieſe Worte ausſprach, ſtieß er ſich ſeinen Degen durchs Herz. — Die ganze Compagnie machte den Augenblick Halt, als wenn es auf ein Kommandowort geſchähe, und man hörte ein allgemeines Murren.

„Legt eure Waffen nieder und tretet ſogleich aus den Gliedern,“ commandirte Napoleon, „oder meine Guides ſollen euch niederhauen.“ — Sie zauderten einen Augenblick; da aber die Guides vorrückten, um ſie zu umzingeln, ſo gehorchten ſie und wurden entwaffnet. Den folgenden Nachmittag wurde durch eine ſpecielle Militair-Commiſſion; von jeden zehn Mann einer erſchoſſen zu werden verurtheilt: aber Napoleon gab ihnen, auf Verwenden mehrerer Generäle, Pardon, unter der Bedingung, daß ſie zeitlebens in den Colonien dienen ſollten.

Die Wittwe des Capitains Fournois mit ihren fünf Kindern warfen ſich am folgenden Morgen dem Kaiſer zu Füßen, ihm eine Bittſchrift überreichend, worin ſie ſagten: daß die Beſoldung des Capitains ihre einzige Unterſtützung geweſen wäre. „Gut,“ antwortete der Kaiſer den Bittenden, die vor ihm auf den Knien lagen, „Fournois war ein Narr und ein Verräther; aber dennoch ſoll für euch geſorgt werden!“ — Wahrlich, es wurde für ſie ſo gut geſorgt, daß niemand weiß, wo ſie hingekommen, noch was aus ihnen geworden iſt! —

Nach der Schlacht bei Eylau, welche von der Ruſſiſch-Preußiſchen Armee gegen die Franzoſen am 8ten Februar 1807 geliefert worden war, durchritt Napoleon mit ſeiner Generalität das Schlachtfeld. Die Sonne warf eben ihre goldenen Strahlen auf den mit Blut getränkten Schnee, um dem Kaiſer die Greuel des Krieges in hellerm Lichte zu zeigen. Als er in der Mitte des Schlachtfeldes angekommen war, ſagte er zu dem neben ihm haltenden Marſchall Düroc, auf den mit Blut befleckten Schnee zeigend, mit lächelnder Miene: „Sehen Sie den wunderſchönen Teppich; es iſt mein Lieblings-Deſſin!“ — — —

Als auf dem Rückzuge von Moskau die halb erfrorne Armee an der Berecina angekommen war, ließ Napoleon eine Brücke über dieſen Fluß ſchlagen. Alle geiſtigen Getränke, als Wein und Liqueur, gab er mit freigebiger Hand den Arbeitern, damit ſie ſich erquicken und ſo geſtärkt die Arbeit vollenden möchten. Kaum war ſie fertig, ſo war er der erſte, der hinüberging. Am jenſeitigen Ufer hielt er ſtill, um den Uebergang der ganzen Armee abzuwarten. Noch geſchah dies mit ziemlicher Ordnung; als jedoch die ruſſiſchen Heere die Corps von Dombrowsky und Viktor zurückwarfen und alles in wilder Flucht der Brücke zuſtrömte, da erreichte Verwirrung und Schrecken bald den höchſten Gipfel. Artillerie und Bagage, Cavallerie und Infanterie, alles wollte zuerſt hinüber; der Stärkere warf den Schwächern, der ſeine Flucht aufhielt, ins Waſſer, oder ſchlug ihn zu Boden, gleichviel, ob Officier oder nicht; viele Hundert wurden von den Kanonen gerädert, viele ſuchten den Strom zu durchſchwimmen und erſtarrten; viele ſuchten über die hier und da befindliche Eisdecke zu gehen und verſanken; überall Geſchrei nach Hülfe und nirgends Rettung! —

In dieſer großen Noth ſtand Napoleon am Ufer und ſah dies Unglück mit eigenen Augen; aber wer wird nicht von Abſcheu gegen dieſen Mann durchdrungen, wenn man hört, daß ſich auf Napoleons Geſicht bei dieſer herzzerreißenden Scene eine gewiſſe Freude ausgedrückt hat! — Einige Grenadiere, die neben ihm ſtanden, bemerkten dies, und ſogleich ertönte die Luft mit den Worten: „Seht den Tyrann, ſeht den Mörder! Hau't ihn nieder, den Böſewicht!“ — In dieſem Augenblick eilen ſeine Generäle, Adjutanten und Staabsofficiere herbei, dreihundert an der Zahl *), und retten ihn ſo aus

---

*) Der Moniteur nannte ſie die heilige Schaar.

den Händen ſeiner Soldaten, wo er, ohne die Dazwiſchenkunft des Prinzen von Neuſchatel und des Herzogs von Vicenza, gewiß ſeinen Tod gefunden haben würde! —

Nach der Schlacht bei Lützen gab er ſeiner bei ſich habenden Suite ſein Mißfallen zu erkennen, als er da, wo der franzöſiſche linke Flügel geſtanden hatte, zu wenig Todte fand. Sein Geſicht erheiterte ſich aber wieder, als das Schlachtfeld, wo ſein rechter Flügel gefochten hatte, mit ſehr vielen Todten und Verwundeten bedeckt war. —

Schon hatten am 19ten October die Heere der Verbündeten den größten Theil der Stadt Leipzig eingenommen, als Napoleon den Fürſten Poniatowski bat, ſich noch drei Stunden mit ſeinen Truppen zu behaupten, dann würde er mit Verſtärkung zurückkehren. Bald darauf verläßt er die Stadt, und kaum iſt er die Elſter paſſirt, ſo wird die Brücke dieſes Fluſſes, der einzige Weg, welcher jenen Truppen zum Rückzug noch offen war, in die Luft geſprengt. Der Fürſt ſelbſt ertrinkt, und ſeine Truppen werden theils niedergehauen, theils finden ſie den Tod in den Fluthen. — So handelt er auch gegen ihm treu ergebene Menſchen.

Dies ſind nur einige Züge aus des großen Napoleons Charakter, die uns zeigen, wie er wirklich iſt! —

V.

Ueber unverſchämte Rabuliſterei einiger Prokuratoren und Advokaten im ehemaligen Königreich Weſtphalen. — *Merlin*, kaiſerlicher General-Prokurator in Paris.

Unter die zahlloſen Uebel, die die gewaltſame Staaten-Umwälzung Napoleons über Deutſchland gebracht hat, gehört vorzüglich die höchſt elende Rechtspflege, mit der ſein entthronter Bruder, Hieronymus Napoleon, ſein ehemaliges, unter der Benennung: Weſtphalen, zuſammengeflicktes Königreich, beſchenkte. Mit Recht kann es mit Pandorens fürchterlicher Büchſe verglichen werden, aus der alles Unheil und alles Böſe ausging; denn *kein Geſetzbuch* bietet der Rabuliſterei ein größeres Feld dar, als der Code Napoleon, und vorzüglich die franzöſiſche und weſtphäliſche Gerichtsordnung; der Code wegen ſeiner ſchwankenden Geſetze und die Gerichtsordnung wegen ihrer ungeheuern, bis ins Unendliche gehenden Formalitäten u. ſ. w. Auch haben mehrere der in Weſtphalen angeſtellten Prokuratoren in den letzten Jahren bewieſen, daß ſie in den Geiſt dieſer Bücher ſo ziemlich eingedrungen ſind. Alle Treue und aller Glauben ging in der Zeit, da dieſe Geſetze obwalteten, verloren. Es wurde geborgt, und kurz vor dem Termin der Wiederbezahlung verkaufte der Mann ſein Vermögen an ſeine Frau, bis zum kleinſten und unbedeutendſten Gegenſtande; der Schuhmacher bis zur Pfrieme und Knieriem, der Schneider bis zum Bügeleiſen und Fingerhut. Der Darleiher hatte dann oft an Gerichtskoſten ein zweites Kapital zu zahlen. Auf dieſe Art verloren Wittwen und Waiſen das Wenige, was ihre Subſiſtenz für die Zukunft ſichern ſollte. Auch kamen ſolche arme Menſchen oft dadurch um ihre gerechte Forderung, weil der Huiſſier die Inſinuation der Beſcheide oder der Vorladungen mit Fleiß verſpätet hatte, wofür dann dieſer ein Douceur von dem Sachwalter der Gegenparthei erhielt. Man hat Prozeſſe führen ſehen, wo das Honorar, welches die Kläger oder die Verklagten ihren Prokuratoren zu zahlen hatten, das Object, warum geklagt wurde, zwei- drei- ja vierfach überſtieg *).

---

*) Mehrere Beiſpiele hiervon ſollen einen Platz in einem der nächſtfolgenden Hefte dieſes Journals finden.

Der eingeſchränkte Wirkungskreis der Friedensrichter (denn jede Klage, die 40 Thaler überſtieg, gehörte nicht vor ihr Forum) nöthigte die Partheien, ſich an die Tribunäle zu wenden, die öfters mehrere Meilen von ihrem Wohnort entfernt waren. Dieſe Reiſen, welche auch die Zeugen machen mußten, verurſachten ungeheure Koſten, da jeder Zeuge nicht nur ſeine Zeche und Reiſekoſten, ſondern auch die Verſäumniß in ſeinem Gewerbe liquidiren konnte.

Wir dürfen uns weniger über die Virtuoſität vieler unſrer ehemaligen Prokuratoren und Advokaten wundern, wenn wir erwägen, daß die franzöſiſchen juriſtiſchen Ränkeſchmieder ihnen ſchon in die Hand gearbeitet hatten und jene ſahen, wie lukratif das Handwerk ſey. — Dem aufmerkſamen Beobachter wird indeß die erſte Urſach des erbärmlichen und höchſt verderblichen Zuſtandes der Juſtizpflege im Exkönigreiche Weſtphalen nicht entgehen, wenn er bedenkt, daß Napoleons Politik denen Königreichen ſeiner ephemeren Creation nur den Schatten politiſcher Freiheit ließ; daß die damit belehnten Pſeudokönige nichts weniger als unabhängig waren, ſondern ſtets unter ſeinem Einfluſſe ſtanden und ihren Impuls vom Despoten erhielten. Sie konnten alſo auch als bloße Satrapen und Statthalter deſſelben nichts anders thun, als blindlings ſich nach dem Modell des Mutterſtaats zu richten. Die geringſte Abweichung hiervon ward mit Entthronung und Zurückſetzung in den Privatſtand beſtraft; wie das Beiſpiel des Königs von Holland es uns hinlänglich beweiſet.

Da nun Napoleon ſeine guten Urſachen hatte, die Rechtspflege in Frankreich ſo ſchwankend als möglich zu erhalten, um bei vorkommenden Fällen keines Machtſpruches zu bedürfen, und ſeine Tribunäle ohne dieſelben in Stand zu ſetzen, das Recht nach ſeiner Willkühr und ſeinem Vortheil zu lenken, ſo iſt es leicht zu begreifen, daß ſeine Statthalter das nämliche thun mußten *).

An der Spitze dieſer Menſchen ſteht der kaiſerliche Generalprocurator Merlin, der erſte, nichtswürdigſte Rabuliſt, den je die Erde trug, und welchen unſere Juriſten ſo ſehr und gründlich ſtudirt haben. Es wird für manche der ehemaligen weſtphäliſchen Rechtsgelehrten nicht unangenehm ſeyn, das Bild dieſes ihres merkwürdigen Lehrers hier aufgeſtellt zu ſehn.

---

*) Um allen Formalitäten ſchleunig ein Ende zu machen, bediente er ſich bei außerordentlichen Fällen eines, aus ihm ergebenen Creaturen zuſammengeſetzten, Kriegsgerichts, welches ohne weitere Unterſuchung entſchied und deſſen Endurtheile ſtets Mord und Tod waren.

Merlin von Douai iſt der Sohn eines Arbeiters zu Anchin und war Bedienter in der Abtei dieſes Namens. Einer der Mönche, der einige Anlagen bei ihm bemerkte, ſandte ihn, nachdem er ihm ſelbſt einigen Unterricht gegeben hatte, aus Gutmüthigkeit zu ſeiner weitern Ausbildung nach Douai. Dieſe edelmüthige Handlung genügte ihm nicht, und er bewog die andern Mönche und das Capitel zu Cambrai, für die Koſten zu ſubſcribiren, die damit verknüpft waren, daß Merlin als Advocat bei dem Parlament zu Douai zugelaſſen wurde. In dieſer Lage fand ihn die Revolution.

Durch ſeine Verſtellung und ſeine angenommene Beſcheidenheit täuſchte er ſeine Wohlthäter, die durch ihren Einfluß ſeine Ernennung zum Volksrepräſentanten bei der erſten Nationalverſammlung bewirkten. Sie hatten indeß bald Urſache, ihren Edelmuth zu bereuen. Er verband ſich mit der Orleanſchen Faktion und wurde einer der beharrlichſten, heftigſten und grauſamſten Verfolger der privilegirten Claſſen und beſonders der Geiſtlichkeit, der er Alles zu verdanken hatte.

Im Jahr 1792 wurde er zum Mitglied des Nationalkonvents ernannt, worin er für den Tod ſeines Königs ſtimmte. Er war es, der ein Geſetz (was Prudhamme mit Recht das Werk des bedachtſamen Mörders Merlin nennt) gegen verdächtige Perſonen vorſchlug, welches den 17ten Septbr. 1793 dekredirt wurde, und die Einkerkerung oder Verbannung von zweymal hunderttauſend Familien zur Folge hatte. Im Jahr 1795 wurde er zuerſt zum Polizeyminiſter ernannt, und bald darauf zum Juſtizminiſter. Nach der Revolution, zum Vortheil der Jacobiner, vom 4ten September 1794, wurde er Director; aber durch die nemlichen Jacobiner wurde er genöthigt, im Junius 1797, dieſen Platz aufzugeben. Napoleon äußerte Anfangs die entſchiedendſte Verachtung gegen dieſen Merlin, aber in Rückſicht auf einen ſeiner Söhne, der ſein Adjutant war, ernannte er ihn zu ſeinem Generalprocurator.

Merlin von Douai war nach einander der Rathgeber des letzten Herzogs von Orleans, der Freund Dantons, Chabots und Heberts, der Bewunderer Marats und der Knecht Robespierres; ein Mitgeſell von Rewbel, Barras und la Reveilliere; der Urheber des Geſetzes gegen verdächtige Perſonen, ein Sachwalter der Septembriſirer und ein eifriger Apoſtel der St. Guillotine. Schlau wie ein Fuchs und grimmig wie ein Tyger, hat er alle Factionen, womit er in Verbindung war, überlebt. Seine Politik war, Neid, Eiferſucht, Unruhe, Rachgierde und alle andere gehäſſige Leidenſchaften in immerwährender Gährung zu erhalten, und auf die Weiſe ſeine

Macht auf das Schrecken einiger, den Ehrgeiz anderer und die Leichtgläubigkeit aller zu gründen. Als Merlin ſein, verdächtige Perſonen betreffendes Geſetz vorſchlug, mußte ein Mann von Muth auftreten und ihm ſagen: „Ungeheuer, dies, dein grauſames Geſetz, iſt dein eignes „Todesurtheil; es bringt Tauſende von unſchuldigen „Perſonen zu einem vorzeitigen Tode — du ſollſt durch „meine Hand als Opfer ſterben, wann die Tribunäle „dich nicht als Henker und Verbrecher aufs Schaffot „ſchicken.“

Merlin hat Nationalgüter zu dem Belauf von funfzehn Millionen Franken an ſich gekauft, und man glaubt, daß er an Gelde eben ſo viel in den Fonds beſitzt. Für einen Mann, der als Bettler geboren wurde, und ſeine Erziehung dem Mitleiden verdankt, dürfte dieſes Vermögen, nebſt den großen Beſoldungen, die er erhält, hinreichend ſcheinen, um gemächlich durch dies Leben zu gehen, wenn er auch nicht die Gerechtigkeit verkaufte, die Schuld in Schutz nähme, und die Unſchuld unterdrückte und verfolgte.

Aber was iſt von dieſem Menſchen nicht alles durch Beſtechung zu erlangen. Nicht bloß in gewöhnlichen Prozeſſen verkauft er die Gerechtigkeit für Geld, ſondern in

Criminalſachen wird nicht nur die Ehre, ſondern auch das Leben für Geld gerettet.

Ein Menſch, Namens Martins, ſeinem Gewerbe nach ein Agioteur, ermordete 1803 ſeine eigene Frau, und für zwölftauſend Franken wurde er frey geſprochen. Im November des folgenden Jahres durchbohrte er ſeinem Bruder bei einem Streit das Herz, und für eine andere Summe von zwölftauſend Franken wurde er abermals freigeſprochen und aus dem Verhaft entlaſſen. Dieſer Elende ſaß nach dieſem wieder im Gefängniß, wegen des Verdachts, ſeine eigne Tochter, mit der er in blutſchänderiſcher Gemeinſchaft gelebt hatte, vergiftet zu haben, und auch nach dieſer grauſamen That erhielt er für Geld die Freiheit wieder.

Ein anderer Menſch, Louis von Saurac, der jüngere Sohn des Barons von Saurac, der mit ſeinem älteſten Sohne emigrirt war, ſchmiedete ein Teſtament im Namen ſeines Vaters, den er als tod ausgab, worin er, mit Ausſchließung ſeiner beiden Schweſtern, zum alleinigen Erben ſeines hinterlaſſenen Vermögens eingeſetzt wurde. Nachdem die Nation, als Erbin von allen Emigranten, ihren Theil davon erhalten hatte, nahm Louis das Uebrige in Beſitz. Im Jahr 1802 nahm ſein Vater und ſein Bruder die allgemeine Amneſtie an und kehrten nach Frankreich zurück. Zu ihrer größten Verwunderung hörten ſie, daß dieſer Louis ſeine Schweſtern durch ſeine üble Behandlung genöthigt habe, in Dienſt zu gehen, indem er ihnen ſelbſt die gewöhnlichen Bedürfniſſe des Lebens verſagt habe. Nachdem der Vater ihm über ſein pflichtwidriges Betragen Vorwürfe gemacht hatte, verlangte er, dem Geſetze gemäß, die Zurückgabe des unverkauften Theils ſeiner Güter. An dem beſtimmten Tage, wo die Sache geordnet werden und der Baron von Saurac wieder in ſeine Rechte eintreten ſollte, wurde er als ein Verſchwörer verhaftet und in den Tempel geſperrt. Er wurde angeklagt, in der Condéſchen Armee gedient zu haben und ein geheimer Agent von Ludwig XVIII. geweſen zu ſeyn.

Um den erſten Theil der Anklage zu widerlegen, zeigte er Certificate von Amerika vor, wo er die Zeit ſeiner Emigration verbracht hatte, und ſelbſt auf der Tortur leugnete er das Letztere.

Während ſeines Verhaftes entdeckte ſein älteſter Sohn, daß Louis, vermittelſt des falſchen Teſtaments, der Eigenthümer ihrer Beſitzungen geworden, und daß er es wäre, welcher, der Natur zuwider, den Urheber ſeines Lebens angeklagt hätte. Vermittelſt der Trümmern ihres Vermögens in St. Domingo bewirkte er die Freilaſſung ſeines Vaters, der, da er mit dem verdorbenen Charakter ſeines jüngſten Sohnes bekannt geworden war, ſich an das Departement wandte, um wieder in den Beſitz ſeines Eigenthums geſetzt zu werden. Dieſem Anſuchen wirkte Louis entgegen, welcher die zu einem Geſetz gewordene Revolutionsmaxime vertheidigte, daß alle Emigranten als politiſch todt zu betrachten wären. Bis dahin hatte Baron von Saurac, aus Schonung, des falſchen Teſtamentes nicht erwähnt; aber, empört durch die Verſtocktheit ſeines Sohnes, und in die äußerſte Noth verſetzt, ließ er ſeinem Sachwalter das Document vorlegen, zufolge deſſen Louis nicht nur ſeine Beſitzungen zurückgeben, ſondern auch als Verbrecher beſtraft werden mußte.

Dieſer unnatürliche Sohn, der noch keine fünf und zwanzig Jahre alt war, hatte alle Revolutionslehren ſeiner Zeitgenoſſen eingeſogen und war mit dem ſittlichen Charakter ſeiner revolutionairen Landsleute wohl bekannt. Er wandte ſich daher an den kaiſerlichen Generalprokurator und Commandanten der Ehrenlegion, Merlin, der, nachdem er ſeine Sache in allen Gerichtshöfen verloren hatte, für eine Beſtechung von funfzigtauſend Franken in dem Caſſationstribunal ein Urtheil zu ſeinem Vortheil bewirkte, vermöge des ſophiſtiſchen Schluſſes: daß, da alle Emigranten nach dem Geſetz als politiſch todt zu betrachten wären, ein in dem Namen eines von ihnen aufgeſetztes Teſtament blos ein frommer Betrug wäre, um das Eigenthum in der Familie zu erhalten.

Dies ſind nur einige Beiſpiele, die zur Kenntniß des Publicums kamen; aber wie vielen Ungerechtigkeiten mag dieſer Rechtsmörder die Hand bieten, welche nie Publicität erhalten werden.

VI.

Wodurch iſt Napoleon das geworden, was er war, und was er jetzt iſt?

Die Nachwelt wird es nicht glauben, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo Aufklärung, Cultur und Wiſſenſchaften in den meiſten Ländern Europens in voller Blüthe waren, ein Corſe aufgeſtanden ſey, der ſich in dem Zeitraum von zwanzig Jahren *) durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden

---

*) Wir datiren ſeine Exiſtenz nur von der Belagerung Toulons, bei welcher er als Lieutenant der Artillerie Dienſte that und nach deren Einnahme Brigade-General ward, ohne ſeiner unbedeutenden frühern Jugendgeſchichte, die überdies bekannt genug iſt, zu erwähnen. Buonaparte war damals 24 Jahr alt.

zu einer Größe empor geſchwungen habe, die fabelhaft ſcheinen würde, wenn wir nicht leider Zeitgenoſſen und Augenzeugen dieſer, für die Menſchheit ſo traurigen und für Deutſchland ſo entehrenden Epoche, geweſen wären. — Dieſen Zuſammenfluß von Umſtänden zu analyſiren und die Motive zu entwickeln, welche im Zeitlauf mitwirkten, die koloſſalen Entwürfe des ſchrecklichen Uſurpators zu befördern, iſt die Tendenz dieſer Zeilen.

Buonaparte trat ſeine militairiſche Carriere zu einer Zeit an, wo Frankreich durch die ſchrecklichſte aller Revolutionen und eine Menge ſich kreuzender Faktionen zerriſſen war. Sein finſterer, verſchloſſener Charakter, ſeine blos militairiſche Erziehung, die ſich vorzüglich auf Mathematik und Taktik beſchränkte, ſeine Abneigung für die Freuden der Welt, denn nie hat er den Grazien geopfert, ſein gränzenloſer Ehrgeiz, die Epoche, in der er ſeine Laufbahn antrat, der revolutionaire Zuſtand der Nation, in die er verpflanzt worden war, ihr ungeſtümer und unruhiger Geiſt, mußten nothwendig den Mann aus ihm machen, der, von Zeit und Umſtänden begünſtigt, durch ſeine Rieſenpläne das bedrängte Europa eine Reihe von Jahren erſchütterte, und es zuverläſſig zur ehemaligen Barbarei zurückgeführt haben würde, wenn ihm die rächende Nemeſis nicht Einhalt gethan hätte.

Durch den Krieg war er groß und mächtig geworden; durch Krieg gelang es ihm, eine Nation ſich unterwürfig zu machen, die einen Heinrich IV. und Ludwig XIV. unter ihre Regenten zählt, und unter allen Nationen am wenigſten geeignet war, ſich von einem Abentheurer beherrſchen und tyranniſiren zu laſſen. — Durch immerwährende Kriege wußte er ſeine Legionen zu beſchäftigen, ſeine geübten Heerführer zu bereichern, und ſie, vom Vaterland entfernt, in Ordnung zu erhalten. Krieg war daher die Loſung und Krieg die Achſe, um die ſich ſeine kühnen Entwürfe drehten. Nur durch Krieg konnte es ihm gelingen, ſeine Nachbarn zu überwältigen, Italien, Brabant und ſpäterhin Belgien und die fruchtbarſten ſüdlichen Provinzen Deutſchlands ſeinem uſurpirten Reiche einzuverleiben.

Krieg allein konnte ſeine, der Nation durch Liſt und Trug aufgedrungene Dynaſtie einführen und aufrecht erhalten. Wie hätte er ohne ewig währende Kriege den unruhigen Geiſt der Franzoſen beſchäftigen, wie ihnen ſeine Herrſchaft annehmlich machen ſollen, da nicht nur ſie, ſondern auch die Welt, ſeiner gedungenen Speichellecker ohngeachtet, wohl wußte, daß er nicht, wie ſie vorgaben, von Carl dem Großen, ſondern von einem unbedeutenden corſikaniſchen Rechtsgelehrten abſtamme, und ſein Recht an die Kronen Frankreichs und

Italiens nur durch Intriguen, Beſtechungen und die Bajonette ſeiner Legionen erlangt war.

Durch das Gelingen ſeiner ungeheuern Projecte aufgemuntert, ſtrebt er nach Alleinherrſchaft. Sie zu erlangen, umgiebt er ſein großes Reich mit Föderativ-Staaten, die er nach Willkühr durch geraubtes Gut vergrößert, erklärt ſich zu ihrem Protektor und bedient ſich der Streitkräfte dieſer nunmehr zu ſeinen Vaſallen herabgewürdigten Fürſten, zur Unterjochung ihrer übrigen deutſchen Brüder. — Neue Königreiche ſieht man entſtehn und alte deutſche Fürſten müſſen ihre angeerbten Staaten verlaſſen. — Die ſpaniſchen Bourbone ſchmachten in ſeinen Ketten, und die neugeſchaffenen Throne wurden mit Zweigen ſeiner Dynaſtie beſetzt. — Ja, es gab eine Zeit, wo ſein treuer Helfershelfer *) die Karte

---

*) Talleyrand Perigord, vor der Revolution Biſchof von Autun, hielt ſich als Emigrirter in Hamburg auf. Schon damals trauten ihm ſeine ausgewanderten Landsleute nicht und einer derſelben, durch Rang und Verdienſte gleich ausgezeichnet, äußerte ſich eines Tages folgendergeſtalt: „Vous verrez, que ce boiteux de prêtre jettera au premier jour le froc aux orties et passera „du coté de nos ennemis.“ — (Sie werden ſehen, daß dieſer lahme Pfaffe eheſter Tage die Mönchskutte in die Neſſeln werfen und zu unſern Feinden übergehen wird.)

von Deutſchland mit der Scheere zerſchnitt und kleine Parcelen theilweiſe an den Meiſtbietenden verhandelte.

Seine Arroganz ging ſo weit, daß er mehrmals äuſſerte: er nähme nur zwei Nationen in Europa an, eine weſtliche und eine öſtliche; die erſte beſtehe aus Franzoſen, Italienern, Engländern, Spaniern, Holländern, Portugieſen, Deutſchen und Griechen; die zweite aus Ruſſen und Türken; und um der Welt einen dauerhaften Frieden zu ſchenken, müſſe er Herr des Occidents ſeyn und Karthago *) zerſtöhrt werden.

Daß er übrigens bei Ausführung ſeiner habſüchtigen Projekte nur zu conſequent gehandelt und nie halbe Maaßregeln ergriffen, hat uns leider! die Erfahrung gezeigt.

— Wenige Zeit nachher ging er nach Frankreich, ward in der Folge Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Buonaparte's rechte Hand bei der Ländervertheilung. Mehrere Geſchäftsträger deutſcher Fürſten, und vorzüglich Herr von G. könnten wichtige und intereſſante Beläge zu dieſer Thatſache geben.

*) England.

Den jeſuitiſchen Lehrſatz: „Zweck heilige die Mittel," hat er treulich befolgt; ihn band kein Vertrag, wenn es ſein Vortheil erheiſchte. Religion war nur eine Poſſe in ſeinen Augen; in Paris hörte er Meſſe und in Egypten war er ein Muſelmann. — Ströme Bluts floſſen auf ſeinen Wink, Schrecken und Vernichtung ging vor ihm her.

Der Pathos ſeiner Proklamationen und Manifeſte, die er durch den Moniteur und Publiciſten verbreiten ließ, und wodurch er ſo oft den Geiſt der Völker geſchlagen hatte, ehe er ſie ſelbſt ſchlug; die übertriebenen und lügenhaften Berichte von ſeinen Siegen, berauſchten die an ſeinen eiſernen Despotism gewohnten Franzoſen; willig opferten ſie ihm Gut und Blut, weil der geringſte Verzug in Befolgung ſeiner Befehle mit dem Tode beſtraft ward, und er ſie mit der Idee, Beherrſcher der Welt zu ſeyn, electriſirt hatte.

So gelang es ihm, ſeine Legionen ſtets vollzählig zu erhalten. — In den Staaten der Bundesgenoſſen zehrten ſie übermüthig auf Discretion; alle und jede Bedürfniſſe, ſelbſt Wagen und Pferde zu Spazierfahrten wurden mit äuſſerſter Strenge in Requiſition geſetzt und der friedliche Bürger für ſeine Gutherzigkeit gemißhandelt.

Was Sittſamkeit und Moralität bei dem langen Aufenthalt dieſer verwöhnten Schaaren in Deutſchlands Städten und Dörfern gewonnen haben, überläßt man dem Urtheil der Leſer.

Eben ſo handelten ſeine ſtolzen Satrapen. Bedrückungen und Erpreſſungen aller Art, mit revoltirendem Stolz und Uebermuth gepaart, vermehrten den läſtigen Druck ihres Aufenthalts in eben dem Maaße, in dem ihre ſardanapaliſche Lebensweiſe ihrem Wirthe zur Laſt fiel.

Noch bluteten die Wunden, die ſeine raubbegierigen Adler dem bedrängten Vaterlande ſchlugen; noch waren die Wege, die ſeine ſtolzen Schaaren durch Preußens ſonſt ſo beglückte Provinzen nahmen, mit Blut und Verwüſtung bezeichnet, als ihn ſein böſer Dämon antrieb, Rußlands mächtigen Selbſtherrſcher in ſeinen weiten Staaten anzutaſten.

Da rief ihm das eiſerne Schickſal zu: „Bis hieher und nicht weiter.“ — Fliehend vor den Speeren der tapfern Koſacken verließ er ein Reich, was in ſeiner Ausdehnung den neunten Theil des feſten Landes auf dem Erdboden umfaßt, und was ſein ſtolzer Uebermuth für eine leichte Eroberung anſah.

Hunger und Kälte begleiteten ſeine Flucht; aber er mußte vorher noch anſehen, wie durch ſeine Schuld ſein unüberwindliches Heer, wie er es ſelbſt nannte, mit allem Ungemach kämpfend, vernichtet ward; wie erlahmte des Kriegers ſtarke Hand, als die eiſigen Ufer der Bereſina vom Blute ſeiner Braven gefärbt wurden.

Alle Qualen, die der Hunger und die erzürnten Elemente zu verbreiten im Stande ſind, hatte der Unmenſchliche mit kaltem Blute, zu Befriedigung ſeines Ehrgeizes, ſeinen tapfern Kriegern zugezogen; gleichgültig ſah er die klaffenden Wunden der Erſchlagenen, und hörte nicht das Röcheln der für ihn mit dem Tode Ringenden.

Grimmig und in ſich ſelbſt verſchloſſen, eilt er, wie von den Furien gepeitſcht, an ihnen vorbei, in ſeine Hauptſtadt, die Hyder des Aufruhrs zu erdrücken, die ſeine Abweſenheit ausgebrütet hatte. Kein Triumphgeſang ſchallt ihm entgegen. Traurig und leidtragend empfieng ihn das Volk; denn im weiten Frankreich war kein Haus, welches nicht den Tod eines Sohnes, eines Bruders betrauerte.

Kaum war der Aufruhr durch den Tod der Verſchwornen gedämpft, ſo begann er, Rache ſchnaubend, ein neues Heer zu ſchaffen, welches die erlittene Schmach blutig an den Feinden rächen ſollte.

Alle Kräfte des erſchöpften Frankreichs wurden aufgeboten, das Landeigenthum der Städte verkauft, der ſchwache Greis ſowohl als der unmündige Knabe gezwungen, die Waffen zu ergreifen.

Was er nur immer in Spanien, Italien und den Beſten ſeiner Länder an alter, gedienter Mannſchaft entbehren zu können glaubte, mußte in Eilmärſchen nach Deutſchland ziehen, wo ſie das Mark der Länder verzehrten.

Die verſprochene Plünderung der Hauptſtadt Preuſſens war der Köder, mit dem er ihren Muth und ihre Thätigkeit anfeuern wollte.

Mit einer, allen Glauben überſteigenden Anſtrengung, unterſtützt von erzwungenen und freiwilligen Beiträgen ſeines Landes, gelang es ihm endlich, in dem Zeitraum von drei bis vier Monaten ein Heer ins Feld zu ſtellen, das an Zahl dem in Rußlands Gefilden erſtarrten und erſchlagenen, ziemlich gleich kam; an innerm Werth, Disciplin und Uebung aber, weit hinter dem verlornen zurückſtand.

Wie konnte eine, aus ſo heterogenen Individuen, aus entnervten Greiſen und ſchwachen Knaben zuſammen geſetzte Armee, die kaum ihre Waffen tragen konnte und in der Eile, des Nachts bei Laternen exercirt worden war, die geprüften und erprobten Krieger ſeiner alten aufgeopferten Legionen erſetzen? —

Nur ſein unbezwinglicher Starrſinn brachte ihn dazu, den ungleichen Kampf zu wagen. — Er hatte in ſeinem politiſchen Kalkül nicht berechnet, daß das tyranniſche Verfahren gegen ſeine Bundesgenoſſen und zügelloſe Betragen ſeiner Truppen in ihren Ländern, ihm nothwendig die Gemüther derſelben abwendig machen mußte. —

Durch die gränzenloſen Räubereien ſeiner Ordonnateurs und Commiſſairs war der Kriegsſchauplatz ſowohl, als die zunächſt liegenden Länder, gänzlich ausgeſogen. Was dieſe Harpyen übrig gelaſſen, verheerte die Wuth ſeiner Soldaten mit Feuer und Schwerdt. Die Truppen ſeiner Alliirten wurden an die gefährlichſten Poſten geſtellt *), mußten faſt immer die Avant- oder

---

*) Der Würtembergiſche General von Franquemont frug einen franzöſiſchen Marſchall: warum man die deutſchen

Arriergarde ausmachen, und erhielten gewöhnlich die ſchlechteſten Lebensmittel.

Und doch wäre es jetzt noch Zeit geweſen, den ihm angebotenen Frieden anzunehmen, und durch freiwillige Opfer die Wunden zu heilen, die er der Menſchheit geſchlagen hatte. — Die Nachwelt und ſein eigenes Gewiſſen werden Rechenſchaft von ihm fordern, warum er dieſen Zeitpunkt verabſäumte und mit trotzigem Stolz die Unterhandlungen abbrach.

So bereitete er ſich endlich ſeinen Fall ſelbſt vor. Durch das Schwerdt der verbündeten Mächte ſind ſeine ungeheuern Pläne nach Alleinherrſchaft und Univerſalmonarchie vernichtet. Durch den Abfall der meiſten Glieder des Rheinbundes ſteht er da, wie die Krähe, der man die fremden Federn, mit denen ſie ſich geſchmückt hatte, wieder ausgerupft hat. — Die von ihm unterjochten Völker athmen wieder frei und ſchließen ſich freudig an die Retter des deutſchen Vaterlands,

---

Truppen fortwährend an die gefährlichſten Poſten ſtelle? — Der Kaiſer, antwortete dieſer, würde es gern ſehen, wenn euch alle der Teufel holte; denn er ſieht voraus, daß euch Deutſchen nicht zu trauen iſt und ihr Alle noch gegen uns fechten werdet.

Schon kämpfen die meiſten in ihren Reihen den ſchönen Kampf für Vaterland und Freiheit. — Die Poſſe, Weſtphalen, iſt ausgeſpielt, und die Länder, aus denen es zuſammengeſetzt war, kehren höchſt beglückt zu ihren ehemaligen Souverainen zurück.

Auf allen Punkten geſchlagen, flieht Napoleon den Gränzen Frankreichs zu, wo keine Triumphbogen, keine Ehrenpforten ihn erwarten. — Das franzöſiſche Volk wird das Blut ſeiner erſchlagenen Söhne und ſeine vergeudeten Schätze laut von ihm fordern. — Die Verblendung hat aufgehört und zerriſſen iſt die Binde, die ſein verwüſtender Ehrgeiz einer aufgeklärten Nation angelegt hatte.

Gieb uns unſre Legionen wieder! erſchallt es von den Ufern der Seine und Loire bis zur Garonne. Wo ſind unſre Kinder, die du dem Ackerbau, dem Gewerbfleiße entzogſt, um ſie unter fernen Zonen deiner unbändigen Ruhmſucht und deinem unerſättlichen Blutdurſte aufzuopfern?

Die Trophäen, die deine Schmeichler dir errichteten, werden das Urtheil der Nachwelt nicht beſtechen. Die Geſchichte wird dich würdigen und dir den Platz anweiſen, den du verdienſt.

Schon wehen die Fahnen der Retter Europa's am jenſeitigen Ufer des deutſchen Rheins. — Die Söhne und Brüder derer, die du in Rußlands und Deutſchlands Ebenen erſchlugſt, haben ſich mit deinen ehemaligen Verbündeten unter ihre ſiegreichen Paniere vereinigt und ſind bereit, das Unglück und die Schmach zu rächen, die du, Fühlloſer! über ſie brachteſt.

Schon iſt es ihnen gelungen, dich blutig aus ihren Gränzen zu vertreiben. — Die gerechte Sache hat endlich den Sieg errungen, und dir einen Theil des gränzenloſen Elends wieder vergolten, womit du ihre heymathiſchen Fluren überzogen hatteſt. — Man hat ſie dir wieder abgenommen, die ihren Beſten entwandten Donner der Schlachten, und ihre ehernen Schlünde haben Tod und Vernichtung unter deinen geſchlagenen Heeren angerichtet, daß die Spuren deiner Flucht von franzöſiſchem Blut triefen.

Doch, ſie werden verhallen, die Klagetöne, die deine raſende Wuth den gekränkten Völkern auspreßte. Die triumphirenden Heere der wider dich verbündeten Mächte, werden der Welt einen dauerhaften Frieden verſchaffen, den ihr dein unerſättlicher Blutdurſt ſo grauſam verweigerte. — Die franzöſiſche Nation iſt es müde, die ehrgeizigen Pläne eines Fremdlings, unter deſſen uſurzirtem Scepter ſie zwar oft ſiegreich, aber nie glücklich war, mit Aufopferung ihrer Schätze, ihrer jungen Mannſchaft und dem Ruin ihres ſchönen Landes, zu begünſtigen.

Der verheerende Krieg nähert ſich ihren Gränzen, und es wäre ein thöriges Beginnen, nur im Gehirn Napoleons denkbar, der Macht der vereinigten Heere Europens widerſtehen zu wollen.

Er wird wiederkehren, der goldne Friede, und ſein Füllhorn über das neu auflebende Europa ausſchütten. — Friedlich und in brüderlicher Eintracht werden die Nationen ſich wieder umarmen, und *Freiheit*, dieſe ewige Baſis des Weltorganismus, wird unter weiſen und gemäßigten Regierungen, durch wechſelſeitiges Verkehr, der erſchütterten Welt den poſitiven Wohlſtand wieder verleihn, deſſen ſie Napoleons allverheerende Politik ſo lange und ſo grauſam beraubte.

So nahe indeß dieſer Zeitpunkt zu ſeyn ſcheint, ſo wälzen ſich ihm doch der Schwierigkeiten noch viele entgegen, deren Beſeitigung nur Klugheit und Beharrlichkeit bewirken kann. Große Opfer müſſen noch auf den Altar des Vaterlands niedergelegt werden, ehe ſie herannaht, die goldene Zeit, die mit dem Blut unſrer Brüder erkauft werden mußte. — Das Glück der Welt ſteht auf dem Spiel, und begierig harren die Nationen des gewiß glücklichen Ausſchlags.

Hebt Herz und Hände empor zu dem Allwaltenden, der das Schickſal der Welten in ſeiner Hand trägt, der unſern Regenten und ihren Gewaffneten Macht und Stärke verlieh, ihre Völker vom Joch des Tyrannen zu befreyen. Vertraut feſt auf ihn, und geſtärkt durch dieſen Glauben erwartet geduldig die glückliche Zukunft!

VII.

Joachim Napoleon, König von Neapel, (ſonſt General Mürat.)

Biographiſche Skizze.

Selbſt Napoleons Schwager, der König von Neapel, (der ehemalige General Mürat) ſah, nach der gänzlichen Niederlage des franzöſiſchen Heeres in Rußland, die Unmöglichkeit ein, ferner gegen Rußland und das mit ſelbigem verbundene Preußen, mit Ehre Krieg zu führen. Ob ihm gleich vom Kaiſer Napoleon noch jenſeits der Weichſel das Oberkommando über alle franzöſiſchen und Rheinbundstruppen übertragen war, verließ er doch ohne ſeines Schwagers Wiſſen und Willen die Armee, welche ihrer gänzlichen Auflöſung nahe war, und ging nach Neapel. Der Kaiſer Napoleon übergab hierauf das Oberkommando aller dieſer Armeetrümmer ſeinem Stiefſohn, dem Vicekönig von Italien, und der Moniteur drückt ſich hierüber, obgleich der König von Neapel einer von Napoleons ergebenſten Geſchöpfen iſt, folgendermaßen aus: „der Vicekönig von Italien ſey geſchickter, eine große Armee zu commandiren, als der König von Neapel." — Die Zeitgenoſſen wiſſen übrigens, daß Joachim durch ſeine vielen Erfahrungen ein guter Cavallerie-General iſt. Auch Napoleon widerſpricht ſich bald ſelbſt, indem er ihn nach dem Waffenſtillſtande in den Monaten Juni und Juli wieder zur Armee beruft und ihm das Commando über die ganze franzöſiſche Cavallerie übergiebt.

Dieſer König Joachim Napoleon war der Sohn eines ehrlichen, aber ſehr abergläubiſchen Schuhflickers, welcher auf einer Baſtide, ohnweit Cahors wohnte, der ſeinen Liebling zu einem Capuzinermönch beſtimmt hatte. Der junge Mürat war noch in ſeinem Noviziat, als die Revolution ihn antrieb, die Mönchskutte mit der Soldaten-Uniform zu vertauſchen *). Auf welche Art

---

*) Von Einigen wird angegeben, daß er das Fleiſcherhandwerk erlernt hätte, und folgende Anekdote erzählt man ſich von ihm:

Mürat ſollte in der Jugend das Fleiſcherhandwerk oder durch welche Thaten er in den untern Militairgraden ſeine Beförderung bewirkte, iſt nicht bekannt;

---

erlernen und mußte, nach franzöſiſcher Sitte, das benöthigte Fleiſch in die Häuſer der Kunden ſeines Lehrherrn tragen. Als er eines Tages dem Koch des Herrn Cambaceres einen ſchlechten Braten brachte, zankte ſich dieſer mit ihm und ſchlug ihm in der Hitze des Streites den Braten um die Ohren, daß ihm Mund und Naſe blutete. Dies bewog den jungen Schlächterknecht, unter die franzöſiſchen Garden zu gehn, wo ihn die Revolution fand, und wo er ſich vorzüglich bei Stürmung der Baſtille durch Kühnheit und perſönliche Tapferkeit auszeichnete. So ſtieg er ſchnell von einem Grad zum andern, und endlich zu dem eines Generals. Seine breiten Schultern, ſein martialiſcher Anſtand, machten Buonaparte's Schweſter auf ihn aufmerkſam, die ihm mit ihrer Hand Anſprüche auf ſeine künftige Größe gab. Bald darauf machte ſich Buonaparte zum Kaiſer der Franzoſen und natürlicherweiſe ſeinen Schwager zum Prinzen.

Als dieſer neue Prinz eines Tages bei dem nun ebenfalls empor geſtiegenen Conſul Cambaceres ſpeiſete, fand er alles ſo ſchmackhaft und wohl zubereitet, daß er dieſen bat, ihm ſeinen Koch zu überlaſſen. So ungern Cambaceres es auch that, ſo blieb ihm doch nichts übrig als es ſich zur Ehre zu rechnen, dem Schwager des Allgewaltigen ſeinen Koch abzutreten; er ließ ihn zu dem Ende nach aufgehobener Tafel zu ſich rufen, verkündigte ihm ſein bevorſtehendes Glück und rieth ihm, ſich ſogleich in den Pallaſt des Prinzen zu begeben. Erſchrocken und leichenblaß fiel der arme Koch ſeinem Herrn zu Füßen aber im Jahr 1796 war er Brigade-Chef und Adjutant von Buonaparte, mit dem er nach Egypten ging. In dieſem Feldzuge lernte ihn ſein Chef als einen Mann kennen, der ſo gern der eifrigſte Vollſtrecker ſeiner geheimen Befehle war, und wurde daher ſein vertrauter Freund. Als er mit Buonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, verheirathete ihn der damalige Conſul im

---

und bat um alles in der Welt, ihn doch ja nicht dem Prinzen abzutreten. Aber warum denn nicht? frug ihn Cambaceres. — Gnädiger Herr! erwiederte der Geängſtigte, wenn er mich ſieht, läßt er mich ohne Gnade und Barmherzigkeit guillotiniren, weil er die Beleidigung, die ich ihm, als er noch Schlächterknecht war, angethan, gewiß nicht vergeſſen hat. — Hierauf erzählte er ſeinem Herrn den ganzen Vorfall, welcher ihm nun wohlmeinend rieth, Paris zu verlaſſen, wozu er ihm auch gern behülflich war.

Gedachter Koch, der in Hamburg Antheil an einer großen Reſtauration hatte, die er durch ſeine Geſchicklichkeit ſehr empor brachte, hat dieſe Anekdote mehr als einmal ſeinen Gäſten erzählt. Er iſt der Erfinder des bei den feinern Gaſtronomen ſo beliebten Gerichts: „poulets a l'impossible," wodurch er auch die Celebrität ſeiner Reſtauration in Hamburg begründet hat.

Alles dies aber iſt vielleicht nur die Erfindung eines witzigen Kopfes, oder wahrſcheinlicher, jenes Kochs ſelbſt, um durch dieſe Farce mehr Gäſte an ſich zu locken.

Jahr 1801 mit ſeiner Schweſter, Maria Annunciade, und machte ihn im Jahr 1803 zum Gouverneur von Paris, 1804 zum Prinzen, den 15ten Mai 1806 zum Großherzog von Cleve und Berg, und den 10ten Juli 1808 zum König von Neapel und Sicilien.

Schon als General beſaß Mürat ein Privatvermögen, welches er ſich während ſeines Militairdienſtes zuſammen gebracht hatte, von einigen funfzig Millionen Francs. Das Landeigenthum, welches er in Frankreich beſitzt, koſtet ihm allein zwei und vierzig Millionen. Einem Schwager von ihm, der ein Schmidt war, hat er einen Sitz als Geſetzgeber im Senat verſchafft; ein Vetter von ihm, der Schornſteinfeger war, iſt jetzt Staatsrath, und ſeine Nichte, die bei einem Galanteriehändler in der Lehre war, iſt jetzt mit einem der Kammerherren des Kaiſers verheirathet. Er war gegen alle ſeine Anverwandten ſehr großmüthig, und würde ſich ſogar nicht geſchämt haben, ſeine Eltern, die er ſehr liebte, dem kaiſerlichen Hofe vorzuſtellen, hätten nicht bei der erſten Nachricht von ſeiner Erhebung zu der fürſtlichen Würde vor Verwunderung und Freude ſein Vater das Leben und ſeine Mutter den Verſtand verloren. Er hat auch ſeinen Anverwandten Gelegenheit verſchafft, ſich mehrere Millionen zu erwerben. Sein Schwager in dem geſetzgebenden Corps beſitzt drei Millionen Francs.

General Mürat war der treue Vollbringer aller geheimen Thaten, welche die Rachgierde Napoleons fordert, und aller öffentlichen Akten der revolutionairen Juſtiz. Unter ſeiner beſondern Reſponſabilität wurden Pichegrü, Moreau und Georges bewacht; er ſah Pichegrü erdroſſeln, Georges guillotiniren und Moreau auf dem Wege nach ſeinem Verbannungsort. Nach der Ergreifung und Beurtheilung des Herzogs von Enghien, regten ſich bei dem Kaiſer einige Zweifel, ob auch wohl die Soldaten ſeiner italieniſchen Garde auf dieſen Fürſten feuern ſollten. „Wenn ſie Anſtand nehmen," ſagte Mürat, der die Expedition in dem Gehölz von Vincennes commandirte, „ſo ſind meine Piſtolen geladen, und ich ſchieße ihm das Gehirn aus." —

Seine Frau iſt die größte Coquette der Buonapartiſchen Familie. Mürat war nach ſeiner Verheirathung zuerſt auf ſeinen Schwager Lucian eiferſüchtig, womit er ſogar einen Zweikampf hatte; als aber Napoleon ihm auf ſein Ehrenwort verſicherte, daß ſein Verdacht ungegründet wäre, ſo wurde er das Muſter gefälliger und nachſichtiger Ehemänner; aber ſeine Maitreſſen ſind beinahe eben ſo zahlreich, als der Madame Mürats Liebhaber. Er hat einen jungen Adjutanten, Namens Flahault, einen Sohn Talleyrands, den dieſer als Biſchof von Autün mit der damaligen Gräfin Flahault erzeugte, und dieſen hätte Madame Mürat gern zu ihrem Troſt bey ſich gehabt, während ihr Gemahl andere Länder in einen troſtloſen Zuſtand verſetzte.

Eine Anecdote, die vor mehrern Jahren die Pariſer feine Welt amüſirte, wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Der Kaiſer ſchien damals nemlich ganz beſonders aufmerkſam auf die Moralität der Prinzeſſin Louis zu ſeyn, welche, da er alle Hoffnung aufgegeben hatte, mit ſeiner vorigen Gemahlin Kinder zu erzeugen, die Sprößlinge zur Buonapartſchen Dynaſtie liefern ſollte. Ein kleiner Verdacht wegen Liebesintriguen gegen dieſe Dame, während der Abweſenheit ihres Gemals, der ſich in Holland aufhielt, war Urſach, daß Napoleon ſie zur Aufſicht ſeiner Schweſter, der Madame Mürat, zuſchickte. — Die Prinzeſſin Louis erhielt daher von Napoleon eine Einladung, ſich zu ihrer Schwägerin, Madame Mürat, zu begeben, die damals in dem Lager zu Boulogne war, und bis zur Rückkehr ihres Gemals unter ihrer Obhut zu bleiben.

General Mürat war damals zu Paris und ſeine Gemalin war blos zum Beſuch bey ihrem kaiſerlichen Bruder, welcher ſie für Madame Louis verantwortlich machte. Die Schlafzimmer der beiden Schweſtern waren in dem nemlichen Stockwerk; eines Nachts glaubte die

Prinzeſſin Lonis Fußtritte auf der Treppe zu hören, die nicht die eines Frauenzimmers ſchienen, und gleich darauf wurde die Thüre von Madame Mürats Schlafzimmer leiſe geöffnet. Dieſer Vorfall benahm ihr die Luſt, zu ſchlafen; und Neugierde oder vielleicht Rachgierde reizten ſie, ihre Zweifel in Abſicht der Tugend ihres Wächters aufzuklären. Sie ſchlich ſich alſo, etwa eine Stunde hernach, in Madame Mürats Schlafzimmer, und indem ſie mit ihrer Hand über das Kiſſen hinſtrich, ſtach ſie ſich faſt an dem ſtarken Bart eines Mannes; ſie ſchrie laut auf und weckte dadurch die Schlafende, die ſie verdrießlich fragte, was ſie zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde wolle. „Ich glaube,“ erwiederte die Prinzeſſin, „mein Zimmer iſt verwünſcht, ich habe kein Auge ſchließen können, und kam, Sie zu bitten, mir einen Platz neben ſich einzuräumen, aber ich finde, daß er ſchon beſetzt iſt.“ „Wenn mein Mann nicht zu Hauſe iſt, ſchläft immer mein Mädchen bey mir, ſagte Madame Mürat.“ „Es iſt ſehr grob von Ihrem Mädchen, mit ihrer Gebieterin zu Bett' zu gehen, und ſich nicht vorher raſiren zu laſſen,“ antwortete die Prinzeſſin und verließ das Zimmer. Den folgenden Morgen kam es zu einer Erklärung; die beiden Damen verſtändigten ſich, und jede hatte während der übrigen Zeit der Abweſenheit ihres Gemals, ein Mädchen zur Beiſchläferin. Madame Mürat überzeugte auch den Kaiſer, daß ſein Verdacht, in Rückſicht der Prinzeſſin Louis, ungegründet war; und er entſchädigte ſie mit einigen koſtbaren Geſchenken für die harte Behandlung, die ſie von ihm erfahren hatte. —

VIII.

An Napoleon.

Es iſt unglaublich, und überſteigt alle Vorſtellung, wie tief ſich oft deutſche Männer herabgewürdigt haben, um dem Bedrücker aller Menſchenrechte, Napoleon, Schmeicheleien zu ſagen. Was dieſe Menſchen bei dergleichen Machwerken gedacht haben mögen, iſt nicht zu errathen. Welches empörende Gefühl muß nicht jeder ächte deutſche Mann empfunden haben, der das Gedicht: „An Napoleon“ überſchrieben, geleſen hat, welches ihm in Dresden bei ſeiner Ankunft nach der Schlacht bei Lützen übergeben worden iſt. — Die „Miscellen des Neueſten, Nützlichſten und Wiſſenswürdigſten für Jedermann,“ vom 14ten Mai 1813, welche in Dresden herauskommen, enthalten dies empörende Gedicht. Ob es gleich ein elendes Machwerk iſt, das gar keinen poetiſchen Werth hat, ſo iſt doch die Tendenz mehr als zu erniedrigend. Da es ein deutſcher Mann über ſich genommen, dies

An Napoleon.

Nach Jahrhunderten noch wird man mit Ehrfurcht Dich nennen,
Den ſchon jetzt, als Sieger und Held, die Menſchheit vergöttert!
Zweiter Cäſar und Friedrich! Galliens Krone und Zierde,
Und Du, großer Stolz eines ganzen langen Jahrhunderts.
Schon Dein bloßer Nam' erſchüttert wie Donner die Feinde,
Und Dein Anblick gießt Feuer in Galliens furchtbare Streiter;
Unter Deinem Fußtritt' erbebt und zittert die Erde,
Und Dein mächtiger Arm ſchützt Deines Vaterlands Fluren.
Wahrlich! wenn Du wollteſt, Du könnteſt, wie einſt Alexander,
Bald den halben Erdkreis ſehen zu Deinem Gebote.
Doch, wer unſterblich ſchon iſt, der findet es wahrlich zu kleinlich,

Lobgedicht entgegengeſetzt nachzuahmen, ſo mögen beide hier einen Platz ſinden.

An Napoleon.

Nach Jahrhunderten noch wird man mit Abſcheu Dich nennen,
Den ſchon jetzt, als erſten Tyrann, die Menſchheit verfluchet!
Zweiter grauſamer Nero! — Galliens drückende Geißel,
Und Du, Schandfleck eines ganzen langen Jahrhunderts.
Schon Dein bloßer Nam' erſchüttert wie Donner den Edlen
Und Dein Anblick gießt Feuer der Rache ins Herz jedes Deutſchen!
Unter Deinem Fußtritt ſinkt welkend das Blümchen zur Erde
Und Dein wüthender Arm verheeret die ſchönſten der Fluren.
Wahrlich, wenn Du könnteſt, Du würdeſt, wie einſt Alexander,
Bald den halben Erdkreis ſehen zu Deinem Gebote.
Doch, wer gebrandmarkt ſchon iſt, dem wäre es wahrlich nicht räthlich,

Nach einer Hand voll Staub hienieden die Rechte zu ſtrecken.
Flammend ſteht ſchon Dein Nam' in den Büchern der Menſchheit geſchrieben,
Und ſelbſt Ewigkeiten werden ihn nimmer da löſchen.
Jubelnd trägt ihn hinauf Dein mächt'ges Heer zu den Sternen;
Dreifach hallt vom Olymp das Echo mit Jubel hernieder.
Sieh! der ſpielende Säugling lächelt im Arm' ſeiner Mutter
Und den zitternden Greis durchſtrömt neues Feuer und Leben,
Wenn von Deiner Thaten Menge und Größe erzählt wird.
Welſchland, jauchze, daß du den Helden wieg'teſt im Schooße,
Und du, Jahrhundert, ſey ſtolz, ihn neben Friedrich zu ſtellen.
Doch, was iſt's, das meine Bewunderung und Ehrfurcht, Du Einz'ger,
Unwiderſtehlich mit Feuer und Wärme gegen Dich erflammt?
Held der Zeiten! Dein Herz iſt's. Dein Herz, ſo groß wie die Thaten,
Die Dein raſtloſer Geiſt mit höhern Kräften verübet.

Nach einer Hand voll Staub hienieden die Rechte zu ſtrecken.
Blutig ſteht ſchon Dein Nam' in den Büchern der Menſchheit geſchrieben,
Und ſelbſt Ewigkeiten werden ihn nimmer verwiſchen.
Täglich trägt ihn noch hinauf Dein blutdurſtiges Heer zu den Sternen,
Dreyfach hallt ja von eben das Geſtön' der Erſchlagenen wieder.
Sieh! der ſpielende Säugling winſelt im Arm ſeiner Mutter
Und dem zitternden Greiſ' entſinkt das bethränete Brodſam
Wenn von Deiner Gräuel Menge und Größe erzählt wird.
Welſchland, weine, daß Du den Unmenſch wiegteſt im Schooße,
Und Du, Jahrhundert, traure, ihn neben Friedrich zu ſehn.
Doch, was iſt's, das meine ſo tiefe Verachtung, Du Schändlicher,
Gegen Dich unwiderſtehlich mit feuriger Rache entflammt?
Nichtswürdiger! Dein Herz iſt's; Dein Herz, ſo ſchwarz wie die Thaten,
Die Dein brütender Geiſt mit teufliſchen Kräften verübet,

In die Reihe der Edlen ſtellt Dich die Menſchheit ganz oben,
Segnet in Dir den großen Beſchützer der heiligſten Rechte,
Baut Dir Säulen des Dankes und weint Dir Thränen der Wonne,
Schlingt um Dich her mit Blicken der Ehrfurcht die zitternden Arme,
Und Du drückſt ſie ans Herz, wie ein Vater die flehenden Kinder.
Nicht wie der furchtbare Suwarow — nicht wie Tſchitſchagow. — Menſchheit
Bange Menſchheit! du-zitterſt bei Nennung der ſchrecklichen Namen,
Die des flehenden Greiſes, des winſelnden Kindes nicht ſchonten,
Die im Drange der Ehrſucht beim Blute der Menſchheit nicht bebten
Und mit raſender Wuth die Hütten des Bürgers verheerten —
Nein, wie ein ſegnender Gott, ſtreckſt Du über Städte und Länder
Deine mächtige Rechte und beutſt ihnen Friede und Ruhe!

In die Reihe der Teufel ſtellt Dich die Menſchheit ganz oben,
Fluchet in Dir den großen Bedrücker der heiligſten Rechte,
Baut Dir Säulen der Schande und ſchwört Dir ewige Rache!
Schlingt um Dich her mit Blicken des Abſcheu's die zitternden Arme,
Und du drückſt ſie ans Herz, wie ein Tyger die winſelnden Jungen.
Nicht wie der furchtbare Vandamme, nicht wie Auerſtädt *) — Menſchheit,
Bange Menſchheit, du zitterſt bei Nennung der ſchrecklichen Namen,
Die des flehenden Greiſes, des winſelnden Kindes nicht ſchonten,
Die im Drange der Ehrſucht beim Blute der Menſchheit nicht bebten,
Und mit raſender Wuth wohl, einzelne Hütten verheerten. —
Nein, als der erſte Dämon ſtreckſt Du über Städte und Länder
Deine verheerende Rechte und giebſt ihnen Hunger und Elend!

---

*) Davouſt, Herzog von Auerſtädt und Prinz v. Eckmühl.

Schrecklich biſt Du nur dem, der Dich, Rieſen des Erdballs, nicht fürchtet.
Dreifaches Weh über ihn! Dein Arm zerſchmettert den Kühnen! —
Baut ihm noch keine Trophäen! — Seht um die Stirne des Helden
Flattert ein ewiger Lorbeer und glänzt, wie die Strahlen der Sonne!
Nenne ihn keiner den Großen! Er lächelt ob dieſer Benennung;
Weit über Tadel und Lob iſt Galliens Kaiſer erhoben!
Grabt in keinen vergänglichen Marmor die Thaten des Helden,
O! die ſpäteſte Nachwelt wird ſie dem Enkel noch ſingen,
Und der Enkel wird jubeln, wenn er im Buche der Menſchheit
Dieſen prächtigen Stern, wie Flamme des Himmels, ſieht ſchimmern.
Und auch du, meine Muſe, verſtumme! Wie kannſt du es wagen,
Dem Unüberwindlichen Hymnen der Ehrfurcht zu ſingen?
Schwinge mit raſchem Fluge dich auf zu höheren Welten;

Schrecklich biſt Du ſelbſt dem, der Dir, Geißel des Erdballs, noch folgte.
Dreifaches Weh über ihn! Dein Blutdurſt vernichtet auch dieſen.
Baut ihm ja keine Trophäen. Seht, um die Stirne des Unholds,
Flattert ſein blutiger Lorbeer, und welkt an den Strahlen der Sonne.
Nenne ihn keiner den Großen; er freu't ſich zwar dieſer Benennung;
Weit unter Tadel und Lob iſt Galliens Kaiſer geſunken!
Grabt in keinen vergänglichen Marmor die Gräuel des Buben.
O! die ſpäteſte Nachwelt wird ſie dem Enkel noch ſingen,
Und der Enkel wird weinen, wenn er im Buche der Menſchheit,
Dieſen ſchändlichen Stern, wie Flamme der Hölle ſieht ſchimmern.
Und auch Du, meine Muſe, verſtumme! Wie kannſt Du es wagen,
Des ſcheußlichſten aller Tyrannen begangene Gräuel zu ſingen?
Schwinge mit raſchem Fluge Dich auf zur feurigſten Hölle.

Lerne vom jubelnden Seraph Worte des ewigen Lebens,
Und dann wag' es, dem Helden der Zeiten ein Loblied zu ſingen!

Lerne vom grinſenden Teufel Worte der ewigen Verdammniß,
Und dann wag' es dem Menſchenbedrücker ein Loblied zu ſingen! —

IX.

Sind dem Kaiſer Napoleon die Erpreſſungen und Bedrückungen bewußt, welche von ſeinen Generälen und Commiſſairen verübt werden?

Viele weniger unterrichtete Männer haben ihre Verwunderung darüber geäußert, daß Napoleon die Bedrückungen und Erpreſſungen ſeiner Generäle in befreundeten und ſogar alliirten Ländern ſo ungehindert geſchehen ließ. Dieſen Männern iſt es vielleicht unbekannt, daß es Napoleon als General noch weit ärger machte *). Der Verfaſſer des Werks: „Napoleon wie er leibt und lebt,“ entwirſt uns ein Bild von dieſem

---

*) Napoleon hatte ſich als General ein Privatvermögen von einigen und funfzig Millionen zuſammen geſcharrt.

Mann, wie er als General handelte, und dieſe Schilderung wollen wir hieher ſetzen:

„Buonaparte erhielt von Barras das Obercommando der Armee in Italien, zu einer Zeit, da niemand die von Allem entblößte Armee übernehmen wollte, und der General Scherer, der die erſte Schlacht bei Logano gewann, ſich weigerte, die Armee in dem kläglichen Zuſtande weiter nach Italien hinein zu führen. Buonaparte übernahm damals das Oberkommando, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm völlig freie Hand gelaſſen werden müßte, in Italien ganz nach Gefallen zu ſchalten; und dies übte er auch auf die ſchrecklichſte Weiſe aus.“

„Die verbündeten Völker und alle, die ſich willig und vertrauensvoll in ſeine Arme warfen, und ſeinen treuloſen Anlockungen und Zuſagen trauten, wurden mit derſelben Grauſamkeit geplündert, gemißhandelt, geſchändet, wie die, die ſich noch zu widerſetzen wagten. Alle Vorſtellungen der ſchweizeriſchen, ſardiniſchen, toskaniſchen Regierungs-Commiſſarien, ja ſelbſt vieler franzöſiſchen Kriegs-Commiſſarien, ſind voll des bitterſten Jammers und kläglichſten Flehens gegen die Raubſucht und den tollen frevelhaften Uebermuth der franzöſiſchen Truppen und ihrer Anführer, die ſelbſt im Einverſtändniß mit einigen favoriſirten wuchernden Commiſſarien das ſchreckliche Syſtem der Raubſucht, des Wuchers und ſelbſt der Aushungerung jener Provinzen übten, die ſie ernähren ſollten. Nie fanden ſie Gehör bei den Anführern. Da die übernommene Eroberung Italiens mit einer nackten, ausgehungerten, unberittenen Armee nicht anders, als durch jene Räubermittel auszuführen war, der verwilderte Soldat nur durch freye Uebung ſeines Uebermuths muthig und willig, ihre Anführer nur durch Befriedigung ihrer Habſucht zur Unterwürfigkeit unter den zwanzigjährigen Oberanführer zu beugen waren: ſo ließ dieſer auch alles geſchehen, was ſich ſeit Attila kein Volk der roheſten Zeit gegen das nachgiebigſte, gutwilligſte Volk der Welt nur je erlaubt hatte.“

„Mit Schaudern lieſt man die damaligen Klagen und Supplicationen über täglich und überall und an allen vom Fürſten bis Sklaven, vom Greiſe bis Kinde, von der welken Matrone bis zur blühenden Jugend verübten Schandthaten; in allen ertönt es immer, daß die wildeſten Feinde, die Croaten und Coſacken, bei weitem nicht die Grauſamkeit, den Frevel an dem Volke verübten, als die verbündeten Franzoſen, die mit dem höhnenden Spotte kamen, ihnen die Freiheit und Glückſeligkeit zu bringen, der ſie ſelbſt mit nackten Füßen und ausgemergeltem Körper entliefen. Wie losgelaſſene Tyger und Wölfe fielen die freiheitstrunkenen Sklaven über die armen wehrloſen Völkerheerden Italiens her, kein Geſetz, keinen Befehl achtend. Nicht das Hoſpitium der armen Capuciner auf dem St. Gotthard, das ſo vielen hundert und tauſend armen Reiſenden und Verirrten das Leben gefriſtet, ward von den alles verwüſtenden Händen geſchont; ſie zerſtörten und verbrannten es zu ihrer Erwärmung. Meiſtens zerſtörten ſie alles, was ſie nicht fortſchleppen konnten, aus bloßem Muthwillen, und dieſes im einzelnen immer neben den unerſchwinglichſten Requiſitionen, die von Befreundeten und Eroberten mit gleich großer Härte und Strenge eingetrieben wurden, bis durchaus nichts mehr vom Volke zu erpreſſen war *). In wie vielen unglücklichen Dorf-

---

*) Ob das Volk verhungert oder nicht, dies gilt den franzöſiſchen Machthabern gleich. Die neueſten Ereigniſſe im October 1813 in und bei Leipzig liefern hier wiederum die ſcheußlichſten Beiſpiele. Die Bäcker in dieſer Stadt erhielten Militairwachen, damit das Brod, welches Tag und Nacht gebacken wurde, nur die franzöſiſchen Soldaten erhielten, und die Einwohner unterlagen beinahe dem grauſamſten Hunger und Elend. Man leſe hierüber die kleine, in Leipzig bei Engelmann erſchienenen Piece, unter dem Titel: Leipzigs Schreckensſcenen, im September und October 1813.

Ein Schreiben aus Dresden vom September 1813 ſagt: Es giebt franzöſiſche Generäle hier, welche nach ſchaften hat man nicht das arme, dem Hungertode nahe Volk geſehen, wilde Wurzeln auf den Feldern mit ausgedorrten Händen aus der Erde hervorſcharren und mit gierigem Heißhunger roh verſchlucken, während franzöſiſche Proviant-Commiſſaire auf den nächſten Märkten mit der jenen Armen geraubten Feldfrucht den ſchändlichſten Wucher trieben? Ja, wie oft ſah man das arme Landvolk nicht ſogar an Seuchen gefallenes Vieh beim Abzuge der Feinde wieder ausgraben, um noch einige Tage lang ein elendes Leben zu friſten. Buonaparte ſteuerte den Unfug nie, und, geſchah es auch zum Schein, ſo wurden ſeine ſchriftlichen Befehle unter tauſend wichtigen Vorwänden von niemandem reſpectirt *).“

---

und noch ſo viel Lebensmittel zuſammengebracht haben, daß ſie ganze Scheuren damit anfüllen und Handel treiben, während der Bürger und Landmann dem Hungertode nahe ſind.

*) Jene Gräuelthaten ſind noch neuerlich durch einen ſehr glaubwürdigen Augenzeugen, den ſchweizeriſchen Regierungs-Commiſſair und Statthalter Zſchocke, bekannter geworden. Man ſehe deſſen „hiſtoriſche Denkwürdigkeiten der helvetiſchen Staatsumwälzung, dritter Band, vierter Abſchnitt. Wir wollen nur das eine Mémoire der Regierungs-Commiſſairs an den damaligen franzöſiſchen Miniſter Reinhard in Bern, das Elend der franzöſiſchen Schweiz betreffend, in der Ueberſetzung herſetzen.

„Alle italieniſchen und ſelbſt franzöſiſchen Blätter und Zeitſchriften ſind voll von den jammervollſten, über-

---

Geſchah es nun an den verbündeten Schweizern, ſo kann man ſich wohl die Größe des Elends in Italien denken.

„ „Die beiden Cantons Lugano und Bellingona, obgleich bereits im höchſten Grade erſchöpft, ſpannten zur Unterhaltung der franzöſiſchen Armee, während des Durchmarſches des Armee-Corps des General-Lieutenants Moncey, ihre letzten Kräfte an.“ “

„ „In der Hoffnung, durch die Wiederherſtellung der Communicationen ſich bald am Ende einer allgemeinen Hungersnoth zu ſehen, war ihnen kein Opfer zu groß, um der franzöſiſchen Armee in ihren Fortſchritten behülflich zu ſeyn. — Sie irrten ſich.“ “ —

„ „Der General en Chef Maſſena ließ einen Befehl ergehen, daß aus Ciſalpinien kein Getraide nach den zehn Cantons ausgeführt werden ſollte, ausgenommen auf beſondere, von ihm ertheilte Erlaubniß. Die Noth der armen Bergbewohner nahm mit jedem Tage zu. Meine Bitten beim General en Chef blieben ohne Erfolg; ein einziges Mal nur gab er mir die Erlaubniß, 100 Säcke Getraide nach jenen Gegenden ausführen laſſen zu dürfen.“ “

„ „Zu derſelben Zeit, da das verarmte, von den Soldaten geplünderte, und durch unermeßliche Requiſitionen, welche ich für die franzöſiſche Armee gemacht all unerhört gebliebenen Anrufungen und Supplicationen der unglücklichen Völker der Schweiz und Italiens, die

---

hatte, gänzlich erſchöpfte Volk, den General en Chef des helvetiſchen Gouvernements um Beyſtand anrief, beſetzten von neuem franzöſiſche Truppen beide Cantons. Sie riſſen den Einwohnern den letzten Biſſen Brodt aus den Händen, und verhinderten mit der größten Strenge jede Getraide-Ausfuhr aus dem Ciſalpiniſchen.“ “

„ „Da die durch alle möglichen Kunſtgriffe herbei geführte Hungersnoth die höchſte Stufe erreicht hatte, da die franzöſiſchen und ciſalpiniſchen Truppen durchaus keine Lebensmittel mehr fanden, verließen ſie die beiden Cantons, wurden aber in vier andere verlegt.“ “

„ „Die ſtrengen Befehle des Generals en Chef blieben übrigens in voller Kraft. Die ſchweizeriſchen Soldaten ſelbſt wurden gebraucht, die Getraide-Einfuhr zu verhindern, die künſtliche Hungersnoth zu vergrößern, und gegen ihre Mitbürger eben ſo feindlich wie die Franzoſen zu verfahren, gegen ihre Brüder, die ſie ernähren mußten. Dieſe Maaßregel brachte alle Gemüther gegen den Namen: Franzoſe auf. Weder die Oeſterreicher, noch die rauhen Bewohner des Nordens hatten es je gewagt, ſo ſchändliche Maaßregeln gegen einen Feind zu ergreifen, wie Frankreich gegen Verbündete.“ “

„ „Indem die allgemeine Hungersnoth die armen Bergbewohner zwang, ſich Wurzeln und Kräuter zu ſuchen, um ein elendes Leben zu friſten, erſchien zu Locardas unſelige Loos traf, mit ihrem Blut und Leben, mit ihrer Ehre und mit allem, was ihnen heilig war,

---

no ein franzöſiſcher Commiſſair mit einigen hundert Säcken Getraide, und verkaufte ſelbige für einen außerordentlich hohen Preis. — Alle dieſe Grauſamkeiten wurden begangen, damit mehrere Individuen ſich bereichern konnten. — Ein Einziger trieb den Kornwucher. Um ſeinen Alleinhandel zu begünſtigen, fand man leicht Mittel, die beſonders ausgeſtellten Erlaubnißſcheine des Generals en Chef ſelbſt für nichtig zu erklären. Man hielt ſie auf; man ſetzte Zweifel in die Unterſchrift, man ſchickte ſie nach Mailand zurück, um ſie beglaubigen zu laſſen u. ſ. w. Aber dies ganze eigenmächtige Verfahren, alle die Chikanen und Kränkungen waren den Franzoſen noch nicht hinreichend, um das Unglück eines Volks vollkommen zu machen, welches ihnen ſo viele Opfer gebracht hatte.“ “

„ „Ein Adjutant, Namens Vouſſin a Como, ließ zu Lugano 75 Säcke Getraide anhalten und wegnehmen, die auf die gewöhnlichen Erlaubnißſcheine aus dem Ciſalpiniſchen herbeigeführt waren. Vergebens ſuchten die Eigenthümer ihre rechtlichen Anſprüche geltend zu machen, vergebens baten ſie um Zurückgabe ihres Eigenthums. Er verlangte die Summe von 10 Zechinen von ihnen. Die Kaufleute beklagten ſich darüber bei mir. Ich verbot ihnen die Zahlung der 10 Zechinen, und da ſie befürchteten, das genommene Getraide möchte im Magazine verderben, befahl ich ihnen, hinlängliche Caution zu ſtellen, und es dagegen in Empfang zu nehmen.“ “

dem fremden Götzen die Opfer bringen zu müſſen, deren er bedurfte, um ſich zu der Höhe eines von der Welt gefürchteten Tyrannen hinan zu ſchwingen."

„Wurden nicht alle die Officiere ſelbſt, die in Ita-

„ „Die Caution ſollte in den Händen der Verwaltungs-Kammer bleiben, bis die Eigenthümer ſich mit Bouſſin verſtändigt hätten, entweder in Güte, oder vor einem competenten Tribunal." ",

„ „Der Diviſions-General Gardanne, ſandte einige Tage nachher (da ich Lugano bereits verlaſſen hatte) eine Commiſſion an die Eigenthümer des Getraides, und ließ ihnen ſelbiges, ohne alle vorherige Unterſuchung, mit Gewalt wieder nehmen." "

„ „Ein ſolcher Despotismus, von einer verbündeten Nation, von Republikanern gegen Republikaner verübt, dieſer Verſtoß gegen alles Völkerrecht, ein ſolches Verfahren, welches nicht nur die Tractate zwiſchen der franzöſiſchen Republik und den Schweizern verletzte, indem man durch Thatſachen unſere, vom franzöſiſchen Gouvernement ſelbſt beſtätigte Unabhängigkeit ſo ſchändlicher Weiſe mit Füßen trat, der die heiligen Bande der Natur zerriß, indem man Schweizer gegen Schweizer bewaffnete, um ihren eigenen Bruder zu Gunſten einiger raubgierigen Individuen zu unterdrücken — ein ſolcher Despotismus macht den Unwillen jedes edlen Schweizers und jedes moraliſchen Weſens im höchſten Grade rege!" "

lien namentlich gegen die Räubereien Maſſena's laute, rechtliche Klagen geführt, arretirt und als Gefangene von Buonaparte nach Egypten geſchleppt? Dort waren ſie alle, ohnerachtet die übrige Armee ſchon gelandet war, noch als Gefangne auf dem Admiralsſchiffe l'Orient, als dieſes bei Abukir in die Luft flog, und wurden ſo ein Opfer ihres Edelmuths."

„Mit welchem höhnenden, kränkenden Uebermuth und Hochmuth behandelte nicht Buonaparte von Anfang an die ehrlichen Schweizer, die ſich von dem ſüßlichen, ſcheinheiligen Geſandten Barthelemy zu einer paſſiven Neutralität hatten hinreißen laſſen, bis die Zeit zu ernſtlichern Maaßregeln vorüber war und deren Neutralität für Frankreich die ganze Zeit der Revolution hindurch ſo wohlthätig geworden, daß ſelbſt Robespierre ſie in ſeinen öffentlichen Reden pries!"

„Mit welcher Inſolenz, mit welchem Trug führte Buonaparte nicht den armen, zitternden König von Sardinien von einer Unterwürfigkeit, einem zaghaften Fehltritt zum andern, und ſtürzte ihn zuletzt in das Unglück, das ihn abſichtlich dem Hohn und der Verachtung von Europa preis gab. Wie treulos und undankbar ward nicht Toscana behandelt, das ſich doch zuerſt ſo willig zur Anerkennung der franzöſiſchen Republik und

und zu der den Franzoſen ſo wichtigen Neutralität hatte bereit finden laſſen! u. ſ. w."

Und welches Weſen trieb der General Buonaparte in Egypten? — Wir wollen unſerm Autor auch hierüber weiter folgen. Seite 122 ſagt er:

„Nur zu ſehr begünſtigte den verſchmitzteſten Kühnen auf ſeiner Fahrt von Frankreich nach Egypten, Wind und Verrath. In Malta fand er von untreuen, verrätheriſchen Rittern alles ſo wohl vorbereitet, daß es gar keiner Gewalt bedurfte, dieſe faſt als unüberwindlich betrachtete Veſte einzunehmen. Der von Verrath nur zu ſehr Begünſtigte mußte ſelbſt ausrufen: „Ein Glück für uns, daß da oben Menſchen waren, die uns hinauf halfen, ſonſt hätte es ſchwer halten ſollen, da hinan zu kommen." Mit dieſer Veſte, die ſich, während Nelſon nach Egypten ſegelte, den Verwegenen aufzuſuchen, ohne alle Gegenwehr, ohne Schuß, als zu einem Meuchelmord in finſterer Nacht, auf die ſchändlichſte Capitulation dem Aufforderer ergab, bekam Buonaparte 1200 Kanonen, 40000 Gewehre, 15000 Centner Pulver, zwei Kriegsſchiffe, eine Fregatte und zwei Galeeren, worauf auch ſchon von Hauſe aus bei der Ausrüſtung gerechnet worden war."

„Damit aber begnügte er ſich noch nicht. Die verrätheriſchen Ritter mußten zu ihrer Belohnung auch ſogleich in ganzer Fülle erfahren, mit wem ſie es zu thun hatten. Er nahm ihnen auch alle vorräthigen Gelder und Ordenskoſtbarkeiten, auch die große Ordensfahne weg, mußte aber damit auch wieder des Schickſals Spiel und Wetterwendigkeit erfahren; denn die Fregatte, welche jene Koſtbarkeiten und Ehrenzeichen der Ritter und ihres Helden nach Frankreich bringen ſollte, wurde von einem engliſchen Schiffe genommen.“

„In Malta entwaffnete Buonaparte das Volk und gab ihre Schätze ſeinen gierigen Soldaten preis. Er ließ zum Regierungsverweſer einen Mann dort, den der Teufel ſelbſt nicht hätte beſſer dazu auswählen können: den Regnault de St. Jean d'Angely, welcher, vom Orden beſtochen und fortwährend bezahlt, deſſen Sache gegen die Abſichten der erſten Nationalverſammlung führte.“

„Wie das Volk bald darauf wieder bewaffnet wurde und die Franzoſen die Inſel wieder verloren, iſt bekannt und betrifft unſern Helden weiter nicht.“

„Eben ſo unerhört, wie bis dahin, begünſtigten Wind und Zufall auch Buonaparte's Fahrt nach Egypten und ſeine Landung bei Aleſſandrien. Nelſon war ihm zuvor gekommen und erſchien drey Tage vor ihm zu Aleſſandria. Unwillig, ihn verfehlt zu haben, kehrte Nelſon ſogleich um und ſteuerte nach der Küſte von Caramanien, während deſſen Buonaparte im Winkel von Candia herabſegelte und ſo, von Nelſon unbemerkt, vor Aleſſandria ankam.“

„Bis Nelſon nun von ſeiner Irrfahrt zurück kehrte und durch ſeinen glänzenden Sieg über die franzöſiſche Flotte und deren gänzliche Vernichtung die erſtaunten und unentſchloſſenen Türken in Bewegung brachte, konnten die Franzoſen in dem wehrloſen Egypten leicht Fortſchritte machen. So geſchwind ſie marſchieren konnten, ſo geſchwind konnten ſie auch vorwärts kommen und alles, was ihnen in den Weg kam, erobern und plündern. Was ſich ihnen widerſetzte, war leicht getödtet oder zerſtreut. Dieſe vierzigtauſend Mann ausgeſuchteſter Kerntruppen der ganzen franzöſiſchen Armee, — an Zahl gerade ſo ſtark, als Alexanders Heer, mit dem er gegen die unermeßliche perſiſche Macht zog und ſie bezwang — angeführt von den ausgezeichnetſten Generalen der ganzen franzöſiſchen Armee, von Deſair, Kleber, Berthier, Regnier, Caſarelli u. a. m., unterſtützt von einer zahlloſen Artillerie und allen Hülfsmitteln, die eine Flotte von einhundert und vier und neunzig Segeln aus dem für Krieg und Zerſtöhrung kultivirteſten und reichlich ausgeſtatteten Lande, die ein von allen Hülfsmitteln entblößtes Land nachführt; — dieſe fanden nichts gegen ſich, als einzelne Haufen Mamelucken, deren größte Zahl bei den wichtigſten Gefechten von den Franzoſen ſelbſt nur auf fünf bis ſechs tauſend Mann angegeben werden. Sie umſchwärmten an ſich wehrloſe Städte, in denen ihr Reichthum aufgehäuft war, und ſo gut ſie auch beritten waren, vermochten ſie doch nichts gegen franzöſiſches Kanonen- und kleines Gewehrfeuer, das ihnen allein entgegen geſtellt wurde! Sie fochten, nach Buonaparte's und Berthier's eigenen Berichten, ohne alle Taktik und Ordnung, waren faſt ohne alle Artillerie und gänzlich ohne Kenntniß, ſich ihrer zu bedienen."

„Von ſolchem, der Angabe nach ſechstauſend Mann ſtarken Schwarme, ſtrecken die Franzoſen bei Cairo, gleich beim erſten Gefecht, achtzehnhundert Mann mit Kartätſchen- und kleinem Gewehrfeuer zu Boden und jagen die übrigen dermaßen in die Flucht, daß ſie den unhöflichen Gäſten gleich ihr ganzes Lager, vierhundert beladene Kameele und was ſie an alten, meiſt unbrauchbaren eiſernen Kanonen hatten, im Stiche laſſen. Dabei zählt Buonaparte nur dreißig bis vierzig Todte."

„Eben ſo werden in einem zweiten entſcheidenden

Gefecht bei Sediman unter Anführung des Generals Deſaix von den ebenmäßig angegebenen ſechstauſend Mamelucken und Arabern, vierhundert Mann zu Boden geſtreckt, und alle die übrigen laufen gleich davon und laſſen ganz Oberegypten in den Händen der Franzoſen, die in dem Bericht nicht genug zu ſagen wiſſen, mit welcher Wuth, unter eigner Anführung des ſchrecklichen Murad Bey, die Mamelucken und Araber gefochten hätten.„

„Alles andere ſind Vorpoſtengefechte und Scharmützel, wie ſie zwiſchen den leichten Truppen jeder Armee häufig vorfallen, ohne weiter erwähnt zu werden. Nur bey den Märſchen werden die ſchrecklichen Mamelucken und die herumſtreifenden Araber den Marodeurs und den einzelnen lüſternen Plünderern gefährlich.“

„Buonaparte kann ſich nun freilich auch berühmen, gleich Alexander, ohne eine Schlacht, ganz Egypten erobert zu haben. Es kommt dabey nur der kleine Umſtand in Betracht, den er ſeinen Franzoſen aber leicht verhehlen kann, daß Alexander mit ſeinen vierzig tauſend Mann ſchon, als er nach Egypten kam, die unermeßliche Macht des perſiſchen Königs geſchlagen, und das ſtolze Tyrus zerſtöhrt hatte; daß ihm die Egypter freywillig entgegen gingen, und er ihnen die herrliche Stadt

Alexandria mit drey Häfen erbauete. Dahingegen Buonaparte und ſeine tollen Krieger nur am Zerſtöhren und Morden ihre Luſt hatten; denn auf dem Wege nach Cairo nahmen ſie wehrloſe Städte mit einer einfachen Mauer ohne Gräben, blos aus Muthwillen mit Sturm ein, während Buonaparte mit den erſchrockenen Einwohnern zur Eröffnung der Thore capituliren wollte, um nur das Vergnügen zu haben, nach Sturmſitte das arme wehrloſe Volk niedermetzeln und ausplündern zu laſſen. Bey ſolchen Stürmen verlieren ſie denn drey bis vier Mann, oder der kleine Finger eines Tirailleurs geht verloren.“

„Bei Alexandria ſelbſt, wobei der officielle Bericht von feſten, unnehmbaren Thürmen und Steinwürfen der Eingeſchloſſenen ſpricht, koſtet den Franzoſen ein ſolcher muthwilliger Sturm funfzehn Todte.“

„An den armen Einwohnern rächt Buonaparte jede Widerſetzlichkeit oder noch ſo gerechte Rache an ſeinen ausſchweifenden Kriegern, als von Rebellen begangene Frevel, auf das grauſamſte mit Feuer und Schwerdt, uneingedenk, daß er ſie ohne Grund und Vorwand mit Krieg überzieht, und in ihren Augen mit allen ſeinen Leuten als Rebellen gegen ihren Kaiſer und Mahomed erſcheinen muß.“

„Sehr aufgebracht über die alten Uſurpatoren, die Mamelucken (deren Herrſchaft denn doch durch den Beſitz von einem guten halben Jahrtauſend ſo ziemlich legitimirt worden) und vermuthlich zwiefach erboſt darüber, daß ſich die gottloſe Zucht von chriſtlich-mahomedaniſchen Hurenkindern in dem barbariſchen Lande unterfängt, mit ihrer Oberregierung und dem Volke eben ſo zu verfahren, wie ſie, die allerchriſtlichſten Franzoſen, nur eben die letzten Jahre in dem allerchriſtlichſten Italien verfuhren; erließ Buonaparte in Alexandria gleich eine Proclamation, worin er ſich als den „Freund Gottes und der Türken, den Freund der Weisheit und Volksfreiheit darſtellt und beſonders ſein altes Kunſtſtück übt, Trennung zwiſchen Volk und Regierung und zwiſchen den verſchiedenen untergeordneten Theilen der Regierung, dem türkiſchen Baſſa, den Beys und den Mamelucken zu bewirken.„ Dieſe Proclamation hat jetzt ein neues Intereſſe, nachdem man Zeit und Gelegenheit gehabt, den wahren Buonaparte beſſer kennen zu lernen; ſie mag deshalb ganz hier ſtehen:

„ „Seit langer Zeit höhnen die Beys, die in Egypten herrſchen, die fränkiſche Nation, und bedecken ihre Kaufleute mit Schimpf. Aber die Stunde ihrer Strafe iſt gekommen.“ “

„ „Seit langer Zeit tyranniſirt dieſe Sclavenzucht, am Fuße des Kaukaſus und in Georgien erkauft, den ſchönſten Theil der Welt. Aber Gott der Allmächtige hat beſchloſſen, daß ihr Reich ein Ende nehme.“ “

„ „Völker Egyptens, man wird euch ſagen, ich ſey gekommen, um eure Religion zu zerſtöhren. Glaubt es nicht! Antwortet vielmehr, daß ich gekommen ſei, um eure Rechte herzuſtellen, die Dränger zu züchtigen, und daß ich, „mehr wie die Mameluken, Gott, den Propheten und den Koran verehre. Sagt ihnen, daß alle Menſchen gleich ſind vor Gott.“ Nur Weisheit, Geiſteskräfte und Tugenden beſtimmen den Unterſchied unter ihnen.“ “

„ „Welche Weisheit, Geiſteskräfte oder Tugenden zeichnen denn die Mameluken aus, daß ſie alles beſitzen, was das Leben ſüß und freudig macht? Iſt irgendwo ein ſchönes Weib? es gehört den Mameluken. Iſt irgendwo eine ſchöne Sklavin, ein ſchönes Pferd, ein ſchönes Haus? alles das gehört den Mameluken.“ “

„ „Wenn Egypten ihr Pachtgut iſt, ſo laßt ſie den Brief zeigen, den Gott ihnen darüber gab. Aber Gott iſt gerecht und barmherzig gegen das Volk.“ “

„ „Alle Egypter ſind berufen, alle Aemter zu verwalten: Die Weiſeſten, die Tugendhafteſten werden regieren und das Volk wird glücklich ſeyn.“ “

„ „Ihr hattet einſt große Städte, große Kanäle, einen großen Handel. Wer hat alles zerſtöhrt? der Geiz, die Ungerechtigkeit, die Tyrannei der Mamelucken.“ “

„ „Kadi's, Scheichs, Imans, ſagt dem Volke, daß wir Freunde der wahren Moslemin ſind. Waren wir es nicht, die den Pabſt vernichteten, welcher lehrte, man müſſe die Muſelmänner bekriegen? Waren wir es nicht, die die Ritter von Malta vernichteten, weil dieſe Thörichten glaubten, Gott wolle, daß ſie die Muſelmänner bekriegten? Waren wir nicht zu allen Zeiten die Freunde des Großherrn (der Höchſte erfülle ſeine Wünſche!) und die Feinde ſeiner Feinde? Die Mamelucken hingegen, waren ſie nicht ſtets Empörer gegen ſein Anſehn, ſo wie ſie es noch jetzt ſind? — Sie folgen nur ihren Lüſten.“ “

„ „Dreimal Heil Allen, die es mit uns halten! Sie werden blühen in Glück und Ehren! Heil allen, die nicht Waffen tragen! ſie werden Zeit haben, uns kennen zu lernen, und auf unſre Seite treten. Aber wehe, dreimal wehe denen, die ſich für die Mamelucken bewaffnen und gegen uns fechten! für ſie iſt keine Hoffnung; ſie werden zur Grube fahren.“ “

Artikel 1.

„ „Alle Dörfer, die im Umkreiſe von drei Stunden von den Orten liegen, durch welche die Armee zieht, ſollen an den General, der die Truppen commandirt, Abgeordnete ſchicken, um ihm zu erklären, daß ſie im Gehorſam ſind und die Fahne der Armee (weiß, blau und roth) aufgeſteckt haben.“ “

Art. 2.

„ „Alle Dörfer, welche gegen die Armee die Waffen ergreifen, ſollen abgebrannt werden.“ “

Art. 3.

„ „Alle Dörfer, welche ſich der Armee unterwerfen, ſollen mit der Flagge des Großherrn, unſers Freundes, zugleich die der Armee aufſtecken.“ “

Art. 4.

„ „Die Scheichs ſollen die Güter, Häuſer und ſonſtiges Eigenthum der Mameluken verſiegeln, und dafür ſorgen, daß nichts davon entwendet werde.“ “

Art. 5.

„ „Die Scheichs, Kadi's und Imans ſollen forthin ihre Aemter verſehn. Die Einwohner ſollen ruhig in ihren Wohnungen bleiben und die Gebete auf ihre gewöhnliche Weiſe fortgeſetzt werden. Jedermann ſoll Gott danken für die Vernichtung der Mamelucken.“ “

„ „Ruhm dem Sultan! Ruhm dem Heer der Franken, ſeiner Freunde! Fluch den Mamelucken und Heil dem Volke von Egypten!“ “

„An den türkiſchen Baſſa, der dort das Oberregiment führt und in Cairo reſidirt, ſchreibt der ſiegreiche Anführer, ehe er ſich nach Cairo wagt: „ „Du, der du der Gebieter der Beys ſeyn ſollteſt und den ſie doch ohne Gewalt und ohne Anſehn in Cairo, wie ihren Gefangenen halten, kannſt meine Ankunft nicht anders als mit Vergnügen ſehen. Ohne Zweifel biſt du ſchon benachrichtigt, daß ich nicht gekommen bin, um irgend etwas gegen den Koran oder gegen den Sultan zu unternehmen; Du weißt, daß die fränkiſche Nation der einzige Alliirte iſt, den der Sultan in Europa hat. — Komm mir daher entgegen und fluche mit mir der verdammten Rotte der Beys.“ “

„Es iſt bekannt, daß die ganze Expedition nach

Egypten den Türken völlig unbewuſt, ihnen gänzlich hinterrücks unternommen wurde; vielleicht ein geheimes Einverſtändniß mit dem damaligen Großvezier, dem das türkiſche Manifeſt auch die Beſtechung vorwirft und ihn abſetzt; ſicher aber durch die Beſtechung einiger Glieder der türkiſchen Geſandtſchaft zu Paris dem Sultan geheim gehalten.“

„Die osmanniſche Pforte, die durch ihre Treue und Redlichkeit in ihren Unterhandlungen und Bündniſſen dem lügenhaften, verderbten Europa ſchon längſt zum Geſpött geworden, ſtand mit Frankreich ſeit Jahrhunderten in gutem Bündniß; ſie hatte auch die franzöſiſche Republik willig anerkannt, allen Lockungen und Drohungen verſchiedener Mächte, um ſie in eine Coalition gegen Frankreich zu ziehen, redlich widerſtanden; gelaſſen hatte ſie zugeſehen, daß die Franzoſen nach Vernichtung des venetianiſchen Staats die ehemaligen venetianiſchen Inſeln dicht an ihrer Gränze in Beſitz genommen; ein franzöſiſcher Geſandter in Conſtantinopel, ein türkiſcher in Paris, hatten ſtete Verſicherungen der Achtung und Freundſchaft gegen einander ausgewechſelt; und nun fiel ihr eine furchtbare franzöſiſche Armee in eins ihrer fruchtbarſten Länder, deren Anführer ſich dort verrätheriſch berühmt, der einzige treue Verbündete der Pforte und der eifrige Anhänger der mahomedaniſchen Religion, dagegen Feind und Widerſacher des Pabſtes zu ſeyn. Zur Beſchönigung dieſes Betrugs hatte Buonaparte von Malta aus dreihundert Türkenſklaven, die er da fand, nach Conſtantinopel geſchickt, und nimmt den erſten türkiſchen Schiffskapitain, den er im Hafen von Alexandria findet, gegen ſeine Soldaten, während ſie aus Muthwillen Sturm laufen, morden und plündern, in ſeinen beſondern Schutz.“

„Seinen blutdürſtigen Soldaten giebt er indeſſen in ſeinem Amtsbericht an das Directorium, nach der Einnahme von Cairo, das „Zeugniß der Geduld und Mäßigung,“ vermuthlich weil ſie, unberitten, wie ſie waren, gegen die wild anſtrömenden wohlberittenen Mamelucken und Araber hinter den Kanonen und Kartätſchen blieben. Jener Amtsbericht verdient zum Theil als Beweis hier zu ſtehen, wie wenig eigentliche Kriegsoperationen er dem Directorium vorzuſpiegeln hatte und welch ein elendes Volk er bekriegte. In ſeinem Detail klingt er mehr wie der Bericht eines voranziehenden Kriegscommiſſairs an den nachrückenden commandirenden General, als der eines ſolchen Generals ſelbſt an die Regierung.“

„Buonaparte ſagt in dieſem Bericht:“ „„Ich würde die Unerſchrockenheit der Soldaten, wodurch ſie von jeher ſich auszeichneten, nicht rühmen, wenn dieſe ganz neue Art von Krieg von ihrer Seite nicht eine Geduld erfordert hätte, die ſo ſehr mit dem franzöſiſchen Ungeſtüm contraſtirt. Hätten ſie ſich ihrer Hitze überlaſſen, ſo würden ſie nicht den Sieg erhalten haben, der nur durch große Kaltblütigkeit erlangt werden konnte. Die Reiterei der Mamelucken bewies ausgezeichneten Muth. Sie fochten zugleich für ihr Vermögen; denn es war nicht einer unter ihnen, bei dem unſere Soldaten nicht drei, vier bis fünfhundert Louisd'or fanden. Die ganze Pracht dieſer Leute beſtand in ihren Pferden und Waffen; ihre Häuſer ſind elend.“

„„Schwerlich dürfte man auf der weiten Oberfläche der Erde ein fruchtbareres Land und ein elenderes, ſtumpferes Volk finden. Sie ziehen einen Knopf von unſern Soldaten einem Fünffrankenthaler vor. In den Dörfern wiſſen ſie nicht einmal, was eine Scheere iſt. Ihre Häuſer ſind armſelige Kothhütten; ihr Geräthe beſteht in nichts als in einer Strohdecke und zwei bis drei irdenen Töpfen. Sie eſſen und brauchen überhaupt äußerſt wenig. Sie kennen den Gebrauch der Mühlen nicht; ſo, daß wir beſtändig auf ungeheuren Haufen von Getraide lagerten, ohne uns Mehl verſchaffen zu können; die Armee war ſiebzehn Tage ohne Brodt und lebte in dieſer Zeit nur von Fleiſch und Gemüſe, beſonders Waſſermelonen. Ihr weniges Getraide, was ſie brauchen, verwandeln ſie durch Reiben mit Steinen in Mehl; nur in einigen Dörfern ſind Mühlen, die durch Ochſen getrieben werden.“ “

„ „Wir wurden in einemfort durch Schwärme von Arabern beunruhigt, welche die größten Diebe und Böſewichter auf Erden ſind und Türken wie Franzoſen, überhaupt alles, was ihnen unter die Hände fällt, ermorden. Sie halten ſich mit ihren trefflichen kleinen Pferden hinter Dämmen und Gräben verborgen, und wehe dem, der ſich hundert Schritte von der Colonne entfernt! Der Brigadegeneral Muireur und mehrere andere Adjutanten und Officiere vom Stab ſind durch ſie getödtet worden.“ “

„ „Egypten hat wenig baares Geld, aber viel Getreide, Reis, Gemüſe und Vieh. Die Republik kann keine gelegenere, noch fruchtbarere Colonie haben. Das Clima iſt ſehr geſund, weil die Nächte kühl ſind; ohngeachtet eines ſo langen und mühſeligen Marſches, und des gänzlichen Mangels an Wein und an allen ähnlichen Stärkungsmitteln, haben wir keine Kranke.“ “

„Während Buonaparte in Cairo anfing, ſeine Geſetzgeberkunſt zu üben, und ſeine gelehrten Reiſegefährten mit Errichtung eines National-Inſtituts beſchäftigte, unbekümmert, daß die Flotte, an welcher ſeine ganze Sicherheit und Verbindung mit Frankreich hing, immer noch müſſig auf der unſichern Rhede vor Abukir, lag, kam Nelſon am zweiten Auguſt an, und griff die Flotte, erfreut, ſie in Schlachtordnung geſtellt zu finden, ſogleich an. Ueberzeugt, daß da, wo ein franzöſiſches Kriegsſchiff Raum zur Schwenkung hätte, engliſche Schiffe auch durchbrechen könnten, brach er mit dem rechten Flügel ſeiner Flotte zwiſchen der Küſte und dem linken Flügel der feindlichen durch, umzingelte ſie ſo und nahm ſie, troß der verzweifeltſten Gegenwehr bis ſpät in den andern Tag hinein. Nur ein paar Schiffe entkamen am Ende der Schlacht durch die Flucht."

„Von dieſem Augenblicke an war die ganze Expedition nach Egypten als beendigt anzuſehn; denn mit dieſer Flotte war auch die ganze franzöſiſche Marine ſo gut als vernichtet, und wenn das Directorium auch den guten Willen gehabt hätte — den es gewiß nicht hatte — ſeinen Helden in Egypten ferner zu unterſtützen, ſo fehlte es ihm ſelbſt an Hülfsmitteln dazu, und ſich ſolche im hinlänglichen Maaße zu verſchaffen, war um ſo ſchwieriger und unmöglicher, da dieſer Hauptſchlag alle Feinde der Republik von neuem weckte und mit Muth beſeelte."

„Auch dem ſchnellen Sieger über ſechstauſend Mamelucken und wehrloſe Städte ward dadurch ſein innerer Hauptfeind geweckt; denn hatte die Nachricht von ſeinem Einfall in Egypten in Conſtantinopel nur Beſtürzung und Wuth erregt, ſo gab die Nachricht von Nelſons Sieg und von der Vernichtung der franzöſiſchen Flotte der Pforte neuen Muth.“

„Schon am erſten September publicirte die Pforte ihr Manifeſt gegen die fränkiſche Republik, warf darinnen dem Groſvezier Jzed Mahomed Paſcha vor, daß er mit den Entwürfen der ungläubigen Schweine, der Franzoſen, bekannt geweſen, aus eigennützigen Abſichten aber verabſäumt, in Zeiten die Einwohner Egyptens von ihren Projecten zu benachrichtigen, und alles, nur ſeinen eigenen Vortheil nicht, verſäumt habe, und ernennt einen neuen tüchtigen Großvezier! In dem Manifeſte geſteht der Kaiſer ſehr naiv, daß der Monat zwiſchen der Nachricht von dem Einfall der Franzoſen und jener von Nelſons Sieg nur in Schmerz und Thränen zugebracht worden, indem das Manifeſt ſagt: „Als dieſe unglücklichen Nachrichten vor unſer Kaiſerliches Ohr gekommen ſind, ſo war unſer Schmerz und unſer Verdruß einen ganzen Monat lang nach dieſem unerträglichen Ereigniß ſo groß, daß, wir nehmen Gott zum Zeugen, Thränen aus unſern Augen floſſen, und Ruhe und Schlaf fern von uns wichen.“ “

„Jetzt wurden ſehr ernſtliche Anſtalten gemacht, und trotz allen Vorſichtsmaaßregeln konnte Buonaparte doch nicht verhindern, daß das türkiſche Kriegsmanifeſt nicht ſchon im October in Egypten bekannt wurde. Nun faßten die Einwohner in Cairo auch Muth, ſich von ihren Unterdrückern und Peinigern zu befreien, und widerſetzten ſich den eigenmächtigen drückenden Anſtalten Buonaparte's.“

„Mit einem Piſtolenſchuß, der den General Sulkowsky (Buonaparte's Adjutant) mitten in der Verſammlung tödtete, gaben ſie die Loſung zu einem allgemeinen Aufſtande. Die Türken verſchanzten ſich in den Moſcheen; franzöſiſche Bomben und Kartätſchen trieben ſie aber bald heraus unter das Feuer und die Bajonette der Franzoſen, die Tage lang unter das arme Volk wütheten, und an zehntauſend mordeten; oder, wie es die franzöſiſchen Berichte nannten, der Rache opferten. Welche Verkehrtheit von Begriffen! die gerechte Rache wird durch Mord gerächt.“

„Das von Buonaparte kaum errichtete Nationalinſtitut bekam dadurch einen harten Stoß, indem der ganze koſtbare phyſikaliſche Apparat, den die Franzoſen aus Frankreich mitgenommen, von den Türken zerſtöhrt wurde. Der edle, weiſe Bürger Tallien ward auch in der Herausgabe ſeiner Décade unbarmherzig dadurch geſtöhrt."

„Das aufgebrachte Volk, welches nach dem naiven Bericht des Generals Berthier nur das Glück genoß, ſich ſelbſt zu regieren, das es ſonſt nie gekannt hatte, war bald wieder unterjocht und zur Ruhe gebracht."

„Nun hatte aber Ahmet Dgezar, Paſcha von Acre, den unerhörten Frevel begangen, den Ibrahim Bey, welchen Deſaix aus Oberegypten vertrieben, und der mit ſeinen Mamelucken, gegen tauſend an der Zahl, gen Gaza geflohen war, aufgenommen zu haben. Das mußte beſtraft werden, und Buonaparte rüſtete ſich zum Zuge nach Syrien, da in Egypten für ſeine große Armee ohnehin faſt nichts mehr zu thun war, als die Gelehrten in ihren Unterſuchungen zu convoyiren."

„Während den Zurüſtungen geht Buonaparte nach Suez, um ſich von deſſen Lage und Zuſtand ſelbſt zu unterrichten, nachdem er vorher den General Bon mit funfzehnhundert Mann und zwey Kanonen dorthin geſchickt, der auch Suez ohne allen Widerſtand einnahm.

Dort erfuhr Buonaparte, daß ſein Feind Dgezar auch zum Paſcha von Egypten von der Pforte ernannt worden ſey, und gegen ihn ſich rüſte. Nun eilte er nach Cairo zurück, verweilte dort noch bis zum Februar des folgenden Jahres, und zog dann mit dreizehntauſend Mann Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Ingenieurs und Guides zu Fuß und zu Pferd; nebſt acht und achtzig Dromedaren mit ihren Führern und einem ſehr anſehnlichen Artillerie-Park nach Syrien. Schiffe und Kanonier-Schaluppen führten das Geſchütz gegen Acre.“

„Am achten Februar kamen ſie vor El-Ariſch, wo ſich die Feinde gleich beim erſten Angriff der Franzoſen ſo eilig ins Schloß werfen, und das Verrammeln der Thore ſo übereilt betreiben, daß ſie 200 Mann zum Tödten zurück laſſen. Erſt den 20ſten Februar ergiebt ſich die Beſatzung, die 1600 Mann ſtark iſt, auf freien Abzug; der Mörder Buonaparte aber läßt ſie, nachdem ſie alle Waffen niedergelegt hatten, auf die unmenſchlichſte Weiſe niederhauen. Am 25ſten Februar finden ſie den Feind vor Gaza gelagert, er flieht aber, ohne einigen Widerſtand zu thun, und überläßt den Franzoſen Gaza mit ſehr großen Kriegs- und Mundvorräthen, an Pulver, Zelten, Zwieback, Reis, Taback und Gerſte. Sie ziehen ungehindert in die Stadt ein.“

„Auf dem Wege nach Jaſſa finden ſie wieder in mehreren Flecken und Dörfern dergleichen zurück gelaſſene Vorräthe, und haben nur einige einzelne Araber, die um die Dörfer herumſchwärmen, zu zerſtreuen.“

„Jaſſa finden ſie mit 1200 türkiſchen Kanonieren, 2000 Magrabiern und einigen Egyptiern beſetzt; nehmen es aber mit Sturm, der ihnen nur dreißig Mann koſtet, ein, und ohngeachtet des geringen Widerſtandes, machen ſie die ganze Beſatzung bis auf die wenigen Egyptier, die ſie zurückſchicken, nieder. Auf den Wällen finden ſie zwanzig eiſerne und metallene Kanonen von ſehr ſchlechter Beſchaffenheit.“

„An Jaſſa und deſſen Hafen, in welchem ſie auch funfzehn Schiffe fanden, hatten die Franzoſen nun einen wichtigen Zwiſchenlagerplatz zur Communikation mit Daminte und Alexandria. Auf dem weitern Marſch treffen ſie noch einmal an fünf bis ſechs tauſend Feinde, die ihnen den Marſch nach Acre erſchweren wollen, aber ſo geringen Widerſtand thun, daß ſie den Franzoſen, ohnerachtet ſie vortheilhaft zwiſchen Felſen angreifen und fechten, nur dreißig Mann tödten, und ſelbſt an zweihundert Mann verlieren.“

„In Caifa finden die Franzoſen wieder große Vorräthe an Reis und Zwieback“

„Vor Acre geht die ganze Armee am 18ten ungehindert über den Fluß. Nun aber finden ſie den erſten wirklichen Widerſtand. In Acre bedienen engliſche Kanoniere die Batterien, der engliſche Commodore Smidt commandirt und hat den franzöſiſchen Artillerie-Officier Philippeaux zum Beiſtande; engliſche und türkiſche Schiffe unterſtützen die Feſtung, und was iſt hier der Erfolg der ſiegreichen Franzoſen? Ein und ſechzig Tage lang belagern ſie Acre vergebens, und ziehen dann unverrichteter Sache ab, „„weil Buonaparte — wie Berthier in ſeinem Berichte ſehr naiv ſagt, — glaubte, nicht länger vor Acre bleiben zu müſſen, wo er hoffen konnte, nach einigen Tagen den Paſcha ſelbſt in ſeinem Pallaſte gefangen zu nehmen.“ “

„Die Einnahme dieſer Feſtung ſchien ihm aber nicht wichtig genug, um in dieſer Jahrszeit auch nur einige Tage deswegen zu verlieren und um das Leben einiger Tapfern aufzuopfern, die er zu weſentlichern Unternehmungen höchſt nöthig hatte.“

„Die nächſten Unternehmungen beſtanden darin, daß ſie auf dem ganzen Rückzuge nach allen Seiten hin die Dörfer und Flecken der armen Landbewohner und die Läger der Araber verbrannten, alles vorräthige Getraide überall verwüſteten und verbrannten, wovon der

General Berthier mit groſem Wohlgefallen in ſeinem Berichte ſagt: „die ganze unermeßliche Ebene war nichts als Feuer.“ Dem Landvolk trieben ſie alles Vieh mit fort und den Städtern forderten ſie ſtarke Contributionen ab. Das alles kann nur ein wilder Krieger thun, der das Land auf ewig hinter ſich läßt und nie wiederzukehren gedenkt. Welches denn auch für Buonaparte wirklich der Fall war.“

„Dieſes ſind die Reſultate des groſen Syriſchen Feldzugs, nach dem Amtsberichte von Buonaparte und Berthier ſelbſt, welche die Zahl ihrer Todten und Verwundeten nur auf 3000 Mann angeben. Die in Egypten zurückgelaſſenen und nach Ober-Egypten geſandten Generals hatten etwas mehr zu thun, um ſich auf ihren einzelnen Poſten gegen das unzufriedne Volk und die ſich immer ſtärker rüſtenden und mit beſſerer Uebereinſtimmung agirenden Türken und Araber zu behaupten. Bei ſeiner Zurückkunſt fand Buonaparte die Türken im Beſitz des Forts von Abukir, ſetzte ſich den funfzehnten Julius in Marſch und vertreibt die Türken den zweiten Auguſt wieder daraus. Dieſe vierzehntägige Expedition nennt Buonaparte in ſeinem Amtsbericht: ſeinen zweiten Feldzug in Egypten.“

„Für ihn war freilich der begonnene Feldzug auch zu Ende: er verläßt bald darauf heimlich ſeine Armee, über ganz Egypten verſtreut, in der ſchlimmſten Lage und von wüthenden Feinden umgeben. Man muß darüber die klagenden Berichte des braven Klebers leſen, um die ganze Indignation zu fühlen, die Buonaparte's Triumph-Einzug in Frankreich, als habe er Egypten und Syrien auf ewig erobert, bei allen beſſer Unterrichteten erzeugen mußte. Der brave Kleber klagte freilich nicht lange, denn er fiel durch Meuchelmord, und der feige Menou mußte Egypten ſchweigend zu verlieren. Dafür ſchwelgt er nun ruhig und ſicher am Mark des italieniſchen Königthums." *)

---

*) Menou, der jetzt als Miniſter in Italien angeſtellt iſt, hat einen beſtimmten Tarif, der nach den Vermögensumſtänden eines jeden eingerichtet iſt; und die Steuereinnehmer treiben dieſe willkührliche Kontribution zugleich mit den regelmäßigen ein; ſo wenig giebt er ſich Mühe, ſeine Räubereien zu verſtecken.

Abwechſelnd Edelmann und Sans-Culotte, Chriſt und Muſelmann, iſt Menou niederträchtig und ruchlos, nicht etwa für den Augenblick, oder in einer plötzlichen Aufwallung der Leidenſchaft; ſondern kalt und überlegt. Mit kaltem Blut berechnet er den Vortheil und das Riſiko von jeder ſchändlichen Handlung, die zu begehen ihm in den Sinn kommt, und nach dem Reſultat dieſer Berechnung nimmt er ſeinen Entſchluß. Er verdankte

„Mit drei kleinen Schiffen, die der Viceadmiral Gantheaume zur Unterſtützung der Armee geführt hatte,

---

der Gnade Ludwig XVI. einiges Vermögen und den Rang eines General-Majors; als er aber den unermeßlichen Werth des revolutionären Raubes, der National-Eigenthum hieß, in Erwägung zog, ſo bedachte er ſich nicht, welche Parthie er ergreifen ſollte. Ein Verräther iſt gemeiniglich auch feige; er erfuhr überall Niederlagen; er wurde von ſeinen royaliſtiſchen Landsleuten im Jahr 1798, von ſeinen Mahometaniſchen Glaubensgenoſſen im Jahre 1800 und von den Engländern im Jahr 1801 geſchlagen. Außer ſeiner türkiſchen Frau, hat er mit ihr in dem nemlichen Hauſe eine italieniſche Frau und zwey franzöſiſche Mädchen, die öffentlich mit ihm leben; die aber durch den Verkauf ihres Einflußes und ihrer Protectionen und vielleicht zu Zeiten auch durch ihre perſönlichen Gunſtbezeugungen, ſich ſelbſt unterhalten müſſen. Auch hat er in ſeinem Hotel verſchiedene Gaunerbänke, wo diejenigen, die zu ſcheu ſind, ſich mit ihren Geſchenken gradezu an ihn ſelbſt oder an ſeine Maitreſſen zu wenden, ſie niederlegen können, und werden ſie hinreichend gefunden, ſo iſt es gut und ihr Geſchäft iſt gemacht. Er bezahlt nie Schulden und kauft nie etwas für baares Geld; alle Perſonen von ſeinem Gefolge, oder die auf ſeinem Poſten mit ihm zuſammenwirken, haben das nemliche Privilegium. Läſtige Gläubiger werden der Sorge der ſpeciellen Tribunäle empfohlen, die auch Mittel finden, den Eigenſinn der widerſpenſtigen Kaufleute, die nicht Credit geben wollen, zu bezähmen. Alles Geld, was er einnimmt oder erpreßt, wird zu ſeinem Kapital geſchlagen, und durch ſeine Agenten zu dem Ankauf von Beſitzungen verführt derſelbe nun Buonaparte, ungehindert und unverfolgt, nach Europa hinüber. Alle ihm ganz ergebene Generale, als: Berthier, Mürat, Lannes, Marmont, Andreoſſy und Beſſieres, und viele ihm ergebene Mamelucken und Guiden führt Buonaparte mit ſich fort, die ganze Laſt der verunglückten Sache hinterrücks auf Kleber und Deſaix wälzend. In verſchloſſenen Ordres ernennt er ſie zu Befehlshabern.“

„In einer ſehr kurzen Proklamation, die er zurückläßt, verſpricht er ſeiner Armee, bald wiederzukehren, dem General Kleber läßt er aber Verhaltungsbefehle zurück, zur unbedingten Räumung Egyptens, wenn in einer beſtimmten Zeit die Hülfe, die er auszuwirken verſpricht, aus Frankreich nicht ankommt und die Peſt funf-

---

wendet, deren, bei ſeinem hohen Alter und ſeiner ſchwachen Konſtitution, lange zu genießen, er wenig Ausſicht hat. Er iſt Groß-Officier von Napoleons Ehrenlegion; und auf dieſe Auszeichnung hat er ſich ſeit langer Zeit Anſpruch erworben, da er ſchon den 25 Juny 1790, die Motion in der National-Verſammlung machte, alle vorigen Orden in Frankreich aufzuheben, und an ihrer Stelle einen einzigen National-Orden zu ſtiften. Allezeit ein unverbeſſerlicher Schmeichler, nahm er, als Buonaparte ſich für Ali den Muſelmann erklärte, keinen Anſtand, ſich als Abdallah, der an den Alkoran glaubt, zu bekennen.

zehnhundert Mann von ſeinen Truppen aufgerieben haben ſollte. Sehr wahrſcheinlich war damals nur Buonaparte's Hauptgedanke, aus Frankreich, wo alles drunter und drüber ging, und nicht leicht jemand ſeiner und ſeiner Noth gedachte, oder auch nur gedenken mochte, aufs nachdrücklichſte Hülfe auszuwirken. Der ganze zurückgelaſſene Reſt der prächtigen Armee von vierzigtauſend Mann, die er vor anderthalb Jahren nach Egypten hinüber führte, beſtand nach Klebers Berichten höchſtens noch in achtzehn tauſend Mann, die nach Buonaparte's Diſpoſition dermaßen über ganz Ober-, Mittel- und Unter-Egypten verſtreut waren, daß Kleber gegen die ganze anrückende Macht der Türken, Araber, Egypter, die er auf achtzig tauſend Mann ſchätzt, die von europäiſchen, erfahrnen Officieren angeführt, und von engliſchen und türkiſchen Schiffen unterſtützt werden, auch jeden Augenblick noch zehntauſend Ruſſen erwarten. Gegen dieſe Macht konnte Kleber nur ſechstauſend Mann um ſich herum verſammlen.“

„Dem aus Syrien heranrückenden Feinde ergiebt ſich El-Ariſch ohne allen Widerſtand. Kleber ſelbſt zeiht die Beſatzung der ausgezeichnetſten Feigheit. Es bleibt ihm nichts anders übrig, als Deſair, der ſich noch in Ober-Egypten mit einzelnen Schwärmen des Murat Bey herumſchlägt, eiligſt an ſich zu ziehen, und auf eine möglichſt ſichere und einigermaßen ehrenhafte Convention zur Räumung Egyptens zu denken. In ſeinem Bericht an das Directorium wirft Kleber dem General Buonaparte ohne Rückhalt vor, daß in der ihm zurück gelaſſenen Inſtruction die kritiſchen Umſtände ſeiner Lage nicht erwogen worden, daß er ihm ſchnelle Hülfe zugeſagt, und ſeine Hoffnung auf die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte im Mittelmeer gegründet habe. Dieſe waren während deſſen aber nach dem Ocean zurück gekehrt, und die ganze Egyptiſche Expedition ſchon ein Anklagepunkt für diejenigen geworden, die ſie angeordnet hatten.“

„Am 24ſten Januar, vier Monate nach Buonaparte's Flucht, ward die Convention über die Räumung Egyptens, die aber den Krieg zwiſchen Frankreich und den Türken beſtehen ließ, nicht ohne die großmüthige und eifrige Hülfe des braven Sidney Smith abgeſchloſſen. Der Reſt der franzöſiſchen Armee mußte ſich noch manche Demüthigung, welcher ſie durch ihre Plünderungen und verübten Grauſamkeiten an den armen Bewohnern ſo ſehr verdient hatten, bis zur wirklichen Einſchiffung und Abführung nach Europa gefallen laſſen. Mehr als dreißig tauſend Mann Kerntruppen, mehr als zwey hundert Millionen und ein großer Schatz von wiſſenſchaftlichen Apparaten, endlich faſt die ganze franzöſiſche

Marine, wurden ein Opfer der romantiſchen Idee des neuen Helden und der hinterliſtigen Machinationen eines verruchten Directoriums.“

„Während alle dieſer Noth des zurückgelaſſenen Armeereſts und dem mühevollen, demüthigenden Beſtreben der Verlaſſenen, nur noch wo möglich beendigt und ohne offenbare perſönliche Schande und Beſchimpfung dies ſchnell eroberte, gemißhandelte und verheerete Land räumen zu dürfen, hält Buonaparte ſeinen Siegerzug durch Frankreich von Fregus bis Paris als Eroberer, Befreier, Beglücker von Egypten, nachdem er vorher ſechs Tage lang in Ajaccio, ſeiner Vaterſtadt, alles, was an Weyhrauch da zu haben war, eingeſchluckt hatte.“

X.

Schreiben aus Caſſel, im October 1813.

Fuimus Troes, mein lieber Freund! — Mit unſrer Weſtphäliſchen Herrlichkeit hat es ein Ende. — Wer hätte glauben können, daß ein Pulk Koſacken ein ſo niedliches Königreich in ſo kurzer Zeit auflöſen könne. — Sic transit gloria mundi. — Hier iſt alles in einer Beſtürzung, die jeder Augenblick noch vermehrt und deren Nüancen eben ſo intereſſant als verſchieden ſind. Die größte Beſtürzung herrſcht natürlicherweiſe bei Hofe und iſt vom ehemaligen Könige auf die Miniſter und ſämmtliche Hofleute, groß und klein, übergegangen; dann kommen die mit dem Hofe in Relation ſtehenden Kaufleute, Lieferanten und Handwerker, die alle ohne Ausnahme größere oder kleinere Forderungen haben; ſodann das Perſonal des franzöſiſchen Theaters nebſt Anhang, und endlich das zahlloſe Heer der bei uns eingewanderten Franzmänner, eine wahre Propaganda, uns zu franzöſiren und mit franzmänniſcher Sitte bekannt zu machen. Ihre Zahl heißt Legion. — Im Pallaſt des Königs läuft Alles mit den Köpfen zuſammen; — die Equipagen der Miniſter und übrigen ſonſtigen Machthaber, fahren im geſtreckten Galopp über das baſaltene Pflaſter und ihre bleichen Geſichter theilen ſich wechſelsweiſe Schrecken und Angſt mit.

Während die Lärmtrommel in allen Straßen erſchallt, wird Kriegsrath gehalten, den der König alle Augenblicke verläßt, um Befehle zum Einpacken ſeiner Schatulle und der noch übrigen Koſtbarkeiten zu geben. Man hätte ſo gern noch Manches vom weißen Stein (olim Napoleonshöhe) gerettet, aber die Zeit war zu kurz und es fehlte an Pferden, welche alle ſchon vor die Kutſchen und Packwagen geſpannt, oder auf Relais vorangeſchickt waren. — Die Pferde in der Stadt ſind alle in Beſchlag genommen; man wiegt ſie mit Gold auf, um ſeine recht- oder unrechtmäßige Haabe zu retten. — Wir haben erbärmlich kalkulirt, da wir glaubten, der mächtige Allix habe uns gerettet, weil ihn der König gleich nach der erſten Koſacken-Expedition zu ſeinem Lieutenant machte, ihm die ausgedehnteſte Vollmacht verlieh und ihn zum Grafen Freudenthal ernannte. Hätte unſre geweſene Majeſtät nur noch einige Zeit mit dieſer Standeserhöhung gewartet, ſo würde der Name Jammerthal ungleich paſſender für ihn geweſen ſeyn; denn ein wahres Jammerbild war Monſieur Allix, als er mit ſeinen Kanonen, bunt durch einander gemiſchten franzöſiſchen und weſtphäliſchen Rekruten, über Hals und Kopf unſre Stadt verließ. — Das ſeltſamſte Schauſpiel bot die große, zu Anfang meines Briefes erwähnte Menge Franzoſen dar, welche hieher gekommen waren, ſich mit deutſchem Fette zu mäſten, und nicht wußten, wie ſie ihre Habſeligkeiten retten ſollten; denn Pferde waren für keinen Preis mehr zu haben, da die Machthaber und ihre Satelliten ſie alle mit Gewalt und militairiſcher Hülfe in Beſchlag genommen hatten. Man konnte für wenig Geld recht gute Meublen von ihnen kaufen; ein Sopha galt zum Beiſpiel 4 bis 5 Thaler; Stühle, Tiſche und Bettſtellen wurden für wenige Weißpfennige hingegeben, und ſo trug mancher von ihnen, der zwei, drei meublirte Zimmer bewohnt hatte, ſeine Habſeligkeit, in ein Tuch geknüpft, davon. — Dieſe Leute hatten die Miethen ſo in die Höhe getrieben, daß ein Einheimiſcher ſie kaum mehr bezahlen konnte; ſo groß aber dennoch der Nutzen war, den die Hausbeſitzer davon hatten, waren die meiſten doch froh, das Geſchmeiß los zu werden. — Auch ich habe ſchon den wohlthätigen Einfluß dieſer Veränderung erfahren, da ich aus der bisher inne gehabten elenden und doch theuren Wohnung, in eine gemächlichere und wohlfeilere verſetzt worden bin, die ein franzöſiſcher Strumpfwäſcher, der zugleich mit wohlriechender Seife und Schuhwichſe handelte, bewohnte.

Dem ruhigen Beobachter drängt ſich der Gedanke auf, daß der weſtphäliſche Hof ſeinen Fall geahndet, ihn aber nicht ſo nahe geglaubt hat. — Denn warum hätte man das Schloß in Braunſchweig gänzlich demeublirt und deſſen Prachtmeubles, die der Stadt ungeheure Summen gekoſtet hatten, nach Cölln in Sicherheit gebracht? — Auch aus Caſſel ſind unvermerkt viele Koſtbarkeiten und Gemälde, ſchon bei der Abreiſe der Königin und auch nachher nach Frankreich geſchickt worden.

Heute Morgen zwiſchen acht und neun Uhr, zog der König mit dem Reſt ſeiner Truppen, und den, nach ſeiner erſten Flucht mitgebrachten franzöſiſchen Depots, in aller Stille aus Caſſel, nachdem er vorher eine Proklamation hatte anſchlagen laſſen, in der er ſeine (getreuen!!) Unterthanen ermahnt, ſich ſtill und ruhig zu verhalten; er ſey durch die Umſtände genöthigt, ſie auf kurze Zeit verlaſſen zu müſſen. — Er ſoll vor ſeiner Abreiſe ſeine noch vorräthigen Ordenszeichen der weſtphäliſchen Krone ſämmtlich vertheilt haben. — Kaum war er vor dem Thor, als ihn die meiſten ſeiner weſtphäliſchen Soldaten verließen, und ſich nach allen Richtungen in ihre Heymath begaben.

So eben ruft mich ein gewaltiger Lärm ans Fenſter. Ein ganzes Heer von Straßenjungen begleiten einen ſtark beladenen Wagen, auf deſſen oberſten Ballen einige unſrer franzöſiſchen Opern-Tänzerinnen im eleganteſten Negligé gleichſam ſchwebend ſitzen, und mit den kleinen nettbeſchuhten Füßchen das Gleichgewicht halten. Der Flitterſtaat ihres Anzuges und ihre geſchminkten Geſichter haben ihnen vermuthlich die muthwillige Begleitung, die ſie umgiebt, zugezogen. Die artigen luſtigen Dinger hätten ganz dreiſt hier bleiben können, und würden gewiß den Beyfall unſrer neuen Freunde erhalten haben.

Nach dem Abzuge des Königs herrſchte eine dumpfe Stille in der Stadt; die Gemüther ſchienen ſich von der Anſtrengung wieder erholen zu wollen, in die ſie die Begebenheiten der letzten Tage geſetzt hatten. Sie dauerte aber nicht lange und ward durch die Ankunft ruſſiſcher Truppen unterbrochen. — Während ſeiner kurzen Anweſenheit wurden viele Perſonen arretirt, und das Caſtel war voll von Arreſtanten aus allen Ständen, Staabs- und Oberofficiere, Employés und Bürger. —

Der König ſoll vor ſeiner Abreiſe noch einen heftigen Auftritt mit dem General Allix gehabt haben, der Geld von ihm verlangt hat; der Streit iſt endlich ſo heftig geworden, daß ihn der König auf der Stelle verabſchiedet und ihm den Rücken zugewandt hat. Allix iſt hierauf zum Kriegsminiſter gegangen und hat ihn gefragt, ob der König ihm ſeinen Abſchied gegeben habe; und da dieſer nichts davon wiſſen wollen, hat der General mit ſeiner Artillerie, deren Chef er war, die Stadt verlaſſen. — Spötter behaupten, daß bei jetzigen Umſtänden dem Könige eine Rolle Napoleonsd'or lieber und nützlicher, als zehn Artillerie-Generals ſei.

Noch haben wir ruſſiſche Beſatzung, und die alte Ordnung der Dinge wird bald wieder eintreten.

Unſer rechtmäßiger Landesvater wird bei ſeiner nunmehr baldigen Wiederkunft nur zu ſehr gewahr werden, daß Vandalen in ſeinen Palläſten gehaußt haben; die Hauptſtadt aber wird er merklich vergrößert und verſchönert finden. — Meinen unzuſammenhängenden Brief müſſen Sie entſchuldigen, da es mir unmöglich war, nur fünf Minuten lang ungeſtört fortzuſchreiben, und ich durch die Begebenheiten des Tages, den fortwährenden Lärm auf den Straßen, und die frohe Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, und zum Theil auch glücklicherweiſe gekommen ſind, unterbrochen wurde. — Ihrer Antwort ſehe ich mit Ungeduld entgegen; ſie wird mir ſagen, ob ich ferner fortfahren ſoll, Sie von unſrer Lage zu unterrichten. Leben Sie wohl ꝛc.

XI.

Der große Geiſt.

Wer hat nicht von einem Helden des Jahrhunderts, einem Lenker der Schickſale Europens, dem unvergleichlichen Gebieter der franzöſiſchen Nation, dem edlen und tapfern Bonaparte, dem großen und unüberwindlichen Napoleon gehört! wen ergreift nicht wie Fieberfroſt die Erinnerung an die Ausgeburten eines tief geſunkenen Volkes, einer idealiſchen Sittenloſigkeit, die uns noch unlängſt unter dem Namen jenes Göttergleichen einen Codex der ſchimpflichſten und vieldeutigſten Geſetze anbeten hieß! Und worauf gründete ſich nun dieſe vielgeprieſene Hoheit und Größe, die den Unüberwindlichen über die Edelſten der Vorzeit erheben ſollte? Wir antworten: auf die Heiligung jedes noch ſo ſchändlichen Mittels, welches zum Zweck führen konnte; auf die Vernichtung der heiligſten Rechte der Natur und der Völker; auf ein boshaftes und bis zur Verworfenheit freches Benutzen der Umſtände; auf ein eben darin gegründetes Wachſen der Macht, welche ſehr bald Uebermacht wurde, und ſo lange bleiben mußte, bis die kräftigſten und edelſten Völker des Continents von Europa ſich zur Zertrümmerung dieſer ſchrecklichen Macht vereinigten; auf einen namenlos glücklichen Fortgang der Unternehmungen, den man wahrlich eher jeder andern Macht, als der Vorſehung zuſchreiben mag, wenn man nicht an eine zehnmal peinigendere Geiſſel Gottes glauben will, als jener Attila war; auf Täuſchung der Völker durch den Nimbus der Ehre und des Ruhmes, wo der Vaterlandsliebe wahrlich keine Trophäen mehr zu errichten, keine Triumphe mehr zu feiern waren; auf ein unverſchämtes Erheben ruchloſer Thaten durch die empörendſte Lügenhaftigkeit; auf ein barbariſches Hinopfern der Bundesgenoſſen, über deren Leichenhügeln die eigenen Unterthanen ihre blutigen Fahnen aufpflanzten und in ihre Siegsposaunen ſtießen; auf ein unüberlegtes Vergeuden der Güter neu errichteter Staaten, um die Raubſucht der Werkzeuge des Greuels zu ſtillen, aber auch eignen Wohlſtand auf den Trümmern fremder Haabe aufzubauen; auf einen grauſamen Gewiſſenszwang, der den Freimüthigen und Ungeduldigen überall die Stränge zur Schau durch allezeit fertige

Diener im Lande umher tragen ließ; auf eine Deſpotie, die keine diplomatiſche Form, nicht die heiligſten Verträge, nicht die Stimme der leidenden Unſchuld, nicht die Vertheidigung des Verfolgten, nicht die Anſtalten achtete, auf welchen das Heil der Völker beruhet, ſondern mit muthwilliger Schadenfreude die Stützen derſelben zu Boden ſtieß: eine Deſpotie, die gleich einer hundertgelenkigen Hyder überall ihre verſteckten und unſichtbaren Glieder heißhungrig nach Zerſtörung und Mord ausſtreckte, um jede Bruſt zu zerdrücken, jedes Haupt zu zertreten, welches den ſtillen Seufzer über ſein Leiden nicht mehr zurückhalten konnte; auf eine Klugheit und Liſt, welche, von den Furien erborgt, ihre Maaßregeln ſo geſchickt zu nehmen wußte, daß kein menſchliches Weſen früher die Tiefen ihrer Verworfenheit ergründen und ihnen ausweichen konnte, als dieſe ſelbſt ſich ſattſam aufgehellt hatten, und ihr Gebieter ſich nicht mehr ſchämte, ſie aller Welt zur Schau zu ſtellen.

Wer könnte nicht das Bild dieſer ſcheußlichen Größe noch durch eine Reihe eben ſo furchtbarer, oder noch empörenderer Züge fortſetzen, wenn ihm dieſer Umriß noch nicht genügen ſollte! Aber, *wie* mußte nun ein Staat, ein Volk beſtehen, das im Geiſte einer ſolchen Heldengröße ſeyn und wirken ſollte? Nicht das Reſultat einer politiſchen Unterſuchung, ſondern die bittere

Erfahrung, die uns ſo manchen ſchmerzhaften Eindruck aus dieſer ſchimpflichen Periode zurückgelaſſen hat, giebt uns darüber ſichern Aufſchluß.

Die Stimme des Staatsdieners, *dem der ächte Geiſt des Unüberwindlichen inſpirirt war*, galt für untrüglich, und wehe dem Tollkühnen, der es gewagt hätte, einen ſolchen Böſewicht bei dem Schöpfer ſeiner Thatkraft verdächtig zu machen, während deſſen jeder Unedle freies Gehör fand, der einen Beſſerdenkenden zu ſtürzen ſuchte! Schreckende Drohungen wieſen den Aufrührer, der ein Verbrechen ſeines Obern zur Sprache bringen wollte, zum demüthigen Gehorſam gegen die entehrenden Befehle zurück.

Einträgliche und minder bedeutende Stellen in allen Zweigen der Staatsverwaltung, wenn man ſo ſagen darf, wurden an den Meiſtbietenden verhandelt, und die erſten Geſchäftsträger in den oberſten Adminiſtrationen, den Miniſterien, ſtellten Empfangſcheine über die erhaltenen Geldſummen aus; aber ſie ſchämten ſich auch nicht, ihre Handſchriften abzuläugnen, und den Ambietenden der Lüge gröblich zu beſchuldigen, wenn von ungefähr ein edler Mann in ihre Karten ſah, oder ein Reicherer mehr gezahlt hatte. So ging es zu, daß die vornehmſten Anbeter jener Größe ſich in wenigen Jahren ungemein bereichern konnten, während deſſen die beſſer denkenden Staatsdiener ihr Haabe zuſetzten, und die Unterthanen betteln lernten. Wie viel richtige Berechnungen bei Anforderungen oder Ablieferungen in einem Jahre dieſer Verwaltung unbenutzt an den Ort ihrer Beſtimmung gelangt ſind, ließ ſich an den Fingern nachzählen.

Prozeſſe wurden geführt, um einer richtenden Claſſe des Staates Geld und Gut in die Hände zu ſpielen, denn eine ungekünſtelte und reine Entſcheidung für die gerechte Sache, wobei weder Familienverbindungen, noch Habſucht, Haß und Rabuliſterei in das Spiel kamen, war ſelten anders zu erwarten, als wo die Mehrzahl der Inſpirirten des Gebieters von einer unbeſtochenen Zunge zu fürchten hatten. Aber mit dieſer währte es nicht lange, denn die geheimen Machinationen der ächten Bekenner der franzöſiſchen Conſtitution öffneten ihr alſobald die Pforten, ſich ihrer läſtigen Gegenwart zu entledigen. Die Unterthanen verloren den Muth, und ließen Schmach und Schande, Raub und Fluch über ſich ergehen, ohne mehr auf eine rettende Stütze zu hoffen: ſie verzweifelten.

Die Anſtalten der Milde und Wohlthätigkeit, des Unterrichts und des Kunſtfleißes wurden entweder förmlich aufgehoben, oder ſie gingen von ſelbſt ein, wenn ihre Fonds auf Reiſen, Heereszügen, üppigen Ruhebetten und in beiſpielloſer Prunkſucht vergeudet wurden. Noch hat man nicht ausmitteln können, warum den Stiftern und Stützen ſolcher Anſtalten die Exiſtenz vergönnt wurde, ſo lange ſie die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, das gute Werk einmal wieder herzuſtellen, welches der Gebieter nicht lieben konnte, der nur ein verwildertes Heer von rohen Wüſtlingen für ſeine Plane tauglich fand.

Wie konnte da ein redlicher Mann anders, als unter Menſchen treten, die er nicht kannte, wie unter einen Haufen reißender Wölfe? wie anders, als ſich überall für verrathen und verkauft halten, wo in mancher Woche Hunderte von den Despoten niedergeſchoſſen wurden, die ſich dem fürchterlichen Strome dieſer Greuel zu ſchwach entgegenzuwerfen gewagt hatten, und in ihm untergingen? Wer konnte unter einer Despotie, wo die Wahrheit nicht geredet und nicht geſchrieben werden durfte, wo die blutgierigen Spione des großen Ungeheuers ſich ſelbſt in die fröhlichen Kreiſe geſchloſſener Familien einzudrängen wußten, um ihre ſtillen Freuden nach tauſend Drangſalen zu zerſtören, und ihre Geheimniſſe zu verrathen; wer konnte da ein guter Unterthan, ein braver Staatsbürger ſein, der nicht der Abſcheu und Auswurf aller Gutgeſinnten geweſen wäre; der nicht in die Sibiriſchen Schachten, oder nach Botanibay, oder gar nach Cayenne gehört hätte, wer kann ſich ſchaamlos eines Ordens dieſer Größe rühmen, der noch einen Funken beſſern Sinnes in ſeinem Herzen fühlt, noch einen Tropfen Bluts in ſeinen Adern, das nicht dem Marke ſeiner Mitbürger entſogen iſt!

So groß war der Geiſt, der unter uns herrſchen ſollte; ſo groß das Elend, dem wir preis gegeben waren; ſo groß die Schmach und Schande, die auf uns laſtete; ſo fürchterlich und unverſöhnlich der Fluch der verwandten Seelen, daß nichts uns jemals aus ihren Krallen retten ſollte! — Wo iſt nun ein Name unſeres Triumphes über dieſe Kannibalen, wo der Ruhm, würdig unſerer Brüder, die ihn erkämpften!

XII.

Anekdoten vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe und deren Umgebungen.

Obgleich nach dem Urtheile Voltaire's die Anekdoten nur ein eingeſchränktes Feld ſind, in dem man, nach der großen Erndte der Geſchichte, Nachleſe hält; ſo glaube ich dennoch, daß ihre Aufbewahrung, als Noten zur Geſchichte der Zeit betrachtet, nicht ganz ohne Nutzen ſeyn dürfte.

* * *

Auf einem Balle, den die kaiſerliche Familie in Paris gab, und wozu ſehr viele Staatsdiener und Militairperſonen eingeladen waren, bekam Napoleon den Einfall, mit ſeiner Stieftochter, Madame Louis, Gemahlin des Königs von Holland, zu tanzen. Er machte ſeinen Degen los und überreichte ihn einem jungen Oberſt, von Avry, welcher neben ihm ſtand. Dieſer Oberſt, der an dem Hofe Ludwigs XVI. Page geweſen war, wußte, daß es gegen die Etiquette und unſchicklich ſey, einen Bedienten von Napoleon zu machen, zumal da wirkliche Bedienten im Saale waren; er zog ſich daher zurück und ſah ſich nach einem von ihnen um. „Ha!" ſagte der Kaiſer, „ich ſehe daß ich mich in Ihnen geirrt habe; da Generals," fuhr er fort, indem er ſich an ein Halbdutzend wandte, mit deren zartem Ehrgefühl und guter Erziehung er bekannt war, „nehmt, ſo lange ich tanze, meinen Degen hin." Sie lieſen ſogleich alle herbei, aber die Generäle Tourreaux und la Grange, beide niedrige Speichellecker und Intriguanten, kamen zuerſt; der Letztere erhielt indeß den Vorzug. Den folgenden Tag erhielt d'Avry Befehl, in Cayenne *) zu dienen! —

---

*) Cayenne iſt eine Inſel an der Küſte des franzöſiſchen Guiana in Südamerika, an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, hat etwa 9 Meilen im Umfange, und 21,000 Einwohner. Sie iſt voller Moräſte, vermiſcht mit großen Sandebenen, und ihr Klima iſt äußerſt ungeſund. Der Europäer, und wenn er von der ſtärkſten Naturbeſchaffenheit iſt, überlebt ſelten zwei Jahre. Das

Ein begüterter Mann hatte im ehemaligen Königreiche Weſtphalen, eine Domaine von der Regierung gekauft, und brachte die ſehr beträchtliche Kaufſumme in den königlichen Schatz nach Kaſſel. Daß er daſelbſt ſehr willkommen war, verſteht ſich von ſelbſt, da dieſes Faß der Danaiden, alles Zufluſſes ohngeachtet, beſtändig leer war. — Bey Aufzählung des Geldes fand ſich ein beſchädigtes Packet, was daher nachgezählt ward, und an dem acht Groſchen fehlten. Der Käufer erſetzte ſolche, und nach erhaltener Generalquitung kehrt er in ſein Abſteigequartier zurück. — Unterwegs fiel ihm der Gedanke ein, er könne wegen ähnlicher Defekte monirt werden, er würde alſo nicht übel thun, wieder nach dem Schatz zurück zu gehn, und um nochmalige genaue Reviſion ſeines abgelieferten Geldes nachzuſuchen. Zu dieſem Ende ging er nach Verlauf einer Viertelſtunde in die Expedition zurück, und trug dem Büreau-Chef ſein Anliegen vor. — Wo denken Sie hin, mein Herr, erwiederte dieſer; kaum waren ſie fort, ſo wurden mir

---

Unangenehmſte aber von allem iſt noch, daß die Luft mit ſtechenden und giftigen Inſekten ſo ungeheuer angefüllt iſt, daß oft die Sonne von ihren Schwärmen verdunkelt wird, und dieſe martern Menſchen und Vieh Tag und Nacht. Es iſt alſo für Napoleon ein vortrefflicher Ort, um ſich läſtige Perſonen vom Halſe zu ſchaffen.

ſo viel, mit des Königs Unterſchrift verſehene Aſſignationen präſentirt, daß Ihr Geld bei weitem nicht zureichte, ſie zu bezahlen. In unſrem Schatze koſtet das Geld nicht.

Unter Talleyrand's weiblichen Agenten, die während der letzten Zeit der Regierung Pauls I. abgeſendet wurden, um dieſen Monarchen zu gewinnen, war eine Madame Bonoeil, deren wahrer Name von F . . . iſt. Als der unglückliche Kaiſer nicht mehr war, fanden die meiſten weiblichen und männlichen franzöſiſchen Intriguenten in Rußland rathſam, ihren Wohnplatz zu verändern, und auf dem Gebiet des neutralen Preußens Inſtructionen von Paris, wo und wie ſie agiren ſollten, zu erwarten. Madame Bonoeil hatte ſich nach Königsberg begeben. Gegen die Mitte Mai's im Jahr 1801, wo der Marſchall Düroc auf ſeinem politiſchen Feldzuge nach Petersburg durch dieſe Stadt kam, beſuchte er, zufolge der von Buonaparte erhaltenen Befehle, die Dame und erhielt eine Namensliſte der vornehmſten Perſonen von ihr, die geneigt wären, Frankreich dienſtbar zu werden, und denen er ſich bei der erſten Gelegenheit anvertrauen könnte. Aus Unachtſamkeit oder Irrthum hatte ſie den Namen eines der treueſten und thätigſten

Anhänger Buonaparte's unrichtig angegeben, und Dúroc ging daher, ſtatt ſich an den polniſchen Grafen von S — lz zu wenden, zu dem polniſchen Grafen von S — tz. Dieſer fand ſich eben ſo ſehr geſchmeichelt, als verwundert, wie er einen Adjutanten und Geſandten in ſein Zimmer treten ſah, was ſelten anders, als von Wucherern, Spielern und Gläubigern beſucht wurde; und als er die Abſicht dieſes Beſuchs erfuhr, fing er an zu zweifeln, ob der Geſandte oder er ſelbſt träumte. Da er aber hörte, daß, wenn das, was der erſte Conſul wünſchte, erreicht würde, Geld nicht in Betracht kommen würde, ſo beſchloß er, aus dieſem Glücksfall Vortheil zu ziehen, und lud Dúroc ein, noch den nemlichen Abend bei ihm zu ſpeiſen, wobei er ihm verſprach, ihn mit den Perſonen, die ihm dienen könnten, zuſammen zu führen, vorausgeſetzt, daß ſeine Geldreſſourcen ſo groß wären, als er bemerkt hätte.

Dieſer Graf von S — tz war einer der ausſchweifendſten und liederlichſten Unterthanen, die Rußland durch die Theilung Polens erhalten hatte. Nach der Vergeudung ſeines eignen Erbtheils hatte er auch ſeine Mutter und beiden Schweſtern zu Grunde gerichtet, und lebte jetzt blos vom Spielen und Borgen.

Unter ſeinen Gefährten, die ſich mit ihm in ähnlichen Umſtänden befanden, war ein Chevalier de Gauſac, ein franzöſiſcher Abentheurer, der vorgab, ein Emigrant aus der Nähe von Toulouſe zu ſein. Dieſem erzählte der polniſche Graf, was ihm den Morgen begegnet war, und verlangte ſeinen Rath, wie er ſich bei dem Vorgang zu verhalten habe. Man kam bald überein, daß Gauſac in einen ruſſiſchen Grafen von W... umgewandelt werden ſollte, und daß ein gewiſſer Caumartin, ein anderer franzöſiſcher Abentheurer, der zu St. Petersburg im Fechten Unterricht gab, die Rolle des Fürſten von Sch —, eiens Adjutanten des Kaiſers, ſpielen ſollte, und daß alle drei Duroc plündern und den Raub unter ſich theilen wollten.

Um die beſtimmte Stunde traf Buonaparte's Agent ein und ließ ſich völlig von dieſen Abentheurern hinters Licht führen. Sie nahmen ihm 50000 Franken ab. Obgleich er nach einigen Tagen den Betrug entdeckte, ſo hielt ihn doch die Klugheit zurück, die Betrüger anzugeben; und dieſer Schnitzer, den er machte, würde ein Geheimniß unter ihm, Buonaparte und Talleyrand geblieben ſein, hätte nicht der ungewöhnliche Aufwand von Caumartin den Argwohn des ruſſiſchen Polizei-Miniſters erregt, der bald die Quelle, woraus er gekommen war, entdeckte.

Cauſae hatte die Unvorſichtigkeit, nach Paris zurückzukehren, und wurde in den Tempel eingeſperrt, wo er wahrſcheinlich vergeſſen worden iſt.

Da der Verluſt mehr der Nachläſſigkeit von Madame Bonoeil, als Durocs fehlerhaftem Betragen und Mangel an Beurtheilungskraft zugeſchrieben wurde, ſo war ſein Empfang in den Thuillerien, obgleich nicht ſo gnädig, als bey ſeiner Rückkehr von Berlin, doch von der Art, daß er daraus wahrnehmen konnte, er ſei in der Gunſt ſeines Herrn, wenn nicht geſtiegen, doch auch nicht geſunken, und wirklich ernannte Buonaparte ihn zum erſten Präfecten ſeines Pallaſtes, und verſchaffte ihm die Tochter eines reichen ſpaniſchen Banquiers zur Frau. Das Gerücht ſagt indeß, daß Buonaparte, bei der Stiftung dieſer Heirath, nicht ganz uneigennützig war, und daß Madame Duroc die theure Mahlzeit ihres Gemahls bei dem Grafen von S — z zu St. Petersburg habe bezahlen müſſen.

Der König von Weſtphalen bereiſete im Herbſt des Jahrs 1811 mit ſeiner Gemahlin den Harz und beſah deſſen Merkwürdigkeiten. Er beſuhr mehrere Gruben des

Oberharzes, beſah die Pochwerke in Clausthal, ohne den armen Hüttenleuten, die gewohnt ſind, von jedem Reiſenden, der ihre Maſchinerien und Werke beſieht, ein Douceur zu erhalten, auch nicht eine Spur königlicher Freigebigkeit zukommen zu laſſen. — Die Neugier, das königliche Paar zu ſehn, hatte eine Menge Pochjungen unter den Fenſtern der Königin verſammelt, welche die Luft von ihrem bergmänniſchen: Glück auf! ertönen ließen. — Einer der Kammerherren erhielt den Befehl, für zwei Napoleonsd'or **Kupfer-Centimen** einwechſeln zu laſſen, welche die Königin mit freigebiger Hand unter die Pochjungen warf und natürlicherweiſe ein gewaltiges Drängen und Schlagen verurſachte, weil ſie nicht glauben konnten, daß ihre neue Königin ſie mit bloßer Kupfermünze abſpeiſen wolle. Da es indeß nach wie vor bei dieſer geringhaltigen Münzſorte blieb, trat einer von ihnen nahe ans Fenſter und rief der **Königin** in ſeinem Harzdialekt zu: „**Fra Kanegen!** warf ſe doch och Silbergald 'runter!" — Aber die Bitte blieb unerfüllt und ſie mußten ſich mit dem Kupfergelde begnügen.

Folgende Anekdote von Pichegrü macht dem Andenken dieſes unglücklichen und genug bekannten Generals Ehre.

Der Polizeiminiſter Fouché beſuchte ihn im Gefängniß, den Tag vor ſeinem Tode, und trug ihm an: „daß er Napoleons Beſtallung als Feldmarſchall und ein Diplom als Großofficier der Ehrenlegion erhalten ſollte, wenn er gegen Moreau, wovon er wußte, daß er ihn im Jahr 1797 verrathen hätte, auf ſeiner Seite wieder ausſagen wollte. Unter der Hand wurde ihm angezeigt, daß, wenn er ſeinen vorigen Ableugnungen gemäß, bei ſeinem widerſpenſtigen Betragen beharrte, er nie wieder vor einem Richter erſcheinen ſollte, ſondern die Staatsangelegenheiten und die Sicherheit des Landes erforderten, daß er in der Stille in ſeinem Gefängniß in die andere Welt geſchickt würde.“

„So,“ antwortete dieſer brave und würdige Krieger, „wollen Sie blos auf die Bedingung meines Lebens ſchonen, daß ich mich des Lebens unwürdig beweiſe?“ In dieſem Fall treffe ich ohne Bedenken meine Wahl; ich bin bereit, euer Opfer zu werden, aber ich will nimmermehr unter eure Mitgeſellen gerechnet werden. Ruft eure Henker, ich bin bereit zu ſterben, wie ich gelebt habe: als ein Mann von Ehre und ein untadelhafter Bürger.“ —

Innerhalb vier und zwanzig Stunden nach dieſer Antwort war Pichegrü nicht mehr.

Die Denuncianten und heimlichen Angeber in Kontraventions-Fällen um den Antheil an den Straſgeldern, die ihnen zukamen, zu prellen, bedienten ſich die dazu angeſtellten weſtphäliſchen Officianten folgender Liſt: In den Büreaux, wo die Denunciationen angenommen wurden, war ein mit der Tapete des Zimmers bezogener Verſchlag, worin ein Schreiber ſaß, der jedes Wort des Angebers hören konnte, und den Fall in ein hiezu beſtimmtes Buch niederſchrieb. — Haben Sie weiter nichts zu ſagen? frug man den Angeber — die Sache iſt uns ſchon längſt bekannt; Sie können, wenn Sie wollen, den Vorgang ganz ausführlich im Protocoll-Buche leſen. — Man holte das Buch, zeigte ihm die Stelle, und er mußte mit einer langen Naſe abziehen, indeß die Officianten den Sündenlohn unter ſich theilten.

Der Commandant von Magdeburg hat ein ganz neues Mittel erdacht, ſeine ſchon ſo beträchtlichen Revenüen zu vermehren und ſich zu bereichern. Er läßt die wohlhabenden Beſitzer großer und anſehnlicher Häuſer zu ſich kommen, ſagt ihnen, daß er ihr Haus zu einem Lazareth oder Magazin brauche, und hätten ſie ſolches daher in vier und zwanzig Stunden zu räumen. — Dieſem Unglück auszuweichen, muß ein ſolcher Eigenthümer ſich mit zwei bis drei tauſend Thalern ranzioniren, die der vigilante Kommandant in ſeine Taſche ſteckt.

Im Jahr 1803 ſpeiſete Joſeph und Lucian Buonaparte mit noch einigen bei dem Grafen von Segur; der Letztere bemerkte im Scherz, wie leicht die Franzoſen, je nachdem der Fanatism oder die Polizei ihrer Beherrſcher es gewollt, ſich aus ihren Tempeln oder in dieſelben hätten treiben laſſen, und wollte darin einen Beweis des großen Fortgangs der Philoſophie und der Toleranz in Frankreich finden.

Ein junger Officier von der Geſellſchaft, Jacquemont, ein Anverwandter von dem erſten Gemahl der gegenwärtigen Madame Lucian, erwiederte, daß der

Umſtand, ſeiner Meinung nach, eher die Gleichgültigkeit des franzöſiſchen Volks gegen alle Religion und die Wirkung der großen Verheerung bewieſe, welche die Lehrſätze des Unglaubens und des Atheism unter den Heerden der Gläubigen angerichtet hätten. Das leugnete wieder Buonaparte's Adjutant, Savary, mit der Bemerkung, daß, wenn das der Fall geweſen wäre, der erſte Conſul, (der gewiß mit den Religionsgeſinnungen der Franzoſen eben ſo genau, als irgend ſonſt jemand bekannt wäre) nicht das ſchwierige Geſchäft, ein Religionsconcordat zu ſchließen, unternommen, und ſich den Aufwand, die Geiſtlichkeit zu unterhalten, aufgebürdet haben würde.

Bei dieſer Behauptung winkte Joſeph Beifall.

Herr von Segur äußerte hierauf gegen einen ſeiner Gäſte, daß ihm die Unvorſichtigkeit, die, wie er ſich ausdrückte, Jacquemont begangen habe, unangenehm wäre, und daß er, nach Joſephs Stillſchweigen und ſeinem Benehmen zu urtheilen, beſorge, daß der junge Officier dafür, daß er indirecte beide, den Wiederherſteller der Religion und ſeinen Bevollmächtigten, getadelt habe, der Beſtrafung nicht entgehen werde.

Dieſe Beſorgniſſe waren auch gegründet. Den folgenden Tag erhielt Jacquemont Befehl, ſich zu dem Coloniedepot in Havre zu begeben; da er ſich aber weigerte, dieſem Befehle zu gehorchen, indem er als ein Capitain ſeinen Abſchied nahm, ſo wurde er in den Tempel eingeſperrt und in der Folge nach Cayenne oder Madagascar geſchafft. Seine Anverwandten und Freunde wiſſen noch immer nicht, ob er todt oder noch am Leben, und was oder wo ſein Verbannungsort geweſen iſt. Auf eine von Jacquemonts Schweſter, Madame de Beaué, überreichte Bittſchrift, antwortete Joſeph, „daß er ſich in die Handlungen der hohen Regierungspolizei nie einmiſche, da er von ihrer Gerechtigkeit und Mäßigung ſehr überzeugt wäre.“

Während des Aufenthalts des Pabſtes in Paris, gebrauchten Se. Heiligkeit bei ihren geheimen Unterhandlungen mit Napoleon oft den Kardinal Caprara; und welche Vortheile der römiſche Oberprieſter auch für die Galliſche Kirche erlangte, ſie wurden von Sr. Eminenz faſt erpreßt. Man ſagt, daß eines Tages, da der Kardinal Stunden lang den Kaiſer beſtürmt hatte, Letzterem die Geduld verging und er ſchon im Begriff war, Se. Eminenz ſo zu behandeln, wie er häufig ſeine Verwandte, Miniſter und Räthe behandelt; aber plötzlich beſann er ſich wieder und ſagte: „Kardinal, bleiben Sie bis zu meiner Rückkehr in meinem Kabinet, dann werde ich beſſer Zeit haben, auf das, was Sie mir zu ſagen haben, zu hören.“

Es war 10 Uhr Morgens, und ein Tag, wo große militairiſche Audienz und große Revue war. Beim Weggehen ſteckte er den Schlüſſel in ſeine Taſche und ſagte den Garden im Vorzimmer, ſie ſollten ſich nicht darum bekümmern, wenn ſie in ſeinem Kabinette einiges Geräuſch hörten. Es wurde dunkel, ehe die Revue vorüber war, und Napoleon hatte viele Perſonen zur Tafel bei ſich.

Als ſeine Gäſte ſich weg begaben, ging er in das Vorzimmer ſeiner Gemahlin, wo einer von des Pabſtes Kammerherren auf ihn wartete, um ihm anzuzeigen, daß Se. Heiligkeit wegen der Sicherheit des Kardinals Caprara ſehr beſorgt wären, da man keine Nachricht von ihm erhalten könnte, ſelbſt nicht mit Hülfe der Polizei, an die man ſich, nach dem plötzlichen Verſchwinden Sr. Eminenz, gewandt habe. „Ach! wie zerſtreut ich bin,“ antwortete Napoleon mit der Miene der Verwunderung, „ich habe ganz vergeſſen, daß ich den Kardinal dieſen

Morgen in meinem Kabinette ließ; ich will ſelbſt hingehen und meinen Fehler bei ihm entſchuldigen.“

Man fand Se. Eminenz ganz erſchöpft und faſt ohnmächtig, aber kaum hatte er ſich ein wenig wieder erholt, ſo unterbrach er Napoleons Entſchuldigung mit der Wiederholung der Bitte, die er dieſen Morgen gemacht hatte; und Napoleon war ſo wohl mit ihm zufrieden, weil er ſeine perſönliche Beſchwerde nicht achtete, um ſich nur mit den Angelegenheiten des päbſtlichen Stuhls zu beſchäftigen, daß er in das, was er forderte, einwilligte, und ſeine Hand auf des Prälaten Schulter legend, zu ihm ſagte: „treuer Miniſter! würde jeder Fürſt ſo wohl bedient, als Euer Herr durch Euch wird, ſo möchten manche Uebel gehindert und viel Gutes bewirkt werden.“ Den nämlichen Abend brachte Düroc ihm ein Geſchenk, eine mit Diamanten beſetzte Doſe mit Napoleons Portrait, tauſend Louisd'or an Werth.

Der König von Weſtphalen, hochſeeligen Andenkens, war ein ſo großer Liebhaber von türkiſchen Shawls, daß er ſeinem Hofmarſchall befahl, den Courfähigen Damen bekannt zu machen, daß fernerhin keine von ihnen ohne einen türkiſchen Shawl bei Hofe erſcheinen ſolle. Beſtürzt über die ihnen zugemuthete ſtarke Ausgabe, ließen die unbegüterten Schönen, der Weſtphäliſchen Majeſtät in Unterthänigkeit vorſtellen, wie der Ankauf eines ſo theuren Putzes ſchlechterdings ihre Kräfte überſteige. Aus angeborner Milde ließ der König ſogleich funfzig Stück türkiſche Shawls, das Stück zu tauſend, zwölf bis funfzehn hundert Thaler, aus Paris kommen, und vertheilte ſie mit königlicher Großmuth unter die Courfähigen Damen.

Die Madame von C — n in Paris iſt eben ſo ſehr wegen ihrer eleganten Tiſchſervice, als wegen des feinen Geſchmacks, womit ſie ihre Geſellſchaften unterhält, berühmt. Nach einem Abendeſſen, welches ſie einſtmals gab, wurden eilf ſilberne und vier goldene Teller, nebſt vielen ſilbernen und goldenen Löffeln, Gabeln u. ſ. w. vermißt; ſie benachrichtigte den Polizeiminiſter Fouché von ihrem Verluſt, der ihr Haus mit Polizeicommiſſairen und Gensd'armen umgeben ließ, mit dem Befehl, keinen Bedienten paſſiren zu laſſen, ohne vorher eine ſtrenge Nachſuchung bei ihm angeſtellt zu haben. Der erſte Herr, der nach ſeinem Wagen rief, war Se. Excellenz, der Staatsrath und Großofficier der Ehrenlegion, Trejllard. Seine Bedienten wurden zurückgehalten und man zeigte ihnen die Urſach an. Sie unterwarfen ſich der Nachſuchung bereitwillig, ſelbſt gegen die Proteſtirung ihres Herrn. Es wurde nichts bei ihnen gefunden; da aber die Polizei-Agenten bemerkten, daß der völlig aufgeſtutzte Huth ihres Herrn ihm ſchwer unter dem Arm hing, ſo nahmen ſie ſich die Freiheit, hinein zu ſehen, und fanden darin einen von der Madame von C — n's goldenen Tellern und zwei von ihren Löffeln. Se. Excellenz gaben ſogleich Befehl, ihre Bedienten in Verhaft zu nehmen, weil ſie ihren Raub in den Huth verſteckt hätten. Fouché, der herausgerufen wurde, gab indeß ſeinem Freunde den Rath, ihnen ihren Mißgriff zu verzeihen, weil es das Beſte wäre, daß über die Sache wenig Gerede gemacht würde.

„Als Madame von C — n von dieſer Entdeckung hörte, verlangte ſie von Fouché, daß er ſeinen Befehl zurücknehmen, oder ihn verändern möchte. „Wenn ein ſolcher Mißgriff in die Hüthe oder die Taſchen der Herren, ſagte ſie, öfterer vorgehen würde, ſo könnte er der Ehre meines Hauſes und meiner Geſellſchaft ſchaden.“

„Den übrigen Theil ihrer verlornen Teller u. ſ. f.

bekam ſie nicht wieder, und damit ſie in Zukunft nicht wieder ähnlichen Vorfällen ausgeſetzt werden möchte, kaufte ſie zwei Porcellanſervice, wovon ſie, wenn ſie gemiſchte Geſellſchaft hat, Gebrauch macht.

Durch Napoleons Erpreſſungen war einſtens die Pariſer Bank dergeſtalt derangirt, daß ſie einige Tage die Zahlungen einſtellen mußte. Zwei Tage, nachdem ſie wieder zu zahlen angefangen hatte, ging ein Manufakturiſt, Namens Debrais, der in der St. Martinsſtraße etablirt war, und verſchiedene Jahre mit Wollenzeug Geſchäfte gemacht hatte, ebenfalls nach der Bank und ließ ſich vier und zwanzig tauſend Franken in Banknoten in klingende Münze umwechſeln, die er bedurfte, um ſeinen Arbeitern den rückſtändigen Lohn zu entrichten. Den Nachmittag des nämlichen Tages kamen ſechs Zollbeamten, von Polizei-Agenten und Gensd'armes begleitet, zu ihm, um eine Hausſuchung bei ihm anzuſtellen, unter dem Vorwande, zu ſehen, ob er auch engliſche Güter führe.

Sie bemächtigten ſich einiger Ballen als Waare dieſer Art, und Debrais wurde als ein Gefangener nach la Force gebracht. Bei ſeinem Verhör bei Fouché erbot er ſich, durch die nämlichen Perſonen, welche die verdächtig gefundenen Waaren verfertigt hätten, zu beweiſen, daß ſie keine engliſche Güter wären. Der Miniſter antwortete: daß die Regierung gar keinen Beweis vom Gegentheil hätte; daß ſie aber überzeugt wäre, daß er als engliſcher Agent gebraucht würde, um dem Kredit der Bank zu ſchaden, und ihn daher; wenn er nicht ſeine Mitſchuldigen, oder diejenigen, die ihn gebrauchten, angeben würde, zur Transportation verurtheilt habe.

Vergebens wandten ſeine Frau und Kinder ſich mit einer Bittſchrift an die Kaiſerin. Debrais wurde nach Cayenne geſchickt, wo er noch iſt, wenn ihn das Klima nicht ſchon getödtet hat.

Bei ſeiner Verhaftung wurde, wie gewöhnlich, ſein Haus verſiegelt; ſeine Frau und Kinder wurden daraus vertrieben, bis die Polizei Zeit hätte, ein Inventarium von ſeinen Effecten zu machen und über ſein Schickſal zu entſcheiden. Als Madame Debrais, nach vielen Beſchwerden und Aufopferungen an Geld, es endlich erlangte, daß die Siegel abgenommen wurden und ſie wieder in ihr Haus eintreten durfte, fand ſie all' ihr Silbergeſchirr und mehr als die Hälfte ihrer Möbeln geſtohlen und weggebracht. Da ſie ſich über dieſen Diebſtahl beſchwerte, wurde ſie ins Gefängniß geworfen, weil ſie ihre Klage nicht hätte auf Beweiſe gründen können.

An dem Tage von Napoleons Krönung und kurz vorher, ehe er mit dem Pabſt und dem andern glänzenden Gefolge von ſeinem Palais fuhr, ging ein alter Mann langſam auf dem Quay-Voltaire, ohne ein Wort zu ſagen, aber mit einem an ſeinen Hut gehefteten Blatt, worauf die Worte ſtanden: „Ich hatte ſechzig tauſend Francs Einkünfte, bin achtzig Jahr alt, und bitte um Almoſen.“

Manche Individuen, ſelbſt einige von Napoleons Soldaten, gaben ihm ihr Scherflein; aber kaum wurde er bemerkt, ſo ergriffen ihn die Polizei-Agenten, und man hat ſeitdem nichts von ihm gehört. Man ſagt, er heiße de la Roche und ſei ein ehemaliger Ludwigs-Ritter, deſſen Eigenthum im Jahr 1793, als einem Emigranten gehörend, verkauft wurde, obgleich er, des Ariſtokratiſms verdächtig, eingeſperrt war. Er iſt ſeit dem einige Jahre Waſſerträger geweſen; da aber ſeine Kräfte ihn verließen, ſo erhielt er ſich zuletzt gänzlich durch Betteln. Der Werth der Kleidung von einem von Napoleons Läufern dürfte hinreichend geweſen ſein, ihm für den wahrſcheinlich kurzen Ueberreſt ſeiner Tage zu helfen. Aber man findet es in dieſem Lande leichter und behaglicher, die unverdiente Armuth im Kerker zu vergraben, als, um ſie zu unterſtützen, einem unnöthigen und unnützen Gepränge zu entſagen. Die Erinnerung an die ſechszigtauſend Francs des armen Chevalier, raubte manchem den Abend alles Vergnügen bei der Anſicht der ſechszig tauſend Lampen, die Napoleons Palais verzierten und erleuchteten.

Ein Weſtphäliſcher Officier erhielt für ſeine verlorne Equipage eine Gratification von funfzig Reichsthalern. Da dieſe mäßige Summe auf die Amortiſations-Kaſſe angewieſen war, begab er ſich auf's Büreau dieſer Kaſſe, und präſentirte dem General-Receveur ſeine Aſſignation. Dieſer zuckte die Achſeln und verſicherte, daß es ihm ſehr leid ſei, das Geld nicht auszahlen zu können, da ſein ganzer Kaſſen-Beſtand nur aus 7, ſage ſieben, Franken beſtehe. In ſo traurigen Umſtänden befand ſich eine Weſtphäliſche Kaſſe, in die alle Pupillen- und Depoſiten-Gelder des Landes floſſen.

Die ſchändlichen und gefährlichen Folgen der ſogenannten weſtphäliſchen hohen oder heimlichen Polizei ins gehörige Licht zu ſtellen, mag folgende Geſchichte zum Beiſpiel dienen:

Der Kaufmann S. zu M. ward eines Morgens von einem Polizei-Commiſſair und zwei Gensd'armen in ſeinem Hauſe arretirt, und ohne weiteres Verhör nach Caſſel in's Caſtel geſchleppt. Hier ſchmachtete er ſechs volle Monat, ohne daß es ihm erlaubt war, mit ſeiner Familie irgend eine Gemeinſchaft zu unterhalten, die jedennoch das Geld zu ſeiner Verpflegung vorſchußweiſe hergeben mußte. Umſonſt wandte er ſich an den Commandanten, die Urſache ſeines Arreſts zu erfahren, als dieſer ihm plötzlich eines Tages die Nachricht ſeiner Erlöſung aus dem Gefängniſſe ankündigte. Nach erlangter Freiheit kam er zu wiederholten Mahlen bey den oberen Behörden in Caſſel ein, mit der Bitte: ihm doch die Urſache ſeines Arreſts bekannt zu machen, ward aber nie einer Antwort gewürdigt. Endlich erhielt er vom General-Commiſſair der hohen Polizei folgende denkwürdige Antwort: „er bedaure recht ſehr, daß er unſchuldigerweiſe verhaftet worden ſei; aus Unkunde ſeines Vornamens habe man ihn ſtatt des andern Kaufmanns S. in M. arretirt.“ Keine andre Genugthuung und Schadenerſatz für die, während ſeiner Abweſenheit verſäumten Geſchäfte, konnte er aller angewandten Mühe ohngeachtet erhalten.

Der einzige Künſtler, wovon man jemals gehört hat, daß er bei der Unternehmung, das Andenken Napoleons zu verewigen, in ſeiner Erwartung getäuſcht und für ſeine Arbeit nicht belohnt wurde, war ein Deutſcher, Namens Schumacher. Man muß zwar geſtehn, daß er mehr Fleiß, Geſchicklichkeit und gute Abſichten, als Weltklugheit und Ueberlegung bewies. Er bedachte nicht, daß es kein Kompliment war, wenn er dem unſterblichen Helden einen Wink gab, daß er ein ſterblicher Menſch ſey.

Schumacher hatte beinahe drei Jahre angewendet, das ſchönſte Modell eines Grabmals zu entwerfen, und in Marmor auszuarbeiten, was man jemals geſehen, oder wovon man nur geleſen oder gehört hat. Er hatte die Inſchrift darauf geſetzt: „Das künftige Grab Napoleons des Großen.“

Unter dem Schutz des Ambaſſadeurs, Grafen von Beuſt, kam der Künſtler in Paris an, und es war erlaubt, das Modell in dem Hauſe dieſes Miniſters, wohin auch viele franzöſiſche Künſtler gingen, zu beſehen. Graf von Beuſt bat den Ober-Ceremonienmeiſter, von Segür, den Kaiſer zu erſuchen, Schumachern die Ehre zu erweiſen, daß er ihm ſein Werk zeigen dürfte. Segür gab ihm den Rath, ſich an den Marſchall Düroc zu wenden, der ſich auf Denon bezog, welcher, nachdem er es geſehen hatte, nicht umhin konnte, der Arbeit und den Talenten einen gerechten Tribut zu zollen, obgleich er das Süjet misbilligte und es ablehnte, davon bei dem Kaiſer Erwähnung zu thun.

Nachdem Schumacher drei Monate in der Hauptſtadt gewartet hatte, und alle ſeine Bittſchriften und Vorſtellungen an die großen Herrn unbeantwortet geblieben waren, erhielt er eine Audienz bei Fouché, worin er um die Erlaubniß bat, ſein Modell von Napoleons Grab dem Publikum für Geld zeigen zu dürfen, damit er im Stande wäre, nach ſeiner Heimath zurück zu kehren.

„Wo iſt es jetzt?" fragte Fouché.

„Bei dem Herrn Miniſter Grafen von Beuſt," antwortete der Künſtler.

„Aber wo denken ſie es für Geld zu zeigen?“ fuhr Fouché fort.

In dem Palais-Royal.

„Gut, bringen Sie es dahin,“ erwiederte Fouché.

Den nemlichen Abend, als Schumacher es dahin gebracht hatte, wurde er von einem Polizei-Commiſſair in Verhaft genommen, ſein Modell wurde aufgepackt, und mit ihm der Sorge von zwei Gensd'armes übergeben, die beide Gegenſtände nach der andern Seite des Rheins transportirten. Hier gab der Großherzog von Baden ihm einiges Geld zur Rückkehr nach ſeiner Heimath bei Aſchaffenburg, wo er ſeitdem das Modell des ſchönen Grabes für einen häßlichen Mann, um Geld ſehen ließ, welches nachher noch ein Engländer für hundert und funfzig Louisd'or kaufte.

Als bei der Organiſation des ſeligen Königreichs Weſtphalen die Univerſitäten zur Sprache kamen, und einige ehrenwerthe Männer ihr warmes Intereſſe dafür zu erkennen gaben, äußerte Se. abgeſchiedene Majeſtät:

„je n'aime pas les étudians, j'aime mieux les soldats." „Et les ignorans" ſetzte der Miniſter Simeon hinzu.

Auf einer ſeiner Reiſen hatte Napoleon ſeinen ältern Bruder Lucian zu ſich beſchieden, und frug ihn bey der Unterredung: warum er ſich ſtets von ihm entferne, und ihm nicht Gelegenheit gäbe, irgend etwas wichtiges für ihn zu thun? — Haſt du Luſt, Fürſt, Großherzog oder noch mehr zu werden? — Noch habe ich Länder genug zu vertheilen, und du ſiehſt ja, was ich bis jetzt für meine Familie gethan habe. — Ein tiefes Stillſchweigen war die Antwort. — Der Kaiſer drang noch mehr in ihn, und nöthigte ihn, ſich zu erklären, was er werden wollte. — König von England, gab der ſchlaue Lucian zur Antwort. — Hierauf wandte ihm der Kaiſer den Rücken zu — und die Brüder haben ſich ſeit der Zeit nicht wiedergeſehn.

„Wer iſt denn der Herr dort in der Generals-Uniform?“ fragte jemand ſeinen Nachbar bei einem Souper, welches ein kaiſerlicher Staatsbeamter in Paris gab.

„Erinnern Sie ſich nicht Ihres Bruders Laquai, Frial?“ antwortete dieſer.

„Ja; aber mein Bruder hatte ihn als Friſeur etablirt.“

„Das iſt der nämliche. Er hat ſehr brav gefochten, iſt jetzt General bei den Dragonern und ein großer Liebling von Napoleon.“

Während des Abendeſſens ermunterte der freigebige Wirth die Gäſte zum Trinken, und die Bouteille ging fleißig herum; jemehr ſie tranken, deſto lebhafter und heftiger wurden dabei ihre politiſchen Diskuſſionen.

Der General Liebeau, ein ehemaliger Trommelſchläger, der auch zugegen war, ſprach für die republikaniſchen und revolutionairen Maaßregeln, und billigte die Requiſitionen, Confiscationen und die Guillotine, indeß Frial für den regelmäßigen und organiſirten Despotism eines Einzigen, für geheime Verhöre und noch mehr, für geheime Hinrichtungen ſtimmte, und die willkührlichen Verhaftnehmungen, Verbannungen und Transportirungen vertheidigte. Das mißfiel Madame Liebeau, welche ausrief: „weil der General Frial in eine kaiſerliche Regierung ſo verliebt iſt, ſo kann er auch keine Einwendung machen, ein treuer Unterthan zu bleiben, wenn mein Mann einmal ein Anton der Erſte, Kaiſer der Franzoſen wird.“

Frial lächelte verächtlich.

„Sie ſcheinen dies unwahrſcheinlich zu finden, ſagte Liebeau. Ich, Anton Liebeau, habe mehr Ausſicht ein Kaiſer zu werden, als Napoleon Buonaparte vor zehn Jahren hatte, da er blos Obriſt war und als Terroriſt in Verhaft genommen wurde; und bin ich nicht Franzoſe? iſt er dagegen nicht ein Fremder? Kommen Sie, ſchlagen Sie ein, ſobald ich Kaiſer bin, ſo verlaſſen Sie ſich darauf, ſollen Sie Marſchall und Großofficier der Ehrenlegion werden.“

„Ach, mein Engel,“ unterbrach ihn Madame Liebeau, „wie glücklich wird dann Frankreich ſeyn! Du liebſt ſo den Frieden; da werden wir keine Contributionen haben, alle engliſchen Mylords können dann hierher kommen und ihr Geld ausgeben, niemand fragt darnach, wie oder wo. Willſt du nicht, mein Liebchen, alle Herren hier zu deinen Kammerherren machen, und mir erlauben, alle Damen in dieſer Geſellſchaft zu meinen Hofdamen anzunehmen?“ —

„Gemach, gemach!“ rief Frial aus, der jetzt berauſcht und auf den General eiferſüchtig zu werden anfing; „wenn Napoleon ſtirbt, ſo habe ich mehr Anſpruch auf den Thron, mehr Hoffnung und Recht dazu, als Sie. Ich bin jetzt wirklich in Dienſten, und wäre Napoleon nicht in dem nämlichen Fall geweſen, ſo könnte er noch immer im halben Solde ſeyn und in der Dunkelheit und Verachtung leben. Waren nicht die meiſten Marſchälle und Generäle, die jetzt unter ihm ſtehn, zehn Jahre vorher über ihm? Kann ich nicht zehn Jahre ſpäter, wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, General Liebeau, Sie auch zu einen Marſchall oder meinen Kriegsminiſter machen? — und Sie, Madame Liebeau, ſobald ich verheirathet bin, in der Garderobe meiner Gemahlin anſtellen? — Ich habe auch meine Abſichten und Pläne, und vielleicht werden Sie ſich dereinſt dieſer Unterhaltung erinnern und ſich meiner Bekanntſchaft freuen.“ —

„Wie, Sie ein jüngerer General als ich, ſollten vor mir, der ich ſchon ſo lange General bin, ein Kaiſer werden?“ heulte Liebeau, der nicht länger zu ſprechen vermogte; „eher möchte ich Ihr Gehirn mit dieſer Boutheille zerſchmettern, als Ihnen einen ſolchen Vorrang einräumen; und meine Frau ſollte in Ihrer Garderobe aufwarten, ſie, welche von ihrer Geburt an den Geiſt einer Kaiſerin hatte! Nein, mein Herr, nie werde ich Ihnen den Eid leiſten, noch zugeben, daß irgend jemand ihn Ihnen leiſte.“

„Dann werde ich Sie als einen Rebellen beſtrafen,“ entgegnete Frial; „und ſo gewiß, als Sie vor mir ſtehn, ſollen Sie erſchoſſen werden.“

Liebeau erhob ſich darauf, ſeinen Degen aus der Scheide zu ziehen, aber die Geſellſchaft kam dazwiſchen und der Diſpût um die Priorität des Anſpruchs auf den Thron von Frankreich, zwiſchen dem ehemaligen Trommelſchläger und dem ehemaligen Laquai, blieb unentſchieden.

Zu einer Hochzeit, welche ein Kaiſerlicher Staatsdiener bei der Vermählung ſeiner Tochter ausrichtete, waren ſehr viele von den Kaiſerlichen Civil- und Militair-Perſonen eingeladen. Unter dieſen letztern befand ſich auch der General Liebeau, welchem der Ehrenplatz neben der Mutter der Braut angewieſen wurde.

Bey der Mahlzeit ſchien er zu vergeſſen, daß er Meſſer und Gabel hatte, und aß von keiner Schüſſel, (er aß von allen, wie zahlreich ſie auch waren) ohne ſich oder ſeine Nachbarn zu beſchütten oder zu beflecken. Er zerbrach zwei Gläſer und eine Schüſſel, und zu eben der Zeit, da er die Dame zur Rechten mit Wein begoß, überſchwemmte er die Dame zu ſeiner Linken mit Saucen.

Als man vom Tiſche aufſtand, um, nach dem Pariſer Gebrauch, Kaffee und Liqueur zu nehmen, ergriff er, um die nemliche Zeit, da er die Frau vom Hauſe bei der Hand faßte, eine Ecke des Tiſchtuchs und bemerkte ſein Verſehen nicht eher, bis die Zerſtörung unter den Bouteillen, Gläſern und Schüſſeln und das Schreien der Damen ihn von der Verwüſtung und dem Schrecken, den er durch ſeine linkiſche Galanterie anrichtete, benachrichtigte.

Als der Ball begann, war er auf ſeinen Rang und ſeinen Vorzug ſo ſtolz, daß er nicht leiden wollte, daß irgend ſonſt jemand mit der Braut den erſten Tanz machte; aber ſie war ihm für ſeine Höflichkeit nicht ſehr verbunden, denn es koſtete ihr die Schleppen ihres Brautkleides und einen Zehen, den er ihr zertrat, weshalb ſie den übrigen Theil der Nacht lahm blieb.

Als er ſich wegen dieſer Unſchicklichkeit entſchuldigte und verſicherte, daß er ſich gegen die Feinde ſeines Vaterlandes auf dem Schlachtfelde nicht ſo linkiſch betrüge, als gegen die Damen, kam er mit einer alten Muhme in Colliſion, die er bei der Heftigkeit ſeiner Geſticulation mit dem Ellbogen niederſtieß, ſo daß ſie zappelnd auf den Boden fiel.

Bei dieſen Vorgängen, die wörtlich ſo als ſie hier erzählt werden, ſtatt ſanden, war er nicht betrunken! —

Indeß die erniedrigten Ueberbleibſel des einen Geſchlechts vom ehemaligen alten Adel angeſtellt ſind, haben manche Perſonen von dem andern Geſchlecht häusliche Dienſtbarkeit dem höfiſchen Glanz vorgezogen, und ſind Kammermädchen oder Gouvernantinnen geworden, da ſie doch hätten Hofdamen werden können.

Der Mademoiſelle von N . . ., Tochter des Marquis von R . . ., wurde eine Stelle als Hofdame bei der Königin von Neapel angeboten, — welche ſie ablehnte, dagegen aber das Anerbieten, Geſellſchafterin der reichen Madame Moulin zu werden, deren Mann ſonſt Bedienter des Grafen von Brienne war, annahm. Ihr Vater und ihr Bruder beben für dieſe Wahl; denn Napoleon, der ſich ſehr dadurch beleidigt fühlte, gab Befehl, daß beide nach Guadeloupe transportirt werden ſollten, unter dem Vorwande, daß der Bruder in einem Kaffeehauſe geſagt hätte, ſeine Schweſter habe lieber Hausmädchen bei der Frau eines vormaligen Bedienten ſeyn wollen, als die Freundin von der Frau eines Meuchelmörders und Septembriſirers.

Nur zufolge eines prächtigen Geſchenks, das Madame Buonaparte von Madame Moulin erhielt, geſchah es, daß Mademoiſelle von R . . . in den Verbannungsbefehl gegen ihren Vater und ihren Bruder nicht mit eingeſchloſſen wurde.

Nachſchrift.

So eben erfahren wir, daß der ſaubere Juſtizrath **Crome**, Verfaſſer des in dieſem Hefte, Seite 185, gerügten Libells, an der Rettung Deutſchlands verzweifelnd, ſich mit ſeinem geſchlagenen Heros und deſſen flüchtigen Schaaren über den Rhein begeben hat, wo er für den Pranger ſicher zu ſeyn glaubt, und den ihm für ſeine Schandſchrift verſprochenen Sündenlohn zu realiſiren gedenkt.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Napoleons gänzliche Unterdrückung der Preßfreiheit. S. 1.

II. Der Marſchall Ney und General Vandamme. Zwei biographiſche Skizzen . . . — 16.

III. Bruchſtück eines Schreibens aus Halle, nach der Schlacht daſelbſt im Frühjahr 1813. . — 23.

IV. Ueber grobe Beſtechlichkeit der Staatsdiener im (ehemaligen) Königreich Weſtphalen . — 31.

V. Napoleons ſchändliche Intriguen, ſich der Perſon des Königs von Spanien zu bemächtigen . — 39.

VI. Napoleon und Cromwell. Eine Parallele — 167.

Zweites Heft.

I. Beleuchtung und Widerlegung eines ſchändlichen Libells des geheimen Juſtizrath Crome in Gießen — 185.

II. Der Kardinal Feſch, Oncle des Kaiſers Napoleon. Biographiſche Skizze . . — 198.

III. Schreiben eines Deutſchen aus Paris . — 206.

IV. Napoleon, wie er iſt . . — 209.

V. Ueber unverſchämte Rabuliſterei einiger Prokuratoren und Advocaten im ehemaligen Königreich Weſtphalen. — Merlin, kaiſerlicher General-Prokurator in Paris . . S. 234.

VI. Wodurch iſt Napoleon das geworden, was er war, und was er jetzt iſt? . . — 245.

VII. Joachim Napoleon, König von Neapel (ſonſt General Mürat.) Biographiſche Skizze . — 260.

VIII. An Napoleon . . — 269.

IX. Sind dem Kaiſer Napoleon die Erpreſſungen und Bedrückungen bewußt, die von ſeinen Generälen und Commiſſairen verübt werden? . — 280.

X. Schreiben aus Caſſel, im October 1813. . — 319.

XI. Der groſe Geiſt . . . — 326.

XII. Anekdoten vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe und deren Umgebungen . — 333.

Da jetzt jeder edle Deutſche wieder frei athmet, und das Herz für geſellige Freuden empfänglicher geworden iſt, ſo empfehlen wir folgende, für angenehme Unterhaltung und Aufheiterung ſich ganz vorzüglich eignenden Schriften, welche für beigeſetzte Preiſe in allen Buchhandlungen zu haben ſind.

Briefſteller, Dummlinger und Krähwinkeler. Enthaltend merkwürdige Liebesbriefe und andere lächerliche Aufſätze. Ein Recept zur Aufheiterung und zum Sattlachen. Herausgegeben von Jocoſus Federkiel. 8. geh. 12 gr.

Geſellſchaftsbüchlein, neueſtes, für frohe Zirkel. Enthaltend die beſten Lieder von Schiller, Voß, Langbein, Göthe, Tiedge, Mathiſſon u. a. m. und die vorzüglichſten Scherz- und Pfänderſpiele. Nebſt einem Anhange der auserleſenſten Karten- und anderer Kunſtſtücke. Zweite vermehrte und verbeſſerte Aufl. 8. geh. 9 gr.

Deſſen zweiter Theil. 8. geh. 9 gr.

Gleim, Emilie. Kränze, der Liebe und Freundſchaft gewunden. Stammbuch-Aufſätze aus den Werken der vorzüglichſten Dichter Deutſchlands. 12. geh. 6 gr.

Judenkirſchen, friſche und eingemachte. Eine Sammlung von Anecdoten, Schnurren und lächerlichen Characterzügen noch lebender und verſtorbener Juden. Allen in Deutſchland wohnenden Israeliten gewidmet von Polykarpus Krittelmann, 1ſter Band, mit 1 Kupfer. 12. geh. 16 gr.

Deſſen 2ter Band. 12. geh. 12 gr.

Deſſen 3ter Band 12. geh. 12 gr.

Matz, Fürſt von Waſſerland, oder der Regent in der Einbildung. Ein Luſt-, Leid-, Schau- und Freudenſpiel in 3 Aufzügen. 8. 12 gr.

Nußknacker, neueſter theatraliſcher. Sammlung von Schnacken, Schnurren, Anekdoten und Lächerlichkeiten noch lebender und verſtorbener Schauſpieler und Schauſpielerinnen, nebſt einer Weihe an Aug. von Kotzebue. Allen Mitgliedern und Freunden der Schauſpielkunſt ans Herz gelegt von Gabriel Schlegel. Mit 1 Kupf. 12. geh. 12 gr.

Pillenſchächtelchen, ſatyriſches. Enthaltend Anecdoten, Epigramme, witzige Einfälle und Lächerlichkeiten von noch lebenden und verſtorbenen Aerzten und Wundärzten. Geſammlet und herausgegeben von Cyriakus Nießwurz. Mit 1 Kupf. 12 geh. 12 gr.

Plappertaſche, die. Enthaltend witzige Züge, ſatyriſche Bonmots, Anecdoten und Lächerlichkeiten von noch lebenden und verſtorbenen Frauen und Mädchen. Ein Sorgenbrecher für Mädchen, Frauen, Matronen, Jünglinge, Männer und Greiſe. Geſammlet von Ilſegarthe Klatſchroſe. Mit 1 Kupfer. 12 geh. 12 gr.

Reden und Predigten, geiſtliche, zum Todtlachen. Oder Original-Auszüge aus merkwürdigen Predigten und geiſtlichen Reden, welche im 17ten und 18ten Jahrhundert wirklich gehalten worden ſind. Geſammlet und zum Beſten armer Mißvergnügten herausgegeben vom Paſtor Lachemann. 8. 16 gr.

Außer mehreren unbedeutenden Druckfehlern bittet man folgende, den Sinn entſtellende, zu verbeſſern:

Seite 205, Zeile 1 von oben, ſtatt der lies er.
— 214, — 9 — — — ſchützen l. ſchätzen.
— 216, — 4 — — — Direktor l. Diktator.
— 240, — 8 — — — wann l. wenn.

Neue

Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Zweiten Bandes erſtes Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1815.

A D
BIBL.UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

I.

Zwei merkwürdige Beiſpiele vom Geſchäftsgange im ehemaligen Königl. Weſtphäliſchen Miniſterio des Innern.

Ein Prediger, dem die allgemeine Stimme das Zeugniß der Rechtlichkeit und gründlicher Kenntniſſe gab, lebte in dem Theile des nun gottlob! aufgelöſeten Königreichs Weſtphalen, welchen die Uſurpation zum Harz-Departement geſtempelt hatte. Seine Stelle war nicht einträglich, und er hegte bei dem eignen Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit und vieljähriger ächter Verdienſte um Schul- und Kirchenweſen des Staats den gerechten Wunſch, ſeine Lage verbeſſert zu ſehen.

Mit dem Vertrauen des Biedern, daß nemlich ein Perſonale hervorgezogener Günſtlinge einer noch nicht vollkommen in ihrer ganzen Glorie verherrlichten Regierung, nicht anders als ehrenwerth ſeyn könne, wendet er ſich perſönlich an den damaligen Miniſter des Innern, **Wolfradt**, an dem der ärmliche König den Titel eines **Grafen** entweihet hatte.

Mit demſelben Trotze, mit welchem dieſer Pärvenü, um im Geiſte der franzöſiſchen Zeit zu reden, einem dieſes Staates würdigen Departements-Präfekten bei dem Empfange des markloſen Königs am Harze, die Weiſung geben konnte: „obgleich Sie zu ſpät gekommen ſind, hat Ihnen der König dennoch den Orden verwilligt“; mit demſelben trotzigen Stolze beſtürmte der Unhold den beſtürzten Mann, welcher der groben Zurückweiſung des Ungeſchliffenen für den Augenblick nur ſtille Ergebung entgegen zu ſetzen wußte. „Wie können Sie unter den gegenwärtigen Umſtänden auf ſolche Einfälle kommen? Was berechtigt Sie zu dieſen anmaßenden Anſprüchen? Wir haben an wichtigere und nothwendigere Dinge zu denken; iſt Ihre Einnahme zu gering, ſo muß Ihre Gemeinde für Sie ſorgen!“

Mit dieſem niederbeugenden Troſte empfahl ſich der Prediger und erzählte den Vorfall bei ſeiner Rückkunft einigen guten Freunden. Einer unter dieſen, dreiſt und bekannt mit den Mißbräuchen der Regierung, ließ eine

Nachricht von dem Confirmationsakte jenes Pfarrers, nach allen ſeinen Vorzügen beſchrieben, in der Ausgeburt des Teufels, dem Moniteur, abdrucken, welche mit einer herzergreifenden Lobpreiſung des hohen und edlen Miniſterii endigte, das ſo großes und unbeachtetes Verdienſt gewiß nicht nach Würden zu belohnen vergeſſen würde.

„Wofern der Narr ſich noch einmal beikommen läßt,“ war der letzte würdige Beſchluß des übermüthigen Miniſters, nachdem er dieſen Aufſatz geleſen hatte, „uns zu beläſtigen, ſo gebe man ihm ſeinen Paß und die Stelle einem Andern.“

Dies alſo war der Lohn für ſo lange und treu geleiſtete Dienſte! — Und welchem redlichen Staats- und Religionsdiener empört dieſe Kränkung nicht? —

Aber ein weit grelleres Beiſpiel, wie grauſam der Grundſatz, den Körper der ausübenden Gewalt, in einzelne Glieder zerriſſen, im Staate zu zerſtreuen, auf die leidenden Unterthanen gewirkt habe, iſt folgendes:

Ein Candidat hatte ſich einem Departements-Präfekt in Weſtphalen zu empfehlen gewußt, und war durch deſſen Verwendung zu einer Stelle in Vorſchlag gebracht. Die Stimme des ſogenannten Bureau-Chefs konnte ihm nichts, als das Verſprechen von zwanzig Bouteillen Champagner erkaufen: Als aber bei der inſtehenden Abfertigung des Berichts der Champagner noch nicht angekommen, und das Gelübde alſo noch nicht gelöſet war; ſo wurden in dem Schreiben an den Staatsrath nicht ohne Grund die bereits ins Reine gebrachten Conſcriptionsverhältniſſe des Candidaten in ein mißliches Licht geſtellt, obgleich derſelbe mehrere Brüder unter den Blutfahnen des franzöſiſchen Despoten theils in Spanien verloren, theils noch in Dienſten hatte.

Der Staatsrath ergriff dieſe Winke und ſchlug die Ernennung ab, mit dem ſtrengen Befehle, ſofort andere Vorſchläge einzuſenden.

Unterdeſſen hatte der Präfekt die proviſoriſche Anſtellung des Candidaten verfügt und denſelben an den Ort ſeiner Beſtimmung gewieſen. Er ließ ihm jetzt ein Zeugniß über die gänzliche Beſeitigung ſeiner Conſcriptionsverhältniſſe ausſtellen, und verſuchte eine Erneuerung ſeines Vorſchlages, der nun zwar vom Staatsrathe genehmigt, auf deſſen Antrag aber vom Miniſter Wolfradt, auf geheimes Dazwiſchentreten eines Andern, mit einer Härte abgeſchlagen wurde, die dem Gemißhandelten ſeine Anſtellung augenblicklich aufzugeben und andere Vorſchläge zu thun befahl.

Jetzt warf ſich jener Bureau-Chef, einverſtanden mit dem zweideutigen Ruhme: „ein ſchlechter Staatsdiener, der nicht Alles beweiſen und widerlegen kann!“ für den Geängſtigten, der indeß alle ſeine Haabe für ſeine erſte Anſtellung und Einrichtung aufgeboten hatte, zum Vertheidiger auf, das heißt, er bewies mit einer außerordentlichen Redſeligkeit in einem Briefe, den er ihm anfertigte, daß er den Geſetzen der Conſcription Genüge geleiſtet habe, und alſo kein Hinderniß bei ſeiner Ernennung vorhanden ſey. Für einen ſolchen Freundſchaftsdienſt war er gewohnt, vier Louisd'or zu liquidiren, die der Liſtige, oft noch unzufrieden, unter boshaften Aeußerungen einſteckte.

Aber auch dieſer Brief war und blieb ohne Erfolg, weil der Diviſions-Chef des Miniſterii, H — l, hier eine Gelegenheit entdeckt hatte, wobei etwas zu verdienen war *); und der gequälte Candidat, den ſein vormaliger Gönner, durch die Ohrenbläſereien ſeiner ſaubern Geſellen, durch eine proviſoriſche Anſtellung in dieſe Falle gelockt hatte, ſah ſich nun genöthigt, ſeine Sache perſönlich in Caſſel zu vertreten.

---

*) Es iſt derſelbe, welcher ſogar Gelder für Stellen, die er nicht zu vergeben hatte, annahm und nicht wieder herausgab.

Mit ſtechenden und groben Worten von dem Präfekten, den die Hintertreibung ſeiner eigenmächtigen Schritte mit Verdruß erfüllt hatte, entlaſſen, kam der Candidat hoffnungslos in Caſſel an, und hatte hier nicht länger als vierzehn martervolle Tage der Langeweile und bangen Furcht zu vertrauern, bis er gehört wurde, um — abgewieſen zu werden.

Dies war ſein Schickſal bei dem Staatsrathe, der ihm aufrichtig genug erklärte, daß er nichts mehr für ſeine Sache thun könne, indem ihm die letzte Stimme dieſer Ernennung nicht zukomme; und bei dem Miniſter, dem intriguanten Wolfradt, der ihn mit ſeiner Lumperei an den Diviſions-Chef verwies.

Manche trübe Stunde irrte der Verlaſſene vom Schauſpielhauſe unter den Linden zur Aue hinab und zurück, mit einigen bekannten Unglücksgefährten, die er in der Reſidenz aller Bubenſtücke in ähnlicher Abſicht vorgefunden hatte, und ſann auf Mittel, dem Diviſions-Chef beizukommen, den auch das ſchriftliche und mündliche Zureden zweier beſſer geſinnten Secretaire des Staatsraths und Miniſterii, St — r und W., nicht hatten bewegen können.

Die Geldvorräthe waren erſchöpft, die gleichgültigen Zögerungen des Chefs währten von einer Stunde und einer Woche zur andern, und die bedingten Verſprechungen der Hülfe ſchienen gleichwohl neue Zahlungen unumgänglich nothwendig zu machen. Dazu war in einer Welt von fremden Menſchen weder Rath noch Hülfe. Endlich, um des läſtigen Supplicanten los zu werden, gab ihm jener Chef die Entſcheidung: daß er ruhig und glücklich zu Hauſe reiſen, und ſeine Ernennung binnen vier Wochen erwarten ſolle, während welcher Zeit er ſeine gänzliche Befreiung bei dem Miniſter des Kriegsweſens auswirken wollte.

Froh, ſeines Sieges gewiß, ward der Getäuſchte mit dieſer Nachricht von dem Staatsrath und Präfecten entlaſſen, welcher letztere ihm nun erſt das ganze Gewicht ſeines Verdruſſes in niedrigen Worten fühlen ließ, deren Widerlegung die Stelle gekoſtet haben würde.

Jene entſcheidende Antwort überbrachte nach Verlauf von vier Wochen auf eine goldene Erinnerung, die nur noch nicht kräftig genug ausgefallen war, auch ein Bote ſchriftlich zurück, während deſſen dieſelbe im Namen des Miniſters bei dem Präfecten und Staatsrath in das Licht einer frechen Lüge des referirenden Candidaten geſtellt wurde.

Die ſchriftliche Wiederholung dieſer Erklärung, mit dem Miniſterialſiegel bedruckt, ward dem Präfecten vorgewieſen und nöthigte ihm ein unwillkührliches Entſetzen über die Schändlichkeit einer ſo heterogenen Regierung ab, deren Glied er war. Den Staatsrath aber empörte dieſe unzweideutige Widerlegung der Anſchuldigungen jenes hohen Geſindels, und er ſchrieb mit treuer Aufrichtigkeit an den Supplicanten: „er mögte, um jedes hervorgeſuchte Hinderniß aus dem Wege zu räumen, einen Stellvertreter für ſich ankaufen; alsdann könne und wolle er ihm ſeine Ernennung mit Ausbietung aller ſeiner Kraft verſchaffen.“

Auch dies richtete der unbemittelte Candidat mit großer Beſchwerde und vielem Gelde, welches an habſüchtige Seelenverkäufer, Conſcriptionsdiener, Unterhändler und an das ſtellvertretende Subject gezahlt werden mußte, ins Werk, wobei ihm insbeſondere der Departements-Präfekt nicht blos alle Hülfe entzog, ſondern ſogar durch Empfehlung anderer Subjecte, an die als erledigt betrachtete Stelle mit grauſamer Kränkung hinderlich wurde.

Dennoch wurden dieſe Schwierigkeiten überwunden, und die Documente darüber aus der Hand des Supplicanten an den Staatsrath abgefertigt, welcher nun ſeinen Antrag auf Ernennung deſſelben an den Miniſter zum viertenmale wiederholte, während deſſen die verwaltende Ortsbehörde den Candidaten in ſeinen Bemühungen auch nicht einmal durch ein nachgeſuchtes Zeugniß ſeiner redlichen Amtsführung unterſtützen wollte, um bei neuen Vorſchlägen ein neues Intereſſe in die Sache flechten zu können.

Nun vergingen ſechs Monate, ohne eine Art von Antwort zu erhalten, bis auf wiederholtes Schreiben des Bewerbers neue, Beſorgniß erregende Bewegungen, in den Unterbehörden begonnen, die ihn zu einem letzten entſcheidenden Schritte zwangen, den nämlich: ſeiner unmenſchlichen Excellenz einen Brief zuzufertigen, der die geſchehenen Schritte und die unverhinderlichen Vorſätze des Supplicanten, zur Erreichung ſeines Zweckes auf einem andern Wege, in das hellſte Licht ſetzte. Zugleich gieng ein zweiter Bote wiederum mit der Summe von fünf Louisd'or an den berüchtigt gewordenen Diviſions-Chef ab, wogegen eine mit dem Miniſterialſiegel bedruckte Quitung nebſt der mündlichen Verſicherung erfolgte, daß binnen acht Tagen die Ernennung nachfolgen ſollte.

Noch waren nicht acht Tage verfloſſen, als der Chef aus dem Bureau jenes Präfekten die ausdrückliche

Nachricht der Ernennung, mit kräftiger Erinnerung an die früheren Bedingungen und die vielen mühſeligen Arbeiten, worauf ſie ſich gründete, an den Candidaten abfertigte.

Welche von den Behörden war die ſchlechteſte in der Reihe dieſer empörenden Mißhandlungen? Und dennoch konnte der Präfect dem Gemißhandelten mit aller Unbefangenheit ſagen laſſen: „ich freue mich, daß die gerechte Sache geſiegt hat.“

Wer mit der kurzen Erzählung dieſer ſcandalöſen Beiſpiele nicht zufrieden iſt, oder ihr ſeinen unbedingten Glauben nicht ertheilen mag, dem können in einem andern Stücke die ſämmtlichen Belege und Briefe vorgelegt werden.

II.

Fouché, Herzog von Otranto, Kaiſerlich-franzöſiſcher Polizeiminiſter.

Charakteriſtik deſſelben.

Schon oft iſt der Name dieſes Mannes in den Fakkeln erwähnt worden, obgleich immer bei ſchwarzen, ſchurkiſchen Thaten; es wird daher für manchen unſerer Leſer nicht unwillkommen ſeyn, eine Charakterſchilderung von ihm hier zu finden.

Fouché iſt ein Mann von einem ſo unſittlichen Charakter, als die Revolution nur einen aus der Dunkelheit hervorgezogen hat. Es iſt eben ſo ſchwer, ſich ein Verbrechen zu denken, was er nicht begangen hätte, als eine gute oder gerechte Handlung, die er jemals ausübte, zu entdecken. — Er iſt ſo notoriſch ein Schurke, daß ſelbſt der ſchändliche Nationalconvent ihn aus ſeinem Schoß ausſtieß und ſeit ſeinem Miniſterium hat ſich in dem herabgewürdigten Frankreich kein Menſch gefunden, der niedrig genug geweſen wäre, die von ihm begangenen Gräuel und Frevelthaten zu verkleinern, geſchweige zu vertheidigen. Bei einer ſo verdorbenen und unmoraliſchen Nation iſt das allein mehr als negative Evidenz.

Vor der Revolution war er ein Mönch, und als ſolcher geſtand er damals in ſeiner Correſpondenz mit dem National-Convent, daß er niemals an einen Gott geglaubt habe; und als einer der erſten öffentlichen Beamten der Republik, leugnete er officiell die Exiſtenz der Tugend. Thränen wirken daher eben ſo wenig, als Vorwürfe, auf ihn, und Gewiſſensbiſſe ſind für ihn eben ſo fremd, als er gegen die Reue abgehärtet iſt.

Geld und Beſtechungen ſind für ihn alles, und Ehre und Redlichkeit nichts.

Die Supplikanten, die Partheien, die mit nichts anderm als der Gerechtigkeit ihrer Sache vor ihm erſcheinen, können ſich wirklich glücklich ſchätzen, wenn ſie, nachdem ſie abgewieſen ſind, nicht auch eingeſperrt oder zu Grunde gerichtet und vielleicht beides zugleich ſind; indeß eine Zeile von Napoleon, oder einem ſeiner Brüder, eine goldene Börſe, Unrecht in Recht, Schuld in Unſchuld verwandelt, das auf den Meuchelmörder wartende Schaffot entfernt, und die für den Vatermörder angezündeten Fackeln auslöſcht.

Seine Autorität iſt ſo groß, daß er durch das geringſte Zeichen, mit einem Hauche, von den entfernteſten Grenzen von Frankreich, bis zu dem Ausfluß der Elbe, Hütten und Palläſte zermalmt; und ſeine Entſcheidungen, gegen die keine Appellation Statt findet, ſind ſo zerſtöhrend, daß ſie nie eine Spur hinter ſich zurücklaſſen!

Obgleich ein Verräther gegen ſeinen vorigen Wohlthäter, den Ex-Director Barras, beſaß er doch bis zum Jahr 1810 das unbegrenzte Zutrauen Napoleons *).

---

*) Wodurch er des Kaiſers Ungnade in dieſer Zeit auf ſich gezogen hat, iſt nicht bekannt. Er wurde in dieſem Jahr vom Hofe entfernt und auf ſeine Güter verwieſen; aber während der Zeit des Waffenſtillſtandes im Juli und Auguſt 1813 wurde er in die Illyriſchen Provinzen als Militairgouverneur geſandt, und dies beweiſt eine Ausſöhnung zwiſchen Napoleon und ihm.

Er hat mit Talleyrand an der wachſamen, unmoraliſchen und ſchrecklichen geheimen Polizei Theil, und mit Real und Dubois, den Polizei-Präfekten, an der Wiedereinführung, oder vielmehr der Erfindung neuer und verbeſſerter ſchrecklicher Tortur-Inſtrumente. — Die Oubliettes, eine Art ausgegrabener Brunnen, oder tiefer Graben, die unter dem Tempel und den meiſten andern Gefängniſſen ſich befinden, ſind das Werk ſeines hölliſchen und verfluchten Geiſtes. — Sie ſind mit Fallthüren bedeckt, und ein jeder, den die Folter verſtümmelt hat, oder nicht zum Ausſagen brachte, deſſen Rückkehr zu der menſchlichen Geſellſchaft man für gefährlich hielt, oder deſſen Verſchwiegenheit man nicht traute, der dem Kaiſer, ſeinen Günſtlingen, oder deren Maitreſſen nicht angenehm iſt; der Fouché mißfiel, oder einer andern an der Spitze ſtehenden Perſon einen Anſtoß gab; ein jeder, der ſich weigerte, um wieder ſeine Freiheit zu erlangen, einen großen Theil ſeines Vermögens aufzuopfern; alle dieſe werden in die hölliſchen Abgründe hinunter geſtürzt, um da vergeſſen zu werden, oder was noch ärger iſt, vor Hunger zu ſterben, wenn ſie nicht ſo glücklich ſind, den Hals zu brechen und durch den Fall getödtet zu werden.

Auch eine Art von Gefängniſſen, von ächter Nero'ſcher Erfindung, ſind das Werk Fouché's und ſeines

Spießgeſellen Dubois. Der hineingeworfene Arreſtant kann weder aufrecht ſtehen, noch ordentlich ſitzen oder liegen. In dieſer peinigenden Lage wird er jede Viertelſtunde durch eine Oeffnung befragt: ob er weiter ausſagen, oder geſtehen wolle.

Man denke ſich in ſolcher ängſtlichen, grauſamen Situation einen lebhaften, wüthenden Franzoſen, leichtſinnig und egoiſtiſch in ſeiner Denkart; was man den nicht alles auf ſolche Weiſe, auch über Andere, denen man gern zu Leibe will, eingeſtehen machen kann! —

Das Vermögen, welches Fouché durch ſeine Räubereien erlangte, beträgt nach der geringſten Schätzung auf ſechszig Millionen Francs, und muß noch jährlich um vieles anwachſen; ſeit der Revolution kaufte er nicht mehr als zwanzig Nationalgüter an, und ſieben der vorigen Eigenthümer von ihnen ſind verſchwunden, ohne daß man je wieder etwas von ihnen gehört hat.

Als ein Mann, der wechſelſeitig über die Freiheit von ſo vielen Millionen Menſchen ſchaltet, iſt er auch in einem großen Maaß Herr über ihr Vermögen.

Die Oberhäupter der Regierung und ihre Staatsbeamten ausgenommen, exiſtirte kein Individuum in

Frankreich, Italien, Holland, der Schweiz, Deutſchland und Polen, was einen Augenblick hätte ſicher ſeyn können, um nicht auf Fouché's Befehl durch die Hände ſeiner Agenten ergriffen, ins Gefängniß geworfen, geplündert, auf die Folter geſpannt, oder vernichtet zu werden.

Bei den Martern, die manche Individuen auf der Tortur ertragen müſſen, iſt Fouché größtentheils gegenwärtig und der Anblick dieſer Jammernden und ihre herzzermalmenden Wehklagen ſcheinen ſein größter Genuß zu ſeyn. Die beiſpielloſen Höllenmarter, die der engliſche Schiffs-Kapitain Wright ausſtand, waren das Werk ſeiner perſönlichen Direktion.

Dieſer Kapitain hatte nämlich den General Pichegrü und Georges ans Land geſetzt, von welchen vielleicht im Einverſtändniß mit Moreau, eine Gegenrevolution eingeleitet werden ſollte. Die Sache mißlang bekanntlich; Moreau wurde verwieſen, Pichegrü und Georges aber eingekerkert und empfiengen den Tod durch geheime Mörder, weil man ihnen nichts überführen konnte. *)

---

*) Bei der Unterſuchung über die Verſchwornen erſchien wieder, in welchem Staate die Franzoſen lebten. Alle Gerichte

Auch der unſchuldige Kapitain Wright, der durchaus nichts weiter verbrochen, als den Befehl ſeiner Regie-

---

der Geſchwornen in Hochverrathsſachen gegen den Staat und den Oberkonſul wurden auf zwei Jahre unthätig gemacht, und es ward ein beſonderes Gericht von ſechs Richtern ernannt, das über dieſen Verrath Recht ſprechen ſollte.

Bei dem Verhör blieb Pichegrü ſeinem bekannten Charakter getreu, ſtark an Seele wie an Leib zu ſeyn. Er ſagte aus, müde des Elends und der ewigen Sehnſucht nicht mächtig, ſei er nach Frankreich gekommen; mit Loyolais, Georges, Moreau habe er nie irgend eine Verbindung noch Zuſammenkunft gehabt. Sonſt war er trotzig, heftig und offen in ſeinen Antworten auf die vorgelegten Fragen, ja ſo offen, beſonders über den Oberkonſul, daß man ſeine Worte nicht niederſchreiben wollte. Weil man die Heftigkeit und den Ungeſtüm dieſes Mannes ſcheute, ſo ward er den 6. April im Gefängniſſe todt gefunden. Man ſuchte durch alberne Erzählungen zu beweiſen, er habe ſich ſelbſt erdroſſelt. So ſtarb der große Feldherr, der 1794 die Franzoſen ſiegreich machte, und 1795 in Einem Monat Holland unterwarf; 1797 ward er durch die barrasbonapartiſche Parthei nach Cayenne verwieſen, entrann den Seuchen und Stürmen, und kam wieder nach Europa, daß er gleich einem gemeinen Verbrecher im Kerker erwürgt würde.

Georges, der fürchterliche Anführer der Chouans, ein Mann, gefährlich durch Rieſenſtärke und Rieſenmuth, gefährlich durch ſeine Verſchlagenheit und Gewandtheit, rung vollzogen hatte, nemlich jene Männer von England aus nach Frankreich überzuſetzen, wurde ebenfalls ergriffen und gefangen geſetzt.

---

betrug ſich wie einem unerſchrockenen Manne geziemt, der vor Kanonen und Bajonetten nie gewankt hat. Er geſtand, er ſei deswegen nach Frankreich gekommen, daß er, ſobald ein franzöſiſcher Prinz da ſeyn werde, durch offene, vorbereitete Gewalt den Oberkonſul ſtürzte und umbrächte. Das halte er für Pflicht und Verdienſt um Frankreich und um die Menſchheit. Mit Pichegrü, mit Moreau und andern bedeutenden Männern in Frankreich habe er keine Gemeinſchaft gehabt. Bei dieſer Ausſage blieb er bei allen Verhören, zugleich bat er, höhniſch auf Pichegrü's Tod hinſpielend, ins Verhörbuch einzutragen, er werde nie ſich ſelbſt das Leben nehmen.

General Moreau leugnete anfangs alle Anklagen und Zeugniſſe ab, vorzüglich, daß er Pichegrü geſehen und geſprochen. Nachher geſtand er doch, er habe eine Unterredung mit Pichegrü gehabt. ihm ſeine Eröffnungen gemacht, aber er habe ſich auf nichts eingelaſſen, und Pichegrü ſei deswegen unzufrieden von ihm gegangen. Als man ihm vorwarf, es ſei ſeine Pflicht als eines getreuen Unterthans geweſen, ſolches der Regierung anzuzeigen, und er ſei ſchon deswegen des Verraths ſchuldig, antwortete er, er ſtehe lieber vor Kanonenmündungen, und ſchlage ſich mit den Feinden, als daß er den Angeber mache; doch läßt ſich die Sträflichkeit und der Vorwurf eines wankenden Betragens beim Verhör von ihm nicht abwälzen; iſt vollends der Brief ächt, den er gleichſam als

Als dieſer Offizier zum leztenmal vor dem peinlichen Tribunal, welches Georges, Püchegrü und Moreau ver-

---

Entſchuldigung und doch als Anklage gegen ſich an den Oberkonſul geſchrieben haben ſoll, ſo ſieht man in dieſer Schwäche den Sieger von Hohenlinden nicht. Die Regierung hatte ihn anfangs mit den Andern ſchlechtweg Mörder und Bandit geſtempelt, mußte aber, als ſie die Theilnahme von ganz Frankreich an dieſem Mann gewahrte, bald einen glimpflichern Ton für ihm annehmen.

Um Moreau drehte ſich eigentlich nach Pichegrü's Tode der ganze Prozeß; mit den übrigen konnte man willkührlich verfahren, bei ihm mußte man wenigſtens alle Scheine achten. Doch war, wie in dem ganzen Prozeſſe, ſo auch in den Ausſagen gegen ihn, vieles dunkel und widerſprechend. Manche ſagten aus, Moreau habe von den Bourboniden nichts hören wollen, als zu deren Wiederherſtellung keine Hoffnung ſei, weil ſie keine Tugenden haben, die das Volk ziehen können; andere, er habe ſich durch ſeine Weigerung, unter andern Häuptern zu wirken, wohl merken laſſen, er wünſche ſelbſt Frankreichs Diktator zu werden; viele widerriefen auch in den Verhören; andere erklärten ihre Ausſagen durch Einflüſterungen oder Martern erpreßt, und die Protokolle verfälſcht. Auch deßwegen mußte die Regierung dem Volke alles verworren und verſtümmelt bekannt machen. Auffallend aber war es allen, daß einer der Verhafteten, Namens Roland, der beſonders gegen Moreau zeugte außerordentlich mild behandelt, ja zur Beſorgung ſeiner urtheilte, erſchienen war, hatte der Kaiſer und deſſen Regierung ſein Schickſal beſchloſſen.

Geſchäfte ſogar wieder in eine Art Freiheit geſetzt war; vorzüglich aber machte dieſen Mann die Mitſpielerei und Durchſtecherei mit Fouché und den Seinigen noch verdächtiger, daß er allein in einem beſondern Gefängniß in der Abtei ſaß.

Für Moreau indeſſen wuchs der Enthuſiasmus des Volkes von Tage zu Tage; alles drängte ſich zu den Verhören, wenn er erſchien; alle Straßen und Zugänge waren gefüllt, wenn er zum Verhör geführt ward; die Wachen, wo er durchging, erkannten ihn freundlich und ſchilderten vor ihm; ihm gegenüber ſtanden Generale, Beamte, Officiere, und grüßten ihn ehrerbietig und ſahen ihn getroſt an, als ſprächen ſie ihm Muth ein, und riefen ihm zu: ſei friſch und wage etwas! wir ſind mit dir. Moreau hielt zuletzt ſeine Vertheidigungsrede, die wacker und ſeiner großen Thaten nicht unwürdig war. Er berief ſich darin auf ſeine Tapferkeit, Redlichkeit und Uneigennützigkeit und auf die Mannszucht, wodurch er allein von allen franzöſiſchen Feldherren den franzöſiſchen Namen bei den Fremden nicht ſtinkend gemacht habe. Ihn habe man mehr als einmal aufgerufen, ſich an die Spitze von Frankreich zu ſtellen, ihm habe man mehr als Einen zehnten November angetragen, er habe ihn ausgeſchlagen; denn er habe ſich tüchtig gehalten, Heere zu befehlen, der Republik habe er nicht befehlen wollen. Er ſchloß mit den Worten: Richter, richtet gerecht! die Welt, Europa, die Nachwelt ſieht auf euch.

Seine Feſtigkeit war Napoleon anſtößig, ſein Patriotiſm erregte ihm Misfallen, und da er das Ver-

---

Dieſe Rede durchbrach den Strom, ein wunderbarer Enthuſiasmus ergriff alles Volk: man hörte nur Moreau und wieder den General Moreau; ſeine Vertheidigungsrede war nachgeſchrieben worden, und ward den folgenden Tag durch alle Straßen von Paris zum Verkauf ausgerufen: die Rede! die herrliche Rede des General Moreau!

Die Regierung befand ſich endlich mit dieſem Manne in einer fürchterlichen Klemme und Angſt. Den Tag vorher, als das Urtheil über den Angeklagten geſprochen werden ſollte, war der General Lecourbe nebſt mehreren andern bedeutenden Männern aus der Stadt verwieſen; an dem Tage ſelbſt vermied die Regierung alles, was den Verdacht und Unwillen des geſpannten Volks noch mehr reizen konnte. Kein Soldat ward geſehen; die Kriegsmacht, auf alle Fälle gerüſtet und mit ſcharfen Patronen verſehen, war in abgelegenen Quartieren in der Stadt vertheilt; wo Bonaparte war, wußte niemand: viele erzählten, er habe ſich auf dem Lande verſteckt gehalten; das Volk, einem dunkeln Gewitter oder Sturmwolken vor dem Ausbruche gleich, wogte in grauenvoller Stille durch die Straßen und um die Orte des Gerichtes hin und her; das Gericht ſelbſt befragte und beſchickte ſich in unaufhörlichen Sendungen mit der Regierung, was zu thun, was zu laſſen ſei, und zögerte, das Urtheil zu ſprechen. So war die Lage und die Stimmung, daß Eine Kühnheit, Ein Wort von Motrauen der engliſchen Regierung hatte, ſo glaubte man, daß er in ihre Geheimniße eingeweihet wäre, und es

---

reau die Richter zerriſſen, Fouché und ſeine Helfer erwürgt, die Regierung geſtürzt und ganz Europa verändert hätte. Moreau wagte nichts; deſto thätiger waren ſeine Feinde. Nachdem Hunger und Ermattung und die Nachtkälte und die Ausſtreuung der Polizei, Moreau werde frei aufs Land entlaſſen werden, die meiſten auf den Straßen Verſammelten in ihre Häuſer und Betten getrieben hatten, ſprachen die Halsrichter endlich den 10ten Junius früh um 3 Uhr das Urtheil: Moreau nebſt vier andern Schuldigen ſolle vier Jahre im ſichern Verwahrſam gehalten werden. Noch klangen viele Stimmen im Saal: kein Verwahrſam für Moreau! aber ſie verklangen. Wovor man gezittert hatte, war nicht mehr da: der Volksſturm, der immer nur einmal ſeine höchſte Höhe erreicht, hatte ausgeblaſen, die Gefahr war vorüber.

Was nachher zwiſchen Moreau und der Regierung verhandelt iſt, weiß man nicht; ob durch weibliche Fürſprache, durch Talleyrands und Fouché's Rath, durch die Furcht, Moreau in Frankreich im Gefängniß ſitzend, oder auch im Gefängniß ſterbend, ſei noch gefährlich, ſeine Loslaſſung und Entfernung von Frankreich bewirkt worden, iſt unbekannt. Genug er ward den 22ſten Juni unter Bedeckung von Gensd'armen auf das geſchwindeſte und geheimſte von dem General Savary nach den Pyrenäen abgeführt, daß er ſich in Spanien mit ſeiner bald nachfolgenden Familie nach Amerika einſchiffte; was er auch that.

wurde daher beſchloſſen, daß, wenn er ſich weigerte, ein Verräther zu werden, er als ein Schlachtopfer umkommen ſollte.

Desmarets, Fouché's Privatſekretair, der auch Sekretair der geheimen und hohen Polizey iſt, befahl alſo, daß er zu einem andern geheimen Verhör vorgebracht werden ſollte. Hier wurde ihm von Fouché eine beträchtliche Geldſumme und der Rang eines Admirals im franzöſiſchen Dienſt angeboten, wenn er, was er von den Plänen ſeiner Regierung, von ihren Verbin-

---

Nach der Abreiſe dieſes Mannes herrſchte Bonaparte furchtloſer; er wußte wohl, daß ganz Frankreich auf ihn ſah und daß es ſeine Siege, ſeine Redlichkeit, Offenheit, Mäßigkeit, Beſcheidenheit mit Bonapartens Uebermuth, Hinterliſt, Tücke, Gewalt und Despotismus verglich. Moreau hätte jetzt Herr von Frankreich werden, ſein Vaterland ruhig und friedlich regieren und Europa unangefochten und unüberzogen laſſen können. Ihm fehlte dazu Muth und Ehrgeiz, er war kein politiſcher Mann und nicht zum Herrſcher geboren; Frankreich hatte vergeblich von ihm gehofft, er werde es von dem Tyrannen befreien. Auch wollte Gott es nicht, die Welt hatte noch keinen Frieden verdient, die allgemeine Feigheit, Verruchtheit und Gottvergeſſenheit ſollten noch mehr geſtraft werden: dazu taugte Moreau nicht, dazu war Bonaparte in Korſika gebohren.

dungen mit den Unzufriednen in Frankreich und von ihren Mitteln, mit ihnen eine verrätheriſche Correſpondenz zu unterhalten, wüßte, anzeigen wollte.

Er antwortete, wie es zu erwarten war, mit Unwillen auf ſolche Anerbietungen und Vorſchläge, und da ſie öfterer wiederholt wurden, ſo fing er an, Stillſchweigen zu beobachten und gar nicht mehr zu antworten. Fouché ſagte ihm darauf, daß die Tortur ihn bald wieder zur Sprache bringen ſollte, und einige Gensd'armes ergriffen ihn und ſpannten ihn auf die Folter.

Obgleich die teufliſchten Werkzeuge gegen ihn gebraucht wurden und er die furchtbarſten Marter erdulden mußte, ſo ließ er doch keine Klage und ſelbſt keinen Seufzer hören.

Als man ihm drohete, daß er in den Qualen ſeinen Geiſt aufgeben ſollte, ſagte er: „ich fürchte den Tod nicht, denn Gott wird meine Seele aufnehmen und mein Vaterland wird meine Ermordung rächen.“

In den zwey Stunden, die er den erſten Tag auf die Folter geſpannt war, wurde ſein linker Arm und ſeine rechte Lende zerbrochen und ihm die Nägel von den Zehen geriſſen; er wurde darauf den Händen eines

Wundarztes übergeben, bey dem er fünf Wochen in der Kur blieb; ehe er aber völlig wieder hergeſtellt war, wurde er zu einem neuen geheimen Verhör vorgebracht, wobey, außer Desmarets und Fouché, auch Real gegenwärtig war.

Der Polizeyminiſter ſagte ihm jetzt, daß er bey dem zerſtümmelten Zuſtande ſeines Körpers und den Leiden, die er ausgeſtanden hätte, überzeugt ſein müßte, daß die franzöſiſche Regierung nicht die Abſicht hätte, ihn jemals nach ſeinem Vaterlande zurück kehren zu laſſen, da er hier Vorgänge erzählen möchte, wovon die franzöſiſche Staatsklugheit erfordre, daß ſie in Vergeſſenheit vergraben würden; und daß er alſo nur zwiſchen den zwey Dingen zu wählen hätte, entweder dem Kaiſer der Franzoſen zu dienen, oder innerhalb der Mauern ſeines Gefängniſſes umzukommen.

Er erwiederte, daß er auf alles gefaßt wäre und ſeinem König und ſeinem Vaterlande getreu, wie er gelebt hätte, auch ſterben wollte.

Der Mann, der ſich in dem völligen Beſitz ſeiner geiſtigen und phyſiſchen Kräfte befindet, iſt in den meiſten Fällen ſehr verſchieden von dem, deſſen Gemüth durch Leiden niedergedrückt und deſſen Körper durch Martern zerſtümmelt und durch Mangel geſchwächt wurde.

Fünf Monate hatte Kapitain Wright nur Kerkermeiſter, Spione, Tyrannen, Henker, Feſſeln, Foltern und andere Torturmaſchinen um ſich her geſehn; und fünf Wochen hindurch war Brod ſeine Speiſe und Waſſer ſein Getränk geweſen. Der Mann, welcher in einer ſo traurigen Lage ſeine natürliche Würde und ſeine angebohrnen Geſinnungen behauptet, verdient mehr, als der Geſetzgeber, der Sieger oder der Heilige, Statüen oder Altäre.

Das erwähnte Verhör war das letzte, was Kapitain Wright anzuſtehn hatte. Er wurde dann wieder auf die Folter geſpannt und zu den Martern verurtheilt, welche die franzöſiſchen Veredler der Menſchheit, Fouché, Real und Dubois die Höllenqualen nennen.

Nachdem er über ſeinen ganzen Leib mit glühenden Zangen gezwickt war, wurde mit Schießpulver vermiſchter Branntwein in die Wunden geſchüttet und dieſe Miſchung mehrmalen angezündet, bis ſie in den Wunden beynahe bis zu den Knochen einbrannte. — In den Konvulſionen, worin er durch dieſe Martern verſetzt wurde, biß er ſich ein Stück von der Zunge ab, obgleich man vorher auch keinen Seufzer von ihm gehört hatte.

Da er noch immer am Leben blieb, ſo wurde er wieder ſeinem vorigen Wundarzt übergeben; als er aber äußerſt ſchwach wurde, kam Fouché, in der Kleidung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen zu ihm, als wenn er ihn zum Tode bereiten wollte. Er nahm das Anerbieten an; als dieſer Menſch aber anfing, hinterliſtige Fragen an ihn zu thun, warf er ihm einen verächtlichen Blick zu und ſprach kein Wort weiter mit ihm.

Da man endlich ſahe, daß es nicht möglich war, Ausſage von ihm zu erzwingen, ſo wurde er in der Nacht von einem Mameluckel in ſeinem Bette erdroſſelt.

So ſtarb ein Held, deſſen Schickſal in Paris mehr Mitleiden erregte und deſſen Charakter mehr bewundert wurde, als irgend einer der groſſen Männer, die im Kampfe für ihren Kaiſer fielen.

Kapitain Wright hat aus ſeinem Grabe, ſo wie aus ſeinem Kerker, über den brittiſchen Namen neue Strahlen der Ehre und des Ruhms verbreitet.

Dieſer unglückliche Engländer hatte einen Wundarzt, Namens Vaugeard, der ſein Zutrauen gewann, und obgleich in dem ſcheußlichen Kerker angeſtellt, auch ſein Zutrauen verdiente. Entweder weil er des Lebens überdrüßig war, oder auch aus Anhänglichkeit für den Kapitain Wright, überlebte er ihn nur zwölf Stunden. Während dieſer Zeit ſchrieb er die empörende Schilderung, die wir eben mitgetheilt haben, und ſandte ſie an drey Mitglieder des auswärtigen diplomatiſchen Korps, mit der Bitte, ſie Sir Sidney Smith oder einem Miniſter der engliſchen Regierung zuzuſtellen, damit dieſe erfahren möchten, daß Kapitain Wright bis zu dem letzten Augenblick ſeines Lebens ihrer Protection und ihrer Achtung würdig blieb.

Nachdem der edle Vaugeard beſtimmt wußte, daß ſein Brief ſich in den rechten Händen befände, zog er ein Terzerol und jagte ſich eine Kugel durch den Schädel! — —

Während des Aufenthalts des Pabſtes in Paris war der Polizeiminiſter Fouché der einzige, dem die Ehre niemals zu Theil wurde, Sr. Heiligkeit vorgeſtellt zu werden. — Da der heilige Vater es mit andern Perſonen, die, gleich dieſem, als Abtrünnige und Königsmörder bekannt waren, ſo genau nicht nahm, ſo hat man folgendes als den Grund ſeiner unerbittlichen Abneigung gegen dies Ungeheuer angegeben:

Im November 1793, da Fouché Volksrepräſentant von Lyon war, ſoll er befohlen haben, daß der Leichnam eines ruchloſen Menſchen, Namens Challier, den man wegen ſeiner Gräuelthaten den Lyonner Marat nannte, ausgeſtellt und öffentlich verehrt würde; und auf ſeine Veranſtaltung hat man wegen dieſes republikaniſchen Märtyrers, der als ein Mörder hingerichtet worden, ein großes Feſt gefeyert, wobei unter andern gottloſen Ceremonien auch ein Eſel im biſchöflichen Gewande, mit der Biſchofsmütze auf dem Kopfe und den heiligen Büchern an den Schwanz gebunden, im Gepränge durch die Straßen geführt worden iſt. —

Challiers Leichnam iſt dann verbrannt und die Aſche deſſelben unter ſeine Verehrer vertheilt; die heiligen Bücher ſind ebenfalls verbrannt, wovon aber die Aſche in den Wind geſtreuet wurde.

Fouché hat darauf vorgeſchlagen: dem Eſel aus dem heiligen Kelche trinken zu laſſen, und zum Beſchluß der Feierlichkeit, die in den Gefängniſſen ſchmachtenden Königlichgeſinnten, 7500 an der Zahl, zu ermorden, welcher teufliſche Vorſchlag aber durch einen unvorhergeſehenen Umſtand vereitelt wurde.

Wie kann Napoleon einen ſolchen Miniſter gebrauchen? ,wird man ohne Zweifel ausrufen; wie es wagen, auf einen ſolchen Menſchen Vertrauen zu ſetzen? — Fouché iſt eben ſo geſchickt als unmoraliſch; bei dem fühlloſeſten und verdorbenſten Herzen beſitzt er groſe Talente. Es giebt keine Infamie, der er ſich nicht unterziehen, kein Verbrechen, wie abſcheulich es auch ſeyn mag, was er auszuüben Bedenken tragen wird, ſobald ſein Souverain es befiehlt. Er iſt deswegen ein ſehr nützliches Werkzeug in der Hand eines Despoten, deſſen Herrſchaft, was man auch in Frankreich von dem Gegentheil ſagt und auswärts glaubt, mit dem Tage aufhören werde, wo er anfing, gerecht zu werden, und die Herrſchaft der Geſetze und der Menſchlichkeit, Schrecken und Tyrannei verbannte.

Aus Gutmüthigkeit oder Rachbegierde überreichte einſt jemand der andächtigen Mutter Napoleons ein langes Memorial, worin einige der Verbrechen und Laſter Fouché's und Talleyrands geſchildert waren, und ſie erſucht wurde, wenn ſie den Fluch des Himmels von ihrem Sohn abzuwenden wünſchte, ihn damit bekannt zu machen, damit er aufhören möchte, Leute in ſeinem

Dienſte zu gebrauchen, die ſeiner ſo unwürdig wären und ſich ſchwer an der Gottheit verſündigten.

Nachdem Napoleon die Vorſtellung durchgeleſen hatte, antwortete er ſeiner Mutter, die immer wegen der Entlaſſung dieſer Miniſter in ihn drang:

„Das Memorial enthält nichts, was ich nicht ſchon vorher gewußt hätte. Louis XVI. wählte nur ſolche Perſonen zu ſeinen Miniſtern und Rathgebern, die er für die tugendhafteſten und moraliſchſten Männer hielt; und was ſchaffte es ihm für Nutzen? — Dieſe Miniſter paſſen ganz für mich, denn ſie ſind die Vollzieher meiner leiſeſten Wünſche!“

Da die großen Unterdrückungen des Tyrannen in ſeinem ausgedehnten Lande viele Zeit und viel Arbeit erfoderten, daß Fouché unter allen übrigen Miniſtern auch am meiſten zu thun hatte; ſo verordnete der Despot vor einigen Jahren eine neue Organiſation des Polizeiminiſteriums. Fouché erhielt dadurch vier Staatsräthe, alles eben ſolche verworfene Geſchöpfe wie er ſelbſt, zu Aſſiſtenten, und auch die Polizeicommiſſaire wurden um vier und ſechzig vermehrt. Das franzöſiſche Reich wurde darauf, in Abſicht auf die allgemeine Polizei, in vier Arrondiſſements eingetheilt, Paris und deſſen Nachbarſchaft nicht mit eingeſchloſſen, wo ein Polizei-Präfekt unter Fouché die Aufſicht hat.

Die vormals Spione genannten geheimen Polizei-Agenten wurden auch beträchtlich vermehrt.

Alle dieſe verruchten Böſewichter durchſtieren mit Argusaugen das Land und wachen ſo für das Wohl eines Tyrannen, deſſen Henkersknechte ſie ſind.

III.

Ueber das franzöſiſche Domainenweſen in fremden Staaten, vorzüglich im ehemaligen Königreich Weſtphalen.

Alexander der Groſe wies ſeinen Heerführern einen großen Theil ſeiner Eroberungen als ihr Beſitzthum an, weil er ſehr freigebig war, und die Anführer ſeiner Macedonier gern für die großen Unternehmungen in Perſien, Egypten und Indien gewinnen wollte.

Bei dem franzöſiſchen Uſurpator kam noch die wichtige Nothwendigkeit hinzu, die Habſucht ſeiner Geſchöpfe zu befriedigen und den Neid ſeiner vormaligen Cameraden oder Nebenbuhler auf eine ſchickliche Weiſe zu löſen. Eben ſo willig wie ihm ein unſeliges Schickſal die Hände geboten hatte, um die Kaiſerkrone auf ſeinem Haupte zu entweihen; ſo raſch und freigebig war er auch im Ausſpenden der Kronen und im Verſchleudern der Königs- und Fürſtentitel.

Es gab der ſogenannten Fürſten während der letzten Feldzüge, die wirklich gekrönten und geſalbten Häupter abgerechnet, als der Prinzen und Herzöge von Eßlingen, Eckmühl, Wagram, Elchingen, Belluno, Padua, Caſtiglione, Tarent, Friaul u. ſ. w. eine Legion, ſo daß es ſchwer wurde, alle dieſe Complicen bei ihrem wahren Namen zu nennen.

Mit den Titeln allein waren nun aber die Werkzeuge der groß genannten Thaten des franzöſiſchen Tyrannen nicht zufrieden; ſie verlangten neben den Fürſtentiteln, auch Fürſten- und Herzogthümer. Um ihre Habſucht nach Kräften zu befriedigen, behielt ſich Napoleon in den eroberten oder geraubten Provinzen die meiſten Kron-, Kloſter- und ähnliche Güter zu ſeiner Dispoſition vor, um ſie, nach einer ſchon entworfenen Veranſchlagung in gewiſſe Klaſſen eingetheilt, an die bewährteſten ſeiner Werksgenoſſen zu verlooſen.

Inzwiſchen wurden Directionen angeordnet, die in den Staaten der franzöſiſchen Prinzen und Schützlinge im Namen Sr. franzöſiſchen Majeſtät dieſe Domainen ſo lange zum Vortheil der franzöſiſchen Finanzen verwalten ſollten, bis die neuen Beſitzer ihre Bevollmächtigten ſchickten, oder ſelbſt kamen, um ihr neues Raubſtück aus den ſelten reinen Händen jener Domainendirektionen zu empfangen; denn dieſe pflegten ihre einſtweiligen Adminiſtrationen ſo einzurichten, daß ſie mit dem franzöſiſchen Finanzminiſterio zu gleichen Theilen gingen. Auch weiß man, daß ihre Glieder die neuen Pächter zum Theil auf eine ganz unbeſchreiblich grobe Art um ihr Eigenthum betrogen, wozu die franzöſiſche Berechnung ein nicht Geringes beitrug *). Dies geſchah in Weſtphalen, Holland, den neuen Hanſeedepartementern, Pohlen u. ſ. w.

---

*) Das Beiſpiel eines nun bereits fortgejagten Betrügers dieſer Art verdient hier berührt zu werden, der in einem der Norddepartementer des ehemaligen Weſtphalens arm und elend als Verificateur angeſtellt ward; nach einiger Zeit ſeine Familie aus dem Elſaß nachkommen ließ, und nun anfing, ein glänzendes Haus zu machen. Es wird erklärlich, wie er nach wenigen Jahren ein Vermögen von mehr als 30,000 Rthlr. aufhäufen konnte, wenn man weiß, daß er einen ſeiner rechtlichſten Pächter durch Erſchleichung ſeiner Unterſchrift unter die vorgelegten Rechnungen um ein Capital von beinahe 1000 Rthlr. betrogen hat, welches bei der geleiſteten Unterzeichnung auch durch die Gerichte nicht hat gerettet werden können.

Nach mannigfaltigen Schwierigkeiten und Hinderniſſen, welche die Direktionen den Beſitznehmern in den Weg zu legen bemüht waren (die Franzoſen ſelbſt nannten ſie tracasseries), um ihnen durch vielfältige und koſtſpielige Reiſen zur Einlieferung und Abſchließung der Beſitznehmungsacten und Protokolle ihr Geſchäft verdrießlich zu machen, trat dann der neue Donatair in die ihm von ſeinem Chef, dem Kaiſer Napoleon, abgetretenen Rechte.

Um dies zu bewerkſtelligen, mußte er in eigner Perſon, oder durch einen bevollmächtigten Commiſſair, der wiederum ein anderes Subject an ſeine Stelle ſubſtituiren konnte, den ſogenannten Inveſtiturakt, der auf Befehl des Kaiſers im Namen des Reichserzkanzlers, Fürſten Cambaceres, ausgefertigt war, vorlegen, um ſich als rechtmäßigen Beſitzer zu legitimiren. Dieſer Inveſtiturakt enthielt die Bedingungen, unter welchen dem neuen Beſitzer das Gut übergeben, den Titel, mit welchem es verbunden, die genauern Beſtimmungen, wonach es vererbt, und die Geſetze, nach welchen es vertauſcht oder verkauft, und zur Erhöhung des Wohlſtandes der Franzoſen durch neuen Anbau in Frankreich erſetzt werden ſollte.

Dieſe Verfügungen gingen meiſtens dahin, daß nach einer Friſt von zehn Jahren die Hälfte des Ganzen, nach zwanzig Jahren das Ganze verkauft, oder gegen Güter im franzöſiſchen Reiche vertauſcht ſeyn; für den Augenblick aber von dem erſtjährigen Betrage der Einkünfte des Guts, in Paris ein Hotel von dem Beſitzer errichtet werden mußte.

Die Erbverordnungen ſetzten für die verſchiedenen Titel eigener oder adoptirter Kinder gewiſſe Summen jährlicher Einkünfte feſt, mit deren Verringerung auch die Titel wieder verloren gingen. Daher ließen ſich es die franzöſiſchen Generäle ſtets ſehr angelegen ſeyn, die Summe ihrer Einkünfte eher mit jedem Tage zu vermehren, als dieſelbe um einen Centimen ſinken zu laſſen; blos deshalb boten ſie für die Eroberungswuth Napoleons, die ſie ſelbſt zum Theil für ungerecht halten mußten, aus Hab- und Ehrſucht alle ihre Kräfte auf. Selbſt Officiere von geringerem Range erwarben ſich ſehr bedeutende Reichthümer.

Aber auch die Bevollmächtigten derſelben wußten, ohngeachtet der ihnen oft gänzlich fremden Verpachtungs-Geſchäfte, ihren Vortheil zu berückſichtigen; denn ſie gingen hierbei in der Regel nicht von dem vernünftigen Grundſatze aus: für das Erbe ihrer Patrone einen geſchickten und guten Wirth zu wählen, der theils

Mittel zur guten Bewirthſchaftung des Weſens in Händen, theils ſie anzuwenden Luſt hätte. Es kam ihnen vielmehr nur darauf an, dem Donatair entweder das Verſprechen einer recht großen Pachtſumme melden zu können, gleichviel von wem, und ob ſie wirklich ſo erfolgte; oder noch mehr, daneben einen recht tüchtigen pot de vin in ihre eigene Taſche zu ſtecken *).

Und wie ging es nun gar mit den Uebergaben unter den Befehlen und Anordnungen ſolcher Mathematiciens, brodtloſer Secretairs, Schreiber und Abentheurer zu? Glücklich zu preiſen hatten ſich die Pächter, welche es mit deutſchen Subſtituten zu thun hatten,

---

*) Wir können ein Beiſpiel der Art anführen, daß ein bevollmächtigter Franzoſe das Beſitzthum ſeines Patrons um ein jährliches Revenu von 10,000 Franken geringer verpachtete, als er es eigentlich verpachten konnte; weil er dabei unter dem Namen eines pot de vin die Summe von 20,000 Franken für ſich gewann. Es wurde dieſer Artikel ſogar in den Verhandlungen des requirirten Notars auf das vollſtändigſte beſtimmt. — Ein anderer entwich dem Donatair mit 40,000 Franken in das Ruſſiſche Reich, und mehrere erklärten den Concurs, nachdem ſie eine runde Summe der Einkünfte, die ihre Subſiſtenz für die Zukunft ſichern konnte, zu ihrem Beſten in Sicherheit gebracht hatten.

als rechtlicheren und ſolchen Männern, denen ſie ſich ohne Verdruß und Beſorgniß vor Grobheiten und ſchmachvollen Beleidigungen verſtändigen konnten. Die franzöſiſchen Subjekte annullirten und verlachten nicht allein die Contracte, welche die Directionen des Kaiſers mit den Pächtern nach der heilloſen Beſitznahme der Franzoſen von unſerm deutſchen Lande abgeſchloſſen hatten; ſondern ſie mißhandelten und verſtießen dieſe Pächter zu Gunſten der neuen zum Theil auf eine empörende Weiſe, ohne daß die Gerichte mehr als einen momentanen Eingriff in ſolche Gewaltſtreiche wagen durften, wollten ſie vor dem Zorne der Generale nicht zittern, die einen König von Weſtphalen nebſt ſeiner ganzen Landesverfaſſung und Regierung laut verſpotteten *).

---

*) Ein Beiſpiel der Art liefert uns der oben ſchon berührte Mathematicien, das vollendete Contrefai eines Carogé aus dem Jacobinerclub, in der Mißhandlung eines anerkannt geſchickten Landwirths, wozu ihm der anweſende Donatair, ein Brigadegeneral Beyer, nicht geringe Dienſte leiſtete. Der Pächter der Direction wurde gröblich beleidigt, bei ſeinem mannhaften Widerſtande meuchelmörderiſcher Weiſe von dem Bevollmächtigten angegriffen, aus der Pacht geworfen, und nun als Adminiſtrator für die Zeit betrachtet, worin er als Domainenpächter ſeine Oeconomie zu ſeinem Beſten in einen blühenderen Zuſtand zu verſetzen geglaubt hatte; und — dafür hatte

Ja, dieſe Menſchen gingen ſo weit, daß ſie angeſtellte Staatsdiener, als Notare, Friedensrichter und Räthe, auf eine höchſt empörende Weiſe und ungezüchtigt inſultiren, und zum Gegenſtande ihres Spotts und ihrer Sarkasmen machen durften, bis der Herr General am Ende gar zum Degen griff, und mit höchſt eigner Fauſt das ganze Perſonale der Commiſſion hinaustrieb.

Aber auch die neuen Pächter, oder die, welche unter veränderten Bedingungen in ihrer Pacht gelaſſen waren, hatten ſich der Vergünſtigung dieſer Herrn eben nicht zu freuen; denn theils waren ihre Pachtbedingungen von himmelſchreienden Ungerechtigkeiten begleitet und ſehr*)

---

der Thäter einen Tag Hausarreſt unter Gensd'armerie-Inſpection. —

*) Wir können mit unzweideutiger Wahrheitsliebe anführen, daß jener Donatair, der General Beyer ſelbſt, die ſeit den Jahren 1799 von einem in ſeiner Pacht gebliebenen Pächter bewieſenen Wirthſchaftsverbeſſerungen nicht erſetzen zu wollen erklärte, weil ihm der Kaiſer die Domaine nicht geſchenkt habe, wie ſie 1799, ſondern wie ſie 1809 geweſen ſei. Auch der wohlgegründete Beweis, daß der Kaiſer ihm nicht das Gut des Privatmannes, ſondern nur das des Staates geſchenkt habe, würde ihm dies nicht widerlegt haben, wenn das Zureden eines er-

härt; theils ſchlugen die verlaufenen Avanturiers ohne weiteres ihre Wohnſitze für geraume Zeit bei den Pächtern auf, und trieben ihr wüſtes Weſen auf deren Rechnung.

Bei einem Wechſel der Bevollmächtigten erzwangen manche ſogar einen neuen pot de vin für ſich, unter der Androhung, den bereits mit Mühe und Arbeit erſchwungenen Contract umzuwerfen, und dem Pächter ſeine Rechte zu entreißen, weil der Napoleoniſche Codex aller Greuel und Sünden, den pot de vin verbiete. Sie begingen alſo in dem Momente einen Frevel, worin ſie eben denſelben, von einem andern begangen, den Gerichten zur Beſtrafung anzeigen wollten.

Mit welchen Schwierigkeiten und Hinderniſſen wurden nun nicht ſelten bei einer Entfernung des correſpondirenden Eigenthümers von hundert, zweihundert und mehreren Meilen, die Erforderniſſe und Verbeſſerungen der Oeconomie ins Werk geſtellt; wo entweder kein Bevollmächtigter war, oder der Donatair ſich ſeine Zuſtimmung zu wichtigen, für die Bewirthſchaftung und Rechte

---

früheren franzöſiſchen Bevollmächtigten ſeine ungerechten Forderungen nicht gemildert hätte.

nothwendigen Unternehmungen, als Bauten, neuen Anlagen, Proceſſen u. ſ. w. vorbehalten hatte!

Wo nicht ein guter Oeconom und ein reicher Mann an der Spitze ſtand, was, bei den oben bezeichneten Verpachtungsgrundſätzen der Bevollmächtigten, nicht überall der Fall ſeyn konnte; da gingen dem Staate und den Unterthanen nicht allein die groſen Pachtſummen, die auf dieſem Wege ins Ausland gezogen wurden, verloren; ſondern auch die wichtigſten Vortheile im Ertrage und in der Benutzung gewonnener Früchte hintertrieb die weitläuftige, ſchwierige und dazu noch ſo oft mißverſtandene Unterhandlung mit anders redenden Einwohnern weit entfernter Länder.

So bewährte ſich auch die Verlooſung ausländiſcher Domainen ihrem Stifter als ein geſchickt erfundenes Mittel zur Bereicherung Franzöſiſcher, aber auch zur Ausſaugung der eroberten Provinzen, wodurch Napoleon ihren Bewohnern Kraft und Muth zu irgend einer gewagten Unternehmung zu nehmen gedachte, und bis auf dieſe Tage nahm. Es iſt nicht ſchwer, zu berechnen, wie groß die auf dieſem Wege dem Lande entriſſenen Ertragsſummen waren, wenn man ſich erinnert, daß es Domainen gab, welche über 100 000 Franken jährlicher Revenuen eintrugen, und daß deren mancher Donatair in einer oder mehreren Provinzen drei, vier und mehrere beſaß. Dazu genommen, daß aus Liebe zum Geſchäfte Hieronymus zur Vergeudung alljährlich einige der beſten Krongüter ſelten an Redliche, weit öfter an allezeit fertige Gauner verhandelte; die trefflichſten Anſtalten des Reichs aufhob, um ihre Fonds verſchleudern zu können; und die Reſte an ſeine Stellvertreter (denn der Handel — um remplacants — ging von der Krone in das ganze Königreich aus) verſchenkte: ſo kann man bald zu einem Reſultate kommen, wie lange dies Unweſen wohl noch hätte währen können, bis es in ſich zuſammengeſtürzt wäre.

IV.

Brief aus Paris, im November 1815.

Sie ahnten, geliebter Freund! bei unſrer letzten Zuſammenkunft in C * * * wohl ſchwerlich, daß ich Ihnen aus dem ehemals ſo glänzenden Paris ſchreiben würde? Wie hat ſich hier Alles verändert! Der ſtrengſten Polizei-Anſtalten ohngeachtet, die alle Beſchreibung übertreffen, raunt man ſich ins Ohr: der große, unüberwindliche Herod, pfeiffe auf dem letzten Loche.

Die Bewohner des ſtillen Marais, lauter ci-devants, die ſich mit dem jetzigen Hofe nicht einlaſſen wollen, und dies unter ſich ſtill und unbemerkt leben, fangen nach gerade an, das Haupt wieder empor zu heben, trinken in ihren Coterien auf das Wohl der geliebten Bourboniden und ſehen ſie ſchon im Geiſt wieder auf dem geraubten Thron ſitzen. Doch damit wird es wohl noch Zeit haben. —

Diesmal verkündigte kein Donner der Kanonen die Ankunft des Kaiſers. — Einige Stunden vorher meldete ihn ein Adjutant an, der viel zu thun gehabt hätte, wenn er alle von der neugierigen Menge an ihn gerichteten Fragen hätte beantworten ſollen.

In den Thuillerien empfingen den Kaiſer die Miniſter, Präfekten und Commandanten. Er ſoll ſehr ſtolz, aber ernſthaft ausgeſehen haben. Noch in der nemlichen Nacht wurde der Staatsrath zuſammen berufen; die Sitzung dauerte ſehr lange. Seit der Zeit werden faſt täglich Miniſterial-Conferenzen gehalten, denen der Kaiſer beiwohnt.

Man bemerkt eine große Thätigkeit in ſämmtlichen Bureaux der Autoritäten, aber nichts ſoll der Thätigkeit der Polizei gleichen. In allen Reſtaurationen ſieht man Leute, die man ſonſt nicht zu ſehen gewohnt war und welche die Anweſenden ſehr genau beobachten. Eben ſo in den Schauſpielen, die nicht wie gewöhnlich frequentirt ſind und wo eine dumpfe Stille herrſcht. Die Gensd'armerie iſt Tag und Nacht auf den Beinen; der Courierwechſel reißt nicht ab; auf den Straßen und öffentlichen Plätzen werden keine Gruppen geduldet, und wenn der Zufall drei bis vier Perſonen zuſammenführt, werden dieſe von der Polizei ermahnt, aus einander zu gehen. Mit Anbruch des Tages gehen Leute in allen Quartieren der Stadt umher, um die Affichen zu unterſuchen und zuzuſehen, ob ſich auch keine verdächtigen darunter befinden.

Bei Ueberreichung der Fahnen und Kanonen, die der Kaiſer den alliirten Mächten in der Schlacht bei Leipzig abgenommen haben ſoll, drückten ſich auf dem Geſicht der Kaiſerin ganz eigne Gefühle aus, woraus man ſchließen will, daß ſie andre Nachrichten vom Ausgange dieſer Schlacht gehabt habe. —

Die Pariſer zweifeln nunmehr an den ihnen vorgeſpiegelten Siegen, und gründen ihren Unglauben auf die ungeheure Aushebung von Conſcribirten, die überhaupt eine fürchterliche Senſation macht, weil man vorausſieht, daß, wenn ſie zu Stande kommen ſollte, woran man noch zweifelt, Kinder von 12 bis 13 Jahren marſchiren müſſen. Ueberdies ſind ſeine Finanzen nicht die beſten, da er nun zwei Jahre lang Krieg führt, ohne Contributionen erheben zu können, und das Glück ihn verlaſſen hat. — Auch iſt er von jeher mehr gefürchtet als geliebt worden. — Die Furcht hat, ſeitdem ihm

Fortuna den Rücken zugekehrt, ziemlich abgenommen, und ſein Betragen gegen die wichtigſten Stützen ſeines Thrones hat ihm keine Liebe erworben. Wie hat er nicht ſeinen Schwager Mürat, wie ſeine Marſchälle und die meiſten ſeiner Generäle beleidigt, weil ſie mit den jungen, ungeübten Truppen nicht eben ſo viel ausrichten konnten, als mit den in Rußland und Deutſchland gebliebenen Veteranen und Eliten ſeiner ehemaligen Armeen.

Das große Zutrauen zu ſeinem militairiſchen Genie hat ſich verloren, ſeitdem ſeine Pläne nicht mehr vom Erfolg gekrönt waren und man das Mangelhafte derſelben gewahr ward. — Der Enthuſiasmus des Soldaten hängt entweder von der Sache ab, für welche er ſtreitet, oder er gründet ſich auf den Mann, unter dem er ficht. — Dieſer letzte Impuls exiſtirt nicht mehr; und wofür ſich der Franzoſe auf die Schlachtbank führen läßt, weiß er ſelbſt nicht. Wenn es dem Kaiſer glücken ſollte, wieder eine zahlreiche Armee zuſammen zu bringen, ſo hat er es weder ſich ſelbſt, noch dem Zutrauen zu ihm, ſondern lediglich der Ruhmſucht und dem Ehrgefühl der Nation zuzuſchreiben. — Doch dieſes würde nicht hinreichen, wenn nicht alle Machthaber und Große, Werke ſeiner Schöpfung und mithin ſeine Creaturen wären und ihre Exiſtenz nicht blos von ihm abhinge. — Wie mächtig nun ihr Einfluß auf die Nation im Ganzen ſeyn wird, muß die Zeit lehren. — Die allgemeine Stimmung wünſcht Frieden und der Kaiſer und ſeine Generäle die Fortſetzung des Krieges.

Es verbreitete ſich das Gerücht, der Bruder des Kaiſers, Louis, geweſener König von Holland, werde nach Paris kommen; bald darauf erfuhr man aber, daß er zwar in Frankreich angekommen ſey, unterwegs aber wieder Befehl erhalten habe, umzukehren.

Die Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen, ſteigt hier mit jedem Tage, weil die mißliche Lage des Kaiſers ſich immer deutlicher zeigt. Einzelne Nachrichten verbreiten ſich ganz im Stillen mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit; man combinirt ſie und ihre Reſultate beſtimmen die öffentliche Meinung, aber wehe dem, der ſie laut ausſprechen wollte. Es ſind ſchon verſchiedene Perſonen verſchwunden, denen man eigentlich nichts zur Laſt legen konnte, als daß ſie aus Deutſchland kamen und die von den Colporteurs verbreiteten Sieges-Nachrichten nicht unbedingt beſtätigten. — Ich ſelbſt würde mich nicht für ſicher halten, wenn ich nicht im Hotel des *** ſchen Geſandten wohnte, mit niemand außer demſelben in Connexion wäre, an den öffentlichen Orten, die ich beſuche, mich nicht bloß leidend verhielte und nicht bei allen an mich häufig gerichteten Fragen, meine durch längere Unpäßlichkeit verurſachte Unwiſſenheit vorſchützte, wobei mir meine magre Figur und blaſſes Ausſehen ſehr zu Statten kommt. —

Noch weiß ich nicht, auf welche Art ich Ihnen meinen Brief werde zuſchicken können; der Poſt darf ich ihn nicht anvertrauen, denn alle Briefe ins Ausland werden geöffnet, und der meinige möchte dieſe Operation nicht wohl vertragen können; auch habe ich keine Luſt, meine ſchöne Wohnung im Hotel mit einer weniger bequemen im Temple zu vertauſchen.

Vorigen Sonntag hielt der Kaiſer über das hier befindliche Militair Revue; es fehlte nicht an Zuſchauern, denn alle Welt war begierig, ihn zu ſehen. Der kleine König von Rom ging an der Hand ſeines Gouverneurs durch einige Abtheilungen der Truppen. Sein frohes jugendliches Anſehn contraſtirte ſeltſam mit dem finſtern Ernſte des Vaters, der ihn nicht einmal zu bemerken ſchien.

Da ich an der Möglichkeit der Abſendung meines Briefes zweifle, ſo mag er einſtweilen im verborgenſten Fache meines Schreibtiſches ruhen. —

Das Hauptquartier der alliirten Mächte in Frankfurt am Mayn beunruhigt die Pariſer nicht wenig. Viele von ihnen packen ihre Sachen ſchon in der Stille ein, welches ſie wohl nicht nöthig hätten. — Ein reicher Emporkömmling frug einen ſeiner Freunde, wohin er ſeine Gemäldeſammlung flüchten ſollte? und dieſer rieth ihm, ſie nach England zu ſchicken, aber ſie vorher in Holland aſſecuriren zu laſſen. — Wie gefällt Ihnen der Spaß? —

In dieſem Augenblick verläßt mich unſer gemeinſchaftlicher Freund L . . . Er geht mit Gouvernements-Päſſen nach Holland und will ſehn, ob er von da aus meinen Brief an Sie ſchicken kann. Ich werde während ſeiner Abweſenheit ſeine Geſchäfte, die freilich ſehr unbedeutend ſind, verſehn.

Möchte ein baldiger und dauerhafter Frieden mir bald die Gelegenheit geben, ins deutſche Vaterland zurückkehren zu können! — Leben Sie wohl, mein theurer Freund und empfangen Sie die Verſicherung meiner ewigen Freundſchaft und Ergebenheit.

V.

Napoleons unverſöhnlicher Haß und Rachſucht. — Sein abſcheuliches Kriegsgericht.

Einer der hervorſtechendſten Züge in dem Charakter Napoleons iſt ſeine unverſöhnliche Rache. Er hat unbedeutende Beleidigungen, die ihm in ſeinen Kinderjahren, oder Individuen ſeiner Familie wiederfuhren, noch als General, Conſul und Kaiſer auf die empörendſte Weiſe gerächt; und wie ein Corſe nur einmal in ſeinem Leben haßt, und das bis zum letzten warmen Blutstropfen in ſeinen Adern: ſo kennt auch er kein anderes Ziel in Verfolgung deſſen, von dem er ſich gehaßt oder beleidigt weiß, als den Tod.

Die erſte grauſame Rachgier, welche Napoleon als Conſul in dieſer Hinſicht ausübte, bewies er an mehrern ſeiner Landsleute, als dem Arena, Topino, Cerachi, Diana, Demerville u. a. m.

Alter Familienzwiſt, der ſeit langer Zeit in Corſika zwiſchen der Familie der Arena's und der Buonaparte's geherrſcht hatte, brachte die Söhne dieſer Familie, welche ſich in Paris aufhielten und vielleicht die Eitelkeit des Conſuls auch hier noch belachten, ins Unglück.

Cerachi, ein berühmter italieniſcher Bildhauer, hatte ebenfalls die Rachgier des erſten Conſuls gereizt. Buonaparte redete ihn einſt freundlich an, indem er ihn fragte: „ob er ſein Bild nicht meiſſeln wolle?“ —

Finſter und verächtlich antwortete Cerachi: „das Bild eines ſolchen Mannes, der mein Vaterland, Rom, geplündert, die Entweihung der heiligen Kunſt geduldet, und die Mordſucht gegen alle Freiheit im Buſen trägt, iſt mein Meiſſel nicht gewohnt zu verewigen.“

Auch Demerville war mit Worten heftig gegen den Conſul geweſen.

Sich dieſer Menſchen von corſiſchem und italieniſchem Blute vom Halſe zu ſchaffen, war der einzige Grund ihrer Verhaftung im Tempelthurm und ihrer nachherigen ſchmählichen Hintichtung. Die Art und Weiſe, wie man ſich dieſer Männer bemächtigte, iſt merkwürdig und charakteriſirt den erſten Machthaber und ſeine ihm ergebenen Geſchöpfe.

Um ſie in Paris, wo ſie ſich aufhielten, verhaften zu können, wurde von der Polizei ein weggejagter Hauptmann, Namens Harel, ein ehrloſer Menſch, als falſcher Zeuge gedungen, welcher ausſagte, daß ſie einen Mordanſchlag gegen den erſten Conſul im Sinne führten, und er ſelbſt ein Mitverſchworner ſey. — Mehrere und beſſere Beweiſe konnte ſelbſt Fouché's Erfindungsgeiſt nicht ſchaffen. — Auf dieſe Angabe wurden ſie ins Gefängniß geſetzt und bald darauf hingerichtet.

Dieſer offenbare Juſtizmord war die erſte öffentliche Grauſamkeit des neuen Regenten, und verdient hier etwas näher beleuchtet zu werden. Die Vertheidiger dieſer Unglücklichen, die man ihnen nach den damals noch beſtehenden Formen nicht verſagen konnte, haben es ſchriftlich und öffentlich dargethan, daß ſie alle ohne Urtheil und Recht hingerichtet, alſo offenbar gemordet wurden.

Der Vertheidiger Topino's beweiſt, daß dieſer ganz gegen die Ausſagen ſeiner ſogenannten Mitverſchwornen, die das ihnen vorgelegte erſte Verhörprotokoll als gänzlich verfälſcht beſtritten, und gegen ſeine eignen Ausſagen, die gar nicht beachtet und angeführt wurden, zum Tode verurtheilt wurde; daß die Zuſammenſtellung mit ſeinen Mitangeklagten, auf die er antrug, nie Statt hatte; daß kein einziger Zeuge gegen ihn aufgeſtellt wurde; daß bei ihm durchaus keine Anzeige von irgend einer Theilnahme an irgend einer heimlichen Verſchwörung gefunden worden, weder eine Schrift, noch irgend ein Document, das ihn verdächtig machte.

Von zwölf Dolchen, die Topino auf offnem Boulevard, oder in dem offenen Thuilleriengarten mit Cerachi getheilt haben ſollte, ward bei keinem Einzigen der Angeklagten, auch nicht in ihren Häuſern, oder in den umliegenden Gegenden der Häuſer, wo man ſie verhaftete, auch nur ein einziger Dolch gefunden. Der von der Polizei offenbar angeſtellte Anzeiger Harel war der Einzige, welcher ſolche bei dem Prozeſſe vorzeigte; dieſe ſollten einen Monat nach der Verhaftnehmung der Unglücklichen in entfernten Gegenden der Stadt gefunden worden ſeyn.

Alles, was wirklich verificirt werden konnte, war, daß Cerachi ſich zu einer Reiſe nach Italien zwei Piſtolen für zwei Louisd'or von eben demſelben Harel gekauft hatte, deſſen jetzt ſich die Polizei als Ankläger und Zeuge bediente.

Guichard, der vortreffliche Vertheidiger des jungen braven Joſeph Arena, that deſſen Unſchuld noch unumſtößlicher und klarer dar.

Nachdem er die gänzliche Abſurdität der Anklage und die Schändlichkeit des einzigen auftretenden Anklägers und Zeugen in der Perſon des Harel gezeigt, der aus der niedrigſten, jämmerlichſten Lage mit einemmale zu einem glänzenden Wohlſtande gelangte, weil die Polizei ſich ſeiner als eines für ſie geſchickten Werkzeuges bedienen konnte, thut er ganz augenſcheinlich dar, daß jene ganze Verſchwörungsgeſchichte ſich in den alltäglichen Pariſer Gaunerroman auflöſe. Er ſagt in ſeiner Rede unter andern:

„Ein unbeſchäftigter Menſch, der kein Gewerbe treibt, kein Amt und auch keine Mittel hat, ſich auf anſtändigen Wegen eins zu verſchaffen, der daher geneigt ſeyn muß, alles, was ihm vorkommt, zur Verbeſſerung ſeiner Lage zu benutzen, hört in einer Geſellſchaft Perſonen über die Regierung klagen, ſich darüber beſchweren, daß ſie ſich ihrer nicht annimmt, obgleich ſie die größten Rechte auf ihre Erkenntlichkeit zu haben vermeinen."

„Der ſchlaue Beobachter benutzt dieſe Stimmung. Er bemüht ſich, ſie durch ſeine Reden noch mehr zu erbittern. Er hat noch ärgere Klagen vorzubringen. Er reizt ſie zu heftigen Aeußerungen. Dann begiebt er ſich zur Polizei, zeigt ihr an, was er gehört hat, und weiß es ſo vorzuſtellen, daß er den Verdacht ſtrafbarer Abſichten auf die Unzufriednen wirft."

„Man billigt, man lobt ſeinen Eifer; man trägt ihm auf, dieſe verdächtigen Perſonen näher zu beobachten, und man verſpricht ihm eine große Belohnung, wenn es ihm gelingt, irgend ein von ihnen herrührendes Complott zu entdecken."

„Der Wunſch, ein Complott zu entdecken, macht, daß er ſelbſt eins erſinnt."

„Er erfährt, daß dieſe Leute der erſten Vorſtellung eines Stücks beiwohnen wollen; er ſieht im voraus, daß dieſe Vorſtellung eine Menge Menſchen hinziehen wird; der erſte Conſul, hört er, ſoll auch hinkommen; ein Jeder weiß, daß dieſes die einzige Erholung iſt, die er ſich bei den wichtigen Arbeiten, die ihn unaufhörlich beſchäfftigen, erlaubt. Nun iſt das Complott auf einmal gemacht.“

„ „Ich gehe nach der Polizei,“ ſagt er ſich, „und zeige an, daß man die Abſicht hat, den erſten Conſul zu ermorden; daß ich den Verſchwornen einige Männer liefern ſoll, um ihnen zur Ausführung ihres Plans behülflich zu ſeyn. Ich bekomme ſie in der erforderlichen Zahl von der Polizei, bewaffne ſie mit Dolchen und Piſtolen und gebe vor, daß ich dieſe Waffen von den Verſchwörern erhalten habe. Zu gleicher Zeit gebe ich denen, die ich in die Falle locken will, einen Ort an, wo wir zuſammen kommen wollen; ich beſcheide ſie nach dem Verſammlungszimmer der Oper hin, dort geſelle ich mich zu ihnen und gehe dann abſichtlich in der Gegend der Loge des erſten Conſuls auf und nieder. Man iſt ſchon benachrichtigt, daß die Perſonen, in deren Geſellſchaft ich mich befinde, Uebelgeſinnte ſind, die dem erſten Conſul nach dem Leben trachten. Man verhaftet uns alle zuſammen; und der erſte Conſul und das Publikum, die ſagen hören, daß man in der Nachbarſchaft ſeiner Loge verſchiedene Individuen verhaftet hat, die mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet waren, werden keinen Augenblick daran zweifeln, daß man ihm nach dem Leben getrachtet. Und ſo iſt mein Glück auf immer gemacht.“ “

„Seht nun, Bürger Geſchworne, ob nicht alle Umſtände eben ſo ſehr mit dieſem Plane übereinſtimmen, als ſie mit dem angegebenen Projecte ſtreiten."

„Nach Harels eignen Erklärungen hat er ſelbſt Waffen gekauft, ſie ſeinen vier Gehülfen gegeben und dieſe nach der Oper geführt. Er tritt in das Verſammlungszimmer mit zwei oder drei derſelben. Er trifft Cerachi und Diana, oder vielmehr, dieſe treffen einander in den Gängen. Harel geht mit ihnen auf und ab und führt ſie vorſätzlich nach der Seite der Loge des erſten Conſuls. In dieſem Augenblicke werden ſie alle vier verhaftet; und, ein wahrhaft entſcheidender Umſtand, wer iſt nun mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet? — Niemand als Harel und ſeine Begleiter. Bei den zwei angeblichen Mördern wird nicht einmal ein Meſſer gefunden."

„Von zwei Dingen eins."

„Entweder hat es kein Projekt gegeben, nach welchem Buonaparte ermordet werden ſollte; oder, wenn es ein ſolches Projekt gegeben hat, ſo waren Harel und ſeine Begleiter die Einzigen, welche die Ausführung übernommen hatten u. ſ. w."

Alle dieſe klaren und deutlichen Beweiſe der braven Vertheidiger wurden nicht berückſichtigt, und die Unſchuldigen ſtarben durch die Hände niedriger Mörder, weil es der Wille des Tyrannen war.

Daß man nun bei jenem einmal beſchloſſenen Juſtizmorde den Willen des Conſuls nicht ſchnell genug ausführte, und ihm durch Anwendung der damals noch üblichen Formen mehr Zögerung und auffallenden Eclat gab, als dem rachſüchtigen Verfolger lieb war, veranlaßte die Einführung des hölliſchen Kriegsgerichts, das jede geheime Anſchuldigung, wie jedes kleine und große Verbrechen vor ein vom Regenten ſelbſt beſtelltes militairiſches Polizeigericht zieht und ohne alle rechtliche Formen über das Leben und die Freiheit jedes guten und ſchlechten Bürgers ſchaltet, ſo bald er der eigenwilligen und eigenmächtigen Regierung durch irgend etwas gefährlich oder nur verdächtig wird.

Dieſe teufliſche, ganz willkührliche Anordnung haben ſich die Franzoſen und ihre mit Millionen beſoldeten Repräſentanten und Gerichtshöfe ohne alle Widerrede gefallen laſſen, ſie, die über den ehemaligen Mißbrauch der geheimen Verhaftsbefehle, die oft auch zur Rettung und Beſſerung leichtſinniger Menſchen angewandt wurden, und unter der Regierung Ludwigs XVI.

faſt ganz außer Gebrauch gekommen waren, nicht genug ſchreien und ſchreiben konnten. Gegen dieſe neue, alle Sicherheit der geſammten Staatsbürger und alle Gerechtigkeit höhnende und zerſtörende Maaßregel ſtand kein Linguet, kein Mirabeau auf!

Hat die Nation je ihren Leichtſinn, ihre Achtloſigkeit auf die wichtigſten Rechte eines Volks, ihre grenzenloſe Unterwürfigkeit in den Willen des gewaltigen Machthabers gezeigt, ſo war es hierbei. Sie gewann durch ihr ſelbſt verrätheriſches Schweigen nichts als die Gewißheit, nur nicht in dem nächſten Augenblick gewaltſam gemordet zu werden; jeden folgenden bedrohten die hölliſchen Tribunäle Tag und Nacht, und dennoch ſchwieg die ganze Nation.

Sie werden ſagen: wie ſollten wir laut werden? umgeben von einheimiſchen verblendeten und fremden bezahlten Satelliten, die uns die Luft zu jedem durchdringenden Naturſchrei abſchneiden, alle Werkzeuge der öffentlichen Stimme unwirkſam machen und zerſtören?

Habt ihr aber nicht auch dieſe Satelliten eben ſo ruhig vor euren Augen anwerben und organiſiren geſehen? ernährt ihr ſie nicht ſelbſt? gebt ihr ihnen nicht ſelbſt die Waffen gegen euch in die Hände? — O! ihr blinden, ſinn- und gedankenloſen Kinder! —

Eben ſo leichtſinnig, wie ſie mit den Arreſtationen und Proceduren vor dieſen ihren abſcheulichen beſondern Tribunälen ſind, ſo ſind ſie es oft auch wieder mit ihren Freilaſſungen mitten im Laufe eines Prozeſſes, ohne weiteres Urtheil und Spruch, wenn der Beklagte ſich die Protektion mächtiger Männer zu verſchaffen weiß. So macht denn die Conſequenz in der Inconſequenz manches wieder gut.

Vor einigen Jahren ward der Fabrikant Fourmy in der rue de la pepinière zu Paris auf ſolche Weiſe eingeſteckt und auch wieder frei gelaſſen. Er kaufte das Haus, in welchem er wohnt, und auf welches einer der Richter von jenem beſondern Tribunal in Paris ein Capital zur Hypothek ſtehen hatte; dieſer hatte auch ſchon Luſt bezeigt, das Haus ſelbſt zu erſtehen.

In dem Kauf-Contract des Notars war eine groſe Menge Perſonen angegeben, die an dieſem Verkauf Intereſſe haben konnten, und denen alſo legaliſirte Abſchriften zugeſandt werden mußten. Es war aber doch nicht für Alle geſchehen, In dieſem Umſtande ſuchte und fand jener Richter ein Falſum, und ließ den Verkäufer einziehen. Als nach mehrern Monaten die Zeugenverhöre und die Akten dieſem Richter vorgelegt wurden, entrüſtete er ſich ſehr, daß der Käufer nicht auch zugleich arretirt worden wäre, und ließ auch dieſen einſtecken.

Zum Glück für beide Contrahenten war der Käufer als guter Chemiſt mit dem Miniſter Chaptal und dem Staatsrath Fourcroy bekannt, und wurde von ihnen geſchätzt. Die Frau des Fabrikanten Fourmy ward bei dieſen Leuten thätig, und er ward ohne weitern Urtheilsſpruch endlich entlaſſen und mit ihm auch der Verkäufer. Damit hatte denn auch die ganze Procedur ein Ende.

Ein junger deutſcher Kaufmann, deſſen Name hier aus Schonung für ſeine Familie verſchwiegen wird, ließ ſich mit einer der vielen tauſend gauneriſchen Spieler- und Wucherfamilien, die in Paris nach Fremden und Unerfahrenen angeln, leichtſinniger Weiſe ein, und ließ zu einer großen Entrepriſe, welche jene ihm vorſpiegelte, von Freunden und Verwandten ſo viel Geld, als er nur aufbringen konnte, nach Paris kommen.

Sobald ſie dieſes alles in ihrer Gewalt hatten und wohl ſahen, weiter reiche ſein Credit nicht, wußten die Schelme ihn leicht in ein kleines, in die Augen fallendes Unrecht zu verwickeln. Darauf klagten ſie ihn an, daß er ſie habe beſtehlen und betrügen wollen. Sie und die Gerichte bemächtigten ſich gleich alles des wenigen Eigenthums, das ihm noch in der gemeinſchaftlichen Wohnung mit jenen Elenden geblieben war, bis auf die letzte Kleidung und Wäſche, und nachdem noch Jahre lange Verhaftung, in einem gemeinen Criminalgefängniß, ihn ins äußerſte Elend gebracht hatte, ward er nach der unvollſtändigſten, unregelmäßigſten Procedur, ganz beſonders aus dem ausdrücklich namhaft gemachten Grunde, daß er als ein Bettler, gegen jene im Wohlſtande fortlebende Familie, im Verdachte des Betruges bliebe, zu lebenslanger infamirender Gefängnißſtrafe verdammt.

Nachdem er ein Jahr ſo wirklich unter den infamſten Verbrechern zugebracht, ward jene infame Familie, über die wieder klügere Spitzbuben gekommen waren, als Verfälſcher, Räuber und Diebe Landes verwieſen, und zum Theil nach den Inſeln transportirt. Nun gedachte ein alter mitleidiger Mann unter den Richtern jenes jungen Deutſchen, der ſeine Unſchuld ſo oft mündlich und ſchriftlich brav vertheidigt hatte, und ließ ihn ohne alle weitere Procedur wieder in Freiheit ſetzen.

Seit der Zeit hat er aber Himmel und Hölle vergeblich in Bewegung geſetzt, um eine neue Unterſuchung ſeiner Sache, Reparation und Entſchädigung zu erlangen; alles blieb vergeblich, denn er hatte nichts als Worte und ſeine Unſchuld, und es war nicht ſo leicht, wieder zu Kleidern, Geld und Anſehn zu gelangen, als ihm beides jene Schelme leicht entriſſen hatten. Er ſollte nun erſt gleich eine anſehnliche Summe für die Gerichtskoſten deponiren, ehe man ſich auf ſeine Klage einlaſſen könnte und wollte.

Wir Deutſche haben ebenfalls, ſeit der genauern und beſſern Bekanntſchaft mit den Franzoſen, das Glück gehabt, ihre vortrefliche Gerichtspflege, vorzüglich aber ihre ſchnell zuſammen geſetzten Kriegsgerichte kennen zu lernen. — Noch iſt die deutſche Erde roth gefärbt von dem Blute der Unſchuldigen, die durch die angeſtellten Henkersknechte des rachſüchtigſten und blutgierigſten aller Tyrannen, Napoleon, gerichtet wurden! — Sein Andenken kann bei uns nie verlöſchen! —

VI.

Skizze ehemalig-weſtphäliſcher Rechtspflege und Finanz-Adminiſtration.

Von allen Drangſalen, die ſeit dem unglückſeligen Frieden von Tilſit das ſogenannte Königreich Weſtphalen betroffen haben, ſind wohl keine drückender und beſchwerlicher geweſen, als die ihm aufgedrungene franzöſiſche Rechtspflege und das ausſaugende Finanz-Syſtem. —

Es iſt hier der Ort nicht, weder die eine noch das andere ganz ausführlich zu analyſiren, indem der beſchränkte Raum einer Zeitſchrift es nicht nur verbietet, ſondern die Sachen an und für ſich ſelbſt zu weitläufig ſind, um in der Kürze abgehandelt werden zu können. — Unſre Abſicht geht nur dahin, unſern Mitbürgern ihre, unter der weſtphäliſchen Regierung ſo höchſt unglückliche Lage ins Gedächtniß zurück zu rufen, und ſie das Glück ihrer Erlöſung deſto lebhafter fühlen zu laſſen. Denn, ſo groß auch der Druck war, unter dem unſre Nachbarn ſeufzten, ſo beſchwerlich die ſtehenden Einquartierungen fremder Kriegsvölker, ihre Durchmärſche und Forderungen auch waren, blieb ihnen doch wenigſtens der Troſt übrig, von ihren rechtmäßigen Regenten beherrſcht zu werden, die, wenn ſie nicht durch falſche Politik irre geführt waren, alles anwandten, um ihnen das fremde Joch ſo erträglich, als es die Umſtände erlauben wollten, zu machen.

Weſtphalen hingegen hatte weder politiſche noch bürgerliche Freiheit, und ſein Loos war um ſo trauriger, da es unter einem Könige ſtand, der das arme Land nur nach dem despotiſchen Willen ſeines tyranniſchen Bruders regieren durfte, und der auch ſelbſt keine Regenten-Tugenden beſaß.

Wie war es möglich, daß die Regierungsform eines, aus ſo mancherlei deutſchen Ländern zuſammen geſetzten Königreichs, durch vier franzöſiſche Commiſſarien, die weder dieſe deutſchen Länder, noch den Charakter, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner kannten, eingerichtet werden konnte? Schon die gänzliche Unkunde der

Sprache machte ſie zu dieſem Geſchäft untauglich; und da, vermöge der Conſtitution, der Code Napoleon vom 1ſten Januar 1808 an, das bürgerliche Geſetzbuch des Königreichs Weſtphalen ward, ſo war ſchon dadurch alles Unheil über den neuen Staat verbreitet.

Es würde nicht ſchwer fallen, dieſe Behauptung mit unzähligen Beiſpielen zu beweiſen und deutlich darzuthun, daß dieſer ſo hoch geprieſene Coder die Prozeſſe durch ſeine weitläuftigen und unnützen Formen nur verlängerte und erſchwerte, und den Prokuratoren und Sachwaltern die Mittel an die Hand gab, ihren Klienten den Beutel zu leeren, da ſehr oft die Koſten den Gegenſtand des Prozeſſes bei weitem überſtiegen.

Durch die Conſtitution hatte Napoleon ſich die Hälfte der Allodial-Domainen des ganzen Landes vorbehalten, und verſchenkte ſie zum Theil an ſeine Familie, ſeine Miniſter, Generäle und übrigen Helfershelfer. Der Ertrag dieſer Domainen ging gemeiniglich baar nach Frankreich, verminderte daher nicht nur die Circulation des baaren Geldes im Lande, ſondern gab auch zu unendlichen Unordnungen Anlaß, indem die kaiſerlichen Domainenpächter ſich weigerten, an den Laſten des Landes auch Antheil zu nehmen.

Alle, mit der Verwaltung ehemals beauftragte Behörden wurden aufgehoben und durch andere nach franzöſiſchem Schnitt erſetzt. Der daraus für die Unterthanen entſtehende Nachtheil war bei der elenden Einrichtung des Poſtweſens, des Salzverkaufs und des unter der Benennung: indirekter Steuern, veränderten Acciſe- und Zollweſens, am drückendſten.

Das Briefporto war ſo hoch, daß die Kaufleute ſich genöthigt ſahen, ihre Correſpondenten durch die Zeitungen zu erſuchen: nur in den nöthigſten Fällen Briefe an ſie ergehen zu laſſen, und ſie ganz und gar mit Einſendung von Preiscouranten, Muſterkarten u. ſ. w. zu verſchonen. Bei den meiſten Poſtämtern war wegen der ſchlechten Einrichtung, der wenigen Sicherheit und des veränderten Courſes ein merkliches Deficit entſtanden, und man fand in der Folge für gut, das Porto um etwas herabzuſetzen; die ſchlechte Einrichtung und Unſicherheit blieb aber die nämliche.

Der Preis des Salzes, das unentbehrlichſte Bedürfniß ſogar für die ärmſte Volksklaſſe, war ſo hoch geſtiegen, daß das Pfund, welches ſonſt kaum 4 Pfennig koſtete, nunmehr auf 1 Ggr. und darüber zu ſtehen kam.

Die indirekten Steuern wurden dermaßen erhöht, daß mehrere Bürger ihr Gewerbe aufgaben, um ſich nicht den Plackereien und nächtlichen Hausviſitationen auszuſetzen. — In der Abſicht, Defraudanten zu entdecken und dadurch den Strafantheil der Officianten zu vermehren, wurden rechtliche Bürger des Nachts mit ſo heftigem Lärm aus dem Schlaf geweckt, daß dadurch ganze Straßen allarmirt wurden.

Das Münzweſen ſowohl als Maaß und Gewicht, ſollten auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet werden; zu dieſem Ende wurden Centimenſtücke von Billon und Kupfer geſchlagen, die zu den courſirenden alten Münzſorten nicht paßten, bei den kleinſten Rechnungen Brüche zum Nachtheil der Zahlenden verurſachten und endlich, der geſchärfteſten Pönal-Mandate ohngeachtet, gar nicht mehr angenommen wurden.

Dieſes und das wenige franzöſiſche Geld erhielt fortdauernd die ſonſtigen Münzſorten in Umlauf, und nur in den Rechnungen der Adminiſtrationen ward nach Franken und Centimen gerechnet.

Ueberhaupt ward das arme Land mit unerſchwinglichen Abgaben belegt, und doch reichten dieſe bei dem koſtſpieligen Aufwande des Hofes nicht zu. Man ſchritt alſo zu einer von den Ständen genehmigten Zwangs-

Anleihe, welche durch ein Dekret vom 17ten Juli 1808 auf 20 Millionen Franken feſtgeſetzt wurde; da dieſe nicht ganz aufgebracht werden konnten, ſchritt man zu einer zweiten von 10 Millionen, der man den Namen Ergänzungs-Anleihe gab; und endlich zu einer dritten von 5 Millionen Franken. Alle Stifte und Klöſter wurden aufgehoben, alle Innungen, Corporationen und Zünfte geplündert und ihres Eigenthums beraubt; die Güter, Aecker und Häuſer derſelben wurden um geringe Preiſe verkauft. Ein gleiches fand mit den königlichen Domainen-Grundſtücken Statt, die auf den Auctionen mit einem Drittheil in baarem Gelde, und zwei Drittheilen, entweder in Obligationen der erſten Claſſe der Staats-Anleihe, oder in Bons der Amortiſations-Caſſe bezahlt wurden.

Die Anleihen gingen nur langſam von Statten; denn ſchon damals war der Credit einer Regierung im In- und Auslande geſunken, die in der That auch kein Zutrauen verdiente, da ihre politiſche Exiſtenz ſich auf heimliche oder geheime Polizei und den Willen des verhaßten Tyrannen, Napoleon, gründete, von dem ſein Bruder Hieronymus nur der Statthalter war. Die Obligationen des Staats-Anlehns wurden noch vor ihrem Daſeyn mit 20, 30 und mehrern Procenten Rabatt, von chriſtlichen und hebräiſchen Spekulanten aufgekauft, die auf mancherlei Weiſe damit wucherten. Beim Verkauf der Güter, der königlichen Domainen, der aufgehobenen Stifte und Klöſter, boten ſie der Agiotage ein weitläuftiges Spiel dar.

Auf den Bericht, daß in H*** ſich zu mehreren ſolcher Häuſer keine Käufer fänden, erfolgte von Caſſel der Befehl: die Häuſer nieder zu reißen und die Baumaterialien an den Meiſtbietenden zu verkaufen; wogegen aber die Orts-Autoritäten proteſtirten, weil die wüſten Stellen zu ſehr vielen Unordnungen, in polizeilicher Hinſicht, Anlaß geben und die benachbarten Häuſer darunter zu viel leiden würden. Ohne dieſe Proteſtation wären ſie niedergeriſſen worden und hätten dem unglücklichen Weſtphalen zum redenden Beweis franzöſiſcher Finanzoperation dienen können.

So ward durch den, im Zorn des Himmels uns verliehenen König und ſeine wackern Miniſter ein Land adminiſtrirt, deſſen einzelne Theile unter ihren rechtmäßigen Beherrſchern einſt ſo glücklich und ſo blühend geweſen waren! — Was kümmerte ſolchen Miniſtern das Wohl des Landes? — Ihnen war es nur um ihre Stellen und ihren Credit zu thun. Um dieſen zu erhalten, mußten ſie Geld anſchaffen; ob die Unterthanen gedrückt wurden, war ihr geringſter Kummer.

Und dieſes expreßte Geld warf der König mit vollen Händen von ſich. — Aſiatiſche Pracht herrſchte an ſeinem Hofe. Eine Reiſe nach Paris koſtete ungeheure Summen, die herbeigeſchafft werden mußten. Seine Equipagen überſtiegen an Eleganz alles, was man bis jetzt in dieſer Art geſehen hatte, und erregten ſogar in Erfurt die laute Mißbilligung ſeines despotiſchen Bruders.

Das ſchlimmſte bei dieſer Verſchwendung war, daß die Unterthanen wenig oder gar keinen Nutzen davon zogen, weil alles, was der Hof brauchte, aus Paris verſchrieben wurde, wodurch dann immer mehr Geld der Circulation entzogen und aus dem Lande geſchleppt ward.

Bei ſolch einer Finanzwirthſchaft war es wohl nicht möglich, daß ein ehrlicher Mann auf einem Platze bleiben konnte, wo tägliche Expreſſungen und Erfindungen neuer oder erhöhter Steuern an der Tagesordnung waren. Er ward verabſchiedet und ſeine Entlaſſung ward gefliſſentlich mit ſo abſchreckenden Formen begleitet, daß ſie künftigen Nachfolgern die Luſt benehmen mußten, ſich dem Ruin des Landes entgegen zu ſtemmen.

Da die Bedürfniſſe des Staats und des Hofes mit jedem Jahre ſtiegen, ſo mußten natürlich neue Quellen eröffnet werden, ſie zu befriedigen; und daß man in der Wahl derſelben nicht delikat war, hat leider! die Erfahrung beſtätigt. — Die Abgaben aller Art wurden vermehrt, eine Vermögens- und Einkommenſteuer verordnet, beträchtliche Zulags-Centimen erhoben, die Stempel-Abgaben erhöht und bis auf die Schneider-Rechnungen ausgedehnt, mit einem Worte, ein völliges Ausſaugungs-Syſtem eingeführt, das für das Land um ſo drückender ſeyn mußte, da dieſe Abgaben vorzüglich auf die nothwendigſten und unentbehrlichſten Bedürfniſſe des Lebens gelegt waren und, wie bereits oben angeführt, mit einer Strenge erhoben wurden, die der erwerbenden Claſſe ſogar des Nachts keine Ruhe ließ.

An irgend eine Verminderung dieſer Abgaben, an eine Ausſicht auf eine glücklichere Zukunft war nicht zu denken; denn, wo würde ein König, der vor ſeiner fabelhaft ſcheinenden Erhebung auf den Thron, ſich nicht träumen laſſen konnte, jemals die unterſte Stufe deſſelben zu erſteigen, — wie würde dieſer Mann, in der Blüthe ſeiner Jahre, mit dem entſchiedenſten Hang für Vergnügen und Verſchwendung, ſich Einſchränkungen unterworfen haben? — Würde das ihn umgebende Heer ſeiner Hofſchranzen und franzöſiſcher Lungerer wohl je die Stimme der Wahrheit bis zu ihm haben gelangen laſſen? — Würde nicht ſein letzter Finanzminiſter, dieſer freche Emporkömmling, dieſer ſchaamloſe Blutigel, alles angewandt haben, den armen Unterthanen den letzten Bluttstropfen auszuſaugen, um den Lüſten ſeines Herrn zu fröhnen, der ihn ſo königlich belehnte, der ihn für jede ſeiner landverderblichen Finanz-Operationen neue Ehren und Würden ertheilte, ihn baroniſirte, mit Orden behing, und endlich gar in den Grafenſtand erhob??? Es war dieſem Wampyr zu viel daran gelegen, durch ſeine Erpreſſungen ſeinen Credit zu erhalten und ſich zu bereichern.

Hätte das weſtphäliſche Poſſenſpiel nur noch einige Jahre gedauert, ſo war er einer der reichſten Partikuliers in Deutſchland, und die Unterthanen des von ihm adminiſtrirten Landes ſammt und ſonders am Bettelſtab. Sein letztes Machwerk war ein Edikt, was eine neue Abgabe von 45 Zulags-Centimen auf ſämmtliche Steuern verordnete und bereits unter der Preſſe war.

Wenn er als ehrlicher Mann gehandelt, wenn er als ſolcher eine Unterſuchung ſeiner Adminiſtration nicht zu ſcheuen Urſach gehabt hätte, — warum verließ er ſeinen Poſten? warum floh er? — Sein böſes Gewiſſen jagte ihn in die Flucht. — Ein Bülow, ein Johann von Müller würden es weder gethan, noch zu thun Urſache gehabt haben.

Die neuen Fackeln, ihrem Motto und Vorſatze getreu, beleuchten unpartheiiſch in einem der folgenden Abſchnitte den Charakter und die Thaten dieſes Mannes.

Um indeſſen dem Lande die übermäßigen Auflagen und Abgaben einigermaßen begreiflich zu machen, und den Unterthanen mit der Hoffnung beßrer Zeiten, Geduld und Ergebung in ihre drückende Lage einzuflößen, ward durch ein Dekret vom 14ten Julius 1808 eine Amortiſations-Caſſe errichtet, die mit Erhebung des gezwungenen Anlehns von 20 Millionen Franken, der Perſonenſteuer, der Cautions-Gelder, der, bei den Tribunälen, Friedensrichtern. Notarien u. ſ. w. niedergelegten Summen. und der 500.000 Franken, welche von der General-Direction der Economate jährlich zu dem Schuldenfond ausbezahlt werden ſollten, beauftragt wurde.

Hievon ſollte ſie, die Intereſſen von den als Nationalſchuld erklärten Capitalien, die Intereſſen für die Cautionen, die für die niedergelegten Summen, die Rückzahlung eben dieſer Summen, die Rückzahlung der, durch das Loos beſtimmten Capitalien, die dem franzöſiſchen Gouvernement zu zahlenden Rückſtände und den Vorſchuß, welcher zu Bezahlung der, dem franzöſiſchen Gouvernement, Kraft des Tractats von Berlin vom 22ſten April 1808 für die Provinzen Magdebu[illegible]d Altmark ſchuldigen Rückſtände aufgenommen war, bezahlen.

Die Worte dieſes Decrets waren vortrefflich und tröſtend; ſie verſprachen eine endliche Verminderung der Abgaben, Tilgung der Landesſchulden, richtige Abtragung der Zinſen der öffentlichen Anleihe, und das Wiederaufblühn der, durch die franzöſiſche Invaſion verheerten und erſchöpften Provinzen. Der Kredit des Landes hätte ſich wieder geholen, und das Sinken des Werths der Grundſtücke hätte nachgelaſſen. Mit einem Worte: man ſah hoffnungsvoll beſſern Zeiten entgegen.

Dieſe Hoffnung ward aber leider! nur zu bald vereitelt; ohne ſich um ihren Endzweck zu bekümmern, ſah man die Amortiſations-Caſſe als eine Fundgrube an, aus der man nach Belieben, zu allen vorkommenden Bedürfniſſen ſchöpfen könnte. Die Reiſen des Königs, ſeine koſtſpieligen Ergötzlichkeiten, ſein Hang zur Pracht und Verſchwendung, alles wurde daraus beſtritten. Nach und nach amalgamirte ſie ſich ſtillſchweigend mit der Schatzkammer, und da dieſe gemeiniglich leer war, nahm man aus jener.

Daß der ſaubere Finanz-Miniſter die Hände dabei im Spiel hatte, verſteht ſich von ſelbſt. Hing es nicht von ihm ab, neue Abgaben einzuführen, alte zu erhöhen, den Cours der Staats-Obligationen ſteigen oder fallen zu laſſen? und er war der Mann nicht, der ſo gute Mittel, ſich zu bereichern, unbenutzt hätte vorbeygehen laſſen. — Wie konnten unter ſeiner Leitung die Operationen der Amortiſations-Caſſe, den Hoffnungen entſprechen, zu denen man bei ihrem Etabliſſement berechtigt war! — Um ſich in der Gunſt ſeines Herrn zu erhalten, der beſtändig Geld zu ſeinen Vergnügungen brauchte, war ihm wohl nichts bequemer, als aus einem Fond zu nehmen, in den der größte Theil, des im Lande courſirenden baaren Geldes floß. — Daß dieſe Gelder zu einem andern Behuf beſtimmt waren, kümmerte ihn wenig.

Ein geſchickter Griff in die Taſchen der Unterthanen war immer eine Palliatif-Kur für den Augenblick, und mehr wollte er nicht, da er bei der ſchwankenden Verfaſſung des Staats wohl einſah, daß er nicht beſtehen konnte, und entweder, wie, — der Vorſehung ſei Dank! — jetzt geſchehen iſt, aufgelöſt; oder — wenn die unglückliche Lage Europens noch fortgedauert hätte — banquerott werden mußte.

Von Seiten der Regierung unterließ man indeſſen nicht, der Nation ſowohl als dem Auslande vorzuſpiegeln, der ſchöpferiſche Geiſt und die väterliche Sorgfalt des Königs habe die Geſetzgebung dieſes Reichs auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit gebracht. Voluminöſe Journale poſaunten mit vollen Backen die vortrefliche Finanzverwaltung aus, Weſtphalen war in Hinſicht auf Cultur, blühenden Handel und Wohlſtand das glücklichſte Land von der Welt, da doch die zugeſchloſſenen und von den Einwohnern verlaſſenen Häuſer laut vom Gegentheil zeugten, indem die Unterthanen auf dem Lande die Abtragung ihrer Steuern und Abgaben nicht anders präſtiren konnten, als wenn ſie ihr Vieh verkauften. Die Zwangsbefehlsträger ſtanden ſich bei dieſer Lage der Dinge am beſten; in der Folge fanden ſie aber gemeiniglich kein objectum executionis.

Die reſpectable Verſammlung der Reichsſtände, die auch ohne Masquerade hätte beſtehen können, konnte dem armen gedrückten Lande auch mit dem beſten Willen keine Erleichterungen verſchaffen, weil die Miniſter ſchon alles vorher beſchloſſen hatten, und die Redner des Staatsraths ihre Vorträge gewöhnlich ſo einrichteten, daß es unhöflich geweſen ſeyn würde, wenn ſie ſich nicht dem Willen des Königs in Allem hätten fügen wollen.

Die von den Ständen bewilligten Steuern und Abgaben wären auch noch allenfalls zu erſchwingen geweſen, aber die durch die Miniſter, ohne Zuſtimmung dieſer Stände, dem Volk auferlegten Steuern und Zulags-Centimen waren zu drückend.

In der Folge wäre es unmöglich geweſen, ſie aufzubringen. Zu verkaufen gab es nichts mehr, die meiſten Bedürfniſſe des Staats mußten durch Steuern aufgebracht werden, an Credit war nicht zu denken; dies hatte man bei der erſten Anleihe erfahren, die in den erſten vier Wochen complett geweſen wäre, wenn das Ausland den glatten Worten getraut hätte. — Die Verlegenheit des ſaubern Finanzminiſters wäre, bei allen ſeinen Kniffen, gränzenlos geweſen, und es würde ihm nichts übrig geblieben ſeyn, als die große und dürftige Claſſe der Unterthanen in Zwangsbefehlträger und Garniſairs zu verwandeln, um der kleinen noch allenfalls wohlhabenden Claſſe das Geld mit Gewalt zu nehmen.

Dies war der Zuſtand eines Königreichs, welches auf einer Arealgröße von 829 Quadratmeilen, eine Volksmenge von 2 Millionen, 95.176 enthält, von denen ein ziemlich beträchtlicher Theil ſeine Darlehne, ſeine Cautions- und andre Depoſitengelder von den flüchtigen

Franzmännern und ihren deutſchen Gehülfen fortgeſchafft ſieht.

Wo ſind in dieſem Augenblick alle die beträchtlichen Depoſita, welche voreilige Prokuratoren der Amortiſations-Caſſe überliefert haben, ob ſie es gleich, ſelbſt nach den eigenen Worten des Geſetzes, nicht nöthig hatten, und es Curatoren, Invaliden und Vormündern erlaubt war, dergleichen Gelder, auf gehörige Sicherheit, zu höhern Procenten anderweitig nach Belieben unterzubringen. —

Woher alſo dieſe Eile, dieſer unſelige Dienſteifer zu einer Zeit, wo dieſe Caſſe bereits ſo ſehr verſchrien und ihre verderblichen Operationen zur Gnüge bekannt waren! wo man auch aus der Erfahrung wußte, wie ſchwer es hielt, ein Depoſitum wieder zu erhalten und wo ſchon voraus zu ſehen war, daß unſre Knechtſchaft bald zu Ende gehen würde.

Glücklicherweiſe iſt ſie nun vorbei! und wir ſehen bereits die Morgendämmerung beſſerer Zeiten nahen. — Preußens ſiegreiche Adler breiten ſchon ihre ſchirmenden Fittige über die ehemals mit Gewalt entriſſenen Provinzen; die alte Ordnung der Dinge kehrt allmählig wieder zurück; der Unterthan wird wieder die richterliche Gerechtigkeit ansprechen dürfen; das Eigenthum wieder geſichert ſeyn und Handel und Wandel werden uns bald das ausgeſtandene Elend wieder vergeſſen laſſen! —

VII.

Louis Napoleon, ſonſt König von Holland.

Charakteriſtik deſſelben.

Der ehemalige König von Holland, Louis Napoleon, zeichnet ſich in Hinſicht ſeines Charakters um ein Großes von ſeinem kaiſerlichen Bruder, Napoleon, zu ſeinem Vortheile aus. Er hat wenigſtens kein Beiſpiel geliefert, daß er die Unſchuld im Kerker verſchmachten ließ.

Ludwig wurde zwar ebenfalls als ein verabſcheuter Fremdling einem ſonſt freien und tapfern Volke aufgedrungen; er brachte auch den Haß und die Schrecken mit auf den Thron, welche den fürchterlichen Corſen begleiten. Aber Ludwig war gerecht, ſparſam, redlich;

ſuchte den Gedanken an ſeinen Urſprung und an ſeine Verwandtſchaft auszulöſchen; er ſtrebte der Beſchützer ſeines Volks, er ſtrebte ein Holländer zu werden. Auch hat er als König bewieſen, daß er Regententugenden beſaß und die Rechte ſeiner Unterthanen nicht wie jener mit Füßen trat, ſondern ihnen bei ihren Geſchäften und ihrem Handel gern freie Hand gelaſſen hätte.

Seine Wohlthätigkeit gegen die Armen hat er in Frankreich, Holland, Deutſchland und der Schweiz hinlänglich dokumentirt und dadurch die Herzen dieſer Nationen an ſich gezogen. — Selbſt die Freuden der Natur ſind ihm nicht fremd, und ihnen opferte er verſchiedentlich groſe Summen.

Aber mit jenen guten Eigenſchaften verbindet er doch Laſter, die ihn ſchon oft zu den höchſten Ungerechtigkeiten und abſcheulichen Ausſchweifungen verleiteten; er iſt nemlich ein gewaltiger Trunkenbold und Libertin; die Zahl ſeiner illegitimen Kinder ſoll eben ſo groß ſeyn, als die Zahl ſeiner Lebensjahre. Dieſe Laſter haben auch ſeinen Körper ganz entnervt und ſeinen Verſtand ſehr geſchwächt, ſo, daß er nur durch die kräftigſten Nahrungsmittel und köſtlichſten Bäder ſein elendes Leben friſtet.

Wenn er betrunken war, ſo betrug er ſich gegen ſeine Gemahlin ſehr brutal und man verſichert, daß er ſie dann mißhandelte; kamen ihm dann hingegen die gemeinſten Frauenzimmer vor die Augen, ſo zeigte er ſich eben nicht delicat, und nahm vorlieb mit dem, was da war.

Wenn ein junger Mann von ſolchen Leidenſchaften eine große Gewalt in Händen hat; ſo kann man ſich nicht wundern, wenn man hört, daß er einen Mißbrauch davon macht.

Louis war noch nicht vier und zwanzig Stunden ſeines Bruders militairiſcher Vicekönig geweſen, als eine tragiſche Intrigue Sr. Kaiſerl. Hoheit einige Pariſer beluſtigte, andern aber ein großes Aergerniß gab. — Da es ſich traf, daß er in der Oper eine ſehr ſchöne junge Frau in den Logen erblickte, ſo fertigte er einen ſeiner Adjutanten ab, um das Terrain zu recognosciren und zu erforſchen, wer ſie wäre.

Alle bei ſeiner Perſon oder in ſeinem Hofſtaat angeſtellten Edelleute, waren auch ſeine Spione und keine Neulinge in der Kunſt, Verführungspläne zu entwerfen und in Ausführung zu bringen.

Caulincourt, der Officier, den er bei dieſer Gelegenheit gebrauchte, kehrte bald zurück; es war ihm aber mit ſeinem Geſchäft nur zum Theil gelungen. Er hatte es nemlich nicht möglich machen können, mit der Dame zu reden; indeß hatte er erfahren, daß ſie erſt ſeit vierzehn Tagen mit einem Manufakturiſten verheirathet war, der, eiferſüchtig wegen ſeiner Frau, wie ein Liebhaber wegen ſeiner Geliebten, neben ihr ſaß. Er äußerte zugleich, daß es nöthig ſeyn würde, den Polizei-Commiſſair zu gebrauchen, um den Mann, wenn er aus dem Theater ginge, unter einem oder dem andern Vorwand in Verhaft zu nehmen, damit einige der Freunde des Prinzen Louis indeß die Verwirrung benutzen könnten, ſich der Frau zu bemächtigen und ſie nach ſeinem Hotel zu bringen.

Louis unterzeichnete ſogleich unmittelbar einen Befehl, wodurch der Polizei-Commiſſair Chazot angewieſen wurde, den Manufacturiſten, Lebouce von Lyon, welcher ſich des Aktienwuchers verdächtig gemacht hätte, zu verhaften, in eine Poſtchaiſe zu ſetzen, und unter der Bedeckung von zwey Gensd'armen. ſicher nach Lyon zu ſchaffen, wo er das Verſprechen unterzeichnen ſollte, ohne Erlaubniß der Regierung nicht nach Paris zurück zu kehren.

Alles geſchah, wie es Caulincourt vorgeſchlagen hatte, und Louis fand Madame Leboure wehklagend in ſeinem Saale. Man ſagt, daß ſie ſich erbot, ihre Tugend auf die Bedingung preis zu geben, daß ſie ihren Mann nur noch einmal ſehen und ſich überzeugen könnte, daß er nicht ermordet wäre; daß Louis aber ſich weigerte, ihre Bitte zu erfüllen, und durch viehiſche Gewalt, und den Beiſtand ſeiner ſchändlichen Genoſſen den Sieg über ihre Ehre erlangte, den ſie ſeinen Bitten oder Drohungen nicht hatte einräumen wollen.

Seine Freude war aber nur von kurzer Dauer; er war kaum eingeſchlafen, ſo ſprang ſie aus dem Bette, lief in ſein Vorzimmer, und erſtach ſich mit ſeinem Degen. Den nächſten Morgen fand man ſie, als eine Leiche, die ſich im Blute wälzte.

In der Hoffnung, dieſe Schandthat mit dem Schleier des Geheimniſſes zu bedecken, wurde die Leiche in der Dämmerung in einen Sack geſteckt und in die Seine geworfen; als ſie hernach in dem Fluß gefunden wurde, gaben die Polizei-Agenten vor, daß ſie durch die Hände von Meuchelmördern umgekommen wäre.

Da man ſich aber der Madame Leboute in der Oper bemächtigte, waren, außer ihrem Manne, auch ihre Aeltern und ein Bruder in ihrer Geſellſchaft, und der letztere verlor den Wagen, worin ſeine Schweſter geſetzt wurde, nicht aus dem Geſicht, bis er in das Hotel von Louis Buonaparte hineinfuhr, aus dem er und ſein Vater ſie den folgenden Tag vergebens zurück verlangten.

Sobald der Mann das unnatürliche Ende ſeiner Frau erfuhr, ſchrieb er einen Brief an ihren Mörder, und ſchoß ſich gleich darauf ſelbſt eine Kugel durch den Kopf; aber ſein eignes Haupt war nicht der Punkt, worauf er mit der Piſtole hätte zielen ſollen; den Urheber ſeines Elends zu vernichten, wäre blos eine Handlung der Wiedervergeltung geweſen, beſonders in einem Lande, wo die Gewalt dem Geſetze Stillſchweigen auflegt, und, wenn der Verbrecher mächtig iſt, das Geſetz vergebens um Hülfe angeflehet wird.

Ich ſagte, daß dieſe Intrigue, wie man ſich aus Schmeichelei in den modiſchen Zirkeln ausdrückte, einen Theil der Pariſer beluſtigte; und ich glaube, daß ich das Wort: beluſtigte, hier nicht unſchicklich gebraucht habe.

In vielen Geſellſchaften, worin man ſich ſeitdem befand, war dieſer unglückliche Vorfall immer ein Gegenſtand der Unterhaltung, der Witzelei, aber nicht der Vorwürfe, ausgenommen bei Madame Fouché, wo Madame Lebours ſehr getadelt wurde, daß ſie ſo übermäßig delikat, ſo thörigt gewiſſenhaft geweſen wäre.

Man ſagte ſich zwar, daß dieſer tragiſche Vorfall dem Prinzen, deſſen Herz, wie ſchon geſagt, nicht ohne Empfindung iſt, ſehr zu Gemüth gegangen war, und daß er noch ſehr oft nachher ſeinen Untergebenen, die hülfreiche Hand geleiſtet hatten, Vorwürfe gemacht hat, weil ſie ihn von dieſer Unbeſonnenheit nicht abgehalten hatten.

Eine andere Intrigue ſeiner Kaiſerlichen Hoheit, die in der That nicht tragiſch endigte, wurde zu jener Zeit, ehe er den Thron von Holland beſtieg, bey einer Thee-Parthie von Madame Recamier erzählt.

Ein Mann, Namens Deroux, war nemlich von dem peinlichen Tribunal, wegen Verfertigung falſcher Wechſelbriefe, verurtheilt worden, ſechs Stunden an dem Pranger zu ſtehen, ein Brandmark auf den Rücken zu erhalten, und zwanzig Jahre auf den Galeeren zu arbeiten.

Eine Tochter, ein junges Mädchen unter funfzehn

Jahren, ging, von einer alten Frau begleitet, zu Louis Hotel, und überreichte ihm eine Bittſchrift für ihren Vater.

Mehr ihre Tugend und Sittſamkeit, als ihre Schönheit, erweckten bei dem Libertin ein Verlangen, unter dem Anſchein der Gnade gegen den Schuldigen, ihre Unſchuld zu vernichten. Er befahl, daß ſie um eine Stunde zu ſeinem Kammerherrn, Darjuſſon, kommen ſollte, um ſeine Antwort zu erhalten, wo ſie, entweder durch Liebe zu ihrem Vater verleitet, durch Drohungen in Furcht geſetzt, oder durch einnehmende, täuſchende Verſprechungen verführt, ihre Tugend gegen einen Befehl der Freilaſſung ihres Vaters vertauſchte; und Louis war mit dieſem Handel ſo zufrieden, daß er ſie zu der Zahl ſeiner ordentlichen Maitreſſen hinzufügte.

Sobald Deroux ſeine Freiheit erlangte, beſuchte er ſeine Tochter in ihrer neuen Lage, wo er eine Anweiſung von Louis auf die Kaiſerliche Schatzkammer von zwölf tauſend Franken fand, die zur Bezahlung des Mobilienhändlers, der ihre Wohnung eingerichtet hatte, beſtimmt waren.

Das erweckte ohne Zweifel den Gedanken bei ihm, den Prinzen ſeine Tochter um einen höhern Preis bezahlen zu laſſen, und er machte eine andere Anweiſung auf ſechzig tauſend Franken nach, die jener ſo genau gleich kam, daß der Kaiſerliche Schatz ſie ohne Verdacht honorirte. . . .

Im Beſitz des Geldes verfertigte er im Namen Louis ſowohl einen falſchen Paß für ſich, als für einen Kourier, der dem Kaiſer nach Deutſchland Depeſchen brachte, womit er ſich auf den Weg machte, und ſicher nach dem andern Ufer des Rheins, und von hier nach Rußland gelangte.

Seine Verfälſchungen wurden erſt entdeckt, als er ſelbſt von Berlin an Louis geſchrieben hatte, daß ſeine Tochter von dem, was er gethan hätte, durchaus nichts wüßte.

In der erſten Aufwallung des Aergers, befahl ihr Kaiſerlicher Liebhaber, ſie in Verhaft zu nehmen; aber ſeitdem hat er ihr verziehen und ſie wieder zu Gnaden angenommen.

Dieſer Streich von Deroux hat Fouché gefallen, der ſich ſeiner Freilaſſung lange widerſetzte, weil er ſein gefährliches Talent und ſeinen laſterhaften Character kannte. Er hat ſich ſchon vorher einmal durch einen falſchen Paß von dem Polizeiminiſter, deſſen Handſchrift er blos in einem Augenblick, in dem Mandat wegen ſeiner Verhaftung, geſehen hatte, in Freiheit geſetzt.

VIII.

Malchus, vormals weſtphäliſcher Finanz-Miniſter.

Biographiſche Skizze.

Es gehörte von jeher eine Reihe abentheuerlicher Zufälle dazu, einen Menſchen aus dem Staube emporſteigen zu ſehen, dem es an intenſiver Kraft zu etwas Außerordentlichem eben ſo ſehr fehlte, als an ſonſtigen Vorzügen, nemlich Geburt und Glücksgütern. Die Combination der Umſtände, der Fehlgriff eines angeſehenen Mannes, das verblendete Auge eines öffentlichen Geſchäftsträgers war öfters hinreichend, durch unglückliches Emporbringen, durch die bejammernswürdige Wahl eines Stümpers oder Böſewichts über Tauſende das Urtheil zu ſprechen. —

Malchus gehörte zu den Menſchen, die ſich ſelbſt in ihrer urſprünglichen Sphäre um die Liebe und das Zutrauen ihrer Mitmenſchen helfen, weil ſie heimtückiſch und boshaft ſind.

Bei aller geſchliffenen Gleisnerei, verſchmitzten Gewandtheit und einer Feinheit im Ueberliſten, die man oft irrig Klugheit zu nennen pflegt, ſieht man ſie dennoch, den Schleier gelüftet, von allen verachtet am Pranger ſtehen. Dies Schickſal würde ihn auch auf ſeinem höheren Standpuncte ſchon früher getroffen haben, wenn nicht die Furcht den Haß und die Verachtung überwältigt hätte. Dabei iſt in ſeinem Wirken ein unverkennbarer Grundſatz nicht zu überſehen, der den Mächtigen zu einer deſto furchtbareren Geißel der Menſchheit macht, je weiter ſeine Arme reichen; der nämlich: überall nur das zu thun, was ihm die Gunſt des Augenblicks und ſeines Gebieters erwerben und ſichern konnte, ohne ſich um die Klagen der Menge auch nur zu kümmern; alſo conseretur pars, pereat totum. Dadurch gewann er zwar oft, ſelbſt bei den unvermuthetſten Umwälzungen; aber er blieb aus Conſequenz weder Gott noch Menſchen getreu, und verdient eben darum die Verachtung aller beſſer denkenden Menſchen.

Ein anderer Hauptzug, der im Umriſſe ſeiner innern Geſtaltung vorherrſcht, iſt eine ſeltene Verſtellungsgabe, die ſich ſo lange den Beifall der getäuſchten Beſchützer zu erhalten verſtand, bis eine günſtige Gelegenheit zu einer neuen Erhöhung das Abnehmen der Maske gut hieß. Wohl uns, daß keine weiſe Regierung ſich zweimal auf dieſe Art täuſchen läßt!

Er beſaß alſo wirklich einen Charakter, viel kalte Ueberlegung im Entwerfen und Ausführen; Schmeichler, verſteckt und heimlich gegen ſeine Gebieter, unverſtellt und rückſichtlos gegen Unterthanen; conſequent in den Grundſätzen, gleichgültig, ob ihre ſtrenge Befolgung Tauſenden wehe that; heute warmer Freund, morgen bei wankendem Glücke Todtfeind; reich in Erfindungen zum Verderben der Menſchheit, zur Befriedigung fürſtlicher Launen: alles nur, um für ſich zu ſammeln, und um für etwas Großes zu gelten. So werden wir ihn in ſeinem Geſchäfts- und Privatleben wiederfinden.

Schon oft ſind aus niedrigem Stande große Männer hervorgegangen, wenn ein großer Geiſt dem Armen es zum Berufe machte, ſich zu etwas Höherem und Edlerem emporzuſchwingen.

Auch Malchus ward in niederer Hütte geboren; ſein Vater war ein Schneider, der ſeinen Wohnort in den Rheingegenden mehrmals veränderte und zuletzt in Speier etablirt geweſen ſeyn ſoll.

Jener innere Beruf zur Erhebung aus der Sphäre der Seinen war dem jungen Malchus fremd, denn er ſelbſt erlernte das Handwerk ſeines Vaters mit ausharrender Geduld, bis ihm der Zufall des äußeren Lebens eine Gelegenheit darbot, ſeine dunkle Laufbahn mit einer glänzendern zu vertauſchen.

Vor beinahe dreißig Jahren reiſete der Graf Weſtphalen, deſſen Vater Oberſtallmeiſter in Dienſten des Fürſtbiſchofs von Hildesheim war, in den Rheingegenden, und hatte den Verdruß, daß unterwegs ſein Bedienter, der ihm nebenbei bisweilen auch Schreiberdienſte leiſtete, entlief. Der Graf ſah ſich in ſeiner Verlegenheit nach einem jungen Menſchen um, der ſich für die erledigte Stelle eignete, d. h. Biegſamkeit genug zur Aufwartung, aber auch Geſchicklichkeit hätte, zur Noth die Feder für ihn zu führen.

Sein Auge fiel auf den jungen Malchus, der damals ohngefähr zwanzig Jahr alt war, und nicht nur einen entſchiedenen Hang zu abentheuerlichen Zügen, ſondern auch die erforderlichen Fähigkeiten beſaß, welche der Graf wünſchte. Er hatte nämlich aus ſeiner kurzen Schulzeit einige Fertigkeit im Rechnen und Schreiben bewahrt, und während der früheſten Revolutionsperiode oft in der Mitte der freiheitstrunkenen Franzoſen, die franzöſiſche Sprache ſo ziemlich in ſeine Gewalt gebracht.

Die freundliche Miene, wodurch er den zutrauensvollen Grafen hinterging, empfahl ihn noch mehr, als ſeine Fähigkeiten, und Graf Weſtphalen nahm ihn mit ſich.

Auf den ferneren Reiſen wußte er durch tauſend kleine Dienſtleiſtungen und eine ſtete Beeiferung die geheimſten Wünſche ſeines Herrn zu erfüllen, die Liebe ſeines erſten Gebieters in einem ſolchen Grade zu erwerben, daß ihn derſelbe bald nur noch als ſeinen Reiſegefährten und Schreiber mit ſich führte, und die Stelle des Bedienten durch ein anderes Subject erſetzen ließ.

Das einnehmende Betragen, die verſtellte Beſcheidenheit und erheuchelte Anhänglichkeit an die Perſon des Grafen, mit einem nicht unangenehmen Aeußeren verbunden, waren hinreichend, den Patron ſo zu ſtimmen, daß er ſich auf eigener Bruſt eine Natter, dem

Staube entnommen, erwärmte und nährte, die ihn späterhin durch ihr heißestes Gift begeifern sollte.

Der Graf kehrte nach Hildesheim, in dessen Gränzen seine Güter lagen, zurück und führete Malchus als Privatsecretair in seiner Heimath ein.

Hier wurde ihm das Rechnungswesen der sämmtlichen, nicht unbedeutenden Güter des Grafen anvertrauet, welches er bei dem ungetheilten Vertrauen desselben mit so vieler Geschicklichkeit zu führen wußte, daß er sich bald als einen Mann von Welt und nicht ohne Beifall der Freunde der Galanterie unter Menschen von Geschmack, Bildung und Stand zeigen durfte. Auch ist dies die Periode seines Lebens, welche ihn zuerst in die höhere Arithmetik einweihete.

Er hatte sich in diesem Verhältniße nicht ohne eine geheime Berechnung, welchen Gebrauch er in der Folge davon machen könnte, um sich selbst in die Reihe der angesehensten Diener des Fürstbischöflichen Hofes einzuschleichen oder einzudrängen, bereits einen Zirkel gebildet, der sich später noch oft der schon damals aus seinem Munde gehörten Aeußerung erinnerte: „man müsse nicht ruhen, bis man sich im Gedränge der staatsbürgerlichen Veränderungen bis zum Minister emporgeschwungen habe.“

Man entſchuldigte ſie damals durch die großen Veränderungen, welche Frankreich in ſeinen politiſchen Verhältnißen erſchütterten, und ſchrieb ſie der Nähe zu, worin der Privatſecretair des Grafen Weſtphalen gelebt, ohne ſie jedoch für mehr als einen bloßen Scherz zu halten; denn man getrauete ſich nicht, dem Gedanken Raum zu geben, daß Malchus, der öffentlich ſtets in das allgemeine Urtheil der Menge über die beiſpielloſe Schändlichkeit der wüthenden Freunde der Revolution einſtimmte, Wohlgefallen daran finden, und jene Aeußerung ernſtlich gemeint haben könnte. Auch war ihm die allgemeine Stimme, die der Graf Weſtphalen durch ſeine ſtets günſtigen Aeußerungen über ſeinen Secretair gegründet hatte, gar zu gewiß und konnte dieſen Worten damals noch keine Bedeutung geben. Wohl aber war es der volle Ernſt des Abentheurers, der die Zufälligkeit ſeines zukünftigen Schickſals nach dem Maaßſtabe der Vergangenheit berechnete, aber argliſtig genug alle ſeine geheimen Wünſche und Entwürfe für die Zukunft verbarg.

Gerade damals wußte Malchus das Haus des zeitigen Domſyndicus zu Hildesheim dergeſtalt in ſein Intereſſe zu ziehen, daß derſelbe auf ſeinen Betrieb den Entſchluß faßte, ſeinem Amte zu entſagen, damit es der Secretair des Grafen Weſtphalen erhielte, und ſtatt deſſen einen Handel zu etabliren. Dafür heyrathete Malchus deſſen Schweſter, vielleicht unter mannigfaltigen Bedingungen geheimer Artikel, die niemals zur Kenntniß des Publicums gekommen ſind, und ward Syndicus zu Hildesheim.

Nun vervollkommnete er ſich ſo ſehr im geſchickten Verketten ſo vieler verwirrenden Knoten, wozu die Sorgloſigkeit der Hildesheimiſchen Regierung Gelegenheit und Veranlaſſung gab, daß die Unterthanen hin und wieder, vornehmlich aber einzelne bedeutende Häuſer gegründete Klagen gegen den Fürſtbiſchof zu haben glaubten, der es gleichwohl mit allen ſeinen Untergebenen gut meinte.

Dies ſetzte den tief verſteckten und fein ausgeſonnenen Berechnungen des Syndicus zur Erbitterung des Volks und zur Bereicherung ſeiner Börſe ſo wenig Gränzen, daß man bald darauf in laute Klagen gegen den Biſchof ausbrach, während deſſen nur die Kloſterherren in dem Landbezirke des Hildesheimiſchen Bisthums erfuhren, wem ſie die wachſende Härte und ſtrengere Oeconomie, worüber der Biſchof geſcholten wurde, zuſchreiben ſollten. Sie glaubte Malchus, welcher das Directorium der Klöſter in Händen hatte, nicht ſcheuen zu dürfen, und gab ſich daher wenig Mühe, ihnen ſeine Rechnungsfehler und geheimen Sünden überhaupt zu verheimlichen, weil er von ihnen überzeugt ſein zu können glaubte, daß ſie vor jeder Aeuſſerung gegen die Verfügungen des Biſchofs, als auf welche er ſich ſtützte, eben ſo ſehr zitterten, als vor dem Tode.

Wirklich begnügten ſich dieſe Herrn eine Zeitlang damit, ihn vom Grunde ihres Herzens zu haſſen.

Die fehlgeſchlagene Hoffnung eines Canonicus aber, Hofkaplan zu Hildesheim zu werden, insgeheim von Malchus vereitelt, weil er ſich dadurch einen helldenkenden Kopf entfernt zu halten meinte, brachte alle jene lange unterdrückten Klagen der Unterthanen plötzlich zur Sprache. Der Fürſtbiſchof ward unter der Anleitung jenes Canonicus, mit dem der bekannte Graf zu S. ſich zu verbinden berechtigt glaubte, bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar verklagt, und zur Vertheidigung aufgefordert.

Mit großem Befremden wendete ſich der erſtaunte Fürſt, der das Ländchen mit ſeiner Regierung völlig zufrieden geglaubt hatte, an ſeinen Syndicus, der ſich nun durch die ſchaamloſeſte Vertheidigung gegen den Biſchof wegen ſeiner eigenen Ränke und Irrthümer aus der Schlinge zu ziehen gedachte.

Bei dieſer Gelegenheit aber lernten ſeine Gegner den Helden kennen, und obwohl ſie abgewieſen wurden, verfehlten ſie doch nicht, den wahren Gehalt und Character, die gefährlichen Grundſätze und Schritte dieſes Mannes zu ſeiner Erhebung, nebſt ſeinem eigentlichen Gewerbe, Mangel an wahrer Bildung und Wiſſenſchaft öffentlich durch den Druck bekannt zu machen. *)

Dem Fürſtbiſchofe aber wußte der Gleisner dieſe Blätter ſo fern zu halten, daß dieſer, in ihm den treueſten Diener ſeiner Anordnungen und Befehle gewahrend, ſein Vertrauen noch mehr auf Malchus ſetzen und befeſtigen zu dürfen glaubte.

Hier war es, wo Malchus ſeinen academiſchen Curſus machte, wozu er ſich in der Schule des Grafen Weſtphalen ſelbſt ſo trefflich vorzubereiten gewußt hatte.

Bald darauf trat die bekannte politiſche Kriſis ein,

---

*) Man leſe die 1795, bei Kircher in Goslar, heimlich gedruckte Schrift, welche von dem Canonicus G** in Hildesheim, im Einverſtändniß mit dem Bürgerworthalter, nachherigen preußiſchen Kriegsrath Siemens in Goslar, herausgegeben iſt.

die Hannover und Hildesheim dem Hauſe Preußen einverleibte.

Nun hätte man erwarten ſollen, daß der Biſchof auch als Privatmann an ſeinem treuen Geſchäftsträger Malchus fernerhin einen Ergebenen gehabt haben würde. Mit nichten; der Domſyndicus war der Erſte, welcher in der Hoffnung einer reichlichen Beute, die ſämmtlichen Geheimniſſe der Biſchöflichen Regierung und der Hildesheimiſchen Klöſter der Königlich-Preußiſchen Regierung überantwortete.

Wie treulos er ſeinem verlaſſenen Herrn nun den Rücken zukehrte, ſo freundlich und zuvorkommend näherte er ſich den neuen Gebietern, und erſchlich ſich durch ſeine Verrätherei auch in der That die Stelle eines Kriegesraths an der Kriegs- und Domainenkammer zu Halberſtadt. *)

Aber ſeine Erwartungen, auch hier das gewöhnte Weſen in ungeſtörter Ruhe treiben zu können, täuſch-

---

*) Obgleich er hier der jüngſte Kriegsrath wurde; ſo erhielt er doch einen jährlichen Gehalt von tauſend Thalern.

ten ihn diesmal ſo ganz, daß er nichts angelegentlicher wünſchte, als eine gewaltſame Staatsveränderung, wozu er die Hoffnung tief in ſein Inneres verſchloß, und nur ſelten durch bedenkliche Aeußerungen über die Zukunft verrieth.

Seine Kabale fand hier einen viel zu geringen und zu beſchränkten Wirkungskreis, um ſich nicht daraus hinwegzuſehnen, und ſich bei dem ſtets ehrenwerthen Geſchäftsgange in der Preußiſchen Monarchie zu einem noch glänzendern, oder mehr Einfluß und Eigenmächtigkeit geſtattenden Amte in einer größeren Stadt des Staates zu heben, war bei der Concurrenz zahlreicher Bewerber von Verdienſt nicht ganz leicht.

Bei dieſer Ferne einer veränderten Sphäre des Wirkens im ruhigen Gange der Dinge trat dem Kriegesrath Malchus nichts ſo zur rechten Zeit ein, als der Krieg mit Frankreich im Jahr 1806; aber ſein Triumph war vollkommen, als ſeine langentbehrten Cameraden und Brüder, Meuter, welche ſeine Hoffnungen, Wünſche und Ränke mit ihm theilten, im October deſſelben Jahres von den weſtlichen Provinzen des Königreichs Beſitz nahmen, und über die Elbe der Hauptſtadt entgegeneilten.

Die Conſtitution eines Königreichs Weſtphalen ſetzte ſeinen Intriguen die Krone auf, und eröffnete ſeinem verrätheriſchen Lauern auf eine gute Gelegenheit zur Entladung ſeines lange aufgeſparten Ingrims gegen eine beſſere Regierung ein weites Feld der hämiſchen Anſchuldigung und Wirkſamkeit.

Das neufranzöſiſche Haus hatte, wie die Erfahrung beweiſet, einen faſt zuverſichtlichen Griff in der Auswahl der öffentlichen obern Staatsbedienungen mit wenigen Ausnahmen gethan, gleichſam als wenn die verwandten Seelen und Geſchicke wiederum durch ein geheimes Band der Natur an einander gefeſſelt wären. Es war daher nicht zu verwundern, daß Malchus vor allen hervorgezogen und mit der Würde eines Staatsrathes am Hofe zu Caſſel bekleidet wurde.

Der Verrath an allem, was dem Biedermanne damals eben ſo ehrwürdig als heilig war, weil es faſt allein das Andenken an einen geliebten Fürſten in ſeinem Herzen ſtets ungeſchwächt erhalten, und der Hoffnung zu ſeiner einſtigen Rückkehr noch einige Nahrung geben konnte, erwarb dem Heimtückiſchen, der den edlen König hohnlachend verließ, um unter dem Panier der Corſiſchen Brut zu dienen, zur Vollendung ſeines Triumphes den Titel eines Barons.

Seit dieſer Zeit hat er nun die Summe ſeiner Ränke zuerſt gegen die beſſeren Männer, die der Weſtphäliſche Hof von dem Gezücht, welches für ſein Intereſſe geeignet war, noch nicht hatte ſondern können, dann gegen alles, was nur entfernt zu einer ſchonenden Behandlung der Unterthanen beitragen konnte, aufgeboten. Zugleich aber hat er keine Mühe geſpart, ſelbſt die Launen des Exkönigs zu befriedigen, um mit deſto ungeſtörterer Sicherheit ſeine Bedeutung ſich und einzelnen Wenigen ſeiner Geſchöpfe widmen zu können.

Mit jedem Tage gewann er daher in der Gunſt eines Monarchen, der mit ihm — ſeine intriguanten Seiten abgerechnet — von gleichem Schlage war, und niemals recht verſtehen lernte, wie man eigentlich König ſein müſſe, bis der allgemein geachtete Miniſter von Bülow, ſeiner unzweideutigen Unbeſcholtenheit und Freymüthigkeit halber, den Platz des Finanzminiſters räumen und ſeinem unwürdigen Widerſacher und noch unwürdigeren Nachfolger überlaſſen mußte. Mit dieſem Augenblicke, der unter der Geſchäftsführung jedes Mannes, dem der politiſche und phyſiſche Untergang der Unterthanen nicht ganz gleichgültig war, einen frühzeitigen Staatsbanquerott des Königreichs Weſtphalen herbeigeführt haben würde, gewannen Hieronymus und Malchus lange unerſchöpfliche Quellen für ihre Caſſen, und die Unterthanen jammerten und vergoſſen ihren Schweiß vergebens um den Biſſen Brodt, denen ihnen König und Miniſter gewaltſam entriſſen.

Die Steuern, denen kein verſtändiger Unterthan jemals ſich gänzlich entziehen mag, wuchſen zu einer furchtbaren Höhe, die Unterthanen wurden mit beſtändigen Zulagen beſchwert; alle Stände ohne Ausnahme gaben die Hälfte des Lohns und Ertrages ihrer Geſchäfte und mühſeligen Berufsarbeiten für Grund-, Einkommens-, Perſonal-, Patent-, Etappen-, Departements-Abgaben, für immer härter und drückender wiederkehrende Lieferungen, Kriegscontributionen und unzählige andere Laſten des leidenden Unterthanen, für welche nur Malchus ewig neue Benennungen zu erfinden und die keiner geſchickter als er zu repartiren wußte, ohne dadurch jemals der guten Sache, ſondern immer nur, um den Verräthern an der Menſchheit einen Vorſchub zu thun.

Nicht bloß den Begüterten wurden Summen ihres Eigenthums unter dem eben ſo lockenden als poſſierlichen Titel freiwilliger Anleihen abgetrieben, während deſſen den armen Volksklaſſen, die ihre Patent- und Perſonalſteuer nicht entrichten konnten, und doch gleichwohl ein bürgerliches Gewerbe treiben mußten, der Reſt ihrer Haabe auf eine unerhört grauſame Weiſe zertrümmert wurde.

Die tauſend verzweifelten Flüche und Verwünſchungen der unglücklichen Armen, die in ihrer Blöße verhungerten, verhallten ungehört an dem verſchloſſenen Ohre des hartherzigen und verſteckten Malchus, der ſeinem Könige nur ſtets den Reichthum ſeines Landes und die Liebe der Unterthanen anzupreiſen beſliſſen war.

Unterdeſſen kam die Reihe an die wenigen Krongüter, die Bonaparte's Raubſucht ſeinem armſeligen Bruder übrig gelaſſen hatte; aber auch dieſe konnten entweder von keinem Privatmanne nach ihrem wahren Werthe bezahlt werden, oder ſie wurden von dem edlen Finanzminiſter um ein Spottgeld verſchleudert; bald, damit die Seinigen um ein Geringes ein freundlich Dach und einen reichlich nährenden Garten darin fänden, noch viel öfter, daß der ritterliche Miniſter in einer Reihe geheimer Seitenartikel, einen tüchtigen Pot de vin oder ein angemeſſenes Douceur davon trüge. *)

---

*) Für eine Domaine, welche im Saaldepartement zum Verkauf ausgeprieſen wurde, bot ein begüterter Oeconom dieſer Gegend 36,000 Rthlr., erhielt ſie aber für

Obgleich faſt alle Hülfsquellen verſiegt waren, ſo wurde doch ein großer Theil öffentlicher Staatsſchulden geſtrichen und Unzählige der armen Unterthanen durch den ſtattlichen Kronritter von Weſtphalen um ihre Haabe betrogen.

Von Tauſenden wurden Strafſummen für unverſchuldete oder niemals begangene Fehltritte mit Losſagung von aller ſchonenden Rückſicht auf Umſtände und Lagen eingegeiſſelt; und Malchus war es, der dem Grafen Weſtphalen, dem Gründer ſeines unglücklichen Einfluſſes, eine Strafſumme, die hoch in die Tauſende ſtieg, entriß, weil ſeine Söhne fremde Dienſte genommen hatten; *) er, der aus öffentlichen Caſſen

---

dieſen Preis nicht. Einige Monat ſpäter kaufte dieſelbe Domaine ein anderer, der ſich in dieſer Hinſicht nach Kaſſel begeben und dort gehandelt hatte, für 28.000 Rthlr., obgleich ihr wahrer Werth nach den jetzt geſunkenen Preiſen, über 100,000 Rthlr. betragen ſoll. — Der Käufer hatte den Ort gefunden, wo 1000 Stück Louisd'or in eine Privatkaſſe fielen.

*) So wurde er Verräther an ſeinen Herrn und Obern der Reihe nach, die er verlaſſen hatte; an dem Grafen Weſtphalen, dem Fürſtbiſchof von Hildesheim, dem König von Preußen, und würde es an Hieronymus geworden ſeyn, wenn ihn Napoleon in Dienſt genommen hätte.

die Sparpfennige der Wittwen und Waiſen vergeudete *) die Güter der milden Stiftungen **), Schulen und Univerſitäten für die Gallatage und die koſtſpieligen Reiſen der Königlichen Mißgeburt einzog.

Aber das Schrecklichſte ſtand den unglücklichen Unterthanen unter ſeiner Finanzverwaltung noch bevor; die Decrete lagen ausgefertigt zur Tilgung der Staatsſchulden, zu einer neuen, noch viel größeren Anleihe als alle vorigen, zum öffentlichen Verkauf aller Gemeinde- und Kirchengüter, als eine neue freundliche Sonne den wiederkehrenden Tag der Rechtlichkeit und Milde gegen den gutgeſinnten Unterthanen ankündigte.

Malchus, der noch kurz zuvor von dem freigebigen Exkönige den Titel eines Grafen von Marienrode nebſt einer zu dem Titel gehörigen nicht unbedeutenden Domaine für ſeine treuen Dienſte erhalten hatte, wurde, wie man in öffentlichen Blättern erzählte, auf der Flucht im Gefolge des Königs Hieronymus auf einem reich beladenen Transportwagen zwiſchen zwei Kebsweibern Sr. Exmajeſtät von den Koſacken erwiſcht, und nach Kolberg in ſichern Gewahrſam gebracht. *)

---

*) Die Armen- und Waiſenhäuſer mußten von ihren ſtehenden Capitalien zur Anleihe beitragen und verloren ſo den Fond ihres kärglichen Unterhalts.

**) Dem Jenaiſchen Fräuleinſtift in Halle raubte er nicht nur alle Grundſtücke und baare Kapitalien, ſondern gegen 60,000 Rthl. in Preußiſchen Seehandlungsſcheinen und weſtphäliſchen Bons. Es mogte nagelfeſt oder nagellos ſeyn, der Finanzminiſter wußte es zu gebrauchen.

Hier hat er Zeit, zu überdenken, ob er ſich nicht in ſeinen arithmetiſchen Tableaus ſeit ſeinem Scheiden von den Ufern des Rheins um ein Bedeutendes verrechnet habe. . .

---

*) Dies hat ſich nicht beſtätigt und er iſt mit einem anſehnlichen Geldvorrath im Gefolge ſeines Herrn auf das jenſeitige Rheinufer der rächenden Nemeſis bis jetzt entſchlüpft.

Anmerk. d. Redakt.

IX.

Bonaparte und die Mufti's in der Pyramide des Cheops.

Berüchtigte gaben ſich nicht ſelten durch das Außerordentliche ihrer Verſtellung, Falſchheit, Tücke und Verſtecktheit in ihren Planen eine Zeitlang den Schein der Größe, bis es ihnen auf einem gewiſſen Standpuncte für die Dauer zu läſtig ward, ihre Rolle auszuſpielen.

Bis dahin herrſchte allgemeiner Widerſpruch oder unſicheres Schwanken in dem Urtheilen über den Werth und den Scharfſinn ihrer Entwürfe und Thaten; ſpäterhin ſchließt die allgemeine Stimme ihrer Verurtheilung nur die gleichſinnigen Kleingeiſter aus. Der Elende huldigt gern dem Elendeſten, der Schlechte dem Schlechteſten, ſo wie der Gute dem Beſten. —

Auch der Corſe hat Thaten verrichtet, über welche die Welt einen Augenblick erſtaunte; die ſie kaltſinnig bewunderte; dann, näher und heller geſehen, beklagte; zuletzt in ihrer ganzen Abſcheulichkeit, wie die Bubenſtücke eines Marius, Sylla, einer Katharina Medicis, eines Tilly und ſeines Gelichters, verabſcheuen lernte.

Die eigene Erfahrung der leidenden Claſſe der Menſchheit, über welche das zum Theil namenloſe Unheil der Franzöſiſchen Despotie ſo ungehemmt ausgebreitet werden konnte, wurde Lehrerin für die Kummerbeladenen, und erweckte die Theilnahme aller Edlen, die noch einigen Sinn für Menſchenwürde, Geſetz und Religion hatten, wenn ſie ſelbſt auch dem Strome noch einen Augenblick zu widerſtehen gedachten.

Die gauneriſchen Kleingeiſter, die wohlverſorgt an der vollen Bruſt ihres Ordensmeiſters lagen, und das Object ihrer bezahlten Lobeserhebungen, nach Schillers Worten, wie eine tüchtige Kuh betrachteten, die ſie mit Butter und Käſe verſorgte; dieſe ſinken dann in ihr Nichts zurück, und kümmern den Beſſern nicht mehr. —

Aber auch Reden hat der Corſe gehalten, welche, wie ſehr auch der Genius Corſiſcher Gehaltloſigkeit, Franzöſiſcher Schreier und der drückende Mangel an gemüthlicher Erweckung des Gefühls für das Hohe, Edle, Göttliche; für Treue, Geſetzlichkeit und Religion darin waltet; wie ſehr ſich auch jeder Biedermann ſchämen würde, ſie gehalten zu haben; wenn auch um nichts ungerathener als der Redner, dennoch eine kurze Periode ihre Lobredner gefunden haben.

So ſehr bethörte der ewig wiederkehrende und ſtets neu belebte Aufruf zum Rauben und Morden ungerathene Kinder einer verblendeten Nation, die den redlichen Namen derſelben noch in einem Augenblicke verläugnen, wo ſie die neugeborne Freiheit des Gewiſſens und der Zunge elend heißen zur Ehre der bübiſchen Knechte eines Verräthergezüchts, und einen Greuel ſchelten das weiſe Gebot eines edlen Fürſten, die geheimen Knechte der Deſpotie zu nennen, damit man aus ihrer verpeſteten Sphäre weiche; ſelbſt fürchtend, von der beſſern Welt gemieden, im eigenen Gifte zu erſticken. Aber ungerathene Reden, von Ungerathenen geprieſen, verhallen wie die Stimme des Verſuchers in der Wüſte, und die neue Geſtaltung der Dinge verkündigt uns unwiderleglich, wie leer ihr Schall, wie betrüglich ihr Sinn geweſen ſei. Nur eine Unterredung des Corſen mit den argloſen Weiſen der Muhamedaner mag hier näher beleuchtet einen Platz finden.

um den rechtmäßigen Tadel der Mißgeburten der Gedanken und der Wahrheit in ſeinen Worten zu beurkunden.

Bonaparte.

Gott iſt groß und wunderbar ſind ſeine Werke 1). Dies iſt ein großes Meiſterſtück menſchlicher Kunſt 2). Was war die Abſicht desjenigen, der dieſe Pyramide aufführen ließ?

Suleiman (Mufti).

Es war ein mächtiger König von Aegypten, der Cheops geheiſſen haben ſoll. Seine Abſicht war, zu verhindern, daß kein Räuber oder Unheiliger die Ruhe ſeiner Aſche ſtören ſollte.

---

1) Welch eine Läſterung im Munde eines Menſchen, welcher darauf ausgeht, ſie zu zerſtören!

2) Man wird ſich vergeblich bemühen, äuſſeren oder inneren Zuſammenhang in dem Uebergange, der hier von den göttlichen auf die menſchlichen Werke gemacht wird, zu entdecken.

Bonaparte.

Der große [r] Cyrus ließ ſich im Freien begraben, damit ſein Körper deſto geſchwinder in die Elemente zurückkehren ſollte. Glaubſt du nicht, daß dieſer es beſſer machte?

Suleiman (der ſich verbeugt).

Ehre ſei Gott, dem alle Ehre gebühret!

Bonaparte.

Ehre ſei Allah! Welcher Kalif ließ dieſe Pyramide öffnen und die Aſche der Ruhenden ſtören? [s]

---

[r] Hier erfahren wir, worin der Corſe die Größe geſucht und, Gott weiß es! gefunden hat. Empörung, Raub, Mord, Brand (wir erinnern uns des Cairo's), Zerſtörung, Eroberung und wildes Umherſchweifen bis in den Tod, das waren die Werke des großen Cyrus.

[s] Wie der Verräther einlenkt, um die ſchwarze Seite ſeines Herzens dem gewiſſenhaften Muſelmann nicht bloszuſtellen!

Muhamet (Iman).

Man glaubt, daß es der Commandant der Gläubigen, Machmet, geweſen, der vor einigen Jahrhunderten zu Bagdad regierte; andere ſagen, der berühmte Aron Raſchid — Gott gebe ihm Frieden! — welcher Schätze darin zu finden glaubte; aber die Geſchichte ſagt, daß man bei dem Eintritte in dieſen Saal, welcher auf ſeinen Befehl geſchah, nichts als Mumien gefunden habe, und über der Mauer folgende Inſchrift mit goldenen Buchſtaben: der Gottloſe übet Böſes ohne Furcht, aber nicht ohne Reue.

Bonaparte.

Das Brodt, das der Böſewicht raubt, füllt ſeinen Mund mit Sandkörnern 1).

---

1) Dieſe Worte, an die der Corſe damals ohne Zweifel nicht geglaubt hat, haben ſich an ihm und ſeinen Unglücksgeſellen in Rußland, Preußen und Sachſen bewährt. Hätte er damals die ſchmeichelhafte Antwort des Iman nach ihrem wahren Gehalte gewürdigt und beherzigt, ſo hätten die Corſiſchen und Franzöſiſchen Leckerzungen ſich nicht in Rußland an den Aeſern der Pferde, in Preußen an Sohlenleder, in Sachſen (ſiehe die Berichte von Leipzig) am Auskehricht ergötzen dürfen.

Muhamet (beugt ſich).

Das iſt der Ausſpruch der Weisheit.

Bonaparte.

Ehre ſei Allah! Es iſt kein anderer Gott als Gott 1). Mahomet iſt ſein Prophet, und ich bin unter der Zahl ſeiner Freunde 2).

Suleiman.

Heil des Friedens über den Geſandten Gottes! Heil auch über dich, unüberwindlicher Heerführer, Mahomets Liebling!

---

1) Wir rechnen dieſe Worte unter die ſinnloſen Wortſpiele, in welchen die eingebildeten Genie's nur darum einen hohen Geiſt ahnen, weil die vernünftigen keinen darin finden.

2) Welch ein entſetzlicher Hiatus in der Rede! Uebrigens ſo ganz in der Art Bonapartiſcher Sprünge: von Corſica nach Frankreich, von der Franzöſiſchen Küſte nach Aegypten, von Syrien nach Spanien, von Madrid nach Moskwa, von Moskwa nach Paris.

Bonaparte.

Ich danke dir, Muſti! Mein Geiſt findet Wohlgefallen am göttlichen Koran und meine Augen ſind voll Erwartung 1). Ich liebe den Propheten und rechne darauf, ſein Grabmahl in der heiligen Stadt zu ſehen und zu beehren 2). Doch meine Sendung geht jetzt dahin, die Mameluken zu vertilgen. 3)

Ibrahim (Muſti).

Mögten die Engel des Himmels vor dir her den Staub wegfegen und mit ihren Fittigen deinen Weg bedecken; der Mameluck hat den Tod verdient.

---

1) Alſo — wer ihn etwa einmal auf das Korn nehmen mögte — Augen voll Erwartung hat der Corſe.

2) Wir rühmen den Alcibiades, weil er in Athen Grieche, in Lacedämon Spartaner, in Phrygien Perſer war; aber was ſollen wir von einem Menſchen ſagen, der in Corſica Chriſt, in Aegypten Muſelmann, in der Regel ein Heide iſt?

3) Die armen Mameluken mußten Namen und Leben einem Fremdlinge aufopfern, welcher der verbündeten Pforte ihre reichſte Provinz zu entreißen und den Brittiſchen Schiffern

Bonaparte.

Er iſt geſchlagen und den Engeln der Finſterniß, Mukir und Quakir, übergeben worden. Gott, von dem alles abhängt, hat befohlen, daß ſeine Herrſchaft ein Ende haben ſoll 1).

Suleman.

Er ſtreckte die räuberiſche Hand aus über Aegyptens Land, Früchte und Vieh.

Bonaparte.

Und über die ſchönſten Sclavinnen, heiliger Mufti. 2) Allah hat ſeine Hand ausgedorret. Iſt Aegyp-

---

die trefflichſten Ankerplätze des Mittelmeers abzugewinnen gedachte.

1) Mit einemmale tritt hier neben dem Chriſten, Muſelmanne, Heiden, auch der Hebräer ins Mittel, und läßt ſich ſeine Vernichtungsbefehle ſogar von dem Herrn der Heerſchaaren zuſtellen. Wer mag da wohl Bonapartens Courier geweſen ſeyn! Aber man ſieht, was alles aus dem Menſchen werden kann.

2) Wir haben nicht geglaubt, daß die Läſterraheit und Miß-

ten ſein Tafelgut, ſo zeige er den Auftrag, den Gott ihm ertheilte 1); doch Gott iſt gerecht und barmherzig gegen das Volk 2).

Ibrahim.

Tapferſter unter den Nachkommen Iſſa (Jeſus)! Allah gab dir den Würgengel zur Seite, zu erlöſen ſein Land Aegypten 3).

Bonaparte.

Dieſes Land ſeufzte unter dem Drucke von vier und

---

gunſt des Corſen ſich auch auf dieſen Zweig des Beſitzthums erſtreckte.

1) Man begreift in der Welt Gottes nicht, warum die Scheik's dem Corſen die Aufträge vom Himmel nicht auch abforderten; aber ſicher war er bereits mit Decreten, vom Propheten im ſiebenten Himmel ausgefertigt, verſehen.

2) Wenn ſich ein frecher Sünder auf Gott bezieht, ſo geſchieht das ſtets ſehr linkiſch, und ſteht ihm ungefähr ſo übel an, als hier dem Corſen.

5) Ibrahim irrt. Der Corſe war der leibhaftige Würgen-

Univ. Bibl. München

zwanzig Rebellen, die ſich auflehnten gegen den Großſultan, unſern Bundsgenoſſen — den Gott mit Glorie umgeben wolle! — 1) und zehntauſend Sclaven aus Canada und Georgien. Adriel, der Engel des Todes, hat ſeinen Hauch über ſie verbreitet; wir kamen, und ſie verſchwanden.

Muhamet.

Ehre deinen unüberwindlichen Waffen, edler Nachfolger Skanders (Alexanders 2)) und dem unerwarteten Donner, der aus der Mitte deiner reitenden Krieger hervordrang.

---

gel ſelbſt, gekommen, um Aegypten mit Franzöſiſchem Stücke zu electriſiren, daß ſeine Städte und Dörfer in Flammen aufgingen.

1) Glorie heißt hier in der Sprache des Corſen, die Herrlichkeit des Mukir und Quakir, wie ſie unter den Mamelucken verbreitet ward: Kugel, Kolbe, Strang, Galgen.

2) In einem Berührungspuncte ſteht Bonaparte allerdings mit Alexander: jener zerſtörte, wo dieſer anbauete; der Corſe erhob ſich zum Gotte der Götter, der Macedonier wollte nur unter die Götter verſetzt ſein.

Bonaparte.

Glaubſt du, daß dieſer Donner ein Werk ſchwacher Menſchenhände ſei? — Allah gab ihn mir durch den Genius des Krieges 1).

Ibrahim.

An deinen Werken erkennen wir Allah, der dich ſendete. Würdeſt du wohl geſiegt haben, wenn Allah es nicht gewollt hätte? — Das Delta und die benachbarten Lande ertönen von deinen Wundern.

Bonaparte.

Ein himmliſcher Wagen wird aufſteigen auf meinen Befehl bis zu den Wolken und der Donner wird niederfallen auf die Erde, wie ein metallener Faden, ſobald ich gebiete 2).

---

1) Der Teufel wahrſcheinlich in einer Mixtur von Galle, Menſchenblut und Thränen, mit Schwefel und Salpeter vermiſcht.

2) Alſo um den Africanern einen Begriff von der Franzöſiſchen Schwarzkunſt beizubringen, hatte der Corſe die

Suleiman.

Und die größte Schlange, die am Tage deines Einzuges in Skanderich (Alexandrien) unter dem Fuße der Säule des Pompejus hervorgieng, und unter ihren Sohlen vertrocknete, iſt ſie nicht auch ein Wunderwerk deiner Hände? 1)

Bonaparte.

Weiſe Männer dieſes Jahrhunderts, ihr ſeid beſtimmt, noch weit größere Wunder zu ſehen, denn die Zeit der Wiedergeburt iſt gekommen 2).

---

nöthigen Requiſite zu einer Montgolfiere und den Apparat electriſcher Verſuche nach Aegypten gebracht. Der Galvanismus ſollte das Volk bei dem Anblicke des göttlichen Geſandten entzücken und die Aeroſtatik die unverletzte Göttlichkeit ſeiner ſaubern Decrete und Reden beſtätigen.

1) Hat man nun Unrecht gethan, wenn man den Corſen eine Weile für einen Hexenmeiſter gehalten hat?

2) Vielleicht hat er nun den alten Adam abgelegt, und den neuen Menſchen angezogen. Nach der Rückkehr aus Aegypten hatte es noch nicht den Anſchein, denn er hatte ſich damals ſo ſehr an dieſe Sprache gewöhnt, daß er

Ibrahim.

Die einige Gottheit blickt mit einem Auge voll Vaterliebe auf dich herab, Iſſa's Verehrer, und macht dich zur Stütze der Kinder des Propheten.

Bonaparte.

Hat Mahomet nicht geſagt: jeder Menſch, der Gott anbetet und gute Werke thut, ſoll ſeelig werden, welcher Religion er auch zugethan ſey? 1)

Alle Drei.

Er hat es geſagt.

Bonaparte.

Und indem ich auf höhern Befehl dem Uebermuthe

ſeine Reden in Paris mit einem „Ich, der allmächtige Gott" beginnen konnte.

1) Wenn doch Bonaparte erſt im ſiebenten Himmel wäre! Kein Menſch auf Erden wird ihm die verdiente Seeligkeit mißgönnen.

des Statthalters Iſſa (Pabſt) Schranken ſetzte, und ſeine weltlichen Beſitzungen ſchmälerte, um himmliſche Schätze für ihn zu häufen; ſagt, geſchah dies nicht, um Gott die Ehre zu geben, deſſen Barmherzigkeit unendlich iſt? 1)

Muhamet (betroffen).

Der Mufti zu Rom war reich und mächtig, wir ſind aber nur arme Mufti's 2).

Bonaparte.

Das weiß ich. Seid außer Furcht. Ihr wurdet gewogen auf der Schaale **Balthaſars** 3) und leicht

---

1) Ach der arme Statthalter Iſſa, der zur Ehre und aus Barmherzigkeit Gottes ſo mit himmliſchen Schätzen überhäuft wurde, daß er aus lauter Dankbarkeit den Kirchenbann über den Geber ausſprach.

2) Dem Mufti wird nicht wohl, ihm grauet vor den himmliſchen Schätzen, die er gegen die irdiſchen eintauſchen ſoll.

3) Alſo: **Balthaſar, Napoleon Bonaparte** — wieder ein Zuwachs.

erfunden. Sind in dieſer Pyramide keine Schätze verborgen, die euch bekannt wären?

Suleiman.

Keine Herr! — dies ſchwören wir bei der heiligen Stadt Mecca 1).

Bonaparte.

Unglück! dreifaches Unglück denen, die vergängliche Reichthümer ſuchen und nach Gold und Silber geitzen, das dem Kothe gleich iſt 2).

---

1) Der Mufti ſchwört einen Meineid; er hätte Balthaſars Wagen mit himmliſchen Schätzen aus den Deutungen der zahlloſen Segnungen und Hieroglyphen anhäufen ſollen.

2) Der Fuchs an der Weinranke. Sein Fluch iſt wahrlich dreifach in Spanien, Rußland und Sachſen in Erfüllung gegangen; auch hat er die Hoffnung, daß der Koth, den er in Frankreich angehäuft hat, bewährt, daß er ein vergänglicher Reichthum iſt.

Suleiman.

Du haſt des Statthalters Iſſa geſchont, und ihn mit Güte und Nachſicht behandelt 1).

Bonaparte.

Er iſt ein Greis, den ich um ſeines Alters willen ehre. Gott erfülle ſeine Wünſche, wenn ſie durch Vernunft und Wahrheit geordnet ſind 2); aber er hat darin Unrecht, daß er alle Muſelmänner zum ewigen Feuer verurtheilt, und Allah gebietet allen Duldung; 3)

Ibrahim.

Ehre ſei Allah und ſeinem Propheten, der dich zu uns ſendete, den Glauben der Schwachen zu ſtärken,

---

1) Was wollen die Franzöſiſchen Marſchälle nun über Härte und Grauſamkeit klagen, wenn ſie mit derſelben Güte und Nachſicht unter Escorte auf den Transport gegeben werden, wie Se. Heiligkeit von Rom?

2) Wenn das geſchieht, ſo holen den Corſen noch heute Mukir und Quakir.

3) Ein feiner Lobſpruch für das Chriſtenthum.

und denen, die da treu ſind, die Pforte des ſiebenten Himmels zu öffnen!

Bonaparte.

Ihr habt es geſagt, allzueifrige Mufti's. Seid getreu Allah, dem unumſchränkten Herrn der ſieben wunderbaren Himmel und Mahomet, ſeinem Vezier, der in einer Nacht alle dieſe Himmel durchlief 1). Seid zugethan mit Freundſchaft den Franken und Allah; Mahomet und die Franken werden es euch lohnen 2).

Ibrahim.

Der Prophet laſſe dich ſitzen zu ſeiner Linken am Tage der Auferſtehung, wenn die Trompete zum drittenmal ertönen wird.

Bonaparte.

Wer Ohren hat zu hören, der höre! Die Stun-

---

1) Bonaparte befand ſich auf jeden Fall in ſeinem Gefolge.

2) Wahrſcheinlich auch mit himmliſchen Gütern.

de der politiſchen Auferſtehung iſt gekommen für alle Völker, die unter dem Joche ſeufzten. Mufti's, Imans, Mullahs, Derwiſche, Kalender! belehrt das Aegyptiſche Volk; muntert es auf, ſich mit uns zu vereinigen, die Vernichtung der Bey's und der Mamelucken zu vollenden. Begünſtiget den Handel der Franken in euren Landen und ihre Unternehmungen, um von hier aus in das Vaterland des Brama zu kommen. Oeffnet ihnen Niederlagen in euern Häfen, und entfernt von euch die Inſulaner von Albion, verhaßt unter den Kindern Iſſa. Dies iſt Mahomets Wille. Der Reichthum, der Fleiß und die Freundſchaft der Franken werden euch zu Theil werden, bis ihr zum Himmel emporſteigt, um an der Seite der ſchwarzäugigen, immer jugendlich und jungfräulich ſchönen Huris zu ruhen, im Schatten des Laba, deſſen Zweige dem wahren Muſelmanne alles von ſelbſt darbieten werden, was er zu wünſchen vermag. 1)

Suleiman.

Du haſt geſprochen, wie der Weiſeſte unter den

---

1) Hier ſpricht ſich der Verräther hinter der Larve des Muſelmannes einmal ſo recht nach ſeinem wahren Sinne aus.

Mullahs. Wir glauben deinen Worten, befolgen deinen Rath, und Gott wird uns erhören.

Bonaparte.

Gott iſt groß und wunderbar ſind ſeine Werke. Heil des Friedens über euch, heilige Mufti's!

X.

Hieronymus Napoleon, ehemaliger König von Weſtphalen.

Biographiſche Skizze.

Hieronymus Buonaparte, jüngſter Sohn eines Rechtsgelehrten und Landeigenthümers zu Ajaccio, einer Hafenſtadt an der weſtlichen Küſte von Corſika, ward daſelbſt den 15ten November 1784 geboren.

Seine frühern Kinderjahre ſind ganz unbedeutend und durchaus nicht merkwürdig; kein Zug ſeines jugendlichen Lebens hob ſich über das Alltägliche hinaus. Er wurde von ſeinen Eltern zum Handelsſtande beſtimmt, und war bereits Commis in einem Handelshauſe zu Baltimore, als ſein Bruder Napoleon ſeine hohe Laufbahn mit der Annahme des Conſulats von Frankreich begann.

Der große Heldenruhm Napoleons trug ſehr viel dazu bei, daß Hieronymus die wirklich ſchöne Tochter eines ſehr reichen Banquiers in Baltimore, Namens Patterſon, zur Gattin erhielt. Obgleich die Eltern alle Mittel und Beredtſamkeit anwandten, ihre Tochter von der Verbindung mit Hieronymus Bonaparte abzuziehen; ſo räumte doch die edle Liebe und innige Anhänglichkeit der zärtlichen Mary an ihren Geliebten, alle Beſorgniſſe und Einwendungen aus dem Wege, und ſie erhielten beide am Tage der ehelichen Verbindung den Seegen ihrer Eltern und neben dieſem eine Mitgift von einer halben Million Dollars.

Beinahe ein Jahr verlebte die zärtliche Mary den kurzen Traum eines Erdenglücks, als ſie auf einmal entſetzlich aus demſelben aufgeſchreckt wurde. Der Zeitpunkt war gekommen, wo ſie den ſchändlichen und grauſamen Charakter ihres Ehemannes vom ſchlechteſten korſiſchen Blute kennen lernen ſollte.

Es lag nämlich in dem Plane Napoleons, ſeine Familie in beinahe eben dem Maaße, als er ſelbſt ſtieg, zu erheben. Kaum hatte er ſich alſo zum Kaiſer krönen laſſen, als auch ſein jüngſter Bruder Hieronymus eine Einladung erhielt, nach Frankreich zurück zu kehren.

Hieronymus trifft Anſtalten, Amerika zu verlaſſen, und in wenigen Tagen beſteigt er nebſt ſeiner Gattin das Schiff, welches beide nach dem glücklichen Frankreich tragen ſoll. Nicht die Bitten der Eltern, nicht die Warnungen der Anverwandten vermögen den Entſchluß der liebenden Mary zu ändern, ihrem Gemahl in ferne Weltgegenden zu folgen. Die Winde ſchwellen die Segel und in kurzer Zeit läuft das Schiff in den Hafen von Liſſabon ein.

Nach einem kurzen Aufenthalt in dieſer Stadt verläßt Hieronymus ſeine Gattin und ſegelt unter dem Vorwande nach Frankreich, um ihr eine gute Aufnahme in Paris vorzubereiten. — Aber er kehrte nicht wieder. — Nachdem das trauernde und verlaſſene Weib mehrere Monate hier vergeblich auf die Wiederkehr ihres Gatten mit aller Sehnſucht der Liebe vergeblich gehofft hatte, entſchloß ſie ſich, allein, blos von einigen weiblichen Domeſtiken begleitet, nach dem feſten Lande überzuſchiffen, und ſie kam wirklich in einem amerikaniſchen Schiffe auf dem Texel an.

Aber ſchon waren von Paris durch den Polizeiminiſter Fouché die ſtrengſten Befehle, welche man leider ſchon damals in Holland reſpektiren mußte, eingetroffen, die unglückliche Verſtoßene nicht einmal landen zu laſſen. Dieſe Barbarei war um ſo empörender, weil die arme Frau hoch ſchwanger war und jeden Augenblick ihrer Entbindung entgegen ſah.

Zu eben dieſer Zeit befanden ſich ſehr viele Amerikaner zu Amſterdam; dieſe machten die dringendſten Vorſtellungen an das damalige bataviſche Gouvernement, um zu bewirken, daß Madame Bonaparte wenigſtens ans Land dürfe, um ihre ſo nahe Niederkunft abzuwarten; auch machten ſie ſich verbindlich, alsdann für ihre Rückreiſe Sorge zu tragen. Alles dies war aber vergebens, und es blieb der ſchändlich betrogenen Frau, welche der Verzweiflung preis gegeben war, nichts weiter übrig, als ſich nach dem gaſtfreien England zu verfügen, wo ſie dann auch die ausgezeichnetſte Aufnahme fand.

Nach ihrer Niederkunft kehrte ſie wieder nach Baltimore in die Arme ihrer Eltern zurück, wo ſie mit voller Zärtlichkeit empfangen wurde.

Ohne über Hieronymus Expedition zur See, welche ſein Bruder ihm auftrug, noch über ſeine Feldzüge in Schleſien und Sachſen zu urtheilen, begnügen wir uns fernerhin, die Charakteriſtik des ephemeren Regenten Weſtphalens zu entwerfen, welches ſchon deswegen kein ganz leichtes Unternehmen iſt, weil er eigentlich nie Charakter bei irgend einer Handlung ſeines königlichen Puppenſpiels gezeigt hat; gleich ſchwach an Leib und an Geiſt, unfähig, die ihm aufgegebene Rolle als König auch nur erträglich zu ſpielen, erſcheint ſeine Nullität bei jeder Gelegenheit.

Wenn mittelmäßige, oder gar ſchlechte Erziehung, mit körperlicher Schwäche gepaart, zuſammentreffen, entſteht gemeiniglich ein charakterloſes Weſen, wie Hieronymus war *). — Keine Regententugend beſaß er; weder Gerechtigkeit, noch Sparſamkeit, noch Redlichkeit, noch Liebe zu ſeinen Unterthanen war ihm eigen. Die Kerker und Citadellen von Magdeburg und Caſſel ſind Zeugen ſeiner Gerechtigkeit; die ſardanapaliſchen Sit-

---

*) Als Hieronymus das letztemal in Halberſtadt war, konnte doch die gebildete Frau eines daſelbſt angeſtellten Staatsdieners, welche die innigſte Verehrung und Anhänglichkeit an die Franzoſen von ihrem Mann eingeſogen hatte, auf öffentlicher Straße, ſo daß es von Hunderten gehört wurde, ausrufen: „Lieber Mann, welch ein niedlicher, lieber König; ach, könnte ich ihn doch küſſen!“ — Verachtung möge ſolche Männer, Weiber und Mädchen treffen! —

ten, welche am weſtphäliſchen Hofe herrſchten, und die vorher noch nie in Deutſchland geſehen wurden, zeugen von ſeiner Sparſamkeit; ſeine Redlichkeit und Liebe zu ſeinem Volke melden die Richtplätze von Marburg, Caſſel und Braunſchweig; die fremden Geſetze, fremde Sprache, fremde und einheimiſche ſchändliche Miniſter, fremde Richter, fremde Feldherren, ſeine gefühlloſen geheimen und hohen Polizeiagenten *), geplünderte Städte, verödete Dörfer und entehrte und zu Grunde gerichtete Familien.

Hieronymus wäre vielleicht ein wüthender Tyrann

---

*) Wie mancher Franzoſe wurde nicht bei Beſetzung der weſtphäliſchen Staatsſtellen aus der Dunkelheit, in die er verwieſen war, hervorgezogen und mit Aemtern und Würden bekleidet! — Moiſez, der Generalkommiſſair der hohen Polizei zu Halberſtadt, juſt eben nicht der Schlechteſte unter den Schlechten, lebte als Emigrant in Hamburg. Hier bot er, ein Körbchen vor ſich tragend, Pfeifendeckel und Tabacksbeutel, welche ſeine Frau verfertigte, feil, und dankte Gott, wenn er täglich ſo einige Schillinge verdiente, um ſich vor dem Hungertode zu ſichern. In Halberſtadt hingegen lag das Schickſal von Hunderttauſenden in ſeiner Hand; ein Wink von ihm, und das Band, welches glückliche Familien umſchlang, war zerriſſen, oder die Ruhe des ſtillſten Wohnſitzes war zertrümmert. — Ströme von Thränen rannen, wo ſein Finger hinzeigte.

geworden, wenn ihm die Natur ſtärkere Nerven gegeben hätte. Als Prokonſul ſeines Bruders kannte er keine andere Regentenpflicht, als blindlings deſſen Befehle zu vollführen. Die fünf Millionen ſeiner Civilliſte, der Verkauf alles deſſen, worüber er disponiren zu können glaubte, verbunden mit den Erpreſſungen ſeiner Miniſter, hielten ihn für dieſen Zwang ſchadlos. Von einem Vergnügen zum andern zu eilen, ſich beſtändig zu zerſtreuen, ſchien der alleinige Zweck ſeiner Exiſtenz zu ſeyn. — Seine Orgyen zu Caſſel und Weiſſenſtein, wo er ſo oft den Becher des Vergnügens bis zur gänzlichen Entkräftung ausleerte und die Mitgenoſſen ſeiner Ausſchweifungen mit dem Zuruf in ächt ſchwäbiſchem Dialekt: „Mörge wieder luſchtik" entließ, beweiſen hinlänglich, daß ihm Vergnügen und Sinnenluſt über Alles ging.

Wie gering ſeine militairiſchen Talente ſeyn mußten, zeigt die Unzufriedenheit ſeines Bruders, der ihn von der Armee in Polen zurück ſchickte und noch neuerlich ſich ſeine Gegenwart in Sachſen verbat. Seine Reduction der alten Staatsſchulden auf ein Drittheil, ſeine üble Behandlung der Stadt Halle, ſeine Zurückſetzung der deutſchen Nation, ihrer Sitten und Sprache, mußten ihn nothwendig dem ganzen deutſchen Volke verhaßt machen.

Dies ganze, gegen ſein eigenes Intereſſe laufende Betragen, legt ſeine Unfähigkeit zum Regieren deutlich an den Tag. Seine Liebe zur Pracht und Verſchwendung, die groſzen Geſchenke, welche er ſeinen Günſtlingen gab, kann man unmöglich als Zeichen ſeiner Herzensgüte anſehen; denn die Geſchichte aller Völker ſagt uns, daß die guten Regenten nie Verſchwender geweſen ſind. — Die ſchlechteſten römiſchen Kaiſer waren diejenigen, die das Meiſte gegeben haben; z. B. Calligula, Claudius, Nero, Otto, Vitteſlius. Commodus, Heliogabalus und Carakalla waren Verſchwender, da im Gegentheil die beſten, wie Auguſt, Veſpaſian, Antonin, Marc Aurel und Pertinax Staatswirthe waren.

Sollte er je im Tempel des Nachruhms einen Platz erhalten, ſo muß er in die Reihe der glücklichen Emporkömmlinge geſtellt werden, weil er auf keinen andern auch nur den geringſten Anſpruch machen kann.

XI.

Reminiscenzen und Confrontationen.

Wie ſchwer man ſich verſündigt habe an Gott, an der gerechten Sache und an den Edelſten, die jemals auf Herrſcherthronen geſeſſen haben, wenn man ſie mit dem verhaßten Uſurpator der franzöſiſchen Herrſchaft in Vergleich ſtellte, lehren uns, außer den Betrachtungen ſeiner Laufbahn überhaupt, auch folgende Beiſpiele:

Bonaparte entdeckte ſchon im Jahre 1797 eine geheime Unterhandlung des Generals Pichegrü mit dem Prinzen von Condé, welche die Royaliſtiſche Parthei über die Republikaner erheben, und dadurch der monarchiſchen Verfaſſung wieder Eingang verſchaffen ſollte, um ſich ſelbſt die Rolle vorzubereiten, die er kurz darauf zu ſpielen begann. Auch hatte er aus demſelben Grunde ſchon 1796 mit Barras, der den Dank für Bonaparte's frühzeitige Beförderung mit ſeiner Gemahlin, der zurückgebliebenen Wittwe des hingerichteten Beauharnois, die ihm durch ſeine Hand zugeführt worden war, theilte, in Paris die Unruhen der Royaliſten durch ein Blutbad zu ſtillen geſucht; währendeſſen der edlere Moreau überall nur ſeine Kräfte aufbot, und als Pichegrü's Ankläger auftrat, um nicht ſeinem eigenen Ehrgeitze Flügel zu gewinnen, ſondern nur um die Ordnung herzuſtellen und das allgemeine Wohl zu befördern.

Bonaparte täuſchte die unglücklichen Mamelucken, nachdem er 1798 ihren Bei Murat glücklich überwältigt, und Aegypten bis Cairo in Beſitz genommen hatte, durch großſprecheriſche Vorſpiegelungen goldener Berge, die ſie in ſeinem Vaterlande zu erwarten hätten, wenn ſie ihm folgen würden. Die leichtgläubigen Afrikaner glaubten dem tückiſchen Fremdlinge, der ſie bei ſeiner fluchtähnlichen Rückkehr aus Aegypten nur mit ſich führte, um in ihrer Mitte das gänzliche Mißlingen ſeiner herrſchſüchtigen Plane auf einen andern Erdtheil, und ſeinen Verluſt hinter dem ausländiſchen Glanze derſelben zu verbergen. So hoffte er die große Verwirrung, worin ſich Frankreich damals ohne große Hoffnung befand, bald daraus erlöſet zu werden, zur Entwickelung ſeiner noch im Keime liegenden, ehrgeitzigen Entwürfe zu benutzen.

Er waffnete ſich zu Paris mit der Würde des Conſulats, währenddeſſen die wahren Vaterlandsfreunde ihr Blut für Recht und Freiheit zu verſprützen glaubten; die betrogenen Aegypter aber thaten bei ihm Dienſte gemeiner Reiter, und wurden mit den Verwüſterſchaaren des nachmaligen Uſurpators des neuen Kaiſerthrones gegen Völker ferner Gegenden hinfortgerafft, die, ihnen an Blut und Sitten verwandter, ihre Felder mit ihrem Blute tränken ſollten.

Napoleon (dieſen abgeſchmackten Namen legte ſich und ſeinen Brüdern der neugebackne Kaiſer bei) zerſtörte in dem unterthänigen Lande, welches nun nach einer Reihe der blutigſten, ſchaudererregendſten Auftritte an der Stelle eines gutgeſinnten Monarchen einen hämiſchen Tyrannen ſeine Geiſſeln ſchwingen ſah, die blühendſten Inſtitute des Kunſt- und Gewerbfleißes, die reichſten Sitze des Handels, und zertrümmerte die grauen Ruinen geheimer Aſyle für die Wiſſenſchaften und für die Religion, weil er für ſeine Plane nur ein verwildertes, blindes, nur ein gottvergeſſenes und ſittenloſes Geſindel gebrauchen konnte. Gekränkte Fürſten indeſſen, welchen dies Ungeziefer unter dem Namen der Bundesgeneſſen in die Länder fiel, und klettengleich ſich in ihrem beſſergearteten Lande anſog, ſammelten ängſtlich die Trümmern der zerſtörten Prytaneen, Academien und Künſtlerhallen; riefen, tief verwundet im eigenen Herzen, mit väterlicher Huld und Sorgſamkeit die irrenden Söhne Minervens, die ſich nicht an Bellona's räuberiſches Geſindel anſchließen mogten, in ihren Schutz; damit das Beiſpiel Vandaliſcher Heerden ihre Schaaren nicht anſtecke, welche die Vorſehung für edlere Zwecke und beſſere Zeiten aufbewahren wollte.

Napoleon ließ nach der Eroberung Norddeutſchlands 1806 Schaumünzen prägen, ſich und den König von Sachſen auf der einen; Carl den Großen und Wittekind auf der andern Seite, und hat wahrlich dabei nicht an den Zinsgroſchen gedacht, über welchen der göttliche Nazarener die frommen Worte ſprach: „gebet Gotte, was Gottes iſt!" Wie hätte er ſonſt, dieſer Elende, von teufliſcher Länderbegierde und nimmer geſättigter Mordluſt geplagt, ſich jenem edlen Manne gegenüber ſtellen mögen, der im Namen des Herrn in das Feld zog, Menſchen und Chriſten zu bilden; und einen Friedensfürſten, der ſeine Tücke zu ergründen weder Muth noch Kraft genug beſaß, dem Vaſallen des Odin, der in die Fremde zog, um Menſchen zu ſchlachten, die ihm als Sühnopfer die Waldkluft und die Bärenhaut wiedergewinnen ſollten!

Napoleon trennte ſich widerrechtlich von einer Frau, um ſeine ehrgeizigen Entwürfe noch über ſeine ſchon ſo ſchrecklich langweilende Exiſtenz hinauszuſpielen, die er, zur erſten Förderung ſeines kümmerlichen Daſeins, ſelbſt aus Barras ungewaſchnen Händen an ſeine Seite zu nehmen, nicht für ſchimpflich achtete; ohne deren frühere Verdienſte der Kampf um die Krone wohl ſchwerlich ſo beglückend für ihn ausgefallen ſeyn mögte. Friedrich II. — ſeine Manen vergeben uns dieſe entehrende Conſociation — ehrte und ſchätzte ſeine nicht ſelbſt gewählte Gemahlin unveränderlich als Königin, obgleich er ſie nicht lieben konnte.

Napoleon verfiel auf die kühne Idee, einen Knaben - wir wiſſen nicht, obſchon im Mutterleibe, — von welchem die Geſchichte ſonderbarlich erzählt, wie er ſich wüthend aus den engliſchen Windeln geſchrien, und frühzeitig vornehme Audienzen gegeben, poßierlicherweiſe König von Rom zu nennen. — Schade, daß nicht ein Hildebrand auf dem heiligen Stuhle ſaß, um den Frevler zu züchtigen. — Wie ganz anders, wie viel edler dachte und fühlte der erſte König Frankreichs aus dem Hauſe Bourbon, Heinrich IV., welchen in kindlichen Spielen mit ſeinen Erzeugten ſelbſt die Ankunft fremder Geſandten nicht ſtören konnte!

Napoleon verirrte ſich unbeſonnen in die Tiefen eines ungeheuern Reiches, wo ihn die Macht und Ausdauer einer erprobten Kriegerſchaar bereuen machte, was er ſonſt ſo frech bekannte: on peut bien combattre, pour perdre cinq cochons (Deutſche) pour un homme (Franzoſen). Napoleon machte uns ſüße Hoffnung, das Menſchengeſchlecht im Sinne dieſer Worte von der Erde vertilgt zu ſehen, als er es wagte, ſich dem Freiheitsbunde der Edelſten Europens an der Elbe entgegenzuwerfen; und — Attila ging nach der furchtbaren Schlacht in den Catalauniſchen Feldern in die geheimen Gründe ſeines Pannoniens zurück; Attila, jener Barbar, deſſen Name als ein Symbol der entſetzlichſten Rohheit Jahrhunderte im Munde der Kleinmüthigen erſcholl, hatte Beſonnenheit und Mäßigung genug, um noch kurz vor ſeinem Tode den Römern, die er überwältigt hatte, ihr Land und ihre Freiheit zu laſſen, als er nicht mehr mit Zuverläßigkeit den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen berechnen konnte.

Napoleon war es, der noch vor der Schlacht von Krasnow, in der erſten Periode des fürchterlichen Rückzuges aus Rußland, einem jungen deutſchen Officier, welcher ſich an die Stätte ſeiner Tigerhöle verirrte, den Eintritt verſagte, und, troz der flehentlichſten Bitten des Verlaſſenen, ihn an der Schwelle des Hauſes, von Froſt und Hunger aufgerieben, den Geiſt aufgeben ſah; Napoleon, der auf der Brücke der Bereſina ſich mit einem: „voyez ces crapaux!“ an ein gleichgeſinntes Ungeheuer, den entmenſchten Vandamme wendete, hinweiſend auf die Tauſende, die auf eine herzerſchütternde Art, mit den eiſigen Wellen, mit den drängenden Schollen und den Waffen ihrer Brüder ringend, ihren Tod fanden. Friedrich II. brach nach der Schlacht bei Leuthen, als er die Schrecken des Schlachtfeldes überblickte, in die Worte aus: „wann werden meine Qualen ſich enden!“

Napoleon, ſeiner eigenen Schande ſich ſelbſt bewußt, unterhielt mit ſeinen Geſchöpfen im eigenen Lande Verräther eigener Unterthanen, denen der harte Druck ein Wort des Schmerzes ausgepreßt hatte; ſie ſcheueten ſich nicht, die unverſchämteſten Lügen in die Welt zu brüllen, ihre Gegner und deren Berichte auf die niedrigſte Weiſe zu läſtern und zu entſtellen; ſchämten ſich nicht, der jammernden Menſchheit, die ſich troſtlos zu ihren Füßen wand, aus geiſſelndem Rachen die entweiheten Töne wiedergegebener Menſchenwürde und neuen Erdenglückes entgegenzukrächzen, und mit fürchterlicher

Rachſucht den Unglücklichen zu verfolgen, der ſich ein freimüthiges Wort über dieſe Greuel erlaubte; ja ſie ließen ſich ſelbſt wechſelſeitig nicht unangegriffen, wo der eine nicht mit Glück in die ruchloſen Entwürfe des andern arbeitete. Da ging die franzöſiſche Armee auf Kaſan, nach China und Indien, mit Acker- und Gartengeräthen bewaffnet, oder oſtwärts von Moſkau auf Smolenſk; ſie machte Seitenbewegungen, um Petersburg zu bedrohen; ſie errichtete Trophäen an der Bereſina, welche durch Kirchenfeierlichkeiten in halb Europa eingeweihet werden mußten; ſie erklärte das geſalbte Haupt des ſogenannten Königs von Neapel für unfähig und zu unerfahren, um eine große Armee zu befehligen, als keine mehr war; Vandamme fiel durch ſeine unkluge Tapferkeit, da er Napoleons Befehle als ein treuer Helfershelfer vollſtreckte; — und eine verächtliche Cavallerie, welche den geängſtigten Napoleon nicht zum erſtenmale von Dorf zu Dorfe peitſcht, ſtreuete unter den (Gott mag uns die Sünde verzeihen!) treuen Deutſchen den Saamen des Aufruhrs vergebens aus. Sie wußten nicht, dieſe Aufrührer, wie glücklich Deutſchland ſich ſeit der Vereinigung mit Frankreich gefühlt hatte!

Hier fordere ich jeden Biedermann auf, zu reden: ob jemals ein Menſch oder ein Volk mit einer gemeinern

Frechheit, mit einer nichtswürdigern Lügenhaftigkeit, mit einer gottesläſternderen Scheinheiligkeit aufgetreten iſt, oder auftreten kann, und ich will meine Feder niederlegen, wenn, ſo weit der Erdkreis reicht, auch nur einer antwortet: es gab einen ſolchen, es kann ein ſolches geben.

Und nun durchblättere man dagegen noch einmal die Blätter der Zeit und des Tages, die Manifeſte und Proclamationen, womit uns Rußland, Preußen und Oeſterreich beſchenkt hat, Blätter, die des Ruhmes nicht bedürfen, die ihren Werth in ſich ſelbſt tragen; man erinnere ſich an die Ruhe, womit ein Friedrich ſeine Injuranten behandelte, wie er ſelbſt ihre Schmähſchriften dem Volke näher vor die Augen bringen ließ, wie er Fehler verzieh, wieder gut machte und Beleidigungen vergab; man erkenne die ſtrenge Wahrheitsliebe, womit jene Staaten die politiſchen Verhältniſſe unſerer Zeit in ihren Kriegserklärungen aufſtellten und geſtehe: jene Geißeln der Menſchheit waren zu fürchterlich, die Dämone, die ſie ſchwangen, zu ſcheußlich; die Schande, unter ihnen zu bluten und zu ſterben, war zu groß; das Kreuz, welches ſie uns zu unſerer eigenen Richtſtätte zu tragen befahlen, zu ſchwer, als daß die Vorſehung ſie länger hätte walten laſſen können.

XII.

Anekdoten und Charakterzüge vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe und deren Umgebungen.

Im Anfange, als Napoleon die Conſularwürde erlangt hatte, meldeten ſich faſt täglich mehrere ſeiner corſiſchen Landsleute aus den niedrigſten Ständen und vom liederlichſten Ausſehn, als ſeine Verwandte, und erhielten auch häufig anſehnliche Unterſtützungen und Verſorgungen im Militair und Civil. Beſonders rühmte man dies an der Mutter des Conſuls, welche, ſo hochmüthig ſie ſich auch oft gegen Franzoſen betrug, ſich deſto freundlicher und willfähriger gegen jedem ihrer Landsleute bezeigte.

Als ſich einſt auch ein Corſe bei Buonaparte meldete und ihn insgeheim zu ſprechen wünſchte, gab er ſeinem Mamelucken-Commandant Rapp einen Wink, ihn mit ſelbigem allein zu laſſen. „Ich traue keinem Corſen!“ ſagte der rohe Mameluck und der ächte Corſe lächelte mit ſeiner gewöhnlichen ſardoniſchen Lache dazu. —

Ehe Hieronymus zum Abſchiede von ſeinen Soldaten ſchritt, ſtellte er es in ihren freien Willen, ob ſie in ihrem Vaterlande bleiben, oder ihm folgen wollten. Die meiſten zerſtreueten ſich; doch neun und zwanzig Mann von der Leibwache wurden, vielleicht aus einer noch entſchuldigungsfähigen Liebe zur Perſon des königlichen Schwächlings, zu Verräthern an ihrem Vaterlande. Aber wie hat man es ihnen in Frankreich Dank gewußt? — Nach einem anſehnlichen Marſche bis in das Innere der franzöſiſchen Gränzen, umringt ſie plötzlich ein Haufen franzöſiſchen Militairs, mit dem Befehle, abzuſteigen und Pferde und Uniform auszuliefern. Beraubt und geſchändet jagte man ſie nun in ihrer Blöße dem Rheine zu, ſo daß ſie nackt und baarfuß, von Froſt und Kälte faſt aufgerieben, in ihrer

Heimath angekommen ſind. Wahrlich, ein königlicher Lohn für Unterthanentreue!

Lucian Buonaparte lebte nach ſeiner Entfernung aus der Nähe Napoleons, der zu ſeiner Verhaftung insgeheim Anſtalten getroffen hatte, auf Engliſchem Grund und Boden ſehr eingezogen und ſparſam, obgleich er bekanntlich ſehr reich iſt.

Eines Tages befragte man ihn: „warum er im Beſitze ſo vieler Güter ſo ſpärlich lebte?“ — Ich weiß nicht, war die Antwort des geiſtreichen Mannes, ob ich nicht in kurzer Zeit eine Familie von Kaiſern, Königen und Fürſten zu ernähren haben werde. —

Dem Marſchall Maſſena wurde das Commando genommen, weil er es in Spanien nicht zur Zufriedenheit Napoleons geführt hatte. Deſſen ungeachtet hielt er ſich noch eine Zeitlang am Hofe zu Paris auf, bis er mit dem Tyrannen in Gegenwart mehrerer Generäle in einen Wortwechſel gerieth, worin ihm derſelbe im Deſpotentone bittere und beleidigende Worte ſagte. Der Marſchall wies ihm aber den Nacken, flüſterte den Anweſenden die Worte zu: „il est devenu fou!“ und ging nach Italien.

Beluſtigend iſt es zu hören, wie Hieronymus bei ſeinem Scheiden mit Wehmuth geäußert hat: „was ihn am meiſten ſchmerze, ſey das arme Volk. Er würde nämlich mit dem Kerne der franzöſiſchen Macht zurückkehren, und müſſe doch die deutſchen Landeseinwohner alsdann feindlich behandeln.“ — Seinen Exminiſtern ſoll er Vorwürfe gemacht haben über die lügenhaften Verſicherungen der Unterthanentreue in Weſtphalen.

Einige Tage vorher, ehe der Pabſt bei ſeiner Anweſenheit in Paris einen großen religiöſen chriſtkatholiſchen Zirkel bei Madame Napoleon veranſtaltet hatte, welchem alle Anverwandten Napoleons beiwohnen mußten, beſuchte Madame de Chateaureine mit drei andern Damen die Prinzeſſin Borgheſe. Da ſie einen Lieblingspapagei, den ſie vorher oft bewundert hatten, vermißten, ſo fragten ſie, was aus ihm geworden wäre?

„Ach! das arme Geſchöpf,“ antwortete die Prinzeſſin, „ich habe ihn eben ſo, wie meine beiden Affen, abgeſchafft. Der Kaiſer hat mich genöthigt, einen Almoſenier und zwei Kapellane anzunehmen, und es würde doch gar zu arg ſeyn, in meinem Hauſe ſechs unnütze Thiere zu unterhalten. Ich muß jetzt leider! ſtatt des luſtigen Geſchwätzes meines Papageien, das widerliche Geheul meines Almoſeniers anhören, und ſtatt mich an den Kapriolen meiner Affen zu ergötzen, das tölpiſche Bücken und Knien meiner Kapellane anſehen. — Denken Sie ſich noch dazu, mein elegantes und geſchmackvolles Boudoir, wo ich ſo manchen glücklichen Augenblick verbrachte, ſo manches entzückende Tete-a-Tete hatte, dieſes Boudoir bin ich genöthigt, in eine Kapelle zu verwandeln. Ach! welch ein Wechſel! — Welch eine ärgerliche Grille, daß wir jetzt alle wieder Chriſten werden ſollen! ! —“

Folgende Anekdote liefert ein Beiſpiel der ſardanapaliſchen Sitten des ehemaligen weſtphäliſchen Hofes.

In einem groſen und glänzenden Zirkel, der einſt bei Hofe verſammlet war, näherte ſich der ausgemergelte König jeder Dame und ſagte ihr eine geſuchte Schmeichelei. Unter dieſen befand ſich auch ſeine dermalige Hauptfavorite, die Gräfin von B*****z, welche doch ſchwanger war. „Ich gratulire zu einem jungen Graf,“ redete ſie der König an. — „Ew. Majeſtät halten zu Gnaden,“ antwortete die Gräfin, obgleich ihr Gemahl neben ihr und eine große Anzahl Herren und Damen um ihr herum ſtand, „es wird ein Prinz ſeyn!“

Unter mehreren Männern der weſtphäliſchen Staatsdienerſchaft herrſchte oft die größte Zwietracht, wenn die Frau des einen vom Könige als Favorite vorgezogen und dadurch die eines andern verdrängt wurde. — Welche Licht- und Sittenverbreiter ſind doch die Franzoſen! —

Napoleon kam auf der Flucht von Leipzig nach Paris Abends mit dem Reſte ſeiner Generalität in einem Gaſthauſe an, und verordnete, daß um zehn Uhr alles zur Abreiſe bereit ſeyn ſollte. Auf den Schlag befragte der Zahlmeiſter den Wirth um die Zeche und zahlte wirklich. Nun verzögerte ſich aber die Abfahrt noch um drei Stunden, während welcher der Wirth neue Anforderungen zu befriedigen hatte. Der Kaiſer ſelbſt befragte ihn, wie er ſich bei den ſtarken Durchmärſchen befinde? worauf derſelbe erwiederte: daß ihn die Soldaten ausgeplündert hätten. „Das iſt das Schickſal des Krieges“ erwiederte Napoleon und ging zu ſeinen Gefährten. Nun wendete ſich aber der Wirth bei der endlichen Abreiſe zum zweitenmale mit einer Rechnung an den Zahlmeiſter, worauf ihm dieſer antwortete: der Kaiſer ſei bereits abgereiſet und ſeine Caſſe erſchöpft. Dem nächſten Gaſtwirthe bezahlte er ſeine Schuld mit einem zerbrochenen Wagen.

Man ſieht, er hat ſeine Lebensweisheit von Brienne, wo er einer Obſthändlerin bei ſeinem Abgange in den Artilleriedienſt auch ein Sümmchen ſchuldig blieb, welches er ihr erſt bei einem Beſuche als Kaiſer bezahlt hat, noch nicht ſo ganz vergeſſen, als man glaubte.

Bei dem Manövriren der Flottille im Hafen zu

Boulogne ſah der Kaiſer, welcher gegenwärtig war, ſehr mürriſch aus. Der Gedanke, die ſtolzen Inſulaner zu demüthigen, ſchien ihn ganz zu beſchäftigen. Indeß kamen, als hätten ſie die Launen Napoleons geahndet, die engliſchen Kaper der Küſte ungewöhnlich nahe, um ihre Verachtung und ihren Spott zu zeigen. Er gab ſogleich Befehl, daß alle Batterien feuern ſollten, und ging ſelbſt zu der, deren Schüſſe am weitſten reichten; aber in dieſem Augenblick ließen ſechs engliſche Fahrzeuge ihre Segel nieder und legten ſich mit der größten Kaltblütigkeit nur eben ſo weit, daß die franzöſiſchen Kanonen ſie nicht erreichen konnten, vor Anker.

In ſeinem vergeblichen Unwillen ſetzte Napoleon auf der Stelle ſechs Artillerieofficiere ab, und ſtieß einen gewiſſen Capitain von Ablincourt geradezu von einer Batterie herunter, wobei dieſer von Glück zu ſagen hatte, daß er nicht Hals und Beine brach. Um ihm nachher für dieſe Beleidigung Erſatz zu geben, wurde er zum Officier der Ehrenlegion ernannt.

Napoleon berief darauf ſogleich einen Kriegsrath von ſeinen Artillerie- und Ingenieurgenerälen, und innerhalb einiger Stunden wurden einige Kanonen und Mörſer von größerem Kaliber an die Stelle der andern aufgepflanzt; aber zum Glück für die Generäle trat, ehe ein Verſuch gemacht werden konnte, die Zeit der Ebbe ein, und die engliſchen Kaper ſegelten davon.

Die wichtigſten Staatsbeamten müſſen ſich von Napoleon oft Ausdrücke gefallen laſſen, die nicht leicht dem Munde eines milden Regenten entfuhren. So ſagt er ſehr häufig, wenn er einen ſeiner Miniſter oder Räthe auf einem Widerſpruch ertappt zu haben glaubt: vous êtes un homme de mauvaise fois, oder: vous me trompez.

Als das Nationalinſtitut aufgelöſt und in die Vier alten Akademien verwandelt werden ſollte, keine derſelben aber die beim Inſtitute aufgenommenen Muſiker und Schauſpieler wieder unter ſich aufnehmen wollte, ſagte Bonaparte zu einem von dieſen: Les mathematiciens vous jetteront le pot de chambre sur la tête, ils ne veulent plus de vous.

Auch der unverſchämteſte Schmeichler und Lobredner des Corſen vergißt ſich einmal, und belobt uns Züge von ſeinem Helden aus deſſen Jugendgeſchichte, die jedem Unbefangenen in einem gehäſſigen Lichte erſcheinen müſſen.

Bonaparte, heißt es, war zurückhaltend, mißtrauiſch gegen ſeine Mitſchüler in der Militairſchule zu Brienne, einſylbig, von den übrigen Zöglingen gehaßt, oft beleidigt und mit dem Spottnamen des Spartaners belegt. Er duldete, ohne ſich bei den Lehrern zu beklagen, welche er für Tyrannen hielt, unter deren Despotismus er ſeufzte. Alſo auch bei ſeinen Lehrern galt er für unbiegſam und unverträglich, und lag ihnen nicht ſehr am Herzen; daher ſie ſich ſeiner eben nicht annehmen mogten. Dies erklärt ſich von ſelbſt, denn wir leſen weiter: „die Rauhigkeit ſeiner Sitten hatte ihm viele Feinde unter den Zöglingen der Schule gemacht, weil ſie in ſeinem Betragen ſtets das Gegentheil und den bittern Tadel des ihrigen fanden. Er miſchte ſich nie unter ſeine Mitſchüler, als bei den kleinen Empörungen gegen ihre Schulmonarchen, wobei er ſtets als der erſte auftrat, Reden hielt, anführte und — am Ende auch zuerſt der Zuchtruthe anheim fiel.“ — Alſo auch rauh von Gemüth, voll Verächtlichkeit gegen Andersdenkende, ſelbſtgenügſam und eingebildet, überaus ehrſüchtig; von

Jugend auf ein Feind der guten Ordnung und Regel, ſtets geneigt zur Widerſetzlichkeit, zum Ungehorſam, zur Meuterei; endlich zu ſtolz, um nicht lieber das Strafgericht über ſich ergehen zu laſſen, als ſich dem Gehorſam zu unterwerfen und nachzugeben. Wer erkennt hier in dem Kleinen nicht den Großen wieder?

Seiner vorigen Gemahlin ſagte Napoleon mitten in großen Verſammlungen, wie andern Damen, oft ſehr harte Sachen über ihre Anzüge, oder ihr Benehmen, wenn es ihm zu frei dünkte. — Der ſchönen Madame Tallien, die zu dem vertrauten Umgange der Madame Bonaparte gehörte, ſagte er einſt, als ſie, bei einer etwas langen Abweſenheit ihres Mannes, ſchwanger in den mit Geſellſchaft angefüllten Salon der Madame Bonaparte trat, laut und gerade ins Geſicht: wie ſie es wagen dürfe, in dem Zuſtande zu ſeiner Frau zu kommen? und hieß ſie den Salon verlaſſen.

Wie der Zerſtörungsgeiſt in ſeinem Innern tobte, lehrt uns Blanchards unglückliches Schickſal auf dem Marsfelde zu Paris, welches hier gewiß nicht am unrechten Orte ſteht.

Der Aeroſtat traf Anſtalten zu einer Luftfahrt. Bonaparte, damals in der Militairſchule zu Paris, hatte ſich enger an Lauriſton und einen gewiſſen Dupont angeſchloſſen. Er beredete den letztern, daß er mit Ungeſtüm in Blanchard drang, ihn auf der Luftfahrt mitzunehmen. Blanchard ſchlug es ab und rief die umſtehenden Jäger gegen den Zudringlichen zu Hülfe. Jetzt ſprang Bonaparte ſeinem Cameraden bei und durchlöcherte mit ihm, zum großen Verdruſſe des Publikums, den Ballon. Nur unter dem Schutze der anweſenden Officiere kamen die Ruheſtörer ohne Züchtigungen ihres Frevels durch den Pöbel in die Militairſchule zurück.

Ein Pariſer Schuhflicker, Namens **Mathieu**, legte, entweder in einem Anfall von Wahnſinn, oder aus Haß gegen die neue Ordnung der Dinge, das große Band der Ehrenlegion an und heftete auch einen alten Stern an ſeine Bruſt. So geſchmückt ging er am hellen Tage in das Palais Royal, ſtieg auf einen Stuhl und fing an, gegen ſeine Zuhörer über die Ungereimtheit der wahren Republikaner zu reden, daß ſie nicht ſelbſt unter einem Kaiſer die Gleichheit behaupteten, und gleich ihm alle ſeine lächerlichen Zierrathen anlegten. „Wir ſind hier,“ ſagte er, „entweder alle Großofficiers, oder es exiſtiren überhaupt keine Großofficiers; wir haben alle eben ſo gut, wie Bonaparte, für die Freiheit und Revolution gefochten und bezahlt, und haben daher nun die nämlichen Rechte und Anſprüche mit ihm.“

Hier unterbrachen ein Polizeiagent und einige Gens-d'armes ſeine Beredtſamkeit, indem ſie ihn in Verwahrſam nahmen. Als Fouché ihn fragte, was er durch ein ſolches aufrühreriſches Betragen beabſichtigt habe, erwiederte er, daß es blos ein Verſuch geweſen, um zu ſehen, ob das Schickſal ihn beſtimmt habe, ein Kaiſer zu werden, oder ein Schuhflicker zu bleiben. Schon am folgenden Tage wurde er als ein Verſchwörer erſchoſſen! —

Mehrere ſahen den Unglücklichen in dem Palais Royal; ſeine Augen blickten wild umher, und ſeine Worte hatten oft keinen Zuſammenhang. Sicher verdiente er eher einen Platz in einem Tollhauſe, als den Tod! —

Als der ruſſiſche General Czernitſchef mit ſeinem Corps ein in Halberſtadt befindliches franzöſiſches Detaſchement aufhob und 14 Kanonen erbeutete; ward in der Stadt ſelbſt ein weſtphäliſcher Genſd'arme, durch einen Koſacken, vor der Thüre eines armen Schneiders vom Pferde geſtochen. Kaum war der Koſack mit ſeinem erbeuteten Pferde weggeritten, als der Schneider aus Mitleid und gutem Herzen, den ſchwer Verwundeten mit Hülfe ſeiner Frau ins Haus trug, und ihn ſo gut als möglich verband und pflegte. —

Dieſe edle That ward dem Könige von Weſtphalen bey ſeiner Anweſenheit in Halberſtadt erzählt, und er befahl, dem braven Schneider den Orden der weſtphäliſchen Krone oder eine Belohnung von 300 Franken zu geben. Der hiemit beauftragte Kammerherr begab ſich ſogleich in das Haus des Schneiders, und trug ihm die Alternative vor, der auch nicht einen Augenblick in ſeiner Wahl unſchlüſſig war, ſondern das Geld dem Ordenszeichen vorzog, und das Publicum erfuhr bey dieſer Gelegenheit, daß der Orden der weſtphäliſchen Krone, hochgerechnet, 300 Franken werth ſey.

Der Gemahlin des Miniſters **Talleyrand**, die vorher als Madame **Grand** ein luſtiges Leben geführt haben ſoll, ſagte Napoleon, als ſie zum erſten Mal als Madame Talleyrand in den Cercle der Madame Bonaparte kam: j'espère, que Madame Talleyrand fera oublier Madame Grand. Man ſagt, dieſe habe ihm in der größten Beſtürzung geantwortet, ſie würde ſich immer nach dem Beiſpiele der Madame Bonaparte richten.

Wäre Madame Talleyrand eine witzige Frau, ſo hätte die Antwort auch für recht witzig gelten können.

Der Graf Wilhelm von B. ward an der Spitze ſeines ſelbſt geworbenen Corps, nach einer tapfern Gegenwehr, von den Franzoſen gefangen genommen. — Man brachte ihn vor den Marſchall Eckmühl, der ihn, ſeiner Gewohnheit nach, hart anließ und ihn verächtlich frug: unter was für einer Bande er gedient habe? — Ich bin nie in franzöſiſchen Dienſten geweſen, erwiederte der kühne junge Mann. —

Ueber dieſe beißende Antwort entrüſtet, befahl der

Marſchall, ihn ſogleich in Ketten zu legen und ins Gefängniß zu werfen, wo der tapfere Graf geraume Zeit ſchmachten mußte, und vielleicht noch bis jetzt ſeiner Freiheit beraubt ſeyn würde, wenn nicht ein unternehmender Iſraelit ſich anheiſchig gemacht hätte, ihn zu befreien, wenn man ihm ſo viel Geld, als er dazu brauche, geben wollte. —

Hinlänglich damit verſeh'n, begab ſich der Hebräer an den Ort des Gefängniſſes, ſuchte die Bekanntſchaft des Gefangenwärters zu machen, und brachte es durch Geld ſo weit, daß er ihm erlaubte, den Grafen zu beſuchen, den er von ſeinem Vorhaben unterrichtete, mit Geld verſah, und ihn ermahnte, nur noch kurze Zeit Geduld zu haben. Auch gelang es ihm, durch Geld und Ausſichten auf lebenslängliche Verſorgung einen Gensd'armen ganz auf ſeine Seite zu bringen, und endlich war er ſo glücklich, durch ſein Gold, dieſe mächtige Triebfeder menſchlicher Handlungen, einen Secretair des Marſchalls zu gewinnen. — Dieſem war es nicht ſchwer, eine mit allen Formalitäten verſehene Ordre an den Platz-Commandanten zu verfertigen, kraft welcher der gefangene Graf B. dem Ueberbringer zum weitern Transport nach Hamburg abgeliefert werden mußte. —

Der ganze Plan war ſo gut combinirt, daß der

Ausführung deſſelben kein Hinderniß in den Weg trat. Der Gefangene ward dem Gensd'armen überliefert, der ihm die Ketten abnahm und die Hände mit Stricken auf den Rücken band, ihn auf ein Pferd ſetzte und ſtatt nach Hamburg, auf den Weg nach Lüneburg führte, wo der verſchmitzte Jude und der Secretair ſie in einem mit raſchen Pferden beſpannten Wagen erwartete, und ſie in kurzer Zeit in Sicherheit brachte, wo ſie auf den Familien-Gütern des Grafen in gemächlicher Ruhe, ohne Nahrungsſorgen ihr Leben zubringen, und nicht mehr nöthig haben, ſich als Werkzeuge franzöſiſcher Tyranney und Unterdrückung gebrauchen zu laſſen. — Es ſteht zu vermuthen, daß Graf B., bey ſich ereignender Gelegenheit, nicht ermangeln wird, dem Marſchall Eckmühl für die erlittene Begegnung, blutig zu danken.

Als die erſten Sänger der Oper, den Tag nach dem Vorfall mit der Höllenmaſchine, an welchem Napoleon Abends von ihnen die Haydnſche Schöpfung aufführen hörte, zu ihm kamen, um auch ihren Glückwunſch über ſeine glückliche Erhaltung abzuſtatten, ſagte er ihnen: Vous avez chantés comme des cochons.

Napoleon hatte vor mehreren Jahren, als er ſich mit ſeiner erſten Gemahlin zu Mainz aufhielt, einen Anfall von Eiferſucht.

Der junge Neffe des Erzkanzlers, Graf von L — gemachte der Kaiſerin ſehr die Cour, die ſich Anfangs ſelbſt in ſeinen Abſichten irrte. Ihr vertrauter Secretair, Deschamps, zeigte ihr indeß bald an, daß dieſer junge Mann die Stelle eines Coadjutors ſeines Onkels kaufen möchte, um gewiß zu ſeyn, daß er ſein Nachfolger werden würde. Er erhielt daher verſchiedene Privataudienzen, vermuthlich zur Regulirung des Preiſes, als Napoleon dieſer Unterhaltung Einhalt that, indem er den Grafen mit groſser Artigkeit durch Gensd'armes nach dem andern Rheinufer bringen ließ.

Als er in der Folge ſeinen Irrthum erkannte, fragte er ſeine Frau, welche Summe ihr für ihre Protection verſprochen wäre, und gab ihr ſogleich für den Belauf eine Anweiſung an ſeinen Schatzmeiſter.

Das hieß gerecht ſeyn und ſeinen Fehler wieder gut machen, wie es einem guten und zärtlichen Ehemanne zukommt; wenn er aber den folgenden Tag die Anweiſung zurückforderte, ſie vor den Augen ſeiner Frau ins Feuer warf, und ſie auf ſechs Stunden in ihr

Schlafgemach einſperrte; ſo möchte man glauben, daß der militairiſche Deſpotiſm alle eheliche Liebe in ſeiner Bruſt erſtickt habe, und daß eine augenblickliche Aeußerung von Güte und Edelmuth den öftern Schmerz der Beleidigungen und Mißhandlungen, die ſie wiederholt erfuhr, nur wenig lindern konnte.

Glücklicherweiſe war Madame Napoleon auch gegen die äußerſten Grobheiten abgehärtet. Wenn das, was ihre Freundin und Tröſterin von ihr ſagte, nicht übertrieben war; ſo wurde durch ſolche Scenen, wo ihr Gemal ſeine Autorität auf eine ſo ſtrenge Weiſe zeigte, ihre Ruhe und ihr Glück nur wenig geſtöhrt; und ſie mochte lieber in ſtiller Einſamkeit ihre Schmuckkäſtchen bewundern, als in der angenehmſten Geſellſchaft der ſchönſten Ausſichten genießen; ſie betrachtete in ihrer Gefangenſchaft mit größerm Vergnügen ihre reiche Garderobe, ihr ſchönes Porcellain und ihr ſchweres Gold- und Silbergeſchirr, als ſie, von einer gedrängten Menge umgeben, bei dem Anſchauen der Natur ihren höchſten Reiz empfand.

Das Paradies von Madame Napoleon, ſagte ihre Freundin, muß von Metall und durch den Glanz von Brillanten erleuchtet ſeyn, oder ſie würde die Hölle vorziehen und ſelbſt Lucifer heirathen, wenn anders nur Gold in ſeinem heißen Gebiete ſtrömte.

Napoleons eingeführtes Militairſyſtem und ſeine militairiſche Regierung ſchrecken alle junge Leute ab, in den geiſtlichen Stand zu treten; da der Dienſt in der Armee zugleich ehrenvoller und einträglicher, als in der Kirche iſt. Schon bemerkt man einen Mangel an Geiſtlichen; obgleich verſchiedene aus Deutſchland und Spanien eingeführt wurden, und in einigen Departements vier und ſogar ſechs Pfarren nur einen Geiſtlichen haben, der ihnen allen vorſteht. Die Biſchöfe ermahnen und die Aeltern rathen ihren Kindern, Theologie zu ſtudiren; aber das Geſetz der Conſcription nöthigt eben ſo gut den Studenten der Theologie, als den der Philoſophie, zu Felde zu ziehen; und wer einmal in den Gliedern geſtanden und ſich an die Zügelloſigkeit des militairiſchen Lebens gewöhnt hat, iſt entweder abgeneigt, untauglich oder unwürdig, zu irgend einem andern Beruf zurück zu kehren.

Der Pabſt konnte es durch alle ſeine Vorſtellungen und Bitten nicht dahin bringen, daß die jungen Leute, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, von der Conſcription ausgenommen würden. Napoleon antwortete ihm einſt auf eine ſolche Bitte: „Heiliger Vater, wollte ich in Ihr Begehren willigen; ſo würde ich bald ſtatt eine Armee Soldaten, eine Armee von Prieſtern haben.“

Der Kaiſer iſt mit dem wahren Character und den wahren Geſinnungen der franzöſiſchen Volontairs nicht unbekannt. Als der Pabſt die Gefahr vorſtellte, daß die Religion in Frankreich wegen Mangel an Prieſtern zur Bedienung der Altäre untergehen möchte, erhielt er zur Antwort, daß Bonaparte bey dem Antritt des Conſulats weder Altäre noch Prieſter in Frankreich gefunden hätte, und daß, wenn ſeine Regierung auch die Letztern überleben würde, doch die Erſtern ſtehen bleiben und ſeine Regierung überleben würden. Er hätte das Zutrauen, ſagte er, daß das Oberhaupt der Kirche es verhindern würde, daß man die Altäre verließe, und verſicherte dem Pabſt, daß, wenn einmal die Freiheit der Meere wieder hergeſtellt, und das feſte Land in eine ununterbrochne Ruhe verſetzt wäre, er auch mehr Aufmerkſamkeit auf die Angelegenheiten der Kirche wenden würde.

Ein vornehmer zurückgekehrter Emigrant wurde vor mehrern Jahren beim General Murat, als dieſer noch Gouverneur von Paris war, zu einem Beſuch eingeladen; das Billet, worin dieſes geſchah, ward ihm durch einen Adjutanten zugeſtellt, welcher, wie er ſagte, Befehl hatte, auf ſeine Geſellſchaft zu warten, oder was das Nemliche war, ihn nicht aus den Augen zu laſſen, weil er ein Gefangener wäre.

Da er ſich nichts vorzuwerfen und alle ſeine ſämmtlichen Schriften bey einem Freund, worauf keiner der Kaiſerlichen Beamten Verdacht werfen konnte, in Verwahrſam gegeben hatte, ſo ſetzte er ſich ohne alle Beſorgniß in eine Miethkutſche, und fuhr nach des Gouverneurs Hotel.

Aus der Art, wie General Murat ihn anredete, überzeugte er ſich bald, daß, wenn er wegen eines Irrthums oder einer Unbeſonnenheit angeklagt wäre, die Klage in ſeinen Augen keine große Bedeutung haben könnte.

Er führte ihn in ſein Kabinet und fragte ihn, ob er Feinde in der Polizei hätte? Er antwortete, ſo viel er wüßte, nicht.

„Iſt der Polizeiminiſter und Senator Fouché Ihr Freund“? fuhr er fort. —

„Fouché, antwortete er, hat ein Landgut an ſich gekauft, das vormals mir gehörte; mag er es mit der nemlichen Seelenruhe beſitzen, womit ich es verloren habe. Ich habe nie in meinem Leben mit ihm geſprochen“ —

„Klagten Sie nicht bey Madame de la Forces über die Hinrichtung des ehemaligen Herzogs von Enghien, und kamen Sie nicht mit den andern Perſonen überein, für ihn die Trauer anzulegen?“ —

„Ich bin ſeit dem Tode dieſes Prinzen nie und überhaupt in meinem Leben nur einmal in dem Hauſe dieſer Dame geweſen.“ —

„Wo verbrachten Sie am letzten Sonntage den Abend?“ —

„In dem Hotel und in der Geſellſchaft der Prinzeſſin Louis Bonaparte.“ —

„Sie haben Ihre Kaiſerliche Hoheit lange gekannt?“ —

„Seit ihrer Kindheit.“ —

„Gut, ich wünſche Ihnen Glück. Sie haben an Ihr eine edelmüthige Beſchützerin. Ohne ſie wären Sie jetzt auf dem Wege nach Cayenne geweſen. Hier ſehen Sie die Liſte der Perſonen, die geſtern auf den Bericht von Fouché zur Transportirung verurtheilt wurden. Ihr Name ſteht an der Spitze. Sie waren nicht blos angeklagt, ein Agent der Bourbons zu ſeyn, ſondern auch intriguirt zu haben, um ein Mitglied des geſetzgebenden Corps oder des Tribunals zu werden, damit Sie ſo vielmehr Gelegenheit hätten, ihnen zu dienen. Zum Glück für Sie erinnerte der Kaiſer ſich, daß die Prinzeſſin Louis um eine ſolche Gunſt für Sie gebeten hatte, und er machte ſie mit dem Character ihres Protegirten bekannt. Dadurch kam Ihre Unſchuld an den Tag, weil entdeckt wurde, daß Sie, ſtatt anzuſuchen, das Anerbieten, was ſie Ihnen durch die Kaiſerin gemacht, abgelehnt hätten. — Bezeugen Sie der Prinzeſſin in einem Briefe Ihre Dankbarkeit. Sie ſind nur mit genauer Noth Ihrem Unglück entgangen, aber die Sache iſt in ſo fern nützlich für Sie geweſen, daß die Regierung weiß, daß Sie einen mit Gewalt bekleideten geheimen Feind haben, der in der Wahl der Mittel, Ihnen zu ſchaden, nicht ſehr bedenklich iſt.“ —

So weit treibt Fouché ſeine Schändlichkeiten, um im ruhigen Beſitze an ſich geraffter fremder Güter zu ſeyn.

Es gehört ſeit längerer Zeit in Paris zum Ton, nicht blos in Hofzirkeln und bei officiellen Verſammlungen, ſondern in allen modiſchen Geſellſchaften, wo ſich nur Perſonen finden, die nach Beförderungen von Napoleon ausgehn, die Ergießungen der franzöſiſchen poetiſchen Genie's zu vertheilen, ſie geleſen und applaudirt zu haben.

Dieſe Mode verſchaffte unlängſt einen ſonderbaren Verſtoß bey einer Theeparthie im Hotel der Madame Talleyrand.

Derſelbe Buchdrucker, der für dieſe Dame druckte, hatte nemlich für Chenier oder einen andern Dichter, eine kurze Satire gegen die Pariſer ſchriftſtellernden Damen gedruckt, worin unter andern Madame Genlis und Frau von Stael, die eben aus ihrer Verweiſung zurückgekehrt waren, ſcharf mitgenommen wurden. Durch eine Verwechslung war von dieſer ein Pack an den Portier von Madame Talleyrand abgegeben, und jedem Gaſt wurde ein Exemplar davon eingehändigt, ſelbſt den genannten beiden Damen, welche ſie annahmen, ohne ſich von dem Inhalte etwas merken zu laſſen. — Nachdem Picard einen Act aus einem neuen Schauſpiele geleſen hatte, wurde er von der Dame des Hauſes aufgefordert, das neue Gedicht auf den Kaiſer vorzuleſen. Bei den erſten zwei Zeilen hielt er ein wenig ein, und ſah verwundert um ſich, in der Meinung, daß man ihm einen Streich habe ſpielen wollen. Dies bewog die Geſellſchaft, ſelbſt zu leſen, was man ihr gegeben hatte, und Madame Talleyrand, ſtatt Picard, der mit vieler Feinheit gleich bei ſeinem Schauſpiele fortgefahren war, weiter leſen zu laſſen, machte die allerſonderbarſte Entſchuldigung von der Welt, wodurch ſie die drey vorkommenden Damen in die größte Verlegenheit ſetzte. Die Satire wurde indeß nach einer Stunde gegen das Lobgedicht auf den Kaiſer ausgewechſelt, und nun klärte ſich der Irrthum auf.

Ein Mann, Namens Dúcroux, der ſich unter Robespierre von einem Bartpfleger zum General empor geſchwungen hatte, nachher aber wegen ſeiner Unwiſſenheit abgedankt wurde, bekam bei Bonaparte den Dienſt eines Spions gegen Fouché, und dieſer brauchte ihn wieder in derſelben Eigenſchaft gegen Bonaparte. Seine Berichte waren geſchrieben und er lieferte ſie ſelbſt in die Hände ſeines Kaiſers und ſeines Miniſters.

Eines Morgens gab er aus Irrthum Bonaparte den Bericht über ihn ſelbſt, ſtatt deſſen, der für ihn beſtimmt war. Bonaparte fing an zu leſen: „Geſtern um 9 Uhr betrug ſich der Kaiſer vollkommen wie ein Wahnſinniger; er fluchte, ſtampfte, ſtieß mit den Füßen, ſchäumte, ſchrie.“ — Hier fiel der arme Dücroux ihm zu Füßen und flehete um Gnade wegen des einfältigen Streichs, den er gemacht hätte. „Für wen, fragte Bonaparte, war dieſe verrätheriſche Correſpondenz beſtimmt? Gewiß für einen engliſchen oder ruſſiſchen Agenten? — Wie lange habt Ihr ſchon gegen mich gearbeitet und wo ſind Eure Spießgeſellen?“ — Um Gottes Willen, hören Sie mich, Sire! rief Dücroux. Ew. Majeſtät Feinde ſind auch immer die meinigen geweſen. Dieſer Bericht war für einen Ihrer beſten Freunde beſtimmt, aber wenn ich ſeinen Namen nennte, ſo würde er mich vernichten. — „Sag ihn heraus, oder du ſtirbſt!“ ſchrie ihm Bonaparte zu. — Nun dann, Sire, er war für Fouché, für keinen anders, als für dieſen. —

Bonaparte ſchellte darauf Dûroc, dem er den Befehl gab, Dûcroux in ein Loch zu ſperren und Fouché holen zu laſſen. Der Miniſter leugnete alle Bekanntſchaft mit Dûcroux, welcher, nachdem er aufs ſtrengſte torquirt war, ſeinen dummen Streich auf der Folterbank mit dem Leben büßen mußte.

Fouché und Talleyrand wurden einſt in Gegenwart Napoleons über einen gewiſſen Gegenſtand uneins, welches nicht ſelten der Fall war. Jener, der einige gegen ſeine Sachkenntniß ausgeſtoßene Zweifel beleidigend fand, ſagte zu dem Letztern: „Ich bin ſo gut bedient, daß ich Ihnen jeden Mann und jede Frau nennen kann, die Sie geſtern und heute geſehen haben; wo Sie ſie ſahen und wie lange Sie bei ihnen geblieben ſind.“

„Wenn eine ſolche gemeine Spionerei etwas Verdienſtliches hat, ſo bin ich Ihnen ſelbſt darin überlegen, erwiederte Talleyrand; denn ich weiß nicht nur, was mit Ihnen und in Ihrem Hauſe ſchon vorgegangen iſt, ſondern was auch geſchehen wird. Ich kann Ihnen jede Schüſſel nennen, die Sie in dieſer Woche bei Ihren Mahlzeiten gehabt haben, wer Ihnen die Gerichte geliefert hat und von wem Sie morgen und übermorgen dieſelben erwarten. Im Vertrauen kann ich Ihnen ins Ohr ſagen, wer vorige Nacht bei Madame Fouché zugebracht hat, und wer für die nächſte beſtellt iſt.“

Hier unterbrach ſie Napoleon in ſeiner eigenen Kraftſprache: „Haltet nur beide das Maul; Ihr ſeyd alle beide große Gauner; aber ich allein kann entſcheiden, wer der größte iſt.“ — Ohne noch eine einzige Sylbe vorzubringen, machte Talleyrand gegen Fouché eine tiefe Verbeugung. Napoleon lächelte und gab ihnen den Rath, ſich hübſch unter einander zu vertragen, wenn ſie Luſt hätten, ihre Stellen noch länger zu behalten.

Napo*L*eons N*I*e*D*er*L*age an *D*er P*L*e*I*sse g*I*ebt
Te*V*ts*C*h*L*an*D* R*V*he.

*D*en Ne*V*nzehnten O*C*tober *I*st *D*e*V*ts*C*h*L*an*D*
bei *L*e*I*pz*I*g errettet.

Rüge eines Druckfehlers.

Um der in Deutſchland ſo ſehr geehrten Familie des im Hannöverſchen wohnenden Freiherrn von Knigge nicht zu nahe zu treten, macht die Redaktion der Neuen Fakkeln hiedurch bekannt: daß der im erſten Heft dieſer Zeitſchrift, Seite 168 genannte Baron nicht Knigge, wie in einem großen Theil der Auflage durch die Schuld des Setzers ſtehen geblieben war, ſondern Krigge geleſen werden muß.

Darſtellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahr 1813. Voran eine kurze Ueberſicht des Feldzuges Napoleons gegen Rußland im Jahr 1812.

Die Begebenheiten des Feldzuges in dem eben abgelaufenen, ſo thatenreichen Jahre, nach ihrer Zeitfolge darzuſtellen und für den künftigen Geſchichtſchreiber mit den wichtigſten Aktenſtücken zu begleiten, ſchien dem Verfaſſer ein dankenswerthes Unternehmen. Welcher Deutſche wird auch nicht gern in einem treuen und deutlichen Gemälde noch einmal die ewig denkwürdigen Begebenheiten eines Feldzuges erblicken, von dem die öffentlichen Blätter, im Drange ſich durchkreuzender Ereigniſſe, nur ein ſehr unvollkommenes und verworrenes Bild wiedergeben konnten.

Druck und Papier des Buches ſind ſchön, und der Preis zu 1 Rthlr. bei 25 Bogen Octavformat ſehr billig. Es iſt, ſchon broſchirt, in jeder ſoliden Buchhandlung zu finden und von der Palm'ſchen Buchhandlung in Erlangen in Menge zu erhalten.

Folgende Erziehungs- und Jugendſchriften, welche in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands um beigeſetzte Preiſe zu haben ſind, können Eltern, Lehrern und Erziehern beſonders empfohlen werden:

Bilder edler und unedler Weiblichkeit, in Geſchichten tugendhafter und nichtswürdiger Weiber, aus den Zeiten der Griechen und Römer. Eine Lectüre für Deutſchlands edle Töchter. 12. geh. 20 gr.

Drümann, H. P., die bibliſche Geſchichte des alten Teſtaments. Ein ſtatt der Bibel zweckmäßig eingerichtetes Lehrbuch, ſo wie als Leitfaden zum Religionsunterricht für Bürger- und Landſchulen. 8. 12 gr.

Erzählungsbuch, neues moraliſches, enthaltend eine Sammlung edler Thaten aus dem Leben guter Menſchen, für die erfahrnere Jugend beiderlei Geſchlechts. Mit 1 Kupfer. 12. 1 Rthlr.

Fabelleſe, kleine, zur Schul- und Selbſtunterhaltung für die Jugend. Oder: Sammlung auserleſener Fabeln von Gellert, Gleim, Tiedge, Zachariä, Pfeffel, Nicolai, Krummacher u. a. m. Zweite, mit illum. Kupf. vermehrte Aufl. 8. geb. 22 gr.

Funke, C. Ph., Gallerie der merkwürdigſten Römer, von Romulus bis auf Nero. Ein unterhaltendes und belehrendes Leſebuch zum Schul- und Selbſtunterricht für die Jugend. Herausgegeben von Dr. M. F. L. Jacobi. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Grandmottet, C. B., leichteſte und vollſtändigſte Anweiſung, die franzöſiſche Sprache in kurzer Zeit und ohne allen Unterricht leſen, verſtehen, ſchreiben und ſprechen zu lernen. 8. 12 gr.

Heldengemälde. Ein unterhaltendes und lehrreiches Leſebuch für die männliche Jugend. Mit 1 illum. Kupfer. 8. geb. 20 gr.

Hildebrandt, G. C., kleine Leſeübungen für Kinder von 8 bis 12 Jahren; enthaltend eine Sammlung von Erzählungen, zur Beförderung guter Geſinnungen und zur Schärfung des Verſtandes. 8. 8 gr.

Jacobi, M. F. L., Unglücksgeſchichten bei ſchädlichen und wilden Kinderſpielen. Zur Warnung und Vorſicht für die unerfahrne Jugend, in mehrern Beiſpielen. Mit 1 illum. Kupfer. 12. geb. 20 gr.

Lebensbeſchreibungen großer und merkwürdiger Perſonen. Ein unterhaltendes und lehrreiches Leſebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Zweite, mit 1 illum. Kupf. verm. Aufl. 8. geb. 20 gr.

Müller, H., Darſtellung meiner Ideen über Religionshandlungen überhaupt, und ihre Verwaltung insbeſondere. Ein Beitrag zur Veredlung des öffentlichen Gottesdienſtes. gr. 8. geh. 6 gr.

Müller, H., die Dorfſchule, als erſte Anleitung zum Denken, Empfinden und Handeln, für Lehrer und Lernende auf dem Lande. 8. 12 gr.

Deſſen religiöſe Elementarbildung, als Vorſchule des eigentlichen Religionsunterrichts. Ein Buch für Lehrer und Eltern, als Nahrung für die kleinern Kinder. 8. 6 gr.

Derſelbe, die vier Jahrszeiten. Ein Lehr- und Leſebuch für Elementarſchulen, welches die unentbehrlichſten Kenntniſſe aus der Natur- und Menſchenwelt enthält. 2 Theile. Jeder 15 gr. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Deſſen chriſtliche Moral für Lehrer und Erzieher, zum Unterricht gebildeter Kinder. 2 Theile. 1r. 18 gr. 2r. 10 gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Deſſen Tugendlehre, nach Salomo's goldnen Sprüchen anſchaulich dargeſtellt, in Geſchichten aus dem Leben, für die Jugend beiderlei Geſchlechts. 8. 12 gr.

Derſelbe, Vater Mildenbergs Schatzkäſtlein, oder Sitten- und Klugheitslehren in Denkſprüchen und Sprüchwörtern, für die liebe Jugend. 8. 18 gr.

Récueil de contes intéressants, choisis des meilleurs auteurs français; pour l'amusement de la jeunesse, par L. Mercier. 8. 12 gr.

Schmidt, K., Auswahl der beſten Romanzen und Balladen der vorzüglichſten deutſchen Dichter des 18ten und 19ten Jahrhunderts. 2 Theile. 8. 18 gr.

Deſſen Meiſterſtücke deutſcher Dichtkunſt des 18ten und 19ten Jahrhunderts. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Sittenbüchlein, kleines, für Kinder. Enthaltend eine Auswahl moraliſcher Erzählungen zur Beförderung guter und ſittlicher Aufführung. Mit 1 Kupfer. 8. geb. 10 gr.

Steger, Dr. J. A. F., Mythologie für die Jugend beiderlei Geſchlechts. Oder: Vater Treuwalds Abendunterhaltungen mit ſeinen Kindern über die Mythologie. Mit 12 Kupf. 8. geb. 1 Rthlr. 8 gr.

Unentbehrlicher Führer für Harzreiſende. Enthaltend die Geſchichten und Sagen der alten Schlöſſer, Klöſter und Ruinen, und die Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. 12. geheftet. mit Kupfern. 1 Rthlr. 12 gr.

Neue

Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1814.

I.

An Manche, in Betreff der Fakkeln.

Deckt die Gebrechen der zeither beſtandenen After-Regierungen auf, wo ihr ſie antrefft, und kehrt euch nicht an das Zähnefletſchen der tückiſchen Wölfe, welche dieſe Regierungen mit an euren Knochen nagen ließen. Noch immer ſchleichen ſie im Finſtern umher, dieſe deutſchen Franzoſenknechte, und möchten euch ſo gern zaghaft und furchtſam machen. Höchſt ungern haben ſie euch aus ihren Klauen gelaſſen; das Schwankende der fremden Regierungen und ihrer Geſetze behagte ihrer Schlechtigkeit; unter ihrem Schutze konnten ſie ungeſtraft Ungerechtigkeiten aller Art begehen, ſich heimtückiſch an ihren Feinden durch Spioniren und Angeben rächen, ihre Mitbürger den Tyrannen verdächtig machen, einträgliche Aemter erhaſchen und von eurem Schweiß und Blut ſchwelgen. — Sie ſind es, die noch immer falſche Nachrichten, Siege der Franzoſen und Niederlagen der verbündeten Heere zu verbreiten ſuchen, die die ſchwachen Gemüther mit Angſt und Furcht erfüllen und ſo gern den Glauben an die Möglichkeit der Wiederkehr unſrer Erbfeinde aufrecht erhielten. — Ihr giftiger Geifer wird die Fackeln der Wahrheit nicht verlöſchen, und ihr Licht wird noch ferner den erlöſten Völkern den Abgrund beleuchten, der ſich ihnen geöffnet haben würde, wenn dieſe gekrönten Freibeuter ſie noch länger beherrſcht hätten.

Glücklicherweiſe vermindert ſich dieſe Claſſe Menſchen von Tag zu Tage; ſie fangen an, einzuſehen, daß der Einfluß der Franzoſen für immer aus Deutſchland verſchwunden iſt, und ihre ohnmächtige Anhänglichkeit an dieſe Vaterlandsfeinde ihnen fernerhin nichts helfen kann.

Ueberhaupt ſollte die Furcht vor dieſem heilloſen Volke doch jetzt verſchwunden ſeyn. Die verfloſſenen Jahre 1812 und 1813 haben zur Gnüge bewieſen, daß weder übernatürliche Tapferkeit, noch höhere Geiſteskräfte es zu unſern Herrn machte. Nur ihre unverhältnißmäßige Uebermacht, die gewaltſamen und grauſamen Maaßregeln, die ſie kaltblütig anwandten, um ihre

Zwecke zu erreichen; Mord, Plünderung, Zerſtörung und all die namenloſen Schändlichkeiten, die dieſe ſtets durch ſtarke Getränke exaltirten Vandalen um ſich her verbreiteten, erſchreckte die Gemüther und lähmte die Kraft der Nationen.

Beinah in allen Ländern Europa's ſtanden Abtheilungen ihrer Heere, die ſie ausſogen und deren Anführer auf unſre Koſten fürſtlichen Aufwand machten. — Bei Gelegenheit der Geburts- und Krönungstage Napoleons wetteiferten die franzöſiſchen Generäle, Obriſten und Bataillons-Chefs, ſolche aufs prächtigſte zu feyern. Der Donner der Kanonen kündigte gewöhnlich ſchon den Tag zuvor eine ſolche Feierlichkeit an; die in der Nachbarſchaft kantonnirenden Truppen wurden zuſammen gezogen, es wurden große Manövres gemacht, gymnaſtiſche Spiele veranſtaltet, Preiſe für die Sieger ausgeſetzt und ſodann ganze Regimenter auf das herrlichſte bewirthet. Die Autoritäten des Orts, wo die Feſtlichkeit vor ſich ging, wurden dazu eingeladen; Bälle und Illuminationen beſchloſſen das Feſt und die gaffende Menge ward nach und nach daran gewöhnt, den Mann, dem man ſo huldigte, für ein übernatürliches Weſen, dem nichts widerſtehen könne, zu halten.

So war es dem bisher glücklichen Uſurpator gelungen, die Völker unter ſein eiſernes Joch zu zwängen; denn es ſteht nicht zu leugnen, daß er vor ſeinem ruſſiſchen Feldzuge eine Größe erreicht hatte, die auch beherzte Gemüther mit Furcht vor ſeiner intendirten Univerſal-Monarchie erfüllte. Alles, was er bis dahin unternommen hatte, war ihm geglückt; die Fürſten des Rheinbundes hingen ihm unbedingt an, durch ſein Protektorat hatte er ſich gleichſam zu ihrem Lehnsherrn erheben und ſie zu ſeinen Vaſallen gemacht; der Tarif von Trianon war der Probierſtein ſeiner Anmaßung und diente zur Befeſtigung ſeiner Macht.

Man werfe einen Blick auf den koloſſalen Umfang ſeines Reichs; ohne den geringſten Widerſpruch hatte er das linke Rheinufer, die öſterreichiſchen Niederlande, Holland, Savoyen, Piemont, Nizza, Toskana, den Kirchenſtaat, einen großen Theil des nördlichen Deutſchlands, Oſtfriesland, Berg, Münſter, Oldenburg, die Hanſeeſtädte und einen Theil des Hannöverſchen bis über Lüneburg, mit Frankreich vereinigt. Ueberdies beherrſchte er ganz Italien und das ſogenannte Illyrien, und würde erſteres vermuthlich, ſeiner feierlichen Erklärungen ungeachtet, noch mit Frankreich verbunden haben, wenn er es ſeinen gigantiſchen Plänen angemeſſen gefunden hätte. — Wenn man hierzu ſeine Bundesgenoſſen, als: den Rheinbund, das Königreich Neapel, das Großherzogthum Warſchau und ſogar die Schweiz, die 12000 Mann in ſeinen Sold geben mußte, rechnet; wenn man bedenkt, daß er einen mächtigen Einfluß auf Oeſterreich und Preußen hatte; ſo muß man billig erſtaunen, wie ſein unerſättlicher Ehrgeiz ſich nicht mit dieſem ſo glänzenden Standpunkt beiſpielloſer Macht und Größe begnügen konnte.

Hiezu kam noch, daß die unterjochten Nationen unter dem Druck der Zeiten gleichſam eingeſchlummert waren, und die meiſten, ſehr wenige ausgenommen, die Knechtſchaft dieſer übermüthigen Franzoſen nicht mehr unerträglich fanden, weil ſie anfingen, ſich an ihre liederlichen Sitten zu gewöhnen und diejenigen, die ihre eifrigen Anhänger geworden waren, Ordensbänder, einträgliche Aemter und andere Auszeichnungen erhielten.

Und ſo griff die Gallomanie wie ein Krebsſchaden immer weiter um ſich; frohlockend ſah der ſtolze und übermüthige Tyrann die Frucht ſeines ausgeſtreuten Saamens reifen.

Ganz Deutſchland ſtand unter ſeiner Bothmäßigkeit; er hatte deſſen Streitkräfte aufgeboten und mit den ſeinigen vereint; die unruhigen, immer zum Aufruhr geneigten Sarmaten, harrten mit Ungeduld ſeiner

Ankunft, um ſich gleichfalls ſeinen Legionen anzuſchließen, und ſo gerüſtet, hielt er die Eroberung des unermeßlichen ruſſiſchen Reichs für eine Kleinigkeit und die Gründung ſeiner Alleinherrſchaft für eine bereits ausgemachte Sache.

Aber die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen; das Maaß ſeiner Greuelthaten war voll. — Die Allmacht des Höchſten hatte Mitleiden mit dem geängſtigten Menſchengeſchlechte, und ließ den Untergang ſeines Peinigers zu. — Die Hölle jammerte über den göttlichen Entſchluß und die Himmel freuten ſich der geretteten Menſchheit. — Die Armee des Gewaltſamen ward durch das Schwerdt der tapfern Ruſſen und die Wuth der erzürnten Elemente faſt gänzlich aufgerieben und nur die eiligſte Flucht konnte ihn ſelbſt retten.

Wüthend erſchuf er mit Anſtrengung der letzten Kräfte ein neues Heer, das aber, wie uns die Geſchichte gezeigt hat, auf allen Punkten geſchlagen, in ſeine Heimath geflüchtet iſt.

Die Furcht vor dem Tyrannen des nun erlöſten Continents iſt verſchwunden; von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen, hat er bereits ſeine Hauptſtadt geräumt, von der die ſiegreichen verbündeten Mächte nur noch wenige

Märſche entfernt ſind, und aus welcher ſie ihm vermuthlich den Frieden diktiren werden.

Das von ihm durch Trug und Liſt unterjochte franzöſiſche Volk iſt es müde, ſeine junge Mannſchaft für ihn zur Schlachtbank zu liefern; alle ſeine hochtönenden Proklamationen machen keinen Eindruck mehr auf die, durch fortwährende Niederlagen beſtürzte Nation. Alles Zutrauen zu ihm hat aufgehört, ſeine großprahlende Phraſeologie iſt erſchöpft und er mag ſagen und verſprechen was er will, ſo findet er doch keinen Glauben.

Die ungeheuren Ausſchreibungen ſeines Erhaltungs-Senats, der in der Geſchwindigkeit ganz kurz auf einander 610,000 Conſcribirte zur Dispoſition des Kriegsminiſteriums auf dem geduldigen Papier ſtellte, ſind lächerlich, und zwar um ſo mehr, da eine wiederholt verordnete Aushebung von 300,000 Mann, aus den Conſcriptionsjahren von 1802 bis 1814, blos aus unverheiratheten Leuten beſtehen ſoll, die ganz unmöglich zuſammengebracht werden kann, da Holland und die meiſten deutſchen Departements, der franzöſiſchen Sklaverei entzogen, keine Conſcribirte mehr ſtellen, und es in dem eigentlichen Frankreich wohl ſchwerlich ſo viel waffenfähige unverheirathete Leute mehr geben dürfte.

Verbannt daher alle unnütze Furcht und genießt die Wonne ganz, wieder unter dem Schirm und Schutze eurer rechtmäßigen, angeſtammten Regenten zu ſtehen, durch deren väterliche Fürſorge ihr alles erlittene Ungemach vergeſſen und die ehemaligen glücklichen Zeiten wieder erleben werdet. — Füchtet euch nicht vor der heiligen, alles beglückenden Publicität! — ſie iſt das ächte Palladium der Völker, der wohlthätige Sonnenſchein, in dem ſich alles Große und Gute erwärmt und der ſichere Vorbote künftiger ungetrübter Glückſeligkeit.

Mit Zuverſicht könnt ihr einem baldigen, ehrenvollen Frieden entgegenſehen, der uns für immer von allem fremden Einfluß befreien, die Verhältniſſe nachbarlicher Staaten gegen einander feſtſetzen und den Gewerbfleiß neu beleben wird.

Dieſen laßt uns mit Ergebung in die Hand der Vorſehung erwarten, und uns im voraus auf die, in ſeinem Gefolge kommenden glücklichen und ſeegenvollen Zeiten, mit dankerfülltem Herzen freuen!

II.

Der Raub der Victoria vom Brandenburger Thor in Berlin, durch die Franzoſen.

Als noch in dem Friedensſchatten,
Wo ſich Lieb' und Eintracht gatten,
Jeder, unter Wilhelms Hand,
Seines Lebens Himmel fand;
Als noch nicht der wilde Krieger,
Gleich dem frechſten aller Sieger,
Tilgte von der Vaterflur
Unſres Glückes gold'ne Spur:
Ach! da ſtand in ſeiner Pracht,
Wie ihn ſchöne Kunſt gemacht,
Auf dem Thor ein erzner Wagen,
Deſſen Raub wir noch beklagen.

Roſſe, voller Kraft und Leben,
Bäumten ſich mit muth'gem Streben,
Nach dem Ziele, ſonder Weilen,
Raſch, wie Sturmwind, hinzueilen.
Ihres Eifers ſtarke Flügel
Hielt Victoria am Zügel.
In dem Wagen, den ſie zogen,
Stand ſie, wie ein Fels in Wogen.

Fremde, aus der weiten Ferne,
Weilten hier betrachtend gerne,
Blieben wie gefeſſelt ſtehn,
Solch ein Kunſtwerk anzuſehn.

Ja, es war der Hauptſtadt Zierde,
Wo ein Friedrich einſt regierte,
Der in hohem Siegesflug
Seiner Feinde Macht zerſchlug;
Ja, es war des Volkes Wonne,
Denn des Friedens Seegensſonne
Unter Friedrich Wilhelms Schild,
Schien ſo hell, ſo freundlich, mild.

Auf einmal donnerte der Schickſalshimmel . . .
Und aus der Wuth im Schlachtgetümmel
Stürzt ſich hervor die Feindesſchaar.

Mein Vaterland! dir droht Gefahr!
Es kam ein brauſend Heer gezogen,
So wild, als wie im Sturm, die Wogen;
Es wälzt, mit Raub und Mord im Sinn,
Sich eilends nach der Hauptſtadt hin.

Es faßt' ein ungeſtümer Schmerz,
Der edlen Brennen blutend Herz.
Nichts kann das ungerechte Walten
Der Feinde in den Schranken halten.

Der Mann, der Eigenthum nicht ehrte,
Der fühllos Völkerheil verheerte;
Der Fürſtenthronen niederſtieß,
Und kein Geſetz mehr gelten ließ;
Zog ein in unſre Königsſtadt,
Entehrte ſich durch eine That,
Ich kann davon nicht ſchweigen,
Sie hat ja tauſend Zeugen.

Er ſah den Wagen auf dem Thor,
Da brach, wie aus der Höll', hervor
Der Wunſch: ihn weg zu führen;
Wir mußten ihn verlieren.
Wer Sieger iſt im Feindeslande,
Und wie ein Oberhaupt von einer Bande,

Dem Volk' ein ſchönes Werk der Kunſt entreißt,
Entſcheidet ſelber, wie der heißt . . .
Der feige Dieb raubt nur bei Nacht,
Am Tage der Barbar mit ſeiner Uebermacht.
Wärſt du ein Fürſt, und wirſt du nicht erſchrecken,
Nach fremdem Gute deine Hand zu ſtrecken?
Kannſt du mit dieſer Beute prunken
In Gallia, wie tief iſt dann geſunken
Ein Volk, das ſeinen Herrſcher ehrt,
Der nur durch Raub ſein Gut vermehrt.

Ich glaubt' es nicht in jenen Schreckenstagen,
Daß uns entriſſen würde dieſer Wagen.
Doch ach! uns ſchlug die grauſenvolle Stunde,
Wo er vom Thor genommen, eine Wunde,
Die noch der Rache Glut in unſern Herzen nährt,
Und deren Schmerzen keine Zeit verzehrt.

Was wir, der Hauptſtadt Bürger, da empfanden,
Als wir verzweifelt um den Wagen ſtanden;
Als wir ihn in der Feinde Klauen,
Die uns verlachten, ruhig mußten ſchauen;
Wer wagt's, in ſchauderhaften Bildern,
Da unſrer Seelen Wuth zu ſchildern?

Berlin, dein Denkmal iſt dahin!

O! wein' ihm nach mit trübem Sinn!
Der Mann auf einem Throne,
Stahl deines Thores Krone. — —

Beraubt des Schmuckes, ſchönes Thor,
Durch das ich oft, im Frühlingsflor,
Zum nahen Schattenhain hinwallte,
Wo Philomelens Lied erſchallte,
Stehſt du, wer deinen Wagen ſah,
Ihm nun entehrt, geſchändet da.
Ach! du erinnerſt an die Zeiten,
Wo uns die ſchwerſten Erdenleiden,
Durch ihren Druck zur Erde beugten,
Und Götter ſich nicht helfend zu uns neigten!
Du redeſt noch von jenen Tagen,
Wo uns, des Feindes Luſt, zu plagen
Mit Teufelskunſt und voll Verſtand,
Der Hölle Mittel ſelbſt erfand.

Die Zeit verbindet alle Schmerzen,
Und endlich tröſteten ſich Herzen.
Wir dachten an den Wagen noch,
Doch, frei von unſerer Feinde Joch,
Erfreute der Beſitz der beſſern Güter
Die leidenden Gemüther.

Von neuem ſtürmten um uns wilde Kriege,
Und Deutſchland war der Zeuge großer Siege,
Die ſich der Feind durch ſeine Uebermacht errang,
Dem, was er kühnlich wollte, ſchnell gelang.

Erfrechet durch des Glückes Spiel,
Setzt ſich die Herrſchſucht nimmermehr ein Ziel;
Sie ſchreitet herzlos über Blut und Leichen,
Und reckt die Räuberhand nach fremden Reichen.

Moskowiens Herrſchaft ſollte von der Erden
Mit einem Schlag vertilget werden;
Der ſtolze Sieger trug ſchon, ohne Retten,
Für Rußlands Völker mit ſich Sklavenketten.
Halt ein! halt ein! du frecher Krieger,
Im Himmel wohnt ein größrer Sieger!
Siehſt du des Froſtes kalte Hand,
Die ſchnell dir deinen Raub entwand? —
Siehſt du des Hungers grauſam Weh
Und deine Legionen in dem Schnee? —
Du findeſt in der Flucht dein Glück,
Und läſſeſt Sterbende zurück!

Nun ſetzt das junge Rieſenheer
Der Brennen ſich dir kühn zur Wehr;
Und wider dich, wie eine Wolke,

Zieht her die Schaar vom Norden-Volke. —
Groß-Beeren, Lübnitz, Dennewitz,
Wo Feindesmacht und ihr Geſchütz
Der Brennen Tapferkeit erlag,
Die ſich den Weg zum Ruhme brach,
Das ſind die Felſen, wo die Franken
Hinab von ihrer Größe ſanken.
Bei Leipzig ward die Völkerſchlacht
Geſchlagen durch die Bundesmacht.
Dir zürnt der Himmel, und kein Retter
Naht helfend dir im Kriegeswetter!
Der Grimm der Völker iſt erwacht,
Verſchwunden iſt die Sklavennacht,
Sie ſind mit Rache aufgebrochen
Und haben ihre Schmach gerochen.
Rhein, über deine raſchen Wogen,
Sind ſchnell die Sieger hingeflogen,
Das Rachſchwerdt in der Heldenhand,
Stehn ſie anjetzt im Frankenland.
Sie nahn ſich ſchon Paris, der Stadt
Die Völkergut verſchlungen hat,
Und da iſt auch der Wagen,
Um den wir jetzt noch klagen. —

O! Friedrich Wilhelm, dieſen Wagen
Laß ja dem Feinde nicht!

Wir bitten drum, und müßten wir ſelbſt tragen
Sein centnerſchwer Gewicht.
Dem Franken bleibe fürderhin von uns kein Zeichen,
Mit dem er brüſtet ſich,
Er mußte unſers Heeres Stärke weichen,
Dem keine Stärke glich.
Und, ſtehſt du wieder auf dem Thor, du Wagen,
Dann ſchlagen dankend wir an unſer Herz,
Und wollen's freudejubelnd Allen ſagen:
Der Held und Vater, Friedrich Wilhelm, hat den Schmerz
Der uns zerriß, in Wonne umgeſtaltet,
Und Himmelsfriede iſt's, der über uns jetzt waltet! —

Zu lange weilſt Du, König, fern; kehr' bald zurück,
Wer ſehnt ſich nicht nach Dir, Du, unſres Volkes Glück?
O! komm, im Glanz von ſchönen Friedenstagen,
Und nochmals bitten wir: vergiß ja nicht den Wagen!

III.

Das Univerſitäts- und Schulweſen im ehemaligen Weſtphalen; nebſt einer Darſtellung der Urſachen, welche die ſchändliche Behandlung und Aufhebung der Univerſitäten Halle und Helmſtädt herbeiführten.

Ein großer Theil der innern Wohlfahrt und kräftigen Begründung eines Staates beruhet unſtreitig auf der zweckmäßigen Einrichtung des Schul- und Studienweſens. Er iſt übel berathen, wenn der Regent, der ſeine Pflichten in ihrem ganzen Umfange entweder nicht kennt, oder, unbekümmert über die Zukunft. nur mit der Gegenwart beſchäftigt, dieſen Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth hält, und durch eine liebloſe Nachläſſigkeit ſinken läßt. Wir urtheilen ſehr mäßig, wenn wir die beſchränkte Anſicht von dem Zwecke des Staates, welche die Hauptmomente ſeiner Erhaltung und Hebung einzig und allein in einer einträglichen Finanzverwaltung und vermehrten Macht der Waffen erblickt, nur unweiſe nennen. Kein denkender Staatsbürger mag es leugnen, daß dem Regenten in unſerer Zeit der Schatz und die bewaffnete Macht zwei Hauptrückſichten ſeyn müſſen; aber er wird eben ſo unbezweifelt eingeſtehen müſſen, daß eine geſchickte und zweckmäßige Verwaltung dieſer und aller übrigen Zweige der Regierung, die nicht bei dem Schlendrian herkömmlicher Gebräuche und abgenutzter Regeln ſtehen bleibt, ſondern den Kreis ihrer Wirkſamkeit durch neue Erfindungen, weiſere Maaßregeln, wichtige Entdeckungen und Anordnungen zum Beſten der Menſchheit zu erweitern ſucht, faſt allein auf einer zweckmäßigen Jugendbildung, auf einer aufmerkſamen, weiſen und nicht in zu enge Schranken eingeſchloſſenen Leitung des Studienweſens beruhe. Der Staat muß dieſer Grundlage ſeiner Blüthe und des Wohlſtandes willig große Opfer bringen, wenn nicht Fremdlinge, denen der Vorzug höhern Geſchickes zugeſtanden werden muß, ſich in die Verwaltung einer Regierung eindrängen und ſogar mit zuvorkommender Dankbarkeit aufgenommen werden ſollen, denen das Intereſſe eines fremden Volks dennoch nur ſelten ſo ſehr am Herzen liegen wird, als ihr eigenes.

Wie wahr der Grundſatz ſey: daß der zweckmäßige Unterricht des Volks und die höhere Bildung der Geſchäftsträger aller Art die innere Kraft des Staates, ſeine Achtung unter den neben ihm beſtehenden und die Blüthe deſſelben am unzweideutigſten begründe; daß dieſe Bildung und jener Unterricht auch auf Taktik, Finanzverwaltung u. ſ. w. den entſchiedenſten Einfluß habe, das lehren uns neben den reiferen Verfaſſungen, die dem Zwecke der ächten Staatsvereinigung am nächſten kommen, auch die unvollkommenſten Staatskörper unſerer Zeit.

Warum kann die Pforte, bei der entſchiedenen Tapferkeit der Ottomannen, mit gleicher, ſelbſt mit überlegener Macht, keiner der gebildeten europäiſchen Mächte widerſtehen? Warum ſucht ſie für ihre Artillerie die Dienſte franzöſiſcher und engliſcher Soldaten? Warum brechen in den Gränzen ihres Reichs ſo häufig Empörungen aus, denen ſie durch die Aufbietung ihrer ganzen Kraft kein Ende machen kann? — Warum mußte Schweden einen weiſen Staatsmann außerhalb der vaterländiſchen Gränzen ſuchen, der das Intereſſe ſeines neuen Vaterlandes auf eine wahrhaft ſeltene Art zu ſeinem eigenen gemacht, und ſolche Einheit und Kraft in die verworrenen Verhältniſſe und geſunkenen Ruder des Staates gebracht hat, daß das Land ſich einer glücklichen Zukunft freuen darf? *) — Warum konnte England, welches jede neue Erfindung, jede Verbeſſerung von weſentlichem Einfluſſe auf das Wohl des Staates ſo hoch aufnimmt und ſo würdig belohnt, allen übrigen Seemächten zugleich Trotz bieten und in allen Meeren herrſchen; warum die ungeheuern Summen beſtreiten, erforderlich, um alle ſeine eigenen und viele fremde Unternehmungen nach Kräften zu unterſtützen, als faſt das ganze übrige Europa entkräftet war? — Wie hätten die Treuverbundenen, welche in dieſer Stunde für das gemeinſchaftliche Wohl unter den Waffen ſtehen, ſich freiwillig zu Tauſenden vereinen können, wenn nicht das drückende Gefühl der Schmach und Tyrannei edel gebildete Herzen zum gemeinſamen Kampfe für Gott und Vaterland entflammt; wenn nicht der Augenſchein der ſittenloſeſten Entadelung ihres Volks, des Umſturzes ihrer Richter- und Lehrſtühle, die Beſchimpfung ihrer heiligſten Vorzüge zu den Waffen gerufen; wenn nicht das Bewußtſeyn des Beſſern in ihnen, nicht das Ineinandergreifen ihres edlen Willens und vielumfaſſenden Wiſſens ihre Unternehmungen beſeelt hätte! —

---

*) A. W. S. über das Continentalſyſtem und ſeinen Einfluß auf Schweden. 1815.

Wir könnten die Reihe dieſer Fragen noch lange fortſetzen, wenn nicht die Auflöſung der aufgeſtellten jeden Vaterlandsfreund zur Gnüge überzeugte, daß die Wahrheit des hohen Einfluſſes einer zweckmäßigen Volksbildung und des Studienweſens auf alle Zweige der Staatsverwaltung unumſtößlich ſey. Weiſe und gute Fürſten haben daher dieſen Gegenſtand ihrer ſtrengen Aufmerkſamkeit und ihrer Fürſorge werth gefunden. Wir wollen ſehen, wie eine Regierung darüber gedacht haben muß, die wir faſt ſechs Jahre hindurch unſere vaterländiſche nennen ſollten.

Dem Freunde der Wahrheit iſt die gerechte Sache ehrenwerth; man würde gegen die wohlbegründeten Anſprüche ſündigen, die jeder Leſer auf die treue Mittheilung der Wahrheit zu machen berechtigt iſt, wenn man der Schuldirektion des Exkönigreichs Weſtphalen nicht die beſten Abſichten zugeſtehen wollte. Es war wahrlich kein kleiner, vielmehr ein eben ſo vielumfaſſender, als wichtiger Zweig der Staatsverwaltung, der in der Sorge für das Beſte dreier, weit von einander entfernter Univerſitäten, und der hohen, mittleren und niederen, in verſchiedenen Provinzen ſo höchſt ungleich und verſchieden eingerichteten Schulen des ganzen Königreichs einem Staatsdiener übertragen wurde; um ſo ſchwieriger, da dieſer eine in der Verwaltung der übrigen Zweige der Regierung nicht nur keinen harmoniſchen Einklang der weiſen und wahren Fürſorge für das Wohl des Staates, ſondern nur überall Hinderniſſe zur Hintertreibung ſeiner beſten Entwürfe, und widerwärtige Verhältniſſe, den innern Verderb des Staates zu beſchleunigen, zu bekämpfen vorfand.

Der Miniſter des Innern, von welchem die Schuldirektion nicht in jeder Rückſicht abhängig war, hatte nur böſen Willen, die zweckmäßigſten Anordnungen im Keime zu erſticken, und die Wünſche und Vorſchläge des Schuldirektors zum Beſten des Studien- und Schulweſens mit immer neuen Einwürfen zu beſtürmen, ſobald ſie auch nur mit ſcheinbarer Wärme vorgeſtellt wurden. Der Finanzminiſter ging noch einen Schritt weiter, und vereitelte nicht allein durch Widerſpruch oder einſeitige Darſtellung die guten Abſichten, die mit Aufbietung einigen Koſtenaufwandes zum Beſten des Staates ausgeführt werden konnten, ſondern er entzog auch den ſchon beſtehenden zweckmäßigſten Einrichtungen die Mittel des fernern Beſtandes, und riß auf dieſe Weiſe einen Grundpfeiler des Studiengebäudes nach dem andern nieder, um eigenen Bedürfniſſen, oder unerſättlicher Genußſucht des Hofes zu fröhnen.

Niemand hätte ſich jemals einfallen laſſen, daraus ein Verbrechen zu machen, oder auch nur eine Veranlaſſung zu tadelndem Mißtrauen darin finden mögen; ſo ſehr griff dieſes Verfahren in den Geiſt der wahren franzöſiſchen Conſtitution ein, die alle ächte Aufklärung nur als ein Mittel zur verderblichen Ausſchüttung des Herzens und Geiſtes, zur Entfernung von den Waffen und zur Belebung des Gemeinſinns für das Edle und Vortrefliche aus den Schranken ihrer Hoheit verbannen ſollte.

Die Entlaſſung anders, das heißt: beſſer und weiſer denkender Männer, welche man früher unvorſichtig genug zu hohen Stellen zugelaſſen hatte, und ihre Erſetzung durch würdigere Organe der weſtphäliſchen Regierung, die, mit dem Geiſte der franzöſiſchen Dynaſtie völlig vertraut, hohe Gnade und Titel erwarten, aber zeitliches und ewiges Heil der Völker auf das Spiel ſetzten, löſen alle Zweifel, wie man auch über den Zweck und das Beſte des Staates überhaupt, und des Volksunterrichts und der Jugendbildung insbeſondere dachte. Vielleicht iſt es ein Satz, den die Erfahrung beſtätigt: daß unwiſſende Menſchen, folglich auch einſeitig, verkehrt oder wohl gar nicht gebildete Regenten, Feinde der Aufklärung und des Wiſſens ſind, zumal wenn ihr Stolz es ihnen unerträglich macht, von Männern zu hören, denen ſie in einem Augenblicke der Selbſtbetrachtung vielleicht dreimal mehr innern Werth und wahren Gehalt zugeſtehen müſſen, als ſich ſelbſt.

Auch das Miniſterium der Kriegsangelegenheiten fand in der ſtrengen Befolgung des Conſcriptions-Codex eine Waffenordnung wieder, die in dem Umfange und Sinne, wie ſie in Frankreich beſtand, dem deutſchen Lande durchaus nicht geeignet, die Gründe des allmähligen Ruins aller höhern Lehranſtalten in ſich trug.

Die traurigen Folgen aller dieſer tief in einander greifenden Irrthümer, Vernachläſſigungen, Bosheiten und Sünden gegen eine geſunde Politik, waren bei der beabſichtigten Dauer dieſer Conſtitution unter allen Umſtänden und Verhältniſſen ganz unabſehbar. Die nächſten, die in dem Widerſpruche und den Hinderniſſen lagen, welche die wohlthätigen Abſichten der Schuldirektion überall, wie wir geſehen haben, erfahren mußten, läßt uns die Erinnerung an die letzten Jahre oft noch lebhaft genug beklagen.

Kirchen, Stifte, Bildungsanſtalten, oft mit den erſtern auf eine unzertrennliche Weiſe verbunden, wurden entweder geradezu aufgehoben, oder durch Einziehung ihrer Güter oft unter der ausdrücklichen Verſicherung aufgelöſt, daß alle damit vereinigten wohlthätigen oder gemeinnützigen Einrichtungen ihren ungeſtörten Fortgang haben ſollten: ein Verſprechen, welches nicht ſelten eine offenbare Bosheit in ſich ſchloß, wo mit der Veräußerung der Grundſtücke und Beſitzungen die Mittel zur Erhaltung jener Stiftungen zugleich zu Grunde gingen. Dadurch wurde den Zöglingen, den Armen und Nothleidenden eben ſo oft die Unterſtützung entriſſen, worauf ſich entweder ihre Subſiſtenz, oder ein Theil ihrer Vorbereitung und Bildung für einen edlen Beruf gründete. —

Aber auch die Lehrer wurden entweder des größten Theils ihres Gehalts beraubt, und verloren mit ihm zugleich die Mittel und die Luſt, auch nachher mit gleichem Eifer und Erfolge für die Jugendbildung und den öffentlichen Unterricht zu wirken; oder ſie wurden gänzlich brodlos, ohne mit Zuverſicht auf baldige Anſtellung rechnen zu können, wenn dieſe nicht etwa von der Vermittlung redlich denkender Individuen oder gewiſſenhafter Collegien allein abhing. Es gab Beiſpiele, daß Prediger und Schullehrer, welche ihre Stellen durch Einziehung verloren hatten, drei und vier Jahre lang vergebens um eine Anſtellung nachſuchten, die ihnen oft endlich, wo die Umſtände nicht einen Bemittelteren, oder auf gerechte Anſprüche weniger Trotzenden herbeiführten, nur auf eine wahrhaft bedauernswerthe Weiſe wieder ward. — Für ſolche Verſtoßene, außer einer dürftigen Penſion; für Pfarrer und Schullehrer, welche ſich durch ihre treue Pflichterfüllung Verdienſte um den Staat erworben hatten, zu ihren zum Theil höchſt beſchränkten Einkünften eine Zulage zu erringen, war faſt unerhört und konnte, wo nicht etwa die Gemeinden dazu traten, nur höchſt ſelten vorkommen; denn die zu ähnlichen Zwecken beſtimmte Schulverbeſſerungs-Caſſe geſtattete nur den Heſſiſchen Landſchullehrern, welche ſchlecht beſoldet waren, eine kleine Unterſtützung, und verlor im vorletzten Jahre des Königreichs einen bedeutenden Theil ihrer Zuflüſſe.

Der der Verwaltung des Schuldirektors unterworfene Studienfond, dem ſein vielgeprieſener Zuwachs durch Aufhebung einiger Univerſitäten und hoher Schulanſtalten von der Finanzverwaltung gar ſehr beſchnitten wurde, hatte ſeine feſte Beſtimmung, welche ihm nur die engen Gränzen der Univerſitäten anwies, und den Tauſenden der Volkslehrer, welche das wichtige und mühſelige Geſchäft des erſten Unterrichts bis ins Grab begleitet, keinen erfreulichen Blick in die Zukunft geſtattet. Der Miniſter des Innern, dem es zuſtand, ähnliche Verwilligungen auf Koſten der Staatskaſſe auf ſeine Rechnung zu nehmen, war viel zu menſchenfreundlich und zu gewiſſenhaft, um ſich und ſeinem Monarchen ſolches zu Leide zu thun. Auch die Gemeindekaſſen hatten größtentheils ſo viel heimliche und unheimliche Bedürfniſſe ihrer Führer zu befriedigen, ſeitdem ſie insgeſammt allein dem weltlichen Arme der Regierung überlaſſen waren, daß man ihren notoriſchen Wohlſtand den Gliedern der Gemeinde unter tauſend Vorwürfen nicht verdächtig genug machen, und keinem Verdienten etwas daraus verabreichen konnte.

Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, in wie fern die Aufhebung einer nicht unbedeutenden Anzahl von Lehranſtalten, die zum Theil vielleicht nur ein ſtilles und beſcheidenes Verdienſt um den Staat und die Bildung ſeiner Bürger gehabt hatten, zweckmäßig und rathſam, oder unweiſe und nachtheilig war. Es wurde viel davon geſprochen, daß dem Schulweſen des Königreichs überhaupt eine gänzliche Umwandlung bevorſtehe; der Zukunft war es vorbehalten, zu entſcheiden: ob für den hohen Zweck der Jugendbildung dadurch gewonnen, oder verloren werden würde? —

Die Anſtalten zum Aufbau des großen Gebäudes beſtanden höchſtens in einigen unbedeutenden Vorkehrungen und Grundlagen im Mittelpunkte und auf den Gränzen des Platzes, womit ſich der gute Wille vorerſt begnügen mußte, wahrſcheinlich, weil ſeine Kräfte nur immer ſo weit reichten, als Entwurf und Plan die Mittel der Ausführung und Vollendung ſchon in ſich ſelbſt trugen.

Wenn die Regierung zur Unterſtützung irgend eines nicht militairiſchen, oder nicht frivolen Unternehmens des Luxus und der Laune etwas herleihen ſollte, waren die Caſſen ſtets leer; man ſchloß alſo bereits vor achtzehn Monaten, daß auch die Ausführung dieſer Plane wohl ſchwerlich jemals zu Stande kommen würde. — Indeſſen wurde das alte Gebäude allgemach niedergeriſſen und der Aufbau des neuen wenigſtens prophetiſch angekündigt.

Will man nun an die Aufrichtigkeit und Treue der Schuldirection glauben; ſoll man kein Mißtrauen in ihre reinen Abſichten ſetzen, ſo muß man ſich wenigſtens fragen: welche waren denn nun die Veranlaſſungen und Gründe zur allmähligen Zertrümmerung beſtehender Anſtalten, ſo lange man den Erſatz, die verbeſſerte Wiederherſtellung nicht mit Zuverſicht vorausſetzen, und zur Ausführung des Plans einer verbeſſerten und wohlbegründeten Schuleinrichtung ſchreiten konnte? War dieß überhaupt Plan der Staatsverwaltung oder der Schuldirection? Hatte man überhaupt das Beſte des Volks- und Jugendunterrichts, des Studienweſens, worauf dieſe

Aufhebungen die nächſte Beziehung hatten, oder andere, wichtigere, und was für Entwürfe dabei im Auge? Mußte einer Reform eine Zerſtörung vorangehen, oder konnte dieſelbe mit den alten Grundpfeilern des Volksthums in Schulen und auf den Univerſitäten beſtehen?

Die Beantwortung aller jener Fragen liegt einzig und allein in den ſtets neuen und nie befriedigten Bedürfniſſen des Schatzes, nach welchen der Reichthum der Anſtalt die Quelle ihrer Vernichtung und einer Reihe falſcher Verſprechungen und Vorwände wurde, zur Beſeitigung gehäſſiger Anſichten und Urtheile. Die Tendenz des verwaltenden Staatskörpers war alſo Zerſtörung; Wiederherſtellung und neuer Anbau nur der projectirte Entwurf eines Staatsgliedes, welches wohl den Architecten, aber nicht zugleich den zahlenden Bauherrn und den geſchäftigen Handlanger zugleich erſetzen konnte.

Zu jener Finanzſpeculation geſellte ſich zu Zeiten auch der Groll erhabener Seelen, die ihre Herablaſſung durch Vernichtung des Kleinlichen in den Glanz der Heldengröße ſtellen ſollten. Die Univerſität zu Halle hat dies Schickſal zweimal erfahren. Im Jahre 1806, wo ſie der Sammelplatz einer großen Zahl Studirender aus allen deutſchen und vielen ausländiſchen Provinzen war, ſchrieben einige die Schuld der Unvorſichtigkeit der Studenten zu, welche noch kurz vor dem Einrücken der Franzoſen dem geliebten Könige ein Lebehoch riefen, und Untergang über den feindlichen Heerführer wünſchten; andere brachten das harte Schickſal der Univerſität auf die Rechnung des Stadtmagiſtrats, welcher der franzöſiſchen Hoheit erklärt haben ſollte; daß er zwar wohl für die Stadt, nicht aber für die Studenten halten könne; noch andere ſuchten am wahrſcheinlichſten den Grund in dem Napoleontiſchen Haſſe der Aufklärung und Gelehrſamkeit, der ſich diesmal im kleinſten Lichte zeigte, indem er über den blühendſten Sitz der freien Kunſt und Wiſſenſchaft das Anathem ausſprach, und, zu unbekannt mit dem Geiſte und dem edlen Stolze des deutſchen Jünglings, der im wüſten Abentheurer auch den Kaiſer von Frankreich verachtet, der Studirenden, die am folgenden Tage die Stadt räumen mußten, jedem das Verſprechen eines Fünffrankenſtücks mit auf den Weg gab.

Anderthalb Jahre harrte man vergebens auf die nachgeſuchte Weiderherſtellung der Univerſität, bis die Schaam der neuen Staatsdiener in der Nähe des Throns, rege gemacht durch die vollwichtigen und dreiſten Worte gehaltvoller Männer der Ständeverſammlung, für die Wiederherſtellung entſchied; denn noch hatte ſich der freche Muth der entadelten Menſchheit des Weſtpäliſchen Weſens nicht ganz bemächtigt. Halle wurde von der Zeit an der Sitz eines verbiſſenen Schmerzes über erlittene Schmach, der in den Stürmen des verfloſſenen Jahres ſo früh laut wurde, daß der franzöſiſche Dynaſt auf die wiederholte Rache der Aufhebung der Univerſität denken konnte, ohne die Vorſehung und ihre Mächte befragt zu haben, die den Frommen beſchützt, und dem Weiſen Häuſer bauet.

Der wiederholte Fluch des Tyrannen zog den Horizont der Muſenſtadt vorüber, wie eine Gewitterwolke, die, von den Stürmen gepeitſcht, ſich des Stroms ihrer Fülle auf der ſchmachvollen Flucht entladet, und am Rande deſſelben, in ſich ſelbſt zurückgeſunken, in ein leeres Nichts verſchwindet.

Helmſtädt, der alte ehrwürdige Sitz der Calixte, Conringe, Mosheime, verlor ſeine feſteſte Stütze mit dem Tode des unvergeßlichen Verfaſſers der Schweizergeſchichte, und des geiſtvollen Zeichners der Reſte des chriſtlichen Alterthums. Beide, **Müller** und **Henke**, leider zu früh von den Schauern des Grabes umweht, ſchienen, von einem Geiſte belebt, in den gemeinſchaftlichen Plan des kräftigen Ankämpfens gegen die Schreckniſſe der betrübten Zeit eingegangen zu ſeyn, ſeitdem der Bund einer wechſelſeitigen Gaſtfreundſchaft zwiſchen ihnen abgeſchloſſen war. Mit ihnen wurde die Julia

Carolina zu Grabe getragen; nicht, weil ſie dem Staate nuzlos, der Stadt nicht die vorzüglichſte Stütze des Wohlſtandes, kein freundlicher Sitz der vaterländiſchen Weisheit, oder etwa der Zündungspunkt zügelloſer Ausſchweifung und wilder Empörung geweſen wäre: ſondern weil ſie — die reichſte Univerſität des Königreichs war, und dem Finanzſyſteme in der Aufhebung die erfreulichſten Ausſichten gewährte.

Das Verſprechen einer hohen Schule zur Entſchädigung, iſt mit dem Könige der weſtphäliſchen Schatten abgeſchieden, der die Kloſterſchulen von Magdeburg, wie das Carolinum in Braunſchweig und zahlreiche andere blüthenvolle Anſtalten in den Staub getreten hat. — Wohl uns, daß ein anderer Geiſt die Trümmern der umgeſtürzten Hallen, ſelbſt unter dem Donner der Kanonen, wieder aufrichtet!

Es ward eine Verordnung bekannt, nach welcher die Güter der eingezogenen, zum Beſten der übrigen, ihre Stelle erſetzenden, Anſtalten des Königreichs, verwendet werden ſollten. Allein ſie erlitt ſo viele Modificationen und das Beſitzthum der erloſchenen Schulen oder Univerſitäten ging durch ſo viele Hände, daß am Ende nicht viel mehr als ein Theil der beweglichen Güter, Bücher und wiſſenſchaftlicher Apparate, an Ort und

Stelle gelangte, während deſſen alles zum Beſten des Staates — eine geläufige Formel im Königreiche Weſtphalen — öffentlich meiſtbietend verſilbert wurde, was man nicht zu veräußern erröthen mußte.

Se. Majeſtät ſtellten für die gelöſeten Summen Luſtreiſen oder Revuen an, und kauften einen neuen Hofſtaat für die Schönen des königlichen Pallaſtes an, während deſſen die brodlos gewordenen Univerſitätsdiener mit dem großen Gefolge ihrer Schickſalsgefährten Hunger litten, zahlreiche Bürger und Dienſtboten der verlaſſenen Ortſchaften den größten Theil ihrer Subſiſtenz verloren, und den Verluſt ihrer Haabe beklagten, ohne an einem andern Orte des Reichs Entſchädigung, oder ähnliches Unterkommen ſuchen zu können. Manche Lehrer, aus ihren häuslichen Niederlaſſungen und werthen Verbindungen gewaltſam herausgeriſſen, würden zu Grunde gerichtet, ohne auf die geringſte Entſchädigung von Seiten der Regierung auch nur entfernte Anſprüche machen zu dürfen. Hunderten endlich wurde die Vollendung ihres Bildungscurſes in die Ferne geſtellt und dadurch erſchwert, oder durch die erhöheten Koſten unmöglich gemacht.

Wohlthätig hießen dieſe und ähnliche Anordnungen, auf einem Grundſatze beruhend, der, in ſeinem ganzen

Umfange rückſichtslos befolgt, zu den größten Ungerechtigkeiten und zu ſchändlichen Verbrechen leitet; dem nämlich: das beſondere Intereſſe iſt dem allgemeinen untergeordnet und muß ihm aufgeopfert werden. Aber ſie ſchließen noch nicht den größten Uebelſtand für das Schul- und Studienweſen in ſich; vielmehr gab es einen Codex von Verrath und Sünden an der geſunden Vernunft, an der Logik, an dem Staate, an der Menſchheit: den — Conſcriptions-Codex; ein Machwerk, welches mit geraden Schritten losging auf Verhöhnung aller nichtmilitairiſchen Verdienſte, Talente und Kunſtfertigkeiten, auf die immer wiederkehrende Zerſtörung der Finanzen, auf Entvölkerung, auf muthwillige Vernichtung jedes Familienbandes, auf Empörung der Unterthanen, auf Verwilderung der Nation; welches einen Theil ſeiner Schändlichkeit und Vernünftloſigkeit — horribile dictu! — nur durch die Beſtechlichkeit und ſchlechte oder gewiſſenloſe Ausübung ſeiner Diener verlieren konnte; in weiter Ferne vom Kriegsſchauplatze ein Bollwerk der Regierung gegen die Unterthanen aufthürmte; Weſtphalen zu einem elenden Soldatenſtaate herabſetzte, und, ſeiner widerſinnigen Rückſichtsloſigkeit halber, ſich ſelbſt durch eine gewiſſenloſe Ausübung und durch die Verſpottung ſeiner Artikel von allen Vermittelten, preis machte.

Wer wollte nicht dem edlen Patriotismus das Wort reden, der in der Stunde der Gefahr, aus Beſorgniß, gute Formen und Geſetze umgeſtürzt, die Finſterniß der Rohheit, das Elend der Raubſucht und Zerſtörung eindringen zu ſehen, zu den Waffen greift, um ſeine Exiſtenz über den Hohn einer gott- und pflichtvergeſſenen Rotte zu erheben! Wir geſtehen ein, daß oft nur dieſe edelmüthige Entſchloſſenheit, alles für Vaterland, Fürſten und eignes Wohl aufzuopfern, zum Zwecke führt; aber unſere neueſten Erfahrungen lehren uns auch, daß ſelbſt dieſer Schritt der eiſernen Nothwendigkeit nicht mit der gänzlichen Aufhebung aller übrigen Verhältniſſe verbunden ſeyn muß: wenn man ſelbſt den wichtigen Unterſchied einer friedensvollen Ruhe, die vom Kriegsſchauplatze allerſeits hundert und mehrere Meilen entfernt blühen könnte, und der Schrecken eines wüthenden Krieges über oder in den Gränzen des vaterländiſchen Staats, unbemerkt laſſen wollte. Aber die Maaßregeln und Waffen, die den Arm des Beherzten in der Noth ſtählen, geſchärft und kränkend für jeden Beſſern zum Probierſteine der Langmuth und Duldſamkeit des Volks, zum zerſtörenden Spiele der Narrheit und Laune herabzuwürdigen, läßt den Unbefangenen entweder nur auf gewiſſe fixe Ideen des Verordners ſchließen, oder es iſt nur einem franzöſiſchen Genie zu verzeihen.

Die Beſchwerden, welche in den Conſcriptionsgeſetzen für das Schul- und Studienweſen lagen, griffen daſſelbe von beiden, ſehr empfindlichen Seiten an, auf welchen man ſein allmähliges Hinſinken überhaupt beſchleunigen konnte.

Auf der einen wurden die Zöglinge der Wiſſenſchaft und der Kunſt gleich den Gewerbetreibenden im Strome der Menge gerade dann hinweggerafft, wenn der Zweck ihres Studiums ſie tiefer und inniger ergreifen, ihrem Forſchen erſt Kraft und Leben, ihren Bemühungen Geſchmack und Dauer geben konnte, damit aus dem wohlvorbereiteten Schüler ein würdiger Meiſter ſeiner Vollendung entgegen reife. Man möchte jeden der franzöſiſchen und weſtphäliſchen Staatsdiener glücklich preiſen, der nicht ein blüthenvolles Haupt von dieſem anmuthsvollen Pfade hinwegriß, ſich ſeiner als eines Lohndieners der Räuberei, Verwüſtung und Mordbrennerei zu bedienen; aber die Klagen der Zurückgebliebenen ſtöhnen um viele Tauſende ſolcher Opfer, irrt die Phantaſie im Andenken an die Geliebten, die nicht für ein Vaterland, nicht für Gott und Familie, nicht für einen edlen Fürſten, ſondern für Sklaverei und Tyrannengröße gefallen ſind, in den Tiefen des ruſſiſchen Reichs, in den Gründen der ſpaniſchen Gebirge, wo ihr jeder Hügel in ein Grabmal, jeder Bach in einen Blutſtrom, jeder Kieſel in einen Schädel, und der abgeſtorbene Olivenbaum in das morſche Gerippe ihres Lieblings umgewandelt ſcheint. — Wie kann ein Herz noch ſchlagen, auf dem viele Tauſende ſolcher Flüche laſten! —

Auf der andern Seite wurden aus der Reihe junger Lehrer, die ſich entweder in Pflanzſchulen für Landſchullehrer und auf Univerſitäten für ihren Beruf vorbereiteten, oder vielleicht ſchon in öffentlichen Aemtern ſtanden, ſelbſt aus dem Predigerſtande Männer zum Dienſte hervor gerufen, welche ſich zum Theil ſchon Verdienſte um den Staat erworben hatten, die kein frevelhaftes Schwerdt jemals erringen kann. Ein Glück für dieſe war die ſchon berührte Beſtechlichkeit und die gewiſſenloſe Verwaltung der Conſcriptionsdiener, der man, moraliſch betrachtet, einen hohen Grad ſittlichen Werthes beilegen muß, wo ſie nicht, wie insgemein, aus unlautern Quellen gefloſſen iſt.

Aber hier traf das Ungemach der militairiſchen Geſetze den geiſtlichen Stand wieder mit verdoppelter Härte, weil die Geiſtlichen, an Mitteln arm, an Einfluß ſchwach, von den Sünden der großen Welt noch am fernſten, unbekannt mit dem Geſchäftsgange, der die Schandthat in ein gefälliges Gewand kleidet, die Gunſt des Augenblicks am wenigſten benutzen konnten. Dazu waren ſie, wenn es angeſtellte Männer traf, oder ihre Eltern, meiſtens auch Schullehrer oder Prediger, im Verhältniſſe zu allen andern öffentlichen Staatsdienern ſo ſchlecht beſoldet, oder durch drückende Abgaben, Laſten der unausgeſetzten Einquartierung, Lieferungen u. ſ. w. ſo bedrängt, daß auch von dieſer Seite die Hoffnung der Befreiung nur mit der Aufopferung eines großen Theils des Wohlſtandes und der unbekümmerten Zufriedenheit beſtehen konnte.

Ein lucidum intervallum hatte nun zwar ein vernünftiges Geſetz zu Tage gefördert, nach welchem die talentvollſten Zöglinge der Kunſt und Wiſſenſchaft befreiet bleiben ſollten; aber die Reue über das Werk einer geſunden Anſicht, die nicht ausbleiben konnte, warf der Ausführung dieſer Vorſchrift ſo viele Hinderniſſe in den Weg, ließ ſo viele Einſchränkungen und Modificationen nachfolgen, daß die ganze Verordnung als eine Satyre auf die franzöſiſche Dynaſtie und als ein Blendwerk zur Aeffung des noch nicht genug getäuſchten Volks erſchien.

Jene Hinderniſſe lagen in der Verfügung, daß nur des *Königs Majeſtät* (!?) auf Vorſchlag des Miniſters des Innern (mit Gunſt!) nach einem Antrage des Schuldirektors dieſe Gnade ertheilen wolle; keine der militairiſchen Behörden hingegen darauf Rückſicht nehmen dürfe. —

Wie viele gelangten nun in großer Entfernung von der Hauptſtadt überhaupt, oder anders als durch große Koſten zu dieſem Vorſchlage, wenn gleich die Schuldirektion hierin gern Vorſchub leiſtete, ſo lange der Unwille des Königs nicht drohete, oder, was eben ſo ſehr zu fürchten war, der Herr Miniſter ſich nicht daran ärgerte? Wie viele hatten noch Muth genug, dieſe Koſten im feſten Vertrauen auf ihre Talente daran zu ſetzen, wenn Hieronymus von mehr als vierzig wirklichen Lehrern, Studirenden und Seminariſten, die ihm im Sommer 1811 zur Befreiung anempfohlen wurden, auch nicht einen frei ließ? Wie viele wußten ſich Wege zu bahnen, auf welchen ſich eine Empfehlung bewirken und der ausländiſchen Majeſtät beikommen ließ?

Unter den Einſchränkungen jenes Geſetzes tritt eine im Namen aller übrigen mit dem Bedeuten hervor: daß es nur für ganz Unbemittelte gegeben ſey, und daß keiner Anſprüche auf die Vergünſtigung deſſelben habe, welcher die Stellvertretung irgend beſtreiten könnte. Erinnert man ſich nun, daß die Beiſpiele von wirklicher Bildung außerordentlicher Talente durch Kunſt oder Wiſſenſchaft in den niedern Ständen noch immer ſeltner ſind, als in den begünſtigteren; daß gerade die ärmere und weniger geachtete Volksklaſſe auch am wenigſten die Canäle zum Throne nur aufzufinden, geſchweige zu benutzen verſteht: ſo erſcheint uns jenes Geſetz in der ganzen Nichtigkeit, mit welcher es beſtand; ſo erklären wir es uns, wie Lehrer und Schüler des Friedens, der Wiſſenſchaften und Künſte, nicht etwa in der Criſe der drohendſten Gefahr und einer allgemeinen Umgeſtaltung, von hohem Muthe beſeelt, freiwillig in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger traten, ſondern, gewaltſam in das ferne Schlachtgewühl hinfort gerafft, fielen, oder ihr Leben für große Summen von den Geſchäftsträgern des königlichen Commercianten erkauften.

Dieſe Nebel waren es, welche den Horizont der Künſte und Wiſſenſchaften nicht nur trübten, ſondern ſo ganz verfinſterten, daß er in jenen Tagen der grauenvollſten Nacht weit mehr Zurückſchreckendes, als anlockende Anmuth hatte, und alle ſeine anmuthsvollen Zauber verlor. Viele, welche ſich dem Rande deſſelben genähert hatten, kehrten freiwillig auf dem einmal betretenen Pfade wieder um; andere, denen dies Ziel noch mehr in der Ferne ſtand, mogten ihn lieber gar nicht betreten. Man fürchtete Koſtenaufwand ohne Erfolg, Vereitelung jeder eigenen Wahl des Berufs, Geringſchätzung; man ſah am Ziele der thätigſten Aufbietung aller ſeiner Kräfte für Schul- und Kirchenweſen oft ſelbſt nicht einmal den elenden Preis einer ſchlechten oder ſehr verkürzten Stelle eines Faches, welches an Achtung und Unterſtützung noch immer verlor, und noch vielen Beeinträchtigungen entgegen harrte.

Der Wehrſtand, bei welchem die Sittlichkeit und Religioſität nicht ſelten zum Spotte ward, ſtand nebſt den Dienern ſeiner Glieder, den Steuer- und einigen einflußreichen Civilbeamten im alleinigen Beſitzthume des politiſchen Werths und der Achtung. Wie war es nun zu verwundern, daß zahlreiche Jünglinge, die den Wiſſenſchaften huldigten, oder für dieſelben entſchieden hatten, oft geblendet, öfter nothgedrungen, nicht aus Neigung, ſondern aus Unmuth und Verdruß ſich unter den weſtphäliſchen Blutfahnen verſammelten? — Häufig traten ſie mit dem entſchiedenen Entſchluſſe in die Glieder ihrer Unglücksgefährten, ſie bei der erſten, günſtigen Gelegenheit für immer zu verlaſſen, und die Glücklichen, die nicht ein ſchmachvoller Tod ereilt hat, haben bewieſen, daß der edle Muth auch im Sclavendienſte des Frevels noch nicht in ihnen erloſchen iſt.

Wie erging es nun aber den Univerſitätslehrern und den Studirenden, welche die Peſtilenz der Zeit nicht wegraffte? Beide würden einer Zeit entgegen geſehen haken, wo ſie nach dem Muſter der Mönchsſchule zu Brienne, in welcher Bonaparte groß geworden iſt, den höhern Genius franzöſiſcher Anſtalten geathmet hätten, wäre ihnen nicht einiger Schutz und Beiſtand in der Direction des Schul- und Studienweſens geblieben. Dennoch aber verloren die Univerſitäten von Tage zu Tage von ihrer früheren Blüthe; der Staat rächte an ihnen das unglückliche Schickſal, welches die Einwohner der Univerſitätsſtädte zur frühlauten Auflehnung, zur Verachtung der fremden Formen und zur Abwerfung ſchmählicher Feſſeln verleitete; die einen verloren die Mittel ihrer Subſiſtenz, die andern die Idee der Freiheit, welche das jugendliche Gemüth erſt mit Selbſtvertrauen, innerer Kraft und Entſchloſſenheit erfüllt, und dem Staate nie ſo gefährlich werden kann, daß ein großer Nachtheil für das Volk oder den Regenten daraus erwachſen könnte. Daß aber der Mangel derſelben in einer Zeit, wo der Mann erſt zu fühlen beginnt, wozu die Kräfte und Anlagen in ihm ſchlummern; zu überſchauen, welch ein unendliches Gebiet des Wirkens vor ihm ausgebreitet liegt, ſobald er ſeinen Fittigen Schwungkraft genug gewonnen hat, den erſten Flug zu wagen, Muth zu faſſen, ſich vor ſich ſelbſt und ſeinen Mitmenſchen als ein ſelbſtſtändiges Weſen zu behaupten: daß der Mangel derſelben in dieſer Zeit, die traurigſten Folgen für das ganze folgende Leben mit ſich führe, beweifen, und die Verfügungen des Weſtphäliſchen Hofes, mit welchen die Univerſitäten in Banden gelegt; die Univerſitäts-Collegia ihrer eigenen Gerichtsbarkeit beraubt, und die ſtudirenden Jünglinge gleich dem erfahreneren, älteren, abgekühlten, gleichgültigeren Staatsbürger dem drückenden Codex der Civilgeſetze und Richtern unterworfen wurden, die zum Theil mit den Anſichten, durchgehends aber mit dem Perſonale der Studenten unbekannt und ohne Gelegenheit, den mannigfaltigen Geiſt ihrer Klienten kennen zu lernen, alles nach einem Maaßſtabe zu meſſen gezwungen waren. Die Folgen dieſer und anderer darauf Beziehung habenden Anordnungen waren anfangs die ſeltſamſten Auftritte, welche ſchon an den Huldigungstagen die weſtphäliſche Majeſtät periren und den alten, geliebten Landesherrn öffentlich hoch leben ließen; an Geburtstagen und Siegesfeiern die Embleme und Transparente zu Ehren der franzöſiſchen Dynaſtie mit Steinhageln empfingen, und die Diener ihrer Befehle und Geſetze unter den Augen der Obern verhöhnten. Später beſtanden ſie in einem Erſchlaffen der unverkennbaren Feſtigkeit des Characters, wie ſie frühere Jahre häufig aufwieſen; in einem Zweifeln an der Wiederkehr glücklicherer Formen; in einer zitternden Muthloſigkeit, wo ein unternehmendes Gemüth erforderlich war; in höfiſcher Galanterie, die dem franzöſiſchen Geſchmacke die freimüthige Ungebundenheit und Selbſtſtändigkeit leider nur zu oft zum Opfer brachte; in einem furchtſamen Dahingeben in die Launen der Zeit. Wenn gleich dieſe Folgen nicht ſo allgemein fühlbar wurden und werden konnten, als die Feſſeln des franzöſiſchen Druckes überhaupt; ſo ließen ſie nicht allein in Zukunft für den deutſchen Nationalcharacter und das deutſche Volksthum ſehr viel fürchten; ſondern die Erfahrung lehrt daneben, daß durch die oben berührten Einſchränkungen bei allen dieſen nachtheiligen Folgen auch nicht ein einziger Uebelſtand, nicht ein Mißbrauch, nicht ein ſchädliches Vorurtheil ausgerottet wurde; daß alſo der hauptſächliche Zweck derſelben aus Unkunde des deutſchen Sinnes, aus Verachtung der reichhaltigen Erfahrungen der Collegien, aus Mangel an philoſophiſcher Beobachtungs- und Unterſuchungsgabe, der ſich jederzeit durch zweckwidrige oder halbe Maaßregeln rächt, gänzlich verfehlt ſei.

Dies zeigte ſich insbeſondere auch bei Beſtellung weltlicher Staatsdiener zu Provinzial- und Gemeindeſchulaufſehern. Die erſtern ſollten die Präfecten, letztere die Maire ſeyn; im Durchſchnitte beide nur oberflächlicher Urtheile über das Object ihrer Leitung auf Aufſicht fähig, und daher entweder unbekümmert um den Zuſtand des Schulweſens, oder Tadler, ohne Angabe der Mittel und Quellen zur Beſſerung, und Lobredner, ohne ſelbſt beobachtet, unterſucht und geurtheilt zu haben. Mit dieſen Beſchwerden vereinigte ſich der Mangel an Zeit, wo ſich die Geſchäfte drängten; hier ward nun das ganze Fach nicht ſelten der Führung eines unreifen, oft eingebildeten Gecken anvertrauet, der es nach dem Maaßſtabe ſeiner geringen Einſichten und großen Bedürfniſſe grauſam genug mißhandelte. Nicht ohne Urſach zollte man daher den Staatsdienern ſeinen Beifall, welche Mäßigung genug beſaßen, dieſes ihnen zur Aufſicht und zum Anbau anvertrauete Feld, als etwas außer der Sphäre ihres Wirkens Gelegenes, den Conſiſtorien zur freien Dispoſition zu überlaſſen.

Nicht daſſelbe Urtheil, welches die verkehrten Maaßregeln der weſtphäliſchen Regierung, die den Geiſt der franzöſiſchen Conſtitution nicht verläugnen mogten, verdienen, kann und wird der unpartheiiſche Sachkundige über die Plane der ſchon erwähnten Schulreform fällen, welche die Generaldirection des Unterrichts entworfen hatte, aber leider nur nicht ausführen konnte.

Die Haupt-Ideen, welche der ganzen Reform zum Grunde lagen, ſcheinen ſich zu vereinigen in der einförmigeren Geſtaltung des Volksunterrichts im ganzen Königreiche, nach den Regeln der verbeſſerten Methodik neuerer Zeit; in der Gründung einer hohen oder gelehrten und einer erſten Mittel- oder Bürgerſchule für jede Departementsſtadt, welche, wie es nur in Caſſel zu Stande gebracht wurde, mit einander in Verbindung ſtehen ſollten; in einer gleichmäßigen Vertheilung höherer Bildungsſchulen unter den Diſtriktsſtädten; in der ſorgfältigen Scheidung der verſchiedenen Lehrfächer und Disciplinen, deren jede nur einen Lehrer durch alle Claſſen erhalten ſollte; und endlich in der ſchärfern Beſtimmung der Gränzen des Schullehrer- und Predigerſtandes, nach welcher beide nicht allein, wie noch häufig der Fall iſt, gar nicht mehr mit einander verbunden, ſondern die Lehrer ſich auch auf gewiſſe Dienſtjahre verbindlich machen ſollten.

Wie viel Schwierigkeiten ſich bei der Ausführung dieſer und ähnlicher Ideen gefunden haben möchten, ſo iſt dennoch auch viel Gutes und Zweckmäßiges darin nicht zu verkennen; aber darin lag der größte Uebelſtand, daß der ganze Plan nur ſo weit reichte, von den Ephoren überſichtliche Entwürfe und Schemata einzuholen, und ihnen Vorſchriften zu ertheilen, welche den Schullehrern ihr Geſchäft durch eine Reihe neuer Verpflichtungen nur erſchweren konnten, ohne ſie auf irgend eine Weiſe zu entſchädigen.

Aus dem Mangel aller Mittel zur folgenreichen Ausführung, ja ſchon aus jenen allgemeinen, überſichtlichen Entwürfen, worin ſelbſt das Alter und die phyſiſche Kraft des Lehrers neben ſeinem Gehalte und den Fonds ſeiner Einnahme nicht vergeſſen war, ergab ſich die Unmöglichkeit, zum Ziele zu gelangen, ohne auf der einen Seite den Lehrern neue Arbeiten, Koſtenaufwand für neue Bücher, das Studium methodiſcher Schriften, vielen eine gänzliche Umwandlung ihrer ſo ſchon mühſeligen, zwiſchen Schul- und Tagelöhner-Arbeit wechſelnden Lebensweiſe aufzubürden; und ihnen andrerſeits Zulage, Anweiſung, Unterkommen den Unbrauchbaren und Verkümmerten — welches alles ſchon ſo oft vergeblich zur Sprache gekommen iſt — verſchaffen zu können.

Weil nun die Idee die Mittel der Ausführung nicht in ſich ſelbſt trägt; weil Schulgeld, Zutritt der Gemeinden und ähnliche Hülfsquellen, welche zum Erſatz aller übrigen ermangelnden eröffnet werden ſollten, großentheils ſchon erſchöpft, oder zu unſicher waren, und häufig ſehr bald wieder verſiegten; ſo trugen nun die Schritte der weſtphäliſchen Regierung zur Hinderung und Störung des Volksunterrichts und der Aufklärung, unter welchen die grauſame Beſchränkung der Preßfreiheit nicht den letzten Platz einnimmt, die ſchlechte Aufſicht und Leitung des Volksſchulweſens und die Gleichgültigkeit der Conſtitution gegen das Werk des öffentlichen

Unterrichts, allmählig den Scheiterhaufen für die Druckereien und Niederlagen des Buchhandels zuſammen. Die Schuldirektion ſah ihre Abſichten vernichtet, und durfte das Unheil der wachſenden Verwilderung nur beklagen, weil ſie es nicht hindern konnte.

Wenn wir ſelbſt in der Zukunft, der nahen und fernen, nicht der unzweideutigſten Begünſtigung des Schul- und Studienweſens entgegen ſähen, deren es ſich unter dem Auge aufgeklärterer Fürſten ſtets zu erfreuen hatte: viel, ſehr viel iſt für Volksbildung, Aufklärung, Wiſſenſchaft und Kunſt ſchon gewonnen, wenn nur die Hinderniſſe ihres Steigens und die Werkzeuge ihrer Unterdrückung, welche jederzeit auch Beförderungsmittel ihres ſchleunigen Sinkens werden, gehoben und vernichtet ſind!

IV.

Schreiben des Admirals Villeneuve *) an Napoleon, am Morgen ſeines Selbſtmordes; im April 1806.

Sire!

Sie werden ſich hoffentlich erinnern, daß, als Latouche zu Toulon mit Tode abgegangen war, ich den Antrag,

---

*) Villeneuve war der geſchickteſte und tapferſte Admiral, den Frankreich in neuerer Zeit hatte. Er war vor der Revolution Lieutenant von der königlichen Marine; aber ſeine Liebe für Freiheit beſtimmte ihn, die Fahnen des Königthums zu verlaſſen. Er wurde ſeiner Talente wegen von den Repräſentanten der Republik zuerſt zum Capitain, und bald hernach zum Admiral befördert. In dieſer Eigenſchaft commandirte er zuerſt eine Diviſion

ſein Nachfolger zu werden, ablehnte; denn ich war feſt überzeugt, daß jeder, der die abentheuerliche und ſchlecht eingerichtete Expedition der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte commandiren würde, geſchlagen werden müſſe, wenn er auch ſo glücklich wäre, ſein dadurch entehrtes Leben aus einer Schlacht zu tragen, die mit einem Feinde beſtanden werden ſollte, der in der Mehrzahl der Schiffe ſowohl, als in der See-Kriegskunſt alle Nationen überſtrahlt.

Dieſe Meinungen theilte ich auch ſchon damals

---

von der Toulonner Flotte, die im Winter 1797 in Breſt einlief. In der Schlacht bei Abukir war er der zweite im Commando, und nach dem Tode des Admirals Brüeys verſammelte er die Schiffe wieder, die entkommen waren, und ſegelte nach Malta, wo er zwei Jahre darauf mit dem General Vaubois die Capitulation dieſer Inſel unterzeichnete. Als die Feindſeligkeiten wieder ausbrachen, commandirte er in Weſtindien; er verließ darauf dieſen Poſten, entkam glücklich den engliſchen Kreuzern und wurde zum Oberbefehlshaber zuerſt über die Rocheforter Escadre, und nach dem Tode des Admirals Latouche über die Toulonner Flotte ernannt. Nach der Schlacht bei Trafalgar, deren Verluſt er ſehr beſtimmt vorherſagte, fiel er in Ungnade und erſchoß ſich ſelbſt. Vor ſeinem Tode ſchrieb er an Napoleon obigen Brief.

dem Miniſter der Marine mit, worauf er mir aber nichts erwiederte, als daß er die Achſeln zuckte und mir deutlich zu verſtehen gab, wie es Ew. Majeſtät feſter Wille ſey, daß ich den Oberbefehl über die vereinigte Flotte übernehmen ſollte und müßte.

Aus Rückſichten, die hier anzuführen unnütz ſind, übernahm ich wider meinen Willen das Obercommando. Ich reiſete nach Barcellona und von da nach Cadix. Hier fand ich, wie ſchlecht die Flotten bemannt und exercirt waren; und da ich hierdurch noch mehr von der Unmöglichkeit, mich mit einem in der See-Kriegskunſt ſo ſehr geübten Feinde durchaus nicht meſſen zu können, durchdrungen war, ſo bat ich in einem Schreiben an den Marineminiſter, welches ich der erſten Depeſche, die ich nach Paris expedirte, beiſchloß, um meine Reſignation; aber ich erhielt keine Antwort. Ich wiederholte meine Bitte noch mehreremale von Martinique, Ferrol und Cadix; aber auch dieſe blieben ohne Antwort.

Im September erhielt ich Ordre, mit der combinirten Flotte nach Toulon zu ſegeln, ſelbſt, wenn wir uns durch die engliſche Flotte durchſchlagen müßten. — In meiner Antwort benachrichtigte ich den Miniſter, daß ich dem Befehl gehorchen würde, machte ihm aber zugleich meine Beſorgniſſe wegen der Ungewißheit einer Schlacht bekannt und erinnerte ihn nochmals an die erbetene Dienſtentlaſſung. Ich gab ihm deutlich zu verſtehen, daß es mein feſter Entſchluß ſey, ich mögte ſiegen oder nicht, einen Poſten auf immer zu verlaſſen, der mich den Ergießungen Ihres heftigen Charakters ſo ſehr ausſetzte.

Das Unglück von Trafalgar war weder einem Verſehen von meiner Seite, noch dem Mangel an Tapferkeit zuzuſchreiben; dies habe ich auch ſchon in meinem officiellen Berichte über dieſe Schlacht aufs vollſtändigſte bewieſen. — Warum verſagt man dieſem Bericht eine Stelle im Moniteur? — Läſterungen und Schmähworte gegen mich hingegen wurden darin aufgenommen. Meinen Bericht, welchen Sie während Ihres glücklichen, durch Ehrgeiz und Eroberungswuth herbeigezogenen Krieges in Deutſchland erhielten, belächelten Sie mit der Ihnen eignen ſardoniſchen Lache, und legten ihn, indem Sie gegen mich Schmähworte ausſtießen, bei Seite. Tauſende Ihrer Kriecher und Speichellecker wiederholten die von Ihnen ausgeſprochenen pöbelhaften Worte, dieſes Todesurtheil, welches ein wüthender Uſurpator einem patriotiſchen franzöſiſchen Admiral ſprach. Das Schreiben wurde ganz unbeachtet gelaſſen und iſt vielleich nicht einmal von Ihnen geleſen. Es enthielt einig

Wahrheiten, welche Sie gewiß nicht ſtolz gemacht haben würden; es ſtellte Ihre nautiſchen Kenntniſſe in ein helles Licht und bewies getreu, daß derjenige, deſſen Unkunde in der Seetaktik und unerhörter Stolz den Verluſt einer franzöſiſchen Flotte bei Abukir veranlaßte, auch an der Beſiegung und Zerſtöhrung der letzten bei Trafalgar ſchuld war.

In der letzten Unterredung, die ich mit Ihnen hatte, geſtanden Sie ſelbſt: „daß, wenn gleich Frankreich das ganze feſte Land beherrſche, und ſein Einfluß in ſeine Umgebungen nicht da wäre, (nehmlich durch die Beherrſchung Englands); ſo würde der innere Zuſtand Frankreichs keine Feſtigkeit erlangen, ſein Handel ſtocken, die Fabriken darnieder liegen, und dadurch Nahrungsloſigkeit und Armuth ſeine Einwohner treffen.“

Aber ohne Flotten und Schiffe war doch die Beſiegung Englands ganz unmöglich.

Während der Tyranneien, die Sie ausgeübt haben, ſeitdem Sie ſich den Thron von Frankreich anmaßten, hat mein Vaterland nun aber durch Ihre unkluge Maaßregeln und Ihren Jähzorn mehr Schiffe verloren, als es in dem ganzen Zeitraum, worin die drei letzten Könige Frankreich regierten, gebauet und beſeſſen hat; und ſollte der Fluch auf meinem Vaterlande ſo ſtark ruhen, daß es noch lange von Ihrem eiſernen Scepter regiert wird, ſo wird ſeine Seemacht gewiß zu derſelben Tiefe, als ſein Handel geſunken iſt, hinabgeſchmettert werden. — In ſeinen Häfen wird man dann nichts anders erblicken, als ſchaamloſe Seeräuber und zu Bettlern gewordene Kaufleute! —

Welchen Genuß oder welche Vortheile hat mein Vaterland von allen Ihren glücklichen Feldzügen und Siegen gehabt; oder iſt es unter der Gewalt, die Sie an ſich geriſſen haben, freier und glücklicher geworden? Mit Abgaben überladen, ſchrecklich unterdrückt durch einen grauſamen militairiſchen Despotism, von Polizei-Agenten belauſcht, trauern meine unglücklichen Landsleute und dürfen es ſelbſt nicht wagen, über ihre bejammernswürdige Lage zu ſeufzen, geſchweige zu klagen. —

Nur Sie, Ihre Verwandten und übrigen Ihnen ergebenen Creaturen, haben Vortheil von Ihren Eroberungen, welche durch franzöſiſches Blut, durch die hoffnungsvollſten Blüther des Reichs errungen worden ſind. Sie wurden reich und ſaugen noch täglich am Marke dieſer uſurpirten Länder! —

Was haben die Franzoſen für Ehre und Vortheil;

was haben andere Völker für Sicherheit von Ihren Uſurpationen, von Ihren Veränderungen und Friedensſchlüſſen? — Statt eines guten Regenten, den ſie verſchmähten, erhielten ſie einen blutdürſtigen Abentheurer mit dem Kaiſertitel; ſeine laſterhafte Frau als Kaiſerin; ſeine elenden, in Schändlichkeiten und Gräueln aufgewachſenen Brüder und Schwäger als Könige und Prinzen, ſeine verworfenen Nieçen als Königinnen und Prinzeſſinnen, ſeine blutgierigen Henkersknechte als Herzöge, Marſchälle und Ritter! —

Sie wiſſen wohl, daß Großbritanien zu weiſe und ſtaatsklug iſt, um noch einmal Frieden mit einem Manne zu ſchließen, der als Freund gefährlicher, wie offener Feind iſt, auf deſſen Stirn ſtatt Lorbeeren die Brandflecken eines Mordbrenners prangen; der gewohnt iſt, im Kriege Frieden anzubieten und während des Friedens an nichts als an Zerſtören und Verwüſten denkt und ſolches einleitet.

Aus der Sprache, die ich mit Ihnen in dieſem Briefe rede, werden Sie erſehen, daß ich von Ihrer, von Rachekrämpfen ſtarrenden Hand, nicht mehr erreicht werden kann und nicht mehr Ihre Henker und Folter zu fürchten habe. — Der Befehl Ihres ſcheußlichen Polizeimipiſters, mich, ohne Ihre Erlaubniß, der Hauptſtadt nicht nahen zu dürfen, hat den Zeitpunkt Ihres Falls und die Befreiung des jetzt lebenden Menſchengeſchlechts von einem wüthenden Tyrannen noch verſchoben. Hätten Sie dieſe Vorſicht nicht gebraucht, ſo würde Sie die rächende Nemeſis durch mich beſtraft haben. Da ich als ächter Patriot entſchloſſen bin, den Fall und die Vernichtung der franzöſiſchen Seemacht, auf eine ſo unkluge Weiſe, nicht zu überleben; ſo ſollten erſt Sie den Tod durch meine Hand empfangen und Ihre ſchwarze, teufliſche Seele zur Hölle hauchen, und dann erſt ſollte der Dolch mein Herz treffen. Durch den Tod will ich mich zugleich ſelbſt beſtrafen, daß ich meine Pflicht, meine Geburt und meinen Stand vergaß, und mich zum Werkzeuge Ihrer ſchändlichen, blutigen Pläne gebrauchen ließ. —

Daß Sie diesmal der ſtrafenden Gottheit entgangen ſind, iſt ein Beweis, daß ein blindes, ungerechtes Glück aus unerforſchlichen Gründen Sie noch umwandelt, und den Fortgang Ihrer blutigen Tyrannei geſtattet! — Verlaſſen Sie ſich aber darauf, — es ſagt's Ihnen ein Mann, der in einigen Minuten dies Leben mit einem andern verwechſelt — Ihre täglich ſich häufenden Verbrechen müſſen Sie davon überzeugen — daß alle ſchändlichen Böſewichter und Tyrannen, ein ſchreckliches Ende fanden. Henkershände werden ein Leben enden, welches zum ewigen Gräuel der Menſchheit nur zu lange ſchon gedauert hat. —

Damit meine Freunde und die Nachwelt mich wegen meines Schrittes nicht tadeln, ſind Abſchriften von dieſem Briefe in alle franzöſiſche Häfen an die kommandirenden Offiziere geſandt.

Die Sie umlagernden Creaturen mögen ſagen, was ſie wollen; es iſt mir einerlei. Ich beneide ſie nicht in der Sphäre, worin ſie leben. — Ich ſterbe als ein rechtſchaffener Mann im Bewußtſeyn, Gutes gethan zu haben, wo meine Kräfte hinreichten; froher würde ich freilich dahinſcheiden, wenn Sie durch mich fielen. Nicht bloß meine Zeitgenoſſen würden mir, als ihrem Erlöſer und Befreier, ihren Dank gezollt, ſondern kommende Jahrhunderte würden mich noch geſegnet haben.

Zittre, Tyrann! Du lebſt gehaßt und verabſcheuet und wirſt einſt ſterben, belaſtet mit dem Fluche der gegenwärtigen und zukünftigen Menſchheit, der dir folgen wird, wenn deine verdammten Gebeine die ruhige Erde entweihen werden.

V.

Ueber das unerhörte Verſchleudern der Domainen und anderer königlichen Güter im ehemaligen Weſtphalen.

In allen wohl eingerichteten Staaten, ſie mögen Monarchien oder Republiken heißen, ſind die Domainen jederzeit die vornehmſte und ſicherſte Stütze ihres Credits und die natürlichſte Quelle ihres reinen Einkommens geweſen. Ihr Ertrag hing natürlicherweiſe von der beſſern oder ſchlechtern Verwaltung ab, und in dieſer Hinſicht hatte Preußen unſtreitig durch ihre Verpachtung die ſeinigen am beſten zu benutzen gewußt, daher denn auch die meiſten Staaten, unter dieſen und jenen Modificationen, dieſes Syſtem adoptirt hatten.

Unter Friedrich dem Großen floſſen die Pachtgelder der Domainen unmittelbar in die General-Kriegskaſſe, und die Armee erhielt ihren Sold davon. Dieſe Beſtimmung war um ſo zweckmäßiger, da man mit Gewißheit auf das pünktliche, vierteljährige Einkommen dieſer Gelder rechnen konnte, das keinem Zufall unterworfen war, weil die verhältnißmäßige Caution des Pächters für die promte Abtragung der Pachtgelder haftete.

Nach der Conſtitution Weſtphalens ſollte die Hälfte der Domainen des neuen Königreichs dem Kaiſer anheim fallen, der aber für rathſamer fand, ſich dieſelben durch den ſogenannten Berliner Traktat vom 22ſten April 1808, ganz zuzueignen.

Ihr Ertrag war von franzöſiſchen Commiſſairen auf 7 Millionen Franken feſtgeſetzt; dieſe wurden in Looſe getheilt und vom Kaiſer an ſeine Generäle und andre Creaturen und Helfershelfer verſchenkt.

Alle darauf haftenden Hypotheken, Penſionen, Subſtitutionen und andre Laſten, mußte der König von Weſtphalen übernehmen, und ihm blieb nichts weiter übrig, als der Reſt der herrſchaftlichen Zinſen und Gefälle von denjenigen Gütern, die kein jährliches fixes

Einkommen lieferten, der Betrag der aufgehobenen Dienſte und die Domainen, welche ſich in den von Sachſen an Weſtphalen abgetretenen Ländern befanden, und damals die einzigen Domainen des Königs ausmachten.

Alles dieſes zuſammen genommen, machte des Jahres ein ſehr beträchtliches Einkommen aus; hierzu kam noch die ſchnelle und übereilte Säculariſation der Klöſter, der die Aufhebung der Hoch- und Collegiatſtifte, des Deutſchen- und Johanniter-Ordens auf dem Fuße nachfolgte, die ſammt und ſonders die vortrefflichſten Güter und Aecker beſaßen und bei einer weiſen und klugen Adminiſtration den Verluſt der Domainen ziemlich erſetzt haben würden, ſo daß man nicht nöthig gehabt hätte, das arme, gedrückte Volk mit ſo ſchweren und nicht zu erſchwingenden Abgaben zu belaſten.

Aber was geſchah? — Mit einemmal wurden alle dieſe Domainen und Güter zum Verkauf ausgeboten und den Meiſtbietenden zu jedem Preiſe und für ein Spottgeld zugeſchlagen.

Die Eile, mit der man bei dieſer Operation zu Werke ging, überſteigt allen Glauben und war jedermann unbegreiflich. —

Eben dieſe Eile war auch Urſache, daß man anfänglich Mühe hatte, Käufer zu finden; aber die reichen ſpeculirenden Iſraeliten brachen die Bahn, kauften ſehr anſehnliche Kloſtergüter, oder erſtanden 50 bis 60 Hufen Land, und verauctionirten ſie Morgenweiſe mit ungeheurem Vortheil, der um ſo beträchtlicher war, da ſie einen Theil des Kaufgeldes in vorher wohlfeil eingehandelten Staatspapieren bezahlen konnten *).

Dieſer ſchnelle Verkauf geſchah zu einer Zeit, wo das Staats-Budget den Laſten des Staats vollkommen gewachſen war, wo durch die zweite, ſogenannte Ergänzungs-Anleihe, die franzöſiſche Contribution abgetragen und keine ſichtbare Noth vorhanden war. Der Verluſt der vom Kaiſer an ſich gezogenen Domainen war erſetzt, durch eine klug angewandte Staats-Oeconomie konnten die Staatsſchulden nach und nach getilgt werden, der Credit hob ſich und die Regierung gewann Zutrauen.

Dieſe abſcheuliche und unbegreifliche Finanz-Opera-

---

*) Für einige ſolcher Domainen wurden kaum die Wirthſchaftsgebäude mit der erlegten Summe bezahlt.

tion aber, warf alles über den Haufen. Nach dem Verkauf der Güter und Aecker der aufgehobenen Stifte und ſäcularisirten Klöſter, ſank der Werth der Ländereien bis unter die Hälfte, die Bedürfniſſe des Staats mußten einzig und allein durch Steuern aufgebracht werden, die beinahe in allen Zweigen, vorzüglich in der Partie der indirecten Steuern beträchtlich erhöht wurden und durch ihre läſtige Eintreibung die meiſten Gewerbe lähmten.

Alles Zutrauen verſchwand, da man ſah', wie die Regierung zu Werke ging. Es war klar vorauszuſeh'n, daß man das Land ausſaugen und die Unterthanen zu Bettlern machen wollte. —

Der Erfolg bewies die Richtigkeit dieſer Vermuthung; denn unmittelbar darauf ward eine Vermögen- und Einkommenſteuer verordnet, mehrere Erhöhungen der beſtehenden Abgaben, Departementalſteuern, Zulags-Centimen u. ſ. w. decretirt und mit unabläßlicher Strenge erhoben.

Um den diesfälligen Reclamationen zuvor zu kommen, wurde befohlen, die Reclamirenden einer ganz genauen Unterſuchung ihres Beſitzthums, durch koſtſpielige Commiſſionen zu unterwerfen und nicht nur ihre Scheunen und Ställe, ſondern auch ihre Kiſten und Schränke zu viſitiren und ihr Haab' und Gut zu taxiren; die Hypothekenbücher wurden nachgeſchlagen, und in den Städten wurden, mitunter, die Bürger nach Willkühr geſchätzt; doch trieb hiebei der Nepotismus wie gewöhnlich ſein Spiel.

Die Folge dieſer Maaßregeln war, daß ſämmtliche Reclamationen zurückgenommen wurden, weil niemand ſich gern einer ſo läſtigen Unterſuchung preis geben wollte, und ſo mußte der arme Unterthan ſich geduldig die Haut über die Ohren ziehen laſſen.

Von einer ſo jämmerlichen Regierung, wie die weſtphäliſche, konnte wohl keine offene und freimüthige Statiſtik erwartet werden, denn ſie findet nur bei einer weiſen Adminiſtration ſtatt und iſt ihr ſicherſtes Kennzeichen. Daher kam es denn auch, daß man nichts von den Urſachen dieſer Verſchleuderung erfuhr, die eigentlich den Grund zu allen nachfolgenden Erpreſſungen legte.

Wenn die Indianer die Frucht eines Baumes haben wollen, ſo hauen ſie denſelben um. Eben ſo machte es die weſtphäliſche Regierung; nie wurde geſäet um zu erndten, ſondern man verbrauchte lieber den Saamen; man wollte nichts ausgeben, ſondern nur immer einnehmen, und hierdurch gingen die beſten Einrichtungen zu Grunde.

Sollte man nicht auf die Vermuthung gerathen, daß die weſtphäliſche Regierung ſchon im Jahre 1810 die Kataſtrophe vorausgeſeh'n habe, die ſie im Jahr 1813 betroffen hat? — Sollte man nicht glauben, daß das Finanz-Miniſterium ſchon damals Anſtalten getroffen habe, den ſchwachen König, wenigſtens nicht mit leerer Hand von der Bühne, auf der er ſo erbärmlich figurirt hatte, abtreten zu laſſen?

Man ſagt, daß er bei ſeiner Verjagung 5 Millionen Thaler, theils an baarem Gelde, und theils in guten Papieren mitgenommen habe, worunter ein beträchtlicher Theil, von dem, aus dem Verkauf der Domainen, gelöſten Gelde befindlich ſeyn ſoll, das zur Zeit, ſowohl in Frankreich, als in Holland als ein Nothpfennig belegt worden iſt.

Sein würdiger Finanz-Miniſter hat ſich auch nicht vergeſſen und würde zweifelsohne noch weit mehr für ſich gethan haben, wenn er nicht ſo ganz unvermuthet durch die braven Koſacken in ſeinen lukrativen Finanz-Operationen geſtört worden wäre. —

Er iſt ſeinem Herrn gefolgt und lebt dermalen mit ihm und den Ueberbleibſeln des weſtphäliſchen Hofes in Compiegne, wo der geweſene König in den Armen der Gräfin B . . . ſein ephemeres Königsſpiel zu vergeſſen ſucht.

Mehrere Deutſche, und unter dieſen Leute von Stande, ſind mit ihm geflüchtet, und ſcheinen ihr Schickſal an das des jungen Abentheurers ketten zu wollen; denn, ins deutſche Vaterland können ſie unmöglich wieder zurückkommen, da die meiſten von ihnen ſich auf eine oder die andre Art, mehrerer Verbrechen um's Vaterland ſchuldig gemacht haben, und mit der Verachtung und dem Fluche ihrer Landsleute beladen ſind.

Die Verblendeten! ſie ſehen nicht ein, daß man ihrer nur allzubald überdrüßig ſeyn wird, und daß man zwar die Verrätherei, aber nicht den Verräther liebt. — Wir können froh ſeyn, ſie entfernt zu ſehn, und überlaſſen ſie ſehr gern den Franzoſen, die ſie in der Folge ganz vortrefflich zur Bevölkerung Cayenne's brauchen können.

Von der ſchrecklichſten aller Sclavereien glücklich befreit, ſeh'n die erlößten Völker wonnetrunken dem goldnen Frieden entgegen, einem Frieden, den nicht die trügeriſche franzöſiſche Politik ausgeheckt, ſondern den die verbündeten Mächte zum Wohl der Menſchheit auf die unerſchütterlichen Grundpfeiler des Völkerechts, auf Recht und Gerechtigkeit geſtützt, dem gedemüthigten und beſiegten Feinde vorzuſchreiben, im Begriff ſteh'n.

Freue dich, Germania! Deine Wunden werden vernarben, deine verwüſteten Städte und Dörfer wieder aufblühn und deine verödeten Felder reiche Früchte tragen. Brüderlich werden deine Völker ſich umarmen, ohne zu fragen, ob ſie am Rhein, an der Donau, an der Elbe, Spree oder an der Oder geboren ſind. Handel und Wandel werden den ehemaligen Wohlſtand wieder zurückführen, und Künſte und Wiſſenſchaften, gleich den Gliedern einer Kette in einander greifen, und durch ihr Gedeihen das Wohl und den Flor der Staaten begründen.

Daß dieſe glückliche Regeneration in dem entſcheidenden Augenblicke nicht ohne die äußerſte Anſtrengung vollführt werden kann, wird jeder Vernünftige leicht einſeh'n. Alle Kräfte des Staats müſſen zu dieſem Ende angewandt werden; und welcher redliche, deutſche Patriot wird nicht mit Vergnügen das Seinige dazu beitragen, wenn er bedenkt, daß die Rettung und Erhaltung des geliebten Vaterlandes davon abhängt; daß die verbündeten Mächte die Waffen nicht eher niederlegen können und wollen, als bis ſie der Welt einen dauerhaften Frieden verſchafft haben werden, und daß ohne einen ſolchen Frieden keine Glückſeligkeit auch nur denkbar iſt.

VI.

Das Betragen und die Erpreſſungen der Franzoſen unter dem General **Mortier**, im Churfürſtenthum Hannover, während der Occupation im Jahr 1803.

Kein Land in Europa hat durch das franzöſiſche Ausſaugeſyſtem mehr gelitten, als das Churfürſtenthum Hannover. Erſt durch die Occupation im Jahr 1803, und hernach durch die Einverleibung dieſes Landes in das Königreich Weſtphalen.

Es war während der Occupation eine Goldgrube für die franzöſiſche Regierung, ihre Generäle, Commiſſaire, Staabsofficiere und Günſtlinge. Nach den Behauptungen Talleyrands und den eigenen Geſtändniſſen

Berthiers, haben die Franzoſen in einigen Jahren mehr Schätze daraus gezogen, als an Steuern an die Churfürſten von Hannover in einem ganzen Jahrhundert bezahlt worden ſind.

Es bedarf mehr als ein halbes Jahrhundert, wenn das hierdurch ſo unglücklich gewordene Hannover wieder zu ſeiner vorigen Wohlhabenheit gelangen ſoll; denn dies Land wurde erſt förmlich ausgeſogen, und dann hat es noch mit dem übrigen Deutſchland alle das Unglück theilen und tragen müſſen, welches Napoleon durch ſeine unſinnigen Kriege und durch ſeine Eroberungsſucht herbeiführte.

Jeder Franzoſe, der im Jahr 1803, als Napoleon eine Armee von 30.000 Mann nach Hannover ſchickte, im Militair oder in Civilverhältniſſen angeſtellt ſeyn wollte, um daſelbſt ſein Glück zu machen, mußte gewiſſe Douceurs an Madame Bonaparte, an die Miniſter und andere Einfluß habende Perſonen zahlen.

Der damalige General und nachherige Marſchall Mortier zahlte für die Stelle als General en Chef bei dieſer Plünderungs-Armee eine halbe Million Franken an Madame Bonaparte, und zweimal hunderttauſend Franken an die Miniſter, und ſo verhältnißmäßig kleinere Summen an die Kriegscommiſſaire, Schatzmeiſter und übrigen Agenten.

Am 3ten Mai 1803 führte Mortier eine Armee von 30.000 Mann kaum halb gekleideter und berittener hungriger Truppen ins Hannöverſche, wo er ſehr ſicher ſeyn mußte, keinen Widerſtand zu finden; denn der Vortrab kam faſt ganz von Geſchütz und Munition entblößt, im Hannöverſchen an. Demohngeachtet ward ihnen, zum Erſtaunen von ganz Deutſchland, und zu nicht geringerm Erſtaunen der zerlumpten franzöſiſchen Truppen ſelbſt, die eben ſo gut wie jenes die Bravour der hannöverſchen Truppen kannten und ihren vortrefflichen äußern Zuſtand mit Augen ſahen, bald die ganze hannöverſche Armee und alles hannöverſche Geſchütz, nebſt allen reichen Kriegsvorräthen und allem königlichen Eigenthum in Hannover, ohne Schwerdtſtreich übergeben. —

Die franzöſiſchen Truppen wurden bald mit hannöverſchen Fabrikaten gekleidet und mit hannöverſchen Pferden beritten gemacht.

Eine Menge der ſchönſten Pferde aus dem königlichen Marſtall und aus den Geſtüten eignete ſich der commandirende General und ſeine Helfershelfer zu, und die übrigen wurden für Bonaparte, ſeine Familie und Conſulargarde, nach Frankreich geſchickt; und, als ob das arme, an all' dem Unfuge gänzlich unſchuldige, in all' den Streitigkeiten mit England gänzlich fremde hannöverſche Volk noch nicht Laſt genug an dem franzöſiſchen Volk und Vieh gehabt hätte, mußte es auch noch eine Menge Hirſche lebendig einfangen und ſie, für den Park der Madame Bonaparte, auf acht ſechsſpännigen Wagen nach Paris hinſchaffen.

Das hannöverſche Geſchütz wurde mit ſolcher Gier nach Frankreich geſchafft, daß Kanonen, die zu ſchwer zum Transportiren waren, durchſägt und ſtückweiſe an Ort und Stelle gebracht wurden, um dort wieder umgegoſſen zu werden.

Während öffentliche Proclamationen und die Pariſer officiellen Blätter verſicherten, daß das Land und die Armee nur in ſichern Beſchlag genommen worden ſey, um dem Feinde dieſe Verſtärkung an Truppen und Revenüen zu entziehen, ward das Land, deſſen Stände es gutwillig dem Feinde übergeben hatten, um es für die feindliche Behandlung eines durch Krieg eroberten Landes zu beſchützen, dennoch als ſolches behandelt.

Denn nicht genug, daß ein hoher Sold für die feindliche Armee vom Lande aufgebracht werden mußte, der Soldat erhielt von dieſem Solde nur den dritten Theil und der Officier gar nichts. Das baare Geld ward in die Kriegskaſſe nach Frankreich geſchickt, und Officier und Soldat mußten ihre Ernährung vom Bürger und Bauer erhalten und empfangen. Alles, was die franzöſiſche Nation aus dem Lande irgend nutzen konnte, ward ſelbigem entzogen und fortgeſchafft.

Man wechſelte auch unaufhörlich mit den Truppen, ſchickte die wohlbekleideten, und berittenen nach Hauſe und ließ andere kommen, die dann wieder gekleidet und beritten gemacht werden mußten.

Dies Alles dauerte ſo lange, als Hannover Tuch, Leder, Pferde und Geld aufbringen konnte. Da dies nicht mehr da war, bot man hannöverſche Ländereien als Unterpfand für auswärtige Anleihen an, und ängſtigte damit die benachbarten freien Reichsſtädte Hamburg, Bremen und Lübeck.

Die franzöſiſchen Generäle und Commiſſaire führten in den königlichen Schlöſſern und den von den flüchtigen Vätern des Landes verlaſſenen Palläſten ein üppiges und ſchwelgeriſches Leben, auf Koſten des armen Volks; feierten ihre Despotenfeſte eins ums andere, zum Hohne der Unglücklichen und auf dieſer Koſten mit der muthwilligſten Oſtentation. Sie ließen ihre Weiber, Maitreſſen und Kinder, und ihre ganze Sippſchaft aus Frankreich hinkommen, damit auch dieſe ſich auf Koſten des armen überfallenen Volks mäſteten und bereicherten.

Einer von den Generälen, die ſich vorzüglich berüchtigt in dieſem Lande gemacht haben, iſt der jetzige Marſchall und Herzog von Treviſo, damaliger General Mortier, einer der devoteſten Speichellecker des Kaiſers der Franzoſen.

Eduard Adolph Caſimir **Mortier** iſt der Sohn eines Krämers und wurde zu Cambrai im Jahre 1768 geboren. Er war Ladendiener bei ſeinem Vater, als er 1791 zuerſt als Lieutenant bei den Carabiniers, und hernach als Capitain bei dem erſten Volontair-Bataillon von dem Norddepartement angeſtellt wurde.

Er ſah zum erſtenmal einen Feind am 30ſten April 1792 bei Quievrain, wo ihm ein Pferd unterm Leibe erſchoſſen wurde. Er war hernach in den Schlachten von Jemappes, Nerwinden und Pellenberg gegenwärtig.

In der Schlacht bei Houdscarte zeichnete er ſich ſo aus, daß er zum General-Adjutanten befördert wurde. Er wurde in der Schlacht von Fleurus verwundet, und auch bei dem Uebergang über den Rhein im Jahre 1795 unter General Moreau. In den Jahren 1796 und 1797 fuhr er fort, in Deutſchland zu dienen; aber in den Jahren 1798 und 1799 commandirte er eine Diviſion in der Schweiz, von wo ihn Bonaparte im Jahr 1800 zurückrief, um die Truppen in der Hauptſtadt und den umliegenden Gegenden anzuführen.

Seine Adreſſen an Bonaparte, worin er die Wünſche der unter ihm dienenden Truppen, in Rückſicht des Conſulats auf Lebenszeit und der Erhebung des erſten Conſuls auf den Kaiſerthron ausdrückte, enthalten ſo viel niederträchtige Schmeicheleien, daß es wahrlich bei einem biedern Soldaten mehr Selbſtbeherrſchung und Muth erfordert haben muß, ſie aufzuopfern, als dem Feuer von hundert Kanonen Troz zu bieten; aber eben dieſe Adreſſen, ſo verächtlich ſie auch ſind, verſchafften ihm den Feldmarſchallsſtab.

Mortier kannte ſeinen Mann und wußte, daß ſein Wachen in den Vorzimmern würde beſſer belohnt werden, als ſeine Dienſte im Felde.

Es waren einſt mehrere Perſonen gegenwärtig, als

Mortier dem Kaiſer die größten Schmeicheleien ſagte, und dieſe verſicherten, daß Mortiers Blicke während der Rede auf den Boden geheftet waren, als wenn er ſagen wollte:

> „Ich weiß es, daß ich als ein verächtliches Ge„ſchöpf rede, und ich geſtehe, daß ich es bin; „aber was ſoll ich thun, da mich die Begierde, „unter den Großen zu glänzen und mit den „Reichen zu ſchwelgen, ſo ſehr quält? — Habt „Mitleiden mit meiner Schwäche; oder habt „ihr das nicht, ſo tröſte ich mich mit dem Ge„danken, daß meine Schande nur eine halbe „Stunde dauert, meine Belohnung, mein Rang „aber permanent ſeyn werden!“ —

Mortier heirathete im Jahr 1799 die Tochter des Beſitzers von Belle-Sauvage, einem Wirthshauſe in Coblenz, die von ihm, oder von einigen andern Gäſten ihres Vaters, ſchwanger war. Sie iſt hübſch, aber nicht ſchön, und ſie benutzt ihres Mannes Gefälligkeit, um ſich über ſeine Abweſenheit und Untreue zu tröſten.

Als ſie einſt von einem Kinde entbunden wurde, erklärte Mortier beſtimmt, daß er in zwölf Monaten nicht bei ihr geſchlafen hätte; und in der That hatte das Kind auch weniger Aehnlichkeit mit ihm, als mit ſeinem Kammerdiener. — Es wurde mit großer Pracht getauft; der Kaiſer und die Kaiſerin ſtanden Gevatter und der Kardinal Feſch taufte es. Napoleon beſchenkte Madame Mortier bei dieſer Gelegenheit mit einem diamantenen Halsſchmuck, deſſen Werth auf hundert und funfzigtauſend Franken geſchätzt wurde.

Während ſeiner verſchiedenen Feldzüge, und beſonders während ſeiner glorreichen Campagne in Hannover, ſammelte er ſich ein Vermögen von ſieben Millionen Franken, wofür er ſich Rittergüter gekauft hat. — Andere Generäle betrachten ihn als einen guten Capitain, aber als einen unbedeutenden Feldherrn. In den Pariſer Modezirkeln gilt er für ein Muſter ehelicher Treue, da er ſich begnügt, nur drei Maitreſſen zu halten.

Das Gerücht, welches ſich damals verbreitete, daß er von Hannover zurückberufen worden, weil er in Ungnade gefallen ſey, beſtätigte ſich nicht; im Gegentheil war das ein neuer Beweis von Bonaparte's Vertrauen und Zuneigung zu ihm. Er wurde zurück gerufen, um das Commando über die Artillerie von Bonaparte's Hoftruppen zu übernehmen, in dem Augenblick, wo Pichegrü, Georges und Moreau verhaftet waren, und der erſte Conſul die Annahme des Kaiſertitels beſchloſſen hatte. Man erwartete um dieſe Zeit mehr Widerſtand gegen dieſe Neuerung, als man nachher erfuhr.

Auch Hannover hat, ſo wie alle deutſche Provinzen und Länder, nun ausgelitten, und ein ſchöner Stern iſt auch ihm ſchon aufgegangen. Wohlſtand wird ſeine Städte bald wieder zieren und Fülle ſeine niedergedrückten Landbewohner von Neuem emporheben! —

VII.

Die Deutſch-Franzoſen, im ehemaligen Königreich Weſtphalen.

(Auszug eines Briefes, eines ehemaligen Weſtphalen an ſeinen Freund in Berlin.)

Zu einer Zeit, wo wir Unglücklichen noch unter dem Scepter des entkräfteten, abgeſtumpften, wollüſtigen, ausſchweifenden, unwürdigen Hieronymus ſeufzten, verdachte ich's wahrlich keinem Menſchen, wenn er zum böſen Spiel eine gute Miene machte.

Wie ſchlecht die Regierung eines Landes auch ſeyn mag, ſo nenne ich ewig den einen Verbrecher, der die Unterthanen zum Aufruhr anhetzt. Wem der Sclavendruck, die Abgabelaſt, die Ungerechtigkeit und Partheiſucht, die in einem Reiche herrſcht, nicht gefällt, der kann ja auswandern, bleibt er aber, ſo iſt's ſeine Pflicht, daß er ſich, äußerlich wenigſtens, ruhig verhalte, wenn auch ein zorniger Unwille und eine bittere Rache in ſeinem Innern, beim Anblick der Greuel, kocht, die ſich vornehme, geſetz- und gewiſſenloſe Buben erlauben. Aber es iſt doch ein Betragen von der niedrigſten Art, für das keine Strafe zu groß erfunden werden kann, ſich zum Gehülfen ſchreiender Gewaltthätigkeiten herabzuwürdigen, und, der Gerechtigkeit und Billigkeit zum Trotz, den Ruin eines Landes beſchleunigen zu helfen.

Der Tag der Erlöſung von franzöſiſcher Despotie, iſt uns erſchienen und wir ſteh'n wieder unter dem Schutze eines gerechten, edlen, zum König gebornen Mannes. Gottlob, das Band der Zunge iſt uns gelöſt, wir dürfen wieder reden, wie's uns um's Herz iſt; wir dürfen laut über das Leid klagen, was uns widerfahren iſt; wir haben die getroſte Hoffnung, daß unſere geſchlagenen Wunden wieder heilen.

Du kennſt mich, wie bereit ich bin, perſönliche Beleidigungen dem Widerſacher zu vergeben; aber gegen den Mann, der ein Feind meines Königs und Vaterlandes iſt, bin ich unverſöhnlich, und mein Zorn kennt keine

Mäßigung. Kannſt du's dir denken, daß es unter uns noch Menſchen giebt, die den Franzoſen anhangen, die im Innern ihren Fall beweinen, die uns Tod und Verderben wünſchen?

Laß mich in dieſem Briefe dieſe Carricaturen, dieſe Zwittergeſchöpfe, dieſe Feinde unſerer Freiheit, unſerer Ehre, unſeres Glückes, dieſe giftigen Schlangen, welche im Finſtern ſchleichen, näher beleuchten, ihre Häßlichkeit aufdecken und ſie in ihrer Schande darſtellen. Sie ſind der Geißel werth, die ſie züchtigen ſoll, und verdienen, daß jeder wackere Patriot mit Verachtung auf ſie hinblickt.

Als der geiſt- und herzloſe Hieronymus von ſeinem Bruder eine Krone geſchenkt erhielt, und dafür gelobte, ſich immerdar als ſeinen treuen Vaſall zu beweiſen; als ein ſonſt glückliches Volk in die Hände einer despotiſchen Gewalt gerieth, da fehlte es nicht an Männern, die ſich zu ehrenvollen, einträglichen Aemtern, und zu den niedern Stellen und Poſten meldeten, und ſie erhielten. Manche hatten die edle Abſicht, da ſie das Ungewitter des Verderbens, was ſich dem Lande nahte, kommen ſahen, ſo viel Unheil, als möglich, von demſelben abzuwenden; andere dagegen dachten nur an ihren Vortheil und glaubten Beſitzer eines Capitals geworden zu ſeyn, von dem ſie jüdiſche Zinſen zu ziehen gedachten. Du weißt es, daß viele der Braven, die in dem Rufe ſtanden, daß ſie die Liebe für ihren alten König noch im Herzen trügen, ihrer öffentlichen Aemter entſetzt, und, bei der vollen Kraft einer nicht unrühmlichen Wirkſamkeit, zum Ruheſtande verwieſen wurden.

Glaubſt du, daß es aufrichtige Neigung für den Hieronymus oder die Franzoſen war, welche gewiſſe Leute zwang, mit ihnen aus einer Karte zu ſpielen, mit ihnen in einen Bund zu treten, ihre Sitte nachzuäffen, ihre Laſter zu treiben, ihre Sprache zu reden, ihren Greueln und Schandthaten zu huldigen, die Feier der Geburts- und Siegsfeſte anzuordnen, an den Bachanalien, die begangen wurden, Theil zu nehmen u. ſ. w., ſo irrſt du dich ſehr. Es iſt keineswegs die mit Achtung verbundene Liebe gegen die Feinde aller geſelligen Ordnung, alles öffentlichen und häuslichen Friedens, aller Ruhe und Sicherheit; es iſt nicht die Werthſchätzung ihrer Talente und Verdienſte, ihrer Sittenbildung und Umgangsmanier, welche viele Deutſche bewog, ſich an die Franzoſen anzuſchließen, ihr Volk zu verleugnen, ihren Fürſten zu vergeſſen, ihr Vaterland zu beſchimpfen und ſich ihren Landsleuten verächtlich und verhaßt zu machen. Nein, der niedrigſte Eigennutz, die gröbſte Gewinnſucht, der ſchmählichſte Hochmuth und Eigendünkel, der unter der weſtphäliſchen Regierung ſeine Nahrung ſuchte und fand, war es, welcher ſo viele unſrer Landsleute verführte, ſich an ihre Unterjocher, an die Zertrümmerer ihres vaterländiſchen Heils, anzuſchmiegen. Wer ſeine Seele von den angeführten Laſtern und Schwächen rein zu erhalten wußte, der hat ſich durch Abtrünnigkeit von ſeinem Volke, durch äußerliche, verwerfliche Zuneigung zu den Franzoſen, nie erniedrigt.

Wären unter den ſogenannten Deutſch-Franzoſen welche, die es aus Haß gegen ihr ehemaliges Vaterland, aus gekränktem Stolze u. ſ. w. geworden ſind, ſo gehören dieſe offenbar zu der verwerflichſten Menſchenklaſſe.

Wenn du annimmſt, daß die Weiber einen unbeſtrittenen Einfluß auf ihre Männer haben, ſo laß es für entſchieden gelten, daß beſonders ſie es waren, welche ſo viele ihres Volks zu Deutſch-Franzoſen weihten. Viele Weiber gaben ſich mit einem unbeſchreiblichen Leichtſinn der Verführung der überrheiniſchen Schmeichlinge preis, die ſich in ihre Herzen einzuſchleichen wußten, das Gefühl für Tugend von ihnen hinweg zu ſcherzen ſuchten, und die Reinheit ihres Gewiſſens, wenn ihr Verluſt empfunden wurde, mit dem Schminkpflaſter eines freien Welttons überkleiſterten. Was die Gattin liebte, zog auch den Gatten an ſich und mußte ihm oft gefallen.

Hätten es dieſe Deutſch-Franzoſen dabei bewenden laſſen, daß ſie, mit Hintanſetzung ihrer Landsleute, die Geſellſchaft der Franzoſen ſuchten, ſo konnte man ihnen dies allenfalls verzeihen; daß ſie aber in demſelben Geiſte, wie unſere Bedrücker, redeten, ſchrieben, urtheilten, losſprachen und verdammten, handelten und plagten, das eben war es, was die Gemüther gegen ſie empörte, ihnen allgemeinen Haß zuzog und ſie als Gegenſtände einer gerechten Rache bezeichnete.

Es iſt unglaublich, wie ſchändlich dieſe Buben gegen Recht und Billigkeit gewüthet, wie ſie ihre Mitbürger gemißhandelt, geſchändet und betrogen, welch Unheil ſie angerichtet haben.

Um den Franzoſen zu gefallen, machten ſie's noch viel ärger, als die Franzoſen. Sie ſahen mit Hohn auf das Preußenland hin, welches die Wiege ihres Glücks war. Selbſt den edelſten und beſten König, der der Stifter ihrer bürgerlichen Wohlfahrt war, der ihnen Aemter, Pfründen und Ordensbänder verlieh, verunglimpften die Undankbaren. Sie ſprachen einer Regierungsverfaſſung Hohn, die der weiſeſte Geiſt bildete, die die Gerechtigkeit und Güte lenkte, und prieſen ihren Codex Napoleon, der ein Gewebe von Afterrechten enthält, das nicht verwirrter und für die Menſchennatur entehrender gedacht werden kann.

Wie viele Beweiſe von Härte und Grauſamkeit, von Lügen und Betrug, von Habſucht, Gaunerei und Schändlichkeiten aller Art, könnte ich anführen, um dich zu überzeugen, daß die Zahl der Deutſch-Franzoſen in unſerm Lande nicht klein war. In den niedrigen Ständen ſuche ſie nicht; da lebte und webte noch der preuſſiſche Sinn. Auch der geiſtliche Stand, nur mit ſeltenen Ausnahmen, hat ſich davon frei erhalten; aber unter den ſogenannten Vornehmen, beſonders in Caſſel am Hofe, war ihre Menge eine unüberſehbare. Da drängten ſie ſich um den Maſchinenkönig, da halfen ſie das Mark des Landes verſchwelgen, da gaben ſie ihre Weiber- und Töchter preis, da rühmten ſie ſich der Schande, da hielten es die adlichen und gräflichen Damen für eine Ehre, die Huren des abgezehrten Königs zu ſeyn.

Vergeſſen können es die Schmarotzer, die Geyer, die Habſüchtigen und Stolzen noch nicht, daß das Reich der Finſterniß aufgehört hat, wo ſie mit Menſchenheil, mit fremden Gütern, mit Freiheit und Leben ihr ſchändliches Spiel trieben. Sie wünſchen die Zeit zurück, wo ihre böſe Natur ſich äußern konnte und Nahrung fand. Die Strafe der Gerechtigkeit hat ſie jetzt erreicht, ſie erndten, was ſie ſäeten, den Lohn ihrer Uebelthaten. Sie ſind gebrandmarkt, verachtet, und ihre Perſon wird für ein Schandbild gehalten, das am Galgen hängt. Von innerer Rache verzehrt, von geheimem Verdruß geplagt, da man ſie überſieht, zurückſetzt, von ihren Poſten verſtoßen hat, da ſie vor der Nähe ihres Gerichts zittern, die Gültigkeit ihrer Rechtfertigung bezweifeln, ſind ſie es, die, wenn es in ihrer Gewalt ſtände, den Franzoſen allen nur möglichen Vorſchub leiſten würden, um ihre Rückkehr zu bewirken und über die Sache der Freiheit und Ehre, der Gerechtigkeit und Billigkeit zu triumphiren. Sie ſtreuen gern für uns nachtheilige Gerüchte aus, beſpötteln die neue Verfaſſung, tadeln die beſſere Einrichtung, und ſuchen mit den Feinden einen geheimen Briefwechſel zu unterhalten.

Nicht ſo gelinde ſollte man mit den Deutſch-Franzoſen verfahren, ſondern mit voller, geſetzlicher Strenge ſie richten. — Wer kein Preuße mit Geiſt und Herz ſeyn will, darf auch die Rechte und Freiheiten deſſelben nicht genießen. — Reinigen ſollte man das Land von dieſem gottloſen Geſindel, das uns ſo viel geſchadet hat und noch zu ſchaden ſucht. Sie ſind Feinde, die mehr Unheil ſtiften, als der Franzoſe mit dem Schwerdte in der Fauſt. Rußland, oder viel beſſer, Sibirien, wäre für alle Deutſch-Franzoſen das Land, wo ſich ihre franzöſiſche Raſerei am beſten abkühlte. Wäre ich Herr eines Landes und entdeckte ſolche, möchten ſie Präfekten oder Maires geweſen ſeyn, ich würde ſie auf keine Weiſe von der Wanderſchaft nach der kalten Zone entbinden, und mein Reich müßte rein ſeyn von franzöſiſchem Unrath. — —

VIII.

Sonderbares Beiſpiel von weſtphäliſcher Büreaucratie, bei dem Verkauf einer Civilſtelle.

Nicht blos die Büreaucratie trägt die Schuld der zahlloſen Geſetzwidrigkeiten und Widerſprüche, welche in der Verwaltung der exweſtphäliſchen Civil-, Polizei- und Criminalgeſetze vorkommen; ſondern der Grundſatz, die executoriſche Gewalt in die Hände eines Einzelnen zu geben, die Gewiſſenloſigkeit und Inconſequenz dieſer Perſonnagen, um in ihrer Lieblingsſprache zu reden, in Verbindung mit einer wechſelſeitigen Verbrüderung derſelben, ſich in ihren Schritten einander niemals hinderlich zu werden, nehmen ein Guttheil davon auf ihre Rechnung.

Redliche Männer machen von den widerrechtlichen

Schritten, wozu eine ſolche Verwahrloſung des Rechts eine ſehr verführeriſche Gelegenheit darbietet, niemals Gebrauch; wie ſehr aber die executoriſche Gewiſſenhaftigkeit einer großen Anzahl functionirender Geſchäftsmänner in Exweſtphalen in Zweifel gezogen werden mußte, ſoll hier durch ein Beiſpiel dargelegt werden.

Es war eine unbedeutende Civilſtelle zu * * * im * * * Departement zu beſetzen, und man war ungewiß, wem zu dieſer Stelle der Vorſchlag zukomme. Daher wendete ſich die Municipalität des Orts mit einem Schreiben an den Departements-Präfekten, und fragte über die Wiederbeſetzung an, mit der Nachricht: „daß bei voriger Verfaſſung der Rath der Gemeindevorſteher, in Gemeinſchaft des erſten Geiſtlichen und Juſtizbeamten des Orts, mit dem Vorſchlage zur Wiederbeſetzung ſolcher Stellen beauftragt geweſen wäre.“

Die Antwort, welche darauf erfolgte, lautete dahin: „daß der Municipalrath, unter Leitung des Maire und mit Zuziehung des erſten Ortsgeiſtlichen, zu der Stelle vorzuſchlagen habe.“ —

Es geſchah.

Nach nicht gar langer Zeit wurde in demſelben

Orts eine eben ſo unbedeutende Stelle derſelben Art erledigt, und der Municipalrath erinnerte bei Gelegenheit einer, nach hoher Verordnung gehaltenen Verſammlung, den Maire an die Vorſchläge zur baldigen Wiederbeſetzung der Stelle; indem er zugleich bat: den Mitgliedern dazu einen Termin anzuſetzen. Der Maire aber weigerte ſich nicht nur, ſondern erklärte ohne Rückhalt, daß die Vorſchläge zu dieſer und ähnlichen Stellen — die Adminiſtration, wird man bemerken, hatte indeſſen ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht — einzig und allein von ihm abhängig ſey.

Die Municipalräthe des Orts beurkundeten jetzt durch ihren Widerſpruch, daß ſie zu nichts anderem angeſetzt ſeyen, als die gefliſſentlichen und eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten der Behörden zu unterſtützen, oder zu decken. Sie ſchrieben nämlich an die Departementsbehörde, meldeten die Anforderung ihres Maire, beriefen ſich auf die frühere Erklärung des Präfekten, daß die Vorſchläge dem Municipalrathe zukämen, und — wurden mit einem Verweiſe ihrer Widerſpenſtigkeit als unnütze Querulanten abgewieſen.

Nicht zufrieden, ihr ihnen einmal zugeſtandenes Recht auf eine ſo gewaltſame und völlig ungereimte Weiſe in die Hände eines Einzelnweſens gegeben zu ſehen, gegen welches ſie gegründetes Mißtrauen hegen zu müſſen vermeinten, meldeten ſie den Vorfall ohne Säumen an das Miniſterium des Innern zu Caſſel. Beide Schreiben der Departementsbehörde, worin er dem Municipalrathe das Recht des Vorſchlages zugeſtanden, und mit kräftigen, nachdrucksvollen Worten in demſelben Falle abgeſchlagen hatte, wurden beigelegt, um das Grelle des Widerſpruches deſto auffallender zu machen.

Man wartete lange vergeblich auf Antwort. Von Caſſel her erſchien dieſelbe nie; wohl aber erfolgte nach zwei Monaten, binnen welcher natürlich der Maire eigends zur Wiederbeſetzung der erledigten Stelle geſchritten, und bereits mit der Abſendung der Vorſchläge zu Ende gekommen war, aus der Präfektur ein neues, noch gewaltigeres: quos ego! Zugleich erklärte der Schreiber der Antwort, im Namen des Miniſters: wie es hieſſe, daß die Vereinfachung der Zahl der, Geſetz und Recht ausübenden Staatsdiener, erſter Grundſatz der Conſtitution ſey, von dem nicht abgewichen werden dürfe, und daß ſchon im Sinne dieſer Regel der Municipalrath abzuweiſen ſey.

Es iſt nicht zu verkennen, daß gerade dieſer Grundſatz der unbeſchränkteſten Willkühr, durch welche Napoleon und ſeine Geſchöpfe Europa eine Zeitlang tyranniſitten, an den ſtrafbarſten Handlungen den Namen der Rechtmäßigkeit brandmarken durfte; daß aber auch in der ſtrengen Befolgung deſſelben nach Luſt und Laune, ohne Einrede und Schranke, von den Niedrigſten nur das Beiſpiel der Höchſten copirt, von den Dienern des Staats nur der böſe Wille ſeines Protectors erfüllt wurde.

Aber auch ohne ein ſolches Schreiben würde ſich ein Mann zu helfen gewußt haben, welcher nach dem halbwahren Grundſatze: keine Antwort iſt auch eine, ſeine Vorſchläge, Anfragen, Behauptungen und Befehle für genehmigt erklärte, wenn auch das Miniſterium nicht darauf antwortete; obgleich der Miniſter erklärt hatte, daß ohne ſeine ausdrückliche Verfügung von den unter ihm ſtehenden Behörden nichts executirt werden ſollte, wozu ſie nicht durch höhere Anordnung ein für allemal authoriſirt worden wären.

Nun war der Municipalrath abgefunden, und ein neuer Verſuch, durchzudringen, wäre unfehlbar das Bemühen des Helden in der Fabel geweſen, der den Mohren weiß waſchen wollte.

Aber wie, wird man fragen, ging denn nun die Wiederbeſetzung der Stelle endlich von ſtatten? Die weltliche Ortsbehörde blieb in der Wahl des Subjects unter mehreren Bewerbern lange zweifelhaft, wahrſcheinlich, weil es noch von keiner Seite zu baaren Erklärungen gekommen war.

Endlich ſchien ſich die Sache für einen allgemein von gutem Rufe und unbeſcholtenen Sitten anerkannten Bewerber zu entſcheiden. Plötzlich aber trat der Maire im Gewande der vollkommenſten Unſchuld ins Mittel, und erklärte, mit Vorweiſung eines Originalſchreibens, daß ſich jener den Vorſchlag durch eine Beſtechung mit einer nicht unbedeutenden Summe habe erkaufen wollen, und nun durchaus nicht könne zugelaſſen werden.

Höchſt wahrſcheinlich hatte der Bewerber erfahren, daß der ausübenden Gewalt nicht anders, als durch Geld beizukommen ſey, und war nur darin irre gegangen, daß er ſtatt baarer Zahlung, nur das Verſprechen derſelben leiſtete.

Bald nachher nämlich klärte ſich auf, daß einer ſeiner rechtlichen Mitbewerber, durch öfteres Zureden bewogen, ihm auf eine glänzendere Weiſe zuvor gekommen war, und ſeinen Nebenbuhler durch augenblickliche Zahlung abgekauft hatte.

Aber auch die Art und Weiſe dieſer Zahlung hat ſo viel Poſſierliches, daß wir ſie unmöglich verſchweigen können.

Der Sieger hatte einen Bekannten, welcher zugleich in engern Verhältniſſen mit dem Maire lebte, und ſich gern anheiſchig machte, das Geſchäft für den Ambirenden abzuthun. Er ſchloß demnach mit jenem eine Wette um zehn Louisd'or ab, daß ſein Freund nicht zu der Stelle gelangte, wogegen der Maire ſeinerſeits, die Wette eingehend, erklären mußte, daß er ſeine zehn Louisd'or zahlen würde, wenn der Vorgeſchlagene die Stelle nicht erhielte. Vorläufig wurde das Geld bei ihm deponirt. Nun aber waren nach angeſtellter Prüfung die Berichte des Ortsgeiſtlichen an die Präfektur abgefertigt, worin über die Bewerber ein gleiches Urtheil gefällt worden war.

Der Begünſtigte fertigte nun, von Erfahrneren unterrichtet, ein goldenes Geſuch an die obere Behörde nach Caſſel ab, um ſeiner Sache ganz gewiß zu ſeyn, und erhielt — mirabile dictu! — den *Empfangſchein über die Summe*, nebſt der Verſicherung des beſten Erfolges, von einer Behörde, die auf die Ernennung gar keinen Einfluß hatte.

Der Präfekt fertigte nun ſeine Vorſchläge, auf den Bericht des Examinators, ſofort ab, ohne den Vorſchlag des Maire, den er für einzig geſetzlich erklärt hatte, zu erwarten, und ſetzte den älteſten der Bewerber, welcher von ihm empfohlen, von dem Maire aber unter dem Vorwande des Beſtechungsverſuchs nicht in den Vorſchlag aufgenommen war, an die Spitze. Der untadelhafte Staatsrath, dem die entſcheidende Stimme gehörte, ernannte ihn.

So wurde das entſchiedene Recht des Maire mit Füßen getreten; die ſpaßhafte Wette nur halb gehalten, indem das niedergelegte Geld zurück erfolgte; der eine der Bewerber von der Miniſterialbehörde betrogen; der andere, welcher im Begriff ſtand, etwas aufzuopfern, kam ohne Koſten zum Zwecke.

IX.

Noch Etwas über Malchus; nebſt einigen Berichtigungen zu ſeiner Biographie.

Biographiſche Skizzen gehören eben ſo gut der Nachwelt an, wie die Zeichnungen in Jördens Gelehrten-Lexicon und ähnlichen Werken; ſie ſind ein bleibendes Denkmal, und die Nachwelt richtet darnach. —

Dem edlen und rechtſchaffenen Manne kann es wohl gleichgültig ſeyn, auf welche Art er ſich dem Throne nahe brachte; er hat ſich den Weg nicht über Leichen und durch den Ruin der Völker gebahnt; er hat ſeine Erhebung nicht der Kriecherei und ſchlechten Handlungen zu danken; ihn hat ſein Biederſinn dem Regenten genähert.

Nicht, um dem Manne eine Lobrede zu halten, den ganz Deutſchland verachtet, den die Bewohner des verblichenen Königreichs Weſtphalen verwünſchen; nicht, den Mann zu beſchönigen, der ſchlimmer mit dem Lande, in dem er erhoben worden, umging, als Gilrei mit dem John Bull, dem er doch nur das überflüſſige Blut abzapfte; nur aus Liebe zur Wahrheit, nur in Rückſicht des in jener biographiſchen Skizze erwähnten wahrhaft edlen und guten Burggrafen zu Friedberg, Herrn Reichsgrafen Clemens Auguſt Wilhelm von Weſtphalen zu Fürſtenberg, ward dieſe Berichtigung in der Ueberzeugung entworfen, daß ſie jenem Biographen, welcher die Skizze von Malchus im dritten Heft dieſer Fakkeln entwarf, nicht unwillkommen ſeyn wird.

Carl Auguſt Malchus, deſſen Vater in Zweibrücken als Hofſchneider wohnte, und nachher bei dem verſtorbenen Herzog daſelbſt Garderobenmeiſter war, iſt im Jahr 1769 geboren. Er hat nie das Handwerk ſeines Vaters erlernt oder getrieben; ſehr jung bezog er die Univerſität Göttingen, und widmete ſich den juriſtiſchen Studien. Die von ihm eigenhändig in lateiniſcher Sprache geſchriebenen Pandekten-Hefte, hat der Verfaſſer dieſer Berichtigung geſehen und im Beſitz gehabt.

Die diplomatiſche Wiſſenſchaft wurde jedoch ſein

Hauptſach; dieſes ſchien ihm tauglicher zur ſchnellen Erhebung, die er ſich ſchon als bloßer Privatſekretair des Grafen von Weſtphalen träumte; denn er zeigte ſich eben da ſchon als ein überaus liſtiger und verſchlagener Intriguant. Damals ſagte er oft, wenn von zukünftiger Beförderung geſprochen wurde: „ich habe es auf den Miniſter gepackt,“ wodurch er andeuten wollte, daß er ſich noch zum Miniſter zu erheben gedenke.

Obſchon mancher hierüber ſpöttelte, ſo hat es doch die Folge erwieſen, daß Malchus einen prophetiſchen Geiſt beſaß; wenigſtens war es ſein Wille, mit aller ſeiner Kraft in Schlau- und Verſchmitztheit, die Möglichkeit zu verſuchen. Die Urſach, warum er damals ſchon ſo ſprach, gehört nicht hierher, und mögte auch ſchwer zu errathen ſeyn.

Als der Graf von Weſtphalen, den jeder Biedermann ehrt, ungefähr im Jahr 1790 die Stelle als Miniſter des verſtorbenen Churfürſten von Mainz annahm, und einen jungen Mann, der ſich zum Sekretair eignete, zu haben wünſchte, wurde ihm Malchus von einem berühmten Manne in Göttingen empfohlen; er wurde gewählt und trat bald darauf ſeinen Dienſt an.

Da er mit vieler Gewandtheit, Dreiſtigkeit, und einer beinahe unübertreffbaren Schlauheit, nicht gemeine Kenntniſſe, Thätigkeit ohne gleichen, und einen ſchnellen Ueberblick in Geſchäften verband, ſein Prinzipal auch ſolche Eigenſchaften zu ſchätzen und zu belohnen wußte, ſo ſetzte er ſich ſo ſehr in der Gunſt des edlen Burggrafen feſt, daß ſeine Fehler dadurch überſehen wurden.

Nachdem der jetzige Fürſt von Metternich-Winneburg und Beilſtein zum öſterreichiſchen Miniſter in Brabant befördert war, und der Burggraf von Weſtphalen deſſen eröffneten Geſandtſchaftsposten beim niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſe, bei den Churhöfen Trier und Kölln erhalten hatte, fand Malchus Gelegenheit, ſeine Talente und Kenntniſſe zu entwickeln, indem er alle Arbeiten eines Geſandtſchafts-Secretairs verrichtete, obſchon Herr von Kornrumpf eigentlich dieſe Stelle bekleidete.

Damals konnte man mit einem auch nicht ſehr geübten Blick einſehen, wohin Malchus deutete; nämlich auf nichts mehr und nichts weniger, als den Herrn von Kornrumpf ganz entbehrlich zu machen und ſich an ſeine Stelle zu ſchwingen. Der Sprung zum Geſchäftsträger, dann zum Reſidenten, und von dieſer Stufe zum Geſandten, ſchien ihm damals leicht. —

Für die Länder, welche in dem Geſandtſchafts-bezirk des Grafen von Weſtphalen lagen, trat im Jahr 1793 diejenige Leidensepoche ein, welche nachher die mehrſten deutſchen Länder traf; Franzoſen überſchwemmten nämlich die Rheingegenden, und der Herr Geſandte reiſete im Frühjahr 1794 nach Hildesheim, wohin ihm auch Malchus folgte.

Hier ſpielte Malchus keine große Rolle; er lebte in den erſten Jahren ohne Bekanntſchaft; auch hat er, ſeitdem ihn die Geſandtſchafts-Arbeiten beſchäftigten, ſich nie mit den Geſchäften der Gräflichen Güter befaßt. —

Malchus verſtand die Kunſt, ſich da nothwendig zu machen, wo er ſtand. Als bloßer Privat-Secretair übte er ſchon an ſeinen Untergeordneten manchen Despoten-Frevel aus; ſein nachher entwickelter Charakter verläugnete ſich nie. Die Stimme der Menſchlichkeit war ihm fremd. Er kroch vor denen, die er fürchtete, mishandelte und that herriſch gegen die, welche er nicht zu fürchten hatte. — Nach jedem Mittel griff er gierig, wenn es ihn nur zum vorgeſteckten Ziel führte.

Mehrere Jahre verlebte Malchus in einer Art Verborgenheit. Der Graf von Weſtphalen hatte auf ſeinen

Geſandtſchaftspoſten aus der edlen Abſicht Verzicht gethan, weil er ſeinem Hofe zwölf tauſend Gulden erſparen wollte und ohnedem auch der größte Theil der ſeinem Wirkungskreis angewieſenen Länder in den Händen der Franzoſen war.

Malchus, der ſo gut beſoldet wurde, ward eine überflüßige Perſon. Der Mann, welcher ſo lange als Legations-Secretair geglänzt hatte, ſah ſich dadurch gedemüthigt, denn er konnte nun nicht mehr nach ſeinem Gefallen handeln und wirken. Gleich, nachdem Malchus den Geſandtſchaftspoſten abgegeben hatte, ſchien bei ihm das Projekt aufgekeimt zu ſeyn, eine Anſtellung im Hildesheimiſchen zu ſuchen; denn kurz darauf verließ er ſein einſames Leben und machte Bekanntſchaften in den Häuſern der wichtigſten Perſonen.

Der damalige Domſecretair, nicht aber der Dom-Syndicus, wie mein Vorgänger in ſeiner Skizze ſagt, fand Vergnügen an Handlungsgeſchäften; er trieb ſchon als Domſecretair einen Wechſelhandel. Malchus heirathete deſſen Schweſter, und erhielt dadurch deſſen Amt. —

So iſt auch die Geſchichte des ſogenannten Bauern-Prozeſſes ganz unrichtig: — der Name Malchus war den Hildesheimern nur aus der Gefangennehmung Jeſus bekannt und weiter nicht. Schon lange führte der Bauernſtand im Hildesheimiſchen, angeblich wegen den Bedrückungen eines gewiſſen B — m, wegen den Miß-brauch der Herrndienſte, wegen der Verpachtung der Acciſe, u. ſ. w. Beſchwerde. — Schon im Jahr 1789 fingen die Mißhelligkeiten an; Malchus aber kam erſt nach Oſtern 1794 nach Hildesheim; er ſtand in Dienſten des Domkapitels und der Landſtände, nicht aber in denen des Fürſt Biſchofs, wenn die Stelle als Hofgerichts-Aſſeſſor abgerechnet wird. — Erſt Faſtnacht 1799 wurde Malchus Domſecretair; allein nun trat er öffentlich in dem ſogenannten Bauern-Prozeß auf. Seine erſte Schrift:

Beleuchtung und Prüfung u. ſ. w.

iſt im Sommer des Jahrs 1799 gedruckt und beinahe zehn Jahre hatte ſchon die Fehde mit abwechſelnder Heftigkeit gedauert. Malchus faßte den hingeworfenen Handſchuh neuerdings auf, fachte die ſchon halb eingeſchlummerte Fehde wieder an, und es begann ein neuer Federkrieg, in dem Malchus von ſeinen alten kampfsgewohnten Gegnern manchmal ſehr mitgenommen wurde. —

Am Ende July 1802 wurde das Stift Hildesheim von Sr. Majeſtät dem König von Preußen in Beſitz genommen. Kaum hörte dieſes Malchus, als er erklärte: Es ſei ihm gleich, ob er Hofrath (er hatte dieſen Titel erhalten) oder Kriegsrath heiße.

Unſtreitig war damals ſchon ſein Plan entworfen, ſich in eine Kriegs- und Domainen-Kammer zu befördern. Als Domſecretair, als Schatzactuar, war Malchus wohl am beſten geeignet, den Commiſſarien Auskunft über das Vermögen der geiſtlichen Corporationen, Klöſter, Schätze, Kapitalien, landesherrliche Gerechtſame, Contributionsfuß u. ſ. w. zu geben; er wurde nachher beſonders zum Aufheben der Klöſter gebraucht, welches Geſchäft er zur Zufriedenheit der Commiſſion ausführte. Seine Perſon ſicherte er durch mitgenommene Huſaren, und dem Verlauten zufolge ſoll ſich Malchus bei dem Aufhebungs-Geſchäft ſehr gut geſtanden haben. — Die Geſchichte von erhaltenen ſilbernen Kaffee- und Milchtöpfen hat dem verſtorbenen Auguſtiner Ordens-General Conſtantin Belling zu Grunhoff bei Goslar einen ſehr unangenehmen Briefwechſel zugezogen. — Ob auch das ſchöne Porcellain-Service des verſtorbenen Prälaten Arnoldi zu Ringelheim noch in des Finanzminiſters Haushalt gebraucht worden, iſt unbekannt.

Malchus benutzte ſeinen Einfluß und ſeine Kenntniß des Landes; er wurde Kriegs- und Domainenrath zu Halberſtadt. Die Kammer erhielt an ihm einen brauchbaren Arbeiter. —

Die Note, daß Malchus als jüngſter Kriegsrath 1000 Thaler Gehalt bezogen habe, iſt dem Unterrichteten auffallend. Als der gute Monarch Preußens das Stift Hildesheim occupirte, befahl er, daß jeder Beamte den ganzen Gehalt und alle Emolumente behalten ſolle, die er vorhin genoſſen hatte; Malchus hatte von ſeinen Stellen ein jährliches Einkommen von wenigſtens 2500 Thalern; er ſollte davon nichts verlieren. Stellte man ihn nicht wieder an, ſo mußte man ihm 2500 Thaler als Penſion geben; es galt daher eins, ob man ihm 2500 Thaler als Penſion oder als Gehalt gab. *)

In der Kammer konnte er als ein, in den Verhältniſſen und Geſchäften des Hildesheimiſchen Landes vollkommen unterrichteter Mann, gute Dienſte leiſten. Man ſagt,

---

*) Dieſe 2500 Rthlr. erſchlich er ſich auch als Finanzminiſter im nachherigen Königreich Weſtphalen, außer ſeinem Gehalt als Penſion, und er hat dies Geld bis auf den letzten Augenblick ſeiner Miniſterſchaft neben ſeinem außerdem hohen Einkommen jährlich eingeſtrichen.

in der Halberſtädtiſchen Kammer ſei er eben nicht beliebt geweſen, bis er durch Heiraths-Verhältniße eine anſehnliche, weitläuftige Verwandtſchaft erhalten, und dadurch ſein Wirkungskreis erweitert worden ſei.

Malchus galt es einerlei, ob er einem edlen Regenten Preußens oder einem Schattenkönig von Weſtphalen diente; kaum erſchienen daher die franzöſiſchen Räuberhorden im Preußiſchen, als auch Malchus wieder, wie man zu ſagen pflegt, Hahn im Korbe wurde. — Da er ziemlich gut Franzöſiſch ſprach, ſo wurde er zu den Verhandlungen, welche die Kammer mit den berüchtigten franzöſiſchen Plünderern Biſſon, Rivaud und Daru in Braunſchweig hatte, gebraucht; er verrichtete auch hier ſein Amt ſo gut, daß ihn Daru in Kaſſel, wo man damals ſolche Subjekte gebrauchen konnte, empfahl. Er wurde Staatsrath, dann General-Direktor der direkten Steuern und Baron. Ihm wurde auch die Direction der berüchtigten Amortiſations-Caſſe, die alles verſchlang, und nichts wieder gab, übertragen. Er war aber klug genug, dieſes Amt aufzugeben; endlich wurde er Finanz-Miniſter, und der neue Baron wurde endlich Graf von Marienrode. — Für ſeine Thaten mag er in Compiegne, oder in welchen Winkel von Frankreich ihn die Tapferkeit der alliirten

Truppen treiben wird, büßen, bis ein höherer Richter ihm den wohlverdienten Lohn angedeihen laſſen wird.

Um die Wohlthaten, welche der vortreffliche Graf von Weſtphalen ihm angedeihen laſſen, in etwas zu compenſiren, hat er das ſchändliche Dekret, in welchem deſſen Söhne, die beiden Grafen, Rudolph und Joſeph von Weſtphalen, als Landesverräther erklärt, und beſtimmt worden, daß der Vater für allen Schaden, den ſie verübten, haften ſolle, entworfen, obſchon dieſe Maaßregel ſelbſt nach dem Codex Napoleon ganz geſetzwidrig iſt; genug, der edle Graf von Weſtphalen hat 50000 Francs bezahlen müßen, und Malchus hat gedrohet, die Aufkünfte ſeiner Güter in Beſchlag legen zu laſſen, wenn ſie nicht bezahlt würden. Er geſtand dabei ſelbſt, daß dieſe Maaßregel juriſtiſch unrecht ſei, allein politiſch ſei ſie recht. —

Gott, welche Politik! Grundſätze, würdig eines Fouché und Talleyrand!

X.

Lucian Buonaparte.

Charakteriſtik deſſelben.

Unter allen Brüdern Napoleons iſt Lucian beſtimmt der beſte.

Er iſt ein Mann von ungewöhnlichen Gaben und beſitzt mehr Fähigkeit und Kenntniſſe, als ſelbſt Napoleon; auch zeichnet er ſich durch Offenheit und Aufrichtigkeit aus. Seine Manieren und Sprache ſind fein, welches ihm um ſo mehr zur Ehre gereicht, da man weiß, daß ſeine Erziehung ſehr vernachläſſigt wurde, daß die Revolution einen ſo verderblichen Einfluß auf ihn hatte und daß lange Zeit ſeine vornehmſten Geſellſchafter Menſchen waren, die zu der niedrigſten und gemeinſten Klaſſe des Pöbels gehörten.

Man braucht kein feiner Beobachter zu ſeyn, um in Napoleon den emporgekommenen glücklichen Soldaten, in Joſeph den ehemaligen Advocatenſchreiber, und in Hieronymus den Ladendiener zu ſehen; aber ich fordere den feinſten Hofmann auf, an Lucian etwas zu entdecken, das den ehemaligen Sansculotte anzeigte. —

Er hat außerdem noch Eigenſchaften, die noch ſchätzbarer ſind und welche ihn bei der Nachwelt weit über ſeine übrigen Brüder erheben werden. Er iſt nemlich mitleidig und freigebig gegen die wirklich Unglücklichen; dienſtfertig gegen diejenigen, wovon er weiß, daß ſie ſeine Freunde nicht ſind und ſelbſt gegen ſolche, die ſich offenbar als ſeine Feinde zeigten, bereit, nicht nur ihnen zu vergeben, ſondern auch ſie ſich verbindlich zu machen.

Das ſind Tugenden, die man ſelten findet und die bis jetzt noch kein Mitglied der Bonapartſchen Familie zeigte.

Wir wollen hier einige Beiſpiele herſetzen, die ſeinen Charakter näher beleuchten.

Der Graf von T * * * fand bei ſeiner Rückkehr von ſeiner Auswanderung von allen ſeinen vorigen Beſitzungen, die ehemals eine jährliche Einnahme von achtzig tauſend Franken abwarfen, nur zwei kleine Güter unverkauft, und ſelbſt die waren ſchon zum Verkauf ausgeboten. Ein Menſch, der ehemals des Grafen Bedienter geweſen und jetzt Stallknecht bei Lucian war, erbot ſich, ein Memorial für ihn an ſeinen Herrn zu übergeben, um die einzige noch übrige Hülfsquelle zu erhalten, die ihm geblieben war, ſich mit einer Frau und vier Kindern zu ernähren. Lucian bat Napoleon um die Unterſagung des Verkaufs der noch unveräußerten Güter und ihre Zurückgabe an den Grafen, und erhielt ſeine Einwilligung. Fouché aber, deſſen Vetter ſie gern kaufen wollte, weil er ein anderes Nationalgut in deren Nähe erſtanden hatte, wußte es bei Napoleon dahin zu bringen, daß er ſein Verſprechen vergaß, und die Güter wurden wirklich verkauft.

Sobald Lucian dieſes hörte, ließ er den Grafen zu ſich kommen und gab ihm eine Annuität von ſechs tauſend Franken, die auf ſeine eigne und ſeiner Frau und Kinder Lebenszeit ausgeſtellt war, als eine Entſchädigung für die Unwirkſamkeit ſeiner Bemühung, ihm zu dienen, wie er ſich ausdrückte. Hätte der Graf die Güter erhalten; ſo würde er, nach Abzug der Abgaben, die darauf ruheten, keine ſo hohe reine Einnahme daraus gezogen haben.

Ein noch ſchönerer Zug iſt folgender:

Ein junger Schriftſteller, Namens Gauvan, aufgebracht, daß er durch die Revolution ſeine Eltern und ſein Vermögen verloren hatte, griff in den Zeitungen und andern Flugſchriften jeden Revolutioniſten an, der Ruf oder Volksgunſt erlangt hatte. Er drückte ſich beſonders hart gegen Lucian aus, legte dem Publikum alle ſeine Verbrechen und Verirrungen vor und ſtellte Greuelthaten als entſchiedene Thatſachen dar, die doch nur Verläumdungen, oder bloße Gerüchte waren.

Als Lucian, nach Napoleons Erhebung zum Conſulat, zum Miniſter des Innern ernannt wurde, ließ er Gauvan zu ſich kommen und ſagte ihm: „Große Widerwärtigkeiten haben Sie früher unglücklich gemacht und Sie haben deshalb Perſonen angegriffen, die unſchuldig an Ihrem Unglücke waren, und die Ihr Schickſal nicht ändern konnten; unter denen bin auch ich. — Hier iſt eine Beſtallung, die Sie zum Director der Contributionen in dem Rhein- und Moſeldepartement macht. Mit dem Amte iſt ein Gehalt von zwölf tauſend Franken verknüpft; aber es bringt doppelt ſo viel ein. Sollten Sie in irgend eine Verlegenheit gerathen, ſo ſchreiben Sie mir — ich bin Ihr Freund. Nehmen Sie dieſe hundert Louisd'or zur Beſtreitung der Reiſekoſten. Adieu!"

Dieſe Thatſache iſt durch einen Brief, den Gauvan an ſeine Schweſter ſchrieb, und worin er dies alles erzählte, bekannt geworden.

Gauvan ſtarb 1802, aber ſeine Schweſter, Mademoiſelle Gauvan, die damals noch nicht funfzehn Jahr alt war, erhielt von Lucian, der ſie nie geſehen hatte, einen Jahrgehalt von drei tauſend Franken. — Lucian Bonaparte beſitzt noch eine andere gute Eigenſchaft; er hat Feſtigkeit in ſeinen politiſchen Grundſätzen. Sey es aus Ueberzeugung oder aus Täuſchung, er iſt noch immer Republikaner und er verhehlt es ſich nicht, daß, wenn er bei Napoleon irgend eine Abſicht, die Monarchie wieder herzuſtellen, oder gar Tyrann zu werden, geargwöhnt hätte, er auf die Seite der Deputirten getreten ſeyn würde, die den 9ten November 1799 in der Sitzung zu St. Cloud ein Dekret verlangten, wodurch er vogelfrei wurde.

Wenn man den nachherigen öftern Streit zwiſchen den beiden Brüdern, Napoleon und Lucian, bis auf den Grund unterſuchen wollte; ſo würde ſich vielleicht finden, daß er mehr von Lucians republikaniſchen Geſinnungen, als von ſeiner Heirath herrührt.

Frankreich, ja ganz Europa weiß es, daß Lucians Jugend ſehr zu tadeln iſt; daß er ſich manche Unbeſonnenheiten, Verirrungen, Ungerechtigkeiten und — ſogar Verbrechen zu Schulden kommen ließ. Man weiß, daß er der Lüderlichſte unter den Lüderlichen, der Zügelloſeſte unter den Libertins, der Unbarmherzigſte unter den Räubern, der Tollſte unter den Rebellen war. Man weiß es, daß er beſchuldigt wird, einer der Septembriſirer geweſen zu ſeyn; eine Frau ermordet und eine andere vergiftet zu haben; ein Spion, Angeber und Verfolger unſchuldiger Perſonen während der Schreckensregierung geweſen zu ſeyn. Man weiß, daß er beſchuldigt wird, gegen ſeine Schwäger den Degen gezogen, ſeine Mutter gemißhandelt und mit ſeinen Schweſtern einen blutſchänderiſchen Umgang gepflogen zu haben.

Man las dieſe und andere ungeheure Beſchuldigungen in öffentlichen Blättern und Journalen und es iſt daher unmöglich, ihn dagegen in Schutz zu nehmen, ſie zu verkleinern oder zu läugnen. Aber waren auch alle jene Schandthaten, die man ihm vorwirſt, wahr, wären ſie authentiſch bewieſen; was ſind dieſe Schandthaten, deren man Lucian beſchuldigt, gegen die Gräuel und Barbareien, deren Napoleon überwieſen iſt? Iſt eine Frau zu vergiften ſtrafbarer, als ein ganzes Hoſpital von verwundeten Soldaten durch Gift aus dem Wege zu räumen? Iſt es grauſamer, es anzuſehn, daß Perſonen, die, weil man ſie für Feinde hielt, in Verhaft genommen und getödtet wurden, als mit kaltem Blut Tauſende von gefangenen und unbewaffneten Kriegern niederzumetzeln, und ganze Armeen ſeinen Launen opfern und Städte und Länder verwüſten und deren Einwohner an den Bettelſtab bringen?

Von ſolchen Grauſamkeiten kann ſich Napoleon nicht frei ſprechen, da ganz Europa Zeuge davon war und er hat daher auch kein Recht, Lucian, des Namens ſeines Bruders, unwürdig zu erklären.

Die Franzoſen haben, ſo lange ſie dem erſtern als ihrem Monarchen gehorchen, oder die übrigen Völker des Continents, ſo lange ſie ihn in dieſer Eigenſchaft anerkennen, keinen Grund, den letztern wegen Verbrechen zu verachten, die ihr Abſcheuliches verlieren, wenn man ſie mit den greulichen Frevelthaten ſeines kaiſerlichen Bruders vergleicht.

Eine Dame, die eine Anverwandtin von Lucians

Frau iſt, eine Perſon, zu deren Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit man mit Recht alles Vertrauen hat, und wofür er immer mehr Achtung, als ſelbſt für ſeine eigne Mutter, zeigte, hat manches Gutes von Lucian in ihren vertrauten Freundſchaftszirkeln erzählt. Sie verſicherte, daß Lucian es oft bedauere, daß er keine gute und religiöſe Erziehung genoſſen, und daß ſich ihm, ſo wie er die Revolutions-Schaubühne betreten habe, gleich ſo viele verführeriſche Beiſpiele von Verdorbenheit dargeſtellt hätten. Weil er bemerkte, daß Geld alles wäre, und daß die meiſten Perſonen nur darum nach Macht trachteten, um im Stande zu ſein, ſich Schätze zu verſchaffen; ſo beſchloß er, per fas aut nefas reich zu werden. Aber viele, die beides, Macht und Vermögen, in einem viel höhern Grade erlangten, als ſie es verdienten oder erwarten konnten, hörten, ſtatt dadurch geſättigt zu werden, nicht auf, Ränke zu ſpielen und ſich abzuarbeiten, um mehr zu erlangen, bis der Erfolg und ihr Glück ſie unvorſichtig und unbehutſam machte, und ſie mit ihrem ganzen Reichthum die leichte Beute anderer entgegengeſetzter Factionen wurden. Das war der Fall mit Danton, Fabre d'Eglantine, Chabot, Chaumette, Hebert und andern Schurken, die von Robespierre und ſeinen Anhängern geſchlachtet wurden, welche ſelbſt wieder als die Schlachtopfer von andern eben ſo ungerechten und blutdurſtigen Menſchen, als ſie ſelbſt waren, fielen.

Er entwarf ſich daher einen andern Lebensplan. Er beſtimmte funfzig Millionen Franken, als das Maximum ſeiner Wünſche, und als er dieſe Summe im Beſitz hatte, beſchloß er, allen Anſprüchen auf Rang und Aemter zu entſagen, und otium cum dignitate zu genießen. Er machte, was den Gebrauch ſeines Vermögens betrift, ſeine Einrichtungen ſo, daß er bey dem Aufwand, der Pracht und dem Gefolge eines Fürſten, im Stande iſt, mehrere Perſonen glücklich und zufrieden zu machen, als er durch ſeine Erpreſſungen zu Grunde richtete oder in Verlegenheit brachte. Er lebte dann, wie ein Philoſoph, ſuchte das Vergangene zu vergeſſen, ſich des Gegenwärtigen zu erfreuen und gegen die Zukunft gleichgültig zu ſeyn. Deswegen wählte er auch zu ſeiner Gattin lieber ein Mädchen, das er liebte und achtete, als eins, deſſen Geburt ihm ein immerwährender Vorwurf ſeiner eigenen niedrigen Herkunft wäre.

Man muß die Beſcheidenheit eines Bürgers Sansculotte bewundern, der, ohne einen Pfennig in der Welt zu haben, funfzig Millionen, als den Lohn ſeiner revolutionairen Großthaten, beſtimmt, womit er zufrieden ſein will, um ſich niederzulaſſen und ſeine ſeltſame philoſophiſche Lebensart zu beginnen.

Aber ſein Erfolg war außerordentlicher, als ſeine Prätenſionen ausſchweifend waren. In der kurzen Periode von vier Jahren häufte er jene unermeßliche Summe zuſammen, hauptſächlich durch Beſtechungen, die er von auswärtigen Höfen erhielt, und durch den Verkauf ſeiner Protection in Frankreich.

Aber die andern Brüder Napoleons haben ein größeres und ſchnelleres Glück, als Lucian, gemacht; aus ihnen wurden Könige und Fürſten, aber anſtatt edelmüthig und zufrieden, benutzten ſie noch jede Gelegenheit, ihre ſchlecht erworbenen Schätze zu vergrößern; und nie geſchah es, daß ſie einer Noth abhalfen, Talents ermunterten oder Tugenden belohnten; der Geiſt, der ihnen in ihren Dachſtuben einwohnte, zog mit ihnen in ihre Palläſte; indeß Lucien ſich, ſo viel möglich, zum Gleichmaaß mit ſeinen Verhältniſſen erhoben zu haben ſcheint.

Er liebt und ehrt die Künſte und Wiſſenſchaften und lebt bloß für ſie. Die Bildergallerie, welche er beſitzt, iſt beſtimmt die ſchönſte unter allen Privat-Gemäldeſammlungen in Europa. Jeder Künſtler und jeder Kunſtfreund iſt ihm willkommen und ohne Unterſchied werden alle zuvorkommend von ihm empfangen.

Unter den zahlreichen Gemälden, die er auch damals ſchon beſaß, als er noch in Paris wohnte, waren viere, die vormals einem ausgewanderten Grafen zugehört hatten. Der Sohn jenes Grafen war zurückgekehrt und auch er, als Kunſtfreund, beſuchte Lucian, um deſſen Gemäldeſammlung zu ſehen. Er gewahrte bald das ehemalige Eigenthum ſeines Vaters und ohne ſich das Geringſte davon merken zu laſſen, daß jene vier Gemälde ſein Eigenthum geweſen und ihm durch die Nation geraubt worden waren, fragte er Lucian, wie viel er für ſie bezahlt hätte. — Er hatte ſie wirklich für ihren ganzen Werth gekauft.

Vierzehn Tage, nachdem ihn der Graf verlaſſen hatte, wurden dieſe, nebſt ſechs andern Stücken, in ſeiner Wohnung abgegeben, mit einem höflichen Billet, worin er ihn bat, ſie anzunehmen, und ihm verſicherte, daß er erſt den Tag vorher von ſeinem Gemäldehändler erfahren, daß ſie ſeinem Vater gehört hätten. Er fügte hinzu, daß er ſie auf keinem Fall wieder von ihm zurücknehmen würde, es wäre denn, daß er die Verſicherung von ihm erhielte, daß er ſie ihm nicht ungern abſtände, und ihm zugleich der Preis von ihm beſtimmt würde.

Der Graf ſandte ſie zurück, da er wußte, daß er ſie für ſeine Sammlung zu behalten wünſchte: aber Lucian blieb bey ſeiner Erklärung. Der Graf ſagte ihm daher, daß er, da er ſeine Abſicht, eine edelmüthige Handlung auszuüben, kennen gelernt hätte, er ſtatt eine Bezahlung für die Gemälde anzunehmen, ihm eine Perſon anzeigen wollte, die ſeine Unterſtützung verdiente. Er nannte die alte Herzogin von . . . ., die vier und ſiebzig Jahr alt und blind iſt, und die, nachdem ſie in ihrer Jugend ein jährliches Einkommen von acht hunderttauſend Francs hatte, in ihren alten Tagen faſt Noth leiden müſſe.

Lucian that für dieſe würdige Dame mehr, als der Graf erwartete; da es ſich aber traf, daß bey ſeinen Beſuchen bey ihr ſeine Blicke auf die Tochter der Edeldame fielen, bey der ſie wohnte, ſo fand er Mittel, die Unſchuld des armen Mädchens zu beſiegen und verführte es.

Die Anmaßungen und eigenmächtigen Erhebungen ſeines Bruders, zur Kaiſer- und Königswürde, verbunden mit den Tyranneien und Gräuelthaten, die er täglich verübte, erregten ſo ſehr Lucians Unwillen, daß er Paris verließ und ſich ein Landgut in der Nähe von Rom kaufte, wo er, in Geſellſchaft einiger Freunde, den Muſen in philoſophiſcher Ruhe lebte. Aber auch hier ereilten ihn Napoleons Verfolgungen. — Ueberdrüſſig der Spionerie, womit er umlagert wurde, packte er ſeine Schätze und Kunſtſachen ein, um damit nach dem freien Amerika zu ſegeln. — Als er die offne See erreicht hatte, wurde das Schiff von engliſchen Kapern angehalten und nach England gebracht.

Hier wurde ihm ein Ort in der Nähe von London angewieſen, wo er ruhig und zufrieden bis dieſen Augenblick lebt. Alle Achtung und Ehre, die ſolcher Mann verdient, genießt er daſelbſt und bloß ein Offizier, welcher ſein Freund geworden iſt, führt die Aufſicht über ihn. In Begleitung dieſes Offiziers kann er ſich hin begeben, wohin ihm beliebt und ſehr oft wird er von den erſten Staatsbeamten beſucht, die ihn lieben und achten! —

So viel Perſönliches weiß man von Lucian Buonaparte, der ſicher ein Gemiſch von guten und böſen Eigenſchaften iſt; aber ob die einen oder die andern das Uebergewicht haben, mögen andere entſcheiden. Das kann man aber behaupten: — Lucian iſt das beſte Mitglied der Buonaparteſchen Familie.

XI.

Die Dorf-Munizipalitäten und deren oft poſſierliche Zuſammenſetzung im ehemaligen Weſtphalen.

Sie haben, lieber Freund, in Ihrem Auslande von unſ'rer Dorf-Munizipalität und den dazu Gehörigen keinen Begriff? — Sie wollen von mir Auskunft darüber haben? — Sehr gern erfülle ich dieſen Wunſch; aber noch beſſer würde ich dies können, ſtünde mir Lichtenbergs Feder und Hogarths Pinſel zu Gebot. Wundern Sie ſich nicht, daß ich ſo anfange. Es geſchieht nicht, um eine Sache lächerlich zu machen, die man in den hochſeeligen weſtphäliſchen Staaten für ſo wichtig hielt; nein, die machte ſich ſelbſt lächerlich genug. In der That bin ich in Verlegenheit, ob ich erſt das Gapze, oder erſt die einzelnen Mitglieder, den Maire, den Secretair und die Mitglieder des ganzen Collegiums, und die Gegenſtände ihrer Deliberationen, nebſt der Art und Weiſe, wie ſie ſich dabey nahmen, Ihnen ſchildere. Denn in der That, unter allen den kurzweiligen Schnurrpfeifereyen, die wir, als Affen der franzöſiſchen Regierung, nachmachen mußten, macht dieſe Einrichtung mit allem Recht Anſpruch auf einen der erſten Plätze. Für unſre Gegenden war die ganze Einrichtung unpaſſend, und wurde alſo natürlich, wie alles Unpaſſende — lächerlich. Um Sie aber recht in Stand zu ſetzen, dies einzuſehen, muß ich Sie erſt mit der ſonſtigen Einrichtung der öffentlichen Geſchäfte bekannt machen. Jedes Dorf hatte ſeine Geſchwornen; dieſe wurden aus der Mitte der Ackerleute und Coſſathen gewählt, und von dem Amte beſtätigt, unter dem das Dorf ſtand. Jedes Jahr wechſelten dieſe Männer mit zwey andern ab, und bey der öffentlichen Verpachtung der Grundſtücke der Gemeinde verſammelten ſich alle Ackerleute und Coſſathen; jeder hatte ſeine Stimme bey der Wahl der ſo genannten Gemeinde-Leute, als: Krüger, Müller, Becker ꝛc. Es wurde ein Faß Bier zum Beſten gegeben, und wenn es auch mal einen kleinen Rauſch, oder eine kleine Zänkerey gab, ſo wurden doch dieſe entweder durch die einmal eingeführte Obſervanz, vermöge der ein ſich ungebührlich Betragender Strafe geben mußte; oder durch das Anſehen der Geſchwornen beygelegt. Der Cantor des Dorfes, der jedesmal der Gemeindeſchreiber war, mußte über jede wichtige oder wichtig ſcheinende Verhandlung ein Protocoll führen. Eine Mahlzeit, an der alles Theil nahm, Tanz und Muſik beſchloſſen das Feſt; und da manche Gemeinde weiter kein Feſt hatte, ſo freute ſich natürlich jeder auf ein Feſt, auf welchem es — einzelne ſeltenere Fälle machen keine Regel — im Allgemeinen ſehr ordentlich zuging. Manche Uneinigkeit, die leicht in einen ruinirenden Prozeß ausarten konnte, wurde hinter dem Bierkruge beygelegt, und jeder von denen, die die Gemeinde angenommen hatte, mußte gegen jeden ohne Anſehen der Perſon ſeine Pflicht erfüllen, weil jeder im nächſten Jahre eine Stimme hatte, die ihn abſetzen konnte. Auf dieſe Art wurde alles ſo öffentlich abgehandelt: Einquartierung, Vorſpann, Lieferung, öffentliche Bauten und Reparaturen. Die Geſchwornen durften nicht eigenmächtig handeln, ſie durften ſich keine Vorrechte anmaßen, wenn ſie auch zuweilen Gelegenheit hatten, es zu thun; ſie wußten, daß ihre Herrſchaft nur Ein Jahr dauerte, und daß dann der neue Geſchworne ihnen auf ihren Kopf vergelten konnte, was ſie unrecht gethan hatten. — So erhielt ſich alles in einer gewiſſen Einigkeit, in einer gewiſſen Harmonie, und ich erinnere mich nicht, daß eins der Dörfer, die unter mir ſtehen, gerechten Anlaß zur Klage gegeben hätte. —

Mit der Veränderung unſers Vaterlandes wurde auch dieſe Einrichtung aufgehoben. An ihre Stelle kam die ſogenannte Munizipalität. Ueber die Einrichtung derſelben war längſt ſchon viel gemunkelt, und das um deſto mehr, je weniger man von dem Nähern derſelben unterrichtet war, und je mehr ſelbſt die in unſern Gegenden einquartierten franzöſiſchen Soldaten den ehrlichen Bauern, ihren Wirthen, über die franzöſiſchen Munizipalitäten ſo vieles aufbanden. So ſollte z. E. der Maire eine Uniform tragen, und ſich nie ohne Degen ſehen laſſen; ſo ſollte der Prediger und der Schullehrer, die Kirche und die Schule unmittelbar unter dem Maire ſtehen — ſo ſollte jedes Mitglied der Munizipalität ein Abzeichen tragen, ꝛc.

Dies alles mußte die Erwartung ſehr ſpannen; und da der Maire ein ganz gewöhnlicher Bauer war, ſo können Sie leicht denken, wie dieſen Leuten ſchon auf Pränumeration der Kamm wachſen mußte, und mit welchen großen Hoffnungen ſie ſchwanger gingen. Der große feſtliche Tag der Weihe erſchien. Ein Bülletin der Präfectur kam an, und Hinze oder Kunze wurde zum Maire ernannt. Schon die erſten Zeilen eines ſolchen Avancements-Patents mußte den neugebacknen Maire aufblaſen, wie den Froſch in der Fabel, denn der Titel: Mein Herr Maire! und das Sie im Context gegen einen Mann gebraucht, den ich ſonſt mit Ihr und der Prediger mit Er verarbeitete, mußte natürlich einen ſolchen Mann auf die Gedanken bringen, er ſey nun etwas Großes. Und in der That nahmen ſich einige dieſer neugebacknen Maires etwas viel heraus. Der Prediger meines Dorfes, ein Mann, dem die alte Preußiſche Verfaſſung ſo heilig war, wie ſein Glaube, erfuhr dies einſt. Er nahm von der neuen Würde eines ſeiner Bauern, der Maire geworden war, nicht die mindeſte Notiz; er nannte ihn immer noch Er, obgleich der Maire öfters zu ihm kam, und ihm unter dem Prätext, ihn um Rath zu fragen, die Briefe des Präfecten zeigte, in welchen er mit Sie regalirt wurde. Einſt nannte ihn der Prediger auf einer Hochzeit Er. Der Maire, den entweder der Brandtwein dreiſter gemacht hatte, oder der vielleicht hier den Platz gefunden zu haben glaubte, auf dem er ſich zeigen müſſe, ſagte mit einer, etwas nahe an Frechheit grenzenden Dreiſtigkeit: daß er ſich das Er verbitten müßte, denn der Herr Präfect nenne ihn Sie. „Darin mögte mir der Herr Präfect wenig zu befehlen haben,“ war die Antwort des Predigers. „In meinen Augen iſt Er nicht mehr als die andern ehrlichen Bauern, dieich alle Er nenne." — „Aber bedenken Sie, Herr Gevatter, wenn ich Sie nun wollte Er nennen?" fiel der Maire ein. — „Dann gäbe es einen Grobian mehr in der Welt, ſo wie es einen Narren mehr gäbe, wenn ich Ihn mit Sie tractiren wollte. — Der beſchämte Maire ſchwieg und das um deſto mehr, da viele Gäſte über die entſchloßene Replik des Predigers ins Fäuſtchen lachten und dem Maire dieſe Demüthigung gönnten. —

Die neuen Maires fingen nun gleich an, ihr Amt mit der größeſten Wichtigkeit zu handhaben. Die vorlauten und aufgeblaſenen unter ihnen miſchten ſich in alles; ihr Ausſpruch mußte gelten, und bey dem geringſten Widerſpruch waren ſie mit der Drohung von Präfect und Gensd'armen bey der Hand. In einem der Bülletins hatte die Verordnung geſtanden, daß der Maire ſich der Schule annehmen ſollte. Grund genug für einen der benachbarten Maires, dem Schullehrer ſeine Wichtigkeit zu zeigen. Er trat, da dieſer unterrichtete, in die Schule, und zwar ganz mit der Miene, als ob er es ſey, den das Conſiſtorium geſchickt habe, um zu hören, wie der Lehrer unterrichte. Dieſer begegnete ihm ganz artig, da der Menſch mit der größeſten Arroganz ſagte, daß er aufgefodert ſey, ſich der Schule anzunehmen, und daß er nur ſehen wollte, wie weit es die Kinder gebracht hätten. In dieſem

Augenblick kam der Prediger. Der Maire wurde etwas verlegen, und bat den Prediger, es nicht übel zu nehmen, daß er ſeinem Auftrage gemäß ſich um die Schule bekümmre. „O nicht im geringſten," ſagte der Prediger. „Er iſt ja im Namen des Herrn Präfecten da, und wenn dieſer mir den Gemeinde-Diener ſchickt, ſo ſehe ich ihn an als den Herr Präfect ſelbſt." Der Maire wurde verlegener — da er nicht wußte, wie er dieſe Antwort und beſonders die Vergleichung mit dem Gemeinde-Diener zu nehmen habe. Er wandte ſich an den Lehrer mit der Frage: „wie leſen denn die Kinder? — " „Davon kann Er die Probe gleich ſehen," ſagte der Prediger — „und damit Er ſieht, daß hier alles unpartheyiſch zugeht, ſo laſſe Er ſelbſt die Kinder leſen." Mit dieſen Worten gab er ihm die Bibel, und befahl den Kindern, das erſte Capitel aus dem erſten Buch der Chronika aufzuſchlagen. Dies Capitel enthält lauter unbekannte Namen, und da der Maire ſelbſt nicht zum beſten leſen konnte; überdies die unterſte Hälfte der Claſſe aufgerufen war, mit der das Leſen ſtümpericht genug ging, ſo ſchwitzte der neue Schulephorus Todesſchweiß. Eine halbe Stunde hielt er dieſe Folter aus; dann empfahl er ſich und hatte noch die Dummheit, im Dorfe zu erzählen, wie es ihm bey ſeiner Schulviſitation gegangen ſey. —

— Ein Schullehrer in meiner Nachbarſchaft führte ſeinen Maire noch beſſer an. Er hatte mit dieſem einen Streit über ein unbedeutendes Deputat, das der Schullehrer bey der ſonſtigen Einrichtung genoſſen hatte, das aber der Maire zum Beſten der Gemeinde-Caſſe eingezogen hatte. Der Lehrer ſchrieb einen nachdrücklichen Brief an den Maire; dieſer antwortete nicht allein grob und ausfallend, ſondern auch, wie ſich das erwarten läßt, mit allen orthographiſchen Schnitzern. Dieſen Brief brachte das Kind des Maires. Der Schullehrer hatte gerade Briefſtunde, in welcher er ſeinen Kindern mit Fleiß fehlerhaft geſchriebene Vorſchriften an die Tafel ſchrieb; die zum Corrigiren aufgerufenen Kinder ſtanden vor der Tafel. Der Lehrer nahm den Brief des Maires, ſchrieb ihn mit allen Fehlern und mit der Unterſchrift an die Tafel, und ließ ihn nun öffentlich von den über die Fehler lachenden Kindern corrigiren. Der Maire erfuhr dies noch dieſen Tag. Entrüſtet ging er zum Prediger, der über die originelle Art, wie der Maire an Pranger geſtellt war — herzlich lachte, und Mühe hatte, den Maire abzuhalten, den Cantor bey dem Präfect zu verklagen. —

Der Canton-Maire von H.. kam einſt bey einem Conſcriptionsgeſchäft zu ſpät. Der Präfect fuhr ihn an. — „Ich habe den Teufel von meinem Amte,“

ſagte der Canton-Maire, „jetzt habe ich erſt einen meiner Collegen, einen Maire arretiren laſſen. Die Canaille hat Holz geſtohlen; darum komme ich ſo ſpät." —

So könnte ich Ihnen noch mehrere Data anführen, wie dieſe Maires oft anliefen, und — in der That — der größeſte Theil von ihnen verdiente es. Das Sprüchwort: es iſt kein Ding das ärger ſchiert, als wenn der Bauer ein Edelmann wird," traf ganz bey dieſer Claſſe Menſchen ein. Sie wußten oft nicht, wie ſie ihren Namen ſchreiben ſollten; wenigſtens gilt dies ganz von dem Namen der Charge, die ſie bekleideten; ſo erinnre ich mich, daß einer „Mähre" ſich unterſchrieb. Nicht ſelten waren ſie der Gegenſtand des Gelächters, wenn ihres gleichen, die andern Bauern, ſie auf ihre Art perſiflirten; aber oft haben ſie mich auch gedauert, wenn man es ihnen anſah, daß das Sprüchwort: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand," bey ihnen zum Lügner wurde. Recht konnten ſie es übrigens keinem machen. Waren ſie ſtrenge, ſo ſtanden ſie freylich mit dem Präfect ganz gut, aber deſto ſchlimmer mit ihres gleichen, mit den übrigen Bauern. Waren ſie gelinde und drückten, wie man zu ſagen pflegt, dann und wann Ein Auge zu, ſo lachten die Bauern, wenn der Präfect ſie herunter riß. Ihre ärgſten Plagegeiſter waren die einquartierten Franzoſen, und die Tage des Schreckens waren die zur Auswahl der Conſcribirten ausgeſetzten Tage. Dann gab ihnen Alles die Schuld. — Mit den Gensd'armen giengen ſie auf eine ſehr vertraute Art um, — denn dieſe ſchützten — das wußten ſie um deſto beſſer, je einfältiger ſie ſelbſt waren, — ihr Anſehen, ihre Würde. —

Die zweyte Claſſe der Emporkömmlinge waren die Cantors und Schulmeiſters auf den Dörfern, über deren Haupte die weſtphäliſche Regierung einen beſondern Glücksſtern aufgehen ließ. Sie hatten immer ſchon bey der vorigen Regierung das Amt eines Gemeindeſchreibers verwaltet; ſie hatten die Gemeinde-Rechnung anzufertigen; führten für den jedesmaligen Geſchwornen die Regiſtratur; und da oft Monate hingingen, ohne daß ſie eine Feder anſetzten; da ſie alſo gar nichts dabey verſäumten, ſo konnte man den Leuten den Nebenverdienſt leicht gönnen. Die Schule und der Unterricht litten dabey nichts, denn die mit dieſem Amte verbundenen Geſchäfte, als: Verpachtung, Berechnung ꝛc. fiel in den Weihnachtsferien. Die Prediger, unter deren Special-Aufſicht die Cantors ſtanden, und die jedes Jahr eine Conduitenliſte an den Superintendenten, und durch dieſen an das Conſiſtorium ſchickten, hatten bey der Amtsführung der Cantoren ein kräftiges Wort mitzuſprechen, und der Cantor durfte ſich kein Verſäumniß, keine Nachläßigkeit in ſeinem Amte erlauben, wenn er nicht einem ernſten Verweiſe vom Conſiſtorio oder doch wenigſtens vom Superintendent haben wollte. Ueberdies durften ſie es auch auf der andern Seite nicht mit der Gemeinde verderben, denn da jedes Jahr andere Geſchworne gewählt wurden, ſo hüteten ſie ſich wohl, ſich zu auffallend an den jedesmaligen Schulzen anzuſchließen, oder Parthey zu nehmen, weil dies zu Uneinigkeiten Anlaß geben konnte. Jetzt wurde das mit einemmale ganz anders. Die neugebacknen Maires, von denen der zehnte kaum leſen, der zwanzigſte kaum ſchreiben konnte, mußten jemand haben, der die Bülletins, die Präfectur-Verfügungen, die Circulärs, die Verordnungen, die Budjets ꝛc. ꝛc. an ihrer Stelle leſen, verſtehen, abſchreiben und weiter zum Nutz und Frommen der Gemeinde expediren mußte; und dazu war keiner tauglicher, als der bisherige Gemeindeſchreiber, der Cantor. Wöchentlich kamen nun zehn bis zwölf Stücke dieſer Art, die alle abgeſchrieben werden mußten. Seit dieſer Zeit konnte man nun recht deutlich ſehen, welcher Schullehrer con amore, oder blos ex officio ſein Amt verwaltete. Der Cantor ſtand nun nicht eigentlich mehr unter dem Conſiſtorio, ſondern unter dem Präfect, der nun auch die Stellen beſetzte. Dieſe Verfahrungsart entfernte den Cantor immer mehr von dem Prediger, unterwarf ihn dem Maire, der ihn zu ſeinem Secretair hatte, und ihn ſo beſchäftigte, daß — ich will nicht ſagen, der Schullehrer ſich nicht auf ſeinen Unterricht vorbereiten, ſondern die Schule im eigentlichen Sinn gar nicht mehr abwarten konnte. Zwey Tage in der Woche kam der Cantonbote mit einem Paquet, das ſich in einer Stunde nicht durchleſen ließ, und das der Cantor in Gegenwart des Boten abſchreiben mußte. Darüber gingen fünf bis ſechs Stunden verlohren; der Maire wurde denn gewöhnlich gerufen, und beſonders, wenn die Sachen eilig waren, gingen nach dem Abſchreiben die Deliberationen an. Die beyden geſtrengen Souverains des Dorfs — der Adjoint war überflüßig, und jener Adjunct hatte nicht unrecht, wenn er ſich den Chien des Maires nannte, -- ſtopften dann die Pfeifen, ſetzten ſich hinter das Schnappsglas oder hinter den Bierkrug, fingen vom Hundertſten an, um auf das Tauſendſte zu kommen; die armen Schulkinder ſaßen in der Schulſtube, ohne alle Beſchäftigung und konnten machen, was ſie wollten. Der Prediger mogte vorſtellen und bitten, — die Eltern der Kinder mogten klagen, wie ſie wollten; der Cantor fühlte ſich independent — und das um deſto mehr, da man höheres Orts nicht undeutlich zu verſtehen gab, wie man ungewiß ſey, ob die Schule oder die Schreiberey nöthiger ſey; und daß ja der Prediger den Unterricht übernehmen könne. Natürlich, daß nun die Cantores immer patziger wurden, und eine noch natürlichere Folge wär, daß ſie in ihrem neuen Amte, als Secretaire, immer weiter um ſich griffen. Sie machten die Procuratoren der Gemeinde, ſetzten Bittſchriften auf, klemmten ſich in alle öffentliche und Privat-Angelegenheiten; ſie ſtifteten Heyrathen, durch ihre Hand gingen alle Beſtechungsgelder an Aerzte und Chirurgen, um irgend Jemand von der Conſcription loszumachen. Kurz, ſie waren in allem bey der Hand — nur nicht in der Schulſtube. Dazu kam denn noch der Dünkel, ſich einzubilden, daß man ſie mehr fürchte, als den Prediger, dem freylich wenig daran gelegen war, auf dieſe Art gefürchtet zu werden. Die Huißiers, die Gensd'armen, die Cantonboten und alle dergleichen Appendices der hochſeeligen weſtphäliſchen Regierung, hatten ihr Abſteige-Quartier bey den Cantoren. Die Notarien und Procuratoren, die in einem Dorfe Proceſſe oder andere Geſchäfte hatten, ließen die Partheyen nach ihren Logis, nach der Schule kommen. Der Secretair aß und trank mit, ließ ſich bezahlen, und die Partheyen ſchleppten Victualien an, thaten Fuhren und andere Arbeiten umſonſt, um einen Fürſprecher an dem Cantor zu haben. Mit den Schreibern, Bedienten und Boten ſtanden ſie im Complott und mancher Prediger, der ſeinem Cantor nicht zu Kopfe war, bekam einen Verweis, ohne ſich irgend eines Vergehens ſchuldig gemacht zu haben. Daher ſuchten ſie auch gewöhnlich alle Wege auf, um bey jedem, der nur irgend mit der Präfectur zuſammenhing, Haken einzuſchlagen. Ich wünſchte die Gänſe, die fetten Puters, die Butter u. d. gl. zu haben, die auf dieſem Wege nach der Stadt gingen. Freilich nahmen ſie ſich dabey oft ſehr linkſch, und wurden, — was ſonſt in ſeel'gen weſtphäliſchen Zeiten ein ſeltener Fall war, derbe abgeführt. So wollte ein benachbarter Schullehrer ſeine Stube beſſer, als für ſeinen Stand paſſenderer, meubliren. Er war Secretair bey dem Canton-Maire, und ſchrieb nun an die übrigen Communen, daß er einen Schrank zu ſeinen Acten und ein Schreibepult haben müßte. Die Koſten, — die nicht gering waren, denn er hatte die Sachen geſchmackvoll beſtellt, ſollten von den übrigen Communen beſtritten werden, und um dieſe Prätenſion höheres Orts gebilligt zu ſehen, macht er der Gemahlin des * * * * ein Präſent mit einem Topfe Honig; wurde aber derbe abgewieſen, und zum Gelächter in der ganzen Gegend.

Ein anderer Cantor, deſſen Schweſter Dienſtmagd bey einem von denen war, die das Ruder führten, und der durch die Fürbitte ſeiner Schweſter ſeine fette Stelle erhalten hatte, war ſo ſehr von ſeinem Einfluß überzeugt, daß er jedem wohlhabenden Bauer ſeiner Gemeinde ſagte: „Sey Er nur nicht beſorgt wegen der Conſcription — ich mache Seinen Sohn los, denn meine Schweſter dient bey * * * —“.

So machten ſich dieſe Leute wichtig, ſo wollten ſie mehr gefürchtet ſeyn, als der Prediger, — wenigſtens glaubten mehrere dies Ziel ſchon glücklich erreicht zu haben — und wehe dem Bauer, der die Infallibilität des Cantors bezweifelt hätte — doppelte Einquartierung, doppelter Vorſpann und Laſten waren dann die Folgen dieſes Frevels. Beklagte ſich jemand höheres Orts, ſo hatten die Patrons ſchon für Helfershelfer geſorgt, die entweder die Klageſchrift gleich unterdrückten, oder ſie doch unſchädlich machten. Sie kam entweder gar nicht an den Präfect, oder wurde ſo geändert, daß ſie jedesmal zum Beſten des Verklagten ausfallen mußte. Daher verübten die Secretaire dann auch Exceſſe, die mit der Würde ihres eigentlichen Berufes unmöglich beſtehen konnten, und bey denen ſie, ſich ihres Hinterhalts bewußt, Prediger und Gemeinde ins Angeſicht trotzten. Sie ſpielten, ſie tranken, ſie geriethen aus Uebermuth auf andere nichtswürdige Wege — und Niemand wagte es, Menſchen anzutaſten, die ſich für die Augäpfel der Präfectur hielten. Daher hatte jener Maire nicht unrecht, wenn er dem Präfect ins Geſicht ſagte: „Herr Präfect, meynen Sie denn, daß Sie das Land regieren? — Sie irren, die Canteres regieren jetzt die Welt!" —

Wie verhielten ſich denn die Prediger bey dieſem Unweſen? — höre ich Sie fragen. Mein Prediger verhielt ſich ganz leidend, und wie mich dünkt, that er recht daran. Warum ſollte er in ein Wespenneſt ſtechen, da man von oben herab Unordnungen dieſer Art begünſtigte? So viel in ſeinen Kräften ſtand, widerſtand er den Folgen, er unterrichtete ſelbſt, er beſuchte die Schule, — aber was half dies? — Man konnte doch wohl dem Prediger nicht zumuthen, Alle Arbeiten zu übernehmen. Die Conduitenliſten über das Betragen der Cantoren wurden mit der Bemerkung eingeſchickt, daß die leidigen Secretair-Geſchäfte den Schullehrer verdürben, — man las ſie und alles blieb beym Alten.

O du guter Rochow, hätteſt du dieſe Zeiten erlebt! hätteſt du geſehen, was aus den Männern wurde, für die du ſo viel thatſt! hätteſt du geſehen, was aus den Kindern mit der Zeit werden mußte!

Ich weiß recht gut, daß einige von den Cantoren eine Ausnahme machten; aber wie wenige waren dies? — Und dieſe Wenigen — wie lange blieben ſie gut? — Es ward einmal in dieſer Claſſe der Menſchen zum Esprit du Corps, ihre Unabhängigkeit und ihren Einfluß öffentlich zu zeigen. In einer benachbarten Stadt hatten ſie wöchentlich zweymal Klubb, wo ſie hinter dem Bierkruge und hinter den Karten flott und frey alles auf das ſchärfſte kritiſirten. Niemand kam ſchlimmer dabey weg, als die Beamten, die Prediger und die Maires, von denen ſelten einer mit einem blauen Auge davon kam. — In dieſem Klubb machten ſie alle ihre Geſchäfte ab, — mit jedem Kruge Bier wurden ſie offenherziger, und nun machte einer den andern durch ſeine Erzählungen klug, durch welche Mittel ſie dieſen oder jenen von der Conſcription losgemacht, wie viel durch ihre Hand dem Arzt oder Chirurgus für ein Atteſt gegeben, und wie ſie nun dieſen und jenen, der Einfluß hatte, ſo zahm hätten, daß ſie ihn um den Finger wickeln könnten. Kurz, — die ſchlechtere Claſſe dieſer Lehrer machten eine eigentliche Clique aus, und ich erinnere mich nie, daß man Anſtalt gemacht hätte, dieſem Unweſen zu ſteuern und ſeinen Folgen vorzubauen. —

Dies Alles ſtieg noch mehr, da die Munizipalitäten eingerichtet waren. Nach langen Poſaunen über dieſe neue Verfaſſung, kam endlich an den Maire ein Befehl, ſogleich folgende acht Männer zu Mitgliedern des Munizipalrathes zu vereidigen. Mein Prediger ſtand oben an — und mich dünkt, es war noch das klügſte, daß man die Prediger mit dazu nahm. Denn wollte man in der Präfectur nicht Unſinn, und eigentlich tolles Zeug leſen, ſo mußte man wenigſtens Einen Mann in dem Collegio haben, der der franzöſiſchen Sprache gewachſen war, und einen guten Bericht machen konnte. Ich weiß noch nicht, wie es mein Prediger anfing, daß er gleich wieder los kam; nur ſo viel weiß ich, daß er äußerſt vergnügt war, von dieſer Tafelrunde gleich in dem erſten Monat wieder frey zu ſeyn. Mir wurde es ſo gut nicht. Ich mußte aushalten, bis auf den letzten Mann. Alſo mein Maire — oder vielmehr die rechte Hand deſſelben, der Secretair, bekam den Befehl, acht Mann aus der ziemlich großen Gemeinde zu ſich kommen zu laſſen, und ſie zu vereiden. — Die Männer waren ſchriftlich aufgeführt — und dann ſogleich höheres Orts zu berichten. Mit den Berichten war man immer gleich bey der Hand; geſetzt auch die zu berichtende Sache war keines Bogens Papier werth.

Wir verſammleten uns alſo auf dem Kruge, der jetzt den Namen des Gemeindehauſes erhielt. Die citirten Bauern, die noch nicht wußten, was ſie ſollten, kamen in ihrem gewöhnlichen Anzuge; einer unter ihnen, der eben Miſt geſtreuet hatte, kam mit der Miſtgabel und ſetzte dies Symbol ſeines Standes, den Ackerdreyzack, ganz unbefangen an den Ofen. Der Maire und der Secretair waren ſchon gegenwärtig. Der erſtere verwies es ſeinen künftigen Geheimden-Räthen, daß ſie ſo erſchienen, und ſchickte ſie zu Hauſe, um ſich etwas rechtlicher anzukleiden. Der Cantor hatte ein Manuſcript in der Hand, das er mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit durchlas. Man ſahe es ihm an, daß er heute etwas Großes und Außerordentliches willens war. Ich las in der Zwiſchenzeit die Verordnung an den Maire, die Einrichtung der Munizipalität betreffend. Der Cantor entdeckte mir, daß er die neue Munizipalität vereidigen und dabey die Stelle des Maires verwalten müſſe, eine Rede zu halten. Dieſer könne das nicht, daher habe er es übernommen, damit die Sache nicht in eine lächerliche Poſſe ausarten möge. Ich freute mich über das Gefühl fürs Schickliche; erfuhr aber bald darauf, daß er vom Maire für dieſe Rede einen Scheffel Waitzen bekommen hatte. Sie können leicht denken, was das für eine Rede war. —

Die acht Munizipalräthe kamen nach einer halben

Stunde wieder, und zwar ſahen ſie jetzt gerade aus, als wollten ſie Gevatter ſtehen. In den Buſen der Feſttagsröcke ſteckte das weiße Schnupftuch, und es fehlte blos im Knopfloch der Roßmarinſtengel. Die Handlung ging vor ſich. —

Die neuen Mitglieder blieſen nun mit dem Maire und Secretair traulich in Ein Horn; und beſonders hatten nun die Secretaire einen ſchönen Tummelplatz. Statt, daß ſie ſonſt blos den Maire bey der Naſe herumführten, — hatten ſie jetzt ein reſpectables Häufchen, dem ſie Naſen drehen konnten, wie ſie wollten. Bey uns war dies der Fall nicht — und ich glaube, nicht ohne mein Verdienſt. Aber deſto leichter Spiel war es in andern Gemeinden. Anfangs ging alles ſo ziemlich redlich zu; aber dies währte nicht lange. Alles kam auf die Herren Räthe an, und die ſahen wohl zu, daß ſie nicht zu kurz kamen. Sie regierten die ganze Gemeinde, die ſich alles mußte gefallen laſſen, da man ſie nicht in die Karte ſehen ließ. Sie ſcharreten, wie man zu ſagen pflegt, auf ihren Kuchen, ſie machten ſich von mancher Laſt los, die ſie andern aufbürdeten, und keiner kam dabey beſſer weg, als der Secretair; dieſer hatte das ganze Collegium am Schnürchen, und da die wenigſten Mitglieder deſſelben leſen konnten, ſo konnte ers immer ſchon mal wagen, ein X für ein U zu machen.

Waren ſchon vorher die Schulen und der Unterricht ſchlecht, ſo war dies jetzt der Fall noch ungleich mehr, da die Schreiberey ſich mehrte, und die Munizipalität, die ganz auf des Secretairs Seite ſeyn mußte, nichts zu der Verſäumniß ſagte. Manche der Cantoren trieben es ſo weit, daß ſie unter den Schulſtunden die Schreiberey vornahmen und ſich um die Schule gar nicht bekümmerten. Die Folgen des Benehmens der Lehrer dieſer Art, wurde bald ſichtbar. Statt daß die Jugend im Guten, in nöthigen Kenntniſſen weiter kommen ſollte, ging ſie zurück. Die gutgeſinnten Eltern ſahen mit Schmerz und mit Unwillen auf ihre Kinder, ſie klagten im vertrauten Kreiſe — denn laut durften ſie nichts ſagen, weil man ihnen ſonſt die Finger geklopft hätte. Die Prediger thaten, was ſie konnten, — beſchwerten ſie ſich, ſo half es nicht nur nichts, ſondern ſie hatten obenein noch Verdruß von dem Munizipalrath, den der Cantor aufhetzte, und der dann eben nicht auf die höflichſte Art kam.

Nun hätten Sie müſſen die Menge des Geſchreibſels ſehen, die wöchentlich zweymal ankam! Das beſte war noch, daß man in einer Sprache ſchrieb, die in unſrer Gegend unbekannt war, daß man Ausdrücke wählte, bey denen ſich oft Niemand ſogleich etwas denken konnte. So erinnere ich mich, daß der Ausdruck: adjourniren, in einer Verordnung vorkam, und daß die Munizipalität eines gewiſſen Dorfes, eine Meile weit nach der Stadt ſchicken mußte, um ſich einen Begriff von dieſem Worte holen zu laſſen. Eben ſo ging es mit Cathegorie, Budjet und ſelbſt im Anfang mit Bulletin.

Am lächerlichſten aber war mir, daß einſt bey einer Conſcription eine alte Wittwe gerade heraus erklärte; ihr Sohn ſollte auf ſeinen lutheriſchen Glauben leben und ſterben, und ſie würde ihm den Hals umdrehen, wenn er nach dem Befehl des Präfecten reformirt würde. —

Die eigentlichen Seſſiones der Munizipalitäten waren eben ſo originell und einzig in ihrer Art, wie die ganze Einrichtung war. Ich will verſuchen, ſie einigermaßen zu ſchildern. Sie wiſſen, daß der Bauer in der Regel ein langſames Geſchöpf iſt, ſobald die Sache, um die er eilen ſoll, nicht in das Fach ſeines Ackerbaues und ſeines Viehſtandes gehört. Dies ſah man am deutlichſten, wenn der Gemeinde-Diener zu der Munizipalitäts-Verſammlung einladete; da hatte jeder erſt etwas nöthigers zu thun, und daher kam es denn auch, daß ſie ſich jedesmal eine Stunde nach der feſtgeſetzten Zeit einfanden, und einzeln nach einander kamen. Waren ſie denn endlich zuſammen, hatten ſie ihren: „Guten Abend!" ausgetheilt und das: „Willkommen! der Anweſenden dagegen angenommen; dann ſaßen ſie entweder kerzenſteif und ſtill, oder in einzelnen Gruppen erwartungsvoll da, indeß der Secretair die abzuhandelnden Circulare ausſuchte, ordnete, oder noch etwas aufſchrieb, das zum Gegenſtande der heutigen Deliberationen dienen ſollte. Dauerte dies zu lange, ſo fingen ſie ein Geſpräch über Kornausfuhr, über Waizenpreis, über Miſtfuhren, über ſchlechte Wege, über Pferde, Kühe und Schweine an; ein Geſpräch, an welchem der Maire und der Secretair gern Antheil nahmen. In dieſer Unterhaltung vertieften ſie ſich ſo ſehr, daß die wichtigſten Abhandlungen und Gegenſtände, die zum Beſten des Staats abgehandelt wurden, gar nicht durch die Rinde dringen konnten, die die vorigen Geſpräche um den Verſtand der Herren gezogen hatten. Sah man es ihnen denn endlich an, daß ſie ſo weit waren, wie ſie ſeyn mußten, um Gegenſtände dieſer Art anzuhören, dann eröffnete der Cantor die Seſſion damit, daß er den Inhalt der Acten bekannt machte. Dies that er, ſo gut es ihm möglich war, und ſo gut er den Inhalt ſelbſt verſtand, ſollten denn die

Vota geſammlet werden, oder ſollte man ſeine Meynung ſagen, dann ſchob ſich immer einer hinter den andern, dann berief ſich Hans auf Hinzen, und keiner wollte mit der Sprache heraus. War es vollends etwas, das irgend einen Angriff auf die Rechte der Gemeinde, auch nur in der Ferne befürchten ließ, dann wollte, wie es in der Fabel heißt, keiner der Katze die Schelle anhängen; keiner wollte ſich zuerſt unterſchreiben, keiner ſeine Meynung zuerſt ſagen, damit er gegen die Vorwürfe der übrigen Gemeindeglieder wenigſtens dadurch den Rücken decken konnte, wenn er ſagte, daß er nicht der Erſte geweſen ſey, der ſeinen Namen, wie man ſagte, zu der Sache hergegeben hätte. Der gewöhnliche Refrain war: was die andern wollen, das will ich auch; nur der Erſte will ich nicht ſeyn! — Thät denn endlich der Maire, oder vielmehr ſein Sprachrohr, der Secretair, einen Machtſpruch; dann wurde freylich ja! geſagt; aber die Miene, mit der, und das Achſelzucken, unter dem man ja! ſagte, gaben deutlich zu verſtehen, daß man ſich gar zu gern unter die Kanonen ziehen, und den Rücken ſichern wolle, wenn der Inhalt der heutigen Seſſion der Commune publicirt werde.

Ich begreife nicht, warum noch Niemand eine ſolche Munizipalitäts-Scene auf das Theater gebracht hat;

ſie würde ein ſchönes Gegenſtück zu Hollbergs politiſchen Kannengießer werden und manches Zwergfell erſchüttern. —

Die Munizipalräthe — denn ſo ließ ſich jedes Individuum gar zu gern nennen, — hatten nun freylich auch manches zu ertragen, was man nicht gern trägt. Von den höhern Behörden bekam der Maire ſehr oft Ellenlange Naſen, und von dieſen mußten die Herren Räthe ihr Theil auch nehmen. Präfect, Cantonmaire und Gensd'armes, waren Namen, die man nie ohne innerliche Angſt nannte, und das um deſto mehr, je mehr man von eigener Schwäche und Unwiſſenheit überzeugt war. Doch die Verweiſe ſchüttelte man endlich ab, wie die Pudelhunde den Platzregen; die pfiffigen Secretairs hatten immer einen Entſchuldigungsgrund, und einer der Cantoren, der durch die öftern Naſen dickhäutig geworden war, trieb es ſo weit, daß er in ſeiner Regiſtratur ein eigenes Fach, mit der Aufſchrift: Naſen — hatte.

Mehr aber noch wurden die Munizipalräthe von einer empfindlicheren Seite gekränkt. Alle neuen Verordnungen, alle Patente, Perſonalſteuern ꝛc. gingen erſt durch ihre Hände, ehe ſie für executoriſch erklärt wurden, und wie es zu gehen pflegt, die Commune legte der Munizipalität zur Laſt, was ſie im Grunde nicht verſchuldet hatte. Ueber jede neue Einrichtung, über jede neue Laſt und Abgabe mußten ſich die Glieder der Munizipalität die bitterſten und ſchneidendſten Reden gefallen laſſen; und dies beſonders von den Anhängern an die alte Preußiſche Regierung. Man durfte es von Seiten der Munizipalität nicht immer wagen, dergleichen vor Gericht zu bringen, und wenn man auch hier und da mal einem, der zu vorlaut war, auf die Finger klopfen ließ, ſo half das auch nicht viel. Man machte ſich nicht nur Einen Feind mehr, ſondern die ganze Commune, die immer die Munizipalität mit gehäſſigen Augen anſah, hielt einen ſolchen für einen Martyrer, der um der guten Sache willen litt. Man hatte einen eigenen *modus procedendi*. Die Frauen dieſer Räthe mußten das anhören, was man ihren Männern nicht ſo ganz ungeſtraft ſagen konnte; ſie waren dann der Leiter, durch den alles an rechten Mann kam. In den Spinnſtuben, vor der Waſchbank und im Backhauſe — Bühnen, auf denen die Frauen des Dorfes am meiſten debütiren, — wurde dieſer Gegenſtand zur Sprache gebracht. Wollten dann die Mitglieder des Munizipalraths auch hier mal durchgreifen, dann war alles im Departement der Spinnſtuben vorgegangen, es wurde ein Scherz daraus gemacht, oder man hatte die Sache unrecht verſtanden, — kurz, die Bauern, die oft dabey ſaßen, und die Souffleurs waren, lachten ins Fäuſtchen, und die Räthe hatten den Verdruß davon. —

Am deutlichſten ſah man dies, da die Munizipalitäten — wie das Königreich Weſtphalen ſelbſt — ihrer letzten Stunde entgegen ſahen. In der That, — es kamen Impromptüs und witzige Einfälle zum Vorſchein, die des Aufbewahrens werth waren. Man merkte, daß die meiſten Mitglieder der Munizipalität ſich ſelbſt lächerlich waren, und ſich ſchämten, daß ſie ſo manches, der Gemeinde Nachtheilige, hatten bekannt machen und zur Ausführung mitwirken müſſen; und nun hatte der zügelloſeſte Witz, der ſchneidendſte Spott, die größte Freyheit. Auf allen Hochzeiten und Kindtaufen — in der Schenke und bey jeder Zuſammenkunft, wurde dieſe Materie aufs Tapet gebracht, und man hatte Lavaters Phyſiognomik gar nicht nöthig, um es manchen aus ſeinen Augen und aus ſeinem niedergeſchlagenen Blick anzuſehen, daß er einſt Mitglied des hohen Raths geweſen war. So wichtig ſie ſich ſonſt fühlten, und ſo ſtolz mancher unter ihnen ſonſt war, ſo demüthig und beſcheiden waren ſie jetzt. Beſonders traf dies die Maires und Secretairs. Dieſen beyden — freylich mit Ausnahmen — klopfte das Herz ſtärker, ſtieg das Blut mehr zu Kopfe, wenn die Bauern, die in Hinſicht der Finanzumſtände der Gemeindecaſſe ſeit ſechs Jahren nicht in die Karte ſehen durften, jetzt, ohne viel Umſtände zu machen, mit der ſchrecklichen Ausſicht der ſtrengen Rechenſchaft, über die Verwaltung der öffentlichen Güter droheten. Freylich konnte mancher Maire, der ehrlicher Mann war, und der — wenn er ja mal gefehlt hatte, aus Unwiſſenheit gefehlt hatte, dieſe Drohung mit ruhigem Herzen anhören; aber wie viele gab es, die mit den Secretairs gemeinſchaftliche Sache gemacht, und die bey dem Gedanken an Rechenſchaft und Verantwortung, keine ruhige Stunde, keinen Schlaf haben konnten. Unordnung hatte es, mehr oder weniger, überall gegeben, und eine ernſte Unterſuchung über die Verwendung der Gemeinde-Caſſen — ſo ſchrecklich auch die Folgen für manchen ſeyn dürften — wäre ſehr zu wünſchen.

XII.

Anecdoten und Characterzüge vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe und deren Umgebungen.

Die Mutter des Kaiſers Napoleon, Madame Letitia Bonaparte, deren Galanterien und Intriguen in Corſika zum Sprichwort geworden ſind, iſt auf ihre alten Tage, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, eine Betſchweſter geworden. Sie iſt mit Heuchlern und Betrügern umgeben, die ſie unter der Maſke der Frömmigkeit hintergehen und ausplündern.

Ihre Vorzimmer ſind beſtändig von Prieſtern voll, und ihre Wohnzimmer und Schlafgemach ganz mit Reliquien angefüllt, die ſie auf ihren Reiſen in Italien geſammlet hat. Wenn ſie Luſt hätte, könnte ſie ein katholiſches Muſeum anlegen und darin eine, in ihrer Art, ſo ſeltne Sammlung aufſtellen, wie nur irgend ein anderes unſerer Muſeen enthält.

Unter allen den Heiligen, die der franzöſiſch-katholiſche Kalender enthält, iſt nicht einer von einiger Bedeutung, der ihr nicht einen Beitrag, entweder mit einem Finger, einem Zehen oder einem andern Theile, geliefert hätte; ſo auch mit einem Flickchen vom Hemde, einem Halstuche, einer Sandale u. ſ. w.

Selbſt ein Ueberreſt von einem Paar Beinkleidern des St. Mathurin, (den viele für einen Sanscülotten halten) wird bey gewiſſen Gelegenheiten von ihr verehrt. Da noch keiner von ihren Kindern die Glaubenshöhe, auf der ſie ſich befindet, erreicht hat, ſo ſind in ihrem Teſtamente alle dieſe Reliquien, nebſt hundert und neun und ſiebzig Gebetbüchern und vier hundert und ſechs und ſechzig Bibeln, ſowohl in Handſchriften, als verſchiedenen Ausgaben, dem Pabſte vermacht. —

Ihr liebſtes Brevier, deſſen ſie ſich blos bey groſſen Feierlichkeiten bedient, wurde ihr in Rom vom Kardinal Maury geſchenkt. und ſtammt, wie man ſagt, von St. Francois, deſſen eigenhändig geſchriebene Kommentarien ſich auf den Seiten der Blätter befinden. Einige jedoch, die ihn gleichwohl als einen Heiligen verehren, wollen indeß behaupten, daß er eben ſo wenig leſen als ſchreiben gekonnt habe.

Erſt vor kurzem hat ſie einen, nach ihrer Meinung, außerordentlich ſchäzbaren Ankauf gemacht.

Es kam nemlich ein Prieſter gerade vom heiligen Jeruſalem an, mit Empfehlungen von den daſigen Kloſterbrüdern verſehen, unter welchen er, ſeiner Ausſage zufolge, ſeine Jugendjahre zugebracht habe.

Nachdem er ſich dem Pabſte zu Füßen gelegt hatte, machte er Madame Letitia ſeine Aufwartung. Er erzählte ihr, daß er die berühmte Reliquie, den Schulterknochen Johannis des Täufers, von Syrien mitgebracht habe, daß er aber auf ſeiner Reiſe in Geldverlegenheit gerathen ſey, und von einem griechiſchen Biſchof in Montenegro zwei hundert Louisd'or darauf geborgt hätte. —

Dieſe Summe, und noch einhundert Louisd'or außerdem, wurden ihm ſogleich zugeſtellt, worauf denn nach drei Monaten, und zwar, nachdem eine beträchtiche Summe nachgezahlt war, dieſe koſtbare Reliquie ſich in Madame Letitia's Händen befand.

Ungeachtet dieſe Dame mit ängſtlicher Sorgfalt keinen, weder weiblichen noch männlichen Geſchlechts, in ihre Dienſte nahm, der nicht ein Certificat wegen ſeines Chriſtenthums und einen Beichtſchein von dem Pfarrer ſeines Kirchſprengels vorbringen konnte; ſo iſt ſie doch oft beraubt, und vorzüglich ſind die Diebe mit ihren köſtlichen Reliquien, die in Gold und Diamanten eingefaßt waren, leichtſinnig umgeſprungen. Sie beſchuldigte ſogar ihre Tochter, die Prinzeſſin Borgheſe, die ſich oft über die Devotion ihrer Mama luſtig gemacht hatte, und die es mehr mit den Lebendigen, als mit den Todten hielt, daß ſie ihr Streiche dieſer Art geſpielt habe. — Die Prinzeſſin unterrichtete alsdann aber Napoleon ſowohl von den Verluſten ihrer Mutter, als von ihrer eigenen Unſchuld, und bat ihn, durch die Polizey den Dieb aufſuchen zu laſſen, der ſich gewiß unter den heiligen Gauklern befinden müſſe, die immer dort wären und ihre Mutter aufzehrten.

Den folgenden Tag wurde Madame Letitia zum Eſſen bei Napoleon eingeladen, und Fouché erhielt Befehl, während dieſer Abweſenheit die ſtrengſte Unterſuchung anſtellen zu laſſen.

Ob dieſer nun gleich diesmal das nicht fand, was er ſuchte; ſo machte er doch eine Entdeckung, welche die Madame Letitia ungemein kränkte.

Ihr erſtes Kammermädchen, Roſina Gaglini, beſaß ihr ganzes Vertrauen. Berühmt wegen ihrer großen Frömmigkeit, war ſie einmal deshalb von Ajaccio nach Corſika geſandt, und ein Gerücht verbreitete ſogar, daß ſie eine beſondere Lieblingin der heiligen Jungfrau ſey, auf deren Vermittlung ſie ſich auch zeigte, und daß ſie einige Wunder thun könne, als da ſind: geſtohlne Güter wieder verſchaffen, verlaufenes Vieh und verlorne Kinder nachweiſen, gute Nummern in der Lotterie anzeigen u. ſ. w. —

Roſina war eben ſo reliquientoll, als ihre Herrſchaft; und da ſie kein anderes Mittel wußte, ſich welche zu verſchaffen, ſo beſchloß ſie, mit dieſer zu theilen, indem ſie von den Ueberbleibſeln der vornehmſten Heiligen, in Madame Letitia's Sammlung, ein Stückchen abſchnitt. Dieſe köſtlichen Schätze legte ſie in ein Käſtchen, auf welches ſie bei Tage, während ihrer Gebete, kniete, und ſich des Nachts deſſelben zur Kaſteiung, als Kopfkiſſen bediente. Auf jedem dieſer heiligen Lappen hatte ſie, vermittelſt eines Zettelchens, den Namen desjenigen Heiligen bemerkt, von dem er genommen war, wodurch die Entdeckung veranlaßt wurde.

Als Madame Letitia dieſen frommen Diebſtahl erfuhr, wollte ſie die Schuldige ſogleich aufs ſtrengſte beſtraft ſehen, und obgleich die Prinzeſſin Borgheſe, als die unſchuldige Urſach von Roſina's Unglücke, ſich für dieſelbe verwendete, ſie ſelbſt auch angelobte, daß ſie nie wieder Heilige plündern wolle; ſo wurde ſie doch ohne Erbarmen fortgeſchickt; ja ſie erhielt nicht einmal ſo viel Geld, als ſie zu der Rückreiſe nach Corſica nöthig hatte. —

Hätte ſie ſich an Madame Letitia's Silberzeug oder Garderobe gehalten, ſo würde ſie ohne Zweifel Vergebung erlangt haben; allein ſich anzumaßen, dieſe köſtlichen Kleinodien, die Stützen auf ihrem Wege zum Paradieſe, mit ihr zu theilen, war eine unverzeihlichere That, als wenn man einem Liebhaber das Bildniß ſeiner angebeteten Freundin raubt.

Unterdeß war die Polizey eifrig darüber aus, den verdächtigen Perſonen, welche die Reliquien der Diamanten wegen, und nicht die Diamanten um der Reliquien willen, genommen haben konnten, näher auf die Spur zu kommen.

Unter den modiſchen neuen Heiligen behauptet, ſo ſonderbar dies auch ſcheinen mag, **Madame Genlis** einen ausgezeichneten Platz; auch ſie iſt eine **Liebhaberin der Reliquien** und in dem Maaße eine Sünderin, als ihre Mittel es erlauben. Bei ihr fand man gerade die von Madame Letitia vermißten Gegenſtände.

Als man von ihr verlangte, den Namen desjenigen zu nennen, von dem ſie ſie gekauft habe, nannte ſie den Abbé Saladin, den vorgeblichen Prieſter von Jeruſalem. —

Man wandte ſich alſo an dieſen, und durch ſeine Antworten machte er ſich verdächtig, daß er ſelbſt der Entwender ſey. Er wurde ins Gefängniß geſchleppt, und nach genauer Unterſuchung ergab ſich's, daß er ein Abentheurer und Betrüger ſey, der Madame Letitia hintergangen und beſtohlen habe. Er bekannte auch, daß der Schulterknochen von dem Heiligen, den er mit zwölf tauſend Francs bezahlt bekommen hatte, nichts weiter, als ein Stück von dem Kinnbacken eines Eſels ſey.

Es koſtete Madame Letitia Thränen, dies theure Stück aufzugeben.

Uebrigens berechtigt dieſer Vorfall zu der Muthmaßung, daß es in ihrer Sammlung noch manches, bisher von ihr verehrte Stück geben mag, mit deſſen Aechtheit es ſich nicht beſſer verhält, als mit dem Schulterknochen des heiligen Johannes.

Madame **Louis**, die Gemahlin des ehemaligen Königs von Holland, ſagte einſt zu einem Freunde, der ſie auf ihren hohen Rang aufmerkſam machte, indem ſie auf eine reich mit Diamanten beſetzte Krone zeigte, die ihr Stiefvater ihr geſchenkt hatte: „Ach, Größe iſt nicht immer Glück, und die am höchſten ſtehen, haben nicht immer das beſte Loos erhalten!“ —

Bei der Organiſation des Churfürſtenthums Hannover nach den Grundſätzen der Franzöſiſch-Weſtphäliſchen Politik, wurden viele der vormaligen Civilofficianten brotlos. Ein Poſtdirector, den dies Schickſal getroffen hatte, ging nach Caſſel, und glaubte, ſich auf ſein perſönliches Geſuch um eine Verſorgung, bei dem Finanzminiſter Malchus am beſten zu berathen.

Der nachmalige Graf von und ohne Marienrode wieß ihn ab. Der unglückliche Mann wiederholte ſein Geſuch, und fügte in ſeiner Noth endlich die verzweiflungsvollen Worte hinzu: „was ſoll aus mir werden, Ew. Excellenz? ich muß ja doch leben!“ „Davon ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein,“ war die letzte Antwort des Ehrenmannes.

Unter allen Stutzern und Libertins am franzöſiſchen Kaiſerhofe, iſt der Staatsrath Röderer der gezierteſte, albernſte und eklichſte. Sein runzlichtes Geſicht; ſein weibiſches, kindiſches Weſen; ſein Herumſchleichen um jedes Frauenzimmer, was ſchön oder in der Mode iſt; ſein Vertrauen zu ſeinem eignen Verdienſte und ſeine Einbildung auf ſeine Kräfte, machen mit ſeinen zitternden Händen, runzlichten Augen und ſeiner entnervten Perſon einen ſolchen Contraſt, daß man ihm bisweilen gerade ins Geſicht lachen möchte, wenn nicht Unwillen alle andern Gefühle zum Schweigen brächte. Eine Perücke von hellen Haaren bedeckt ſeinen kahlen Scheitel; ſeine Backen und Augenlieder ſind angemalt, und ſeine Zähne falſch; und von der Wirkung ſeines Athems ſahe man oft Frauenzimmer ohnmächtig werden, da er doch nur gegenwärtig ſein darf, um ein ganzes Haus mit ſeinem Moſchus und Wohlgerüchen zu inficiren. Wenn er in dem Erdgeſchoß iſt, ſo kann man ihn in dem oberſten Stockwerk riechen! —

Bald nach dem feierlichen Einzuge eines Freicorps in einer Mittelſtadt des ehemaligen Weſtphalens, ließ ſich bei dem Commandeur ein junger Mann melden, welcher einen Paß auf Halle zu erhalten wünſchte.

„Es iſt ein junger Menſch vor der Thür, der Sie zu ſprechen wünſcht, Herr Major," war die Meldung des wachthabenden Soldaten.

„Wer iſt er?" fragte der tapfere Ritter.

„Diviſionschef."

„Er ſoll herein treten."

Das kecke Männchen trat in das Zimmer und wiederholte ſeine Bitte.

„Was kommandiren Sie für eine Diviſion?“ fragte der Major.

„Ich bin in der Präfectur angeſtellt geweſen, und wünſche nach Halle abzugehen, um mir dort wieder Anſtellung zu ſuchen.“

„So, ſo. Da dient Ihnen zur warnenden Nachricht, daß Sie ſich als vormaliger Präfecturſchreiber, oder lieber gar nicht melden laſſen, wenn Sie nicht ohne Verzug zur Lanze greifen wollen. In jener Qualität ſoll Ihnen ein Paß ausgeſtellt werden.“

Der Groß-Vicar Sarini, zu Boulogna, war im Jahr 1796 ein Mönch, verwechſelte aber das Convent mit dem Zelt und das Brevier mit der Muskete. Er heirathete eine Nonne aus einem Kloſter, von der er ſich einen Monat darauf ſcheiden ließ, um ſich mit der Aebtiſſin von einem andern Kloſter zu verbinden, die er auch verließ, um ſie mit der Frau eines Gaſtwirths zu verwechſeln, die ihren Mann beraubt hatte, und dann davon gelaufen war. Nach mehrerer Zeit kehrte er in den Schooß der Kirche zurück; und vermöge eines koſtbaren diamantenen Kreuzes, was er von der Statüe einer Madonna geraubt hatte und der Kaiſerin ſchenkte, erlangte er, ohne Zweifel zur Erbauung aller derjenigen, die ihn vor dem Altar oder in dem Lager, in einem Bordell oder einem Hoſpital geſehen hatten, die Würde eines Groß-Vicars.

Ein anderer Groß-Vicar, in der nemlichen Stadt, Namens Rami, der durch Napoleon zu dieſer Würde erhoben, weil er Anverwandte in der Armee hatte, hat zwey ſeiner unrechtmäßigen Kinder als Chorknaben in der nemlichen Kirche, wo er das Amt eines Prieſters verwaltet. Ihre Mutter iſt todt, aber die Tochter von einem andern Prieſter iſt jetzt ihres Vaters Maitreſſe. Dieſe blutſchänderiſche Gemeinſchaft wird ſo wenig verhehlt, daß das Mädchen in dem Hauſe des Vicars die Honneurs macht; und ſehr naiv erzählt ſie den Gäſten, wie glücklich ſie ſich finde, ihrer Mutter Nachfolgerin geworden zu ſeyn.

Als im Königreiche Weſtphalen die Poſaune von dem Siege der Franzoſen an der Moskwa, von dem Glanze ihres Einzuges in der alten Hauptſtadt der Czaarn und von den glorreichen Unternehmungen erſcholl, die dem Feldzuge die Krone aufſetzen die Ruſſen zu einem Friedensſchluſſe zwingen ſollten, und welcher den Kaiſer von Frankreich zum unumſchränkten Herrn von Europa erhöbe; da machten ſich aus Caſſel auch die Nationalſchauſpieler, namentlich eine Demoiſelle Duquenois, Madame Burſay und Herr Collin, auf den Weg, um den Krieger zu Moskau in den langen Winterabenden durch franzöſiſches Schauſpiel und Tanz auf eine unterhaltende Weiſe gleichſam in ihr Vaterland zu zaubern. Ihr Unſtern führte ſie bis in die Tiefen des ruſſiſchen Reichs, gerade zu der Zeit, als die Franzoſen ihren heilloſen Rückzug anzutreten gezwungen waren. Ein tragikomiſches Schauſpiel eröffneten ſie wirklich, indem ſie ſich, in ihren gewinnſüchtigen Entwürfen auf das bitterſte getäuſcht, an die rückkehrenden Heerhaufen anſchloſſen; aber Bühne und Schauplatz waren diesmal Eisfelder. Die Scene veränderte ſich alle Augenblicke; bald ſtarrende Ströme, bald wüſte Gemäuer; nun ein froſtiger Wald, dann ein flüchtiger Koſackenpulk, der unberufen die Garderobe ſammt den Decorationen der wandernden Muſe in Beſchlag nahm. An der Bereſina nahm das Stück nach einem kläglichen Lamentoſo ein höchſt tragiſches Ende, daß die Geſellſchaft effective in den Fluthen ertrank.

Es iſt merkwürdig, daß unter den Getreuen, die dem Exkönige aus Caſſel nachfolgten, ſich vor allen ſeine Freudenmädchen auszeichneten, deren auch nicht eins in Caſſel zurückbleiben mogte, obgleich die dortige Mannſchaft ihnen wiederholt zurief, daß ſie von den Feindſeeligkeiten der Verbündeten nicht viel zu fürchten haben würden. Die Deutſchen müſſen lächeln, das Mißtrauen der Franzoſen gegen ſie ſelbſt, auf dieſen Zweig franzöſiſcher Adminiſtration ausgedehnt zu haben.

Graf W. war am erſten Tage der Gefechte von Leipzig, von einer Wunde betäubt, niedergeſunken, und gerieth in die Hände der Franzoſen. Nach einiger Erholung ward er mit dem geringen Haufen der übrigen Gefangenen von den Franzoſen dem Rheine zu escortiert. Man hatte die ſämmtlichen Gefangenen, mit Einſchluß der Offiziere, in eine Scheure geſperrt, als Napoleon zu ihnen hereintrat, und mit verſchiedenen der Offiziere zu reden anfieng. Der Graf wendete ſich mit der Beſchwerde an ihn, daß die Offiziere wie die Gemeinen von den franzöſiſchen Soldaten auf eine unwürdige Art, die gefangenen Franzoſen hingegen von den Verbündeten höchſt nachſichtsvoll behandelt würden, und bat um einige Verbeſſerung ihrer Lage.

Der Kaiſer kehrte ihm den Rücken zu, und beſtimmte für jeden Offizier einen Napoleonsd'or; jedoch mit ausdrücklicher Ausnahme der Preußen, zu denen der Graf gehörte, weil ſie zu ſtolz wären, dieſe Gabe von ihm anzunehmen.

Selbigen Tages wurden die ſämmtlichen Gefangenen von den nacheilenden Siegern in Freiheit geſetzt.

Eine vormals adliche Familie, die ein Einkommen von hundert und funfzig tauſend Franken hatte, lebt jetzt in Paris von funfzehnhundert Franken jährlich; und von dieſer Summe müſſen ſechs Perſonen, nemlich Vater, Mutter und vier Kinder unterhalten werden.

Das geſchieht auch; aber wie? Sie haben die

Einrichtung getroffen, daß ſie nur einmal des Tages eine ſchlechte Mahlzeit halten: viermal in der Woche eſſen ſie zu Mittag und dreimal zu Abend. Sie ertragen ihr Elend mit ziemlicher Heiterkeit, obgleich in der nemlichen Straße, wo ſie eine Dachſtube bewohnen, in einem prächtigen Hotel ein Mann reſidirt, der ehemals ihr Stallknecht war, aber jetzt ein Tribun iſt, und in den letzten zwölf Jahren als Convents-Deputirter bey ſeiner Sendung nach Brabant und Flandern zwölf Millionen Franken zuſammen gehäuft hat. Er iſt ſo gütig geweſen, ſeinem ehemaligen Herrn zu verſtehen zu geben, daß er ſeine jüngſte Tochter als Kammermädchen ſeiner Frau annehmen möchte, da er wüßte, daß ſie eine gute Erziehung gehabt hätte. —

Alle vier Töchter ſind ſehr geſchickt in der Muſik, im Zeichnen und Sticken.

Während ihres Aufenthalts in Deutſchland verſchafften ſie auch, vermöge ihrer Talente, ihren Eltern Unterhalt; aber hier können ſie wenig Vortheil daraus ziehen. Die Emporkömmlinge, die in dieſen Künſten Unterricht ſuchen, oder Zeichnungen, Stickereien und dergl. zu kaufen wünſchen, wenden ſich an die Lehrerinnen, die den größten Ruf haben, oder in der Mode ſind; dahingegen andere, und zwar die meiſten, nicht ſo viel zuſammenbringen können, um nur die gemeinſten und unbedeutendſten zu bezahlen. Jene Familie iſt eine von den vielen, die es bedauern, nach Frankreich zurück gekehrt zu ſeyn. Aber man frägt vielleicht, warum ſie nicht wieder nach Deutſchland geht? Erſtlich würde ſie, wenn ſie Päſſe forderte, ſich einem Verdachte ausſetzen und zu Grunde richten, und wenn ſie dieſe Schwierigkeit oder Gefahr auch überwände, ſo fehlte es ihr an Geld, um eine ſo große Reiſe zu machen.

Ein deutſcher Offizier, welcher mit dem franzöſiſchen Herrn in Moscau einzog, hatte ſich in den Geiſt ſeiner Geſellen ſo ſehr einſtudirt, daß er unter den erſten die geweiheten Pforten des Heiligthums durchbrach, und den Tempel ſeines koſtbarſten Schmucks, der ſilbernen Heiligenbilder, beraubte, die ſeine zerrütteten Finanzen für einige Zeit verbeſſern ſollten. Solche Menſchen wundern ſich nachher, wenn man ſie nicht für deutſche Patrioten hält.

Ein Menſch, Namens Villeaume, ein Kupferſtecher, benutzte die franzöſiſche Ritterwuth und verkaufte für vier Louisd'or nicht nur die Sterne, ſondern auch die angeblichen Ritterſchaftspatente, wovon er ſagte, daß er ſie ſich durch ſeine Verbindung mit Perſonen von des Kaiſers Hofſtaat verſchafft habe.

In Zeit von einem Monat hatte er nach dem von ihm unterhaltenen Regiſter zwölfhundert und funfzig Ritter gemacht. Als ſein Betrug entdeckt wurde, hatte er ſich bereits mit ſeinem Gelde davon gemacht und, ungeachtet der Nachforſchungen der Polizei, hat ſie ihn doch noch nicht ertappen können.

Ein anderer, der ſich Baron von Rinken nannte, ein Unterthan und Agent von einem der vielen Prinzen von Hohenlohe, kam, zufolge ſeiner eignen Behauptung, mit ächten Ritterſchaftspatenten in Paris an, die er für dreihundert Francs zum Verkauf anbot. Die Sterne dieſes Ordens waren eben ſo groß, als der Stern des Großoffiziers von der Ehrenlegion und kamen ihm beinahe gleich; aber die Bänder waren von einer andern Farbe.

Er hatte bereits ein Dutzend von dieſen Sternen verkauft, als die Polizei ihn verhaftete und in den

Tempel einſperrte. Vier andere Agenten von kleinen deutſchen Fürſten, die auch Orden ihrer Fürſten zum Verkauf anboten, wurden gleichfalls arretirt.

Ein Capitain Rouvais, der ſechs Wunden in ſeinen Feldzügen unter Pichegrü im Jahr 1794 erhalten hatte, trug den Stern der Ehrenlegion, ohne daß er zum Ritter ernannt worden war. Er wurde durch eine Militairkommiſſion gerichtet, ſeiner Penſion beraubt und zur vierjährigen Gefangenſchaft in Ketten verurtheilt. Er bewies, daß er vierzehn Bittſchriften bey Bonaparte eingegeben hätte, um dieſes Merkmal der Auszeichnung zu erhalten, aber vergebens, indeß hundert andern, die kaum einen Feind geſehen, oder höchſtens nur einen Feldzug mitgemacht, oder nur eine einzige Wunde erhalten hätten, ihre Bitten bewilligt worden wären. Sobald das Urtheil über ihn gefällt war, zog er eine kleine Piſtole aus der Taſche und ſchoß ſich durch den Kopf, mit den Worten: „Ein anderer wird bald das nemliche gegen Bonaparte thun.“

Als das Königreich Weſtphalen ſeiner Auflöſung entgegenſah, wußte ſich ein Offizier aus dem Gefolge des Generals Z., eines treu ergebenen Dieners des weſtphäliſchen Königs, unvermerkt aus dem Staube zu machen, und entwendete durch offenen Raub einem Oeconomen im Paderbornſchen mehrere Geſpanne ſeiner Pferde, ohne darüber zur Rechenſchaft gezogen worden zu ſeyn.

Als Barras, dem Bonaparte unſtreitig ſeine erſten Beförderungen verdankte, ihm nach ſeiner Rückkehr aus Egypten, an dem merkwürdigen Tage, wo er das Staatsruder für Frankreich ergriff, durch ſeinen Secretair Botot die Entſagung von allen ſeinen Würden melden ließ, fragte der letztere leiſe: was der Exdirector zu erwarten habe?

„Sagt dieſem Menſchen, war Bonaparte's Antwort, daß ich ihn nicht wieder ſehen mag (man ſollte hinzuſetzen: um mir einen Menſchen aus den Augen zu ſchaffen, dem ich Alles zu verdanken habe); und das Anſehen, womit man mich bekleidet hat, werde ich zu behaupten wiſſen.“

Als die Conſcription von 1810 aufgefordert wurde, befand ſich ein anſehnlicher, junger Mann unter den Conſcribirten, welcher wenig Luſt in ſich verſpürte, dem weſtphäliſchen Hofe zu dienen. Seine Befreiung aber machte ihm ſo viele Schwierigkeiten, daß er ſelbſt nach Caſſel zu gehen, und dieſelbe bei dem Kriegsminiſter zu betreiben beſchloß. Geſagt, gethan. Durch Stellvertretung und bedeutende, anderweitige Koſten erhielt er ſich den Seinigen; aber kaum war er einige Wochen aus der Hauptſtadt zurück, ſo erſchien ein allerhöchſtes Schreiben aus dem Bureau des Miniſters, des Inhalts: Se. Majeſtät, der König Hieronymus, habe den Conſcribirten Carl N. der beſondern Gnade würdig gefunden, ihn unter ſeine Leibwache aufzunehmen, und fordere denſelben hiermit auf, ſich derſelben ſofort an Ort und Stelle theilhaftig zu machen.

Nun war nicht mehr an Rettung zu denken. Der Begünſtigte aber bemühete ſich, aufs baldigſte zu beweiſen, daß er dieſer Gnadenbezeugung völlig unwürdig geweſen ſey, und bewirkte endlich durch doppelten Koſtenaufwand ſeine Entlaſſung.

Als Hieronymus auf ſeiner letzten Reiſe nach Dresden in Göttingen angekommen war, erinnerte man ihn, doch auch die dortige Bibliothek einmal in Augenſchein zu nehmen. Se. Majeſtät fand den Einfall neu, und verfügte ſich an Ort und Stelle, wo ſich das Perſonale der Profeſſoren bereits verſammelt hatte. Aus Langeweile gab ſich die Majeſtät in eine Unterredung mit den Anweſenden und erklärte darin unter andern: le roi de Prusse m'a déclarée la guerre, j'irai le chasser.

Bemerkenswerth iſt es, daß das Bruſtbild des Exkönigs von der Büſte des Stifters der Univerſität wieder verdrängt worden iſt.

Die Zahl der Groß-Offiziers der Ehrenlegion war nach einer Liſte, die vor einigen Jahren zu Mayland circulirte, nicht ſehr groß. Unter dieſen waren drei Schuſter, zwei Schneider, vier Bäcker, vier Barbiers, ſechs Mönche, acht Abbé's, ſechs Officiers, drei Tabulettkrämer, drei Lichtzieher, ſieben Trommelſchläger, ſechszehn Soldaten und acht Königsmörder; vier waren rechtmäßige Könige und die ſechs Fürſten aus den älteſten Häuſern in Europa.

Einſt, als der ganze franzöſiſche Hof nebſt dem Kaiſer in der kaiſerlichen Kapelle verſammlet war, um die Meſſe zu hören, trat Fouché mitten unter dem Gottesdienſt herein, und flüſterte Bonaparte, indem er ſich genähert hatte, etwas zu, der ſogleich ſeinem aufwartenden Kammerherrn und Diener einen Wink gab. Beide verließen die kaiſerliche Kapelle, kehrten in einigen Minuten an der Spitze von fünf Grenadieren zurück, traten in die große Gallerie, wo gemeiniglich die gewiſſenhafteſten Andächtigen ſich zu befinden pflegten, und bemächtigten ſich aller Bücher.

Die Urſach dieſer Hausſuchung war eine anonyme Anzeige, die der Polizeiminiſter erhalten hatte, daß daſelbſt, in der Form von Gebetbüchern, Schmähſchriften gegen die kaiſerliche Familie ausgeſtellt würden. Solche Schmähſchriften wurden indeß nicht gefunden, aber wohl unter ein hundert und ſechzig angeblichen Brevieren, acht und zwanzig Bände Novellen, ſechszehn Bände Gedichte und eilf Bücher von unzüchtigem Inhalt. Es iſt überflüßig, hinzuzuſetzen, daß die Eigenthümer dieſer Erbauungsbücher ſie nicht reclamirten.

Die Meinungen ſind getheilt, ob die ſeltſame Entdeckung von der Bosheit Fouché's herrührte, oder ob ſie

Talleyrands Werk war, der dadurch ſeinen Nebenbuhler zum Beſten haben und zugleich ſeine eigene Schadenfreude kitzeln wollte. Gewiß iſt es, daß Fouché für das Verfahren einen derben Verweis erhielt und daß dem Kaiſer die Sache ſehr zuwider war.

An dem Tage der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, empfing eine Kompagnie Gensd'armes d'Elite, ihre Offiziers an ihrer Spitze, öffentlich und auf Befehl, das Sacrament.

Als der Abbé Frelaud ſich dem Lieutenant Ledoux näherte, fiel er in Zuckungen und wurde in die Sakriſtei gebracht. Nachdem er ſich etwas erholt hatte, blickte er um ſich her, als wenn er ſich fürchtete, daß jemand ihn überfallen möchte, und ſagte zu dem Groß-Vikar Clauſet, der ihn nach der Urſache ſeines Schreckens und des Zufalls, der ihm begegnete, fragte: „Guter Gott! der Menſch, der mir den 2ten September 1792 in dem Kloſter zu Carenes die fünf Wunden verſetzte, woran ich noch immer leide, iſt jetzt ein Offizier, und war im Begriff, das Sakrament aus meinen Händen zu empfangen.“

Als dieſer Vorfall Bonaparte berichtet wurde, verabſchiedete er Ledoux; aber der Abbé Frelaud und der Groß-Vikar Clauſet wurden für den Scandal, den ſie durch ihren Mangel an Verſchwiegenheit verurſacht hätten, der erſte transportirt und der andere nach dem Tempel geſandt.

Dieſe Handlung war gewiß eben ſo ungerecht gegen den, der durch die Bajonette nach dem Altar getrieben wurde, als gegen diejenigen, die unter dem Schutz der Bajonette das Sacrament austheilten.

Da eine mitleidige Perſon in der Geſellſchaft einer guten Freundin vom Staatsrath Miot, erzählt hatte, daß ſeine Frau, die Hofdame bei der Königin Joſeph iſt, ihre Nächte nicht allein zubrächte, ſondern ſich unter den vielen galanten und nicht engagirten Gäſten zu Morfontaine Troſt ſuchte; ſo beſchloß er, ſie zu überrumpeln.

Es war eilf Uhr Abends vorbey, als ſeine Ankunft dem König Joſeph angezeigt wurde, der ſich gerade in ſein Kabinet begab.

Madame Miot war ſchon um 9 Uhr zu Bette gegangen, weil ſie an Migraine litt, und ihr Gemal war zu zärtlich, um nicht der erſte zu ſeyn, der ſie von ſeiner Gegenwart benachrichtigte, ohne irgend jemand zu verſtatten, ſie vorher zu beunruhigen. Mit großem Widerſtreben überlieferte das Mädchen von Madame Miot ihm den Schlüſſel zu ihren Zimmern, indeß ſie ihn mit einem Licht begleitete. In dem Vorzimmer fand er einen Hut und einen Ueberrock, und in dem an das Schlafzimmer ſtoßenden Kabinet einen Leibrock, eine Weſte und ein Paar Hoſen, nebſt Unterhoſen, Strümpfen und Pantoffeln.

Obgleich das Mädchen immerfort huſtete, ſo erwachten Madame Miot und ihr Galan doch nicht aus ihrem Schlummer, bis der wüthende Ehemann anfing, von dem Stock des Liebhabers Gebrauch zu machen, den er auch in dem Kabinet gelaſſen hatte. Darauf erfolgte ein Kampf, worin der Liebhaber die Streiche, die er empfangen hatte, ſo kräftig wieder vergalt, daß der Ehemann mit aller Macht Mord! Mord! ſchrie.

Das Schloß kam gleich in Aufruhr, und die Zimmer wurden voll von halb angekleideten und halbnackten Liebhabern. Joſeph Bonaparte vermochte allein, die Kämpfenden aus einander zu bringen; und indem er ſich nach der Urſache des Lärms erkundigte, verſicherte er ihnen, daß er in ſeinem Hauſe weder Skandal noch Intriguen leiden werde, ohne ſie ernſtlich zu ahnden. Da es zur Erklärung gekommen war, ſahe man ſich vergebens nach Madame Miot um; und das Mädchen erklärte, daß, durch einen Brief von Paris von der Eiferſucht ihres Mannes und ſeinem Vorhaben, ſie zu überrumpeln, gewarnt, ihre Gebieterin ſich in ihrem Zimmer zur Ruhe begeben, und, um ihren Mann für ſeine unedle Eiferſucht zu beſtrafen, Capitain von Harteuil überredet hätte, ihren Platz in ihrem eignen Bett einzunehmen.

Das Mädchen hatte ihre Ausſage nicht ſobald geendigt, als ihre Gebieterin erſchien, und ihrem Gemal derbe Verweiſe gab, worin ihr die Zuſchauer herzlich beiſtimmten. Sie fragte, ob, wenn er die Kleidung eines Mannes geſehen, er auch einen weiblichen Anzug entdeckt hätte? und berief ſich auf Kapitain Harteuil, ob er nicht auch die beiden vorigen Nächte in ihrem Bett geſchlafen hätte? — Er ſtimmte ihr natürlich darin bei und fügte hinzu, daß, wenn Herr Miot ihn die erſte Nacht angegriffen hätte, er vielleicht nicht ſo ungeſtüm würde behandelt worden ſein, weil er da auf einen Beſuch vorbereitet geweſen wäre, der ihm dieſe Nacht unerwartet gekommen ſey.

Dieſe eheliche Farce endigte ſich damit, daß Miot ſeine Frau und ihren Galan um Vergebung bat; und auf vieles Zureden von Joſeph willigte Madame Miot endlich ein, mit ihrem Ehemann ihr Bett zu theilen. Da er aber durch zwei blaue Augen verunſtaltet wurde und an verſchiedenen Beulen litt, ſich auch über ſein unſchickliches Betragen ſchämte, ſo blieb er die zehn folgenden Tage unſichtbar und kehrte verſtohlner Weiſe, wie er gekommen war, nach der Stadt zurück.

Der Marſchall Brüne, von dem man bis jetzt nicht weiß, wo er geblieben iſt, da er im Feldzuge gegen Schweden im Jahr 1806 in Ungnade fiel, war vor der Revolution ein Buchdrucker, und mit einer Wäſcherin verheirathet, die ihn allein durch ihre Arbeit und ihren Fleiß vor dem Verhungern ſicherte; da er eben ſo lüderlich war, als er den Müßiggang liebte. Das Geld, welches er gewann, wenn ihm zu arbeiten beliebte, wurde gemeiniglich in Bordellen mit lüderlichen Weibsbildern vergeudet. Um ſich ſeinen Ausſchweifungen überlaſſen zu können, nahm er ſelbſt zu unehrlichen Mitteln ſeine Zuflucht, und wurde, weil er ſeinem Herrn Lettern und Papier geſtohlen hatte, im Biçetre gefangen geſetzt.

Daß Napoleon gegen das andere Geſchlecht nicht gleichgültig iſt und noch weniger einen Abſcheu hat, mag folgender Auftritt beweiſen.

Vor einigen Jahren las man im Moniteur, daß der damalige Miniſter des Innern, Chaptal, zum Senator gemacht wurde, und zum Nachfolger des franzöſiſchen Ambaſſadeur zu Wien, ernannt wurde.

Dieſe Beförderung war die Folge der Ungnade, die er ſich durch ſeine Eiferſucht wegen ſeiner Maitreſſe, einer bei dem Publikum beliebten Schauſpielerin, der Mademoiſelle George, die eins der ſchönſten Weiber in der Hauptſtadt war, zuzog.

Seine Spione zeigten ihm an, daß die Dame oft in der Abenddämmerung nach dem Hauſe einer berühmten Modehändlerin ginge, wo ein Mann, der ſein Angeſicht ſorgſam verhüllte, durch eine Nebenthüre, gleich vor ihr, oder gleich nach ihr, hereinginge und gerade ſo lange, als ſie, bliebe. Auf ſeinen Befehl wurde das Haus darauf mit Spionen umgeben, die ihn davon benachrichtigen ſollten, wenn ſie das nächſte Mal wieder zu der Modehändlerin ginge. — Um nahe bei der Hand zu ſein, miethete er ein Zimmer in der Nachbarſchaft, wo ihm den folgenden Tag angezeigt wurde, daß ſie wieder ihren Beſuch bei der Modehändlerin gemacht habe. Während ſein Secretair mit vier Mann durch die Pforte an der Straße in das Haus eintrat, ſprengte Chaptal mit vier von ſeinen Spionen die Nebenthür auf; dies war kaum geſchehen, als der Miniſter und ſeine Gefährten den verkleideten Galan ertappten und ihn mit den gröbſten Drohungen anfielen; er würde noch übler behandelt worden ſein, hätten nicht die unerwartete Erſcheinung Dürocs und einige Worte, die er Chaptal zuflüſterte, der Wuth dieſes entrüſteten Liebhabers Einhalt gethan. Der Unbekannte war Napoleon ſelbſt, der den nemlichen Abend Chaptal ſein Miniſter-Porteſeuille abfordern ließ, und ihn, ſtatt in den Senat, nach Cayenne befördert haben würde, hätte nicht Düroc ſeinen Monarchen abgeredet, eine

Sache, die am ſchicklichſten der Vergeſſenheit übergeben würde, dadurch nur eclatant zu machen.

Die ehemalige Madame Le Clerc, jetzige Prinzeſſin Borgheſe, iſt die Lieblings-Schweſter von Napoleon, die Geſchickteſte, aber auch die Leichtfertigſte von den Bonapartinnen.

Faſt von ihrer Kindheit an iſt ſie den ganzen Schlamm der Entehrung, des wüſten Lebens und der Lüderlichkeit durchgegangen, ehe ſie ihre gegenwärtige Erhabenheit erreichte; der Rang hat aber ihre Sittlichkeit nicht verändert, ſondern ihr nur die Mittel verſchafft, ſich neuen Ausſchweifungen zu überlaſſen.

Seit der Hochzeitsnacht wurde der Prinz Borgheſe von ihrem Bette ausgeſchloſſen; denn ſie erklärte freimüthig gegen ihn und ihren Bruder, daß ſie es nie dulden würde, daß ſich eine Mannsperſon ihr näherte, die aus dem Munde röche; obgleich manche, die, nach der Gelegenheit, die ſie hatten, darüber zu urtheilen, es ſicher wiſſen müſſen, behaupteten, daß auch ihr Athem nicht der lieblichſte in der Welt ſey.

Als ihr Gemahl nach dem Rhein marſchirte, erbat ſie ſich, als eine Gunſt von ihrem Bruder, dem Prinzen von Borgheſe nach einem unnützen Leben, einen ruhmvollen Tod zu verſchaffen. Dieſe ſeltſame Bitte einer Frau machte ſie in dem Vorzimmer der Madame Napoleon, in der Gegenwart von funfzig Perſonen. „Du biſt immer unbeſonnen,“ antwortete lächelnd Napoleon.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Zwei merkwürdige Beiſpiele vom Geſchäftsgange im ehemaligen Königl. Weſtphäliſchen Miniſterio des Innern.

II. Fouché, Herzog von Otranto, Kaiſerl. Franzöſiſcher Polizeiminiſter. Charakteriſtik deſſelben.

III. Ueber das franzöſiſche Domainenweſen in fremden Staaten, vorzüglich im ehemaligen Königreich Weſtphalen.

IV. Brief aus Paris, im November 1813.

V. Napoleons unverſöhnlicher Haß und Rachſucht. — Ein abſcheuliches Kriegsgericht.

VI. Skizze ehemalig-weſtphäliſcher Rechtspflege und Finanzadminiſtration.

VII. Louis Napoleon, ſonſt König von Holland. Charakteriſtik deſſelben.

VIII. Malchus, vormals weſtphäliſcher Finanzminiſter. Biographiſche Skizze.

IX. Buonaparte und die Mufti's in der Pyramide des Cheops.

X. Hieronymus Napoleon, ehemaliger König von Weſtphalen. Biographiſche Skizze.

XI. Reminiſcenzen und Confrontationen.

XII. Anecdoten und Charakterzüge vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe.

Zweites Heft.

I. An Manche, in Betreff der Fackeln.

II. Der Raub der Victoria, vom Brandenburger Thore in Berlin, durch die Franzoſen.

III. Das Univerſitäts- und Schulweſen im ehemaligen Weſtphalen, nebſt einer Darſtellung der Urſachen, welche die ſchändliche Behandlung und Aufhebung der Univerſitäten Halle und Helmſtedt herbeiführten.

IV. Schreiben des Admirals Villeneuve an Napoleon, am Morgen ſeines Selbſtmordes im April 1806.

V. Ueber das unerhörte Verſchleudern der Domainen und anderer Königlichen Güter im ehemaligen Weſtphalen.

VI. Das Betragen und die Expreſſungen der Franzoſen unter dem General Mortier im Churfürſtenthum Hannover während der Occupation im Jahr 1803.

VII. Die Deutſch-Franzoſen im ehemaligen Königreiche Weſtphalen.

VIII. Sonderbares Beiſpiel von weſtphäliſcher Büreaucratie, bei dem Verkauf einer Civilſtelle.

IX. Noch Etwas über Malchus.

X. Lucian Bonaparte. Charakteriſtik deſſelben.

XI. Die Dorf-Munizipalitäten und deren oft poſſierliche Zuſammenſetzung im ehemaligen Weſtphalen.

XII. Anecdoten und Characterzüge vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe und deren Umgebungen.

Folgendes merkwürdige Werk, auf deſſen Erſcheinung wir das Publikum ſchon jetzt aufmerkſam machen, wird in wenigen Tagen die Preſſe verlaſſen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands für 1 Rthlr. 4 Gr. zu haben ſeyn:

Das
ſchwarze Buch
des
franzöſiſchen Kaiſerhofes.

Eine
Darſtellung und Beleuchtung
der
Handlungen und Verbrechen
welche
durch Napoleon und ſeine Gehülfen
verübt worden ſind.

> — — — — Denn an ihrem Nicken
> Hieng Leben oder Tod.
>
> Schubarts Fürſtengruft.

Dublin, 1814.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt folgende Schrift für 10 Gr. zu bekommen:

Die
Königsflucht
oder
Hieronymus und ſeiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich.

Ein Gegenſtück
zum
Abſchiede von Caſſel.

Deutſchland, 1814.

Handelnde Perſonen:

Hieronymus, weyland König von Weſtphalen, als Dorfſchulmeiſter verkleidet.

Malchus, ſein Finanzminiſter, als Keſſelflicker.

Jakobſon, Präſident.

Samuel, Hofagent.

Eine Hofdame. — Eine Comödiantin. — Ein Muſikus. — Ein Koch. — Eine Zofe. — Ein Douanier. — Eine Wirthin.

Die Handlung iſt in einer Douanenbude jenſeits des Rheins.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu haben:

Reden
an
Preußens Krieger.

Im
Felde gehalten
und
den Freunden teutſcher Freiheit
beſonders ans Herz gelegt
von
einem preußiſchen Feldprediger.

Erſtes Heft. I — V.

Wir verdanken dieſe, den Geiſt wieder erkämpfter deutſcher Freiheit athmenden Worte, einem unſerer beliebteſten deutſchen Kanzelredner, welcher, der Stimme des Vaterlandes folgend, ſeinen ruhigen Heerd mit den Unbequemlichkeiten des Campagnelebens gern und willig vertauſchte. — Leiden aller Art und das Ungemach des Krieges, worunter viele unſerer braven Mitbrüder bis dieſen Augenblick noch ſeufzen, haben den Sinn für Gott und Religioſität von neuem geweckt. Vorliegende Reden werden ihn noch mehr beleben. Mögen ſie deshalb recht vielen Eingang finden, und ſo aufgenommen werden, wie ſie von unſern braven, jetzt für deutſche Freiheit fechtenden Kriegern aufgenommen wurden! —

Um den Ankauf dieſer gemeinnützigen Schrift jedermann zu erleichtern, erſcheint ſelbige in kleinen Heften, davon jedes 5 Reden enthält, und 5 Gr. koſtet.

In der nächſten Oſtermeſſe erſcheint bei Gottfried Baſſe in Quedlinburg:

Herrmann Streit

oder

Leben und merkwürdige Schickſale

eines

preußiſchen Landwehrmanns.

Vom

Verfaſſer des Fiorenzo.

In zwei Theilen.

Der Verkaufs-Preis iſt für beide Bände 1 Rthlr. 18 Gr.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands ſind folgende empfehlenswerthe Schriften zu bekommen:

Anecdoten und Charactergemälde aus dem franzöſiſch-öſterreichiſchen Kriege im Jahr 1809. Geſammlet und herausgegeben von L. C. Freiherrn von Wedel. 3 Bände. 3 Rthlr.

Beiſpielſammlung von edlen Thaten und Niederträchtigkeiten aus dem Leben guter und böſer Menſchen neuerer Zeit. 3 Thle. 8. geh. 1 Rthlr. 18 gr.

Cramer, Dr. Friedr., der Roſenkranz. 8. 16 gr.

Etwas über die Verhältniſſe zwiſchen den Gutsherrn und ihren Pächtern, bey den neueſten Kriegslieferungen. 8. 10 gr.

Färbebuch, neueſtes Weſtphäliſches; oder gründlicher Unterricht, Seide, Baumwolle, Wolle und Linnen wohlfeil, und doch ſehr ſchön zu färben. Ein gemeinnütziges Buch für jede Haushaltung. Herausgegeben von einem praktiſchen Schönfärber. 8. 8 gr.

Franklen, C. E. von, Anweiſung, alle veneriſchen Krankheiten gründlich und ſchnell zu heilen. Ein Hülfsbuch für Chirurgen auf dem Lande, und

für Candidaten der Heilkunde, ſo wie für jeden, der ſich ſelbſt heilen will; nebſt den dazu nöthigen Rezepten. 8. 8 gr.

Happach, L. P. G., über die Beſchaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode; aus Anſicht der Natur. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 10 gr.

Hauspferdearzt, der erfahrne. Ein Noth- und Hülfsbuch für Oekonomen, und überhaupt für jeden Pferdebeſitzer. 8. 12 gr.

Kögel, J. G., die Kunſt, aus verſchiedenen inländiſchen Gewächſen, vorzüglich aus Waizenmalz, einen Syrup zu bereiten, welcher den Zuckerſyrup völlig erſetzt. Nebſt genauer Anweiſung, jeden pflanzenartigen Nebengeſchmack bey deſſen Fabricirung zu vertilgen. Ein Hülfsbuch für jeden Hausvater. 8. 6 gr.

Deſſen wohlerfahrner Tabacksſaucenfabrikant, oder Anweiſung, nicht nur alle möglichen deutſchen Tabacke durch Saucen ſo zu verbeſſern, daß ſie den beſten ausländiſchen Tabacken völlig gleich kommen, ſondern auch ſehr viele Arten anderer Blätter, als ſaure Kirſchblätter, Runkelrübenblätter und viele andere ſo zu ſauciren, daß ſie dem beſten inländiſchen Taback an Geſchmack und Geruch nichts nachgeben. 8. 6 gr.

Derſelbe, über die der Geſundheit nachtheiligen gewöhnlichen bleihaltigen zinnenen und glaſirten irdenen Küchengeſchirre; nebſt Anweiſung, irdene Küchengeſchirre zu verzinnen. Für jedermann, beſonders für Landwirthe und Hausmütter. 8. 5 gr.

Lenhardt, Dr. Joſeph, mediziniſche Nachricht für Schwangere, wie ſie ſich während der Schwangerſchaft verhalten ſollen, um geſunde und ſtarke Kinder ohne Schmerzen zur Welt zu bringen. 8. geh. 8 gr.

Meineke, J. H. F., allgemeines Repertorium für alle Kanzelbedürfniſſe der Prediger, an Sonn- und Feſttagen, Frühpredigten oder in der Woche, in ausführlichen Entwürfen über die Perikopen: Matthäus, Jakobus, Salomoniſche Gnomen, Faſten- und andere Texte. I Bandes, 1ſte Abtheilung. 1 Rthlr. — I Bandes 2te Abtheilung 12 gr. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Nagel, Dr. J. F. G., Poeſien. 8. 18 gr.

Neumann, Dr. Friedr., der praktiſche Kinderarzt, oder Darſtellung aller Kinderkrankheiten und Erkenntniß derſelben, nebſt ſichern Mitteln, ſie bey ihrem Entſtehen zu unterdrücken, und beim Fortgange ſicher zu heilen. 8. 6 gr.

Neumann, Dr. Friedr., Taſchenbuch für junge verheirathete Frauenzimmer, oder die ſich verheirathen wollen. Eine Anweiſung, wie ſie ſich während der Schwangerſchaft, bey und nach der Geburt, und während dem Geſchäft des Säugens verhalten ſollen. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Deſſen Rathgeber für ſchwangere Frauenzimmer, oder, wie muß das Verhalten derſelben während der Schwangerſchaft, der Geburt und dem Geſchäft des Säugens in körperlicher und gemüthlicher Hinſicht beſchaffen ſeyn, um leicht zu gebähren, und ihre und ihres Kindes Geſundheit zu erhalten und zu befeſtigen? 8. 12 gr.

Deſſen höchſtnöthiges Taſchenbuch für verheirathete und unverheirathete Mannsperſonen. Oder, wie überzeugt man ſich mit Gewißheit vor dem Genuſſe, ob ein Frauenzimmer veneriſch ſey oder nicht? 12. geh. 12 gr.

Derſelbe, über die Erziehung der Kinder in den erſten Lebensjahren, in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht. Ein Hülfsbuch für alle Mütter, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt. 8. 12 gr.

Sachtleben, J. H., Holzerſparungskunſt bey verſchiedenen Feuerarten, für Branntweinbrenner, Bäcker, Deſtillateurs, Bierbrauer und überhaupt für jeden Hausbeſitzer. Nach eigenen Erfahrungen und Bauverrichtungen. 2 Theile, mit 14 Kupfertafeln. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Venturini, A., Beurtheilung des Operationsplans der preußiſchen Armee im Jahre 1806 u. ſ. w. Mit Figuren. 8. 12 gr.

Wagener, S. Ch., Sprichwörterlexicon mit kurzen Erläuterungen. Ein Hausbuch fürs gemeine Leben, auch zu Gebrauch in Volksſchulen. 8. 20 gr.

Weinſchenker, der erfahrne, und Liqueurfabrikant. Oder: Anweiſung, alle Arten Weine, als Johannisbeeren-, Stachelbeeren-, Aepfel-, Kirſch-, Schlehenwein und viele andere mehr, am wohlfeilſten zu verfertigen und aufzubewahren; wie auch alle Arten Liqueure, Aquavite und Ratavia's auf die leichteſte Art und wohlfeil zu bereiten. Nebſt einem Anhange, Quedlinburger Branntwein zu brennen. Aufs neue verbeſſert und ſehr vermehrt herausgegeben von J. G. Kögel. 8. 8. gr.

Neue
Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Dritten Bandes erſtes Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1814.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

I.

Grobe Betrügerei eines weſtphäliſchen Notars.

Als Vorerinnerung ein Paar Worte über den Geſichtspunct, aus welchem Beiträge dieſer Art betrachtet werden mögen.

Seit der Schlacht bei Leipzig ſind auch in unſeren Provinzen viel Flugblätter und Zeitſchriften über die ſchändliche Willkühr und gewiſſenloſe Geſchäftsführung, unter franzöſiſcher Hoheit, erſchienen; meiſtens anonym. Dies finden Einige tadelnswerth, aber ſehr mit Unrecht. Nicht perſönliche Angriffe ſind es, welche man in ſolchen Schriften ſuchen ſoll, wo die Perſon nicht genannt iſt; daß man ſie findet, iſt unvermeidlich, weil es der Originale zu den gelieferten Gemälden genug giebt. Wer ſich hier etwa getroffen fühlen könnte, der weiß es, wem er das Verſchweigen ſeines Namens und die Vermeidung der öffentlichen Beſchimpfung zu danken hat. Es iſt ein Anderes mit ſatyriſchen Arbeiten, ein Anderes mit der Entlarvung geheimer Sünden und Verbrechen. Aus Rachſucht, für erlittene Kränkungen wieder kränken, wäre klein und unedel; aber verdienſtvoll, denken wir, iſt es, und wahrhaft patriotiſch, unſerem Deutſchen Volke zu ſagen, wie ſchmachvoll und erniedrigend ſein Zuſtand in jener gehäſſigen Periode war, damit es ſchon darum mit deſto heiligerem Eifer für das Beſſere entbrenne, weil dem Frevel das Scepter gebrochen iſt.

Warum ſoll man aber nicht die Wahrheit reden, wo die Mittheilung derſelben ſo großen Nutzen ſtiften kann? Iſt etwa die Verkündigung der Wahrheit ein ſträfliches Mittel, um einen edlen Zweck zu erreichen? Gewiß nicht; und darum haben auch wir in jener Abſicht — wir wiederholen: ohne perſönliche Angriffe zu beabſichtigen — Beiträge geliefert für das zweite, dritte und für die folgenden Hefte der Fackeln, und fürchten nun den Vorwurf der Anonymität nicht mehr; denn um gute Zwecke zu erreichen, bedarf es nicht der Anpreiſung unſerer Namen. Alſo auch nicht einmal löblich wäre, was hier nicht aus Furcht, ſondern aus Rückſichten nicht rathſam iſt. Hätten wir es für gut und nothwendig geachtet, als Denuncianten oder perſönliche Feinde aufzutreten, ſo würden wir uns nicht verſchwiegen haben; ſich aber laut als Feind der ſchlechten Sache ankündigen, heißt ſich der Gemeinſchaft mit derſelben verdächtig machen. Wer in unſeren Provinzen den Beruf etwa bezweifelt, den Nichtunterrichteten zu erzählen, was die Andern wiſſen, der laſſe ſich die Worte des Dichters an das Herz gelegt ſeyn:

Dic, hospes, origine nobis,
Insidias Danaum, casusque tuorum
Erroresque tuos: nam te jam septima portat
Omnibus errantem terris et fluctibus aestas.*)

Dies iſt der Geſichtspunct, aus welchem dieſe und ähnliche Beiträge betrachtet werden mögen.

Ein auswärtiger Gutsbeſitzer hatte auch im Weſtphäliſchen einige nicht bedeutende Ländereien, und um ſich der Oberherrlichkeit einer allgemein verrufenen Re-

---

*) Sage vom Anbeginn, tapferer Held der Weſtphalen,
Rede vom Jammergeſchick des Volks und deiner Gefährten,
Künde dein Irrſal uns; denn ach, der ſiebente Sommer
Rafft auf jedes Geſtad' dich irrend und jegliche Welle.
Virg. Aen. l. 1, v. 755.

gierung zu entziehen, beſchloß er, ſie zu verkaufen. Zu dem Zwecke begab er ſich ſelbſt an Ort und Stelle, und wurde mit einem Bauer des Dorfs, in deſſen Nähe die Aecker lagen, um fünfhundert Thaler Handels einig. Jetzt mußte ein Notarius ins Mittel gezogen werden, welcher dem Handel Gültigkeit ertheilen, und ein Inſtrument darüber aufnehmen ſollte. Man wählte den nächſten, obgleich er eben nicht in dem beſten Rufe ſtand, um die Sache ſo ſchnell als möglich zu beendigen.

Dieſer, über den Gegenſtand unterrichtet und von dem Eigenthümer beauftragt, das Weitere der ganzen Angelegenheit zu beſorgen, inſtruirte eine ihm zu Gebote ſtehende Stütze ſeiner Ränke und Machinationen, um dem Käufer auch ein Sümmchen für ſeine Rechnung abzutreiben.

Er beſchied letztern zu ſich, und ließ ihm in ſeinem Beiſeyn durch den Mund ſeines Helfershelfers betheuern, daß ſich der Käufer mehrere gefunden hätten, welche entſchloſſen wären, für die Grundſtücke funfzig Thaler mehr zu bezahlen, als er geboten; daß er alſo ſofort noch die Summe von funfzig Thalern ſchaffen müſſe, wenn der Handel gültig ſeyn und der Contract aufgenommen werden ſollte. Der Käufer mogte wollen oder nicht: der Handel ſollte aufgenommen werden, der

Kaufherr war nicht zugegen, der Notar und ſein Geſelle hatten ihn in den Scheeren; er entſchloß ſich, das Geld zu negociren, und händigte es dem gewiſſenhaften Contractmacher auf der Stelle aus. Dafür wurde die Gaunerei im Namen einer Majeſtät, die ihre Exiſtenz wohl nur ähnlichen Grundſätzen und Verfahrungsweiſen verdankte, geſtempelt, und allen reſpectiven (!) Behörden des Königreichs als unverbrüchlich anempfohlen.

Natürlich beklagte ſich der Käufer über dergleichen Nacherinnerungen bei ſeinem Kaufherrn, und gab ſeine Verwunderung über dieſe Nachzahlung zu erkennen; allein dieſer betheuerte ihm bei ſeinem wirklich ehrlichen Namen, daß er davon nichts wiſſe, und ſich glücklich preiſen würde, wenn er nur wieder aus den Klauen der Weſtphäliſchen Pracher und über die Gränze des Landes hinaus wäre. Gleich darauf reiſ'te er ab, und der ſaubere Herr Notarius, welcher dies alles ſehr wohl berechnet hatte, wies den Bauer, der ſich mit ſeinen Klagen an ihn wendete, mit der heiligen Verſicherung (vielleicht auch im Namen Sr. Majeſtät) ab, daß der Kaufherr das Geld empfangen habe. Kunz ſah, daß er geprellt war, und mußte ſeinen Verluſt verſchmerzen; denn weithin an den vormaligen Beſitzer Briefe ſchreiben, oder gar in Weſtphalen klagen, — das war halsbrechende Arbeit.

Wie ſtand es nun aber um den Handlanger, der doch ohne Zweifel etwas für ſeine Mühe verlangte? Der Herr Notar hatte mit ihm die Uebereinkunft getroffen, daß er fünf und zwanzig Thaler von der Summe ziehen ſollte. Das war für einen armen Mann von Bedeutung und konnte reizen. Aber hatte ſich der Hehler auch wohl vorgeſehen und ſeinen Mitagenten darüber im Namen Sr. Majeſtät ein Inſtrument aufnehmen laſſen? Wir werden gleich erfahren, wie es ihm erging.

Er fragte zehnmal vergeblich nach dem Herrn Notar, bis er ſich endlich auf die Lauer legte, und zugleich mit demſelben in die Hausthür drängte. Auf ſeine Forderung der Hälfte des Gewinnes erfolgte Spott und Gelächter.

„Herr, wie kommen Sie auf ſolchen Einfall? Habe ich das Geld bekommen? Wie können Sie dafür fünf und zwanzig Thaler verlangen? u. ſ. w. u. ſ. w.

Drohungen und Klagen fanden in Weſtphalen gegen autoriſirte Gauner von den Unterthanen nicht Statt, ohne gerügt zu werden. Dennoch gab der Geprellte nicht eher nach, als bis er fünf Thaler Sündenlohn herausgepreßt hatte.

So kommt immer ein Schelm über den andern, und ſo wenig iſt einer dem andern getreu.

II.

Attila und Napoleon, wer war der Beſte?

Wenn man das Bild barbariſcher Rohheit und wilder Grauſamkeit entwerfen will, ſo pflegt man den Sohn des Mundzug, den Hunnenkönig Attila, zum Originale zu wählen. Es ſteht dieſer Zögling Odins und der Freia bei den Freunden der Geſchichte in dem Rufe des leidenſchaftlichſten Wütherichs gegen das Menſchengeſchlecht. Sei es, daß ihm ſeine Richter zu viel thun, wenn ſie ihn an die Spitze aller eroberungsſüchtigen Verräther der Menſchheit ſtellen: immer verdienen ſeine Unternehmungen den Vorwurf der wilden Barbarey, und der höhere Flug ſeines Geiſtes erhebt ihn nur über den Trümmern zerſtörter Städte und den Einöden verheerter Länder. Dennoch iſt es kein ſo ſchwieriges Unternehmen, den höheren, ſelbſt edleren Sinn ſeiner Entwürfe, den reineren Zweck ſeiner Thaten, das leidenſchaftsloſere Erwägen ſeiner Lage in mißlichen Verhältniſſen, den kühneren Geiſt ſeiner perſönlichen Tapferkeit und die rühmlichere Gewalt ſeiner Selbſtbeherrſchung vor dem unüberwindlichen Götterſohne unſerer Zeit, dem großen Napoleon, darzuthun, daß wir uns ihm nicht mit Vergnügen unterziehen ſollten.

Attila, in einem wilden Volksſtamme, unter Hunnen, geboren, unter dem Geräuſch der Waffen aufgewachſen, ſchon in der früheſten Jugend mit den Heeren ſeines Vaters unſtät und flüchtig, haßte nur das Römiſche Volk in Oſten und Weſten als Erbfeind der Menſchenrechte, der Unverdorbenheit und Reinheit der Sitten. In ſein Herz hatte Aetius, der tapfere Sohn des Gaudentius, den Mundzug als Geiſel in die Feldlager der Hunnen an den Ufern des Don mit ſich geführt hatte, den Saamen der tiefſten Verachtung eines ſo geſunkenen, markloſen, üppigen und dennoch immer hochmüthigen und herrſchſüchtigen Volkes geſtreut; und der Hunnenkönig, von Verachtung und durch die Schilderungen römiſcher Grauſamkeit gegen die Barbaren, auch mit Haß gegen die entarteten Nachkommen der Brutus und Scipionen erfüllt, beſchloß die Einfalt der Sitten, das Völkerrecht, die Freiheit und Gerechtigkeit an dieſen Kindern der Schande und des Frevels zu rächen. In dieſem Sinne nannte er ſich die Geißel Gottes. Odin aber war ſein Gott, der ihn nicht zur Bekämpfung gleichgeſtimmter und gleichgeſitteter Völker, ſondern nur gegen die verweichlichten Römer und Griechen ausſenden konnte. Ein Volk ſehen wir daher nur unter ſeinem Schwerte bluten; ſelbſt wo ſeine Heere in den Catalauniſchen Ebenen gegen die Verbündeten dieſes Volks, gegen die Weſtgothen, ringen, die Wuth ſeiner Horden nur gegen dies eine Volk, das Römiſche, gerichtet, deſſen Andenken er gern aus der Geſchichte der Nationen vertilgt hätte.

Wenn nun die Eroberungs- und Ruhmſucht auch einen Theil der Schuld der immer erneuerten Bekämpfung dieſer Entnervten trägt: war es nicht das Spiel der Launen und Leidenſchaften, nicht die unbeſchränkte Eroberungsſucht, Herrſchſucht und Ruhmbegierde einzig und allein, welche den unüberwindlichen Napoleon nach Aegypten und in die Tiefen von Rußland peitſchte? Verdienen die prahleriſchen Verheiſſungen hoher Glückſeeligkeit, die verrätheriſchen Betheurungen der freien und heilvollen Verfaſſung, in welchen der Conſul und Oberconſul den Fluch der Bajonette gegen ſich ausſpricht, wenn er ihnen nicht getreu bleibt, jetzt noch den geringſten Glauben? Kann die Quelle aller ſeiner Verrächereien an ſeinem Volke und an der Menſchheit eine andere ſeyn, als die boshafte Sucht des Tyrannen, der den Fluch aller ſeiner Künſte aufbietet, um beſſere Völker zu martern und zu ſchänden? Attila wollte ein tief geſunkenes Volk durch die Geiſſel ſeiner Horden züchtigen; Napoleon zog mit ſeinen Rotten nicht allein gegen die Feinde der guten Sache, ſondern beſtürmte die fernſten Küſtenländer und die innern Gebiete entlegener Staaten und Erdtheile, um alle ihre Völker in ſein Joch zu ſchmieden; alle mit ſeinen verwilderten Gottesläſterern, Religionsſpöttern und Mordbrennern, welchen die Tugend ein verſchollener Name und die Freiheit nur das Privilegium für entehrende Schandthaten war, in ein Sittenverderbniß, ein Elend hinabzureißen.

Attila redete die Sprache der unverſtellteſten Aufrichtigkeit mit ſeinen Feinden. Seine Geſandſchaften ſprachen die Forderungen ihres Monarchen mit dreiſter Kühnheit aus, und furchtbare Drohungen begleiteten die Schreckniſſe ihrer Erklärungen, wofern ſie kein Gehör fänden. Niemals trat der Fall ein, daß die Rathgeber und Günſtlinge Theodoſius II im Oriente und Kaiſer Valentinian III im Abendlande über die Pläne des Barbaren in Zweifel geweſen wären, oder Zweideutigkeiten in ſeinen Anforderungen zu fürchten gehabt hätten. — Wieviel die Kannengießer nun auch von ſeiner Politik und diplomatiſcher Kunſt erzählen mögen;

einem aufrichtigen Kabinette, das die freie und offene Erklärung ſeiner Geſinnungen nicht fürchten, und auf die Treue ſeiner Verſprechungen, auf ſeine Wahrhaftigkeit ſtolz ſeyn darf, gebührt der Ruhm der Treuen und Wahrhaftigen und das Lob ächt diplomatiſcher Kunſt in glücklichen und unglücklichen Tagen.*) Was man Ueberliſtung deſſelben nennt, und auf Rechnung ſataniſcher Klugheit bringen könnte, iſt Kabale, Ränkemacherei und ſchändlicher Verrath. Dies iſt der Gang der Unterhandlungen und Entwürfe des Unüberwindlichen; dies ſind die Gelübde des Heils, Seegens und der Menſchenwürde, für welche er Tod und Verderben unter die Völker geſäet hat; dies die betrügeriſchen Verkettungen argloſer Staaten in ſeine nichtswürdigen Pläne.

Attila's verheerende Züge waren die Strömungen empörter Fluthen, wenn die Natur durch unaufhörliche Güſſe und immer erneuertes Treiben der Wellen, die Waſſer über die Ufer hinausſchwellt. Die Zerſtörungen der unüberwindlichen Heere gleichen der Brandung, die mit vernichtender Gewalt verwüſtend in das Land bricht, nachdem ihr der tückiſche Meiſter den ſelbſtgebauten Damm, das ſchützende Wehr, für die Sicherheit der Anwohner errichtet, heimlich weggeriſſen hat, um ſich an der Wuth der Wogen zu ergötzen.

---

*) Wir erinnern an das Oeſterreichiſche Manifeſt.

Der Sohn der Natur, ſagt Schiller, wenn er ausſchweift, iſt ein Raſender; der Zögling der Kunſt ein Nichtswürdiger. Napoleon ſelbſt verkündigt uns in ſeinen früheren Reden, wie die edelſte und gebildetſte aller Nationen,*) die Franzöſiſche, auch die glücklichſte zu ſeyn verdiene und werden ſolle. Folgen wir ihm auf der Bahn zu dem verheißenen Ziele, durch blutgetränkte Felder, über Leichenhügel, eingeäſcherte Hütten und unabſehbare Brannttſtellen, und forſchen dann, ſchreckenerfüllt auf die Scenen der Verwüſtung hinſchauend, vergeblich nach andern Gründen dieſer Greuel, als Uebermuth, unbändige Leidenſchaft des Heerführers, Frevelmuth und Habſucht ſeiner Rotten; bemühen wir uns vergebens, hier eine, ſelbſt entfernte Verbindung der entſetzlichen Mittel mit dem vielgeprieſenen Zwecke des allgemeinen Völkerheils zu entdecken; übertönt noch jetzt der ſchreiende Ruf der ſogenannten Ehrliebe, die Stimme des Gefühls für das Wohl des Volks durch einen dauerhaften

---

*) Die allerchriſtlichſte pflegte man ſonſt zu ſagen.

Frieden: werden, dürfen, müſſen wir dann nicht in dem unüberwindlichen Zöglinge der Kunſt, dem heilloſen **Napoleon**, den Nichtswürdigen; nicht in dem Sohne der Natur, dem rohen **Attila**, den Raſenden erkennen?

Mordanſchläge, die der **Corſe** nur unter ſeinen Unterthanen erfahren hat, durch die Kabale feindlicher Höfe, wie zu Byzanz und Ravenna; Empörungen, wovon die Geſchichte des franzöſiſchen Verheerungskrieges kein wichtiges Beiſpiel aufſtellt, wie die, der den Hunnen unterwürfigen Acatziren durch Theodoſius II; Friedensbrüche, Verweigerungen ſchuldiger Tribute und Contingente und treuloſe Verräthereien der beſiegten Mächte, über welche Napoleon niemals klagen durfte, wären immer wiederkehrende Aufforderungen des **Hunnenkönigs** zu neuen Heereszügen, und die Verwüſtungen von Möſien und Thracien hatte der Kaiſer des Orients ſeinen eigenen Ränken beizumeſſen, vermöge welcher er die Horden der habſüchtigen Hunnen durch reiche Geſchenke von ihrem Könige abtrünnig zu machen gedachte. Durch reichere Gaben der Plünderung mußte ihnen Attila begegnen. Aquileja ward von den Barbaren in Staub gelegt, weil die verzweifelte Vertheidigung des Platzes ihren Schaaren vielfaches Elend bereitet, und tauſende von ihnen hingerafft hatte; Ravenna, deſſen offene Thore dem Sieger freien Einzug geſtatteten, hat nicht das grauſame Schickſal der wehrloſen Czaarenſtadt erfahren.

Was ſollen wir aber von dem hochgeprieſenen Talente des franzöſiſchen Hordenführers rühmen, welcher zur Zeit des unholden Geſtirns nicht anders als gänzlich vernichtet das Feld der Ehren räumte, und auf einer Flucht von mehreren hundert Meilen die letzten Mittel der Rettung Preis gab, während deſſen er ſelbſt noch eiliger, als die geſchlagenen Heere, das Weite ſuchte? Verdient nicht die weiſe Mäßigung des Hunnen, welcher unbeſiegt in den Vorſtädten von Byzanz Frieden ſchließt, ohne auch nur einen Theil der eroberten Länder behaupten zu wollen; der aus Vorſicht den Rückzug antritt, noch ehe er von den Römern den befreundeten Weſtgothen und ſpaniſchen Barbaren in den Catalauniſchen Ebenen überwältigt wird; welcher nach dieſer Niederlage beider Heere, noch immer mächtig genug, um eine neue Schlacht zu wagen, den ſicheren Rückzug einem zweifelhaften Siege vorzieht; und ſpäterhin Selbſtbeherrſchung genug beſitzt, um als Sieger in Italien an den Appenninen umzukehren, damit ſein Volk nicht, von Römiſcher Verderbniß angeſteckt, durch Plünderung der Mittel des Bleibens beraubt, ein Opfer des Schwertes und des Hungers werde: verdient nicht dieſe weiſe Mäßigung des Barbaren den Preis vor der unbeſonnenen Ausdauer des

Unüberwindlichen, welcher höchſtens das zweideutige Lob des hartnäckigen Widerſtandes werden kann, und welche mit der gänzlichen Vernichtung ſeiner Armeen endigt? Wenn die Noth den höchſten Grad erreicht hat, giebt es keine Vorſicht mehr, und wer ſo lange auf ſein Glück getrotzt hat, kommt insgemein in ſeinem Elende um.

Nie verließ der Hunnenkönig ſeine Heere zur Stunde der Gefahr; er theilte auf ihren Rückzügen mit ihnen die Beſchwerden der Märſche, der Gefechte, des Hungers und Durſtes, und ſuchte durch ſein Beiſpiel die Barbaren zur ſtandhaften Beſiegung aller Hinderniſſe und Widerwärtigkeiten anzufeuern. Napoleon entwich auf Adlersfittigen aus Rußland und ſchmähete ſeinen Waffenbruder, den König von Neapel, als derſelbe die ausgemergelten Ritter der Ehrenlegion nicht mehr für Ruhm und Ehre begeiſtern konnte; Napoleon entwich nach den Schlachten bei Leipzig gen Paris, und prahlte mit Siegen, während deſſen die unglücklichen Reſte täglich neue Geſandtſchaften an den Fürſten der Schattenwelt abfertigten.

Als Attila, ſeines Sieges nicht ſicher, in Gallien gegen die Weſtgothen vordrang, und, Herr eines vielgewaltigen Heeres, auf die Treue mitgeraffter Völkerſtämme nicht viel rechnen zu dürfen meinte, beſtrafte er

Plünderung und jede Art von Unordnung mit richterlicher Strenge; er bewies auf ſeinem Rückzuge, als er ſich und ſeine Armee dem ungewiſſen Ausgange einer entſcheidenden Schlacht nur noch ungern anvertrauen mogte, den Ortſchaften des nordweſtlichen Galliens, daß ein geſchickter Heerführer auch die wildeſten Horden zu zügeln vermag; um ſich nicht mit eigener Hand den Dolch in das Herz zu ſtoßen. Menſchenfreundliche Behandlung und freundlicher Schutz gewann ihm die Einwohner und ihren Beiſtand durch Brod und Obdach.

Napoleons Heere durften durch Brand, Mord und Plünderung Stadt und Land verwüſten, um an der Stätte ihrer Greuel von dem wüthendſten Hunger und der ſchauderhafteſten Noth aufgerieben zu werden. So in Rußland und in Sachſen.

Der Sohn des Mundzug war ein treuer Freund ſeiner Bundesgenoſſen, und verſäumte die Gelegenheit nicht, ihnen die Wahrhaftigkeit ſeiner Geſinnungen zu bekräftigen. Nicht vergebens bat ihn Aetius, als er ein Flüchtling, von den Heeren der Placidia in Gallien geſchlagen, in das Lager der Hunnen kam, um Hülfe gegen den Occident, obgleich Attila nicht mehr den unverdorbenen Feind des Römiſchen Sittenverderbniſſes in ihm achten konnte. Er willfahrte dem Wunſche des

Vandalenkönigs Genſerich, das morgenländiſche Reich mit Krieg zu überziehen, damit die Vandaliſchen Heere mit deſto glücklicherem Erfolge gegen den Occident fechten mögten. Mit kühner Bereitwilligkeit zog er auf das Anſuchen jenes Königs, dem mächtigen Fürſten der Weſtgothen entgegen, um an ihm die ſchimpfliche Entlaſſung ſeiner Gemahlin, der Tochter des Genſerich, und den Freundſchaftsbund mit den Römern zu rächen.

Wir läugnen nicht: ſein Haß gegen die Römer in Abend und Morgen, ſeine Kriegsluſt und ſein unſtäter Geiſt hat einen nicht geringen Antheil an dieſen Heereszügen; aber der Sohn des Advocaten von Ajaccio hätte demſelben Geiſte der Unſtätigkeit, demſelben Haſſe der Ruhe und des Friedens Opfer genug bringen können — und hat ihm Opfer genug gebracht, — ohne den treueſten ſeiner Bundesgenoſſen, den kräftigſten Beiſtand und die erſte Stütze ſeiner groſsen Entwürfe, den Regenten von Spanien, auf eine ſo heimtückiſche Weiſe ſeines Throns und der Freiheit zu berauben. Gebrandmarkt ſteht auch hier als Verräther ſeines treueſten Freundes im Schatten eines Hunnen der Mann, welcher ſich dem fränkiſchen Carl ſo gern vergleichen mogte.

Darf man Ehrfurcht für das Heilige, ächten Sinn für Menſchenwerth, ächtes Verdienſt, Treue, und reine Stimmung der Seele für Gott und Religion in ſolchem Herzen ſuchen, welches die vollkommenſte Ergebenheit mit Verrath und Ketten vergilt? Nun ſtelle man das ehrwürdige Bild des Pabſtes, den Religionsgenoſſen heilig' zu welchen Napoleon ſich — freilich nur aus politiſchen Gründen und nach Befinden der Umſtände bekennt, dem unglücklichen Carl und Ferdinand von Spanien zur Seite; man erinnere ſich an die ſchimpfliche Gefangenhaltung und dürftige Subſiſtenz des Oberhauptes der katholiſchen Kirche unter Napoleon Bonaparte: — und ſein Tyrann erſcheint im Lichte der vollendeten Bosheit und unübertrefflicher Verrätherei. — Wie nahm Attila den Biſchof Leo von Rom, als Geſandter Kaiſer Valentinian III, in Mantua auf, als ihm dieſer den friedlichen Schutz ſeines entnervten Herrſchers empfahl?

„Du biſt, ſprach Leo, Herr großer Völker, Sieger im Abend und Morgenlande geworden; du haſt Dir die Länder vom Don bis über Sarmatiens Felder und von Scythiens unermeßlichen Ebenen bis zu den Provinzen der Juliſchen und Rhätiſchen Alpen unterthänig gemacht; die Donau, der Rhein und der Padus haben deinen ſiegreichen Fahnen keine Gränze geſetzt: erkämpfe nun den glänzendſten Triumph über deine Feinde, und werde Herr deines Zorns."

Solche Worte, mit Würde und Nachdruck geredet, machten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Barbaren; das heilige Antlitz und die feierliche Stimme des Redners überwältigte ſeine Leidenſchaft; er verſprach Schonung und kehrte in Panneniens wildere Gefilde zurück. — Im Morgenlande hatte man die Ehrfurcht des gefürchteten Königs gegen alles, was Religion betraf, ſchon aus der Nachſicht kennen gelernt, mit welcher er chriſtliche Lehrer in ſeine Provinzen aufnahm, und die Lehre Jeſu verkündigen ließ. Mehr bewunderte man den ſchnellen Wechſel der Geſinnungen des Attila durch den Biſchof Leo im abendländiſchen Reiche; denn noch kurz vorher hatte ſich ein Vorfall ereignet, welcher die Furcht vor dem Könige verdoppelte.

Ein Dichter Marulus aus Calabrien hatte den Attila in Mantua zu einer öffentlichen Vorleſung eingeladen, und recitirte zur höchſten Erbitterung des Naturſohns ein Gedicht, worin dem Barbaren grobe Schmeicheleien geſagt wurden. Nur durch die dringende Fürbitte der barbariſchen Fürſten entrann der Poet dem Scheiterhaufen. Was ſollen wir aber von Napoleon ſagen, von welchem es bekannt genug iſt, daß er die gröbſten Schmeicheleien am beſten bezahlte, und eine nicht geringe Zahl gedungener Lobredner im Solde hielt?

Wo Napoleon belohnt, da zürnte Attila; wo der Corſe wüthet, wußte der Hunne zu verzeihen. Nicht allein die mißlungenen Anſchläge auf das Leben Bonaparte's ſind, wo ſie bekannt wurden, mit bitterer Todesſtrafe belegt; ſondern auch alle noch ſo unbedeutenden Regungen des freien Gemüths, welche mit ſeinen Plänen nur im entfernteſten Widerſpruche ſtanden. Die Opfer dieſes Blutdurſtes ſind nicht zu zählen. — Als Vigilas und Chryſaphius mit Zuſtimmung des Kaiſers Theodoſius den Meuchelmord des Hunnenkönigs beſchloſſen, und unvorſichtig genug einen ſeiner getreueſten Fürſten, welcher als Geſandter in Byzanz geweſen war, dazu gedungen hatten, ließ Attila den Vigilas, welcher den Plan entworfen und ſich ſelbſt nach Pannonien begeben hatte, gefangen nehmen. Er verlangte für ihn ein gutes Löſegeld nebſt der Auslieferung des Chryſaphius. Dem Kaiſer ſelbſt, der um den Mordanſchlag gewußt hatte, drohete er Tod und Verderben.

Zwei Geſandte von Byzanz, Nomius und Anatolius, Männer von achtungswerther Geſinnung, waren vermögend, den Eunuchen die Vergebung des Königs zu ſichern, gegen welchen ſie ihre Dolche gewetzt hatten. Vigilas ward frei gelaſſen, die Auslieferung des Chryſaphius nicht mehr verlangt, und der Kaiſer über die Drohungen ſeines mächtigen Siegers beruhigt. Wie würde Napoleon in ähnlichem Falle gehandelt haben?

Und um zu erweiſen, daß nicht Furcht den Attila zu dieſer Nachſicht ſtimmte, erinnern wir an die Siege, welche er an der Spitze ſeiner wilden Horden über ſeine Feinde erkämpfte; an die Belagerung von Aquileja, wo er nicht das Talent und die Kunſt der geſchickten Anführung allein, ſondern auch ſeine perſönliche Tapferkeit in ihrem höchſten Glanze darthat. An der Spitze des Heers erlegte er mit eigner Hand den Anführer einer ausgefallenen Schaar von zehn tauſend Mann, Dricus, und vernichtete die Mannſchaft. Iſt es wahr, was man von Napoleon erzählt, daß er in dieſen Tagen, im Kampfe der Verzweiflung, gleich Attila, mit eigner Fauſt gegen ſeine Feinde gefochten hat; ſo möge ſein Geſchick es fügen, daß, wie Attila bald nach der Heimkehr aus dieſem Feldzuge ſich zu den Schatten der gebliebenen Hunnen geſellte, und in das Reich der Heroen überging, auch Napoleon den letzten ſeiner Feldzüge beſtanden habe, und bald zu den Seinen in Lucifers nächtlichem Reiche heimgehe.

III.

Grauſame Härte eines weſtphäliſchen Maire.

Es iſt ſchon früherhin im Allgemeinen bemerkt worden, daß viele deutſche Unterbediente des Weſtphäliſchen Afterkönigs, um ſich bei ihm, und deſſen Satrapen beliebt zu machen, ihre Mitbrüder gemeiniglich weit grauſamer behandelten, als es ſich die franzöſiſchen Behörden erlaubten. Selbſt der National-Franzoſe ward oft erweicht, wenn ihm im entſchloſſenen Ton ernſte Gegenvorſtellung geſchahe, oder wenn er die Thränen der Unglücklichen erblickte, die auf das dargezählte Opfer-Geld herab tröpften. —

Hier ein beſonderes Beiſpiel empörender Härte, von einem Weſtphäliſchen Maire, der noch dazu für einen gebildeten Mann gehalten ſeyn wollte, und ſchon längſt den Wahlſpruch adoptirt hatte; ubi bene, ibi patria —

Noch ehe Preußens Genius erwacht war, ließ die franzöſiſche Beſatzung der Veſte Magdeburg, noch viele ſtarke Bollwerke anlegen, und dazu von den umliegenden Dörſern und Städten, wöchentlich eine beſtimmte Anzahl Schanz-Arbeiter aufbieten. Einſt ward auch unter andern in einer kleinen Stadt, ein armer Tagelöhner auf ſechs Tage lang mit zur Schanz-Arbeit beordert, welcher juſt eine bettlägrige kranke Frau und ein zartes Kind zu Hauſe hatte, die beide ſeiner Wartung und Pflege bedurften, weil er zu arm war, eine beſondere Wärterin zu lohnen. Er ging daher zum Maire des Orts, documentirte die bedeutende Krankheit ſeiner Frau durch den Arzt, und bat, für diesmal einen andern an ſeine Stelle zu nehmen, mit dem Anerbieten, daß er ſeine Reihe bei Wiedergeneſung ſeiner Frau, gern und willig nachholen wolle.

Allein, er ward trotzig abgewieſen, mit der Bedrohung, daß, wenn er den andern Morgen bei Tagesanbruch nicht fort wäre, er mit Wache transportirt werden ſolle — er mußte alſo Frau und Kind hülflos zurücklaſſen, konnte die ganze Woche nichts verdienen, und mußte noch dazu in Magdeburg Geld zuſetzen, da die Arbeiter nach Abzug der franzöſiſchen Proviant-Bedienten nur alle drei Tage zwei Pfund Brod und ein halb Pfund Knochenfleiſch erhielten. Aber, was that dieſer brave Mann? Er ging jeden Abend, ſobald er abgelößt war, von Magdeburg nach ſeinen Wohnort zurück, kam gegen Mitternacht ermüdet und von Schweiß triefend zu Hauſe an, um nach ſeiner kranken Frau und Kind zu ſehen,. und ging, ohne ausruhen zu können, noch in der nemlichen Nacht wieder zurück um mit Tagesanbruch wieder auf ſeinem Poſten zu ſeyn. Er verrichtete alſo ſechs Tage hinter einander die ſaure Schanz-Arbeit, unter dem Stecken eines franzöſiſchen Soldaten, und machte in jeder der darauf folgenden Nächte eine Fußreiſe von vier und einer halben deutſchen Meile, thut in ſechs Nächten zuſammen ſieben und zwanzig Meilen, und dies alles, wie ſich von ſelbſt denken läßt, meiſt bei Waſſer und Brod, unterdeſſen der gebildete Maire den Tag über müßig gehen, ſeine Kehle mit Wein, Choccolade und Eierpunſch kitzeln, und des Nachts auf weichen Pflaum, im Arm der Liebe ruhen konnte. —

Welch' ein ſchönes Beiſpiel von ausdauernder Geduld, bei übermenſchlicher Anſtrengung der Kräfte — welche bewundernswürdige Gatten- und Vaterliebe, in niedriger Hütte!!! Und — es ſollte keine vergeltende Zukunft ſeyn???

Eben dieſer Maire, anſtatt der Beſtimmung ſeines ſüßen Namens gemäß zu handeln, und bei ſo manchen dringenden Veranlaſſungen, für das Beſte der Stadt zu ſprechen, pflegte bei einer jeden neuen Geld-Ausſchreibung der franzöſiſchen Satrapen, zu ſeinen getreuen Companen immer zu ſagen:

kriegen wollen wir es wohl!

und dann wurden ſofort alle Zwangbefehlsträger, Huiſſiers und Stadtsdiener in Bewegung geſetzt — das war denn weit bequemer, als Gegenvorſtellungen ſeiner armen Mitbürger anzuhören, und zum weitern Vortrag zu bringen. Die Parole war: stare bene cum domino Priore, facere suum officium taliter qualiter, et sinere vrbem vadere ut vadit.

Er ſelbſt ließ von Zeit zu Zeit, nachdem die anſehnliche Kämmerei- und Hoſpital-Caſſe,*) bis auf den Grund erſchöpft war, ſtarke Geld-Beiträge in der Bürgerſchaft ausſchreiben, und die Repartitions-Liſten ſogleich für executoriſch erklären, ein Bannſtrahl, wewider weder Bitten noch Thränen halfen, denn es hieß immer:

---

*) An das Kirchenärarium durfte man ſich damals noch nicht wagen, weil der Schutz des Ehrwürdigen Magdeburger Conſiſtorii obwaltete, und noch kein Miniſter Malchus exiſtirte.

kriegen wollen wir es wohl!

und dennoch hat dieſer Maire, über die richtige und nützliche Verwendung der oberwähnten Caſſen, cui bono? und der extraordinairen, von der Bürgerſchaft eingetriebenen Geldbeiträge ſeit ſieben Jahren her noch keine einzige Rechnung abgelegt, ohnerachtet er, von dem ehmaligen Präfect, dem humanen Herrn Graf von der Schulenburg Emden, wiederholentlich daran erinnert worden. Als ſein Nachfolger der Ritter Bercagny, welcher kein Deutſch verſtand, einſtmals dies Städtchen paſſirte, ward er vor der Thür des Maire mit Muſik empfangen, dieſe übertäubte dann die Klagen der Bürgerſchaft ſo wie einſt den Schmerz des Braunſchweigſchen Herzogs und Halberſtädtiſchen Biſchoffs Chriſtian, der ſich unter Paucken- und Trompetenſchall, ſeinen in der Schlacht bei Fleury zerſchmetterten Arm abnehmen ließ. Die ſogenannten Municipal-Beamten der Stadt dienten nur pro forma, ſie durften, ohne Ordre des Maire nicht zuſammenkommen, nichts beſchließen, ſondern nur die vom Maire angefertigten Budjets unterſchreiben. Sie waren den Statiſten in der Oper gleich, welche nicht ſprechen dürfen, und mit kluger Hinſicht auf ihren verſchiedenen Character, ſo gewählt, daß nie eine Majorität, noch weniger eine ganze Harmonie entſtehen konnte.

Das franzöſiſche Schreckensſyſtem ward gleich nach der Invaſion, an dieſem Orte eingeführt, alle Stützen der Hoffnung und des Muths waren zuſammen gebrochen, die Stimmen guter Menſchen verſtummt, und derjenige, der Beſchwerden anbrachte, wurde nicht ſelten, ſtatt glimpflicher Beſcheidung, ſogar von Secretair und Schreibern, zur Thüre hinaus gewieſen und mit Büttel und Kerker bedrohet. Von den alten obrigkeitlichen Perſonen der Stadt, ward kein einziger beibehalten. Nur der vorige preußiſche Juſtizbeamte, ſetzte ſich durch geheime Connexionen, ſofort an die Spitze aller Autoritäten, d. h., er ward Friedensrichter und Notarius, in zwei bedeutenden Cantons, und obwohl dieſe Geſchäftsverbindung wider die Verfaſſung war, ſo wußte er doch das Geſetz dadurch zu umgehen, daß er zum Notarius einen unbedeutenden Menſchen vorſchob, welcher die von jenem aufgenommenen Urkunden, gegen eine kleine Erkenntlichkeit, blos mit ſeinem Siegel und Unterſchrift zu beglaubigen hatte. So dirigirte auch dieſer Herr Friedensrichter den lucrativen Theil der Mairiegeſchäfte, und zur Verwaltung des laſtbaren Faches, ward ein ehemaliger Theologie-Befliſſener ein mit dem Locale ganz unbekannter Fremdling, als Mairie-Secretair berufen, der ohne allen Begriff von Stadt-Angelegenheiten, ſolche als eine zu eng' genähete lederne Hoſe behandelte, die ſo lange hin und wieder gezerrt wird, bis ſie entweder paſſen oder platzen muß. — — —

Doch wir kommen wieder auf unſern Herrn Maire zurück, der weiland den Namen dieſer Ehrenſtelle führte, und jetzt ſo lange proviſoriſcher Kreisamtmann geworden iſt, bis die Stadt ſich ihre eigenen Vorſteher wählen darf. Dieſer ſogenannte Maire alſo bekümmerte ſich nie um die richtige Vertheilung der Commune-Laſten, in specie der Vorſpanne und Einquartierung, welche nicht mit gleichen Schultern getragen wurden, ſondern er überließ ſolche, unter Direction des Herrn Friedensrichters, als ſeines Gemüthsfreundes und Geſchäftsträgers lediglich dem ſo eben belobten Mairie-Secretair, der, wie weyland Mephiboſeth bei dem König David, an des Maire Tiſch ſpeiſete: denn der Herr Maire und Friedensrichter hatten ja ſelbſt die anſehnlichſten Equipagen und Beſitzungen in der Stadt, und kaum einige Officiere im Quartier, wenn die kleinſte Hütte, von einer einzigen Stube, à $1\frac{1}{2}$ Quadratruthe groß, ſchon von einer zahlreichen Familie, von Kindern und Großältern ausgefüllt, noch mit zwanzig bis dreißig Mann belegt ward, und es läßt ſich denken, wie dieſe Armen von den rohen Soldaten gemißhandelt wurden, da ſie weder volle Scheunen, Böden, Speiſekammern und Keller noch Vieh auf dem Hofe vorfanden. — — —

Der Uebermuth dieſes gebildeten Maire ging ſo weit, daß er einige honette Männer und alte verdiente Familienväter, die ſich bei ihm über Druck beſchweren, oder die Steuerrollen einſehen wollten, mit pöbelhaften Fauſtſtößen und Schimpfreden von ſich entfernte. — Sogar erhielt ein preußiſcher Veteran dieſes Orts, der, um jene niederträchtige Mißhandlungen nicht noch einmal zu erleben, ſich über Mißgriffe und Pflichtwidrigkeiten, zum Beſten der in der Mehrzahl verarmten Bürgerſchaft, ſchriftlich beſchwert hatte, von dem beim prämittirten Schweineraub rühmlich gedachten Friedensrichter, ein alle bürgerlichen Rechte kränkendes Interdict, worin er angewieſen ward, alle künftige Beſchwerden in öffentlicher Seſſion mündlich vorzutragen, vermuthlich, damit man dieſen alten Patrioten zu Uebereilungen reizen, und durch den Büttel beſchimpfen könne. — Dieſes merkwürdige Interdict iſt kurz vor der Blocade, beim Magdeburger Hochlöblichen Tribunal eingeſandt, und liegt noch zur Dijudicatur vor. — —

O! wie ſchätzbar muß doch dem Menſchenfreund das wiederhergeſtellte Reich der Wahrheit und Tugend — wie ſehr willkommen ihm die daraus herfließende heilſame Publicität ſeyn, die noch der einzige Kappzaum für den Schurken iſt, der keinen allwiſſenden Richter mehr fürchtet — nam in veritate non est injuria.

Und wie wollte ſonſt ein gerechter Monarch und deſſen würdige Stellvertreter alle diejenigen kennen lernen, welche jetzt mit der Maske des Patriotismus in Schaafskleidern geſchlichen kommen, vorher aber, unter der Aegide der Weſtphäliſchen Verfaſſung, reißende Wölfe der getreuen Unterthanen waren.

Nur ein feiger Tyrann, der die geheiligten Menſchenrechte mit Füßen tritt, will über Sclaven herrſchen; aber unter einer weiſen, humanen Geſetzverfaſſung zu leben, wo Recht und Wahrheit den Thron ſchützt, und den Nepotismus verdrängt, das iſt die wahre Freiheit, welche die Wohlfahrt des Landes begründet, und das Volk mit unterthäniger Treue, Liebe und Gehorſam an ſeinen Regenten feſſelt — dann gilt es, was der Dichter ſingt:

O! Freiheit, Freiheit, du biſt Silberton dem Ohr,
Und hoher Flug, dem Geiſt, zu denken.

IV.

Die öconomiſche Lage der Prediger in den ehemaligen Weſtphäliſchen Staaten.

Sie fordern mich auf, geliebter Freund, Ihnen die Schickſale, das Verhältniß und die ganze Lage unſers Standes, während der ſieben unglücklichen Jahre, näher auseinander zu ſetzen. Ich erfülle dieſe Aufforderung um ſo mehr und um ſo williger, da ich weiß, in welcher Verbindung Sie ſtehen, und da ich in dieſer Hinſicht hoffen darf, daß Sie Ihren Einfluß gewiß dahin anwenden werden, von unſerm bisher unterdrückten und jetzt noch nicht befreiten Stande manche Laſt abzuwenden, die in der That für unſere Schultern zu drückend iſt. Lange haben wir unter dieſen Laſten geſeufzt —, wir ſchmeichelten uns bei der Befreiung des Vaterlandes, auch unſern Stand von allen dem befreit zu ſehen, was ihm widerrechtlich und gegen alle Billigkeit aufgebürdet war; aber bis jetzt hat uns dieſe Hoffnung getäuſcht, ob wir gleich alle Urſach haben, von einer ſo menſchenfreundlichen Regierung, als die unſrige iſt, zu hoffen, daß ſie endlich auch uns und unſre in der That traurige Lage einer nähern Beherzigung werth halten wird. Dieſe Hoffnung iſt noch das Einzige, das uns aufrecht erhält; mögte ſie uns nicht täuſchen! —

Um Sie, lieber Freund, da Sie nicht Prediger ſind, aber ganz in Stand zu ſetzen, das Drückende unſers Verhältniſſes zu überſehen und zu beurtheilen, muß ich Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich Sie vorher mit unſrer Lage und unſerm Einfluß in den vorigen glücklichen Zeiten bekannt mache. Sie ſehen dann unſern Verluſt am beſten ein, und ich weiß gewiß, daß Sie unſere bisher vergeblichen und ungehörten Bitten um Erleichterung ſehr billig finden werden. Ich will mich hier in keine gelehrte Abhandlung darüber einlaſſen, in wiefern der Stand des Predigers unentbehrlich iſt; ich kann mich hier auf Thatſache berufen. Je weiſer der Landesherr war, und je mehr ihm das Glück ſeiner Unterthanen am Herzen lag, deſto mehr war er von der Wahrheit überzeugt, daß ſein Thron auch um deſto unerſchütterlicher ſtehe, je mehr Religion und Tugend im Herzen ſeiner Unterthanen wohne. Der Vater ſeines

Volks wußte, daß aus dieſen beiden Quellen für ihn, Sicherheit; für ſeinen Thron, Feſtigkeit; für ſeine Geſetze, Gehorſam und für ſeine Kinder Glück und Zufriedenheit floſſen; er wußte, daß dieſe Quellen, Religion und Tugend, die Grenzen ſeines Reichs mehr ſicherten, als Gewalt. Aus dieſem Geſichtspuncte ſorgte der weiſe Landesherr dafür, daß der Stand, deſſen Hauptſorge es iſt, für Religion und Tugend zu ſorgen, dieſe heilige Pflicht mit jener Heiterkeit des Geiſtes, mit jenem Frieden des Herzens erfüllen konnte, ohne welche dieſe Abſicht — Gegenſtände des Geiſtes und des Herzens — nie erreicht werden kann. Daß der Staat bei ſolchen Grundſätzen des Fürſten glücklich ſeyn mußte, ſah man für eine unbeſtrittene Wahrheit an, und die Erfahrung, daß in keinem Staate mehr Vaterlandsliebe, Berufstreue und Anhänglichkeit an den Regenten herrſche, als in einem ſolchen Lande, wo alles, was mit der Religion zuſammenhängt, ehrwürdig iſt, trug das Ihrige dazu bei, den Fürſten von dieſer Wahrheit immer noch mehr zu überzeugen. Der Stand des Predigers wurde daher immer für einen Stand angeſehen, der dem Vaterlande im Allgemeinen angehörte. Er wurde, beſonders auf dem Lande — nicht von dem Landesherrn, nicht von den Unterthanen beſoldet; ſondern ſein Gehalt beſtand in dem Nießbrauch von Grundſtücken, die freilich in gewiſſer Hinſicht ein Landeseigenthum ſind, aber deren

Ertrag als pium corpus zum Gehalte des Predigers beſtimmt war. Er wurde als Eigenthum des Predigers auf ſeine Lebenszeit angeſehen, und mit des Predigers Tode hörte der Nutzen dieſer Grundſtücke für den bisherigen Niesbraucher auf. Dieſe Einrichtung war ungemein wohlthätig für den Landprediger, denn da er ſeine Einkünfte von Natural-Gegenſtänden zog, ſo blieb ſeine Beſoldung bei den veränderten Zeitumſtänden, beſonders bei dem Sinken und Steigen der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe in einem angemeſſenen Verhältniſſe, während Prediger in den Städten, welche meiſtens vor 100 — 200 Jahren auf feſtes Gehalt geſetzt waren, bei zunehmender Theurung ſehr gefährdet wurden, und mit ihren Familien in Noth und Verlegenheit kamen.

Die Prediger waren alſo *öffentliche* Diener des Staates. Der Regent trauete ihnen als ſolchen Einfluß und Wirkung zu; von ihrer Pflichterfüllung verſprach er ſich viel; daher wurde bei jeder außerordentlichen Begebenheit, z. B. bei entſtandenem Kriege, bei Siegen, bei Fürſtlichen Heirathen, Geburten, Todesfällen ꝛc. ꝛc. ihr Gebet verlangt, um in den Herzen ihrer Gemeinden Eifer für die gute Sache und Gebet zu entzünden.

Aus dieſer Anſicht des Einfluſſes, den der Prediger auf die Denkungsart der Unterthanen hatte, war auch der Landesherr wie der Unterthan ſtrenger in den Foderungen von dieſem Stande. Man verlangte von dem Prediger eine ſtrengere Moralität, einen anſtändigeren Lebenswandel und tiefere Einſichten, damit nicht das Gute, das der Prediger auf der Kanzel, in der Schule und bei Unterredungen mit ſeiner Gemeinde, nach der Abſicht des Standes ſtiften ſollte, durch Mangel an Einſichten oder durch Blößen ſeines Lebenswandels untergraben und gehindert werde. — Dem Prediger war die Aufſicht über Schulen und deren Lehrer anvertrauet — von ihm foderte man mit Recht, daß er die künftigen Bürger des Staats in ihrer Jugend bilden und ihrem Herzen den Keim jeder Tugend einpflanzen ſollte. Er hatte die Kenntniß dazu, und auf ſein Betragen achtete man beſonders auf dem Lande um ſo genauer, da man ſich dieſe Abſicht von ihm verſprach. —

Ich trete beſtimmt keinem der übrigen Stände des Vaterlandes zu nahe, wenn ich behaupte, daß in dem Stande des Predigers Wiſſenſchaften und Kenntniſſe in einem vorzüglichen Grade einheimiſch waren. Ohne Sie l. F. darauf aufmerkſam machen zu wollen, daß alle die Lehrer der höheren wiſſenſchaftlichen Anſtalten Theologen ſind, lege ich Ihnen nur die Frage vor: Welche Wiſſenſchaft giebt es, in welcher nicht hier oder dort ein

Prediger ſich auszeichnete? In welchem Stande waren die Wiſſenſchaften, ſowohl die ernſteren und reellern, als die ſchönen, ausgebreiteter und ausgebildeter, als in dem der Prediger? — Beſonders waren Pädagogik und Erziehungslehre (und das Vaterland mag entſcheiden, ob dieſe nicht die wichtigſten ſind!) das Fach, in welchem dieſer Stand das Meiſte leiſtete. Alle Prediger waren mit den ausgebreiteteren Kenntniſſen darin ausgerüſtet. Alle meiſtens waren ſie entweder Lehrer an öffentlichen Schulen geweſen, oder ſie hatten im Privatunterricht Gelegenheit genug gefunden, ſich die nöthigen Erziehungs-Wiſſenſchaften zu erwerben, und fürs Beſte der ihnen Anvertrauten anzuwenden. Ihr Stand — von mancher Störung, von manchem Hinderniß anderer Verhältniſſe frei; — ihre Vorkenntniſſe, die andern Ständen, nicht durch eigene Schuld, fehlten, machten es ihnen leichter, ihrer Pflicht, ſich tiefere Einſichten anzuſchaffen, nachzukommen; ihre, ihnen von ihren eigentlichen Berufsarbeiten frei gebliebenen Stunden wurden der Lectüre und den Wiſſenſchaften gewidmet. Die Würdigern des Standes, denen das Conſiſtorialexamen nicht das non plus ultra war, ſtudirten fort, ſchafften ſich eine Bibliothek an, hielten Leſezirkel und ſuchten in allem Wiſſenswürdigen Fortſchritte zu machen. Der Staat ehrte dieſen Eifer und beförderte ihn. So waren in dem vormaligen Herzogthum Braunſchweig in jeder General-Inſpection Leſezirkel angeordnet, zu welchen die Prediger nur ſehr geringe Beiträge gaben, indem der Landesherr zu Anſchaffung zweckmäßiger Schriften eine bedeutende Summe angewieſen hatte, und die wohlhabenden Kirchen ebenfalls beträchtlich dazu beitragen mußten.

Dies war der Geiſt des Predigerſtandes — der herrſchende Grundſatz, den ſelbſt die Feinde dieſes Standes darin anerkannten, wenn ſie unter den Predigern die Aufgeklärteſten, Einſichtsvollſten und Gelehrteſten ſuchten.

Die äußerliche Lage des Predigers machte ihm dieſen Vorzug leichter als jedem andern. Die, welche kein eigenes Vermögen beſaßen; erwarben ſich durch Schriftſtellerei eine Bibliothek, ohne ſich und die Ihrigen dadurch in Verlegenheit zu ſetzen. Auch der Staat, dem mit ſolchen Männern gedient war, trug reichlich das Seinige dazu bei, um ſich den Ruhm zu erwerben, für ſie geſorgt zu haben. Der Staat ſah den Prediger als Nießbraucher der Ländereien an, er befreiete ihn von den Abgaben und Laſten des Eigenthümers und gab ihm Freiheit von Acciſe ꝛc, nicht um dieſen Stand auf Koſten anderer zu privilegiren, ſondern um ſeine Subſiſtenz zu erleichtern und ihn vor drückenden, allen Aufſchwung des Geiſtes lähmenden Nahrungsſorgen zu ſchützen.

So konnte daher der Prediger der Zukunft ruhiger entgegen ſehen, da man von Seiten des Staates alles that, ihn in der Heiterkeit des Geiſtes und in der Ruhe des Herzens zu erhalten, ohne die Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit nie cultivirt werden können.

Mit Zufriedenheit über ſeine äußerliche Lage konnte er ſeine Pflichten um deſto eifriger erfüllen, da er allgemeine Ehre genoß und ſein Einfluß zu ſehr ins Auge leuchtete. Kurz, der Prediger war glücklich — wenigſtens konnte er's ſeyn, und trug um deſto mehr zum Glück der Menſchen bei, da er's ſelbſt aus den beſten Quellen des Glücks. Religion, Einſicht und Wiſſenſchaft war. Das Vaterland — und wir können mit Recht ſagen: Unſer Vaterland, und beſonders der Stand des Landmanns, zeigte durch Redlichkeit und Berufstreue, durch Liebe zum Fürſten und zur Religion die Wirkungen des Einfluſſes, den der Prediger hatte. —

Die unglücklichen ſieben Jahre, die ſich leider durch ſo manches die Menſchheit Entehrendes auszeichneten, zeichneten ſich unter andern auch dadurch aus, daß Unwiſſenheit eine Hauptſtütze des Thrones werden zu wollen ſchien. Wie ſehr ſtach dieſe Regierung gegen die Regierung Preußens ab, wo der mit Menſchenliebe und Einſichten ausgerüſtete Fürſt, Einſichten und Aufklärung, als Quellen des Glücks ſeiner Unterthanen, beförderte, wo er alles für Schule und Kirche that, um ſo vortheilhaft auf das Herz ſeiner Unterthanen zu wirken, als es auf ſeiner erhabenen Stufe nur möglich war!

Wie empörend bleibt es ewig in der Geſchichte der Menſchheit — die nicht zurückkommen, ſondern immer fortſchreiten ſoll — wenn die weſtphäliſche Regierung alles Mögliche that, der Aufklärung Hinderniſſe in den Weg zu legen. Hart waren die Verordnungen, entehrend und niederſchlagend die Beiſpiele, wie man höheres Orts dieſe Abſicht erreichte; aber keine Geſchichte ſpricht dieſe entehrenden Anſtalten deutlicher aus, als die Geſchichte der Prediger im weſtphäliſchen Staate.

Ich weiß nicht, ob es nicht irgendwo ein Bülletin oder eine Verordnung gab, nach welcher den Wiſſenſchaften im Königreich Weſtphalen der Eingang unterſagt wurde; die Anſtalten waren in der That ganz dazu gemacht, als exiſtire ein ſolches Geſetz, und um es in Erfüllung zu bringen, konnte man keine beſſern Anſtalten treffen, als man wirklich traf. Einſichten und Wiſſenſchaften laſſen ſich eigentlich nicht verbieten; ſie wohnen einmal im Herzen, und wenn auch die weitere Ausbildung ſchwer gemacht wird, ſo findet der Lernbegierige doch immer Nahrung für Geiſt und Herz, wenn man dieſe nicht auf der empfindlichſten Seite angreift. Man konnte dem Prediger das Studiren nicht verbieten; auch konnte man, ſo gern man es auch gethan hätte, ihm das, was er einmal wußte, nicht rauben. Und was that man nun? — Man ſchlug einen Weg ein, auf dem ſich mit der Zeit die Wiſſenſchaften von ſelbſt verbieten mußten. Den freien, heitern Geiſt lähmte man durch Nahrungsſorgen. Das Gefühl der Ehre und des Anſtandes — eine einflußreiche Stütze des freien Geiſtes — untergrub man dadurch, daß man den Prediger mit dem Bauer in eine Claſſe warf, und ihn einem Maire unterwarf, den der Prediger, in vorigen Zeiten, vielleicht nicht zum Kirchenknecht hätte brauchen können.

Die bisher mit Recht ſo hoch geachtete Fides pastoralis wurde für unkräftig erklärt, und der elende Dorf-Maire mußte erſt durch ſein untergeſchmiertes Visa beſcheinigen, daß der Prediger — wirklich ein ehrlicher Mann geweſen ſei.

Der Aufſicht über die Schulen mußte er von ſelbſt entſagen, denn der Opfermann und Schullehrer hatte ein politiſches Uebergewicht über ihn bekommen, und war gewiſſermaßen ſeine Geißel geworden. Wenn der Schullehrer Tagelang den Unterricht der Kinder ausſetzte und über den elenden Mairie-Schreibereien ſeinen Hauptberuf verſäumte, ſo mußte der Prediger ſchweigen, denn der ſich blähende, übermüthige Mairie-Secretair hatte tauſend Mittel, dem gewiſſenhaften Vorgeſetzten wehe zu thun und ihm ſeinen vermeintlich unſtatthaften Amtseifer einzutränken. Er konnte alſo nur ſchweigen und ſeufzen. Was gab es überhaupt für eine Ausſicht für Volkscultur? Die Direction des Schul- und Erziehungsweſens war den bisherigen, ſich allein dazu qualificirenden Behörden, den Conſiſtorien, genommen und den Präfecten, die in der Regel weder Kenntniſſe noch Sinn für dieſen Gegenſtand hatten, übertragen. Die Schullehrer-Seminarien, dieſe weiſen und wohlthätigen Anſtalten der vormaligen Regenten hatten ihren Erhaltungs-Fonds verloren und mußten alſo aufhören. Zudem wurde auch auf die Zöglinge dieſer Seminarien nicht anders Rückſicht genommen, als wenn es an mit den Büreau-Chefs-Secretairen und Domeſtiken des Herrn Präfecten in Connexion ſtehenden Subjecten fehlte. Zwar exiſtirte eine Präfectur-Verfügung, zufolge welcher bei entſtehenden Vakanzen die Superintendenten von ihnen geprüfte Candidaten bei der Präfectur in Vorſchlag bringen ſollten, allein dies war bloße Spiegelfechterei, denn dieſe Vorſchläge wurden nicht beachtet, auf die beſten Zeugniſſe keine Rückſicht genommen; ſobald der Bruder der Köchen des Herrn Präfekten verſorgt oder ſonſt ein kriechender Günſtling angebracht werden ſollte, mußten die verdienteſten und geſchickteſten Männer zurückſtehen. Und wehe dem Schul-Ephorus, der etwas dagegen einwenden wollte!

Die ſtille Wohnung des Predigers — den ruhigen Aufenthalt, wo er ſtudiren ſollte — machte man zu Officierquartieren und überließ dem armen Prediger oft kaum ein einſames Kämmerchen, um daſelbſt, nicht über Wiſſenſchaften, ſondern über die drückende Armuth, über die ſchreckliche Zukunft nachzudenken. Der Ertrag ſeines Ackers, ſeine Erndte oder ſeine Pacht ging in unerſchwinglichen Lieferungen dahin — ſeine in Niesbrauch habenden Aecker, deren Vortheil ganz mit dem Tode des Predigers aufhört, wurden mit ſo ſtarken Grundſteuern belegt, als wären ſie ein Eigenthum. Die Pferde, die mancher Prediger ſich halten mußte, waren zum Vorſpann mit beſtimmt, und da der Prediger nicht ſelbſt, wie der Bauer, als Knecht fahren konnte, ſo kann man errathen, wie der gemiethete Knecht mit den Pferden umging, wenn der Prediger ihm nicht Geld genug mitgab, um zu trinken, oder wie der Bauer, der mit dem Prediger zuſammenſpannte, ſein Vieh auf Koſten der Pferde des Predigers ſchonte.

Ohne das Loos anderer Stände zu überſehen, kann ich dreiſt behaupten, daß nichts die herzloſe Deſpotie der weſtphäliſchen Regierung ſo ins Licht ſetzt, als ihr Benehmen gegen die Prediger. Will man annehmen — wie ich das wirklich hörte — man hätte höheres Orts die Lage der armen Prediger nicht ſo gekannt, ſo iſt dies der höchſte Beweis einer unverzeihlichen Unwiſſenheit und Unbekanntſchaft mit dem Lande, das man tyranniſirte; kannte man dieſe Lage, ſo iſt und bleibt dies Benehmen ein Beweis der heilloſeſten Deſpotie; und alles bürgt mir für den letzten Fall. Einer der herzloſen Helfershelfer der weſtphäliſchen Regierung, der ſeinem Körper und ſeinem Stande nach eine große Rolle ſpielte, und in der Ausſicht auf eine noch größere Rolle übermüthig war, ſagte einſt zu einem armen Landprediger, einem Schulfreunde von ihm, der ihm ſeine Noth klagte: „Noch habt Ihr Prediger nichts gelitten. Wartet nur noch einige Zeit, denn müßt Ihr erſt von jedem Morgen Acker 3 Thaler zahlen, und habt Ihr dies gethan, dann werden Eure Aecker noch obenein verkauft!" —

Ich bin ganz überzeugt, daß dies in Erfüllung gegangen ſeyn würde, denn die weſtphäliſche Regierung handelte nach dem Muſter der franzöſiſchen, und dieſe hielt in weiter nichts Wort, als in ihren — Drohungen.

Doch — ich will von den himmelſchreienden Ungerechtigkeiten kein Wort mehr ſagen. Wer ſie nicht fühlt, gehört nach meinem Dafürhalten zu den Gefühlloſen. Nur einiges über das Benehmen der Prediger in dieſen unglücklichen Zeiten mag hier einen Platz verdienen.

Ich will gerade meinem Stande auf Koſten anderer Stände, die auch viel litten, nicht ſchmeicheln, aber das kann ich mit Wahrheit und völliger Ueberzeugung behaupten: Kein Stand hing ſo an der alten Preußiſchen Verfaſſung — kein Stand wirkte im Stillen ſo für ſie, als der Prediger. Wo andere traurig umherſchlichen, die Hände müßig im Schooß legten, aufs höchſte einem geprüften Freunde ihren Unmuth mittheilten, da ſprach der Prediger oft laut. Kein Stand hatte ſo viel Hoffnung, ſelbſt in den Zeiten, in denen Frankreichs Waffen überall ſiegten, und in der That wußten die höhern Behörden auch recht gut, von welchem Geiſte des Patriotiſmus und der Anhänglichkeit an Preußen dieſer Stand beſeelt wurde. Ich kenne mehrere unter den Predigern, die in den obgenannten Zeiten ihre Grundſätze laut äußerten; ich kenne einen, der noch vor dem Frieden in Tilſit laut auf der Kanzel für Friedrich Wilhelm und Alexander betete; und noch weiß ich nicht, wie es zuging, daß das Beiſpiel des braven Blühdorn nur das einzige war, in dem die Despotie Weſtphalens an den einzelnen Individuen unſers Standes ſich zeigte.

Freilich will ich zugeben, daß bei vielen Predigern dieſer Haß gegen Frankreichs und Weſtphalens Regierung mehr aus den unerträglichen Laſten entſtand; aber dies ſetzt die Sache nicht herab. Genug, die Aeußerung war da, das Beiſpiel wirkte, der aufgeregte Funken des Patriotismus glimmte im Stillen fort. Die preußiſchen Landesherren konnten in jedem Fall darauf rechnen, daß der Predigerſtand — wie es die Geſchichte des letzten Jahres hinlänglich beweiſt, ſich mit willigem Herzen zur Befreiung des Vaterlandes und zur Mitwirkung erbieten würde.

Der Patriotismus dieſes Standes brach aber da in ſeinem vollen Glanze hervor, als unſer Vaterland wieder preußiſch wurde. Nicht nur, daß die Prediger — und mit ihnen hielten es immer die ſogenannten alten Preußen, das Symbol des preußiſchen Hauſes, den Adler, durch öffentliche Reden, Predigten, Lieder und Aufſätze bei ſeiner Wiedererſcheinung ehrten — mit Freuden willigten ſie in das Geſuch ihrer, eben ſo die Ehre des Vaterlands liebenden Söhne, die Waffen für Friedrich Wilhelm zu ergreifen; ſie ermunterten ſie vielmehr dazu. Sie gaben willig von ihrer Nothdurft zur Ausrüſtung ihrer Söhne, und wirkten dadurch viel mit, daß der Reclamationen aus andern Ständen weniger waren, als die Landwehren organiſirt werden ſollten. Mit dem glühendſten Patriotismus vertauſchten die Söhne der Prediger die Bücher mit den Waffen; ſie waren die erſten, die ſich zum freiwilligen Dienſte anboten, ſo daß mir ein Officier geradezu ſagte, daß ſich gleich in den erſten Tagen der Organiſation ſeines Corps drei und zwanzig Predigerſöhne bei ihm gemeldet hätten. In der That, auch hier nichts neues, nichts außerordentliches, ſondern ganz die Geſchichte des Vaterlandes unter Friedrich den Zweiten, und wer weiß, wie mancher dieſer braven Jünglinge einſt als ein zweiter Seelhorſt und Günther vor der Fronte eines Regiments des Vaterlandes Stütze wird. —

Beſonders aber zeichneten ſich die Prediger aus, da für die Verwundeten und Kranken geſammelt werden ſollte. Das Königl. Gouvernement gab dies den Wink dazu — die Prediger hatten längſt darauf gehofft, und von den Kanzeln, wie von jeder andern Veranlaſſung, nahmen die Prediger die ihnen erwünſchte Gelegenheit, Vaterlandsliebe und Achtung für die braven Vertheidiger der deutſchen Freiheit lauter zu zeigen, als jemals. Sie gaben nicht nur eigene reichliche Beiträge, ſondern ſie machten die Sache ausgebreiteter, indem ſie ſie zur

Sache der Religion machten. Die Siege der Alliirten wurden von den Kanzeln verkündigt, für ſie wurde öffentlich gedankt, die Lage und die Bedürfniſſe der Bleſſirten und Kranken wurde mit den lebhafteſten Farben geſchildert, und wenn dann das Herz der Zuhörer empfänglicher war, dann ſammelten die Prediger für die Verwundeten. Manche Gemeinde, die ohne Mitwirkung des Predigers kaum einige Thaler gegeben hätte, brachte, da der Prediger ſelbſt ſammelte, die Summe von hundert Thalern zuſammen. Linnen, Wäſche, Lebensmittel, Charpie, Kleidungsſtücke, alles kam in ſolchem Ueberfluß, daß ſelbſt die, die zur Aufnahme dieſer Sachen beſtimmt waren, laut ihre Verwundrung äußerten. Leſen Sie darüber die Provinzialblätter, laſſen Sie ſich die Liſten von dem zeigen, was einzelne Dörfer auf das Zureden ihrer Prediger thaten, und Sie finden es gegründet, was ich in Hinſicht des Einfluſſes, den der Prediger auf dieſe Sammlungen hatte, geſagt habe. Doch, ich will hier nichts weiter ſagen. Die Sache rechtfertigt ſich ſelbſt, und auch hier wird die Wahrheit ihre Ehre retten.

In der That, wir haben viel gelitten, viel getragen, viel gethan, und wer unter uns würde wohl ſeine Schultern einer allgemeinen Bürde entziehen, wer würde nicht gern und willig getragen haben, wenn wir uns nur mit der Hoffnung tröſten können, daß man endlich einmal höheres Orts auf unſre drückende Lage Rückſicht nimmt? Daß dies nicht leere Wünſche ſind, ſondern, daß wir mit feſter Zuverſicht dies hoffen dürfen, dafür bürgt uns der Geiſt unſrer jetzigen Regierung; eine Regierung, in welcher man von jeher Religion und Tugend für die Hauptſtütze des Thrones, für die beſte Schutzwehr der Gränzen des Vaterlandes anſah; einer Regierung, die die Aufopferungen der Unterthanen mit väterlicher Liebe, und, warum ſoll man es nicht laut ſagen? mit gerührter Dankbarkeit erkennen muß, wenn ſie ſonſt die alte ehrwürdige Regierung ſeyn will, die ſie ſonſt war.

Oft haben wir Prediger unſre drückende Noth ſchon vorgeſtellt, aber, freilich eben ſo oft vergebens nach Befreiung von unſern Laſten geſeufzt, indeß andere Stände, die nicht nur nichts litten, ſondern unter der weſtphäliſchen Regierung noch gewannen, ſo auffallend begünſtigt wurden. Mögen Sie dies — beneiden wollen wir ſie nicht; aber das wird uns eine jede höhere Behörde erlauben, ſo viel Selbſtliebe wird uns eine humane Regierung verzeihen, daß wir in unſrer Lage den Blick auf unſre Zukunft, auf unſre Familie, auf unſre Wittwen, auf unſre Kinder werfen, und für ſie gleiche Rechte mit andern Ständen verlangen.

V.

Wie kam es, daß die Franzoſen in unſern Tagen faſt allgemein gehaßt wurden?

Nur die Sclaven ausländiſcher Sitten, die blinden Verehrer des Sonderbaren, habſüchtige Schmeichler und Tyrannenknechte liebten und vertheidigten das Volk, welches aus einer vieljährigen Gährung eben ſo ungeläutert hervorging, als es dieſelbe antrat. Obwohl ihrer viele waren, ſo blieb ihr Verein im Verhältniſſe zur großen Menge der ächt vaterländiſch Geſinnten dennoch nur unbedeutend, und löſte ſich, zwar noch nicht mit dem Wanken der franzöſiſchen Adler, aber doch mit de Dynaſtie des Tyrannen wenigſtens vor der Welt auf. Dieſen Bekehrten erleichtert es vielleicht die gewaltſam Matamorphoſe ihres Glaubens und Glaubensbekenntniſſes, hier, wenn ſie anders dieſe Blätter leſen, zu erſa ten:. warum ihre Lieblinge der beſſeren Welt ſo verhaßt waren, während deſſen die wahren Vaterlandsfreunde ſich mit uns noch einmal einen Rückblick auf die Objecte ihrer Verachtung gefallen laſſen, der ſie nur an frühere, tief in ihr Herz verſchloſſene Betrachtungen über die Schattenſeite der franzöſiſchen Nation erinnern ſoll und kann.

Der *Nationalcharacter* der Franzoſen, der erſte Grund des bitteren Haſſes der meiſten Europäer gegen die entarteten Abkömmlinge der alten Franken, Neuſtrier und Weſtgothen, ſagt Voltaire, iſt ein mixtum aus dem Affen und dem Tiger. Vielleicht ſchwebte ihm bei dieſer kurzen Characteriſtik ſeines Volks das vielgeſtaltige Bild des modernen Marquis, und die geſchmeidige Windbeutelei des Hofmanns neben der oft eben ſo poſſierlichen Zierlichkeit des Abbé ſeiner Zeit vor Augen, welche in tauſend Männchen die Leere eines nichts ſagenden Modetons nur zu deutlich ausſprachen. Zugleich mogte er ſich nicht ohne Unwillen an die Schreckensauftritte der letzten Jahrhunderte und Jahre der Geſchichte von Frankreich erinnern, welche wir durch die Namen der Bartholomäusnacht, der Calviniſtenverfolgungen und Mordbrennereien in der Pfalz unter Ludwig XIV. u. ſ. w. nur anzudeuten haben. Auch ſtarb ſchon lange vor ſeiner Zeit der Marſchall d'Ancre mit ſeiner Gemahlin auf dem Blutgerüſte; die Pariſer brüheten Herzen und Lebern, ergötzten daran ihren Gaumen, und leckten das Blut der Schlachtopfer.

Dennoch war und blieb der vorherrſchende Character des Volks, welcher in früherer Zeit in Deutſchland und in vielen andern Ländern der Verehrer, Bewunderer, Anhänger und Anhängerinnen nur zu viele fand, der Affe. Das Tigerherz überwältigte den jovialen und friedlich leichtfertigen Sinn erſt in der Schreckenszeit der Revolution ſo gänzlich, daß die Spuren davon ſelbſt im Innern des Landes ſelten wurden.

Erſt lange nach dieſer Zeit ging aus dem Ueberdruſſe an den grauenvollen Scenen der Anarchie eine gemäßigtere Stimmung des Volks hervor, welche dem Blutvergießen gern ein Ende gemacht, und den immer erneuerten Entvölkerungen ſeiner Provinzen, durch ewige Heereszüge wohl geſteuert hätte, wäre nicht das Joch der Tyrannei, welches nun auf ihm laſtete, ein eiſernes geweſen. In dieſer Periode der neueſten Zeit, an welche ſich unſere Tagesgeſchichte anſchließt, hat man die franzöſiſche Armee von der Nation zu unterſcheiden. Denn indem das Volk von den tauſendfachen, immer erneuerten Anſtrengungen ſeiner letzten Kräfte, auszuruhen; der Vater im Kreiſe ſeiner Familie ſeine Tage zu beſchlieſen; die verlaſſene Mutter eine Stütze ihres Alters im heranwachſenden Sohne zu behalten, vergebens wünſchte; indem die verlaſſenen Tempel des Friedens, der Künſte und Wiſſenſchaften, verödet, dem Tage der Rückkehr ihrer Prieſter entgegenharrten; als die Schildhalter der kaiſerlichen Dynaſtie in der Hauptſtadt ſelbſt, zum Theil ſich nach Frieden und dem endlichen Aufblühen der Gewerbe und des Handels ſehnten, und die Jugend bereits vor den Schrecken der Kriege in fernen Landen zitterte: da raffte die Allgewalt der Tyrannei die aufblühenden Kräfte des Reichs noch immer mit ſich fort auf die Schlachtfelder; ſchuldloſe Knaben wurden in wenigen Monaten Kannibalen; die Feldherrn bildeten plünderungsſüchtige Haufen von Mordbrennern; Rohheit und Raufſinn, der ſich nur im Getöſe der Meuterei gefällt, traten an die Stelle gefälliger Sitten; die entſetzlichſten Niederlagen wurden nur Veranlaſſung, die Anſtrengungen der Völker und die Greuel der Verwüſtung zu verdoppeln; der Tiger wurde zum Schakal, zur grimmigen Hyäne, denn die Schrecken des Grabes und der ſchauderhafte Anblick todter und halbtodter Menſchengerippe ward zum Geſpötte; der Hunger weidete das Heer an den Aeſern und der Urheber alle dieſes Elendes dachte nicht an Frieden. Die neueſten Ereigniſſe haben bewieſen, wie ſehr die Stimmung des größeſten Theils der Nation mit dem wilden, grauenvollen Muthe der Armeen im Widerſpruche ſtand. Das Ausland aber kannte nur die letzteren, und konnte, obgleich ſelbſt unter dem Scepter des nun entthronten Kaiſers ſeufzend, nur Abſcheu gegen dieſelben empfinden.

Wir können nicht läugnen, daß es auch unter den franzöſiſchen Heeren manchen ehrenwerthen Soldaten, manchen braven Officier gab; aber das allgemeine Urtheil richtet ſich nach der Mehrzahl, die unſtreitig das gehäſſige Gepräge der verfeinerten, erfindungsreichen und boshaften Grauſamkeit trug, und die Wildheit der barbariſchen Horden weit hinter ſich ließ. Auch ſind die verwundeten Gemüther nur zu ſehr geneigt, die Schaar zu verdammen, aus welcher ihnen Einzelne tiefe Wunden ſchlugen. Waren es nun gar die Anführer der entarteten Horden, decorirte Tiger, wie Vandamme, Davouſt und alle die bekannten Buben ihres Gelichters, welche ihrer empörenden Wuth keine Schranken wußten; ſtand an der Spitze der herzloſen Widerſacher des Menſchengefühls und Menſchenheils der unbändigſte aller Wüthriche der Heere, der König und Kaiſer: wie konnte da ſelbſt der unbefangenſte Freund edler, menſchenfreundlicher Gefühle den Horden dieſer Elenden einen freundlichen Blick gönnen? Mußte nicht der bitterſte Haß gegen die Nation, aus deren Schooße dieſe Rotten hervorgingen, jede

Bruſt erfüllen, welche von den Geißelhieben der empörendſten Mißhandlung und Barbarei blutete?

Und es gab der nichtblutenden wahrlich nur wenige!

Das gefühlvolle Herz des Ruſſen, der treue und menſchenfreundlich biedere Sinn des Deutſchen, die freigebige Wohlthätigkeit, die hohe Großmuth des Britten und der edle Stolz des Spaniers haben zu derſelben Stunde und alle gleich ſtark das Urtheil über die franzöſiſchen Armeen ausgeſprochen, und die Zeit hat gerichtet.

Wer dies allgemeine Urtheil nicht laut bekannt, wer der ſchlechten Sache das Wort geredet und die Mittel der Tyrannei nicht aus voller Seele gehaßt hat, der rühme ſich nicht, mit Herz und Geiſt einem der hochherzigen Völker anzugehören, welche den Kampf für Menſchenwürde und Völkerglück ſo preiswürdig ausgekämpft haben!

Wer aber den Ruhm einer edelmüthig patriotiſchen Geſinnung mit den wehrhaften Schaaren der vereinigten Waffenbrüder theilt, und im Schatten ihrer Lorbeeren den Lohn der Triumphe, Freiheit, Vaterland, Achtung, innere Zufriedenheit und das Bewußtſeyn ſeiner Menſchenwürde, genießt: der bewahre ſein Herz vor dem Uebermuthe des Stolzes; denn die ſpöttiſche Miene des Uebergewichts, welche den franzöſiſchen Soldaten in der Zeit ſeiner Siege unverkennbar characteriſirte, und ſo oft auch gegen die mitſtreitenden Waffengenoſſen laut wurde, war ein anderer Uebelſtand, welcher das franzöſiſche Volk verhaßt, und die Soldaten unerträglich machte. Der Officier glich in den Städten einem Pfau, der des Prunkens nicht müde wird und den Schmuck ſeines Gefieders nie genug bewundert ſieht. Entfiel aber ein ſchreiendes Wort zur Ehre ſeines Geſchlechts ſeinen Lippen, ſo war der Zauber dahin; jeder Reingeſtimmte war taub für ſolche Laute und ſuchte das Weite. Der Gemeine ſpielte den zornigen Truthahn, der mit aufgeblaſenem Antlitze und trotzigem Schritte ſeinem Verächter im Vorübergehen entgegengrollt, und dem Duldſamen mit kreiſchender Stimme nachſchilt. In dem Munde der Unpartheiiſchen hieß es laut: das ſind nicht mehr die feingebildeten, artigen Franzoſen früherer Zeiten.

Der Vorſichtige ertrug dieſe Miene der Ueberlegenheit mit Gelaſſenheit, und ſchwieg bei dem empörenden Gepolter der franzöſiſchen Marktſchreier; aber in ſeiner Seele erwuchs die edle Verachtung eines ſo gemeinen

Sinnes, welcher nicht ohne Unwillen an die ſtolzen Triumphe und den bedeutungsſchweren Namen des römiſchen Bürgers erinnert, zum innigen Haſſe.

Was aber auch der gutgeſinnte Vaterlandsfreund in der Zeit der despotiſchen Bedrückung, von dieſem gerechten Haſſe bewegt, in ſeinem Herzen über dieſe hochmüthigen Verfolger und Tyrannen ſeines Fürſten, ſeines Volks, ſeiner Familie, ſeiner Wünſche und Hoffnungen beſchloſſen haben mag; wie hart und bitter der gerechte Fluch über das demüthigende Joch dieſer einſt ſo ſtolzen Herre ausgeſprochen ſei; wie viel tauſend Stimmen auch das „Kreuzige, kreuzige,“ über die verhaßte Brut der Kannibalen ausgerufen haben mögen: auch der bitterſte Groll iſt ja befriedigt, wenn der Stolz gedemüthigt, das Scepter der Tyrannei gebrochen, die Flecken ehrloſer Feigheit durch die blutigen Schläge des empörten Rechtgefühls ausgelöſcht, und die ſelbſtſtändigen Verfaſſungen der Völker wieder hergeſtellt ſind.

Nicht die glänzendſten Siege konnten die empörten Völker zum triumphirenden Spotte; nicht die demüthigſte Unterwürfigkeit der Gefallenen konnte ihre Fürſten zur ſtolzen Dictatur über ihre Länder und Verfaſſungen verleiten. In der Schule der Erfahrung wohl unterrichtet über die Erbitterung, welche aus einer hochmüthigen

Mißhandlung und dem höhniſchen Gelächter des Stolzes unabänderlich hervorgeht, und in ihren Folgen furchtbar werden kann; zu edelmüthig, um der Stimme der gerecht vergeltenden Rache allein Gehör zu geben, und lieber am Ziele ihrer Wünſche menſchenfreundliche Nachſicht und Vergebung an die Stelle des Zorns treten zu laſſen, krönen ſie die Thatenreihe ihrer Feldzüge mit einer wohlwollenden Milde, welche die Spötter mit Bewunderung, die Verächter mit Ehrfurcht, ihre Feinde mit Liebe und die Welt mit dem Ruhme eines Edelmuthes erfüllt, der ſchäzbarer iſt, als die glänzendſten Triumphe.

Wir beziehen uns auf die neueſten, aus öffentlichen Blättern überall bekannten, Beweiſe der Achtung und Bewunderung, welche die Mäßigung und Beſcheidenheit der Sieger überall erfahren hat, nur, um auch daraus den Haß, welcher die franzöſiſchen Heere und mit ihnen auch das Volk treffen mußte, als eine Folge ihrer inſolenten Anſprüche, ſtolzen Gebährden, prahleriſchen Reden, verachtungsvollen Blicke und Demüthigungen anderer Völker, deſto anſchaulicher zu machen.

Ueberzeugt, daß verheerende Wuth und wilde Grauſamkeit den Verbündeten in Frankreich den wüthenden Haß des Volks zugezogen, und den Fortgang ihrer Unternehmungen vielleicht auf eine ſchmerzliche Weiſe gehemmt haben würden, erinnern wir denn auch an das Uebermaaß von Jammer und Elend, welches die franzöſiſchen Horden über ſo viele eroberte Landſchaften gebracht haben, als einen dritten und wichtigen Grund für den gerechten Haß, welcher ſie dafür in Deutſchland, Rußland und Spanien treffen mußte.

Nackt und bloß, gleich einer Heerde von Bettlern, zogen die erſten Sieger von Europa über den Rhein und die Pyrenäen, um in das Herz der genannten Länder einzudringen, und auch an der vollen Bruſt unſerer Mutterſtaaten die Fülle derſelben zu ſchlürfen und zu vergeuden. Kittel, Tiſchdecken, Bettücher und Ueberzüge waren die erſten Raubſtücke, wodurch ſie ihre Blöße zu bedecken ſuchten. An ihre Stelle traten nicht lange nachher Decorationen von allen Farben und Zuſchnitten: ein wahres Theatercoſtüm aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, untermiſcht mit modernen Fracks und Halbröcken. Hellblaue Strümpfe, gelbe, rothe und violette Weſten ſchmückten die heldenmüthigen Schaaren; am Huthe aber, um welchen kein lettiſcher Bauer die Heroen beneidet haben würde, prangte das einzige Erbſtück, die Waffe, welche die mütterlich ſorgſame Republik den Vaterlandsvertheidigern zur muthvollen Bekämpfung der Feinde mit auf den Weg gegeben hatte: ein bleierner Löffel.

Dieſe nun vergeſſenen Rotten waren es, denen ihr erhabenes Oberhaupt am linken Ufer des Rheinſtroms zurufen mußte:

„Ihr ſeht zwar lumpig aus, aber alles, was euch fehlt, findet ihr jenſeits.“

Ein freimüthigerer Ausdruck ſeiner Geſinnungen, ein unzweideutigerer Freibrief für Plünderung und Räuberei war nicht leicht möglich; aber durch anlockende Worte, wie dieſe, mußte der erſte aller Freibeuter die abgeriſſenen Gerippe des hungrigen Geſindels kirren.

Wie er die 4500 Kriegsgefangenen von Jaffa vier Tage nach der Uebergabe des Orts, der beſchwerlichen Fortſchaffung halber, ermorden, und den Kranken und Verwundeten in Aegypten ſtatt der Arzeneien Gift reichen ließ; *) ſo entvölkerte er nun durch ſeine verwüſten-

---

*) Wittmanns Reiſen in der Türkei. S. 167. 168 und 177. Der Oberarzt Desgenettes weigerte ſich, dieſen Befehl zu vollſtrecken; aber der Hoſpital-Apotheker Roujenas ſezte ihn in Vollziehung.

den Heereszüge, (um ſo zerſtörender für Land und Leute, weil weder an Magazine, noch an Zeltlager gedacht, ſondern alles dem verarmenden Unterthaner aufgebürdet wurde,) unter der Geißel der Armuth und Blöße, des Hungers und der ſchreienden Noth, ſein eigenes Reich und die Staaten des feſten Landes von Europa faſt alle. Das ſchirmende Hüttendach der Hülfloſen ward im Bivouak verbrannt, die Saaten erſtickten unter Fußtritten und Hufſchlägen, die glühende Aſche verſengte die jungen Keime, welche die Blutſtröme beiſpielloſer Schlachten nicht wieder beleben konnten; Flammenbrände verzehrten Städte und Dörfer; Froſt und Hunger ihre Einwohner; Provinzen blieben unbebauet in ihrer Oede; die Quelle des Verkehrs, das Geld, wurde gewaltſam auf- und heimgebracht; den Staatsdienern ward ihr Gehalt genommen; *) öffentliche und Privatcaſſen wurden geplündert. Die fürchterlichſten Erpreſſungen, Bedrückungen, Mißhandlungen, Privilegien zur Beraubung und Auspfändung der Unterthanen nahmen ihren An-

---

*) Dies geſchah bei der Beſitznahme von Hannover durch den Intendanten Belleville, welcher einen ehemaligen Staatsdiener bei Gelegenheit ſeiner Nachſuchung um Befreiung von der Zwangsanleihe erinnern konnte: daß auch ſein Rock dem Kaiſer gehöre.

ſang; die Franzoſen und andere ihres Gelichters erſchienen reich und üppig; eine plötzliche Metamorphoſe war im Lande vorgegangen: viele, ſonſt wohlhabende Einwohner waren Bettler; die vormaligen Bettler, Landſtreicher und Tagediebe wurden Barone und Grafen.

Die Führer der Armeen, bekannte Barbaren, welche mit dem Berufe zur Feldherrnſchaft auch die Patente für das grauſame Handwerk des Raubens, Brennens und Mordens erhielten, wurden, ſo weit ihr Wirkungskreis und ihre Gewalt es geſtattete, das treue Contrefai ihres Meiſters. Von ſympathetiſchen Gefühlen beſeelt, ſchloſſen ſich ihnen die Subalternen und Gemeinen an; die Liebe zur Verheerung ward allgemein, und überall gleich mörderiſch, gleich raubgierig. Franzöſiſche Soldaten plündern ihre Cameraden, der Bruder überläßt ſeinen Bruder hülflos den Schrecken eines ſchauderhaften Todes; der Verwundete und Geneſende entehrt die Leiche des kaum verblichenen Waffengefährten durch die empörendſte Leichtfertigkeit, und ſpottet durch Beſchimpfungen, die keine lebendige Zunge ausſprechen kann, des Todes, dem er nach wenigen Tagen ſelbſt zur Beute wird.

Doch, wozu die Greuel alle noch einmal aufzählen? Wir fühlen es, daß wir dem Unterrichteten ſchon zu viel Bekanntes geſagt haben, um den natürlichen Haß der

Völker gegen jene Ausgearteten auch aus ihrem vermeſſenen Wüthen gegen die Menſchheit zu erklären.

. Die Engländer, welche, Hannover unbeachtet gelaſſen, dieſe unmittelbaren Mißhandlungen nicht erfahren konnten, fühlten den Erbhaß gegen Frankreich durch das furchtbare Continentalſyſtem, das ihnen Europens Häfen alle verſchließen ſollte, aufs neue hervorgerufen und geſtärkt. Die gewaltſame Sperrung des Handels, die Stockungen des Verkehrs erfüllten, wie ſie jede der größeren Seemächte Europens wenigſtens mit heimlichem Verdruſſe gegen die unbezwinglichen Feinde ihres Wohlſtandes. Die übrigen Völkerſchaften, zumal im Innern des Landes, empfanden jene Leiden nur zu drückend; ſie ſeufzten unter den fürchterlichen Laſten der Despotie; ſie klagten laut über ihre Wunden; ſie unterlagen endlich dem Uebermaaß des Elendes und Jammers, denn jeder edle Bürger des Landes war ein Unglücklicher, jeder glückliche ein Verräther und jeder Feind ein Despot.

Konnte eine andere Stimmung gegen dieſe verwilderten Horden herrſchen, als ein bitterer Haß, der die Regungen des allgemeinen Wohlwollens und die Gefühle des Mitleidens gegen die Elenden in der Periode des beginnenden Wechſels unter die Schwachheiten kleiner

Seelen zählte, und öffentlich zur gerechten Rache an den Geiſeln der Redlichkeit und Treue aufmunterte!

Was aber den Haß der Völker, welche unter Frankreichs Oberherrſchaft ſeufzten, zum höchſten Abſcheu ſteigerte, war endlich der gewaltſame und rückſichtsloſe Umſturz alter Verfaſſungen, Geſetze, Rechte. Der gewöhnliche Menſch hängt nicht allein mit warmer Liebe an dem Gewohnten, Herkömmlichen, an Landesſitte und Gebrauch; ſondern es wird ihm auch gar leicht zu beſchwerlich und eben darum verhaßt, ſich mit einer neuen Ordnung der Dinge bekannt zu machen, ſich der alten zu entwöhnen und ſich in jene zu fügen. Auch iſt die Vorliebe des Staatsbürgers für ſein Volk und ſeine Sprache etwas ſo höchſt Natürliches, und der auf dieſe Vorliebe gegründete Wunſch, von vaterländiſchen Fürſten beherrſcht zu werden, ſo verzeihlich, daß auch von dieſer Seite jede Veränderung als ein Augment der Abneigung gegen ihren Urheber einleuchtet. Selbſt Fürſten, welche nicht die allgemeine Liebe der Unterthanen haben, und noch weit entfernt ſind, ſich dem Ideale eines muſterhaften Regenten zu nähern, wird das Volk aus Achtung gegen das Stammhaus, aus Liebe zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit, als Eingeborne des Landes, lieber behalten, als einem Fremdlinge das Scepter reichen, den es nicht kennt; dem es ſeine Hoffnungen und Wünſche nicht mit Vertrauen eröffnen; zu dem es nicht mit eigner Zunge, nicht in ſeiner Mutterſprache reden kann. Erinnern wir uns zugleich, wie unwillig ſich Nationen in das Joch neuer Geſetze ſchmiegen, die ſie ſich nicht ſelbſt geben durften;*) wie tief der Umſturz lange beſtandener Rechte den Unterthanen kränkt und beleidigt; erkennen wir ſogar in den Umkehrungen nur die Laune des Eigenſinnes und der Willkührlichkeit; finden wir die neuen Anordnungen, Geſetze und Verfaſſungen unſerer Erziehung, Volksbildung und dem Nationalcharacter widerſprechend; giebt man uns an der Stelle geliebter und edler Herſcher geiſt- und verdienſtloſe Wollüſtlinge, an der Stelle unzweideutiger, bewährter und allgemein bekannter Geſetze einen Codex vieldeutiger Formeln, welche der Rabuliſterei ein weites Feld eröffnen, und dem Unterthanen überall koſtſpielige Verſtöße gegen das ſogenannte Recht zu beweiſen, geeignet ſind: wer will, wer kann es uns dann verargen, daß der Haß gegen dieſe Fremdlinge, welche ſich in den Kreis unſerer

---

*) Eine Erfahrung, welche die weiſe Mäßigung der hohen Verbündeten auch bei der Organiſation der neuen Verfaſſung von Frankreich beſtätigt, indem ſie dem Volke die freie Wahl ſeiner künftigen Conſtitution überließ.

Sitten, Rechte, Regenten u. ſ. w. eindrängen wollen, auf die Nation übergeht, der wir ſie verdanken?

Wie manchen Fluch mag der franzöſiſche Münzfuß in Deutſchland auf ſich geladen haben! Wie manche engherzige Braut hat die Gütergemeinſchaft bei dem Civilacte in die tödtlichſte Verlegenheit geſetzt! Wie mancher Bannſpruch iſt im Stillen gegen den feindſeligen Geſetzgeber und Widerſacher des deutſchen Volksthums ausgeſtoßen! Und mit Recht. Ein Volk, das ſeine ererbten Sitten, Verhältniſſe, Geſetze und Sprache aufgeben muß, wird herabgewürdigt; und die gänzliche Annahme des den unterworfenen Völkerſchaften zugedachten franzöſiſchen Syſtems würde eine gänzliche Vernichtung ihrer Eigenthümlichkeit nach ſich gezogen haben.*)

Alſo auch darum war der Haß gegen ein Volk gerecht, welches eine eiſerne Kette um den nach Freiheit und Unabhängigkeit ringenden Nationalgeiſt der Völker des feſten Landes zu legen, und im Strudel ſeiner Gewaltthätigkeiten ſelbſt die Reſte alterthümlicher Volkscharactere zu begraben gedachte.

---

*) Ueber den Code Napoleon und deſſen Einführung in Deutſchland, von Auguſt Wilhelm Rehberg. Hannover. bei Hahn 1814.

Das franzöſiſche Volk hat aufgehört, der Tyrann unſerer Sitten, Gebräuche, Geſetze, Rechte, Worte, Sprache und Verfaſſungen zu ſeyn; es ſteht auf dem Puncte, wo es die Mäßigung ſeiner Sieger nur bewundern kann, nicht die franzöſiſche Nationalehre zu kränken durch das eiſerne Gebot der deutſchen oder ruſſiſchen Volksſitte und Verfaſſung, zur Vergeltung franzöſiſcher Sünden. Seine Sprache beweiſet uns, daß es zur beſcheidenen Sitte, zur Anerkennung des höhern Gehalts und Verdienſtes ſeiner Nachbarvölker zurückzukehren und ihnen in den Schranken der Natur und Redlichkeit nachzueifern gedenkt. Daher nicht mehr unauslöſchlichen Haß und unverſöhnliche Rachſucht gegen ein Volk, welches die brandmarkenden Gepräge der tyranniſchen Unterdrückung auszulöſchen bemüht, und voll Reue über die Sünden der Vergangenheit, dem Genius der reineren Stimmung hingegeben iſt; aber ewigen Haß und ewige Schande dem fluchwürdigen Frevel, welchen der boshaften Werkzeuge der Tyrannei nur wenige überlebt haben!

VI.

Characteriſtiſche Beiträge zur Kenntniß eines wahrhaft idealiſchen Staatsdieners im ehemaligen Weſtphalen.

Es giebt Menſchen, welche Herz, Antlitz und Stimme ſo ſehr in ihrer Gewalt haben, daß ſie äußerlich jede Farbe anzunehmen vermögen. Sie erröthen nicht, den Argloſen, welcher ſie an ihre Schattenſeite erinnert, mit frecher Kühnheit der Lüge zu beſchuldigen, um ſich in deſto hellerem Glanze zu zeigen. Nicht ſelten erreichen ſie ihren Zweck, denn der Unbefangene denkt von allen gern das Beſte, und die Welt will nun einmal betrogen ſeyn. Es kann etwas den Stempel göttlicher Wahrheit tragen, und wird vor dem Richterſtuhle ſchwacher Menſchen in das Gewand der Verläumdung und der Lüge gehüllt. Fiat! Das Gewicht, welches der Menſch nur den Verhältniſſen, nicht ſich ſelbſt verdankt; die Ehre, die er ſich von privilegirten Kniffen und Kunſtſtücken bei der ununterrichteten oder ſchlechten Volksclaſſe erbetteln muß; der Werth, welcher ſich nur auf Lüge, Betrug und Bosheit gründet, iſt ja eben das Erbtheil des blinden Zufalls und der Nichtswürdigkeit. Habeat sibi! Wie ſich dies Bild im Leben darſtellt, werden folgende Characterzüge eines Canton-Maires lehren, welche wir ohne künſtlichen Zuſammenhang aphoriſtiſch hinwerfen wollen.

Dilettanten der Rechtswiſſenſchaft und Spaßmacher ſtellten den Grundſatz auf: was ein Canton-Maire befiehlt, iſt Geſetz. Unſer Held befahl, daß die Wieſengerechtſame eines ihm in keiner Rückſicht verpflichteten Mannes verpachtet werden ſollte; zog die Pachtſummen ein, und hatte Recht *) gethan.

Derſelbe erkaufte ſich ſein Amt, ein väterliches Erbe, von einem Gauner, und ſein Anchiſes mußte nolens volens einwilligen, ohne jenes:

Ergo age, care pater, cervici imponere nostrae!
Mene efferre pedem, genitor, te posse relicto
Sperasti?

---

*) Wir haben das Wort groß geſchrieben.

zum Troſte zu hören. Die um den Handel wußten, verargten dem Käufer ſein ſpäteres Wirken ſelten; denn ſie meinten: wer etwas auf das Spiel ſetzt, ſucht zu gewinnen.

Einſt hatte er ſich in eine Berechnung vertieft, wie unter dem Vorwande einer Wegebeſſerung die Heerſtraßen am ſchicklichſten zu Grunde gerichtet werden könnten, um der Caſſe den möglichſten Vorſchub zu thun. Eiligſt wurden Fuhren auf Execution verordnet, und die Arbeit, auf Rechnung der öffentlichen Caſſe veranſchlagt, geſchah durch Herrendienſte: Aber er mußte für diesmal die Execution bezahlen. War das wohl Recht? Die Gensd'armes wußten ſich in ſolchen Fällen zu entſchädigen. Diesmal waren ihnen die Piſtolen genommen, und mußten durch Piſtoletten erſetzt werden.

Die Magazine pflegten in Weſtphalen rein gehalten zu werden. Einſt kam viel Einquartierung — der Staat hatte das Fieber; — da wurden die Generäle und Oberſten angewieſen, die reichſten Kornböden und Heuſtälle zu plündern. Honny soit, qui mal y pense!

Fragte den Ehrenmann Jemand um Rath, oder hat ſich ein Ehrlicher Verhaltungsregeln aus, wie er ſich beſſern müſſe, um ein guter weſtphäliſcher Unterthan zu werden; ſo wußte er die Antwort ſtets ſo zu ſtellen, daß er und ſeine Zunftgenoſſen bald etwas zu verdienen bekamen. Wer weiß beſſer zu leben?

Haabe und Gut der Gemeine wurde allgemach verkauft, und der Etat der Steuern nach Möglichkeit benutzt: alles zum Beſten der Caſſe. Ein guter Beitrag für patriotiſche Verübungen.

Seine Vaterlandsliebe ward durch die Schillſchen Huſaren auf eine harte Probe geſtellt, als die ſchlichten Weſtphalen kein Vaterland hatten. Ein Taubenſchlag kann davon Zeugniß geben. Man hat den Helden des Abentheuers ſelbſt zu befragen: ob die Schillianer Päſſe gehabt, vorgezeigt, und was ſie ihm für einen Laufpaß auf den Weg gegeben haben?

Seitdem er das Glück gehabt hatte, ihren bereits geſpannten Piſtolen zu entlaufen, ward er ſo begeiſtert, daß er den Zweiflern hohe Seeligkeit unter weſtphäliſchem Scepter verhieß, ſobald Napoleon nur erſt zum Ziele gelangt ſeyn würde. Was mag der Mann wohl unter Ziel verſtanden haben?

Im Vorgefühle dieſer Wonne ward ein Serail angelegt — franzöſiſcher Geſchmack! — Die Lieblingshure wurde am Tiſche der Frau mit Zuckerbrod gefüttert — auch mit weſtphäliſchen Geſetzen vereinbar, wer es danach anzufangen wußte. — O mihi praeteritos referat si Jupiter annos! ſeufzen wir in ſeinem Namen.

Hätte der Himmel den heiligſten ſeiner Wünſche erhört, und der franzöſiſchen Oberherrſchaft Gedeihen und Beſtand gegeben; ſo hätte er ſchwere Gelübde zu löſen gehabt. Der Hofſtaat hätte eine neue Livree, Knecht und Magd neue Hoſen und Röcke bekommen, und laute Freudenfeſte wären den Franzoſen zu Ehren, ehrlichen Leuten zum Poſſen, angeſtellt.

Um die frohen Hoffnungen nicht mit einem Mal aufgeben zu müſſen, wurden noch zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Sommer und Herbſt 1813 feindſelige Nachrichten verbreitet; die Entwürfe und Maaßregeln der Verbündeten für Thorheiten und Poſſen erklärt, und Läſterungen gegen Fürſten und Könige ausgeſtoßen, die, der Welt Heil und Frieden wieder zu geben, in das Feld zogen. — Wie der Regent iſt, ſo ſind auch ſeine Amtleute; aber das Regiment auf Erden iſt in Gottes

Händen, derſelbe giebt ihr zu Zeiten einen tüchtigen Regenten. *)

Von aller Welt verachtet und verlaſſen, thut der Mann endlich Buße, und der Client der Sünde ſucht ein Häuflein erbarmungswürd . . . — erbarmungsvoller Patrone um ſich zu verſammeln. Er tränkt und ſpeiſet, was ſeinem Panier huldigt — denn was ihr meiner Geringſten einem thut, das habt ihr mir gethan; — aber er labt ſelbſt die erſten der eindringenden Feinde ſeiner Wünſche und ſeines Abgotts Napoleon mit ſtrahlenreichem Antlitze.

O, ſprach der Greis, welch' edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!

Nun wurde die Farbe verändert, der Fluch im Herzen floß als Seegen über die Zunge; alle Freunde des ächt deutſchen Volksthums wurden in das ſchwarze Buch geſchrieben. Der Oſtracismus ſtimmte durch weſtphäliſche Scherben.

Hätte jetzt Weſtphalia noch in ſeiner ganzen Glo-

---

*) Jeſ. Sir. 10.

rie geblühet! Welch eine herrliche Ausſicht, ihm erfreulicher als ein mäßiger Steuerüberſchuß, alle Zweifelſüchtige, Tadler, Verächter und Verabſcheuer ſeiner Perſon durch eine ſchwere Buße zu bekehren! Die Correctur hätte dem Staate leicht ein hunderttauſend Franken eintragen können; denn wer opfert nicht gern der Wahrhaftigkeit einen Obolus!

Ueber Preußen und Ruſſen ſpricht der Mann, welchem nichts als das Ehrenzeichen der weſtphäliſchen Kronritterſchaft fehlt, *) noch täglich insgeheim ein ſtolzes Anathem aus — Hochmuth kommt vor dem Falle! — und ſchwört im Stillen, einen feierlichen Triumphzug anzuſtellen, Miniſter zu werden, und alle ſeine gedemüthigten Gegner aufhängen zu laſſen, wenn Napoleon wiederkommt. Den nenn' ich einen Patrioten! Carthaginem esse delendam censeo, ne quid res publica detrimenti capiat.

Cato.

---

*) Das hätte er, beiläufig geſagt, ſchon honoris causa verdient.

VII.

Schändliche Handlung eines weſtphäliſchen Friedens-Richters.

Als bei Annäherung der verbündeten Armee, im October 1813, die franzöſiſche Beſatzung aus der nahe vor Magdeburg belegenen kleinen Stadt * * * in die Feſtung zurückziehen mußte, raubte dieſe, noch Tages zuvor, von den benachbarten Dorfſchaften viel Vieh zuſammen, und ein gemeiner Soldat brachte am Abend ein junges Schwein, welches er ebenfalls geſtohlen hatte, mit ins Quartier, wofür er ſeinem Wirth 1 Rthlr. abzwang. Dieſer aber, obgleich ſelbſt ein dürftiger Mann, meldete ſolches Tages darauf dem Friedenkrichter, welcher ſich dieſes Schwein ſogleich auf ſeinen Hof bringen ließ, und 16 Gr. Trinkgeld dafür gab, unter dem Vorwande, daß es öffentlich ausgerufen werden ſollte. —

Das Schwein ward aber nicht ausgerufen, ſondern von der Frau Friedensrichterin eiligſt an eine Fleiſcherfrau für 5 Rthlr. verkauft.

Nach Verlauf einer Woche, da alles ſtille blieb, ließ ein Patriot jenes Schwein unter ſeinem Namen öffentlich verlautbaren, und ein armer Tagelöhner aus dem nahen Dorfe * * * legitimirte ſich als Eigenthümer dazu. Beſchämt mußte nun der Friedensrichter nachweiſen, wo er dieſes an ſich genommene Schwein gelaſſen habe? Er mußte der redlichen Käuferin die dafür erlegten 5 Rthlr. Kaufgelder wieder herauszahlen, und dieſe das Schwein, welches zum Glück noch am Leben war, an den Beraubten zurückgeben. —

Dieſer Vorgang iſt bereits von der Bürgerſchaft des Städtchens bei Einem Ehrwürdigen Gerichtshof zur fiscaliſchen Unterſuchung angezeigt, und das Publicum, auf den Ausgang der Sache geſpannt, frägt ſich unter einander: was wohl ein Friedensrichter verdient habe, der nach Vorſchrift der Geſetze, Verheimlichung des Raubes, Eigennutz und Betrug an andern ſtrafen ſoll?

Zwar hält Inculpat dieſen Frevel für zu gering, als daß er glauben könnte, die Juſtiz werde darüber viel Aufhebens machen. Auch gehört es zu ſeinen gewöhnlichen Kunſtgriffen, ſeine Obern durch gehäſſige Verläumdung unſchuldiger Männer, von der Hauptſache ableiten und ihnen den rechten Geſichtspunct verrücken zu wollen; allein es läßt ſich nicht umgehen, daß er das in Rede ſtehende Schwein cum animo sibi habendi an ſich genommen, und ſich ipso facto des Raubes eines gemeinen Franzoſen noch zu guter lezt theilhaftig gemacht habe, zu einer Zeit, da bereits die ſo erwünſchte Morgenröthe der Erlöſung von Mord und Raub, angebrochen war. —

Er hat für die Ablieferung ein freiwilliges Trinkgeld gegeben, wozu er doch nicht verbunden war; er hat das Schwein dem öffentlichen Ausruf entzogen, und ſogleich durch ſeine Frau verkaufen laſſen, mithin den Raub abſichtlich verheimlichet, und nie würde dies Thier wieder an ſeinen Herrn gekommen ſeyn, wenn nicht der von ihm mit Fleiß unterlaſſene Ausruf durch eine Privatperſon nachgeholt wäre! —

In jeder Hinſicht alſo, iſt und bleibt dieſe That ein Bubenſtück, deſſen Reatus um ſo größer wird, als dies geraubte Schwein eines armen Tagelöhners einziger und nothwendiger Bedarf war, wovon er mit ſeiner Familie, den Winter hindurch leben, und deſſen Verluſt ihm weit weher thun mußte, als wenn ein reicher Mann um viele Tauſende betrogen wird.

Es läßt ſich nun leicht denken, wie viel Mißgriffe und Pflichtwidrigkeiten vorhergegangen ſeyn müſſen, um zu der hier erwähnten Niederträchtigkeit herab geſunken zu ſeyn,

und

was kann man nun noch wohl in Zukunft von dieſem Ehrenmanne erwarten, der ſein ihm vom Staat anvertrauetes Richteramt geſchändet, ſich die Verachtung ſeiner Zeitgenoſſen zugezogen, und durch ſein böſes Beiſpiel ein allgemeines Aergerniß gegeben hat? — Wird wohl ein gerechtigkeitsliebender Monarch einen ſolchen pflichtvergeſſenen Menſchen, noch ferner als Richter ſeiner getreuen Unterthanen dulden können??? —

VIII.

Wie erſcheint uns Napoleon im Laufe der neuſten Ereigniſſe?

Das Glück iſt ein ſehr trügeriſcher Maaßſtab für die Größe." Es iſt ſchwer zu beſtimmen, wie viel man auf Rechnung ſeines Günſtlings zu bringen habe. Fortuna ſchwebt zwiſchen Laune und Wankelmuth. Cröſus erkannte auf dem Scheiterhaufen, daß Solon weiſe geredet hatte: „Niemand iſt vor dem Tode glücklich zu preiſen." So wahr iſt es, daß der Sterbliche nur am Grabesrande glücklich heißen; nur erſt im bewährenden Kampfe gegen das Unglück wahre Seelengröße zeigen kann. Die Miene und die Merkmale derſelben ſind oft nur Blendwerke, flüchtige Truggeſtalten, deren täuſchende Schimmer leicht im Nebel leerer Schattenbilder zerfließen.

Nie iſt ein Heros höher geprieſen, als Bonaparte; keinem Hercules, keinem Goliath iſt mehr Weihrauch geſtreuet, als dem nun verſchollenden Namen Napoleon. Und wie viel Antheil hatte wahre Geiſtesgröße an der faſt beiſpielloſen Vergötterung dieſes Menſchen? Wie groß iſt das Verdienſt, welches dieſer Sterbliche ſich um das Wohl der unſterblichen Menſchheit erworben hat? Wie erſcheint uns dieſer Halbgott zur Zeit der Verſuchung unter der Zuchtruthe des Schickſals? Wie in der lehrreichen Prüfung durch das Unglück?

Er gleicht einem Sturmvogel, welcher bei zunehmendem Toben der Oceane von der hohen See an das ſeltſame Ufer zurückkehrt, um das Getöſe verrauſchen zu laſſen, und dann auf das offene Meer zurückzukehren; Aber die Küſtenbewohner erhaſchen ihn, und er kommt nicht wieder auf die Höhe der Fluth. Einem eigenſinnigen Kinde gleicht er, welches, verwöhnt durch ſeine Pflegemutter, das Glück, auch ſpäterhin, im Unglücke, ſeine Laune ohne Rückſichten zum Geſetze machen will.

Wie er im Vorſchreiten weder Ziel noch Gränze kannte, ſo zeigt er ſich auch im Rückſchritte. Kein freiwilliger Ruhepunkt, kein Stillſtand, welcher nicht durch die Gewalt der eiſernen Nothwendigkeit herbeigeführt wird. Sich aus den Klauen der Herrſchſucht und Eroberungsluſt loszuwinden, iſt ihm unmöglich; er verlangt Throne für ſeine Brüder, als ſein eigener im Umſtürzen iſt. Nichts kann ihn zwingen, ſeine Entwürfe aufzugeben; nur die Ohnmacht hemmt das ununterbrochene Beſtreben, ſie durchzuſetzen. Kein Mittel iſt ſo heillos, welches er, ſelbſt ohne den Schimmer der Hoffnung, nicht verſuchen mögte, um zu ſiegen. — Paris ſoll in Flammen aufgehen, um den Verbündeten die Mittel der Subſiſtenz zu nehmen, und die Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Volke zu vereiteln; er beabſichtigt die Wiederholung moscowitiſcher Scenen. —

Er fühlt es nicht, daß er, faſt aller Mittel entblößt, das Ziel ungeheurer Entwürfe raſtlos verfolgend, von ſeinen Gegnern verſpottet, von der Welt ausgelacht und verhöhnt wird. Selbſt geblendet durch den Nimbus, worin er ſich eingehüllt hat, über alle Vorſtellung unbeſcheiden im Vertrauen auf ſich und in der Hoffnung, ſeine Feinde zu blenden; unbeſonnen genug, um das Glück ertrotzen, und dem Unglücke ins Angeſicht ſpotten zu wollen, theilt er noch Ordenszeichen aus, als er, alles auszeichnenden Schmucks beraubt, in ſeiner Blöße daſteht; er verſchenkt ſeinen Gehülfen Güter im deutſchen Lande, als ihm in Frankreich kein Aſyl mehr offen iſt.

Was ihn einſt zum furchtbaren Tyrannen machte, das Aufgebot aller ſeiner Mittel und Kräfte, um gränzenloſe Plane durchzuſetzen: das führte ihn neuerlich zum grauſamen, ſtürmiſchen und unbeſonnenen Verfahren gegen unſchuldige Menſchen irre. Wir rechnen hierher die Abführung der Prieſter und Seminariſten aus Gent, zum Artilleriedienſte nach Weſel, die Mißhandlungen des freimüthigen Rainouard und Lainez, die ſcheltende Sprache zum Senate, als ihm derſelbe bereits ein gefährlicher Schild ſeiner Widerſacher innerhalb und außerhalb des ihm noch unterthänigen Gebiets hätte werden können. Auch die Fortſchaffung der Juwelen und Geräthe der Krone, die Aneignung der bekannten Geldſummen, welche ihn auf ſeinen ferneren Heereszügen begleiten ſollten, waren ihm wohl nur noch Mittel zum letzten Kampfe für ſeine großen Ideen.

Wo er früher als Uſurpator und Eroberer auftrat, da erſcheint er nun als ein Abentheurer, als ein Glücksritter, dem es nicht gewagt dünkt, noch nach ſeiner Thronentſetzung mit zwanzig tauſend Mann nach Italien zu gehen, um dort den verlornen Stern wieder aufzuſuchen. Wir laſſen es dahin geſtellt ſeyn, ob dies nicht der wahre Character ſeiner erſten Unternehmungen ſey, welchen das Glück und die Sorgloſigkeit der Welt guten Erfolg und Gedeihen verlieh.

Aber die Feigherzigkeit, welche nun das unverkennbare Gepräge ſeines perſönlichen Thuns iſt, bezeichnete damals weder die Unternehmung, noch die That dieſes Mannes. Sie ſcheint erſt durch die Stimme des Gewiſſens, welche den blutdürſtigen Tyrannen und den Eroberer mit Mißtrauen und Furcht erfüllt, hervorgerufen zu ſeyn.

Das Bewußtſeyn der Verbrechen, die auf dem Herzen des Despoten laſten, raubt ihm die Kühnheit, der drohenden Gefahr entgegen zu gehen, und dem Tode ins Angeſicht zu ſchauen, ohne zu erbleichen. Denn wir wiſſen ja, daß auch diejenigen, welche ſich, wie Bonaparte, in das Wörterbuch der Atheiſten eintragen laſſen,*) in einer gewiſſen Stunde oder bei gewiſſen Gedanken und Vorempfindungen einen geheimen Fieberfroſt empfinden, der ſie nicht ſelten beichten und beten lehrt.

In ſolcher Kriſis ſcheint Napoleon den hochherzigen Sinn der Ehrliebe, welchen er den Franzoſen und der Welt ſo oft angeprieſen, mit nichten bewahrt zu haben: er, der lieber ein elendes Leben friſten, als einen ehrenvollen Tod ſterben mogte.

---

*) Nach Lalande's Verſicherung.

„In drei Monaten, ſpricht er, will ich ſiegen oder ſterben.“ Es klingt, als hätte er gewußt, daß die Hölle vor dem Augenblicke ſeiner Ankunft erzitterte, und ihm lieber Sieg als Tod verleihen würde. Aber der Richter der Unterwelt hat einen Mittelweg aufgeſpürt, die Gefahr, welche ſeinem wankenden Throne drohete, abzuwenden. Er erfüllte die Seele ſeines Nebenbuhlers mit Furcht und Zittern vor dem letzten entſcheidenden Augenblicke; ſeine Adler entflogen ihm, das Scepter zerbrach, und er — blieb am Leben.

„Sein Starrſinn fällt ſtets auf Ungerechtigkeiten,“ ſagt Chateaubriand. „Er will eben ſo halsſtarrig leben, ſetzt ein neuerer Redner in Paris hinzu, als er ſeine Soldaten in den Tod jagte.“

Und wahr iſt es: wenn Bonaparte's Lebenserhaltung das Werk ſeiner eigenen Macht iſt; ſo iſt dies die größte Ungerechtigkeit, wozu ihn ſeine Halsſtarrigkeit jemals verführet hat. Wer nie einen guten Rath gehört hatte, wie Marſchall Lefebure ihm heftig vorwirft, der hätte zum letztenmal wenigſtens Gebrauch davon machen ſollen, als neben der Abdankungsformel die Piſtole lag, wenn die Tagesgeſchichte nicht lügt. Aber nein! „Man vergißt, daß ich immer meinem eigenen Kopfe gefolgt bin.“

Wir wiſſen nicht, ob wir ein Leider oder Gott ſei gelobet! folgen laſſen ſollen; denn die Wirkungen dieſes Eigenwillens in der neueſten Zeit ſtehen mit den Erfolgen früheren Starrſinns in geradem Widerſpruche.

Aber eine ſchwerer zu entſcheidende Frage iſt: was der Beherzte, der Ehrliebende zur entſcheidenden Zeit an Napoleons Stelle gethan haben würde?

Hätte er ſich ſelbſt um das Leben gebracht? — Ich wage nicht zu entſcheiden: ob nicht mehr Herzhaftigkeit dazu gehört, ein ſchmerzens- und leidenvolles Leben unter immer erneuerten Angriffen eines unglücklichen Schickſals mit Standhaftigkeit zu ertragen, als voll verzweifelten Muths in einem Augenblicke der höchſten Unzufriedenheit den Tod ſuchen; ohne mit den Moraliſten völlig einverſtanden zu ſeyn, welche den Selbſtmord nur aus Kleinmuth, Feigheit und Verzweiflung erklären. Aber ich weiß es, daß Napoleon, deſſen anſcheinend weder ein leidenvolles, noch kümmerliches, ſondern nur ein ſchmachvolles Leben harrte, durch die Selbſtentleibung mehr Ehrgefühl, mehr perſönlichen Muth bewieſen haben würde, als durch das Ueberleben ſeiner Dynaſtie; denn um Schmach und Schande im Ueberfluſſe des Beſitzthums zu ertragen: dazu bedarf es weder hohen Muths, noch großer Herzhaftigkeit, ſondern nur einer guten Gabe frecher Unverſchämtheit.

Hätte er lieber den Tod in der Schlacht geſucht? — Nach den gewöhnlichen Begriffen von Heldenſinn und Nachruhm ſtirbt der Soldat, der ſeine Kräfte für gut und groß gehaltene Entwürfe vergebens aufgeboten hat, auf dem Schlachtfelde einen ehrenvollen Tod. Leonidas und ſeine dreihundert Spartier ſind von jeher der Gegenſtand der Bewunderung geweſen. Dem Gefallenen errichtet die Nachwelt gern ein ehrenvolles Denkmal, und die heiligen Schauer des Grabes übergeben im Tode ſelbſt die Schande des Lebens gern der Vergeſſenheit. Und wo Tauſende für das Idol der Heldengröße und des Triumphs vergebens kämpfen und fallen, da ſollte der Eine, welcher dieſe Tauſende für ſich ſterben ſieht, nicht auch den Tod finden können? Selbſt wenn er fechtend bis auf den letzten ſeiner Getreuen die Pforten des Todes verrammelt gefunden hätte: es war ihm ja ſonſt kein Schloß heilig, kein Riegel feſt genug. Ihm allein iſt das Leben eine Schande, die Gefangenſchaft ein Schimpf; über die Gebliebenen richtet der Grabſtein.

Freilich kann der weiſe Regent oder Staatsmann nicht an die Stelle Napoleons gedacht werden. Er würde ſich der Laune und Gewalt des Mißgeſchicks nie ſo ganz anvertrauet; zu ſeiner Zeit das entſcheidende Loos der Schlachten verworfen, und lieber Frieden geſchloſſen; aber in widerwärtigen Lagen des Lebens auch nie jene kleinmüthige Furcht vor dem Tode gezeigt haben.

Doch, wo ſo vieles groß und mächtig Geprieſene in ein leeres Nichts geſunken war; da mußte doch Etwas den Character des Unüberwindlichen behaupten. Das war denn die Liebe zum Leben.

„Ich hätte den Tod ſuchen können," ſpricht Napoleon, „aber ich ſuche einen neuen Ruhm darin, der Welt meine Anſichten ſchriftlich zu hinterlaſſen." Kopf- und herzlos, politiſch todt und dennoch lebend, gedenkt er die Weihe des unſterblichen Ruhms durch Schriften zu erringen; uneingedenk der Erfahrung, wie viel größer das Verdienſt des ſchweigenden Buchſtaben, als das der ſchreienden Heerſchaaren ſeyn müſſe, um vor ſeinen Richtern Gehör zu finden.

Erinnert man ſich, daß er im Glücke ſtets ein Gottesläugner war; ſo muß man freilich geſtehen, daß der Blick in die Ewigkeit nicht viel Erfreuliches für ihn gehabt haben kann. Daneben aber erfahren wir, daß er etwa das Merkmal ſtarker Seelen? — im Unglücke ſtets inbrünſtig zur Vorſehung gebetet habe. Wer kann es einem ſo gemüthvollen Manne verargen, wenn er zu leben wünſcht, um zu bereuen und zu bußen? wer es wiſſen, ob er nicht noch Klöſter und milde Stiftungen gründen, und ſelbſt vielleicht den Kaiſerrock mit dem Mönchsgewande vertauſchen wird, um ſich die Gnade des Himmels zu gewinnen?

Wo die Veränderlichkeit der Meinung und des Glaubens troß der Halsſtarrigkeit des Willens ſo groß iſt, da wird der Menſch zum ſchwankenden Rohre, zum Spiele widerſtrebender Winde. Bei der Nachricht von der Thronentſetzung erblaſſen, würde Merkmal des Feigherzigen; weinen, der Schmerz des Kindes; wüthen, der Fluch des Poltrons; reſigniren, die Ohnmacht des Schwächlings geweſen ſeyn — der Weiſe konnte von ſolchen Netzen ſich nicht umſtricken laſſen. — Napoleon erblaßt, weint, wüthet und — reſignirt im Wechſel weniger Minuten.

Mehr iſt nicht nöthig, um den höchſten Mangel der männlichen Faſſung und der leidenſchaftsloſen Conſequenz; mehr nicht, um das Bewußtſeyn ſeiner eigenen Werthloſigkeit durch das helliſte Licht zu beurkunden. Hier war es nicht Zeit, zu toben; nicht rühmlich, um Gnade zu flehen; entehrend, das Knie zu beugen; ſchimpflich, zu capituliren und ſchmachvoll, ſich gefangen zu geben. Hier gab es mit Ehren nur eine Alternative: den Sturm beſiegen oder unter ihm brechen.

Man weiß nicht, ob man es mit einem prahleriſchen Egoiſten, einem närriſchen Phantaſten oder mit dem Univerſalgenie Napoleons zu thun hat, wenn man erfährt, daß er zu Gunſten ſeines gekrönten Sohnes eine Krone niederlegt, die er nicht mehr trägt; daß er noch im ein und dreißigſten Bülletin ſeine Armeen unbeſiegt nennt, und an die Mittel der Vertheidigung provocirt, die Paris aus Dankbarkeit gegen ſo viele von ihm empfangene Wohlthaten bis auf den letzten Augenblick hätte benutzen ſollen.

„Mit ungeſchwächter Kraft zieht er ſich in die ſüdlichen Theile ſeines Reichs auf die Reſerve zurück. Er zweifelt nicht an ſeinem Glücke, und kann ſich nicht entſchließen, den Thron, welchen ſo viele glänzende Triumphe zieren, mit irgend einer Schande zu beflecken.“

„Frankreich wird keinen Frieden haben, wenn es ihn durch Ehrloſigkeit erkaufen ſoll.“ Und wenn Frankreich und Napoleon hier gleichbedeutende Begriffe wären, ſo hätte der Prophet ja dennoch gelogen.

Aber auf ein Paar Worte ſcheint es dem Genie eben nicht anzukommen. Es bleibe unentſchieden, ob der ein größerer Betrüger oder Thor ſei, welcher die Menge ſtets durch lügenhafte Nachrichten zum Beſten ſeiner Abſichten zu hintergehen ſucht; ob nicht die Aufklärung des Verheimlichten mehr zu fürchten ſei, als die politiſche Wahrhaftigkeit ſelbſt im Unglücke. Napoleon aber hat dieſe kümmerliche Bekämpfung ſeiner Erbfeindin, der Wahrheit, noch ins Abgeſchmackte getrieben, als ſeine Scepter und Kronen ſchon auf dem Paradebette glänzten. Paris ward zu Fontainebleau aus der Reihe der guten Städte geſtrichen, zu Tours bis auf zwei Vorſtädte in die Aſche gelegt, und das Lager für die Hauptſtadt des Kaiſers erklärt. Dieſe Speculation iſt nicht übel; ſo wird es dem unvergleichlichen Napoleon auch auf Elba nie an einer Hauptſtadt fehlen, und die reiche Phantaſie ſeines vielumfaſſenden Geiſtes — ohne Spott! — kann ihm bei ſolcher Reſignation die nie verſiegende Quelle hoher Macht und unbegränzter Gebiete werden.

Rechneten wir nicht auf die Fülle ſolches beruhigenden Troſtes, ſo hätten wir wohl zu fürchten, daß er das Opfer der unbefriedigten Leidenſchaft werden mögte. Nicht die Liebe iſt es, welche im Nervenſyſteme des Entthronten gewaltſame Zerrüttungen fürchten läßt, die nicht ſelten von den zerſtörendſten Folgen für die Functionen des geſammten, geiſtigen und körperlichen Menſchen begleitet ſind; auch nicht der Geiz; aber der übrigen gedenkbaren Leidenſchaften und Affecte, als Neid, Rachſucht, Stolz, Ehrgeiz, Herrſch- und Eroberungsſucht u. ſ. w. mögte es wenige geben, die nicht zur empfindlichen Kränkung ſeiner Lebensgeiſter etwas beitragen ſollten.

Die epileptiſchen Zufälle Napoleons, wovon in den öffentlichen Blättern noch kürzlich die Rede war, ſcheinen daher mit manchen, Mitleid erregenden, Aeußerungen deſſelben in Verbindung zu ſtehen. Ich habe ja Niemand etwas zu Leide gethan, warum ſoll ich nicht allein durch Frankreich reiſen? Man wird ſich nicht an mir vergreifen. Auch bezeichnet das vague und unſtäte Tummeln ſeiner Wünſche und Erklärungen, ſeinen Wohnſitz bald in England, dem Vaterlande großer Ideen, bald in Rußland aufſchlagen zu wollen, neben der Nervenſchwäche gewiß eine Wechſelwirkung krankhafter Zuſtände des Leibes und der Seele. Aber es iſt viel wahrſcheinlicher, daß die heftigen Erſchütterungen des Gemüths, welches nur für Glanz und Macht war, beim Sinken ſeiner Abgötter den Schmerz über die vergeltende Nemeſis und die Gewiſſensbiſſe verſchuldeter Greuel tief genug empfinden mag, einen nachtheiligen Einfluß auf den Körper äußern, als daß. wie der Berliner Referent meint, der leidende Körper Napoleons, welcher ja ſonſt immer die Fülle der Geſundheit war — die Seele mit Wanken, Zittern und Zagen erfüllt haben ſollte.

Troſtesworte ſind vielleicht jene Aeußerungen, wenn ſie wahr ſind, durch welche der furchtſame Mann ſich ſelbſt über die Vorwürfe des innern Richters zu beruhigen ſucht; hingeworfen, um in ihrer Beantwortung zu erfahren, wie die Welt von ihm denkt, und wie weit ihm die Großmuth der menſchenfreundlichen Sieger wohl ſeine Freiheit geſtattet.

Vielleicht ſucht er im näheren Anſchauen der Schrecken des Weltgerichts durch ſolche Worte ſein zagendes Gemüth zufrieden zu ſprechen. Wären ſie aber der unverfälſchte Ausdruck eines ungeſchwächten Geiſtes, ſo mögten wir dem erhabenen Exulanten erſt eine Reihe friedensvoller Tage zur ſtärkenden Erholung von den erſchütternden Scenen wünſchen, in welchen er ſo lange als Held auf der Bühne der Welt geprahlt hat, von welcher er nun endlich abgetreten iſt; er mögte ſonſt als Autor die Helden Mazarino, Rinaldino und ihre Verfaſſer in ſeiner Perſon identificiren.

IX.

Beiträge zur Finanz-Geſchichte des verſchwundenen Königreichs Weſtphalen, von dem ehemaligen Staatsrath Fr. Ludw. von Berlepſch. Göttingen 1814.

Der gelehrte Verfaſſer dieſes. in jeder Hinſicht ſehr intereſſanten Werkes, hat dem Publicum ein um ſo wichtigeres Geſchenk damit gemacht, da es nicht nur mehrere, bis jetzt noch ungedruckte Urkunden, ſondern auch zwei gleich belehrende Actenſtücke, den financiellen Zuſtand des ehemaligen Königreichs Weſtphalen und die Verwaltung eines Theils der Finanzen deſſelben, unter dem ehemaligen weſtphäliſchen, jetzt Königl. Preußiſchen Finanz-Miniſter von Bülow betreffend, enthält.

Das Werk an und für ſich ſelbſt, zerfällt, außer einem äußerſt lehrreichen Vorberichte in 6 Abſchnitte, deren einer ſo gehaltreich als der andere iſt. —

Nro. I. Enthält die Convention, die zwiſchen den Bevollmächtigten der franzöſiſchen und weſtphäliſchen Regierung zu Berlin den 22ſten April 1808 abgeſchloſſen worden.

Nro. II. Den Tractat, zwiſchen dem franzöſiſchen Kaiſer und dem Könige von Weſtphalen zu Paris den 14ten Januar 1810 geſchloſſen, wodurch die deutſchen Staaten des Königs von Großbritannien mit dem Königreich Weſtphalen vereinigt wurden.

Nro. III. Ein vom Könige von Weſtphalen befohlner Vortrag, die Erhaltung des öffentlichen Credits und der öffentlichen Schuld betreffend, vom Staatsrath von Berlepſch dem Finanz-Miniſterio vorgelegt. Caſſel, den 17ten October 1810.

Nro. IV. Den Tractat, zwiſchen dem Kaiſer Napoleon und dem Könige von Weſtphalen den 10ten Mai 1811 zu Paris geſchloſſen.

Nro. V. Die dazu gehörige Convention vom 10ten Mai 1811.

Nro. VI. Die Abſtimmung des Staatsraths von Berlepſch, im Staatsrathe des Königreichs Weſtphalen, die vorgeſchlagene Thüren- und Fenſterſteuer und ihre Stellvertreter betreffend vom 27ſten December 1811.

Unverkennbar iſt der Nutzen, den die Bekanntmachung obgedachter vier Urkunden nothwendigerweiſe gewähren muß, da ſie nicht nur die ſchädlichen Abſichten des Uſurpators darthun, ſondern auch die Gefahr, von der wir bedroht waren, deutlich an den Tag legen.

Die beiden Actenſtücke des Herrn Verfaſſers ſind ſchon darum äußerſt wichtig, weil ſie theils ihren Gegenſtand völlig erſchöpfen, theils mit poſitiver Sachkenntniß abgefaßt ſind und der künftigen definitiven Geſetzgebung, in den Provinzen, aus welchen das ehemalige Königreich Weſtphalen zuſammengeſetzt war," ſehr erſprießlich ſeyn können."

Den Verfall des Königreichs ſchreibt Herr von Berlepſch, der vom Staats-Schatze getrennten Chatull-Caſſe des Königs zu, welche letztere, eine inconſtitutionelle Caſſe unter der Benennung der dem Könige zugehörigen Capitalien, Zinſen und Economaten war. Dem Könige ſelbſt kam, nach der Conſtitution, nichts, als eine Civilliſte von 5 Millionen Franken, die ausſchließſer, Gärten und Parks mit Zubehörungen zu; dieſe ward in der Folge mit einer Million Franken vermehrt.

Die Berliner Convention vom 22ſten April 1808, die der Herr Verfaſſer in der Anlage I. in der Urſprache und Ueberſetzung mittheilt, ſieht er als das Grab der Wohlfarth des Landes an; ſie beſtimmte, daß alle dem Könige zufallende Capitalien und Zinſen, welche die Fürſten und Adlichen, die weſtphäliſche Unterthanen geworden waren, ſchuldig ſeyn mogten, zu Vermehrung und Erhaltung der Armee angewandt werden ſollten; ſie mußten daher in die Staatscaſſe und nicht in eine beſondere Caſſe des Königs fallen. Ein gleiches geſchah mit der Einzahlung der Einkünfte der Stifter, Abteien, Klöſter u. ſ. w., die auch zur Einnahme des Staats-Schatzes gehörten; der Abtrag derſelben in die Chatull-Caſſe des Königs war alſo eine eben ſo grobe Verletzung der Conſtitution, als die Einzahlung der Activ Capitalien des Königreichs und der daran fälligen Zinſen in eine der Conſtitution ganz fremde Caſſe. Er legt indeß alles dieſes dem Herrn Finanz-Miniſter von Bülow nicht zur Laſt. — Schade iſt es aber, daß Herr v. B. ſich nicht deutlicher über die Vortheile oder Nachtheile der Vereinigung der hannöverſchen Länder mit dem Königreich

Weſtphalen entläßt, da wohl niemand beſſer als er darüber zu urtheilen im Stande war.

Sehr wichtig und durchdacht iſt, was H. v. B. über den Vorſchlag zu einem Geſetzes-Entwurf über die öffentliche Schuld und die Erhaltung des Credits des Königreichs Weſtphalen ſagt, der in der zweiten Legislatur den Reichsſtänden vorgelegt war, aber nicht zu Stande kam, ſondern durch ein proviſoriſches Decret erſetzt wurde, das aber ſo viel Mängel hatte, daß es durch eine Inſtruction verbeſſert werden mußte, die der Herr Finanz-Miniſter dem Verfaſſer auftrug, ſie aber nicht billigte, weil ſie ihm zu weitläufig vorkam. Er ſchickte ſie daher dem H. St. R. von der Malsburg, um dasjenige daraus zu nehmen, was ihm nöthig und nützlich zu ſeyn ſchien. So kam endlich eine Inſtruction zu Stande, die ſo zweckwidrig war, daß ihr nach und nach neun Declarationen folgten.

Die Urſachen, welche verhinderten, daß das proviſoriſche Decret die erwartete Wirkung nicht hervorbrachte, erklärt H. v. B. in der Anlage III. §. an folgende Geſtalt:

„Eine ſehr langſame Anwendung und eine durc aus laxe Execution des proviſoriſchen Geſetzes, hat dem wenig gewünſchten Reſultate deſſelben ſehr vieles beigetragen. Auf dieſe Art mußte ſich alles vereinigen um die Renten oder Einkommen-Steuer wenig productiv zu machen. Sie hat in den wenigen Departements und Diſtricten, wo ſie ſich am Ende des Monats Auguſt 1810 beendiget findet, daſſelbe Schickſal erlebt, welches ſich bei der Anwendung und Ausführung des Decrets vom 8ten Januar 1808 wegen proviſoriſcher Beſteuerung der, von der Grundſteuer bisher eximirten Grundſtücke gezeigt hat. Es iſt wohl kein zu gewagtes Urtheil, wenn ich behaupte, daß dieſe Wirkung aus zwei Haupt-Urſachen hervorgegangen ſey, die aber aus dem Geſetze ſelbſt nicht entſtehn. Sie ſind in der Perſon derjenigen zu ſuchen und zu finden, welche es haben anwenden und in Vollziehung bringen ſollen. Ein Theil derſelben iſt bei ſeinem Reſultate gleichgültig, weil die Steuer nicht zum Treſor, ſondern zur Caſſe der öffentlichen Schuld gehört, und der andere verabſcheut die Rentenſteuer, weil ſie ihn ſelbſt und noch dazu von ſeiner Beſoldung trifft. Beide Theile ſuchen daher, daß die Rentenſteuer weniger productiv ausfallen ſolle, um eine andre, ſie nicht treffende, an ihrer Statt angeordnet zu ſehn."

Die Anlage III. iſt von der größten Wichtigkeit und bei weitem die ausgedehnteſte, weil ſie nicht nur eine vollkommene Ueberſicht des weſtphäliſchen Finanz-

und Steuer-Syſtems, ſo wie des Zuſtandes der Amortiſationscaſſe, ſondern auch ſehr durchdachte General-Ideen zur Entwerfung eines Geſetzes, die Aufrechthaltung des National-Credits betreffend, enthält. Nicht minder wichtig iſt das, was d. H. W. über Perſonal- und Einkommenſteuer ſagt. —

Da das weſtphäliſche Finanz-Syſtem vorzüglich auf der Beſteuerung der Unterthanen beruhte und die weſtphäliſchen Domainen ziemlich unbedeutend waren, ſo war vorauszuſeh'n, daß die Auswanderung der Einkünfte der Staats-Domainen eine immer ſtärkere Beſteuerung der Unterthanen und endlich den völligen Bankerott des Staates nach ſich ziehen mußten.

Die Urſachen der progreſſiven ſtärkern Beſteuerung waren durch Kriegs-Contributionen, durch Einquartierungslaſten (die H. v. W., und zwar mit Recht, als die ſtärkſte aller geheimen Contributionen anſieht) durch Kriegsfuhren, Stockung der Exporten, ſchlechtes Verhältniß der Handlungs-Bilance, die ganz gegen das Königreich ausfiel, durch den fortdauernden Kriegszuſtand und endlich durch viele Maaßregeln von der Regierung, welche die Staatseinkünfte verringert, und die Staatsausgaben vermehrt hatten, herbeigeführt. Die dadurch verurſachte ſchlechte Lage des Königreichs wird durch die neu entſtandenen Verhältniſſe, nemlich durch das bekannte franzöſiſche Senatusconſult vom 13ten December 1810, wodurch das Königreich Weſtphalen eine ganz andre Geſtalt erhielt, durch die Verpflegung einer franzöſiſchen Armee, bis zum allgemeinen Frieden, welche jährlich ohngefähr 10 Millionen Franken koſtete, durch die Verzinſung der rückſtändigen Kriegs-Contributionen, die 800,000 Franken des Jahrs betrugen und durch die ſucceſſive Zahlung eben gedachter Kriegs-Contribution, die mit dem Jahr 1812 zu einer Million Franken eintritt, ſo klar als möglich bewieſen.

„Dieſe neuen Ausgaben, ſagt der Herr Verfaſſer, müßten das größte Genie im Finanzfache, — wär' es ein Sully und Colbert — an der Erhaltung des Staats in ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit und Lage verzweifeln machen.“ — Er ſchiebt jedennoch die Schuld keinesweges auf den damaligen Finanzminiſter von Bülow, dem er überhaupt bei jeder Gelegenheit die größte Gerechtigkeit wiederfahren läßt, denn ſeine Pläne zur Staatswirthſchaft würden die beſten Wirkungen gezeigt haben, wenn nicht Hinderniſſe in der Mitte gelegen hätten, die er zu heben nicht vermogte.

Ueber die, im Monat Mai in Paris zu Stande gekommenen Urkunden, die in den Anlagen Nro. IV und V enthalten ſind, ſagt der Herr B.

„Wenn man ein Land recht methodiſch ausſaugen wollte, um ſeinen Einwohnern die Vereinigung mit Frankreich als etwas wünſchenwerthes zu zeigen und ſie zu zwingen, dieſe ſelbſt nachzuſuchen, ſo hätte man dieſen Bettlerzuſtand nicht beſſer vorbereiten können. Hier zeige ſich die politiſche Taktik des Kaiſer Napoleons auf's klärſte welche gegen ſeine Präfecten, die Mitglieder des Rheinbundes, würden ausgeführt worden ſeyn, wenn die große Fehde im Norden von Europa für Frankreich glücklich ausgefallen wäre.“ —

So wie der Finanzminiſter von Bülow mit dieſen Urkunden aus Paris zurückgekommen war, verließ er das Finanz-Miniſterium und der berüchtigte Malchus hatte die Verwegenheit, es anzunehmen. Seine Verwaltung iſt hinlänglich bekannt und ihre Beſchreibung liegt nicht in dem Plan des H. B. Er hebt jedennoch nur einen Hauptzug zu deſſen Characteriſirung aus, und zwar den Vorſchlag zu einem Decrete, der durch den Schloßbrand zu Caſſel entſtanden iſt. Denn kaum war er gelöſcht, ſo wollte dieſer würdige Finanzminiſter die ſchon genug gedrückten Unterthanen, mit dem Feuer einer neuen Abgabe, mit der Thür- und Fenſterſteuer verfolgen. Sie ward vom Staatsrath verworfen, der eine andre Art der Beſteuerung vorſchlug. Unſer Verfaſſer allein hatte den Muth, ſich beiden Steuerplänen zu widerſetzen, und ſeine Abſtimmung befindet ſich in der Anlage VI. in der er nicht nur mit tüchtigen Gründen die Unanwendbarkeit des Projects einer Thür- und Fenſterſteuer darthut und dieſe Steuer für eine der ſchlechteſten, die man erfinden konnte, hält, da ſie nicht alle Unterthanen trifft, ſondern ſie auch für äußerſt ungerecht, in Bezug auf den Gegenſtand, von dem ſie entrichtet werden ſoll, erklärt, weil ſie die größten Ungleichheiten von einem Ort zum andern und von einem Individuo zum andern entſtehen läßt, denn die Thüren und Fenſter ſind ſich nicht gleich und in alten gothiſchen Häuſern ſind gemeiniglich mehr Fenſter als in modernen befindlich. —

Mit einer edlen Freimüthigkeit ſtemmt er ſich dieſem Project entgegen und bringt ein Auskunftsmittel in Vorſchlag, welches die Nothwendigkeit einer neuen Beſteuerung der Unterthanen entfernt; um dieſes zu bewerkſtelligen, ſchlägt der H. W. vor, jährlich bis zur Summe von ein oder zwei Millionen an Domainen zu veräußern, und hält einen ſolchen Domainen-Verkauf für das beſte Mittel, um in den Gränzen der Conſtitution zu bleiben, welche vorſchreibt, daß eine außerordentliche Steuer nur mit Hinzuziehung der Stände den Unterthanen auferlegt werden kann.

Da ſich dieſes für jeden Staatsmann intereſſante Werk, nur bis zur Niederlegung, des von Bülowſchen Finanzminiſteriums erſtreckt, ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß der Herr Verfaſſer uns auch mit der Fortſetzung unter Leitung eines Malchus beſchenken möchte, da ein ſolcher Contraſt nothwendig die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen muß.

Ueberhaupt würde es ein ſehr verdienſtvolles Werk ſeyn, wenn aufgeklärte Männer, wie der Herr Verfaſſer, die, ſo wie er, höhere Staatsämter bekleideten, mithin an der Quelle ſaßen, ſich die Mühe geben wollten, die landesverderblichen und ſchändlichen Finanz-Operationen eines Malchus und Conſorten näher zu beleuchten und bekannt zu machen.

Rühmlich hat H. v. B. die Bahn durch vorliegendes Werk gebrochen und die Anlage Nro. III kann mit Fug und Recht, jedem jungen angehenden Staatsmann als Handbuch anempfohlen werden.

Unſre Zeiten ſind mehr als jemahls dazu geeignet, alles was Staatswirthſchaft anbetrifft, aufzunehmen, gehörig zu prüfen und das Nützliche und Anwendbare in ihren Nutzen zu verwenden. Gründliche mit Sachkenntniß verbundene Unterſuchung der Krebsſchäden eines Staates muß die heilſamſten Reſultate zu ihrer Geneſung hervorbringen, und da bekanntlich das verſchwundene Königreich Weſtphalen mächtig daran niederlag, welchen Dank würde nicht der Arzt verdienen, der die genaue Geſchichte dieſer Schäden zur öffentlichen Kunde brächte, Mittel zu ihrer Heilung vorſchlüge und Präſervative für etwanig zu beſorgende Recidive bekannt machte; Wir können dieſes, mit um ſo größerer Zuverſicht erwarten, da wir von keiner geheimen Polizei, keinen Sbirren der Inquiſition umgeben ſind.

X.

Bedrückungen des Geiſtes, welche ſich die Franzoſen in Deutſchland erlaubt haben.

Ein fortgeſetzter Beitrag über Napoleons Unterdrückung der Preßfreiheit im erſten Hefte dieſer Fackeln *)

Für ein gebildetes Volk iſt nichts empörender, als Geiſtesdruck: gern giebt es Gut und Blut her, wenn man es nur frei denken und ſprechen läßt, und ſich keine Eingriffe in das Gebiet des Gewiſſens erlaubt. Die Bedrückungen, welche die Franzoſen in Deutſchland gegen das freie Denken und Schreiben ausgeübt haben,

---

*) Auszug aus dem Sündenregiſter der Franzoſen in Deutſchland.

ſind eben ſo empörend, als zahlreich. Der Kaiſer Napoleon hatte von jeher einen großen Haß gegen die deutſchen Gelehrten; ſie nannten jede Sache bei ihrem wahren Namen, ſie bekrittelten alle ſeine Einrichtungen und machten auf ſeine Anmaßungen aufmerkſam. Dies wurmte ihn, und er erklärte in ſeinem Zorne mehr als einmal, er wolle die deutſchen Schriftſteller ſchon auf die Finger klopfen, er werde ihnen ſchon das Dintenfaß aus den Augen rücken; ſie räſonnirten über alles, und wollten alles beſſer wiſſen, als er; es gäbe keine größern Feinde ſeiner weltbeglückenden Plane, als die deutſchen Gelehrten. Daher ſagte der Marſchall Davouſt einſt öffentlich: „es werde nicht eher beſſer in Deutſchland gehen, als bis er einen deutſchen Fürſten, einen deutſchen Gelehrten und einen deutſchen Kaufmann habe erſchießen laſſen.“ Der Director der geheimen Polizei im Königreiche Weſtphalen, General Bongars, der ehemals bei einem kleinen deutſchen Fürſten Stallmeiſter geweſen war, ſagte einſt zu einem deutſchen Gelehrten, der die franzöſiſchen Heere nicht genug gerühmt und nicht geſagt hatte, daß die Ruſſen, die Oeſterreicher, ihren Anblick nicht ertragen könnten, „er wiſſe recht gut, daß die deutſchen Gelehrten den Sturz Napoleons zur Abſicht hätten, und daß ſie ſeine Plane und Unternehmungen auf alle ihnen mögliche Weiſe hinderten; allein er werde ſchon alles anwenden, was in ſeinen Kräften ſteht, um dieſe Jacobiner zu vernichten; er kenne ihren Widerwillen gegen die Franzoſen, aber er wolle ſie dieſe ſchon lieben lehren; unbedingten Gehorſam des Volks gegen die Befehle ihrer Fürſten, beſonders aber ihres erhabenen Protectors, ſollten ſie predigen; allein dafür verbreiteten ſie aufrühreriſche Ideen und antifranzöſiſche Geſinnung. Der Kaiſer Napoleon werde aber die Schreier ſchon verſtummen machen, wie er dies in Frankreich bewirkt habe; er werde daher jeden einkerkern oder erſchießen laſſen, welcher Meinungen verbreite, die gegen Frankreichs Intereſſe wären."

Zur Befriedigung des Haſſes des Kaiſers Napoleons gegen die deutſche Literatur und die deutſchen Schriftſteller, und zur Unterdrückung jeder wahren Anſicht der Dinge mußten die deutſchen Fürſten alle Denk- und Preßfreiheit vernichten; die Fürſten, wie das Volk, wurden von dem Kaiſer Napoleon dafür verantwortlich gemacht, wenn eine Aeußerung in einem Lande zum Vorſchein kam, welche keine Lobrede auf den Beherrſcher der Franzoſen war. Alles zitterte und alles beeiferte ſich, den kühnen Wahrheitsforſcher von ſich zu ſtoßen. Geächtet war er, wie ein Gottloſer, und bedrückt, wie ein Verbrecher. Die Regierungen boten alle ihre Gewalt auf, um kein Buch, das der Wahrheit über die neueſten Ereigniſſe nur im geringſten die Ehre gab, erſcheinen zu laſſen, und kam irgend ein Ausdruck oder ein Gedanke darin vor, der nicht mit dem gewöhnlichen Stempel der ſclaviſchen Anbetung des Kaiſers Napoleons ausgeprägt war, ſo wurde das Buch ſogleich verboten, ſein Verfaſſer vor Gericht gezogen, und er, der Drucker und der Verleger wurden beſtraft.

Die deutſchen Regierungen mußten nun Cenſoren anſtellen, welche alle politiſchen Schriften und alle Werke, welche Bezug auf die neuere und neueſte Geſchichte hatten, nach beſondern ſehr ſtrengen Vorſchriften cenſirten, die man ihnen ausdrücklich ertheilte; was die Wahrheit, was das Recht forderte, das durfte nicht mehr erſcheinen; ungeſcheut aber trat hervor, was dem Kaiſer Napoleon das Rauchfaß gerade ins Geſicht warf. Die Wörter: Gerechtigkeit, Freiheit, Nemeſis, politiſches Gleichgewicht und mehrere Andere wurden in jedem Manuſcripte geſtrichen; kein Motto, aus einem alten römiſchen oder griechiſchen Schriftſteller entlehnt, das auf Napoleon nur von fernher gedeutet werden konnte, durfte ſtehen bleiben. Von den Launen der Cenſoren hing eben ſo viel, als von ihrer Anhänglichkeit an die Franzoſen ab. Sie ſtanden mit den Miniſtern der auswärtigen Angelegenheiten in unmittelbarer Verbindung, und mußten ihnen von allem, was gedruckt werden ſollte, Nachricht geben. Die franzöſiſchen Geſandten und

Conſuls paßten auf jedes Buch, auf jede Zeitung auf, welche in dem Lande erſchien, in welchem ſie angeſtellt waren, und da durfte nichts gedruckt werden, was nicht der Kaiſer Napoleon gut hieß. Die Fürſten wurden beſtürmt und bedrohet, und aus Ueberdrüß vor ſolchen ſteten Anläufen willigten ſie in die ſtrengſten Maaßregeln gegen alle Schreib- und Preßfreiheit ein.

Der furchtbarſte Geiſteswächter in Deutſchland aber war der Marſchall Davouſt. Einige Deutſche, Verräther ihres Vaterlandes, bezahlte er reichlich; dieſe mußten jede Schrift, jede Zeitung durchleſen, welche in Deutſchland erſchien. Oft verdrehete man die Worte auf die grauſamſte Weiſe, um etwas Verdächtiges herauszuklügeln. Man wollte Schlachtopfer haben, und ſo fand man ſie. Man witterte Ketzerei, und jeder Gedanke wurde feindſelig gegen Frankreich gedeutet. Viele Schriften ſind daher verboten worden, die kaum das Licht der Welt erblickt hatten; mehrere Schriftſteller ſind von ihren Regierungen zur Rede geſetzt, und mit den ſtärkſten Strafen bedrohet worden, wenn ſie ſich noch dergleichen zu Schulden kommen ließen. Der Marſchall Davouſt denuncirte ſie in dem Hamburger Correſpondenten, und wehe der Regierung, welche dieſe Winke zur Strenge nicht benutzte! So mußte ſich Deutſchland unter ein Joch beugen, wo ihm ſogar jede Klage als

Verbrechen angerechnet wurde, und es jede Schmach und Schande ertragen mußte, ohne daß ein Wort der Vertheidigung dagegen vorgebracht werden durfte.

Sogleich beim Vorrücken der Franzoſen in Norddeutſchland im J. 1806 wurden mehrere Gelehrte geächtet; man verlangte ihre Verhaftung, allein das Beiſpiel Palms, den man auf eine unerhört ungerechte Weiſe ermordet, hatte ſie gewarnt, und ſie hatten ſämmtlich ihre Wohnörter verlaſſen. Man ſuchte den Capellmeiſter Reichardt in Halle, den Dr. Bergk in Leipzig, den Herrn von Kotzebue und Merkel in Berlin und den Profeſſor Arndt in Greifswalde auf. Dieſe Männer hatten gewagt, deutſch zu denken und Unrecht Unrecht, Barbarei Barbarei zu nennen; dies verzieh man ihnen nicht. Man verfolgte ſie unaufhörlich, und Mehrere von dieſen kamen während der ganzen langen Sclaverei Deutſchlands nicht wieder in ihr Vaterland zurück, ſondern verweilten im Auslande. Gegen Einen und den Anderen, welcher zurückkehrte, fingen ihre eigenen Regierungen Unterſuchungen an, und wenn ſie ſie nicht ſchuldig fanden, ſo mußten ſie doch die Koſten einer Unterſuchung tragen, welche ſie nicht veranlaßt hatten. Die Spione der Franzoſen waren angewieſen, ein beſonderes genaues Augenmerk auf ſie zu haben, um ſie wegen des Vergangenen zu züchtigen. Der Doctor Bergk gab im

Jahr 1809 vom Febr. bis zu Ende des Jahres die Leipziger politiſche Zeitung heraus; kaum hatte er die Redaktion übernommen, ſo ſchrieb man von Leipzig aus einen Brief an den ſächſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Boſe, der ſich damals mit dem Könige von Sachſen zu Warſchau befand, in welchem es hieß: „es ſey eine unverzeihliche Vermeſſenheit, daß man die Redaktion der L. pol. Zeit. einem Feinde der Franzoſen übertragen habe, der ſchon im J. 1806 von ihnen bei ihrem Einrücken in Leipzig aufgeſucht worden ſey.“ Und als gegen das Ende des Jahres die Leipziger politiſchen Zeitungen von neuem verpachtet wurden, machte man es dem neuen Pachter zur ausdrücklichen Bedingung, dem bisherigen Redakteur, als einem Feinde der Franzoſen, ja die Redaktion nicht länger zu laſſen, ſondern ſie einem Andern zu übertragen.

Auf die ſchändlichſte Weiſe wurde Bran, der ehemalige Redakteur der Minerva und der nordiſchen Miſcellen, verfolgt. Der Marſchall Davouſt hatte durch einen Menſchen, der ſich aus Privatabſichten an Bran rächen wollte — er heißt Röding — erfahren, daß er Cevallos bekannte Schrift überſetzt habe. Sogleich beſchloß er ſeine Verhaftung, und ſchickte einen Courier nach Leipzig, wo ſich Bran damals aufhielt; zum Glück erhielt derſelbe von dem Vorhaben des Marſchalls Davouſt noch zeitig genug Nachricht, um wenigſtens ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen. Er nahm ſeine Zuflucht nach Oeſterreich, wo ihm die Regierung einen liberalen Schutz zugeſtand und Sicherheit verſprach.

Franzöſiſche Gensd'armen kamen nach Leipzig, ergriffen den Buchhändler Köhler, und wollten ihn nach Erfurt vor ein Kriegsgericht abführen. Er hatte ein Exemplar der geheimen Geſchichte von St. Cloud verkauft, und in Thüringen hatte ſich ein Verräther gefunden, in welchem Lande es keine geben ſollte. Er wurde ins Gefängniß geworfen, und als er ſeine Freiheit wieder erhielt, mußte er eine Bürgſchaft von mehrern hundert Thalern ſtellen. In Würzburg wollten franzöſiſche Gensd'armen den Buchhändler Stahel, und in Tübingen den Buchhändler Dr. Cotta aufheben, allein ihre Fürſten nahmen ſich ihrer an, verhafteten die franzöſiſchen Gensd'armen und beſchwerten ſich über dieſe Eingriffe in ihre Souverainitätsrechte. Allein Napoleon lachte über dieſe Beſchwerden, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſuchte ſie zu entſchuldigen und die Franzoſen trieben ihr freches Spiel nach wie vor fort. Sie achteten weder Anſtand noch Gebräuche, ſondern thaten, was der Kaiſer Napoleon in ſeiner Wuth befahl.

Der Hofrath Becker in Gotha wurde wegen eines

Aufſatzes in der Nationalzeitung, der deutſche Bund betitelt, von franzöſiſchen Soldaten aus dem Schooße ſeiner Familie geriſſen und nach der Feſtung Magdeburg geſchleppt, wo er lange Zeit ſaß, ohne daß der Commandant wußte, daß er einen ſolchen Gefangenen habe, bis dieſem eine Thür den Fuß zerſchlug, wo der Commandant erſtlich von Beckers Verhaftung Nachricht erhielt. Achtzehn lange Monate ſaß er da, ehe er ſeine Freiheit wieder bekam. Seine Gattin reiſete im Mai 1812 nach Dresden, und wollte ſeine Freilaſſung bei dem Kaiſer Napoleon erflehen; allein der Herzog von Baſſano ließ ſie nicht vor ihn, ſondern ſagte: er wolle dem Kaiſer ſchon ſelbſt die Sache vortragen. Wahrſcheinlich wußte Napoleon noch gar nichts von Beckers Verhaftung; denn ſie war auf des Polizeiminiſters Savary und des Marſchalls Davouſt Befehl geſchehen, welche Beckern als einen Aufruhrſtifter betrachteten. Als endlich die Gattin Beckers im April 1813 einen Fußfall vor dem Kaiſer Napoleon in Gotha, bei deſſen Durchreiſe durch dieſe Stadt, that, und um die Freilaſſung ihres Gatten bat, erklärte er, ſie möchte es ihrem Gatten ſagen, er ſolle ſich hinführo nicht mehr in Politik miſchen.

Der geheime Rath Schmalz wurde im J. 1808 auf Befehl Davouſts wegen einer Adreſſe an die Preußen eingekerkert und nur erſt nach vielen Vorbitten wieder freigelaſſen. Die Adreſſe war ſehr patriotiſch, enthielt aber weder etwas Aufrühreriſches, noch etwas für die Franzoſen Beleidigendes. Der Marſchall Davouſt wüthete gegen alles, was deutſchem Patriotismus ähnlich ſah, und haßte alles, was Deutſch hieß.

Der Herr von Zimmermann in Braunſchweig hatte in ſeinem Taſchenbuche der Reiſen bei der Schilderung von China auf die nachtheiligen Folgen aufmerkſam gemacht, welche der ſeelenloſe Despotismus für Völker und Länder habe. Die Aeußerungen ſpähete ein literariſcher Aufpaſſer aus, und auf Befehl Davouſts wurde er in Verhaft genommen. Die franzöſiſchen Gewalthaber, herrſchten in Deutſchland, als ob dies keine eigenthümlichen Regenten mehr habe; ſie verhafteten und plünderten, als ob ihnen alles an allen Oertern auf der Erde erlaubt ſei. Die deutſchen Fürſten ſahen ſie bei ihren Gewaltſtreichen als Frankreichs unterthänige Diener an, und hielten ſich bei jedem noch ſo regelloſen Verfahren ihrer Zuſtimmung für gewiß.

Der Kriegsrath Müchler in Berlin hatte ein Gedicht: der Eroberer betitelt, verfertigt, der Marſchall Davouſt erhielt Nachricht davon, und beſchloß die Verhaftung des Verfaſſers. Als die Gensd'armen nach ſeiner Wohnung hingingen, trat Müchler aus der Thüre, ging vor ihnen vorbei, und es war ein Glück, daß ihn niemand darunter erkannte. Er begab ſich auf das Land; aber auch hier erhielten die franzöſiſchen Spione Kunde von ihm; doch noch einmal begünſtigte ihn das Glück, den Gewaltſtreichen der Franzoſen und ihren ungerechten Eingriffen in eine fremde Gerichtsbarkeit zu entgehen.

Seume hatte abgeriſſene Bemerkungen über die neueſten Ereigniſſe und über den Helden des Tags hinterlaſſen. Sein Freund, der Maler Schnorr, ſammelte ſie und gab ſie mit einer Vorrede heraus. Nicht lange nach ihrer Erſcheinung wurden ſie verboten und der Herausgeber wurde zur Verantwortung gezogen. Der Milde und Humanität der Männer, welche die Sache unterſuchten, hatte er's zu verdanken, daß dies weiter keine nachtheiligen Folgen für ihn hatte.

Sehr gewöhnlich belauerte man die Bayreuther Zeitung, deren Herausgeber der Sekretär Herr Schmid iſt, die Zeiten von Voß und die Minerva. So ſtreng' auch die Cenſur dieſer Zeitſchriften war, ſo genügte ſie doch der franzöſiſchen alles beſpähenden Polizei nicht. Dieſe wollte, es ſollte kein Gedanke mehr erſcheinen, der nicht Frankreichs Uebermacht als die größte Wohlthat für das Menſchengeſchlecht prieſe.

Herr von Cölln gab im Jahr 1811 eine periodiſche Schrift, die Fackeln, heraus; kaum war ſie erſchienen, ſo wurden die franzöſiſchen Geſandten, die überall ihre Spione hatten, aufmerkſam darauf. Das Buch wurde verboten, und der Herr Sekretär Lüders in Altenburg wurde wegen eines Aufſatzes in denſelben in Anſpruch genommen.

So verfolgten die franzöſiſchen Behörden in Hamburg auch die Sammlung von Anekdoten und Characterzügen, auch Relationen von Schlachten ꝛc. welche man zu verbrennen drohete, wenn ſie ſich ferner daſelbſt zeigten.

In der allgemeinen Modenzeitung erſchien ein kleiner Aufſatz über den veränderten Gang des engliſchen Handels und über ſeinen noch immer blühenden Zuſtand. Die Hauptzüge deſſelben waren aus einer Schrift von d'Ivernois entlehnt, und auch in Bredows und Venturini's Chronik des 19. Jahrhunderts aufgenommen worden. Dieſen Aufſatz nahm auch die Bayreuther Zeitung auf, auf welche man ſchon ſeit mehrern Jahren ſehr aufmerkſam war, und auf dieſe Art kam er franzöſiſchen Angebern zu Geſichte. Zu einer und derſelben Zeit erſchienen in dem Hamburger unpartheiiſchen Correſpondenten und in der allgemeinen Zeitung Aufſätze gegen die allgemeine Modenzeitung, deren Herausgeber ein Feind der Franzoſen und ein Freund der Engländer geſcholten wurde; ſelbſt die ſächſiſche Regierung wurde aufgefordert, ihn zur Verantwortung zu ziehen, und ihn entweder erſchießen oder wenigſtens auf Lebenszeit einkerkern zu laſſen; aber die Regierung that weder das Eine noch das Andere, ſondern beſchränkte bloß die Sphäre der Gegenſtände, welche in der obigen Zeitſchrift zu berühren ſeyn.

Schon ſeit mehrern Jahren verfolgten die Franzoſen den Dr. Heinichen, welcher zu mehrern Zeitſchriften Beiträge geliefert und auch im J. 1810 die Staatsweisheitslehre oder die Politik von J. v. Müller dargeſtellt und ergänzt hatte. Im J. 1811 aber war es demſelben unmöglich, noch irgendwo die Aufnahme eines Aufſatzes unter ſeinem Namen zu erhalten, ſo ſehr fürchtete man den Zorn der Franzoſen; und da man wußte, daß dieſe ſich eben ſo wenig aus dem Rechte machten, als aus der Ehre, ſo wich man ihnen aus, wo man konnte.

Es war gefährlich, ſich in Schriften auf deutſche Treue, deutſche Redlichkeit und auf den deutſchen Character zu berufen. Die Franzoſen fürchteten, das deutſche Volk möchte erwachen; daher verfolgten ſie alles, was an die Deutſchheit erinnerte. So zeichnete man einſt in Fahnenbergs Magazin für die Handlung ein Bruchſtück aus Luthers Schriften von Kaufhandlung und Wucher als verdächtig an, und zwar wegen des Schluſſes: „aber laßt gehen, es will doch alſo gehen. Wir Deutſche müſſen Deutſche bleiben, wir laſſen nicht ab, wir müſſen denn.“

Schmählich war beſonders das Verfahren, das die Franzoſen und ihre Anhänger in Hamburg gegen deutſche Zeitſchriften und Bücher und gegen ihre Verfaſſer verübten. Viele der Erſten wurden auf immer verboten, Andere wurden bloß in einzelnen Stücken, in denen man etwas Verdächtiges ausſpürte, geächtet; ja eine oder zwei Zeitſchriften wurden ſogar verbrannt. Beſonders zeigten ſich ein paar Polizeicommiſſäre und zwei Menſchen, die ſich für Gelehrte ausgaben, als die unermüdetſten Angeber und Verfolger aller Schriften, welche der Sache der Franzoſen keine Lobreden hielten. Die Wuth dieſer Leute ging ſo weit, daß ſie ſelbſt diejenigen verfolgten, die etwa eine ſolche Schrift geleſen hatten. Beſonders arg machte es ein Franzoſe, d'Aubignoſe, der gern in ſeinem Grimme alles von der Erde vertilgt hätte, was nicht ſo fühlte und dachte, wie ein beſeſſener Franzoſe. Oeffentlich und heimlich erklärt ſich der Mann, es komme den Unterthanen nicht zu, über Politik zu ſprechen, oder zu ſchreiben, dieſelbe ſei bloß Sache der Fürſten und ihrer Regierungen, als ob an der letztern nicht Perſonen Antheil hätten, welche immer und ewig Unterthanen ſind und bleiben. Als dummes Vieh betrachtete und behandelte er die Deutſchen, und er hätte ſie gern gleich Schaafen zu ſcheeren gewünſcht. Furchtbar war das Loos, das Deutſchland gefallen war, ſein Schickſal von Männern geleitet zu ſehen, welche von den wilden Leidenſchaften zerriſſen wurden, und die eben ſo unmenſchlich dachten, als ſie frevelhaft und gottlos handelten.

Die ſtrengſten Maaßregeln mußten auf Befehl der franzöſiſchen Regierung zur Unterdrückung jeder Wahrheit und jeder freien Aeußerung ergriffen werden. Kaum waren die Bemerkungen über den Frieden zu Wien, 1810, die Fackeln, 1811 und andere Werke erſchienen, ſo wurde ihr Verkauf auch verboten, und die noch vorräthigen Exemplare mußten abgeliefert werden. Nicht genug, daß man Bücher, welche etwa eine für anſtößig gehaltene Stelle enthielten, verbot, man erließ auch den Befehl, jedes Buch, das ohne den Namen des Verlegers erſchiene, ſogleich in Leipzig an die Büchercommiſſion abzuliefern. Die Biene von Kotzebue wurde verboten, und man hätte gern ſich des Verfaſſers zu bemächtigen gewünſcht.

Univ. Bibl.
München

Dieſe Verfolgungen gegen alle Bücher und Zeitſchriften, ihre Verleger und Verfaſſer, waren nicht das Werk deutſcher Fürſten und ihrer Miniſter: ſie mußten ſich zu Bedrückungen hergeben; die Uebermacht der Franzoſen war eben ſo groß, als anmaßend, und ſowohl der Privatmann, als der Herrſcher wurde von ihr zermalmt. Sie ſcheuete keine Ungerechtigkeit, und erlaubte ſich jede noch ſo ſchändliche Maaßregel. Unter einem beſonders ſchmähligen Zwange ſeufzten die politiſchen Zeitungen, die von allen Seiten mit Argusaugen bewacht wurden; ob ſie ſchon nichts enthielten, was den Franzoſen hätte verdächtig vorkommen können, ſo waren dieſe doch nicht zufrieden damit, weil ſie Napoleon und die Franzoſen nicht genug erhoben und ihnen nicht genug ſchmeichelten. Alle Feinde der Franzoſen ſollten ſie als ihre eigenen betrachten; die ganze ſpaniſche Nation ſollten ſie als Räuber ſchildern, die Engländer als Barbaren, und die Oeſterreicher und Ruſſen als Treuloſe. Durch Schimpfen ſollten ſich die Zeitungsſchreiber Anſprüche auf die Gunſt der Franzoſen erwerben, und wer nun dies nicht that, der war ein Anhänger der Engländer, welches gleichſam eine fixe Idee aller Franzoſen war, welche Gewalt hätten.

Die deutſchen Schriftſteller und ihre Bücher ſtanden nicht bloß in ihrem Vaterlande unter der ſtrengſten Aufſicht, ſondern auch der Polizeiminiſter von Frankreich führte ein Regiſter über ſie, auf welchem die Erſten entweder als offenbare Feinde, oder als verdächtig bezeichnet waren. Der General Savary hatte einen beſondern Ausſchuß niedergeſetzt, der aus ſich zu Paris aufhaltenden deutſchen Gelehrten beſteht, welche die in Deutſchland erſcheinenden politiſchen und geſchichtlichen Bücher und Zeitſchriften, welche mit der Politik oder mit dem Geiſte der Zeit nur in der geringſten Verbindung ſtehen, durchleſen, alles Verdächtige aufzeichnen und dem Polizeiminiſter davon Bericht abſtatten müſſen. Mehrere Zeitſchriften wurden alle Wochen, andere alle Monate nach Paris geſchickt, und von den dortigen Geiſteswächtern durchgeſucht. Gewöhnlich hatte der Buchhändler Schöll in Paris die Beſorgung ſolcher Schriften, der ſie aber von dem Polizeiminiſter nicht bezahlt erhielt, und deshalb auch die deutſchen Buchhändler nicht allemal bezahlen wollte. In Paris ſaß ein Tribunal für Ketzer, das an Unduldſamkeit mit den ſpaniſchen Inquiſitionstribunalen wetteiferte. Beide wollten alle Wahrheit von der Erde vertilgen, und den armen Sterblichen allen Troſt und alle Labung rauben. Beide ſcheueten ſich nicht, Menſchenblut zu vergießen, und beide kannten keinen andern Zweck, als die Austilgung alles Forſchens nach Wahrheit und Recht.

Wollte ein deutſcher Buchhändler Bücher nach deutſchen Provinzen ſenden, welche der Kaiſer der Franzoſen ohne Fug und Recht Frankreich einverleibt hatte, ſo mußte man erſt von dem Director des Buchhandels zu Paris, dem General Pommereuil, einen Erlaubnißſchein ſich verſchaffen; hier mußten die Büchertitel genau angegeben werden, worauf die Erlaubniß zur Einführung erfolgte; allein dies ſchützte nicht gegen ein nachheriges Verbot oder gegen die Wegnahme eines Buchs, ſobald etwas entdeckt wurde, was den Franzoſen mißfällig war. Vorzüglich ſcharf verfuhr man in dieſer Hinſicht in Hamburg, wo das Spionweſen auf das Höchſte getrieben war, und wo oft Leute ohne Ehre und ohne Achtung gegen alle Freiheit die Durchſicht der Bücher über ſich nahmen. In Hamburg öffnete man auch die Bücherpackete, welche durch dieſe Stadt nach den däniſchen Staaten gingen, und aus denen man die Schriften herausnahm, die man entweder als verboten anſah, oder für verdächtig hielt. Man brachte es endlich ſo weit, daß kein Buchhändler in den däniſchen Staaten ſeine Bücher mehr über Hamburg kommen laſſen konnte. Auf dieſe Art und wegen anderer läſtigen Einrichtungen wurde der literariſche Verkehr außerordentlich erſchwert, und die Geiſtesbildung auf mannigfaltige Weiſe gehindert. Man ſchikanirte, man beläſtigte und man raubte ſo den Menſchen jede frohe Stunde. Zu elenden vegetirenden Geſchöpfen wollte man freie ſelbſtſtändige Weſen herabwürdigen und ſie an einen ehrloſen, leidenden Gehorſam gewöhnen.

Durch ihre Geiſtestyrannei in Deutſchland wollten die Franzoſen die Deutſchen dumm und einfältig machen; die Verbreitung von Kenntniſſen und Aufklärung wollten ſie verhindern, und den Sinn für Wahrheit und Recht austilgen; denn ſie waren des Wahnglaubens, ein unwiſſendes und dummes Volk gehorche williger und ſchneller, als ein einſichtsvolles und aufgeklärtes. Eine in Aberglauben verſunkene Nation fühlt freilich kein Beſtreben, das, was wahr und recht iſt, der Welt bekannt zu machen, und richtige Einſichten über das zu verbreiten, was geſchieht. Die Franzoſen glaubten alſo, daß, wenn die Deutſchen wieder eben ſo dumm als abergläubiſch würden, ſie der Welt keine Nachrichten von den Schandthaten, Greueln und Verwüſtungen hinterlaſſen würden, die ſie in Deutſchland verübt haben. Blinder Gehorſam, wie blinder Glaube, war das Ziel, wornach ſie ſtrebten; eine Stille ſollte in Deutſchland herrſchen, wie über Gräbern; da ſollte kein Laut, keine Klage erſchallen; jeder Fluch wurde den Unglücklichen als Verbrechen angerechnet, jeder Seufzer als Aufruhr gedeutet, und jeder Wunſch nach der Rückkehr der alten Zeit als eine Auffoderung zum Aufſtande gegen den Kaiſer

Napoleon betrachtet. Daher unterdrückte man alles, was der Welt über das Spiel, das man mit den Menſchen trieb, die Augen öffnen konnte; daher zermalmte man alles, was gegen die Frevel erbittert war, welche ſie ſich gegen Hohe und Niedere erlaubten. So lange ſich noch die Wahrheit vernehmen laſſen konnte, glaubte der Kaiſer Napoleon auf ſeinem Throne nicht ſicher zu ſeyn; ſo lange nicht eine Welt vor ihm niederſtürzte und ihn anbetete, erblickte er in ihr nichts als Rebellen gegen ſeine Macht und ſeine Größe; daher ſeine Unduldſamkeit und ſeine Verfolgungsſucht, ſeine Unterdrückung aller Geiſtesfreiheit und alles Fortſchreitens zum Beſſeren. Im Finſtern und in der Unwiſſenheit der Völker ſuchte er ſeine Sicherheit; allein Europa war zu gebildet und zu einſichtsvoll, als daß nicht in aller Herzen der geheime Entſchluß genährt werden ſollte, die erſte günſtige Gelegenheit zur Vernichtung einer Tyrannei zu ergreifen, welche alle Blüthen des Geiſtes zu zertreten und alle Wahrheit und alles Recht von der Erde zu vertilgen ſuchte.

XI.

Ueber die Municipalverwaltung in den Städten des vormaligen Königreichs Weſtphalen, beſonders des ſogenannten Okerdepartements.

So wie nach der Verfaſſung des vormaligen Königreichs Weſtphalen die ganze Adminiſtration der einzelnen Departements dem darin angeſtellten Präfecten allein aufgetragen war: ſo beſchäftigte ſich auch nur ein einziger Beamter in jeder Commune mit der Verwaltung der Municipalität. Einzelne Gemeinden ſollten wie einzelne Familien nur von einem Oberhaupt regiert werden, welches, wie hier der Vater, dort der Maire vorſtellte.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Einrichtung in abſtracto betrachtet, mancherlei Vortheile zu gewähren ſcheine. Die Geſchäftsführung ward dadurch möglichſt vereinfacht, die Thätigkeit in der Verwaltung nicht durch ſchwerfällige Deliberationen vormaliger Rathsherren und Vorſteher gelähmt und das Wehl der Gemeinde konnte nach freier Ueberzeugung eines einſichtsvollen, rechtlichen Mannes ſchnell befördert werden.

Außer andern, weniger bedeutenden Functionen verwaltete der Maire die zur Gemeinde gehörigen, aus ihren Mitteln zu unterhaltenden oder zum Beſten ihrer Mitbürger geſtifteten öffentlichen Anſtalten. Ihm lag die Sorge ob, den Einwohnern der Stadt den Genuß der Vortheile einer guten Polizei zu verſchaffen und gewöhnlich wurde ihm auch die Vertheilung der öffentlichen Laſten, ſo wie der Einquartierung, nicht weniger die Localoperationen bei Aushebung der Conſcribirten überlaſſen.

In der That, höchſt wichtige Angelegenheiten, von deren mehr oder weniger gewiſſenhaften Beſorgung das Wohl und Wehe ganzer Familien, ganzer Dorfſchaften und Städte abhing. — Allein, welche eminente perſönliche Eigenſchaften mußte der Maire in ſich vereinigen, ſobald alles das zum Beſten ſeiner Mitbürger wirklich geleiſtet werden ſollte? Nicht blos Rechtlichkeit im weiteſten Umfang des Begriffs und guter Wille, auch Gewandheit in Geſchäften, Einſicht, Umſicht und unermüdliche Thätigkeit, dabei eine genaue Kenntniß der individuellen Verhältniſſe ſeiner einzelnen Adminiſtrirten, waren weſentliche Erforderniſſe ſeiner Qualification.

In zuſammengeſetzten Collegien wird der etwaige Mangel dieſer oder jener der benannten Qualitäten in dem einzelnen Individuum durch die Moralität und das Talent anderer Mitglieder erſetzt. Der Maire ſtand aber iſolirt, ohne ſolche Stütze und ſich ſelbſt überlaſſen da, nur von einem oder mehrern Gehülfen umgeben, die, ohne eignes Stimmrecht, blos die ihnen von ihm aufgetragenen Geſchäfte nach ſeiner Vorſchrift und Inſtruction beſorgten.

Die geſetzliche Controlle des Unterpräfecten, unter deſſen Aufſicht der Maire adminiſtrirte, war wenig-mehr als bloße Formalität. Wie haben ſich ſonſt ſo viele Gebrechen in den einzelnen Municipalverwaltungen äußern können, und wie wär' es ſonſt möglich geweſen, daß noch am heutigen Tage die Adminiſtrations-Rechnungen von mehreren verfloſſenen Jahren hier und da rückſtändig geblieben ſind?

Anfangs ſchien zwar der Municipalrath von nicht unbedeutendem Einfluß auf die Verwaltung des Maire ſeyn zu können; die Erfahrung lehrte aber bald, daß deſſen geringe Concurrenz zu einzelnen Geſchäften der Gemeinde oft mehr ſchadete als nützte. Denn man hatte zufällig oder abſichtlich Männer oft ohne geſunden Menſchenverſtand, gewöhnlich aber lebendige Marionetten und geſchmeidige Jabrüder zu Mitgliedern dieſes Raths gewählt. Fanden ſich durch ein glückliches Ohngefähr geſcheutere Einwohner der Gemeinden darin mit aufgenommen: ſo zogen ſich dieſe aus Unmuth und Verdruß über ihre Ohnmacht, etwas Gutes wirken zu können, gar bald von den Berathſchlagungen des Municipalraths zurück. Dem Maire gebührte nach der Verfaſſung der Vorſitz darin, und wie leicht ward es ihm, ſolchen Mitgliedern durch ſeine Autorität oder ſonſtige Mittel zu imponiren und ſie für ſeine Abſichten zu gewinnen? So blieb er in ſeiner Municipalität mit geziemender Arroganz Selbſt- und Alleinherrſcher.

Die Regierung betrachtete dieſen Poſten gewiſſermaßen als bloße Ehrenſtelle, die der damit Bekleidete nur in dieſer Hinſicht verwalten und keineswegs als lucratives Mittel benutzen ſollte. Daher bekam der Maire auch keine Beſoldung wie die übrigen Staatsdiener, ſondern eine beſtimmte jährliche ſogenannte Entſchädigung.

Auf dem platten Lande wurde dieſer aufgeſtellte

Geſichtspunct oft richtiger aufgefaßt, als in den Städten. Denn dort übernahm entweder ein adlicher oder bürgerlicher Gutsbeſitzer, oder auch einer der begütertſten Dorfbewohner, gewöhnlich die Municipalverwaltung und, abgerechnet den lächerlichen Dünkel, welchen beſonders die letztern gegen ihre Gemeinde-Mitglieder nicht ſelten äußerten, befanden ſich die Communen größtentheils dabei nicht übel. Was dieſen Männern etwa an Gewandheit in Geſchäften abging, erſetzte ein, in ihrem Büreau arbeitender, erfahrener und geübter Schreiber, nicht weniger ihr guter Wille und Rechtlichkeit, auch die genaue Kenntniß der einzelnen Mitglieder ihrer nicht großen Gemeinden. So wurde, wenigſtens mit ſeltenern Ausnahmen, keines vor den andern aus böſem Willen oder Unwiſſenheit weder übermäßig beläſtigt noch begünſtigt.

In den Städten äußerten ſich dagegen deſto häufiger die Nachtheile der Alleinherrſchaft des Maire. Hier gebehrdete er ſich nicht ſelten wie ein kleiner Despot, und die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten, oder auch die lächerlichſten und unſinnigſten Verordnungen beurkundeten, je nachdem es ſich traf, entweder die moraliſchen Geſinnungen oder das Genie des Municipalitätstyrannen. — Rechnen wir zu den bereits vorhin benannten Eigenſchaften, die der Maire, wenn er ſeine Beſtimmung erfüllen ſollte, nothwendig beſitzen mußte, auch einen hohen

Grad von Uneigennützigkeit, dann folgt von ſelbſt, daß er bei der geringen, von der Regierung ihm ausgeſetzten Entſchädigung, nicht ohne eignes Vermögen ſeyn durfte.

Wahrſcheinlich veranlaßte der Mangel an ſo durchaus qualificirten Subjecten, daß die Regierung bei der Wahl der Maires in den Städten nicht mit zu ſtrenger Prüfung verfahren konnte. Daher fanden wir denn auf dieſen Poſten mitunter Männer, die jedem Laſter fröhnten, die tief in Schulden ſteckten, die von der Seite der Unredlichkeit ihren Mitbürgern längſt bekannt waren; nicht weniger ſolche, welchen es an Thätigkeit und Arbeitsluſt fehlte, oder auch die von ihren einzelnen Verwaltungszweigen, zum Beiſpiel der Polizei und ihrem Umfang, kaum einen Begriff hatten, größtentheils aber ſolche, die es ſich zur Ehre ſchätzten, den Speichellecker der Franzoſen zu machen. — Es läßt ſich leicht denken, in welchem Zuſtande ſich die Verwaltung des ſtädtiſchen Municipalweſens bei ſolchen Menſchen befinden mußte. Was Mangel an gutem Willen und an Geſchicklichkeit nicht etwa ſchon verdorben hatte, ſcheiterte unvermeidlich an der Klippe der Noth, hervorgebracht durch die unbedeutende, den Gemeindehäuptern ausgeſetzte Entſchädigung, welche mit ihren und ihrer Familie ſtandesmäßigen, oft auch luxurieuſen Bedürfniſſen, in keinem Verhältniß ſtand. Es kam hinzu, daß man in den Städten überhaupt den Geſichtspunct verrückte, woraus die Regierung den Poſten des Maire betrachtet wiſſen wollte, und er ſelbſt glaubte nur darin, wie jeder andre Staatsdiener in ſeinem Amte, eine Verſorgung gefunden zu haben. Nach dieſer Anſicht, ſo wie nach dem Verhältniß ſeines eintretenden Bedürfniſſes mußte ihm natürlicherweiſe die lucrative Seite ſeiner Function vor allen übrigen vorglänzen, und ſo ward das pecunia primum quaerenda der Hauptzweck ſeiner Verfahrungsweiſe.

Gewöhnlich waren die Frauen oder Haushälterinnen der Väter der Stadt gar bald in dieſe edlen Grundſätze eingeweiht. Ihre künftige Fürſprache wurde nicht ſelten von hülfsbedürftigen Supplicanten in Anſpruch genommen, und um ſie in gehörige Thätigkeit zu ſetzen, bedurfte es eines vermittelnden Opfers, welches entweder der Garderobe oder der Küche, Keller und Boden, als den Hauptdepartements der großregierenden Dame, willkommen zueilte. In wichtigern Gnadenſachen blieb die unmittelbare Unterhandlung und Verſtändigung mit dem Supplicanten auch wohl ein Reſervatrecht des ſtädtiſchen Oberhaupts. Auf der andern Seite waren die Bürger froh, ein zuverläſſiges Mittel zu kennen, um ſich dieſer oder jener Laſt entweder gänzlich oder doch zum Theil zu entziehen. Denn wer opferte nicht gern etwas für Befreiung oder Erleichterung von der eben ſo unangenehmen als drückenden Beſchwerde der Einquartierung oder für die ſchonende Behandlung in Beſtimmung ſeines Beitrags zu den directen Steuern? Welcher Vater oder welche Mutter ſpendete nicht gern die letzten Goldſtücke, um ihren geliebten Sohn dem eiſernen Geſetz der Conſcription zu entreißen?

Wenden wir unſern Blick auf die einzelnen Verwaltungszweige der Maires in den Städten, ſo ſehen wir faſt überall die gräßlichſten Gebrechen. An Abſchaffung der Straßenbettelei, verbeſſerte Einrichtung des Armenweſens und Aufſicht über die Schulanſtalten, Gefängniſſe und dergleichen ward nur ſelten gedacht. Reinlichkeit und Sicherheit, auch ein im gehörigen Stande erhaltenes Pflaſter in den Straßen zu finden, mußte man zu den Ausnahmen von der Regel rechnen. Fleiſch- und Brodtaxen waren entweder gar nicht oder nur pro forma eingeführt, ohne jemandes freie Willkühr in Beſtimmung der Preiſe für dieſe Bedürfniſſe im geringſten zu beeinträchtigen.

Bei Vertheilung der directen Steuern und Einquartierungsklaſſen fanden, entweder aus Unkunde der Verhältniſſe der einzelnen Bürger oder überhaupt aus Mangel an Einſicht, oder gar aus böſem Willen, die ſchrecklichſten Bedrückungen und Ungerechtigkeiten ſtatt. Beſonders ſeufzten die Städtebewohner darüber, wenn, wie an manchen Orten der Fall geweſen iſt, dieſe Geſchäftsparthie von den Mairen aus Bequemlichkeit ihren Gehülfen, gewöhnlich den jämmerlichſten Subjecten, anvertrauet war. Der eine betrachtete nach in unſern Tagen veralteten und unſtatthaft gewordenen juriſtiſchen Anſichten, die Einquartierung als Reallaſt, die blos den Hauseigenthümer treffen könne, und ſo wurde der Miethsmann, wenn er ſie nicht in ſeinem Miethscontract mit übernommen hatte, gänzlich damit verſchont. Ein anderer verfuhr nach gerade entgegen geſetzten Grundſätzen und behandelte den Miethsmann auf die empörendſte Weiſe; ja man gab ſogar an manchen Orten dem Inquilinen des Inquilinen, wenn er auch nur ein Zimmer zu ſeinem perſönlichen Gebrauch benutzte. Naturaleinquartierung. Wo dieſe unſinnige Einrichtung galt, wurde der Miether eines ganzen Hauſes jedesmal doppelt mit Einquartierung belegt. Denn wenn er die, auf ſeiner Wohnung haftende Einquartierungslaſt im Miethscontract übernommen hatte, ſo erhielt er nicht allein die dafür beſtimmte Mannſchaft, ſondern noch obendrein für ſeine Perſon beſonders eine oft doppelte, ja drei- bis vierfache Anzahl. Hatte ſich dagegen der Hauseigenthümer zur Uebernahme jener verpflichtet, dann mußte der Miethsmann natürlicherweiſe eine darnach berechnete höhere Miethe, mithin die Laſt ſelbſt mit Gelde bezahlen und außerdem wurde er für ſeine Perſon mit einer weit reichlichern Portion an ungebetenen Gäſten nicht vergeſſen. Niemals hat man aber gehört, daß der Hauseigenthümer ebenfalls nach einem doppelten Maaßſtabe, rückſichtlich ſeines Hauſes und ſeiner Perſon beſonders, wie der Miethsmann, beläſtigt ſei. Der Maire ſo wenig als ſeine Gehülfen waren geſetzlich von der Einquartierungslaſt befreit; dennoch wird man ſich nur ſeltener Fälle erinnern, wo ſie ſolche mit ihren Mitbürgern überhaupt, oder nach einem angemeſſenen Verhältniß, getheilt haben.

Zu dem einträglisten modo aquirendi wurden indeſſen die den Maires obliegenden Operationen bei Aushebung der Conſcribirten benutzt. Ein gutes Einverſtändniß mit dem Recrutierungsofficier, der, wie zum Beiſpiel in C . . . . . zu dergleichen Negocen ſehr willig die Hand bot, wandelte, kraft gehöriger Potenzen, den militairpflichtigen, entbehrlichen und tauglichen Sohn bemittelter Eltern, gar leicht in ein zum Dienſt untaugliches Subject um, und ſtatt ſeiner mußte dann ein ſonſt verſchont gebliebener Armer, ſeiner Familie vielleicht weniger Entbehrliche, in Reih' und Glied treten.

Doch genug von dieſem traurigen Gemälde der Municipalverwaltung in einigen ehemaligen weſtphäliſchen Städten! Findet man es vielleicht weniger ähnlich in ſolchen, wo der Präfect oder Unterpräfect ſeinen Sitz hatte, ſo dürften doch von allen übrigen nur wenige übrig bleiben, wo nicht daſſelbe entweder durchgehends oder doch in einzelnen der aufgeſtellten Parthien ſein Original gefunden hätte. Vor der franzöſiſchen Uſurpation haben ſich die Einwohner der Städte nicht ſelten über die Verwaltung ihrer vorgeſetzten Magiſtrate mit Recht oder Unrecht beſchwert. Es iſt allerdings nicht leicht, es einem jeden nach ſeinem Sinn zu machen, allein man kann behaupten, daß die Klagen über das Verfahren der Maires faſt allgemein und nie ohne zureichenden Grund ſtatt gefunden haben. Daher freut ſich jetzt jeder Stadtbewohner doppelt über die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge, welche auch den Thron der Municipaldespoten geſtürzt hat. Vor allen andern aber ſind die Städte der vormaligen preußiſchen Provinzen glücklich zu preiſen, ſobald ihnen nach der längſt erſehnten völligen Vertilgung aller noch übrig gebliebenen Spuren der weſtphäliſchen Regierung die Wohlthat der Einführung der in den alten Provinzen ſchon ſeit mehreren Jahren geltenden Städteordnung ebenfalls zu Theil werden wird.

W., im Monat April 1814.

XII.

Was mußten die Franzoſen von dem Triumphe ihrer Sieger erwarten, und was iſt ihnen widerfahren?

Kein Land hat in den vorletzten Decennien die Schreckniſſe des Krieges durch Verheerung, Brand, Tyrannei, Entvölkerung u. ſ. w. ſchmerzlicher erfahren, als Frankreich; kein Volk dieſelben jemals unaufhaltſamer, wilder, grauſamer, gleichgültiger und allgemeiner verbreitet, als die Franzoſen im letzten Jahrzehend.

Die Greuelthaten ihrer Horden konnten auch dem Volke, welches dieſelben im Vaterlande durch hohe Feſte zu feiern gewohnt war, unmöglich immer, am wenigſten in den jüngſt verfloſſenen Jahren, als glänzende und gerechte Triumphzüge erſcheinen. Trophäen, durch das Blut unſchuldiger Schlachtopfer beſudelt, und von der letzten Habe des verarmten Unterthanen aufgerichtet, durften wohl nur noch die Bewunderung der geiſt- und gefühlloſen Menge einerndten. Hätten die Franzoſen an eine göttliche Weltregierung geglaubt, ſo hätten ſie in den beiſpielloſen Unfällen, welche ihre Heere in den neueſten Feldzügen trafen, die blutige Geißel der Verſehung erkennen müſſen. Sicher ahneten wenigſtens die Beſonnenen, daß die Laune der eigenſinnigen Fortuna ihren ausgearteten Armeen einen widerwärtigen Streich ſpielen dürfte.

Mit jedem Tage näherten ſich die Feinde den Gränzen des ungeheuern Reichs, und die Hülfsquellen, bisher für unerſchöpflich gehalten, waren dem Verſiegen nahe.

Nur ein Augenblick der Ruhe, der Erfolg einer faſt unbegreiflichen Anſtrengung der Nation, nährte die Hoffnung auf die Rückkehr goldner Tage noch eine kurze Zeit. Dann aber erfolgte ein Schlag, desgleichen die Geſchichte nicht kennt. Auf Adlersflügeln eilten die Sieger der Gränze des Mutterlandes von Frankreich entgegen. Kaum konnten die leichtgläubigen Franzoſen während des immer mächtigeren Andringens ihrer ie noch einen Theil der Mährchen glauben, welche in ihren Zeitungen von Trophäen, Gefangenen und erbeuteten Fahnen erzählten, die keine ſterbliche Seele je vernommen hatte.

Zwar erneuerten ſich dieſe Spiele der Laune und Einbildungskraft mit jedem, noch ſo geringen Vortheile, welchen die franzöſiſchen Waffen erfochten; aber das Schrecken der Furcht bemeiſterte ſich der Nation nur deſto gewaltſamer und unwiderſtehlicher, je mächtiger die Verbündeten nach ſolchem Wechſel wieder vordrangen.

Der Zweifel an dem glücklichen Erfolge der letzten Anſtrengungen des Volks konnte ſelbſt in Paris nicht mehr zum Schweigen gebracht werden. Ueberall ſah man dem verhängnißvollen Augenblicke der Entſcheidung mit Herzklopfen entgegen, wann die vereinigten Heere triumphirend ihren Einzug in Paris halten würden.

Und mit welchen Erwartungen durfte man die feindlichen Armeen gegen das Haupt andringen ſehen, welches die tauſend Glieder der vielgelenkigen Hyder des Reichs nur zum Verderben der Nachbarſtaaten in Bewegung geſetzt hatte? Was hatte man von den Heerſchaaren zu hoffen oder zu fürchten, welche kamen um das Blut der Ihrigen zu rächen; um ſich für den Verluſt ihrer eingeäſcherten Hütten und zertretenen Saaten zu entſchädigen? Wie ſollte man zu dem Manne als Sieger reden, den man noch unlängſt kaum eines verächtlichen Blicks gewürdigt hatte? Wo war Sicherung für die Werke der Kunſt und für die Schätze des Luxus gegen die Völker, welche den Raub der Franzoſen aus ihrem Vaterlande in Frankreich wieder zu gewinnen hofften? Welches Ordenszeichen konnte gegen die demüthigende Verachtung ſichern, die dem menſchenfeindlichen Räuber jeden Zufluchtsort verſchließt? Wo durfte man Schutz ſuchen gegen die ſchonungsloſeſten Contributionen, wenn die geplünderten Staaten Entſchädigung forderten für die wüthenden Erpreſſungen franzöſiſcher Meuter? Wo blieb der Stolz der Nation, die ihre Verfaſſung vernichtet, ihren Staat zertrümmert und das Reich in ſeine Provinzen aufgelöſt ſehen ſollte?

Wahrlich! mit Herzklopfen, nicht ohne bange Beſorgniß hätte das Volk; nicht ohne Zittern und Zagen die geſchlagene, vernichtete, aufgelöſte Armee; und mit Erröthen und Erbleichen der Uſurpator von Frankreich dieſem entſcheidenden Augenblicke entgegenſehen müſſen, wenn auch nur eins der ſiegreichen Völker ſo tief geſunken, ſo ſchlecht, ſo nichtswürdig geweſen wäre, als die Rotten der franzöſiſchen Armeen.

Ein furchtbares Strafgericht über die Würger hatte man zu erwarten, die auf dem Schlachtfelde die Uebermacht der Sieger anerkennen, und entweder in des Todes offne Arme oder in eine ſchimpfliche Gefangenſchaft wandern mußten.

Heere, welche ſo wenig Sinn und Gefühl für die angeſtammte Würde des Menſchen bewieſen, die weder Verträge noch Völkerrecht achteten; ſondern jeden Nichtfranzoſen nur als ein nothwendiges Opfer ihrer rohen Begierden betrachteten, hatten keine Anſprüche auf menſchenfreundliche Schonung in der Gewalt ihrer Feinde.

Nur Geißelhiebe, Kolbenſchläge, barbariſche Flüche und Verwünſchungen, die alltägliche Koſt, deren ſich Deutſche und Ruſſen, von Hunger, Nacktheit, Durſt und Kälte aufgerieben, in der Gewalt franzöſiſcher Horden zu erfreuen hatten, konnten ſich die Geſchlagenen von den Siegern verſprechen. Sie ſelbſt mußten es ſich bekennen, daß dies das Loos der Feinde in ihren Händen geweſen war und wieder geweſen ſeyn würde, hätten ſie die gefeierten Triumphe früherer Jahre erneuern können. Unfähig, dem zarteren Gefühle des Mitleids und der Menſchenliebe jemals Raum zu geben, mußte ihnen der Troſt vertrauensvoller Hoffnung auf die Milde der Völker, welche ſie für Sclaven, Barbaren, Wüthriche ausgeſchrieen und als Hunde behandelt hatten, fremd bleiben.

Ein unausbleiblicher Tag des Gerichts und der verdienten Strafe ſchien ganz beſonders derer zu harren, welche noch während des letzten, entſcheidenden Feldzuges in den deutſchen Feſtungen und ihren Umgebungen nicht aufhörten, die Scenen der muthwilligen Zerſtörung, Plünderung, Mordbrennerei und tauſend anderer Gewaltthätigkeiten zu wiederholen.

Voll thörigten Dünkels, auf den Namen ihres Volks und voll eitler Hoffnung, durch die ſiegreichen Waffen ihres würdigen Oberhaupts befreiet zu werden, trotzten ſie gleichſam in unerhörten Verbrechen und beiſpielloſen Greuelthaten auf die Langmuth der Belagerer. Rache! war der ſüße und gerechte Troſt der Leidenden, welche mit Sehnſucht dem Augenblicke entgegenharrten, in welchem dieſe Plätze ſammt den franzöſiſchen Barbaren fallen ſollten.

Aber alle dieſe trotzigen Verächter des edleren Muths, welche mit Hohn und beißendem Spotte die erſten Aufforderungen einer neuen, wiedererſtehenden Regierung empfingen; alle jene gefürchteten Räuber und Mordbrenner, welche der Sünde ſo lange und ſo willig gedient haben, entrinnen durch die erheuchelte Huldigung der Achtung und Treue gegen das Stammhaus der franzöſiſchen Könige mit ihren Rotten der gerechten Strafe.

Die vereinten Mächte, von den Gefühlen einer beiſpielloſen Milde beſeelt, halten ein Volk für geſtraft genug, an welchem der Zorn des Himmels durch die Despotie eines elenden Tyrannen und durch tauſend unnennbare Quaalen der Frevelsknechte die Sünde der Mordluſt und Empörung gerächt hat.

Begleite die Wichte, welche die gerechte Züchtigung nicht mehr ereilt, das Bewußtſeyn der Ruchloſigkeit auf das Sterbebette; unauslöſchlicher Haß und tiefe Verachtung ſolcher Greuel entmenſchter Ungeheuer ehre die Rechtlichkeit und den Biederſinn aller braven Deutſchen!

Hört man von brennenden Städten und eingeäſcherten Dorfſchaften in Frankreich? Feiern unſere öffentlichen Blätter die Triumphe verwüſtender Mordbrennereien? Ward ein Bericht der vereinigten Mächte auf den Ruinen muthwillig zerſtörter Landhäuſer und Paläſte geſchrieben?

Wohl aber, hätte der ganze Zorn einer gerechten Rache über Frankreich hereinbrechen ſollen, müßte man nur von dampfenden Brandſtätten, verwüſteten Dorfſchaften, zertrümmerten Palläſten und eingeäſcherten Gotteshäuſern hören. Wohl hatte ein Volk den lodernden Zorn eines Elements zu erwarten, welches von ſeinen Heeren auf ſo empörende Art zur Quaal der Menſchheit gemißbraucht worden war. Wohl mußte der Franzoſe in ſeiner Hauptſtadt mit banger Furcht an die Trümmern der Straßen von Smolensk; mit Schrecken an den Brand der Palläſte von Moskau; mit Entſetzen an die flammenden Hütten von Lilienthal und unzähligen anderen Brandſtätten denken. Wohl hätten dieſe Greuel der Verwüſtung, an welchen ſich die Franzoſen ſo lange und ſo gern ergötzt haben, ihrem Volke im eignen Vaterlande das herrliche und erfreuliche Schauſpiel lodernder Dörfer und Städte rechtfertigen müſſen. Aber die Bundesmächte und ihre Völker waren zu edel, um den Ruhm ihrer Siege im Glanze ſolcher Thaten zu ſuchen. Der menſchlichere Geiſt, welcher ſie beſeelt, verſchmähete das Recht und die Macht der Vergeltung, um den entehrenden Schandflecken früherer Triumphe der franzöſiſchen Armeen nicht durch die Ausbrüche einer zügelloſen Rachſucht eine Beſchönigung zu leihen.

Nur in den franzöſiſchen Zeitungen, welche das

Volk zum Aufſtande und zur Meuterei bewegen, und die Schande des Meuchelmords an die Stelle der offenen Bekämpfung erheben ſollten, ziehen die vereinigten Heere mit Brand und Mord durch die franzöſiſchen Provinzen. Bonaparte aber und ſeine Getreuen ſind es, welche unterdeſſen Ortſchaften des eigenen Vaterlandes, wie Brienne, wirklich in die Aſche legen; welche nicht mehr Schaam genug beſitzen, um in den Worten beherzter Männer, wie des Maire von Troies, die Schändlichkeit und den bittern Tadel muthwilliger Zerſtörung zu fühlen; denn auch Troies ſollte ein Opfer der verheerenden Flamme werden, die nun, ohne gewohnte Nahrung, an dem Herzen des geſtürzten Tyrannen ſo unauslöſchlich nagt.

Nur Bonaparte war ruchlos genug, um den Fluch des Verderbens, worin er Volk und Land geſtürzt hatte, ſelbſt über die ſonſt ſo hoch geprieſene Hauptſtadt bringen zu wollen. Der Kaiſer giebt den Befehl, die Kaiſerſtadt mit allen ihren Reichthümern, Koſtbarkeiten und Schätzen und vielleicht mit Hunderttauſenden ihrer Bewohner in die Luft zu ſprengen. —

Seine Rottenführer ziehen mit lodernden Bränden durch die Straßen, um alles, was Glanz hat, durch ihr giftiges Feuer zu verzehren. Hamburg wird die Schmerzen des tückiſchen Brandes noch lange tief empfinden; viele Jahre werden hingehen, ehe die klaffenden Wunden dieſer eben ſo patriotiſchen als unglücklichen Stadt auch nur vernarben. Die Wüthriche, welche dort ihr grauſames Weſen getrieben haben, ſchienen nur einen Beruf des Menſchen zu kennen — zu rauben und zu verheeren.

Und alle dieſe Unthaten überliefern die ſiegenden Heere der vereinigten Mächte einer Amneſtie, welche in den Annalen der Geſchichte einzig iſt. Nicht die eroberten Felder, nicht die aufrühreriſchen Dorfſchaften, nicht die hartnäckig trotzenden Städte rauchen in den Flammen ihrer lodernden Brände.

Wenn die Franzoſen nicht ſo ſchlecht ſind, um hierin nur die beſorgliche Gewiſſenhaftigkeit engherziger Milde und Einfalt, ſondern die Grundſätze der edlen Menſchlichkeit und die biederherzige Beſänftigung der gerechten Rache, den einzig wahren Character des Heldenmuths, zu entdecken; ſo müſſen ſie, welche von den Horden des rauhen Nordens, die ihnen ihr Kaiſer einſt ſo wild und grauſam geſchildert hatte, nur tauſendfaches Elend erwarten durften, erſtaunen über die ſchonende Mäßigung der vereinten Fürſten, über die ſegensreiche

Milde ihrer Sieger und den menſchenfreundlichen Triumph der Barbaren.

Zwar wird mancher Deutſche ſagen: ſo viel Milde und Schonung heißt den Verbrecher in ſeinem Frevel beſtärken; auch die Gerechtigkeit hat ihre Schranken, und ſoll ſtrenges Gericht halten über ſolche Buben. Aber mäßigt euch, und erwartet von der Vorſehung und der Zeit, daß die Schande ſo großer Vergehungen und Bubenſtücke, obgleich dem Schwerdte entronnen, der Ruthe zur ſchimpflicheren Züchtigung anheim fallen werde. Es iſt nicht alles des Menſchen Thun auf Erden; wo die ſterbliche Hand nicht hinreicht oder ſchont, da ſchwingt die unſterbliche nicht ſelten ihre Geißel mit unerbittlicher, fürchterlicher Strenge.

Auch für die Räubereien und Plünderungen, welche die Franzoſen auf ihren Heereszügen überall begleiteten, und nicht ſelten, als Lockſpeiſe und das endliche Ziel ihrer Heldenthaten, noch allein ihren unedlen Muth entflammten, hatten ſie das Schickſal der Vergeltung zu erwarten. Beraubte und Ausgeplünderte aus Morgen, Mitternacht und Abend zogen in ihre Provinzen wahrlich nicht, um ihnen die Blüthe des Wohlſtandes, den ſie auf das Verderben der Völker Europens gegründet hatten, fordern zu helfen. Wenn die bübiſchen Ordensritter, welche Lübeck in früheren Feldzügen den Rotten zur Beute gegeben; wenn die hochbetitelten Räuber, welche die Heerſtraßen vom Rhein bis zur Moskwa; in Bremen, Hamburg, Braunſchweig, Halle,*) Wilna, Smolensk, in den Dorfſchaften und Landſchlöſſern, die ſie der Erde gleich machten, geplündert; wenn die verruchten Tyrannenknechte, welche Moskau zum Schauplatz aller Banditenſtücke machten, und Berlin zur Ausbeute aller ihrer Anſtrengungen beſtimmten; wenn alle dieſe Elenden an die Greuel ihrer Irrfahrten zurückgedacht haben: was mußten ſie von den Armeen erwarten, welche ihnen, einſt ſo gemißhandelt, nun auf dem Fuße in ihr Vaterland nachfolgten? Welchen Troſt konnten ſie einem beſorgten Volke geben, dem ſie alle jene Cartoucherien als die Großthaten ihrer Feldzüge und die Quelle ihrer ungeheuern Reichthümer nicht zu verheimlichen vermogten?

---

*) Wir beziehen uns hier auf die Vandamme und Conſorten, welche öffentliche Caſſen und Privathäuſer dergeſtalt beraubten, daß die ausgeſtellten Quitungen wiedergefordert und zerriſſen; aufgeſtellte Service (wie bei Mad. Merkel zu Halle, als Napoleon bei ihr aß) mit eingepackt; koſtbare Geſchirre als Geſchenke (wie in einem Gartenhauſe in Braunſchweig von Vandamme) mitgenommen wurden u. ſ. w.

Wie aber die Heerführer die Plünderung ihrer Hauptſtadt als unbezweifelt gewiß betrachteten, erklärt die fürchterliche Maaßregel ihres Oberhaupts, den Feinden auch darin zuvorzukommen, welche ohne Zweifel vollkommener in Vollſtreckung gegangen ſeyn würde, als durch Abführung der Kronjuwelen und bekannten Summen möglich war, wenn nicht bereits der Umſturz dieſer ſchändlichen Dynaſtie auch ſchon von den Heeren des Uſurpators als unvermeidlich wäre erkannt worden.

Des Abſcheues gegen ſolche Thaten, von welchen die neuen franzöſiſchen Blätter predigten, rühmten ſie ſich wahrlich erſt, als ihnen das Schwerdt an der Kehle ſtand. Wir Andern wiſſen zu gut, wie ſie vormals ihr Heil und ihren Ruhm darin ſuchten, und ſchwerlich trauen den Verrufenen Viele ſo viel Rechtgefühl zu, daß ſie nicht unter andern Umſtänden willig an ihrer Hauptſtadt gefrevelt haben ſollten, was ſie an ſo vielen Bundesſtädten verübten.

Und nun ziehen die vereinigten Armeen in das Land und die Hauptſtadt ein, überall herrſcht die ſtrengſte Mannszucht und Ordnung, welche in dem Soldaten den Menſchen bewahrt; die Sprache der menſchenfreundlichen Vergebung redet aus dem Munde jegliches Fürſten; die Wehrmänner tragen den Franzoſen — denſelben Franzoſen, — welche ſie und ihre Hütten geplündert, der Haabe und Güter beraubt haben, den ſpärlichen Reſt ihres Soldes und den treu verwahrten Mutterpfennig in das Land; nirgends Klagegeſchrei über Gewalt und Raub; ſelbſt die bekannteſten, überall entlarvten Buben, werden nicht alle zur Rechenſchaft gezogen; die Amneſtie deckt einen weiten Schleier über die Brandmahle und Schellenringe; ſie ſcheint den Straßenräubern Achtung zu erhalten, wo doch nur Abſcheu ſeyn kann. Wenn ſolche Mäßigung, ſolcher Edelmuth nicht eine geſetzliche Gabe zur Heilung der Wunden, die ihm franzöſiſche Heere ſchlugen, von den franzöſiſchen Schätzen der Plünderung und Räuberei verdient; wenn dadurch das franzöſiſche Volk nicht gebeſſert, nicht der Würde der Menſchheit gegeben wird, ſo giebt es keinen Triumph der Tugend und Redlichkeit. Aber es giebt einen Triumph der Tugend und des Edelmuths, denn es giebt einen Alexander, einen Friedrich Wilhelm.

Die Verachtung und der Stolz der Tugend der Verbündeten aber iſt es faſt allein, welcher den Franzoſen das demüthigende Gefühl ihres Elendes empfindlich macht. Erinnern ſie ſich an den hochmüthigen Dünkel und den wilden Uebermuth, der ihren Heeren nicht allein bei ihrem Eindringen in das Herz der eroberten Länder folgte, ſondern auch bei ihrem leider nur zu langen Verweilen ihr treuer Begleiter war; ſo muß die Schaam ihre Stirnen röthen, wenn anders ein Franzoſe dieſes bußfertigen Gefühls fähig, und die franzöſiſche Stirn nicht von Eiſen wäre.

Der gemeine Stolz, welchen die franzöſiſchen Soldaten in Deutſchland und Rußland bewieſen, ſprach ſich nicht allein in platten Aeußerungen Bonaparte's aus, welcher die Völker dieſer Länder zur bittern Kränkung aller Edlen laut und unverholen unter die Claſſe der vernünftig athmenden Weſen herabſetzte; nicht allein im Munde der hohen Häupter ſeiner Heere, als da ſind Prinzen, Herzöge, Marſchälle und Generäle, lebte die höhniſche Schmähung und der beißende Spott eines boshaften Uebermuths, welcher auch Männer aus höherem Stande und von höherer Bildung zum Gegenſtande ſchändlichen Geſpöttes machte, und, weit entfernt, ſich irgend einem deutſchen Gerichtshofe zu unterwerfen, ſelbſt die franzöſichen Formen in Deutſchland. Miniſter, Staatsräthe, Präſidenten und Richter, Könige, wie den weſtphäliſchen, wenn ſie die Rolle des Geſetzgebers und Herrn auch über ſie ſpielen wollten, durch dreiſte Beſchimpfungen entehrte.

Nein, auch der gemeine Soldat ſah und pries in ſich ſelbſt den Sieger aller dieſer Völkerſchaften; ſie erſchienen ihm ſchon darum verächtlich, weil er ſelbſt ſich im Bewußtſeyn ſeiner Erbärmlichkeit, über ſie erhoben ſah. Er ſuchte ihnen den Stolz auf ſeine Thaten und die Verachtung der Unterwürfigkeit durch unaufhörliche Prahlereien, übertriebene Anforderungen, Verſchmähung ihrer Gaben, und durch eine oft ſchimpfliche Behandlung fühlbar zu machen, worüber kein Geſetz, oder nur ein franzöſiſches für den Franzoſen richtete.

Mit aufgeblaſenen Wangen ſchritten die Hochmüthigen einher, welche den Stempel ihrer Nichtswürdigkeit, den Orden der Ehrenlegion und ähnliche Inſignien menſchenfeindlicher Geſinnung, auf der Bruſt trugen, gleichſam als ſchwebte ihnen das vide et adora ſtets auf der Zunge.

Wenn nun alle dieſe einen Blick in ihr früheres Leben zurückgeworfen; ſich nur einmal ihrer ſchmachvollen Aeußerungen und verachtungsvollen Beſchimpfungen erinnert haben: mit welchen Hoffnungen durften ſie nun dem Tage entgegenſehen, wo die Verbündeten ſiegreich in ihrem Lande einziehen, und den Triumph ihrer Thaten über die franzöſiſchen Heere feiern würden.

Hat ſich der Franzoſe jemals überwunden, dieſem Gedanken, der ſeinen elenden Hochmuth auf das empfindlichſte kränken mußte, Raum zu geben; ſo konnte es nur im Gefühle der beſorglichſten Bangigkeit geſchehen, ſeine Schimpfreden gegen ſich gekehrt, den Ruhm ſeiner Großthaten als die Poſaune der ſchändlichſten Unthaten wieder zu hören; ſeine Adler und Ordensinſignien zertrümmert, den kalten Ernſt ſeiner Feinde in drückenden Hohn verwandelt zu ſehen. Er mußte den tief erſchütternden Spott fürchten, welcher den Ruhmredigen zur Zeit des Elendes zum Gelächter der Menge macht, und dem Habſüchtigen die Fülle ſeiner früheren Genüſſe nur bietet, um ſich an dem Schmerze zu ergötzen, durch den die hülfloſe Armuth und Blöße ihn züchtigt; er mußte im Voraus den Freudenruf der Sieger hören, welcher in tauſend Spottliedern und Carricaturen die Größe des franzöſiſchen Volks beſang und belachte; er mußte den Augenblick herannahen ſehen, wo man den Nationalcharacter ſeines Volks Bauernſtolz, Phantaſie und Verdruß nennen würde.

Alles dieſes, wie ſehr es auch zum Theil das Gepräge der unedlen Schadenfreude an ſich tragen mag, mußte der Franzoſe, welchem die Stimme des Gewiſſens den gähnenden Schlund der Hölle nicht ſchrecklich genug beſchreiben konnte, von ſeinem Sieger erwarten. Ein Deutſcher, ein Ruſſe, Spanier, Britte, von edleren Gefühlen bewegt und von reineren Geſinnungen erfüllt, würde, voll Vertrauen auf Menſchenwürde und Menſchengefühl, nie ein Solches von irgend einem Volke der Erde erwartet haben, wenn die Franzoſen ſeinem Vaterlande nie das Mark entſogen, daſſelbe nie geſehen hätten.

Darum hat auch, während deſſen im Vaterlande die Spiele der Laune und der Freude an dem heilvollen Umſchwunge der Dinge und an der Demüthigung der übermüthigen Feinde einen angenehmen, ergötzenden Genuß darboten, keine dieſer Nationen in Frankreich die Achtung gegen das Volk und den Menſchen, keine je das Menſchengefühl ſo verläugnet, wie das franzöſiſche Volk in ihren Provinzen.

Ob die Franzoſen insgeſammt eine ſo menſchliche Behandlung verdienen, erfahren wir, wenn wir ſie noch bey ihrer Heimkehr aus deutſchen Feſtungen, ihres Dünkels nicht entwöhnt, mit ſarkaſtiſchem Lächeln die Reihen der preußiſchen Wehrmänner betrachten ſehen, und in übermüthigen Worten die Anſprüche voriger Zeiten erneuern hören. Befinden ſich nun unter dieſen Bethörten ſogar Elende, die in unſerer Mitte aufgewachſen ſind; muß man ſogar von dieſen ſchmachvolle Aeußerungen gegen die gekrönten Häupter hören, welche uns von den Banden der Knechtſchaft befreyet haben: ſo iſt eine doppelte Züchtigung des Uebermuthes und der Schande und eine dreifache Vergeltung der Beſchimpfung und des Hohns, welche dieſe Verworfenen erfahren haben und erfahren werden, gerecht.

Kommen wir aber auf die empörenden Bedrückungen unſeres Vaterlandes durch die bekannten Erpreſſungen; denken wir an die ungeheuern Contributionen, welche ganzen Staaten und einzelnen Ortſchaften z. B. Hamburg, von den Franzoſen auferlegt wurden, und mit der beiſpielloſeſten Strenge eingetrieben worden ſind; erinnern wir uns der ſchrecklichen Requiſitionen, welche in der franzöſiſchen Armee nicht auf Geld und Gut beſchränkt blieben, ſondern ſich ſogar über Bedürfniſſe aller Art, über Thiere und Menſchen zu jedem erforderlichen Behufe erſtreckten *); wollen wir die großen Opfer, welche die Spanier, Engländer, Ruſſen und unſere deutſchen Brüder dem Vaterlande zur Bekämpfung der franzöſiſchen Uebermacht gebracht haben, nicht ganz vergeſſen: ſo müſſen wir uns bekennen, daß wir, Regent, Volk und Vaterland, große Anſprüche auf Erſatz

---

*) Unſere Leſer ſind mit dem gewaltſamen Zuziehen der meiſten Claſſen der Unterthanen zu den Schanzarbeiten, mit der Conſcription der Aerzte u. ſ. w. bekannt.

haben, welchen das auf unſere Koſten bereicherte Frankreich den Unterthanen wenigſtens mittelbar ſchuldig iſt.

Die Blutſauger aber, welche den Ertrag ihrer grauſamen Künſte nur zu gut kennen müſſen, werden ſich nicht ohne Furcht und Schrecken eingeſtanden haben, daß der Triumph ihrer Sieger die gerechte Vergeltung ihrer gewaltſamen und unzähligen Erpreſſungen herbeiführen müſſe. Es konnte ihnen nicht unbillig ſcheinen, die Reichthümer und Schätze, welche ſie den fremden Landen entnommen haben, wieder in dieſelben zurückgeführt, und die hundertfachen Gaunerkünſte, welche das Mark der Staaten aufzehrten, mit eben ſo unerbittlicher Strenge an ſich und ihrem Volke wiederholt zu ſehen, wenn gleich die Verbündeten dazu zu edel waren.

Dennoch hört man nirgends von Kriegscontributionen und höheren Beſteuerungen, nirgends von gewaltſamen Erpreſſungen einzelner Generäle und Heerführer; nirgends von betrüglichen Ausplünderungen einzelner Gemeinden und Städte, wie die franzöſiſchen Helden ſie ſo oft unter der Geſtalt geſetzlicher Anordnung verübten. Vielmehr werden dem franzöſiſchen Volke ſeine Steuern theilweiſe erlaſſen, und der Verluſt beſchränkt ſich bis auf dieſen Tag nur auf die Grundbeſitzungen, welche mit der Eroberung und dem Abfalle fremder Staaten wieder an ihre rechtmäßigen Beſitzer zurückgefallen ſind.

Wir ſehen daraus, daß die vereinigten Mächte nur auf die Forderungen dringen werden, welche ſie vermöge früher abgeſchloſſener Verträge für die Bedürfniſſe der franzöſiſchen Heere in ihren Staaten zu thun berechtigt ſind; aber wir hoffen zugleich, daß dieſelben, und unter ihnen vorzüglich diejenigen, welche bei dem Vorrücken und während der Rückzüge der Franzoſen ihre Requiſitionen unentgeldlich haben ertragen müſſen, eine Entſchädigung für die oft muthwilligen Verheerungen und Räubereien in Städten, Dorfſchaften und auf den Feldern einziehen werden, die allein im Stande iſt, den gemißhandelten Provinzen in Zukunft einige Erleichterung zu verſchaffen.

Dieſe Entſchädigung ſind die Franzoſen den meiſten der europäiſchen Völker ſchuldig; die Nationen bedürfen derſelben; die Monarchen werden ihre Anſprüche, auf die Baſis der Gerechtigkeit und ihrer Siege geſtützt, geltend machen.

Doch auch darin iſt die außerordentliche Milde und Mäßigung der vereinigten Mächte nicht zu verkennen. Wir brauchen unſere Blicke nicht auf den uralten Ahnherrn unſers Volkes, den Brennus; nicht auf den kampfluſtigen Hordenführer der Hunnen, den Attila, zu richten, wie jener in Rom, dieſer zu Conſtantinopel und Rom Laſten von Gold und Silber eintreibt, um die Strenge des unerbittlichen Siegers in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. Auch die neuere Geſchichte iſt an Beyſpielen gieriger Erpreſſung, wie unter Wallenſtein, Tilly, Mansfeld im dreißigjährigen Kriege, gar nicht arm. Aber die Franzoſen haben Alles, was die Geſchichte Hartes und Schreckliches der Art darbietet, zu weit hinter ſich zurückgelaſſen, daß in einer Zeit, wo ihr Ausſaugungsſyſtem zwar ſchon den Character der Plünderung angenommen, aber noch lange nicht den höchſten Grad der grauſamen Bedrückung erreicht hatte, der edelſte der deutſchen Dichter von ihnen ſagen konnte:

„Gold muß ihnen jede Landſchaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke ſeinen ehrnen Degen
In die Waage der Gerechtigkeit.“

Darum müſſen die Franzoſen die uneigennützige Nachſicht ihrer Sieger mit Bewunderung anerkennen, wenn ſie zurückdenken; müſſen mit willigem Herzen die Ausbeute ihrer Irrfahrten aus den Häfen der ſüßen Ruhe und Wolluſt an ihre erſten Beſitzer zurückgeben, um ſich am Abend ihres Ruhms und ihrer Thatengröße unter den ſiegreichen Völkern wenigſtens das Lob des freudigen Gehorſams zu verdienen.

Dafür wird ihnen die Gnade der Kaiſer und Könige, dann auch einen größeren Umfang ihres Reichs vergönnen, als die Weltſtürmer es ſelbſt von der nachſichtigſten Macht der Erde erwarten durften.

Nicht Bonaparte allein fand einen hohen Genuß in dem Gedanken, ſich Europa unterthänig zu machen, um alsdann mit deſto größerer Leichtigkeit auch die übrigen Erdtheile zu erobern. Man darf behaupten, die Mehrzahl der Franzoſen von einigem Range und eine unzählbare Menge ſeiner Söldner theilte, durch ſeine Prahlereien beſeelt, durch Schätze beſtochen und von falſchem Ehrgeitze geblendet, ſeine Wünſche und Hoffnungen. Hörten wir ſelbſt einen Lieutenant oder Hauptmann: nous irons dans la Russie, nous l'anéantirons; alors nous irons conquérir l'Angleterre et l'Europe sera la nôtre, ſo hatten wir Urſach, an der baldigen Erlöſung von dieſen Unholden zu zweifeln, wiewohl ſich die Reiche des Continents wie die Inſeln leichter mit Worten, als durch die Waffen erobern laſſen. Aber wir ſahen zugleich die franzöſiſchen Heere fröhlich und wohlgemuth in die fernen Provinzen Rußlands eindringen, beſeelt von der Hoffnung, neue Beute zu machen und glänzendere Triumphe zu feiern, als je geſchehen war.

Europa ſeufzte unter ihrem Drucke; ſie hatten den höchſten Gipfel ihrer Macht erreicht; Throne umgeſtoßen; Staaten vernichtet; neue Verfaſſungen geſtiftet; und Länder mit einander vereinigt, welche niemals mit einander vereinigt, welche niemals im Bunde mit einander geweſen waren. Jetzt ſtürzt der Koloß ihres ſchrecklichen Wirkens zuſammen. Was durften ſie hoffen?

Etwa mehr, als die gänzliche Auflöſung und Vernichtung eines Staats, von welchem das Elend über ganz Europa ausgegangen war?

Ja, wenn die Franzoſen die weiſen Grundſätze einer gemäßigten Politik gekannt hätten, ſo hätten ſie mehr erwarten können; aber ſie hatten genügend bewieſen, daß ihre politiſchen Begriffe und Grundſätze nur Eroberung, Vernichtung, Plünderung, Verderben ſeien. Darum hätten ſie einer ſtrengen Vergeltung entgegenſehen, die Auflöſung des franzöſiſchen Reichs und die Zerſplitterung ſeiner Staaten fürchten müſſen, wenn nicht die kühne Phantaſie des Franzoſen ſeinem Heere immer noch Rieſenkräfte zur Vertheidigung und Beſchützung ſeiner Verfaſſung und der Provinzen geliehen hätte.

Aber die Politik der vereinigten Mächte, nicht das Spiel der Laune und Leidenſchaft, beruhete auf edleren und weiſeren Grundſätzen. Sie konnte der Glanz ihrer Siege und die Hegemonie von Europa nicht irre führen, einen Staat aus der Reihe der europäiſchen wegzuſtreichen, auf welchen es rechtmäßige Prätendenten gab, und der zur Erhaltung des Gleichgewichts in unſerm Erdtheile nothwendig beſtehen mußte.

Die Wiederherſtellung dieſes politiſchen Gleichgewichts nämlich, die einzige ſichere Baſis des Friedens und Wohlſtandes von Europa, iſt der höchſte Zweck der vereinigten Mächte, auf welchen alle ihre rieſengleichen Bemühungen hinwirken. Alſo auch eine unverhältnißmäßige Beſchränkung des franzöſiſchen Reichs auf einen engen Länderbezirk, welchen die Franzoſen ſchon als einen Beweis der hohen Milde kaum zu erwarten berechtigt waren, mußten die Verbündeten, als ihrem Zwecke nicht angemeſſen, verſchmähen.

Daher die wiederholten Verſicherungen, daß Frankreich — das Meer, welches faſt alle anderen Meere, Seen und Ströme verſchlungen hatte — größer bleiben ſolle, als es zu den Zeiten ſeiner Könige geweſen ſei. Wer hat in Bonaparte's politiſchen Schritten je eine ſo uneigennützig conſequente Befolgung ſo gemäßigter und weiſer Grundſätze gefunden, welche der Eitelkeit ſo wenig ſchmeicheln; der Eroberung ſo wenig Nahrung geben, und die Selbſtbeherrſchung an die Spitze aller Regententugenden ſehen?

Aber dieſe edle Mäßigung haben die Sieger faſt noch glänzender in der Begründung der neuen Verfaſſung des franzöſiſchen Reichs bewieſen. Wer hätte es ihnen verargen mögen, wenn ſie ſelbſt dem Staate gemeinſchaftlich den Entwurf ihrer Regierungsgrundſätze als Baſis der neuen Verfaſſung anbefohlen hätten? welcher Franzoſe könnte von den Mächten, die ſo viel Veranlaſſung zur höchſten Erbitterung gefunden hatten, noch mehr erwarten, als die Fortdauer ſeines Staats nach den Anordnungen der Sieger? wer die freie Diſpoſition des franzöſiſchen Volks über die neue Verfaſſung hoffen?

Doch die vereinigten Mächte ſind von den Gefühlen der Milde ſo ſehr erfüllt, daß ſie dem Senate die Begründung der neuen Conſtitution überlaſſen, welcher durch die Gutheiſſung und Unterſtützung der Bonapartſchen Raubzüge ſeine Untüchtigkeit zu einem Werke der edlen Mäßigkeit und weiſen Reſignation ſchon oft bewieſen hatte, und nun ſelbſt unter dem Schwerdte gebietender Umſtände einen elenden Egoismus documentirt, der das ſchwarze Gegenſtück zum ſtrahlenden Bilde der hohen Uneigennützigkeit der Verbündeten iſt.

Wie thöricht iſt es, durch den Mißbrauch gnadenreicher Vergünſtigungen (nicht bloß in der Wahl eines neuen Fürſten, ſondern auch in der Begründung einer neuen Verfaſſung) das nachſichtsvolle Wohlwollen wieder in den Harniſch zu rufen, um dafür die Unbeſonnenheit des unverſchämten Trotzes zu büßen! Aber faſt ſcheint es, als ſey das franzöſiſche Volk jener menſchenfreundlichen Milde und Nachſicht unwürdig; als ſey es unfähig, ſie zu fühlen und zu genießen; zu trotzig und zu unbeſonnen, um ſich ihr anzuſchließen; zu eingebildet, zu thöricht, zu dumm, um in ihr das einzige Mittel der Rettung von den verdienten Geiſſelhieben ſeiner Sieger zu entdecken. Faſt ſcheint es, als hätte das ganze Gewicht der vergeltenden Rache über dieſe Nation herſtürzen müſſen, um ſie zur Beſinnung und Sinnesänderung zu vermögen; faſt ſcheint der Dank, den das edle Wohlwollen erwirbt, nur in dem Herzen der untergeordneten Menge zu glühen; faſt ſcheinen die Triumphe der Milde, Nachſicht und des menſchenfreundlichen Wohlwollens der hohen verbündeten

Mächte gegen das Volk in Frankreich mehr unter uns, als unter den Begnadigten gefeiert zu werden.

Von den Siegern ihrer Haabe beraubt, von Hunger und Durſt gemartert, ohne ein troſtreiches Wort unter der Laſt des Elendes zu erliegen, das mußten ſie erwarten.

Ihre Vorräthe verzehrt, das Brot zertreten, den Wein verſchüttet, das Fleiſch den Hunden hingeworfen, das mußten ſie erwarten.

Vom Mangel aufgerieben, ohne Geld und Gut, dem Grimme der Winterkälte ausgeſetzt, ohne Mittel der Erwärmung zittern und verzagen zu müſſen, das mußten ſie erwarten.

Von ihrer Blöße verfolgt, aus ihren Hütten verjagt, den Reſt ihrer Haabe, von den Flammen verzehrt, auflodern zu ſehen, das mußten ſie erwarten.

Von den Feinden ereilt, von Speeren und Schwertern durchbohrt, das Spiel barbariſcher Sieger, ihr elendes Leben aushauchen zu müſſen, das mußten ſie erwarten.

Sie werden in Freiheit geſezt, ſie werden geachtet, ſie werden geehrt, ſie werden beſchüzt, und fühlen keine ihrer Feſſeln, welche ihre Sieger abgeworfen haben.

Erkennet den Edelmuth der beſſern Mächte, Franzoſen! Fluch hattet ihr zu erwarten, Seegen iſt euch geworden.

XIII.

Wieland und Jeſaias.

Ein prophetiſches Wort, gedeutet auf Niclas Bonaparte.

1.

Der Alleinherrſcher.

— — — „Wer kennt nicht den Geiſt, der [Frankreichs] Beherrſcher
Treibt? — Wer nennt mir ein Land, das ſein trotziger Ehrgeiz
Nicht mit blühender Jünglinge Blut und Thränen der Mütter

Ueberſchwemmte? — Seit er auf [Bourbon's] Ruinen
Einen gewaltigen Thron — den Schrecken [Europa's] — ſetzte,
Schwoll des Eroberers Herz von gränzenloſen Entwürfen.
Er beſchloß, von hohen vergötternden Träumen berauſchet,
Seinen Namen den glänzenden Namen Seſoſtris und Ninus
Gleich zu machen. Ihm ſollten die Völker [Europa's]
Zitternd nachſehen, wie er, an ſeinen Wagen gefeſſelt,
Ihre Könige ſchleppte.“ — — —

Auszug aus Wielands vor 52 Jahren geſchriebenem Heldengedichte, Cyrus genannt; ſiehe Wielands Sammlung poetiſcher Schriften; Theil 3. Seite 291. nach der Carlsruher Ausgabe.

2.

Ein kräftiges Wort.

— — „Uns liegt es ob, der Gewalt entgegen zu gehen,

Ehe die Legionen, die ſelbſt ihr Führer nicht zählet,
[Preußens] Au'n zertreten. Die Sache, die wir verfechten,
Iſt die Sache der Völker; in Uns ſind Alle beleidigt! — "

(Am angeführten Orte, Seite 295.)

5.

Ein frommer Greis an Friedrich Wilhelm.

— — „[Deutſchlands] Völker, der Dienſtbarkeit müde,
Seufzen ſchon lange nach einem Erretter. Mit offenen Armen
Werden ſie Dich empfangen und ihren Schutzgott Dich nennen. —
Herrlicher Ausgang! Du gingſt, um Deine Freunde zu ſchützen;
Und Du wirſt Macht erhalten, aus Feinden Freunde zu machen! —
Nicht Dein dankbares [Preußen] allein — unzählbare Länder
Werden Dich ſegnen — durch Dich beſeliget werden." — —

„Zwar dieß Alles iſt noch mit Dunkel umhänget. Der Weg iſt
Lang und verwirrt, mit Gefahren umzäunt, auf dem Du emporſteigſt;
Aber ein würdiger Preiß, und unverwelkliche Lorbeern
Winken von ferne Dir zu — O, mögte mein dämmerndes Auge
Dich noch ſehen, mein König! wie Du die goldenen Tage
Wieder den Sterblichen giebſt, und dann in Frieden ſich ſchließen!"

(S. 320.)

4.

[Charakteriſtik] „der kleinen [Preußiſchen] Phalanx, welchen der König dem zahlreichen Heere des [Kaiſers von Weſten] entgegen führte."

— — — „Ihre Speiſe war Brod und bluterfriſchende [Wurzeln] *)

---

*) Wie manchen Tag begnügten ſich die biedern, an jede Entbehrung gewöhnten Wiederbringer der Freyheit, an

Waſſer ihr Trank, mit dem blinkenden Helm aus der Quelle geſchöpfet.
Ihre männliche Bruſt, zu Geduld und Arbeit geſtählet.
Trotzte dem Schmerz, dem Hunger, dem Froſt und der [Blöße]
Jeder Gefahr und jeder Geſtalt des blutigen Todes,
Als die Poſaune des Ruhms in ihre Ohren ertönte;
Söhne der Freyheit, unwiſſend den Nacken ſklaviſch zu beugen,
Aber gewohnt, dem Geſetz, des Vaterlands heiliger Stimme,
Und mit ſchneller, geflügelter Eile dem Winke des Feldherrn
Freudig zu folgen“ [mit Gott für König und Vaterland!]

(S. 280.)

---

den Rüben aller Art, welche, noch im Saatfelde, vom verheerenden Feinde ihnen nicht hatten entzogen werden können — und an Waſſer, deſſen Quellen nicht immer zu den lautern gezählet werden konnten.

5.

Die Proclamationen der Verbündeten.

— — „Stünd' es bey uns, ſo würden noch heute von Volke zu Volke
Alle Schwerdter und Speere zu friedſamen Sicheln geſchmiedet.
Aber ſo lange man unerſättlich nach fremdem Eigenthum ſchnappet,
Und der ſteigende Flor von freyen Völkern beleidigt;
Das Empörung noch nennet, wenn Freygeborne ſich weigern,
Sklaven zu ſeyn: ſo lange verbeut die Pflicht dem Gerechten,
Sorglos in träger Ruh der unerſättlichen Raubſucht,
Und den Feſſeln ſich preis zu geben. Der Krieg iſt kein Uebel,
Wenn uns ein feiger Friede der Güter des Lebens beraubet,
Ohne welche der Menſch des Thieres Glück zu beneiden
Urſach hätte.“ — — (S. 289.)

6.

Friedrich Wilhelms, des Gerechten, Zweck beym heiligſten der Kriege.

— — „Nicht vom Geiſt des unmenſchlichen Stolzes getrieben,
Freye Völker in Bande zu werfen, nicht blühende Städte,
Goldene Tempel der Künſte des Friedens in Aſche zu legen
Und die Erde zum einſamen Grabe, zur Urne des Staubes
Ihrer Erwürgten zu machen — ergriffſt Du, o König! die Waffen.
Dich rief des Vaterlands Stimme! — — Vor ſchnöder Entehrung
Und vor ſklaviſchen Feſſeln die Freygebornen zu ſchützen,
Eilſt Du getroſt dem Tyrannen entgegen, ein ſchützender Engel!
Fromme Tugend nur du erfüllſt die Bruſt des Gerechten. —
Deinen Himmel — mit Allmacht. Nichts ſchreckt den Helden; er ſchauet
Kühn dem blaſſen Verbrecher in's Aug' und fürchtet den Arm nicht,

Der zum tödlichen Streich ſich erhebt; mit freudigen Schritten
Folgt er der winkenden Pflicht" — — — (S. 306.)

7.

Des Rheinbunds nothgedrungene Anhänglichkeit an den Kaiſer Napoleon.

— „Welche Furien ſpornten [den Rheinbund] zum Streite mit Helden? —
Eines Einzigen Stolz! — — Ihn zu beſänftigen fallen
So viel Opfer! O blinde, der Zukunft unwiſſende Seelen! —
Dich, Tyrann! dich treibt dein Verhängniß! Die Furien reißen
Dich unſichtbar dahin, wo deine Strafe dir wartet —
Sie aber werden zur Rache erwachen, die jetzt in Betäubung
Ihre Erretter verkennen, nicht für ihr väterlich Erbe,
Nicht für Freyheit — für Ketten und Elend ihr Leben verſchwenden." —

(S. 379.)

8.

Die verbündeten Heerführer an ihre Getreuen.

— „Jetzt, ihr Männer! erhebet den Muth! jetzt denkt mit Entzücken
Euer väterlich Land! Jetzt rufet die liebende Gattin,
Und das ſtammelnde Kind, und den alten würdigen Vater,
Alle vor eure Stirn! Für ſie, ihr Brüder! für Alles,
Was die Natur uns theurer, als ſelbſt das Leben, gemacht hat,
Stehen wir hier, *von der Tugend geſandt*, den *ſchönſten der Siege*
Uns zu *erſiegen*; wo nicht den ſchönſten der *Tode zu ſterben*.
Und was ſollten wir ſcheuen? wem ſchlägt im männlichen Buſen
Tugend und Ehre, der nicht viel lieber rühmlich zu ſterben,
Als in Feſſeln ein ſchändliches Leben zu ſchleppen, erwählte?“ —

„Goldene Freiheit! du beſtes Geſchenk der allmächtigen Güte

Inbegriff aller Freuden des Lebens, du Vorrecht der Menſchen
Und der Götter, dir ſollte der Menſch unedel entſagen? — —
Sollten wir unſern Nacken vor einem Wüthenden beugen? —
— — — Sollten gefeſſelt wir zuſehn,
Wie er trotzig das Erbe von unſern Vätern verwüſtet? —
O, der bloße Gedank' empört die Menſchheit! Viel eher
Laßt uns ſterben — den Tod durch Heldenthaten verdienen
Und ein unbefleckt Leben aus tauſend Wunden ergießen.“ (S. 381.)

9.

Die menſchenfreundlichen Regenten auf den Siegesfeldern und die Gedächtnißtafeln in den Tempeln.

— — „Wehmuthsvoll ſenkt ſich ihr Blick auf die Leichen,

Die um ſie her, von Wunden erſchöpft, die muthigen Seelen
Ausgehaucht hatten. Bewundrung und ſanfte Trauer vermiſcht ſich
Glänzend im thränenden Auge. — Wie ſind die rühmlichen Helden,
Ach, wie ſind ſie gefallen, die würdigen Schützer der Freiheit?
Doch, wir klagen nicht Euch! — Ihr fielet edel mit Wunden
Für die gerechte Sache geſchmückt. Den ſchönſten der Tode
Gab Euch das Schickſal zu ſterben. — Verzeiht glorwürdige Schatten!
Daß wir den Jubel, die Freuden des Sieges, die glänzenden Früchte
Eures wohlthätigen Todes, mit menſchlichen Thränen beflecken.
Hier, auf dieſem geheiligten Boden, hier, wo Ihr geblutet,
Soll, den Wolken entgegen gethürmt, ein marmornes Denkmal,
Ringsum mit goldnen Trophäen behangen, der dankbaren Nachwelt
Ihre Retter erzählen. So oft die Sonne zurückkommt

Soll ein feſtlicher Tag mit Spielen der kriegriſchen Jugend —
Eurem Gedächtniß geweiht — die ſpäten, bewundernden Enkel
Reizen, die Bahn der Ehre in Euern Tritten zu laufen.“ — (S. 408.)

10.

Reſultat der Hermannſchlacht bey Leipzig.

— — „Es verbreitet die Flucht ſich
Bis zum Herzen des Heeres, wo, von Satrapen und Edlen
[Bonaparte] umringt, umſonſt Befehle verſendet,
Denen die Furcht zu gehorchen verbeut. Von des [Galgenbergs] Höhe
Sieht er das wilde Getümmel, das Würgen, die feurigen Sieger
Und die ſchimpfliche Flucht. Jetzt fühlt er, zum Erſtenmal ſchamroth,
Daß er ein Sterblicher iſt. Die Gefahr, die Schande bezwingen
Seinen monarchiſchen Stolz — Er wirft ſich unter die

Fliehenden, bittet, verſpricht und dräuet und ſchmei-
chelt.
Er, der kürzlich ſich über das Loos der Menſchheit er-
haben
Wähnte, der Stolze ſteht jetzt ſein Diadem und ſein
Leben
In der Gewalt des niedrigſten Pöbels. Von ihnen ver-
laſſen,
Iſt er ein nackender Flüchtling, wie Einer aus ihnen.
Sie ſind es,
Die der Verächter der Götter um ſeine Rettung
jetzt anfleht.
Glücklich, hätten die Worte, die fürſtlichen Lippen ent-
fließen,
Magiſche Kraft, die bebenden Sklaven zu Helden zu
zaubern.
Aber umſonſt verſchwendet er jetzt die beredenden
Künſte
Goldne Verſprechen umſonſt! Die taube Todesang
ſtopfet
Ihre Ohren. Die Tugend allein — die Toc
ter der Freyheit —
Zeugt den heroiſchen Sinn!" —
(S. 388.)

11.

Napoleon's Fluchtſtraße.

— „Alſo zieht er, verhüllt in mitternächtliches Dunkel,
[Frankreichs] Gegenden zu. *Verheerung und flammende Hütten*
Zeichnen des Fliehenden Weg. Den Lauf des Siegers zu hemmen
Setzt er ihm Wüſten entgegen“ — — (S. 417.)

— „Soll er ein neues Heer, von den Siegern geſchlachtet zu werden,
Aus dem entvölkerten [Frankreich] erzwingen, damit dem Tyrannen
Wüſten doch übrig bleiben, die ſeinen Zepter erkennen?
Oder ſich für die Sieger erklären? — Das Letzte räth ihm die Klugheit;
Jenes befiehlt die herrſchende Ehrſucht“ —
(S. 416.)

12.

Das Gebet Aller, einen Einzigen ausgenommen.

„Vater der Menſchen! o laß die beſſern tröſtenden Tage
Eilen, die Wiederbringer der Ruh' und der friedſamen Ordnung,
Ganz dem heil'gen Geſchäfte, die Menſchen glücklich zu machen,
Ganz dem Frieden geweiht!" — —
(S. 407.)

13.

Der Prophet Jeſaias.

Kapitel 14. Vers 4 — 17.

So iſt es doch mit dem Bezwinger jetzt aus!
So nahm es doch mit dem Verderber ein End!
Zerbrochen der Ruchloſen Stab hat der Herr,

Zerbrechen den Zepter des Herrſchers —
Den, welcher die Völker ſo wüthend
Mit Schlägen auf Schlägen erſchlug,
Der grauſam bezwang Nationen,
Bezwungen von Niemand, der Dränger!

Nun hat alle Welt wieder Ruhe und Frieden,
Und Alles ergeußt ſich in Jubel —
Die Tannen und Libanons Cedern ſogar,
Sie freuen ſich hoch über dich [und rufen]:
Seitdem nun geſchlagen biſt du
Klimmt Keiner zu uns, der uns ſtürze!"

— „Ja du, der du dachteſt:
Ich will in den Himmel mich heben,
Weit über die Sterne des Höchſten
Erhaben mich thronen;
Ich will auf den Berg der Verſammlung [der Götter]
Am äußerſten Norden mich ſetzen;
Will über die höchſten der Wolken mich heben,
Will gleichen dem allererhabenſten Gott!"

„Allein — wie geſtürzt in den Abgrund biſt du
Geſtürzt in des Unterreichs tiefeſte Tiefen!
Es ſieht mit bedeutendem Blick auf dich hin

Nun deiner Beobachter jeder [und ſpricht:]
„ „Iſt das denn der Mann, der die Erde
„ „Erſchütterte — Reiche umſtürzte
„ „Zur Wüſte umkehrte die Welt?“ “ —

Folgende intereſſante Schriften ſind ſo eben erſchienen und für beigeſetzte Preiſe in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Dornenſtiche

für

Napoleon und Hieronymus Buonaparte

und einige

ihrer ehemaligen Staatsdiener.

Cölln 1814,
bey Peter Hammer.

(Preiß 16 Gr.)

Auf folgende merkwürdige Schriften, die in wenigen Wochen die Preſſe verlaſſen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben ſeyn werden, machen wir ein reſpect. Publikum im voraus aufmerkſam, und ſind überzeugt, daß niemand ſelbige unbefriedigt aus den Händen legen wird:

Geheime Geſchichte

des ehemaligen

Weſtphäliſchen Hofes

zu

Caſſel.

Zwey Bände.

— — — — — —
— — — Aber die Larve ſinkt;
Die Sonne bricht hervor durch alle
Täuſchende Nebel. Da fällt der Gyps ab
Von bunt gemahlten Wänden. Das nackte Haus
Steht ſcheußlich da. Sie zittern am Tagesſtrahl
Die Eulen: Denn die Mittagsſonne
Leuchtet am Himmel, und ſie erblinden.

Terpſichore, von Herder.

St. Petersburg, 1814.

Der

Familie Buonaparte

Heimkehr nach Corſica.

Ein Schwank

in

zwey Acten.

Ridendo dicere verum!

London und Petersburg, 1814.

Neue
Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Dritten Bandes zweites Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1814.

I.

Beiträge zu der Beförderung des Ruhmes der weſtphäliſchen Juſtizverwaltung.

1.

In dem kleinen Dorfe S.... des Saaldepartements kamen zwei Bauerweiber wegen eines Kirchenſitzes in Streit. Die Dame B... nemlich behauptete, ſie brauche die Dame S... in ihrem Kirchſtuhl nicht aufzunehmen, weil zwei Kirchenſitze zu ihrem Hofe gehörten, und die Dame S... behauptete dagegen, daß, da ſie den eingenommenen Sitz von dem Prediger erkauft und bezahlt habe, ſie nicht weichen werde. Der Streit endete ſich damit, daß während des Gottesdienſtes die Dame S... aus dem occupirten Stuhl geworfen wurde und nun fand ſich die Dame B... in dem neueſten Beſitz, und erwartete die Klage. Die verjagte S... klagte bei dem Diſtrictstribunal dahin, daß ihr das Eigenthum des gedachten, von dem Prediger erkauften Kirchenſitzes, zugeſtanden werde. Verklagtin B... behauptete dagegen in ihrer Einlaſſung, daß der gedachte Sitz von dem Prediger nicht habe vergeben werden können, indem er zu ihrem Hofe noch gehöre. Nachdem plädirt, Schriften gewechſelt und viele weitläufige Einleitungen getroffen waren, erkannte endlich das Diſtricts-tribunal:

> daß es in dieſer Sache nicht competent ſei, vielmehr eine neue Klage bei dem Friedensgericht angebracht werden müſſe.

Dies geſchah denn auch bei dem Friedensgericht zu S... und nachdem hier beide Theile abermals gehört waren, und ein weiteres Verfahren ſtatt gefunden hätte, erkannte das Friedensgericht:

> daß es in dieſer Sache nicht competent ſei, vielmehr ſolche vor das Civiltribunal gehöre.

Nun hätte doch alſo eine neue Klage bei dem Civiltribunal angeſtellt werden müſſen; da dieſes aber bereits nach abgehandelter Sache ſich für incompetent erklärt hatte, ſo blieb weiter nichts übrig, als der koſtſpielige Weg des Caſſationsgeſuchs an den Staatsrath. Dieſer Weg wurde eingeſchlagen, der Staatsrath caſſirte auch das Erkenntniß des Civiltribunals, und ernannte das Civiltribunal zu B... als neu verhandelndes Gericht in dieſer Sache. Von der Dame B..., der an Beendigung am mehrſten gelegen war, erhielt nun auch die Dame S... eine neue Vorladung, und nach geſchehener Auswechslung der Vollmachten erklärte im Plädirtermin der Letztern Anwalt, wie er nicht nöthig habe, auf die Hauptſache ſich einzulaſſen, indem außer der Vorladung ihm eine neue Klage hätte mitgetheilt werden müſſen.

Das Gericht erkannte:

> daß er allerdings ſich einzulaſſen ſchuldig ſei auf die bloße Vorladung;

und als nun mit vieler Mühe nach langer Zeit die Sache wieder zum Vortrag gebracht werden durfte, erklärte jener Anwald, er brauche ſich abermals nicht einzulaſſen, da die Vorladung ſeiner Parthei in Perſon hätte geſchehen müſſen.

Auch hiermit wurde er rechtskräftig durch Erkenntniß abgewieſen, und ließ ſich denn ſpäterhin ein. Es wurde nachher ein Erkenntniß über die Zuläſſigkeit der Beweisführung überhaupt gegeben, dann ein Erkenntniß über die Art der Beweisführung, und jetzt iſt endlich die Sache gottlob! ſo weit gediehen, daß ſie noch nicht einen Schritt vorgerückt iſt, denn das Tribunal zu B.. iſt aufgehoben, und es muß alſo erſt ein neues Caſſationsgeſuch, oder das Geſuch der Ernennung eines andern Gerichts eingereicht werden; ja! aber wo? — Bis dato ſind alſo in dieſer Sache ganz in der Form ſieben Erkenntniſſe gegeben, und man iſt noch nicht einen Schritt weiter, außer daß von beiden Theilen, die Nebenſpeſen nicht gerechnet, bereits 275 Rthlr. ausgegeben ſind, ein Capital, welches die arme Kirche in S... kaum im Vermögen hat!

Wenn Referent dieſes erkennen ſollte, ſo würde er ſein Urtheil dahin abgeben:

> daß ein jeder in der Kirche ſitzen möge, wo er wolle, daß die Koſten niederzuſchlagen, die klagenden Weiber aber ſchuldig, eine jede zwanzig Bibeln und eben ſo viel Catechismen für die Dorfſchule zu kaufen.

e.

Bei dem Friedensgericht in J... klagte ein geringer Bauer gegen einen andern wegen einer Schuldforderung von 17 Rthlr., außer den Zinſen. Der Kläger wurde mit ſeiner Klage abgewieſen, weil ſeine Sache nicht gehörig in Ordnung war. Während der Verhandlung war ein Procurator anderer Geſchäfte wegen zugegen, und winkte am Ende den Kläger, mit ihm zu gehen. — Draußen ſagte der Procurator dem Bauer, „es ſei ihm Unrecht geſchehen; für 12 Rthlr. wolle er, der Procurator, ihm die ganze Geſchichte abkaufen.“ Niemand war froher, als der Bauer, und in der Vorausſetzung, daß er die 12 Rthlr. bekommen werde, unterſchrieb er eine Vollmacht.

Der Procurator appellirte nunmehr gegen jenes Erkenntniß Namens des Bauers und wurde in zweiter Inſtanz abermals abgewieſen. Das Erkenntniß zweiter Inſtanz wurde natürlich dem Kläger in Perſon inſinuirt, mit einer ſehr anſtändigen Koſtenrechnung. Er lief damit zu ſeinem Procurator. Dieſer ſchimpfte auf alle Gerichte, die Gott kennt und die er nicht kennt, und vertröſtete auf die Caſſation. Auch dieſen Weg einzuſchlagen, ließ der Bauer ſich verleiten, fiel aber durch, und ſtatt die 12 Rthlr. baar von dem Procurator erhalten zu haben, ließ ihn dieſer zuletzt wegen ſeiner feſtgeſetzten, enormen Koſtenrechnung auspfänden, und als der Bauer die 10 Rthlr. ſogar wollte ſchwinden laſſen, und auf ſeinen Vertrag ſich berief, fragte der Procurator ſehr undeutſch: „hat Er Zeugen, und iſt der Vertrag ſchriftlich?“

Genug, der arme Bauer hat zuſammen, was er belegen kann, weit über 80 Rthlr. Koſten bezahlen müſſen, und will der Herr Procurator ſeinen Namen genannt wiſſen? —

3.

Daß es zu allerhand Greueln Veranlaſſung gab, wenn bei den weſtphäliſchen Gerichtshöfen die Beiſitzer den Ueberſchuß der Sporteln für ihr dolce far niente! unter ſich theilten, iſt bekannt; denn ſo wußte man, was unter der Würde des erkennenden Richters iſt, daß die mit Freude im Berathſchlagungszimmer empfangen wurden, die einen beſſern Zehnt-Tarif wieder entdeckt hatten, ſo war es eine Hohnſprechung der Juſtiz, wenn einige Gerichtshöfe die Anwaltsgebühren nicht feſtſetzen wollten, ehe der Anwalt die Auslage des Erkenntniſſes nicht gemacht hatte, ſo entwürdigte jene monatliche Theilung der Jammerthränen der Schlachtopfer der Juſtiz den Tempel der Themis um ſo mehr, da Gerichtsboten, die allenfalls auch bei dieſer Verhandlung eine Stimme mit hatten, ausgeſtrichen wurden aus der Zahl der Verdienten, wenn ſie Menſchlichkeit bei der Auspfändung in Hinſicht der Koſten, ſich hatten zu Schulden kommen laſſen. Mehr als alles aber empörte in dieſer Hinſicht die mit dem Sportelweſen eng verbundene Zulaſſung zum Armenrecht. Hiervon nur ein Beiſpiel!

Die jetzt verehelichte N... zu W... heirathete als Wittwe den gedachten N... dem ihre drei Brauhäuſer, ihre Capitalien und ihr Acker beſſer gefiel, als ſie ſelbſt. Da nun nach weſtphäliſchen Geſetzen der Ehemann unbedingter Nutznießer des Vermögens der Frau iſt, und Ehebruch nur in dem gemeinſchaftlichen Hauſe ihn ſtrafbar macht. ſo nahm der Schlaukopf bald das beſte Theil, zog in ein fremdes Haus, nahm dort eine Beiſchläferin zu ſich, und lebte nun luſtig und in Freuden von dem Vermögen ſeiner Ehefrau. Ihr ſelbſt gewährte er gar nichts; zu ihm zu ziehn, wagte ſie nicht, überzeugende Eheſcheidungsgründe hatte ſie nicht! Sie wandte ſich an verſchiedene Rechtsgelehrte, und ſo lange die Vorſchüſſe noch nothdürftig gereicht werden konnten, erhielt ſie mindeſtens Vertröſtungen. Sie wurde aber immer ärmer und ärmer; ihr Ehemann und deſſen Donna wirthſchafteten immer frecher und übermüthiger in ihrem Eigenthum, und ſie konnte die weitern Koſten dieſes Verfahrens nicht mehr erſchwingen. Dagegen mußten doch aber die Sachen, ihre Anſprüche gegen ihren Ehemann, die Sicherſtellung ihres Vermögens betreffend, fortgeſetzt werden, wenn ſie, die ehemals reiche Frau, nur nothdürftig ihr Eigenthum ſchützen wollte. Mit guten, die Armuth beſcheinigenden Atteſten verſehen, kam ſie zu dem Präſident, und bat um Zuordnung eines Anwalts. Dieſer aber verweigerte es, „indem ſie ja Grundſtücke in Menge habe!“ der gute Mann dachte wohl nicht daran, daß die Frau ohne Willen des Mannes nicht über ihre Grundſtücke und deren Nutzungen disponiren kann, und die verehlichte N... geht faſt betteln, während ihr Mann, da er ſieht, daß ſeiner Frau gar keine rechtliche Hülfe gewährt wird, mit noch größerer Frechheit als vormals, in den Trümmern ihres Vermögens wühlt.

Gewiß haben die Leute ein befangenes Urtheil, welche behaupten, der Präſident ſei der Meinung geweſen, daß die Supplicantin um deshalb nicht zum Armenrecht zuzulaſſen ſei, weil, wenn ihre Prozeſſe wieder in Bewegung geſetzt würden, die Schreiberei faſt eine Woche ausſchließlich damit zu thun haben werde. Genug —

die Frau kann das Armenrecht nicht erhalten, Geld zu Vorſchußleiſtung eben ſo wenig, alſo — mag ſie betteln gehn!

Bei einem andern weſtphäliſchen Tribunale verklagte ein ehemaliger Brandtweinbrenner, jetziger Capitaliſt, einen ſchlichten Bürgersmann wegen einer Forderung von 160 Rthlr. Der Bürgersmann konnte die Richtigkeit der Forderung nicht leugnen, aber auch eben ſo wenig jetzt Geld anſchaffen. Der Gläubiger verfolgte ſeine Gerechtſame und ließ dem Schuldner deſſen Haus, welches ihm über 300 Rthlr. koſtete, anſchlagen. Dagegen war nichts zu machen. Die Frau des Schuldners wollte ihr Eingebrachtes mit 200 Rthlr. ſchützen, ſie hatte aber die 20 Rthlr. zu Vorſchuß nicht, und ohnedem fand ſich kein Procurator. Sie ſuchte das Armenrecht und Zuordnung nach, das wurde ihr aber abgeſchlagen, da ſie noch in dem Genuß eines Vermögens von 200 Rthlr. ſei, und mittlerweile erlangte der hartherzige Gläubiger, der ſich unterdeß die Hacken nach dem Diſtrictsort mit und ohne Querſack abgelaufen hatte, ſeinen Zweck, das Haus, deſſen Garten an ſeinen Garten ſtoßt, für 200 Franken zu erſtehen, die denn lange noch nicht die Prozeß- und Anſchlagskoſten erfüllen, ſo daß er klagt, 160 Rthlr. verloren zu haben, während die arme Frau des Schuldners wegen verweigerten Armenrechts, um Eigenthum, Vermögen, um alles gekommen iſt! — Ein Procurator hatte ohne Vorſchuß ihre Sache annehmen wollen, ſie hatte aber zu früh geplaudert, und nach acht Tagen ſprach der liebe Mann anders.

4.

Von folgender Geſchichte haben wir nur nöthig, Auszüge aus den Urkunden, welche wir theils originaliter, theils in glaubhaften Abſchriften beſitzen, mitzutheilen.

a.

Herr von Z. an den Prokurator B.

den 27ſten Juny, 1811.

Ihr Handbrieflein habe ich erhalten, und nehme es Ihnen durchaus nicht übel, daß Sie den Prozeß meines Amtmanns gegen mich angenommen haben. Ich weiß dadurch die Sache in guten Händen, und es bleibt bei uns bei dem Alten! Nur, das ſage ich Ihnen, Ehre werden Sie mit dem Prozeß nicht einlegen, denn der Amtmann fordert zu unverſchämt. Laſſen Sie ſich nur brav Vorſchuß geben. Sonntag iſt hier Vogelſchieſen, dann mündlich ein Mehreres. Mein Jäger iſt heute auf den Schnepfenſtrich, vielleicht bringt er etwas mit! Viele Empfehlungen an die Frau Liebſte.

Ergebenſt A. T. v. Z.

b.

Der Prokurator B.... an den Tribunals-Huiſſier W...

Billet.

den 28ſten Juny, 1811.

Ich ſchicke Ihnen hierbei zwei eilige Sachen, die Sie ſogleich beſorgen müſſen; die Arreſtlegung gegen den Herrn v. Z. können Sie unterdeß ausſetzen, und wollen wir überhaupt hiervon erſt noch näher ſprechen.

B...

c.

Der Amtmann H... an den Prokurator B...

den 11ten July. 1811.

Mein Herr Tribunals-Prokurator!

Ich würde nicht ſo dreiſt ſein, Sie nochmals wegen meiner Sache mit dem Herrn v. Z. zu erſuchen, aber mein Schwiegervater, bei dem ich hier lebe, will das alles zu Ende haben, und macht mir tagtäglich Vorwürfe darüber, daß ich die Pacht geräumt hätte, ohne wegen meiner 6485 Rthlr. befriedigt zu ſein. Er ſagt, mein Advocat hätte das nicht zugeben ſollen, aber ich verlaſſe mich auf Ihnen, denn dies iſt mein Wohl und Weh, und ſchicke noch die fernern 30 Rthlr. Vorſchuß, und bitte um baldige gute Antwort. Ich habe u. ſ. w.

H...

d.

Antwort hierauf per retour.

den 12ten July, 1811.

Beruhigen Sie ſich und Ihren lieben Schwiegervater, beſter Freund! Ihre Sache geht ſehr gut, aber freilich nach den Geſetzen etwas langſam! — Danke verbindlichſt! Bald ein Mehreres! u. ſ. w. In größter Eil!

B...

e.

Der Prokurator B... an den Amtmann H...

den 28ſten Septemb. 1811.

Ich theile Ihnen, liebſter Freund, eine Nachricht mit, über welche Sie nicht erſchrecken müſſen. Bei der Rangbeſtimmung über das Vermögen der Gläubiger des Herrn v. Z. iſt die Frau v. Z. welche bereits im Beſitz des ſchönen Gutes iſt, Ihrer gerechten Forderung vorgezogen, indem das Eingebrachte vorgehe, theils weil Sie das ſtärkere Recht des Beſitzes dadurch aufgegeben hätten, weil Sie das Gut freiwillig verlaſſen hätten, theils weil ich, als Ihr erklärter und legitimirter Anwalt contumacialiter ausgeblieben ſei. Dieſes alles iſt grundfalſch, und werde ich ſogleich appelliren. Beruhigen Sie ſich, wertheſter Freund, denn das alles ſind Mißgriffe, welche ein höheres Collegium auſlichten wird! Eines weiteren Vorſchuſſes zur Appellation bedarf ich für jetzt nicht! u. ſ. w. – In Eil!

B...

f.

Herr v. Z. an den Prokurator B...

den 29ſten Septemb., 1811.

Sie böſer Mann! daß Sie appelliren wollen! Das

Erkenntniß iſt doch ſo gründlich und unangreifbar! Indeß, ich kann Ihnen und Ihrem Herrn Mandanten, den ich in der That herzlich bedaure, ohne ihm helfen zu können, freilich nicht widerſprechen. Dieſen Brief ſchicke ich um deswillen, daß Sie doch die Güte haben mögen, mir bei dem Appellationsgericht einen guten Procurator, den ich gebrauchen kann, vorzuſchlagen. Ich werde ſchon außerdem erkenntlich ſein! Die zwei Schweine werden Ihrer lieben Frau gefallen, und wegen des Hafers muß ich um Entſchuldigung bitten; vor der Beendigung der Saatzeit werden wir ſchwerlich dran kommen! Zu der Erndtebrate kommen Sie doch mit Ihrer lieben Familie? Der Herr Präſident, der geſtern bei dem Fiſchzug bei mir war, hat es mir auch verſprochen! u. ſ. w.

Ergebenſt A. T. v. Z.

(Die Antwort auf dieſen Brief fehlt, und nach den vorliegenden Papieren ſcheint keine ſchriftliche Antwort darauf gegeben zu ſein.)

8.

Herr von *** aus Caſſel an den Amtmann H..

den 25ſten Decbr., 181*.

Mein Herr!

Die Sache, von der Sie mir ſchreiben, iſt mir bis jetzt noch fremd; ſofern ſie aber zum Vortrag kommen ſollte, können Sie ſich überzeugt halten, daß mit der ſtrengſten Rechtlichkeit die gegenſeitigen wahren Verhältniſſe beachtet werden ſollen. Ihren Brief vom 15ten d. M. ſchicke ich Ihnen angebogen zurück, da er Verſicherungen und Verſprechungen enthält, welche wenn ich einen unmenſchenfreundlichen Gebrauch davon machen wollte, eine Denunciation veranlaßten, welche Sie mindeſtens vor das Correctionstribunal brächte.

Der ***

h.

Derſelbe an Herrn v. Z.

den 23ſten Decbr., 1811.

Ich habe mich, lieber Herr Bruder! nach Deiner Sache erkundigt, und die Acten mir zu verſchaffen geſucht. Es iſt freilich manches dafür und dawider zu ſagen, allein, wenn meine Meinung durchgeht, kannſt Du Dich ruhig auf das Ohr legen. Uebrigens nimm den B... nie für Dich an, danke dem Himmel, wenn er immer wider Dich iſt, grüße Deine Frau recht herzlich, und ſuche Dich, ſo gut Du kannſt, zu retten, und Dein Schäfchen in das Reine zu bringen. Künftigen Sommer u. ſ. w.

u. ſ. w. ***

i.

Der Prokurator B... an den Amtmann H...

den 24ſten Febr., 1812.

Wertheſter Freund!

Ihr Prozeß iſt auch in Caſſel verloren. Ich weiß nicht, was unſer dortige Anwalt gemacht hat! Die Acten habe ich noch nicht von ihm, aber nach dem Erkenntniß iſt dem Eingebrachten der Frau v. Z. das Vorzugerecht verſtattet, ſo daß ſie, da das alles auf öffentlichen Urkunden, die ich kenne, beruhet, die ganze Maſſe ganz unwiderlegbar hinnimmt. Aus tieſer Betrübniß kann ich jetzt weiter nichts ſchreiben! Suchen Sie als Mann die Ihrigen zu tröſten, zu beruhigen! Nehmen Sie die Verſicherung meines herzlichſten Antheils! u. ſ. w.

B... .

k.

Frau von Z. an den Prokurator B...

den 3ten März, 1812.

Sehr gern werde ich darin willigen, daß Ihr Herr Sohn zu der Pfarrſtelle von mir vorgeſchlagen und präſentirt werde, denn ich entſinne mich ſehr wohl, daß mein ſeeliger Gemal Sie ſeinen Freund nannte, und glaube dem Wunſche des Verewigten nachzuleben, wenn ich ſeine Freunde ehre!

Dienſtergebenſt u. ſ. w.

Einen Commentar zu dieſem Briefwechſel, welcher, wie geſagt, vorgelegt werden kann, zu liefern, würde die Feder mit Galle füllen, und ſpricht ſich dieſer Commentar von ſelbſt aus: „Beſtechbarkeit!“ Wehe! dem Lande, wo die Juſtiz eine feile Dirne iſt, und auf dieſe Art die Regierung durch ihre Söldner ſich herabwürdigt!

5.

Unſern freundlichen Gruß zuvor allen denen, welche hieran etwa ein Aergerniß nehmen oder bei Durchleſung des Nachſtehenden bedenklich erröthen ſollten!

In der mittäglichen Gegend des Königreichs Weſtphalen, über Ort und Namen können die Anwohner der Werra und Lahn die ſicherſte Nachricht ertheilen, thronte ein Friedensrichter, welcher bei den ihm untergeordneten Gemeinden allgemein den Ruf eines greulichen Sünders hatte, und die armen Unterthanen baß hudelte. Jeder ſcheuete ſich, auch in der gerechteſten Sache einen Prozeß bei ihm anhängig zu machen; denn wenn Jemand in der Hitze des Wortſtreits, oder, weil er es nicht beſſer verſtand, ein hartes Wort fallen ließ, ſo wurde er ohne Gnade und Barmherzigkeit von dem allezeit fertigen Diener der Gerechtſame des Herrn Richters in das Hundeloch geworfen. Dies Schickſal hatte auch der Bauer Welten, der im Uebermaaße ſeines Zorns dem Richter ſeine grauſame Härte und alle ſeine Greuelthaten der Reihe nach vorgeworfen hatte.

Welten tobte in ſeinem Kaſten wie ein wüthender Eber, und ſein entſetzliches Schelten erregte die Aufmerkſamkeit des Herrn Richters. Vornehmlich empörte ihn die immer wiederholte Androhung des Gefangenen, gleich nach ſeiner Entlaſſung zur Stadt zu gehen, und den abſcheulichen Friedensrichter höhern Orts über alle ſeine Schandthaten verklagen zu wollen.

„Hierbei iſt etwas zu machen,“ ließ ſich der Herr Richter gegen ſeinen Secretair vernehmen; „ſuchen Sie den Kerl auf Ihre Seite zu bringen, beſtärken Sie ihn wo möglich in ſeinem Vorhaben, einen Prozeß gegen mich einzuleiten, und ſchlagen Sie ihm den Prokurator N. N. zum Anwalt vor.“

Der Herr Secretair, ein gelehriger Schüler des Richters, in welchem er ſeinen Mentor auf dem Pfade durch das juriſtiſche Leben verehrte, gelobte, Alles anzuwenden, um den armen Bauer in die Falle zu locken, welche er ſich ſelbſt zu ſtellen gedachte. Langſam ging er vor dem Gefangenſtocke des Sünders auf und nieder, und mißbilligte in einer Art von Selbſtgeſpräch das grauſame Verfahren des Friedensrichters ſo laut, daß der Bauer aufmerkſam darauf wurde und horchte. Durch ſolche Aeuſſerungen des Gerichtsſecretairs, welchen er ſonſt eben nicht als Widerſacher und Tadler des Richters kennen gelernt hatte, ermuthigt, wagte er an denſelben eine Frage: ob er wohl Recht habe und recht thue, wenn er zur Stadt ginge und den Friedensrichter, der ihn gemißhandelt und nun gefangen geſetzt habe, verklage?

„Ohne Zweifel,“ fiel ihm der Secretair in das Wort, „Ihr wäret ein Narr, wenn Ihr dieſe Schande ungeahndet auf Euch haften ließt. Kommt nur zu mir, ſobald Ihr wieder frei ſeid, ſo will ich Euch über das, was Ihr zu thun habt, unterrichten. Jetzt nichts weiter, und vor allen Dingen ſagt Keinem etwas davon, damit es der Friedensrichter nicht erfähret, daß ich Euch gegen ihn inſtruire.“

Topp! dachte Welten, ſo will ich es machen. Noch ließ ihn der Gerichtsherr einige Stunden ſitzen, um ſeinem Ingrimme noch einige Nahrung zu geben. Kaum aber war der Bauer ſeinem Kerker entſprungen, ſo eilte er gerades Wegs zum Secretair zur Conferenz. Der Letztere hatte nichts eifriger zu thun, als ſeinem Klienten unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit ausführlich zu erzählen, was der Friedensrichter für abſcheuliche Dinge gethan hätte, und wie ſchwer ihn die Züchtigung der Regierung treffen würde, wenn ſie von ſeinem Uebermuthe und ſeiner ſtolzen Verachtung der Geſetze unterrichtet würde. „Ihr erwerbt Euch ein Verdienſt um den ganzen Canton, hieß es ferner, wenn Ihr Alles anzeigt; der Friedensrichter wird recht ordentlich genaſet und gewitzigt, ja wohl gar caſſirt. Für die erlittene Ehrenkränkung tragt Ihr auf eine Entſchädigung von vier Hundert Franken an, wovon Ihr ja nachher allenfalls die Hälfte herunterlaſſen könnt. Die Prozeßkoſten kommen über den Beklagten. Zum Anwalte ſchlage ich Euch den Prokurator N. in X. vor, welcher unter allen Advocaten der ganzen Gegend der erſte iſt; die Klage will ich ſchon für Euch aufſetzen, geht Ihr nur ſogleich zu ihm und ſtellt ihm Eure Sache vor, ſo wird Alles gut gehen.“

Der arme Welten, von Haß und Rachſucht gefoltert, hatte mit Begierde die Rede des Herrn Secretair verſchlungen. Alſobald machte er ſich mit einem verſiegelten Schreiben des Rathgebers, welches er gegen das Verſprechen der unfehlbaren Entſchädigung des Herrn Friedensrichters nach Gebühr bezahlt hatte, auf den Weg. In ſeinem Eifer verſchmerzte er auch den Vorſchuß, welchen er auf eben dieſen Troſt in die Hände des Secretairs niederlegte, und gelangte bei dem geprieſenen Prokurator in der Stadt an.

Dieſer erbrach zuerſt den Brief des Ueberbringers und fand darin ein Privatſchreiben, worin ihm der Secretair des Friedensgerichts den ganzen Vorfall meldete; ihn auf die trefflichen Finanzen des Klägers aufmerkſam machte, und zur weitern Ausführung des einträglichen Spiels, welches ſie mit dem Bauer begonnen hatten, aufmunterte. Daneben befand ſich eine ſchriftliche Klage im Namen des Gekränkten, deren Inhalt ſich nur auf das Verfahren des Friedensrichters gegen ſeine Perſon im letzten Termine, auf die Genugthuung für dieſe Mißhandlung, die Beſtrafung des Friedensrichters und auf die Forderung von vier Hundert Franken Erſatz für den Verluſt ſeiner Ehre beſchränkte.

Der Prokurator, dem Friedensrichter und ſeinem Secretair durch gemeinſchaftliche Sündenſchuld und

Gleichheit der Geſinnung befreundet; durch den Brief des letztern aber über alle Umſtände und den Plan des [illegible] auch über den bereits geleiſteten Vorſchuß des Bauers unterrichtet, machte dem betrogenen Welten die Sache ſo ſüß, und thörte ihn durch ſo ſchmeichelhafte Verſprechungen, daß dieſer willig noch ein Sümmchen zur eifrigeren Betreibung zurückließ; überall den trefflichen Aufſatz des Secretairs rühmte, in welchem das ganze Sündenregiſter des Friedensrichters auf das vollſtändigſte enthalten ſei, und vorläufig die Abſetzung des Gerichtsherrn in der Dorfſchenke bekannt machte.

Das Tribunal, weder von der ruchloſen Amtsverwaltung des Friedensrichters und ſeines Gehülfen, noch von dem intriguanten Betruge unterrichtet, welchen die feinen Männer mit dem Schutz ſuchenden Welten ſpielten, fand das Verfahren des Friedensrichters, wie es der Herr Prokurator nach Inhalt der Anklage von der Hand des Gerichtsſecretairs vorgetragen hatte, völlig ſtatthaft; Weltens Einreden und Klagen dagegen erſchienen ihm völlig unſtatthaft und thöricht, und es erklärte ſeine Entſchädigungsforderung als für einen Ehrenraub für lächerlich. Dabei begnügten ſich die Herren Tribunalsrichter nicht, den Kläger mit ſeinen Anforderungen abzuweiſen; ſondern ſie fanden ſogar in der Anklage ſeines Namens ſo viel eingeſtandene Verſtöße gegen die

Heiligkeit des Orts und der Perſon, gegen welche er ſich vergangen, daß ſie dem bethörten Velten zum Beſcheide einen tüchtigen Verweis gaben, und die Strafe auferlegten, im Gefängniſſe des Friedensgerichts zu H. noch fernere acht und vierzig Stunden zu ſitzen oder dafür die Summe von zehn Thalern zu erlegen, und dem Herrn Friedensrichter zur Entſchädigung für ſeine Bemühung und für die unnöthigen Umſtände, welche er veranlaßt hätte, bei Execution noch andere zehn Thaler zu bezahlen.

Der Prokurator zuckte die Achſeln und erklärte, daß er weiter nichts in der Sache thun könne; der Herr Secretair ſchalt wie ein Rohrſperling auf eine gewiſſenloſe Regierung, und ſprach viel von einer Aenderung des Unweſens, welche bald vorgehen müſſe, wenn nicht Alles zu Grunde gehen ſolle. Auf Veltens Anfrage nach den Vorſchüſſen, welche er geleiſtet, erfolgten weitläuftige Berechnungen, nach welchen ſie gerade zugereicht hatten. Aber wie erſchrak der arme Betrogene, als ihm nach einiger Zeit der Zwangsbeſchlußträger auch die ſämmtlichen Prozeßkoſten noch beſonders abforderte!

„Alſo auch dazu hat der Vorſchuß nicht einmal hingereicht?“ fragte er, beinahe bis zu Verzweiflungsthränen empört, ſeinen Peiniger und — zahlte. Von der

Zeit an hegte er einen wüthenden Haß gegen Alles, was Franzöſiſch oder Weſtphäliſch hieß, und jeder rechtliche Bauer ſeines Dorfs gelobte ihm getreue Hülfe, wenn die Zeit einſt eine Vergeltung ſolcher Bosheit erlauben ſollte.

Im dritten Jahre darauf ereigneten ſich in Rußland und Preußen Begebenheiten, welche dem Herrn Friedensrichter und ſeinem Secretair nicht ſelten Herzklopfen verurſachten. Es währte nicht gar lange mehr, ſo drangen ſogar die Koſacken mit Schwert und Lanze in das Land, und eines Morgens — zum Entſetzen des Herrn Richters und Gerichtsſecretairs — ſogar in das Dorf ein. Nun war guter Rath theuer. Selten wieß alle die fremden Gäſte, welche einiges Behagen an Silber und Golde zu finden ſchienen, zum Friedensrichter.

Als die weſtphäliſchen Wapen und Schilder zerſchlagen, und die alten churfürſtlichen wieder hervorgeſucht; als die Bauern durch ſolches Alles begeiſtert und zur Abkühlung ihres Grolls angefeuert worden waren: da ſollen dem Friedensrichter und Secretair die Ohren geklungen, da ſoll ſich ihre Haut über Geſicht und Rücken dergeſtalt verfärbt haben, daß jener ſeinen Leichnam im Bade zu P., dieſer im Städtchen

B. erſt wieder in statum integritatis zu bringen vermogt hat.

Wie es dem Prokurator weiter ergangen ſei, darüber ſchweigt unſere Fama.

II.

Bruchſtück aus den Papieren des Herzogs von Urſel in Brüſſel. Ein Beitrag zur Charakteriſtik Napoleons.

Als die Truppen der verbündeten Mächte Brüſſel beſetzten, ward nachſtehender, gewiß ſehr intereſſante Aufſatz, unter den Papieren des Herzogs von Urſel gefunden, der ihn mit eigener Hand, unmittelbar nach der Tafel, aufgeſetzt hatte.

Da ſich der Charakter des Uſurpators, bei jeder, auch nur oberflächlich abgehandelten Materie, ſehr beſtimmt ausſpricht, ſo glaubt man dem gebildeten Leſer, mit der wörtlichen Ueberſetzung dieſer Unterredung, ein um ſo angenehmeres Geſchenk zu machen, da ſie bei heiterer Laune und ungeſtörter Stimmung geführt wurde, was bei dem, damals Allgewaltigen, nicht immer der Fall war.

Einige Tage nach dem Feſte, welches die Stadt Brüſſel dem Kaiſer gab, ließen mir *) Se. Majeſtät, zwei Stunden vorher, ehe ſie ſich zur Tafel ſetzten, ſagen, daß ich die Ehre hätte, mit ihnen zu ſpeiſen.

Ich begab mich dahin, und fand den Herrn la Tour du Pin im Schloſſe, der ebenfalls daſelbſt ſpeiſte. Wir gingen zuſammen in den Saal, wo ſich der König und die Königin von Weſtphalen, wie auch der Prinz von Neufchatel befanden.

Man ſprach wenig, die Königin lobte die Lage des Schloſſes und die Schönheit der Gärten. Nach Verlauf einer halben Stunde trat der Kaiſer herein und ſagte:

„Wie, die Kaiſerin iſt nicht hier? — Sie iſt eine Faullenzerin,“ und hiemit ging er über den Saal

---

*) dem Herzoge von Urſel.

nach ihren Gemächern. — Kurz darauf kam er wieder mit ihr herein und man ſetzte ſich zur Tafel. — Herr von Blar, dienſtthuender Kammerherr, zeigte uns unſere Plätze an und begab ſich wieder hinweg.

Wir ſaßen in folgender Ordnung: der Kaiſer, Herr la Tour du Pin, Herr von Rouilli, der König von Weſtphalen, die Kaiſerin, der Prinz von Neufchatel, ich, die Königin von Weſtphalen.

Ein Haushofmeiſter bot von allen Schüſſeln an; wenn der Kaiſer nichts davon wollte, ſagte er: „ich danke euch;“ er aß nicht viel, trank oft, ſchenkte ſich den Wein ſelbſt ein und ein Page gab ihm Waſſer.

Die Kaiſerin ſagte faſt gar nichts; der Kaiſer ſprach viel und ſagte mir:

„Iſt es wahr, daß man die Frau dieſes Negociateurs auf die Liſte der Vorſtellungen geſetzt hatte?“

„Ja, Ihro Majeſtät.“

„Wer hat ſie denn auf die Liſte geſetzt?“

„Ich, Ihro Majeſtät.“

„Das iſt nicht recht; — er iſt ein Kontrebandierer, ein Dieb, auch habe ich ihn beſtraft; ich habe ihn bezahlen laſſen; ich hoffe, daß Frau von la Tour du Pin dieſe Frau nicht ſieht" — ſie antwortete nicht —

Einen Augenblick nachher frug er:

„Wo iſt der Prinz von Ligne?"

„Sire, er iſt ſehr krank."

„Habe ich geſtern ſeine Frau geſehen?"

„Sie war bei der Vorſtellung. — Ew. Majeſtät werden ſie nicht geſehen haben, ſie war im zweiten Rang."

„Ja, man hat dieſes alles ganz verkehrt eingerichtet. — Kommt der alte Prinz von Ligne niemals in dies Land?"

„Nein Sire, er iſt beſtändig in Wien und macht Calembourgs (Wortſpiele) daſelbſt. Er hat in Wien die Frau von Stael ſehr viel geſehn, ſie hat Auszüge aus ſeinen Werken gemacht."

„Ich weiß es, ſie iſt eine garſtige Frau, eben ſo häßlich von Geiſt als von Körper; ſie iſt eine Illuminatin, ganz Deutſchland iſt voll von ihnen.“ — (Sich zur Königin von Weſtphalen wendend:) „Giebt es deren viele im Würtembergſchen?“

„Weniger als im übrigen Deutſchland,“ antwortete dieſe.

„Was hat denn die Erzherzogin für eine Idee gehabt, hieher ein ſo unbequemes Schloß zu erbauen? — Die Eintheilung hat nicht Menſchenverſtand, es hat nicht Säle genug, die Kaiſerin hat nicht einmal ein beſonderes Zimmer.“

„Sire, die Erzherzogin hat nie hieraus eine, als Reſidenz bequeme Wohnung machen wollen.“

„Das iſt ihr ſehr gut gelungen, aber warum?“

„Weil ihr Hofſtaat ihn nie mit ihr bewohnte, ſie wollte hier immer mit dem Herzog von Sachſen allein ſein; alle, denen es erlaubt war, ihr den Hof zu machen, ſelbſt ihr Hofſtaat, kehrten jeden Tag wieder nach Brüſſel zurück.“

„War ſie reich?"

„Ich habe immer ſagen hören, daß ihre und ihres Mannes Einkünfte ſich auf 4 bis 5 Millionen beliefen."

„Aber ihr Mann hatte nichts. Denn was will die Appanage von Sachſen ſagen?"

„Iſt es wahr, daß es hier einen Mann giebt, der ſich rühmt, eine Maſchiene zur Flachsſpinnerei erfunden zu haben?"

„Ich glaube, daß einer da iſt, der ſich zum Preiserwerber aufzuwerfen gedenkt."

„Gut, wenn er es erfunden hat, wird er ſehr leicht meine Million *) gewinnen. Von dem Tage an, wo man dieſe Entdeckung wird gemacht haben, brauchen wir die engliſche Baumwolle nicht mehr."

Der Kaiſer war ſehr geſprächig und ſprach lange Zeit über verſchiedene Gegenſtände.

---

*) Napoleon hatte nämlich eine Prämie von einer Million Franken auf die Erfindung einer ſolchen Spinnmaſchiene geſetzt.

„Es befinden ſich noch eine ungeheure Menge Belgier in öſtreichſchen Dienſten."

„Sire, ihre Anzahl ſcheint mir nicht ſo groß zu ſein; ich würde Mühe haben, auch nur 10 Perſonen aus Brüſſel zu nennen."

„Es giebt deren doch viele und ich habe darauf gedrungen, daß man gar keinen Urlaub mehr gebe; denn es war auffallend, in der Geſellſchaft öſtreichſche Uniformen zu ſehen, da die franzöſiſchen nicht zugelaſſen wurden." — Iſt es nicht wahr, ſagte der Kaiſer zur Kaiſerin, „daß Sie in Wien ſehr viele Belgier im Dienſt geſehen haben?"

„Ich kann es mir nicht erinnern."

Der Kaiſer näherte ſich ihr lächelnd und faßte ſie bei der Naſe. — „Eine Sache," ſagte er, „die die allgemeine Aufmerkſamkeit an ſich zog.

„Wie kommt es, daß man 1809 hier mehr öſtreichiſch geſinnt war, als 1805? — Ich habe daraus geſchloſſen, daß man wieder rückwärts gegangen iſt, und dies hat mich beſtimmt, diejenigen Perſonen nach Paris zu berufen, die den meiſten Einfluß und großes Vermögen hatten.“

„Ich glaube Ew. Majeſtät verſichern zu können, daß man mehr als jemals franzöſiſch geſinnt iſt; — in dieſem Lande herrſcht eine gewiſſe Gefühlloſigkeit und eine Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, die dieſe Demarkationslinie vielleicht mehr, als an irgend einem andern Orte, verlängert hat, aber ich ſehe, daß ſie ſich alle Jahre mehr verwiſcht. Einen unumſtößlichen Beweis davon giebt die Conſcription; dieſes war eine neue Einrichtung und den einmal etablirten Ideen ſchnurſtraks zuwider. Im Jahr 1805 hatte ſie keinen guten Fortgang und 1808 gab es beinahe keinen widerſpenſtigen Conſcribirten mehr.“

„Und doch iſt dieſe Bemerkung gemacht werden; ich ſpreche davon, wie von einer Bemerkung, weil im Ganzen genommen, das Gouvernement mit dem Lande zufrieden iſt. Ich glaube, daß ich hier zu ſchnell zu Werke gegangen bin; man hat geſehn, daß ich den Adel wieder herſtellte, und ich will ihn ſowohl hier, als in ganz Frankreich wieder herſtellen, aber ich hätte warten ſollen; dieſes hatte zu viel Gemeinſchaft mit den alten Ideen; man glaubte, es würde wieder ſo werden, wie ehemals, und man iſt wieder öſtreichiſch geworden.“

Hierauf habe ich nichts geantwortet. — Der Kaiſer ſagte mir lachend:

„Sie ſind alſo nicht meiner Meinung?“

„Nein, Sire.“

„Brachte dieſes Land Oeſtreich viel ein?“

„Nicht ſo viel, als es in den letzten Zeiten hätte einbringen ſollen, und ſeit der Epoche der Revolution von 1787 war es vielleicht läſtig geworden. Jetzt wiſſen Ew. Majeſtät, daß es eines der ſchönſten Theile Ihres Reichs iſt, eben ſo dachte auch die Kaiſerin Marie Thereſe. — Nach ihrer Zeit ſchien das öſtreichſche Gouvernement nicht zu wiſſen, was dieſes Land werth ſei.“

„Oeſtreich denkt ſeit langer Zeit nicht mehr daran; von Oeſtreich iſt hier nicht mehr die Frage, wohl aber iſt die Frage von England. Es ſteht bis auf den heutigen Tag dem Frieden im Wege. Es wäre abſurd, wenn jemand anders, als Frankreich, dieſes Land beſäße; ſeiner geographiſchen Lage nach iſt es franzöſiſch. Von hier aus iſt man Herr von Holland und hat nur noch einen Schritt nach Hamburg; auch giebt es kein Holland mehr. Ob in Holland ein König oder ein

Präfekt ſei, iſt ganz einerlei. — Was für ein Fehler war es von Ludwig XIV., Brüſſel wieder abzutreten, nachdem er Herr und Meiſter davon geweſen war. Ich begreife es nicht, er war am Ende ſeiner Regierung alt und unglücklich. Dieſes Land iſt der Schlüſſel zum Norden und der Grund zum Kriege zwiſchen England und Frankreich, und da ich es nicht wiedergeben werde, wollen wir den Harniſch nicht ablegen. *) Es gehörte zu Spanien, was aber mit dieſem Lande nicht zu vergleichen iſt. Spanien hat nichts mit Frankreich gemein, auch mag ich es nicht haben. Italien, Dalmatien, können vielleicht nicht bei Frankreich bleiben; in weniger geſchickten oder weniger glücklichen Händen können ſie davon getrennt werden, die Niederlande niemals. — Anvers iſt zu den größten Beſtimmungen berufen, es ſoll England zu Grunde richten, **) in Anvers ſollen hundert Linienſchiffe ſein.“

„Brüſſel hat viel verloren, es müßte ein General-Gouvernement haben. Turin hat ſich ganz verändert, es iſt nicht mehr dieſelbe Stadt, ſeitdem ein Gouverneue da iſt. Er kommandirt ſeine Truppen, der Präfekt, der Maire, und die andern Civil-Autoritäten ſind von ihm unabhängig. Ich würde es nicht zugeben, daß ſie von ihm abhingen; er verzehrt viel Geld, was der Stadt zu Gute kommt.“

---

*) Im Original ſteht: nous garderons notre habit de guerre.

**) Im Original ſteht der ſeltſame Ausdruck: elle tuera l'Angleterre.

„War nicht Herr von Chabeau Präfekt vor dem Herrn la Tour du Pin?“

„Ja, Sire.“

„Er war ein guter Präfekt, ſein Vorgänger war zwar auch ein guter Adminiſtrator, aber ſeine Umgebungen waren ſchlecht; er hatte einen General-Secretair, *) der ein Dieb war. Jetzt iſt er bei meinem Bruder, dem Könige von Weſtphalen. Ich ſage es ihm ohne Unterlaß, doch das iſt ſeine Sorge — er hat ſeinen Namen verändert, **) aber das thut nichts zur Sache.“

---

*) Der berüchtigte Berlagny, zuletzt Präfekt in Magdeburg.

**) Sonſt hieß er Legras.

III.

Napoleonide.

Nie ertönt in Deutſchlands Dichterhaine,
Meiner Muſe zitternder Geſang;
Hochbeglückt an unſerm deutſchen Rheine,
Sang ſie nur der Wellen kühnen Gang;
Sang mit Kleiſt nur in des Lenzes Wehen,
Klagte nur in Hölty's Elegie'n;
Sah in Deutſchland Hella's Auferſtehen,
Sah ein zweites Attica erblühn.

Sieh, und plötzlich ſtieg am Horizonte
Fern in Süden auf ein Meteor!
Auf zerrißnem Königsſitze thronte
Dieſe Geißel für Europa's Flor.
Aus des Orkus ewig finſterm Schlunde
Stieg's empor. In düſtrer, wilder Nacht
Ging ein Dämon zu Europa's Kunde
Ihm voran, tief aus der Hölle Schacht.

Deutſchland trauerte, Europa zagte
Feſt geſchmiedet in das Sklavenjoch!
Mit der Blutgier eines Tigers nagte,
Er an ſeinem Marke gierig noch:
Da ereilte ihn die blut'ge Rache
Selbſt der Himmel tritt mit kalter Hand
Gegen ihn, daß er zu Schanden mache
Den, der ſtolz ſich Herr der Welt genannt.

Da ergriff ein hohes, heil'ges Beben
Meiner Saite bangen, leiſen Ton,
Und ein tiefes, nie gefühltes Streben
Stimmte ſie zu Rache, Fluch und Hohn!
Ja, dir ſing' ich, großer Menſchenwürger
Dem an Mordluſt kaum ein Nero glich;
Deſſen Wuth zum Schrecken Deutſchlands Bürger
Calligula's Blutdurſt ſelbſt noch wich!

Aus dem abgerißnen Inſellande
    Wardſt du ausgeſpieen. Mord im Blick
Trat bei deinem Tritt an Frankreichs Strande,
    Selbſt Empörung nach und nach zurück.
Deines Blickes düſtere Geſtalten
    Künden deines Geiſtes wilden Drang,
Trugen in verſtellten Schlangenfalten
    Eines Korſen räuberiſchen Hang.

Deines Inſellandes Räuberhorden
    Seit Jahrhunderten durch Raub bekannt,
Stießen dich, im Großen einſt zu morden
    Jetzt an Frankreichs ſchönes, blutend Land.
Doch, da trugen deiner Thaten Größe
    Noch den Stempel edler Völkerwohl;
Edel deckteſt du der Franken Blöße
    Wurd'ſt der treuen Gallier Idol.

Doch nur Maske war's, nach Länder, Kronen
    Strebte gierig ſchon dein Herrſchergeiſt,
Und nach Größe, die durch alle Zonen
    Einſtens dich als einz'gen Helden preiſ't.
Gallien! o auf dem Blutgerüſte
    Starb dein frommer Ludwig, ſterbend groß,
Und daß er ſich einſt mit Kronen brüſte
    Giebt ein Korſe dir den Todesſtoß.

War kein Brutus mehr, um dich zu retten?
Lebte keine kühne Corday mehr?
Ach! ſein Blutdurſt hielt in Sklavenketten
Feſter die betrognen Gallier.
Pichegru und Moreau, edle Franken!
Ihr nur wagtet es mit hohem Muth.
Doch, die Vielgeliebten, ach, ſie ſanken
Wurden Opfer ſeiner blinden Wuth!

Blut nur konnte einzig dich verſöhnen
Wagte man es, dir zu widerſtehn;
Und um ganz dein Höllenwerk zu krönen
Sollte man dich auf dem Throne ſehn.
Doch, kaum lohnte dich der Dank der Franken
Mit dem gnugbeglückten Conſulat:
Da durchbrachſt du, Frecher, alle Schranken,
Stürzteſt Thronen, Schwur und Concordat.

Wie Seſoſtris eine Welt erringen
Drangſt als Cäſar du erobernd vor.
Deiner Adler ſieggewohnte Schwingen
Drangen räuberiſch durch Deutſchlands Thor;
Schmiedeteſt in harte Sklavenketten
Eine biedre, freie Nation!
Ach, kein Friedrich Wilhelm konnt' es retten!
Fluch nur ward dir, Schande, Spott und Hohn!

Deutſchlands Söhne früh im Kampf gefallen
Rächten nicht der Töchter tiefe Schmach;
Und in des Despoten Adlerkrallen
Ließ der Tod ſelbſt ſeine Beute nach;
Ueber halbzertretne Leichen ſtampfte
Deiner requirirten Roſſe Schaar;
Und das Blut von Legionen dampfte
Weihrauch dir auf deinem Blutaltar!

Todesröcheln von verbrannten Greiſen,
Angſtgeſtöne tauſend Sterbender;
Und das Winſeln vieler tauſend Waiſen
Der Verzweifelnden zahlloſes Heer;
Deiner Legionen Plündern, Morden,
Der Entehrung ſtummen, düſtern Schmerz;
Städtebrand von deinen Räuberhorden:
Dies war Wonne für dein Teufelherz!

Dies der Frieden, den du Deutſchland brachteſt,
Dies das Glück, womit du immer prahlſt!
Frecher, der du nur nach Herrſchſucht ſchmachteſt,
Und der Menſchheit alles Edle ſtahlſt:
Statt der vielen blutigen Trophäen
Die nur ſklav'ſche Schmeichelei erfand,
Wird am Pranger nur dein Name ſtehen
Eine Geißel in des Teufels Hand!

Da, als deine Laufbahn du begonnen,
Dich Egypten als Erobrer ſah,
Und dein Plan, vom Mißgeſchick zerronnen
Scheiterte, wer glaubt, was da geſchah?
Wie ein Feiger floh'ſt du. Von den Franken
Die dein toller Sinn herbeigerafft,
Wurden, deine Flucht nicht hemmend, Kranken,
Krüppel, ſchnell durch Gift hinweggeſchafft.

Abgeſtumpft für menſchliche Gefühle,
War dein ſchwarzes Herz. In wildem Drang
Nach dem einmal jetzt geſteckten Ziele
War dirs gleich, ob Trug den Sieg errang
Oder Tapferkeit; ob Legionen ſanken
Opfer deiner zügelloſen Wuth
Lebend ſie begrub, ob ſie ertranken,
Oder ob in Strömen floß ihr Blut.

Regensburg, Stralſund und Lübeck kennen
Deinen hohen Sinn für Menſchenglück;
Eilau's ſchneebedeckte Felder nennen
Roth vom Blute, deinen Lieblingsblick!
Enghien, o aus dem frühen Grabe
Stiegen ſeine Flüche auf zu Gott,
Und mit dem Gehirn des Edlen labe
Einſt ein Dämon dich in Todesnoth!

Spanien ſah ſchändlich ſich verrathen
Sah der Krone treulos ſich beraubt;
Ferdinand in Feſſeln, ſeine Staaten
Seine Hoffnungen für ihn zerſtaubt.
Deinen Durſt nach Ländern mehr zu zeigen
Sollt' der Weſten ganz erobert ſein.
Alles ſollt' vor deiner Macht ſich beugen,
Alles deiner Macht Verehrung weihn.

„Wenn ein Gott des Univerſums Globen
„Einzig lenkt, ſo ſei die Erde mein!
„Herrſche er in ſeinem Himmel oben,
„Und mein Thron ſoll dieſe Erde ſein!"
So erſcholl's aus deinem Läſtermunde,
Sklaverei erhob ihr blutend Haupt.
Deinen Henkern ſchenkte dieſe Stunde
Was in jenen Fürſten du geraubt.

Schurken prangten jetzt mit Ordensbändern,
Die ſonſt immer nur Verdienſt geſchmückt;
Führten Titel von zerſtörten Ländern,
Wo man nie vorm Laſter ſich gebückt.
Deutſche Redlichkeit war jetzt Verbrechen
Frecher trat die Lüge nun hervor;
Ohne Scheu der Wahrheit Hohn zu ſprechen
War Verdienſt, und Schmeichelei das Thor

Zu Triumphen, und zu größern Ehren,
Wahrheit war auf immer prohebirt.
Treue, Glaube, waren nur Chimären
Wurden, gleich Verbrechen, exilirt.
Worte mußten ängſtlich ſich verbergen,
Der Gedanke ſelbſt war Hochverrath;
Gleich Harpie'n bewachten feile Schergen
Jeden Wunſch, und jede kleinſte That.

Blieb in Deutſchlands ehmals reichen Fluren
Wohl ein Ort, von dir noch unentweiht?
Giebt es wohl Großmuth, die, bei ſo viel Spuren
Deiner Wuth, die Greuel dir verzeiht?
Nein, ſo lang' in Deutſchland Greiſe leben,
Sei dein Name nichts als Schimpf und Hohn;
Wie vor einem Ungeheuer beben,
Säuglinge vor dir, Napoleon.

Deutſche, die in ihrer Bruſt verbanden,
Heil'ge Pflicht für Gott und Vaterland;
Die dem Trug noch kräftig widerſtanden,
Wurden als Banditen gleich verbannt.
Die mit alter, biederer, deutſcher Ehre,
Schützten Weib und Kind, und Haus und Heerd:
Fielen bald, geſchleppt von deinem Heere,
Inſurgenten gleich, durchs Racheſchwerd.

Hoſer, Palm, ihr fühltet bald die Schwere,
Ach. zu früh nur des Tyrannen Wuth.
Deinem Blutdurſt brachte ſelbſt Megäre
Den errungnen Preis. Der hohe Muth
In der Bruſt ſo vieler deutſchen Edeln
War Verbrechen. Deiner Bruſt von Erz
Kaum geſättiget mit ihren Schädeln,
War Entzücken ihrer Brüder Schmerz.

Bremen, Weſel, ew'ge Monumente
Deines Blutdurſts, ſchauderten der That;
Marburg, Mantua ſind Dokumente
Deiner Schande. O die blut'ge Saat
Deiner Greuel wird einſt ſchrecklich reifen,
Wann der Tod ſich deinen Lippen naht:
Eumeniden werden dich ergreifen
Gräßlich richten deine ſchwarze That.

Doch, noch wareſt du nicht reif zur Rache,
Noch hielt dich an ſeinem Gängelband
Feſt das Glück, und die gerechte Sache
Unterlag. Mit mächt'ger, ſtarker Hand
Drangſt du vorwärts, unter nicht'gen Gründen
Taſteteſt du ſelbſt das Heil'ge an.
Rom ſah jetzt ihr Oberhaupt verſchwinden
Um Europa's Freiheit war's gethan.

Doch, noch trotzte Rußland deinem Drohen
Widerſtand noch immer deiner Macht,
Und du trauerteſt, daß dieſen Rohen
Du noch nicht das hohe Glück gebracht
Das die Welt entnervte, und in Ketten
Jeden Völkerſtamm gefeſſelt hielt.
Alexander ſtand, um noch zu retten,
Was noch deine Feſſeln nicht gefühlt.

Du befählſt, und deine Legionen
Strömten zahllos nach des Niemens Strand.
Nach des Nordens kalten, wilden Zonen,
Zog ein Heer, wie's nie die Welt gekannt.
Ueber Leichen, durch verbrannte Städte
Schrittſt du mordend, wie der Tod, einher,
Und ein grauſes Schlachtfeld war dein Bette
Städte, Dörfer, alles fand'ſt du leer.

Weiter zogſt du, bis zum Sitz der Czaare
Triumphirend, wie du ſagteſt, hin;
Doch hier ſchloß die Glückszahl deiner Jahre
Und die Flamme eines Roſtopchin,
Nur Verheerung über Moskau bringend,
Strahlt Befreiung Deutſchlands ödem Land,
Und ein Phönix, ſich der Aſch' entſchwingend
Wurd' zur Rettung uns vorangeſandt.

Ja, ein neuer Stern iſt uns erſchienen,
Seht, er leuchtet uns aus Morgenland.
Gott ſelbſt, deſſen Macht er frech durft' höhnen,
Folgt, zerſchmetternd, ihm, mit ſtarker Hand.
Seht die Weiſen, Franz und Alexander
Preußens tapf'rer, frommer Friederich,
Gott vertrauend, ſchätzen ſie einander
Wenn ihr Selbſtvertrau'n dem Muthe wich.

Fliehe nur, du Weltenüberwinder,
Du entfliehſt der Rache Gottes nicht.
Stampfe nur die Erde, großer Sünder
Gott hält einſt ein ſchreckliches Gericht:
Wann die Wuth an deinem eignen Herzen
Sich zerfleiſcht, und ſiebenfaches Weh
Deine Bruſt zermalmt, und neue Schmerzen
Die ein Teufel nie bereitete.

Das Geheul, der Fluch von Millionen,
Wird dann deine Todesgarde ſein!
Ein Gebet, daß Gott dich Sünder ſchonen,
Würde ſeine Gnade ſelbſt entweih'n.
Nein, aus tauſend, tauſend Donnerſchlünden,
Donn're Gottes Rache dir ins Herz;
Wie Laoko'ons Schlangen ſo umwinden,
Furien ewig deine Bruſt von Erz!

Doch, wenn einſt du im Gefühl von Reue,
Deinen Thaten blut'ge Thränen weinſt;
Würdig, daß Vergebung dich erfreue,
Du der Gnade Gottes werth erſcheinſt;
Wenn du nur ein Theil von dem empfunden
Was du Millionenmal verdient:
Dann ſei Haß und Rache ganz verſchwunden,
Dann ſeid, Nationen! ihm verſöhnt!

Stolberg bei Achen, im Juny 1814.

M. Serger.

IV.

Schändliche Beiſpiele franzöſiſcher Grauſamkeiten.

Der franzöſiſche Cavallerie-Obriſt Grabée war in der Vorſtadt von Magdeburg, Catharinenſtadt, jetzt wieder die neue Sudenburg genannt, Commandant. Ein Adjudant des Gouverneurs wurde bei dem Ausfall vom ſten April 1814, tödtlich verwundet, und ſollte in ein Haus gebracht werden. Man wählte das erſte, das ieſte, und dies traf die Wohnung des Polizeidieners Graaf. Die Ehefrau deſſelben konnte ſich nicht verdrutſchen, daß ihre Wohnung zu enge ſei, ſie zwei ranke Kinder liegen habe, und daher die nöthigen Betn nicht gewähren könne. Man nahm dies als eine

Weigerung auf, und der Adjudant wurde in ein anderes Haus gebracht, wo er ſehr bald ſtarb. Der Obriſt Crabée aber commandirte ſogleich dreißig Mann, welche zunächſt das ganze Haus des Graaf räumten, die Kinder aus den Betten riſſen, alles, Tiſche, Stühle, Betten, Vorräthe, vor dem Hauſe auf einen Strohhauſen brachten, und verbrannten. Nun machten ſie ſich an das Haus ſelbſt, und fingen an, es nieder zu reiſen. Der Eigenthümer des Hauſes kam hinzugeſtürzt, und ſtellte vor, daß der Graaf nur zur Miethe wohnte; er erhielt aber von dem Obriſt zur Antwort: „Alle eure Häuſer, ihr preußiſchen Canaillen, ſollen noch dran glauben!“ — und das Haus wurde gänzlich niedergeriſſen; — die beiden aus den Betten gejagten Kinder aber ſtarben nach zwei Tagen!

Der Gouverneur von Magdeburg baute mitten in der Stadt ſich eine Ehrenſäule, nämlich einen Galgen auf. An dieſem Galgen wurden zwei Magdeburgſche Bürger gehängt, wovon der eine es verdient haben ſoll, der andere aber war ein ſehr ſolider Ackerwirth, Namens Brandt. Warum wurde er gehängt? Weil er es nicht gewußt, und alſo auch nicht angezeigt hatte, daß ſeine Einquartierung, welche nachher deſertirte, Torniſter in ſeinem Keller verſteckt hatte. Er wurde, durchaus ohne alles Verhör gerichtet, und als ihn die Soldaten an den Galgen brachten, fehlte es an Leitern, Henker, Strick und Nagel. Das alles mußte erſt angeſchafft werden, und als der Unglückliche denn endlich halb hinaufgezogen war, mußte er wieder heruntergelaſſen werden, weil der Strick zu kurz war, und erſt ein anderer geholt werden mußte. Nun denke man ſich die entſetzliche Qual des Armen, der nicht einmal Abſchied von Frau und Kindern hatte nehmen dürfen!

Ein empörender Beweis franzöſiſcher Barbarei gehet aus folgendem hervor. Im Frühjahre 1813, als die Franzoſen eine Stellung an der Saale bei Bernburg nahmen, ſchlugen ſie Brücken bei Wirsleben und Alsleben. Zu dieſen Brücken wurden 27 Saalkähne den Einwohnern genommen; — das war noch in der Ordnung. Gleich nach Oſtern rückten nun alle dieſe Diviſionen vor nach der Elbe, und wenn wir den ſtrategiſchen Fehler, daß ſie bei einer vorgängigen Bewegung, ohne dermalen im Rücken nahe bedroht zu werden, die Brücken hinter ſich abſchlugen, nicht einmal rügen wolſen, ſo iſt doch die Barbarei entſetzlich, daß ſie ſämmtliche 27 Saalgefäße verbrannten. Sie waren in leider! damals befreundetem Lande, ſie gingen vorwärts, und wenn ſie ja geglaubt hätten, etwas thun zu müſſen, um im Rücken nicht bedroht zu werden, ſo mußten ſie die Gefäße an das rechte Saalufer ſchleppen, dann war ihnen der Rückzug geſichert, ein Feind im Rücken konnte ſich dieſer Gefäße nicht bedienen, und hundert Familien waren nicht ruinirt. Sollte aber ſogar auch dieſes Verbrennen unvermeidbarer Kriegsgebrauch geweſen ſein, ſo war es doch über allen Begriff barbariſch, daß der General Lauriſton (doch, man muß die deutſchen Lettern nicht entwürdigen, alſo Lauriſton hieß er!) den flehenden Eigenthümern der Gefäße verweigerte, ihre Betten, Geräthe, Vorräthe, Maſten, Thaue, Anker, Segel, und überhaupt die Takelage, herunter zu nehmen. Er äußerte ſich dabei: ces grènouilles ont assez, quand on leur laisse l'eau! (Dieſe Waſſerfröſche haben genug, wenn man ihnen das Waſſer läßt!) — Nun konnte doch dieſe zu rettende Takelage durchaus nicht dem Feinde nützlich werden, und jene Aeußerung des Generals Lauriſton — ehemals Schenkwirth in Montbeillard — beweiſet ſehr deutlich, daß es nur auf die Verwüſtung Deutſchlands, welches man als eine ungewiſſe Eroberung betrachtete, angeſehen war!

Erwägt man nun, daß ein ſolches Schiffsgefäß das Wohl und Wehe des Beſitzers ausmacht, daß es ſein Ackerhof iſt, und daß wenigſtens drei Schiffknechte und ein Steuermann außerdem auf einem ſolchen Gefäß Erwerb für ſich und ihre Familien finden, daß ein ſolches Gefäß ganz ausgerüſtet, über 1200 Rthlr. koſtet, und daß die Tackelage u. ſ. w., welche, wenn man auch das Wrack opfert, die Hälfte des Werthes leicht betragen mag, ſo wurden bei dieſer ganz zweck- und planloſen Barbarei Einhundert und acht Staatsbürger brodtlos gemacht, und ſieben und zwanzig Familienväter verloren ihre wandelnden Grundſtücke!

„Der Flußgott der Saale wird mir Ehrenſäulen ſetzen laſſen, daß ich ihn von der Laſt der Schiffe befreit habe.“ — ſagte Lauriſton lächelnd zu ſeinem Etat major, als er abritt, und hinter ihm die Seufzer, Klagen, Thränen, Verwünſchungen und Flüche der Verarmten ihn verfolgten, und die Segenswünſche zu Leipzig ihm auf den Weg gaben!

Am Ruhetage der entſetzlichen, mörderiſchen Leipziger Schlacht ging Napoleon mit dem großen Plan ſchwanger; Leipzig in einen Aſchenhaufen zu verwandeln, — vielleicht um wegen Moskau ein Paroli zu biegen. Der deutſche Flügeladjudant v. W. ſtellte ihm vor, „daß durch die Zerſtörung von Leipzig ganz Sachſen einen unerſetzlichen Schaden leide, übrigens aber auf Leipzig, als militairiſcher Punct betrachtet, auch gar nichts ankommen könne, da es in einem gefährlichen Keſſel liege, und leicht unangenehme Rückerinnerungen an die angenehmen Vorſchritte bei Ulm geben könne.“

— „Ganz Sachſen wird eine Einöde werden!“ — erwiederte Napoleon lächelnd, und das Blut in allen Gefäßen erſtarrt, wenn man erfährt, daß er nichts geringeres im Sinn hatte, als bei ſeinem Rückzug aus Leipzig die ganze Stadt durch verſahene Pulverwagen zu vernichten, und die Treue des unüberwindlichen Kaiſers gegen ſeine Alliirten bewährt ſich, um in der Nähe der Erinnerung zu bleiben, auch dadurch, daß, als Napoleon Leipzig verließ, er den polniſchen General Dombrowsky dort zurückließ, mit dem ausdrücklichen Verſprechen, binnen ſechs Stunden Hülfe und Entſatz zu ſenden. Dombrowsky trauete dieſer Verſicherung; kaum war aber der flüchtige Kaiſer aus der Stadt, ſo ließ er die Brücken abbrechen, und die nur zu getreuen Pohlen des Dombrowsky wurden die traurige ſie Beute der ſiegtrunkenen, eindringenden alliirten Truppen.

Ein franzöſiſcher Kriegscommiſſair in Hamburg wollte 750 Mäntel dem Mindeſtbietenden in Entrepriſe geben. Er war ein Mathador unter den Gaunern, ſeines Glaubens ein Jude aus dem Elſaß, und hieß eigentlich Levi Meyer; jetzt trug er goldgeſtickte Kleider, und war keine geringe Figur bei den großen Feten; — ſonſt hatte er mit alten Kleidern gehandelt, und zu Fuß die Jahrmärkte bereiſet, um zu ſchachern.

Ein Lieferant, — ein deutſcher nichtswürdiger Ellenhändler, welcher von ſeiner ganzen Bekanntſchaft verachtet wird, — war ſchon mit dem Kriegscommiſſair unter der Hand einverſtanden; indeß, das Kind mußte doch einen Namen haben, und der öffentliche Licitationstermin ging vor ſich. — Zum Erſtaunen der Schleicher hatte ein wohlhabender Schneider das mindeſte Gebot, und — wohl oder übel! — man mußte ihm die Entrepriſe überlaſſen!

Der Schneider war klug genug geweſen, einzuſehn, daß er ernſthaft gegen die beiden Herren handeln müſſe, und hatte ſich mit getreuer Abſchrift der Bedingungen verſehen. Er ließ ſich daher nicht irren, und da man ſah, daß auf dieſe Art dieſes gefährliche Subject aus dem geſchloſſenen Orden der Lieferanten nicht ausgemerzt werden konnte, ſo wurde ein anderer, beſſerer Weg verſucht.

Er erhielt nämlich die ungezogenſten Grenadiere als Einquartierung in das Haus, und da endlich einer derſelben ſich gegen die junge, hübſche Frau des Schneiders zu unſchickliche Freiheiten erlaubte, ſo überlief dieſen die Hitze, und er ſchlug den Grenadier blutrünſtig. Die ſchnelle Folge davon war die ſtrengſte Verhaftung des Schneiders, aus welcher er erſt nach drei und einem halben Monat entlaſſen wurde.

Auf freien Fuß geſetzt, eilte er nach Hauſe, fand aber ſeine Werkſtelle und dahinter befindliche Waarenbehältniſſe verſiegelt, denn der Kriegscommiſſair hatte bei Empfang der Nachricht von der Verhaftung des Schneiders die Lieferung der 750 Mäntel dem vertrauten Ellenhändler übertragen müſſen, und dieſer liquidirte jetzt gegen den Schneider einen Ausfall und Schadenerſatz von 1141 Rthlr., welche Rechnung mit dem Viſa des Kriegscommiſſariats verſehen war!

Kaum war der Marſchall Davouſt, genannt Prinz Eckmühl, in Hamburg angekommen, als ſeine Truppen ſich ſchon die größten Ungezogenheiten erlaubten. Der Form wegen wurde auch dem Bürger freier Zutritt zu dem Marſchall verſtattet.

Eines Abends um ſechs Uhr, nach aufgehobener Mittagstafel, bringt ein Bürger, — ein Zuckerbäcker — in den Saal, und ruft dem Marſchall zu: „jetzt eben iſt meine Frau von Ihren Grenadieren genothzüchtigt, und ich aus meinem eignen Hauſe geprügelt. Schaffen Sie mir Genugthuung, mein Prinz!“

Nachdem Prinz Eckmühl ſich das hatte überſetzen laſſen, erwiederte er lächelnd: „c'est une bagatelle!“ und ging, um — Boulette zu ſpielen.

Als Hamburg unter die guten Städte aufgenommen und der franzöſiſche Staatsrath Faurée dahin geſandt wurde, es zu organiſiren, wußte er ſeinen Poſten ſehr gut zu benutzen. Um ihm Gelegenheit zu geben, ſeine Schulden in Paris bezahlen zu können, ſchickte ihn die Regierung nach Hamburg, und bei ſeiner Rückkehr war nicht nur ſeine Thür frei von Gläubigern, ſondern er hat auch nachdem zwei bedeutende Güter an ſich gekauft. — In Hamburg mußte, mögte man ſagen, jeder Tritt eines Bittenden in ſein Vorzimmer, bezahlt werden.

Ein ſehr rechtlicher Hamburger, Herr G... kam auch, und bat um Wiederanſtellung im Juſtizfach. Er kam aber mit leeren Händen in das Bureau, und wurde dreimal halb vertröſtet, halb abgewieſen. Endlich drängte ihn die Noth, und er ſprach den Staatsrath Faurée ſelbſt. „Ich habe Ihr Geſuch geleſen, und bedeutende Männer haben ſich auch für Sie verwendet, mein Herr, aber ich würde mich verantwortlich machen, wenn ich Sie anſtellte. Sie werden wohl thun, wenn Sie das franzöſiſche Gebiet unverzüglich verlaſſen, denn Sie ſind Mitarbeiter an einem Pamphlet!" — erwiederte ihm Faurée und entließ ihn.

Nun iſt es richtig, in einem anti-franzöſiſchen Blatt waren einige Aufſätze von Herrn G... befindlich, und von ſeiner Frau, einer Emigrantin, hatte er das erfahren gehabt, was er dem Publicum wieder mitgetheilt hatte; unbegreiflich aber blieb es ihm, wie Jaucée davon Wiſſenſchaft haben konnte!

Troſtlos ging er zu Hauſe, und erzählte alles, was vorgefallen war, ſeiner reitzenden Frau. Reſignirend wollte er keinen Schritt weiter thun, Madame G... aber ließ ohne Wiſſen ihres Mannes ſich bei dem Staatsrath melden, ſie wurde vorgelaſſen, und für eine ſchaamloſe Gunſtbezeugung, welche die leichtfertige Franzöſin dem entnervten Wollüſtling gewährte, bewirkte ſie ihrem Manne eine ſehr gute Anſtellung.

Der franzöſiſche Capitain Langérs ſtand lange in M... in Quartier. Die Tochter ſeines Wirthes, eines reichen Mannes von Stande, gefiel ihm. Eine Gunſtbezeugung zu erlangen, war unmöglich; er verſprach alſo die Ehe, und mag dann vielleicht auch, als der ſchwache Vater ſich beifällig erklärt hatte, von dem Baum des Lebens die verbotene Frucht gekoſtet haben. Man drang nun in die Vermählung und der Capitain ſchaffte auch aus Frankreich die nöthigen Atteſte. Die

Heirath wurde vollzogen, und bald darauf wurde Langérs nach K... verſetzt. Er ließ ſeine Frau bei ihrem Vater zurück, und ſchrieb von K... aus die zärtlichſten Brieſe, immer aber mit der Bitte, Zuſchuß zu ſchikken, da ihm bald hier, bald da, ein Stück von ſeiner Equipage fortgekommen war. Die Sache dauerte ſieben Monat, als ein Officier von K... nach M... kam, dem ſich Frau von Langérs vorſtellte, und um Nachricht von ihrem Gemal bat.

Das Wort: „Gemal“ frappirte den Officier, er überzeugte ſich aber bald von der Wahrheit der Sache, und verſicherte hoch und theuer, der Capitain Langérs habe in K... bereits vor vierzehn Tagen ſich anderweit mit einer Fabrikantenwittwe ehelich verbunden.

Man denke ſich den Schmerz der armen Frau. Sie eilte in Begleitung ihres Vaters nach K...; man ging in das Quartier des Langérs, und die Sache war nicht nur richtig, ſondern der Bube hatte noch die Frechheit, ſeine jetzige Frau, die nicht minder überraſcht war, den Ankommenden als ſolche vorzuſtellen.

Der Vater aus M... mäßigte, als ein alter, vielerfahrner Mann, zwar ſeine Hitze für den Augenblick, nahm aber ſeine troſtloſe Tochter am Arm, und ſagte dem Schurken im Weggehn: „ſogleich reiſe ich mit meiner Tochter zum Marſchall Ney, und wenn der uns nicht hört, ſo ſuche ich den Kaiſer ſelbſt auf!“

„Thun Sie das,“ — erwiederte Langérs; ich wünſche es ſelbſt. Man wird daraus ſehn, daß ich ein Schlaukopf bin, und das wird mich pouſſiren. Unterſcheiden Sie doch eine Campagneheirath von der, die nach unſerm Rituale vollzogen iſt; denn wiſſen Sie, mes Dames! meine rechtmäßige Ehefrau wohnt mit meinen drei Kindern in Montrevil, wo ich ſie zurücklaſſen mußte, als ich mit dem Marſchall Ney dort im Lager ſtand.“ —

Der betrogene Schwiegervater ſowohl, als die Fabrikantenwittwe wandten ſich an Ney, und dann an den Kaiſer. Sie erhielten keine Antwort, und Langérs ging als Major in den ruſſiſchen Krieg! *)

---

*) Dergleichen Beiſpiele finden ſich jetzt immer mehrere; aber, wie iſt es möglich, daß die Offiziere die falſchen Certificate ihrer Eheloſigkeit u. ſ. w. aus Frankreich erhielten? — Dem dortigen Notariats-Unweſen iſt viel zuzurechnen! —

Kurz darauf, als im April 1813 Napoleon ganz Preußen durch ſein, alſo lautendes Decret:

> „Das Haus Hohenzollern hat zu regieren aufgehört. Jeder Marſchall erhält zu ſeinem Antheil die Provinz, die er erobert; jeder Soldat iſt Herr des Eigenthums preußiſcher Unterthanen; er kann ungeahndet jede Widerſpenſtigkeit mit dem Tode beſtrafen!“

zu den Waffen gegen eine, durch dieſes Decret geradezu privilegirte Räuberbande rief, ſtieß ein franzöſiſches Huſarenpiquet von etwa zwanzig Pferden vom 6ten oder 7ten Regiment, — denn ſie gehörten zu den rothhoſigen — auf eine preußiſche Landwehrpatrouille, welche nicht mehr ausweichen konnte gegen die Uebermacht, und mit der größten Verzweiflung ſich wehrte. Die braven Preußen wurden endlich niedergehauen, bis auf drei, die entwaffnet und gefangen genommen wurden. Was machte man mit dieſen Unglücklichen? — Sie wurden zurück an den Feldpoſten geſchleppt, an Bäume gebunden, ſo daß der Rücken an dem Baum lag, und nach dem Mittagsmal übten ſich die Franzoſen, Officiere und Gemeine, zu Pferde im Vorbei- oder Anſprengen, mit Piſtolen nach ihnen zu ſchießen!

Zwei Stunden hatte dieſe Höllenquaal gewährt, als die Franzoſen durch ein Detachement preußiſcher Huſaren und Jäger delogirt wurden, und die Gefeſſelten lebten noch alle drei, aber nur ſo lange, um es ihren Brüdern ſtammeln zu können, wie ſchrecklich ſie gemißhandelt worden!

Iſt das nicht gegen allen Kriegsgebrauch, Völkerrecht und Menſchengefühl, und kann der roheſte Barbar, der Feuerländer und Autophage grauſamer und roher ſein?

In dem letzten Befreiungskriege wurde ein ſeculariſirtes Fräuleinſtift von den Franzoſen ſehr mitgenommen, und beſonders wüthete die Diviſion Dürette darin. Von den Mißhandlungen an Perſonen wollen wir nicht reden; als aber der Major le Courbe (ein Sohn des General le Courbe, des Freundes Moreau) auch die Stiftskirche zum Pferdeſtall machte, und befahl, daß aus den Altardecken, Leichentüchern u. ſ. w. Stalldecken für ſeine Reitpferde geſchnitten werden ſollten, ſo wagte es ſein Sergeant-Major, ihm zu erkennen zu geben, daß dies alles geiſtliches Gut ſei.

„Pah!“ erwiederte der rohe Menſch, „wir ſind hier im proteſtantiſchen Lande!“

Der Marſchall Davouſt ſchien eine ganz ausgezeichnete Erbitterung gegen die Hamburger abſichtlich zeigen zu wollen. Man kennt die Härte, mit welcher viele hundert Familien nackt und blos aus der Stadt verwieſen wurden, da ſie nicht ſogleich die Verproviantirung für ein Jahr aufweiſen konnten, und man weiß, wie er mit der verhaltenen Wuth einer Hyäne, die im Hinterhalte liegt, alles anwendete, — er, der Unerſättliche! — ganz Hamburg zu würgen!

Zuletzt verlangte er durchaus, daß der Schanzengräberdienſt von den Bürgern unbedingt perſönlich geleiſtet werden müſſe, und man ſahe viele traurige Tage hindurch die Veteranen der Kaufmannſchaft, Patrizier u. ſ. w. in ihren Equipagen bis an die Thore fahren, wo ihnen denn der Bediente das Grabſcheid aus dem engliſchen Wagen holte, um damit für die Franzoſen zu ſchanzen! — Davouſt drückte ſich darüber alſo aus: „dieſe Auſterneſſer ſollen noch froh ſein, wenn ich ihnen von meinem Brodte gebe!“

Er erklärte mehreremale bei Tafel, er könne es nicht begreifen, wie der Kaiſer noch ſo ſchonend mit den Deutſchen umgehn könne, (O! der Kaiſerlichen Schonung!) und ſpöttelte darüber, wenn ſeine Officiere die deutſche Sprache, welche er — auf deutſch überſetzt — ein Sclavengeheul nannte, lernen wollten; ſo wie er denn auch ſelbſt über das Rauhe in ſeinem Namen: „Eckmühl,“ ſich luſtig machte.

Die Nachricht von den Folgen der Schlacht bei Leipzig erhielt er, als er eben an der Mittagstafel war. Er zerriß das Papier, warf einen Teller und ein Weinglas zur Erde, und rief in dem Affect eines gefeſſelten Wüthrichs: „und ich ſitze hier, und ſoll dieſe Bauern (paisans) nicht vernichten!“ An demſelben Abend ließ er drei Soldaten frei, welche wegen Mißhandlung der Bürger, Anſtands wegen, hatten verhaftet werden müſſen, verbot das deutſche Schauſpiel, gab den Befehl zum Niederreißen von neun herrlichen Landhäuſern, und warf einem Hamburger Kaufmann G.....h, der eine ſehr gegründete Beſchwerde ihm überreichte, ſeine Papiere in das Geſicht, und trat mit dem Fuß nach ihm, ohne ihn jedoch zu treffen.

Eckmühl hatte die Idee, in Hamburg ſeinen Herrn für Moskau gewiſſermaßen zu rächen; 2000 Pechkränzwaren in ſeinem Arſenal, und bei Tafel rief er, ein zweiter Nero, einmal, vom Weingeiſt vielleicht zu aufrichtig gemacht: „die groſe Fackel von dieſem Neſte, die ich nächſtens anzünden werde, möge Paris erleuchten!“ — Seine Officiers tranken dieſen Toaſt mit, und Grenus, vom Generalſtaab, fuhr fort: „die Deutſchen ſollen uns Oel zur Erleuchtung geben!“

Als ihm Vorſtellungen gemacht wurden, daß die Apotheker der Stadt anfingen, Mangel an Arzeneien zu leiden, und daß daher für die Soldaten deren ungeheure Vorräthe jetzt angegriffen werden müßten, erwiederte er: „die Herren Senatoren können auch ohne Arzenei mit ihrem Pöbel zum Himmel fahren, und ehe die Bougres (dies war ſein eigner Ausdruck) nicht gelernt haben, an ihren Perüquen zu nagen, iſt noch kein Mangel in der Stadt;“ eine Plumpheit, die von ſeiner rohen Umgebung weidlich belacht wurde.

Einen bedrohenden Holzmangel fürchtete er auch nicht. „So lange ich nicht die Kaſernen muß niederreißen laſſen, ſollen meine Soldaten nicht erfrieren, un ihre Suppe kochen können, denn ich ſehe ja Bürgerhäuſer genug, worin viel Holz ſitzen muß, und möge denn die Bürger ſich künftig Trochlodyten (Hölen- od Kellerbewohner) nennen!“

Seinen Abzug von Hamburg nahm er mit der nämlichen Furcht, mit der ihn der Gouverneur Magdeburgs von dieſer Veſte nahm. Derſelbe war nämlich in ſeinem erſten Nachtquartier, auf der Pfarre zu Gr. Rodensleben, ſo unruhig, daß er ſich nichts zu eſſen oder zu trinken getraute, einen Adjudanten beſtändig umherſchickte, zu forſchen, ob keine Unruhen zu befürchten wären, und Abends nahm er das Bett nicht an, legte ſich vielmehr am Fenſter auf einem Strohlager nieder, zwei Piſtolen neben ſich, und ſeine Uniform war noch außerdem mit Terzerols gefuttert. — Kanntet ihr Bundesbrüchigen den Deutſchen ſo wenig, daß ihr fürchtetet, er werde ſein Wort nicht halten, und der deutſche Ruhm würde ſich mit der geringſten Wortbrüchigkeit beflecken?

V.

Ueber Beſtechlichkeit im verblichenen Königreich Weſtphalen.

Kaum kann es, achtungswerther Freund, nach der Anſicht ſo vielfacher Verbrechen noch Reitz für Sie haben, die Greuel der Beſtechung im Königreiche Weſtphalen in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Aber ich würde mich verſündigen, wenn ich die Beſtechlichkeit unſerer vormaligen Regierung ganz mit Stillſchweigen übergehen wollte.

Man kann dreiſt behaupten, daß es der vollkommen rechtlichen Männer in den ſämmtlichen Zweigen der Staatsverwaltung nur äußerſt wenige gab, nachdem die

Biederſten, wie es ſehr bald geſchah, durch allerlei Kabalen entfernt. Wichte, welche ſich einzudrängen verſtanden, an ihre Stellen geſetzt worden, und die meiſten Unbeſcholtenen, um nicht dem Frevel und der Schande zu dienen, von jenem Schauplatze des Terrorismus freiwillig abgetreten waren.

Unter dem Palladium decorirter Verbrecher bildete ſich in Caſſel für die verſchiedenen Geſuche der Unterthanen, welcher Art ſie immer ſein mogten, eine Art von Taxe. Wer ſich ihr ohne Weigerung unterwarf, gelangte ohne weitere Rückſicht auf Recht und Geſez zum Zwecke; wer aber mehr that, dem wurde das Verſprechen, den Eifer für ſein Beſtes bei guter Gelegenheit zu verdoppeln. So wurden Officiere bei der Armee eingeſtellt, welche weder Verdienſt, noch ſonſt etwas zu ihrer Empfehlung für ſich hatten, als einen franzöſiſchen Namen und einen tüchtigen Geldbeutel. Die übrigen, wie viel man auch von dem auſſerordentlichen Avancement bei der weſtphäliſchen Armee pries, wurden höchſtens Lieutenants, oder in außerordentlichen Fällen, und wenn ſie ſelbſt der Vertheidigung ihrer Anſprüche vollkommen gewachſen waren, Capitains. Und dies wollte bei einer Armee, wie die weſtphäliſche war, nicht ſehr viel ſagen; denn obgleich dieſelbe ſehr gut eingeübt und wohl gerüſtet war, ſo ſtand ſie dennoch bei den Unterthanen eben nicht in hoher Achtung, weil man theils unter den Subalternofficieren zu viele Emporkömmlinge aus dem gemeinen Haufen; theils aber auch bei den Oberen in der Regel die ſchlechte Beſoldung, welche ihnen ihr König von Zeit zu Zeit ſogar ganz entzog, nur zu deutlich wahrnahm. Dazu kam der Haß der Meiſten im Volke gegen alles franzöſiſche, alſo auch gegen das weſtphäliſche Militair, und das gemeine Betragen ſo vieler Abentheurer, welche bei dieſer Armee als Subalternofficiere ein Unterkommen gefunden hatten.

Die höhern Officierſtellen aber waren faſt ſämmtlich entweder mit gebornen Franzoſen, oder mit ſolchen Subjecten beſetzt, welche, mit den Bedürfniſſen ihrer Behörden wohl bekannt, einige Beutel daran gewagt hatten. Alſo wiederum Franzoſen (dieſe oft von ganz gemeinem Schlage, als Musquetier, Füſelier, Tambour), Edelleute und Begüterte aus der bürgerlichen Claſſe.

F. war bereits drittehalb Jahre Unterlieutenant geweſen. Sergeants und Sergeant-Majors waren ihm mit den Knaben aus den ſogenannten Militairſchulen vorgezogen worden, als ihm einer ſeiner Freunde in Caſſel begegnete, welcher ihn ſeit einigen Jahren nicht geſehen, und wenigſtens als einen der erſten Oberlieutenants wieder zu finden gehofft hatte. Nach dem erſten frohen Wiederſehen ſchien F. die Frage um ſein Avancement in dem Auge ſeines Freundes geleſen zu haben und ſagte lächelnd: „Du wunderſt Dich, daß Du einen weſtphäliſchen Soldaten nach zwei Jahren unverändert wiederſiehſt, weil das bürgerliche Publikum von dem ſchnellen Avancement bei unſerer Armee nicht genug rühmen kann?“

„Allerdings,“ erwiederte der Freund, „iſt es mir befremdend, daß Du nicht höher geſtiegen biſt, währenddeſſen ſo viele aus dem Kreiſe meiner Bekannten, welche ſeitdem erſt Dienſte genommen haben, ſchon bis zu Deinem Range und darüber hinausgerückt ſind.“

„Wenn ich zwanzig Louisd'or zu meiner Dispoſition hätte,“ entgegnete ihm der Zurückgeſetzte, indem er ihm die Schulter klopfte; ſo wäre ich in acht Tagen Adjudant-Major bei unſerm Regimente.“

Auf die Verwunderung, welche ihm ſein Freund hierüber zu erkennen gab, weil er die ſeltenen Talente, aber die Dürftigkeit ſeines F. wohl kannte, fuhr jener fort: „es iſt in Caſſel und überall, ſo weit die weſtphäliſch-franzöſiſche Regierung reicht, Alles für Geld zu erſchwingen. Kein Amt iſt ſo klein und keine Würde ſo groß, daß nicht die treffenden Behörden jederzeit ihre Rechnung dabei finden ſollten. Kleine Stellen werden den Meiſtbietenden ertheilt; hohe Aemter nur ſolchen angetragen, deren bösliche Nachſicht für die Folge Macht und Gelegenheit genug giebt, für Entſchädigungen ihrer Geiſter zu ſorgen."

Ein Anderer, Officier bei dem Regimente leichter Infanterie, welcher zuvor als Garde du Corps bereits einen Schritt zum Avancement gethan hatte, ſah ſich bei der Beſetzung höherer Officierſtellen ſeines Regiments mehrmals übergangen. Verſchiedenemal wußte er ſogar zuverläſſig, daß er von ſeinem Chef zu einer ſolchen vorgeſchlagen war, und machte abermals die ſchmerzliche Erfahrung, daß ein anderes Subject eingeſchoben wurde, welchem die Ehre des Vorſchlags gar nicht zu Theil geworden war.

Feſt entſchloſſen, den Dienſt entweder zu verlaſſen, oder ſeine gerechten Anſprüche durchzuſetzen, ohne dem Miniſter und ſeinen Gehülfen auf einem verbotenen Wege entgegen zu kommen, ſchrieb er, aber vergeblich. Kein Warnen konnte ihn zurückhalten, ſein Geſuch zu erneuern und zum drittenmal mit allem, nur zuläſſigen, Nachdrucke zu wiederholen. Ein Schreiben an den Chef des Regiments ſchien das Pochen des Subalternen bei dem Miniſter rügen zu ſollen, ohne ſeine Wünſche zu befriedigen oder abzuweiſen. Aber die Geduldprobe hatte der dreiſte Mann bereits beſtanden; er wagte an den Grafen Höne ein viertes Geſuch, und würde nun unfehlbar entlaſſen worden ſein, wenn der Chef nicht ſeine Sache vertreten, und ſein Bruder unterdeſſen im Miniſterio — gezahlt hätte.

Wo man in Caſſel nur etwas zu finden wußte, da fehlte es an Werkzeugen und Mitteln niemals; ſelbſt der unermüdetſte Eifer in der Bekämpfung der Hinderniſſe, welche auf dem geraden Wege zum Ziele vorgefunden wurden, konnte den zähen Sinn der geldgierigen Secretairs und Räthe nicht überwältigen.

H., welcher in Caſſel als Employé angeſtellt zu werden wünſchte, und ſich in dieſer Abſicht zu ſeinem Freunde dahin begeben hatte, eröffnete dieſem Abends im traulichen Geſpräche ſeinen Wunſch, und bat ihn, als einen erfahrenen und mehrjährigen Staatsdiener in der Hauptſtadt von Weſtphalen, um ſeinen Rath.

„Wenn Du,“ ſo ließ ſich der aufrichtige Freund vernehmen, „für das Werk der Entmarkung, Entvölkerung und Verrätherei entſchieden haſt, dann trittſt Du in den Dienſt der weſtphäliſchen Regierung, deren

Häupter oft genug zu erkennen gegeben, ja laut geäußert haben, daß ſie nur Gauner und Beutelſchneider, Umtreiber und Glücksritter gebrauchen können; ſollte auch dieſe Erklärung nur in der ungerechten Zurückſetzung aller Gerechten gegründet ſein. Viele von den Staatsbeamten Weſtphalens, unter dieſen auch ich, haben bei ihrer Anſtellung die Greuel dieſer Regierung weder gekannt, noch Mittel gehabt, ſich anderweitige Verſorgung zu ſichern. Aus dieſen und andern Gründen, welche eine künftige, beſſere Zeit wohl wieder aufheben wird, müſſen ſie in ihren drückenden Verhältniſſen bleiben, ohne mehr thun zu können, als die Theilnahme an den Sünden der Zeit ſorgfältig zu meiden. Beſtimmen Dich dieſelben Gründe, und biſt Du, bekannt mit jenen Greueln, dennoch entſchloſſen, Dein Wirken einer ſolchen Regierung zu widmen; ſo hoffe nicht, daß Du als rechtlicher Mann, wie ich Dich kenne, mehr thun kannſt, als Dein rechtlicher Freund, und verſchließe, was er Dir jetzt wohlmeinend aus dem Grunde ſeines Herzens mittheilte, in Deiner Bruſt, bis Du Erfahrungen genug gemacht haben wirſt, ihm darauf zu antworten."

Umſtände beſtimmten den Neuling, dennoch für den einmal gewählten Beruf zu entſcheiden. Mit der heiligſten Verſicherung, ſich niemals zu den Vergehungen des Leichtſinns und der Unredlichkeit mißbrauchen zu laſſen, und tiefes Schweigen über die Worte ſeines Rathgebers zu beobachten, wiederholte er nun ſein Anſuchen um Zurechtweiſung und Einführung zu den Gewalthabern der Regierung. Er hatte beſchloſſen, ſich geradesweges bei dem Miniſter anmelden zu laſſen, und dieſem ſein Geſuch vorzutragen, um entweder einer vortheilhaften Anſtellung ſogleich, oder doch wenigſtens in kurzer Zeit gewiß zu werden.

„Haſt Du Geld mitgebracht?“ war die erſte Frage des Freundes.

„So viel, als ich zur Subſiſtenz auf einige Monate gebrauche.“

„Gut. Liegt Dir noch irgend eine Pflicht gegen eine der weſtphäliſchen Behörden ob? Biſt Du von der Conſcriptionsverbindlichkeit gänzlich befreit? wodurch und wie?“

„Ich habe,“ erwiederte jener, „das hohe Alter meines Vaters vorgeſchützt, und bin als einziger Sohn an das Ende des Depot geſtellt.“

„Ein Hinderniß. Kennſt Du einen der Generalſecretairs oder Diviſionschefs im Miniſterium?

„Keinen als Dich."

„Ein zweiter Uebelſtand. Kannſt Du Dich entſchließen, Deinen Geldvorrath für Deine Anſtellung zu verwenden?

Der ambirende Fremdling verſtand wohl, wohin dies Alles deutete, und erklärte ſeinem Freunde, daß er ſich jeder Bedingung zur Erfüllung ſeiner Wünſche unterwerfen müſſe, welche nicht abzuändern ſei.

„So hat Deine Anſtellung keine Schwierigkeiten," war das Ende vom Liede. Der Bewerber ſah und ſprach den Chef der Diviſion, in welcher er arbeiten wollte; er ſah und ſprach deſſen Frau, welche ihm gegen ſeinen Nothpfennig ihre Verwendung bei dem Herrn Gemal verſprach; er ſah und ſprach den Wortführer im Kriegsminiſterium, und bat ihn mit innigem Händedrucke (daß Niemand je die Summe der Goldſtücke verrathe), den Antrag des Herrn Diviſionschef L. ihm die Befreiungsurkunde vom Militairdienſte baldigſt zuzuſtellen, doch ja zu genehmigen, und es ging Alles nach Wunſch.

Seiner Verpflichtung zum Dienſte in der Armee gänzlich entbunden, im Miniſterio angeſtellt, von ſeinem Chef auf neue, nachdrückliche Erinnerungen befördert, daß er einen tiefern Blick in die Myſterien der weſtphäliſchen Greuel wagen durfte, lernte er die Wahrheit der Worte ſeines Freundes beherzigen, und bei dem Einmarſche der ruſſiſchen Helden und bei dem Umſturze der weſtphäliſchen Herrlichkeit ſeine Schritte bereuen.

Wie es um die Conſcriptionsverwaltung ſtand, welche ja doch auch ein Zweig der Adminiſtration des Kriegsminiſteriums war, iſt Ihnen bereits ſo bekannt, daß es hier kaum noch einiger Erinnerungen bedarf. Die Unterthanen hatten ſich glücklich zu ſchätzen, daß die Conſcriptionsoffizianten, welche ſich der jungen Mannſchaft des Volks nicht aus reiner Menſchenliebe annahmen — und dieſe waren ſehr ſelten — wenigſtens durch Gold und andere Lockſpeiſe zu kirren, ja zu den humanſten Geſinnungen gegen die Dienſtpflichtigen umzuſtimmen waren; denn ohne dieſes Mittel der Rettung wäre die Generation der Volljährigen ganzer ſieben Jahre untergegangen.

Das Miniſterium, wie ſtreng es auch die Militairangelegenheiten zu betreiben ſchien, ernannte zu Conſcriptionsofficieren öfters Menſchen von dem allerzweideutigſten Rufe und ſo vielfachen Bedürfniſſen, daß die Armee ihre ſchrankenloſen Wünſche und Anforderungen unmöglich befriedigen konnte. Abentheurern, welche kaum eine Macht in Europa zu nennen wußten, in deren Dienſten ſie nicht geſtanden hätten, Säufern, Spielern und Wollüſtlingen, glaubte man den angemeſſenſten Wirkungskreis anzuweiſen, wenn man ihnen das Privilegium der Ausplünderung der Conſcribirten durch ein Patent zum Conſcriptionscapitaine zufertigte.

Lüſterne Weiber, Beiſchläferinnen oder gemeine Huren, welche in der Nähe dieſer Subjecte beſtändig zu Hauſe waren, nahmen die Summen für die Befreiungsurkunden in Empfang, und zogen freudenvoll die Spaarpfennige der fleißigen Hausmütter und zärtlichen Schweſtern als Sündenlohn für ihre und ihrer Protectoren Verdienſte.

„Der Hauptmann verbittet alles Geld,“ ließ die kleine Schwarze ſich einſt vernehmen, welche N. zu W. für ſeine Bedürfniſſe beſoldete; „aber er wird Ihnen in einigen Tagen einen Beſuch abſtatten; Sie haben Pferde, Haſer, Federvieh und Fiſche, da können Sie ſich noch leichter mit ihm abfinden.“

Der Herr Hauptmann, welcher den Sohn eines bemittelten Pächters von der Conſcriptionsverbindlichkeit befreiet hatte, ſtellt ſich nach einigen Tagen wirklich bei dem Herrn Papa ein, und wünſchte ihm freundlichſt Glück zur Befreiung ſeines Sohns, eines jungen Mannes, welcher unfehlbar in die königliche Garde hätte eintreten müſſen. Nun ward der Reitſtall ausprobirt; der Rappe mit dem Bleſſen trug den Preis davon; die ſtattlichen Puterhähne wurden bis in den Himmel gehoben; bittere Klagen wurden laut über die gar zu hohen Preiſe des Hafers; auch die Teiche und Fiſchkaſten blieben nicht unbeachtet; ja als bei Tiſche Wein verſchiedener Art aufgeſetzt ward, hatte der Herr Hauptmann noch nirgends ſo außerordentlichen Wein getrunken, als bei dem Amtmann F.

„Haben Sie auch Jagd?“ fragte er über Tiſche beſcheiden.

„Zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann.“

„Auch hohe Jagd, etwa Rehe oder Hirſche?“

Gar ungern und allzu aufrichtig geſtand ihm der alte Landwirth, daß ſich von Zeit zu Zeit ein Rehböckchen im Gebüſche zeige, und daß der Jäger ein gar vortrefflicher Schütze ſei. Haaſen und Hühner wurden noch am ſelbigen Tage geſchoſſen; den Rehbock behielt ſich der Herr Amtmann vor, ſeinem gefälligen Gaſte in einigen Tagen zuzuſtellen; der Capitain, welcher mit Miethpferden gekommen war, ritt Tages darauf den Bleſſen zurück, und wußte nicht genug über den hohen Preis des Pferdes und des Haſers, welchen der Philiſter in ſeinem Fuhrwerke zurück zur Fracht gehabt hatte, zu klagen. Ob der Amtmann die Puter und Fiſche vergeſſen, oder nicht, darüber geben unſere Annalen keinen Aufſchluß; ſo viel aber iſt gewiß, er begriff, daß diesmal der Conſcriptionshauptmann ſelbſt Stellvertreterbezahlung für ſeinen Sohn eingezogen habe.

Nicht anders ward der Geſchäftsgang im Juſtizminiſterium und allen ſeinen Zweigen bis auf den Schreiber des Procurators, Notars und Advocaten getrieben. Wenn auch Siméon, welcher insgemein für den beſten unter den Knechten der Schande und des Frevels gegolten hat, nicht ſelbſt unmittelbar aus den Taſchen der proceſſirenden Unterthanen zehrte; ſo konnte er ja dennoch dem Unweſen der Chefs in ſeinem Bureau, der Secretairs, der Geſchäftsführer in den Provinzen und den Mißgriffen in der Anſtellung der Subjecte, welche faſt einzig und allein auf Beſtechungen beruhete, durchaus nicht vorbeugen. Dies giebt er auch in den, eben nicht ſehr gewählten, Worten: „je ne peux plus supporter la cochonnerie westphalienne“ nicht undeutlich zu verſtehen. Hierin liegt zugleich der Beweis dafür, daß er mit dem Verderbniſſe der Afterregierung auch im Felde der practiſchen Jurisprudenz ſehr wohl bekannt war; aber er fühlte ſich zu ſchwach, das tief eingewurzelte Uebel von Grunde aus zu zerſtören.

Weit entfernt, über die Procuratoren, Friedensrichter, Notare und Advocaten des Königreichs alle den Stab brechen; alle in die Claſſe betrügeriſcher Gauner werfen zu wollen; nur darauf bedacht, ein billiges Urtheil über dieſe Claſſe von Geſchäftsführern der weſtphäliſchen Regierung zu fällen, iſt man dennoch in Verlegenheit, ob man nicht zwei Drittheile von ihnen der Beutelſchneiderei und ungerechter Beſteuerungen ihrer Clienten ſchuldig erklären müſſe, wenn es eine entſcheidende Erklärung gelten ſoll. Man hat Menſchen dieſer Claſſe, kurz vorher ohne die Mittel eines auch nur ſorgenfreien Lebens, in kurzer Zeit große Häuſer, glänzende Ameubliſſements, prächtige Reitpferde und Equipagen ankaufen; bei öffentlichen Gelegenheiten nur ſtets im Golde wühlen, und mehr Goldſtücke wegwerfen ſehen, als ſie ſonſt Pfennige hatten, während deſſen die arbeitenden Claſſen faſt ohne Ausnahme, aber auch viele in andern öffentlichen Aemtern ſtehende Geſchäftsmänner zuſehends zurückkamen. In wie weit dies mit einer redlichen Uneigennützigkeit und der geſetzlichen Taxe hat beſtehen können, mag die Welt entſcheiden. Die Briſpiele der Gaunerei und des großen Betruges ſind ſo zahllos, daß jede Ausſtellung bei der Bekanntſchaft der Welt mit den hieher gehörigen Verirrungen eben ſo nutzlos wäre, als die Auswahl ſchwierig ſein würde.

So ſicher aber, als die ausübenden Rechtsgelehrten die geheimen Sünden der Beutelſchneiderei betreiben durften, eben ſo ungeſtört blieben die Finanzofficianten in der Hauptſtadt und in den Provinzen unter dem Präſidio des verrufenen Malchus. Zwar hatten dieſe — wir reden hier wiederum im Allgemeinen — weniger Urſach, ihre Rechnung in der Erſchleichung verbotener Wechſel zu ſuchen, weil ſie nach den Grundſätzen einer vorſichtigen Politik als ſolche, welche ſtets mit Geldern zu ſchaffen hatten, gut beſoldet wurden, um nicht durch den Mangel zu Veruntreuungen verleitet zu werden. Daher herrſchte in dieſer, dem Volke am verhaßteſten Claſſe von Staatsdienern, die meiſte Unredlichkeit unter den Elementarſteueroffizianten, welche ſich, auſſer den Procenten und Brüchen, gar nicht ſelten Erhöhungen der Steuern oder gar eigene Zulagen und Beſteuerungen der Unterthanen erlaubten; beſonders wenn ſie mit ihren Maires in gutem Vernehmen ſtanden, während deſſen die übrigen ſich zum Theil mit einigen Stiegen feiner Leinwand, gutgearbeiteten Tiſchgedecken, einigem Silbergeſchirre und dergl. von ihren Clienten, welche dringende Geſuche bei ihnen hatten, abfinden ließen.

Viel größer aber war das Unheil, welches von den Behörden ausging, welche mittelbar oder unmittelbar mit dem Miniſter des Innern correſpondirten, oder von deſſen Launen abhingen. Wie weiland Tetzel in Wittenberg die Ablaßbude, ſo hatten die Chefs der Diviſionen oder Bureaux im Miniſterium und in den Präfecturen (denn auch hier maßten ſie ſich dieſe Namen an) ihre Etabliſſements aufgeſchlagen, wo für Geld und gute Worte, für allerlei Jagdproducte und gute Weine Genehmigungen aller nur erdenklichen Geſuche zu gewinnen waren. Bedenkt man, daß dieſe Herrn von Männern angeſtellt wurden, welche ſie weder von ihrer intellectuellen, noch von ihrer moraliſchen Seite kannten; daß dieſe ihre Obern ſich ſelbſt nicht gern in die Karten ſehen lieſſen, folglich auch nicht gern hineinzuſehen ſcheinen mogten; nimmt man dazu die Macht, welche ſolchen Creaturen zugeſtanden ward, wenn ſie ganze Reihen von Ausfertigungen zur ſchleunigſten Unterzeichnung nur übereinandergeſchoben vorlegen durften; bringt man ihre Verſchwendung, ihr üppiges Leben, ihre verbeſſerten Finanzen nur um die Hälfte des Betrages in Anſchlag: ſo hat man den Schlüſſel zu den tauſendfachen Beſchwerden über dieſe Diener der weſtphäliſchen Wirthſchaft, welche in dieſen Tagen ebenfalls laut geworden ſind. Wir enthalten uns abſichtlich jeder perſönlichen Ausſtellung der Gauner des Miniſteriums und der oberſten Provinzialbehörden, theils weil ſich uns der Subjecte zu viele aufdrängen würden; theils weil jedes Publicum, in deſſen Umgebungen ein ſolcher Nobili di Westphalia ſein Weſen trieb und treibt, ihm nach ſeinem wahren Gehalte zu würdigen weiß.

Was aber ſelbſt die Meiſterſtücke aller übrigen Blutigel, als die Erſtlingsverſuche eines angehenden Genoſſen aus Cartouche's ſauberem Gefolge, weit hinter ſich zurückläßt, war, mit Uebergehung aller Gehülfen der niedern, das Geſindel der ſogenannten hohen Polizei vom Generalintendanten bis zum feilen Knechte jedes Gensd'armenbrigadiers. Es ſind dieſe Menſchen wegen ihrer Greuelthaten überhaupt, insbeſondere aber auch ihrer Beutelſchneidereien halber, deren viele Ihnen bereits in frühern Aufſätzen erzählt worden ſind, ſo allgemein verhaßt und geächtet, daß keiner von dem Wichten, welche an ihrer Spitze ſtanden, auch nur die geringſte Schonung verdient. Auch zeigt ihr Verfahren nicht allein, wie das der übrigen obenbemeldetem Getreuen in Weſtphalen, von Eigennutz, ſchmutziger Habſucht und gemeiner Untreue; ſondern es trägt zu ſehr das Gepräge der Bosheit und des niedrigen Verbrechens, als daß ihre Namen der Vergeſſenheit übergeben werden durften. Daher ſollen Sie auſſer dem Oberhaupte dieſer Rotte, dem heimtückiſchen Bongars, von welchem Sie in der ſo merkwürdigen geheimen Geſchichte des weſtphäliſchen Hofes, die ich ſo eben zu Geſicht bekomme, eine Schilderung leſen können, noch einige der ſchändlichſten oder doch wirkſamſten Geiſter dieſes Gelichters kennen lernen.

Legras von Bercagny, welcher der Liebling und Glückskumpan Sr. weſtphäliſchen Majeſtät ebenfalls geweſen iſt, war vor der Revolution ein Mönch, welcher ſpäterhin den Familiennamen ſeiner Frau zu dem ſeinigen machte, um das Andenken an ſeine frühere Exiſtenz im Strudel der gewaltigen Metamorphoſe des franzöſiſchen Staates untergehen zu laſſen. Der Ruf des weſtphäliſchen Hofes, allem Auswurfe des franzöſiſchen Volks ein anſtändiges Unterkommen zu ſichern, führte ihn nach Caſſel, wo er ſich unter den Stürmen und vielfachen Angriffen der Partheiſucht ſo lange hielt, bis er das bübiſche Verfahren gegen den Grafen von B... einleitete, und ſich ſpäterhin, bei der Ausforſchung eines pariſer Polizei- oder Hofagenten für Bonaparte, welcher über den Hergang der Dinge in Caſſel zu referiren hatte, von Bongars übertreffen ließ. Letzterer trat an ſeine Stelle; Fürſtenſtein aber; ſeine mächtige Stütze, erhob ihn bald wieder zum Oberintendanten des Theaters. Hier ſeufzten die armen Comedianten und Genoſſen unter ſeiner Geiſſel; denn er hatte, obgleich ein einnehmendes Geſicht und ſchönen Wuchs, dennoch eine deſpotiſche Seele, ein teufliſches Jeſuitergemüth, recht eigentlich dazu geſchaffen, anzuziehen, um zu vernichten.

Noch als Präfect in Magdeburg, wohin man ihn in der Folge ſchickte, ſetzte er in der augenblicklichen, unbarmherzigen Entlaſſung aller deutſchen Schreiber und Abſchreiber ſeinem Character ein ehrenvolles Denkmal; noch lauter aber predigt ſeinen Ruhm die freundliche Aufmunterung der Polizeioffizianten, als die Strafſummen für polizeiwidrige oder ſtaatsverrätheriſche Reden und Handlungen nicht ergiebig genug ausgefallen waren: „*man muß Verbrechen machen.*“ Sapienti sat!

Von Tſchudi, Escadronschef der Gensd'armerie, ein verunglückter, aber wohl unterrichteter und gar nicht unwiſſender Handlungsdiener, trug die Spuren der Leidenſchaftlichkeit in ſeinem todtenblaſſen Geſichte tief eingegraben, und war von Bercagny als das Haupt der gewaffneten Knechte der Polizei, der Gensd'armen, zu einem der erſten Gehülfen der hohen Polizei erhoben. Auch dieſer Menſch, vielleicht der beſte unter den raubgierigen Gevögel des caſſelſchen Paradieſes, hat ſich in kurzer Zeit einen ganz anſehnlichen Schatz zu ſammeln.

und dabei ſtets ein gewiſſes Anſehen von Rechtlichkeit zu behaupten verſtanden. Doch konnte dies keine Schwierigkeiten haben, wo nur ein Vergleich mit lauter Banditen und Lazaronis ſtatt finden durfte. Durch ihn wurden die Gensd'armen, die Brigadiers vornehmlich, mit den Funktionen der geheimen Polizei, in welche ſie verwickelt wurden, innig vertraut. Auch er iſt verſchwunden.

Savagner, Generalſecretair der hohen Polizei, ſtammte aus dem Elſaß und hatte ſeine Carrière als Schreiber bei einem Untergerichte angefangen. Er genoß in Caſſel, wo er ſich zum Generalſecretair erhoben ſah, nachdem er bereits in Halberſtadt die Stelle eines Generalcommiſſairs bekleidet hatte, der Freundſchaft und vertrauten Liebe Bercagny's. Bei einem kleinen, aber kräftigen Körper und blühender Geſundheit, war er vielleicht der raſtloſeſte von allen Schergen der weſtphäliſchen Polizei; denn kein Tag und keine Stunde hatte Werth für ihn, die er nicht im Drange ſeines fürchterlichen Berufs hinbringen konnte. Bei ihm ſchien es die hohe Polizei wiederum darauf angelegt zu haben, den Tiger nur immer im liebenswürdigen Gewande für ihre Abſichten zu gewinnen, damit die jungen Weiber und Mädchen aller Claſſen deſto leichter in ihre Netze gehen, und, wie Sie ſchon wiſſen, hülfreichen Antheil an ihrem boshaften Gewerbe nehmen mögten. Dies iſt das Feld, worin Savagner die meiſte Geſchicklichkeit und den größeſten Heroismus bewieſen hat. Dabei ging aber auch dieſer Menſch nur immer darauf aus, ſeinen eigenen Beutel zu füllen, und erlaubte ſich zu dem Zwecke nicht ſelten die ſchändlichſten Intriguen, als Viſitation, Andichtung polizeiwidriger Handlungen und Unterſchieben falſcher Papiere, um Verdacht zu erregen, wo keiner war.

Auch ſein Vertrauteſter, Bercagny, blieb von ihm nicht verſchont; denn alle ſeine Geſuche, welche meiſtentheils auf die Genehmigung betrügeriſcher und boshafter Verfügungen ausgingen, wurden ihm ſtets zur Unzeit vorgelegt, ſo daß die Unterzeichnung immer das Werk der Haſt und des Ueberdruſſes war. Wo kein Gehülfe in der Nähe war, hielt es Savagner nicht unter ſeiner Würde, ſelbſt den Haltundfeſt zu machen, bis er ſich in dieſem ſeinen Eifer einſt auch gegen einen Gardeoffizier ſo vergaß, daß er ihn wirklich von der Treppe hinabwarf. Dadurch zog er ſich einen Bannſpruch des Königs über den Hals, und ging auf einige Zeit in die Fremde, um bald nachher wieder in ſeine Stelle eingeſetzt zu werden.

Schalch, ein Schweitzer, welcher ſich durch das

Epitheten „von“ einen glanzvollen Anſtrich zu geben gedachte, war vormals ebenfalls Handlungsdiener zu Paris — als wäre der weſtphäliſche Hof eine Börſe für alle Banquerotteurs und Verſchlagene geweſen. — Auch er war von ſtattlichem Körperbau; doch hatten ſich die Prieſterinnen der wilden Venus in ſeinen Locken getheilt. Um Ihnen zu beweiſen, daß dieſer Menſch der ſchlechteſte von allen war, welche je im Dienſte der hohen Polizei geſtanden haben, müſſen Sie wiſſen, daß er, als der zweite Arm Bercagny's, niemals oder doch nur ſehr ſelten ſelbſt handelte; ſondern alle, und darum denn auch deſto empörendere Streiche ſeiner Geiſſel durch ſeine Helfershelfer führen ließ; zufrieden, ſeine Anſchläge vollſtreckt und die Summen in ſeine Caſſe fließen zu ſehen.

Als Generalſecretair der geheimen Polizei, vor und nach ſeinem Exile (denn auch Schalch hat eine kurze Zeit in der Verbannung die Früchte von Bercagny's teufliſchen Künſten genoſſen), ſtand er gleichſam an der Spitze der Inquiſition, und die geheimſten und verderblichſten Papiere zur Vernichtung aller Freiheit, Wahrheit und Rechtlichkeit waren auf ſeinen Betrieb und unter ſeiner Anleitung geſchmiedet. Dahingegen war er zu einer andern Zeit dem gemeinſten Schergen ſeiner Sippſchaft gleich, und verſäumte, trotz ſeiner Liebe zur gemächlichen Ruhe, wie die Gelegenheit zu einem Ueberfalle, Einbruche oder zur Plünderung armer, unglücklicher Menſchen. Das Gemeine ſpiegelt ſich immer am beſten in dem Gemeinen, daher zog auch Schalch von dem Nothpfennige der Wittwen und Waiſen am liebſten den Zuſchuß, wenn ſein Sündenlohn und die ſchändlichſten Erpreſſungen jeder Art nicht zureichten, ſeine nimmer geſättigte Leidenſchaft zu befriedigen. Schon dafür verdiente er den Orden der weſtphäliſchen Krone, welcher ihm noch am Ziele ſeiner thatenreichen Laufbahn zu Theile ward.

März aus Potsdam war Polizeiinſpector und geheimer Agent der hohen Polizei, ein ens infima plebe multo detestabilius, lang und trocken, matt und weibiſch, der Ausdruck jeglicher geheimen Sünde, kaum noch durch Schminke, wohlriechende Waſſer und äußeren Putz um ein Geringes gemildert. Die Verſtellungskunſt fand in dieſem Menſchen einen Meiſter; er ſchalt und fluchte ſeines elenden Berufs, wenn er es mit Deutſchen zu thun zu haben glaubte; ſchalt auf Regierung, Miniſter und Räthe; klagte über ſeine Armuth, und ſuchte dadurch das Mitleid und Zutrauen der Argloſen an demſelben Tage zu gewinnen, wo er ſich einer unvergleichlichen Garderobe, hohen Credits und mächtigen Einfluſſes in den Caffehäuſern oder bei denen rühmte, welche ihn kannten, um ſich in der Furcht der Zuhörer das Mittel der Beſteuerung ihrer Börſen und Waarenlager deſto gewiſſer zu verſichern. Kein Mittel war ſo ſchändlich, daß er ſich deſſen nicht bedient haben ſollte, ſobald etwas aufzuforſchen oder zu gewinnen war. Bei nächtlichen Expeditionen trug er einen alten Rock aus den Zeiten, wo er als practiſirender Friſeur in Berlin figurirt hatte, und eine Leiter, um nach Gefallen horchen und einbrechen zu können. In ſeinem geheimen Gefolge befand ſich eine große Anzahl lüderlicher Luſtdirnen und Mägde, vorzüglich ſolcher, welche in angeſehenen Häuſern dienten. Alle mißbrauchte er anfangs zur Befriedigung ſeiner Wolluſt; demnächſt aber auch zur Spionerie, um durch ſie zum Beſten ſeiner Finanzen nicht nur einzelne, ſondern auch ganze Familien, ohne Rückſicht ihres Standes und ihrer Lage, unglücklich zu machen.

Durch Johann von Müller war er bei der Begründung des Königreichs als Polizeiinſpector nach Caſſel gekommen; bald nachher wegen einiger Gewaltſtreiche caſſirt; dann als Polizeicommiſſair nach Braunſchweig verſetzt und wieder caſſirt; nun von Bercagny als Spion der geheimen Polizei in Sold genommen, und endlich von Bongars wieder mit Ehren und Würden bekleidet, alſo ohne Zweifel ein höchſt brauchbares Subject.

Madame März, deſſen Frau, war aus Halle, ihrem Geburtsorte, nach Berlin gegangen, um ihren Talenten einen weitern Wirkungskreis zu eröffnen, und hatte daſelbſt unter dem Namen der halliſchen Mine eine Zeitlang die Augen auf ſich gezogen. Sie wußte noch in Caſſel die erſtorbenen Jugendreitze mit ſo vieler Geſchicklichkeit und Grazie aufzufriſchen, daß die Wollüſtlinge der höheren Stände (denn andern lebte ſie damals nicht mehr) ſie immer noch nicht verſchmäheten; ſondern ihr vielmehr, als einer höchſt wachſamen Dienerin der geheimen Polizei, oft wider Wiſſen und Willen einen tiefen Blick in ihre inneren Verhältniſſe erlaubten. So viel hätte freilich die Seidenwäſcherei in Berlin vor Zeiten nicht eingetragen. Aber noch reichlicher wurden ihre Dienſte belohnt, als ſie ſpäterhin insgeheim in Berlin agirte, und auch dort durch ihre Verſtellungsgabe die Unbefangenen eben ſo leicht in ihr Intereſſe zog, und dadurch die Gegenſtände ihrer Sendung glücklich ausforſchte, als in Caſſel. O quam dulce decus, muliebris infimae gentis!

Kroſchky, ein Landſtreicher aus Sachſen, wurde unmittelbar aus dem Gefängniſſe, worin er der Gaunerei halber eingeſperrt worden war, zum Polizeiagenten befördert, und bald nachher Savagners erſte Stütze und Vertrauter. Eine Luſtdirne, welche er mit ſich gebracht hatte, verſchwägerte beide für die ganze Zeit der Exiſtenz des Königreichs. Kroſchky's größeſtes Verdienſt beſtand in der boshaften Andichtung der ſchändlichſten Verbrechen und in einem unübertrefflichen Eifer für die gemeine Spionerie unter den Fenſterladen und Stubenthüren. Die Wolluſt, ſtets mit der Betrügerei in gleichem Schritte, führte ihn durch heimtückiſche Angriffe auf ein unſchuldiges, ſtandhaftes Mädchen bald wieder in das Gefängniß, woraus ihn Savagner als Polizeiagenten nach Braunſchweig beförderte.

Viele andere Subjecte dieſes Schlages haben wenig Abweichendes von den Buben, welche die niedrigſte Habſucht zu den gemeinſten Beutelſchneidereien und die Gewöhnung an die freche und ungeſtrafte Ausübung von tauſend Greueln auch zur verabſcheuungswürdigſten Wolluſt und Grauſamkeit im Verfolge ihrer wilden Entwürfe verleitete. Darin thaten ſich vorzüglich die Agenten Darlin und Kaub hervor. Einfältiger, aber noch boshafter als dieſe war der Jude Cerf (Hirſch), welcher im Namen des Herzogs von Braunſchweig 1809 warb und die geworbenen Subjecte erſchießen ließ. Von Sydow, Officier, Adjudant des Gouverneurs von Caſſel, dann Polizeiagent, gehörte zu denen, welche durch Läſterungen auf den König und die Verfaſſung auf Raub ausgingen. Ein vormaliger Tambourmajor, Namens **Backhaus**, welcher einen Arm verloren und dafür nebſt dem Orden der Krone auch die Stelle eines Polizeidieners erhalten hatte, überfiel Weiber und Mädchen auf der Heerſtraße; ging aus einem Zuchthauſe in das andere über; ward immer wieder angeſtellt, und endlich, weil er bei der Ankunft der Ruſſen, auf die Generale Czernicheff und Dörnberg geſchoſſen, letztern auch wirklich verwundet hatte, von den Koſacken in jene Welt geſchickt.

Alles übrige Geſindel, welches neben und im Gefolge jener Heroen der weſtphäliſchen Büberei beſtand, als der Generalcommiſſair **Wolf** zu Marburg, die Polizeidiener **Wenderoth** und **Steinbach** und eine Reihe von dienſtfertiger Prieſterinnen der Venus höherer und gemeiner Claſſe, mag nun mit den Greueln jener grauenvollen Zeit der Vergeſſenheit anheim fallen! Ich fürchte, Ihr Zartgefühl zu beleidigen, wollte ich die Gallerie dieſer unübertrefflichen Wichte noch erweitern. Möge ihnen unſer deutſches Vaterland der Markſtein der Redlichkeit und Tugend ſein, welchen ſie niemals wieder zu überſchreiten wagen!

VI.

Geſtändniſſe des Einſiedlers von Elba. *)

Meine Jugendzeit.

Ich heiſe Nicolaus Bonaparte, und bin im Jahre 1769 zu Ajaccio in Corſica geboren. Schon in meiner frühen Jugend war Bosheit die Triebfeder meiner Handlungen, ich war zänkiſch, hartnäckig, tückiſch, räuberiſch und ſtets geneigt, Menſchen und Thiere zu

---

*) Nach dem Sündenbekenntniſſe Napoleons von dem General Sarrazin.

martern, die Freuden meiner Geſpielen zu vereiteln, und ihre Werke zu zerſtören. Mit jedem Schwächern ſuchte ich Streit; kurz ich machte mich durch meine Geſinnung und mein Betragen ſo verhaßt, daß die Meinigen dem Himmel dankten, als ich im neunten Jahre in die Militairſchule nach Brienne kam. Hier bin ich vornehmlich in den erſten paar Jahren meiner Lügenhaftigkeit wegen entſetzlich ausgeprügelt; aber dieſe Züchtigungen dienten nur dazu, einen feineren und argliſtigeren Betrüger aus mir zu bilden, als welcher ich mich in meinem zwölften Jahre aufzutreten nicht ſchämte. Nach dem Beiſpiele meiner Lehrer überließ ich mich der ſträflichſten Lüderlichkeit, und fluchte nicht ſelten der Vorſehung, daß ſie mir nicht mehr Mittel in die Hände gegeben hätte, alle meine Lüſte zu befriedigen, und dem Ziele meiner Wünſche dreiſter entgegenzuſteuern, denn ich war arm. Dennoch habe ich weder, als ich nachher zu Paris in der Militairſchule mein ſittenloſes Leben fortſetzte, noch nach meiner Anſtellung bei dem erſten Regimente der Artillerie zu Fuße, Schulden gemacht; ſondern meine Cameraden durch Prahlereien mit meiner Wißbegierde und meinen fleißigen Studien bethört und von mir entfernt. In dieſer fürchterlichen Einſamkeit und Dunkelheit lebte ich bis zur Belagerung von Toulon, wo ich Gelegenheit fand, mein Tigerherz zur Freude Frerons und Barras zu zeigen, indem ich die Einwohner, als die Stadt von den Engländern geräumt war, vorläufig erſchießen und niederſtoßen ließ.

Meine Grundſätze.

Nun hielt ich es für nothwendig, mir ein Regulativ für meine Handlungsweiſe feſtzuſetzen, nach welchem ich mich am leichteſten über die Pariſer Narren und die franzöſiſchen Maulaffen erheben könnte. Bei meinem Durchblättern ſtrategiſcher und politiſcher Schriften fiel ich zuerſt auf die Lebensanſicht des Protectors Cromwell: „mit Liſt und Betrug verlebt man die eine Hälfte des Jahrs, mit Betrug und Liſt die andere.“ Dieſe gewann meinen unbedingten Beifall ſo ganz, daß ich mir ſie ſogleich aneignete, und getreulich bis auf dieſen Tag in allem meinen Wirken befolgte. Als ich aus dem Cäſar gelernt hatte, „daß man Geld bekommt, wenn man Soldaten hat, und Soldaten erhält, wenn man Geld hat,“ beſchloß ich, General und ein reicher Mann zu werden. Das Princip meiner Verſtellung und Trügerei erhob mich zum General, und von Wallenſtein lernte ich, die Soldaten zur Fundgrube meiner Reichthümer zu machen. Von dem Grundſatze dieſer Räuberei und Plünderung zum Beneſize des Generals Bonaparte bin ich bis auf dieſen Tag noch nicht abgewichen. Virgil aber hat mich gelehrt, daß das Geld der Schlüſſel der Herzen ſei. *) Nun beſchloß ich für immer, die eine Hälfte meines Wirkens den Soldaten, die andere dem Gelde zu überlaſſen; dies war der dritte Grundſatz, welchem ich bei allen meinen Thaten getreu geblieben bin, ohne jemals mehr als die Triebfeder derſelben geweſen zu ſein.

Warf ich einen Blick auf das franzöſiſche Volk, ſo fiel mir Montaigne ein, wo er ſagt: „das Volk iſt ein Thier, auf das ſich jeder nach der Reihe ſetzt.“ Aus dieſem Ausſpruche zog ich mir das Princip, nach welchem ich mich ſpäterhin von einem Volke auf das andere geſetzt, und ſie alle ſo lange gelenkt, gezügelt und gemartert habe, bis ſie mich abſetzten. Jenes „audentes fortuna juvat timidosque repellit“ (mit dem Kühnen iſt das Glück, Feind dem Furchtſamen) beſtimmte mich für den Entſchluß, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen, **) die einzige Lebensanſicht, welche am

---

*) Auri sacra fames, quid non mortalia pectora agis? (Wozu bewegt nicht der unſelige Geldburſt den Sterblichen?)

**) Il faut risquer tout pour gagner tout.

Ende an mir zur Verrätherin geworden iſt. Das Schickſal rächte die Maxime, „jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte," welche ich nur zum Beſten meiner Erhebung geltend zu machen ſuchte, an mir als eine allgemeine Wahrheit, und indem ich der Meinung huldigte, „der erſte König ſei ein glücklicher Soldat geweſen," ſank ich ſelbſt dem Unglück in die Arme. Der Denkſpruch der Päbſte, welchen ich mir zur Regel machte, „si vis regnare, divide" (willſt du herrſchen, ſo theile) hat mir aus dem Saamen der Veruneinigung und der Ränke, die ich nicht ſcheuete, herrliche Früchte gezogen; aber ſie waren voller Gift, und ich ſelbſt leide nun an den Schmerzen, mit welchen ihr allzugieriger Genuß mich foltert.

Mein erſter Feldzug in Italien.

Mit dieſen Grundſätzen ging ich im Jahre 1794 zur Armee nach Italien. Hier ſpielte ich die Rolle des wüthendſten Jacobiners, ſchalt die Generale, tadelte den Obergeneral als einen Ariſtocraten und ward verhaftet. Obgleich man mich für einen gefährlichen Menſchen hielt und als ſolchen entließ, nahm ſich dennoch mein Unglücksgefährte Monvoiſin, welcher mein Adjudant war, in meiner hülfloſen Lage meiner an; ihn habe ich, weil mir der Anblick eines Wohlthäters unerträglich war, ſpäterhin nach St. Domingo geſchickt, wo er, wie ich erwartet hatte, am gelben Fieber geſtorben iſt.

Was über meine Feldzüge geſchrieben wird, darf daher auch erſt mit dem Jahre 1796 beginnen, damit die Zeit meines Elendes vergeſſen werde, und unter dem 13. Vendemiaire, an welchem ich die Truppen nicht nur aufmunterte, ſondern mich ſelbſt mit ihnen vereinigte, um unſern flüchtigen Gegner niederzumetzeln, geſtatte ich nur, zu bemerken: „daß ohne mich das Blutbad dieſes Tages noch weit größer geweſen ſein würde.“

Meine Wiederanſtellung, welche die Laufbahn meiner Thaten erſt recht eröffnete, verdankte ich neben Barras auch Benezech, welchen ich bei der erſten Nachricht davon, über den Tiſch hinwegſetzend, umarmte. Um mich der unangenehmen Erinnerung an dieſen Vorfall zu überheben, ſchickte ich ihn nach St. Domingo, wo er, wie ich gehofft hatte, geſtorben iſt.

Die Nachrichten von dem Tode ſolcher Männer habe ich mit derſelben Gleichgültigkeit erhalten, mit welcher ich über die Schlachtfelder geritten bin, wo ich

Tauſende meiner Waffengefährten und Vertheidiger hingeſtreckt ſah; denn noch erinnere ich mich nicht, jemals geweint zu haben. Bei ſo außerordentlichen Talenten für das Feld war es mir unangenehm, zum Oberbefehlshaber von Paris und der 17ten Diviſion erhoben zu werden. Es koſtete mir daher wenig Ueberwindung, die Wittwe des Generals Beauharnois, neuerdings Geliebte des Directors Barras, welche alt und häßlich war, zu heirathen, indem ich zur Mitgift von jenem Barras den Oberbefehl über die Armee in Italien erhielt. Den Tag nach meiner Hochzeit, den 9ten März 1796, ging ich zur Armee nach Italien ab, und wurde durch meinen Stolz und Uebermuth die Geiſſel der Unterbefehlshaber und Officiere, welche noch kurz zuvor über mir geſtanden hatten.

Nun ſtieß ich in die Poſaune des Sieges, wenn ich geſchlagen war; ich ſuchte in meinem Kabinette Bonmots, und flocht ſie als Impromptu's in meine Berichte. Aber der Räubereien und Plünderungen, welche ich erlaubte, gedachte ich nicht, wenn ich die Strenge allgemein bekannt machte, mit welcher ich einen von vielen tauſend Verbrechern ſtrafen ließ. Die unermeßlichen Summen, welche die Contributionen für die Befreiung von der Einquartierung eintrugen, ſind in meinen Berichten ebenfals nie erwähnt worden. Als ich an meinen Reichthum glaubte, gab ich nach der Beſitznahme von Mailand dem General **Maſſena** Gelegenheit, ſich zu bereichern; überhäufte den raubſüchtigen **Augerau** mit Geld; theilte unter den Uebrigen einen Theil meiner Raubſtücke, Stellen und Lobſprüche aus, und die Franzoſen waren nie glücklicher, als unter meiner Anführung.

Während deſſen ich insgemein koſtſpielige Unterhandlungen mit den öſterreichiſchen Generalen Beaulieu und Colli betrieb, um ſie durch Geld für mich zu gewinnen, zahlte ich einem Vertrauten monatlich 100.000 Fr. für ſeine treuen Dienſte, obgleich ich ſelbſt jährlich nur 40'000 Fr. einnahm. Man ſieht daraus, daß mein vielgerühmtes Kriegsſyſtem ein Hirngeſpinnſt iſt, welches im Angeſichte meiner höchſt einfachen Grundſätze zuſammenfällt. Durch Uebermacht und Verwegenheit habe ich geſiegt; durch Raub, Plünderung, Lobſpruch und Freigebigkeit mit Beute und Ehrenſtellen bei der Armee die Franzoſen für mich gewonnen. Die Schlachten bei Montenotte, Milleſimo, Lodi, Caſtiglione, Arcole und Rivoli habe ich auf ächt türkiſch gewonnen. Der Schwäche und Uneinigkeit meiner Gegner verdanke ich viel. Sie hatten vortreffliche Soldaten; von den meinigen aber konnte kein Bataillon nach den Regeln pelotonweiſe durchbrechen. Dafür mußten ſie büßen;

denn wenn meine Angriffe am ſchlechteſten berechnet, und die Truppen am ungeſchickteſten waren, wurde der Plan am hartnäckigſten durchgeſetzt, oft mit ungeheurem Verluſte.

Uebrigens habe ich, von der Natur weder mit Klebers ſchönem Körper, noch mit Lannes Unerſchrockenheit und Moreau's Talenten ausgeſtattet, die Gaben meiner Generale wohl zu benutzen verſtanden; Alles, um durch eine Reihe von Schandthaten, wofür ich mein Leben bis zu dieſer Stunde erklären muß, meinem Ehrgeitze zu ſchmeicheln. Vor dem Schloſſe Coſſaria habe ich 800, vor Arkole aus Hartnäckigkeit 4000 Mann aufgeopfert, und dennoch bin ich aus dem Sumpfe, in welchen ich gerathen war, von meinen Soldaten wieder herausgezogen. Ließ ich mich einmal an der Spitze der Plänkler ſehen, ſo geſchah dies in der größeſten Haſt, um durch ein Blendwerk Wunder der Tapferkeit durch meine getäuſchten Soldaten vollbracht zu ſehen.

Nach dem Uebergange über die Brücke bei Lodi hätte ich in das Herz der öſterreichiſchen Staaten eindringen können, währenddeſſen ich dem General Baulieu achtzehn Tage Zeit ließ, ſich am Mincio zu erholen, und Mantua mit Lebensmitteln zu verſehen. Jourdan und Moreau würden dann den Kaiſer genöthigt haben, den Frieden zu ſchließen, welcher nun erſt das Jahr darauf erfolgte. Durch Schmeicheleien, Drohungen und Verſprechungen ward er herbeigeführt; die erſten wurden mir erwiedert, denn Cobenzl beſtimmte mich für eine Kaiſerkrone und Gallo ſetzte mich der Gottheit gleich. Gleich einem Cröſus, das Gold mit vollen Händen ausſtreuend, ging ich als Gebieter von Raſtadt nach Paris, um die Gemüther zur Rückkehr zur Monarchie vorzubereiten, an deren Spitze ich mich zu ſtellen beſchloß. Mich begleitete die Erinnerung an die Unglücklichen, welche ich zu Mailand und Pavia erſchießen ließ; die Ausplünderungs-, Mord-, Brand- und Wolluſtſcenen in und um Pavia; der Raub der Schätze unſerer lieben Frauen zu Loretto, welcher durch Victors Dummheit zur Sprache kam, der anſtatt der koſtbarſten Sachen Alles mitnahm, was nicht nagelfeſt war. Noch jetzt gedenke ich mit Schrecken der Würgacte zu Lugo und Verona und der Grauſamkeit, mit welcher ich die Venetianer gemißhandelt, zu Tode gemartert, erſt geſchunden und dann den Flammen Preis gegeben habe.

Meine Fahrt nach Egypten.

Um mich zum Oberhaupte der franzöſiſchen Monarchie, welche ich wieder herzuſtellen gedachte, erheben zu können, mußten einige meiner gefährlichen Freunde, wie Duphot, der Maſſena's Vortrab befehligte, und **Hoche**, aus dem Wege geräumt werden. Gift ſchien mir das wirkſamſte Mittel zu ſein. Augereau, Hoche's Nachfolger, hätte ihn auf mich, als den Schuldigen, aufmerkſam machen ſollen; allein ich täuſchte die Menge durch eine mächtige Rede, welche ich dieſem Opfer zur Ehre ſeiner Talente und Verdienſte hielt, an welche ich nie geglaubt hatte. Die übrigen Generale und Regimenter, von welchen ich etwas fürchten zu müſſen ſchien, ſollten auf einem andern Wege ihren Untergang finden. Ich führte ſie nach Egypten, und übertrug, weil ich einſtweilen ſelbſt dorthin gehen mußte, meinen Brüdern **Lucian** und **Joſeph** meine Rolle in Frankreich und zu Paris. Der Tag meiner Rückkehr war ihnen ungefähr beſtimmt.

Einige von den Diamanten, deren ich vom heiligen Vater für fünf Millionen in Verwahrung genommen, und vom Directorium zum Geſchenke erhalten hatte, eröffneten mir die Feſten der Inſel Malta. In Kahira ſchwur ich das Chriſtenthum ab, gelobte dem Koran Gehorſam und Treue, trat die Bibel mit Füßen, und gab mich für Mahomeds wunderthätigen Geſandten aus *), welcher das Volk von der Tyrannei der Mameluken befreien ſollte. Um Geld zu bekommen, veranſtaltete ich einen Aufſtand; viele meiner Soldaten und die gefährlichſten Officiere ſendete ich in den Tod, um ihn zu dämpfen und mich ihrer zu entledigen; andere ließ ich erſchießen; auf die elenden Türken, welche zuſammenliefen, richtete ich meine Kanonen, und ließ mir die Wiederherſtellung der Ruhe mit Millionen bezahlen. Aber meine Armee blieb mir zu ſtark; ich mußte Gelegenheit ſuchen, ſie aufzuopfern, und zog nach Syrien. In Jaffa ließ ich eine Beſatzung von 4000 Türken ermorden: Erſt vor Acre war ich ſelbſt ſo glücklich, 8000 Mann in den Tod zu jagen, welche erſchlagen, erdroſſelt, lebendig geſpießt, geköpft, oder gefangen und in Säcken erſäuft worden ſind. Indeſſen verdroß es mich, ganz und gar nichts ausgerichtet zu haben, und ich ſuchte durch Brand und abentheuerliche Züge Zerſtreuung, wodurch Berthier Gelegenheit erhielt, Schlachtlieder vom Berge Tabor und vom Fluſſe Jordan zu dichten.

Ueberhaupt iſt dieſer General in mein Syſtem, die

---

*) Bonaparte's Unterredung mit den Mufti's in der Pyramide des Cheops. Siehe Neue Fackeln 3tes Hft.

Zahl der Verwundeten und Todten des Feindes zu verdoppeln; die Zahl meiner Gefangenen zu vervierfachen; nur den zehnten Theil meiner Todten und den fünften meiner Verwundeten anzugeben; niemals aber mehr als eine zufällige Gefangennehmung eines meiner Generale zu geſtehen, am beſten eingegangen, und ich darf in ſeinen Berichten ſelten etwas ändern.

Faſt wäre es auf dem heilloſen Rückmarſche mein Unglück geweſen, daß Kleber noch ohne eine Streife davon gekommen war; die leichteſte Wunde würde ihn zum Tode reif gemacht haben, denn ich ließ die Kranken als Opfer eines unvermeidlichen Todes vergiften. Dieſer Menſch ſtand an der Spitze derer, welche mir bittere Vorwürfe machten, und meine Geiſtesgegenwart gar oft ins Gedränge brachten. Einige erſchoſſen ſich ſelbſt; Andern, auch Klebern, drohete ich ſelbſt erſchießen zu laſſen, und ſie ſchwiegen. Glück genug, daß ich ihnen durch den Sieg über die bei Abukir gelandeten Türken Gelegenheit geben konnte, das Ungereimte ihrer Züge zu vergeſſen, und meine kriegeriſchen Talente zu preiſen. Mein erſter Plan, Regnier in Acre zu laſſen, und Klebern durch die Wüſte zurückzuſchicken, währenddeſſen ich ſelbſt nach Frankreich abſeegelte, war geſcheitert. Gleichwohl wußte ich durch meine Brüder und den Abbé Sieues, daß ich daſelbſt unentbehrlich ſei, um die Fehler der Generale und der Directoren wieder gut zu machen; ich verließ meine Armee und traf wohlbehalten in Paris ein, als es eben Zeit war. Hier kamen mir Klebers Berichte, welche den Engländern in die Hände gefallen und durch ſie bekannt gemacht waren, zu Geſichte. Er nannte meinen Zug nach Sirien kläglich, und ich ließ ihn durch die Vermittelung des General Menou Abdallah, welcher ein Muhamedaner geworden war, ermorden, um ihn in Frankreich nicht mehr fürchten zu müſſen.

Meine Erhebung.

Ich bin ein Korſe; ich haſſe die Franzoſen, und habe mich der Gefahr, ermordet zu werden, als ich den Rath der Fünfhundert aufhob, nur ausgeſetzt, um Corſica dereinſt an den Franzoſen rächen zu können; denn Rachſucht, Grauſamkeit und Eiferſucht iſt das Erbe der Jacobiner; Gemäßigte und Royaliſten ſetzten ihr Vertrauen einen Augenblick auf mich; aber das Geſchrei der Terroriſten in den kritiſchen Augenblicken meines erſten öffentlichen Erſcheinens hätte beinahe alle meine Pläne vereitelt, denn ich zitterte, wie meine Generale Lefevre, Leclerc und Mürat, vor Angſt am ganzen Leibe, und konnte mich nicht überreden, daß es, wie ich vergab, aus Zorn geſchehe. Ohne Lucians Entſchloſſenheit und Macht der Rede wäre ich verloren geweſen, ja in Stücken zerriſſen worden. Leclerc vertrieb die Fünfhundert, als er ſah, daß Lucian bei der Anrede, welche er an die Truppen richtete, Beifall erhielt, im Sturmſchritte durch die Fenſter, und ich hatte gewonnen; Frankreich lag zu meinen Füßen. Seit dem 11ten November 1799 redete ich mit den Staatsbehörden als Gebieter, und betrachtete mich als König. Lefevre wurde Commandant von Paris und erhielt Geld; Bernadotte, welcher ſich noch Tages zuvor mit mir hatte ſchlagen wollen, als ich ihm meine Entwürfe mittheilte, ward mit Schonung behandelt, weil er Joſephs Schwager und ein Liebling der Soldaten war; Moreau ſollte mein Schwager werden, und meine Schweſter Caroline heirathen; ich ſelbſt las ihm einen Artikel, welchen ich darüber in öffentliche Blätter hatte einrücken laſſen, lachend und die Geſchwätzigkeit der Pariſer vorſchützend, vor, aber er verblieb kalt und gleichgültig dabei. Wäre mir dies gelungen, ſo hätte ich mich nach der Schlacht von Marengo zum Kaiſer ausrufen laſſen.

So begnügte ich mich, mir nur die Zufriedenheit und Ehrfurcht der Pariſer zu erhalten. Ich ließ die Banquiers zu mir berufen; ſie erſchienen mit Zittern und Zagen, weil ſie fürchteten, daß ich Geld von ihnen verlangte. Ich entließ ſie wie ein Mann, der Millionen beſitzt, mit dem Troſte des allgemeinen Friedens, ſelbſt mit England und der Handelsfreiheit; ich ſchrieb ſelbſt an den König von England, und man ſegnete mich in Paris.

Barras, welchem ich mein ganzes Glück verdankte, weil er von der Belagerung von Toulon bis zum 18ten Brumaire (11ten Nov. 1799) mein Wohlthäter geweſen war; mir den Oberbefehl über die Armee in Italien ertheilte, und am 13ten Vendemiaire treulich beiſtand, hätte zweiter Conſul werden ſollen. Er ward aus Paris vertrieben und geächtet. Die Generals der Royaliſten in der Vendée wurden in die Falle gelockt; dem ausgezeichnetſten unter ihnen, Namens Frotté, einem Manne von wahrem Verdienſte, ließ ich Verzeihung zuſichern, und ihn ſodann erſchießen. Auf dieſem Wege ſicherte ich mir allmählig meine Herrſchaft.

Mein zweiter Feldzug in Italien mit ſeinen nächſten Folgen.

Bald darauf fiel ich mit 60,000 Mann in Italien ein, umging **Melas** in ſeiner rechten Flanke, und rückte auf Mailand zu. Den vornehmſten meiner Siege in dieſem Feldzuge, welche ich großentheils dem hohen Alter der feindlichen Generale zu danken habe, den von **Marengo**, ſchrieb man faſt überall dem General **Deſaix** zu. Dies kränkte mich tief; aber der ſanfte, beſcheidene, liebenswürdige und tapfere Deſaix, welchem ich in Klebers, Moreau's und Bonaparte's Schatten, neben Maſſena, Lord Wellington, dem Erzherzoge Carl, Saint Cyr, Bernadotte, Macdonald u. ſ. w. den zweiten Rang anwieß, hatte ſein Verdienſt ſchon mit dem Tode gebüßt, ehe ich es erfuhr; ſein Adjudant Savary erhielt Befehl, in der Hitze des Kampfs eine Piſtole auf ihn abzuſchießen.

Auf meinem Rückmarſche, welcher einem Triumphzuge glich, verhieß ich den Franzoſen, vornehmlich in Lyon, goldene Berge; keine meiner Verheißungen iſt in Erfüllung gegangen. Verdrüßlich über die Gleichgültigkeit, mit welcher ich zu Paris aufgenommen wurde, und über die vergeblichen Bemühungen des Miniſter **Fouché**, mir öffentliche Ehrenbezeugungen bei meinem Erſcheinen im Volke zu veranſtalten, ſann ich darauf, wie ich das Intereſſe der Pariſer für mich gewinnen mögte, und fiel auf Verſchwörungen gegen mein Leben, welche erſt den Jacobinern, dann den Royaliſten als ein Anſtiften der Engländer zur Laſt gelegt wurden. Selbſt Fouché fand den Einfall ſinnreich und gut; denn er gab meinen Gegnern den Schein, als wären ſie erklärte Feinde der Ordnung und der Ruhe. Die Höllenmaſchine machte den Anfang; ich erhielt Glückwünſche aus der ganzen Welt, nur die Pariſer, welche weder meine Thaten in Italien, noch der Vertrag von Lüneville befriedigte, erwachten kaum aus ihrer dumpfen Sehnſucht zum Seefrieden und zu den engliſchen Guineen; ſie machten Liederchen und Knittelverſe auf mich. Ich ſchloß den Seefrieden, und ſchickte die Unverſchämteſten, von welchen ich dereinſt etwas fürchten zu müſſen glaubte, als meinen Schwager Leclerc mit ſeiner Gattin, meiner Schweſter Pauline, Richepanſe, Debelle u. ſ. w. mit den ächt patriotiſchen und ſolchen Regimentern, welche entweder Schleichhandel getrieben, oder die ſich auf Koſten der Biſchöfe bei der Einſetzung derſelben luſtig gemacht hatten, nach St. Domingo, der Brücke zur andern Welt.

Ereigniſſe auf St. Domingo.

Durch meine und Leclercs Proclamationen ward indeſſen den Schwarzen und den Mulatten auf St. Domingo die Freiheit zugeſichert, währenddeſſen ich den

Befehl zur Wiedereinführung der Sclaverei ertheilte. Leclerc hatte von mir den Auftrag, die Anführer der Neger und ihrer Getreuen unter der Larve der Freundlichkeit zu ſich kommen zu laſſen, und ſie entweder zu vergiften oder zu erſäufen. Er lieferte mir nur den Touſſaint l'Ouverture aus, welchen ich auf das Schloß Joux bei Beſançon bringen ließ. Hier verſuchte ich ihn durch das Verſprechen eines Viertheils ſeiner Reichthümer und des Generalsranges zu bewegen, mir die funfzig Millionen Gold zu entdecken, welche er mitten in einem Walde auf St. Domingo hatte verſcharren laſſen. „Der Conſul hat mich einmal betrogen,“ erklärte er; „zum zweitenmal betrügt er mich nicht wieder.“

Nun ließ ich ihn in einen Kerker ſtecken, welcher in einen Felſen gehauen war, und kaum ſo viel Nahrung reichen, daß er nicht Hungers ſtarb. Er aber that den Mund nur auf, um Verwünſchungen gegen mich auszuſtoßen; daher ließ ich ihn vergiften. Der alte Befehlshaber des Schloſſes, ein Mann von Talenten, ließ in das Protocoll des Friedensrichters eintragen: „er ſei vor Gram geſtorben.“

Den Negergeneral Laplume, welcher ſich immer als mein Anhänger gezeigt hatte, übergab ich einem Arzte mit der Weiſung, ſeine Unpäßlichkeit abzukürzen. Das Opium that vortreffliche Dienſte; es erſparte ihm alle Zuckungen. Unmöglich durfte dieſer Redliche, obgleich ein warmer Freund der Franzoſen, leben, denn ich konnte keinen Schwarzen in Generalsuniform dulden.

Unterdeſſen wurden die Armeen, welche ich nach St. Domingo geſchickt hatte, unter Leclercs ungeſchickter Anführung gänzlich zu Grunde gerichtet. Hätte ich mich nicht durch meine Privatrache gegen die Jacobiner verleiten laſſen, ſo würde ich durch jene 80.000 unter einem gefährlichen, aber geſchickten General die engliſche Küſte erobert, und die Regierung verhaftet haben; denn damals hatte ich noch eine Flotte, welche durch tauſend Mißgriffe und Verkehrtheiten zur Beute der Feinde geworden iſt, die meiner feinen Unterhandlungen ungeachtet und zum Schrecken der Kaufleute den Frieden brachen.

Erſte Schritte zur Begründung des Continentalſyſtems.

Der Plan einer Landung in England mußte nun aufgegeben werden; Frieden wollte die brittiſche Regierung nicht; ich gedachte ſie zu einer Annäherung zu zwingen, und ſchloß ihren Handel von den Märkten des Continents aus. Um dieſen Plan durchzuſetzen, mußte ich Oeſterreich in Abhängigkeit bringen, Preußen unterjochen, Rußland bezwingen, Spanien und Portugal erobern. Auch geſtehe ich, daß dieſer Gedanke viel Reizendes, viel Schmeichelhaftes für meine Ruhmſucht und Eroberungswuth hatte. Ihn auszuführen, mußte ich mir aber noch drei meiner gefährlichſten Feinde von der Seite ſchaffen; dieſe waren Pichegru, Georges und Moreau.

An dem erſten hatte ich zu London einen, wegen ſeiner Talente und ſeines Ruhms, ſehr gefährlichen Feind, der mir die willkührliche Fortdauer ſeiner Verweiſung nicht vergeben konnte; Georges hatte viel Einfluß in den weſtlichen Provinzen und zwar unbeſonnen genug, einen Angriff auf mein Leben zu wagen; Moreau, durch ſeine Frau und Schwiegermutter gegen mich erbittert, beſuchte mich nicht mehr, ſondern machte aus Verdruß, die Krone von Frankreich noch vor meiner Rückkehr aus Egypten ausgeſchlagen zu haben, alle meine Anordnungen und Feldzüge lächerlich. Eine vorgebliche Verſchwörung ſchien am ſchicklichſten zum Zwecke zu führen. Unterdeſſen erfuhr ich von Andreoſſy, daß er ſelbſt eine ſolche gegen mein Leben in London wirklich zu Stande gebracht habe. Er nannte die Theilnehmer, ich ließ die Verſchwornen unter Pichegru landen, und von Nachtlager zu Nachtlager verfolgen und beobachten. Sie am Tage der Landung zu ermorden, wäre unpolitiſch geweſen, weil Moreau in den Handel verwickelt werden mußte. Zu dem Ende wartete ich die Zeit ab, wo er eine Unterredung mit den Verſchwornen gehabt hatte, und ſchritt nun zur Verhaftung. Pichegru ließ ich durch meinen getreuen Savary erdroſſeln; aber ich war ſchwach genug, den Sieger von Hohenlinden, deſſen Hinrichtung mir zu meinem bitterſten Verdruſſe als gefährlich widerrathen ward, nur zur ewigen Verbannung zu verurtheilen, anſtatt ihn in einer meiner Baſtillen verhungern zu laſſen. Es war viel Glück für mich, daß er ſeine Frau und Kinder lieb hatte, und daß ſein Feuer für die Franzoſen, welche ihn mit aller Ruhe zum Tode verurtheilen hörten, erkaltet war; bei Auſterlitz, Eylau und Eßlingen wäre ich verloren geweſen, wenn er gegen mich befehligt hätte. Uebrigens ließ ich ihn bis auf dieſen Tag in Amerika beobachten, als wäre er zu Paris geweſen. Georges bekannte, daß er mich habe ermorden wollen, und erlitt den Tod zu meinem bittern Verdruſſe mit der heldenmüthigſten Entſchloſſenheit. Der Herzog von Enghien, welcher bei Annäherung der Verſchwornen auf das rechte Rheinufer entwichen war, ward verhaftet, und in den Schloßgräben zu Vincennes erſchoſſen, weil durch mich ein

Opfer aus der Familie der Bourbons fallen mußte, damit ſie ſähen, daß es mit der Krönung der Familie Bonaparte ein Ernſt ſei. Männer von Anſehen, welche für ihn baten, beſchied ich ſelbſt einige Augenblicke nach ſeinem Tode durch ein: consummatum est. Bald wimmelten nun auch alle Kerker von allzueifrigen Vertheidigern der Bourbons, Pichegru's, Moreau's, Georges; der Weg zur Ueberwältigung des Continents war gebahnt, und das Schreckensſyſtem meiner Regierung begann.

Periode des erſten Krieges mit Oeſterreich und Rußland.

Noch einmal täuſchte ich die Engländer durch die Chimäre einer Landung, indem ich Truppen an die Küſten rücken ließ, um meine Vorübungen mit den Truppen, welche gegen Oeſterreich und Rußland beſtimmt waren, im Innern deſto unbemerkter anfangen und fortſetzen zu können. Durch meine Ränke hatte ich die öſterreichiſchen Generale gewonnen, und meine Truppen ſtanden ſchlagfertig, als ich noch nicht an Krieg zu denken, ſondern in tiefen Schlummer verſunken ſchien. Einer der feindlichen Generale ließ ſich durch das Verſprechen eines Fürſtenthums und reichliche Gaben an

Gold und Silber blenden, darauf vertrauend, daß ich den Thron des Kaiſers Franz einem meiner Schildhalter geben würde. Der Tag von Ulm machte den Feldzug gewonnen, und die Schlacht von Auſterlitz an der Pler dictirte den Frieden von Presburg. Dieſen Sieg verdankte ich den General Soult, welcher ſich hier zuerſt, aber durch ein groſes Genie glänzend auszeichnete. Er, dem ich nach dem Siege von Auſterlitz auch meine Triumphe von Jena, Eylau, Heilsberg, Ocanna und den wichtigen Uebergang über die Sierra Morena verdanke, würde längſt aus dem Reiche der Lebendigen verſchwunden ſein, wenn er nicht die Gefälligkeit gehabt hätte, zu zittern, wenn er meinen Namen nennen, oder meine Ankunft melden hört.

Indeſſen iſt unter der Sonne nichts vollkommen. Villeneuve, der ſich weigerte, eine Schlacht gegen Nelſon zu liefern, und mir das Gefahrvolle eines ſolchen Unternehmens zu bedenken gab, mußte ſich ſchlagen, und meine Flotte wurde durch meinen Starrſinn bei Trafalgar zu Grunde gerichtet. Daß ich den Admiral habe umbringen laſſen, muß ich läugnen; ich verachtete ihn zu ſehr, weil er durch mich unglücklich und verhaßt ward. Aber ein Opfer, welches ich meinem Blutdurſte durch den grauſamen Berthier in dieſer Zeit gebracht habe, iſt der Buchhändler Palm, bei welchem eine Schrift erſchienen war, welche die entſetzlichſten Schmähungen auf, aber die reinſten Wahrheiten über mich und meine Thaten enthielt. Meine kaiſerlichen Preſſen ſicherten mir unvergängliche Lorbeern; darum fürchtete ich die freien Preſſen ſo ſehr, deren Producte mein Inneres aufdecken, die Nachwelt in den Stand ſetzen konnten, mich zu beurtheilen, und mich dadurch zehnmal tiefer verwundeten, als jeder Verluſt einer bedeutenden Schlacht. Durch Hunger, grauſame Strenge, durch die Vernichtung des Buchhandels und eine ſeltene Wachſamkeit der Polizei hoffte ich die Skribler zum Schweigen zu bringen; aber vergebens.

Periode des erſten Krieges mit Preußen und Rußland.

Bis zur Schlacht von Eylau war Alles glücklich gegangen; am Tage dieſer blutigen Schlacht aber, welche ich ohne Soult gänzlich verloren haben würde, opferte ich den Kern meiner Garden aus allzugroßer Hitze auf; ich ließ eben ſo mörderiſche als unſinnige Angriffe der Reiterei und des Fußvolks wiederholen; ich ſah mit Schmerz, daß die Ruſſen braver ſind, als die Franzoſen, und daß die Wuth der großen franzöſiſchen Armee ſammt der italieniſchen Feinheit Bonaparte's geſchlagen wurde. Fürchterliche Gotteslästerungen habe ich an dieſem Tage ausgeſtoßen. Aber ich ſuchte durch gewagte Entwickelungen meiner ganzen Macht den Frieden mit ſo furchtbaren Gegnern herbeizuführen, um mich auf einer andern Seite des Continents auszubreiten, und zum Marſche nach Petersburg Kräfte zu ſammeln. Durch den Frieden von Tilſit zwang ich die Ruſſen, den Engländern den Krieg zu erklären, und ihnen die Häfen zu verſchließen. Auch übte ich die Rache, Ludwig XVIII., welcher niemals in meine Vorſchläge zur Entſagung auf meine Krone hatte willigen wollen, aus dem ruſſiſchen Reiche zu vertreiben. Wie gern ich ihn hätte vergiften laſſen, erklärt ſich aus meinem gränzenloſen Haſſe gegen Alles, was zur Familie der Bourbons gehört. Es ſchmerzte mich tief, nur ein Thronräuber zu ſein; aber ich fürchtete das Gerücht. Höchſt glücklich würde ich geweſen ſein, wenn ich dies ganze Geſchlecht auf einen Schlag hätte vertilgen können.

Meine Unternehmungen auf Spanien und Portugal.

Um meinem Haſſe gegen die Bourbons Luſt zu machen, meine Eroberungsſucht zu befriedigen, und den Entwurf der vollendeten Unterwürfigkeit des Continents ſeiner Ausführung näher zu bringen, ſtreute ich den Saamen der Uneinigkeit in der königlichen Familie von Madrid aus. Indem ich ihnen die Vermittlung vorſchlug, ließ ich durch befreundete und verbündete Heere, unter dem Vorwande, Spanien gegen die Engländer zu beſchützen, das Land beſetzen; verhaftete Vater und Sohn des ſpaniſchen Regentenhauſes zu Bayonne, und ſchlug durch die Erinnerung an den Herzog von Enghien jeden Widerſtand zu Boden. Dem Präſidenten der Junta, welcher mir ankündigte, daß mein Bruder in Spanien dereinſt nur über Gräber, Einöden und Leichen herrſchen könne, gebot ich Schweigen; ich ließ in Madrid zum warnenden Beiſpiele ein blutiges Gemetzel veranſtalten: beides vergebens. Die Grauſamkeit des Obergenerals empörte den ſpaniſchen Stolz bald überall, und meine Heere wichen bis an die Pyrenäen zurück. Nun befahl ich, in Spanien Soldaten, Greiſe, Weiber und Kinder ohne Unterſchied umzubringen, Palläſte und Hütten durch Brand einzuäſchern, und die Entſchloſſenheit des Volks durch Raub und Plünderung zu ermüden. Eine halbe Million ſpaniſcher Unterthanen iſt erwürgt, 300,000 franzöſiſche Soldaten haben neben dieſen Unglücklichen den Tod gefunden; aber ich hätte ihrer gern drei Millionen aufgeopfert, wenn ich die Halbinſel hätte erobern können. Die Aufopferung meiner Soldaten liegt mir um ſo mehr am Herzen, da ich ſie ſeit langer Zeit, vornämlich aber in Spanien, an alle, noch ſo fürchterlichen Verbrechen gewöhnt habe, und daher ſelbſt vor ihnen nicht ſicher bliebe, wenn ich ihnen das Leben oder Ruhe ſchenken wollte.

Dupont und Marescot wurden von mir wegen der Kapitulation von Baylen geläſtert und vertrieben, um den Generalen zu zeigen, wie gefährlich es ſei, eine Niederlage zu überleben. Ohne Fürſprache einiger hohen Beamten, welche mir vorſtellten, daß ein ſolches Heilmittel ärger als das Uebel ſei, würde ich dieſe Braven, welche ich feige Memmen und Dummköpfe geſcholten hatte, haben erſchießen laſſen.

Auch meine Siege in Spanien verdanke ſich mehr der Beſtechung, als den Waffen; Palafox hat bei der Belagerung von Saragoſſa gezeigt, wie ohnmächtig meine Heere ohne jenes Hülfsmittel ſind. Er war mein Gefangener, und ſollte in meinen Feſſeln ſterben, ein Schickſal, welches ich auch dem Marquis Romana zugedacht hatte, welcher meine Fahnen verließ. Den General Pithion, welcher mir in Spanien getreulich diente, gedachte ich insgeheim aus der Welt zu ſchaffen, ſobald ich ihn nicht mehr brauchte; aber den Sieger von Baylen, Caſtannos, hätte ich viertheilen laſſen, wenn er in meine Hände gefallen wäre.

Selbſt nach den Schlachten von Talavera und Fentenoi habe ich nicht an der Eroberung von Spanien gezweifelt; denn meine Unterredung mit den Fürſten des Continents zu Erfurt bethörte den ruſſiſchen Kaiſer, welcher an meine Schwüre der Treue glaubte, zu einem Kriege gegen die Türken, zu welchem ich rieth, um ihn ſeine Kräfte aufopfern, und dann mit deſto gewiſſerem Erfolge angreifen zu laſſen. Meine Verbindung mit einer Erzherzogin aber machte den Kaiſer Franz zu meinem Vaſallen. So hätte ich zu gleicher Zeit hunderttauſend Ruſſen nach Oſtindien gegen die Engländer, und eben ſo viel Oeſterreicher nach Spanien beordern können, wenn die Franzoſen müde geworden wären.

Weitere Fortſchritte; Umfang meiner Entwürfe.

Durch das Tribunat war mir das lebenslängliche Conſulat verliehen; der Armee verdankte ich die Kaiſerwürde. Ich ſtellte mich, als nähme ich dieſe Würden nur als Laſten an, welche ich mir zum Beſten des Volks wider meinen Willen aufbürden ließe. Dennoch habe ich mich und die Kaiſerin Joſephine ſelbſt gekrönt; dem Pabſte ſchrieb ich die Krönung zu, um in Frankreich und Italien ein guter Katholik zu heiſſen, obgleich

ich 28 Jahre ein Atheiſt geweſen bin. Die Kaiſerin Joſephine haßte ich, denn ſie gab mir keine Hoffnung, Thronerben zu bekommen, und war dabei höchſt gefallſüchtig. Auch kannte die Welt ihre frühern Verbindungen, und das verdroß mich. Daher benutzte ich bei Gelegenheit des Krieges mit Oeſterreich im Jahre 1809, in welchem der Erzherzog Carl meinen linken Flügel bei Eßlingen unter Maſſena vernichtet, in die Flucht geſchlagen hatte, aber dennoch endlich meiner Uebermacht gewichen war, das Uebergewicht, meine Anſprüche auf die mannbare Tochter des Kaiſers Franz geltend zu machen, und Joſephinen zu verſtoßen; denn meine frühere Abſicht, den Kaiſer ſeines Throns zu entſetzen, ſcheiterte an den Niederlagen, welche Lord Wellington meinen Stellvertretern in Spanien beibrachte.

Durch meine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louiſe dachte ich die engliſche Regierung zu friedlichen Geſinnungen gegen mich zu zwingen, und den engliſchen Zeitungsſchreibern, welche mich um die Wette verachten, Stillſchweigen aufzulegen. Daß mich der Miniſter Fouché diesmal aus Schwäche abgehalten hat, den Verräther Sarrazin *), von welchem ich ſchon

---

*) Der Verfaſſer des Skandalbekenntniſſes Napoleons, wel-

ſeit zwei Jahren, wiewohl nicht mit Beſtimmtheit, wußte, daß er in engliſche Dienſte zu treten wünſche, erſchießen zu laſſen, iſt etwas, das ich ſehr zu beklagen Urſach habe; denn er hat meinen Feinden bittere Wahrheiten über meine Perſon und meine Thaten in die Feder dictirt.

Meine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louiſe heilte die Wunden, welche mir der Erzherzog und Lord Wellington geſchlagen hatten; ja ſie erhob meinen Thron wiederum um eine Stufe über die andern in Europa.

Seitdem ich auf dieſem Wege Herr des feſten Landes geworden war, ſind alle Klagen meiner Unterthanen verſtummt; 50,000 Gensd'armen, 80,000 Prieſter, 100 000 Douaniers und 400,000 Spione meiner Polizei verbürgen mir die Ruhe und Duldſamkeit derſelben. Die Seetyrannei, Preßfreiheit und das laute Schelten, welches nur noch in England einheimiſch iſt, hoffe ich an den ſtolzen Inſulanern noch immer blutig zu rächen. Es war mir doch gelungen, es dahin zu bringen, daß

---

der ſchon ſeit längerer Zeit in England gelebt hat. Seine Schrift: confession du general Bonap. etc. wurde ſchon 1811 zu Whitehall in England gedruckt.

Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm zu Petersburg, Wien und Berlin thaten, was ich meinem Bruder Hieronymus, meinem Schwager Murat und dem Regenten von Holland (dem Herzoge von Piacenza) zu Caſſel, zu Neapel und zu Amſterdam anbefahl, und ich hätte die Hoffnung aufgeben ſollen, London bei einer günſtigen Gelegenheit zu plündern! die Engländer noch viel unglücklicher zu machen, als die Einwohner des feſten Landes! die Inſellande in franzöſiſche Provinzen umzuſchaffen!

Mein Plan erſtreckte ſich ſogar auf Oſtindien. England ſollte binnen drei Jahren unter meinem Scepter bluten; binnen zehn Jahren gedachte ich die Colonien in Oſtindien unter meine Oberherrſchaft zu bringen, und dann erſt die Spöttereien der Menge über meine Abſtammung und meine Voreltern dadurch an der Menſchheit zu rächen, daß ich die alten Fürſtenhäuſer vom Kaiſer von Rußland bis zum Herzoge von Naſſau Weilburg ausrottete, und meiner Familie die Herrſchaft der Welt als ein ewiges Erbe übertrüge. Auch die Generale, welche meiner Familie die meiſte Ergebenheit bewieſen, würden Kronen erhalten haben, um meinen Herrſcherſtamm deſto feſter zu begründen, und die Entthronten, welche das Leben behielten, hätten ihre Penſionen in Frankreich verzehrt. In zwanzig Jahren ſollte der Glanz meiner Thaten und meiner Gewalt ſo weit ausgebreitet und ſo vollkommen ſein, daß er die großen Männer des Alterthums und der neuern Zeit mit allen ihren Talenten und Thaten durch ewige Finſterniß verdunkelte.

Meine Thaten im Felde der Liebe.

Man irrt ſich ſehr, wenn man den armen Bonaparte für einen Weiberfeind hält, welcher die ſüßen Freuden der Liebe verſchmäht. Zwar habe ich nicht, wie Manche glauben, in Verbindungen mit den Frauen meines Hofes geſtanden; aber darum niemals etwas entbehrt. In Egypten war es die Frau eines Hauptmanns der reitenden Jäger, welche mir allein unter den Weibern, die wir bei uns hatten, gefiel. Sie wurde mit ihrem Manne bei mir zu Tiſche geladen, und währenddeſſen ihm Junot und andere Officiere vom Generalſtabe tüchtig zutranken, traf ich meine Anordnungen mit ihr. Obgleich ſie anfangs Schwierigkeiten machte, ſo willigte ſie dennoch bald in meinen Vorſchlag, ihren Mann zu verlaſſen, und bei mir zu bleiben, als ich ihr einige Verſprechungen machte. Der Hauptmann wurde mit Depeſchen nach Frankreich abgefertigt, ſchrieb aber, da er der engliſchen Kreuzer halber nicht abſergein konnte, nach Kahira, um entweder ſelbſt dahin zurückkehren zu dürfen, oder ſeine Frau von dorther nach Alexandrien kommen zu laſſen. Das erſte ward ihm abgeſchlagen; ſein zweites Geſuch blieb unbeantwortet. Dieſe Frau habe ich bei meiner Ankunft zu Paris in der Vorſtadt de la Vilette mit einem Jahrgehalte von hundert Louisd'or untergebracht.

Seit der Zeit haben alle Schauſpielerinnen, welche mir gefielen, mein Bette getheilt, bis ſie, wie die ſchöne George, auf den Einfall kamen, daß ich in ſie verliebt ſei. Jenes „omnium mulierum vir et omnium virorum mulier“ *) welches Sueton vom Cäſar ſagt, paßt viel treffender auf mich; ich habe mich nicht, wie er, ohne allen Verdacht von meiner Gemahlin getrennt, ſondern ich habe ſie nach Laune erniedrigt, gemißhandelt, geſchlagen.

Die Wittwe Beauharnois verdankte die Ehre, Madame Bonaparte zu heißen, ſeit meiner Rückkehr aus Egypten nur noch ihrer gefälligen Tochter Hortenſe Beauharnois, nachmaligen Madame Louis, welche ich

---

*) Aller Weiber Mann und aller Männer Weib, inſofern Alle um ſeine Liebe buhlten.

nicht liebte, mit welcher ich mir aber die Zeit vertrieb. Ueber ihrem Geiſte, ihrer Anmuth, Jugend und Schönheit habe ich die Mutter vergeſſen. Den Arzt Hortenſens, welcher dem Könige von Holland von ihren Ausſchweifungen mit vielen andern Liebhabern, als von Verirrungen des Herzens erzählt hatte, welche ich billigte, und ihm geſagt, daß ich den ehebrecheriſchen Umgang mit ihr erſt auf Bitten der Erzherzogin eingeſtellt hätte, habe ich im Januar 1811 in die Seine werfen laſſen. Wahr iſt es übrigens, daß ſie die Demüthigung erfahren hat, Paris bei der Ankunft meiner Gemahlin Marie Louiſe verlaſſen zu müſſen; ich gedachte ſie dafür bald wieder zu entſchädigen.

Auch meiner zweiten Frau wäre ich nach einiger Zeit recht gern wieder entledigt geweſen, weil ich meine Freiheit beſchränkt fühlte; aber es hat mir an Gelegenheit dazu gefehlt. Jedoch habe ich mir keineswegs ſo ſtrenge Feſſeln angelegt, als man wohl glauben könnte. Vielmehr muß ich bekennen, daß ich durch die Gefälligkeit der Vorſteherin einer ſehr berühmten Erziehungsanſtalt, die ich als meinen Harem betrachten durfte, Gelegenheit gefunden habe, Mädchen zu bereichern, meine Officiere anſtändig zu verheirathen, gehorſame Väter ehrenvoll anzuſtellen.

Mein Recrutirungsſyſtem.

Die Conſcription, die Pflanzſchule meiner Armeen, ward durch die Geſchicklichkeit meiner höheren Staatsdiener und durch die Thätigkeit und den unermüdeten Eifer der Gensd'armen und Officiere, zur vornehmſten Stütze meiner Macht erhoben. Ich habe den Befehl gegeben, die jungen Leute zur Widerſpenſtigkeit und zur Deſertion zu verleiten; dadurch verlieren ſie das Recht der geſetzlichen Wiederbefreiung, und ihre Brüder werden der Begünſtigungen des Geſetzes verluſtig, auf welche ſie Anſprüche gehabt hätten, wenn jene ohne Widerrede in die Linien getreten wären. So erhielt ich von 500 Einwohnern ſtatt eines, zwei, ja öfter gar drei Soldaten. Gebunden und geknebelt ſind ſie von den Präfecten oft ſchaarenweiſe an die Oerter ihrer Beſtimmung abgeſchickt, und hat ſich unter den Departementspräfecten jemals einer durch die Thränen der Greiſe und hülfloſen Mütter rühren laſſen, ſo hat er es durch ſeine Entſetzung gebüßt; ich habe Männer an die Stellen ſolcher Verabſchiedeten geſetzt, welche meiner würdig waren.

Auch auf dieſem Wege ſind unzählige Familien durch mich zu Grunde gerichtet, währenddeſſen die

Schuld auf kleinere Tyrannen geſchoben wurde, welche nur die Pfeile verſchoſſen, welche ich ihnen reichte.

Meine Staatsöconomie.

Die empfindlichſte Seite, von welcher ich die Völker angegriffen habe, iſt bisher noch unberührt geblieben; dies war eine Beſteuerung, unter welcher die Unterthanen ihre Haabe mit der Landesregierung theilten. Dennoch ſind meine Kiſten ſtets leer geblieben, und als man glaubte, daß ich die ungeheuerſten Summen aufgehäuft hätte, wäre ich in Verlegenheit geweſen, meine Geſchäftsträger von Cambaceres bis zum gemeinen Douanier zu beſolden, wenn mir Deutſchland, Holland und Italien nicht immer noch neue Quellen geöffnet hätten. Poſten-, Lotterie-, Stempel- und Einregiſtrirungsgebühren tragen kaum noch den vierten Theil ein; der Handel iſt ausgeſtorben; die Zölle gehen ein; die vereinigten Gebühren (droits réunis) empören das Volk, und werden größtentheils von den Erhebern verſchlungen; die Contributionen fremder Länder reichten nicht mehr zu, und ich mußte mich auf die Grundſteuer und auf die Erpreſſungen meiner Präfecten verlaſſen.

Ohne dieſe Erpreſſungen und das Beſtechungsreglement, wodurch ein großer Theil der Ausgaben des Staats in meine geheime Caſſe zurückkehrte, würden meine Diener ſogleich ihre Brauchbarkeit für mich und ihre Stellen verloren haben. Jener Tarif richtete ſich nach dem Vermögen des Einzelnen; geſchunden wurden Alle nach Maaßgabe ihres Vermögens, ſelbſt bei Heirathen, Geburten, Beerdigungen u. d. gl., nicht bloß zum Beſten der Biſchöfe und weltlichen Staatsdiener, ſondern auch zum Beſten meiner Caſſe, weil jene das kaiſerliche Wohlwollen nicht gern verlieren wollten.

Die Erpreſſungen meiner Geſchäftsträger und Officiere.

Es wäre unverſchämt geweſen, den Eifer meiner Staatsdiener nur zum Vortheil meiner Caſſe in Anſpruch nehmen zu wollen; ich habe daher bei den Beſetzungen hoher Stellen niemals auf Redlichkeit geſehen. Räubern und Verbrechern, welche 15,000 Livres Einkünfte hatten, habe ich den Grafentitel gegeben; die, welche nur das Drittheil hatten, wurden zu Baronen erhoben. Am wenigſten aber habe ich es meinen Generalen und Oberſten verargt, wenn ſie ihre Regimenter als Pachtgüter und ihre Standquartiere als ihr Capitalvermögen benutzt haben; denn ihnen verdanke ich Alles. Der Oberſt **Coutard** erhielt ſein Regiment bei einer Schuldenlaſt von 100,000 Fr., und hatte drei Jahre darauf ſchon eben ſo viel baares Vermögen. Zwar wurden dieſe Summen den Truppen geſtohlen; allein dafür erhalten ſie dann auch eine gute Muſik, und die Sergeanten, welche Officierſtellen bekommen, werden reichlich unterſtützt.

Uebrigens iſt die Verwaltung bei der Armee und im Innern des Landes, keinen Zweig ausgenommen, in der beſten Ordnung, und es geſchieht durchaus nichts Wichtiges, wovon ich nicht unterrichtet würde. In den Städten habe ich überall geheime Agenten, welche Briefe von Wichtigkeit auffangen, erbrechen, unterſchlagen, wenn es nothwendig iſt, oder mir den Inhalt derſelben mittheilen. Auch dieſe Menſchen, welche ſchlecht beſoldet werden, ſind auf den geheimen Ertrag ihrer Dienſte angewieſen.

Meine Maaßregeln zur öffentlichen Erziehung.

Alles, was ich für Unterricht und Erziehung meines Volks gethan habe, hatte den Zweck, mir die Jugend geneigt zu machen, ſie von der Ueberlegenheit eines Kaiſers über den Pabſt zu überzeugen, und derſelben Geſchmack für das Waffenhandwerk einzuflößen. Durch friedliche Mittel allein iſt mir dies nicht gelungen; insbeſondere hat die franzöſiſche Jugend ihre Abneigung gegen jene Theorie in der Nationalgarde bewieſen, als die Engländer 1809 einen Landungsverſuch nach der Schelde wagten. Sie hat ſich widerſetzlich, hartnäckig, feig, verdroſſen gezeigt und Alles gethan, was ſie nicht thun ſollte. Darum habe ich nach dem Decrete vom 3ten März 1810 acht Baſtillen erbauen laſſen, um die Ungehorſamen darin zur Ordnung zu gewöhnen. Wo der Pfarrer einen jungen Menſchen ſeines Sprengels für einen Wüſtling oder Widerſpenſtigen erklärt, thun ſie vortreffliche Dienſte; denn der Franzoſe wird durch nichts ſchicklicher und folgenreicher geſtraft, als durch Gefängniß und Androhung weit härterer Gefängnißſtrafe. Nehmen Sie daher zu jenen acht Baſtillen ihre dreihundert Hülfsgefängniſſe, ſo haben Sie das vorzügliche Erziehungsmittel, das Meiſterſtück meiner väterlichen Sorge für die Franzoſen. Fouché hat ſich erdreiſtet, zu erklären, daß dieſe Maaßregel das Volk gegen mich erbittert, und daß man mich in einigen der vornehmſten Städte deshalb einen Tyrannen geſcholten, und mit dem Nero verglichen hätte.

Er ſollte dafür bei nächſter Gelegenheit von der Felſenſpitze hinabgeſtürzt werden, auf welcher er ſtand.

Um meine Officiere und hohen Geſchäftsträger zu beſſern, wenn ſie gefehlt haben. pflege ich mich meines Rohrs zu bedienen, ohne ihnen jedoch jemals das Unrecht zu bekennen und abzubitten, wenn ich es auch einſehe. Seitdem ich zu Campo Formio das Porzellainſervice zertrümmerte, und zu Wien 1809 alle Möbeln zerſchlug, als ich die Uebergabe von Vlieſſingen erfuhr, ſind mir Gottesläſterungen und wilde Ausbrüche der Wuth, ſonſt nur Kunſtgriffe, zur andern Natur geworden.

Recapitulation.

Ich habe ſeit dem Tage von Toulon bis auf Hortenſen's Arzt, der in der Seine erſoffen iſt, über zwei Millionen Menſchen aufgeopfert, erſchoſſen, erhängt, erſäuft, erdroſſelt und zu Tode gemartert. Meine Irreligion, meine Grauſamkeit, meine Lüderlichkeit, meine Habſucht, meine Lügenwuth, mein brutales Weſen, mein Zorn, mein Starrſinn hat mich zu tauſend mal tauſend Greuelthaten verleitet. Ich habe millionenmal verdient, in den Abgrund der Hölle unter die größeſten Böſewichter hinuntergeſtürzt zu werden, um ein Raub der verzehrenden Flammen zu werden, welche ihre Opfer verewigen, indem ſie ihre herzzerreißenden Qualen ins Unendliche vervielfältigen.

Ich flehe den Himmel um Schutz, um Gnade und Barmherzigkeit an. Amen!

VII.

So war es, ſo iſt es, ſo wird es ſein!

Der Staatskörper iſt dem menſchlichen Körper nicht unvergleichbar, und eben ſo, wie Hufeland in ſeiner Makrobiotik ſehr richtig bemerkt, daß zu lange Gewöhnung an eine ganz geregelte, einförmige Lebensordnung Fäulniß der Säfte erzeugt, eben ſo wird ein Staat krankhaft, wenn in langem Frieden er nur die Künſte des Friedens bildet, während kriegsluſtige Nachbarn neue Kriegsſyſteme erſchaffen, und Feldherrn bei ihnen erſtehen, deren Thaten das ſtaunende Ausland mehr dem Glück als der Berechnung zuſchreibt.

Deutſchland lag an dieſer Fäulniß ſehr krank darnieder, und der aſtheniſch gewordene Körper bedurfte eines ſtarken Reitzmittels, um wieder neues Leben, neue Bewegung zu gewinnen. Wir reden in dieſer Hinſicht von Deutſchland als Deutſchland, denn die früheren Kriege der deutſchen Monarchen gegen die Neufranken vor 1805 trugen nur dazu bei, den, ſeit der Roßbacher Schlacht verlachten, verſpotteten Franzoſen wieder militairiſchen Ruf zu geben, und Deutſchland das Uebergewicht des militairiſchen Genie's kennen zu lehren, und empfinden zu laſſen. Ein nordiſcher Staat nach dem andern trat mit Frankreich in gewiſſe freundſchaftliche Verhältniſſe, ein Staat nach dem andern wurde bekriegt, beſiegt, und die Nachbarn freueten ſich deſſen, ohne zu ahnden, daß eine gleiche Demüthigung von dem verwegner gemachten Eroberer bald ſie ſelbſt treffen und vernichten werde.

Bei Frankreichs anwachſender Macht waren den Deutſchen die Sagen der Vorzeit und die Stammbäume der Fürſtenhäuſer das Palladium, ergraute Feldherrn mit bewährtem Ruhm der alten Zeit verhöhnten die neue Zeit ohne Prüfung, die alten Formen der veralteten Machthaber ſollten bleiben gegen ein junges, neu erzeugtes Volk in einem blutigen Kriege; und noch nicht genug gewarnt durch die Auſterlitzer Schlacht, ließen die Fürſten Alles in der alten Form. Poſſelt war, und wohl mit Recht, der Meinung, daß die Beſchränkung der öſterreichiſchen Monarchie nach jener Schlacht derſelben vortheilhaft ſei, indem ſie vorhin Gefahr gelaufen habe, in ihrem eignen Fett zu erſticken, allein — wie geſagt — die Fäulniß der Säfte, das blinde Vertrauen, der Schlendrian bewährt gefundener Jahrhunderte war ſo ſtark, daß erſt die Jenaer Schlacht noch erfolgen mußte, um — zu ſpät! — den Deutſchen den Verluſt ihrer Nationalfreiheit fühlbar zu machen.

Wir ſagten ſo eben — zu ſpät! — und das iſt richtig. Denn von jetzt an herrſchte Napoleon, ſeine Meinung, ſeine Helfershelfer in Germanien, welches durch den Ueberreiz in agone lag, und Herrmann's Eiche, mit dem Herzblut der Marſen, Frieſen, Cheruſker, Katten u. ſ. w. einſtens gedüngt, verwelkte und entſtarb.

Der Abſchluß des Tilſiter Friedens beſtimmt eine neue Periode — wir wollen ſie Epiſode nennen! — Deutſchlands, und Trauer erfüllt die Seele eines jeden edlen Mannes, wenn er mit Ingrimm jetzt ſich geſtehen muß:

ſo war es!

Die deutſche Treue wurde eine lächerliche Fabel der alten Zeit; wer ſonſt als biederer, ehrlicher Mann, der Liebe und Achtung ſeiner Mitbürger ſich erfreut hatte, hieß jetzt ein pedantiſcher Dummkopf; Speculation, Geiz, Betrügerei und Schmeichelſinn hatten den Vorſitz in den Geſchäftszimmern; Aemter und Ehrenſtellen wurden käuflich; der Nepotismus galt mehr als jemals, die Zeitungen enthielten nichts als grobe Lügen, Verkaufsanſchläge und Steckbriefe; die Geiſtlichkeit, in die Allgemeinheit des bürgerlichen Lebens geworfen, verlor ihre Entfernung, Würde und ſtillen Einfluß auf die Gemeinden, die Kanzelredner wurden gezwungen, mit blutendem Herzen öffentlich Lobreden dem fremden Beſieger zu halten; das Sacrament der chriſtlichen Taufe wurde als überflüſſig kaum noch der Willkühr der Aeltern anheim geſtellt; nur ein Gedanke an die Möglichkeit der Befreiung von fremder Tyrannei war ſchon ein Verbrechen; der Schweiß der Unterthanen ging geprägt in das feindliche Ausland; franzöſiſche Charlatanerie ward bei Künſten und Wiſſenſchaften da aufgedrungen, wo einſt deutſcher Fleiß, Ernſt und Kenntniß einem ganzen Welttheil vorgeleuchtet hatte; viele Deutſche drängten ſich dazu, ihre Nationalſprache mit der franzöſiſchen Poiſſarden-Sprache zu vertauſchen, (denn wenige der Eroberer ſprachen das Franzöſiſch aus dem Siecle de Louis XIV., und der nachahmende Deutſche glaubte ein gebildetes Franzöſiſch zu ſprechen, wenn er ſelbſt von Generalen die Kaſernenausſprache und Ausdrücke ſich eigen gemacht hatte;) die Rechtsverwaltung war durch Advokaten und Gerichtsboten ein Greuel der unglücklichen Länder geworden; die Gerichtshöfe waren zu Theatern umgewandelt, wo der ſchlaue Zuhörer lernen konnte, ſich zu vertheidigen, um immer noch mehr Schurke zu werden, und mehr als alles andere drückte, erniedrigte, vergiftete, vernichtete, verdarb die Gensd'armerie und die geheime Polizei.

Erſtere, die ehemalige Marechauſſée, wäre ein ſehr wohlthätiges, die Sicherheit der Straſſen und des Gewerbes ſchützendes Inſtitut geweſen, wenn ſie nicht zugleich ein Werkzeug der geheimen Polizei gebildet hätte, eines Inſtituts, welches furchtbarer, vernichtender auf die überraſchten Völker wirkte, als die Inquiſition eines Philipp II. auf den edlen Stolz der Spanier.

Der fremde Beherrſcher muſte in dem erbeuteten Lande ſich eine Parthei dingen, da er dem Lande ſich aufgedrängt hatte, und Deutſchland, das offene, biedere Deutſchland war überraſcht und trauerte um den Verfall der Menſchheit und des Nationalcharakters, als es auf einmal in ſeinen Gränzen eine nie geahndete franzöſiſch geſinnte Parthei und eine bedeutende Rolle von Spionen der geheimen Polizei unter den Landsleuten ſand. — Dieſe Koloniſten — welche eben hierdurch bewieſen, daß die Liebe zum Vaterlande auch auf den fernen Enkel noch wirkt, — ein großer Theil der Staatsdiener — nämlich die, welche blos von dem Staat, er mag eine Firma haben, welche er wolle, zu leben gedenken! — und Juden und Kommerzianten, waren die Matadors jener Parthei, welche unwerth iſt, deutſche Luft zu athmen, und die deutſche Sprache zu reden. Daß aber außer den Banquerotteurs, Verſoffenen, Spielern, feilen Schriftſtellern, Bordellwirthen u. ſ. w. auch Männer von bedeutendem Rang, Ruf und Achtung der geheimen Polizei ſich dingen konnten, daß auch Geiſtliche und Damen aller Claſſen im Sold dieſes Inſtituts ſtanden, das gab ſchnell eine Erſtarrung, deren Folgen ſobald nicht vertilgt werden konnten. Der Sohn traute dem Vater, die Gattin dem Gatten, der Freund dem Freunde, der Beichtende dem Beichtiger nicht mehr; zerriſſen waren alle Verhältniſſe, welche den Menſchen mit dem Menſchen verbinden! Einheit fehlte, das Vertrauen, dieſe ſegenſchaffende Zierde des Menſchen, beſonders des Deutſchen, war aus den Familien, aus den Ländern hinweggegrißelt, und eben das wollten und bezweckten die neuen Regierungen.

Moralität wurde eine Lächerlichkeit, der Gottesdienſt eine theatraliſche Farçe, die Regierung wandelte voran auf dem Wege, den gutwilligen Deutſchen der geringern Claſſen mit Höflichkeit um Vermögen, Söhne, Frauentugend und Nationalehre zu bringen, und — es iſt empörend, es ſagen zu müſſen! — eine große Horde deutſcher Baſtarde folgte dieſem fluchbeladenen Beiſpiele. Der Staatsdiener, der es noch ehrlich mit dem Menſchen meinte, wurde als Dummkopf zurückgeſtoßen. das Band der Ehe, das einzig feſte für einen guten Staatsverein, wurde locker durch Geſetze, welche der Frivolität Thor und Thür öffnete, und der Auswurf der deutſchen Nation mäſtete ſich mit dem Herzblut der Landsleute, welches die Franzoſen als Pfründe ihnen anwieſen.

Trauernd zogen die wahren Patrioten ſich zurück, weil ſie es einſahen, daß der Ausbruch ihres Grolls ein Kampf der Centauren und Lapythen gegen den Olymp höchſtens nur ſein könne; — der Hoffnung allein, dieſer allernährenden Göttin vertrauten ſie, und Blicke und Händedrücke bildeten einen geheimen Orden, mächtiger in ſich ſelbſt, als corſiſche Schlauheit es ahndete. Für den Augenblick ſtill in den Zügel zu knirſchen, ohne das wilde Roß der Leidenſchaft ſich ſelbſt zu überlaſſen, war weſentlich nöthig, denn die traurigen Beiſpiele der Märtyrer Katte, Hofer, Schill, füllten die Richtplätze mit Leichen voreiliger Freiheitsſtürmer, und der Rückzug des zweiten Cyrus, Oels, war als ein Rückzug, nicht dazu geeignet, eine deutſche Waffenmacht zu erzeugen, oder ihr einen Anlehnungspunct zu geben. —

Jener, durch Händedrücke und Blicke gebildete Orden ſeufzte über den Verfall der Sitten, über den ſchwankenden Character, ſelbſt der Beſſern der Landsleute. Man mußte es ſehen, daß verdienſtloſe Emporkömmlinge den Sparpfennig edler Fürſtenfamilien, die frommen Vermächtniſſe, auf welche viele Familien ſeit Jahrhunderten ihr Vertrauen ſetzten, um ein Schachergeld an ſich brachten, und mit ihren Mäzenen verpraßten; daß der ſchmutzigſte Wucher, Unterwerfung und geheime Polizei adelte und Ehrenzeichen gab; daß denen franzöſiſchen Officianten ihre Anſtellungen in Deutſchland als belohnende Pfründen angewieſen wurden, daß die deutſche Tapferkeit im Felde auf empörende Art von dem ſchlauen Eroberer gemißbraucht wurde — mit einem Wort! — man mußte ſich davon überzeugen, daß das hochherzige Deutſchland eine franzöſiſche Colonie geworden war! —

Unheilbar ſchmerzte den Patrioten aber noch mehr die allmählige Gewöhnung der Deutſchen an jenen Sinn der Unterwerfung, der Kriecherei, des Schleichens, des

Wuchers, des Schmarutzens, der Irreligioſität, der Feindlichkeit unter einander ſelbſt! — Der Verwegene, welcher nur entfernt wagte, die Wiederherſtellung Deutſchlands zu äußern, wurde von ſeinem eignen Landsmann verrathen, von eignen, gedungenen Landsleuten für ſeinen deutſchen Patriotismus ſchändlich gerichtet, und Hunderte ſolcher übereilten Patrioten ſtarben einen ſchmähligen Tod, erwürgt von ihren eignen Landsleuten, welche für Centimen zu Henkersknechten ſich dungen, während die franzöſiſchen Satrapen die Demuth und Unterwerfung des ſo gefürchtet geweſenen deutſchen Volkes ſtill belachten.

Die großen und kleinen Freibeuter zogen hiervon ſchnell für ſich und ihren ſchändlichen Zweck, die Vernichtung deutſchen Namens, das Beſte heraus; immer mehr und mehr Treuloſigkeit; Uneinigkeit, Verderbniß der Sitten, Wucher, Mangel, Sprachverwirrung u. ſ. w. zeigte ſich, und der immer mehr abſterbende Kern der Nation ſandte vergebens die flehenden Blicke nach Nord, Oſt und Weſt! Keine Erlöſung erfolgte, und ganz Europa ſchien die Ruhe eines Kirchhofs zu drücken, auf welchem Frankreich das Grabſcheid führte. Sieben ſchmachvolle Jahre, welche die Muſe der Hiſtorie aus Deutſchlands Annalen löſchen muß, und löſchen wird, ſchlichen vorüber. — — Herrmanns Enkel ſchienen ausgeſtorben! — Schlauheit und Schlangenklugheit herrſchte und wurde geprieſen, der größte Betrüger war der Held des Tages, der ehrliche Mann war ein Dummkopf oder ein Bube, der Patriot war reif zum Schaffot, der deutſche Name war eine verjährte Lächerlichkeit, und der eigenthümliche Wuchergeiſt des geprieſenen Ameiſenhaufens der Menſchen hatte ſchon alles dazu gethan, den letzten Funken des ehrwürdigen Characters bewährter Jahrhunderte zu erſticken, und totaler Gemeinheit, Sclaverei und Apathie dem ſcheußlichen Thron zu bauen! —

So waren wir! *)

Wie es möglich geweſen, daß Alexander, Rußlands Stolz, und Wilhelm der Erprobte **) ſo ſchnell,

---

*) Das „wir" klingt hart, allein der deutſche Druckfehler ſteht nun einmal da!

**) Wir kennen keinen mehr paſſenden, mehr ſchmückenden Beinamen für den Herrlichen. Gleichwie das reine Gold durch des Feuers höchſte Gluth hervorgeht, und nur durch harte Schläge endlich gereinigt glüht, eben ſo iſt auch er ein Held, wie es kaum einen in der Geſchichte giebt, denn mit einer unbeſchreibbaren Entſagung, Erwahrſcheinlich ihnen ſelbſt eine Ueberraſchung! von dem unwirthbaren Ufern der Ocka bis an die Silberwellen der Loire die ſiegreichen Banner trugen, mit Windesſchnelle forteilend, das bittende, befreite, jauchzende, ſegnende Germanien hinter ſich ließen, um eroberte Königsſtädte und der Feſtungen zahlloſe Menge zu durchwandern, die Bollwerke des Rheins zu verſpotten, in Paris ſelbſt ihr Feldlager aufzuſchlagen, und die Bourboniden wieder einzuführen in das heimathliche Haus — das alles gehört nicht hieher, und mögen die Sänger es ſingen zur Warnung und Achtung den fernen Jahrhunderten!

— Nur ſo viel wollen wir bemerken, daß beſonders drei Umſtände dazu beitrugen, den tragiſch-komiſchen Act herbeizuführen, nämlich 1) der Conſul Buonaparte hatte und verdiente die Bewunderung des ſtaunenden Europa, der Kaiſer Napoleon aber hatte ſich übernommen! — Jeder Held hat ſeinen Culminationspunct; nach dem Tilſiter Frieden hielt Napoleon ſein Wort nicht mehr, und ſeitdem ſank das Vertrauen zu

---

berwindung und Beharrlichkeit duldete, litt und handelte Er für Deutſchland, und möge Sein Name noch Jahrhunderte hindurch das Palladium deutſcher Treue, deutſchen Biederſinnes, deutſchen Vertrauens ſein!

ihm, und nur der Auswurf der unterjochten Völker rühmte noch ſeine Sache; 2) zu früh glaubte er Deutſchland ſich eigen gemacht zu haben, und herrſchte mit Deſpotentrotz und Tyrannenſtrenge da, wo ein edles Volk wohl darüber ſich entſetzen konnte, daß es als Sclaven behandelt wurde, allein noch nicht die Ueberzeugung, in Sclaverei gebracht zu ſein, haben konnte; 3) weſentlich aber durch den Rheinbund band er ſich eine furchtbare Ruthe, die ihn ſelbſt geißelte und vernichtete. Denn durch den Rheinbund gab er den entſchlummerten Deutſchen neuen Reiz zu Waffenübung, Kriegesglanz und Kriegesruhm, durch dieſen Bund lehrte er die Deutſchen ſeine Art, Krieg zu führen, und gab durch den Bund — man achte darauf! — den Deutſchen als Deutſchen eine Verbrüderung, welche ſie vorher bei dem partiellen Intereſſe der deutſchen Fürſtenhäuſer ſeit Jahrhunderten nicht gekannt hatten. Im Rheinbund lag unbedingt der Keim des neu erblühenden Germaniens, denn die Deutſchen unter einander lernten die Gleichheit und das Gewicht des biedern Händedrucks kennen; ſie fanden, daß ſie alle, alle! unter einem Joch ſeufzten, und vom Rhein und der Donau bis zu den Ufern der Oder war „Befreiung vom Sclavenjoch!“ der allgemeine Wunſch der unterdrückten Völkerſchaften!

Der fernſte Enkel preiſe den Gott der Himmel! — denn wir ſind befreit von dem franzöſiſchen Joch, aber nun kommen wir auf die Frage: „wie iſt es?“

Mit beiſpielloſer Anſtrengung ſtrömte Jung und Alt zu den deutſchen Waffen, als Friedrich Wilhelm wieder als Anlehnungspunct deutſcher Freiheit aufzutreten vermogte, und ſeine Berechnung, — ein Muſter der Strategie! — überraſchend-ſchnell ein gewaltiges Heer in das Feld geſtellt hatte, und die Germanen ſelbſt waren erſtaunt, ſo große Brüderarmeen dem Kampf für die heilige, gerechte Sache zueilen zu ſehen. Kein Opfer war zu ſchwer, und ohne der Leichenfelder von Leipzig, Briegne, Montmartre u. ſ. w. zu gedenken, ſo brachten auch die Daheimgebliebenen nicht minder bedeutende Opfer.

Jetzt iſt nun der allgemeine Feind Deutſchlands vernichtet, die Wogen des Vater Rhein beſpülen wieder deutſche Ufer, die lorbeerbekränzten Sieger ziehen ſchon heim zu dem väterlichen Heerd. — aber eine gewiſſe ſtille Niedergeſchlagenheit iſt noch die Gemeinſtimmung. Die Völker glaubten, ſobald die Franzoſen über den Rhein gejagt, würde der deutſche Garten ſogleich wieder in voller Blüthe prangen, und dieſe nicht in Erfüllung gegangene Erwartung hat momentan jene Gemeinſtimmung gegeben.

Mögte doch das Volk eben ſo, wie die Klügeren, es einſehen, jetzt erwägen, daß auf jede Anſpannung Abſpannung nothwendigerweiſe erfolgen muß, und daß vorliegend die Abſpannung um ſo ſtärker ſein muß, je größer die Anſpannung war! Mögen die Völker aus der Geſchichte ſich überzeugen, daß die Nachwehen eines großen, auch noch ſo glücklichen Krieges, oft ſchmerzhafter ſind als der Fieberparoxiſmus des Krieges ſelbſt, und daß alſo die eitle Hoffnung des Volkes, gleich nach gewonnener Schlacht der Seegnungen des Friedens ſich zu erfreuen, eitle Thorheit iſt! Man erwäge, daß ein Gebäude leichter niedergeriſſen, als wieder aufgebaut iſt, daß man, um zu erndten, erſt wieder beſtellen muß, wenn ein Hagelwetter über die Saatfelder ging, und darum, ihr Deutſchen! — heraus aus dieſer Unthätigkeit, welche, eine Gewöhnung mehrerer Jahre, den deutſchen, ſonſt ſo gerühmten Fleiß entadelt. Das deutſche Gewerbe rühre ſich von neuem; das Gewühl der Häfen erſtehe von neuem, führet den Seegen des Ackerbaues, und die Rieſeneichen, welche den Meeresſtürmen trotzen, wieder wie einſt, eurer Brudernation jenſeits der Nordſee zu; knüpft mit den Bewohnern des baltiſchen Meers die alten Verbindungen wieder an; ſunet die Wege zu den Häfen des mittelländiſchen und adriatiſchen Meeres wieder auf, und ihr werdet bald wieder des Genuſſes der Wohlhabenheit euch erfreuen! Ohne Handel und Ackerbau kann kein deutſcher Staat wieder blühen, — ehe ihr erndtet, müßt ihr wieder ſäen, drum verjagt jene Mattherzigkeit, jenen ſchwankenden Sinn, faßt wieder Vertrauen zu euch ſelbſt, zu der Biederkeit eurer geprüften und erprobten Regierungen, macht Unternehmungen, wie ſonſt, dreiſt, hoffend, vertrauend, — und nach wenigen Sonnenwechſeln wird die Kataſtrophe der letztern Jahre nur noch als eine Erzählung zur Warnung für das folgende Geſchlecht gelten! —

Wenn wir nun bedauern müſſen, daß nicht ſchnell genug erfüllte Hoffnungen und Erwartungen, — eine Aufgabe, deren Erledigung in dem Gebiet abſoluter Unmöglichkeit lag! — den befangenen Köpfen eine gewiſſe Muthloſigkeit zu neuem, kräftigem Geſchäftsleben gegeben hat, daß der Speculant, deſſen ganze Exiſtenz in ſeiner Einlage beſteht, an ein gewiſſes Mißtrauen, Furcht und Zweifelſinn gewöhnt worden iſt, welche Eigenſchaften dem freien Kaufmannsſinn nicht eigen ſein dürfen, ſo drückt Deutſchland außerdem auch noch

zunächſt die Armuth! Die Plünderer des Corſen haben Deutſchlands Schätze, deſſen Gold und Silber mit ſich genommen, Grundſtücke, ehemals durch mehrere Generationen als ſehr preiswürdig erachtet, waren um ein Spottgeld verkauft, und Buben zugetheilt, deren Wiedererlangung jetzt den Verarmten unmöglich iſt, ohnerachtet ſie eine gänzliche Vernichtung des frühern Verfahrens nach einem ſchwindelnden Traum vorausſetzten, die brittiſchen Goldadern ſtrömen noch nicht wieder in Deutſchlands Unterthanen ein; die Fürſten kehren heim zu ihren ausgeplünderten Ländern, mit Lorbeeren geſchmückt, aber noch nicht mit der innern Kraft, die Kammern des Reichthums wieder zu öffnen, eine Maſſe von Deutſchen ſteht noch jenſeits des rechten Rheinufers, und Nichtswürdige, Anhänger der Verworfenheit des hinausgejagten Corſen, deuten dies als die Möglichkeit, daß ein neuer Pſeudo-Smerdes erſtehen könne, gegen den man in Bereitſchaft ſein müſſe. — Aber ihr wahren Deutſchen! — zeiget auf Herrmanns Eiche, auf den blutigen Weg von Moskau nach Paris, nennet die Heldenthaten eurer Fürſten und Fürſtenſöhne, und auch die Furchtſamen werden ſich anſchlieſſen, und friſchen Athem ſchöpfen, und mit einwirken zu der Regeneration, indem ſie dem Beiſpiel der reinen Patrioten vertrauend folgen!

Ziehen wir einen Schleier über die zweite Darſtellung, über die der momentanen Sitte der Deutſchen, wo ſonſt das unbedingte Wort: „ja!“ mehr als alle ſchriftlichen Verträge galt, und der dem Hohn und der Verachtung ſeiner Mitbürger preis gegeben wurde, der dieſes heilige Wort brach, und ſeine Verworfenheit, ſeinen Mangel an Biederkeit und Treue hinter juriſtiſchen Cautelen barg, da wird jetzt der gerühmt, der es vermag, durch Schlauheit dem Geſetz zu entgehen, während der Biedermann den Schleicher mit ſammt ſeinem Rabuliſten verdammt und das Publicum, welches die entſchleierte, feile Afterſchweſter der Themis zu Zeit der fremden Regierung in ihrer Nichtswürdigkeit geſehn und verachtet hatte, kann noch jetzt zu den Prieſtern der Göttin, welche jener Baſtardſchweſter einſt gehuldigt hatten, kein Vertrauen wieder faſſen. Vertrauen auf die Gerechtigkeitspflege iſt aber die erſte, ſegenbringende Zierde eines Staats!

Unſere Religion iſt in den Trauerjahren entweiht, und die traurigen Folgen davon werden erſt fernerhin ſich zeigen. Die Gotteshäuſer wurden, nicht allein in Zeiten der dringendſten Noth, ſondern auch außerdem zu Magazinen, Pferdeſtällen, Saufgelagen gemacht; die Geiſtlichen wurden in das bürgerliche Leben gedrängt; der Prediger, welcher zu den Herzen der Gemeinde reden wollte, wagte, in den Baſtillen der neuen Regierungen Quartier zu finden, und da die Sacramente der Taufe und der Ehe zu Civilacten entwürdigt ſind, bei dem Genuß des heiligen Abendmahls aber die Trommel und kriegeriſche Muſik da ſtört, wo ſonſt der ſchwebende Ton der Orgel die fromme Stimmung noch erhöhete, ſo dürfte bei der Verwöhnung mehrerer Jahre es vielleicht ſchwer halten, den jetzt befreiten Ländern den Religionsſinn wieder zu geben! — Viele Deutſche ſind jetzt angeſteckt durch den Naturalismus der Neufranken, und der Menſch, wie er nun einmal iſt, bedarf eines Anlehnungspuncts für ſeine Moralität!

Gehen wir weiter in die Familienverhältniſſe der Deutſchen ein, ſo erweckt die Anſicht der ehelichen Verhältniſſe jetzt unſere innigſte Wehmuth! Es gab eine Zeit, wo die Tugend und Treue der deutſchen Frauen durch die ganze bekannte Welt gerühmt wurde, eine Zeit, wo die Unglückliche, welche in einem Augenblick der Leidenſchaft gefallen war, ausgeſtoßen wurde von ihrem ganzen Geſchlecht! Jetzt aber ſind Ehebrecherinnen die Dames du premier ton, und eine ſittſame Hausfrau, welche ihrer Kinder Erziehung beſorgt, nennt das entartete Geſchlecht eine Gans! — Bei dem ſchwachen Geſchlecht hat der leichtfertige, einſchmeichelnde Character der Franzoſen den Ernſt des Deutſchen überwälrigt, und die Mißſtimmungen und Mißverhältniſſe ſehr vieler deutſcher Familien, welche aus dieſer Franzoſenzeit entſtanden ſind, ſterben kaum noch mit der Generation aus! Die gegenwärtige Folge jener Amalgamie iſt Lauheit des ehelichen Verhältniſſes, Libertinage von beiden Theilen, und verwahrloſete Kinderzucht!

Ferner ſind die deutſchen Sitten nicht mehr die, welche ſie waren! Wo man ſonſt, den unwandelbaren Geſundheitsgeſetzen der Natur gemäß, um Mittagszeit zu einem freundſchaftlichen Mahl zuſammen kam, ſammelt und füllt ſich jetzt der Saal ſpät nach Mittag, um das Gift orientaliſcher Gewürze und raffinirter Kochkunſt einzunehmen; zu der Abendſtunde, wo ſonſt der Vater und die Hausfrau die Kinder um ſich her verſammelten, um ihnen die Geſchichten der Vorzeit zu verkünden, geht oder fähret die Hausfrau in Spielklubbs (mit deren bedeutenden Nachwirkungen!) der Ehemann ſucht ſeine Weinhäuſer auf, und die Kinder nehmen ein Beiſpiel an der Unzucht der Dienſtboten, denen ſie anvertraut wurden! Die deutſche Moralität entſchwand, als die Franzoſen den erſten Fuß über den Rhein ſetzten, und nur ſtrenge Zuchtmeiſter können Deutſchland ſich ſelbſt wieder geben! —

Einſt war der Deutſche geehrt, weil ſeine Meinung, kein Wort im Gebiet der Wiſſenſchaft, der Literatur und Kunſt als ein bewährtes Wort in dem In- und Auslande geachtet wurde. Unſere Gelehrte ſind unterdeß verhungert, oder haben aus den höheren Regionen ſich unwiederbringbar in das bürgerliche Leben herabgelaſſen, und die Hörſäle, wo ſonſt die Manen der unſterblichen Griechen und Römer hervorgerufen wurden, — ſind jetzt Hoſpitäler und Magazine! — der ſtille, unbemerkte, aber unbeſchreibbar wirkſame Einfluß, welchen Künſte und Wiſſenſchaften einem Lande geben, in welcher Hinſicht Schiller ſehr richtig ſagt:

„Drum ſoll der Dichter mit dem König gehen —
„Denn beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!“

fehlt den wiedereroberten deutſchen Ländern zur Zeit noch, und auch der Sinn für beſſere Literatur und Kunſt ſcheint für den Augenblick entſchwunden zu ſein, da zur Zeit Pamphlets, Gaſſenhauer und Carricaturen die Epoche des Tages machen! — Es trauert über dieſen Verfall der Verein der Gelehrten und Künſtler, doch richtet die Ahndung einer überraſchend ſchnellen Wiederherſtellung die Trauernden auf! — Möge unterdeß Deutſchland die Lehre nehmen, daß ohne Geſchmack, Kunſt und Wiſſenſchaft kein Volk, welches bereits auf bedeutendem Grade der Bildung ſtand, ſich eine innere, glückliche Exiſtenz erringen mag!

Der Wiederaufruf Deutſchlands brachte eine Soldatesca unter die Waffen, welche jetzt, gewöhnt an die wilden Sitten der Läger, mit Mühe ſich wieder zu dem fein-bürgerlichen Leben gewöhnen mag, und welche für das Wagniß des Blutes und Lebens von dem befreiten Staat jetzt da Entſchädigung verlangt, wo der Staat nur die anſpruchloſe Vaterlandsliebe ſeiner Kinder in Anſpruch nahm, und jene Entſchädigung allen Söhnen des Vaterlandes ſogleich zu gewähren nicht vermag! — Unbeſchäftigte große Heere ſind dem Lande eine Plage, und in Deutſchland weiß jetzt oft der Vater nicht, wie er die Langeweile ſeines kriegeriſchen Sohnes verkürzen ſoll, der ſich, auf ſeine Kammeradſchaft pochend, nicht ſogleich wieder an ein regelmäßiges Erwerbsleben gewöhnen mag!

Auch hat ſich ein Mißtrauen der Deutſchen gegen Deutſche eingeſchlichen, welches uns ſonſt nicht eigen war. Die Nachwehen der geheimen Polizei ſind noch vorhanden und fühlbar, wenn ſie ſelbſt auch entfernt iſt. Noch immer jetzt fürchtet der Nachbar gegen den Nachbar zu äußern, daß es wohl noch eine franzöſiſche Parthei in Deutſchland geben könne, und was der blinde

Enthuſiasmus nicht vermogte, um das freie Urtheil zu hemmen, das bewirkte eine — man mögte ſagen — Nachahmungsſucht der Regierungen, dieweil in mehreren wiedererrungenen deutſchen Staaten auch eine Art geheimer Polizei etablirt iſt. — Daß der Deutſche, der ſo viel dazu beitrug, die alten bewährten Fürſtenhäuſer wieder in ihre Rechte zu ſetzen, durch dieſes Mißtrauen ſich niedergeſchlagen, herabgewürdigt fühlt, liegt in der Natur der Sache, und daß die räudigen Schaafe von den Heerden ſelbſt ausgeſtoßen ſein würden, ohne Mißgriffe zu machen, war vorauszuſetzen! —

Mehr als alles beunruhigt für den Augenblick noch die Unbeſtimmtheit der Verhältniſſe. Alle Anſtellungen in dem größten Theil der wiedereroberten Länder ſind zur Zeit proviſoriſch, man erwartet ſchon längſt eine allgemeine Länderregulirung und Reorganiſation, da dieſe aber immer noch, ohnfehlbar aus wichtigen politiſchen Gründen! — ausgeſetzt bleibt, ſo iſt unterdeß denen auf unbeſtimmten, vielleicht verlohrenen Poſten ſtehenden Officianten die Bahn der Candidatur geöffnet, daraus iſt Kriecherei, Schleicherei, Schlauheit und Argliſt wieder in Bewegung geſetzt, und mancher Mäzen wird betäubt und berauſcht von dem Nymbus, der ihm jetzt hier und da, und überall geopfert wird, Dies wären, — wenn wir ſo ſagen dürfen! — die Schattenſeiten der augenblicklichen Lage, Stimmung und Meinung der deutſchen Völker, nämlich — Abſpannung aus großer Anſpannung entſtanden — Furchtſamkeit für Unternehmungen, aus Armuth und trüben Erfahrungen erzeugt — Verfall der Religion, Künſte und Wiſſenſchaften — ſchlechte Juſtiz — Abfall an der Moralität — Mißtraun gegen einander — Schleicherei des Candidatenweſens! —

Aber wie verſchwinden dieſe Schattenſeiten in den herrlichen Lichtmaſſen, welche uns geworden ſind! Die deutſchen Fürſtenfamilien ſind wieder eingeführt in die Palläſte ihrer hohen Ahnen, der deutſche Name hat eine höhere Achtung ſich erkämpft in dem fernen Auslande, Sprech- und Preßfreiheit iſt dem freien Volke wieder gegeben, die deutſche Sprache gilt wieder an den Höfen, in den Tribunälen und Geſchäftszimmern, der Erndten güldner Reichthum wird nicht mehr von Ausländern verpraßt, die Meere öffnen ihre Häfen wieder, der Satrapenſtolz frivoler Plünderer laſtet nicht mehr — ein ſchwerer Fluch! — auf ganzen Gegenden, der Deutſche darf wieder wohl erworbenen Eigenthums ſich erfreuen, ohne daß ein gedungener franzöſiſcher Söldner ferner es ihm zehntet, die Weiber kehren zurück zu deutſcher Häuslichkeit und Treue, die patriarchaliſchen Kreiſe bilden ſich wieder, frei geht Meinung, Rede und Schrift wieder umher, die Marktplätze füllen ſich wieder mit dem Getümmel froher, gewerbfleißiger Menſchen, Ungewißheit des Eigenthums verſchwindet, ein jeder fühlt ſich wieder Herr ſeines Eigenthums, ſeiner Hütte, ſeines Bettes, aus welcher Ueberzeugung Kunſt- und Gewerbsfleiß neu empor blüht, von der Weichſel bis zum Rhein, von der Schneekoppe weiteſtem Blick hinaus und der Karpathen Umgränzung bis zu den Eisgebürgen der Alpen iſt alles eine Brüdergemeine geworden, mit einem Wort: — Deutſchland fühlt, umfaßt und erkennt es, daß es ſich ſelbſt wieder gegeben iſt!!! Ein freier Athemzug auf freiem deutſchen Boden bei einem Trunk Waſſer iſt mehr werth, als die Freuden eines franzöſiſchen Bachanals auf deutſchem Boden, mit deutſchen Thränen gewürzt!!

Dieſen Abſchnitt über unſere momentane Lage ſchließen wir mit den Worten des deutſchen Barden:

„ — Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man ſich zum Ziele!“ —

Wichtiger als Alles iſt die Beleuchtung der Frage: „wie wird es ſein?“ eine Frage, deren Beantwortung ganz Europa in der geſpannteſten Erwartung jezt hält. — Weit entfernt, aus den falſchen, unlautern Quellen einer Sybille von Cuba, einer Pythia, ſchöpfen zu wollen, iſt uns vielmehr die Völkergeſchichte und deren genaues Studium, verbunden mit aufmerkſamer Prüfung und Vergleichung der Geſchichte des Tages, das Orakel, welches die Sprüche der Zukunft giebt, und — man kann es dem geregelten Menſchen nicht oft genug einprägen, daß Studium der Geſchichte, nicht die Divination, ſondern die Empirie giebt, wie der Augenblick, an dem wir ſtehen, ſich geſtalten wird, geſtalten muß! Mit Würdigung der Streitkräfte der einzelnen Maſſen, mit Berückſichtigung der Moralität der befehlenden, beſtimmenden Individuen, mit Beachtung des den Deutſchen gewordenen Aufrufs Herrmanns, des Cheruſkers, glauben wir den ſiegbekränzten deutſchen Ländern prophetiſch verkünden zu dürfen:

ſo wird es ſein!

Als die Dynaſtie Napoleon noch galt, ſtellte man die Behauptung auf, daß es nicht gut ſei, wenn gekrönte Häupter perſönlich Zuſammenkünfte haben, weil man bemerkt hatte, daß alle Zuſammenkünfte der hohen Häupter von nachtheiligen Folgen für uns geweſen waren. Aber welch' ein ganz neuer, in der Geſchichte noch nie gefundener Geſichtspunct eröffnet ſich uns jetzt durch das perſönliche Zuſammentreffen der hohen Häupter! Sonſt ſtand der Regent iſolirt auf dem Thron, weil er nur mit Untergebenen zu reden hatte, und die Grimaſſengeſichter um ihn her ſuchten wohlweislich jedes perſönliche Zuſammentreffen zu verhindern. Mancher Krieg würde nicht geführt worden ſein, wenn ſchon früher perſönliche Zuſammenkünfte ſtatt gefunden hätten! Jetzt bewirkt ein Wort, ein Händedruck bei einer Zuſammenkunft, was Federn nicht kritzeln, und Schwerdter nicht ſchlagen! Zwar ſind darüber die Diplomatiker, und was zu dem alten Nymbus der Fürſtenhöfe gehört, ſehr unzufrieden, und ſtehn in dem Wahn, daß ihre Meinung doch noch nicht gehört werden müſſe, allein, wenn, wie es gottlob iſt! — die Regenten aus den Schranken ihrer Umgebungen heraustreten, ſelbſtſtändig handeln, und unter einander perſönliche Freundſchaftsbündniſſe ſchließen, dann darf man ſagen; es kehrt die alte deutſche Zeit zurück, wo der Fürſt der Patriarch einer großen Familie iſt, den geringſten ſeiner Unterthanen ſein Kind nennt, eine Sitte mit ihnen führt, ihnen ein Vorbild zu ſein ſtrebt, und ſeinen Nachbarn die friedliche, fürſtliche Rechte reicht!!

Deutſchland hat durch die Kathaſtrophe von 1805 und 1806 ſtark gelitten, aber ungleich mehr hat es dadurch gewonnen. Viele Fürſten ſind aufgewacht aus dem Fürſtentaumel, ſie haben die Vaterpflichten kennen gelernt, und Erfahrung hat ihnen eine Selbſtſtändigkeit gegeben, welche den Dienern imponirt, und dem Unterthan volles Vertrauen giebt. Der Fürſt redet jetzt als Vater zu ſeinen Kindern, und kein Opfer iſt zu ſchwer; — mit Freude wird alles dargebracht!

Heinrich der Vierte wurde in der Stiftung einer Univerſalmonarchie durch Franz Ravaillac gehindert; er wollte dieſe Univerſalmonarchie erobern — durch den Kuß der Liebe wird ſie jetzt bald gebildet ſein! Die perſönliche Freundſchaft der Regenten unter einander, ihre nähere Kenntniß und unmittelbare Anſprache zu einander wird den Bundesverein der regierenden Familien, wenigſtens der Häupter der Familien, ſchnell erzeugen, und die Diplomatiker werden es unbegreiflich finden, daß keine mißliche Sendungen mehr geſchehen, und die Soldateſka wird es nicht begreifen können, daß alles ſich Bruder nennt, und die Kriegestrommete in Europa nimmer erſchallt!

O! möchten doch alle unruhige Köpfe in den Cabinetten ſowohl als in den Dycaſterien und in den Hörſälen, ſchnell zum Schweigen gebracht werden! Der Freundesbund unſerer gefürſteſten Häupter hat das Wohl der Völker, welches nur in einem dauerhaften Frieden ſeine Nahrung finden kann, zum Zweck, und dieſer, unſere Enkel noch beſeeligende allgemeine Freundſchaftsverein für die Länder von dem Eismeer bis zu den Beſitzungen der africaniſchen Piraten, von dem uraliſchen Gebürge bis zu dem Cap St. Vinzent wird bald die ganze bekannte Welt in Erſtaunen ſetzen, denn wo ein Alexander und Wilhelm Hand in Hand gehn, und einem Franz die brüderliche Rechte reichen, da dürfen die harrenden, erwartenden Völker wohl Seegen von der Zukunft hoffen und erwarten! Wo ſelbſt das ſtolze Albion den Beſiegern Frankreichs den Rang abtrit, und den Helden Bürgerkronen darbietet, da darf man wohl auf einen Bürgerverein der gefürſteten Häupter unter einander, deſſen Zweck Bruderliebe und Friede der Völker iſt, rechnen!

Die Baſis der Ländervertheilung beſchäftigt jetzt die Politiker! Daß, wie es ſo oft geſchah, die Ausgleichung eines frühern Friedens nicht zur Baſis genommen werden wird, iſt vorauszuſetzen, denn Europa hat es zu oft erfahren mit dem Blut ſeiner Kinder es bethätigt, daß wenn ein früherhin geſchloſſner Friede zur Norm des neuen Friedens genommen wurde, die Megäre des neuen Krieges auch ſchon wieder emporſtieg, und darum müſſen jetzt neue, unerwartete, durch den Zeitgeiſt hervorgerufene, feſte, überraſchende, eine Selbſtſtändigkeit und Selbſtthätigkeit gebende Syſteme, hervorſteigen!

Die Fürſten werden unter ihren Unterthanen wandeln, wie die Väter unter ihren Kindern, auch der geringſten einer wird Anſprache haben zu ſeinem Fürſten, und wird um deshalb frei und ungezwungen den Vater ſeines Volkes lieben, die höfiſche Sitte wird vereinfacht, die Juſtiz von ihren gehäſſigen Formen befreit, und das ganze, dem Staat nöthwendige Perſonale ſo beſchränkt werden, daß der urſprüngliche Beruf des Menſchen, Cultur des Landes, Fleiß, patriarchaliſche Sitte und häusliche Zucht auch wieder zu öffentlichen Auszeichnungen gelangt, in dem Fürſtenverein der nordiſchen Verbrüderung wird „Friede und Beſchützung der Gränzen“ das Looſungswort ſein, und unangreifbar iſt dieſer Familienverein gegen fremde Eroberer! Vernichtet iſt die kleinliche Zwietracht der Deutſchen mit Deutſchen, — wo die deutſche Sprache geredet wird, gilt der Händedruck und Bruderkuß als Zeichen deutſcher Treue und Vaterlandsliebe, von der Oder bis zum Rhein umarmen die Völker einander u. ſ. w. den alten Unfrieden einander vergebend, mit dem Bekenntniß, daß nur die Zwietracht der Fürſtenfamilien Zwieſpalt unter ſie brachte!

Durch die neueren Kriege iſt der Deutſche erſt wieder zum Soldaten gebildet; aber durch eben dieſe Kriege, und weſentlich durch die Feldzüge von 1813 und 1814 hat er ſeine Furchtbarkeit, ſeine Tapferkeit neu erkannt, ſofern Einheit des Willens und der Handlung herrſcht, und die Einführung der Landwehr u. ſ. w. erſpart dem Staat große Koſten, dem Volke große Beſchwerden zu Zeiten des Friedens, und zieht eine unabſehbare Schaar patriotiſcher Krieger in das Feld, wenn das Vaterland in Gefahr iſt!

Deutſchland, im Verein mit ſich ſelbſt, iſt ſo ſchön dazu gelegen, der ganzen Welt den Frieden zu erhalten, eben ſo, wie es den Zunder des Krieges in ſich enthält, denn Spanien, Frankreich, Rußland, Italien, ſelbſt England können keinen Krieg auf dem feſten Lande führen, wenn Germanien, einverſtanden in ſich ſelbſt, ein Veto! ausruft! Künftighin wird die gemachte Erfahrung, — welche uns mit Schmerz und Sorge erfüllt, und deren Seegen die künftige Geſchlechtsfolge erſt ſich erfreuen wird — voreilige Kriege verhindern, und entſteht ein Krieg, dann iſt es ein Nationalkrieg, der ganz Germanien unter die Waffen ruft, freudig folgen die Söhne Herrmanns, ſie ſtürmen zu den Waffen, und wehe! den Heeren, denen ſie zwiſchen der Oder und dem Rhein begegnen!

Deutſchland hat ſeine natürliche Gränzen, und nur dieſe zu vertheidigen und zu bewahren, iſt ſein Nationalzweck und Vortheil. Einig in ſich ſelbſt, iſt es von dem Regenten bis zu dem geringſten Unterthan, das glücklichſte Land, der Garten von Europa, die Schule der Wiſſenſchaften und Künſte, der Spiegel männlicher Tapferkeit und weiblicher Tugend, die regſame Stube des Fleißes und der Geſchäftigkeit, und um ſeine Gunſt buhlen die erlauchteſten Fürſten des Auslandes. Uneinig aber in ſich ſelbſt iſt Deutſchland ein Spielball fremder Mächte, der Gott der Himmel zürnt, Herrmanns Eiche in das Herz Europa's gepflanzt zu haben, und Sclavenketten werden von dem unwürdigen Fremden gebracht!

Der Fürſtenverein ſchützt uns für die Zukunft vor dieſen Sclavenketten, welche wir in dem Paroxismus einer nie wiederkehrenden Verzweiflung glücklich abgeworfen haben, und laſſet uns brünſtig beten, daß die Fürſten mit ihren Nachfolgern immer in brüderlichem Verein mit einander leben; wir aber, — um dieſes große Inſtitut zu erhalten — können kräftig dazu beitragen, wenn wir jeden Deutſchen unſern Bruder nennen! Dieſer Nationalſinn iſt dem Deutſchen jezt neu erweckt, und eine Aegide, welche auf Jahrhunderte Nationalehre uns bewahrt, und des Friedens güldnes Füllhorn öffnet!

Religion wird in ihrem vollen, beſeligenden Glanz wiederkehren, denn die erſten Fürſten Deutſchlands wandeln mit einem muſterhaften Beiſpiel voran, einer ehrt den Glauben des andern, der Glaube eines jeden hat Moralität zum Grundpfeiler, und das Beiſpiel der Fürſten beſtimmt und leitet die Völker.

Die Deutſchen werden waffenfähiger als vormals, aber nicht unter den Waffen ſein. Die Armeen werden nicht aus Söldnern beſtehen, ſondern Patrioten werden den Lägern zuſtrömen, und um ſo furchtbarer ſind dieſe Armeen in der Schlacht, je freiwilliger ſie dem Ruf des Vaterlandes folgen, und der Krieger iſt nicht mehr ein roher, unbarmherziger Feind, denn in Zeiten des Friedens erfreute er ſich der Künſte des Friedens.

Die Biederkeit, Häuslichkeit, Rechtlichkeit, der Familienſinn der Fürſtenhäuſer wirkt auf das Volk herab, und welcher Fürſten erfreuen wir uns! — Vergeſſen iſt der alte Hader, der Deutſchland in ſich ſelbſt zur Freude der Nachbarn entzweite, wo die deutſche Zunge geredet wird, nennt ſich alles Bruder, da die Fürſten ſich brüderlich umarmen, und die Gränzen der Macht werden jetzt ſo gezeichnet werden, daß kein kleinlicher Zwieſpalt, Neid und Eroberungsſucht Germanens innern Frieden wieder ſtören mag!

Zehn Jahre des Friedens mit uns ſelbſt, und der deutſche Character hat wieder die Moralität gewonnen, welche die Geſchichte von ihm rühmt, und dem Deutſchen einen ehrenwerthen Namen in der Geſchichte geben, verblutet ſind dann die Wunden dieſer Jahre, deutſcher Fleiß ſtiftet wieder der Künſte und Wiſſenſchaften heitres Reich, der Fremde buhlt wieder um unſere Gunſt, und wir rufen einander zu:

Die Strafe war etwas hart, aber ſie iſt von wohlthätigen Folgen für uns geweſen!

Inhalt des dritten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Grobe Betrügerei eines weſtphäliſchen Notars.
II. Attila und Napoleon, wer war der Beſte?
III. Grauſame Härte eines weſtphäliſchen Maire.
IV. Die ökonomiſche Lage der Prediger in dem ehemaligen weſtphäliſchen Staaten.
V. Wie kam es, daß die Franzoſen in unſern Tagen faſt allgemein gehaßt wurden?
VI. Characteriſtiſche Beiträge zur Kenntniß eines wahrhaft idealiſchen Staatsdieners im ehemaligen Weſtphalen.
VII. Schändliche Handlung eines weſtphäliſchen Friedensrichters.
VIII. Wie erſcheint uns Napoleon im Laufe der neueſten Ereigniſſe?
IX. Beiträge zur Finanzgeſchichte des verſchwundenen Königreichs Weſtphalen, von dem ehemaligen Staatsrath Fr. Ludw. v. Berlepſch.
X. Bedrückungen des Geiſtes, welche ſich die Franzoſen in Deutſchland erlaubt haben.
XI. Ueber die Municipalverwaltung in den Städten des vormaligen Königreichs Weſtphalen.
XII. Was mußten die Franzoſen von dem Triumphe

ihrer Sieger erwarten, und was iſt ihnen wiederfahren?
XIII. Wieland und Jeſaias. Ein prophetiſches Wort, gedeutet auf Niclas Bonaparte.

Zweites Heft.

I. Beiträge zu der Beförderung des Ruhms der weſtphäliſchen Juſtizverwaltung.
II. Bruchſtück aus den Papieren des Herzogs von Urſel in Brüſſel. Ein Beitrag zur Characteriſtik Napoleons.
III. Napoleonide.
IV. Schändliche Beiſpiele franzöſiſcher Grauſamkeiten.
V. Ueber Beſtechlichkeit im verblichenen Königreich Weſtphalen.
VI. Geſtändniſſe des Einſiedlers von Elba.
VII. So war es, ſo iſt es, ſo wird es ſein!

So eben ſind folgende intereſſante Schriften erſchienen, und für beigeſetzte Preiſe in allen Buchhandlungen zu haben:

Geheime Geſchichte des ehemaligen Weſtphäliſchen Hofes zu Caſſel. 2 Bde. in ſauberm Umſchlage. Preis 3 Rthlr.

(Der würdige Herr Verfaſſer, ein ehemaliger weſtphäliſcher hoher Staatsbeamter, ſtellt uns dieſen ſeltſamen Königshof mit lobenswerther Unpartheilichkeit in ſeiner wahren Geſtalt dar. In der Nähe des Königs und ſeiner Umgebungen lebend, hatte er ſeit mehrern Jahren faſt täglich Gelegenheit, intereſſante Actenſtücke zu ſammeln, und wir können mit aller Ueberzeugung behaupten, daß ſeinem Scharfblick nicht das Mindeſte entgangen iſt. — Wir enthalten uns aller weitern Empfehlungen, und dürfen nur noch verſichern, daß dieſes merkwürdige Product jedem reſpectiven Leſer in aller Hinſicht volle Befriedigung gewähren wird.)

Schreckens-Scenen aus dem Leben der unglücklichen Roſaura Morano, während des blutigen und verheerenden Krieges des Kaiſers Napoleon in Spanien. Aus den Papieren eines in Spanien gedienten ehemaligen weſtphäliſchen Officiers zuſammengetragen und herausgegeben von C. Hildebrandt, Verfaſſer des Eduard Nordenpflicht, Auguſte du Port, Robinſons Colonie u. a. m. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Traumbuch für gebildete Leſerinnen. Zur endlichen Befriedigung Aller, welche die Bedeutſamkeit mancher Träume bezweifeln, oder auch unbedingt daran glauben. Von S. Ch. Wagener, Verfaſſer der Geſpenſter ꝛc. 8. 1 Rthlr.

Friſche und eingemachte Judenkirſchen. Eine Sammlung von Anekdoten, Schnurren und lächerlichen Characterzügen noch lebender und verſtorbener Juden. Allen in Deutſchland wohnenden Israeliten gewidmet von Policarpus Krittelmann. 1ſtes Bdchen. 2te verb. Aufl. Mit 1 Kpfr. 12. 16 Gr.

Deſſen 2tes und 3tes Heft. 12. jedes 12 Gr.

Auf folgende merkwürdige Schriſt von einem ehemaligen Staatsmann und bekannten Schriftſteller, die in kurzem erſcheinen wird, machen wir ein geehrtes Publikum im voraus aufmerkſam:

Napoleon Buonaparte, nach ſeinem Leben und Wirken, von ſeiner Jugend, bis zu ſeiner Verbannung auf die Inſel Elba. 2 Thle. 8.

(Die Erſcheinung dieſes Werkes muß, beſonders dem Freunde der Geſchichte, ein um ſo angenehmeres Geſchenk ſein, da der Verfaſſer, weit entfernt, in den Ton heutiger Flugſchriften einzuſtimmen, bei der reinen hiſtoriſchen Wahrheit bleibt. Buonaparte's Character nach dem Leben ſchildert, und den Faden der ewig denkwürdigen Epoche, auf die dieſer ſo unumſchränkt wirkte, weder durch Mährchen noch falſche Anecdoten unterbricht. Der Leſer wird nicht mit Vermuthungen oder Volksſagen, ſondern mit Thatſachen, die allein den Weg zur Wahrheit erleichtern, unterhalten und in einem reinen, fließenden Styl mit der ſo höchſt wichtigen Geſchichte unſrer Tage näher bekannt gemacht.)

Jedem Freunde der Satyre und des Witzes können wir folgende, ſo eben erſchienene intereſſante Schrift mit Recht empfehlen:

Satyriſcher Feldzug

in

einer Reihe von Vorleſungen, gehalten zu Berlin im Winter 1813 — 1814

von

T. H. Friedrich.

Nebſt einer Zueignungsſchrift an den Einſiedler in Elba.

Berlin,
Maurerſche Buchhandlung.

(Preis 1 Rthlr. 8 Gr.)

Aus ſo manchen Koſtbiſſen, welche in mehreren der geleſenſten Zeitſchriften aufgetiſcht wurden, kennt das

Publicum den Geiſt, der in dieſen Vorleſungen herrſcht. Die Inhalts-Anzeige einer jeden Vorleſung, deren es 10 giebt, wird ihre Neugierde noch mehr ſpannen.

1ſte Vorleſ. Ueber das gegenwärtige goldne Zeitalter.
2te — Ueber die Hölle.
3te — Ueber die Kunſt, reich zu werden.
4te — Ueber die Kunſt zum Amte zu gelangen.
5te — Ueber Napoleon den Großen und die Kunſt ſich unſterblich zu machen.
6te — Ueber die Pantoffeltaktik, oder über die Kunſt die Männer zu unterjochen.
7te — Ueber die Erziehungskunſt mit Rückſicht auf die Verbeſſerung der Schaafzucht.
8te — Naturgeſchichte des Eſels.
9te — Naturgeſchichte des Affen.
10te — Ueber das Manſchetten- oder Landſturmfieber und über die Gallomanie oder Franzoſenſucht.

Für Privat- und Leihbibliotheken ſind folgende unterhaltende Bücher zu empfehlen:

Amathologie, proſaiſche. Enthaltend Erzählungen von Langbein, Lafontaine, Schreiber, Rochlitz. Reinbeck und St. Schütz. 8. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Alwine, oder die wiedergefundene Tochter. Nach dem Engliſchen der Miſtris Robinſon. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Anecdoten und Charactergemälde aus dem franzöſiſch-öſtreichſchen Krieg im Jahr 1809. Geſammlet und herausgegeben von L. C. Freiherrn von Wedel. 3 Bände. 3 Rthlr.

Artur, der ſchöne Murmelthierführer, oder das einſame Waldhaus in den Vogeſen. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Balduin und Amanda, oder Mönchswuth und Kloſtergreuel. Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde deutſcher Seelengröße und Nichtswürdigkeit. Aus den Ritterzeiten. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Rthlr.

Beiſpielſammlung von edlen Thaten und Niederträchtigkeiten aus dem Leben guter und böſer Menſchen neuerer Zeit 3 Thle. 8. geh. 1 Rthlr. 18 gr.

Belzebulo, oder die entdeckte Entführung. Ein Roman in 12 Kapiteln. 8. 18 gr.

Bilder edler und unedler Weiblichkeit, in Geſchichten tugendhafter und nichtswürdiger Weiber, aus den Zeiten der Griechen und Römer. Eine Lectüre für Deutſchlands edle Töchter. 12. geh. 20 gr.

Blätter, bunte, enthaltend launige Erzählungen aus der wirklichen Welt, für Leſer mit und ohne Brille. 8. 1 Rthlr.

Briefſteller, Dummlinger und Krähwinkeler. Enthaltend merkwürdige Liebesbriefe und andere lächerliche Aufſätze Ein Recept zur Aufheiterung und zum Sattlachen, Herausgegeben von Jocoſus Federkiel. 8. geh. 12 gr.

Carl Bern, oder Schwärmerei und Liebe. Ein Roman aus der wirklichen Welt. 8. 1 Rthlr.

Cramer, Dr. Friedr., der Roſenkranz. 8. 16 gr.

Heldentod, der, fürs Vaterland. Ein dramatisches Gemälde in drei Aufzügen. 8. 18 gr.

Herrmann Streit, oder Leben und Schickſale eines preußiſchen Landwehrmanns. Vom Verfaſſer des Fiorenzo. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Horatier, die. Trauerſpiel in 5 Acten. Nach Corneille. gr. 8. 12 gr.

Ina das geraubte Mädchen aus Algier, oder ſchreckliche Abentheuer und Schickſale eines jungen Spaniers. Vom Verfaſſer des Fiorenzo. 2 Bde. mit 1 Kupfr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Julie, oder Leichtſinn und Ausſchweifung. Eine abentheuerliche Geſchichte. 8. 18 gr.

Knappen, die drei, Rolands, und Ritter Hans von Hackelberg, oder der wilde Jäger. Zwei Volksſagen. Mit 1 Kupfer. 8. 22 gr.

Matz, Fürſt von Waſſerland, oder der Regent in der Einbildung. Ein Luſt-, Leid-, Schau- und Freudenſpiel in 3 Aufzügen. 8. 12 gr.

Michael, der Kloſterbruder, oder die Wege des Schickſals. 8. 14 gr.

Nußknacker, neueſter theatraliſcher. Sammlung von Schnacken, Schnurren, Anekdoten und Lächerlichkeiten noch lebender und verſtorbener Schauſpieler und Schauſpielerinnen, nebſt einer Weihe an Aug. von Kotzebue. Allen Mitgliedern und Freunden der Schauſpielkunſt ans Herz gelegt von Gabriel Schlegel. Mit 1 Kupf. 12. geh. 12 gr.

Pillenſchächtelchen, ſatyriſches. Enthaltend Anekdoten, Epigramme, witzige Einfälle und Lächerlichkeiten von noch lebenden und verſtorbenen Aerzten und Wundärzten. Geſammlet und herausgegeben von Cyriakus Nieſwurz. Mit 1 Kpfr. 12. geh. 12 gr.

Plappertaſche, die. Enthaltend witzige Züge, ſatyriſche Bonmots, Anecdoten und Lächerlichkeiten von noch lebenden und verſtorbenen Frauen und Mädchen. Ein Sorgenbrecher für Mädchen, Frauen, Matronen, Jünglinge, Männer und Greiſe. Geſammlet von Ilſegarthe Klatſchroſe. Mit 1 Kpfr. 12. geh. 12 gr.

Prinzenmord aus Eiferſucht. Ein pſychologiſches Gemälde. 8. 20 gr.

Räuber-, Diebes- und Gaunerarchiv, neueſtes. Eine Sammlung liſtiger Kniffe, witziger Züge und Anekdoten berüchtigter Räuber und Gauner. Aus Actenſtücken und glaubwürdigen Papieren gezogen. Mit 1 Kupf. 8. 20 gr.

Reden und Predigten, geiſtliche, zum Todtlachen. Oder Original-Auszüge aus merkwürdigen Predigten und geiſtlichen Reden, welche im 17ten und 18ten Jahrhundert wirklich gehalten worden ſind. Geſammlet und zum Beſten armer Mißvergnügten herausgegeben vom Paſtor Lachemann. 8. 16 gr.

Reiſeſcenen und Reiſeabentheuer, wunderliche, auch Kreuz- und Querzüge, eines deutſchen Muſenſohns des neunzehnten Jahrhunderts, von Uriel a Coſta. 8. 1 Rthlr.

Ritter Buſſo von Falkenſtein, oder die Geheimniſſe der Todtengruft. Ein ſchauderhaftes Gemälde aus den Ritterzeiten. Mit 1 Kpfr. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Romane, kleine. Enth. 1) Ignez und Leonelli, eine ſpaniſche Geſchichte. 2) Lorenza, oder das Unſchuldsopfer aus Kindesliebe. 3) Adelaide und Adelbert, ein Feenmährchen. 4) Franziskus, oder die Mitternachtsſtunde im Kloſtergarten. 8. 20 gr.

Roſa, oder das Hüttchen am Rheinſtrome. Eine Sage aus der goldenen Vorzeit. Mit 1 Kpfr. 8. 1 Rthlr.

Roſette, oder die Liebe im Kloſterthale. 8. 16 gr.

Rudolph, der Barde von Seleucia, oder die Geheimniſſe der alten Felſenburg. Eine romantiſche Erzählung aus dem Mittelalter. Mit 1 Kupfer. 8. 22 gr.

Sagen der Vorzeit aus Herzyniens romantiſchen Gegenden; nach Veit Weber. 8. 1 Rthlr.

Schmidt, K., Auswahl der beſten Romanzen und Balladen der vorzüglichſten deutſchen Dichter des 18ten und 19ten Jahrhunderts. 8. 18 gr.

Deſſen Meiſterſtücke deutſcher Dichtkunſt des 18ten und 19ten Jahrhunderts. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Neue

Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Vierten Bandes erſtes Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fackel nun empor! —

Deutſchland, 1814.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

I.

Welches ſind die Urſachen der ſchlechten Regierung im ehemaligen Königreich Weſtphalen und wem ſind ſie vorzüglich zur Laſt zu legen?

Die heterogenen Theile, aus denen das nunmehr glücklicher Weiſe aufgelöſte Königreich Weſtphalen beſtand; die, mehr oder mindere Wichtigkeit, die es nach ſeiner Amalgamirung für ſeinen Begründer hatte oder haben mußte, führen ganz natürlicher Weiſe auf die Unterſuchung: — welche Mittel und Wege der gewaltige Machthaber ſich bediente, um ihm diejenige Geſtalt zu geben, in der es, als wichtiger Föderativ-Staat, ſeinen weit ausſehenden Plänen am angemeſſenſten, auf dem großen Welttheater erſchien, als er ſeinen ſchwachen Bruder Hieronymus mit dem Königstitel zu deſſen Präfecten machte.

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob es Mängel an Politik, oder Uebermuth von Seiten Napoleons war, oder ob geheime Urſachen obwalteten, die ihn beſtimmten, dem unerfahrenen und unwiſſenden Bruder, die Verwaltung eines nicht unbedeutenden Königreichs zu übertragen, ohne ihm Umgebungen zuzugeſellen, die ihn, in der Kunſt, es zu regieren, unterſtützen und in denen dazu erforderlichen Wiſſenſchaften gleichſam initiiren konnten.

Durch das entgegengeſetzte Betragen Napoleons wird man verſucht zu glauben, daß er dieſe ſeine neue Schöpfung für zu unbedeutend hielt, um nöthig zu haben, deſſen König ſo auszuſtatten, wie es die politiſche Wichtigkeit des Objects erfoderte.

Noch nie trat ein Regent das ihm anvertraute Reich unter ſchlechtern Auſpicien an, als Hieronymus das ihm zu Theil gewordene Weſtphalen. Durch die Occupation und den Aufenthalt der Franzoſen erſchöpft, ohne Domainen, mit Landesſchulden beſchwert, unter der Laſt einer ſtarken, noch aufzubringenden Contribution an den kaiſerlichen Bruder erliegend, war er verpflichtet, eine 25,000 Mann ſtarke Armee zu ſtellen, und bis zu der Zeit, daß ſie complet ſein würde, 12,000 Mann franzöſiſche Truppen im Lande zu erhalten, deren Anzahl öfters noch weit höher ſtieg, und das Land auch dann noch nicht verließen, als die weſtphäliſche Armee, das, durch die Conſtitution beſtimmte, Maximum ſchon weit überſtieg.

Die zur Organiſation des neuen Königreichs ernannten 4 franzöſiſchen Staatsräthe, als Simeon, für die Juſtiz, Lagrange, für das Kriegsweſen, Beugnot, für die Finanzen, und den Handel und Jollivet, für die Staats- und Reichsſchulden, waren nur ſehr mittelmäßige Köpfe, und der Sprache, Sitten und Geſetze des Landes, das ſie neu einrichten ſollten, ganz unkundig.

Und eben dieſe Einrichtung hatte allerdings ihre große Schwierigkeiten; denn die verſchiedenen Länder, aus denen das Reich beſtand, hatten auch ganz verſchiedene, mitunter ſehr unvollkommene Conſtitutionen, und ihre Geſetzgebung war, wenn wir die preußiſche davon ausnehmen, die ſich überhaupt in allen ihren Zweigen ſehr vortheilhaft auszeichnete, ein ſeltſames Gemiſch verſchiedenartiger alter und neuer Inſtitutionen.

Dieſes alles zu vereinigen, ihm die gehörige Einheit und Form zu geben, und in ein regelmäßiges Ganze zu verſchmelzen, überſtieg die Talente und Geiſtesfähigkeiten der Organiſatoren bei weitem, die bis auf den nachherigen Juſtizminiſter Simeon, einer nach dem andern wieder nach Frankreich zurückgekehrt ſind.

Wäre dem Kaiſer recht ernſthaft daran gelegen geweſen, dem neuen Reiche eine vollkommenere Einrichtung angedeihen zu laſſen; ſo würde es ihm ein Leichtes geweſen ſein, dieſen, faſt in der Mitte Deutſchlands gelegene, Föderativ-Staat, zum Centralpunkt ſeiner intendirten Franzöſirung deſſelben, durch Auswahl tüchtigerer Subjecte, an denen es ihm nicht fehlte, zu erheben.

Eben ſo auffallend iſt es, daß er ſeinem Bruder nicht wenigſtens einen gebildeten und glänzenden Hofſtaat mitgab, deſſen einzelne Glieder, durch Würde, Anſehn und feine Bildung dem neuen Hofe Ehre, und in Verbindung mit einer liberalen Adminiſtration, den acquirirten Völkern das franzöſiſche Joch weniger drückend und läſtig gemacht haben würde.

Er ſelbſt hatte es ja ſo gehalten, als er ſich zum Kaiſer der Franzoſen aufwarf. — Wurden nicht auf ſeinen Befehl alle noch in Paris exiſtirende ehemalige

Hofleute Ludwig XVI. aufgeſucht und zu den glänzendſten Hof-Chargen befördert, um ſeinem Hofe den erforderlichen Anſtand zu geben, und mit berühmten Namen, den, einem Regenten ſo nothwendigen Nimbus, um ſich her zu verbreiten, wozu ſeine Revolutions-Männer wohl ſchwerlich brauchbar geweſen ſein dürften.

Warum gab er ſeinem Bruder nicht auch eine Anzahl ſolcher Männer, die durch ihren Verſtand, ihre Erziehung und Sitten, weit eher mit den rechtlichen Leuten und angeſehenen Familien der neueroberten Länder ſympathiſirt haben würden, als alle das Geſchmeiß franzöſiſcher Emporkömmlinge, mit dem der unerfahrne Hieronymus die bedeutendſten Stellen der Adminiſtration und des Hofes beſetzte; ein Verfahren, was gar nicht dazu geeignet war, ihm das Zutrauen und die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben.

Im December des Jahrs 1807 ward Kaſſel durch ganze Schwärme ausgewanderter Franzoſen heimgeſucht, die ihr Glück in Weſtphalen machen wollten und ihrer Sache gewiß zu ſein glaubten, da ein ſogenannter franzöſiſcher Prinz es beherrſchte, der ſeine adoptirten Landsleute ganz ohnfehlbar den plumpen Deutſchen verziehn und ihnen die Mittel an die Hand geben würde, ſich auf Unkoſten dieſer letztern zu bereichern. Glücklicherweiſe betrogen ſie ſich in ihrer Rechnung; nur wenige fanden Gelegenheit, unterzukommen und von ihrer Induſtrie Gebrauch zu machen; die meiſten kehrten wieder zu ihrem Aepfelmoſt und ihren Holzſchuhen zurück, und hierdurch gelang es mehreren Landeskindern, Anſtellung zu erlangen. —

Wer von dieſen ſo glücklich geweſen war, das Jahr vorher, bei der Occupation der Franzoſen die nähere Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Generals oder Intendanten gemacht zu haben, konnte gewiß ſein, vortheilhaft verſorgt zu werden; die geringſte Gefälligkeit, die man einem ſolchen franzöſiſchen Machthaber zu erzeigen, Gelegenheit gehabt hatte, verſchafte die vortheilhafteſte Anſtellung. Auf vorzügliche Talente ward übrigens gar keine Rückſicht genommen, und es war hinlänglich, durch ſolche Empfehlungen für einen Franzoſenfreund zu gelten, um ganz ohnfehlbar befördert zu werden. Dieſer Verfahrungsart haben wir mehrere Präfecten und andere Autoritäten zu verdanken.

Nach und nach bequemten ſich auch die edlern deutſchen Familien, Stellen, ſowohl bei Hofe als bei der Adminiſtration nachzuſuchen, und ſo entſtand in der Folge der Zeit, zum großen Vortheil des Landes, eine deutſche Parthei, die der franzöſiſchen bei manchen Gelegenheiten dreiſt die Stange hielt; und da die Häupter derſelben mitunter in groſem Anſehn ſtanden, ſo dürften anfänglich die Gallomanen ihr Haupt nicht ſo keck emporheben, wie ſie es ſchändlicherweiſe in der Folge thaten. Wenn dieſe Art von Coalition weiter keinen Nutzen hatte, ſo befreite ſie doch wenigſtens das Land von einer Menge franzöſiſcher Anſtellungen und half manches Landeskind zu Brodt.

Zum Beweis des groſen Einfluſſes dieſer Parthei, kann die geraume Zeit, in der ſie die Oberhand hatte, ſo wie folgende Thatſache dienen.

Im Jahr 1809 machte der damalige Finanzminiſter Beugnot (einer der 4 Evangeliſten, die aus Frankreich zum Verderben des Landes gekommen waren) eine Reiſe nach Paris und die deutſche Parthei war glücklich genug, ihn während ſeiner Abweſenheit von ſeinem Poſten zu verdrängen und einen ſehr klugen und patriotiſch geſinnten deutſchen Mann, den Baron von B. an ſeine Stelle zu ſetzen. Als die an der Elbe und Saale belegenen Provinzen noch ihrem rechtmäßigen Souverain angehörten, bekleidete er daſelbſt eines der wichtigſten Aemter und verband mit den ausgezeichnetſten Talenten den edelſten und biederſten Charakter. Seine Leichtigkeit im Arbeiten und die mit Klarheit verbundene Beſtimmtheit in Auseinanderſetzung der ſchwierigſten und verwickeltſten Angelegenheiten, machten ihn dem Könige, der von Geſchäften eigentlich gar kein Liebhaber wär, um ſo angenehmer, da dieſe Eigenſchaften mit dem pedantiſchen und ſchwerfälligen Verfahren der meiſten übrigen Geſchäftsmänner, ſo hervorſtechend contraſtirte.

Nichtswürdige, franzöſiſche Kabale ſtürzte endlich den würdigen Mann, und mit ſeinem, für das Wohl des Landes unerſetzliche Verluſt, ſank die germaniſche Parthei von Tage zu Tage.

Herr von B. muſte gegen das Ende des Jahres 1810 in den hannöverſchen Angelegenheiten eine Reiſe nach Paris machen; ſeine franzöſiſche Antagoniſten, worunter der berüchtigte Vercagny und ein gewiſſer Staatsrath Pichon, die heftigſten und eifrigſten waren, benutzten ſeine Abweſenheit, um ſeinen Fall zu befördern.

Vercagny hatte ſchon vorher den Verſuch gemacht, durch gedungene Spione das Kabinet des Miniſters beſchleichen zu laſſen, vermuthlich um ihm verfälſchte Papiere unterzuſchieben; ſeine niederträchtigen Gehülfen wurden auf der That ertappt, und das ſchändliche Complott ſcheiterte an der Rechtſchaffenheit des Kammerdieners, den Bercagny hatte beſtechen laſſen, und der es der Gemahlin ſeines Herren anzeigte.

Der Miniſter forderte mit Recht eine eclatante Satisfaction vom Könige, die ihm aber nur ſehr ſchwach zu Theil ward; die Bercagnyſchen Helfershelfer wurden fortgejagt und er ſelbſt mußte eine Zeit lang den Hof meiden und erhielt eine Art von Hausarreſt, kam aber bald wieder zu Gnaden, da er ein unentbehrlicher Mitgenoſſe der Schwärmereien ſeiner weſtphäliſchen Majeſtät war.

Die Mine des ſchlauen und gewandten Pichon's hingegen war weit feiner angelegt und verfehlte daher auch ihren Zweck nicht. Er ließ ſich, während der Abweſenheit des Miniſters, an die Stelle des Herrn von Malsburg, dem man die Adminiſtration des öffentlichen Schatzes gab, zum General-Director der Amortiſations-Caſſe ernennen und ſtellte durch ſeinen Kredit, den franzöſiſchen Einfluß bei der Verwaltung der Poſten wieder her.

Durch dieſes Mittel gelang es ihm, einen, vom General-Secretair des Finanz-Miniſteriums Herrn P. an den Miniſter von B.... nach Paris geſchriebenen Brief zu unterſchlagen, in dem, die etwas indiſkrete, aber ächt patriotiſche Stelle: „man erwarte ihn in Caſſel wie einen Meſſias“ dem ſchwachen Könige auf die gehäſſigſte Art vorgeſtellt und dadurch der Sturz des Herrn von B.... beſchleunigt ward.

Die Ungnade des Miniſters zog natürlicherweiſe eine Menge Abſetzungen und Arreſtationen nach ſich und die deutſche Parthei hatte ihr Haupt und mit ihm viel von ihrem Einfluß verloren. Der arme Briefſteller kam am ſchlechteſten dabei weg; er bekam nicht nur den Abſchied, ſondern der König mißhandelte ihn auch bei der erſten Cour ſo hart, daß er in Ohnmacht fiel und fortgetragen werden mußte.

Was die Unzufriedenheit und das Unglück am meiſten vermehrte, war ohnſtreitig der unverkennbare Unterſchied der Finanzverwaltung des Miniſters von B.... und der eines Malchus. Erſterer hatte zu allgemeiner Zufriedenheit, den ſchweren Knoten gelöſt, die nothgedrungene Vergrößerung der Abgaben, durch eine geſchickte Wahl der Mittel dazu weniger drückend und verhältnißmäßiger einzurichten, da der andre im Gegentheil bei ihrer Vertheilung ohne Wahl und mit Hintanſetzung aller Klugheit und Schonung gewaltſam zu Werke ging.

Was aber dem Gehäſſigen ſeiner Adminiſtration gleichſam die Krone aufſetzte, das allgemeine Mißvergnügen auf den höchſten Gipfel brachte und im Angeſicht des erſtaunten Europa's eine Unverſchämtheit und Dreiſtigkeit zeigte, die in der Geſchichte kein Beiſpiel hat, war die Reduktion der alten Staatsſchuld auf ein Drittheil, die durch das königliche Dekret, datirt Auguſtewo den 28ſten Junii 1812, verordnet ward.

Der Jammer und die Erbitterung, die dieſes ſchändliche Dekret hervorbrachte, läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben; der Staats-Kredit war unwiederbringlich zu Grunde gerichtet und der Beſitz- und Vermögensſtand vieler tauſend armer Unterthanen mit einem Federſtrich vernichtet; denn nicht nur verloren die effectiven Staats-Gläubiger zwei Drittheile ihres Vermögens, ſondern ſie ſahen ſich auch genöthigt, um den Verluſt der ausbleibenden Zinſen zu decken, ihre, andern unbemittelten Perſonen vorgeſtreckten Kapitalien zu kündigen, die durch dieſe ſchnelle und unerwartete Aufkündigung gänzlich ruinirt wurden.

Nach den drückenden finanziellen Urſachen des Mißvergnügens der Bewohner Weſtphalens, war ohnſtreitig die Errichtung der ſchändlichen geheimen Polizei ein Hauptgrund ihrer Unzufriedenheit und des tödtlichen Haſſes gegen die Regierung.

Wenn auch dergleichen Einrichtungen in den ſüdlichen Ländern nothwendig ſind, wo, bei dem heißen Blute ihrer Bewohner, nach aufrühriſchen Reden, gemeiniglich ſogleich der Dolch gezuckt wird; ſo ſind ſie doch bei dem kaltblütigern deutſchen Volke ganz unrecht angebracht; und wenn vollends ihre Schändlichkeit ſo weit wie in Weſtphalen getrieben wird, wo ſie die Ruhe und Einigkeit der Familien, ſchnöden Gewinnſtes wegen, untergräbt, und den Bruder gegen den Bruder, den Freund gegen den Freund mißtrauiſch macht, ſo iſt und bleibt ihre Einrichtung ein ſicheres Merkmal gehäſſiger Tyrannei.

Wenn alles bisher Angeführte dem aufmerkſamen Beobachter ganz deutlich beweiſt, daß der Urſprung des gerechten Unwillens des weſtphäliſchen Volks, ſeine gänzliche Abneigung gegen die, ihm aufgedrungene Regierungsform und ſein Haß gegen den elenden Regenten und deſſen jämmerliche Umgebungen, einzig und allein der erſten Einrichtung zuzuſchreiben iſt; ſo wird er ohne Zweifel auch hierin die Seichtigkeit des, bisher feſt geglaubten, unfehlbaren Genies Napoleons finden und ſich überzeugen, daß er bei Errichtung des Königreichs Weſtphalen, bloß auf Erreichung militairiſcher Zwecke bedacht geweſen iſt, da es doch nur von ihm abhing, auch dieſe mit eingerechnet, ſeinem Bruder ein wohl erganiſirtes Königreich zu überliefern und ſeinen Staatsrath und Hofſtaat mit Männern zu beſetzen, denen daran gelegen geweſen wäre, den neugebackenen König bei ſeinen Nachbarn in Ehren zu erhalten, ſeine ungeregelten Begierden in etwas zu mäßigen und ihm öfters die erſte Tugend eines Regenten, die Pflicht, das Glück ſeiner Unterthanen nach Möglichkeit zu befördern, vor Augen zu ſtellen.

Und hätten dieſe Männer auch weiter nichts gethan, als das lüderliche Geſindel, was ihn umgab und durch ſeine Schlechtigkeit verführte, von ihm abzuhalten; ſo würden ſie ſich auch ſchon dadurch die allgemeine Achtung erworben und ihrem lockern Beherrſcher nach ſeiner Entthronung die öffentliche Verachtung erſpart haben.

Da nun von allem dieſen das Gegentheil geſchah; da ſein Hof ganz ausgemacht der üppigſte und ausſchweifendſte von ganz Europa war, er ſelbſt auch nicht eine Regententugend beſaß; ſo dürfte eine kurze, von einem competenten Augenzeugen verfaßte Biographie der Perſonen, die er beim Antritt ſeiner Regierung mit über den Rhein brachte, hier nicht am unrechten Orte ſtehn.

Wir übergehen die 4 franzöſiſchen Staatsräthe, die er bereits vorfand, da ſie nicht in unſern Plan gehören und fangen mit der des Juſtizminiſters Simeon an, der in dieſer Qualität am weſtphäliſchen Hofe bis kurz vor der Auflöſung deſſelben blieb.

Der Juſtizminiſter Simeon, ein ehemaliger Pariſer Winkeladvokat, hatte in Geſellſchaft die ganze Trockenheit der Leute ſeines Standes (gens de la robe) und ſeine Hauptreſſource war eine Parthie Schach.

Salha, der vom Schiffs-Lieutenant zum Gouverneur der Pagen, Grand-Maitre des Hauſes der Königin (Grand Maitre de la maison de la reine) und endlich zum Kriegsminiſter emporgeſtiegen und zum Grafen von Höne ernannt worden war, hatte die Unbehülflichkeit und zuweilen die rohe Plumpheit eines Matroſen.

D'Albignac, der vor dem Grafen Höne das Kriegsminiſterium verwaltete, hatte zwar als Page noch den Hof Ludwig XVI. geſehn, war aber von ſo ungeſtümem Temperament, und durch die Feldzüge, die er als Emigrant mitgemacht hatte, ſo verwildert, daß er mehr einem rohen Stallknecht, als einem Mann von einiger Erziehung glich.

Du Chambon, ein gutmüthiges Thier (une bonne bête.)

Die beiden Brüder Boucheporn waren aus einem guten Hauſe, Söhne eines vormaligen Intendanten in Korſika und durch die Revolution aus Frankreich vertrieben. Der eine, welcher Pallaſt-Präfekt wurde, hatte wenigſtens Feinheit des Betragens. Der andre, welcher ſeit der Revolution in Hamburg mit Spitzen gehandelt hatte, wurde Hofmarſchall, war ein Muſter von Stupidität und ſuchte durch abſurde Manieren den Zuſtand ſeiner Erniedrigung in Vergeſſenheit zu bringen.

Le Camus war ſo wenig als ſein Bruder, der Graf Fürſtenſtein, dazu gemacht, zu den Annehmlichkeiten eines feinen gebildeten Cirkels etwas beizutragen.

Le Camus, nachheriger Graf Fürſtenſtein, war in den Colonien nichts als ein ehrlicher Gewürzkrämer geweſen. Hier hatte ihn der König in früheren Jahren kennen gelernt. Er hatte Gelegenheit, dem künftigen Könige einige Dienſte zu leiſten, und dieſes ſo wohl, als eine gewiſſe Flachheit des Charakters, Leerheit der Seele und Mediocrität, die gewöhnlich die Hauptſchätzen der Günſtlinge ſind, waren das Band, durch das der König ſich an ihn gefeſſelt fühlte. Dieſe fortdauernde, und faſt möchte man ſagen, blinde Anhänglichkeit an den Grafen, iſt zwar auf der einen Seite ein Beweis von der Nullität des Königs, möchte aber auf der andern Seite als eine Schwachheit entſchuldigt werden können, wenn ſich jene Zuneigung in den bloßen Schranken einer Privat-Freundſchaft erhalten, und nicht dem Grafen eine bedeutende Rolle im Gouvernement verſchafft hätte.

Wie konnte der Kaiſer zugeben, daß die Stelle eines Miniſter-Staats-Secretairs und das Departement der auswärtigen Affairen, einem Manne, wie der Graf Fürſtenſtein, anvertraut wurde? — Der perſönliche Character des Grafen war kalt und theilnehmungslos und ſetzte diejenigen, die durch ſeine Unterſtützung etwas zu erlangen ſuchten, oft in die größte Verlegenheit. — Als Kaufmann beſaß der Graf noch kaufmänniſchen Geiz. Sein Aeußeres war der Kälte ſeines Charakters entſprechend, doch nicht ohne einige Annehmlichkeit, und wenn er länger Graf und Miniſter geblieben wäre, ſo würde er im Umgange auch gewiſſe Manieren ſeines neuen Standes in größerer Vollkommenheit erlernt haben, doch nie das, was der Franzoſe große und ungezwungene Manieren (manieres grandes et aisées) nennt, denn hier ſtanden ihm ſeine früheren Verhältniſſe und ſein eingeſchränkter Verſtand im Wege.

Ein Hauptzug im Charakter des Grafen war ſeine geſpenſterartige Furcht vor Frankreich. Seine Aengſtlichkeit ging vorzüglich nach B....'s Sturz ſo weit, daß er überall und insbeſondere dem Finanzminiſterio die größte Behutſamkeit in allen Verhältniſſen mit jener Macht empfahl. Dieſes Betragen und ſeine Nullität erhielt ihn in ſeinem Poſten mehr, als die Freundſchaft des Königs. *)

Pothau, der Schwager des Grafen und General-Director der Poſten, war ein Altagsmenſch.

La Fleche war Banquier in Genua geweſen und hatte dort dem jungen Hieronymus Geld vorgeſchoſſen. Dieſes war hinreichender Grund, ihn zum Intendant des Hauſes des Königs (Intendant de la maison du Roi) zu machen. Beurtheilte man ihn nach den Anſprüchen, die man auf die Geſellſchaft höherer Cirkel macht, ſo erſchien er als Null.

Madame La Fleche war eine ſtarke, muntre Frau (une grosse rejouie) in zunehmenden Jahren, die die

---

*) Weſtphäliſche Denkwürdigkeiten von Zinſerling. Berlin bei Mezger 1814.

Gunſt des Königs beſeſſen, und da ſie einige italiäniſche Raffinements beſaß, ſich lange vorzugsweiſe zu erhalten gewußt hatte.

Hügot, General-Secretair des Staatsraths und des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, dem ſeine Stelle allein, blos ein Recht zum Zutritt in die höhern Cirkel geben konnte, war Mönch geweſen, ſtarrte von einem dummen Eigendünkel (une sotte prevention) und hatte ſich in der letzten Zeit in Kaſſel auf öffentlicher Straße durchprügeln laſſen müſſen.

Simeons Stieftochter war eine abgeblühte Kokette, die mit einigen Minauderien, um die Gunſt des Königs buhlen zu können glaubte. Eine Generalin und Hofdame, war früher Freudenmädchen geweſen.

Die übrigen in Caſſel befindlichen Franzoſen waren ohne Bedeutung, diejenigen abgerechnet, die ab- und zukamen, auch im Militair und bei den Bureaux angeſtellt waren.

Die vorerwähnten machten die nähere Umgebung des Königs aus, und verdienen in dieſer Rückſicht, daß man ſie kennen lerne.

Von den vornehmen deutſchen Herrn und Damen, die den weſtphäliſchen Hof verſchönerten, kann hier nicht die Rede ſein, weil es zu unſerm Plane nicht gehört.

Eben ſo wenig will ich der Orgien erwähnen, die eine Geſellſchaft vornehmer franzöſiſcher Herren vom Hofe unter ſich feierten und deren nähere Beſchreibung ich dem Pinſel eines Aretin's und Petron's gern überlaſſe. *)

So viel geht indeſſen aus der näheren Bekanntſchaft des weſtphäliſchen Hofes hervor, daß der Ton der ganz großen Geſellſchaft, eben nicht der gebildetſte geweſen ſein kann. Man wollte blos genießen und überließ ſich allen Ueppigkeiten der ſchaamloſeſten Crapüle ohne die Grazien dabei in Anſpruch zu nehmen und ihnen zu opfern; rohe Sinnlichkeit vertrat die Stelle der Sentimentalität und Begierde galt für Liebe. Veränderung war die Würze alles Vergnügens und hierin, wie in allem Uebrigen ging der König mit gutem Exempel voran. Die Menge ſeiner Liebſchaften überſteigt

---

*) Man leſe die geheime Geſchichte des ehemaligen weſtphäliſchen Hofes zu Caſſel. 2 Thle.

allen Glauben, wenn man noch dazu ſein Phyſiſches betrachtet. Schwächlich, bis auf das Mark der Knochen ausgeſogen, mußten Reſtaurantien und Stimulantien aller Art, die vergeudeten Kräfte wieder erſetzen.

Hätten wir das Unglück gehabt, ihn länger zu behalten, würden wir zuletzt alle die ſcheußlichen Scenen im alten Rom unter den Neronen, Calligula's und andern, eben ſo verabſcheuungswerthen Imperatoren in Caſſel wieder erneuert geſehn haben.

Glücklicherweiſe hat uns die Vorſehung von allen dieſen namenloſen, bereits vorhandenen und noch zu erwartenden Greueln befreit. Mit wehmüthiger Erinnerung blicken wir auf die Vergangenheit und unſer erlittenes Ungemach zurück; danken dem Höchſten, daß es überſtanden iſt und erwarten mit Freude und Zuverläſſigkeit eine glückliche Zukunft, deren ſchöne Morgenröthe uns bereits ſo ſeelig beglückt.

II.

Napoleon Buonaparte, ein lebendiges Denkmahl fürſtlicher Großmuth auf der Inſel Elba.

Er war zu Porto Ferrajo angekommen, und ſchüttelte die Laſt entſetzlicher Verwünſchungen und Flüche, welche ihn von der franzöſiſchen Küſte bis an das Geſtade ſeines Eilandes begleiteten, ab, bevor er ans Land ſtieg. Hier empfingen ihn die fünf Tonkünſtler ſeines neuen Reichs mit obligaten Inſtrumenten, und führten ihn unter freudigem Zuruf in den Schooß ſeiner neuen Unterthanen, unter welchen ihm jetzt das freie Spiel ſeiner Launen, das Glück der ſtillen Häuslichkeit, ja ſelbſt eine große Summe zur Befriedigung thörichter Leidenſchaften vergönnt iſt, wenn er ſich etwa von dieſen nicht loszumachen, oder jenes nicht zu würdigen verſteht. Und dieſe Wohlthaten verdankt er der Huld der Kaiſer und Könige, welche ihn blutdürſtig in ihre Länder fallen, ſie verheeren, ihren Völkern das eiſerne Joch der Knechtſchaft auflegen, und viele der beſten Fürſten zum Gehorſame unterwürfiger Vaſallen erniedrigen ſahen. Wir dürfen uns an die Verſündigungen unſers neuen Robinſon an den Fürſtenhäuſern des feſten Landes von Europa erinnern, um uns von der Großmuth der Sieger gegen das geſeegnete Kind ihrer Sorge deſto lebendiger zu überzeugen.

Einem Tyrannen, welcher nur feile Knechte und Schmeichler um ſich zu ſehen gewohnt war, mußte der Anblick eines Kaiſers oder Königs, welcher ſeinen Platz neben ihm zu behaupten oder ſeiner gränzenloſen Ehrſucht nicht willig jedes Opfer zu bringen entſchloſſen war. unerträglich ſein. Er verſchmähete nicht die erniedrigendſten und grauſamſten Schritte, nicht die gemeinſten Läſterungen, um ſich an den Entſchloſſenen zu rächen, welche ihre Würde behaupten oder nicht zu thörichten Spielen ſeiner Laune und zu blinden Anbetern ſeines Uebergewichts herabſinken mogten. „Der iſt nicht klug“ (c'est un fou) war ſeine gewöhnliche Aeußerung, wenn ein deutſcher Regent ſich nicht unbedingt in ſeinen Willen gefügt hatte; und als der Kaiſer von Oeſterreich, ſein nachmaliger Schwiegervater, das Anerbieten, Commandeur der Ehrenlegion zu heiſſen, ausgeſchlagen, drohete Bonaparte, ihn zum franzöſiſchen Vaſallen zu machen. Ja er hatte bereits den Umſturz jenes uralten Kaiſerthrons beſchloſſen, und würde ihn ausgeführt haben, wenn ihn nicht der ungünſtige Erfolg ſeiner Unternehmungen in Spanien 1809 davon abgehalten und ſpäterhin die Verbindung mit einer Erzherzogin ſeinen Entwürfen eine andere Richtung gegeben hätte.

Keine Demüthigung war ſo groß, daß die deutſchen Fürſten ſie ſich zu Erfurt im Herbſt 1808, wo er durch das Trugſpiel ſeiner Tücke den Kaiſer Alexander für ſich zu gewinnen wußte, nicht hätten gefallen laſſen müſſen. Mit entblößtem Köpfen ſtanden ſie um ihn her, währenddeſſen er den Huth in die Augen drückte, um den getäuſchten Beherrſcher von Rußland nicht in die Tiefen ſeines Innern blicken zu laſſen, welches ſchon damals die Ränke gegen Spanien und den ganzen Umfang ſeiner ſchändlichen Entwürfe gegen Oeſterreich und den Continent in ſich verſchloß. Der König von Würtemberg, der allein ſich jener Demüthigung nicht unterwerfen wollte, mußte dafür die Ungnade des beleidigten Despoten tief empfinden.

Wie die franzöſiſchen Garden zu Erfurt deutſche

Könige unbekümmert und unthätig vorübergehen ſahen, ohne die Wache ins Gewehr zu rufen, und zu ihrer Entſchuldigung nicht ſelten erklärten: „es ſei ja nur ein König aus des Kaiſers Fabrik;" ſo begaffte im Jahre 1809 der Pariſer Pöbel die deutſchen Fürſten als Barone des Reichs, welche Napoleon zu ſich berufen hätte, um ſie über ſeine Willensmeinung zu unterrichten, und lachten über die Demüthigungen, welche man ihnen zufügte. Aber nicht bloß in der Art und Weiſe zu befehlen, ſondern in den Befehlen ſelbſt lag oft ſo viel Demüthigendes und Entehrendes, daß es die Nachwelt nur mit Abſcheu leſen wird. Der Herzog von Baſſano legte auf Befehl des Kaiſers allen deutſchen Fürſten die Verpflichtung auf, die Zahl ihrer Hülfstruppen in öffentlichen Berichten zu verdoppeln oder das Vierfache anzugeben, damit Treue und Glauben auch in Deutſchland verrufene Epulanten und zum Geſpötte der Unterthanen würden.

Floſſen nicht auch die entehrenden Proclamationen der deutſchen Fürſten, worin ſie den Aufruf des ruſſiſchen Obergenerals Barclai de Tolli an die Deutſchen 1812 als ein verächtliches Bemühen, Treuverbundene zur Untreue gegen ihr gemeinſchaftliches Oberhaupt zu verleiten, von ſich wieſen, aus franzöſiſcher Feder? Das war die hochgeprieſene Souverainität, welche er ihnen verliehen hatte, daß er ſie zu allzeit fertigen Dienern ſeiner Laune und Willkühr machte, ohne ſich jemals eine Einſchränkung ſeiner demüthigenden Anforderungen von ihnen gefallen zu laſſen. Er befahl ihnen, die getreuen Staatsdiener des Vaterlandes zu verabſchieden, weil ſie nicht in ſein Syſtem und in ſeinen Character eingehen mogten, und ſetzte ihnen Subjecte an deren Stellen, welche er als treue, geſchickte und durch längere Dienſte bewährte Vollſtrecker ſeiner leiſeſten Winke kennen gelernt hatte, damit auch in keiner der Provinzen, welche ſeiner Obhut anvertrauet waren, etwas geſchähe, was er nicht anbefohlen oder gebilligt hatte. Dieſe Getreuen des Tyrannen wurden durch ihre Anſtellungen an deutſchen Fürſtenhöfen gleichſam angewieſen, ſich einen Schatz für ihre alten Tage zu ſammeln, und die Summen in Frankreich anzulegen, welche ſie ihren Landesherrn und ſeinen Unterthanen auf jede, nur den Schein der Geſetzlichkeit tragende Weiſe zu entreißen befugt waren. Solche Generale und Staatsminiſter waren dann nicht blos die fürchterlichen Geiſſeln der Unterthanen, ſondern auch die Arguſſe und Verräther der Fürſten, welche in ihre Klauen gegeben waren, ohne ſich daraus loswinden zu dürfen. Buonaparte ſelbſt hielt die Deutſchen überhaupt, insbeſondere auch ihre Regenten, für dumm, und wo er ſie nicht dafür hielt, gedachte er den freien Aufflug des kenntnißreichen Talents durch die gänzliche Unterdrückung ihrer Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit, durch die allmählige Verdrängung ihrer Mutterſprache und durch die Verdumpfung ihrer Naturanlagen auf immer zu hintertreiben. Nur der Kaiſer von Frankreich ſollte als ein Regent von hoher Einſicht und ſeltenem Verſtande glänzen.

Buonaparte zog die Fürſten, welche ſich ihm ergeben zeigten, auf weite, koſtſpielige Reiſen; er verleitete manche durch das Blendwerk der Souverainität zu einem Aufwande, welcher ihnen durch ſchwere Bedrückung, Haß und Spott der Unterthanen zuzog. Auch hierin erkennen wir eine boshafte Entehrung alter Fürſtenhäuſer. Was aber noch mehr ſagen will, iſt die franzöſiſche Verfaſſung, welche er den unterwürfigen Souverainen (man erlaube uns dieſen Ausdruck) zum Geſetze machte, und welche dieſe, mit wenigen Ausnahmen (nur der Herzog von Anhalt-Köthen iſt uns von dieſer Seite rühmlichſt bekannt) als eine unabänderliche Aneignung in ihren Staaten einführten. Die verderbliche Conſcription, die mit geraden Schritten auf die Entvölkerung der Staaten, auf Vernichtung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, ſelbſt auf die Untergrabung jedes gründlichen Forſchens im Felde der Künſte und Wiſſenſchaften losging, und nur der leidenſchaftlichen Eroberungsluſt und dem ſchrecklichen Blutvergießen gehörigen Vorſchub that; der Code Napoleon, die Ruelle und das Palladium unzählbarer Sünden und Verbrechen der geſetzübenden Claſſe, waren in den Bundesländern von Frankreich die erniedrigenden Stützen der furchtbarſten Despotie und grauſamen Willkühr der Nabuliſten. Auch durch ſie wurden die Fürſten, welche ſie als Anordnungen der Weisheit in ihren Namen einführen mußten, den Völkern im Gewande der Liebloſigkeit dargeſtellt, und in die Reihe der ausgearteten Anhänger des franzöſiſchen Despoten geſetzt.

Aber wir dürfen und wollen nicht bei dieſer mittelbaren Herabwürdigung der alten Fürſtenſtämme, nicht bei den Schritten Buonaparte's zu ihrer Erniedrigung ſtehen bleiben, welche er ſelbſt als eine Gnade betrachtete, die von denſelben nicht laut genug anerkannt, nicht hoch genug geprieſen werden konnte; wir müſſen dem Tyrannen auch da folgen, wo er ſeinem Zorne, ſeiner Wuth gegen die Entſchloſſenen freien Lauf läßt, welche ſeinen Befehlen nicht blindlings gehorchen, nicht in alle ſeine verrätheriſchen Wünſche einſtimmen mogten, oder ſelbſt zur Bekämpfung des fürchterlichen Ungeheuers, welches ſie zu verſchlingen drohete, zu den Waffen gegriffen hatten.

Wie erſcheint er uns hier in der Behandlung der ſpaniſchen Regenten vom Jahre 1808 bis 1814. Leider ſeufzen die unglücklichen Spanier zwar noch jetzt unter der Zuchtruthe eines Königs, welcher, einem Philipp nicht unähnlich, den Heliogabalus und Tiberius an Gaben des Geiſtes beinahe noch übertrifft, und einem beſſeren Vater oder einem einſichtsvolleren Bruder den Thron überlaſſen muß, wenn das tapfere Volk den verdienten Lohn ſeiner großen Thaten einerndten ſoll; aber Buonaparte hatte weder Anſprüche auf die Krone Spaniens, noch konnte ihn der heiße Wunſch, ſich fremder Güter anzueignen, zu einer mehrjährigen Gefangenhaltung, Beraubung und entehrenden Mißhandlung ſelbſt des ruchloſeſten, aber rechtmäßigen Beſitzers berechtigen. Das Blut des israelitiſchen Königs Ahab, welcher dem Naboth den Weinberg, ſein väterliches Erbe raubte, leckten die Hunde des letzteren, als jener gegen die Syrer gefallen war, und die alte Iſabel, ſein böſes Weib und ſeine Rathgeberin wurde vom Könige Jehu aus dem Fenſter hinabgeſtürzt. So ſtrafen die Gerichte Gottes, denen Buonaparte noch immer mit Schrecken entgegenſieht.

Noch viel ſchimpflicher war die Behandlung des Oberhaupts der katholiſchen Kirche, eines frommen, gewiſſenhaften und weiſen Vaters ſeiner Untergebenen, welcher den Zorn des Tyrannen doppelt empfindlich über ſich brachte, weil er die Ränke deſſelben mit tieferem Blicke durchſchauete, und mit geiſtreichem Kaltſinne aufdeckte. Aus einem Winkel Frankreichs in den andern geſchleppt, durch eine karge Entſchädigung dem gemeinen Prieſter gleichgeſtellt, und dennoch von Zeit zu Zeit durch den Urheber ſeines Elendes zur gütlichen Einwilligung in die verrätheriſchen Vorſchläge deſſelben aufgefordert, um ihm das Entehrende ſeines beklagenswerthen Zuſtandes recht fühlbar zu machen, mußte dieſer Fürſt den Glockenſchlag ſeiner Befreiung erwarten.

Näher liegen uns die Vergehungen Buonaparte's an den deutſchen Fürſten, welche, ihrer Länder durch ihn beraubt, aus dem Vaterlande dem väterlichen Erbe vertrieben in der Ferne Sicherheit und Obdach ſuchen mußten.

Den Churfürſten von Heſſen verjagte Buonaparte nicht bloß aus ſeinem Lande, ſondern er beraubte ihn ſogar ſeines Privatvermögens, welches von den Schuldnern, die ihm durch boshafte Angeber verrathen waren, im Namen des rechtmäßigen Beſitzers eingetrieben wurden. Deutſche Fürſten mußten ſich mißbrauchen laſſen, zu ſolchen Ungerechtigkeiten hülfreiche Hand zu bieten, oder ſie thaten es, von Furcht und Beſorgniß geleitet, wohl gar von freien Stücken; denn wer würde nicht, von Muth und Redlichkeit beſeelt, lieber den Kelch des Leidens geleert, als die ſchändlichen Anmaßungen eines Despoten unterſtützt haben! Auf dem Erbe jenes Churfürſten ward ein Thron errichtet, welcher, durch einen elenden, geiſt- und herzloſen Wollüſtling beſetzt, bei den Unterthanen bald insgeheim, innerhalb der Gränzen freier athmender Länder aber auch laut und in dem Grade der Spott des Volks wurde, daß man Litaneien auf ihn und die Regierung dichtete.

Dem Herzoge von Braunſchweig entriß Buonaparte ſeine Länder, weil ſein Vater 1806 als Befehlshaber bei der preußiſchen Armee geſtanden hatte. Auch der Haß und die Rachſucht eines Tyrannen hätte durch das Opfer des unglücklichen Herzogs befriedigt ſein können; aber ſeine Raubgier war mit dieſem Opfer, zum Beweiſe, daß das Glück noch immer an der Spitze ſeines unterwürfigen Gefolges ſtand, nicht zufrieden; er ſtreckte vielmehr ſeine plündernde Fauſt auch über das Land des Abgeſchiedenen aus, und verſchlang es im Strudel ſeiner Leidenſchaften. Auch Braunſchweig gehorchte ſeitdem dem beklagenswerthen Sünder, welcher König von Weſtphalen hieß.

Währenddeſſen er den betrogenen König von Sachſen Papachen, Väterchen nannte, ließ er ſeine Landſchaften und die Güter ſeiner erſten Staatsdiener plündern. Bei ſeinem Vorrücken nach Dresden im Frühjahre 1813 ließ er ihm ankündigen: er ſei König geweſen, wenn er nicht ſogleich nach Dresden zurückkehrte.

Naſſau Oranien ward einem Fürſten zu Theil, welcher über dies Geſchenk hätte erröthen ſollen, und Oldenburg ging für ſeinen Herzog verloren, weil ſeine politiſche Lage es ſo wollte. — Freie Fürſten ordnete er ſolchen unter, welche früherhin ihre Vaſallen geweſen waren; andere zwang er, in den Rheinbund zu treten, welcher die Fürſten zu allezeit fertigen Vollſtreckern ſeiner Befehle erniedrigte, und zu Mitteln ſeiner volksverderblichen Anſchläge und Eroberungsentwürfe herabwürdigte.

Am ſchonungsloſeſten ging er aber gegen die neugeſchaffenen Könige zu Werke, welche er als Producte ſeiner hölliſchen Kunſtfertigkeit betrachten durfte. Sie wurden nach Umſtänden in öffentlichen Blättern verläſtert und als ungeſchickte Thoren verhöhnt, welche weder die Wohlthaten des großen Kaiſers zu genießen, noch die heilſamſten Maaßregeln zum Beſten der Armee bei ihren Rückſchreiten zu ergreifen verſtänden. So mit Louis Bonaparte von Holland, ſo mit Joachim von Neapel. Am ſchimpflichſten aber mußte die Unzufriedenheit des Meiſters immer der arme Geſell erfahren.

welchen er auf den weſtphäliſchen Thron geſetzt hatte, wenn er ihn von Erfurt nach Hauſe ſchickte, um einen allzureich geſtickten Rock abzulegen, ein Stück von ſeinem Gefolge wegzuſchneiden, und dann wieder zu kommen; oder wenn er ihn in Polen entließ, weil er noch vor Anfang des Feldzuges tauſend alberne Streiche gemacht hatte; oder ihn endlich in Paris über den entſetzlichen Aufwand und die Ausſchweifungen an ſeinem Hofe tüchtig ins Gebet nahm, um ihn mit einem Denkzettel wieder zu entlaſſen, der den Ueberſchuß der weſtphäliſchen Wirthſchaft an die Privatkaſſe des Kaiſers verwieß.

Viel Beluſtigendes liegt in dieſen Verhältniſſen der Könige zu ihrem Kaiſer; aber eben ſo viel Niederſchlagendes in den bittern Erfahrungen der Art, welche Könige und Kaiſer machen mußten, die ihre Kronen, als das heilige Erbe ihrer Väter, von den Flecken der entehrenden Unterthänigkeit und einer grauſamen Despotie rein zu erhalten ſuchten.

Der ruſſiſche Kaiſer, welchen Buonaparte auf dem Niemen und in Erfurt durch niedrige, oft nur halblaute Schmeicheleien zu gewinnen ſuchte, iſt während des Feldzugs 1812 in vielen öffentlichen Blättern der Gegenſtand des lauten Spotts und einer ſchändlichen Verläumdung geworden. Nur mit prahleriſchen und läſternden Berichten des Kaiſers und der franzöſiſchen Generale waren ſie erfüllt, welche Rußland bereits zur franzöſiſchen Provinz und den Kaiſer zum Vaſallen des franzöſiſchen Dynaſten erniedrigten. Wie entehrend es nun auch für den Einen ſei, welcher heute ein niedriger Schmeichler und morgen ein ausgelaſſener Spötter, ja endlich ein boshafterer Läſterer iſt; ſo herabſetzend iſt es auch für den Andern, bald der geprieſene Gegenſtand der Schmeichelei bald das verlachte und verſpottete Ziel der verläumderiſchen Angriffe des Schmeichlers zu ſein, je nachdem der Wechſel der Laune Krieg oder Frieden gebietet.

Noch viel ſchmerzhafter hat der gerechte Friedrich Wilhelm die demüthigenden Angriffe des boshaften Gemüths auf ſeine Redlichkeit, Treue und Menſchenliebe erfahren; obgleich ſein eiſenfeſter Sinn keinen Augenblick die Langmuth und die Verachtung heimtückſcher Verunglimpfungen verläugnet hat, welche das ſchlechte Herz nur immer noch zu ſchlechteren und boshaften Angriffen aufregt. Wir ſchweigen von den Wunden, welche die Jahre der Knechtſchaft ſeinem Herzen geſchlagen haben, und erinnern an das franzöſiſche Schelten in der Beantwortung der preußiſchen Kriegserklärung, welche das Werk der ruhigen Beobachtung und Auseinanderſetzung war. Jedoch auch damit iſt noch nicht viel geſagt; denn welcher brave Mann würde nicht das Kreutzige Kreutzige mit Gleichmuth und Schweigen hören, welches, wie der Ruf aus den Fiſchbuden an den Ufern der Seine, ſchon halb verſchollen zu ihm herabertönt! Die empfindlichſte Seite aber, von welcher das Herz eines liebevollen Gatten und redlichen Vaters angegriffen werden kann, die Mißhandlung einer Königin, welcher die Huldigungen der Zurückgebliebenen in das Grab folgten, und, als einer allgemein geliebten Mutter des Landes, ſtets folgen werden: dieſe empört ein Herz voll Gefühl zum lauten Unwillen, zum Abſcheu der Verläumder. Buonaparte hat ſich nicht geſchämt, dieſe Königin, das Muſter einer edlen Gattin, einer Mutter der Familie und des Landes laut zu ſchmähen; hat ihr Dinge Schuld gegeben, welche ihr Herz und ihren Lebenswandel nie beſtecken, und hat dadurch bewieſen, daß ihm auch das Heiligſte gemein und das Profanſte heilig ſei.

Hiermit wird das Maaß der Demüthigungen, der Schmach, Läſterung und Schande, welche die Fürſten, vorzüglich in Deutſchland, von Napoleon Buonaparte haben ertragen müſſen, voll, und wir fragen uns nun, aus welchem Geſichtspuncte wir die wohlwollende Nachſicht betrachten ſollen, mit welcher die Verbündeten dieſen Verbrecher zum Souverain einer Inſel, zum Gegenſtande ihres Schutzes und ihrer Wohlthätigkeit machen?

Der Himmel hat ihren Völkern neues Leben, Muth und Kraft und ihren Waffen Sieg verliehen. Der Hauptzweck ihrer Vereinigung war die Befreiung des Continents von dem Despotismus Buonaparte's und dem mächtigen, aber in jeder Rückſicht verderblichen Einfluſſe der Franzoſen. Selbſtſtändigkeit, ihre eigenen Geſetze, ihre Sitten und Gebräuche, Religion und Sittlichkeit mit Freiheit vereint, wollten ſie den Völkern Europa's wiedergeben. Dieſer große Zweck iſt erreicht worden. Daneben ſollte die Schmach einer entehrenden Knechtſchaft und der Schimpf der erniedrigenden Despotenhudelei ausgelöſcht und dem Götzen der gerechten Rache ein Opfer gebracht werden, welches der Welt ein Exempel der Züchtigung des muthwilligen Uebelthäters hätte werden können. Dies letztere ſcheint jedoch mehr der Wunſch der Völker und überhaupt nur ſo lange eine Nebenabſicht der vereinigten Fürſten geweſen zu ſein, als ſie jenen größeren Zweck noch nicht erreicht hatten. Am Ziele mag ihnen die letzte Befriedigung der natürlichen Wünſche des unvollkommenen Menſchengeſchlechts, das volle Maaß des Elendes über den Verbrecher ausgegoſſen zu ſehen, der ſich ſo lange an den Leiden und Schmerzen der Völker weidete und ſie muthwillig vermehrte und verlängerte, nur als eine überflüſſige und deshalb tadelnswerthe Rache der perſönlichen Verabſcheuung des Verbrechens und des Verbrechers erſchienen ſein. Sie haben die Vergebung einer vollkommenen, obgleich verdienten Ahndung ſchwarzer Unthaten vorgezogen, um ſich nicht den Vorwurf zuzuziehen, die Stimme der Menſchlichkeit durch die Leidenſchaft der Rache und grauſamen Vergeltung erſtickt zu haben. Sie haben, zufrieden mit dem herrlichen Erfolge, welcher ihre Anſtrengungen krönte, und in Vertrauen auf die Billigung ihrer Völker, den Sieg, welchen ihnen der Himmel verliehen, durch die Strenge der Vergeltung zu beglücken, und die Macht, welche die Vorſehung in ihre Hände gegeben, durch die letzte Züchtigung des Elenden, welcher Tauſende vergiftet, erſäuft, erdroſſelt, Millionen zur Schlachtbank geführt und abermals Millionen an den Bettelſtab, ja zur Verzweiflung gebracht hatte, zu mißbrauchen, zu entweihen gefürchtet. Sie haben alle dieſe Greuelthaten der Vergeſſenheit und der ſtillen Beſinnung des Thäters von dem Geräuſche ſeiner Weltbeſtürmung überlaſſen, die gerechteſte und natürlichſte Strafe des Verbrechers vielleicht eher und richtiger in dem qualvollen und wohl jahrelangen Rückblicke auf ſein ruchloſes Leben, in der ungeſtörten Erinnerung des Frevlers an ſeine Schandthaten, in der ſtillen Betrachtung ſeines eigenen innern Sündenlebens, als in einer augenblicklichen Vernichtung des Elenden entdecken. Vielleicht erinnerten ſie ſich, daß über das Thun der Kaiſer und Könige noch die ſpäte Nachwelt richtet. Was aber auch die Triebfeder ihres Verfahrens geweſen ſei, es war fürſtlich, edel, menſchlich.

Darum nennen wir den Herzog von Elba ein lebendiges Denkmal fürſtlicher Grosmuth. Mag er nun den Blutſtrom ſeines Lebens gleich dem Korſaren durchkreutzen, welcher nirgends eine freundliche Küſte zur Aufnahme bereit, nirgends einen Haltungspunct, einen ſchützenden Hafen für ſein verwünſchtes Fahrzeug findet, und erſt im Tode im Reiche der Teufel Anker zu werfen hoffen darf! Wir ſind glücklich, wenn uns die Weisheit und Vorſicht unſerer Fürſten, der Muth und die Eintracht unſerer Brüder gegen die Angriffe jenes heimtückiſchen Kapers auf immer ſichert.

III.

Das Neueſte aus Paris. Nach einem Privatſchreiben.

Noch immer hat Paris viel Anziehendes, aber wenig Erfreuliches. Vergebens ſucht man einen Menſchen, welchem man ſich anvertrauen könnte, ohne jeden Augenblick ſeinen Verräther in ihm fürchten zu müſſen. Unſere Siege, eben nicht das leichte Spiel mit muthloſen Heeren, haben nicht allein die Soldaten, ſondern auch ſogar einen großen Theil der Bürger von Paris noch wüthender gemacht, als der Verluſt ihrer Armeen, die Entſetzung des Kaiſers und die Rückkehr der Bourbons auf den franzöſiſchen Thron. Sie athmen noch immer Krieg. So lange die Truppen der vereinigten

Mächte in Paris waren, ſuchten ſie ihren Ingrimm meiſtentheils zu verbeißen, und begnügten ſich damit, ihren Schmerz durch eine faſt ſpöttiſche Höflichkeit auszudrücken, welche dem deutſchen und ruſſiſchen Soldaten jede Erquickung und jeden Dienſt verſagte. Jedoch ſind auch in jener Zeit ſchon oft geheime und öffentliche Streithändel vorgefallen. Seitdem unſere Truppen aber nach und nach abgezogen ſind, hat der Uebermuth der Pariſer wieder ſo viel Spielraum gewonnen, daß er ſich nicht nur den bitterſten Spott, ſondern auch boshafte Angriffe auf Zurückgebliebene erlaubt, welche hier und in den Provinzen öfters durch Meuchelmörder fallen.

Der gekränkte Ehrgeiz iſt es nicht allein, was die Franzoſen erbittert; ſie ſind eitel genug, um ihren Siegern gar keine Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo ſchlecht, daß ſie mit ihren Schandthaten noch immer groß thun. Was die Pariſer vor einigen Monathen mit Enthuſiasmus ergriffen, das iſt ihnen jetzt ſchon wieder alt, gleichgültig, gehäſſig. Es gefällt das Außerordentliche nur ſo lange, als es den Reitz der Neuheit hat. Damit ſoll nicht behauptet ſein, daß der König nicht Anhänger und Freunde hätte. Es giebt der bittern Feinde Buonaparte's unter den Franzoſen genug, am wenigſten aber gewiß in Paris.

Die Pariſer zerfallen jetzt in eine dreifache Claſſe: Royaliſten, zu welchen der größeſte Theil der Nationalgarden gerechnet werden darf, welche indeſſen ihrer Dienſte überdrüſſig zu werden anfangen; Anhänger des entthronten Buonaparte, unter welchen, neben den ſämmtlichen Officieren und Soldaten der Armee in Deutſchland und Holland, die Staatsbedienten die gefährlichſten ſind, welche ſich der neuen Regierung ergeben ſtellen; und Mißvergnügte, welchen Kaiſer und König gleichgültig, aber die Nationalehre, der Ruhm, die Macht und Größe Frankreichs Alles iſt.

Sie ſind die gefährlichſten unter Allen, inſofern durch ihre Aeuſſerungen auch die Soldaten empört werden, und daher nicht nur unter ſich ſelbſt ſehr oft in Streitigkeiten gerathen, ſondern auch an Erbitterung gegen ihre Sieger, an Raufſinn und Eroberungsluſt wachſen. Es iſt, als hätte ſich das wüſte und unſtäte Weſen Napoleons dieſer Claſſe mit allen ſeinen Leidenſchaften und Raſereien mitgetheilt. Hört man ſie in öffentlichen Häuſern, ſo iſt der Gegenſtand ihres Geſprächs nie ein anderer, als der Ruhm, die Macht und die Thaten des franzöſiſchen Volks, in deren Glanze alles Andere in den Schatten der undurchdringlichſten Finſterniß zurücktrit. Das Problem, womit ſie ihr unglückliches Gehirn jetzt martern, iſt der neue Aufbau des geſtürzten Staatscoloſſes, welchen ſie am liebſten mit der Eroberung und Demüthigung Deutſchlands wieder beginnen mögten. Der Eifer, mit welchem dergleichen Pläne abgehandelt werden, ruft den alten Abgott aus ſeinem Asyle von Elba wieder hervor; ſtellt ihn an die Spitze der alten Truppen, welche ihm noch alle treu ergeben ſind; läßt ihn über den Rhein gehen, in Bajern und Würtenberg einfallen; beide Mächte gemeinſchaftliche Sache mit ihm gegen Oeſterreich machen u. ſ. w.

Wer ihnen jetzt noch das Abentheuerliche und Rieſenhafte ihres Plans zu bedenken geben wollte, liefe Gefahr, mit blutigem Kopfe in ſein Quartier zu kommen; denn an den Zurückgebliebenen ſuchen ſie den Schimpf und die Schande zu rächen, welche ſie von den erſten eindringenden Truppen, vornehmlich von unſern braven Huſaren, in Paris und Verſailles hören mußten. Dieſe trieben nämlich überall, wo ſie in ihren Quartieren oder in den Gaſthäuſern Officiere und Soldaten fanden, ihren Spott mit der franzöſiſchen Unüberwindlichkeit; gelobten unter tauſend Verwünſchungen dem Mars manches Dankopfer, wenn er ſie recht bald aus dieſem Sodom und Gomorra zurückführen würde, und hörten nicht eher auf, von ihren Schlachtſpielen mit den Franzmännchen zu erzählen, als bis die franzöſiſchen

Soldaten und Officiere das Feld geräumt hatten. Späterhin entſtanden Duelle, auch öffentliche Angriffe, wechſelſeitig auf die vereinigten und franzöſiſchen Soldaten, welche zum Theil nicht ohne Blutvergießen endigten, aus ſolchen Auftritten. Seitdem dieſe nach dem Abmarſche unſerer Heere ſelten wurden, reibt ſich der Ehrgeiz an dem Nationalſtolze; die Soldaten und Officiere der alten Garde raufen und ſchlagen ſich mit den Nationalgarden, und die Regierung iſt entweder zu nachſichtig oder zu furchtſam, um dieſem Unfuge nachdrücklich zu ſteuern.

Konnte man die Garden nicht durch erhöheten Sold gewinnen, ſo hätte man mehr entſcheidende Schritte thun und durchgreifender verfahren ſollen. Oudinot weiß den Character der Franzoſen am beſten zu behandeln. Seine Kürze und Strenge iſt eine der erſten Stützen des neuen Throns geworden, und der König würde, bei ſeiner Unentſchloſſenheit und Gutmüthigkeit, bald wieder das Opfer einer boshaften Nation werden, welche ſich nur durch Grauſamkeit und Tücke beherrſchen laſſen will, wenn er dieſe und einige andere Stützen verlöre.

Noch immer hört man auf den Gaſſen, in Privathäuſern und auf öffentlichen Plätzen, wo Soldaten oder Anhänger der Kaiſerregierung ſind, das verhaßte vive l'empereur, vive Napoleon; noch immer werden über die Perſon, die Worte und Anordnungen des Königs bittere Spöttereien ausgeſtoßen, und dagegen die großen Eigenſchaften Buonaparte's geprieſen. Am bitterſten aber trift der Spott jener Abentheurer und Glücksritter, welche aus langer Weile und Unwiſſenheit in ihrem Müſſiggange nur auf verderbliche Bewegungen ſinnen, die Nachgiebigkeit, mit welcher der König neue Geſetze wieder aufhebt, für kraftlos und für Anordnungen erklärt, an welchen er ohne Antheil ſei, wenn dieſelben bei den Gegnern der königlichen Parthei Widerſpruch finden. Nicht ohne Urſach fürchtet man, daß dieſe zu große Bereitwilligkeit, ſich in die Launen des Volks zu fügen, ſehr nachtheilig werden könne. Nimmt man dazu die Frechheit der Soldaten, welche im Beiſein ihrer Chefs aus der königlichen Familie, des Herzogs von Berry und des Grafen Artois, Napoleon Buonaparte hochleben laſſen, und kaum anders, als durch Schmeichelworte beſänftigt, höchſtens aber dennoch nur für den Augenblick gewonnen werden; ſo iſt man beinahe geneigt, bei zunehmendem Uebermuthe des Volks und der Soldaten, welche an eine ungebundene Lebensweiſe nur zu ſehr gewöhnt ſind, blutige Auftritte in Paris und in den Provinzen Frankreichs zu fürchten, welche den Greuelſcenen früherer Zeiten nicht unähnlich ſind.

Wie die Verachtung der Geſetze die fürchterliche Anarchie vorbereite, zeigte neuerlich die Frechheit, mit welcher die Franzoſen ſich in die Kammer der Deputirten eindrängten, als über die Preßfreiheit debattirt werden ſollte. Die Schildwachen wurden zurückgeſtoßen, und die Befehle des Präſidenten zur Räumung des Saals ſo wenig geachtet, daß die Sitzung aufgehoben werden mußte.

Oft iſt es bloß Muthwille, welcher ſein Spiel und ſeinen Spott mit den neuen Geſetzen und den Dienern der vollſtreckenden Gewalt treibt, auf ihre Ohnmacht oder Kraftloſigkeit im Voraus rechnend. Dazu hat ganz beſonders die neue Sonntagsfeier den Pariſern reichlichen Stoff gegeben. Weil es nämlich nur Wenige in Paris giebt, welche an einen Gott glauben, oder dieſen Glauben durch ihr äußeres Leben an den Tag legen; ſo pflegte man den Tag, welchen das älteſte Herkommen der Gottesverehrung gewidmet hatte, nur durch Müſſiggang und üppige Spiele der Luſt und Unzucht zu feiern. Einer-Nation, welche nur an dergleichen gewöhnt und nicht geneigt iſt, alle Religioſität für mehr als Einſalt und Schwärmerei zu halten; welche die Lehren der Religion nur für die Nahrung ſchwacher Gemüther, wie das ihres Königs, ausgiebt und ſich ſelbſt für den Verein der Starken und Weiſen hält, konnte es nicht anders, als lächerlich erſcheinen, plötzlich wieder gottesfürchtig, fromm, heilig werden zu ſollen. Jn ſo fern iſt dieſe Anordnung wohl übereilt zu nennen, wenigſtens war ſie völlig unvorbereitet. Man müßte die Pariſer in Flammländiſchen und Brabandiſchen Kirchenſprengeln in die Schule gehen laſſen, wenn jemals wieder geſittete Menſchen aus ihnen werden ſollten; denn bei dem hohen Grade ihrer Freigeiſterei und ihres Leichtſinns kann eine gewaltſame Metamorphoſe nur durch die Geſetze und Regeln des kraſſeſten Catholicismus zu Stande gebracht werden.

Die Verräther, welche im Finſtern umherſchleichen, um das Volk für neue Empörungen gegen den König und ſeine Familie zu gewinnen, ſind zwar noch nicht verhaftet; aber die Polizei iſt damit beſchäftigt, die Raubneſter auszuforſchen und zu zerſtören, wo die Ränke neuer Verſchwörungen gegen die Regierung geſchmiedet werden. Man glaubt, daß Buonaparte nicht ohne Antheil an dieſen unruhigen Bewegungen iſt.

Wir haben uns ſehr glücklich zu preiſen, daß wir dem verpeſtenden Einfluſſe dieſes boshaften Volks nicht mehr Preis gegeben ſind.

B.

IV.

Der Orden der Ehrenlegion und der Orden der weſtphäliſchen Krone.

Bonaparte ſtiftete auch einen Orden. Ihn erhielten alle diejenigen, welche bei dem Umſturze der Verfaſſung und der Vertreibung der Räthe der franzöſiſchen Republik, auch bei ſeiner Erhebung zum Conſulate, als treue Gehülfen mit ihm geweſen wären; ſpäterhin auf alle Soldaten, welche ſich durch irgend ein Bubenſtück, einen folgenreichen Fluch, einen Mord, eine dem Staate oder der Armee einträgliche Brandſchatzung oder Plünderung ausgezeichnet hatten.

Man hat ſchon mehrmals geleſen, daß der größeſte

Theil der Commandeurs dieſes Ordens aus gemeinen Burſchen beſtand, welche ſich vom Trommelſchläger und Füſelier durch alle nur erdenkliche Grade der Verrätherei an der Menſchheit und an der Sittlichkeit an die Spitze der franzöſiſchen Horden emporgeſchwungen hatten. Nach dem Maaße der Schande alſo ward der Rang gemeſſen, in welchem der Ritter in den Orden eintreten durfte, ein wahrer Orden für Zöllner und Sünder. Dieſen nannte Bonaparte den Orden der Ehrenlegion; durch dieſen Orden ertheilte er den frechſten Vertheidigern ſeiner Abſichten die Vorrechte, jeden Frevel, jedes Verbrechen im Auslande, an Deutſchen, Ruſſen und ähnlichen ehrlichen Leuten ungeſtraft zu verüben; dieſer Orden war der Stolz und der Glanz der franzöſiſchen Heerſchaaren. Immer ein denkwürdiges Stück der Zeit!

Als die Koſacken nach Deutſchland kamen, handelten ſie mit dem Orden der Ehrenlegion und verkauften das Stück zu ſechs Pfennigen. Einige derſelben hatten ihren ganzen Gelaß damit ausgeſtopft, weil hin und wieder noch ein Stückchen Silber oder Tombach daran glänzte. Da war es doch wohl aus mit der Ehre; da hätte man doch wohl ohne Anſtoß Orden der Schandlegion ſagen dürfen?

Ja nicht! Die Thaten der Franzoſen ſind nur große, nur ruhmwürdige Thaten geweſen; die Franzoſen waren keine Buben, keine Räuber, keine Mörder, ſie waren lauter Helden, ſie verdienen alle Lorbeeren, ſie ſind noch immer alle die ſieggewohnten, ſiegreichen, ſieggekrönten Franzoſen. Nur Napoleon war der Sünder, der arme Sünder, welcher allein Buße thun muß; die Andern vollſtreckten nothgedrungen ſeine Befehle. So etwas will uns ein Volk aufbinden, in welchem noch jetzt die Horden umherkreuzen und ſchreien: vivent les bons francais, vive la france, das Otterngezücht der Anhänger jenes Bonaparte, den Hefen des Volks und die raſenden Bezirke ihres Landes damit bezeichnend, welche ſich von Schimpf und Schande nicht losmachen wollen.

Vor acht Monaten lief ein Gaſſenbube zu B... in den Straßen auf und ab, welcher ſich die ganze Bruſt mit franzöſiſchen Ehrenorden behängt hatte. Seine Cameraden riefen und ſchalten ihn, daß er nicht mehr Ehrgefühl habe, um als ein geborner Deutſcher ſolche Bänder zu tragen. Augenblicklich entkleidete er ſich ſeiner Zierde, und trat den Orden der Ehrenlegion mit ſeinen ungewaſchenen Füßen in eine Goſſe. Er hätte zuvor in Paris eine Stunde Parade ſtehen müſſen, zum Frohgenuſſe für alle Ritter der Ehrenlegion.

Man ertappte den Herrn Obriſten bei dem Einpacken des Silbergeſchirrs, von welchem er Tages zuvor geſpeiſet hatte. Man erdreiſtete ſich, zu fragen: was er damit ſagen wolle? C'est ce qui convient à mon rang, erwiederte er ſtolz, und warf einen bedeutenden Blick auf das Kreuz der Ehrenlegion.

Der Herr Major gab einem ehrlichen Deutſchen eine Ohrfeige, weil er ihn fragte: was er für ein Recht auf ſeine Frau habe? mit welcher er ihn in flagranti überraſchte. Ne connoissez vous pas les privilèges du françois? ſprudelte ihm der zornige Liebhaber voll Ingrimms über dies unangenehme Intermezzo ins Geſicht.

Der arme Deutſche, entſchloſſen, ſich ſeiner Ehre aufzuopfern, jagte ihm mit wirklicher Aufopferung ſeines Lebens eine Piſtolenkugel durch die Bruſt, welche ihm den Stempel der Ehre, das Kreuz der Legion, tief in das zerquetſchte Herz drückte.

Der Herr Capitain ward auf der Jagd von einem höheren Forſtbedienten erwiſcht. Auf ſein Befremden und die kühne Frage: wer ihm die Erlaubniß gegeben habe, in der königlichen Jagd das Wild wegzuſchießen? faßt ihn der Franzoſe bei der Bruſt, und, auf das verwetterte Ordensband hinweiſend, brüllt er: voila ma permission, qui m'a donnée l'empereur; je ne la desire pas de votre roi! Der Waidmann, der franzöſiſchen Knochen ſchonend, begnügte ſich mit einer kalten Warnung, widrigenfalls er dem ungebetenen Gaſte den Wanſt voll Schrot ſchießen und ihn in dem nächſten Moraſte begraben würde. Je vous casserai les cuisses! ſchrie der Herr Capitain entrüſtet; aber kaum geſagt, ſo war er ſeiner Flinte quitt und der Andere ſchritt langſam durch den Wald hin, und pfiff ſich ſein Lieblingslied.

Einem erbarmungswürdigen Lieutenant franzöſiſcher Art wird mit ſeinen Huren, Kindern und einem Bedienten in einem anſtändigen Hauſe ſein Quartier angewieſen. Er verlangt drei Zimmer; die Hausmagd giebt ihm zu verſtehen, daß der Beſitzer den Soldaten nicht mehr als eins einräumen könne; die Magd bekömmt einige Ohrfeigen; ſie ſucht dem Franzoſen deutlich zu machen, daß ſie darüber ſehr entrüſtet ſei, und ihn vor Gericht ziehen wolle; er lacht, verſteht indeſſen einige, ſehr gemäßigte Schimpfworte deutſcher Sprache, und ſtößt der Dirne ſeinen Degen in den Leib. Auf Befragen weiſt er auf ſeinen Stern, und erklärt, daß ihm die gekränkte Ehre dergleichen im Namen des Kaiſers gebiete. Es geht ihm frei aus, wer wollte ihn in Deutſchland ſtrafen, wo er keine Richter hatte?

Ein Gemeiner endlich, im Gefolge von etwa ſechs Sündengenoſſen ſpricht auf ſeinem Marſche, bei einem Wirthe vor, und macht eine tüchtige Zeche. Als alle Anſtalten zum Abmarſch gemacht ſind, erinnert der Wirth an die Bezahlung; die Soldaten lachen ihn aus; er beharrt bei ſeiner gerechten Forderung; die Mordbrenner ziehen, anſtatt zu zahlen, ihre Säbel, treiben Vater und Sohn aus dem eigenen Hauſe hinaus auf den Hof, mißhandeln dieſen, welcher ſich mit einer Heugabel ritterlich vertheidigt, und rennen jenem einen Säbel durch die Rippen, ſo daß er nach einigen Stunden ſeinen Geiſt aufgiebt. Unter dem Palladium ihrer Nationalprivilegien und der Ordensbänder, welche zwei von ihnen trugen, entkam auch dies Raubgeſindel der gerechten Strafe. Il faut respecter les honneurs de la France! war die Vertheidigung ſolchen Geſindels.

Nun trete Einer auf und ſage, daß dieſer Orden nicht ein Orden der Schandlegion genannt werden müſſe, und wenn er ein Deutſcher iſt, ſo will ich bekennen, daß die Franzoſen noch nicht zur völligen Entmenſchung herabgeſunken ſind. Nach Botanibay, nach Sibirien mit allen den Ehrenrittern, welche ſich auf den Glanz ſolcher Ordenszeichen noch etwas zu Gute thun! Haben die Franzoſen die Peſt dieſer Ehrendieberei noch nicht tief genug empfunden, ſo werden ſie ewig von ihren Irrthümern und Sünden nicht bekehrt werden.

Auch Deutſche haben ſich mit Orden franzöſiſcher Erfindung müſſen beſudeln laſſen; auch einige ehrliche Deutſche, ſogar mit einem weſtphäliſchen Orden. Ohe! ohe! Und wer hat dieſen weſtphäliſchen Orden zur Belohnung für ſeine Verdienſte erhalten?

Außer einigen ehrlichen Deutſchen, erſtlich ein zahlreicher Haufen dienſteifriger Gensd'armen, welche jedoch durch auſſerordentliche Werke der nimmer raſtenden Wachſamkeit zum Beſten des Königreichs auſſerordentliche Talente entwickelt hatten. Wer die meiſten geheimen Anhänger der Tugend und ihres Ordens bei der Polizei zur Anzeige gebracht; die zahlungsfähigſten Unterthanen unter dem ſchicklichſten Vorwande und auf die einträglichſte Weiſe verhaftet; die geheimſten Winkel der Provinzen und ihrer Ortſchaften durchforſcht, und die reichlichſte Beute ſeiner Expeditionen vorzuweiſen hatte, der durfte auf den Vorzug vor allen übrigen Anſpruch machen.

Ihn erhielten zweitens alle Officiere und Soldaten, welche mit der möglichſten Verläugnung aller deutſchen Ehrliebe den Ruhm ihres Wirkens in der Ausplünderung fremder Länder geſucht; für die Erhaltung der Raubſtücke des Staats mit ausgezeichneter Tapferkeit gefochten; Frevelmuth genug bewieſen, um ihr Blut für die Sicherheit und den Glanz eines Tyrannen zu verſprützen; die Rechte der Menſchheit mit Füßen getreten und — risum teneatis amici! — aus Angſt und Unbekanntſchaft mit der nahen Gefahr das Reißaus zu nehmen vergeſſen hatten.

Einſt erſchien in einer Departementsſtadt von Caſſel die Verordnung, eine Ehrenbühne zu erbauen, die ſämmtlichen Behörden der Stadt zu verſammeln, und dem Musquetier B. im Beiſein derſelben vor dem Volke den Orden der Krone zu überreichen. Die Feierlichkeit ſollte durch eine nachdrucksvolle Rede über den hohen Adel des Patriotismus und die ehrenvolle Anerkennung öffentlicher Verdienſte durch eine weiſe Regierung erhöhet werden.

Der Held des Feſtes, ein ehrlicher Mann, welcher ſich keinen Augenblick beſonnen hatte, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, als ſeine beſſer unterrichteten Cameraden bereits das Weite gefunden hatten, war weit entfernt geweſen, ſich über ſein thörichtes Zögern, wie er es bei ſeiner verſpäteten Ankunft in der Heimath nannte, ein Verdienſt anzumaßen, und war aus Gründen über das, was mit ihm vorgehen ſollte, ununterrichtet geblieben. Man hatte ihn zu überraſchen gemeint; er aber war wie aus den Wolken gefallen, als die Polizeidiener in ſeiner engen Behauſung erſchienen. Er dachte nichts anders, als daß es mit ihm gerades Wegs nach Caſſel, und dort zum Halsgerichte gehen ſollte; er bot ſein ganzes Rednertalent auf, ſeine Verfolger zu bedeuten, daß er ſich erſt auf die Beine gemacht hätte, als die Andern längſt fort geweſen wären; daß Alle gleich ſtrafbar wären; er betheuerte ſeine Unſchuld in den rührendſten Ausdrücken. Dennoch beſtanden die verſchwiegenen Herrn auf ihrer Forderung. Als ſie ihn endlich vermahnten, ein hochzeitlich Kleid anzuziehen, hielt ſich der arme Mann vollends für verrathen und verkauft; fügte ſich aber endlich und gieng mit.

Sein Erſtaunen über die Scene, welche er hier erlebte, iſt unbeſchreiblich. Er wußte gar nicht mehr, wie ihm geſchah; empfieng die Ordensdecoration von ſeinen Obern mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichtetem Auge, und lachte am Ende, als er in ſeinen vier Wänden dem Vorfalle ungeſtört nachſinnen konnte, ſich und die ganze weſtphäliſche Regierung aus.

Indeſſen trug er doch auf eine kurze Zeit eine kleine Penſion davon, gewiß das ſchmerzlichſte Opfer, welches er den Koſacken gebracht hat.

Den Orden erhielten drittens alle Polizeioffizianten, welche ſich in den geheimen Verketzerungen hoher Staatsdiener, die im Rufe der Rechtlichkeit ſtanden; in den Ueberliſtungen vorſichtiger Widerſacher der despotiſchen Unterdrückung; in der Entdeckung verborgener Schleichwege zu den Kabinetten und Börſen bemittelter Tugendfreunde; in den Künſten der Nachſtellung und Verführung unſchuldiger Mädchen zur Allianz mit der Sündenpolizei; in der Entzweiung vertrauter Freunde, welche ſie auf himmelſchreiende Art zur wechſelſeitigen Verrätherei an ſich ſelbſt zu ſtimmen wußten, unerſchöpflich finden ließen. Wenn dies nicht hinreichend wäre, ſo könnte man zur Bezeichnung ſolcher Kronritter noch viel Characteriſtiſches ſagen. Statt deſſen ſollen hier einige derſelben namhaft gemacht werden, welche das Publikum ſchon als Helden der Zeit kennen gelernt hat, als welche ſind: Bongars, Bercagny, Savagner, Schalch.

Müſſen wohl nicht alle getreuen Anhänger der weſtphäliſchen Regierung, welche jene Ordensinſignien nicht erhalten haben; müſſen nicht alle Verräther der deutſchen Freiheit, alle Stützen der franzöſiſchen Tyrannei, alle blutgierigen Plünderer der Unterthanen, alle Eiferer für die franzöſiſchen und weſtphäliſchen Horden, alle Gehülfen der Einkerkerung des deutſchen Geiſtes und der wüthenden Gedanken und Wortinquiſition Herrn Hieronymus Buonaparte zu Grätz den Proceß machen? Verdienen ſie nicht eine Auszeichnung, an welcher Jedermann erkennen möge, daß ſie auch welche von denen ſind, welche mit dem Corſikaner waren?

Mögen ſie dreimal läugnen; am Ende krähet der Hahn, welcher ihnen ihre Sündenſchuld zu Gemüthe führt!

V.

Etwas über die Ehrenbezeugungen, welche die Buonaparte in Deutſchland erfahren haben.

Die Franzoſen haben das Andenken an vielfache und große Ehrenbezeugungen mit in ihr Vaterland genommen, welche ihrem Volke und ihren Creaturen in Deutſchland zu Theil geworden ſind. Wir wollen die Feſte nicht erwähnen, denn dieſe wurden auf Befehl des Tyrannen zur Ehre des Tyrannen; auf Befehl ſeiner Knechte zur Ehre ſeiner Knechte gefeiert. Nur über die Ehrenanſtalten, welche die franzöſiſche Nation, vielleicht ernſtlich gemeint, für freiwillige Opfer des deutſchen Volks gehalten hat, erlauben wir uns einige Bemerkungen, um unſer Volk von einem Verdachte zu reinigen, welcher unſern Werth in den Augen der Franzoſen, die ihn ſo wenig anerkennen mögen, herabſetzen könnte.

Es iſt ſeit langer Zeit Gebrauch geweſen, dem Fürſten oder einem Heere, welches ſiegreich aus dem Felde in das Vaterland oder in die Vaterſtadt zurückkehrte, eine Ehrenpforte zu errichten. Als Triumphbogen für den heimkehrenden Sieger gedacht, mag eine ſolche für ein ſchickliches Symbol der Anerkennung und Achtung großer Thaten, des Heldenmuths und der Vaterlandsliebe gelten.

Herrn Hieronymus Buonaparte wurden auch Ehrenpforten gebauet. Wo ſind hier die edlen Thaten? Wo iſt der Heldenmuth? Wo zeigte ſich die Vaterlandsliebe zum Beſten des Landes und des Volks thätig? Wir mögten wohl wiſſen, was dieſe Ehrenpforten eigentlich haben bedeuten ſollen. Weil wir aber eben keinen vernünftigen Grund auffinden können, warum einem armen Sünder dergleichen errichtet wurden, ſo meinen wir, es ſei aus Angſt geſchehen oder niedrige Schmeichelei ſei der Grundſtein des Gebäudes geweſen. Darum erſcheinen mir jene Ehrenbezeugungen erſtlich **lächerlich**, wenn ich mir einen pauvre diable oder einen Speichellecker von Ehrenpforte für einen Popanz aufgerichtet denke, welchen überall die perſonifizirte Schande begleitet. Er ſelbſt ſcheint darum bald im geſtreckten Galloppſprunge unter den verhaßten Ehrenbäumen hinweggejagt, bald ſogar, ſolches Opfer der Demuth verſchmähend, daneben vorübergeritten zu ſein. Ein Subject, wie die Gebrüder Buonaparte, mußte ſich ja auch bekennen, daß jede Art von Ehrenbezeugung für ſeine Thaten, ſeine Würde, ſeinen Glanz eigentlich nur eine Satyre auf edle Thaten, ächte Würde und Ehrenglanz ſein könne.

Aber auch ſchändlich waren zweitens ſolche Ehrenbezeugungen, denn das Volk, welches daran ohne alle Schuld war, kam bei den Fürſten der Ehren in den entehrenden Verdacht, daß es wirklich ſo ſchlecht ſei, der Sünde Palläſte und der Schande Pforten zu bauen; verfiel in die ſchreckliche Gefahr, auch den letzten Funken von Achtung, welche der Tyrann ohnehin nur in Gemeinſchaft mit dem wüthendſten Haſſe gegen ſeine hartnäckigſten Widerſacher und gegen ſeine Meiſter. meiſtens wider ſeinen Willen, hegt, bei den Geſchmeichelten zu verlieren.

Die gekrönten Ehrendiebe wurden, wenn ſie ſchon damals ſo wenig Vernunft hatten, als ſie neuerlich bewieſen haben, vielleicht gar auf den tollen Einfall geführt, ſich den Werth, das Verdienſt, die Ehre, deren leere Geſtalten und Töne ſie umgaukelten, wirklich anzumaßen; und, ſtolz auf dieſe Vorzüge, auf der Bahn der Ehren, welche ſie betreten hatten, fortzuwandeln entſchloſſen, riſſen ſie das Volk noch immer tiefer ins Verderben, um ſich immer glänzendere Ehrenbezeugungen zu verdienen.

Jenen Spott und dieſe Schuld, auch durch ſolche Werke der Speichelleckerei und der knechtiſchen Verehrung des Ehrloſen den Zuſtand des Volks noch immer trauriger und hoffnungsloſer zu machen: wer hat ſie auf ſich geladen? Wahrlich kein Deutſcher! Die Franzoſen ſind es geweſen, welche aus deutſchem Munde und in deutſcher Redeweiſe franzöſiſche Tyrannen prieſen; die Elenden, welche lieber der Schande und dem Laſter, den Franzoſen und ihren Geſellen um einen Sündenlohn, als der Gerechtigkeit und der Tugend ohne Glanz und ſtolzes Prunken dienen mogten. Sie haben brotloſe Handwerker, Tiſchler, Schlöſſer, Zimmerleute und Tagelöhner, welche in dieſen unglückſeligen Zeiten kaum noch einen Deut zu verdienen wußten, dazu beſtellt, und um den kargen Lohn ihrer ſauern Arbeit betrogen.

Nachrufen wollen wir es den Franzoſen, daß die Deutſchen nie ſo ausgeartet geweſen ſind, ihren Character nie ſo ganz verläugnet haben, um ſich zu ſolchen Demüthigungen gegen Tyrannen herabzuwürdigen. Sie haben geſpottet, gelacht, Hohn gelacht darüber, für ſich, im Stillen, als die Raubgier der geheimen Polizei das laute Lachen verboten hatte, gehofft haben ſie, und ihre Hoffnung iſt erfüllt, daß dergleichen Verzerrungen des Ehrbegriffs, daß ſolche Beſchimpfungen, welche die Entheiligung des deutſchen Namens vollenden ſollten, mit Schrecken ein Ende nehmen würden; ſie haben ſehnlichſt gewünſcht und zuverſichtlich gehofft, und auch dieſe Hoffnung iſt in Erfüllung gegangen, daß die Ritter der Ehren, von deren Ruhme im Munde der Ausgeworfenen die Welt erſcholl, das deutſche Volk für die Errichtung jener Ehren- und Triumphbogen durch ihre Entſagung, ihre Flucht, ihren Sturz und ihr elendigliches Ende noch einmal um Vergebung bitten würden.

Es gab noch ein anderes Ehrenamt der Tyrannenknechte. Sobald nämlich der Held von Elba oder ſein Bruder Hieronymus ausreiſete, ſo rief man, von einem beiſpielloſen Enthuſiasmus beſeelt: vive l'empereur, vive le roi! Deutſch iſt es, ſo viel wir wiſſen, nicht gerufen worden. Wahrhaft läppiſch war es, aber auch kränkend, als ein Beweis, wie tief die Völker geſunken ſein könnten, wenn man von jedem Orte, wo dieſe Menſchen ſich aufgehalten hatten, einen Artikel mit dem: vive l'empereur, vive le roi, in den Zeitungen fand; bis man denn gar bald nach der glänzenden Einniſtelung dieſer Herrn in Deutſchland erfuhr, daß die Franzoſen Meiſter wären in der Kunſt, aufzuſchneiden, und erlogene Mähren mit dem Stempel der Wahrheit ohne Schaam in die Welt zu ſchicken. Nun glaubte man auch ſogar das nicht mehr, was etwa noch einige Spuren der Wahrheit an ſich trug, und konnte mit Fug und Recht die Nation nach Vernunft und Schrift vollkommene Kinder des Teufels nennen.

Der Held von Elba hätte Urſach gehabt, es jederzeit als einen bittern Spott aufzunehmen, denn er wußte ja, daß es nur ein ſinnloſes Geſchrei, eine erkünſtelte Freudenbezeugung ſeines, nicht des deutſchen Volks war, wie hätte ihm ſonſt ſtets ſo viel an ſtarker Bedeckung liegen können? Auch hatten ihm ja die immer verunglückten Angriffe auf ſein Leben genügend dargethan, was man auſſerhalb ſeiner Sphäre in der beſſern Welt von ihm hielt. Dem Bruder Hieronymus muß dieſer Ruf als ein memento mori ſtets ein rechtes Schrecken geweſen ſein, denn bei ihm kam das niederſchlagende Gefühl der Mattigkeit, der verſiegenden Lebenskraft und der zunehmenden Schwachheit dazu. Er lebte ſehr gern; aber wie erſchütternd ein: es lebe! für einen Mann, welcher dahinter die frohe Hoffnung der

Stillſchweigenden durchſchimmern ſieht: der wird's nicht lange mehr treiben! Von den Rufern im Haufen durfte er, die Beſoldeten abgerechnet, überzeugt ſein, daß ſie es ehrlich meinten; es waren aber auch nur ſolche, bei welchen die Todesangſt dazu kam, mit dem Verblühen und Abſterben ihres Königs Geſellſchaft in dem Tartarus machen zu müſſen.

In Deutſchland wurde auch bisweilen ein ſolches: vive l'empereur, vive le roi! gerufen. Wer hat es gethan? Deutſche? Franzoſen? Baſtarde? Nein, die hohen Schranzen der ruhmredigen Regierung und die Bettelbuben. Auch einige Marktſchreier, welche alltäglich taxweiſe ihre Zettel abzuleiern pflegten, wurden hier und da dazu beſtellt. Der Ruf war immer ſehr eintönig, und, weil die Schreier von Gewerbe einen viel ſichereren Takt und eine viel durchdringendere Stimme haben, ſogar oft ſehr ergötzlich. Bisweilen gelang es trotz aller Anſtrengungen nicht, ein ſolches Vivat zu Stande zu bringen: „Wir werden ausgelacht," ſagte der Commiſſair der hohen Polizei zur Warnung ſeinem Präfecten; „das Volk iſt ganz toll; die Koſacken haben die ganze Nation in einen Zuſtand der Raſerei verſetzt; wir ſetzen uns einem lauten Gelächter und den König der niedrigſten Beſchimpfung der Menge aus."

Die Menge aber, das waren und ſind die Deutſchen. So ſchlecht ſtand es, daß die Koſacken dem Bruder Hieronymus ſchon bei ſeinen Lebzeiten das Lebenslicht ausblaſen, und ſeinem erhabenen Bruder, dem Helden von Elba, ſtillſchweigend das Todesurtheil ſprechen konnten. Wenn es Deutſchland mit den Gebrüdern Buonaparte ſo gut gemeint hätte, als die Polizeiſbirren und die Schranzen der Regierung, ſo wären ſie noch darin, und wenn es den Franzoſen ein Ernſt war, warum rufen ſie nicht jetzt noch ihr vive l'empereur? Warum riefen ſie es nicht noch vor einigen Monaten, und erwarteten die Antwort der Deutſchen und ihrer Verbündeten männlich, ohne ihr pater peccavi armeenweiſe durch die Lüfte zu kreiſchen?

Die Angſt und Noth thut viel. Kaum haben die Sieger die Haufen der Franzoſen allzu menſchlich begnadigt; kaum ſind ſie mit einem blauen Auge davon gekommen; kaum erfahren ſie bei ihrem Einmarſch in die Hauptſtadt, daß es mit ihrem Helden von Elba wirklich rein aus und mit der Familie Bourbon ein wahrer Ernſt iſt: ſo wollen ſie wieder nicht rufen: vive le roi, vivent les Bourbons. Man mögte dem Geſindel lieber ein valet in den Mund legen: les coquins aux galées, l'empereur au gibet et les gardes en Angleterre; dann erhielte die Sendung der Heerſchaar nach

Toulon, und die Abholung des Helden von Elba nach Malta oder auf das hohe Meer vielleicht eine ernſthaftere Bedeutung. Müßten die franzöſiſchen Garden in Nordamerika gegen die Abtrünnigen dienen, welche ſich durch Beihülfe der Franzoſen von ihrem Mutterſtaate England losgeriſſen haben; erhielten ſie dann ſtatt der fünf und zwanzig nicht täglich funfzehn Franken, ſondern funfzig Prügel, ſo mögten ſie ihren Kaiſer unſerntwegen noch leben laſſen, wenn er ſchon längſt todt iſt.

Noch eins! Es gab einen dritten Greuel der Demuth vor dem Tyrannen und ſeinen Helfern, die Erleuchtung bei den Feſten zur Ehre des Teufels.

Straßenerleuchtung zur Abend- und Nachtzeit iſt preiswürdig, damit die alten Leute nicht fallen und Arme und Beine zerbrechen; die Ungeſtiefelten aber nicht in den Grabhügeln ſtecken bleiben, welche der Himmel aus Staub und Waſſer entſtehen und die weſtphäliſche Polizei als Hinterhalt für nächtliche Abentheurer aufthürmen und liegen ließ. An ſolche Einrichtungen zum Beſten der Unterthanen dachte die Regierung damals nicht; die Polizei hatte viel zu viel mit Landſtreichern, (in welche Claſſe nach gerade jeder Deutſche geworfen ſein würde, welcher nicht vive l'empereur oder vive le roi rufen wollte), Widerſpenſtigen und vornehmen Männern zu thun, bei welchen ein guter Fang zu machen war, als daß ſie ſich um ſolche Narrenspoſſen hätte bekümmern ſollen.

Aber wenn Bruder Hieronymus Geburtstag war, oder eine Siegsfeier, welche der Held von Elba angeordnet hatte; dann mußte Alles illuminirt ſein. — Wie oft haben mich die Leuchterknechte gedauert, auf welchen der letzte Reſt des Lichts ſeinem traurigen Ende entgegen brannte; wie hülfeſchreiend boten die ausgetrockneten Lampen die ganze Summe ihrer Lebensgeiſter auf, um den Tag zur Ehre des Kaiſers und Königs verherrlichen zu helfen! Kein Krieſel, welcher monatelang die Küche gehütet hatte, und im Winkel vor Alter grau geworden war, ward heute begnadigt. In dieſem Glanze triumphirten die Helden Buonaparte, währenddeſſen die Polizeicommiſſairs entrüſtet durch die Straßen zogen, und um die Wette fluchten und ſchalten, bis ſie den armen Einwohnern den letzten Heller abgetrieben hatten.

In den Zeitungen hieß es aber: „alle guten Städte des Reichs hatten freiwillige Erleuchtungen veranſtaltet, und die köſtlichſten und ſinnreichſten Embleme und Transparente feierten die Helden des Tages.“ Ja wahrlich köſtliche und ſinnreiche Inſchriften!

Lebe ich gleich im Joch,
So öhluminire ich doch!

Was anders lautete, ward in den Frühlingstagen des Reichs von den Deutſchen, welche noch Muth und Entſchloſſenheit genug beſaßen, zerſchlagen, und die Vornehmen, welche dergleichen für entehrend, für ſtrafbar hielten, d. h. weder deutſchen Sinn, noch Muth und Entſchloſſenheit hatten, ſich dem Laſter als offene Widerſacher anzukündigen, begnügten ſich, wenn ſie nicht zu den Bekehrten gerechnet wurden, mit dem beſcheidenen Wunſche, den Helden des Tages lieber ſelbſt im Lampenglanze brennen zu ſehen, als ſeinen Namen.

Und dieſe Erleuchtungen brachte man dennoch auf Rechnung des deutſchen Namens? Wir armen Deutſchen haben gar viel leiden müſſen; warum wollten wir den Franzoſen, die ſo lange in Finſterniß gewandelt ſind, und noch immer in Finſterniß wandeln, von dieſem Lichte nicht etwas abgeben? Der ſtrengſte Befehl verkündete den nöthigſten Bedarf; wir gehorchten aus

Menſchlichkeit und Mitleiden, ſo lange wir uns auch nur einigen Erfolg davon verſprechen durften, aber ohne Nutzen.

Wenn ſie erleuchtet ſein wollen, ſo mögen ſie jetzt einmal zu uns kommen, die Franzoſen; wir wollen illuminiren ohne Befehl, aber ganz anders, als zur Zeit ihres Hierſeins. Tauſend Fackeln ſollen den Glanz des deutſchen Namens und der deutſchen Kronen verbreiten, und die Inſchriften wollen wir ihnen, wenn ſie in unſern Herzen nicht leſen können, mit Kanzleiſchrift einbl . . . — ankreiden. Sie ſollten einmal ein deutſches Lebehoch zur Ehre eines deutſchen Kaiſers, Königs und Fürſten anhören, damit ſie Sitte lernten. Ehrenpforten für deutſche Helden wollen wir erbauen; die Franzoſen ſollten ihrem Einzuge beiwohnen, damit ſie Haupt und Nacken vor ihren Meiſtern beugen, und ſich in Demuth ihren rechtmäßigen Fürſten unterwerfen lernten!

Nein! was die Knechte der franzöſiſchen Tyrannei, was die Schergen der weſtphäliſchen Spielerei mit Titeln und Ehrenämtern, mit Geſetzen und Rechten gethan haben, das hat nicht das deutſche Volk gethan; daran haben die Deutſchen in der Periode der Deſpotie ein Aergerniß gehabt; dafür haben die Deutſchen blutige

Rache an den Franzoſen genommen; die ächten Deutſchen haben die Schande der Afterdeutſchen getilgt und bewieſen, daß ihr Volk noch ein Volk, daß die Deutſchen noch Männer, daß die Schänder ihres Namens Verräther ſind!

VI.

Blicke eines Landpredigers auf die vergangenen Zeiten.

Es war eine ſchöne Zeit, in welcher der frugale, leichtzufriedene und beſcheidene Landprediger ſeinen nothdürftigen Unterhalt hatte, ſeine häuslichen und geiſtigen Bedürfniſſe befriedigen, ſich ſeinem Stande und Beruf gemäß kleiden, und ſeine Kinder anſtändig erziehen konnte. Es war ihm möglich, die ſchönen Tugenden der Gaſtfreundſchaft, der Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, der Pflege gegen Kranke zu beweiſen und ſeiner ihm anvertrauten Gemeinde in dieſen Tugenden vorzuleuchten.

Der Landprediger, zwar ſchon damals von den glücklichern Ständen geringer geſchätzt, da ihm von Alters her nur ein ſpärlicher, ſich immer gleich bleibender Unterhalt zugetheilt war, entbehrte mit ſtiller Zurückgezogenheit und ohne Neid, was ihm fehlte, und hinter jene zurückwies. Er beruhigte ſich und ſeine Familie damit, daß, da er mit jenen in Glücksumſtänden nicht ſteigen, er auch mit denſelben nicht ſo tief wieder fallen konnte, und ſein beſchränkter Unterhalt ihm, ſelbſt in ungünſtigen Zeitverhältniſſen, nicht verkürzt wurde.

Der Staat äußerte dankbar zu wiederholten Malen, daß er die Bemühungen der Geiſtlichen um Vaterland und König, um Religion und Moralität, um Belehrung und Bildung ſeiner Unterthanen erkenne, und beklagte es laut, wenn er nach angeſtellter Bemühung, die ſchlechtbeſoldeten Prediger zu verbeſſern, kein Mittel zu ihrer Unterſtützung ausfindig machen konnte, und confirmirte mit landesherrlichen, unverletzbaren Worten wenigſtens die Rechte, Privilegien und Freiheiten der Geiſtlichen, die durch ihr Alter bei allen chriſtlichen Völkern heilig und durch ihr ſpärliches Gehalt der Geiſtlichen nothwendig wurden; Freiheit von Steuern und Abgaben jeder Art, von allen öffentlichen Laſten, Arbeiten, Dienſten, Einquartierungen und Lieferungen — alles dies zeigte uns die Erkenntlichkeit des Staates, dem wir mit aller Treue, ſelbſt im größeſten Unglück ergeben waren.

Um unſre, zu unſern Berufspflichten nothwendige Achtung zu erhalten, genoſſen wir eines privilegirten Gerichtsſtandes, wir wurden mit den uns untergebenen Gemeindegliedern nicht vor Gericht gefodert — wir durften ohne Menſchenfurcht und ohne Menſchengunſt die nackte Wahrheit predigen, wie Gewiſſen, Religion, Staat und Menſchenwohl ſie foderten.

Ob wir nun gleich der Gelegenheiten und der Mittel entbehrten, mit andern Ständen im Wohlſtande zu ſteigen; ſo ließ uns doch der erkenntliche Staat die Vorrechte unſres Standes, die unſer Gehalt ausmachten und uns vor allzu tiefem Sinken ſchützten. Unſre Genügſamkeit und Entſagung mancher Bedürfniſſe der neuern Zeiten machten uns bei der Beſcheidenheit unſrer Anſprüche und anerkannter Nützlichkeit unſres Berufs ſo glücklich, daß Dichter und Romanenſchreiber — Voß, Wieland, Lafontaine, Göthe, Jſland und Andere die Schilderung der häuslichen Tugenden, der Gemeinnützigkeit, der Genügſamkeit, der Wohlthätigkeit und der reinen unverdorbenen Sitten auf die Landpfarrer verpflanzten. Und das mit Recht. Denn da der Prediger die Stunden, welche ihm ſein Beruf übrig ließ, ſeiner Familie widmen konnte und gern widmete, ſo konnte er mit unbefangenem Geiſte, mit geſammleter

Liebe ſeine Kinder erziehen, und Verſtand und Herz ſeiner Kinder am beſten bilden.

Aufmerkſame Beobachter der verſchiedenen Stände der bürgerlichen Geſellſchaft haben deshalb längſt die Bemerkung gemacht, daß aus den ſtillen Kreiſen der Prediger-Familien verhältnißmäßig die meiſten brauchbaren, nützlichthätigern Arbeiter für die verſchiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung, ſo wie die verſtändigſten, emſigſten und in wirthſchaftlichen Kenntniſſen geübteſten Hausfrauen jederzeit hervorgingen. — Allein — fuimus troes! —

Neid und hämiſche Mißgunſt bringen auch in die Hütten der ſtillen Armuth und kennen nicht die Schaam, ſich ſelbſt an dem zu vergreifen, was der Menſchheit heilig, unbeneidet und unangetaſtet bleiben ſollte. Stände, deren Vorfahren zu ihrer eigenen Wohlfarth unſre nothwendige Erhaltung gegründet und unſre Einkünfte fundirt hatten — brachten es ſo weit, daß wir unſrer Freiheiten — das iſt, unſres Gehalts, dem größten Theil nach, beraubt, zu allen Abgaben von Grundſtücken, als wären wir Eigenthümer, angezogen; unſern vormaligen Untergebenen, Mitglieder der Gemeinden, Maire, Schullehrer, Einnehmer, ja jedermann, wer uns mishandeln wollte und konnte, unterworfen wurden. Wir ſahen uns zu allen Communallaſten, ſo unerträglich und ſo widerſprechend ſie mit unſerm Beruf ſind, zu allen Dienſten des gemeinſten Bauers, zu Schanzenarbeiten, Steinfuhren, Vorſpann, Wegebeſſern u. ſ. w. verurtheilt; wir mußten unſre ſtillen Wohnungen zügelloſen und dem Wohlleben ergebenen Kriegern zu Einquartierungen öffnen; unerſchwingliche Lieferungen nehmen uns und unſern Kindern Brodt und Kleidung, verſcheuchen die Wiſſenſchaften, machen unſern Geiſt unfähig, unſern Beruf vollkommen zu erfüllen, und rufen unerträgliche Armuth und bittere Sorgen über uns herab.

So wurden wir die Verachtung der andern Stände, der Rechtsgelehrten, der Amtleute, des Kaufmanns, des Kriegers — ja ſelbſt unſrer eigenen Gemeindeglieder.

Laſſen Sie einige Auftritte, die ſich auf unſern vormals glücklichen Pfarren ſehr oft erneuen — vor Ihren Augen durchpaſſiren, und denken Sie ſich lebhaft welchen Einfluß dies auf unſern Geiſt, auf unſer Amt haben mußte.

1) **Gemeindediener.** „Der Herr Maire (oft der dümmſte Bauer) befiehlt, Ihre Pferde zum Vor-

ſpann, mit Futter auf drei Tage, heute Abend nach der Stadt zu ſchicken. — *)

Kaum hat der Gemeindediener ſeinen Lauf im Dorfe vollendet, ſo geht er ſchon wieder am Fenſter der Pfarre, und kündigt eine unerſchwingliche Lieferung an, die der Bauermaire oft nach Gutdünken repartirt und wobei Er und ſein Schreibejohann, der Cantor loci, leer ausgehen. —

Kaum iſt er fort, ſo kommt

2) der Gerichtsdiener, mit einem Befehl, daß der Prediger ſich zum Termin vor dem Friedensrichter, mit einem ſeiner Gemeindeglieder zu ſtellen habe. Der Prediger hat vielleicht einem Säufer, einem Lüderlichen, einem Betrüger, einem Falſchſchwörenden etwas derb die Wahrheit von der Kanzel geſagt — oder hat auch nur im Allgemeinen

---

*) So boshaft, eigennützig und pfiffig iſt der Bauer, und alſo auch der Maire, daß er des Predigers Pferde da anſpannen läßt, wo ſie am meiſten ruinirt werden. Die Reiſekoſten ſind gewöhnlich doppelt ſo beträchtlich, als die des Bauers, weil der Geiſtliche alles der Willkühr ſeines Knechts überlaſſen muß. —

gegen dieſe Laſter geeifert, und einer aus der Gemeinde hat ſich getroffen gefühlt. — Abbitte, Ehrenerklärung, Zurechtweiſung eines unmoraliſchen Richters und Koſten ſind das geringſte, was Paſtor als Beklagter für ſeine treue Erfüllung des Berufs zum Lohn erhält. —

Kaum hat ſich der arme Mann von dem Verdruß einigermaßen erholt, ſo erſcheint

3) der Zwangsbefehlsträger in der Gallauniform, auf der, wie der Stern auf dem Rock des Fürſten, das Schreckensſchild glänzt. Ohne nur die mindeſte Höflichkeit zu zeigen, fängt er an:

„Sie haben, Herr Prediger — die Steuer nicht bezahlt — hier iſt der Reſtzettel. Ich gehe in den Stall, ich habe Ihr Vieh und verkaufe es ſogleich im Kruge.“

Vergeblich weinen die Predigerin und die Kinder — ſie gehen im Dorfe herum, um ſo viel Geld zu borgen, als die reſtirenden Steuern betragen, indeß der tiefgekränkte Hausvater ſich zwingen muß, mit dem Nichtswürdigen, den er vielleicht bei einem preußiſchen Regimente hat wegen Diebſtahls Gaſſen laufen geſehen — als

Freund umzugehen und ihn mit allem, was er hat, zu regulieren, um ihn nur aufzuhalten. Da man nun im Dorfe auf das unſichre Leben und eben ſo unſichre Gehalt des Predigers nichts mit Sicherheit borgen kann und will, ſo kehren alle ausgeſandte Boten mit Thränen zurück. Die beſte Kuh — mit Sorgen durchgewintert, in Hoffnung des zu erwartenden Genuſſes, wird aus dem Stall gezogen, und coram concione öffentlich verkauft.

Noch iſt dieſer Auftritt der Gegenſtand des Geſprächs im Dorfe, und die Quelle manches plumpen witzigen Einfalls der Bauern, ſo kommt

4) der **Secretair** — der Cantor, ſich fühlend. — „Herr Gevatter — Sie bekommen noch heute zwei Officiere mit Pferden und Bedienten zur Einquartierung.“

Prediger. Mein Gott — es iſt ja morgen Sonntag. Wie kann ich denn bei ſolcher Laſt predigen!

Frau des Predigers. Ach Gott — lieber Herr Gevatter — diesmal hätten Sie uns wohl verſchonen können. Die vorige Einquarſierung iſt kaum fort. Wir haben keinen Ochſen geſchlachtet, wie die Bauern — wir haben keine Haaſen hängen wie der Amtmann. — Nicht Wein, Zucker und Caffee, wie der Edelmann, und kein Geld.

Secretair. Es geht nicht anders. Ich habe ſchon die Repartition gemacht. Jetzt iſt alles gleich. Nur ich bin wegen meiner vielen Schreiberei frei. — Noch eins. Bald hätte ichs vergeſſen: Sie müſſen dieſe Woche einen Arbeiter zu den Schanzen nach Magdeburg ſchicken. Die Reihe iſt an Ihnen. Wenn Sie keinen ſchicken wollen, ſo können Sie ſich mit Gelde abſinden. Ein Commiſſair in Magdeburg erbietet ſich, pro 14 gr. täglich einen Mann zu ſtellen. Acht Tage machen ſo und ſo viel.

Doch genug der Scenen — wer fühlt nicht das Entehrende! und wer hat es ſo erfahren, als wir armen einſamen Prediger auf dem Lande! Durch Jackein müſſe dieſes unſer trauriges Loos zur Publicität kommen und Männer, die uns unterſtützen können, müſſen davon unterrichtet werden. Worte und Verordnungen ſolcher Männer, die Freunde unſeres, nichts Unbilliges verlangenden Standes ſind, ſind die beſten Mittel, uns zu helfen. Sie haben Gründe.

2) Unſere Grundſtücke und Freiheiten ſind unſer Gehalt. Die edelſten Fürſten der glücklichen Länder haben dies erkannt, und die Geiſtlichen mit Abgaben von denſelben nicht belaſtet; ja die räuberiſche Regierung Weſtphalens und die edle Diebeszunft. die den Thron umgab, hat ſogar — aber erſt da, nachdem ſie uns ausgezogen — zuletzt dies anerkannt und in einigen Provinzen des geſchmolzenen weſtphäliſchen Reichs ſind die Prediger frei. Preußen hat ſeine Geiſtlichen jenſeits der Elbe nie in dieſe verzweifelte Lage verſetzt. Und wir — wir mögen nun als Preußens wiedergeborne Kinder oder als die verlornen Unglücklichen Weſtphalens behandelt werden — wir leben der Hoffnung, nicht ganz unterzugehen. Nur des Staats größte Noth, in welcher er alle ſeine Staatsdiener, Miniſter, Räthe u. ſ. w. beſteuert und ihnen von ihrem Einkommen Procentabgaben entnehmen muß, kann es rechtfertigen, daß die beſtfundirten Pfarren auf ſolche hoffentlich kurze Zeit der Noth Procent-Gelder entrichten müßen; welches aber nach ſolchen ſieben Jahren nicht mehr möglich iſt.

Man vergleiche die Wittenbergiſche Kirchenordnung vom Jahr 1554. Seite 136, wo es heißt: „Derhalben iſt der Herzöge zu Meklenburg ernſtlich Gemüth, Gott zu Lob und der Gemeine zu Nutz für der Prieſter Einkommen und Schutz durch Gottes Hülf beſtändiglich zu ſorgen u. ſ. w.“

Ferner: Herzogs Anton Ulrichs von Braunſchweig erneuerte Kirchenordnung, Cap. XIV. §. 4. „So ſollen auch die Prediger und ihre Wittwen mit keinen Reichs- und Kreis-Steuern, ordinairen und extraordinairen Landesanlagen, Kopfſteuern und dergl., wie ſie Namen haben können, belegt werden, ſondern davon beſtändig eximirt und befreiet ſein u. ſ. w. — “

2) Wie beleuchtet die Geſchichte die ſchimpfliche, unerträgliche Abhängigkeit des Predigers von einem Bauermaire, von einen Bauercollegio, der Municipalität, von ſeinem ſonſtigen Untergebenen, dem Schreiber des Maires, einem Cantor oder Küſter? Kaiſer Carl der Große gab im Jahr 769 das Geſetz:

„Allen weltlichen Richtern wird verboten, einen Prieſter, Diaconus oder andern Geiſtlichen ohne des Biſchofs Vorwiſſen vor ſich zu ziehen, oder ſich einiger Gerichtsbarkeit über denſelben anzumaßen.“ vid. v. Bünau deutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie Th. 2. S. 326.

3) Unſre um ſich reißende gänzliche Verarmung macht die Prediger dem Staate und der heiligen Sache zum höchſten Nachtheil, den Fremden und Einheimiſchen zum Spott; indem wir uns und unſre Kinder nicht mehr dem Stande gemäß kleiden können, und mancher ſchon die Sache der Religion in — Lumpen gekleidet, führen muß. Man kann hier anwenden, was Thomas a Kempis de imitatione Christi p. 249 ſagt: Sacerdos sacris ornatisque vestibus indutus Christi vices gerit.

4) Wir ſollen die Tugenden predigen — die Laſter angreifen — wo wir ſie finden; ſie mit Gründen der Vernunft und heiligen Schrift beleuchten und mit eigenem muſterhaften Wandel beweiſen. „Sacerdos omnibus virtutibus debet esse ornatus, et aliis vitae bonae exemplum praebere. Thom. a Kempis loc. cit. p. 248. Aber nun — wir Verarmten! wir, die wir uns durch Zwangsbefehlsträger in Execution genommen ſehen! wir, die wir

Schulden machen mußten — denn unſer Studieren hatte uns das wenige Vermögen genommen, das hier und da einer hatte — um in Caſſel zu einer Schwelgerei das Geld aufzubringen! — — Wir ſollen Wahrheit predigen, womit wir oft dem reichern Bauer die Galle aufregen, dem wir ſchuldig ſind? — — Doch hiervon nichts weiter. Jeder wird ſich die Lage lebhaft denken können. Dem Armen fehlt der Muth — Noth erzeugt Menſchenfurcht — und nichts raubt dem Menſchen phyſiſch und moraliſch die Freiheit mehr als Schulden. —

5) Heiterkeit des Geiſtes iſt zum Fortſtudieren und zur Entwerfung und Haltung unſerer Religionsvorträge nöthig; aber: Bene sperando et male habendo vitam transigimus! ſagt Hieronymus.

6) Unmöglich kann das weitgeprieſene Benehmen der Regenten, die ihre verlornen Unterthanen wieder erhalten, und bei ihrem Regierungsantritt, es ſich zur erſten Beſchäftigung machten, die Noth der gedrückten Geiſtlichkeit zu erwägen und zu heben — ohne Erfolg bei uns bleiben, da wir aus allen Kräften zur Wiedergeburt des deutſchen Vaterlandes noch unterm harten Druck mit Gefahr unſern Lebens mitgewirkt und durch unſere patriotiſches

Neben Patriotismus, Gehorſam, Wohlthätigkeit gegen Verwundete, deutſchen Sinn, und alle dem preußiſchen Bürger nothwendigen Tugenden verbreitet haben und zu verbreiten nicht müde werden.

Man leſe, um dies weiter einzuſehen, die Zeitungen von Braunſchweig, Sachſen, Preußen! Drum Sperate miseri!

VI.

Weſtphäliſche Reliquien.

Ein Freund aus Caſſel ſchrieb an mich, und ſchickte mir ein Päckchen franzöſiſcher und deutſcher Briefe, die ihm durch einen Zufall, der nicht zur Sache gehört, in die Hände gerathen waren. Ich las ſie, und da ich ſie nicht ganz unintereſſant fand, machte ich mich an ihre genaue und wörtliche Ueberſetzung, die ich, dem Publikum mitgetheilt zu werden, der Mühe werth hielt.

Nachfolgende Stelle aus dem Briefe meines Freundes kann zum Eingange dienen:

Bei der Flucht des geweſenen Königs von Weſtphalen, begleitzten ihn bekanntermaßen die Gräfin W . . . und ihr Gemahl. Das ſchöne und prachtvoll eingerichtete Hotel des Grafen, blieb mit allem Zubehör, dem koſtbaren Marſtall, den Staatskutſchen u. ſ. w. unter Aufſicht der zurückgelaſſenen Dienerſchaft.

Nach der etwas unruhigen Abreiſe der Herrſchaft, die vielleicht in dem irrigen Wahn ſtand, bald wieder mit dem geliebten Hieronymus, trübſeligen Andenkens, in den Glanz ihrer alten Herrlichkeit zurück zu kehren, beſchäftigte ſich das zurückgebliebene Domeſtikale, die Zimmer wieder zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Bei dieſem Gewühl reizte ein niedliches Pappenkäſtchen die Begierde einer Scheuerfrau, die in der Hoffnung, vielleicht etwas Wichtiges darin zu finden, vielleicht auch nur des ſchönen blauen Bandes wegen, mit dem es zugebunden war, es ſich zueignete. Da ſie aber, bei Eröffnung des Käſtchens, nichts als beſchriebene Papiere fand, ſo wurden dieſe in einen Winkel geworfen und Band und Käſtchen zu ihrem Nutzen verwandt.

Der Zufall brachte mir dieſe Papiere in die Hände, und ich bedauere nichts ſo ſehr, als daß mehrere derſelben zerriſſen und mangelhaft waren. Ich ging ſelbſt zu der Frau und bat ſie, genau nachzuſehen, ob gar nichts mehr von den Papieren des Käſtchens vorhanden ſei.

Sie betheuerte aber hoch und theuer, daß ſie nicht das Geringſte davon habe; ich gab ihr Geld, um ſie zu einer noch genauern Nachſuchung zu bewegen, die auch gar bald, bei der Dürftigkeit des Hausraths, unter meinen Augen vollzogen wurde. Ihr Mann, ſagte ſie, habe das unbeſchriebene Papier abgeriſſen und verbraucht. Hierauf zeigte ſie mir das pappene Käſtchen und das blaue Band, was bereits ihre Sonntagshaube verzierte, und ſchon ziemlich ſeinen vorigen Glanz verloren zu haben ſchien. Erſteres war in dem Format eines ziemlichen Octavbandes, und mochte in ſeiner erſten Beſtimmung, einer Garnitur Point d'Alençon oder d'Argental, zum Aufenthalt gedient haben.

Ich hatte Anfangs etwas Mühe, meinen Fund zu reinigen und die franzöſiſchen Billets, deren ſieben an der Zahl waren, zu dechiffriren, weil es eine, für einen Deutſchen ſchwer zu leſende Hand war. — Sie waren auf ſchönes Velinpapier geſchrieben, und auf dem einen war noch ein ziemlich erhaltenes Siegel befindlich, das ich nach vieler Mühe und da ich doch der Archäologie nicht ganz unkundig war, für eine Venus armata, den bekannten Siegelring Cäſars hielt.

Da es Reliquien aus dem Heiligthum des annulirten Königreichs Weſtphalen zu ſein ſcheinen, ſo ſind ſie vielleicht Ihrer Aufmerkſamkeit und des, wegen Schwere des Briefes, ſtärkeren Porto's werth.

Obgleich im Original die Namen der vorkommenden Perſonen ganz ausgeſchrieben waren, ſo hat doch der Ueberſetzer, aus erheblichen Urſachen, für gut gefunden, ſie nur mit den Anfangsbuchſtaben zu bezeichnen.

Auch hat er, um Beleidigung der Sittſamkeit zu vermeiden und das Zartgefühl ſeiner Leſer nicht zu beleidigen, einige zu derb ausgedrückte Stellen gänzlich ausgelaſſen.

Von dem Seinigen hat er auch keine Sylbe hinzugefügt und die Ueberſetzung iſt treu und unverfälſcht.

Die gänzliche Vermeidung aller Gallicismen, würde der Originalität Schaden zugefügt haben; ſie ſind daher hin und wieder beibehalten worden, und man hat dem Eigenthümlichen dieſer Correſpondenz, die Reinheit des deutſchen Styls an einigen Stellen aufgeopfert.

Die Ueberſetzung der 7 franzöſiſchen Briefe macht den Anfang und ihr folgen die 4 deutſchen.

1.

Meine Sehnſucht nach Dir, himmliſche Frau, iſt über allen Ausdruck. Du warſt geſtern Abend ſchön wie ein Engel, und ich hätte Dir die Welt mögen zu Füßen legen. Woher aber Deine Laune? Was bedeutete die kleine Wolke, die eine Zeitlang über Deinen ſchönen Augen ſchwebte? Ich will doch nicht hoffen, daß Dein . . . . . Mann ſich das Anſehen giebt, eiferſüchtig ſein zu wollen. Ich wollte es ihm nicht rathen. Wenn er nur zu einem Geſandtſchaftspoſten taugte, aber wie dumm ich bin, er wär' im Stande, ihn anzunehmen, und führte Dich ganz gewiß mit fort, um ſich ein Anſehn zu geben, und da wäre ich ſchön angeführt. Nein, das geht nicht. Wir müſſen auf was anderes denken, um ihn kirre zu machen. Wir wollen heute Abend auf N... darüber ſprechen. Wenn ich aber bei Dir bin, ſo habe ich immer ſo viel von meinen Herzensangelegenheiten mit Dir zu ſprechen, daß ich von nichts anderm weder hören noch ſprechen mag. Richte Dich ſo ein, daß Du wenigſtens um fünf Uhr draußen biſt, Du wirſt den Herrn Gemahl ſchon antreffen, ich werde ihn aber mit ſo viel Babiolen beſchäftigen, daß wir Zeit haben werden, uns auf der Promenade recht tüchtig auszuſprechen. Ich habe Dir tauſend Sachen zu ſagen, wovon die wichtigſte iſt, daß ich Dich unbeſchreiblich liebe und Dich ewig lieben werde.

Adieu, ſüße kleine Taube, ich brenne vor Begierde, Dich zu ſehn und zu umarmen. So ungern ich auch ſchreibe, könnte ich doch noch ganze Bogen an Dich ſchreiben, aber der ennuyante M. wartet ſchon eine ganze Stunde in der Vorkammer und ich habe den Goldmann ſehr nöthig.

2.

Warum befiehlſt Du nicht über Deinen Sclaven? Kannſt Du glauben, daß ich dem Abgotte meines Herzens etwas abſchlagen werde? Dieſe Idee verdient Strafe, und ich rechne darauf, Dich heute Abend davor recht tüchtig zu beſtrafen.

Mit B. ſeinem Betragen bin ich ſehr zufrieden, das Mittel ſcheint gewirkt zu haben, und ich denke, daß es eine Zeitlang vorhalten wird. Sollte er aber ja ein Recidiv bekommen, ſo habe ich ja noch mehr Büchſen in meiner Apotheke.

Ich ſchicke Simon zu Dir, mit den neueſten Pariſer Stoffen, die außer der Frau vom Hauſe, noch Niemand geſehen hat. Suche Dir aus, was Dir gefällt, ich finde das Amaranth und Silber delicieus, die Hausfrau hatte große Luſt dazu, ich habe es ihr aber ausgeredet. Die Points ſind ſchlecht, die Deſſeins zu voll und zu chargirt. Simon bekommt noch dieſe Woche andere aus Paris, die ſchöner und moderner ſein ſollen.

Faſt hätte ich über alle die Kleinigkeiten vergeſſen, Dir zu ſagen, daß ich Dich über alles in der Welt liebe und Dich ewig, ewig, ewig lieben werde.

5.

Wenn ich nicht mit ſo vieler Zuverſicht auf Deine Nachſicht rechnete, mein Engel, ſo müßte ich mich wirklich über mein geſtriges Betragen ſchämen. Wie war es möglich, daß . . . . . doch laß uns nicht mehr davon ſprechen. Deine Vermuthungen ſind falſch, grundfalſch, ſag' ich Dir. Wie kann man für was anderes Augen haben, wenn man Dich liebt. Ueberhaupt ſollte unter zwei Herzen, wie die unſrigen, keine Eiferſucht ſtatt finden. Es iſt eine häßliche Leidenſchaft, und vergiftet das Glück der Liebe. Ich bin gezwungen, dieſen Frauen etwas Artiges zu ſagen, ich kann mich nicht davon diſpenſiren. Man würde mich für einen nordiſchen Bären halten, wenn ich es nicht thäte, und die Männer würden glauben, übel bei mir angeſchrieben zu ſein, wenn ich ihren Weibern den Rücken zudrehte. Du ſiehſt alſo wohl ein, daß ich aus Politik ſo handeln muß. Sagſt Du mir nicht immer, daß Du nicht affichirt ſein willſt? Wenn ich alſo den Gefühlen meines Herzens, Dir zu Liebe, einige Augenblicke entſage, wenn ich den andern Frauen bei der Cour irgend etwas Verbindliches ſage, ſo wirſt Du böſe und boudirſt mit mir.

Laß uns einen Vertrag ſchließen. Sei nicht mehr eiferſüchtig und ich verſpreche Dir, es ruhig mit anzuſehen, wenn Du mit Deinem Vetter, und ſogar mit Deinem Manne ſchön thuſt.

Ich habe einen ganzen Bogen voll geſchrieben, und es ſteht nicht ein Wort von Liebe darinn, das iſt doch unverzeihlich. Und nichts, als die garſtige Eiferſucht iſt Schuld daran. Fort mit ihr, daß ich meiner Gebieterin, meiner zärtlichgeliebten B. ſagen kann, daß mein Herz nur für ſie ſchlägt. —

Wirſt Du in die Comedie kommen? Das Stück ſoll nicht ſonderlich ſein, aber die Operette iſt allerliebſt. — Ich gehe nur hin, um Dich zu ſehen und Dir die Hand zu drücken. Lebe wohl, meine ſüße Liebe und komme ja in die Comedie, ſonſt muß ich glauben, daß Du böſe auf mich biſt. Dir zu Gefallen ſind auf heute Abend nichts als häßliche Frauen und ſchöne Männer zum Souper gebeten.

4.

Ich habe Dir ſo unendlich viel zu ſagen, meine Liebe, und es waren geſtern Abend ſo viel indiscrete Leute, die ſich an uns drängten, daß ich für Ungeduld ſterbe, Dich ein paar Stunden allein zu beſitzen. Ich werde Dich daher heute Nachmittag mit meinem neuen Cabriolet abholen und wir wollen ein paar angenehme Stunden auf N. verleben. Der Decenz willen, ſoll die L... und ihr Mann von der Parthie ſein, auf deren Diſcretion wir uns ſchon darum ſicher verlaſſen können, weil die gute Frau ohne alle Prätenſion und der Mann eine gute, ehrliche Haut iſt. Dein Mann weiß es und hat nichts dawider einzuwenden. Um vier Uhr bin ich vor Deiner Thüre und Dein treuer Kutſcher erwartet ein gutes Trinkgeld. Verbanne alle Furcht vor dem Umwerfen, denn ich verſtehe mein Handwerk ſo gut als der beſte Jokey.

Lebe wohl, meine einzig Geliebte, die langweiligen Leute erwarten mich im Staatsrath, wo ich an nichts anders als an meinen Abgott denken werde.

5.

Ueberzeugt, daß Du noch ſchläfſt, ſoll Liſette Dir dieſes Briefchen nicht eher einhändigen, als bis Du unaufgeweckt Deine ſchönen Augen aufſchlägſt. Du ſollſt beim Erwachen an mich denken, an mich, den Deine Liebe ſo unausſprechlich glücklich macht. Ich habe die ganze Nacht von Dir geträumt und Dein reizendes Bild ſchwebt mir noch immer vor Augen. Wie ſchön warſt Du geſtern und wie liebenswürdig. Dein Geiſt belebte unſern kleinen Cirkel, und ich muß aufrichtig geſtehn, daß ich mich keines angenehmer zugebrachten Abends erinnere.

Ich lobe mir die kleinen Parthien; man iſt weit froher und ungezwungener, als bei dem großen Geräuſch der gewöhnlichen Hoftafeln. Wir müſſen ſolche Feſte alle Wochen einigemal wiederholen. Wenn Du meinen Brief wirſt geleſen haben, wird Deine treue Liſette Dir ein Käſtchen überreichen, was ich Dich bitte, gütig anzunehmen, und Dich heute damit bei der großen Gallatafel zu putzen; ich ſage putzen, ob ich gleich vorher weiß, daß alle dieſe flimmernden Steine nicht Dich, ſondern Du ſie verſchönern wirſt.

Der heutige Tag wird mir ſehr lang werden, doch ſoll mich der Abend dafür entſchädigen, den ich bei Dir, meine einzig Geliebte, zuzubringen gedenke. Ich habe meine Maaßregeln ſo genommen, daß wenn der ganze Hof in der Comödie iſt, wo weder ich noch Du hingehen, ich mich, in einen Mantel gehüllt, nach Deinem Hauſe begebe, Liſette mich empfängt und zu Dir bringt. Dein Wegbleiben aus der Comödie kann eine plötzliche Migräne entſchuldigen und Deinen Mann, der an Deine Migränen gewöhnt iſt, ſollen L. F. und ſeine Frau und Ber. ſchon feſt halten. Findeſt Du meinen Plan nicht herrlich? Deine Entſcheidung darüber will ich heute Abend aus Deinem reizenden Munde hören.

6.

Ich habe M… den Auftrag gegeben, Dir die bewußten 10,000 Franken ſelbſt zu überbringen und hoffe, daß in dem Augenblicke, wo Du dies kleine Billet empfängſt, er ſich ſchon ſeines Auftrags entledigt hat. Ich verbitte mir allen Dank, den dieſe Kleinigkeit nicht verdient. Bin ich nicht glücklich genug, meinem Abgotte einen Gefallen erzeigen zu können? —

Du hatteſt Unrecht, meine Liebe, mir nicht ſogleich die kleine Verlegenheit, in der Du Dich befandeſt, zu offenbaren. Doch weiter kein Wort hievon.

Ver. giebt heute ein großes Feſt an unſre luſtigen Vögel; Dein Mann, der aus Urſachen, die mir bekannt ſind, und denen ich abzuhelfen denke, ſeit einiger Zeit den Soliden ſpielt, hat es Ver. abgeſchlagen, von der Parthie zu ſein; er muß aber abſolut dieſem Feſte beiwohnen; Du mußt Deine ganze Ueberredungskunſt dazu anwenden, und wenn er ja unbeweglich bleiben ſollte, ſo ſage ihm, daß er die bewußte Stelle nicht erhalten würde, wenn er ſich die Geſellſchaft, die bei Ver. zuſammen kommt, zum Feinde machte; verſprich ihm ſogar die Stelle, denn er ſoll ſie haben.

Wenn Du damit zu Stande biſt, muß Liſette das gewöhnliche Zeichen geben, und mich dieſen Abend wieder zu Dir bringen.

Laß meine ſüße Erwartung nicht unerfüllt, meine kleine Königin. Auf den Flügeln der zärtlichſten Liebe eilt in Deine Arme Dein ewig getreuer J.....

7.

So eben erhalte ich Deinen liebenswürdigen Brief. Die Verſicherungen Deiner Liebe und Zärtlichkeit durchdringen mein Herz mit einer ſüßen Rührung. In ſeinem ganzen Umfange fühle ich das Glück, von Dir geliebt zu werden. Der Antheil, den Du an meinem Verdruſſe nimmſt, iſt hinreichend, ihn merklich zu vermindern. Und doch hat mich die ganze Sache recht ſehr geärgert. Iſt es nicht kränkend, von Leuten, die man mit Wohlthaten überhäuft, ſo ſchändlich hintergangen zu werden? Schon bin ich den Verräthern auf der Spur und B. hat den Auftrag, ſie auszukundſchaften. Ich verachte übrigens alle . . . . welche ſich . . . . ein Vergnügen dar (hier war ein großes Stück des erſten Blättes und das ganze zweite, abgeriſſen.)

Die hier folgenden beiden Briefe waren in deutſcher Sprache, von einer, dem Einſender ſehr bekannten Hand.

1.

Hochgeborne Gräfin
Höchſtzuverehrende Frau O....
Gnädigſte Frau!

Schon längſt würde ich den Befehlen Ewr. u. ſ. w. nachgekommen ſein und dem Herrn N. einen, ſeinen Verdienſten und dem Glücke, von einer Dame protegirt zu ſein, die mit ächter Vaterlandsliebe alle Tugenden und Grazien Ihres Geſchlechts verbindet, angemeſſenen Platz gegeben haben, wenn nur in dieſem Augenblicke irgend eine gute Stelle offen wäre. Ein mittelmäßiger Poſten würde ſich ſchlecht für einen jungen Mann ſchiſten, der das Glück hat, unter dem Schutze Ewr. u. ſ. w. zu ſtehn, da ihn dieſe Gnade allein ſchon zu höheren Anfoderungen berechtigt, ohne ſeine wirklich groſen Talente mit in Anſchlag zu bringen.

Mein äuſerſtes Beſtreben geht dahin, den jungen Mann auf einen Poſten zu ſtellen, wo das hellſehende Auge Sr. Majeſtät, unſres allergnädigſten Monarchen, ſeine ausgezeichneten Talente Hochſelbſt bemerken und durch weitere Beförderung encouragiren könnten. Zu dieſem Ende würde ich vorläufig zu Annahme der Stelle eines Auditors im Staatsrathe und zwar bei der Section der Finanzen anrathen, die, obgleich nicht lucrativ, doch äuſerſt ehrenvoll iſt, da viele ſeiner Collegen, Grafen und Edelleute aus den erſten Häuſern Deutſchlands ſind, und alle angeſehene Bedienungen des Landes aus ihnen beſetzt werden.

Ich ſtelle dieſes jedennoch dem beſſeren Ermeſſen Ewr. u. ſ. w. gänzlich anheim, und beabſichtige dabei einzig und allein, den hohen und gnädigen Beifall Ewr. u. ſ. w., deſſen ich mich ſo gerne mit Anwendung aller meiner Kräfte und meines geringen Einfluſſes würdig machen möchte.

Schon mehrere Mal bin ich ſo frei geweſen, an dem

Hotel Ew. u. ſ. w. vorzufahren, ohne des Glücks einer Audienz gewürdiget zu werden. Ich ergreife daher die Gelegenheit, um Hochdenenſelben meinen lebendigen Dank für die, mir von Sr. Majeſtät huldreichſt ertheilte Standeserhöhung abzuſtatten. Ueberzeugt, daß ich dieſe unverdiente Gnade blos dem Einfluſſe Ew. u. ſ. w. zu danken habe, werde ich keine Gelegenheit verabſäumen, den Wünſchen und Befehlen meiner hohen Beſchützerin zuvorzukommen, und wenn ich fernerer Gnade und Protection auf's dringendſte anempfohlen, habe die Ehre mit tiefſter Verehrung zu ſein

Ew. u. ſ. w.

unterthänigſter

B. von M.

Hochgeborne Gräfin

Höchſtzuverehrende Frau O....!

Gnädige Frau!

So eben erhalte ich den angenehmen Befehl, Ew. u. ſ. w. die Summe von 10.000 Franken einzuhändigen.

Der hohe Befehl drückt ſich ſo beſtimmt aus, dieſes Geld ſogleich Ew. u. ſ. w. zu bringen, daß ich gewiß keinen Augenblick würde geſäumt haben, es Hochdenenſelben zu Füßen zu legen; aber es findet ſich eben, in allen, zu meiner Diſpoſition ſtehenden Caſſen, kein baares Geld, wohl aber für Millionen gute Papiere, die ich, ſobald ich J. J., der nicht zu Hauſe iſt, habhaft werden kann, in klingende Münze umſetzen und ſpäteſtens heute Nachmittag um 4 Uhr Ew. u. ſ. w. die 10,000 Franken ſelbſt überbringen werde. Sollten Sie, meine gnädige Gräfin, des Königs Majeſtät noch vor der Zeit ſprechen, ſo erwarte von Ihrer Gnade, daß Sie Allerhöchſt Demſelben ſagen werden, das Geld bereits erhalten zu haben. Ich gebe Ew. u. ſ. w. meine Ehre zu Pfande, daß ſpätſtens um 4 Uhr das Geld in Ihren Händen ſein ſoll.

Da der augenblickliche Mangel aus keinem Derangement herrührt, ſondern aus einer vortheilhaften Finanzoperation entſtanden iſt, auch alle meine Caſſen hinlänglich mit ſoliden Papieren gedeckt ſind, ſo würden ſich Ihro Majeſtät nicht die Zeit nehmen, in das Detail dieſer Operation ſich einzulaſſen, und die, um einige Stunden verſpätete Ausführung Ihrer Befehle, vielleicht ungnädig vermerken, was ich doch gerne vermeiden möchte.

Ich rechne daher mit Zuverſicht, daß Ewr. u. ſ. w. mich bei dieſer Gelegenheit nicht im Stiche laſſen werden und wiederhole nochmals die poſitive Verſicherung, daß Ewr. u. ſ. w. das Geld noch vor 4 Uhr erhalten ſollen. Da ich ſelbſt der Ueberbringer ſein werde, ſo freue ich mich im Voraus, Gelegenheit zu haben, Ewr. u. ſ. w. von der unbegränzten Ehrfurcht und Ergebenheit zu vergewiſſern, mit der ich die Ehre habe zu ſein

Ewr. u. ſ. w.

unterthäniger

B. v. M.

2.

Da Ihr Wille, meine gnädige Gräfin, von jeher Befehl für mich war, ſo werde ich in Zukunft, ohne alle Curialien, mich an die bezaubernde Gr. B. und nicht an Ihro u. ſ. w. die Frau D... wenden. Was Sie mir bei der geſtrigen Cour über die zunehmende Gunſt des Chevalier P... zu ſagen geruhten, hat nicht nur ſeine vollkommene Richtigkeit, ſondern wird, wenn man der Sache nicht zuvor kommt, einen gewaltigen Einfluß auf unſre vaterländiſche Parthie haben. Noch bei dem heutigen Staatsrathe, dem der König ſelbſt präſidirte, war er immer der Meinung des Chevaliers. Wenn das ſo fortgeht, werden die Franzoſen ganz unfehlbar die Oberhand behalten, und das können wir Deutſche nicht zugeben.

Ich würde Ihnen, meine gnädige Gräfin, Langeweile verurſachen, wenn ich Sie in das verwickelte Labyrinth der Geſchäfte führen wollte, ich ſage Ihnen daher nur mit wenig Worten, daß es hauptſächlich darauf ankommt, mehrere Fälle zu ſammlen, die das Zutrauen des Königs in die Capacität des Chevaliers vermindern, und ihn um den Kredit, in dem er ſteht, bringen müſſen.

Hiezu iſt nichts mehr geeignet, als die Calenbergſche Geſchichte, die ich Ihnen geſtern genau detaillirt habe. Gelingt es Ihnen, meine reitzende Gräfin, dem Könige dieſe Handlung als ſchlecht und der königlichen Großmuth zuwider laufend, vorzuſtellen, ſo haben wir gewonnen Spiel. So viel in meinem Vermögen ſteht, werde ich auf den Gr. F. zu wirken ſuchen. Da er übrigens nicht ohne Talente iſt, und eine ziemliche Beredſamkeit beſitzt, die ihm beim Vortragen der

Geſchäfte ſehr zu Statten kommt, ſo iſt und bleibt es ein gefährlicher Menſch. Die Ordnung, die er in den Finanzen einführen will, iſt eine Chimäre, weil der König beſtändig Geld braucht. Dies weiß niemand beſſer als ich, und läßt es der neue Herr General-Direktor je daran fehlen, ſo dürfte ſeine Gunſt merklich abnehmen. Vor der Hand hat er es noch nicht zu befürchten; wir müſſen daher thätig zu Werke gehn, um dem unberufenen Finanzverbeſſerer das Handwerk zu legen. Er hat gegen einen ſeiner Vertrauten erklärt, daß ihm die Art von Anhänglichkeit, in der er ſich gegen mich befände, ſehr zuwider wäre, und daß, wenn ihn der König nicht zum wirklichen Miniſter ernennen wolle, er ſeinen Abſchied nehmen werde. —

Das iſt nicht übel und ich will ihm ſeine Abhänglichkeit von mir ſo ziemlich fühlen laſſen, und zum Miniſter macht ihn der König gewiß nicht, weil der Kaiſer gefunden hat, daß ſchon zu viel Miniſter vorhanden wären. —

Ihre Mitwirkung, gnädige Gräfin, kann der Sache den erwünſchten Ausgang verſchaffen, und wird Sie dem Könige noch immer werther machen, weil Alles, was Sie ihm in dieſer Sache ſagen werden, auf Erhaltung ſeines Ruhms und ſeiner Großmuth hindeutet.

Sagen Sie ihm nur bei einer guten Gelegenheit, daß alle Operationen dieſes brillanten Schwätzers dahin zielten, ſich und einige Particuliers reich und den König arm zu machen. Dieſes wird wirken, zumal wenn es aus dem ſchönen Munde der Frau Gr. B. kommt.

Ich befürchte, daß mein Brief ſo lang iſt, daß Sie ihn nicht werden leſen mögen. Eine mündliche Unterredung würde ohnſtreitig beſſer ſein, aber es hält ſo ſchwer, Sie ohne Zeugen ſprechen zu können. — Wenn Sie die Gnade haben wollten, heute oder morgen, meiner guten, ſimplen Frau, einen Beſuch zu machen, ſo würde unſre Conferenz weniger Aufſehen erregen und ich würde Sie in einer Viertelſtunde weit gründlicher mit der ganzen Lage der Sache bekannt machen können, als durch zehn Bogen Geſchriebenes, was Ihnen nur Langeweile machen muß.

Die Hauptſache iſt, den König gegen den Chevalier einzunehmen, gelingt uns dieſes, ſo folgt das Uebrige von ſelbſt. Ich küſſe Ihnen ehrfurchtsvoll die Hände,

B. v. M.

3.

So eben verlaſſe ich den Staatsrath, in dem der General-Direktor Chevalier P. als neu ernannter General-Intendant vorgeſtellt wurde. Sie können leicht denken, daß es ein Donnerſchlag für mich geweſen ſein würde, wenn ich es nicht ſchon geſtern Abend durch den Grafen F... erfahren hätte. Wenn das ſo fort geht, ſo iſt er in 4 Wochen Miniſter und der König vielleicht gar ein guter Wirth. Von meinen Beſorgniſſen will ich nichts ſagen, aber ſo viel iſt gewiß, daß wir ohne Bedenken einen Theil unſrer Haushaltungen reduziren können.

Man ſpricht bereits von Einſchränkungen bei Hofe und von verminderten Abgaben. Ich muß Sie ſprechen, meine gnädige Gräfin, Sie ſind mehr dabei intereſſirt, als Sie es denken. Aber noch gebe ich nicht Alles verloren, denn der König war dieſen Morgen äußerſt gnädig gegen mich.

Befehlen Sie Ihrem Portier, daß Sie um drei Uhr für mich zu Hauſe ſein wollen, denn es iſt unumgänglich nöthig, daß ich Sie ſpreche. Ich bin ein zu alter Geſchäftsmann, um nicht in den verwickeltſten Angelegenheiten guten Rath geben zu können. Die neue General-Intendenz, mit der er bekleidet iſt, entzieht ihn zwar der Abhängigkeit von mir, aber er ſoll es gewahr werden, daß meine Connexionen weiter reichen, als er ſich einbildet. Von allen meinen Connexionen aber iſt keine, auf die ich ſtolz wäre, als die, mit der mich Ew. u. ſ. w. beglücken. In dieſem ſüßen Gefühl nenne ich mich ehrfurchtsvoll

Ew. u. ſ. w.

unterthänigen

B. v. M.

4.

Triumph! Victoria! Der General-Intendant iſt verabſchiedet und verläßt noch heute Caſſel. Er hat dem Könige die Alternative gelaſſen, ihn entweder zum Miniſter zu machen, oder ihm den Abſchied zu geben. Um zehn Uhr ward er nach N. berufen; was bei der Unterredung vorgefallen, weiß ich noch nicht. Aber ſo viel weiß ich gewiß, daß der Herr General-Intendant bereits um zwei Uhr abgereiſt ſind, und Gr. F. ſchon dieſen Nachmittag in das Hotel des Chevaliers einzieht. Und jetzt, meine gnädigſte Gräfin, will ich, da unſer gemeinſchaftliches Intereſſe (hier war der Brief abgeriſſen.)

Es iſt wirklich zu bedauern, daß dieſe Correſpondenz in ſo üble Hände gerathen iſt, denn nach dem Wenigen, der Vernichtung entgangenen, zu urtheilen, mochte ſie gar ſeltſame Dinge enthalten.

VIII.

Etwas über den geheimen Regierungsrath und Profeſſor Crome in Gießen.

Im vergangenen Jahre kam ein ſchändliches Pamphlet, unter dem Titel:

Deutſchlands Criſe und Rettung
im
April und May 1813
vom
geheimen Juſtizrath Crome in Gießen

ins Publikum, — In dieſem, in aller Hinſicht elenden, aber in damaliger Zeit, höchſt gefährlichen Libelle, bemühte ſich der Verfaſſer, ein deutſcher Profeſſor auf einer deutſchen Univerſität, zu beweiſen, daß die Schlacht bei Lützen Deutſchlands Rettung und Befreiung von Barbarei und Anarchie bewirkt habe, in die es die nordiſchen und aſiatiſchen Völker, ſo nannte er die braven ruſſiſchen Krieger, geſtürzt haben würden. Er ſetzte nemlich boshafter Weiſe voraus, daß die zu Deutſchlands Rettung verbundenen Mächte, die Schlacht verloren hätten.

Von dieſer erwieſenen falſchen Vorausſetzung ging er aus, um dem Uſurpator Buonaparte, den er ohne Unterlaß den Großen, den Einzigen und was dergleichen hiperboliſche Speichelleckereien mehr waren, nennt, die niederträchtigſten, kriechendſten Lobreden zu halten.

So ſagte er z. B. gleich im Anfange ſeines Libels, in dem er dem Volke Glück wünſcht, deſſen Schickſal die Vorſehung in die Hände eines Mannes, wie Buonaparte, legt, der Kraft mit Willen, Weisheit mit Energie, die höchſte Intelligenz mit der ſchnellſten Entſchloſſenheit, und Muth mit Kühnheit in der Ausübung verbindet; ſolche Männer und Helden ſeien zum Regieren geboren, ſie ſeien Werkzeuge der Vorſehung, um ihren Zeitgenoſſen die Bahn vorzuzeichnen, die ſie wandeln müſſen, um den Plan der Providenz zu erfüllen.

Dies waren, fährt der Libelliſt fort, für Deutſchland Schickſale, eminent Carl der Große, Guſtav Adolph und — Napoleon der Große.'

Das tapfre Heer, der zu unſrer Rettung verbundenen Mächte und die edle Schaar der Landwehrmänner und des Landſturms. nennt er eine raſende Volksmaſſe, mit den bewaffneten Heerſchaaren von Preußen und Ruſſen, von Schweden und Britten, von Koſacken, Kalmücken, Baſchkiren u. a. m. bunt durcheinander gemiſcht. . . . die entflammt von Muth und Wuth, von Fanatismus und Enthuſiasmus, Deutſchland reformiren und umgeſtalten wollten.

Die denkwürdige, den Ruhm Deutſchlands und ſeiner hohen Alliirten, für die Ewigkeit begründende Coalition, heißt ihm ein Grauſen erregendes Schauſpiel.

Und in dieſem Tone fährt er fort, mit den ſeichteſten Gründen ſein undeutſches Thema auszuführen, und ſeine verrätheriſchen Abſichten, — den Enthuſiasmus unſrer biedern Landsleute zu entkräften und den Muth der Anhänger unſers Erbfeindes zu erhöhen — ſprechen ſich auf jeder Seite ſeiner verächtlichen Scharteke, in den gehäſſigſten und den deutſchen Nationalgeiſt erniedrigendſten Formen aus.

Mehrere ächte Deutſche, ein Kotzebue, Schiegel und andre mehr, ſo auch verſchiedene allgemein geleſene Journale und Zeitſchriften, ſtanden damals gegen den antigermaniſchen Demagogen auf und würdigten ſeine verrätheriſchen Geſinnungen gehörig.

Die krächzende Stimme des Gallicaniſchen Uhu's verhallte unter dem Jubel, der, vom franzöſiſchen Joche glücklich befreiten Völker, und der große, weltbeglückende Erfolg der vereinigten Mächte, widerlegte den jämmerlichen Propheten und ſtrafte ihn Lügen. Aus Furcht vor dem Kantſchu der tapfern Bewohner der Ufer des Don's und des Ural's hatte er entweder die Flucht ergriffen, oder ſich verſteckt.

Schon längſt war er und ſein erbärmliches Machwerk vergeſſen, und die anerkannte liberale Denkart ſeines Regenten, mochte ſeine Felonie aus angeborner Gnade und Milde überſehen haben; als er auf einmal in Nro. 130. des Morgenblatt's für gebildete Stände, wieder auftrat und als ein reuiger Sünder, pater peccavi, ſagte. — Dieſer im Morgenblatte befindliche Widerruf hat die Aufſchrift: — Furcht und Liebe.

„Zwei Herrſchermittel im Kampf; — Triumph der letztern.“

Die Art und Weiſe, wie der arme napoleoniſche Apologet ſich zu entſchuldigen ſucht, iſt ſo ſeltſam, daß einige Auszüge daraus, den Leſern nicht unangenehm ſein dürften.

Zum Eingange ſucht er die Herzen zur Vergebung und Milde zu disponiren, indem er den Monarchen ans Herz legt, daß es ſich beſſer durch Liebe als Furcht regieren laſſe und drückt ſich über dieſe unbeſtrittene Wahrheit, folgender Geſtalt aus: „In unſern Tagen hat ſich die große Wahrheit auf's neue beſtätigt, daß die Liebe des Unterthanen zu dem Regenten, ein weit feſteres Band um den Fürſten und ſein Volk ſchlingt, als die Furcht.“ —

Ein unumſtößliches Axiom, das des Nachſatzes nicht bedarf: „daß die Liebe freiwillig dasjenige darbringt, was dieſe zu erzwingen ſucht, — daß die Liebe des Volks nur erworben, nicht erzwungen werden kann und daß ſie für ihre Lieblinge alles aufopfert, dagegen der größte Eroberer von allen Menſchen verlaſſen wird, ſobald die Gewalt aufhört und mit derſelben die Furcht verſchwindet.“

Sehr gut geſagt; aber welcher Contraſt gegen das, was er in ſeinem Libell von den liberalen, auf Menſchenwürde berechneten Conſtitutionen ſeines vergötterten Tyrannen, hervorbringt, durch die der erhabene Monarch (ſo nennt er den Mörder Enghien's und den Vergifter ſeiner kranken und ſchwer verwundeten Soldaten in Egypten) deſſen weiſe und menſchenfreundliche Geſinnungen jene Conſtitutionen entwarf, ſich den lauten Dank der Mit- und Nachwelt erwarb.

Wahrlich, ein gerechter, nicht zu beſänftigender Unmuth ergreift jeden Rechtſchaffenen, wenn er ſolche Aeußerungen von einem deutſchen Profeſſor auf einer deutſchen Univerſität lieſt, und welche bange Ahndung für künftiges Staatenwohl muß nicht in dem Herzen jedes Biedermannes rege werden, wenn er bedenkt, daß dieſer Crome den Saamen ſolcher Denkart in die Herzen ſeiner jungen Zuhörer ausſtreuen kann.

Nachdem er nun den Kampf zwiſchen Furcht und Liebe in ſeiner Vertheidigung beſeitiget, zollt er den erhabenen Monarchen den Dank, den die gerettete Menſchheit Ihren Heldenmuth ſchuldig iſt, mit wenigen, aber wahren Worten, und ruft aus:

„O! hätte mir dies ſchöne Bild ein Jahr früher vorgeſchwebt, es war damals in ſeiner ganzen Glorie noch nicht erſchienen: wie gern hätte ich meine Schrift, Deutſchlands Criſe und Rettung im April und Mai 1813, ein Jahr ſpäter geſchrieben, geſchrieben in dem Geiſt der jetzigen Zeitverhältniſſe, nicht der damaligen Schreckensperiode!" —

Heißt das nicht mit andern Worten: O! hätte ich doch meine eigenen Empfindungen zurückgehalten, und erſt bei veränderten Umſtänden den Mantel nach dem Winde gedreht! — Bei dem beſten Willen kann man es nicht anders interpretiren. — Freilich würde es dem Herrn geheimen Juſtitzrath nicht ſo viel eingetragen haben, denn Napoleon pflegte dergleichen, ſo recht nach ſeinem Sinne geſchriebene Libelle, theuer zu bezahlen.

„Dieſe offene und herzliche Erklärung," fährt er fort, „wird allen und jeden genügen, wenn ich noch hinzufüge: daß die eigentliche Tendenz jener Schrift, keine andre war, als die Ruhe und Ordnung in unſern deutſchen Staaten aufrecht zu erhalten, die Unterthanen feſt an ihre Fürſten zu ketten und die Greuel der Anarchie zu verhüten."

Hat man wohl je was Unverſchämteres geſagt? der Tendenz eines, Aufruhr und Sclavenſinn verbreitenden Libell's, was von Henkershänden öffentlich verbrannt zu werden verdiente, löbliche Abſichten unterzuſchieben, iſt wahrlich noch ſtrafbarer, als die Verfertigung der Schandſchrift ſelbſt. — Und ob er gleich hinzuſetzt, daß viele Edle und Große in Deutſchland ſeine Schrift ſo beurtheilt hätten, wovon die Beweiſe vor ihm lägen und daß er wünſche, ſie ſo von jedermann betrachtet und dann vergeſſen zu ſehn; ſo kann man dem armen Schächer letzteren Wunſch recht gern glauben, aber die vorhergehende Behauptung iſt als grundfalſch und unmöglich zu verwerfen.

Denn welcher Edle und Große in Deutſchland könnte einem ſo ächt revolutionairen Machwerke eine löbliche, Ruhe und Ordnung bezweckende, Tendenz beilegen, ohne durch dieſe Zuſtimmung auf das Prädikat von Edel und Groß Verzicht zu thun.

Wenn endlich der ſchaamloſe Verfaſſer in der Folge das Uebrige ſeiner Flugſchrift, zwar nothgedrungen zurücknimmt und es für eine Verbrämung, ohne welche ſolche Wahrheiten in der damaligen Schreckenszeit nicht in Umlauf gebracht werden konnten, ausgiebt, ſo wirft er ja eben dadurch alles Vorgehende und Nachfolgende ſeines Widerrufs über den Haufen, und da er ſeine verderbliche und gefährliche Meinung für Wahrheit ausgiebt, ſchwächt er nothwendiger Weiſe durch dieſen auffallenden Widerſpruch alle Lobeserhebungen, die er der glücklichen Umänderung des deutſchen Vaterlands und der wiedererrungenen germaniſchen Freiheit im Verfolg einer öffentlichen Abbitte darbringt.

Es ſcheint im erſten Augenblick etwas hart zu ſein, einen ſchon ſo tief Gebeugten noch mehr nieder zu drücken, afflictis non eſt addenda afflictio. —

Wäre er ohne alle Reſervationen und Anmaßungen beſcheiden aufgetreten, ſein Verbrechen aufrichtig bekannt und bereut, — denn Verbrechen, und noch dazu ſchweres Verbrechen, ſo hart das Wort auch iſt, bleibt ſeine Schrift doch immer, oder hätte er lieber ganz ſtille geſchwiegen, ſo würde er und ſein Werk in Vergeſſenheit gerathen ſein; da er aber mit Geräuſch in einem öffentlichen und vielgeleſenen Blatte, mit einer ſtolzen und kecken Art von Ehrenrettung, zum Vorſchein kommt, und ſein Werk dadurch gleichſam zu einer Urkunde ſeiner damaligen Stimmung, und einen Beweis ſeiner nicht löblichen Abſichten und ſeines Kleinmuths und Anhänglichkeit an den Tyrannen ſeines Vaterlands erhebt; ſo hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſein Verfahren abermals einer beleuchtenden Kritik unterworfen und unbefangene Gemüther damit bekannt gemacht werden.

Den Schluß ſeiner Ehrenrettung macht eine, wenn auch nicht authentiſche, doch ſehr anziehende Anekdote des Kaiſers von Oeſtreich, die ſich auf die Anhänglichkeit der ehemaligen Unterthanen und die allgemein verehrte Menſchenliebe des erhabenen Monarchen bezieht.

Er erzählt ſie folgendermaßen:

„Im Lauf des letzten Feldzugs hielt der menſchenfreundliche Kaiſer Franz ſeinen Einzug in eine Stadt, die ehmals dem öſtreichſchen Zepter unterworfen war. Die dankbaren Bürger (wiewohl mit ihrer jetzigen humanen Regierung nicht unzufrieden) bewieſen ihre Anhänglichkeit an die vormalige öſtreichiſche ſanfte Regierung, ſo wie ihr liebevolles Vertrauen zu ihrem ehemaligen Landesherren, nicht allein dadurch, daß ſie den Monarchen durch eine Ehrengarde von Bürger-Cavallerie einholten, ſondern ſie ließen ihn auch durch eine liebliche Deputation von jungen Mädchen am Thore der Stadt, Blumen auf ſeinen Weg ſtreuen. —

An der Spitze dieſer reitzenden Schönen ſtand ein liebliches Kind, ein Mädchen von etwa 7 bis 8 Jahren als Rednerin. Es hatte einen kleinen Kranz von Vergißmeinnicht-Blümchen in der Hand, hielt denſelben am Pferde des im Thor haltenden Kaiſers mit ſeinen kleinen Händchen empor und ſprach mit bittender Stimme die rührenden Worte: „Vater, im Frieden vergiß uns nicht! Vater, vergiß uns nicht!“ — Der gerührte Monarch ſagte zu den umſtehenden Verwandten des Kindes: „gebt mir das Kind auf's Pferd!“ — Schnell wurde es empor gehoben, und der liebenswürdige Kaiſer nahm das Kind vor ſich auf's Pferd und ſetzte ſo mit demſelben ſeinen Zug bis zur Kathedralkirche fort. — Der kleine Engel konnte nun ſein Blumenkränzchen auf das ehrwürdige Haupt des verehrten Monarchen ſetzen; es krönte ihn und liebkoſte ihn, wie einen liebreichen Vater, und ſo gelangte der Zug unter dem lauteſten und heftigſten Freudengeſchrei und Jauchzen eines zahlloſen, wonnetrunkenen Volks an die Kathedrale. — Dort ſtand die verſammelte Geiſtlichkeit, deren älteſter hervortrat, um eine Anrede an den Monarchen zu halten. Allein der rührende Anblick des erhabenſten Kaiſers, wie er, umgeben von ſeinen tapfern Kriegern, das lieblichſte Kind dieſer Stadt in ſeinen Armen hielt, ergriff den edlen Greis ſo mächtig, daß er gleich im Anfange ſeiner Rede in Thränen zerfloß und nicht weiter fortreden konnte. — Er zog ſein Taſchentuch heraus — und der zu Thränen gerührte Kaiſer ebefalls. Viele tauſend Taſchentücher erſchienen in dem Augenblicke, um die ſüßen Thränen der Liebe und des Danks von Tauſenden aufzufaſſen; — ein tiefes Stillſchweigen herrſchte einige Minuten lang, und die Engel im Himmel feierten dieſe ſtille und heilige Scene zugleich mit den dankbaren Bürgern dieſer Stadt. — Endlich brach der Kaiſer das Stillſchweigen mit den Worten: „Ich glaubte, ich hätte meine Kinder in Wien, und ich finde ſie hier wieder.“ — Neues, wiederholtes Freudengeſchrei des jubelnden Volkes. — Der Monarch und ſein Gefolge ſtiegen nun ab vom Pferde und gingen mit dem Kind in die Kirche, wo ein feierliches Te Deum mit Inbrunſt gehalten wurde. — Von dort ging der Zug zu Fuß nach der, für den Monarchen zubereiteten Wohnung, vor welcher eine Abtheilung der K. K. öſtreichiſchen Garde aufgeſtellt war. Der Kaiſer trat vor dieſelbe hin und ſagte: — „Die öſtreichſche Garde kann abmarſchieren und ſich in ihre Quartiere begeben. — Ich will hier nur von meinen hieſigen Kindern bewacht ſein.“ — Und ſo that die bürgerliche Ehrengarde der Stadt den Dienſt allein, in und vor der kaiſerlichen Wohnung, ſo lange der Monarch dort verweilte.

Univ. Bibl.
München

IX.

Schultze, General-Commiſſair der hohen Polizei zu Magdeburg.

Wir haben vollſtändige Nachrichten über die Schickſale der Stadt Hamburg und ihrer Bewohner. Sie waren ſchrecklich; aber ſie waren auch das Werk entmenſchter Franzoſen, welche Deutſchland ſchon ſeit längerer Zeit als blutgierige Räuber gekannt hatte. Die Verwüſtungen, welche Magdeburg durch die Franzoſen erfahren hat, und die Mißhandlungen der Einwohner dieſer Stadt während der Belagerung 1813 und 1814, tragen zwar nicht das Gepräge jener grauſamen, fürchterlichen Unmenſchlichkeit; aber die letzteren verdienen der Nachwelt als Beiſpiele der beklagenswertheſten Ausartung und des heilloſen Sittenverderbniſſes; ſie verdienen als das Werk eines deutſchen Böſewichts aufbehalten zu werden. Dieſer Elende war Schultze, General-Commiſſair der hohen Polizei zu Magdeburg. Gelderpreſſungen, Verrätherei, falſche Anklagen, geheime Verhaftungen, ungerechte, grauſame Urtheile, rachſüchtige Züchtigungen, unverdiente Mißhandlungen, freiwillige und nachdrückliche Unterſtützung franzöſiſcher Schandthaten: dies ſind die Hauptzüge aus dem Leben jenes Menſchen, während der Belagerung Magdeburgs in den gedachten Jahren.

Raubgierige Officiere ſuchten ſich zu bereichern, indem ſie die Entwendung ihrer Geldbörſen, Kleidungsſtücke oder gewiſſer Koſtbarkeiten vorgaben, und von den Wirthen Erſatz forderten. Andere nahmen Gaſtwirthe in Anſpruch, bei welchen ſie übernachtet oder dem Götzen des Trunks und der Wolluſt gefröhnt hatten. Lüderliche Weiber und Mädchen ſuchten Freibriefe für ihr ſchändliches Gewerbe, und die Patrone der Venustempel Privilegien für den freien und öffentlichen Dienſt ihrer Prieſterinnen. Soldaten entſchädigten ſich durch öffentliche Dieberei für den Verluſt des Soldes, als dieſer nicht mehr gezahlt werden konnte; mißhandelten Bürger und wühlten Gräber um. Bemittelte Einwohner, welche die Nothwendigkeit einſahen, jede, noch ſo unbedeutende Vergünſtigung theuer bezahlen zu müſſen, waren erbötig, für die Verwilligungen ihrer Geſuche durch den Gouverneur Lemarois Summen aufzuopfern. Alle nannten mit Zuverſicht den Namen „Schultze," und der Elende, welcher den diis infernis gehuldigt zu haben ſchien, hat ſie nie im Stiche gelaſſen. Wir haben einige Beiſpiele geſammelt, um unſere Behauptungen zu begründen; wünſchen aber, daß auch dieſe nur geleſen werden, um den Haß und die Verachtung der verderblichen Sitte und Geſinnung der franzöſiſchen Meuter zu mehren, und dann im Strudel der Verirrungen und Verbrechen jener Jahre unterzugehen.

* *
*

Ein Magdeburger, Namens R . . ., hatte Gelegenheit gefunden, die Berliner Zeitungen zu bekommen, und pflegte dieſe einigen ſeiner Vertrauten in müſſigen Stunden vorzuleſen. Weil er wußte, daß Todesſtrafe, nämlich der Strang, darauf geſetzt war; ſo geſchah dies mit der möglichſten Vorſicht. Indeſſen ergötzten ſich die Behörden immer mehr und lieber an blinkenden Ducaten, als an ſcheußlichen Leichen; es wäre daher im äußerſten Falle noch immer ein Sümmchen hinreichend geweſen, den Raben den Kopf abzukaufen. Beinahe wäre es, aller Vorſicht ungeachtet, dahin gekommen. Eines Abends nämlich, als R . . . im Kreiſe guter Freunde völlig ſicher zu ſein glaubte, trat plötzlich ein Unbekannter in das Zimmer, welcher ganz das Aeuſſere eines Polizeidieners zu haben ſchien. Eiligſt wurden daher die Zeitungen bei Seite gelegt. Dies war jedoch dem Eintretenden nicht verborgen geblieben, und um das Mißtrauen, welches ihn kränkte, an den Verſammelten zu rächen, erzählte er den Vorfall einem Kaffeewirthe, Namens Re . . ., welcher in dem Rufe der treuen Anhänglichkeit an das franzöſiſche Schreckensſyſtem ſtand.

Der Vorleſer gerieth in einige Verlegenheit, auf welchem Wege er ſeiner Verhaftung wohl am ſicherſten begegnen mögte, und ſann auf eine Liſt. In der That ging er darauf zu einem Poſtoffizianten, und bat ihn freundlich um einige Blätter eines alten Jahrgangs der Berliener Zeitung, durch welche er einen Scherz mit ſeinen Freunden zu treiben gedächte. Mit Vergnügen bewilligte ihm dieſer einige Hefte vom October 1803, und R . . . faßte ſchon unſern des Poſthauſes feſten Fuß, um durch das eifrige Durchblättern ſeiner Zeitungen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich zu lenken. Dies gelang. Einige, welche ihn kannten, traten herzu, und baten ihn, mit ihnen in ein nahes Haus zu treten, um ihnen mit Sicherheit das Neueſte aus dieſen ſchätzbaren Blättern mitzutheilen. Auch gaben ſie ihm ihr Erſtaunen über ſeine beiſpielloſe Dreiſtigkeit zu erkennen.

R . . . ſchien durch ſie von der Gefahr überzeugt, und gieng mit den Neugierigen an einen ſicheren Ort. Hier ließ er ſie einige Zeilen leſen; aber die Betrogenen gaben ihm die Blätter lächelnd zurück und meinten: es wären ja alte! Dieſe Täuſchung ſetzte der Angeklagte noch einige Stunden, vorzüglich da fort, wo er von den Spionen und Agenten der geheimen Polizei am meiſten beobachtet zu ſein glaubte. Vor der Behauſung ſeines Anklägers verweilte er am längſten, und lockte auch hier wieder einige Neugierige herbei, welche ſich abermals gegen die wiederholte heilige Betheurung der tiefſten Verſchwiegenheit von ihm bethören lieſſen. Sie erkannten ihren Irrthum und erklärten auch: „es ſind ja alte Zeitungen; er will nur ein loſes Spiel mit uns treiben!“

Die unbefangene Freundſchaft des Poſtoffizianten und die gränzenloſe Neugierde, welche damals an der Tagesordnung war, leiſteten auf dieſe Weiſe dem Angezeigten treffliche Dienſte, und er glaubte nun dem Augenblicke des Verhörs mit Ruhe entgegenſehen zu können. Die neuen Zeitungen waren unterdeſſen in ſichere Verwahrung gebracht worden.

Noch war R. . . . nicht zu Hauſe gekommen, ſo erſchienen ſchon dienſtbare Geiſter der hohen und geheimen Polizei in ihrer vollkommenſten Verklärung, um ihn auf allerhöchſten Befehl ihres Jupiter vor den hohen Thron des Polizeicommiſſair Schultze zu führen. In ſeiner Abweſenheit wurde ihm der Befehl zurückgelaſſen, ſich ſofort zu ſtellen, wenn er zu Hauſe gekommen wäre. Bevor indeſſen R. . . ., dem dieſer Befehl mitgetheilt ward, zu den Generalcommiſſair gieng, ſtattete er noch einen Beſuch bei den Polizeicommiſſairs Frieſe und Alberti ab, welche er als redliche Männer von unbeſcholtenem Rufe kannte und befragte: wie er ſich bei Schultzen am beſten verantworten möge? Sie ermunterten ihn zur Beharrung bei ſeinen erſten Ausſagen; unterrichteten ihn über Schultzens Verfahren durch Erzählung ähnlicher Fälle, und entlieſſen ihn feſten Muths zum Verhöre.

Der Generalcommiſſair führte den Beklagten in ein Nebenzimmer ſeiner Wohnung, und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Sie ſind mir angezeigt, weil Sie an verſchiedenen Orten der Stadt, insbeſondere in dem Gaſthauſe, worin ſie zu frühſtücken pflegen, die Berliner Zeitungen öffentlich vorgeleſen haben. Die Strafe, welche darauf geſetzt iſt, kann ihnen nicht unbekannt ſein. Wo haben Sie die Zeitung?"

„Hier iſt ſie," antwortete R. . . . und überreichte die welken Octoberblätter von 1803; „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſie zu leſen, ſo ſtehen ſie auch Ihnen zu Befehle."

„Sie haben gute Maaßregeln getroffen," erwiederte ihm Schultze, als er die Zeitung angeſehen hatte, „ſich auf den Fall aus der Schlinge zu ziehen, daß Ihre Verrätherei etwa entdeckt werden ſollte. Aber damit kommen Sie hier zu ſpät; alſo erklären Sie ſich ohne Umſtände, und geben Sie die neuen Zeitungsblätter heraus."

„Sie haben Erklärung und Zeitung."

„Es kommt Ihnen theuer zu ſtehen, fuhr Schultze fort, wenn Sie bei Ihrem Läugnen beharren. Der Gouverneur iſt über Alles ſo gut unterrichtet, als ich. Man iſt Ihnen ſchon längſt auf die Spur gekommen;

die Anzeige rührt von glaubwürdigen Männern her, und Sie werden für alle Ihre Mitſchuldigen ſchwer büſſen, wenn Sie nicht bekennen."

„Meine Ankläger, welche Sie glaubwürdig nennen," verſetzte R. . . nachdrücklich, „ſind Betrüger, welche Sie belogen haben. Ich erſtaune, Sie von ſchwerer Buße reden zu hören, bevor Sie unterſucht und bewieſen haben."

„Wiſſen Sie, mit wem Sie es zu thun haben?" fiel ihm Schultze nun erzürnt ins Wort; „kennen Sie die Gewalt, welche ich über Sie habe?"

„Sie ſind der Generalcommiſſair Schultze, und können mich unglücklich machen, das weiß ich. Aber ich wiederhole, daß mein Ankläger ein Betrüger und kein Urtheil ohne ruhige Unterſuchung ſtatthaft iſt."

„Ich werde Sie zum Schweigen bringen," ſchrie der Commiſſair am Ende wüthend, und rief Ordonanz und Wache, welche ihm jedoch in dem Augenblicke gerade nicht zu Gebote ſtanden. Er drückte den Huth in die Augen, und rannte die Treppe hinunter, angeblich zum Gouverneur, um ihn gegen die Unverſchämtheit ſeines Delinquenten, wie er drohete, zu Hülfe zu nehmen.

„Der Schwächere wird unterliegen, ſagte R. . . . gelaſſen: aber ungerechter Weiſe.“

Schultze überantwortete ihn darauf dem damaligen Cantonmaire Aeffner aus Acken, welcher ſich in einem andern Nebenzimmer befand, und erſuchte dieſen, ein Protokoll über die Ausſage des Angeklagten aufzunehmen. „Unterfangen Sie ſich, den Herrn durch ein Wort oder eine Miene zu beleidigen,“ waren die Abſchiedsworte, „ſo haben Sie es mit dem Generalcommiſſair Schultze zu thun.“ Dabei klopfte ſich der Narr trotzig auf die Bruſt, und gieng ſpornſtreichs zur Pforte hinaus.

Aeffner vernahm indeſſen den Beſchuldigten, und dieſer erzählte ihm mit möglichſter Unbefangenheit, daß er ſich alte Berliner Zeitungsblätter von einem Poſtbedienten habe geben laſſen, um ſich bei ſeinen Bekannten einen Scherz damit zu machen, welche ihrer Neugierde einige Flaſchen Wein zu opfern beſchloſſen hätten, wenn ſie die Berliner Zeitungen leſen könnten. Er nannte ihm darauf der Reihe nach diejenigen, welche ſeine Zeitungen nahe bei dem Poſthauſe, vor der Wohnung ſeines Anklägers und ſo ferner geleſen hatten, und führte ſogar die bekannten Agenten der Polizei, welchen er ſich mit den Zeitungsblättern öffentlich gezeigt hatte, als Zeugen an. Eine genaue Unterſuchung über Ort und Zeit der Mittheilung der Blätter würde die Sache bald aufgeklärt, R. . . . entweder zum Geſtändniſſe gebracht, oder die Anſchuldigung als ungegründet widerlegt haben; allein es lag in der Ausſage des Beklagten ſo viel Beſtimmtes, daß ihr die Wahrſcheinlichkeit nicht abgeſprochen werden konnte, und R. . . . erreichte diesmal ſeinen Zweck, dadurch zu täuſchen.

Zwar ſuchte Aeſſner den Beklagten durch vertrauliche Annäherung zu einem Geſtändniſſe zu bewegen, und gab ihm zu bedenken, daß er durch die niedergeſchriebene Ausſage ſeinen Handel nur verſchlimmere, weil der Gouverneur und Generalcommiſſair ſchon über Alles vollkommen unterrichtet ſeien. Er mögte ihm als Freund entdecken, meinte Aeſſner, wo er die Zeitungen hätte, und wem ſie vorgeleſen wären; nur dies könne ihn retten. R. . . . aber ließ ſich nicht bethören, und beharrte bei ſeiner Ausſage.

Jetzt kam Schultze zurück. „Iſt er vernommen?“ war ſeine erſte Frage, als er in das Gemach trat. Aeſſner überreichte ihm das Protokoll. Mit raubgierigem Auge ſah er es durch, und wühlte währenddeſſen mit ſchneidenden Blicken in den Zügen des Angeſchuldigten, ob er ſich nicht vielleicht durch Farbe oder Mienen verrathen mögte. „Gut ausgedacht,“ ſagte er am Ende höhniſch; „man ſollte kaum glauben, daß ſolche Fabelei erſonnen und für lautere Wahrheit ausgegeben werden könnte. Da tritt der gröbſte Verbrecher mit unverſchämter Stirn hin, und giebt ſich das Anſehen, als wenn er das größeſte Recht in Händen hätte. Aber wir werden Sie feſt halten; Sie ſollen diesmal der gerechten Strafe ſicher nicht entgehen.“ — „Ordonanz!“ rief er wieder zur Treppe hinab. Der Scherge erſchien und erhielt Befehl, den Beklagten in Verhaft zu bringen.

Kaum hatte N. . . . eine halbe Stunde in ſeinem Gefängniſſe zugebracht, ſo ward er ſchon wieder vor den Generalcommiſſair geführt, welcher unterdeſſen den Poſtbedienten hatte kommen laſſen, von welchem N. . . die alten Zeitungen erhalten. In ſeinem Beiſein wurde dieſer vernommen, und beſtätigte durch ſeine Ausſage Alles, was N. . . . erzählt hatte. Unter Androhung der härteſten Strafe, ſogar bei Dienſtentſetzung wurde ihm geboten, nie wieder alte Zeitungen aus dem Poſthauſe verabfolgen zu laſſen. Vielmehr die vorhandenen ſämmtlich den Flammen zu übergeben.

Schultze änderte indeſſen ſeinen Ton gegen den beſchuldigten R. . . ., und bat ihn, einſtweilen Platz zu nehmen, weil er mit ſeinem Gehülfen Aeffner inzwiſchen einen Geſchäftsweg zu thun habe. R. . . . nahm ſeinen Platz im Bureau des Commiſſairs, welcher durch mancherlei Schleichwege mit ſeinem Gefährten zur Wohnung des Denunzianten eilte, welchen er gern unerkannt wiſſen wollte; aber einige neugierige und theilnehmende Bekannte des Angeſchuldigten bewachten von ferne die Behauſung des gefürchteten Großinquiſitors, und verfolgten ihn mit ihren Argusaugen denn auch bis in die Wohnung des Anzeigers. Nach einer halben Stunde kamen beide zurück und Schultze forderte dem Beklagten jetzt ſeine Brieftaſche und alle etwa bei ihm [illegible] Papiere ab. Es war darunter, auſſer einigen unerbrochenen Briefen, nichts Verdächtiges. Mit Haſt aber fiel der Commiſſair über die Briefe her, und erbrach ſie, ob nicht vielleicht ihr Inhalt einigen Aufſchluß über die Geſinnungen des Inquiſiten geben könnte.

R . . . ., welcher ſich dadurch beleidigt fühlte, reichte ſeinem Richter nun auch ſeine Tabacksdoſe, und bat ihn ſpöttiſch, auch dieſe zu unterſuchen, weil einem Verdächtigen kein Plätzchen zu klein ſei, um nicht eine ſichere Statt für geheime Schriften daſelbſt zu ſuchen.

Dadurch brachte er den erzürnten Generalcommiſſair noch einmal ſo ſehr gegen ſich in den Harniſch, daß ihn der Donner der Rede noch jetzt würde zu Boden geſchlagen haben, hätte nicht die vernichtende Flamme, die dem Getöſe erſt Bedeutung giebt, gefehlt.

„Wir laſſen keinen Scherz mit uns treiben, ſprach der erbitterte Mann; Ihr hartnäckiges Läugnen ſchützt Sie nur ſo lange, bis wir näheren Aufſchluß über Ihr ſtaatsverrätheriſches Betragen erhalten haben werden. Sie haben ſich glücklich zu preiſen, daß dies im gegenwärtigen Augenblicke nicht möglich geweſen iſt, und danken Sie Gott für die Gnade, welche Ihnen in Ihrer Entlaſſung bewieſen wird. Aber unterſtehen Sie ſich nie wieder, auch nur ähnlichen Spaß mit Ihren Freunden zu treiben. Der Gouverneur will dergleichen unnütze Scherze nicht, und auch ich gebiete Ihnen hiermit, ſich deren zu enthalten, wenn Sie nicht in ſchwere Strafe fallen wollen. Merken Sie ſich dies!“ Mit dieſen Worten öffnete ſich die Stubenthür und R. . . . gieng ungehangen heim.

* *

Er irrte ſich, wenn er den Klauen der argliſtigen Brut entronnen zu ſein glaubte. Die Polizei glaubte vielmehr einen verſchmitzten und brauchbaren Mann in ihm erkannt zu haben. Daher warf ſie in der damaligen Ungewißheit über den Gang der politiſchen Ereigniſſe das Auge auf ihn, in der zuverſichtlichen Hoffnung, daß er durch willige Dienſtbarkeit die Gnade ſeiner ſtrengen Wächter gern wieder zu gewinnen ſich beſtreben würde. Schultze aber gedachte ihn vielleicht auf dieſem Wege am ſicherſten beizukommen, wenn er die Anforderungen der hohen Polizei etwa zurückweiſen, ſich durch unvorſichtige Antworten verrathen, oder die Gelegenheit zum geheimen Wechſel der Nachrichten mit den Feinden benutzen ſollte. Noch ein verdächtiger Schritt, und es war um ihn geſchehen.

R. . . ., welcher ſich ſeit jener Unterſuchung aller, nur verdächtig ſcheinenden, Neuigkeitskrämerei enthalten hatte, wurde nach einiger Zeit zu dem G. C. berufen und befragt: ob er wohl geneigt ſei, ſeine Verſchlagenheit einmal zum Beſten des Gouvernements zu gebrauchen?

„Wenn es mit Pflicht und einem guten Gewiſſen vereinbar iſt,“ erwiederte er.

„Seit vierzehn Tagen, deutete ihm C. an, warteten wir vergebens auf die franzöſiſchen Berichte, und wiſſen daher durchaus nicht, wie es um die Armee ſteht. Dagegen iſt es außer Zweifel, daß man in der Nähe die beiderſeitigen Berichte hat. Sie erwerben ſich Anſprüche auf eine reichliche Belohnung, und die erſte einträgliche Stelle, welche erledigt wird, wird Ihnen, wenn Sie ſich durch die feindliche Armee hindurchſchleichen, und uns aus B. oder H. die gewünſchten Nachrichten oder öffentliche Blätter mitbringen.“

„Ich leiſte auf Belohnung und Stelle Verzicht,“ antwortete R. ..., und bedaure, das Anſuchen des Gouvernements nicht erfüllen zu können. Führte ich franzöſiſche Blätter bei mir, und würde, was gar leicht möglich iſt, ergriffen, ſo wäre ich zum Strange reif. Dieſer Umſtand muß mich hinlänglich über meine Weigerung entſchuldigen.“

„Sie irren, entgegnete jener, wenn Sie glauben, daß eine ſo ſchwere Strafe auf die Verbreitung der öffentlichen Blätter geſetzt iſt. Sie enthalten alle nicht viel mehr, als das Unglück unſerer Armeen; daher werden es Ihnen auch unſere Feinde Dank wiſſen, wenn Sie dieſelben hierher zu befördern ſuchen.“

„In dieſem Falle," verſetzte R. . . . , „würden die Feinde dieſen Dank ſelbſt zu verdienen geſucht, und Sie nicht in die Nothwendigkeit geſetzt haben, eine Stelle für dieſe Dienſte zu verſprechen. Wozu müßte ich mich dann auch durch die feindliche Armee hindurchſchleichen, wenn ich für meine Dienſte auf ihren Dank rechnen dürfte?"

„Sie verläugnen es nicht, mein Herr," unterbrach ihn Schulzens Abgeordneter heftiger, „daß Sie ein Widerſacher der Regierung ſind. Sie würden jeden Wunſch der Preußen als Befehl betrachten und erfüllen; aber Verderben über die Franzoſen und ihre Verbündeten bringen, wenn Sie die Macht dazu hätten. Man kennt Sie und Andere Ihres Gelichters jetzt ſattſam. Sie ſind ein ſchlechter Patriot, und die Polizei wird von dieſem Augenblicke an ein noch ſchärferes Augenmerk auf Sie richten, als bisher."

Wieder eine wenig troſtvolle Entlaſſung für einen Mann, welcher ſich nun von den Schergen der geheimen Polizei umlagert ſah, und dennoch lieber ihre Geiſſeln über ſich ſchwingen laſſen, als ihrer ſchlechten Sache dienen wollte. Auch beſtätigten ſich ſeine Beſorgniſſe, von dem Oberhaupte dieſer Sündenknechte, dem Generalcommiſſair Schulze, noch ferner verfolgt zu werden.

ließen ſich doch, da bei ſeiner außerordentlichen Vorſicht in Wort und That an kein Vergehen gegen den Willen des Gouverneurs zu denken war, leicht Beſchuldigungen erſinnen, wenn es auf die Vernichtung eines wehrloſen Mannes unter raubgierigen Hyänen und Tigern ankam. Es war Glück genug für ihn, daß es immer noch bei ängſtigenden Unterſuchungen und peinlichen Verhören ſein Bewenden hatte. Ein Augenblick, worin der Verfolgte die Geiſtesgegenwart verlor, hätte ihm den Verluſt ſeines Eigenthums und die Verweiſung zuziehen können.

* *
*

Es war vierzehn Tage nach jenem Vorfalle, als der Generalcommiſſair unſerem N. . . . Morgens um acht Uhr auf offner Straße begegnete. Jener kam vom Gouverneur, bei welchem er alle Tage um dieſe Stunde ſeinen Bericht abzuſtatten pflegte. Mit einer ſeltenen Höflichkeit und freundlicher, als je, näherte er ſich dem Mann, welchen er ſo gern zur Beute ſeiner heimtückiſchen Argliſt zu machen wünſchte.

„Was bringen Sie Neues aus dem Hauptquartier der Preußen und Ruſſen mit? Sind Sie glücklich wieder angelangt? Wie geht es bei der feindlichen Armee?" So drängte eine Frage die andere, um den Inquiſiten durch dieſe ſtürmiſche Zudringlichkeit beſtürzt und irre zu machen. R. . . . aber gab mit vieler Unbefangenheit ſein Erſtaunen über dieſe Anrede zu erkennen, und bat den Commiſſair um deutlichere Erklärung über ſein Fragen.

„Stellen Sie ſich nicht ſo fremd, fuhr Schulze etwas härter fort; wir ſind von Allem unterrichtet. Diesmal entgehen Sie der verdienten Züchtigung nicht. Es iſt hier nicht der Ort, mich Ihnen noch ausführlicher darüber zu erklären; aber kommen Sie lieber ſogleich mit in mein Bureau, dort wollen wir den Handel weiter unterſuchen."

R. . . . muſte dem Plagegeiſte ohne Widerrede in ſeine Behauſung folgen. Wie der Unwille über die Mißhandlungen, welche er von dem boshaften Anhange der Franzoſen erfahren mußte, ſeine Bruſt mit bitterem Haſſe und ſtarrſinnigem Trotze erfüllte, kann ſich jeder leicht denken, der ſich ſelbſt jemals über Vergehungen, deren er beſchuldigt ward, vertheidigen ſollte, ohne ſie begangen zu haben. Und worin kann die Vertheidigung in ſolchen Fällen auch weiter beſtehen, als in einem kurzen „Nein," wenn die Beweiſe, welche vorgetragen werden könnten, als Scheingründe hingeſtellt werden, und die angedichteten Verbrechen nur dazu dienen ſollen, einen Unſchuldigen zu martern oder am Ende unglücklich zu machen, ſobald er ſchwach und ängſtlich genug iſt, ſich von ſeinen Verfolgern übertäuben zu laſſen?

Der Weg führte unmittelbar wieder in das Bureau des Generalcommiſſairs, wo er ſeine Unterſuchung, wahrſcheinlich nur die Folge eines momentanen Einfalls, mit folgenden Worten begann:

„Wo ſind Sie ſeit drei Tagen geweſen? Man hat mir angezeigt, daß Sie ſich während dieſer Zeit im Hauptquartier der Ruſſen und Preuſſen aufgehalten hätten. Erklären Sie ſich darüber!

„Ich bin, betheuerte R. . . ., nicht einmal eine Stunde, geſchweige denn drei Tage auſſerhalb der Stadtmauern geweſen, und es wird mir nicht ſchwer werden, Ihnen davon die überzeugendſten Beweiſe zu geben.".

„Wie können Sie es wagen, ſich wieder in Magdeburg ſehen zu laſſen, und welcher iſt der Zweck Ihrer Rückkehr?" Auch darüber verlangte Schulze Erklärung. R. . . . wiederholte ſeine Betheurungen, daß er die

Stadt nicht einen Augenblick verlaſſen habe, und verſprach abermals, Beweiſe darüber zu führen.

„Wodurch wollen Sie beweiſen, fuhr Schultze fort, daß Sie die Stadt ſeit drei Tagen wirklich nicht verlaſſen haben?“

„Durch das Zeugniß ſo vieler Familienväter, erwiederte R. . . ., als Sie nur immer verlangen. Meine Bekannten, meine Freunde haben mich in dieſen Tagen eben ſo oft geſehen, als ſonſt.“

„Ihre Freunde und Bekannte können kein unpartheiiſches Zeugniß über Sie abgeben; haben Sie keinen anderen Zeugen?“

„Wenn auch die Ausſage mehrerer, mir gänzlich fremder Einwöhner nicht ſtatthaft gefunden werden ſollte; ſo kann ich mich ſelbſt auf das Zeugniß des Herrn Cantonmaire Aeffner berufen, welcher mich während dieſer Tage öfter geſehen und angeredet hat.“

„Der Cantonmaire Aeffner kann nicht als unpartheiiſcher Zeuge in Ihrer Sache auftreten, weil er ein natürlicher Widerſacher gegen alle Feinde des Vaterlandes iſt.“

So viel Frechheit empörte den guten R. . . . und er brach in einem Strom von Klagen über die falſchen Anzeigen und Verbrechen, welche man ihm andichtete, in die Worte aus, daß der Commiſſair lieber ganz Magdeburg auf ſein Bureau beſcheiden und vernehmen mögte. „Wenn nun die Ausſage meiner natürlichen Gegner, wie Sie ſich ausdrücken, für mich entſchiede: würden Sie auch dann noch einen Zweifel in meine Erklärung ſetzen?“ R. . . . wußte nicht, oder er durchdrang den Schleier der Bosheit in dieſem Augenblicke nicht, um einzuſehen, daß der Generalcommiſſair wiederum nur ein grauſames Spiel mit ihm triebe, um ſich an der Verſchlagenheit zu rächen, mit welcher er ſich aus dem erſten verdrüßlichen Handel gewickelt hatte.

Schulze blieb diesmal gelaſſen. Mit grinſendem Geſichte, gleich dem blutdürſtigen Henker, welcher ſich an der Angſt und Sorge ſeines Raubes weidet, fragte er weiter: „ſind die Zeugen, auf welche Sie ſich nach den Geſetzen berufen können, redliche Männer von unbeſcholtenem Rufe?“

„Redlich und unbeſcholten, wie Sie, Herr Generalcommiſſair, erwiederte R. . . ., welchem die Gelegenheit erwünſcht kam, den Buben auf ſein elendes Ich und den Fluch ſeines Namens im Volke aufmerkſam zu machen. Zum Glücke konnte dieſe Geiſſel der Magdeburger hier nicht gegen ihn auftreten und erwiedern, daß es mit ihrer Redlichkeit dann wohl ein übel Ding ſein, und um ihren unbeſcholtenen Ruf ſehr ſchlecht ſtehen müſſe. Auch wollen wir nicht behaupten, daß ſich die Eigenliebe des Commiſſairs diesmal ſehr geſchmeichelt gefühlt habe; denn wer mit den Wölfen heult, der weiß insgemein auch, daß er ihrem raubgierigen und grauſamen Geſchlechte verwandt iſt.

„Binnen einer Stunde, ſo ſchloß Schultze ſeine Nachforſchungen, erwarte ich Sie hier mit ihren Zeugen. Vergeſſen Sie auch nicht, Ihren Hauswirth mitzubringen.“

Unter mancherlei Gefühlen und tiefem Nachſinnen über das ſchändliche Verfahren ſeines Peinigers und die Möglichkeit einer gerechten Rache an dieſem Frevler, gieng R. . . . ſeiner Wohnung zu. Höheren Reitz hatte nun der Gedanke für ihn, die Stadt wirklich zu verlaſſen, und die Belagerer mit den boshaften Gelichter der franzöſiſchen Rotte bekannt zu machen. Allein es ſchwebten ihm zu viele Beiſpiele ſolcher vor Augen, welche die Flucht vergebens verſucht hatten, und in die Hände der Wachen gefallen waren, die ſie zu einer entehrenden und empfindlichen Strafe an den berüchtigten Schultze ablieferten. Betraf ihn dies Unglück, ſo war es um ihn geſchehen; denn wo wäre Schultz gegen einen wahrhaften Verſtoß wider die Polizeiordnung geweſen, da der Anſchuldigungen ſo viele erdichtet wurden, um ihn zu ſtürzen. Er faßte daher am Ende den Entſchluß, zu bleiben, und dem Befehle des Commiſſairs Genüge zu leiſten; vielleicht, dachte er, würde auch dieſer Schreckensrichter doch den Schein der Geſetzlichkeit ſo viel achten, daß er nicht gegen alle Beweiſe, gegen die Wahrſcheinlichkeit und ohne alle Gründe nach falſchen Anſchuldigungen urtheilte und verdammte.

Nach einer Stunde begab er ſich daher mit ſeinem Hauswirthe und den erforderlichen Zeugen in die Behauſung des Generalcommiſſairs. Gleich bei ihrem Eintritte fragte Schultze zwei Polizeidiener, welche er zu dem Ende beſtellt hatte: „ob dieſe Männer den Ruf der Redlichkeit und des Patriotismus hätten?“ So gern dieſe in den Wunſch ihres Oberhaupts, dieſe Zeugen als verwerflich abweiſen zu können, eingeſtimmt, und ſich gegen dieſelben erklärt hätten; ſo war dennoch gegen den unbeſcholtenen Ruf derſelben nichts einzuwenden, und was jene Polizeidiener diesmal aus Pflicht und Gewiſſen beſtätigten, das würden ſie unter andern Umſtänden vielleicht aus Rückſichten für die Zukunft auch unterſtützt haben. Nicht alle Glieder des furchtbaren Drachen der geheimen Polizei ſahen mit gleicher Verwegenheit und Stirnloſigkeit der Auflöſung ihres Körpers entgegen; nicht alle hatten ſo viel empörendes Zutrauen zu den Waffen der franzöſiſchen Raubhorden, daß ſie Europa wieder unter ihrer blutigen Geiſſel ſeufzen zu ſehen hofften.

Noch einmal verſuchte Schultze, auch dieſe Menſchen zu irren, und fragte ſie, an welchem Tage R. aus Magdeburg abgereiſet ſei? Als aber auch ſie alle in der Ausſage übereinſtimmten, daß derſelbe die Stadt nicht verlaſſen hätte, ſondern täglich und ſtündlich von ihnen geſehen worden ſei; ſo mußte ſich der Commiſſair auch diesmal wieder damit begnügen, einen Mann durch falſche Beſchuldigungen gekränkt und durch drohende Unterſuchungen geängſtigt zu haben, gegen welchen er nur den Verdacht hegte, daß er es wohl mit den Feinden der franzöſiſchen Regierung gut meinen könnte. R... wurde endlich wieder frei gelaſſen.

Wir haben hier nur einen Verſuch gemacht, die Mißhandlungen, welche die Einwohner Magdeburgs durch dieſen Menſchen erfahren haben, an einem Deutſchen darzuſtellen, welcher nur Verdacht gegen ſich erweckt hatte. Wie viele aber ſind deren, die enthuſiaſtiſch, dreiſt, brav genug waren, ſich Verſtöße gegen die franzöſiſchen Anordnungen zu erlauben, deren ſie überführt werden konnten? An wie vielen weidete ſich nun die Bosheit des grauſamen Baſtardes, wenn er ſie ins Gefängniß werfen oder zur Ergötzung ſeiner Tücke bluten laſſen konnte? Wir ſchweigen von den unſchuldigen Opfern, welche unter dem Beile dieſes fürchterlichen Lictors gefallen ſind; aus dem Andenken der Magdeburger werden jene Schreckensſcenen ſobald noch nicht verſchwinden, und von Munde zu Munde noch lange fortgepflanzt werden. Einige Probeſtücke aber, wie dieſer Schultze ſeine Gewalt zu Gaunerſtreichen und Mißhandlungen mißbrauchte, ohne den Schimpf der Beſtechlichkeit, der ſchnöden Zurückweiſung und dreiſten Verachtung auch nur im geringſten zu fürchten, mögen hier noch einen Platz finden.

* * *

Magdeburg war ſchon einige Zeit von aller Mittheilung mit der umliegenden Gegend abgeſchnitten, als die vereinigten Heere ſich gegen Leipzig in Bewegung ſetzten, und hier allen ihren Siegen über Frankreichs Auswurf die Krone aufſetzten. In Leipzig lebte damals der Sohn eines Magdeburgiſchen Weinhändlers, welcher die Schrecken der Schlacht drei Tage lang angeſehen und gehört hatte, als Handlungsdiener. Nach dieſen furchtbaren Tagen des Blutvergieſſens regte ſich in dieſem der Wunſch, ſeinen Eltern zu Magdeburg über die, faſt unglaublichen Fortſchritte, der ruſſiſch-deutſchen Armeen einige Nachricht zu ertheilen. Auch mußte er glauben, daß ſeine Eltern, welchen das dumpfe Gerücht über dieſe großen Ereigniſſe unfehlbar auch in Magdeburg wohl zu Ohren kommen würde, doch einige Nachricht von ihm wünſchen mögten, ſobald ſie von der Gefahr ſeines Aufenthaltsorts gehört haben würden. Daher bemühete er ſich, eine Gelegenheit auszumitteln, durch welche er ihnen Einiges über ſich und die Schlacht der Völker von Europa mittheilen könnte. Es bot ſich ihm bald eine ſolche dar, und er ſchrieb an den Vater einen Brief, deſſen weſentlichſter Inhalt etwa folgender war:

„Du haſt mir zwar ein für allemal unterſagt, Dir Neuigkeiten oder irgend etwas von der Geſchichte des Tages zu melden, weil dergleichen Mittheilungen in Magdeburg und der Umgegend ſtreng verboten wären, und kein Intereſſe für Dich hätten. Aber ich kann diesmal nicht umhin, Deinem Befehle entgegen, Einiges über die großen Ereigniſſe zu ſchreiben, welche unſere Stadt (Leipzig) unſterblich machen. Eine Rieſenſchlacht iſt rings um die Stadt her geſchlagen, welche drei Tage, vom ſechzehnten bis zum neunzehnten October, gedauert hat. An dieſem Tage waren die Franzoſen in den Mittelpunct ihrer Stellung, nach Leipzig, zuſammengedrängt, und die Reſte ergriffen endlich, von der fürchterlichſten Noth, von Hunger und Durſt gemartert, die Flucht. Sie werden von den Siegern auf das eiligſte verfolgt; täglich und ſtündlich werden Gefangene durchgeführt, Kanonen und Pulverwagen erbeutet, und Deutſchland iſt vom Joche der Knechtſchaft frei.“ u. ſ. w.

Dies Schreiben fiel, anſtatt dem Vater des Verfaſſers ausgehändigt zu werden, in die Hände der Franzoſen. Sogleich ward es dem Gouverneur und durch dieſen dem Polizeicommiſſair Schultze übergeben. Letzterer ließ den Weinhändler ſogleich zu ſich kommen, und wieß ihm die Unterſchrift des Briefs. „Iſt Ihnen die Unterſchrift bekannt? Kennen Sie dieſe Hand?“

Der Mann war unbefangen bei dieſen Fragen, und läugnete nichts. Nun fragte Schultze weiter: „iſt Ihr Sohn gegenwärtig in Leipzig?“

Auch dies beſtätigte der Vater durch ſeine Ausſage Darauf übergab ihm Schultze den Brief, und forderte ihn auf, ſich über den Inhalt deſſelben zu erklären. „Geſtehen Sie nur," ſprach er, „daß Sie mit Ihrem Sohne ſchon länger einen geheimen Briefwechſel geführt haben! Die Prolegomena ſeines Schreibens ſind nur Formeln wodurch er Sie auf den gegenwärtigen Fall, ohne Zweifel auf Ihren Rath, ſicher zu ſtellen gedacht hat. Aber wir kennen dieſe Winkelzüge, und in dieſem Augenblicke erwarte ich eine Zuſchrift von Ihrer Hand an Ihren Sohn in Leipzig, welche der Polizei in die Hände gefallen iſt, und Sie Ihres ſträflichen Briefwechſels ſogleich vollkommen überweiſen wird."

„Es iſt wahr," antwortete der Weinhändler S., „daß der Brief von meinem Sohne aus Leipzig geſchrieben, an mich gerichtet iſt, und einen Briefwechſel zwiſchen ihm und mir beweiſet. Daß aber dieſer Briefwechſel verdächtig ſei, und ſich jemals über politiſche Gegenſtände verbreitet habe, muß ich läugnen. Den Beweiſen, welche Sie darüber führen wollen, ſehe ich mit Ruhe entgegen; auch kann ein Brief von mir, worauf Sie ſich ſo eben beziehen, nur erdichtet oder untergeſchoben ſein. Daß mein Sohn gegen unſere Polizeiordnung gefehlt hat, erkenne ich; wäre er in Magdeburg, ſo verdiente er Beſtrafung. Ob er in Leipzig für ſein Schreiben verantwortlich iſt, kann hier gleichgültig ſein. Ungerecht aber wäre es, wenn der Vater für den Sohn büßen ſollte.

Schultze glaubte diesmal wirklich, daß S. ſchuldig ſei, und wiederholte daher ſeine Verſuche, ihn zum Geſtändniſſe zu bringen, noch einigemal. Aber der Brief, den er geſchrieben haben ſollte, blieb aus, und S. beharrte ſtandhaft bei ſeinem Läugnen. Weil er ſich aber nicht immer behutſam genug ausdrückte, und, als er den Generalcommiſſair die Angelegenheit ernſtlich betreiben ſah, durch die lebhafte Vorſtellung der großen Gefahr, in welcher er ſich glaubte, betroffen wurde; ſo wuchs die Erbitterung ſeines Richters eben ſo raſch, als der Verdacht. Schultze ließ den Unſchuldigen in ein Gefängniß werfen, und ertheilte darüber auch nicht einmal der Familie des Weinhändlers Nachricht. Vielmehr beobachtete er die ſtrengſte Verſchwiegenheit über ſein Verfahren, und vertraute das Geheimniß der Verhaftung des S. keinem, als dem Polizeidiener, in deſſen Gewahrſam er gegeben ward. Weil nun auch niemand zu ihm gelangen konnte und durfte, ſo verſtrichen mehrere Tage, ehe die Gattin und die Angehörigen des Weinhändlers durch vieles Nachforſchen auch nur einige Auskunft über das Schickſal des armen Mannes einzogen.

Augenblicklich wendeten ſie ſich nun freilich mit ihren Vorſtellungen und Klagen an den Gouverneur und zugleich an den Generalcommiſſair Schultze, an welchen ſie auch Lemarois verwieß. Sie beſtürmten ihn mit dringenden Bitten, ein Fürwort bei dem Gouverneur für den Unſchuldigen einzulegen, als wäre er ein gröſſerer Verbrecher geweſen. Der Commiſſair aber entließ dieſelben mit unbeſtimmtem Beſcheide, und befahl ihnen, ſich andern Morgens wieder bei ihm einzufinden.

Mit welchen Empfindungen die Theilnehmenden die Behauſung dieſes gefürchteten Tyrannen der Magdeburger verlaſſen haben mögen, iſt leicht zu erachten. Die Frau, welche über den Briefwechſel ihres Mannes mit dem Sohne ſelbſt in Zweifel war, und den Inhalt deſſelben nicht genau kannte, dachte ſich nicht nur die Möglichkeit der Wahrheit jener Beſchuldigungen ſehr lebhaft, ſondern ſie malte ſich ſogar die Wahrſcheinlichkeit mit den lebendigſten Farben aus, weil ſie ihren Mann von der Seite ſeiner heiſſen Wünſche für Preuſen und Deutſchland genau kannte. Mit Schrecken erfüllte ſie das Bild des Galgens, welchen der Gouverneur Lemarois innerhalb der Mauern hatte aufrichten laſſen. Er war bereits mit einem Strange, an welchem ein unſchuldiges Opfer der franzöſiſchen Grauſamkeit zu Tode gequält worden war, geſchmückt, und ſchien noch mehrerer zu harren.

Nach einer qualvollen Nacht gieng die Geängſtigte am folgenden Tage in der Frühe mit den Freunden ihres Mannes zum Generalcommiſſair, und dieſer eröffnete ihnen zu ihrer groſen Beſtürzung, daß er zwar eine Fürbitte für den Verhafteten bei dem Gouverneur eingelegt, von demſelben aber keinen günſtigen Beſcheid erhalten hätte. Der Verbrecher habe durch einen verrätheriſchen Briefwechſel den Tod verdient; davon könne er nur gegen die Ablieferung von 20,000 Flaſchen Wein für die Beſatzung frei geſprochen werden.

Man ſieht jezt wohl, daß die ganze Speculation auf den Keller des Delinquenten berechnet wurde, welcher übrigens ſolchen Reichthum an Wein kaum enthielt, und ohnehin das ganze Vermögen der Familie ausmachte. Ungeachtet der Familie die augenblickliche Befreiung des Vaters gegen dieſe Löſung verſprochen wurde, und die Frau bereit war, für den Gatten Alles aufzuopfern; ſo konnte ſich der Verhaftete ſelbſt unmöglich dazu entſchlieſen, alle Mittel des Erwerbs aus ſeinen Händen zu geben, um als ein Bettler aus dem Gefängniſſe zu kommen, und dann mit ſeiner verarmten Familie die

Stadt zu verlaſſen. Er wollte lieber das Aeußerſte erwarten, als in dieſe Bedingung willigen.

Seine Freunde ſtellten dem Commiſſair nun vor, daß die Forderung ſeine Kräfte überſtiege und daher nicht befriedigt werden könnte. Sie baten um Erlaß der Strafſumme, und ſuchten noch einmal um Verwendung bei dem Gouverneur nach. Auch zum andernmale gelobte ihnen Schultze dieſelbe an, und beſchied dieſelben wiederum auf den folgenden Tag zu ſich. Kaum wagten die Beſorgten, welche nun die ungeheure Löſungsſumme kennen gelernt hatten, durch welche man ſich bei franzöſiſchen Staatsdienern vom Verdachte reinigen müſſe, noch einige Hoffnung für die Befreiung ihres S. zu faſſen. Sie ſahen die Unmöglichkeit ein, jene Anforderung zu befriedigen, und giengen daher zur beſtimmten Zeit mit beklommenen Herzen zu ſeinem Kerkermeiſter. Dieſer eröffnete ihnen darauf, daß der Gouverneur ſich durch ſein Anſuchen habe bewegen laſſen, ſich mit der Hälfte des Weins zu begnügen. Nun machte er es ihnen zur unerlaßlichen Pflicht, denſelben ſofort herbeizuſchaffen, oder die ſtrengſten Maaßregeln gegen den Verhafteten zu gewärtigen. Anſtatt ſie über das Unglück zu tröſten, nahm er ihnen durch ſeine Drohungen allen Muth, und entließ insbeſondere die arme Frau, welcher der Gatte auch dieſe Strafſumme für ſeine Befreiung nicht bewilligen wollte, der Verzweiflung nahe, aus ſeinem Hauſe.

Unterwegs faßte ſie den Entſchluß, zum Gouverneur zu gehen, und bei ihm ſelbſt um Entlaſſung ihres Gatten nachzuſuchen, welcher indeſſen durch kein Gefängniß und keine Drohung zum Geſtändniſſe eines Verbrechens zu bewegen war, das er nicht begangen hatte.

Schon viele hatten dieſen Entſchluß vergebens gefaßt und ohne Erfolg ausgeführt. Aber für die Frau des Weinhändlers hatte er viel Verſprechendes, weil ſie ſich auf Schultzens Forderung berufen, und an ſeiner Stelle dem Gouverneur ſelbſt ein Anerbieten thun konnte.

Durch Vermittelung einiger Bekannten hatte ſie das Glück, wirklich bei dem Gouverneur Lemarois Gehör zu finden. Sie ſtellte ihm in einer kurzen Erzählung den ganzen Vorfall dar, von welchem derſelbe wenig wußte, weil er die Sache ein für allemal an den Generalcommiſſair verwieſen hatte. Er wurde ſehr aufmerkſam, als er die Frau von allzuhoher Straſſumme reden, und dabei ſtets die Unſchuld ihres Mannes betheuern hörte.

„Hat man ihn ſeines geheimen Briefwechſels nicht überwieſen?" fragte der Gouverneur.

„Ew. Excellenz, es hat noch gar keine förmliche Unterſuchung ſtatt gefunden; es iſt daher an Beweiſe gar nicht zu denken. Wenn aber der Herr Generalcommiſſair den ganzen Briefwechſel meines Mannes durchſehen will, ſo wird er auch nicht eine verdächtige Zeile darin finden."

„Die Unbeſonnenheit Ihres Sohnes hat Sie in dieſe Verlegenheit geſetzt."

„Er hat ſich, als Verfaſſer des Briefs, ſicher geglaubt, und nicht daran gedacht, daß er ſeinen Vater dadurch unglücklich machen könnte."

„Jetzt hat er ohne Zweifel bei der feindlichen Armee Dienſte genommen?"

„Der letzte Brief, Ew. Excellenz, welcher die Unterſuchung veranlaßt hat, iſt aus Leipzig geſchrieben, wo er in einer Handlung geſtanden; daher iſt er der Armee bis auf dieſen Tag wohl nicht gefolgt."

„Auf welchem Wege hat Ihr Mann ſeine Briefe an ſeinen Sohn nach Leipzig geſchickt, und auf welchem die Zuſchriften deſſelben erhalten?"

„Seitdem Magdeburg geſperrt wurde, iſt kein Brief an meinen Sohn abgegangen, und der erſte, welchen wir in dieſer Zeit von ihm empfangen haben, iſt derſelbe, welcher meinem Manne durch die Hand der hohen Polizei zu Geſichte gekommen iſt."

„Iſt die Summe groß, welche Ihnen der Generalcommiſſair zur Strafe auferlegt hat?"

„Er hat uns zuerſt angezeigt, daß er durch ſeine Fürbitte die Entlaſſung meines Mannes gegen die Ablieferung von 20 000 Flaſchen Wein bei Ew. Excellenz ausgewirkt habe. Tages darauf hat er die Summe auf Ihren Befehl zur Hälfte herabgelaſſen."

„Er hat für die Beſatzung geſorgt. Sie müſſen darauf denken, den Wein herbeizuſchaffen. Das kann Ihnen nicht ſchwer werden, da Ihr Mann ein Weinhändler iſt."

„Unſer Handel und die Niederlage von Wein, welche uns ernährt, iſt nicht ſo groß, daß wir dieſen Verluſt ohne bittere Folgen ertragen könnten. Es würde unſer ganzes Vermögen koſten, den Verhafteten auf dieſem Wege zu befreien, und wir wären dann Bettler. Aber ich habe das Vertrauen zu Ew. Excellenz, daß Sie auf die Unſchuld meines Mannes Rückſicht nehmen, und ihn auf den Grund Ihrer Gnade ſeiner Haft entlaſſen werden.“

Lemarois, welcher den Generalcommiſſair kannte, und bei weitem nicht ſo ſchlecht war, als dieſer, überzeugte ſich bald, daß die Verhaftung des unſchuldigen S. nur ein Expreſſungsmittel ſei, und konnte den wiederholten Bitten der Frau nicht länger ausweichen. Mit einer Warnung, ſich nie in irgend einen Briefwechſel mit ihrem Sohne einzulaſſen, welcher ſich als ein Feind des Vaterlandes charakteriſirt hätte, entließ er die Frau und ihren Gatten.

Was Schultzen vorzüglich zu jener grauſamen Härte gegen den Weinhändler geſtimmt hatte, waren ohne Zweifel ſeine kurz vorher bekannt gemachten Siegesnachrichten über die Schlachttage von Leipzig und der unerſättliche Durſt, welcher Geld, Gut und Blut nicht genug aus den Untergebenen herauspreſſen konnte.

* *

*

Wie der Tyrann Napoleon auch an wahnwitzigen oder trunkenen Spöttern ſeiner Macht und Thorheit blutige Rache genommen habe, iſt aus dieſen Blättern bereits bekannt. Wie der Commiſſair Schultze zu Magdeburg, als eine getreue Copie des großen Wütherichs en miniature, die Strenge der Geſetze gegen ſeine Verächter, auch wenn ſie der Zuſtand gänzlicher Bewußtloſigkeit hätte entſchuldigen können, geübt habe, mag folgendes Beiſpiel lehren.

Weber, ein vormaliger Handlungsdiener zu Magdeburg, hatte bei der Direction der indirecten Steuern ſein Unterkommen geſucht und gefunden. Er galt für einen geſchickten Arbeiter; aber man achtete ihn nicht ſehr, weil ihm der Trunk zur Leidenſchaft geworden war. So lange Magdeburg noch nicht von aller Gemeinſchaft mit der Umgegend ausgeſchloſſen war, genoß er, bei einer geringen Einnahme, einiger Unterſtützung von ſeiner Schweſter und einigen ihrer Bekannten. Als aber die Thore geſperrt und die Mittel des Erwerbs gelähmt wurden, hörten dieſe Unterſtützungen auf, und Weber entſchloß ſich, Magdeburg mit tauſend Andern zu verlaſſen und ſein Heil anderswo zu ſuchen. Er nahm einen kleinen Schatz, welchen er vom Steuerdirector und jenen Stützen ſeines Lebens eingezogen hatte, mit ſich, und verſchaffte ſich einen Auswanderungspaß vom Generalcommiſſair Schultze. Darauf ſchloß er ſich an ſeine Reiſegefährten an, und wanderte dem Thore zu. Hier war es Sitte, den Erlaubnißſchein der Auswanderung dem Thorwächter vorzuzeigen, worauf die Vorzeiger entlaſſen, und ihre Namen ſofort der hohen Polizei angezeigt wurden.

Weber, welcher von allen ſeinen Bekannten und Freunden, endlich auch von ſeiner Schweſter, Abſchied genommen, hatte ſich jener Pflicht auch entledigt, und war etwa um vier Uhr Nachmittags zum Thore hinausgegangen. Wir wiſſen nicht, wo ihn der Unſtern hingeführt haben mogte. So viel aber iſt gewiß, daß er in ein Häuſlein durſtiger Brüder gerathen war, und ſo fleißig mit ihnen getrunken hatte, daß er um ſechs Uhr wieder durch das Thor zurücktaumelte. Dies konnte von der Wache nicht unbemerkt bleiben, und der Thorwächter war angewieſen, jeden Ausgewanderten, der ſich wieder als Einwanderer betreten ließe, ſofort zu verhaften, und an das Polizeigericht abzuliefern.

Es kann uns daher nicht befremden, daß Weber in Gewahrſam genommen, und durch zwei Wache habende Soldaten zu den Polizeirichtern abgeführt wurde. Der Thorwächter gab ihnen ſtrengen Befehl, den Verhafteten ja nicht auſſer Acht zu laſſen. Dieſer aber ergötzte ſeine Führer durch allerlei luſtige Einfälle, und überredete ſie bald, mit ihm erſt in einer Weinſchenke einzukehren, und ein Glas auf ſeine Geſundheit zu trinken. Den Soldaten war dies um ſo weniger zu verargen, da ihr Arreſtant brennenden Durſt vorſchützte und ſie ſelbſt nur noch ſehr abgemeſſene Mahlzeiten halten durften. Sie kehrten daher mit jenem in einem Weinhauſe ein, und löſchten ihren Durſt mit dem freigebigen Wohlthäter um die Wette. Darüber verlief eine geraume Zeit, und der Thorwächter wartete mit Schmerzen der Rückkunft ſeiner Soldaten. Statt deſſen folgten dieſe nach Verlauf einer Stunde — das Blatt hatte ſich gewendet — ihrem Führer aus einem Wirthshauſe in das andere, gleichſam als wenn ſie ſeine Arreſtanten geweſen wären. Ueberall wurden dem Bachus neue Opfer gebracht, und die Arguſſe waren nahe daran, ſich auf das Ohr zu legen, und ihren Vogel fliegen zu laſſen. Zwei Stunden waren bereits verfloſſen, und die Wache war noch nicht zurückgekehrt. Der Thorwächter hatte keinen Schein über Webers Ablieferung erhalten, und fühlte ſich dadurch in die dringendſte Verlegenheit geſetzt. In Ermangelung anderer Mittel beorderte er einen dritten Soldaten, und gab dieſem folgendes Schreiben an die Polizeibehörde mit:

„Um vier Uhr heute Nachmittags iſt der Handlungsdiener Weber zum Thore hinausgegangen, und hat einen richtigen Auswanderungsſchein vorgewieſen. Derſelbe iſt um ſechs Uhr wieder in die Stadt zurückgekommen, und augenblicklich durch zwei Wache thuende Soldaten zum Herrn Generalcommiſſair Schultze abgeführt worden. Die Soldaten aber ſind bis auf dieſen Augenblick noch nicht zurückgekommen, und wir haben folglich auch noch keinen Ablieferungsſchein erhalten. Wir zeigen dieſen Vorfall hiermit an, um uns unſerer Pflicht zu entledigen, und die Polizei in den Stand zu ſetzen, die treffenden Maaßregeln in Betreff jenes Weber zu nehmen.“

Das Polizeigericht veranſtaltete ſogleich eine Nachſuchung, und wieß ſeine Sbirren, welche den gedachten Weber wohl kannten, vorzüglich auf die Wirthshäuſer an, in welchen ſie ihn ſchon öfter vorgefunden hatten. Nach kurzer Zeit fanden ſie ihn auch, unweit der Behauſung des Generalcommiſſairs, in einem Weinhauſe, wo er mit ſeinen Begleitern Poſto gefaßt, und ſeines Leichnams gepflegt hatte. Seine Führer theilten ſein Loos; ſie waren alle drei betrunken. Daher half keine freundliche Aufforderung der Polizeidiener, ihnen zu folgen und zum Generalcommiſſair zu kommen. Auch Drohungen waren fruchtlos, und es kam von harten

Worten zu vollwichtigen Fauſtſchlägen. Weber behielt noch immer die Oberhand, weil ihm ſeine trunkenen Wächter, als ihrem Freunde und Wohlthäter, beiſtanden.

Endlich wurde eine Wache vom nächſten Thore beſtellt, und vermittelſt ihrer Hülfe ward unſer Weber, zu ſchwach gegen dieſe Uebermacht, unter einem mächtigen Zulaufe und Gedränge des Volks in die Wohnung des Polizeicommiſſairs geſchleppt. Hier ſperrte man ihn, weil das Bureau am ſpäten Abend bereits geſchloſſen war, einſtweilen in ein enges Stübchen ein, und ließ ihm Zeit, ſich die Zeit mit Toben und Fluchen zu vertreiben. Viele Donnerwetter waren bereits von ſeiner ſtammelnden Zunge an den leeren Wänden verſchollen, als der General-Kerkermeiſter Schulze hereintrat. Eine ſaubere Unterredung begann. Wir würden ſie aus Achtung gegen Sitte und Gefühl unſerer Leſer übergehen, wenn ſie nicht die wahre Stimmung des Volks gegen die Knechte der Despotenhudelei und die ſchimpfliche Behandlung in ein helles Licht ſetzte, welche die hohen und gemeinen Schergen der Polizei, die ſich als Widerſacher der Menſchheit charakteriſiren, entweder geduldig ertragen oder durch furchtbare Maaßregeln rächen müſſen, die ihnen neuen Haß und noch tiefere Verachtung zuziehen.

„Wer iſt er?" frägt Schulze ſeinen Schuldner.

„Wer iſt ſein Er?" verſetzte dieſer.

„Weiß er, wen er vor ſich hat?"

„Ja wohl, den Polizeicommiſſair Schultze, den erſten franzöſiſchen Sch — n, welchen die Erde trägt u. ſ. w. Ein weitläuftiger Commentar von Erklärungen über jene trotzige Frage, welche alle nur zu ſehr das Gepräge der Deutlichkeit haben, folgt. An dieſe knüpfen ſich erſchreckliche Beſchuldigungen, bei welchen wir eher einen Augenblick verweilen dürfen. „Seine ſchwarze Seele iſt Schuld, daß ein Galgen auf dem Markte ſteht. Ihn ſollen die Raben daran freſſen, nur Geduld! Und wenn ihm die Krähen die Lumpen vom Leibe geriſſen haben, und ſein elender Leichnam wird dem Volke in ſeiner Blöße zum Spotte und zum Gelächter: ſieht er, dann werden die Leute ſagen: dem ſchlechten Kerl iſt ſchon recht geſchehen!"

In wüthendem Zorne grinſete Schultze den freimüthigen Redner an: „weiß er wohl, was ich mit ihm machen könnte?"

„O ja," erwiederte dieſer noch redſeliger als zuvor; „er könnte mir den Auftrag geben, ihm den Strang um den Hals zu werfen; kann mir eine Ehrenerklärung für die ſchimpfliche Behandlung ausſtellen, welche ich von ihm und ſeinen ſaubern Geſellen erfahren habe; er kann mir ſchriftlich geben, daß er der erſte Schinderknecht in Magdeburg iſt, und kann mich — u. ſ. w. u. ſ. w."

Noch wüthender ſchrie der Commiſſair nach ſeinen Knechten durch die Hausflur, und augenblicklich erſchienen einige handfeſte Geſellen, um den verwegenen Redner in den Kerker abzuführen, wo er ſeinen Rauſch ausſchlafen ſollte. Allein Weber war ſtärker, als ſeine Gegner, und hielt ſie, trotz ſeiner Trunkenheit, in gehöriger Entfernung von ſich. Schultze, dem es an weiterer Hülfe fehlte, mußte ſich bequemen, ſelbſt Hand anzulegen. Nun ward das unglückliche Opfer auf den Altar der Tyrannenbrut hinfortgeſchleift, und an jenem kalten Decemberabend vor der Behauſung jenes gefürchteten Buben in den Schnee geworfen. Die Polizeiknechte ſuchten ihn weiter zu ſchaffen, aber vergebens. Endlich griff Schultze zum Degen, und hieb mit unbarmherziger Grauſamkeit auf den Trunkenen ein. Der Märtyrer aber erwiederte jeden Hieb durch einen Fußſtoß und einen neuen Ehrentitel, als hätte ſein Kerkermeiſter keinen Fauſtſchlag von ihm verdient. Dies beluſtigte das Volk, welches ſich bei dem Glanze der Gaſſenlampen verſammelt hatte, und bei jedem Fußtritte und jedem Fluche des unglücklichen Weber auf den verhaßten Commiſſair in die Poſaune des lauten Beifalls ſtieß. Es war ſpät am Abend und daher ſchwer, dieſem Unfuge zu ſteuern, ſo lange die Polizeiknechte mit ihrer Beute beſchäftigt waren.

Weber aber ſank unter vielen Säbelhieben endlich bewußt- und wehrlos nieder, und war ſo erſchöpft, daß er ſeinen Peinigern nichts mehr entgegenzuſetzen hatte. Nun wurde er durch ſie in ein Gefängniß eingeſperrt, wo die Finſterniß einer langen, trüben Herbſtnacht über ihn hereinbrach, und ſeine Seele in einen tiefen Strudel düſterer Ahndungen verſenkte. „Wo bin ich hier?“ fragte er am andern Morgen bei ſeinem Erwachen im Halbdunkel ſeines Kerkers; „wie bin ich hierher gekommen? Warum bin ich in dies Gefängniß geworfen? Worüber ſo grauſam gemißhandelt?“ Sehr dunkle Erinnerungen von den Vorfällen des geſtrigen Tages konnten ihm keinen Aufſchluß über dieſe Fragen geben.

Bald aber erſchien der Cantonmaire Aeſſner, Schultzens getreuer Gehülfe, mit dem Befehle an den Stockmeiſter, den Verhafteten zu dem Generalcommiſſair zu führen. Neugierde führte ihn in das Gefängniß. Hier fragte er den erſtaunten Weber: „ob er wohl wiſſe, wie er ſich geſtern Abend gegen den Commiſſair Schultze betragen habe?“ Dieſer war nicht im Stande, ihm darauf zu antworten und erwartete Aufklärung von jenem. Indeſſen wurde er an den Schreckensort, zum Commiſſair Schultze, abgeführt, und vernahm hier durch den Liebling des General-Kerkermeiſters, den Bureauchef Lunneh, daß er unter Begleitung von zwei Soldaten zum Sudenburger Thore hinausgeführt werden, und ſich dazu ſofort bereit halten ſollte.

Die Wache erhielt ein verſiegeltes Schreiben von dem Polizeicommiſſair an den Oberſten der Huſaren, Crabbé, welcher ſein Quartier vor dem gedachten Thore hatte. Weber ward abgeführt. Der Oberſt las das Schreiben des Commiſſairs mit Aufmerkſamkeit durch, und warf einen ſpöttiſchen Blick auf den armen unglücklichen Weber, aus welchem die hölliſche Freude eines gefühlloſen Unmenſchen ſprach. Noch lange werden die verjagten Bewohner der Sudenburg an die Grauſamkeit dieſes Böſewichts denken. Auch Weber fühlte, daß ihn Schultze einem grimmigen Ungeheuer zur Beute vorgeworfen habe. Durch zwei Huſaren ward er bis an die äußerſten Vorpoſten gebracht. Hier vollſtreckten dieſe Henker, unſtreitig auf Befehl ihres Oberſten, das Nachrichteramt an ihrem Raube mit beiſpielloſer Grauſamkeit.

Man fand den Märtyrer am andern Tage in ſeiner Blöße zwiſchen Schnee und Eis erſtarrt. Die Leiche war durch unzählige Säbelhiebe zerſetzt, und Weber, vielleicht noch vor ſeinem jammervollen Ende, rein ausgeplündert. Mit den Stiefeln hatte man vergebliche Verſuche gemacht. Sie waren ihm an den Beinen durch Meſſerſchnitte durchlöchert, aber dennoch nicht ausgezogen: das einzige Kleidungsſtück, welches ihm in ſeinem Tode geblieben war.

Schultze aber, dieſer Auswurf der Hölle, erzählte andern Tages in einem Weinhauſe den Vorfall mit ſelbſtgefälliger Miene, weil er wußte, daß das Publicum darüber geſprochen hatte. „Geſtern Abend,“ ließ er ſich vernehmen, hat ein vormaliger Handlungsdiener meine Geduld auf eine harte Probe geſetzt.“ Im Verfolge ſeiner Erzählung ſchämte er ſich ſogar nicht, zu bekennen, daß er denſelben einem Kriegsgerichte übergeben haben würde, wenn ihn nicht ſeine Frau davon abgehalten hätte. Dieſe nämlich, beſſer denkend, und tiefer fühlend, als ihr grauſamer Eheherr, hatte ihm erklärt, daß er höheren Ruhm darin ſuchen müſſe, dem Unglücklichen zu verzeihen, als ihn ſeiner Rache aufzuopfern. Auch gab ſie ihm zu bedenken, daß es ihm bei dem Wechſel der Dinge ſchwer werden würde, über ſolche Maaßregeln Rechenſchaft abzulegen, und dies unterblieb. Dagegen übte er die noch fürchterlichere Rache aus, welche unſere Leſer kennen, und die den Unmenſchen allein für den Galgen reif macht; denn was konnte die Abführung an Crabbé, was ſein Schreiben an den Wütherich anders bezwecken, als den Unglücklichen durch deſſen Vermittelung grauſam zu züchtigen?

* * *

Bei der Conſcription der Aerzte, kurz vor der Belagerung von Magdeburg, kam ein junger Mann in die Feſtung, welcher von nicht gar ſtarkem Körper und, wie man zu ſagen pflegt, an ein gutes Leben gewöhnt war. Es wurde ſeiner Fürſorge und Aufſicht ein Hospital anvertrauet, deſſen er ſich aus wahrhaft menſchenfreundlicher Theilnahme an dem Schickſale der Leidenden mit aller Wachſamkeit und Strenge ſeines Berufs annahm. Bald aber überzeugte er ſich, daß unter der Direction franzöſiſcher Oberärzte die Hospitalanſtalten nur Begräbnißpläze der Unglücklichen ſein könnten, welche man dahin ſchaffte. Denn nicht die Zubereitung der Arzneimittel allein ward ſo höchſt fabrikmäßig betrieben, daß man die Summe derſelben mit fünf oder ſechs Namen (potion purgative, stomachique u. ſ. w.)

erſchöpft hatte; ſondern es fand auch in dieſen wenigen Arzeneimitteln nur ſehr ſelten eine Verſchiedenheit aus Rückſichten auf den individuellen Zuſtand eines Kranken ſtatt, und die Oberärzte ſelbſt konnten ihre Unwiſſenheit, wenn ſie den unter ihnen ſtehenden Deutſchen Anleitung geben ſollten, kaum hinter einem Gemeinplatze verbergen. So faßte denn auch der Oberarzt unſers W. die Quinteſſenz ſeines Wiſſens zur kurzen Belehrung deſſelben nicht ſelten kurz in den Worten zuſammen: il ne faut jamais oublier de leur pourger bien le corps *) und beförderte durch ſeine potions purgatives die armen Seelen in das feu purgatoire hinüber, damit des Reinigens gar kein Ende würde. Nimmt man dazu, daß die Kranken wegen Mangel an Nahrungsmitteln insgemein nur halbe Portionen, ja manche nur ein Viertel der Mahlzeiten bekamen, ohne ihr Jammergeſchrei: donnez, donnez moi les trois quarts! **) und die fürchterlichen Flüche, welche alsdann folgten, auch nur zu hören; ſo iſt leicht begreiflich, wie binnen ſechs Monaten in einem ſolchen Hospitale über 400 Menſchen ſterben, und die Leichen der Opfer, wenn ſie ſich anhäuften, der Spott der Zurückbleibenden werden konnten, welche dennoch ihren eigenen Tod unvermeidlich vor Augen ſahen.

---

*) Man muß nie vergeſſen, ihnen den Leib recht rein zu halten.

**) O geben Sie mir drei Viertel!

W., welcher den größeſten Theil ſeiner Pflegebefohlnen auf dieſe Weiſe in die Felder der Schatten hinüberſteuern ſah, beſchloß dieſen Schauplatz des Jammers und der Sünde zu verlaſſen, um bei den beſſer eingerichteten Hospitälern ſeiner Landsleute Dienſte zu ſuchen; ungeachtet die Zahl ſeiner Todten gegen die der meiſten übrigen Krankenhäuſer noch gering, und ſeine Geſundheit noch ungefährdet geblieben war. Er verließ daher eines Tages das Hospital, und wandelte ſpornſtreichs zwiſchen den Wachen, welche er ausgeſtellt fand, hindurch, um einen Spatziergang in das Lager der Preußen zu wagen. Die Soldaten, welchen er ſich als franzöſiſcher Arzt ankündigte, ließen ihn ungehindert gehen. Schon glaubte er ſeines Entkommens gewiß zu ſein, als er wohl dreißig Schritte über die letzte Schildwache hinaus war. Der Soldat aber war auf den Spatziergänger aufmerkſam geworden, und ſchien ſeine Abſicht errathen zu haben. Er rief ihn an, und als W., ohne Antwort zu ertheilen, ſein Heil in der Flucht ſuchen wollte, legte er ſein Gewehr in Anſchlag. Dies bewegte jenen, ſich ihm zu nähern, und den letzten Verſuch der Verſtändigung durch ein Geldſtück zu wagen. Trotz des hohen Reitzes der Silbermünze konnte ſich der Franzoſe doch nicht entſchließen, ihn gehen zu laſſen. Er verhaftete den Flüchtling, und lieferte ihn an die nächſte Wache ab. Von dieſer ward er zum Gouverneur geführt, welcher ihn, wie alle Verächter ſeiner Befehle und Geſetze, an den Generalcommiſſair Schulze abführen ließ.

„Sie ſind von der letzten Wache am K. Thore verhaftet worden, weil Sie zu den Feinden haben übergehen wollen. Warum haben Sie dieſen Schritt gethan?“ So redete ihn dieſer an.

„Sie irren, Herr Generalcommiſſair,“ antwortete W. „ſo wie der Soldat, der mich verhaftet hat, ungeachtet ich ihm geſagt habe, daß ich ſpazieren gehen wollte.“

„Man geht nicht auſſerhalb der Werke eines belagerten Feſtung ſpazieren.“

„Zur Zeit der Waffenruhe wohl; aber niemals in den Sälen eines Krankenhauſes, welche mit ungeſunden, verpeſtenden Dünſten angefüllt ſind, deren der Arzt den Tag über genug einſchlürfen muß.“

„Warum ſind Sie nicht in der Nähe der Stadt geblieben?"

„Weil es mir da zu geräuſchvoll war, um über die beſten Mittel zur Behandlung der mir anvertrauten Kranken nachzudenken. Dies war die zweite Abſicht meines Spazierganges."

„Aber Sie haben der Wache Geld geboten."

„Ganz Recht; ich kenne kein Geſetz, welches mir verbietet, einem armen Soldaten eine milde Gabe zu reichen. Ich ſelbſt fühle das Drückende der Noth zu tief, als daß ich nicht mit Vergnügen eine Kleinigkeit aufopfern ſollte, welche meinen Zuſtand nicht verbeſſern kann. Ich bin ohnedies nicht daran gewöhnt, mit dem Gelde zu kargen. Der Soldat würde bei meiner Rückkehr das Doppelte erhalten haben, wenn er mir einen längeren Spazierweg verſtattet hätte."

„Sind Sie mit Ihrer Beſoldung zufrieden? Reicht ſie aus, um Ihre Bedürfniſſe zu befriedigen?"

„Nein, Herr Generalcommiſſair; meine Beſoldung iſt meinen Geſchäften nicht angemeſſen, und iſt nicht zureichend, um mich gegen Verlegenheiten ſicher zu ſtellen. Ich haſſe den liebloſen Betrug, welcher den Kranken die Mittel der Stärkung und die erforderlichen Nahrungsmittel entzieht; ich will lieber durſten, als die wenigen Flaſchen Wein trinken, die für geneſende Soldaten beſtimmt ſind; lieber hungern, als den Leidenden, welchen es nur an geſunder und zureichender Speiſe fehlt, den letzten Biſſen entziehen. Auf jene Betrügereien gründet ſich der Wohlſtand ſolcher Hospitalärzte, welche mit ihrem Ueberfluſſe prahlen."

Schultze ließ die Ausſage des W. auf das vollſtändigſte zu Protocolle nehmen, und ſchickte ſie ſodann im Originale an den Gouverneur, in der Hoffnung, daß der dreiſte W. für ſeine Unverſchämtheit von ihm gezüchtigt werden würde. Zugleich ließ er den Arzt unter Begleitung zu demſelben abführen. Lemarois aber, der es wußte, wie ſehr die deutſchen Aerzte den franzöſiſchen an Kenntniſſen und Geſchicklichkeit überlegen waren, befragte unſern W., welcher der franzöſiſchen Sprache ziemlich mächtig war, ſelbſt noch einmal um alle Umſtände des Vorfalls, und wurde durch ſeine Erklärungen vollkommen befriedigt. Dennoch glaubte er ihn nicht ungeſtraft entlaſſen zu können. Um ihn aber noch richtiger zu beurtheilen, verlangte er Zeugniſſe von dem Oberarzte über ihn, und erhielt ſie beſſer, als er ſie erwartet hatte. Dieſer nämlich wußte nur zu gut, wie ſehr er dem, ihm untergeordneten W. an Brauchbarkeit nachſtehe, und fürchtete den Verluſt deſſelben mehr, als die Verabſchiedung jedes Andern. Auf ſein Zeugniß ward W. von dem Gouverneur wirklich frei gelaſſen, und erhielt von demſelben, zum bitteren Verdruſſe des Generalcommiſſairs, monatlich zehn Thaler Zulage.

Dennoch kehrte er mißmüthig in ſein Krankenhaus zurück, feſt entſchloſſen, eine beſſere Gelegenheit abzuwarten, um dennoch zu entkommen. Es waren kaum einige Wochen verſtrichen, ſo hörte er, daß einer ſeiner Collegen ein Packet Kleidungsſtücke und Wäſche durch einen Elbkahn hatte in Sicherheit bringen laſſen, und dann glücklich entkommen war. Dies flößte ihm neue Hoffnung ein, die Flucht zum andernmal vielleicht mit mehr Glück zu verſuchen, und er wartete die Stunde des Poſtenwechſels ab, um in dieſem günſtigen Augenblicke zu entrinnen. Aber ſein Unſtern wollte, daß er auch diesmal, aller Widerrede und Beweisführung, daß er Arzt in franzöſiſchen Dienſten ſei, ungeachtet, wieder in Verhaft gerieth. Der Generalcommiſſair erkannte ihn gleich bei ſeinem Eintritte. „Ha, ha,“ ſagte er ſpöttiſch, „wieder ſpazieren geweſen?“

W. ſah wohl ein, daß ihn dieſer Vorwand zum zweitenmale nicht ſchützen könne, und erwiederte kurz und bündig: „nein, ich habe zu Hauſe gehen wollen. Dort habe ich Ueberfluß an Allem; hier leide ich Mangel und Noth. Eine Auswanderungscharte würden Sie mir nicht gegeben haben, darum habe ich ohne dieſelbe einen Verſuch gemacht, zu entkommen.“

Nun ward der Flüchtling in eine finſtere Wachtſtude eingeſperrt, deren Decke und Wände der undurchdringliche Dampf qualmender Lampen in ein trauriges Schwarz gekleidet hatte. Hier mußte er, aller Pflege, friſcher Kleidung und Wäſche beraubt, ohne andere Ruhe, als auf einem harten Wandbrette oder auf einem elenden Strohlager, von Ungeziefer und einem dazu tretenden Ausſchlage geplagt, ſeinen Biſſen Brot und den Trunk Waſſers mit gierigen Soldaten theilen, welche ſeiner ſpotteten. Schuldige und unſchuldige Opfer der Bosheit hatte ihm Schultze in ſeinem Gefangenſtocke zugeſellt, mit welchen er den Verdruß über ein marterndes Mißgeſchick theilte. Daran hatte der Commiſſair aber nicht genug. Vielmehr hatte er ihn gegen die Zeit der Uebergabe der Feſtung auch in ſein Regiſter als einen, von ihm und der Regierung begünſtigten, treuen Diener der franzöſiſchen Beſatzung eingetragen, und genau die Summe ſeiner Zulage dabei bemerkt, um ihm auch bei den Preußen, zu welchen er überzugehen beſchloſſen hatte, ſchwere Verantwortung zuzuziehen. Dies iſt ihm jedoch bei der endlichen Uebergabe, wobei unſer W. frei ward, nur halb gelungen.

Wer erkennt nicht auch hierin das Behagen jenes Menſchen an dem Unglücke und Leiden unſchuldiger Vaterlandsfreunde?

Folgendes
ſehr empfehlenswerthe Werkchen iſt an alle Buchhandlungen Deutſchlands verſandt und daſelbſt für 18 Gr. zu bekommen:

Der preußiſche
Patriotenſpiegel

Enthaltend
treffliche Charactergemälde und ſchöne Züge
von
braven Männern und edlen Frauen
des
preußiſchen Landes
während
des letzten Krieges gegen die Franzoſen.

> — — — Viel iſt's, ewig gekannt zu ſeyn
> Im Marmorbilde; ſchöner und größer iſt's,
> Verehrt zu ſeyn in guten Thaten.
> Ewig geliebt in der Menſchen Herzen
> Auch ohne Bildniß. — — — — — — — —
>
> Jacob Balde.

Inhalt.

1. Heinrich Ferdinand von Kroſigk.
2. Die Frau Prediger Müller in Menz bei Magdeburg.
3. Theodor Körner.
4. Marie Eleonore Schulze, geborne Haldemann.

5. Ernſt Philipp Ferdinand Eckardt.
6. Maria Werder.
7. Heinrich Gabriel Böttcher.
8. Franciſca Laurenz.
9. Bernhard F . . . aus H.
10. Friedrich Auguſt S — r.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt für
8 Gr. zu haben:

Einige
Blumen
in die
verdienten Lorbeerkränze
großer
Fürſten und Helden
geflochten
von
einem preußiſchen Patrioten.

Inhalt.

Delille's Weiſſagung, an Alexander I.
Fürſtenehre, an Friedrich Wilhelm III.
Ode an die verbundenen Mächte auf dem Schlachtfelde bei Leipzig.
An den Feldmarſchall Fürſten Blücher von Wahlſtadt.
Wunſch eines ehemaligen weſtphäliſchen Unterthanen an Friedr. Wilhelm III.
Sehnſucht Berlins nach der Rückkehr ſeines Königs im Julius 1814. Nach Martial.
An die tapfere preußiſche Landwehr nach der Schlacht bei Leipzig.

An meine Nation.
Friedenshymne.
Zuruf an die hohen, in Wien verſammelten Mächte.

Anhang.

Verſuche in Ueberſchriften.

Ueber das Brandenburger Thor in Berlin, worauf der Siegeswagen zu ſtehen kommt.
Auf ein Denkmahl der Leipziger Völkerſchlacht.
Auf eine dem Könige v. Preußen zu errichtende Ehrenpforte.
1) Ueber die Außenſeite des Potsdammer Thors in Berlin.
2) Auf der innern Seite des Potsdammer Thors.
Auf ein Ludewig XVI zu errichtendes Denkmahl.
Auf eine in der Kirche aufzuhängende Tafel, mit den Namen der gebliebenen Krieger.

J. H. F. Meineke, Repertorium für alle Kanzelbedürfniſſe der Prediger, an Sonn- und Feſttagen, für Früh- und Wochenpredigten, in ausführlichen Entwürfen über die Pericopen, Matthäus, Jacobus, Salomoniſche Gnomen, Faſten- und andere Texte,

von welchem der erſte Band bis jetzt erſchienen und im kritiſchen Jahrbuche der Homiletik und Aſcetik von Dr. G. A. L. **Hanſtein** und F. P. **Wilmſen**, 2tes Quartal, Seite 281, ſo vortheilhaft beurtheilt iſt, erſcheint der zweite Band zur Oſtermeſſe 1815. — Wir machen alle Theologen hierauf im Voraus aufmerkſam.

In einigen Wochen wird die Preſſe verlaſſen:

Daniel Fuchs
der
# große Staatsmann.

Ein
ſatyriſch-komiſcher Roman
aus den
Zeiten der Regierung
des
unvergeßlichen Königs Hieronymus.

Auf dieſes intereſſante Werk machen wir das Publikum im Voraus aufmerkſam.

Anzeige

für

Eltern und Erzieher, die ihren Kindern und Zöglingen ein nützliches und angenehmes Weihnachtsgeſchenk machen wollen.

Unter den neueſten Jugendſchriften zeichnen unſere kritiſchen Blätter folgende ganz vorzüglich aus, die wir daher mit allem Recht empfehlen dürfen, und welche man für beigeſetzte Preiſe in allen Buchhandlungen haben kann:

Drumann, H. P., die bibliſche Geſchichte des alten Teſtaments. Ein ſtatt der Bibel zweckmäßig eingerichtetes Lehrbuch, ſo wie als Leitfaden zum Religionsunterricht für Bürger- und Landſchulen. 8. 12 gr.

Erzählungsbuch, neues moraliſches, enthaltend eine Sammlung edler Thaten aus dem Leben guter Menſchen, für die erfahrnere Jugend beiderlei Geſchlechts. Mit 1 Kupfer. 12. 1 Rthlr.

Funke, C. Ph., Gallerie der merkwürdigſten Römer, von Romulus bis auf Nero. Ein unterhaltendes und belehrendes Leſebuch zum Schul- und Selbſtunterricht für die Jugend. Herausgeg. von Dr. M. F. L. Jacobi. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Heldengemälde. Ein unterhaltendes und lehrreiches Leſebuch für die männliche Jugend. Mit 1 illum. Kupfer. 8. geb. 20 gr.

Hildebrandt, G. C., kleine Leſeübungen für Kinder von 8 bis 12 Jahren; enthaltend eine Sammlung von Erzählungen, zur Beförderung guter Geſinnungen und zur Schärfung des Verſtandes. 8. 8 gr.

Jacobi, M. F. L., Unglücksgeſchichten bei ſchädlichen und wilden Kinderſpielen. Zur Warnung und Vorſicht für die unerfahrne Jugend, in mehreren Beiſpielen. Mit 1 illum. Kupf. 12. geb. 20 gr.

Lebensbeſchreibungen großer und merkwürdiger Perſonen. Ein unterhaltendes und lehrreiches Leſebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Zweite, mit 1 illum. Kupfer verm. Aufl. 8. geb. 20 gr.

Müller, die Dorfſchule, als erſte Anleitung zum Denken, Empfinden und Handeln, für Lehrer und Lernende auf dem Lande. 8. 12 gr.

Deſſen religiöſe Elementarbildung, als Vorſchule des eigentlichen Religionsunterrichts. Ein Buch für Lehrer und Eltern, als Nahrung für die kleinern Kinder. 8. 6 gr.

Derſelbe, die vier Jahreszeiten. Ein Lehr- und Leſebuch für Elementarſchulen, welches die unentbehrlichſten Kenntniſſe aus der Natur- und Menſchenwelt enthält. 2 Thle. Jeder 15 gr. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Deſſen chriſtliche Moral für Lehrer und Erzieher, zum Unterricht gebildeter Kinder. 2 Thle. 1r 18 gr. 2r 10 gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Deſſen Tugendlehre, nach Salomo's goldnen Sprüchen anſchaulich dargeſtellt, in Geſchichten aus dem Leben, für die Jugend beiderlei Geſchlechts. 8. 12 gr.

Derſelbe, Vater Mildenbergs Schatzkäſtlein, oder Sitten- und Klugheitslehren in Denkſprüchen und Sprichwörtern, für die liebe Jugend. 8. 18 gr.

Neue
Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Vierten Bandes zweites Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1814.

I.

Magdeburg, ein Schauplatz franzöſiſcher Schandthaten.

Selbſt der beſſere Menſch verwildert, wenn er nur böſe Beiſpiele vor ſich hat. Er kann mit den edelſten Grundſätzen in die Mitte ſeiner Brüder treten; werden dieſe nur vom Zauber der Sinnlichkeit und durch die Macht der Leidenſchaften regiert, ſo wird er ſeinen Vorſätzen ſelten lange getreu bleiben. Tritt er aber ſchon verdorben und ausgeartet in den Kreis eines verwilderten, rohen Haufens; hat er, ſelbſt in die Geheimniſſe des Laſters eingeweiht, nur verführeriſche Beiſpiele der Unſittlichkeit in ſeinen Obern, Richtern, Befehlshabern vor ſich, was kann ihm dann noch beilig ſeyn, daß er es nicht zur Befriedigung ſeiner üppigen Wünſche und als Mittel zu den ſträflichſten Entwürfen mißbrauchen ſollte?

So betraten die Franzoſen den Schauplatz ihrer vielfältigen Sünden und Frevelthaten zu Magdeburg. Ein Schultze, als Muſter ihres Verfahrens, welchem ſie unter den Deutſchen vor allen andern mit Ehre, Würde und Zutrauen ihrer Oberſten bekleidet ſahen, wäre hinreichend geweſen, ſie alle in ein tückiſches Raubgeſindel umzuſchaffen, wenn ſie es nicht, mit wenigen Ausnahmen, ſchon geweſen wären. Nicht bloß das ſchändliche Beiſpiel, womit er ihnen voranging, ſondern auch die boshafte Gutheißung, welche alle Greuelthaten der Franzoſen ungeſtraft ließ, um ſich in ihrer Gunſt deſto feſter zu ſetzen, gab ihnen gleichſam einen Freibrief für alle Arten der Ausſchweifung, Dieberei und Bedrückung des armen Volks. Und es gab der Verworfenen mehrere, welche ſich dieſes Gelichters rühmten, und jubelnd an das Gefolge jenes ſchandebedeckten Commiſſairs anſchloſſen, um jeden ſeiner Winke auf das pünktlichſte zu vollſtrecken. So kann ein karger Sündenlohn das menſchliche Herz in die Netze der nichtswürdigſten Laſter verſtricken. Sei es, daß die kleinern Sünden, wie die Greuelthaten der franzöſiſchen Soldaten zu Magdeburg, durch drückende

Noth und verführeriſches Beiſpiel ihrer Obern entſchuldigt werden können; ſo wollen wir ſie den Deutſchen wenigſtens zur Warnung mittheilen, und daran zeigen, wie tief die Menſchheit ſinken kann.

Officiere und Soldaten erhielten während der letzten Zeit der Belagerung keinen Sold mehr; auch ihre Erſatzſcheine (bons) wurden herabgeſetzt, und daher fühlten vorzüglich ſolche, die vorher eine hohe Beſoldung gehabt und viel verſchwendet hatten, nun das Drückende der Noth ſehr tief. Die Speiſequartiere, welche ſie zuvor in Nahrung geſetzt hatten, verödeten, und die armen Wirthe, welche mit den Officieren in Abſicht ihrer Schuldforderungen allzu lange Nachſicht gehabt hatten, wurden nun betrogen. Mancher von ihnen iſt dadurch ſichtbar zurückgekommen. Die Herren aber, welche, wie man ſagt, Jeſum Chriſtum jetzt erſt recht erkennen lernten, kochten ſich von der Zeit an gemeinſchaftlich Erdtoffeln ab, und nahmen dabei ihre Zuflucht zu dem unentbehrlichſten aller Gewürze, zum Salze; denn ſie ſchämten ſich, ihre Noth den Speiſewirthen kund zu thun.

Arg aber trieben es von jener Zeit an die Soldaten. Theils bettelten ſie die Straßen entlang bei den Einwohnern, welche mit ſich ſelbſt genug zu thun hatten; theils nahmen ſie ihre Zuflucht zu öffentlichen Diebereien. Gewaltſame Räubereien und nächtliche Einbrüche waren an der Tagesordnung. Mit frommer Miene trat der Schalk zu einer Fruchthändlerin, nahm von ihrer Waare, fragte nach dem Preiſe, wühlte dann die Taſchen nach ſeinem Dreier oder Groſchen um, und nahm unverſehens das Reißaus. Entſetzliche Flüche und fürchterliche Schimpfwörter ſtrömten hinter ihm her aus dem giftigen Schlunde der ſchmutzigen Furie. Napoleon und ſeine ganze Sippſchaft ward in den Fluthen der grauſamſten Verwünſchungen und Donnerwetter erſäuft, wie wenn ehemals die Fiſchweiber von Paris zu einem kühnen Angriffe auf Tod und Leben heranſtrömten. Alle jene ſchrecklichen Töne verhallten an den Ohren der Spione, Sbirren und Officiere ſelbſt, welche nicht ſelten zugegen waren; denn die Eumeniden haben von jeher einen Freibrief des Fluchens gehabt, ſo wie die Narren und Spötter, lachen zu machen und verlacht zu werden. Der Galgen, welchen die Regierung als das Wahrzeichen ihrer Gewalt auf dem Markte errichtet hatte, würde nicht leer geworden ſeyn, wenn Männer ſich dieſe Freiheit genommen hätten.

Noch viel ärger aber trieben es die gemeinen Franzoſen, wenn ſie in der Dämmerung wehrloſe Bürger.

Dienſtmägde und Kinder anfielen und beraubten. Hungrige Wölfe können nicht gieriger über ihre Beute herfallen, als dieſe über Fleiſch, Früchte und andere Waare aus Kram- oder Kaufläden. Auch das baare Geld war ſtets ein willkommener Schatz. Fanden ſie nichts bei ihren Gefangenen, was der Beſitznahme werth geweſen wäre, ſo riſſen ſie ihnen die Kleidungsſtücke vom Leibe, und ſuchten damit das Weite.

Dagegen gewährte die gefürchtete Wachſamkeit und Strenge keinen Schutz; dieſe ſchändlichen Gewaltthätigkeiten empörten das Volk vergebens, denn die Thäter waren ja die lieben Kinder des großen, gefürchteten und hochgeprieſenen Götterſohns Napoleon. Kaum hatte eine Klage ſtatt, wenn man ſelbſt den Thäter ausgemittelt oder auf friſcher That ertappt hatte. Vielmehr ergötzten ſich nicht ſelten die Officiere an ſolchen ſchändlichen Spielen, und ſtritten unter einander darüber, wer von den Gemeinen die meiſte Liſt und Geſchicklichkeit bei ſeinen Diebereien bewieſen und den Preis verdient hätte. So wie ſie von allen europäiſchen und außereuropäiſchen Völkern ſich das Tadelnswerthe, Schlechte, vom Engländer den Stolz, vom Ruſſen und Pohlen den Schmutz, vom Holländer die Gefräßigkeit, vom Deutſchen das Saufen, vom Italiener die lüderliche Wolluſt, vom Türken die Faulheit, vom Skandinavier die Grobheit, vom Spanier und Portugieſen die Tücke, vom Menſchenfreſſer Mordluſt und Blutdurſt angeeignet haben; ſo ſieht man ſie hier im Geiſte der Spartaner auftreten, welche den geſchickten Diebſtahl belohnten, und nur den entdeckten oder ertappten Dieb züchtigten.

* * *

Indeſſen ließ ſich von den Offizieren kaum ein anderes Betragen erwarten, denn ſie trieben es nur etwas feiner, übrigens eben ſo ſchändlich.

In dem berüchtigten Hauſe der G. zu Magdeburg hatte ein franzöſiſcher Officier eine Nacht mit der Feier der Orgien und geheimen Feſte der Venus in dem Kreiſe ihrer üppigſten Prieſterinnen zugebracht. Dieſe nächtliche Feier mit den wilden Bachantinnen war von ihm nur auf gemeinen Betrug berechnet; denn ſein Erſtes am frühen Morgen war, nachdem er forſchend um ſich her geblickt hatte, ein fürchterliches Donnerwort: „wo iſt mein Pelz?“ Er ſtörte dadurch die Feſtlichkeit auf eine überraſchende Weiſe. Die Dirnen, im Gefolge ihrer Schutzgöttin, alle befliſſen ſich, ihn zu befriedigen, und kein Winkel des Hauſes blieb undurchſucht. Dennoch ward kein Pelz gefunden. Jetzt veränderte ſich die Scene in ein lautes Schelten und Toben. Es ward durch Zeugen dargethan, daß der Herr gar keinen Pelz gehabt habe; aber darauf ward nicht gehört. Vielmehr trieb der Franzoſe den Lärmen immer noch ärger und lauter; zog endlich gar ſeinen Degen, und zertrümmerte zuvörderſt die Gläſer und das Geſchirr, welches ihm in die Augen fiel. Als dies noch nicht fruchtete, hieb er auf die umſtehenden Tiſche, Stühle und Schränke ein, und verlangte mit Ungeſtüm ſeinen Pelz oder zwanzig Goldſtücke.

Alle ſeine Stürme wurden ſtandhaft abgeſchlagen, und nun iſt dieſer Officier ſo unverſchämt, die berüchtigte G. bei dem Polizeicommiſſair Schultze zu verklagen, um einer gemeinen Freudenwärterin einen Theil ihres Sündenverdienſtes abzupreſſen. Schultze läßt ſie, wie man leicht denken kann, ſogleich zu ſich kommen, und befiehlt ihr ohne Unterſuchung und Beweis, binnen einer Stunde dem Officier die verlangten zwanzig Goldſtücke für den geſtohlnen Pelz zu bezahlen. Zugleich drohete er ihr an, daß ihr Mobiliarvermögen in Beſchlag genommen und verkauft werden ſollte, um jenen dadurch zu befriedigen, wofern ſie nicht ſofort zahlte. Sie ſelbſt ſollte ſodann ihre Freiheiten verlieren und aus der Stadt verwieſen werden.

Unterdeſſen fanden ſich einige Alltagsgäſte der Madame G., welche, bei aller Macht der wilden Luſt, der ſie fröhnten, noch mehr Sinn für Recht und Gerechtigkeit bewahrt hatten, um ſich ihrer Sache anzunehmen. Sie zogen bei dem Wirthe des Officiers Erkundigungen über ſeinen Kleidervorrath ein, und erfuhren, daß derſelbe nie einen Pelz gehabt habe. Die ſämmtlichen Hausgenoſſen ſagten dies aus, und ſogar einige ſeiner redlicheren Standesgenoſſen beſtätigten es. Nun hätte man glauben ſollen, daß der General-Commiſſair ſich dadurch hätte umſtimmen laſſen, aber keineswegs! Die Donna G. mußte zwanzig Goldſtücke für den Pelz bezahlen, und erhielt keine Entſchädigung für die boshafte Zertrümmerung ihrer Sachen, deren Wiederherſtellung ihr noch einmal ſo viel koſtete. Der Betrüger genoß die Freude und den Ruhm, ein Kebsweib um hundert Thaler in Gelde geprellt zu haben!

* * *

Ein anderer Officier dieſes Gelichters giebt uns ein Paroli zu jenem feinen Stückchen. Dieſer ſchlich ſich zur Mittagsſtunde — wir wiſſen nicht, wie und unter welchem Vorwande — in das Haus des Kaufmanns Jocke, und bemächtigte ſich unbemerkt eines Dutzends ſilberner Löffel. Gleich darauf ging er weg. Zum Glücke aber bemerkte man unmittelbar darauf den Verluſt, und ſchöpfte, weil man die Löffel noch wenige Augenblicke zuvor geſehen hatte, Verdacht auf den Officier. Daher ward ihm nachgeeilt. Er aber, der dies von fern bemerkte, verdoppelte ſeine Schritte, und lief am Ende ſo ſchnell als möglich, um den Nachſetzenden aus dem Geſichte zu kommen.

„Haltet den Officier feſt; er hat geſtohlen,“ ſchrieen dieſe unaufhörlich hinter ihm her, ſo daß er, ſeines ſchnellen Laufens ungeachtet, von einigen auf der Straße befindlichen Handlangern ergriffen und angehalten wurde. Man riß ihm den Degen, womit er ſich wehrte, aus der Fauſt, und nahm ihm die Löffel, welche er über der Bruſt untergeknöpft hatte, wieder ab. Nun beluſtigten ſich die Gaſſenbuben und der Hefen des Volks, ihm ins Geſicht zu ſpeien, und die entehrenden Schimpfnamen der Dieberei und der offenbaren Cartoucherie nachzurufen. Wie ſehr er ſich auch ſträubte und Verſuche machte, ſich loszureißen, ſo ward er dennoch endlich in den Händen des gemeinen Volks zur Hauptwache geſchleppt, und hier dem wachthabenden Officier mit der Bedeutung übergeben, daß er zwölf Löffel entwendet habe. Es hatte ſich eine zahlreiche Menge Neugieriger vor der Wache verſammelt, welche zu ſehen wünſchte, wo es mit dieſem Diebe am Ende hinaus ginge. Allein Flüche, Schläge und Kolbenſtöße zerſtreuten den Haufen bald in alle vier Winde, und der Officier blieb im Gewahrſam.

Unterdeſſen zeigte der Eigenthümer den Vorfall der obern Behörde an, in der Erwartung, daß ein ſo unläugbares Vergehen von einem Volke, welches ſo ſehr auf Ruhm und Ehre hielt, nachdrücklich beſtraft, und der Officier, zum warnenden Beiſpiele für ſeine Genoſſen, wenigſtens ausgeſtoßen werden würde. Allein die Klage ward unterdrückt, und das Gerücht ausgeſprengt, daß der Dieb auf der Feſtung für den entehrenden Streich büße. Nach einem halben Jahre aber erſcheint er wieder, mit höheren Würden bekleidet, auf offenem Markte. So viel Unverſchämtheit und ſo viel Gleichgültigkeit der Regierung gegen die ſchändlichſte Verläugnung alles Ehrgefühls, hatte man nicht von einer Nation erwartet, welche ſich die große nannte. Noch als die franzöſiſchen Truppen die Feſtung verließen, und Mehrere aus dem Volke den Thäter wieder erkannten, riefen ſie vernehmlich genug hinter ihm her, und wieſen dabei ſichtbar auf den Officier: „das iſt der, welcher die Löffel geſtohlen hat!" Er aber zog unverwandten Blickes vorüber, als hätte er nichts gehört.

* * *

Bis auf die Belagerung wurden die Todten zu Magdeburg alle in der Stadt begraben, weil man, ungeachtet das Bedürfniß tief gefühlt wurde, noch keinen Begräbnißplatz außerhalb der Stadt ausgemittelt hatte. Der Gouverneur mußte Anſtalten dazu treffen, um einer anſteckenden Seuche vorzubeugen, welche aus der Verpeſtung der Luft durch das häufige Beiſcharren der Kranken aus den Hospitälern leicht hätte entſtehen können. Anfangs wählte man dazu einen großen, nahe bei den Feſtungswerken belegenen Platz, welchen indeſſen der Gouverneur eben darum bald nachher mit einem andern vertauſchte. Der letztere, unweit der ſogenannten Catharinenſtadt war, wie ſchon in einer der oben mitgetheilten Erzählungen gedacht worden iſt, faſt eine Stunde weit von der Stadt entfernt.

In der Nähe deſſelben hatten die betriebſamen Einwohner, welche zur Zeit der allgemeinen Noth dem

Mangel an ausländiſchen Erzeugniſſen durch Surrogate abzuhelfen bemüht waren, ihre Runkelrüben vergraben laſſen, aus welchen ein deutſcher Zucker verfertigt werden ſollte, der dem engliſchen an Güte gleich käme. Sie hatten ihren Rübenlagern der Geſtalt von Grabhügeln gegeben, um ſie dadurch gegen Beraubung ſicher zu ſtellen. Dies konnten ſie um ſo ſicherer erwarten, weil die Grabſtellen der verſtorbenen Soldaten nicht weit davon entfernt waren. Deſſen ungeachtet aber blieben ihre Runkelrüben nicht verſchont. Die in der Nähe liegenden Huſaren nämlich, welche ſich alle nur erdenkliche Grauſamkeiten und Räubereien erlaubten, witterten das Lager derſelben, von Hunger und Durſt getrieben, bald aus, und kitzelten zur Nachtzeit ihren Gaumen durch den Saft der rohen Rüben. Sie verloren ſich dann bald auch auf den Begräbnißplatz, in der Hoffnung, hier noch einen beſſern Fund zu thun, und ſcharrten eifrig die friſchen Grabhügel ihrer kaum eingegrabenen Genoſſen oder verſtorbener Einwohner der Stadt auf. Furcht und Schrecken vertrieben ſie, wenn ſie, anſtatt einen fetten Biſſen zu finden, auf eine modernde Leiche ſtießen, und ſie ergriffen eiligſt die Flucht. Daher kam es, daß die Zurückgebliebenen nicht ſelten die beunruhigende Nachricht erhielten, daß die Gräber der Ihrigen umgewühlt, und die Leichen durch Hacke und Spaten zerſetzt worden ſeyen. So ſorgte das franzöſiſche Raubgeſindel dafür, daß auch die Todten vor ihrer fluchbeladenen Sippſchaft nicht einmal Sicherheit und Ruhe hatten.

* * *

Als die Neuſtadt auf der Oſtſeite der Feſtung abgetragen wurde, kam ein Holzhändler, Namens Bailleu, welcher dort ſeine Niederlaſſung und einige Grundſtücke hatte, um Habe und Gut. Er bezog in ſeiner hülfloſen Lage mit ſeiner Gattin und einer zahlreichen Familie die Stadt, und fiel bald darauf in eine ſchwere Krankheit. Zu ſeiner Verpflegung wird eines Abends ſein Sohn, ein Knabe von etwa zwölf Jahren, ausgeſchickt, und nimmt ſeinen Weg vor einem Gaſthauſe durch, wo einige franzöſiſche Officiere des Leibes und der Muße pflegen. Vor der Hausthüre fällt ihn ein Hund an, und zerreißt ihm ſeinen Rock. Der muntere Knabe wehrt ſich mit einem Stöckchen, welches er bei ſich führt, ſeinen Feind ab, und verſetzt ihm einige Schläge. Darauf geht er ſeine Wege. Plötzlich aber ſetzt ein Officier — der Wicht ſoll Major geweſen ſeyn — hinter ihm her, und erwiedert dem Knaben doppelt und dreifach die Schläge, welche ſein Hund davon getragen hatte. Jener, um einer noch nachdrücklicheren Mißhandlung zu entgehen, ſucht ſein Heil in der Flucht, und eilt ſchnurſtracks auf die väterliche Wohnung zu, weil er ſich dort am ſicherſten glaubt. Sein Verfolger aber erreicht ihn an der Hausthüre, und ſucht hier, noch nicht zufrieden mit der Rache, die er am Beleidiger ſeines — Hundes genommen, ſein Mütchen noch einmal an dem Kinde zu kühlen. Auf das Geſchrei des wehrloſen Knaben eilt ſeine Mutter herbei. Die Nachbarn werden wach, und der kranke Vater, unfähig, ſich von ſeinem Krankenlager zu erheben, beunruhigt ſich mit trüben Gedanken. Unterdeſſen ſucht die Mutter ihren Sohn gegen die immer erneueten Mißhandlungen in Schutz zu nehmen; ſie rafft ihn aus den Händen des rachſüchtigen Unmenſchen los, und läßt im gerechten Zorn einige, nicht gar milde Worte gegen den Officier fallen, welche dieſer übel aufnimmt. Da ſie der franzöſiſchen Sprache ſehr mächtig iſt, ſo kommt es zu einigen Erklärungen, worauf ſich der Lärmen verliert.

Von Verdruß erſchöpft, wirft ſich die arme Frau auf einen Stuhl, um ſich wieder zu erholen, als der Peiniger ihres Kindes mit einigen Werkgenoſſen in das Zimmer dringt, Mutter und Sohn auf das empörendſte mißhandelt, und am Ende — terribile dictu! —

ſeinen grauſamen Zorn auch ſogar an dem unſchuldigen Vater abkühlt. Der letztere wird aus dem Bette geriſſen, und der Wache anbefohlen, Vater, Mutter und Sohn ſofort in Verhaftung zu nehmen, und in ein genau bezeichnetes Gefängniß zu werfen.

Die Mutter, ſich einer gerechten Sache bewußt, iſt ſofort bereit. Sie ſucht dem Tiger begreiflich zu machen, daß ein Menſch ſo viel Gefühl haben müſſe, um einen unſchuldigen Kranken unangetaſtet zu laſſen, damit er ſich nicht durch ſeine Abführung den Vorwurf ſeines unvermeidlichen Todes zuziehe; ſie bittet den Grauſamen, ſeine ganze Rache an ihr abzukühlen, und des Kindes und des unglücklichen Vaters zu ſchonen. Nichts hilft; alles Bitten und Flehen iſt vergebens. Dem Kranken wird kaum noch ein Augenblick Zeit gelaſſen, ſich durch einige Kleidungsſtücke gegen die rauhe Witterung zu ſchützen. Darauf wird er, in Begleitung des Sohns und der Frau, mehr todt als lebend in die Wache und dann Abends um zehn Uhr ins Gefängniß hinweggeſchleppt. Hier ſeufzten die Unglücklichen mehrere Tage hindurch, ohne Verhör zu haben; ja ſelbſt das Zeugniß der Aerzte, daß dieſer Zuſtand dem Manne gefährlich werden könnte, ſichere Bürgſchaft, der Beweis, daß der Vater an dem ganzen Vorgange ohne allen Antheil geweſen ſei: nichts konnte ihn den raubgierigen Krallen der Bluthunde entreißen. .

Ohne Unterſuchung und Verhör ward ihm dahingegen nach einigen Tagen bekannt gemacht, daß er mit ſeiner ganzen Familie unverzüglich die Stadt räumen ſolle. Vergebens verſuchten auch jetzt noch angeſehene Männer, welche von anerkannten Verdienſten und dem Gouverneur ſelbſt von der vortheilhafteſten Seite bekannt waren, ein Fürwort für den Unglücklichen; vergebens beriefen ſie ſich auf die Krankheit des Mannes und auf die Hülfloſigkeit der zahlreichen Familie, wenn derſelbe durch eine ſo grauſame Behandlung den Tod fände. An einem der kälteſten Wintertage mußte die Familie die Stadt verlaſſen, und kaum ward dem kranken Bailleu erlaubt, ſich eine halbe Stunde von der Stadt einen Wagen zu miethen, um ſeinem harten Schickſale dann gänzlich überlaſſen zu bleiben.

So haben die fremden Tyrannen bei uns das Andenken an ihre Thaten gebrandmarkt. Wenn daher die Erinnerung an jene Schreckenszeit in uns wach wird: dann möge der Abſcheu gegen das entehrende Joch der Sclaverei, gegen ſolche Bubenſtücke und Unmenſchlichkeiten ſtets neue Nahrung und Kraft gewinnen, und das beglückende Bewußtſeyn der wiedererobertten Freiheit, Gerechtigkeit, Menſchlichkeit und Religion eine unverſiegbare Quelle des heiteren Muths und der Zufriedenheit für uns werden!

II.

Die Bewunderer und Lobredner Bonaparte's.

Es ziehen ſich jetzt viele zurück, welche noch vor zehn Monaten, noch lauter aber vor anderthalb und zwei Jahren jeden Eckſtein zur Rednerbühne und jede Raſenbank zur Kanzel erhoben, um der Welt den Ruhm und die Größe ihres Napoleon davon zu predigen. Sie wollen den Andern nun aufbinden, daß dies eine verzeihliche Täuſchung, kalte und ruhige Meinung geweſen ſei. Wir ſollen ihnen auf das Wort glauben, daß ihr Herz daran gar keinen Antheil genommen, ihre Wünſche nicht in der entfernteſten Verbindung mit ihren Urtheilen und Lobreden geſtanden hätten. Alſo noch jetzt wollen uns dieſe Menſchen bethören, daß wir ihnen unſer Vertrauen ſchenken, und von ihnen Brillen aufſetzen laſſen ſollen. Es hat wohl Philoſophen gegeben, welche ihre Urtheile und Einſichten von aller Beſtechung durch Hoffnungen und Wünſche frei erhielten; es giebt Philoſophen und andere Menſchen von geſundem Verſtande genug, welche Hoffnung, Wunſch, Urtheil und Anſicht wohl zu unterſcheiden wiſſen, ohne es immer zu unterſcheiden; aber unter den Bewunderern und Lobrednern Bonaparte's in den letzten fünf Jahren, gab es ſolche nicht.

Wir ſchweigen von denen, welche durch bizarre Urtheile gern glänzen und aus Liebe zum Sonderbaren und Außerordentlichen entweder nicht in das Urtheil der Menge einſtimmen wollen, oder geradezu widerſprechen; dieſe haben ſich diesmal gar gewaltig vergaloppirt, und werden bei dieſer Gelegenheit vielleicht von ihrer Lieblingsſchwachheit geheilt. Wir wollen ihnen glauben, daß ſie anders geſprochen haben, als ſie dachten. Die eigentlichen Lobredner und Bewunderer Bonaparte's aber, welche noch in den letzten fünf Jahren an die erhabenen Verheißungen und die großen Prahlereien von Heil und Segen in ſeinem Munde; welche noch zu dieſer Friſt an Bonaparte's Treue und Glauben, an ſeine Regententugend, ſeine unvergleichlichen Geiſtesgaben glaubten, und laut den Panegyricus ſeiner

Perſon herleiterten: dieſe hatten entweder das Geſicht, wo nicht den Kopf verloren (obcoecati, nisi obtruncati;) oder ſie waren Sünder, welche die Stimme der Ueberzeugung durch ihre leidenſchaftliche Freundſchaft für die Geiſtesverwandten erſtickten, wo nicht gar für die Sache der Tyrannei und der Volksverrätherei gedungen.

Man kann und darf es keinem redlichen Deutſchen zum Vorwurfe machen, daß er dieſe Elenden verachtet und meidet; der Biedermann ſollte es für ſeine Pflicht achten, ſie an die Schande ihres Zeitalters zu erinnern, damit die Buben jetzt fühlen, was die Braven damals gefühlt haben.

Noch eine andere Claſſe ſehen wir auftreten: ihre Anhänger predigen ſtets Leidenſchaftsloſigkeit, Unpartheiligkeit, Gerechtigkeit. Wären ſie Geſchichtſchreiber: kein Wort! Aber es ſind meiſtens Siebenſchläfer, welche ihre Stimme, aus einem langen, ſchmerzloſen Traume noch kaum erwacht, zum erſtenmal erheben; oder wohl gar Leute, welche in ihren Büchern das Uebermaaß der Brutalität, der ſchrecklichſten Verblendung, jeder noch ſo wilden Leidenſchaft und insbeſondere der gränzenloſeſten Grauſamkeit erzählen, nachdem ſie in ihren Vorerinnerungen von hohen Einſichten, gewaltigen Geiſtesgaben und unerhörter Thätigkeit lobſprechend raiſonnirt haben. Hohe Geiſtesgaben, Einſichten und die ſchrecklichſte Verblendung: welcher Widerſpruch! Lob der Thätigkeit und die wildeſten Leidenſchaften: wie ſchlecht combinirt!

Dieſe Menſchen ſcheinen darauf auszugehen, ſich durch ihr: „sine ira et studio“ eine Parthei machen, oder ſich in das Gewand des Geſchichtſchreibers hüllen zu wollen. Sie ſollten wiſſen, daß der Geſchichtſchreiber erzählt, ſchildert und nur ſelten, nicht wie ſie, auf jeder Seite ihrer Producte, urtheilt; aber auch dann das Urtheil aus ſeinen Relationen folgert und nicht vor ein Volumen entſetzlicher Greuelthaten einen Panegyricus des Thäters ſchreibt. Denen, welche eine gute, entſchuldigungsfähige Seite Bonaparte's aufzufaſſen und zur Prüfung aufzuſtellen gedenken, um ſeinen Character deſto ſicherer zu ergründen, kommt dies nicht einmal zu; der Kritiker erſt vergleicht und prüft Erzählung und Urtheil, Geiſt und That, um zu ergründen, ob die innere Nothwendigkeit, welche der Hiſtoriker der Wechſelwirkung des Geiſtes und der That unterlegt, wirklich darin angetroffen werde. Wer aber Schandthaten erzählt, kann nicht Lobredner ſeyn; er würde ſonſt ſelbſt in den Fehler der Partheilichkeit und Ungerechtigkeit verfallen, welchen er vermeiden will.

Oder urtheilt der Richter partheiiſch, welcher eine Unthat ein Verbrechen nennt? Handelt die Obrigkeit ungerecht, welche den Sünder büßen läßt? ſollen wir uns ſchämen, die Schande zu haſſen, und die Verachtung des Frevlers auszuſprechen? ſoll man auch den Dummen klug und den Thoren weiſe nennen? Jedem das Seine, aber auch dem Schändlichen die Schande! die Klagen des Beraubten ſtillt kein todter Buchſtabe eines menſchenfreundlichen Schriftſtellers, und die blutende Wunde des Geſchlagenen heilt keine flehentliche Fürbitte, den Schwerdtführer in Schutz zu nehmen. Wer mögte auch vergeſſen, daß hohe Einſichten und ein großer Geiſt Verirrungen, Sünden, Schandthaten nur noch unverzeihlicher, noch ſtrafbarer machen!

Es iſt wahr, die Lobredner Bonaparte's vor der Periode der enthüllten Sünde und der unverſchleierten (wahrlich ſchauderhaften) Wahrheit bewieſen ein ſchlechtes Herz; aber ſeine Lobredner nach dieſer Periode?...

Der milde Klang der Leidenſchaftsloſigkeit, Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit darf und ſoll nie zur Partheilichkeit und Ungerechtigkeit verführen!

III.

Noch Etwas über Schulze, Generalcommiſſair der hohen Polizei.

Wenn ſich zu einer grauſamen Bosheit, wie ſie in den franzöſiſchen Horden häufig angetroffen ward, auch das Laſter des ſchmutzigſten Eigennutzes geſellt; dann ſteht der Menſch auf dem Standpuncte, wo ihm das Geſetz zum Deckmantel und zur Schutzwehr ſeiner Unthaten wird, und nichts mehr ſo heilig erſcheint, daß er es nicht zu entweihen verſuchte. Maaßregeln, welche an ſich die Billigung jedes Unpartheiiſchen verdienen, werden Mittel zu den verabſcheuungswürdigſten Erpreſſungen, und die weiſe Fürſorge muß eine beiſpielloſe Härte entſchuldigen, welche die zweckmäßigſten

Anordnungen in furchtbare Geißeln umſchafft. Können wir auch bei der vollkommenſten Gerechtigkeitsliebe den Verfügungen des Gouverneur Lemarois zu Magdeburg jenen Beifall nicht unbedingt zugeſtehen; ſo iſt dennoch wieder nicht zu läugnen, daß der Commiſſair Schulze ſie durch die ſchändlichſten Mißbräuche den armen Einwohnern der Feſtung erſt recht empfindlich und verhaßt machte. Dazu erſann er neue Mittel der Bedrückung, welche eben ſo viel Gleichgültigkeit gegen gute Sitten und guten Ruf, als Gefühlloſigkeit und Habſucht beurkunden. Auch darüber ſollen hier noch einige Belege folgen.

Nachdem die Feſtung in den Belagerungszuſtand erklärt worden war, erließ der Gouverneur den Befehl, daß jeder Bürger ſich auf ein Jahr mit Nahrungsmitteln verſorgen, oder gewärtigen ſollte, aus der Stadt gebracht zu werden. Es ward zugleich anbefohlen, die Vorräthe der Einwohner nachzuſehen, um der wahrhaften Vollſtreckung des Befehls gewiß zu ſeyn. Die vierzehn Tage, welche der Bürgerſchaft zu dieſem Zwecke verſtattet wurden, waren kaum verfloſſen, als den Einwohnern bekannt gemacht ward, daß ſie ſich bei dem Generalcommiſſair Schulze einzufinden, und eine Proviantirungscharte zu löſen hätten. Der Preis derſelben war auf ſechs Groſchen feſtgeſetzt. Nun mußten die Bürger zu ganzen Schaaren vor dem Büreau des Commiſſairs vorüberziehen, um gegen Zahlung ihre Charten in Empfang zu nehmen. Einige, welche fehlten, wurden gezwungen, ihre Scheine nachzukaufen. Dieſe ſollten nun als eine Art von Sicherheitscharte und zum Beweiſe dienen, daß die Einwohner dem Befehle des Gouverneurs wirklich Folge geleiſtet hätten. Dahingegen unterblieb die angedrohete Nachſuchung wegen der Mundvorräthe ganz, und es ergab ſich daraus, daß es dem Commiſſair nur um die Löſung jener Scheine zu thun geweſen war; denn wer ſeine ſechs Groſchen geopfert hatte, galt für verſorgt. Jene Scheine wurden vorläufig auf ſechs Monate ausgeſtellt, und haben dem Commiſſair, welcher dieſe Maaßregel als Mittel ſeiner Bereicherung und der Zufriedenſtellung des Gouverneurs ſelbſt erſonnen hatte, auf Koſten der bedrückten Einwohner der Feſtung, einige tauſend Thaler eingetragen.

⁂

Magdeburg iſt reich an privilegirten Tempeln der Venus. Die franzöſiſche Polizei, reich an Erfindungen jeder Art und den Prieſterinnen jener Göttin nicht abhold, hatte letztere in drei Claſſen eingetheilt, nach welchen die Nymphen beſteuert wurden. Bis zur Patentfähigkeit hatten ſie es zur Zeit noch nicht gebracht. Kurz vor der Belagerung der Stadt häuften ſich die Soldaten in Magdeburg ſehr an, und die Franzoſen, angeſtammte Verehrer der Grazien von Gewerbe, brachten reichliche Opfer auf Cythereus nackten Altären dar.

Kaum hatte der Generalcommiſſair ſichere Nachricht darüber eingezogen, daß die Procuratoren der Göttin von Paphos gute Geſchäfte machten; ſo wandelte ihn die Furie des Neides an, und er beſchloß, den Sündenlohn mit ihnen zu theilen. Ungeachtet nun die Laſten, welche bereits auf ihrem Gewerbe ruheten, ſehr drückend waren, und nach Verlauf des Monats oft manchen Schweißtropfen gekoſtet hatten, bevor ſie abgeworfen wurden; ſo erſchien dennoch bald eine Verordnung, daß jeder Hurenwirth, außer den laufenden Gefällen, monatlich in der erſten Claſſe noch fünf Thaler Gold, in der andern zwei Thaler und in der dritten einen Thaler an Gebühren für die Polizeidirection entrichten ſollte.

Sie beſtritten ihre Abgaben willig, ſo lange die Soldaten ihren Sold und die Civilbedienten ohne Ausnahme ihren Gehalt unverkürzt bezogen; denn auch unter den letztern gab es bereits ſchon ſo viele, welche franzöſiſche Luft athmeten, daß die Herbergsväter der lüderlichen Dirnen mit Recht einen Theil ihres Vertrauens auf ſie ſetzten. Als aber die Caſſen zu zahlen aufhörten, verödeten jene Tempel, und die Fahrzeuge der kreuzenden Liebeskaper gingen vor Anker. Ihre Patrone litten Noth, und trugen nun auf Erlaß der Erhöhung ihrer Steuern an. Aber dem Generalcommiſſair hatten die zweihundert und funfzig Thaler, welche ihm dieſelbe monatlich eintrug, zu gute Dienſte gethan, als daß er in dies Geſuch hätte willigen ſollen. Kurz, es hatte dabei ſein Bewenden, daß jene ſo wohl in ihrer nahrungsloſen Muße, als zur Zeit des blühenden Verkehrs bluten mußten, und Schultze mußte auch ſogar den Fluch der Phrynen, Agrippinen und Meſſalinen über ſich ergehen laſſen.

⁂

Viel einträglicher war eine neue Beſteuerung der Magdeburger Schönen, welche er bald darauf erſann. Es war nämlich ein altes Polizeigeſetz, daß jedes Frauenzimmer, welches eines unkeuſchen Lebenswandels überwieſen wurde, in das Zuchthaus eingeſperrt werden ſollte. Auf dieſem Wege ſuchte man die Ritter der Liebe auf die privilegirten Tempel allein zu beſchränken, und dadurch dem allgemeinen Sittenverderben Einhalt zu thun. Aber was konnte es für franzöſiſche Behörden, welche nur ſchlechte Sitten kannten und einführten, ja heiligten und in den Schutz der Geſetze nahmen, Wichtiges geben, ein ſittliches Volk zu erziehen, oder der guten Sitte nach Kräften aufzuhelfen?

Der Polizeicommiſſair Schultze, welcher in den Geiſt der franzöſiſchen Geſetzgebung nur zu tief eingedrungen war, beherzigte ihre Tendenz, und ſchlug einen, den ehemaligen Vorkehrungen zur gänzlichen Ausſonderung der feilen Dirnen, gerade entgegengeſetzten Weg ein, wodurch beinahe ganz Magdeburg in einen Wohnplatz wollüſtiger Dirnen und lüſterner Bachanten umgeſchaffen wurde. Er ließ durch die Polizeicommiſſion ein Verzeichniß von allen, nicht bloß auf eigene Hand häuslich niedergelaſſenen, ſondern auch von den jungen Mädchen und Weibern anfertigen, welche nicht außer Familienverbindungen lebten, und nur einigen Verdacht der Unkeuſchheit auf ſich gezogen hatten. Es war unvermeidlich, daß in dieſes Verzeichniß Perſonen aufgenommen wurden, welche bisher für achtungswerth gegolten hatten, und nun, vielleicht weil ſie, durch Verführung bethört, den Augenblick einmal begünſtigten, in der Reihe der Geächteten aufgeführt, und dadurch ein für allemal aus dem Kreiſe der rechtlichen Weiber ausgeſtoßen wurden. Wie konnte ſonſt das Verzeichniß zahlreich genug werden! Noch ärger aber war es, daß durch dieſe Maaßregel die Zahl der öffentlichen und feilen Luſtdirnen um die Hälfte, ja allmählich um das Vierfache wuchs, ein crescendo, welches bis zur Uebergabe der Feſtung nicht nachließ, zumal als die Zahlbarkeit der Wolluſtdiener ins Stocken gerieth.

Nun wurde das ganze, auf das Verzeichniß der Lüderlichen eingetragene Weiberperſonale auf Befehl des Generalcommiſſair, auf das Polizeibüreau vorgeladen. Es waren der Mädchen einige hundert, welchen hier öffentlich bekannt gemacht wurde, daß man ihren ſündenvollen Lebenswandel in Erfahrung gebracht hätte. Sie wußten, daß ſie nach den Geſetzen Zuchthausſtrafe verdienten; indeſſen ſei es den Zeitumſtänden angemeſſener, auf andere Mittel ihrer Züchtigung zu denken. Die Polizeidirection habe daher für gut befunden, diesmal eine Ausnahme von jenem Geſetze zu machen. Sie mögten ihre bisherige Lebensweiſe ungehindert fortſetzen und außer Furcht ſeyn, daß die Obrigkeit ſie perſönlich dafür verantwortlich machen würde. Dahingegen werde hiermit feſtgeſetzt, daß jede von ihnen von nun an monatlich einen Tribut an das Polizeigericht bezahlen ſolle. Schuldige und Unſchuldige wurden abermals ſämmtlich wieder in drei Claſſen geworfen und mit fünf Thaler Gold, drei und einem Thaler Preußiſchen Courant beſteuert. Dabei ward ihnen angedeutet, daß ſie ohne Gnade zum Thore hinausgebracht würden, ſobald ſie aufhörten, dieſen monatlichen Leibzoll pünktlich zu entrichten. Viele ſträubten ſich ſehr; allein wenn ſie nicht aus dem Thore geführt werden wollten, mußten ſie gehorchen. Einige, welche es dennoch nicht thaten, wurden wirklich abgeholt und ins Gefängniß geworfen.

Das einzige Gute, welches dieſe Maaßregel hatte, war, daß manchen Eltern, welchen die reiche Kleidung und vielfache Anbetung ihrer für tugendhaft und gut gehaltenen Tochter bisher ein Räthſel geweſen war, nun die Schuppen von den Augen fielen. Wie ſchrecklich aber die Folgen einer Maaßregel, welche das Laſter in den Schutz der Geſetze nahm, und die Schande gegen Spott und laute Verachtung ſicher ſtellte, ja dem Unfuge Geſetzlichkeit gab und Renten davon zog, für Anſtand und Sittlichkeit ſeyn mußten, das erklärt ſich, wenn man bedenkt, daß die ſteuerpflichtigen Dirnen, vor aller Welt geächtet, den letzten Reſt von Schaam und Ehrgefühl verloren; daß viele, bisher noch wahrhaft unſchuldige Mädchen erſt dadurch verführt oder durch das Beiſpiel ihrer unkeuſchen, aber reicher gekleideten Schweſtern verdorben wurden; daß die zügelloſe Unverſchämtheit der Frechſten nun zu keiner Stunde des Tages noch Gränzen kannte. Man hörte ſie nicht ſelten auf ihre Abgaben trotzen und prahlen, daß ihnen Niemand mehr zu befehlen habe, wenn ſie nur ihren Tribut entrichteten. Mit Schrecken hört man, daß Schultze von ihnen monatlich ſechs hundert Thaler einſtrich.

Dafür herrſchte denn aber in Magdeburg eine, über alle Begriffe verderbliche und ſchändliche Ueppigkeit. Hat je eine Stadt zur Zeit ihrer tiefſten Erniedrigung den Namen Sodom und Gomorra verdient, ſo war es Magdeburg zur Zeit der letzten Belagerung, wo kaum ein gutes Geſetz unverdrehet und jedes ſchändliche ohne irgend eine Einſchränkung beſtand. Sicher wird die vaterländiſche Regierung heilvolle Maaßregeln ergreifen, die Schande jener Tage zu tilgen.

* * *

Auch in Magdeburg hatten verſchiedene angeſehene

Häuſer ihre Familienbegräbniſſe, in früheren Zeiten mit großem Koſtenaufwande erbauet, in den Kirchen, und mithin gerechte Anſprüche, die Glieder der Familie bei ihrem Abſterben dort beiſetzen zu laſſen. Aus unverwerflichen Gründen wurde dies Herkommen in vielen Städten, auch in Magdeburg, abgeſtellt. Dadurch geriethen hier manche Zurückgebliebene, welche mit treuer Liebe an den Verſtorbenen hingen, ihnen gern einen anſtändigen Begräbnißplatz anweiſen mögten, in große Verlegenheit; denn die Beerdigung in der Stadt war während der Belagerung aus guten Gründen verboten, und wurden die Todten auf den, faſt eine halbe Meile von der Stadt entfernten Begräbnißplatz außerhalb der Stadt hinausgeſchleppt, ſo verlor die ſonſt ſo hochgefeierte Handlung ihre Weihe ganz. Wie viel hierbei Vorurtheil, Aberglaube und Einbildung thue, iſt bekannt: wie gleichgültig das Schickſal einer Leiche an und für ſich ſei, kann hierbei nicht in Anſchlag kommen, denn wir haben es in der Regel nicht mit Vorurtheilsfreien und Weiſen zu thun. Daher mußte denn auch mancher Gatte ſeiner kranken Frau ſchon auf dem Sterbebette verſprechen, ſie nicht in der Mitte eingeſcharrter Soldaten oder entleibter Luſtdirnen beerdigen zu laſſen, ſondern für ein anſtändiges Grabmahl Sorge zu tragen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit trugen die Leidtragenden bei Schultzen darauf an, den Leichnam im Familiengewölbe der Kirche beiſetzen zu dürfen. Er verſprach, mit dem Gouverneur darüber Rückſprache zu nehmen, und ſie über ſeinen Beſcheid zu unterrichten. Bald nachher machte er ihnen bekannt, daß ihnen gegen die Erlegung von zwanzig Louisd'or bei Erlaubniß ertheilt werden ſolle. Der Verſtorbene war eines ſolchen Opfers werth; daher ward es mit Freuden dargebracht. Als dies bekannt ward, zahlten die Bemittelten dem Generalcommiſſair insgemein ihre hundert Thaler Gold, und ließen die Ihrigen in der Stadt beiſetzen.

Es ſtarb damals auch die Frau eines Kaufmanns, welche kurz vor ihrem Tode einen ähnlichen Wunſch geäußert hatte. Ihr Gatte trug ſein Geſuch dem Commiſſair vor, und erhielt die Verwilligung gegen die gedachte Summe. Er war bereit, ſie zu zahlen; erzählte aber ſeine Angelegenheit, als er zu Hauſe kam, einem, bei ihm einquartirten Generaladjutanten des Gouverneurs. Dieſer ertheilt ihm den Rath, das Geld nicht zu zahlen, ſondern erſt abzuwarten, ob er ſelbſt ihm nicht die Erlaubniß vom Gouverneur unentgeltlich auswirken könne. Natürlich ließ ſich der Kaufmann nicht zweimal dazu auffordern, ſeine hundert Thaler zu ſparen.

Der Generaladjutant aber ſtellt dem Gouverneur den billigen Wunſch ſeines Wirths mit eigener Theilnahme vor, und erhält die Bewilligung ohne alle Umſtände. Diesmal ward der Gouverneur über die unverſchämte Forderung des Commiſſairs ſogar ſehr entrüſtet, und ſetzt es dadurch außer Zweifel, daß derſelbe auch dieſe Summen als einen Sündenlohn von ſeinen Landsleuten für ſeinen Beutel erpreßt habe. Ob er einen Verweis darüber erhalten, iſt nicht bekannt geworden; aber der Gouverneur ertheilte Erlaubnißſcheine zur Beerdigung in irgend einem Kirchengewölbe von dieſem Augenblicke an ſelbſt und unentgeltlich, wenn der Fall eines ſolchen Geſuchs eintrat.

Was etwa noch nachzutragen wäre, um in jenem Schultze den Auswurf der Deutſchen, ja der Menſchheit zu erkennen, iſt von ſo geringem Belange, daß wir ihn des Abſcheues jedes Biedermannes ſchon jetzt mit Zuverſicht verſichern können. Sollte ſich dieſer Menſch nicht, von den Furien des böſen Gewiſſens gepeitſcht, ſeinen gerechten, aber ſtrengen Richtern dereinſt ſelbſt in die Arme werfen?

IV.

Des Kapellmeiſter Reichardts Urtheile über Buonaparte und die Franzoſen, im Jahr 1804.

Der verſtorbene Kapellmeiſter Reichardt war bekanntlich der erſte deutſche Mann, welcher Muth genug hatte, über Buonaparte ernſte Worte zu ſagen und ihn ſo zu ſchildern, wie er wirklich war. Seinen vertrauten Briefen, aus Paris geſchrieben, folgte bald das bekannte Werk unter dem Titel: Napoleon Buonaparte und das franzöſiſche Volk unter ihm, welches über den merkwürdigen Tyrannen ganz unpartheiiſche und gar nicht übertriebene Urtheile lieferte. Zu gleicher Zeit ſchrieb er ein anderes, aber nie bekannt gewordenes

Buch, unter dem Titel: Offene Briefe des Freiherrn Arminius von der Eiche u. ſ. w.

Unter dieſem Namen ſtellte er einen deutſchen Edelmann auf, welcher ein enthuſiaſtiſcher Verehrer und Lobpreiſer der franzöſiſchen Freiheit und Gleichheit iſt. Arminius gehet deshalb hin nach Frankreich, um dies glückſelige Land ſelbſt zu ſehen und zu bewundern. Kaum iſt er den Rhein paſſirt, ſo wirft er ſich nieder und küßt den heiligen Boden der Freiheit. — Aber, bald geht ihm ein anderes Licht auf, als er von einer Menge Zollbeamten und Douaniers umſingelt wird, die ihm heißhungrig alles durchſuchen, um zu ſehen, ob er nicht etwa verbotene Waaren bei ſich habe. Noch mehr erfähret er in Paris.

Wir ſetzen hier den ganzen eilften Brief her, um zu zeigen, wie er damals über Buonaparte urtheilte.

* * *

Antwerpen.

Die baare Hülfe kam mir eben zu rechter Zeit, um noch einen Theil der Provinzbereiſung des erſten Conſuls benutzen zu können. Ich hatte mir in Brüſſel durch Geld und durch die Protektion meines reichen angeſehenen Wirths, der ſich wohl ſchwerlich ſo gute volle Bezahlung von mir verſehen mochte, einen Paß verſchaffen können, in welchem ich als einer, der nach Paris reiſe, aufgeführt war. Unter dieſem Titel wandte ich mich an den freundlichen General Duroc, im Gefolge des Conſuls, der ſich zufälliger Weiſe auch noch von ſeiner letzten Reiſe in Deutſchland her, meiner erinnerte, und mich ſo ohne Schwierigkeit dem erſten Conſul bei der Audienz, die er vielen herbeigeeilten Fremden gab, vorſtellte. So bedächtig, liſtig und konſequent die Franzoſen in ihren Anordnungen ſind; ſo leichtſinnig und inkonſequent ſind ſie in der Ausübung überall, wo das Perſönliche, und beſonders ihre Galanterie, mit ins Spiel kommt. Das ſeh ich immer mehr und mehr, und ziehe mir daraus zwei ſichere Erfahrungsſätze: Nie zu glauben, daß es in Frankreich wirklich ſo hergehe, wie öffentliche Geſetze und Anordnungen verheißen und erwarten laſſen ſollten, und dann: daß man dieſe eben ſo fähige und empfängliche als inconſequente und unwiſſende Nation, ihr Wollen und Nichtvollbringen, ihr Vermögen und ihre Armſeligkeit nie mit irgend einer andern Nation und deren Seyn und Treiben vergleichen muß. Nur eitle Weider und Schwächlinge können ſie ſich zum Muſter nehmen. Männern, und allen, die das Gute und Rechte wahrhaft wollen, ſoll ſie zur Warnung da ſtehen.

Mit meiner Landſchaftsuniform und dem unglücklichen Säbel, mit dem wohl jetzt irgend ein Glückspilz in den Pariſer Aſſembleen paradiren mag, ſchien auch dem Conſul mein Bild ganz verſchwunden zu ſeyn. Ein ſchwarzes Kleid, welches ich mir in Brüſſel machen ließ, muß meinem Aeußern einen ganz andern Charakter gegeben haben. Die Furcht und Beſorgniß über die gewagte Präſentation, die an die Stelle meines alten wilden Enthuſiasmus gekommen, that auch wohl das Ihrige dazu, mein Geſicht und Benehmen dem ſchwarzen Schulmeiſter- und Trauercoſtume, das ich bis dahin nie freiwillig trug, conform zu machen. Doch ward ich bald ziemlich frei mit dem Conſul. Er befrug mich ſehr artig über meine Reiſe, wie ich die Wege gefunden? ob es bei uns viel kälter ſei? über den Zweck meiner Reiſe u. ſ. w. Auf meine möglichſt galant gewandte Verſicherung, der Hauptzweck meiner Reiſe ſei, ihn zu ſehen und ihm meine gränzenloſe Verehrung zu bezeugen, ſagte er mir ſogar, es würde ihm lieb ſeyn, mich in Paris wieder zu ſehen. Mein Stiftskreuz ſchien ihn beſonders zu beſchäftigen; ich habe freilich, nach Art ſo manches Reiſenden, den

Stern wohl zweimal größer machen laſſen, als ſich's eigentlich gehört, und ſo fällt das Ganze nicht übel in die Augen. Der Conſul frug mich, von welchem Hofe ich den Orden erhalten, und ob in Deutſchland franzöſiſche Emigranten wohl noch die Frechheit hätten, die alten franzöſiſchen Orden zu tragen?

Wie ſich ein ſo großer Mann um ſolche Kleinigkeiten bekümmern könne, kam mir äußerſt ſonderbar vor. Indeſſen er mag damit wohl wichtigere politiſche Begriffe verbinden. Unſer einem iſt es am Ende doch immer lieb, wenn ein ſo wichtiger Mann uns von Dingen ſpricht, die uns näher liegen, als ihm.

Dir eine Beſchreibung von dem Aeußern des Conſuls zu machen, ſollte mir wirklich ſchwer werden; ich war zu ſehr mit mir ſelbſt und mit ſeinem Betragen zu mir beſchäftigt, um die einzelnen Theile an ihm ſo recht genau zu beobachten. Am meiſten fiel mir gleich bei ſeiner Erſcheinung die ſehr kleine Geſtalt und das ganz farben- und lebenloſe Geſicht auf, bald ward es aber durch ein angenehmes Lächeln belebt. Dieſes etwas geſpannte Lächeln und der ſcheue Blick ſind mir auch am meiſten in der Erinnerung geblieben. Von allen Bildern, die ich von ihm kenne, ſchien er mir nichts, als das ſtark hervorſtehende Kinn zu haben.

Ich weiß nicht, warum die Bildhauer in den Büſten von ihm den ſehr breiten Kopf und die ſehr breiten Schultern überall ſo beſchnitten haben? ſie haben damit ſeine ganz moderne Geſtalt vielleicht antik machen wollen. Bei der gelben, oder vielmehr Olivenfarbe ſeines Geſichts fiel mir unſers ſtrengen S's Tiber ein. Aber das iſt ja die Farbe aller Corſen. Ich kann mich immer noch nicht davon überzeugen, daß er tyranniſche, freiheitsmordende Abſichten abſichtlich hegen ſollte, ſo oft ich ſie ihm auch beilegen hören muß. Was könnt' er auch damit gewinnen? Er, der ſich ſo aus eigner Kraft emporgeſchwungen, von dem die ganze Welt vertrauensvoll erwartete, daß er die Freiheit einer großen Nation begründen und befeſten würde, für welche dieſe ſo viel Bürgerblut und Fürſtenblut vergoſſen hatte, von dem ganz Europa einen Helden und Weiſen erwartete, wie die ſchönſten Zeiten Griechenlands und Roms nicht aufzuweiſen haben — er kann doch unmöglich ſeine letzte Ehre in einem ſeit Jahrtauſenden beſchimpften Titel, ſeinen Nachruhm nicht in der despotiſchen Beherrſchung eines herabgewürdigten Volkes ſuchen?

Hier in den Niederlanden, wo man vor ſeiner Ankunft häufig davon ſprach, daß, wenn der Conſul vom dieſer Reiſe, aus dieſem Lande voll Unzufriedenen und zu Grunde Gerichteten, glücklich und lebendig nach Paris zurück käme, ſein Leben auch überall geſichert ſey, und er ſich denn auch ſicher zum Könige und zum Kaiſer ausrufen laſſen könnte; hier ſind ſie mit ſeiner äußern Freundlichkeit, die von der übergroßen Freundlichkeit ſeiner Gemahlin gar ſehr unterſtützt wird, und mit all' den guten Verheiſſungen, die er ihnen zur Aufnahme des Handels und der Fabriken giebt, ganz ausnehmend zufrieden. Ich fürchte nur, daß er ihnen vieles zuſagt, was er gar nicht halten kann, wenn er nicht franzöſiſche und bataviſche Handelsſtädte zum Vortheil der Niederländer zu Grunde richten will. Vermuthlich iſt er von all' den innern Verhältniſſen nicht ſo gründlich, als von ſeinem Kriegsweſen, unterrichtet; auch iſt wohl zu glauben, daß ein ſo politiſcher Mann lieber mehr verſpricht, als er zu erfüllen vermag, um auf einer ſolchen erſten Reiſe durch eine erworbene Provinz nur erſt im Ganzen einen guten Eindruck zu machen, als daß er für neuhinzugekommene Stiefſöhne mehr thun ſollte, wie er vor ſeinen rechten Kindern verantworten könnte. Wer kann ihm jenes auch verdenken? Die Menſchen ſind ja einmal ſo klein und erbärmlich, daß ſie nur immer im gegenwärtigen Augenblicke leben. Weiß man ihnen den, wenn auch nur mit leeren Hoffnungen für die Zukunft, die ihrer Trägheit und Eitelkeit ſchmeicheln, zu verſüßen; ſo laſſen ſie ſich willig von einem Tage zum andern hinhalten, und verlieren bald das Ganze ſo aus den Augen, daß ſie zuletzt gar nicht mehr wiſſen, was ſie gewollt haben. Wenn nun andrerſeits ſolch ein Mann, der gewiß weiß, was er will, und der ſeinen Zweck immer nüchtern vor Augen behält, jeden Augenblick, den die andern verſchlafen oder verſchwärmen, klug und zweckmäßig zu benutzen weiß; ſo folgt natürlich bald daraus, daß ſein Wille, als der alleinige Kräftige und Wirkſame, ſchaltet und waltet.

Mir ſind eigentlich nur zwei Dinge fürchterlich an ihm: ſeine große Nüchternheit und Enthaltſamkeit für alle ſinnliche Genüſſe und ſeine eiſerne Verſchwiegenheit. Die können ihn freilich einem Volke, das ſo blind und toll allen ſinnlichen Genüſſen und Gelüſten nachläuft, und ſeine kindiſche Befriedigung im endloſem Geſchwätz über alles, was es weiß und nicht weiß, was es fühlt und nicht fühlt, was es will und nicht will, ſucht und findet, gar leicht gefährlich werden laſſen. Ich traue ihm indeſſen immer noch den Edelmuth zu, daß er ihm nicht gefährlich, ſondern ſelbſt in ſeinen vielleicht nothwendigen, harten Maaßregeln, wohlthätig ſeyn und werden will. Und wenn er nun am Ende einem ſolchen Volke nicht anders wohlthätig werden könnte, als daß er zur Befriedigung der Verblendeten, deren Augen ſeit einem Jahrtauſend an falſchen Glanz und Schimmer gewöhnt worden ſind, und zur Verblendung der kleinen Regenten Europa's, die für nichts anders Achtung haben und Ehrfurcht bezeugen, als für äußere, blendende Macht und Größe, wenn er nun alſo zur Erreichung des Hauptzwecks, aus der zerrütteten, entmannten Menge vor den Augen des furchtſamen, charakterloſen Europa's, eine durch Maſſe und Glanz imponirende ſogenannte große Nation zu erkünſteln, auch alle die kleinen armſeligen Kunſtmittel von Titel und Orden, von heiliger Schmiere und vergoldeten eiſernen Kronen, anwendet, wodurch Weiber und Kinder, Fürſten und ihre Edelknechte am ſicherſten ergötzt, geblendet und verſteinert werden. — Wer könnt' es ihm verdenken, wer dürft' es tadeln? Um ihn ſelbſt ſollte mir's freilich leid thun, um das Volk und die Zeitgenoſſen wahrlich nicht. Was für ein armſeliges Gemächte und Gemengſel ſolch ein Volk iſt, das lernt man an dieſem erſt recht begreifen und einſehen: denn kein anderes ſchwatzt ſich ſo rein aus und bringt ſeine innere Verkehrtheit und Schlechtheit ſo albern zu Tage. Bald hört man, wie ſie ihrem Helden den hohen Ruhm erſt angelogen, weil ihre Nationalehre durch die ächten Heldenthaten ſolcher beſcheidener, glanzloſer Männer, wie Pichegru und Moreau, auswärtig nicht genugſam geſichert geweſen; daß bei Lodi und dem berühmten Brückenübergange, der ſo vielen Tauſenden, und ſo vielen Generalen das Leben gekoſtet haben ſollte, kein Schuß gefallen und gar kein feindliches Geſchütz in der Nähe geweſen; daß ihr hochgerühmter Held vor der Schlacht von Marengo ſich ſelbſt nie ins Schlachtenfeuer gewagt habe, und hier total geſchlagen und vernichtet war, wenn der Feind nicht durch paniſches Schrecken, mit egyptiſcher Finſterniß oder altrömiſcher Beſtechung rein verblendet worden wäre; der große Held auch ſicherlich nie wieder, ſo wie zuletzt bei Marengo, wo alles für ihn auf dem Spiele ſtand, in die Gefahren blutiger Schlachten ſich wagen würde u. ſ. w.

Dann wieder, wie er im Innern ſich allein dadurch befeſtigt, daß er dem Volke überall das Reich der Freiheit vorgeſpiegelt, während er ihnen Gebiß und Ketten bereitet, den Soldaten reichliche Belohnungen für ihren Heldenmuth, während er dieſen durch neue ſtrenge Diſciplin und durch Mangel gekirrt; daß er ſeine Familie erſt, dem Anſchein nach, ſtrenge behandelt, während er ihnen alle bereichernde und Machtgebende Aemter und Geſchäfte vorbehalten, allerſeits beteilete und ſo nach und nach zu urtheilen wußte, daß er ſich durch heimliche und endlich öffentliche Begünſtigung derer, die mit ihm die räuberiſchen Expeditionen in Italien und in Egypten beſtanden, eine mächtige

Parthei ſchaffte, gegen alle, welche unter Moreau für die wahre Ehre und Größe der Nation fochten, daß es dieſem nur an entſchloſſenem, durchgreifenden Charakter gefehlt hätte, um jenem bei jeder neuen innern Uſurpation in den Weg zu treten und ihn und ſeine Parthei zu vernichten u. ſ. w.

Dann wieder, wie er, durch die liſtige Vorſpiegelung von allerlei Einrichtungen zur Belohnung und Beehrung wohlverdienter Krieger und Bürger, ſich mit der unvermerkt anwachſenden Leibgarde, die im Anfange gar nicht auf den Etat gekommen, und der zahlloſen Ehrenlegion, die aus einer vorgeſpiegelten Ehrenverſorgungsanſtalt für unüberwundene Invaliden, eine eitle National Ehrenleibwache, eine Kreaturenlegion würde, und durch die tauſendfachen Staats- und Hofämter, er ſich endlich mit einem ſo mächtigen, undurchdringlichen Phalanx umgeben habe, daß ihm, ohne die totale Liebensverachtung, von Tauſenden gar nicht mehr beizukommen ſei u. ſ. w.

Dann wieder, wie zwölf entſchloßne Männer, Einen, der ſich ganz auf ſie verlaſſen könnte, und zu dem entſcheidenden Schlage feſt entſchloſſen ſei, auch ſelbſt für die Rache ſeiner Umgebung ſchützen könnten, weil von dem Augenblick an, da jener wirklich gefallen wäre, keiner mehr die Hand für ihn und die Seinen aufheben würde, ſo allgemein gehaßt und verachtet ſei er und ſie alle, gegen die ſich vielmehr die Hände aller erheben würden. Das Schlimmſte ſei nur, daß die ganze Nation ſo corrompirt, Krieger gegen Krieger, Bürger gegen Bürger ſo gehetzt und geſpannt worden ſei, und alle ſo von Geld- und Ehrgeiz angefüllt wären, daß ſich nicht leicht zwölf Franzoſen zuſammen fänden, die einander ſo völlig trauen können und würden, daß nicht die Hälfte hinginge, ſich durch Verrätherei einen tüchtigen Lohn zu verdienen u. ſ. w.

Endlich muß man wieder hören, daß ſein Leben allein dadurch geſichert ſei, daß jeder Franzoſe, der nur noch irgend etwas zu verlieren habe, ſeine Erhaltung wünſchen müſſe, wenn er ihn gleich mit Abgaben und Härten noch ſo ſehr drücke. Eine gewiſſe Sicherheit der Perſon und des Eigenthums und das Zuſammenhalten des Ganzen gegen gierige Nachbaren und Feinde, ſei doch durch ihn bewirkt und käme durch jede gewaltſame Aenderung um ſo mehr wieder in die alte bitter erlebte Gefahr, da alle ſeine innern Einrichtungen durchaus nicht auf eine in ſich ſelbſt gefeſtete und geſicherte Verfaſſung hingingen, ſondern allein für ſeinen Vortheil, ſeine und ſeiner Kreaturen Sicherheit berechnet ſei, in deren Gewinn und Vortheil denn auch die zweite Stütze ſeiner Exiſtenz begründet ſey, da alle die Tauſende und Abertauſende, die durch ihn favoriſirt wurden, in keiner andern politiſchen Lage, keinem andern öffentlichen Zuſtande je die volle Freiheit zur Befriedigung ihrer Geldgier finden würden u. ſ. w.

Ja man hört ſogar nicht ſelten ſeine oft verheimlichten harten Maaßregeln mit den öffentlich ausgeübten Grauſamkeiten Robespierres zum Vortheil des Letztern vergleichen, und als aus dem Munde des neuen Herrſchers die Worte wiederholen: Robespierre habe nur den einen Fehler begangen, daß er die Liſten der Eingefangenen und Hingerichteten damals ſo treulich öffentlich bekannt gemacht; ſtillſchweigend hätt' er ſeinen National-Aderlaß noch dreimal ſo ſtark machen können, und niemand würde gewagt haben, dagegen laut zu werden. —

Wenn man von einer ſolchen Nation nach allen Weiſen und Wegen, unter allen Formen und Wendungen erfährt, daß ſie nie einen ſelbſtſtändigen Charakter hatte, nie wußte, was ſie wollte und ſollte, daß ſie keines feſten Vertrauens und keiner wohlbegründeten Liebe weder zu einer Verfaſſung, noch zu einem Regenten fähig iſt, immer nur ihre Vorſteher und Wohlthäter abwechſelnd vergöttert und verteufelt, und doch nie die größten Momente und die volleſte Freiheit zu Begründung einer geſetzmäßig freien Verfaſſung zu benutzen gewußt; ſo mußte man freilich wohl auf die Behauptung und Anwendung reiner Grundſätze mit deutſchem Eigenſinn eifriger beſtehen, als es ein Franzoſe nun je begreifen mag, wenn man nicht zuletzt dahin käme, jedes Mittel, was für Ruhe und Ordnung, wenn auch nur für den gegenwärtigen Augenblick, wirkſam werden kann, zu benutzen, und wenn's das Volk für ſich ſelbſt nicht beſſer haben will, und beſſer ertragen kann, wenigſtens doch für ſich und die Seinen, ein feſtes ehrenvolles Regiment zu begründen.

Du wirſt mich vielleicht über dieſe ſcheinbare Franzöſirung meiner Geſinnung wieder ſo hart anlaſſen, als jetzt über die Mittheilung der anſcheinend gebilligten Grundſätze unſers S. Aber ich kann mir nicht helfen und ich will es Dir nur geſtehen, daß mir der alte Gedanke, den wir einſt beide verfluchten, nicht mehr ſo ganz zuwider iſt. Ich meine: ſind die Römer der Freiheit nicht mehr würdig und fähig; ſo verdient Cäſar vor allen Sterblichen ihr Herrſcher zu ſeyn.

Dies mag mich denn auch, ſo gut es kann, vor Dir rechtfertigen oder wenigſtens entſchuldigen, wenn ich der galanten Einladung meines Helden folge und noch einmal nach Paris gehe, wo vielleicht nach manchen halben und heimlichen Aeußerungen in kurzem ſehr glänzende, herrliche Dinge zu ſehen ſeyn werden. Je weniger ich für das innre Bedürfniß, das mich hertrieb, befriedigt werde, deſto mehr will ich denn doch wenigſtens alles benutzen und genießen, was dieſes üppige Land den Sinnen Großes und Herrliches darbietet. Denke darum nicht ſchlechter von

Deinem

Arminius von der Eiche.

V.

Grobe Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten des franzöſiſchen Diviſionsgenerals Biſſon und ſeines Gehülfen, des Juden Iſrael Rhens aus Straßburg.

Buonaparte pflegte bei ſeinem Vordringen in den eroberten Ländern Männer an die Spitze der Verwaltung des Innern zu ſtellen, welche ihn über die Ruhe in ſolchen Provinzen völlig ſicher ließen und mit Freuden in ſein Syſtem eingiengen. Er wählte zu dieſen hohen Ehrenämtern in der Regel habſüchtige und rohe Subjecte, welche er theils am beſten entbehren konnte, und welche andererſeits in dem Zutrauen, womit ſie ihr Kaiſer und Herr beehrte, Gewinn und Beruf genug fanden, um ſich ſeinem Dienſte von ganzer Seele zu weihen. Mehreren dieſer franzöſiſchen Glücksritter war Theilnahme und Schonung der leidenden Menſchheit kaum dem Namen nach bekannt; daher berechneten ſie des Tages über nur, wie ſie auf den Trümmern ihres Wohlſtandes die hohe Feſte der Tyrannei aufführen mögten; verſchwelgten den Ertrag ihrer Erpreſſungen am Abend in Trunkenheit und Völlerei, und zur Nachtzeit in den Armen käuflicher Buhldirnen.

Man erſchrickt, wenn man die Namensverzeichniſſe dieſer Männer durchläuft, und bei ruhigem Forſchen nicht etwa mit jedem zweiten Namen in eine niedere Hütte, ſondern in eine Welt von Gaunern oder in eine Rotte von Räubern und Mordbrennern geführt wird. Weder Kenntniße und Talente, noch auszeichnende Tugenden, als Tapferkeit oder anderes Verdienſt, als um das Werk der Tyrannei, rühmt die Welt von ihnen; ein Zuſammentreffen glücklicher Umſtände erhob ſie über tauſend und abermals tauſend Unſchuldige und Redliche aus dem Staube der Verworfenheit zu dem Throne des Despoten, und der ſchrecklichſte Uſurpator, den die Erde je getragen und die Welt nur geſehen hat, reichte ihnen ein Scepter, welches ſie berechtigte, die Glücklichen unglücklich zu machen, und die Unglücklichen zur Verzweiflung zu bringen. Ihr Kaiſer wußte es, daß ſie ungeheure Schätze häuften, währenddeſſen die Völker verarmten, und ließ es geſchehen; denn er hatte ſeine Freude am Schimmer ſeiner Getreuen und ergötzte ſich an dem Elende der Menſchheit. Aber wie konnte es unter Barbaren anders ſein, welche leichtſinnig in den Strudel des wüthenden Jacobinismus hineingeſteuert und wild und grauſam von dem Strome der Anarchie wieder ausgeworfen waren?

Auch die Provinzen Halberſtadt, Braunſchweig und Hildesheim hatten das Unglück, bald nach der Beſitznahme durch die Nation, welche ſich einige Jahre den Ekelnamen der großen beigelegt hat, eine negative Größe zur Summe ihres Elends addirt zu ſehen, welche das Plus ihrer poſitiven Wohlfahrt um ein Bedeutendes verminderte. Tauſende giengen in dieſer Null, welcher der Diviſionsgeneral im Dienſte des franzöſiſchen Kaiſers erſt Bedeutung gab, auf, ohne den allergeringſten Reſt übrig zu behalten. Leere Weintonnen und Bierfäſſer, aus welchen die Horden, welche ihn bedienten, ihren Nektar geſchöpft hatten, waren die einzigen Erbſtücke, die der Herr Gouverneur ſeinen Untergebenen bei ſeinem Abſchiede zurückließ. Traurige

Zahlzeichen erinnerten an die Maſſe, welche darin geweſen war; aber die Quellen waren verſiegt.

Biſſon hieß der Mann, von welchem die Chronik der franzöſiſchen Armee erzählt, daß er in früheren Zeiten Trommelſchläger geweſen ſei, und ſich ſpäterhin vom Tambour-Major bis zum Diviſionsgeneral und Gouverneur emporgeſchwungen habe.

Sein Betragen im geſelligen Leben war ſo roh und ſo bäuriſch, daß man ſich bei ſeinem Anblicke ſtets unwillkührlich an den Trommelſchläger erinnerte, wie er ſeine Laſt mit wildem Lärmen vor der Compagnie herſchleppt, und mit regſamen Händen, unter ſchwerem Athemzuge, das Widderfell in Bebung ſetzt. Daneben ließ er ſich königlich bedienen und thronte im Haufen ſeiner Geſellen ungefähr wie der Fürſt von Thoren unter den fröhlichen Trinkgenoſſen, welche darnach lechzen, auch die Ehre des Fürſtenthrons bald an ſich kommen zu ſehen; denn ſein vornehmſtes Talent beſtand darin, trotz einem Dutzend Lucullen zu eſſen und für zwölf edle Zecher Champagner zu trinken. Ihm genügte es nicht, ſein Lieblingsgetränk aus Weingläſern zu ſchlürfen; nein, große Biertonnen waren an der Tagesordnung, ſobald es einen fröhlichen Rauſch galt. Der Mittelpunkt, um welchen ſich alſeine Wünſche und Verfügungen dreheten, war der Magen, dem er auch durch die ausgedachten Expreſſungen und Auſſaugungsprojecte in jenen Provinzen eine frohe Zukunft zu ſichern ſuchte. Biſſon war, wie viele ſeiner Volksgenoſſen, der Meinung, daß es ſich auf dem Bette aufgehäufter Schätze einſt recht gut ruhen laſſen müſſe, uneingedenk der Wahrheit, daß ſich ein ungerechter Erwerb ſtets empfindlich rächt, und den Genuß erworbener Güter durch bittere Vorwürfe verbittert, wenn die Zeit der Vergeltung nahe iſt.

Um ſein Spiel ungehindert und weniger beobachtet treiben zu können, als es ſeine allzuoffene Gemüthlichkeit zuließ, nahm er einen Juden in ſeine Dienſte, welcher mit den franzöſiſchen Horden aus Straßburg in die eroberten Länder gezogen war, um, wie die Franzoſen vom Kaiſer bis zum Tambour und der Marſchallin bis zum Marketendermädchen, in der Fremde ſein Heil zu verſuchen. Dieſer Elende hieß Israel **Rhens**. Er beſaß das Talent aller ſeiner Glaubensgenoſſen, ſeinen Beutel auf Koſten ehrlicher Chriſten und ſeines redlichen Namens zu füllen, und ſammelte in der Eigenſchaft eines Commiſſairs einen nicht geringen Zehrpfennig für die alten Tage. In der That beauftragte ihn der Gouverneur gar nicht ſelten mit den Expreſſungen, welche er für executoriſch erklärt hatte, und

Rhens genoß bei den Unterthanen nicht geringer Achtung, ſo lange er bei dem Gouverneur Biſſon freien Zutritt hatte, und dieſem in ſeinen geheimen Angelegenheiten aſſociirt war: wenn man überhaupt eine erzwungene Demüthigung, das unwillkührliche Product der bangen Furcht und Sorge, Achtung nennen kann.

Aus den Acten der Königlich Preußiſchen Kriegs- und Domainenkammer zu Halberſtadt oder in Hildesheim mochte der Gouverneur oder ſein Gehülfe erfahren haben, daß die Hildesheimiſchen Klöſter Dorſtadt, Heiningen und Weltingenrode große Summen in Obligationen auf die Landſchaft Hildesheim beſäßen. Dies gab ihnen Gelegenheit, von ihren Talenten eine Probe abzulegen, welche hier gewiß nicht am unrechten Orte mitgetheilt wird.

Rhens, welcher nicht wußte, daß es den Klöſtern von der Kriegs- und Domainenkammer ſtrenge verboten war, jene Schuldbriefe zu veräußern und mehr als die Zinſen davon einzuziehen, hielt es für ein Leichtes, dieſelben an ſich zu bringen, zu verkaufen und den Gewinn mit ſeinem Protector zu theilen. Der Verbrecher ſchleicht im Dunkeln und ſcheuet den Tag, weil er ſeine Schande entlarven und ſich der

Verachtung der Welt preiß geben würde, ſelbſt wenn ſie ihm aus Furcht äußerlich Ehrfurcht beweiſen müßte.

Darum ward auch dieſer Plan unter dem Bruderpaare insgeheim entworfen, und Niemand hat je erfahren, was auf den Fall des Gelingens von den Projectmachern feſtgeſetzt worden ſei. Uebrigens trägt die ganze Speculation ſo ganz das Gepräge des Juden, daß man nicht anſtehen kann, den edlen Vorſchlag auf Rechnung des ſauberen Rhens zu bringen.

Wer außerordentliche Wirkungen zu Stande gebracht ſehen will, muß entweder ſeltene Thatkräfte in ſich vereinigen und anwenden, oder die Welt durch den Schein der Größe und den Glanz der Hoheit bethören. Dies letztere war die Weiſe Buonaparte's und ſeiner Geſchöpfe. Rhens war nicht der unglücklichſte Nachahmer dieſer ſtolzen Gleisner.

Wie Jupiter in der Hütte bei Philemon und Baucis, Furcht und Schrecken erregend, ſo erſchien — ein deus ex machina — plötzlich Rhens in dem Jungfrauenkloſter zu Dorſtadt. Allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich durch die Zellen; denn keiner konnte den Zweck der Sendung eines ſolchen Hiobsboten enträthſeln, und alle quälten ſich mit heilloſen Deutungen. Dann aber beſcheidet Rhens augenblicklich den Probſt und die Domina des Kloſters zu ſich, und beruft den Convent des Kloſters zuſammen. Alles iſt in geſpannter Erwartung. Nun tritt er mit dem Schreckensbefehle des Gouverneurs hervor und eröffnet den erſtaunten Cenobiten, daß ſie alle, in ihren Händen befindlichen Obligationen herausgeben und zugleich eine Erklärung ausſtellen ſollten, den Werth derſelben bezahlt erhalten zu haben.

Zwar bemühete ſich nun der Probſt des Kloſters, dem unverſchämten Gaſte begreiflich zu machen, daß es dem Kloſter durchaus nicht verſtattet ſei, dieſe Papiere zu veräußern; daß er ſich und das Kloſter vielmehr verantwortlich machen würde, wenn er ſie aus ſeinen Händen gäbe. Er erklärte, daß er darüber erſt einen endlichen Beſcheid der Krieges- und Domainenkammer erwarten müſſe, und vor der Hand nicht in die Wünſche des ſtirnloſen Rhens willigen könne.

Dieſer aber, weit entfernt, ſich dadurch in ſeinem Entwurfe irre machen oder gar zurückſchrecken zu laſſen, erneuert den Angriff auf die fromme Heerde mit verdoppeltem Nachdrucke. Rhens beſaß Frechheit genug, ſich mit ſchonungsloſer Kälte auf den Befehl des Gouverneurs zu beziehen, und bekannt mit der menſchenſcheuen Bangigkeit der frommen Zellenleute, drohet er ihnen ſofort eine Schaar von vierzig Huſaren auf das Kloſter zu legen und ſo lange auf Execution ernähren zu laſſen, bis die verlangten Papiere an den Gouverneur abgeliefert wären. Zugleich führt er ihnen die hohe Güte und Menſchenfreundlichkeit des Gouverneurs auf den Fall zu Gemüthe, daß ſie ſeinen Wünſchen unbedingt willfahren und ihm die Obligationen ſogleich mitgeben würden. Er macht ihnen die Vortheile recht anſchaulich, welche ſie aus einem friedlichen Vernehmen mit dem Gouverneur und von ſeiner beſonderen Gnade ziehen könnten, und erklärt endlich, daß die Kriegs- und Domainenkammer aufgehört habe, zu befehlen und zu ermächtigen, wo ein wohlbeſtallter Satrap des franzöſiſchen Kaiſers redete. So wechſelten ſchmeichelhafte Zuſicherungen mit mächtigen Drohungen, und die armen Kloſterleute überzeugten ſich bald, daß hier keine Appellation an die heilige Jungfrau ſtatt fände.

Was blieb den Geängſtigten jetzt noch übrig? Sie ſahen zwar ein, daß Biſſon und ſein unedler Werkgenoſſe die durch den Verkauf der Schuldbriefe zu erhebenden Gelder nicht, wie Rhens verſichert hatte, zum Beſten des franzöſiſchen Heeres verwenden, ſondern für ihren eigenen Schatz einſtreichen würden; ſie überzeugten ſich, daß ihre Anforderung nur eine grobe Erpreſſung ſei: allein der gewaltige Biſſon hatte befohlen. Rhens drohete, die Huſaren konnten täglich und ſtündlich einrücken.

Auch wußte man nun ſchon von vielen ähnlichen Vorfällen, daß die Widerſetzlichkeit gegen die hohen Befehle der franzöſiſchen Halbgötter alle nur gedenkbare Gewaltthaten, Bedrückungen und unſägliches Unglück über die Widerſpenſtigen herbeiführe. Wenn auch der Gouverneur ſelbſt es nicht bis zu offenbaren Ungerechtigkeiten getrieben hätte, ſo war von dem raubgierigen Rhens zu erwarten, daß er nichts unterlaſſen würde, was zur Züchtigung des Kloſters beitragen könnte.

Dazu ward erwogen, daß eine, ihrer vormaligen Gewalt entſetzte Kriegs- und Domainenkammer, gegen die Befehle eines Biſſon keinen Schutz gewähren könne. Man beſchloß daher endlich, einzuwilligen. Die Obligationen wurden ausgeliefert, auf Rhens cedirt, und in der Ceſſion ward beſcheinigt, daß der Werth bezahlt ſei.

Das Kloſter Dorſtadt hatte dem Kloſter Heiningen, und dieſes dem Kloſter Weltingenrode von dem Vorfalle ſofort Nachricht ertheilt, damit beide auf die

Ankunft des Hiobsboten gefaßt wären und wo möglich noch zweckdienliche Maaßregeln zur Abwendung des Ungewitters ergreifen könnten.

Rhens erſchien in Heiningen und wiederholte hier ſeine Anforderungen. Vergebens wurden auch hier die Einwendungen, welche zu Dorſtadt fruchtlos gemacht worden waren, wiederholt; Rhens kannte kein Geſetz, als den Willen ſeines Gouverneurs, und ob die Jungfrauen zu Heiningen zu leben hatten, oder unter Faſten und Beten ihren Geiſt aufgeben mußten, war ihm ganz einerlei. Daher gab man auch hier den Foderungen deſſelben nach, cedirte die Obligationen, und Rhens ließ mit frohem Gemüthe und heimtückiſchem Hohnlachen die verbiſſenen Verwünſchungen der frommen Jungfrauen über ſich ergehen, als er andern Morgens weiter zog.

Die Jungfrauen zu Kloſter Weltingerode hatten, ſobald ſie den Vorfall in Erfahrung gebracht, einen Rechtsgelehrten zu Rathe gezogen; allein wo nicht von Recht, ſondern nur von Gewalt die Rede ſein konnte, war guter Rath theuer. Alle Berathſchlagung konnte am Ende nur auf den Beſchluß hinauslaufen, entweder unbedingt die Obligationen herauszugeben, oder einen Abkauf zu verſuchen.

Daher war man hier ſchon vor Ankunft des gefürchteten Beutelſchneiders entſchloſſen, ſich gar nicht auf Gegenvorſtellungen einzulaſſen, ſondern lieber Alles zu verlieren, als ſich der Rache eines habſüchtigen Gouverneurs Preis geben, welcher durch einen Machtſpruch ungeſtraft vollziehen durfte, was er durch Vermittelung eines Gauners vergebens durchzuſetzen verſucht hatte.

Rheins erſchien endlich auch zu Kloſter Weltingerode in einem ſchönen, mit ſechs Pferden des Kloſters Heiningen beſpannten Wagen. Vier franzöſiſche Huſaren ſprengten voran, um dem hohen Reiſenden Gewicht, ſeiner Equipage Glanz und ſeinen Forderungen Nachdruck zu geben. Die armen Mädchen zitterten vor dem gewaltigen Juden. Er aber trat mit der Miene des großen, hochgebietenden Mannes unter ſie, und trug ihnen, wie in den Klöſtern Dorſtadt und Heiningen, ſeine Foderungen mit beiſpielloſer Frechheit vor. Er ſprach viel von der Gnade des Gouverneurs, wenn ſeinen Befehlen Folge geleiſtet würde. Auch vergaß er hier nicht, die Vortheile anzupreiſen, welche dem Kloſter und deſſen Bewohnern aus dieſem Gehorſame erwachſen könnten.

Die Ungnade Biſſons, welcher er als unausbleiblicher Folge des Ungehorſams erwähnte, ſchilderte er den Kloſterleuten mit den grellſten Farben. Dennoch hatten ſie Muth, ihm ſeine Vollmacht abzufordern. Rhens, durch dies Zumuthen faſt beleidigt, erklärte ihnen, daß er dies eigentlich nicht nöthig habe, ihrem Geſuche aber aus beſonderer Freundſchaft Folge leiſten wolle. Er zog ſie hervor und begleitete die Verweiſung derſelben mit einem hochklingenden Wortſchwalle von ſeinen freundſchaftlichen Verhältniſſen mit dem Gouverneur; wie denn die vornehmen Juden überhaupt eine ungemeine Ehre darin ſetzen, ſich entweder des Umgangs oder gar des Beſuchs vornehmer Chriſten zu rühmen, zumal wenn dieſe öffentliche Staatsdiener ſind. Es ſcheint, als wüßten ſie es, daß ihr wahres Verdienſt um die Menſchheit unendlich klein iſt, und ſuchten ſich von dem fremden durch ihr ſeltſames Peunken mit jenen Namen etwas anzueignen.

Namensunterſchrift und Siegel des Gouverneurs machten zum Ueberfluſſe alle Einwendungen gänzlich unſtatthaft, zumal da Biſſons Unterſchrift, welche unter tauſend öffentlichen Blättern wiederholt geleſen wurde, allgemein bekannt war. *) Daher wurden dem

---

*) Unterſchrift und Siegel des Gouverneur Biſſon waren

Gauner ohne Widerrede die Obligationen cedirt; jedoch bequemte er ſich, einen Rückſchein auszuſtellen, daß er für die Ceſſion der Obligationen nichts bezahlt habe, worüber ſich die Kloſterjungfrauen ſehr freueten. Rhens zog indeſſen, unbekümmert um dieſen Schein, von dannen, und die Nonnen waren vielleicht, ihres Verluſtes ungeachtet, noch froher, als er, weil ſie eines Gaſtes entledigt wurden, welchen ſie nie wieder zu ſehen wünſchten.

Da die Klöſter befürchteten, von der Kriegs- und Domainenkammer zu Halberſtadt zur Verantwor-

---

deshalb ſo allgemein bekannt, weil derſelbe bei ſeiner Ankunft in Braunſchweig unter dem Scheine einer beſondern Gnade und Begünſtigung, vielleicht auch unter Anleitung des argliſtigen Rhens darin eine ſehr ergiebige Quelle der Bereicherung entdeckte, den Bewohnern des Gouvernements Waffenſcheine zu ertheilen, deren jeder mit vier Franken bezahlt werden mußte. Weil die Unterthanen nur gegen dieſe Scheine ihre Gewehre, welche ſie an die Regierung abzuliefern angewieſen waren, behalten durften, und dennoch jeder gern ein gutes Gewehr mit vier Franken auslöſete; ſo kamen aus dem ſehr weitläuftigen Gouvernementsbezirke mehr als 30,000 Thaler zuſammen. — So wußten die Franzoſen die Deutſchen auf eine Art zu plündern, welche ſie ihnen ſogar Dank wiſſen mußten.

tung gezogen zu werden, ſo zeigten ſie die Gewaltthätigkeit des betrügeriſchen Rhens und des Gouverneurs bei derſelben an.

Dies erregte, wie man leicht erachten kann, Erſtaunen und Abſcheu bei den Gliedern der Kammer, welche damals das unwürdigſte Subject, den verrufenen Malchus, ſchon ausgeſtoßen hatte. Den Klöſtern wurde nun der Befehl ertheilt, die Obligationen wieder herbei zu ſchaffen. Sie entſchuldigten ſich damit, daß ſie dieſelben nicht freiwillig herausgegeben hätten; ſondern nur durch Zwang und Furcht vor Mißhandlungen zur Auslieferung bewogen worden wären. Auch beriefen ſie ſich mit Recht darauf, daß die Kammer wiſſe, wo die Schuldbriefe ſeien, und erklärten, daß wenn ſie die Herausgabe der Obligationen nicht bewirken könne, die Klöſter noch viel weniger im Stande ſein würden, die Rückgabe durchzuſetzen.

Unterdeſſen hatte Rhens die Landſchaftsobligationen zu verkaufen geſucht. Da aber das gewaltſame Verfahren, durch welches er ſich in den Beſitz derſelben geſetzt hatten, allgemein bekannt geworden war, ſo wagte es Niemand, dieſelben an ſich zu kaufen. Nun wünſchte Rhens den Rückſchein, daß er den Werth der Obligationen nicht bezahlt habe, wieder zu haben, und gedachte, da jener Verſuch mit den Obligationen bis dahin mißlungen war, von den Klöſtern eine Summe zu erpreſſen. Daher ſendete er durch einen Huſaren ein Schreiben an die Pröbſte zu Dorſtadt, Heiningen und zugleich an den weltlichen Adminiſtrator des Kloſters Weltingerode, worin er ihnen einen Termin beſtimmte, an welchem ſie bei dem Gouverneur Biſſon erſcheinen ſollten. Der Adminiſtrator zu Weltingerode aber ſollte zugleich den ausgeſtellten Rückſchein unfehlbar mit zur Stelle bringen. In banger Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, begaben ſich die Vorgeladenen auf die Reiſe. Rhens ſelbſt führte ſie zum Gouverneur Biſſon und ſprach lange und viel mit demſelben in franzöſiſcher Sprache, von der alle drei Kloſteradminiſtratoren nichts verſtanden. Dieſe wurden ohne wichtigen Beſcheid entlaſſen; in dem Vorzimmer aber forderte Rhens den Rückſchein zurück, befahl jedem von ihnen ſofort hundert Goldſtücke zu bezahlen, und drohete dabei, daß er ſie nicht aus Braunſchweig entlaſſen und Execution auf ihre Klöſter ſchicken würde, wenn ſie ſich nicht augenblicklich bequemten, dieſe Summe zu erlegen. Da ſie nicht ſogleich im Stande waren, ſeiner harten Forderung Genüge zu leiſten, ſo gab er ihnen wirklich einen Huſaren zur Wache bei.

Die verlangten Summen wurden indeſſen endlich aufgetrieben; Rhens ſtrich ſie ein und ertheilte den geängſtigten Männern nun erſt ihre Freiheit wieder. Dieſe aber ſahen wohl ein, daß das Opfer, welches ſie zu bringen gezwungen worden waren, nur als eine Entſchädigung für die mißlungenen Verſuche des Betrügers, die geraubten Obligationen in klingende Münze zu verwandeln, zu betrachten ſeien.

Nach einiger Zeit wurden den Klöſtern ihre Schuldbriefe zurückgeſendet; — vielleicht nur, weil ſich kein Käufer fand, vielleicht auch, weil ſich die Kriegs- und Domainenkammer zu Halberſtadt an den Intendanten Daru zu Braunſchweig gewendet hatte.

Auch verſicherte man ſpäterhin, daß Buonaparte durch den Generalintendanten Daru die Prellereien und Gewaltthätigkeiten des Gouverneur Biſſon erfahren hat, und würde alſo vielleicht darin die Urſach der Schuldſcheine ſuchen, wenn man von dem Deſpoten nicht wüßte, daß er die Mißbräuche, welche ſeine Geſellen verübten, nicht nur gerne ins Vergeſſen geſtellt, ſondern auch ſogar gut geheißen hätte.

Einige Zeit nach jenem Vorfalle wurde Biſſon indeſſen wirklich zum Heere nach Polen berufen, und an ſeine Stelle der Diviſionsgeneral Rivaud als Gouverneue nach Braunſchweig geſendet. Dieſer lebte mäßig, gebrauchte keinen Rhens, um ſchändliche Expreſſungen auszuführen, und erlaubte ſich nicht, ſeine Untergebenen unter dem Palladium ſeiner Würde für ſeine Privatcaſſe auszuplündern.

Rivaud ward nach einiger Zeit Baron von Raſſinière; Biſſon verſchwand, und über Rhens hörte man ſpäterhin nur noch die Spottreden derer, welche ihn in Straßburg gekannt hatten. Sie erſtaunten und lachten über ſeinen Einfluß; aber keiner verwunderte ſich über die Betrügereien dieſes feinen Mannes aus dem Stamme Israel, weil er allgemein als ein Gauner verrufen war.

Seltſam iſt es, daß er an ſeiner Wohnung zu Straßburg, gleichſam zum Aushängeſchilde oder Wappen, einen Schweinskopf duldete. Die Straßburger pflegten bei ſeiner Rückkehr ſpottweiſe zu äußern: Rhens wird nun ſeinen Schweinskopf vergolden laſſen.

Biſſon ſcheint im Felde eben nicht der Mann nach Buonaparte's Sinne geweſen zu ſein, denn es geſchah ſeines Namens ſpäterhin nur ein einzigesmal Erwähnung, als die Diviſion Biſſon in einer der Schlachten des Feldzuges 1813 bei Pultusk oder Eilau, zur

Unterſtützung beordert worden war. Auch findet man ihn nicht auf der Liſte der von den Ruſſen auf dem glänzenden Rückzuge der Franzoſen von Moskau nach Preußen gefangenen Generale. Alles dieſes könnte ihn gegen die argen Beſchuldigungen, welche ihm in ſeinem vormaligen Gouvernementsbezirke gemacht wurden, in Schutz nehmen, und wirft wenigſtens ein vortheilhafteres Licht auf ihn, als ſeine damaligen Händel mit dem verrufenen Rhens. Ob er übrigens den großen Zug nach Rußland mitgemacht; ob er dort auch einen Verſuch mit Pferdefleiſch und Vogelbeeren gemacht; ſein Grab in den Schneebergen, in den Fluthen der Bereſina, oder endlich durch eine Koſackenlanze gefunden habe, iſt uns nicht bekannt geworden. Vielleicht übergieng das große Sterberegiſter Buonaparte's ſo unbedeutende Schelme als dieſen, mit verächtlichem Stillſchweigen.

VI.

Denunciationen, ein Mittel, im ehemaligen Königreich Weſtphalen ſich eine beſſere Stelle im Juſtizſache zu verſchaffen.

Bei der Organiſation des ehemaligen Königreichs Weſtphalen wurde ein unbeſcholtener Mann zum Friedensrichter zweiter Claſſe im Canton N. und ein kurz vorher von der Univerſität zurückgekehrter Candidat der Rechte zu deſſen Supleant ernannt. Da aber der Erſtere die Annahme der ihm zugetheilten Stelle verweigerte, und es vorzog, lieber Oeconomie zu betreiben, als ſich als Juſtizbeamter in Weſtphalen anſtellen zu laſſen, ſo wurde der Herr Supleant als Friedensrichter, zum Leidweſen des ihm anvertrauten Cantons, ernannt. In dieſem Poſten wurde jeder alſobald die in aller Hinſicht ſchwachen Seiten des Herrn Cantons-Richters gewahr, welche vorher nur Einzelne am Candidaten und nachherigen Supleant zu bemerken Gelegenheit gehabt hatten.

Im Canton wurde es bald bekannt, daß man, da unſer Richter ſich in richtiger Anwendung der Geſetze nie ſicher wußte, mit Drohung der Appellation an das Tribunal oder Beſchwerdeführung an den Juſtizminiſter, wenn man für den unterliegenden Theil erklärt werden würde, bei einem ſchwankenden Fall ein günſtiges Erkenntniß erwerben konnte. Borgte man vielleicht dem Herrn Friedensrichter die Summe von 10 Rthlr., ſo glaubte man ganz überzeugt ſein zu können, daß, wenn Schuld-Klagen gegen ſeinen Gläubiger angebracht wurden, er ſo viel als möglich von der Klage abzureden ſuchte; wenn dies nicht gelang, die Verfügungen auf die Klage in die Länge ziehen, wenn endlich der Verklagte ſchuldig erkannt werden mußte, die Zahlungsfriſten lange genug hinausſetzen würde.

Im Cantons-Hauptorte wußte man allgemein, daß der Herr Friedensrichter an dunkeln Abenden, ſich Geſpenſterfurcht halber nicht auf die Straße getraute;

daß er zum öffentlichen Aergerniß im Hauſe eine Concubine hielt, die daſelbſt niederkam und die Kinder taufen ließ. Das allgemeine Geſpötte war es ferner, daß er von ſeinem Gerichtsſchreiber (Greffier) der vormals mit ihm in andern Verhältniſſen geſtanden, zum Gelächter der Partheien, auf der Gerichtsſtube mit einem traulichen Du beehrt wurde, währenddeſſen der Herr Vorgeſetzte gegen den Greffier reſpectsvoll das Sie gebrauchte.

Dennoch war dieſer, von der Mutter Natur in jedem Betracht ſtiefmütterlich ausgeſtattete Richter, einige Jahre nach erhaltener gedachter Stelle mit ſeiner Lage nicht mehr zufrieden, ſondern ſtrebte vielmehr nach dem Poſten eines Tribunals- oder wenigſtens Friedensrichters erſter Claſſe. Wie konnte er ſich nun von allen, in Weſtphalen überdies wenig geachteten Talenten entblößt, und als ächter Weſtphale beſſer empfehlen, als wenn er als Denunciant auftrat? Und Gelegenheit dazu fand ſich ja bald.

Ein Bürger, welchen, wie jeden nicht ganz verdorbenen Deutſchen, das Unweſen mit den vielen öffentlichen Dankfeſten, für die in Rußland von der franzöſiſchen Armee erfochten ſein ſollenden glänzenden Siegen mißbilligte, die Wahrheit der Bekanntmachung derſelben in Zweifel zog, die angeſtellten Feſte für Religionsſpötterei erklärte, und die Behauptung, daß der ſogenannte Feind (die trefflichen Ruſſen) in Verfolgung unſerer Freunde!! begriffen ſei, aufſtellte; wurde alſobald vom Herrn Friedensrichter denuncirt, auf Befehl des berüchtigten Bongars arretirt, nach Caſſel geſchleppt und daſelbſt lange im Kerker feſt gehalten. Dieſer Patriotismus des Herrn Friedensrichters wurde nicht nur durch ein Dankſagungsſchreiben des Bongars belohnt, ſondern im nächſten Monat war unſer Richter auf dem Etat als Friedensrichter erſter Claſſe, ohne dabei einen Grund anzugeben, aufgeführt und genoß ſo die Früchte ſeiner Vaterlandsliebe.

Als lange darauf der Chef eines ſogenannten feindlichen Corps den Denuncianten vorforderte, ihm die Schändlichkeit ſeines Benehmens vorhielt und ihn der Achtung jedes Deutſchen unwürdig erklärte, vergoß der kleine Richter aus Furcht auf weſtphäliſch die bitterſten Thränen wie ein Schulknabe.

VII.

Auch ein Ritter des Ordens der Weſtphäliſchen Krone in ſeinen Winkelzügen!

In eine bedeutende Stadt des ehemaligen Königreichs Weſtphalen rückte im April 1813 ein nicht unbedeutendes Corps ruſſiſcher Truppen ein, und es wurden alle Verbindungen mit der weſtphäliſchen Regierung ſtrenge unterſagt, ſo wie alle Autorität des Hofes zu Caſſel als aufgehoben und vernichtet anzuſehn, aufs ernſtlichſte und bei Todesſtrafe befohlen.

Der Chef eines in dieſer Stadt befindlichen Collegiums, ſtellte ſich gegen den ruſſiſchen Befehlshaber ſehr erfreut und unterthänig. Allein er fuhr dennoch fort, in der Canzlei alle Verfügungen im Namen Hieronymus Napoleons, Königs von Weſtphalen, expediren zu laſſen; nur hütete er ſich vor der Inſinuation dieſer alſo expedirten Verfügungen.

Der ruſſiſche Befehlshaber zog indeſſen bald ab, ohne die Canzlei recherchirt zu haben.

Es kam von Caſſel eine Poſt, und mit ihr unter andern auch eine wichtige Depeche von Caſſel an den fraglichen Chef, nach welcher er an 300 Fragen beantworten ſollte. Mit Freuden machte er ſich an die Beantwortung der aufgegebenen Fragen, und beantwortete ſie alle aufs ſchleunigſte und beförderte ſeine Antwort nach Caſſel auf ungewöhnlichen Wegen. In der Folge kamen weſtphäliſche Truppen; die Schlacht bei Lützen ward geſchlagen, und der Herr Chef bekam den Orden der weſtphäliſchen Krone, denn er hatte, mit Bezugnahme auf ſein in der Canzlei betriebenes Weſen berichtet: daß das unter ſeiner Leitung ſtehende Collegium ſich nie von ſeiner Pflicht entfernt, ſondern trotz aller Gefahr ſeine Functionen unausgeſetzt im Namen ſeines allergnädigſten Königs Hieronymus Napoleon verrichtet, und dadurch deſſen Allerhöchſte Autorität ſtets in ſchuldigſter Verehrung erhalten habe.

Der Orden der weſtphäliſchen Krone glänzte jedoch nur kurze Zeit. Der Waffenſtillſtand lief ab, Napoleons Sonne erlitt ſtarke Verfinſterungen, es kamen öfters Truppen der hohen Alliirten; einige Perſonen entfernten ſich dann, (eine öffentliche Perſon ſoll ſich ſogar in ein Fuder Stroh geladen, aus dem Thore haben ſpediren laſſen) und das Ordenszeichen verſteckte ſich.

Die Schlacht bei Leipzig ward geſchlagen; es mußten in der Stadt verſchiedene Auflagen gemacht und Anleihen eröffnet werden. Zu einer ſolchen ward auch der mehrerwähnte Chef mit 39 Rthlr. angeſetzt. Darüber entrüſtete ſich derſelbe gewaltig, ob er gleich die weſtphäliſchen Anleihen ohne Murren gegeben hatte; er proteſtirte gegen einen angeblich ungeheuren, ganz unverhältnißmäßigen Anſatz, und drohete die Verwaltungsbehörde im Orte, bei einer höheren Behörde zu verklagen, wenn man ſich nicht beſinnen und die Summe, womit er angeſetzt ſei, herabſetzen würde. Die Verwaltungsbehörde bewies ihm klar, daß er gegen andere Bedienungsperſonen noch ſehr glimpflich angeſetzt ſei, und daß er ſich daher nur immerhin bei einer höheren Behörde beſchweren möchte, indem eine ſolche Beſchwerde ſeinen preußiſchen Patriotismus auf eine beſtimmte, eben nicht beneidenswerthe Art dokumentiren würde.

Der Chef hatte indeſſen dieſe Antwort nicht abgewartet, ſondern ſeine Beſchwerde ſchon einer höheren Behörde in H.......dt vorgetragen. Letztere ſchickte dieſe Beſchwerde nebſt Aufforderung zur Berichtserſtattung an die concernirende Verwaltungsbehörde, welche dann ihre, mit mehr beregtem Chef gepflogene Correſpondenz der Bericht fordernden Behörde einſandte, und — der Herr Chef mußte bezahlen.

Dieſer, um ſich zu beſchönigen, als hätte er aus Geldnoth ſich ſo geſperrt, wählte ein auffallend Mittel.

Es zirkulirten nämlich Aufforderungen zu freiwilligen Beiträgen für Preußens Krieger: der Herr Chef ſchrieb in ein ſolches Zirkulair einen langen Senf und unterzeichnete Argenterie, weil er nicht hinlänglich Geld beſitze! ! ! Die ganze Stadt wußte es jedoch ſehr gut, daß er ein Capital nach dem andern auslieh und bei ſeiner eingezogenen Lebensart und ſeiner Sorgfalt im Sportelweſen, nothwendig baares Geld haben müſſe.

Des letztern Umſtands halber nannten ihn loſe

Leute nur den Sportelmann, weil er ſich in Geſellſchaften am liebſten und längſten mit dem Rendanten der Sportelkaſſe und auch über das Sportelweſen unterhielt.

Doch endlich erwachte der Patriotismus in dem Fleck, über welchem ſonſt der Orden der weſtphäliſchen Krone geprangt hatte; und der Herr Chef ſandte ein Extraopfer von 300 Rthlr. an eine entferntere preußiſche Staatskaſſe.

Damit jedoch die loſen Leute in ſeinem Orte es nicht merken ſollten, daß er zum Abwaſchen eines Flecken, den die weſtphäliſche Krone zurückgelaſſen, haben könnte, nur Seife einſenden wolle, ſo wurde dies patriotiſche Opfer auf einer andern Station zur Poſt gegeben.

Der Herr Chef und ehemalige Ordensritter iſt nun mit einemmale ein enthuſiaſtiſcher preußiſcher Patriot geworden. Einige Perſonen von ſeiner Umgebung ſind der Meinung, er werde das eiſerne Kreuz erſter Claſſe erhalten: andere Leute, und zwar von denen, die das blaue Bändchen mit dem Schnörkelchen daran, niemals leiden konnten, ſind der entgegengeſetzten Meinung und glauben, daß die großmüthige preußiſche Regierung nicht ſo hart ſein werde, eine Bruſt mit dem eiſernen Kreutze zu beſchweren, die ſonſt eine goldene Krone geziert habe.

VIII.

Etwas über die Verſchleuderung der Domainen im aufgelößten Königreich Weſtphalen.

Als die Aufhebung der Klöſter und geiſtlichen Stiftungen in dem Königreich Weſtphalen ihren Anfang nahm; da war man in Caſſel unſtreitig der Meinung, daß die Pachtſumme, welche von Grundſtücken dieſer Art entrichtet ward, einen richtigen Maaßſtab ihres Werthes abgeben könne; man ſetzte vielleicht voraus, daß der Ertrag ſolcher Grundſtücke entweder durch richtige, den kameraliſtiſchen Grundſätzen gemäße Anſchläge, oder doch wenigſtens durch Verpachtung an den Meiſtbietenden, ausgemittelt ſei.

Allein ſo war das nicht; vielmehr hatte in mehreren ſolcher Stiftungen eine Perſon, oder ein beſtimmtes Perſonale das Recht, dieſe oder jene Grundſtücke noch Willkühr auf eine beſtimmte Periode zu verpachten. Da ward denn nie auf den wahren und bleibenden Nutzen geſehn; ſondern der mächtige Intereſſentius hatte bei dem verpachtenden Perſonale die entſcheidende Stimme; ſo ward denn derjenige Pächter, der dem Verpächter das gröſte Douceur auf der Stelle, wenn gleich in der Folge ihm oder ſeinen Nachkommen, oder der von ihm verwalteten Caſſe, die geringere Pachtſumme gab. Dies zu entrichtende Douceur nannte man an manchen Orten Bibalgelder. Es iſt begreiflich, daß daher der gegebene Pachtertrag mit dem wahren Werthe des Grundſtücks in dem allergrößeſten Mißverhältniſſe ſtehn mußte.

Dies war auch der Fall mit einem ganzen Stiftsguthe in H . . . n und mit zwei Hufen Stiftsländerei in H . . . . e; für beide Grundſtücke gaben die Pächter der entrichteten Bibalgelder wegen, einen äuſerſt unbedeutenden Pacht.

Ein wohlhabender Mann, dem insbeſondere ſehr viel an dem ganzen Guthe gelegen war, benutzte die Verhältniſſe ſo ſchlau, daß er nach dem 6 Precent-

Fuße beide Grundſtücke an ſich kaufte. Er wußte es nämlich dahin zu bringen, daß man den von dem Guthe und von den zwei Hufen gegebenen Pacht als Zinſe à 6 Procent, von dem wahren Werthe beider Grundſtücke, anſehn mußte, und kaufte daher ſo wohlfeil, daß, als er nachher die zwei Hufen Landes, welche in der Flur des Dorfes H . . . . lagen, aus freier Hand verkaufte, er das ganze Guth in H . . n umſonſt erworben hatte.

Der alte Pächter der zwei Hufen Landes, war zwar in Caſſel interveniendo eingekommen, aber da es ihm an Entſchloſſenheit fehlte, 7/12 mehr zu bieten, ſo blieb es bei dem Gebot des erſten Käufers.

IX.

Ruhmwürdiges Benehmen eines Kaiſerlichen Domainenpächters in dem ehemaligen Königreiche Weſtphalen.

Je allgemeiner der Eigennutz in dem Schlamme der weſtphäliſchen Regierung ſich zu mäſten ſuchte; deſto erfreulicher war's und iſt es noch, auf Männer zu ſtoßen, welche in treubewahrter Hoffnung einer nahen Erlöſung den Verſuchungen des Eigennutzes männlich widerſtanden, um dem wahren Vaterlande ſeine Domainen zu erhalten. Folgendes hat der Verfaſſer dieſes aus guter Quelle erfahren.

Dem D. A. G — n zu Kl. G — e war das

Klöſter, welches er in Pacht hatte, von dem Mandatarius des Donatairs mehrmals zum Kaufe mit Kaiſerlicher Bewilligung angeboten; er konnte es für ein Spottgeld erhalten, auch hatte er Mittel genug, den Kauf realiſiren zu können: aber er mochte es nicht.

Treu und innig dem preußiſchen Hauſe ergeben, nährte er mit Sorgfalt und Koſtenaufwand die Hoffnung, daß der Vater des Vaterlandes, daß Friedrich Wilhelm III. ſeine geraubten Kinder bald wieder erlöſen werde; und dieſem wollte er die Domaine gerne erhalten. Damit aber kein Dritter dazwiſchen kommen möchte, wieß er das Anerbieten des Mandatarius nicht ganz von der Hand, ſondern knüpfte die Unterhandlungen über den Verkauf der Domaine an, ſcheute aber kein Opfer, um die Verhandlungen in die Länge zu ziehn.

Zeit gewonnen, viel gewonnen! ſagte dieſer Ehrenmann, mit dem Zuſatze: jeder brave Deutſche muß Alles anwenden und aufbieten, um dieſer Räuberbrut den Raub aus den Zähnen zu reiſſen.

Seine Hoffnung iſt nicht getäuſcht; ſeine Bemühungen, dem preußiſchen Staate die Domaine als Eigenthum erhalten zu wollen, ſind durch Erreichung ſeiner Abſicht mit dem herrlichſten Erfolge gekrönt worden. Gott ſegne ihn dafür!

X.

Hamburg, ein Schauplatz franzöſiſcher Unthaten.

Der Freiheitskampf hat große Opfer gekoſtet. Hamburg hat die größeſten gebracht; anfänglich freiwillig, ſpäterhin durch ein Mißgeſchick heimgeſucht, welches Seitenſtücke zu den Abſcheu erregenden Scenen der Geſchichte liefert, in welchen der Menſch in der ſchauderhafteſten Verwilderung auftritt. Sie ſind uns bereits treu und vollſtändig erzählt worden; dennoch wird ein Ueberblick derſelben in dem Archive der Zeit noch wohl einen Platz verdienen, damit das Maaß der franzöſiſchen Greuelthaten auch hier voll werde.

Preußen, Ruſſen, Schweden, Hanſeaten und Meklenburger waren aus der Stadt verſchwunden; eine dumpfe Stille ſchien die unglückliche Stadt dem Schreckensgerichte der Würger zu überantworten, welche mit jedem Augenblicke erwartet wurden. Am 30ſten Mai Morgens um eilf Uhr zogen die Dänen ein, welche mit den Franzoſen gemeinſchaftliche Sache gemacht hatten, weil ihr König Norwegen nicht verlieren wollte.

Sie waren von den Franzoſen vorangeſchickt, weil dieſe ſich fürchteten, zuerſt in die Stadt einzurücken, in welcher die Stürme der Zerſtörung noch nicht ganz geſtillt waren. Nachmittags um ſechs Uhr rückten die Verabſcheuungswürdigſten der raubgierigen Feinde, achtzig Douaniers, in die Stadt, und kündigten den geängſtigten Einwohnern die Rückkehr ſämmtlicher verſchwundenen Civilbeamten franzöſiſcher Hoheit an. Die franzöſiſchen Soldaten bivouakirten, weil ſie zu furchtſam waren, ſich einquartieren zu laſſen, und ſchreckten noch Abends um eilf Uhr Alles aus der Ruhe, um die Feier ihres Einzuges durch eine glänzende Erleuchtung zu erhöhen.

Anfangs ſchonten ſie der Hamburger, um feſten Fuß in ihrer Stadt zu gewinnen; denn ſie begnügten ſich mit unbedeutenden Plünderungen, beiſſenden

Schimpfreden und spöttiſchem Hohnlachen. Von dieſer Seite zeigte ſich vorzüglich Davouſt, noch mehr aber Vandamme, die Kronen der damaligen franzöſiſchen Macht, den Kaufleuten, welche ihnen als Deputirte nach Harburg entgegengeſchickt waren. Dieſe wurden mit Schmähworten empfangen und entlaſſen.

Hamburg erfuhr aber ſchon Tages darauf eine Kränkung, welche von der erbärmlichen Rachſucht der eingezogenen Feinde zeugte; die Stadt mußte abermals illuminiren. Davouſt nahm Tages darauf die neuen Feſtungswerke in Augenſchein, und befahl darauf die Fortſetzung des Feſtungsbaues zur Sicherung ſeiner ausgemergelten Conſkribirten; daneben, um die gefährlichſte Volksklaſſe der Einwohner zu beſchäftigen, und durch einträgliche Beſchäftigung zu beruhigen. Bis dahin hatte die Stadt noch immer von Glück zu ſagen.

Nun aber erklärte ſie Buonaparte bis zum October „außer dem Geſetze,“ und überlieferte ſie dadurch der Willkühr jener gefürchteten Wütheriche, von welchen jeder es dem andern in unmenſchlicher Grauſamkeit zuvor zu thun ſuchte. Zugleich legte ihr der Despot eine Strafcontribution von 480,000 Franken auf, welche in ſechs Terminen und mit unerbittlicher Strenge eingetrieben werden ſollte. Die niedere Claſſe der Einwohner, welche man unter dem Wohlſtande erachtete, blieb auch davon ausgeſchloſſen, und die ganze Summe fiel nun der geringeren Anzahl der Bemittelteren zur Laſt, welche nicht an die Möglichkeit glaubten, dieſe Summe aufbringen zu können. Die Deputation der Bürgerſchaft an den Kaiſer in Dresden wurde abgewieſen, ohne gehört worden zu ſein. Einige der erſten Handlungshäuſer hatten zwiſchen funfzig und hunderttauſend Franken zum erſten Termine zu zahlen. Als nun dieſer mit dem 12ten Juni 1813 eingetreten und die verlangten Summen noch nicht eingegangen waren, wurden vierzig der angeſehnſten Einwohner auf das Waiſenhaus beordert und größtentheils verhaftet, um als Geiſeln nach Harburg in Gewahrſam gebracht zu werden. Dadurch wurden ſie gezwungen, ihre Zahlungen zu leiſten, und die übrigen Einwohner boten alle Kräfte auf, um dieſe Unglücklichen aus einer peinlichen Gefangenſchaft ohne Pflege, gehörige Kleidung und Nahrung, zu befreien.

Die ferneren Summen der Contribution wurden zum Theil durch Materialien zum Feſtungs- und Brückenbaue, als Holz, Metall, Steinkohlen u. ſ. w. bezahlt, wodurch die Einwohner einen ungeheuern Verluſt erlitten, und manche derſelben ihren Beitrag um das Doppelte zu zahlen genöthigt wurden. Die Arbeit ward mit Aufbietung aller Kräfte der Umgegend von zehn Meilen bald zu Stande gebracht; aber die Arbeiter, welche ihren Familien, während einer Friſt von mehreren traurigen Wochen entriſſen wurden, erhielten von nun an kärglichen Lohn, und kehrten abgeriſſen und kraftlos in ihre verarmten oder geplünderten Hütten zurück.

Die unglückliche Stadt, welche in den Perſonen des Syndicus Gries, des Buchhändlers Perthes, des Kaufmann Hanft, des Bleideckers Mettlerkamp, des Rittmeiſters von Ehrenſtein, des Bruchvoigts Meier, des Dators Zimmermann, welcher eine Lehrſtelle am Johanneum bekleidete, des Advocaten von Haupt und vieler andern Verbannten ihrer heldenmüthigſten Bürger verloren hatte, und ſogar das Verdammungsurtheil über ſie ausſprechen hören mußte, erhielt für jenen Verluſt einen traurigen Erſatz in dem Gouverneur von Hogendorp, welchen Buonaparte dahin ſchickte; in dem Polizeidirector d'Aubignoſe und dem Maire Rüder. Alle dieſe beeiferten ſich, den gänzlichen Ruin des einſt ſo wohlhabenden Hamburgs möglichſt zu beſchleunigen. Mit Freuden willigten ſie in die beiſpielloſen Requiſitionen, welche Davouſt verordnete. Jeder rechtlich denkende Mann kann dieſs nicht treffender in das Deutſche überſetzen, als durch Plünderung und Straßenraub. Theer, Pech, Terpentin, Schwefel, Talg, Eiſen, Hanf, Baumwolle u. ſ. f. ward anfangs nach einer feſtgeſetzten Ordnung beigetrieben, ſpäterhin aber willkührlich weggenommen, wo es gefunden wurde. Viele tauſend Karren und Schaufeln zum Feſtungsbaue wurden geraubt. Und nun begannen die fürchterlichen Zerſtörungen, welche die Stadt ihres ſchönſten, unerſetzlichen Schmucks beraubten, und die Parke und Spatziergänge tauſendjähriger Bäume in wenigen Tagen rings umher in eine Einöde verwandelten. Schmerzvoll war es, die abgebrochenen Gartenhäuſer und Palläſte zertrümmert; aber noch ſchmerzvoller, die hochſtämmigen Bäume, welche dem Spatziergänger durch ihre Rieſenſchatten Schutz gegen die Glut der Sonnenſtrahlen gewährten, und die Stadt in einen Luſthain der Betriebſamkeit und Fülle verwandelten, umgeſtürzt im Staube welken zu ſehen. Palläſte ſehen Jahrzehende unter der ſorgſamen Pflege edler Fürſten wieder erſtehen, aber das Reis, welches wir an der Stelle einer vielarmigen Eiche, Kaſtanie oder Linde einſenken, bewundern und genießen erſt unſere Urenkel wieder in ſeiner Majeſtät.

Strengere Verhaftungen angeſehener Bürger, welche als Geiſeln nach Harburg geſchickt wurden, erfolgten häufiger, und waren drückender, weil die Auslöſung nicht ſo bald erfolgte, als das erſtemal. Dann wurden den Einwohnern die Kähne auf der Elbe und Alſter ohne Anſtand genommen. Zwar verſprach man, wie für die abgebrochenen Gebäude in den Vorſtädten und Gärten, eine taxmäßige Entſchädigung, aber bei dem Verſprechen hatte es auch ſein Bewenden. Schrecklicher jedoch, als bis auf dieſen Augenblick, begann Verwüſtung, Raub und Plünderung erſt, als Davouſt von ſeiner Expedition auf Berlin unverrichteter Sache zurückkehrte, und, um deſto ungeſtörter wüthen zu können, dafür ſorgte, daß die unglückliche Stadt noch bis zum erſten Januar 1814 außer dem Geſetze erklärt wurde. Neue Befehle zum Niederreißen der Vorſtädte, welche die Gränzen der Zerſtörung mit jedem Tage weiter hinausſteckten; neue, ununterbrochene Requiſitionen aller, nur gedenkbaren Bedürfniſſe, welche ohne Anſtand und Rückſicht da genommen wurden, wo ſie ſich vorfanden, und insbeſondere durch die Hospitäler um ein Großes vermehrt wurden, empörten den Beobachter. Zugleich verbreitete ſich das Gerücht von einer Verſorgung der Einwohner auf neun Monate, welches indeſſen von denſelben kaum gehört ward, weil ſie alle Vorräthe an die Beſatzung liefern mußten, und eine Verproviantirung ihrer Häuſer für ganz unmöglich hielten, indem ihnen auch die Zufuhr der Lebensmittel über die Alſter und Elbe durch den Raub der Kähne auf beiden Flüſſen abgeſchnitten war.

Das ſchändlichſte aller Raubſtücke aber, welches Davouſt unſtreitig in Gemeinſchaft mit dem Grafen **Chaban**, Intendanten der zwei und dreißigſten Diviſion, ausführte, war der Raub der Bank in der Nacht vom vierten zum fünften November 1813. Letzterer hatte noch kurz zuvor den beſorglichen Eigenthümern, welche ihr Vermögen darin ſtehen ließen, die Verſicherung gegeben, daß dies Heiligthum nie angetaſtet werden ſollte; wahrſcheinlich nur, um den Raub mit deſto größerer Sicherheit zu vollführen, und einen deſto reicheren Fang zu thun.

Die Bankbürger wurden von Gensd'armen aus dem Schlafe geweckt, und weil ſie ſich, ihrem Eide getreu, weigerten, die Schlüſſel zur Bank herauszugeben, gewaltſam von der Uebermacht hinfortgeſchleift. Offiziere und Gensd'armen nahmen nun den Betrag der Bank an Geldern und Barren auf, verſiegelten und beſetzten ſie mit einer ſtarken Wache. In der That begnügte ſich Davouſt nicht mit den Caſſenmünzen, welche er kurz zuvor durch Einziehung der ſämmtlichen Stadtcaſſen gewonnen hatte; ſondern ließ nach acht Tagen mehrere Wagen mit gemünzten Geldern, größſtentheils Piaſtern, fortſchaffen. An die Stelle der Bankoffizianten, welchen ſtatt ihres bisherigen Gehalts nun der Bettelſtab gereicht wurde, ward ein für allemal die Wache an derſelben angeſtellt, welche ſo lange Zeuge der Plünderung blieb, als etwas daraus zu holen war; denn ſelbſt die Silberbarren wurden durch Lieferanten mit groſſem Verluſte in baares Geld umgeſetzt. Tauſende verloren durch dieſes Bubenſtück ihr Vermögen, ohne jemals Erſatz hoffen zu dürfen; abermals Tauſende ſetzten mittelbar durch die plötzliche Stockung aller Geſchäfte, ſo unbedeutend ſie auch waren, und durch die Verarmung der Wechsler das Ihrige zu.

So plünderte Brennus die unterwürfigen Römer nicht, als er ſeinen Degen in die Goldwage warf; nicht Attila den Hof von Byzanz und Ravenna, wenn er ſeine Tribute und Brandſchatzungen einzog. Kaum liefert die Chronik der Bubenſtücke aus Nero's Geſchichte noch ein Seitenſtück zu dieſer Schandthat, welche allein hinreichend wäre, uns die franzöſiſchen Heere der Jahre 1806 — 1813 als wilde Räuberhorden und ſataniſche Frevler an den heiligſten Rechten und Verträgen der Völker zu characteriſiren, wenn es nicht tauſend und mehr ähnliche Räubereien thäten. Um ſeine verrufene Nationalehre, von welcher ja in

Frankreich ſo viel geſchrieen wird, zu retten, ſollte jeder Franzoſe, welcher auf den ehrlichen Namen ſeines Volks etwas hält, nach Maaßgabe ſeiner Kräfte beitragen, und das Volk ſich vereinigen, der Stadt Hamburg ihren Verluſt zu erſetzen, und die Schande jenes Bubenſtücks auszulöſchen!

Aber wie läßt ſich das von einem Volke erwarten, welches Räuber unter ſich duldet, welche hierbei noch nicht ſtehen blieben? Man leſe nur weiter!

Die Requiſitionen erſtreckten ſich bald auch auf den Viehſtand und die Getreidevorräthe der Einwohner der Stadt und der Umgegend. Davouſt aber begnügte ſich nicht, ihnen ihr Eigenthum zu rauben, ſondern er zwang die Auswärtigen ſogar, ihr Vieh ſelbſt zur Stadt zu treiben, und von dem Eigenthume, welches ihnen geſtohlen wurde, die geſetzliche Abgabe im Thore zu entrichten. Jeder Chef bekam nun einen Bezirk, wo er ungehindert plündern durfte. Offiziere und Soldaten folgten dem Beiſpiele ihrer Oberſten, und daher war es wohl natürlich, daß den armen Bauern Federvieh, Gemüſe und Wintervorrath bis auf den letzten Reſt geſtohlen ward. Auf der Wilhelmsburg kauften mehrere das Vieh, welches ſie liefern ſollten; dies ward geſtattet, weil man hier eine Zuflucht behielt, wo man nachher noch einen Fang thun konnte, wenn anderer Orten nichts mehr zu holen wäre. In der That wurden ſie bald darauf auch des zurückbehaltenen Eigenthums beraubt. Heerden von Ziegen, Schaafen, Schweinen, Kühen und Ochſen zogen durch die Straßen; ihnen folgten Gänſe, Enten und andere Gevögel, welche alle zwiſchen den Trümmern der Gärten oder in den Sümpfen auf Grasbrook erſt einige Tage hungern mußten, um dann abgeſchlachtet zu werden. Manche von ihnen wurden von den Soldaten verkauft; andere fielen, von Hunger aufgerieben, todt zur Erde. So erſtreckte ſich die Grauſamkeit jener Wüthriche auch auf die unſchuldigen Thiere, welche Opfer der Mordluſt und einer ſcheußlichen Raubſucht werden ſollten.

Plötzlich erſchien am 30ſten November vom General Thiebault in Davouſts Namen die Verordnung, daß jeder Bürger ſich auf ſechs Monate mit Lebensmitteln, als Mehl, Fleiſch, Gemüſe und Hülſenfrüchten, Wein oder Branntwein, Salz, Holz und Torf verſorgen ſollte; widrigenfals ihm ſo lange Soldaten in das Haus gelegt werden würden, bis ſeine unzulänglichen Vorräthe verzehrt wären, und er ſich mithin zur Auswanderung qualificirte. Die Summe des verlangten Proviants (für jede einzelne Perſon täglich 1 Pfund Mehl, 3/8 Pfund Fleiſch, 1/2 Pfund Gemüſe, 1/18 Bouteille Wein oder Brantwein, 1/64 Pf. Salz, Holz oder Torf zur Feuerung, war ſo groß, daß die meiſten Familien gar nicht mehr im Stande waren, ſie bei der ſchonungsloſeſten Beitreibung der ausgeſchriebenen Contribution zu beſtreiten. Andere, (welche die Ruſſen in der Nähe wußten und erfuhren, daß Stade mit Sturm genommen war.) verſäumten ihre Verproviantirung, weil ſie nicht an eine ſo langwierige Belagerung glaubten, und mußten in der Folge auf das ſchrecklichſte dafür büßen. Noch andere dachten nicht auf ihre Verſorgung, weil ſich das Gerücht verbreitete, daß ſie ihre Vorräthe nachher an das Magazin abliefern müßten, um daraus täglich ihre Rationen zu erhalten. Dies ward durch eine Bekanntmachung des Maire Rüder, im Namen des Grafen Hogendorp, öffentlich und ausdrücklich für ein falſches Gerücht erklärt; aber — die Wahrheit deſſelben ſollte ſpäterhin noch beſtätjgt werden.

Bald erfolgten neue Requiſitionen. Strohmatratzen, Pfühle, Decken und Bettücher wurden in ſo ungeheurer Menge eingeliefert, daß eine Armee ſich darauf hätte lagern können. Tuch, Linnen, Bauholz, Eiſen, Kupfer, Keſſel und Apothekerwaaren wurden in die Hoſpitäler geſchafft; die fünfte Contribution zur Verpflegung der Armee ward zugleich mit den Taſelgeldern für die Officiere eingetrieben, ſo daß mit dem Raube der Bank die ausgeſchriebenen 48 Millionen ohne Zweifel ſchon vollkommen bezahlt waren.

Seit dem erſten December, mit welchem Tage die Stadt enger eingeſchloſſen wurde, ſah man die Soldaten mit geſtohlnen Sachen, Koffern, Korn, Heu und Stroh durch die Straßen ziehen. Sie plünderten die Dörfer aus, welche ſie räumen mußten, und beraubten die, in welchen ſie ſtanden. Einige Bauervögte, welche ſich dieſen Gewaltthätigkeiten zu widerſetzen wagten, wurden ohne Umſtände erſchoſſen.

In dieſer gefahrvollen Zeit begannen die erſten zahlreichen Auswanderungen; alle Heerſtraßen waren mit Flüchtlingen und Wagen bedeckt. Tauſende ſuchten in der Nähe Hülfe, wo auch nichts als Noth und Jammer war und mußten das Weite ſuchen. Die Zahl der Vertriebenen vermehrte ſich mit jedem Augenblicke, denn Davouſt fuhr fort, vor allen Thoren niederzureiſſen, und als ihm dies zu langſam von ſtatten gieng, ſengen und brennen zu laſſen. Die ſchönen Gartenhäuſer der Senatoren Koch, Dankert, Burrowes, Thorbecks öffentlicher Garten und die koſtbarſten Gewächshäuſer wurden ein Raub der Flammen, in welchen auch ein großer Theil des Dorfes Hamm aufloderte. Das Schrecklichſte bei dieſen Mordbrennereien war die Eilfertigkeit, womit ſie betrieben wurden, damit durchaus nicht an Rettung koſtbarer Mobilien und Vorräthe gedacht werden könnte, ſondern Alles den Schwärmen plündernder Soldaten in die Hände fiele. Natürlich gab es für dieſe nun kein angelegentlicheres und einträglicheres Geſchäft, als Feuer anzulegen, ſelbſt wo ihre Oberherrn den Eigenthümern einige Stunden zur Ausräumung ihrer Häuſer geſtattet hatten. Koſtbare Mobilien wurden für zwei bis drei Marken verſchleudert; die Eigenthümer mußten den Soldaten abkaufen, was ihnen dieſe geraubt hatten, und ſelbſt dann war es oft nicht möglich, die wiedererſtandenen Sachen in die Stadt oder anderweitig in Sicherheit zu bringen, auch wenn der Transport mit Gelde aufgewogen worden wäre. Die Pferde wurden ausgeſpannt und geſtohlen, die Wagen requirirt und die Sachen in den Thoren angehalten und für eine gute Priſe erklärt.

Jetzt wurden die ſämmtlichen Kirchen der Stadt, bis auf die Michaeliskirche, in Magazine und Pferdeſtälle umgeſchaffen. Wüthend drangen die Soldaten mit Aexten und Beilen in dieſelben, und zerſchlugen Alles, was ihnen zunächſt in die Augen fiel. Was Werth hatte, ward geraubt und verkauft. Alles dies geſchah aus Frevelmuth, denn es gab der leeren Speicher in Hamburg noch genug, welche ſich weit beſſer zu Magazinen geeignet hätten, als die feuchten und dumpfen Kirchengewölbe. Desgleichen hob der Uebermuth und die Habſucht alle milden Stiftungen, ja ſogar die Armenanſtalt auf, wodurch augenblicklich Tauſende dem größeſten Elende Preis gegeben wurden. Endlich ward ſelbſt aus dem Waiſenhauſe ein Lazareth zugerichtet, und die armen, unglücklichen Kinder wurden in einige leer ſtehende Häuſer zu Eppendorf verwieſen. Ihre Vorräthe waren ihnen geſtohlen; ſie verdanken ihre Erhaltung nur der Milde der Einwohner von Eppendorf. Die Kranken der Stadt wurden wild durcheinander geſchleift, weil die milden Stiftungen für dieſelben, wie der Krankenhof, den Soldaten hatten eingeräumt werden müſſen.

Eine unſinnige Verordnung erſchien, worin allen Einwohnern, Männern, Weibern und Kindern angekündigt ward, daß ſie bei dem erſten Kanonenſchuſſe jederzeit binnen drei Minuten die Straßen räumen und in die nächſten Häuſer flüchten ſollten. Im Falle der Widerſetzlichkeit ſollten ſie niedergeſäbelt (sabner) werden. Auch dieſer Befehl, welchem der niedrige Speichellecker Rüder nichts entgegenzuſetzen wußte, war von neuen Vernichtungsdecreten begleitet. In einem Umſange von ſechshundert Toiſen rings um die Sternſchanze ſollte Alles dem Erdboden gleich gemacht werden. Der Reſt der Alleen und die kleinen Gehölze in der Nähe der Stadt ſanken unter den Beilen der Henker, oder es wurden, was noch grauſamer war, die Gewerbe betreibenden Einwohner, als Zimmerleute, Schmiede, Tiſchler u. ſ. w. mit ihren Leuten genöthigt, ſelbſt an der Verwüſtung der Stadt zu arbeiten.

Alle öffentlichen Zuſammenkünfte, auch in der Börſenhalle, wurden unterſagt und die Börſe in einen Pferdeſtall umgeſchaffen. Aus dem Saale ward ein Heumagazin gemacht. Das Gebäude der Harmonie ward zu einer Caſerne verwandelt. Dies Schickſal hatten alle leerſtehenden Häuſer, meiſtentheils große und koſtbare Gebäude, welche der Einquartierungslaſt halber am ſchwerſten zu vermiethen waren. Hatte man das erſtemal die Reviſion der Vorräthe nur obenhin betrieben; ſo wurde ſie jetzt auf das ſtrengſte wiederholt. Denen, welche zwar Vorräthe hatten, aber nicht in anbefohlnem Maaße, ward das Exil angedeutet, wofern ſie nicht binnen einigen Tagen vollkommen verſorgt wären. Die Armen, ärmlich Gekleideten und alle Bettler, Männer, Weiber und Kinder von jeglichem Alter, wurden auf den Straßen aufgegriffen, in leere Häuſer eingeſperrt und dann zu ganzen Schaaren aus der Stadt getrieben. Ueberall ſah man Wachen auf den Straßen umherziehen oder auflauern; überall hörte man ein klägliches Jammergeſchrei der Unglücklichen, welche von Hunger und Durſt beinahe aufgerieben, nun auch der Strenge des Winters Preis gegeben wurden. Bald wurden nun auch alle fremden Handwerksgeſellen binnen 24 Stunden aus der Stadt verwieſen, und mit ihnen junge Leute jeglichen Standes auf den Straßen aufgegriffen und zu den Thoren hinausgeſchleppt. Wer zurückkehrte, ſollte erſchoſſen werden. Davouſt ſchämte ſich nicht mehr, öffentlich bekannt zu machen, daß Alles zur Stadt hinaus gebracht werden ſollte, was keine Steuern bezahlte, und öffnete zu dem Ende am 20ſten und 21ſten December die Thore von 10 bis 2 Uhr.

Zahlreiche Bürgerfamilien, welche zwar ihr tägliches Brot reichlich verdienten, aber nicht auf ſechs Monate Proviant vorausbezahlen konnten, zogen in die Welt, ungewiß, wo ſie ein Obdach, Brot und Sicherheit finden würden; nun meiſtens Bettler, denn ihre Habe, in Betten, einigem Hausgeräthe und Handwerkszeuge beſtehend, konnten ſie nicht mit ſich nehmen. Die Alten weinten, die Jungen, leichtſinniger und trotziger, ſchalten, und die Kinder, unbewußt, wie hart das Schickſal ſie und die Ihrigen heimſuchte, zogen ſchaarenweiſe mit ihren Bündelchen hinterdrein.

Noch war das Maaß des Elendes nicht voll. Am 23ſten Dec. erließ Hogendorp eine Verordnung, nach welcher Allen, deren Proviant nicht zureichend befunden würde, 25 bis 50 Stockprügel angedrohet wurden, wenn ſie nicht binnen 24 Stunden die Stadt geräumt hätten. Menſchen aus allen Ständen zogen ſchaarenweiſe aus, denn ſie fühlten das Entehrende ſolcher Behandlung.

Noch ſchrecklichere Scenen folgten in der Weihnachtsnacht, als mit dem 24ſten Decbr. der letzte Verſorgungstermin abgelaufen war. Davouſt wollte noch 20,000 Menſchen aus der Stadt geſchafft wiſſen, und ließ ſie zu dem Zwecke in jener verhängnißvollen Nacht von Gensd'armen und Polizeidienern aus dem Bette reiſſen, und in ihrer Blöße in die Petrikirche werfen, welche erſt nach dieſer Zeit zum Pferdeſtalle eingerichtet wurde. Vorzüglich hatte man ſolche dazu auserſehen, deren Vorräthe nicht ganz zulänglich waren, um auch hier die Gelegenheit zur Ausplünderung mit deſto glücklicherem Erfolge zu benutzen. Das Angſt- und Jammergeſchrei der Unglücklichen konnte die tauben Henkersknechte nicht rühren. Blinde und Lahme, Kranke von jeder Art, wurden am Morgen ohne Unterſchied zur Stadt hinausgeſchleift, und hier ohne Gnade hülflos ihrem Schickſale, viele der Verzweiflung überlaſſen. Diejenigen, welche das Uebermaaß des Elendes nicht ertragen konnten, ſuchten ihre Leiden durch einen freiwilligen, ſelbſtgewählten Tod zu endigen. Eine arme Frau nahm ihre beiden Kinder in die Arme, drückte ſie an die Bruſt und ſtürzte ſich mit ihnen am Hamburgerberge in die Fluthen der Elbe. Eine andere, die während der Geburtswehen mit hinausgejagt wurde, jammerte überlaut nach Hülfe im freien Felde, wo ſie von den Barbaren ausgeſetzt war. So ergieng es Tauſenden, welche, ſpäterhin von anſteckenden Seuchen und vom Grame über die Zerſtreuung ihrer Familien und den Verluſt ihrer Gatten und Kinder aufgezehrt, ihren Geiſt aufgaben. Altona und die dorthin geflüchteten reichen Hamburger konnten das Elend nur mildern, nicht heben. Daher giengen große Transporte unglücklicher Hamburger nach Lübeck, Bremen und nach Holſtein, überall mit menſchenfreundlicher Zuvorkommenheit und Bruderliebe empfangen und nach Kräften, auch vornehmlich von England aus, unterſtützt. Dieſe Transporte ſogar waren in der Nähe der Stadt den Räubereien der Franzoſen ausgeſetzt, welche neunzehn, mit alten und kranken Leuten beladene und nach Eppendorf beſtimmte Wagen rein ausplünderten, und die Verlaſſenen im Felde dem ſchmählichſten Tode hingaben.

Davouſt weidete ſein verruchtes Herz unterdeſſen an den wilden Flammen, welche nicht bloß in den Hütten der vertriebenen Einwohner wühlten, ſondern auch ihre Habe entweder verzehrten, oder dem Raubgeſindel der Franzoſen Preis gaben. Achttauſend Heimathloſe, unter dieſen ſehr viele Kranke, auch Raſende aus dem eingeäſcherten Krankenhofe, erhielten ihre Beſtimmung nach Eppendorf. Viele ſtarben unterwegs, noch mehrere raffte ſpäterhin das Nervenfieber hinweg.

Ein rührendes Beiſpiel aber, zu welchen Trauerſcenen die Mordbrennerei und boshafte Grauſamkeit eines Despoten Anlaß geben kann, iſt der unglückliche Tod eines bejahrten und redlichen Ehepaars. Es erſcheint der Befehl, daß das Haus dieſer Eheleute abgebrannt werden ſoll. Alle Gegenvorſtellungen ſind vergeblich. Jetzt bittet die unglückliche, alte Frau den Mann, ſie aus der Welt zu ſchaffen. Er, betäubt und umſtrickt von der Macht des Geſchickes, tödtet ſie durch einen Meſſerſtich, und fällt über der That der Wache in die Hände. Mit frommer Ergebung ſchritt der Greis zur Guillotine, welche den letzten ſeiner Wünſche erfüllte.

Währenddeſſen hatten die Räubereien mit Gutheiſſung der Regierung ungeſtörten Fortgang. Einem Kaffeewirthe, welcher die Erlaubniß hatte, eine Pharaobank zu eröffnen, wurde dieſe im größeſten Gewühle der Menge plötzlich weggenommen. Die Gensd'armen, welche zum Schutze bei ihm waren, machten auf ſein Hülferufen gemeinſchaftliche Sache mit den Räubern. Seine Tiroirs wurden dem Beraubten von der Regierung wieder zugeſtellt, die Summen nicht; ohne Zweifel, weil ſie die Regierung beſſer gebrauchen konnte. — Die Requiſitionen wiederholten ſich ärger, als zuvor. Neue Forderungen von Betten beraubten die unbemittelteren Einwohner des größeſten Theils ihrer Habe, entriſſen den Begüterten das Ihrige, um einen betrüglichen Wucher damit zu treiben, und plünderten die Wohnungen der Ausgewanderten, in welchen weder Schloß noch Riegel geachtet wurde, dergeſtalt, daß dieſe nicht hoffen dürfen, irgend etwas von ihren zurückgelaſſenen Sachen wiederzufinden. Um bei der eintretenden Strenge des Winters gegen Froſt geſichert zu ſein, wurden, auſſer den requirirten Vorräthen der ſämmtlichen Holzhändler, auch die ungeheuren Maſſen von Stabhölzern, die man zu Oxhöften und Weinfäſſern zu gebrauchen pflegte und mit dem Zehnfachen des Brennholzes bezahlte, geraubt. Jeder Soldat durfte ſich davon ſo viel holen, als er tragen konnte; viele handelten damit. Auch auf dieſem Wege verlor die Stadt Millionen, denn jene Stabhölzer hatten ſich während der Unterbrechung der Schiffarth ſehr angehäuft. Darauf wurden die Schiffe im Hafen zerſchlagen und verbrannt. Die Häuſer der Holzhändler, welche bisher verſchont worden waren, gingen endlich auch in den Flammen zu Grunde, als ihr Holzvorrath verbrannt war. Bettücher, wollene Strümpfe, Halsbinden und Hemden, grobe und feine Tücher mußten von neuem in unglaublicher Menge geliefert werden und wurden mit Gewalt genommen, wenn ſie nicht freiwillig eingebracht wurden. Die Linnenniederlagen wurden ſo hart mitgenommen, daß aus manchem Speicher 20 bis 30,000 Ellen geſtohlen worden ſind. Zu dieſen furchtbaren Requiſitionen geſellten ſich noch immer neue Contributionen.

In der letzten Hälfte des Januars 1814 ward das Dorf Harveſtehude ein Raub der Flammen. Schrecklich litten um dieſe Zeit die Bauern der Inſel Wilhelmsburg, des einzigen Platzes, welcher den Franzoſen noch zur Plünderung zu Gebote ſtand. In der Stadt aber wurden täglich Menſchen erſchoſſen, meiſtens unſchuldig. Ein Hauptgrund war die Beſtellung von Familienbriefen nach Altona und in die Umgegend, welche ſo ſchwer verpönt wurde, daß die Verhaftungen und Stockprügel darüber, endlich in Todesſtrafe verwandelt waren. Aber was braucht man noch nach den Gründen dieſer Mordſcenen zu fragen, wenn der Chef der Gensd'armerie, Charlot, öffentlich erklären durfte: il est le devoir de la gensd'armerie, de punir plûtot dix innocens, que de laisser échapper un seul coupable. *)

Natürlich glaubte in ſolcher Schreckenszeit auch keiner mehr an ſeine perſönliche Sicherheit; denn ein unſchuldiger Familienbrief, der an ihn eingieng, war nach den Befehlen Davouſt's hinreichend, ihn für ſchuldig zu erklären und zu verurtheilen.

Ein Verſuch der Ruſſen, Harburg zu nehmen, koſtete den Franzoſen tauſend Todte und Verwundete, obgleich jene ihren Zweck nicht vollkommen erreichten. Die ſchrecklichſten Folgen aber hatte auch dieſer Vorfall

---

*) Die Gensd'armerie iſt verpflichtet, eher zehn Unſchuldige zu züchtigen, als einen Schuldigen entweichen zu laſſen.

wieder für Hamburg; denn nun erhielt auch die Spinnhauskirche nebſt dem Douanengerichtshofe (cour prévotale) und den Predigerwohnungen auf dem St. Catharinenkirchhofe die Einrichtung der Hoſpitäler, ohne Rückſicht, ob durch die Räumung dieſer Gebäude nicht wiederum einige Kranke einem unvermeidlichen Tode zur Beute wurden.

Mit jedem neuen Angriffe der Belagerer griff auch die zerſtörende Fauſt des Hamburger Deſpoten und die verzehrende Flamme der Mordbrennerei, insbeſondere auf dem Billwerder und dem grünen Teiche, wo neue Verhäcke und Verſchanzungen angebracht werden ſollten, wieder um ſich. Neue Blockhäuſer erſtanden aus den Landhäuſern, welche in ihrem eigenen Schutte und Staube moderten.

Währenddeſſen die Dänen die Stadt verließen, requirirte Davouſt alle, noch vorhandenen Vorräthe von Wein, wodurch denn die Weinhändler nicht bloß ihres Reichthums an Wein, ſondern ſelbſt ihrer Mutterfäſſer beraubt wurden. Unter andern ließ er auch einen Oxhoft Rheinwein, welchen er ſchon früher zu 660 Rthlr. beſtellt und nachher wieder abgeſagt hatte, gewaltſam einziehen, ohne an Bezahlung zu denken. Nun war aber ein großer Theil der Fourage verdorben.

Das Fleiſch hatte nicht Salz genug gehabt; die Kartoffeln faulten in ſumpfigen Gewölben; der Wein verdarb in Bier- und Eſſigtonnen; das Heu fieng an zu faulen. Alles wurde daher von neuem auf Koſten der unglücklichen Hamburger ausgeſchrieben, und insbeſondere zur Herbeiſchaffung der nöthigen Fourage ein Weg eingeſchlagen, welcher bemerkt zu werden verdient. Allen Einwohnern, welche Pferde hielten, auch den Miethkutſchern, Aerzten, wurden dieſe ohne Unterſchied genommen; ſelbſt die Pferde vor den Dreckkarren, Sprützen und Leichenwagen wurden requirirt und dafür die ſchlechteſten von den franzöſiſchen Pferden abgeſchlachtet. Mit jedem Pferde aber mußte das dafür erforderliche Futter für die Proviantzeit theils ſofort geſchafft, theils nachgeliefert werden. Die abgeſchlachteten Pferde blieben auf den Straßen und auf dem Grasbrock unverſcharrt liegen, den Soldaten, Bettlern und Hunden, welche auf eine ſcheußliche Weiſe daran zerrten, um ihren Hunger zu ſtillen, zur gemeinſchaftlichen Beute. Ja es ward mit dieſem Fleiſche ſogar Handel getrieben. — Noch wurden zum Verderben der zurückgebliebenen Hamburger nun auch für jeden Kopf fünf Pfund Mehl von den Vorräthen requirirt, wodurch manche Familien, welche nur kärglich verſorgt waren, in die tödtlichſte Verlegenheit geriethen.

Ein Angriff der Ruſſen auf die Stadt am 9ten Februar, welcher den Franzoſen über drittehalbtauſend Menſchen an Todten und Verwundeten koſtete, ward Veranlaſſung zu neuen, drückenden Requiſitionen und Brandſcenen, durch welche Davouſt ſeine üble Laune umzuſtimmen ſuchte. Betten und Bettgeſtelle, Keſſel, Näpfe, Leinwand, Charpie und Geſchirr aller Art ward täglich in ungeheurer Menge geraubt, wo es gefunden wurde, und ſo das Mißlingen der Eroberung der Stadt wieder am empfindlichſten von den Einwohnern gebüßt. Nicht ohne Grund rechnen ſie dahin auch den Verluſt mehrerer ihrer geſchickteſten Aerzte, unter andern des Doctor **Veit**, welche von dem Lazarethfieber hinweggerafft wurden.

Durch einen neuen Sturm der Belagerer wurde die Zahl der Kranken in den Hospitälern ſo ſehr angehäuft, daß die peſtilenzialiſche Luft darin mit wenigen Ausnahmen Alles tödtete; daß viele Verwundete davor liegen bleiben mußten, bis ihnen die Todten Platz machten, und andere lieber in ihren Caſernen hülflos jammerten, als dem unvermeidlichen Tode in dem Hospitale willig in die Arme giengen. Oft wurden täglich über hundert Todte herausgeſchafft. Man brachte ſie in Keller, woraus ſie ſodann in Maſſe zu den Begräbnißlöchern, welche man zu drei Quadratfuß für jede Leiche berechnet hatte, fortgefahren wurden. Nicht ſelten krochen Lebendige aus dem Haufen der Leichen hervor, um noch einige Stunden zu verjammern; noch häufiger wurden Todte von ihren Cameraden in den Kellern und auf den Höfen der Häuſer begraben, wo ſie hauſeten. Die Hospitalkranken aber, welche gleich wandelnden Leichen um die Pfützen und Miſtgruben herumkrochen, um verfaulte Aepfelſchaalen und ähnliche Nahrung hervorzukratzen, gewährten einen erſchütternden Anblick, welcher nur ihre kalt vorüberſchreitenden Landsleute nicht rührte. In den Hospitälern ſelbſt fehlte es, bei der beiſpielloſen Gaunerei der Befehlshaber, aller Lieferungen ungeachtet, an Speiſe, Trank, Arzenei und Holz, ſo daß an Geneſung der Verwundeten faſt gar nicht zu denken war.

Alle Vorräthe von Reis und Sago wurden nun für dieſe Krankenhäuſer eingezogen, und daneben ſchrieb Davouſt eine neue Contribution für die Ausgaben der Lazarethe aus, als wenn für dieſelben noch nichts geſchehen wäre. Zugleich wurden die Hospitäler nun in Bürgerhäuſer verlegt, aus welchen die Einwohner zuvor vertrieben worden waren. Frauenzimmer wurden auf den Straßen aufgegriffen, um in denſelben zu arbeiten. Die Apothekergehülfen, und wo keine waren, die Apotheker ſelbſt, wurden gezwungen, die Tiſane zu bereiten und zu verbinden. Durch ſie verbreitete ſich das Nervenfieber unter den Bürgern. Noch fünfhundert Familien meldeten ſich zum Auswandern, zum Theil ſolche, welche ſich zur Zeit der Verſorgung verſteckt oder durchgeſchlichen hatten. Bis auf einige Handwerker wurden ſie endlich entlaſſen, nachdem ihrer Viele ſchon erfroren, verhungert oder auf dem Krankenbette elend geſtorben waren. Die Spuren jener entſetzlichen Todesart fanden ſich an mehreren aufgefundenen Leichen. — Unterdeſſen ſchwelgte Davouſt mit ſeinen Geſellen im Ueberfluſſe.

Während der Faſten wurden in der Vorſtadt St. Georg von neuem Häuſer abgebrochen, und zwar, weil die Franzoſen ſich durch ihre Ungeſchicklichkeit theils darunter begraben, theils beſchädigt hatten, auf Befehl Davouſts von den Bürgern und Eigenthümern ſelbſt. Diesmal geſchah es wohl nur, um Brennholz zu gewinnen. Zu gleicher Zeit aber erfuhren wir einen neuen Angriff auf die Bank, aus welcher abermals 800,000 Franken durch den Generaleinnehmer Dechesne in die Münze gebracht wurden, wo ſie das Gepräge doppelter Markſtücken erhielten, welche nach jenem räuberiſchen Intendanten kleine Chabans genannt wurden.

Dieſer immer wiederholten Plünderungen ungeachtet, fanden die kranken, vor Kälte erſtarrten Franzoſen dennoch keine Linderung ihres harten Schickſals. Noch immer ſah man ſie ſo eilfertig, als möglich, nach den eben gefallenen Pferden wanken, um ſich in den rauchenden Eingeweiden einmal zu wärmen; noch immer wühlten ſie in den faulenden Pferdekörpern, in den Bergen von Unrath und Miſt, welche ſich in den Straßen aufgehäuft hatten, ſeitdem an keine Reinigung mehr zu denken war, nach einer Erquickung. In der That aber waren auch die Lebensmittel in dieſer Zeit der ſchauderhafteſten Noth ſo hoch geſtiegen, daß ein Sack Korn mit 120 Mark und ein Huhn mit 10 Mark bezahlt wurde. Fleiſch war nirgends mehr zu haben; denn Niemand, der noch eine Kuh hatte, durfte ſie ſchlachten. Vielmehr requirirte ſie ſofort die Regierung, und überließ ihm gegen gute Bezahlung kaum die Milch, bis ſie geſchlachtet wurde. Dazu wurden den Weinhändlern ihre letzten Reſte genommen, ſo daß ſie nun auch nicht mehr über ein Faß zu ihrem eigenen Bedarfe beſtimmen konnten.

Die geneſenden Soldaten, meiſtens Leichtverwundete, wurden in Bürgerhäuſer einquartirt, und erhielten aus den Magazinen ein wenig Wein, Brot und Fleiſch. Für Feuerung, Bette, Wäſche und fernere

Ernährung mußten die Einwohner ſorgen. Es gab Beiſpiele, daß Familien, welche ſich der Einquartirten nicht mit aller Sorgfalt angenommen hatten, des Ihrigen beraubt und aus der Stadt verwieſen wurden. Dieſen erging es, wie allen Vertriebenen, welche das zweite Sechstheil der Contribution nicht bezahlt hatten. Ihre Häuſer wurden in Caſernen umgeſchaffen, die Mobilien in Magazine gebracht und vertheilt, verkauft oder verbrannt.

Bald nach den neuen Forſchungen der Douaniers nach den Vorräthen der Zurückgebliebenen, wahrſcheinlich, um zu erfahren, wie viel man ihnen noch abnehmen könne, ward noch 1400 Menſchen die Erlaubniß ertheilt, auszuwandern. Sie durften jedoch nichts, als ein kleines Päckchen Wäſche oder Kleidung mit ſich nehmen. Dennoch wurden am 16ten März viele von den Ausgewanderten, vornehmlich Handwerker und ledige Frauenzimmer, wieder in die Stadt zurückgetrieben und gezwungen, für die Regierung, welchen es an Arbeitern ſehr zu fehlen begann, ihre letzten Kräfte aufzuopfern. Dafür erhielten ſie Brotkarten, d. h. Erlaubnißſcheine, ſich Brot zu kaufen, ohne welche die Bäcker kein Brot verabfolgen laſſen durften. Späterhin ſchickte Davouſt ſogar ſeinen Wagen und Officiere aus, um Damen zu einem Balle am Geburtstage des ſogenannten Königs von Rom requiriren zu laſſen. Als aber Graf Chaban, der Intendant der Finanzen, am Lazarethfieber endlich auch ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, wurden ſogar weiße Handſchuhe und Trauerflore zu ſeiner Beſtattung requirirt und nicht bezahlt. Dennoch meinte das Hamburgiſche Volk, in welchem das Ungemach noch nicht allen Geiſt ertödtet hatte, daß man von Chaban nur einen ſchönen Zug anführen könne, nämlich ſeinen Leichenzug.

Der General Loiſon, welcher an Chabans Stelle trat, ließ bei der ungeheuern Sterblichkeit der Soldaten mehrere Caſernen eingehen, und quartirte in der Neuſtadt und in der Nähe der Wälle Geſunde und Kranke zu dreißigen und vierzigen in ein Haus, ſo daß dadurch auſſer den Aerzten, unter welchen wir auch Heiſt und Wegſcheider beklagen, viele Bürger oder ihre Familien zu Grunde giengen. Seitdem die Kranken in den Bürgerhäuſern alle 14 Tage mit neuen gewechſelt wurden, ward die Anſteckung faſt allgemein, oft eine Folge der peſtartigen Dünſte, welche mit den Soldaten einzogen, oft des Ekels. Auch Loiſon war in das abſcheuliche Requiſitionsſyſtem dermaßen eingeweiht, daß er Zucker, Medicin, Geſchire und Zeug nehmen ließ, wo es in der größeſten Menge zu haben war. Aber immer drückten Davouſt und der Präfect

Breteul die Stadt durch ungeheure Contributionen und Nachforderungen der Steuern, wozu denn auch der Gehalt des Gouverneurs Hogendorp geſchlagen wurde, die Stadt am ſchwerſten. Auch erlitt die Bank noch ununterbrochen wiederholte Plünderungen, und die Münze fuhr fort, kleine Ecabans aus den Silberbarren zu ſchlagen. Dazu wuchs die Brutalität der Despoten mit jedem Tage, und ihr Hohnlachen machte den Schmerz über tauſendfachen Verluſt, Mißhandlungen und Hinrichtungen unſchuldiger Männer, über die Verjagung wehrloſer Familien und ihrer Töchter, welche ſich den groben Lüſten Davouſt's nicht hatten hingeben wollen, nur noch eindringlicher.

Jetzt ließ Loiſon, der Einwendungen des Maire ungeachtet, zu den Tragbahren, Krücken und Bänken für die Kranken, Häuſer niederreiſſen, um von den Holzvorräthen nichts hergeben zu müſſen. Zugleich forderte er die Grundeigenthümer zum Gartenbau auf, um Gemüſe für ſich und die Soldaten zu gewinnen, und verſprach ihnen, dieſe Anlagen, wie alles bisherige Eigenthum, zu reſpectiren. Dieſe armen Leute aber, über welchen Davouſt, in ſeiner üblen Laune den Zuſtand der Dinge zu Anfange Aprils, die Auswanderung abgeſchlagen hatte, konnten ſich nur mit Mühe ihre Tage friſten, und litten an Hunger und Blöße. Wie wäre da an Gartenbau zu denken geweſen!

Mit der Nachricht von der Entſagung Buonaparte's am 16ten April 1814 ward die zehnte außerordentliche Contribution eingetrieben; neuer Vorrath von Linnen geſtohlen, und in den Häuſern der Abweſenden mit beiſpielloſer Furchtloſigkeit geplündert. Mit den Raubſtücken wurde ſodann Handel getrieben. 40,000 Paar wollene Strümpfe wurden jetzt noch für die Soldaten requirirt, welche in der ſtrengſten Winterkälte baarfuß gegangen waren, und die Contributionsgelder mit geſchärfter Strenge beigetrieben.

Wäre die Bereitung neuer Eſſigvorräthe aus Obſtbäumen und Linden, welche ein Franzoſe in Vorſchlag gebracht hatte, nicht zu koſtſpielig geweſen; ſo hätten wir den letzten Reſt unſerer Bäume eingebüßt. Wohl aber ließ Davouſt gegen das Ende noch mehrere Dörfer in der Nähe zerſtören. Oeſters griff er ſie mit überlegener Macht an, nur um darin zu brennen, zu verwüſten, zu morden. Dies währte ſo lange, bis ihn der General Bennigſen perſönlich dafür verantwortlich machte, und jeden Franzoſen erſchießen zu laſſen drohete, welcher bei ſolchen Mordbrennereien ertappt würde. Nun entſchädigte er ſich durch den Raub der letzten 80 Silberbarren aus der Bank; ſtahl Leder und Leinen; trieb durch Execution die zehnte Contribution vollends ein; zwang die Bürger zu den ſcheußlichſten Arbeiten in den Hoſpitälern und die Schanzer bei Todesſtrafe zur Fortſetzung ihrer gefährlichen Arbeit. Auch wurden in der That noch mehrere Unſchuldige in dieſen Tagen erſchoſſen.

Die letzten Tage des Aprils, welche den Franzoſen an ihren baldigen Abzug mahnten, lieferten überhaupt noch ſo viele Beiſpiele von Mißhandlungen und brutaler Geringſchätzung, daß es nur durch das tauſendfache, langwierige Elend zu erklären iſt, daß die Hamburger es mit Langmuth ertrugen. Die Gensd'armen hieben mit gezogenen Säbeln auf die verſammelte Volksmenge, und Officiere gaben angeſehenen Bürgern auf offener Straße Ohrfeigen. Noch jetzt würde Davouſt Altona, wohin Bennigſen ſein Hauptquartier verlegt hatte, in Brand geſchoſſen und eingeäſchert haben, wenn ihn nicht die Generäle, welche er um ſich hatte, aus Beſorgniſſen vor der Zukunft, davon abgehalten hätten. Der Präfect von Breteuil aber hatte dennoch die Frechheit, 20,000 Franken für ſeine Mobilien und die Einrichtung ſeines Hauſes und 6000 Fr. für ein neu angeſchafftes Billard aus der Stadtcaſſe zu fordern. Ueberhaupt drückte dieſer Mann die Einwohner Hamburgs, welche mit Ungeduld der Befreiungsſtunde harrten, auf eine nie zu entſchuldigende Weiſe.

Endlich erſchien der heilvolle Tag der Erlöſung. In der Mitte des Maimonats ward Davouſt durch den Diviſionsgeneral Gerard abgelöſet, und Breteuil legte am 20ſten ſein Amt nieder. Hogendorp war noch kurz zuvor von Davouſt auf eine ſchmähliche Art aus der Stadt gejagt; Rüder hatte ſich insgeheim entfernt und war verſchwunden. Am 31ſten Mai zogen die Ruſſen ein. Der Fluch der Väter, das Wehe der Mütter, das Jammergeſchrei der Kinder eilt jenen Elenden nach, wohin ihr irrender Fuß ſie auf dem Erdenrunde auch führen möge. Am beſten flöhen ſie in den Schutz jenes Eilandes, auf welchem ihr Herr und Kaiſer das Spiel ſeiner Regentſchaft und Laune durch die Perſpective beobachtet; wo der kleine Buonaparte ſeine Augen an dem großen Napoleon, und der Herzog von Elba (wenn man ſo ſagen darf) ſein Herz an dem Kaiſer von Frankreich weidet.

XI.

Verübte Grauſamkeiten der Franzoſen in Moskau.

(Aus dem Ruſſiſchen überſetzt.)

Von allen Maaßregeln, die im Laufe der länderverwüſtenden Heerzüge Buonaparte's, den Gewaltthätigkeiten ſeiner barbariſchen Horden entgegengeſetzt wurden, iſt ihm wohl keine unerwarteter und ſchädlicher geweſen, als der Brand von Moskau. Sie machte ihn nicht nur zum Lügner gegen ſeine Soldaten, denen er gute Winterquartiere und baldige Rückkehr ins Vaterland verſprochen hatte, ſondern er ſelbſt ſah ſich aller der Früchte beraubt, die er von der Einnahme der ehemaligen Hauptſtadt der Czaren, der reichſten Stadt des Reichs, erwartet hatte.

Moskau ſollte die Baſis des ſchimpflichſten und erniedrigendſten Friedens ſein, den er Rußland zu dictiren gedachte; es ſollte ihm ungeheure Contributionen liefern, und ſeine abgematteten Truppen erquicken; und alles dieſes vereitelten die Flammen.

Wüthend über die fehlgeſchlagenen Hoffnungen, erlaubte er ſeinen Soldaten die zügelloſeſten Ausſchweifungen und Räubereien. Ein zweiter Nero, ſah er von den Zinnen des Kremls das wogende Feuermeer, das die groſe Stadt verwüſtete und in Aſche verwandelte und ihn ſelbſt zwang, Moskau zu verlaſſen und ein benachbartes kaiſerliches Schloß auf dem Lande zu beziehen.

Das Erſte, was den Franzoſen bei ihrem Einrücken in Moskau begegnete, war der Brand der Börſe, der groſen Waarenniederlage und des Hospitals. Die ſich zurückziehende Armee hatte ſie angezündet.

Den Anfang der Plünderung machten die Garden; ſodann folgte unaufhaltſam der Ueberreſt; alle Diſciplin hatte aufgehört und an Gehorſam war gar nicht mehr zu denken, da die Befehlshaber ſelbſt mit Hand anlegten.

Es hatten ſich mehr als 10,000 des lüderlichſten Geſindels nach dem Auszuge der rechtlichen Bewohner in der Stadt eingefunden. Das Meiſte waren Bauern, die die Franzoſen aus ihrer Heimath vertrieben hatten, und Miſſethäter, deren Gefängniſſe geöffnet worden waren. Nun ſtelle man ſich dieſen Abſchaum der Menſchheit, von Wein und Brandtewein erhitzt, und wilden Beſtien ähnlicher als Menſchen, vor, die, alle menſchlichen Gefühle verleugnend, ſich ganz ihren laſterhaften Begierden überlaſſen und Schandthaten begehen, vor denen die Natur zurückſchaudert.

Wenn ein vom Brande verſchontes Haus rein ausgeplündert war, ſteckten es die Franzoſen in Brand, und wie mancher Kranke und Gebrechliche, der ſich zu retten nicht im Stande war, mußte ſein Leben in den Flammen verlieren. So wurden Grauſamkeiten und Abſcheulichkeiten verübt, die noch nie erhört waren. Alte und lahme Leute, die die über ihrem Kopfe brennende Hütte mit der höchſten Anſtrengung verlaſſen wollten, wurden durch die Barbaren mit Bajonetten wieder in die Flammen zurückgetrieben, wo ſie ihr Leben auf die martervollſte Art endeten. Die wüthende Flamme hatte ein Brantwein-Magazin entzündet, und in dies Feuermeer warfen franzöſiſche Soldaten zum Zeitvertreib Kinder und alte Weiber, und weideten ſich an den Zuckungen der Sterbenden.

Mord, Brand, Raub und Nothzucht wütheten in dem weiten Umfange der ungeheuren Stadt, mit einer Zügelloſigkeit, die keine Beſchreibung zu erreichen im Stande iſt. Der beſoffene ruſſiſche Pöbel plünderte und brennte gemeinſchaftlich mit den franzöſiſchen Soldaten und mordete ſich unter einander um den Beſitz des geraubten Gutes.

Bis jetzt waren die Kirchen und Klöſter noch einigermaßen verſchont geblieben, aber nun gieng es auch über die her. Prieſter, durch ihr Amt und Alter ehrwürdig, wurden am Fuß der Altäre umgebracht, nachdem man ſie vorher auf das unbarmherzigſte gemartert hatte, um ihre Schätze und Koſtbarkeiten zu entdecken. Weiber und Kinder, die ſich wenigſtens in den Tempeln der Gottheit ſicher glaubten, wurden ohne Rückſicht des Alters geſchändet und grauſamerweiſe ermordet; die Bilder der Heiligen verſtümmelt und mit Abſcheu erregenden Aeſern behangen. Selbſt die Altäre wurden nicht verſchont, ſondern durch die ſchändlichſten Gräuelthaten entweiht. Zarte Kinder wurden mit Nägeln feſtgenagelt und zu Tode geſchändet. Ja, was die Feder niederzuſchreiben verweigert, — die Ruchloſen hatten eine Unglückliche an das Kreuz des Erlöſers genagelt und verſtümmelt.

So gieng es die erſten Tage, bis Napoleon die Nothwendigkeit fühlte, wenigſtens das zu retten, was zu retten noch übrig war. Einige Kirchen und Paläſte, die durch ihre feſte Bauart der Wuth des Feuers getrotzt und der Kreml, den die Flammen nicht erreicht hatten, blieben ſtehn.

Napoleon bezog nach einigen Tagen dieſen Sitz der alten Czare zum zweitenmale. Neun Zehntheile der Stadt waren ein Aſchenhaufen und noch lange glühte das Feuer unter der Aſche.

Man erſchoß mehrere hundert ſolcher Leute, die man für Brandſtifter hielt; Napoleon hätte ſeine halbe Armee müſſen erſchießen laſſen, wenn er ſtrenge Gerechtigkeit hätte ausüben wollen, und doch wäre es nur ein ſchlechtes Sühnopfer für die verübten Schandthaten geweſen. Die ewige Gerechtigkeit Gottes ſtrafte die Böſewichter; auf ihrer Flucht an den Ufern der Bereſina und in den Spitälern mußten ſie unter tauſend Schmerzen die wohlverdiente Strafe leiden und in Verzweiflung den Geiſt aufgeben.

Kaum war das Feuer gelöſcht oder vielmehr in ſich ſelbſt ausgebrannt, als man anfieng, die Stadt zu durchwühlen und hin und wieder eine ergiebige Nachleſe fand. Dies reizte die Habſucht der heilloſen Plünderer auf's Neue. Jeder wollte Theil an der gefundenen Beute haben, und das Morden begann abermals. Zuletzt und da der Mangel an Lebensmitteln immer fühlbarer ward, wurden die um die Stadt belegenen Felder durchwühlt. Hier ſuchte man kein Gold und keine Schätze. Eine Handvoll in der Erde zurückgebliebener Kartoffeln, ja ſelbſt Kohlſtrünke, koſtete öfters mehreren das Leben, und nur der Stärkere zog mit der köſtlichen Beute nach Hauſe.

Es hatten ſich nach und nach mehrere ruſſiſche Ausgewanderte der ärmeren Claſſen wieder eingefunden, die auch ihren Antheil an den gefundenen Sachen begehrten, und über den ſchändlichen Feind ergrimmt, manchem Franzoſen meuchelmörderiſcherweiſe das Leben raubten.

Napoleon im Kreml, erwartete noch immer die Möglichkeit, einen Frieden zu Stande zu bringen, da nur der ihn retten konnte. In dieſer Erwartung ſieng er nun auch an, nach gewöhnlicher Art um ſich zu ſehn, und Kirchenraub war das erſte, womit er ſich beſchäftigte. Die reichen Klöſter des Kreml wurden ihrer Schätze und Heiligthümer beraubt; von ihren Thürmen wurden die reich vergoldeten Kreutze herabgeriſſen und ſollten als Trophäen des überwundenen Rußlands und ſeiner gewonnenen Schlachten dienen; mußten aber unterwegs entweder aus Mangel an Beſpannung ſtehen bleiben, oder fielen den ihn auf der Flucht verfolgenden Ruſſen wieder in die Hände. Die Gräber der alten Czaren wurden geöffnet und ihre morſchen Gebeine ihres Schmuckes beraubt. Was der Nation heilig und durch das Alter ehrwürdig geworden war, wurde zerſtört und geraubt; und als endlich die äußerſte Noth ihn zwang, Rußland zu verlaſſen, ſtiftete er ſeiner Verwüſtungsſucht ein ewiges Denkmahl und ließ den Kreml in die Luft ſprengen.

Dieſe ſchändliche That, die er ohne Urſache und ohne irgend eine militairiſche Veranlaſſung begieng, ſtellt ihn mit Recht in die Kategorie der Heroſtrate und übrigen Mordbrenner.

Nun entſtand die Frage: ob der Brand von Moskau auf Befehl der Regierung oder als eine verzweifelte Maaßregel des Gouverneurs, Grafen Roſtopſchin, veranſtaltet worden ſei. — Die Franzoſen, die das Verheerungsſyſtem der Ruſſen ſo gerne geläugnet, und ihre Unfälle blos der ungünſtigen Witterung zugeſchrieben hätten, ſchoben die Schuld auf den Gouverneur, dem ſie die gehäſſigſten Namen beilegten, weil er das Werkzeug eines Verfahrens geweſen war, das einen gewaltigen Strich durch ihre Rechnung gemacht hatte.

Der Graf Roſtopſchin war in ganz Rußland als ein Mann von ausgezeichneten Talenten und einem liberalen Charakter bekannt, der ſich auch bei ſeinem ganzen Benehmen zeigte, als es höheren Orts beſchloſſen war, daß Moskau der Selbſtſtändigkeit und der Erhaltung des ruſſiſchen Reichs aufgeopfert werden ſollte. Er ließ nicht nur ſeinen eigenen Pallaſt in Moskau abbrennen, ſondern auch eines ſeiner Landgüter, ohnfern von Moskau, in Brand ſtecken, damit die Franzoſen es nicht durch ihre Gegenwart beſudeln möchten.

Solche Opfer konnte der Egoismus der Franzoſen und ihrer Anhänger nicht begreifen, ſie ſahen es als einen Beweis der Stupidität der Ruſſen und ihrer Verzweiflung an, und doch war es ohne Zweifel ein weſentlicher Theil ihres Defenſivplans, deſſen geſegnete

Folgen nicht nur ihr drückendes Continentalſyſtem gänzlich auflößte, ſondern auch den völligen Ruin ihrer großen Armee bewirkte.

Die auf der Flucht von den Furien der Hölle und ihrem geängſtigten Gewiſſen gepeitſchten Unholde unterlagen ſchaarenweiſe alle den Seuchen, die Hunger, Blöße und Strenge der Witterung nach ſich ziehn; und was nicht auf dem Wege oder durch das Schwert der Ruſſen fiel, verhauchte die ruchloſe Seele in verpeſteten Spitälern, von folternden Gewiſſensbiſſen gemartert, unter Geſtändniſſen verübter Abſcheulichkeiten, deren Rückerinnerung ſie der Verzweiflung Preis gab.

XII.

Wie müſſen die Männer beſchaffen ſein, die eine unter der ehemaligen weſtphäliſchen Regierung geſunkene Stadt wieder heben und mit glücklichem Erfolg deren Beſtes befördern ſollen?

Nach den verheerenden Stürmen einer unglücklichen Zeit beginnt nun das ſchwere und mühvolle Geſchäft, das eingeſtürzte Gebäude unſerer bürgerlichen Wohlfarth wieder von neuem aufzubauen, und Gott gebe, feſter als bisher zu begründen.

Die geſchlagenen Wunden zu heilen, das Aufgelöſte zu verbinden, das Zerſtreute zu ſammeln, das

Schwankende zu befeſtigen, das Mangelhafte zu verbeſſern, das Schwache zu ſtärken. Ordnung und Wohlſtand wieder herzuſtellen, das iſt jetzt der Gedanke und das Tagewerk unſers allverehrten Monarchen, um welchen wir ſieben bange Jahre lang, als Waiſen um ihren verlohrnen Vater getrauert haben.

Unter allen angekündigten Umformungen und Verbeſſerungen iſt keine uns wichtiger, geht keine uns unmittelbar näher an, greift keine ſo vielſeitig und tief in unſer bürgerliches Glück ein, als die einzuführende neue Städte-Ordnung, nach welcher die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einer jeden Stadt, das Wohl und Wehe derſelben, die Beförderung ihrer Ruhe und ihres Wohlſtandes in die Hände der Bürgerſchaft ſelbſt ſoll niedergelegt und der Einſicht, der Thätigkeit und Treue der ſogenannten Stadtverordneten, in Verbindung mit der Obrigkeit, anvertrauet werden.

Eine ſehr ernſthafte und wichtige, in ihren Folgen bedeutende Sache, vorzüglich für manche Stadt, die das Unglück des Krieges ſo ſehr erſchütternd angriff, der ſo tiefe, noch lange blutende Wunden geſchlagen wurden, die in der Mehrzahl ihrer Bewohner herabſank, in Armuth und Noth, dieweil das eiſerne Joch einer barbariſchen Nation, von ihren Satrapen durch ungleiche Vertheilung der Laſten noch verdoppelt, die Stützen der Hoffnung und des Muths zuſammengebrochen, die Stimme guter Menſchen durch Schmach und Gefängniß zum Verſtummen gebracht, und außer denen Staats-Abgaben noch viele willkührliche Steuern beigetrieben worden, ohne über die nöthige und nützliche Verwendung Rechnung abgelegt zu haben.

Wahrlich da iſt guter Rath nur bei der Weisheit zu ſuchen, da iſt Hülfe nur bei dem zu finden, der allein helfen kann, und wir haben Urſach, den Ewigen um Weisheit und Seegen zu bitten, um aus der Mitte der Bürger die Männer zu wählen, deren Händen wir das ernſte und ſchwere Geſchäft der Wiederherſtellung unſeres gemeinſchaftlichen bürgerlichen Glücks anvertrauen wollen.

Der Geſichtspunkt, aus welchem der Prophet Jeremias Cap. 29. V. 7. in den Worten:

> Suchet der Stadt Beſtes und betet für ſie zum Herrn, denn wenn es ihr wohl gehet, ſo gehet es euch auch wohl;

das ſchwere und wichtige Geſchäft, das Beſte einer

Stadt zu befördern, anſieht, iſt lehrreich und unſerer Beherzigung werth.

Die Männer, denen ein ſolches Geſchäft anvertraut wird, nimmt er in Anſpruch und ſucht in ihnen den thätigen und frommen Gemeinſinn zu wecken, der an Begründung der gemeinſchaftlichen Wohlfarth mit Ernſt und Treue arbeitet.

Wie wahr und wichtig iſt dieſe Anſicht! Denn nicht ſchon in der Einrichtung und Verfaſſung einer Stadt ſelbſt liegt das Glück und der Wohlſtand derſelben, ſondern alles kömmt auf die Männer an, die der Verfaſſung vorſtehen, ſie handhaben und über ſie wachen. Wäre ſie auch in ſich die durchdachteſte, beſte und vollendetſte, und denen, welche ſie in Anwendung und Ausführung bringen ſollen, fehlte es an den dazu erforderlichen Eigenſchaften; ſo würde das bezweckte Gute doch nie eintreten.

Wäre ſie aber mangelhaft, und die Männer, die ihr vorſtehen, erſetzten dieſe Mängel durch Einſicht, Kraft und Treue, ſo würde doch das Glück und der Wohlſtand der Bürger befördert werden.

Es kömmt daher bei Beurtheilung der neuen

Städte-Ordnung nicht ſowohl auf Unterſuchung der Frage an:

Ob ſie an ſich gut und zweckmäßig ſei?

Sondern alles hängt vielmehr davon ab:

Ob ſich nun auch in jeder Stadt die Männer finden, die es vermögen, das Beſte derſelben zu bewirken;

Alles hängt davon ab:

daß gerade dieſe gewählt werden.

Dies iſt um ſo wichtiger, je tiefer ein Ort durch das Unglück des Krieges geſunken iſt, und je ſchwerer es alſo hält, ihn wieder empor zu bringen.

Daher entſpringt die obige Frage:

Wie müſſen die Männer beſchaffen ſein, die das Beſte einer Stadt mit glücklichem Erfolg befördern wollen?

Die Antwort iſt:

1. Einſicht, Bildung und Erfahrung müſſen ſie beſitzen, um das Beſte der Stadt richtig zu beurtheilen.

2. Thätigen Gemeinſinn, um es treu zu vollbringen.

3. Die anerkannte Würde eines unſträflichen Charakters und Lebens, um ihnen Achtung, Eingang und Nachdruck zu verſchaffen.

4. Einen wahrhaft religiöſen Sinn, um es dauerhaft zu begründen.

Man höre mich mit Aufmerkſamkeit an, und dann entſcheidet ſelbſt, ob das Geſagte bei der wichtigen Wahl der Stadtverordneten eure Berückſichtigung verdient?

Die Männer, die das Beſte einer Stadt mit glücklichem Erfolg befördern ſollen, müſſen

Einſicht, Bildung und Erfahrung beſitzen, um das, was wirklich das Beſte ſei, zuvörderſt richtig beurtheilen zu können.

Dieſe Beurtheilung iſt nicht leicht; ſie ſetzt einen geübten und ruhigen, einen ſcharfen und tiefdringenden Blick, ſie ſetzt eine genaue Kenntniß der Sache und Perſonen voraus.

Wer das Beſte einer Stadt ſuchen will, muß wiſſen was er ſucht, worin es beſteht, wo es zu finden iſt, und wie es am wirkſamſten befördert werden kann? O! es hält oft ſchon ſo ſchwer, nur ſeinem eigenen Hauſe, dem kleinen Zirkel ſeiner Familie mit Einſicht und Würde vorzuſtehen, und das Glück und den Wohlſtand derſelben zu befeſtigen: wie viel mehr wird alſo dazu erfordert, mit wachſamen Augen und ſicher leitenden Händen das Wohl einer ganzen Stadt zu umfaſſen?

Er darf alſo kein Fremdling, noch weniger ein ſolcher Menſch ſein, welcher ſich unter den vorigen Satrapen durch Gefühlloſigkeit und Härte bei der Bürgerſchaft verhaßt gemacht hat.

Zum Beſten derſelben Plane zu machen und Vorſchläge zu thun, iſt eine ſehr leichte Sache, nur ein geringer Grad von Einſicht wird dazu erfordert, wie leider die Vielheit unzähliger Entwürfe beweiſet; aber mit Ueberblick Alles prüfen, mit Beurtheilung das

Gute wählen, mit Ueberzeugung das Beſte behalten, das kann nur der Mann von Einſicht, Bildung und Erfahrung. — Das gemeine Beſte eines Orts iſt eine aus vielen einzelnen Theilen beſtehende, durch mancherlei Kräfte zuſammengeſetzte Sache, — jene Theile gehörig zu ordnen, dieſe Kräfte planmäßig in Bewegung zu ſetzen, daß daraus ein ſchönes in ſich zuſammenhängendes Ganze ſich bildet, welches das Gepräge einer glücklichen und frohen Eintracht hat — ein unpartheiiſches Regulativ zu entwerfen, wonach die Laſten der Stadt mit gleichen Schultern getragen werden — wahrlich, das iſt nicht leicht, das kann nur das Werk einer gereiften Weisheit ſein.

Iſt vollends ein Ort von ſeinem ehemaligen Wohlſtande in den traurigen Zuſtand der Dürftigkeit und Erſchöpfung herabgeſunken, ſoll aus deſſen Trümmern ſein Glück aufs neue hervorgehen, ſiehet man überall Mangel und Noth, Kummer und Sorgen, Wunden und Thränen: ach! dann wird es um ſo ſchwerer, ein einſichtsvoller Rathgeber und kräftiger Helfer zu ſein. — —

Gleich einem durch ſchwere Krankheiten geſchwächten Körper, bedarf eine ſo angegriffene Stadt einen gebildeten und erfahrenen Arzt — die Wahl verkehrter

Heilmittel, welche entweder die geſunkenen Kräfte noch mehr erſchlaffen, oder ſie unnatürlich angreifen, kann das Uebel leicht vergrößern und es auf lange Zeit unheilbar machen. Doch nicht blos Einſicht, Bildung und Erfahrung wird erfordert, um das Beſte einer Stadt richtig zu beurtheilen, ſondern auch

Thätiger Gemeinſinn, um es treu zu vollbringen.

Jenes, die richtige Beurtheilung des Beſten, iſt das Werk eines geſunden, hellen Verſtandes, dieſes, das Vollbringen des Guten, iſt das Geſchäft eines kräftigen und reinen Willens. Beides muß mit einander verbunden ſein, wie Licht und Wärme, und das letztere iſt noch ſchwerer und darum auch ſeltener, wie das erſte. Denn was nützt und hilft alle Einſicht, Bildung und Erfahrung, wenn ſie ſich nicht thätig und wirkſam beweißt, wenn ſie nicht ins tägliche Leben übergeht? Was iſt ſie denn mehr als eine taube Blüte, die keine Frucht trägt? Aber dies Fruchtbringen, dies Fruchtfördern bei andern, dies Denken und Fühlen, dies Arbeiten und Dulden für und zum Beſten anderer, iſt zwar herrlich und groß und ſchön, aber auch ſchwer und mühevoll. Ja, wenn nun auch alle Einwohner einer Stadt, vom Erſten an bis Unterſten herab, durch alle Stände in Eintracht vereint, gern die helfende Hand zum gemeinen Beſten darböten, wenn alle Kräfte auf einen Punkt, in eine Kraft zuſammenſtöſſen, und der Wille, die Abſicht, das Beſtreben des einen, zugleich der Wille, die Abſicht und das Beſtreben Aller wäre, dann würde es freilich leichter und angenehmer ſein, der himmliſchen Tugend des Gemeinſinns ſein Leben zu weihen. Aber tritt nicht überall der Eigennutz dem Gemeinſinn in den Weg? Wird nicht das Privatbeſte dem öffentlichen Beſten von Tauſenden vorgezogen? Nimmt die Lüge und der Betrug nicht die Stimme und Farbe der Wahrheit und Redlichkeit an? Verbergen nicht die meiſten Menſchen ihre wahre Geſinnung unter dem Firniß einer glatten Auſſenſeite? Hindern und ſchwächen nicht viele das Gute durch Leidenſchaft, Neid und geheime Nebenabſichten? Giebt es nicht viele, die unbemerkt hingehen und Unkraut unter dem Waizen ſäen? Iſt nicht boshaftes Verläumden, ſchwarzer Undank und Nichtachtung ſo oft der Lohn deſſen, der mit thätigem Gemeinſinn ſich für das Beſte einer Stadt aufopfert? Und doch iſt es thätiger Gemeinſinn allein, in welchem das Beſte einer Stadt gedeihet; nur allein da, wo ſein ſanftes Licht den Verſtand erleuchtet, wo ſein ſtilles Feuer das Herz erwärmt, kann das Gute treu vollbracht werden. Nur der, den ein reiner Gemeinſinn beſeelt, ſucht nicht ſich ſelbſt, nicht das Lob, nicht den Beifall der Menſchen, er will und ſucht allein das Beſte des Ganzen, ohne Eitelkeit, ohne Ruhmſucht, ohne Eigennutz und Nebenabſichten. Und darum ſchlagen Schwierigkeiten ſeinen Muth nicht nieder, darum ermüden ihn der Undank und die Kränkungen ſeiner Widerſacher nicht, er weiß, was und wie er es will, er kennt des Wirkens Zweck und Ziel, darum wandelt er ruhig und feſt ſeinen geraden Weg. Glücklich, wenn er dabei zugleich in einer äußerlich angenehmen, unabhängigen Lage lebt und ſich von ängſtlichen Nahrungsſorgen nicht gedrückt fühlt — ſein Gang wird dann um ſo leichter, ſein Schritt um ſo feſter, ſein Wirken um ſo zuverſichtlicher ſein. — Wer aber das Beſte ſeines eigenen Hauſes noch nicht begründet hat, wer von Kummer und Nahrungsſorgen ſich von allen Seiten belagert ſieht, wer alle ſeine Zeit und Kräfte nöthig hat, um als ein redlicher Mann ſeine dürftige Familie zu erhalten, wer für jeden Dienſt, den er dem gemeinen Beſten leiſtet, auch zugleich fragen muß, was wird mir dafür? Wer Schwierigkeiten fürchtet, wer von der Meinung anderer abhängt, wer immer beſorgt, es mit andern zu verderben, wen Hinderniſſe gleich ermüden, wer zweideutig auf beiden Schultern trägt, mit einem Wort, wer nicht in geiſtiger und bürgerlicher Hinſicht auf eigener Kraft ruhet, wie vermögte der es, für das Beſte einer Stadt zu ſorgen? Nur thätiger Gemeinſinn allein kann daſſelbe treu vollbringen.

Es muß hiezu kommen:

> die anerkannte Würde eines unſträflichen Characters und Lebens, um der Sorge für das Beſte einer Stadt, Achtung, Eingang und Nachdruck zu verſchaffen.

Denn nicht jene Einſicht und Beurtheilung, nicht dieſer Gemeinſinn an ſich, ſind es allein, die den Wohlſtand und das Glück eines Orts wieder herſtellen und befördern. — Nein, alles kommt darauf an, wie nun die Einſicht und der Gemeinſinn ſich äußern, wie beide wirken, aus welcher Quelle ſie entſpringen, und welche Kraft ſie beſeelt. Oder hat man nie von Männern gehört, denen man zwar allgemein Kenntniß und Einſicht zugeſteht, deren Thätigkeit man anerkennt, und die gleichwohl mit allem ihren Wiſſen und Wirken doch wenig Gutes ſtiften, deren Worte nutzlos verhallen, deren Anſtrengungen rein vergebens ſind — Warum? es fehlt ihnen die höhere ſtille Würde einer wahren Tugend. — Man ſetzt in die Reinheit ihrer Abſichten, in die Güte und Rechtſchaffenheit ihres

Characters und Lebens gegründete Zweifel, man hat kein Vertrauen zu ihnen, weil ſie ſchon manchen getäuſcht, ſo manche niedere Habſucht verrathen, Wittwen und Waiſen um das Ihrige gebracht und Gelder an ſich genommen haben, ohne darüber Rechnung abzulegen, und die allgemeine Noth durch Uebermuth und Härte noch vergrößert haben. Zwar iſt es oft der Fall, daß dieſe Zweifel ungegründet und zuerſt vom Neide angeſtiftet und in Umlauf gebracht ſind, denn nicht ſelten trift auch den Rechtſchaffenen das traurige Loos, verkannt zu werden. Aber dies kann unmöglich lange dauern, die Wahrheit und das Recht tragen zuletzt über Irrthum und Lüge immer den Sieg davon, und dieſer Sieg iſt um ſo begründeter und anerkannter, je länger der Verläumdung giftige Zunge ihn ſtreitig machen wollte. Wer wirklich das Gute von Herzen rein und aufrichtig liebt, wer in allen ſeinen Verhältniſſen in einer langen Reihe von Jahren ſtets als ein redlicher Mann ſich zeigte, und ſo ſich immer gleichbleibend handelte, der wird auch in der Regel dafür anerkannt, über den hört man am Ende nur eine ehrenvolle Stimme. Und wie könnte es auch anders ſein? Die Tugend und Rechtſchaffenheit hat, ſobald ſie rein, aufrichtig und feſt iſt, ein ganz eigenthümliches Gepräge, das ſich nicht verkennen läßt. Eine höhere Hand hat ihr eine ſtille Würde, eine edle Einfalt, eine geheime ſiegende Kraft verliehen, die jeder, auch der ſchlechte Menſch fühlen und anerkennen muß, und die alle Guten mit Achtung, Liebe und Vertrauen erfüllt. Der Eindruck, den ein Mann in der anerkannten Würde eines edlen Characters und unſträflichen Lebens auf uns macht, iſt ein unwiderſtehlich ſanft zwingender Eindruck, der eine wunderbare gebietende Macht hat.

Was ein ſolcher Mann zum Beſten einer Stadt ſagt, das hat Gewicht und wird gehört; was er in Vorſchlag bringt, das wird anerkannt, was er einleitet, veranſtaltet und wirkt, das dringt durch und findet Achtung, Vertrauen und Folgſamkeit. Nur in der wahren, ungeſchminkten Rechtſchaffenheit liegt die Kraft des Nachdrucks, und es bleibt ewig wahr, daß nur der wirklich gute Menſch Gutes ſtiften kann. Wer das Beſte einer Stadt befördern will, muß, um ſeinen Bemühungen Eingang zu verſchaffen, die anerkannte Würde eines unſträflichen Characters und Lebens beſitzen. —

Endlich muß auch noch das Wichtigſte hinzukommen. Nemlich:

Ein wahrhaft religiöſer Sinn, um das Beſte einer Stadt dauerhaft zu begründen. —

Was Grund und Dauer haben, was bleibend geſegnet wirken und auf Nachkommen ſich forterben ſoll, das muß ſeine Kräfte aus einer höhern Ordnung der Dinge haben, das muß des Beifalls und Segens Gottes ſich erfreuen können, das muß wahr und rein hervorgegangen ſein aus einem religiöſen Sinn. Alles andere, was mit dieſem nicht verwandt, von ihm nicht befruchtet iſt, mag es auch noch ſo geräuſchvoll auftreten, noch ſo viel verſprechend in die Augen fallen, mag es bewundert und geprieſen werden, nein! es beſteht nicht in der Probe. — Nur von der Erde erzeugt, nicht vom Himmliſchen und Ewigen umſchloſſen, trägt es den Keim der Vernichtung in ſich ſelbſt und ſtürzt im Sturm des Unglücks gehaltlos wieder zuſammen. Einſicht, Bildung und Erfahrung müſſen die beſitzen, die das Beſte einer Stadt befördern wollen, um es richtig beurtheilen zu können: aber was iſt alle Einſicht, Bildung und Erfahrung ohne religiöſen Sinn? Was iſt ſie anders als eine mangelhafte, einſeitige Kenntniß, der es an Reife und Vollendung fehlt und im Unſichern ſchwankt, weil ſie ihr Wiſſen auf keinem höchſten, ſicher leitenden Grundſatz bauet. —

Thätigen Gemeinſinn muß der haben, der das Beſte einer Stadt befördern will, um es treu zu vollbringen; aber wird er dieſe Treue beweiſen, aushalten und glücklich alle Hinderniſſe beſiegen können, wenn er an den nicht glaubt, auf den nicht hinblickt, der Kraft zur Arbeit, und jedem guten Werke das Gelingen giebt.

Die anerkannte Würde eines unſträflichen Characters und Lebens muß der beſitzen, der das Beſte einer Stadt beförbern will, um es dauerhaft zu begründen; aber dieſe Veſtigkeit eines edlen Characters, dieſe Unſträflichkeit eines muſterhaften Lebens, dieſe himmliſche Würde einer Achtung gebietenden, fleckenloſen Tugend, iſt ſie nicht eben ein Geſchenk, iſt ſie nicht die gereifte Frucht eines religiöſen Sinnes?

Wenn darum der Prophet uns zuruft:

Suchet der Stadt Beſtes,

ſo ſetzt er gleich als Bedingung, unter der dies nur möglich iſt, hinzu:

Und betet für ſie zum Herrn.

Er, der Herr iſt es, von dem alles Gute kommt, ſein Seegen muß jede Bemühung krönen, wenn ſie gedeihen ſoll. — Wenn er nicht das Haus unſerer Wohlfarth bauet, ſo arbeiten umſonſt die daran bauen; wenn er nicht die Stadt behütet, ſo wachen ihre Wächter umſonſt. Aber ſeine Mitwirkung, ſein Beifall und Seegen iſt nur da, wo ſtill empfundener Dank freudig ihm vertrauet!

Unglückliche, tief gebeugte, in Armuth, Kummer und Noth hinabgeſunkene Stadt, ja du wirſt dich wieder erheben aus deinem Elende, und von neuem wieder aufblühen, ſie werden heilen die tiefen, blutenden Wunden, die das Unglück der Zeit dir ſchlug. Wohlſtand, Kraft und Lebensfreude werden in deinen Häuſern und Familien wiederkehren — der Seegen des Ewigen wird wieder auf dir ruhen: wenn in deinen Gerichtshöfen und Polizeianſtalten, wenn in allen Verhandlungen zu deinem Beſten, wahre Gottesfurcht den erſten Vorſitz führet, wenn die Männer, denen deine Wohlfarth zunächſt anvertrauet iſt, religiöſe Weisheit und fromme Tugend ſchmückt, wenn in allen deinen Claſſen und Ständen, Liebe zur Pflicht und Einfalt der Sitten ſich zeigt, wenn überall reine Hände, an denen das Guth der Wittwen und Waiſen nicht klebt, reine Lippen und reine Herzen für dich zum Herrn beten, und jeder nun dein und ſein wahres Beſtes redlich ſucht. —

Und wohl uns! der einſichtsvollen und erfahrenen, der gemeinnützigen und thätigen, der unſträflichen und rechtſchaffenen, der tugendhaften und religiöſen Männer, die in Verbindung mit der Obrigkeit das Beſte unſerer Stadt befördern können, giebt es in unſerer Mitte, dem Himmel ſei Dank, noch viele — geliebte Mitbürger! auf dieſe richtet euren Blick, dieſe ſuche euer Auge und Herz, und wenn ſie nun bald ſchlägt, die ernſte feierliche Stunde der Wahl neuer Stadtverordneten, ſo gebt ohne Nebenrückſicht und Nebenabſicht, ohne Partheiſucht vor Gott und eurem Gewiſſen, dem, nach eurer Ueberzeugung, Würdigſten, freimüthig eure Stimme.

Und euch, auf welche die Wahl fallen wird, euch ſegne dann Gott! Ein ſchweres und ernſtes, ein wichtiges und vielumfaſſendes Geſchäft wird euch anvertraut. Ihr ſollt unſere Sprecher, unſere Rathgeber und Tröſter ſein, ihr ſollt das Beſte unſerer Stadt in Eintracht und Gerechtigkeit befördern, ihr ſollt die Bitten und Wünſche einer verarmten Bürgerſchaft vor den Thron unſeres weiſen und gerechten, unſeres edlen und menſchenfreundlichen Königs bringen.

Ein ehrenvoller und ſchwerer Beruf. — Aber ſeid getroſt und habt Vertrauen zur guten Sache.

Faſſet ſie rein und ſcharf ins Auge, haltet ſie entſchloſſen und liebend feſt, weihet ihr euren denkenden Ernſt, eure Zeit und Kräfte, ſo viel als die Sorge für euer häusliches Wohl geſtattet. —

Sehet! das Beſte, was wir geben können, bringen wir euch dar, unſere Achtung, unſer Vertrauen. Hoffnungsvoll iſt unſer Blick auf euch gerichtet, und unſere und die Seegnungen unſerer Kinder warten auf euch für eure redlichen Bemühungen. Euch und die Obrigkeit verknüpfe ein Band des Friedens, und der Geiſt der Weisheit und jeder Bürgertugend walte in allen euren Verſammlungen. Betet um Einſicht, Kraft und Ausdauer, und der Gnädige wird euch und durch euch unſere Stadt ſegnen. —

XIII.

Vergleichungen.

Ja, wir ſind wieder ein Volk, ein ehrenwerthes Volk; aufgewacht aus dem Schlummer, der unſere Sinne durch die magiſche Gewalt der Geiſtestyrannei betäubte. Wir ſind entſchloſſen, uns nie wieder durch die lieblichen Träume der ſorgloſen Sicherheit einſchläfern; nie wieder durch die lockende Stimme blutgierigen Sirenen irre führen zu laſſen. Wir wollen auf unſerer Hut ſein, daß keine Feſſel der Sclaverei jemals uns und unſere Kinder wieder in das eiſerne Joch der Despotenwillkühr ſchmiede; der Geiſt jener ſchauervollen Jahre ſoll auf ewig von uns gewichen ſein, auf ewig uns der hochherzige Genius dieſer Tage begleiten!

Nicht das allmählige Hinſchwinden unſerer Güter, nicht die Beraubung unſerer Provinzen, Städte und Dörfer, nicht die Brandmahle eingeäſcherter Paläſte, Hütten und Saaten allein waren es, welche unſer deutſches Volk ſo ſchwer bedrückten; tiefer liegende Schmerzen, härtere Leiden ſchienen unſerem Volksthume ein nagender Wurm geworden zu ſein, von welchem es keine Erlöſung mehr hoffen durfte. Die Aufopferung unſerer Söhne und Brüder für die Sache der Tyrannei, die allmählige Ertödtung unſerer vaterländiſchen Sitte, die tückiſchen Angriffe auf unſere Mutterſprache, der grauſame Gewiſſenszwang, die Abläugnung und wüthende Beſchränkung unſerer Freiheit, welche auch den Geiſt in unauflösliche Banden legte, das waren die Wunden, von welchen keine Macht der Erde uns jemals heilen zu können ſchien.

Ueber der unſeligen Zwietracht, welche den Bund unſerer Vorfahren aufgehoben und das Band der gemeinſchaftlichen Vaterlandsliebe zerriſſen; welche den Deutſchen allmählig zum Erbfeinde des Deutſchen und zum verachteten Söldner eines fremden Volks gemacht hatte, erhob ſich der Coloß der Despotie, unter deſſen Laſt unſer armes Volk ſo lange geſeufzt hat. Unſere Kräfte waren getheilt, ſie waren gegen uns ſelbſt gerichtet; ein fremdes Volk ſtürzte das Gebäude unſers Volksthums, an deſſen Zerſtörung wir ſelbſt, geblendet, ſchon längſt gearbeitet hatten, durch die leiſeſte Anregung. Es wankte und wir ſahen gleichgültig zu, wie ein Pfeiler deſſelben nach dem andern ſank, und mit der letzten Stütze das morſche Gemäuer zuſammenſtürzte. Neugierig ſahen wir dem Falle jener altergrauen Veſte zu, unbefangen blickten wir in das Grab, welches wir ſelbſt unſeren Erbrechten gegraben hatten. Den eindringenden Horden war die gänzliche Vernichtung derſelben nur noch ein Spiel.

Wir ſahen uns plötzlich von einem Schwerte bedroht, dem wir keins mehr entgegenzuſetzen hatten; wir ſahen Mauern um unſere Marken gezogen, die wir nicht mehr zerſtören konnten; wir hörten uns Befehle entgegendonnern, welche wir nicht mit Frohſinn erfüllen mogten, und dennoch erfüllen mußten; wir fühlten ſchmerzliche Schläge der hohnlachenden Deſpoten, welche ſich unſere Sieger nannten, und mußten den Schmerz verbeißen; wir erlagen unter der blutigen Geiſſel dieſer Wüthriche, und es war um uns geſchehen!

Vergebens lehnten ſich einzelne Stämme aus unſerem Volke gegen die Schmach und den Druck der Knechtſchaft auf; vergebens verſprützten tapfere Männer ihr Blut für die Rettung der Deutſchen; vergebens hofften edle Seelen durch Gefahr und Tod den Geiſt ihres Volks zur Bekämpfung der erniedrigenden Tyrannei zu beleben; ſie fochten, bluteten und ſtarben.— den Heldentod. O laßt uns den Braven, laßt uns jenem Hofer, Schill, den edlen Heſſen und allen ihren Brüdern, welche für den herrlichen Wahn der Volksbefreiung in der Blüthe ihrer Tage heim giengen, ein ehrenvolles Andenken nicht verſagen; denn in unſerem tiefgeſunkenen Volke waren ſie allein die Helden, welche fröhlich eine Beute des Todes wurden, um mit ihrem unglücklichen Vaterlande die abholde Göttin des Glücks wieder aufzuſöhnen! Mit uns aber war es aus!

Wir ertrugen in Demuth das Hohnlachen unſerer Tyrannen; wir verbiſſen den Schmerz der blutigen Schläge ihrer Geiſſeln; wir brachten willig unſere Habe den frivolen Altären der üppigen Leidenſchaft, der Vergeudung, der verächtlichſten Habſucht, und unſere Söhne und Brüder dem Götzen des Ehrgeitzes und der Eroberungsſucht zum Opfer; wir duldeten ſchweigend die Züchtigungen der Ruhmredigen, wenn wir nicht in ihre lügenhaften Läſterungen einſtimmen wollten; wir hörten die Beſchimpfungen unſerer Sprache und unſeres Namens an und blieben ſtumm, denn mit uns war es aus!

Wo war die Reinheit der vaterländiſchen Sitten geblieben, welche frühere Zeiten unſeres deutſchen Volks ſchmückte? Hatten nicht ſchon viele Jahre daran gearbeitet, die Einfachheit unſeres Gebrauchs in das vielgeſtaltige Weſen der franzöſiſchen Leerheit umzuſchaffen? War nicht die Erziehung unſerer Söhne und Töchter, einſt das kunſtloſe Werk unſerer ſchönen Natur, dem Satan einer verderblichen Künſtelei in die Hände gefallen, welcher die Blüthe und den Adel des Volks in ein Chaos unglücklicher Mißgeburten umſchuf? Ward nicht unſere Sprache durch eine Fluth verführeriſcher Worte fremder Zungen entweiht, welche dem verdorbenen Geſchmack an den Sitten der fremden, gottloſen Welt lieblich klangen? Bewunderten wir nicht jene kümmerliche Bildung des Geiſtes, die nur das äußere, elende Leben betrachtet und, den innern Menſchen verachtend, das Herz und den Geiſt wie ein irrend Lamm in die Wüſte der Wolfsbeut hinausſtößt? Mußten wir nicht den unüberwindlichen Hang unſeres ausgearteten Geſchlechts, das Erbe unſerer angeſtammten Art für die Nachäffung ausländiſcher Geſtalten und Trachten hinzu geben, einen Verräther am Gemeinſinn des deutſchen Volks ſchelten? Laßt uns eingeſtehen, daß noch viel, ſehr viel für uns zu thun übrig iſt, und recht erwägen, wie viel wir hierin noch zu verbeſſern haben, wenn das Werk der Wiedergeburt vollkommen ſein ſoll!

Was war aus der deutſchen Treue geworden, die ſich im Munde des ausgearteten Volks nur noch als ein ferner Nachhall verklungener Tage ausſprach? Ach, die deutſche Treue war wohl ſehr geſunken, ein Spott der Verächter des Glaubens, und die Redlichkeit ein franzöſiſches Spiel im Munde der Narren und der Betrüger! Der deutſche Geiſt, welcher in dreiſter Mittheilung, in unumwundenen Geſtändniſſen, in freimüthiger Aufrichtigkeit ſich ausſpricht; welcher das Herz der Zunge, aber Edelmuth dem Herzen heiligt, war erſtorben. Der deutſche Heldenmuth, die eiſerne Mauer der Römerſiege, die Stütze deutſcher Kaiſer- und Königsthrone, das Schrecken der Normannen und der Muſelmänner, die Zierde des Volks, um welche die Völker im Süden und Weſten uns beneideten, das herrliche Ziel des Wetteifers unſerer Nachbarn, war erloſchen. Wo das Feuer des Heroismus noch ein Herz in unſerem Vaterlande belebte, o! da war es kein deutſches mehr; es war ein Eifer, dem Sinne des Volks entfremdet, welcher für die Sache der Barbarei glühete, ein Fluch zur innigeren Verkettung aller Flüche, welche über uns einbrachen.

So weit war es mit uns gekommen, daß auch die Vertrauensvollſten in ihren Hoffnungen wankten, und die wankenderen Kinder der Zeit, ohne Zuverſicht und Glauben an das Edle und Erhabene, an unſerer Rettung verzweifelten. Alles ſchien ſich dem Strome der allmähligen Vernichtung geduldig zu überlaſſen; Alles gieng mit der Strömung dem einen, letzten Ziele entgegen, wo ſie ſich in die ſchauerliche Gruft des fürchterlichen Strudels hinabſtürzt, um Glück und Hoffnung, Troſt und Hülfe auf immer zu verſenken. Kein Ruder kämpfte noch gegen die reiſſenden Wogen, um das elende Fahrzeug dem Spiele der Fluth zu entreiſſen; kaum daß hier und dort noch ein gedämpftes Angſtgeſchrei oder ein banger Seufzer gehört wurde, denn auch über der Lippe des leidenden Bruders und über dem Herzen der ängſtlich zagenden Schweſter ſchwebte eine blutig züchtigende Geiſſel.

Da ſtürzte mit vollen Seegeln und mächtigem Ruderwerk ein gewaltiger Schiffer auf der Fluth des Lebens uns nach. Seine Annäherung trieb unſere Tyrannei in die Flucht; wir ergaben uns jubelnd der hülfreichen Macht, welche uns der Himmel zu unſerer Errettung ſendet; freudenvoll greifen wir ſelbſt zum Ruder, um die ſchaamloſen Flüchtlinge zu ereilen, an welchen allein wir die Schande der Sclaverei rächen, und den Schimpf der Despotie wieder auslöſchen konnten.

Ein Eifer, ein heiliger Feuereifer ergreift uns; nicht mehr einzelne Opfer der Vaterlandsliebe, nein, das Volk, das deutſche Volk. Die Eintracht wird der eiſenfeſte Boden, auf welchem das Gebäude der deutſchen Freiheit und die Herrlichkeit des deutſchen Volksthums ſich wieder erhebt, an welchem die Zwietracht ſeit vielen Jahren zur Verrätherin geworden war. Darum möge Concordia den Saamen des Heils für das heilige deutſche Reich nicht umſonſt in unſere Herzen geſtreuet; der Himmel dem erſten Aufkeimen dieſer göttlichen Saat und ihrem Gedeihen nicht vergeblich ſeinen Seegen gegeben haben!

Nur eingeſchlummert, nicht entſchlafen war der hohe Genius, welcher einen Geiſt und eine Seele, einen hohen Geiſt, eine edle Seele, in unſerem Volke zur Begeiſterung für das Reich der Tugend und der Freiheit entflammte. Ehrwürdig hat ſich dieſe Begeiſterung in den Worten und Thaten unſerer Brüder und

Schweſtern ausgeſprochen; ſo ehrwürdig, daß unſer Zeitalter den Ruhm derſelben mit Flammenſchrift in das Buch der Zeiten, in die Seelen der Kinder, einſchreiben, und Denkmähler ihrer Hochherzigkeit aufrichten muß, bei welchen unſere Nachkommen dereinſt ſtaunend verweilen und bekennen mögen: die göttliche Eintracht, der heilige Sinn für Freiheit und Redlichkeit hat das teutſche Volk zu herrlichen Thaten begeiſtert, und aus den Feſſeln einer niedrigen Knechtſchaft gerettet!

Wer kann ohne Rührung an die Begeiſterung denken, mit welcher die deutſchen Jünglinge, oft noch muthvoll die Schwächen des allzuzarten Alters bekämpfend und die Beſchwerden, welche Männern hart dünken, verachtend, zu den Waffen griffen? Wen ergreift es nicht wie das Opfer heiliger Weihe, wenn er der Jungfrauen gedenkt, welche, der Beſchwerden und Schwächen der zarten Weiblichkeit vergeſſend, mit Heldenmuth zur Seite braver Krieger unerkannt in den Kampf zogen und fielen? Wir ſtehen im Schatten der grauen Eiche, unter deren Schauern Körner, der Sänger der Lützowſchen Schaar, begraben liegt. Wir freuen uns der Siege, welche Heldenmuth, wie der ſeinige, erfocht und genießen die Früchte ſolcher Thaten; aber die Thäter ſchlummern den Schlaf der Verweſung, nur Leier und Schwert bilden ein einſames Denkmahl, ein beſcheidenes Kreutz auf ihren Grabeshügeln. O mögte dies Kreutz ein Wallfahrtsort werden, an welchem unſere Kinder und Kindeskinder ſich der heiligen Stimme ihrer Väter erinnern und zum Sinne hochherziger Helden, wie dieſe Gefallenen, erheben!

Ehrfurchtsvoll gedenken wir der heiligen Flamme, welche den Buſen einer Prochaska entzündete, im Kampfgewühle, die Schmerzen der brennenden Wunde verachtend, dem nahen Tode ſtandhaft entgegen zu harren. Nur der ächte Deutſche dürfe ſich der heiligen Stätte nahen, wo die entſeelte Heldin ruhet, und wer von den feilen Tyrannenknechten noch einen Reſt von Schaam und Reue fühlt, der reinige ſeine Seele von der Sündenſchuld durch das Gelübde einer ſchweren Buße, um es werth zu ſein, an der Grabſtätte ſolcher Zierden des deutſchen Volks weinen und ſich durch ihr Andenken zu edeln Thaten anfeuern zu dürfen. Der Gedanke iſt groß, ſich für das Heil einer Nation aufzuopfern. Die Entſchlafenen alle, um die wir trauern, unſere Brüder, unſere Schweſtern: ſie beſeelte dieſer Gedanke. Groß iſt auch die Zahl der Gefallenen und groß die Zahl der Heimkehrenden, welche, von ähnlichen Gefühlen beſeelt, die ſchützende

Hand der Vorſehung erhalten hat. Darum wollen wir mit den Wiedergekehrten an der Gruft jener Gefallenen die Wiedergeburt unſers Volks bekennen und preiſen; angeloben wollen wir ihren Schatten und der Vorſehung, daß wir den Seegen ſolcher Opfer verdienen, ihnen nacheifern, gleich ſein, nie den deutſchen Geiſt, der ſie beſeelte, verläugnen wollen. Das ſind wir den Entſeelten ſchuldig; es iſt ein ſchwacher Beweis unſerer Ehrerbietung und unſeres Dankes. Wer ſeinen deutſchen Brüdern oder Schweſtern, wer einem fremden Manne ein Verſprechen, ein Gelübde heiligen will, der gelobe bei den Manen derer, welche im Kampfe für Freiheit und Recht den Tod gefunden haben, und ſein Verſprechen wird ihm auf der Seele brennen, ſo lange es nicht erfüllt worden iſt.

Treue und Glauben iſt der Boden, worauf das Glück des Menſchen und des Volks erblühet. Treflich ſind uns die Züge der altdeutſchen Redlichkeit und Treue von Männern geſchildert, welchen die Vorſehung ein tiefes Gefühl für erlittenes Unrecht, aber hohen Sinn für Wahrheit und Tugend und eine Macht der Rede verliehen hat, die Großes wirkt in jedem, für das Beſſere empfänglichen Gemüth. Auch dieſe Männer haben ſich ein großes Verdienſt um das deutſche Volk erworben; ſie haben den Eifer, welcher ihre Seelen entflammte, ihrem Volke mitgetheilt; haben die ſinnverwandten Seelen, für das Ideal ihrer Wünſche und Hoffnungen, für Volk und Volksthum begeiſtert, und die langſamen Träumer, welche das Erhabene ſelten und oft erſt zu ſpät ergreifen, mit den feurigen Heroen der Zeit gewaltſam hinfortgeriſſen.

Ließ nicht Jahn ſchon früh die Stimme des Propheten erſchallen? Predigte er nicht ſchon in der Wüſte, als rings um ihn her, auſſer dem Häuflein derer, in welchen ſein „deutſches Volksthum" den Geiſt der Ermannung durch ſeinen Mund anregte, noch Alles in tiefen Schlummer verſunken war? Hat nicht Arndt, der Verfolgte, viel erfahren, der geiſtreiche Herold der Deutſchen, ſeinem Volke, was noth thut, in einer Sprache zugerufen, welche ihm der gewaltige Luther ſelbſt beneidet haben würde? O! daß Alles in Erfüllung gienge, was dieſe hochherzigen Männer hoffen und fordern; daß die Deutſchen in ihnen die erfahrenen, unbeſtochenen Rathgeber erkennen mögen, welche, vertraut mit den Mängeln und Bedürfniſſen ihres Volks, es gut mit ihnen meinen; daß der Eifer für die Selbſtſtändigkeit und den ächten Adel unſeres Volks nicht mit dem Augenblicke erlöſche, wo das Schwert wieder in die Scheide zurückkehrt; daß der Wahn uns nicht bethöre, Alles gethan zu haben, da der Tyrann unſerer Rechte hinausgeſtoßen iſt! Die Lehren jener Männer ſollen der Aufruf und die Regel ſein, nach welchen wir die fremde Sitte von der deutſchen ausſondern, das ausländiſche Verderbniß aus unſeren Kreiſen verbannen, und das herrlich Begonnene herrlich vollenden, indem wir uns, reicher an Erfahrung und freier im Schutze unzweideutiger Geſetze, unſerer alten Volksſitte wieder nähern.

Nicht die Männer allein beſeelt dieſer heilige Vorſatz; nein, auch die deutſchen Frauen haben gezeigt, daß ſie entſchloſſen ſind, den Tand der fremden Welt für den höhern Schmuck einer edlen Weiblichkeit, einer reinen Sitte hinzugeben. Ich rede nicht bloß von den heldenmüthigen Töchtern des Landes, welche den deutſchen Männern den Ruhm des Sieges ſtreitig machten. Die edeln deutſchen Frauen alle, welchen kein Opfer zu groß dünkte, das ſie zur Erquickung der leidenden Waffenbrüder brachten, verbürgen uns die heißen Wünſche ihres Geſchlechts für Volk und Vaterland. Sie ſind es, welche mit den Männern wetteiferten, durch ſorgſame Pflege der Kranken dem Vaterlande ihren heiligen Eifer zu beweiſen; ſie verachteten gleich den edelmüthigen Aerzten, welche ihrer heilvollen Kunſt in den leidenden Kriegern ehrenvolle Denkmähler erhielten, die Peſt der gefährlichſten Seuchen; ſie fürchteten nicht den Tod, welchem ſie ſo viele ihrer unglücklichen Brüder entriſſen, und wurden zum Theil ſelbſt die Beute ſeiner unerbittlichen Strenge; ſie wetteiferten mit den Männern um den Preis der höchſten Aufopferung für die Wohlfarth des Vaterlandes, für die Ausrüſtung der ausziehenden Streiter, für die Erquickung und Pflege der Wiederkehrenden. Wo dieſe vom Geringſten bis zum Höchſten, mit dem kargen Gewinne ihrer Anſtrengungen fröhlich einen Theil der geretteten Habe zum Opfer brachten; da gaben dieſe im Hochgefühle der edlen That die koſtbarſten Kleinode und die ſchönſten Preiſe ihres häuslichen Fleißes dahin.

Wenn wir von der wahrhaft ſeltenen Selbſtverläugnung reden, mit welcher die deutſchen Männer ihre Kenntniſſe zum Beſten des Volks verherrlichten, und ihre Schätze, ja ſich ſelbſt dem Heile der Vaterlandsvertheidiger und des Vaterlandes aufopferten; ſo werden wir dabei auch ſtets mit Ehren der rühmlichen deutſchen Frauenvereine gedenken, welche zur Linderung der Leiden einer ſchweren Zeit nicht Geringes gewirkt haben.

Jedem gerechten Gemüthe ſei es überlaſſen, ſich das Bild des hohen Sinnes der Deutſchen in unſern wunderreichen Tagen aus den hier entworfenen Zügen ſo freundlich zu geſtalten, als es ihm recht dünkt; immer wird das Ganze dem hohen Ideale der begeiſterten Vaterlands- und Freiheitsliebe nahe kommen. Wahr iſt es, wir haben uns dadurch Anſprüche auf die Achtung unſerer Mitwelt, auf die Liebe und Milde unſerer Fürſten erworben; wir dürfen, im Vertrauen auf ihre Gerechtigkeit, die möglichſte Schonung erwarten. Was das Volk gethan hat, war nicht das Werk eines ſchmutzigen Eigennutzes, nicht die Aeußerung des wüthenden Haſſes und der Verderben ſchnaubenden Rachſucht; es war das himmliſche Werk des, unſerem Geſchlechte und Volke angeſtammten, Freiheitsſinnes, der feurigen Liebe zum Vaterlande. Aber wir bekennen uns gern, daß auch die Hoffnung, uns die Bürde raubähnlicher Beſteuerungen zu erleichtern; den Druck der Tyrannei von uns zu wälzen; uns an die Stelle eines herz- und geiſtloſen Despoten wieder einen gerechten und weiſen Fürſten zu erkämpfen, welcher die geſunkene Wohlfarth ſeines Volkes wieder herzuſtellen bemüht wäre, ſehr viel dazu gewirkt habe.

Dieſe Hoffnung kann und wird uns unter dem Scepter unſeres gerechten und weiſen Friedrich Wilhelm nicht betrügen. Wiederum aber müſſen wir ihm und den Seinen die Zeit gönnen, welche die Mittel zur Begründung eines ſo außerordentlichen und nicht mehr wankenden Gebäudes des Heils und der Wohlfarth der Völker darbietet, und in der gründlichen und tiefen Ausforſchung der Gebrechen und Mängel unſerer Landſchaften zugleich die ſicherſten Wege zur Kenntniß bringt, auf welche jene Gebrechen in ihrem Keime erſtickt und dieſe Mängel mit der Wurzel ausgerottet werden. Dann müſſen auch wir nicht vergeſſen, mit raſtloſer Thätigkeit ſelbſt dem Ziele unſerer Wünſche entgegen zu arbeiten, damit der heilige Eifer des Unterthanen für die Wohlfarth ſeines Volks und ſeiner Familie, im Anſtreben zum Ideale der vollkommenen Vaterlandsliebe nimmer ermüdend, Hand in Hand gehe mit der weiſen Fürſorge eines redlichen Landesvaters zur ſegensvollen Erhöhung der Wohlfarth und des Glücks ſeiner Unterthanen.

Eine gerechte und wohlthätige Regierung giebt uns Gewiſſensfreiheit, rechtliche, deutſche Geſetze, vaterländiſche Sitten, Sinn für Gott und Tugend, gerechtere Richter, weiſere Obrigkeiten wieder; ſie eröffnet die reichlich ſtrömenden Quellen des Handels und des Gewerbsfleißes; ſie vollendet das Werk der Eintracht mit unſeren Brüdern, auf welcher die Dauer unſers Heils beruhet: ſie eröffnet uns ein weites Feld des Wirkens in tauſend gemeinnützigen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens; ſie wird uns die Laſten des Staatsbürgers in dem Grade erleichtern, als es mit dem Wohl unſeres Staats beſtehen kann. So laßt uns denn nun mit Muth, mit nie erkaltendem Eifer an das Werk der vollendeten Reinigung unſeres Geſchlechts von dem Erbe der franzöſiſchen Sittenloſigkeit gehen, um unſern Vätern wieder gleich, um wieder Deutſche zu werden; laßt uns unermüdet die Felder der Wiſſenſchaften anbauen, deren Reichthümer uns von dem Einfluſſe fremder Völkerſtämme immer unabhängiger machen; laßt uns die heilvollen Geſetze des Staats ſtets als heilige Grundſätze der Religion, als Gebote der Pflicht im Andenken behalten und achten; laßt uns dem Geiſte einer ungeſtörteren, wahrhaften und innigen Gottesverehrung wieder Eingang bahnen, und den geheimen Haß und die tiefe Verachtung verrätheriſcher Obrigkeiten vergeſſen; laßt uns mit neubelebter Kraft und Luſt die Fahrzeuge der Betriebſamkeit beſteigen, uns enger und immer enger an alle unſere deutſchen Brüder anſchließen, dankbar den König preiſen, welcher uns, die wir mühſelig und beladen waren, die Laſten der Tyrannei abnahm und den Druck unerſchwinglicher Steuern erleichterte! Der braucht kein Prophet zu ſein, wer uns dann die ſichere, jedem noch ſo wüthenden Angriffe trotzende Dauer des Deutſchen Volksthums in ſeiner uralten Reinheit und einem ewig unbeſcholtenen Glanze mit Zuverläſſigkeit verkünden will.

Folgende intereſſante Schrift iſt ſo eben erſchienen und in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands für 2 Rthlr. 8 Gr. zu haben:

Napoleon Buonaparte nach ſeinem Leben und Wirken; von ſeiner Jugend bis zu ſeiner Verbannung auf die Inſel Elba. Zwei Thle. London 1815, bei Peter Rickley.

Der Herr Verfaſſer ſagt in der Vorrede dieſes intereſſanten Werks:

Nicht etwa die Geſchichte unſrer thatenreichen Zeit pragmatiſch zu ſchreiben, — denn dazu iſt ſie noch nicht reif genug. — war die Abſicht des Verfaſſers; — ſondern den Mann wollte er ſchildern, der ſeine fürchterlichen Großthaten mit Blut und Verwüſtung in die Faſten der Zeit einzeichnete; — der in ſeinem Eigendünkel die Welt unterjochen zu können, wähnte, und alle Mittel, dazu zu gelangen, für erlaubt hielt. —

Den kalten Mörder Enghien's und Palm's, den liſtigen, trügeriſchen Kronenräuber zu Bayonne, den Mordbrenner Moskau's wird man hier näher kennen lernen.

Mit unpartheiiſcher Gewiſſenhaftigkeit, und frei von jeder leidenſchaftlichen Uebereilung iſt er als ein Schreckenbild künftiger Generationen aufgeſtellt.

Wenn man dieſem Feinde der Menſchheit auch nicht eine gute Seite abgewinnen, wenn man, — wäre es auch nur des Kontraſtes wegen, — in dem Character dieſes unbändigen Corſen auch nicht eine Tugend entdecken konnte; ſo iſt es nicht die Schuld des Geſchichtſchreibers, ſondern die des Helden der Geſchichte ſelbſt.

Zwar kann man ihm weder Genie, noch große militairiſche Talente abſprechen; aber er wandte ſie ſo ſchlecht an, daß ſie in Laſter ausarteten. Daher denn auch das Monſtruöſe ſeiner Handlungen.

Er trat in einer Zeit auf, die ganz dazu geeignet war, ihn zu der unermeßlichen Höhe zu bringen, auf der wir ihn geſehen haben.

Die Stürme der Revolution in ſeinem adoptirten Vaterlande, waren das Treibhaus, in dem ſeine finſtre, menſchenfeindliche Gemüthsart, zur Reiſe gedieh. — Zu jeder andern Zeit würde er nur ein gemeiner Böſewicht geworden ſein.

Alles Unheil, was ſeit den letzten beiden Dezennien Europa betroffen hat, kann man mit Recht ſeinem unerſättlichen Ehrgeize, ſeiner Rachſucht, ſeinem Blutdurſte zuſchreiben.

Kalt, wie das ewige Eis des Nordpol's, war ſein Herz gegen alle Gefühle der Menſchlichkeit, und an ſeinem eiſernen Willen ſcheiterte ſelbſt die Nothwendigkeit.

Was er gebot, mußte vollzogen werden und wenn es Millionen Menſchen das Leben gekoſtet hätte; der geringſte Widerſpruch war hinlänglich, ſeine Wuth auf's Aeußerſte zu reizen und wehe dem, der es gewagt hätte, dem aufgebrachten Despoten zu widerſprechen.

Seine tiefe, immer fortbrütende, argliſtige Politik, vom Glücke oder Zufalle begünſtigt, ließ ihn eine Macht erringen, die den geſellſchaftlichen Verein der civiliſirten Welt zu vernichten drohte; und jedes Gelingen ſeiner koloſſaliſchen Entwürfe vermehrte ſeine gränzenloſe Herrſchſucht.

Als er den höchſten Gipfel der Macht beinahe erreicht hatte, vermochte er nicht mehr umzukehren auf der blutigen Bahn, und ſeine tollkühne Keckheit ſtrebte nach dem Unmöglichen. Bei dieſem Beginnen erreichte ihn endlich die rächende Nemeſis und beſchleunigte ſeinen Fall.

Dieſe gedrängte charakteriſtiſche Skizze beurkundet gegenwärtige Geſchichte: „Napoleon Buonaparte nach ſeinem Leben und Wirken,“ mit Thatſachen, Bemerkungen und Erläuterungen.

Sie enthält die denkwürdige Geſchichte dieſes berüchtigtſten Uſurpator's in ununterbrochener, chronologiſcher Folgenreihe, von ſeiner Geburt an, bis zu ſeinem endlichen Sturze und gewährt eine faßliche Ueberſicht der Geſchichte unſrer Zeit.

Wer Anecdoten und Mährchen darin anzutreffen glaubt, würde ſich in ſeiner Rechnung betrogen finden. — Sorgfältig hat der Verfaſſer die Materialien geſichtet und alles Einſeitige, ſo wie alles Uebertriebene zu vermeiden geſucht.

Folgende, die neueſte Zeitgeſchichte betreffende, und in jeder Hinſicht empfehlenswerthe Schriften, ſind für beigeſetzte Preiſe in allen Buchhandlungen zu haben:

Daniel Fuchs, der große Staatsmann. Ein ſatyriſch-komiſcher Roman aus den Zeiten der Regierung des unvergeßlichen Königs Hieronymus. 1 Rthlr. 4 gr.

Der preußiſche Patriotenſpiegel. Enthaltend treffliche Charactergemälde und ſchöne Züge von braven Männern und edlen Frauen des preußiſchen Landes, während des letzten Krieges gegen die Franzoſen. 2 Thle. 1 Rthlr. 12 gr.

Geheime Geſchichte des ehemaligen weſtphäliſchen Hofes zu Caſſel. 2 Thle. 3 Rthlr.

Das ſchwarze Buch des franzöſiſchen Kaiſerhofes. Eine Darſtellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und ſeine Gehülfen verübt worden ſind.
1 Rthlr. 4 gr.

Der Familie Buonaparte Heimkehr nach Corſica. Ein Schwank in zwei Acten. 8 gr.

Die Königsflucht, oder Hieronymus und ſeiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich. Ein Gegenſtück zum Abſchiede von Caſſel. 10 gr.

Dornenſtiche für Napoleon und Hieronymus Buonaparte und einige ihrer ehemaligen Staatsdiener.
16 gr.

Herrmann Streit, oder Leben und merkwürdige Schickſale eines preußiſchen Landwehrmanns. Keine Dichtung. 2 Bde. 1 Rthlr. 18 gr.

Das Denkmal auf dem Brocken für Preußens tapfere Krieger. Eine patriotiſche Phantaſie von H. Müller. 3 gr.

Schreckens-Scenen aus dem Leben der unglücklichen

Roſaura Morano, während des blutigen und verheerenden Krieges des Kaiſers Napoleon in Spanien. Aus den Papieren eines in Spanien gedienten ehemaligen weſtphäliſchen Officiers zuſammengetragen und herausgegeben von C. Hildebrand, Verfaſſer des Eduard Nordenpflicht, Auguſte du Port, Robinſons Colonie u. a. m. 2 Theile. 1 Rthlr. 16 gr.

Einige Blumen in die verdienten Lorbeerkränze großer Fürſten und Helden, geflochten von einem preußiſchen Patrioten. 8 gr.

Folgende gemeinnützige Schriften ſind beſonders zu empfehlen und für beigeſetzte Preiſe in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Beiſpielſammlung von edlen Thaten und Niederträchtigkeiten aus dem Leben guter und böſer Menſchen neuerer Zeit. 3 Thle. 8. geh. 1 Rthl. 18 gr.

Drumann, H. P., die bibliſche Geſchichte des alten Teſtaments. Ein ſtatt der Bibel zweckmäßig eingerichtetes Lehrbuch, ſo wie als Leitfaden zum Religionsunterricht für Bürger- und Landſchulen. 8. 12 gr.

Erzählungsbuch, neues moraliſches, enthaltend eine Sammlung edler Thaten aus dem Leben guter Menſchen, für die erfahrnere Jugend beiderlei Geſchlechts. Mit 1 Kupfer. 12. 1 Rthlr.

Färbebuch, neueſtes Weſtphäliſches; oder gründlicher Unterricht, Seide, Baumwolle, Wolle und Linnen wohlfeil, und doch ſehr ſchön zu färben. Ein gemeinnütziges Buch für jede Haushaltung,

Herausgegeben von einem praktiſchen Schönfärber. 8.
8. gr.

Frankken, C. C. von, Anweiſung, alle veneriſchen Krankheiten gründlich und ſchnell zu heilen. Ein Hülfsbuch für Chirurgen auf dem Lande, und für Candidaten der Heilkunde, ſo wie für jeden, der ſich ſelbſt heilen will; nebſt den dazu nöthigen Rezepten. 8.
8 gr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreiſende. Enthaltend die Geſchichten und Sagen der alten Schlöſſer, Klöſter und Ruinen, und die Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. 12. geh. mit Kupfern.
1 Rthlr. 12 gr.

Funke, C. Ph., Gallerie der merkwürdigſten Römer, von Romulus bis auf Nero. Ein unterhaltendes und belehrendes Leſebuch zum Schul- und Selbſtunterricht für die Jugend. Herausgegeben von Dr. M. F. L. Jacobi. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Gleim, Emilie, Kränze, der Liebe und Freundſchaft gewunden. Stammbuch-Aufſätze aus den Werken der vorzüglichſten Dichter Deutſchlands. 12. geb.
6 gr.

Grandmettet, C. W., leichteſte und vollſtändigſte Anweiſung, die franzöſiſche Sprache in kurzer Zeit und ohne allen Unterricht leſen, verſtehen, ſchreiben und ſprechen zu lernen. 8. 12 gr.

Happach, L. P. G., neue phyſikaliſche Anſichten. 8. 1 Rthlr.

Derſelbe, über die Beſchaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode; aus Anſicht der Natur. 1ſter Theil. 8. 16 gr.

Deſſen 2ter Theil. 8. 18 gr.

Hauspferdearzt, der erfahrne. Ein Noth- und Hülfsbuch für Oekonomen, und überhaupt für jeden Pferdebeſitzer. 8. 12 gr.

Heldengemälde. Ein unterhaltendes und lehrreiches Leſebuch für die männliche Jugend. Mit 1 illum. Kupfer. 8. geb. 20 gr.

Hildebrandt, G. C., kleine Leſeübungen für Kinder von 8 bis 12 Jahren; enthaltend eine Sammlung von Erzählungen, zur Beförderung guter Geſinnungen und zur Schärfung des Verſtandes. 8. 8 gr.

Jacobi, M. F. L., Unglücksgeſchichten bei ſchädlichen und wilden Kinderſpielen. Zur Warnung und Vorſicht für die unerfahrne Jugend, in mehreren Beiſpielen. Mit 1 illum. Kpfr. 12. geb. 20 gr.

Kögel, J. G., die Kunſt, aus verſchiedenen inländiſchen Gewächſen, vorzüglich aus Waizenmalz, einen Syrup zu bereiten, welcher den Zuckerſyrup völlig erſetzt. Nebſt genauer Anweiſung, jeden pflanzenartigen Nebengeſchmack bei deſſen Fabricirung zu vertilgen. Ein Hülfsbuch für jeden Hausvater. 8. 6 gr.

Deſſen wohlerfahrner Tabacksſaucenfabrikant, oder Anweiſung, nicht nur alle möglichen deutſchen Tabacke durch Saucen ſo zu verbeſſern, daß ſie den beſten ausländiſchen Tabacken völlig gleich kommen, ſondern auch ſehr viele Arten anderer Blätter, als ſaure Kirſchblätter, Runkelrübenblätter und viele andere ſo zu ſauciren, daß ſie dem beſten inländiſchen Taback an Geſchmack und Geruch nichts nachgeben. 8. 6 gr.

Derſelbe, über die der Geſundheit nachtheiligen gewöhnlichen bleihaltigen zinnenen und glaſirten irdenen Küchengeſchirre; nebſt Anweiſung, irdene

Küchengeſchirre zu verzinnen. Für jedermann, beſonders für Landwirthe und Hausmütter. 8. 5 gr.

Lebensbeſchreibungen groſſer und merkwürdiger Perſonen. Ein unterhaltendes und lehrreiches Leſebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Zweite, mit 1 illum. Kupf. verm. Aufl. 8. geb. 20 gr.

Materialien zur neuern Geſchichte Frankreichs. 2 Thle. 8. 3 Rthlr.

Meinecke, J. H. F., allgemeines Repertorium für alle Kanzelbedürfniſſe der Prediger, an Sonn- und Feſttagen, Frühpredigten oder in der Woche, in ausführlichen Entwürfen über die Perikopen: Matthäus, Jakobus, Salomoniſche Gnomen, Faſten- und andere Texte. I Bandes, 1ſte Abtheilung. 1 Rthlr. — I Bandes 2te Abtheil. 12 gr. gr. 8.

Müller, H., Darſtellung meiner Ideen über Religionshandlungen überhaupt, und ihre Verwaltung insbeſondere. Ein Beitrag zur Veredlung des öffentlichen Gottesdienſtes. gr. 8. geh. 6 gr.

Derſelbe, die Dorfſchule, als erſte Anleitung zum Denken, Empfinden und Handeln, für Lehrer und Lernende auf dem Lande. 8. 12 gr.

Deſſen religiöſe Elementarbildung, als Vorſchule des eigentlichen Religionsunterrichts. Ein Buch für Lehrer und Eltern, als Nahrung für die kleinern Kinder. 8. 6 gr.

Derſelbe, die vier Jahreszeiten. Ein Lehr- und Leſebuch für Elementarſchulen, welches die unentbehrlichſten Kenntniſſe aus der Natur- und Menſchenwelt enthält. 2 Theile. Jeder 15 gr. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Deſſen chriſtliche Moral für Lehrer und Erzieher, zum Unterricht gebildeter Kinder. 2 Theile. 1r 18 gr. 2r 10 gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Deſſen Tugendlehre, nach Salomo's goldnen Sprüchen anſchaulich dargeſtellt, in Geſchichten aus dem Leben, für die Jugend beiderlei Geſchlechts. 8. 12 gr.

Derſelbe, Vater Mildenbergs Schatzkäſtlein, oder Sitten- und Klugheitslehren in Denkſprüchen und

Sprichwörtern, für die liebe Jugend. 8. 18 gr.

Neumann, Dr. Friedr., der praktiſche Kinderarzt, oder Darſtellung aller Kinderkrankheiten und Erkenntniß derſelben, nebſt ſichern Mitteln, ſie bei ihrem Entſtehen zu unterdrücken, und beim Fortgange ſicher zu heilen. 8. 6 gr.

Deſſen Rathgeber für ſchwangere Frauenzimmer, oder, wie muß das Verhalten derſelben während der Schwangerſchaft, der Geburt und dem Geſchäft des Säugens in körperlicher und gemüthlicher Hinſicht beſchaffen ſein, um leicht zu gebähren, und ihre und ihres Kindes Geſundheit zu erhalten und zu befeſtigen? 8. 12 gr.

Deſſen Taſchenbuch für junge verheirathete Frauenzimmer, oder die ſich verheirathen wollen. Eine Anweiſung, wie ſie ſich während der Schwangerſchaft, bei und nach der Geburt, und während dem Geſchäft des Säugens verhalten ſollen. 1 Rthlr. 8 gr.

Deſſen höchſtnöthiges Taſchenbuch für verheirathete und unverheirathete Mannsperſonen. Oder, wie überzeugt man ſich mit Gewißheit vor dem Genuſſe, ob ein Frauenzimmer veneriſch ſei oder nicht? 12. geh. 12 gr.

Derſelbe, über die Erziehung der Kinder in den erſten Lebensjahren, in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht. Ein Hülfsbuch für alle Mütter, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt. 8. 12 gr.

Récueil de contes intéressants, choisis des meilleurs auteurs français; pour l'amusement de la jeunesse, par L. Mercier. 8. 12 gr.

Sachtleben, J. H., Holzerſparungskunſt bei verſchiedenen Feuerarten, für Branntweinbrenner, Bäcker, Deſtillateurs, Bierbrauer und überhaupt für jeden Hausbeſitzer. Nach eigenen Erfahrungen und Bauvorrichtungen. 2 Theile, mit 14 Kupfertafeln. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Pränumerations- und Subſcriptions-Anzeige.

Schauplatz des Völker-Krieges
für
# die Befreiung Europa's
in
den Jahren 1813 und 1814,

herausgegeben

von

von Both.

Königl. Preuß. Obriſt und Ritter mehrerer hohen Orden.

Unter dieſem Titel ſollen zwei große Tableaus nebſt gehörigem Texte dazu auf Pränumeration und Subſcription erſcheinen, worüber ein **Proſpectus**, welcher in allen Buchhandlungen, auf den Poſtämtern und Zeitungs-Expedition gratis ausgegeben wird, das Weitere ausführlich beſagt.

Berlin im October 1814.

Maurerſche Buchhandlung,
Poſtſtraße Nro. 29.

Neue

Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Fünften Bandes erſtes Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1814.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

I.

Geſchichte der ehemaligen franzöſiſchen Adminiſtration in einem deutſchen Gränz-Departement.

(Herzogthum Oldenburg.)

Parve (nec invideo) sine me liber ibis in urbem
Hei mihi, quod domino non licet ire tuo!
Vade, sed incultus.

Buonaparte ſah die Juſtiz nur als ein nothwendiges Uebel in ſeinem Reiche an. Er hätte ſie gern abgeſchafft, wenn er nicht den Schein der Gerechtigkeit hätte lieben müſſen. Mehr als dieſe beſchäftigte ihn die Adminiſtration. Eine gute Landesverwaltung, ſah er wohl ein, leiſtete ihm mehr Nutzen, als alle Privatrechts-Streitigkeiten. Sie gab ihm die Mittel zu ſeinen Bedürfniſſen. Um keine Schwierigkeiten ſeinen Forderungen entgegengeſetzt zu ſehen, nahm er den Grundſatz an: „die Verwaltung des Landes iſt die Sache eines Einzigen.“ Dieſer Einzige war der Präfekt in jedem Departement, welcher allein die Stelle der Landeskollegien erſetzte. Jeder Präfekt war der Vertraute Buonapartes und erhielt nach ſeiner Eidesleiſtung von ihm geheime Inſtructionen.

„Das beſondere Vertrauen,“ ſagte er einſt einem neu ernannten Präfekten. „welches ich in Sie ſetze, ſagt Ihnen ſchon, wie Sie Ihr Departement verwalten ſollen. Durch die Konſtitution werden Sie Vater Ihrer Adminiſtrirten; durch mein Vertrauen mein Stellvertreter. Bedenken Sie alſo immer mein Intereſſe und laſſen Sie Ihre Handlungen der Konſtitution gemäß ſcheinen. Es iſt nützlicher, ſich dem Kaiſer als dem Lande zu verbinden.“

Der Vater ſeiner Adminiſtrirten brachte alſo ein ſtiefmütterliches Herz mit.

Dies war bei dem Präfekten eines deutſchen

Gränz-Departements der Fall. Bald nach ſeiner Ankunft im Hauptort des Departements waren die ſämmtlichen Schätze der Unterthanen ausgeforſcht. In einem nach Paris geſandten Tableau prangten:

Behufs der Conſcription, die Zahl der jungen Leute, ihre körperliche Beſchaffenheit und Tauglichkeit;

Behufs der perſönlichen Abgaben, die Population jedes Orts;

Behufs der Contribution, die Zahl der Aecker, ihr Werth und der der Häuſer;

Behufs der Remontirung der Armee und der Transportmittel, die Beſchaffenheit des Pferdeſtandes und der Pferdezucht;

Behufs der Anleihen und freiwilligen Schenkungen, das Vermögen überhaupt;

Kurz, die Ergiebigkeit des Landes, die Vorräthe an Korn, der Werth der Grundſtücke, der Beſtand der öffentlichen Kaſſen, das Vermögen der Gemeinden, Corporationen und anderer Geſellſchaften, die Zahl der Matroſen, der Fahrzeuge, alles was nur einſt dem Souverain nützlich ſein konnte, wurde angegeben.

In den Anmerkungen wurden Vorſchläge zur Anwendung der Menſchen und der Sachen nicht vergeſſen.

Es kam nun darauf an, Mittel zu finden, dieſe Objekte ohne ſcheinbare Uebertretung der Konſtitution in Anſpruch zu nehmen.

Dazu war aber Ungehorſam, ſchlechte Stimmung der Adminiſtrirten, durchaus erforderlich.

Dies war der Geſichtspunct, das Maxim, von dem der Präfekt ausgieng, um Ehre und Geld zu erwerben, wodurch alle ſeine Handlungen geleitet wurden.

Der von dem Präfekten gemachte und von Buonaparte bewilligte Vorſchlag, zur Aushebung von tauſend Matroſen, ohne Rückſicht auf Verheirathung und häusliche Verhältniſſe, war das erſte Mittel dazu. Die Aushebung geſchah. 800 Familien verloren ihre Ernährer. (Man verſprach ihnen nie erfüllte Unterſtützung.) Ein großer Theil war ungehorſam. Dies gab Gelegenheit zur Confiſkation ihres Vermögens und ihrer Schiffe. So erhielt der Staat Matroſen, Schiffe und Geld.

Der Präfekt ſeufzte öffentlich über harte Nothwendigkeit, und ſchlug im Stillen größere Aushebungen vor, um das dumme deutſche Volk, der Lieblingsausdruck der Franzoſen, im Dienſt zu civiliſiren, und eine Menge, dem Staate gefährlicher Menſchen, die bei der Sperrung der Schiffarth ohne Arbeit und Brod wären, nützlich zu beſchäftigen und unter Aufſicht zu bringen.

Eine immer fortwährende Aushebung der Conſcribirten zur Landmacht, mit der größten Milde angefangen, um den Ungehorſam zu befördern, gab bald Gelegenheit, einige tauſend Familien wegen ihrer ausgetretenen Söhne verfolgen zu können. Statt den erſten Widerſpenſtigen mit der größten Strenge zu behandeln und durch ein ſchreckendes Beiſpiel die Unwilligen von dem Deſertiren abzuhalten, wurde die Entfernung einiger Hundert zum Marſch aufgerufener junger Leute gleichgültig betrachtet, die Härte immer ausgeſetzt, bis endlich Niemand mehr marſchirte, die ſchon einverleibten Soldaten ſämmtlich deſertirten, und das Departement 4000 Widerſpenſtige zählte.

Jetzt berichtete die Präfektur, die Gensd'armerie, die Polizei, die Prokureurs des Kaiſers, daß ſämmtliche Conſcribirte ungehorſam wären und von den Einwohnern begünſtigt würden; die Chefs der Regimenter klagten über das Departement, mit Ueberſendung der Signalements der Deſerteurs, und baten den Miniſter, ſie in Zukunft mit Conſcribirten dieſes Landes zu verſchonen, indem der Staat durch die Einverleibung und Kleidung dieſer Conſcribirten, die bald darauf deſertirten, nur unnütze Koſten habe.

Alle dieſe Berichte zuſammen wurden Buonaparte vorgelegt und ihm außerordentliche Strenge gegen dies Departement vorgeſchlagen; jedoch noch zu früh.

Der Präfekt, treulich von allen Franzoſen unterſtützt, arbeitete indeß immer an dem Plane, aus dieſem Departement eine Goldgrube für ſich zu machen, im Stillen fort. Durch eine unanſtändige Lebensweiſe, durch ein ſtolzes Betragen und ein ſpöttiſches Weſen, vorzüglich aber durch Begünſtigung der Inſolenz der Gensd'armerie, der Douanen (ſogenannte Kellerratzen), empörte er mit Fleiß die Unterthanen gegen ſich und den Staat.

Eine Menge Spione, männlichen und weiblichen

Geſchlechts, wurden unterhalten, um die noch nicht übelgeſinnten Einwohner zu unvorſichtigen Geſprächen aufzuwiegeln, die dann dem Präfekten rapportirt wurden. Dieſer ließ es ſich ſehr angelegen ſein, alle Berichte über die Geſinnungen der Einwohner zu ſammeln und ſuchte in einem wöchentlichen, von ihm ſelbſt ausgearbeiteten Berichte, den erſten Polizei-Miniſter von der ſchlechten Stimmung der Einwohner im Departement zu überreden, bat dieſe Aufſäze dem Kaiſer vorzulegen und ihn zu ſtrengeren Maaßregeln gegen die Einwohner zu bewegen, um einer Empörung (an welcher er ſelbſt ſchon lange arbeitete) vorzubeugen.

So hatte der Präfekt den Polizei-Miniſter, den Kriegs-Miniſter und den Marine-Miniſter ſchon als Feinde und Ankläger des Departements für ſich. Der Finanz Miniſter trat dieſer Parthei leicht bei; indem er ſich durch die Berichte des Präfekten über die ſtete Eindringung engliſcher Waaren (das Schmucheln genannt) geſchadet glaubte und ſich in der Verabſcheuung ſeiner treuen Diener (der Kellerratzen) gekränkt fühlte.

Der Miniſter des Schatzes mußte, freilich ohne Grund in Unwiſſenheit, über ungeheure Steuerrückſtände und gänzlichen Ungehorſam aller Contribuablen, klagen.

Der Miniſter des Innern wurde durch ſpöttiſche Berichte über die Vernachläſſigung der Runkelrüben und unaufhörliche Klagen über die Maires und andere aus den deutſchen Unterthanen gewählte Beamte (die freilich nur zu Ehrenſtellen kamen) bald Feind der Unterthanen.

Der Miniſter des Cultus erklärte die Adminiſtrirten, von denen nicht der hundertſte Theil katholiſch war, für Ketzer, fand großes Misvergnügen an denen, von dem Präfekten abſichtlich ſchlecht eingerichteten, Konſiſtorien, und war bald der Meinung ſeiner Kollegen, daß die Einwohner dieſes Departements nichts taugen (im höflichen Franzöſiſch ausgedrückt: C'est la canaille.)

So war die Stimmung aller Miniſter gegen dies Departement der in den Ohren Buonapartes immer wiederhallende Klageton und führte dem Ziele näher.

Der Präfekt ſchritt ſtufenweis. Klagen über Ungehorſam, über ſchlechte Stimmung, waren etwas Alltägliches, es mußten alſo ausgezeichnetere Beweiſe gegen die Einwohner jetzt vorgebracht werden. Um dies zu erreichen, veranlaßte der Präfekt einen alten Baumeiſter, der in der Hauptſtadt des Departements als

Franzoſe und wegen ſeines ſchlechten Characters, ſehr verhaßt war, ihm einen anonymen Brief auf der Poſt zuzuſchicken, worin er ihm drohte, daß die Perſon des Präfekten, wenn er die neu ausgeſchriebene Conſcription beginne, von 500 Verſchwornen umgebracht werden würde. Dieſer Brief ward ſogleich allen Franzoſen im Departement communicirt, um ſie gegen die Deutſchen zu erbittern, und ihnen Anlaß zu geben, ſich an ihnen zu rächen.

Sämmtliche Miniſter erhielten die Abſchrift dieſes Briefes. Der Präfekt ſtellte dabei ſeine peinliche Lage vor, in einem Departement ſein zu müſſen, wo der Kaiſer und der franzöſiſche Staat gehaßt würde, und wo er für ſein eignes Leben unter ſo viel tauſend Rebellen beſorgt ſein müſſe. Dies bewirkte die Ordre an einen Diviſionsgeneral, Commandanten der Militair-Diviſion, worin ſich das Departement befand, alle rebelliſchen Unterthanen richten zu laſſen, durch eine Militaircommiſſion, deren Mitglieder franzöſiſche Offiziere waren, die denn die armen Unſchuldigen gewöhnlich zum Tode verurtheilten, nach den von dem General und dem Präfekten vorgeſchriebenen Ordren.

In dieſer Epoche traf die Niederlage der franzöſiſchen Armee in Rußland. Die Koſacken näherten ſich bald dem franzöſiſchen Gebiete. Die zum größten Mißvergnügen gereizten Einwohner wurden zu früh unruhig. Betrunkene Genſd'armen mißhandelten die Bürger, zerbrachen ihre eigenen Säbel, färbten ſich mit Blut und kamen ſo nach dem Hauptort Rache ſchreiend zurück, denunzirten auch immer einige rechtliche Einwohner, als Rebellen, die ihnen nach dem Leben getrachtet hätten und auf dieſe falſchen Berichte ein Opfer der Tyrannei wurden.

So wurde einſt ein deutſcher Fuß-Genſd'arme in einen andern Diſtrict in Civilkleidern mit kleinen Waaren geſchickt, um bei dem Hauſiren die Stimmung der öffentlichen Officianten zu erforſchen. Seine Berichte, die, da er überall im Stillen erkannt und gefürchtet wär, dem Zweck ſeiner Sendung nicht entſprochen haben würden, wenn er die Wahrheit geſchrieben hätte, enthielten die allerſchändlichſten Verläumdungen.

Er klagte einen rechtlichen honnetten Mann, der die Stelle als Mairie-Adjunct in einer anſehnlichen Stadt bekleidete, an, als habe er ihn einen franzöſiſchen Spion genannt und ihn auszuprügeln gedroht. Seine geheime Commiſſion, die er, um zu prahlen, freiwillig zeigte, habe man ihm aus der Taſche genommen und der Maire und Polizeidiener hätten ihn dabei gehalten. Letzterer habe geſagt, daß Buonaparte ein Menſchenfreſſer ſei. — Bei der Confractirung dieſer Männer mit dem Gensd'armen, zeigte ſich deutlich die Unwahrheit des Berichts, dem man aber mehr Glauben, als der eignen Ueberzeugung ſelbſt, beimaß. Der Mairie-Adjunct hatte außer vielen Koſten, ſehr unangenehme Auftritte und der unſchuldig angeklagte Polizeidiener mußte mehrere Tage im Gefängniß ſchmachten.

Bei den erſten Unruhen wurden drei der vornehmſten Einwohner jeder Commüne, als Geiſeln nach dem Hauptort geholt und mit dem Tode bedroht, im Fall der geringſte Aufſtand ſich zeige. Mehrere wurden ſelbſt gefänglich eingezogen und ihnen Briefe an ihre Verwandte dictirt, um ſie wegen ihres Lebens zu ängſtigen, und dadurch die Ruhe wieder herzuſtellen. Im eigentlichen Grunde ſollte dieſe Maaßregel nur dazu dienen, um größere Erbitterungen zu erregen, die zu Tumulten Anlaß gäben, damit als Folge derſelben, man das Eigenthum der Rebellen an ſich reißen könnte. Hiezu diente noch die beträchtliche Ausnahme der Pferde zur Remontirung der Armee. Die beſten Pferde in jeder Commüne wurden aufgenommen und zur Armee geſandt. Es blieb den Einwohnern kaum die Hälfte ihrer Pferde übrig, die denn alle zum gewöhnlichen Dienſt untauglich waren. Wie ſchmerzlich dies dem Bauer iſt, ſein beſtes Pferd, das er oft mehr als ſeine Frau liebt, weggenommen zu ſehen, läßt ſich leicht fühlen. In einem Departement, wo Pferdezucht ein Hauptnahrungszweig war, ſah man durch die Ausnahme aller guten Pferde einem ſehr großen Schaden für die künftigen Jahre natürlich entgegen. Dieſe aufgehobenen Pferde ſollten bezahlt werden; es blieb aber bei dem Verſprechen. Die Ausnahme der Pferde, die gewaltſam betrieben wurde, kam nicht ſobald, als man es wünſchte, zu Stande. Oft wurden die beſten, fehlerfreien Pferde untüchtig zum Dienſt der Armee erklärt, um dafür eine übertriebene Geldſumme erheben zu können. Der Präfekt, ſtatt dem Departement Linderungen aller Art zu verſchaffen, war immer bemüht, die Forderungen des Gouvernements prompt zu erfüllen und Lob dabei zu erwerben. Sich dem Kaiſer zu verbinden, ſchonte er ſeine Adminiſtrirten nicht, und war weit entfernt, ſich für ſie zu intereſſiren.

Er äußerte ſelbſt eines Tages in ſeinem Cabinet: daß er aus beſonderem Vertrauen des Kaiſers in dies Gränzdepartement geſchickt ſei, wo er nicht Vater ſeiner Adminiſtrirten ſein dürfte, ſondern, da der Beſitz dieſes Landes bald aufhören könne, müſſe er ſuchen, dem Kaiſer ſo viel Nutzen, als möglich, daraus zu verſchaffen. Aus dieſem Antriebe und aus Ehrſucht erklärte er ſelbſt in einem Berichte an den Kriegsminiſter und Miniſter des Innern: daß man bei der Annäherung der Armee noch viele Requiſitionen zu machen genöthigt ſei, die, wenn ſie konſtitutionsmäßig bezahlt werden ſollten, dem Schatze ſehr läſtig fallen würden. Bei der geringſten Zögerung der Zahlung würden aber Unruhen zu befürchten ſein.

Bei dem allgemeinen Ungehorſam der Unterthanen wäre es erforderlich, das Land außer der Konſtitution zu erklären und mit einigen Regimentern zu verſehen. Man würde hierdurch Mittel bekommen, die nächſten Feſtungen mit Proviant hinreichend zu verſehen, Pferde, Menſchen und Geld zur Dispoſition des Gouvernements zu ſetzen und den annahenden Feind ſo lange abzuhalten, bis die Quellen des Landes erſchöpft wären.

Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, und der General Vandamme mit einem Armeekorps und einer ſehr großen Anzahl Geſchütz, zur Geiſel in dies Land geſchickt. Dieſer, durch viele Grauſamkeiten lange bekannte General, traf im Frühjahr 1813 ein. Sein ſchönes Aeußere, ſeine im Grunde höchſt oberflächlichen

Kenntniſſe, womit er ſehr zu prahlen wußte, eine Proklamation an die Einwohner, worin er ſich gerecht und bieder nannte, hätten ihn empfehlen können, wenn er nicht ſchon zu bekannt geweſen wäre. An mehreren Orten ausbrechende Unruhen im Departement, gaben ihm bald Gelegenheit, ſich von ſeiner wahren Seite zu zeigen.

Ein Gensd'armen-Brigadier, der in einem benachbarten Orte, bei einem Anlauf, Feuer auf die Einwohner gab, und einen Knecht dabei tödlich verwundete, wurde von den Einwohnern arretirt, in das Amtsgefängniß gebracht, den andern Tag nach erfolgtem Tode des Knechts aus dem Gefängniß abgeholt und empfieng von einem Leineweber durch einige Säbelhiebe in den Kopf, das Wiedervergeltungsrecht. Diese gewaltſame Ermordung eines Gensd'armen-Brigadier, konnte wegen Mangel an Truppen noch nicht beſtraft werden.

Einige zwanzig Mann engliſche Veteranen von Helgoland landeten, brachten die Einwohner des platten Landes in Aufſtand, vertrieben Douanen und Küſtenwächter und bemächtigten ſich der Küſtenbatterien. Das zuſammengelaufene Volk, das die franzöſiſche Knechtſchaft zu früh abwälzen wollte, mußte bald hart dafür büßen. Ein Bataillon franzöſiſcher Infanterie wurde ihm entgegen geſandt und fand das Bauerncorps unter engliſchem Commando mit Waffen und Munition verſehen, in einer Stadt verſchanzt. Die franzöſiſchen Truppen erhielten in einem langen Gefecht die Oberhand, nahmen 100 Einwohner und 10 engliſche Veteranen gefangen, füſilirten erſtere ohne Unterſchied, und brachten letztere in Triumpf zurück.

Kurz nachher entſtand in einem andern Arrondiſſement des Departements eine Unruhe, die durch das ſchlechte Betragen des Unterpräfekten mit veranlaßt wurde.

Dieſer junge Franzoſe verachtete die Deutſchen, deren Sprache er nicht verſtand, übergab ſeine Adminiſtration, die er, wegen Mangel an Sprachkenntniſſen ſelbſt nicht führen oder dirigiren konnte, dem Gutdünken eines unerfahrnen leichtſinnigen Secretairs. Er ſelbſt beſchäftigte ſich damit, die Hunde in der Stadt todt zu ſchießen und andere Amüſements ſolcher Art zu ſuchen. In einer Geſellſchaft mehrerer würdiger franzöſiſcher Staatsbeamten, entkleidete er ſich, band ein Tuch um den Kopf, ſteckte einen Strohwiſch darauf, warf die Sofakiſſen auf die Erde, und ſetzte ſich, eine lange tönerne Pfeife im Munde haltend, darauf.

Ein Unterpräfekt eines andern Arrondiſſements, erhielt die Wache an der Stubenthür, einen Haarbeeſen in der Hand, und ließ die übrigen Honoratioren und Freudendamen zur Audienz vor dem Großmogul. Dieſe Beluſtigung hieß l'audience du grand Turc, bei deren Beendigung ſich Herren und Damen ſämmtlich auf dem Fußboden im bunten Gemiſch liegen ſahen.

Die Adminiſtrirten, die Maires und alle deutſchen Behörden ſchrieben unterdeß um Inſtructionen und Befehle, um Erlaß in Steuerangelegenheiten, erhielten aber nie Antwort. Sie verlangten mündliche Audienz; der Herr Unterpräfekt entſchuldigte ſich aber immer damit: daß er kein Deutſch verſtände, noch rede, alſo keine Unterredung ſtatt finden könne.

Die große Schuldenſumme, die er täglich durch ein ausſchweifendes Leben vermehrte, ſein inſolentes Betragen zogen ihm die Verachtung aller Bürger und das größte Mißvergnügen zu. Man forderte von ihm laut Bezahlung ſeiner Schulden und griff zu den Waffen.

In dieſer Verlegenheit übertrug er die Adminiſtration zweien Tribunals-Richtern, welche für die rechtlichſten, einſichtsvollſten Männer im Arrondiſſement bekannt waren, und entfernte ſich im Stillen.

Seine Entfernung veranlaßte einen allgemeinen Aufſtand; die Gensd'armerie mußte flüchten, Douanen, Küſtenwächter und alle Franzoſen wanderten aus. Das Volk verlangte eine andere Verfaſſung von der Regierungskommiſſion, die, um die empörten Gemüther zu beſänftigen, den Maires um Ablegung ihrer Titel erſuchte und ſie Bürger oder Bauernvorſteher nannte.

Ein benachbarter Graf, der ehemals die Souverainitätsrechte in ſeiner Grafſchaft hatte, ſah ſchon im Geiſte die Rückkehr des ſonſtigen Fürſten dieſes Landes entgegen, und um von dieſem, der ſein Gränznachbar war und von dem er Eingriffe in ſeine alten Rechte befürchtete, ſich nicht beſchränken zu laſſen, ließ er die franzöſiſchen Adler abnehmen, erklärte die Schiffarth frei und ſtellte die alte Verfaſſung ſeines Ländchens wieder her.

Der General Vandamme ſchickte hierauf Truppen in das Arrondiſſement, die von dem entflohenen Unterpräfekten niedergeſetzte Regierungskommiſſarien wurden arretirt, eine Menge Unterthanen, die man bewaffnet getroffen hatte, wurden verhaftet, auch jener Graf gefänglich eingezogen.

Nicht ohne Schaudern erzähle ich das Schickſal dieſer Leute, die ein Opfer der franzöſiſchen Strenge und Rachſucht wurden. Die beiden zu Regierungskommiſſarien ernannten Tribunalsrichter wurden vor ein Militairgericht geſtellt und zum Tode verurtheilt, andern Morgens darauf erſchoſſen. Die Unterſuchung ihres angeblichen Vergehens wurde erſt in der Militair-Commiſſion ſelbſt unterſucht, welche aus Officieren ohne richterliche Einſicht beſtand, die nicht nach Gewiſſen und Geſetzen, ſondern nach dem Befehl des Generals Vandamme urtheilten. Man gab den Angeklagten Schuld, ſich durch die veränderten Benennungen der adminiſtrativen Beamten, die Souverainitätsrechte angemaßt zu haben. Dieſer geſuchte Anklagepunkt, der durch die Nothwendigkeit, worin ſich die Kommiſſion verſetzt ſah, von ſelbſt entledigt wurde, diente zur Rechtfertigung des Todesurtheils.

Das Land betrauert den Tod dieſer beiden rechtlichen, überall geliebten Staatsbeamten, deren anſehnliche Familien dadurch in die größte Trauer, Armuth und Verzweiflung geſetzt wurden. *)

---

*) Die ausführliche Beſchreibung dieſer Mordgeſchichte, wie ſie uns ein ächter deutſcher Mann, der Herr Dr.

Die theils mit Waſſen, theils in den Blockhäuſern der Küſtenwächter betroffenen und arretirten Ein-

---

Gildemeiſter erzählt, wird man hier nicht am unrechten Orte finden. Sie iſt in Bremen bei Heyſe im Druck herausgekommen und mag hier wörtlich ſtehen.

Vielfach iſt in öffentlichen Blättern von der unter Vandamme verübten Ermordung zweier edlen Oldenburger, von Fink und von Berger, die Rede geweſen. Alle bisherigen Nachrichten darüber ſind indeß ſo mangelhaft und ſo wenig geeignet von dieſen letzten und ſchrecklichſten Zuckungen des franzöſiſchen Terrorismus in dem nunmehr befreiten Theile des nördlichen Deutſchlands ein anſchauliches Bild zu geben, daß die nachſtehende Erzählung eines Augenzeugen, der vorzugsweiſe Gelegenheit hatte, genau zu beobachten, auch jetzt noch dem deutſchen Publikum nicht unwillkommen ſein wird. Von ſeiner Heimath, dem Schauplatze des Blutgerichtes, entfernt, muß er ſich für jetzt begnügen, das Erheblichſte aus dem Gedächtniß niederzuſchreiben und eine actenmäßige Darſtellung, wie ein Gegenſtand von ſo durchaus nationalem Intereſſe ſie verdient, der Zukunft vorbehalten.

Hamburgs Befreiung im Frühjahre 1813 war zugleich für die benachbarten Provinzen an der untern Elbe und Weſer das Signal zu Volksbewegungen, die wohner, hatten ein gleiches Schickſal. Einige wurden auf der Stelle ohne Urtheil todtgeſchoſſen, andere

---

ſo minder Widerſtand fanden, als die Franzoſen ihre unbedeutenden Streitkräfte in Bremen zuſammenzogen, und das übrige Land gänzlich ſeinem Schickſale überließen. Auch im Oldenburgiſchen wurden dieſe Bewegungen bald ſehr ernſthaft. Der Widerwille gegen alles, was an die franzöſiſche Uſurpation erinnerte, ſprach ſich bald ſo ungeſtüm aus, daß ſelbſt der Maire der Hauptſtadt Oldenburg, um unangenehmen Auftritten zu entgehen, in der allgemeinen Verwirrung ſeine Entlaſſung begehrte. Der Unterpräfekt Frochot, ein Sohn des aus der Malletſchen Verſchwörungsgeſchichte bekannten Präfekten des Seine-Departements, ernannte jetzt an deſſen Stelle eine Stadtcommiſſion, und wählte dazu die Herren von Fink, von Berger, von Nägelein, Bulling und Klävemann. Allein auch der Unterpräfekt, welcher ſich ſchon ſeit einigen Tagen nicht aus der Stadt gewagt hatte, wähnte ſich nicht mehr ſicher in ſeinem Arrondiſſement, übertrug daher ſeine volle Autorität den genannten Männern unter dem Titel einer proviſoriſchen Regierungs-Commiſſion des Arrondiſſements Oldenburg, und entfloh unter Militairbedeckung nach Bremen. Die zurückgelaſſene Inſtruction gab dieſer Behörde die ausgedehnteſte Gewalt, alles zu thun, was ihr etwa zur Wiederherſtellung und Erhaltung der öffentlichen Ruhe erforderlich ſcheinen möchte, ja ſogar, im äußerſten Falle, wenn daunterwegs auf dem Transport durch Säbelhiebe ermordet.

---

durch die Gemüther beruhigt werden könnten, zur Sicherung der Staatsgläubiger das Eigenthum der Douane und Regie zu verkaufen. Außerdem wurde die Commiſſion angewieſen, ſich der Signatur: „Für den abweſenden Unterpräfekten die proviſoriſche Regierungscommiſſion des Arrondiſſements Oldenburg,“ zu bedienen, und ſo oft als möglich über die Lage der Sache zu berichten. Die Erlaubniß zum Verkauf des erwähnten Staatseigenthums wurde indeß gleich darauf vom Präfekten des Departements dahin beſchränkt, daß ſolcher und ſelbſt die ſich darauf beziehende Anzeige bis auf weitern ausdrücklichen Befehl auszuſetzen ſei.

Unmittelbar nach Frochots Abreiſe erſchien eine Bekanntmachung, in welcher die Commiſſion dem Publikum ihre Ernennung und deren Veranlaſſung mittheilte, einer großentheils aus Mitgliedern des ehemaligen Stadtraths gebildeten Behörde die Functionen des Maire und des Municipalraths übertrug, die Mairen auf dem Lande unter der Benennung von Gemeinde-Commiſſairen beſtätigte; die Einwohner zur Handhabung der Ruhe und Ordnung, insbeſondre mittelſt der bereits organiſirten Bürgergarde, aufforderte und die Staatsgläubiger durch ein allgemeines Verſprechen des Verkaufs der Douanen- und Regie-Effecten zu beruhigen ſuchte. Ei-

. Die Uebriggebliebenen, ein Prediger, drei Schiffer und ſechs Landleute, wurden nach dem Departe-

---

ne andre Bekanntmachung vom folgenden Tage belehrte das zum Theil durch entgegengeſetzte Ideen irre geleitete Publikum über die fortwährende Thätigkeit aller adminiſtrativen und gerichtlichen Behörden nach den beſtehenden franzöſiſchen Geſetzen. Eine dritte endlich ernannte in der Perſon eines in Oldenburg eingebürgerten Brabanters einen Marſch-Commiſſair für die bevorſtehenden Durchzüge von Truppen und Militair-Effecten.

Dieſe wenigen Verfügungen waren es ungefähr, worauf ſich die äußere Wirkſamkeit der Commiſſion beſchränkte. Schon hatte Buonaparte den General Vandamme mit ausgedehnten Vollmachten und in Begleitung eines zahlreichen Armeecorps abgeſandt, um ſein Anſehen in den hanſeatiſchen Departements wieder herzuſtellen. *) Mit des Unterpräfekten Rückkehr nach Oldenburg löſete ſich die Commiſſion nach dreitägiger Dauer auf, und

---

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß der Generalſecretair der Präfektur, von Halem, welcher zur Zeit der erſten Bewegungen das Departement verlaſſen hatte, mit dem General Vandamme in Oſnabrück zuſammentraf, und daß dieſer vermuthlich von jenem Herrn, einem ehemaligen Oldenburgiſchen Beamten, die erſten Aufklärungen über die Inſurrection erhielt.

mentsort gebracht. Der Zufall führte einen Secretair als Dollmetſcher zum Verhör des Predigers; er fand

---

ihre Mitglieder, deren perſönlichem Anſehn man allgemein in einem Augenblick, wo alle geſellſchaftliche Bande aufgelöſet zu ſein ſchienen, die Verhütung roher Ausbrüche der Volkswuth und Rettung des öffentlichen Eigenthums aus den Händen des beuteluſtigen Haufens verdankte, traten, geachtet von ihren Mitbürgern und unangefochten von den franzöſiſchen Behörden, in den Privatſtand zurück. Zwar, als Vandamme einige Zeit darauf mobile Colonnen an beiden Ufern der Weſer hinabſandte, die, wie in den wildeſten Tagen des Wohlfarthsausſchuſſes, nach Zufall und Laune aus der Menge eine Anzahl Schlachtopfer aufgriffen, und auf ihrem Schreckenszuge an jedem Orte Halt machten, um den Einwohnern das Schauſpiel eines Mordes zu geben; zwar hielten es damals jene Männer für rathſam, der vorüberziehenden Horde augenblicklich auszuweichen; nach deren Entfernung kamen ſie indeß unbefangen zurück, nichts weniger ahndend als den einige Tage ſpäter erfolgenden Befehl zu ihrer Verhaftung und Stellung vor einem zu Bremen errichteten militairiſchen Special-Gerichtshofe, vor welchem ſie als Urheber oder doch als Beförderer der Oldenburgiſchen Volksbewegungen angeklagt werden ſollten. So viel wie Verfaſſer ſich erinnert, war dem öffentlichen Verfahren nicht einmal die in den einfachſten Criminalſachen erforderliche

Gelegenheit, für ihn zu wirken, da er mit dem Oberſt der Gensd'armerie bekannt war, der von dem Gene-

---

Inſtruction vorangeſchickt worden; die Angeklagten ſelbſt, ſo wie der Vertheidiger, den man ihnen doch der Form halber zugeſtanden hatte, traten in den Audienzſaal ohne die Anklagepunkte zuvor geſehen zu haben, und ſomit aller Vertheidigungsmittel beraubt, deren Herbeiſchaffung längere Zeit erfordert hätte. In ganz Bremen wußte man mehrere Tage vor der öffentlichen Sitzung, daß und welche zwei Mitglieder der Commiſſion dem Tode geweiht waren. Die Anſtifter des Mordes ſparten alſo ſich und ihnen eine zweckloſe Quälerei, indem ſie durch den Gang der Verhandlung manche Erörterungen abſchnitten, die von einem minder revolutionairen Tribunale vielleicht als die Grundlage der ganzen Unterſuchung wären betrachtet worden.

Die Sitzung begann nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten mit Verleſung der Actenſtücke, nämlich eines Berichts des Präfekten an Vandamme, über die Oldenburger Inſurrection, welcher als eine förmliche Denuntiation anzuſehen iſt; dann der vom Unterpräfekten zurückgelaſſenen Inſtruction nebſt deren ſpätern Modificationen und der oben erwähnten Bekanntmachungen der Commiſſion. Der Capitaine rapporteur trug alsdann ſeinen hierauf geſtützten Bericht vor, fügte ſeine Meinung bei, daß die Angeſchuldigten ſich allerdings, wiewohl ohne daß ral Vandamme den Befehl hatte, den Prediger nach Beſinden der Umſtände in Freiheit zu ſetzen, oder ohne

---

ein Plan gegen die innere Sicherheit des Staats dabei erweislich zum Grunde gelegen, geſetzwidrige Verfügungen hätten zu Schulden kommen laſſen, und ſchloß mit dem Antrage auf Gefängnißſtrafe von etlichen Monaten nach Art. 123. des Franzöſiſchen Strafgeſetzbuchs. Dieſe Erklärung, gegeben von dem öffentlich beſtellten Ankläger, der ſeine wahre Meinung zu Gunſten der Angeſchuldigten vielleicht nicht anders als in dieſes Gewand hüllen konnte, hätte jedes andere Tribunal bewogen, ſich ſofort für unbefugt zu erklären, da bloße Disciplinar-Vergehen der Civilbeamten nimmer und auch nicht in jener Schreckenszeit zur Competenz der Militairgerichte gehörten. Solche Bedenklichkeiten waren dieſem Tribunale fremd. Vielmehr hatte der Präſident nicht ſobald das Wort ergriffen, als er der Unterſuchung einen entſchieden criminellen Charakter zu geben und die Sache als Hochverrath zu behandeln ſuchte. Die Thatſachen, aus denen er dieſe Anſchuldigung ſchöpfte, waren im Weſentlichen folgende:

1) Die Commiſſion habe ſich in ihren öffentlichen Bekanntmachungen nicht der vorſchriftmäßigen Signatur bedient.

2) In der erſten Proclamation ſpreche ſich ſchon da-

Urtheil füſeliren zu laſſen. Der Secretair ward um ſeine Meinung befragt, und legte mündlich und durch

---

durch eine inſurrectionelle Tendenz aus, daß Napoleons als des natürlichen Vereinigungspunktes für alle rechtliche Bürger darin mit keiner Sylbe erwähnt ſei. — Ein gleiches gelte

3) von der eigenmächtigen Abſchaffung der conſtitutionellen Benennungen der Localbehörden.

4) Die Commiſſion habe rechtswidrig den Verkauf von Staatseigenthum angekündigt.

5) Sie habe die vorſchriftmäßige Berichterſtattung an ihre Obern verſäumt.

6) Sie habe durch Beſtätigung von Behörden, deren Anſehn doch aus einer ganz andern Quelle fließe, ſich einen Mißbrauch der Gewalt zu Schulden kommen laſſen, und endlich

7) ſei die Ernennung eines Marſch-Commiſſairs, einer an ſich conſtitutionswidrigen Behörde, um ſo ſtrafbarer, als man dabei wohl nur feindliche Truppen im Auge gehabt habe.

Sicher gehörte mehr als gewöhnliche Faſſung dazu, ſein abgefaßtes Protocoll, die Unſchuld des Predigers dar, der bald aus den Händen der Gensd'armen be-

---

ſolche Erbärmlichkeiten, in denen ſich die Schamloſigkeit der Richter nicht minder als ihr unwandelbarer Entſchluß, den Unſchuldigen ſchuldig zu finden, offenbarte, mit Ernſt und ohne Bitterkeit zurückzuweiſen. Den Angeklagten wurde dieſe Faſſung, Herr von Berger insbeſondre, ein Mann von vielſeitiger Bildung und feinen Sitten, dabei der franzöſiſchen Sprache, in der alles mit Hülfe eines Dollmetſchers verhandelt ward, vollkommen mächtig, entwickelte die Gründe, weßhalb die Commiſſion gerade ſo und nicht anders habe handeln können, mit ſiegender Klarheit. Auch dem blödeſten Auge mußte es einleuchten, daß die Commiſſion, im Moment der heftigſten Gährung ernannt, nicht wohl Urheberin eben dieſer Gährung ſein konnte, daß es ihr nicht zum Vorwurf gereichte, während ihrer dreitägen Amtsführung eines Aufſtandes, welcher durch des Unterpräfekten Flucht nur neue Nahrung erhielt, nicht durchaus Meiſter geworden zu ſein, daß ſie endlich den eignen Erwartungen und Zwecken der franzöſiſchen Machthaber auf das vollſtändigſte entſprochen, indem ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen und ohne alle militairiſche Hülfe wenigſtens den Schein der Ordnung rettete, Raub und Zerſtörung des öffentlichen Eigenthums, zum Theil mit Lebensgefahr, hinderte und franzöſiſche Beamte gegen Gewaltthätigkeiten ſicherte. Alle dieſe Thatſachen frei und ſeiner Familie zurückgegeben wurde, nachdem er ſchon auf dem Transport zum Todtſchießen beſtimmt,

---

waren notoriſch, von franzöſiſchen Behörden ſelbſt dankbar anerkannt, und durch eine Menge unverdächtiger Zeugen, die in der Audienz vernommen wurden, erwieſen. Eben ſo leicht waren die einzelnen oben aufgezählten Vorwürfe beſeitigt, unter denen diejenigen, welche auf den erſten Anblick noch einigen Schein für ſich haben dürften, doch am Ende darauf hinauslaufen, daß die Commiſſion einige Schritte gethan hat, für die ſich freilich in der franzöſiſchen Geſetzgebung keine Autorität findet, eben weil ſie auf ſolche anomale Zuſtände, wie der damalige, ſchlechthin nicht berechnet iſt. Die Ernennung der Commiſſion ſelbſt, eine den Geſetz durchaus unbekannte Maaßregel, war ein indirectes Geſtändniß der höchſten franzöſiſchen Behörden, daß hier die gewöhnlichen conſtitutionellen Mittel nicht weiter ausreichten. Man mußte alſo auch der Commiſſion, deren Hauptzweck gerade Erhaltung der Ruhe durch verſöhnende Maaßregeln war, geſtatten, ſich nach Mitteln außer den geſetzlichen umzuſehen, oder man verwickelte ſich in die abgeſchmackteſten Widerſprüche. Zu ſolchen Mitteln nun gehört die augenblickliche Unterdrückung der dem Volke auf das äußerſte verhaßten Benennungen der örtlichen Verwaltungsbehörden, eine zur Erhaltung der Ordnung durchaus unerläßliche, durch das Beiſpiel deſſen, was kurz vorher unter gleichen Umſtänden vom General aber durch Bitten noch bis dahin verſchont war. Er hatte unterdeſſen einige Tage in einem finſtern Gefäng-

---

Carra St. Cyr im Arrondiſſement Stade geſchehen war, ja durch Frochots eigne Verfügungen in Betreff der Mairie zu Oldenburg, zum voraus gerechtfertigte Maaßregel. Dahin gehört ferner die Hindeutung auf den Verkauf gewiſſer öffentlichen Effecten, eine blos allgemeine zu nichts verbindende Hindeutung, die von der den Angeklagten vorgeworfenen Ankündigung himmelweit verſchieden war, und welcher allein die Regierung die Rettung ihres Eigenthums, auf deſſen Plünderung der Pöbel mit Ungeduld harrte, nach den übereinſtimmenden Ausſagen der Zeugen verdankte. Hatten doch ſelbſt in Bremen, unter minder dringenden Umſtänden und umgeben von Militair, die franzöſiſchen Beamten der Tabacksmanufaktur ſich zu ungleich beſtimmteren Verfügungen bequemt, ohne daß ihnen daraus nachher ein Vorwurf erwachſen wäre. In der That, beide Maaßregeln waren durch die Umſtände ſo gebieteriſch vorgeſchrieben, daß gerade dann, wenn die Commiſſion ſie unterlaſſen hätte, die bitterſte Rüge gewiß nicht ausgeblieben wäre.

Noch iſt mit einigen Worten zu berühren, was auf die übrigen wahrhaft kindiſchen Anklagepunkte erwidert worden. Daß die Commiſſion ſich bei Unterzeichnung ihrer Bekanntmachungen nicht gerade der in der Inſtrucniß bei Waſſer und Brod geſeſſen. Seine übrigen Unglücksgefährten entrannen dem Tode nicht. Auch

---

tion erwähnten Worte bedient hatte, war richtig. Allein theils mochte ſie dieſe Worte nicht eben als eine ſtreng vorgeſchriebene Formel betrachtet, theils auch unter dem Andrange von Arbeiten als eine offenbare Nebenſache überſehen haben. Sowohl der Eingang der erſten Proclamation als die Erwähnung des Arrondiſſements Oldenburg ließ dem Publikum über die Natur ihrer Gewalt als einer franzöſiſchen von dem Unterpräfekten eingeſetzten Behörde keinen Zweifel. Jenes Verſehen alſo, wenn es ja eins war, würde durch bloße Zurechtweiſung von Seiten der Vorgeſetzten ſchon zu ſtreng geahndet ſein. — Der fünfte Vorwurf wegen unterlaſſener Berichterſtattung erſchien vollends als aus der Luft gegriffen; wirklich hatte die Commiſſion, wiewohl unter den damaligen Umſtänden und bei einem Geſchäfte von drei Tagen aus der Unterlaſſung gewiß nichts Nachtheiliges gefolgert werden mochte, den Unterpräfekten von dem Geſchehenen vollſtändig unterrichtet und ſogar die Depeſche, weil eine öffentliche directe Communication durch ein inſurgirtes Land zu unſicher ſchien, auf einem Privatwege nach Bremen befördert. Allein gerade das, was das höchſte Lob zu verdienen ſchien, war dem Präſidenten des Tribunals neuer Stoff zu Beſchwerden. Von der Thatſache eines inſurrectionellen Zuſtandes und eines entſchiedenen Widerwillens gab man ſich die Mühe nicht, ſie zu vernehmen. Der erwähnte Graf wurde in das Innere Frankreichs

---

wider die Herrſchaft ſeines großen Kaiſers wollte dieſer nun einmal keine Notiz nehmen; wie hätte er auch ſonſt auf den abentheuerlichen Einfall gerathen mögen, Napoleons Name ſei geeignet geweſen, das Ungewitter zu beſchwören! — Der ſechſte Anklagepunkt beruhte auf einer nichtswürdigen Wortverdrehung. Die Commiſſion hatte das Volk, welches durch die Flucht des Unterpräfekten und anderer franzöſiſchen Beamten auf den Gedanken gerathen war, als ſei es nun vorbei mit den franzöſiſchen Behörden und Geſetzen, vom Gegentheil belehrt. Dieſe Verfügung, deren Sinn nichts weniger als zweifelhaft ausgedrückt war, nannten denn die Herren Beſtätigung der beſtehenden Behörden. — Die ſiebente Beſchuldigung endlich betraf eine bloße Vermuthung, und zwar eine recht abgeſchmackte, da die Wahl eines der franzöſiſchen Sprache mächtigen, gebornen Brabanters zum Marſchcommiſſair doch wohl mehr auf franzöſiſche als auf ruſſiſche Truppen berechnet ſchien, wie denn auch jener Beamte wirklich bei dem Durchmarſche kleiner franzöſiſcher Abtheilungen weſentlichen Nutzen geleiſtet haben ſoll. Bemerkenswerth iſt die Logik, welche hier nur zu deutlich durchblickt. Man geht von der allgemeinen Vermuthung, welche den Inhalt der Hauptanklage bildet, aus, ſchließt hieraus auf die Wahrſcheinlichkeit einer einzelnen Beſchuldigung, nimmt das tranſportirt und wäre auch ein Opfer der Rachſucht und Grauſamkeit geworden — ſein Todesurtheil war

---

ſolchergeſtalt als wahrſcheinlich erkannte für erwieſen, und ſchließt nun wieder daraus zurück auf die zu beweiſende Hauptſache. In einem ähnlichen Kreiſe drehte ſich ein großer Theil der Argumentationen, durch die man vielleicht ſein eigenes Gewiſſen zu beſtecken hoffte. Ja ſchon vor der Audienz entblödete ſich der Präſident nicht, dem Verfaſſer dieſer Zeilen zu ſagen, die Herren von Fink und von Berger ſeien beſonders als entſchiedene Anhänger der alten Regierung bekannt, und das werde ihnen bei der bevorſtehenden Unterſuchung nicht wenig ſchaden. Als der Verfaſſer erwiderte: J'espère du moins qu'on jugera les faits et non pas les opinions, erhielt er die denkwürdige Antwort: Oui, certainement, mais on jugera les faits d'après les opinions.

Während der öffentlichen Sitzung offenbarte ſich die Verworfenheit des Blutgerichtes auf die vielfachſte Weiſe in dem höchſt unanſtändigen, leidenſchaftlichen Tone des Präſidenten, in ſeinem ewig wiederkehrenden und ewig mißlingenden Beſtreben, die Angeſchuldigten unter einander zu entzweien, in der empörenden Art endlich, wie man ihnen jedes Wort der Vertheidigung und Erläuterung durch ein: repondez plus laconiquement, s'il vous plait, oui ou non, cela suffit, abzuſchneiden ſuchte. Herr von Berger erbat ſich nach beendigtem ſchon ausgeſprochen — wenn er nicht durch große Opfer ſich Protektion zu verſchaffen gewußt hätte; jedoch wurden ſeine Güter confiſcirt.

Verhör die Erlaubniß, einen äußerſt lichtvollen, urſprünglich für den Präfekten beſtimmten Aufſatz *) über die Oldenburgiſchen Unruhen vorzuleſen; nur mit Mühe ward ſie ihm zugeſtanden, und mit ſichtbaren Zeichen des Hohnes und der Ungeduld über ſolchen Zeitverluſt bei einer nun einmal voraus beſchloſſenen Sache angehört. Ja ſelbſt die Erlaubniß zur Abhörung von Defenſional-Zeugen mußte im eigentlichen Sinne erbettelt werden.

Um Mitternacht war die Verhandlung, welche ſechs Stunden gedauert hatte, beſchloſſen; die Zuhörer wurden entfernt, und die Richter brachten die Nacht, wie es hieß, mit Deliberationen hin. Am andern Morgen waren die Herren von Fink und Berger an der ge-

---

*) Herr von Berger hatte ihn dem ſchon erwähnten Generalſecretair von Halem, ſeinem Landsmann und alten Bekannten, zu dem Ende zugeſtellt. Dieſer gab ihn aber nach mehreren Tagen zurück, ohne ihn dem Präfekten überreicht zu haben. Zwar gelangte er jetzt auf einem andern Wege zu ihm, allein zu ſpät für ſeine Beſtimmung, da deſſen Bericht an Vandamme ſchon abgefertigt war.

Nachdem ſo die meiſten Unruhen erſtickt waren,

wöhnlichen Richtſtädte der Uebelthäter erſchoſſen, *) und einige Tage nachher erſchien im Druck das Erkenntniß, welches ſie als Theilnehmer an den Oldenburgiſchen Unruhen, nebſt Confiſcation des Vermögens, zum Tode verurtheilte, ihre drei Collegen hingegen gänzlich frei ſprach.

Hätten jene Männer wirklich gethan, weſſen man ſie beſchuldigte, wir würden ſie als Märtyrer der heiligen Sache betrauern, wir würden dem Genius fluchen, der über unſer Vaterland ſo Böſes verhängte; allein wir würden in der Handlungsweiſe unſerer Feinde wenigſtens eine gewiſſe Conſequenz anerkennen müſſen. So aber war es hier nicht; zwar waren beide Männer, nach dem Zeugniß ihrer Bekannten, von ächt-vaterländiſchen Gefühlen beſeelt, und gerade darum wurden ſie zur Zeit der Noth von den Franzoſen berufen; allein dieſe Gefühle konnten im damaligen Augenblicke Männer von ih-

---

*) Herr von Fink, von jungen des Mordes ungewohnten Soldaten ſchlecht getroffen, ſtarb eines qualvollen Todes. Seine zahlreiche Familie verlor in ihm einen treuen Gatten und Vater. Bergers Tod betrauert eine Mutter, deren einzige Lebensfreude er war.

wurde das Departement mit den ungeheuerſten Laſten

---

ter Umſicht noch nicht zum öffentlichen Handeln beſtimmen. Die Löſung des großen Räthſels war der Zukunft vorbehalten, und wenn gleich die Wünſche ſich auf das feindlichſte berührten, ſo waren doch beide, Unterdrücker wie Unterdrückte, einig, daß bis dahin die Ruhe auf alle Weiſe zu erhalten, das öffentliche Eigenthum zu ſichern und keine Pöbelherrſchaft zu dulden ſei; erſtere, weil ihnen unter der Vorausſetzung der endlichen Rettung des bedrohten Beſitzthums daran liegen mußte, daß inzwiſchen ſo wenig als möglich davon zerſtört oder verrückt werde, — letztere, weil Zerſtörung und Verrückung unter keiner Vorausſetzung, am wenigſten unter der ihren Hoffnungen entſprechenden, ihrem wahren Intereſſe zuſagte. So waren denn alſo beide Theile über den unmittelbar vorliegenden Zweck einverſtanden, und wenn dieſer Zweck in einem Maaße, wie hier, erreicht wurde, ſo konnten die Bemühungen der Commiſſion, welches auch immer die politiſchen Meinungen ihrer Mitglieder ſein mochten, von einer vernünftigen und billigen Regierung nur Lob einärndten. Dieſer Geſichtspunkt lag zu klar vor Augen, als daß er den Blicken der franzöſiſchen Machthaber hätte entgehen können. Die Hinrichtung der beiden Männer war mithin in ihrem eignen Syſteme ein Mord, und ſchlimmer denn Meuchelmord, weil man dabei der Gerechtigkeit heiliges Bild freventlich entweihte. Daß die Militair-Commiſ-

und Abgaben überhäuft und ſeinem gänzlichen Ruin ſehr nahe gebracht.

ſion, zur ewigen Schande ihrer Glieder *) ſei es geſagt, dabei als blindes Werkzeug diente, ergab ſich aus den vielfachen früheren Andeutungen, welche die Schlachtopfer mit Beſtimmtheit zum voraus bezeichnen: es ergab ſich aus der abſoluten Geſetzloſigkeit des Verfahrens, welchem um nur eins anzuführen, laut des in der Sitzung verleſenen Berichts des Präfekten, neben den oben erwähnten Actenſtücken noch eine geheime Denunciation zum Grunde lag, von deren Inhalt die Angeklagten und ihr Vertheidiger kein Wort erfahren (!): es ergab ſich aus der Willkührlichkeit, mit welcher man aus einer Commiſſion, die den ſtandhaften Erklärungen ſämmtlicher Angeklagten zufolge ſchlechterdings collegialiſch gehandelt hatte, zwei Mitglie-

---

*) Die Militair-Commiſſion beſtand aus folgenden Perſonen:
Gentefrey, Major im 48ſten Linienregiment, Präſidenten.
Andrien, Bataillons-Chef im 61ſten Regiment, Richter.
Carlier, Capit. im 55ſten Infanterieregiment, Berichterſtatter.
Weir, Capitain im 61ſten Regiment,)
Provot, Artillerie-Capitain,) Richter.
Boulet, Capitain-Adjutant de Place,)
Tailamp, Lieut. im 12ſ. Linienreg.)

---

der zum Tode verurtheilte, während man die übrigen freiſprach; es ergab ſich endlich aus folgendem, dem Publikum unbekannt gebliebenen, gleichwohl aber völlig zu verbürgenden Umſtande. Nach der urſprünglichen Redaction des Erkenntniſſes nehmlich waren die drei übrigen Angeklagten zu halbjährigem Gefängniß verurtheilt. Vandamme aber, um großmüthig zu ſcheinen, und um, wie man ſich ausdrückte, zu zeigen, qu'on ne veut punir que les grands coupables, befahl dem ſouverainen Gerichtshofe, das Erkenntniß demgemäß abzuändern, und der ſouveraine Gerichtshof gehorchte.

Welches aber waren denn, wird man fragen, die Urheber und Triebfedern einer ſo ganz zweckloſen, ja zweckwidrigen Greuelthat? Ob der Gedanke dazu unmittelbar in des Uſurpators finſtrer Seele entſprungen, weil er etwa glaubte, den wankenden Völkern ſein Daſein durch irgend ein Schreckenszeichen kund geben zu müſſen, ob der Präfekt des Departements, Graf Arberg, ein Mann, deſſen verabſcheueter Name im nördlichen Deutſchland mit dem Andenken an die fremde Tyrannei innig verſchwiſtert iſt, und der durch ſeinen verläumderiſchen Bericht wenigſtens den Verdacht der Theilnahme auf ſich geladen hat, ſich ſelbſt und andere Franzoſen, beſonders den vor allen ſtrafbaren Fraſcribirten und Deſerteurs, wurde eine bewegliche Colonne von 500 Soldaten errichtet, die von einer Commüne zur andern zog, um die Widerſpenſtigen

---

Not, *) am beſten durch Aufopferung einiger Unſchuldigen zu rechtfertigen dachte, ob man gerade dieſe Männer darum zu Schlachtopfern erſah, weil beide dem Lande, und einer von ihnen dem rechtmäßigen Fürſten perſönlich werth waren, ob und wie das oben erwähnte Zuſammentreffen des Herrn von Halem **) mit Vandamme in Osnabrück dazu mitgewirkt, ob endlich der Mordanſchlag einzig aus Vandammes wilder Sinnesart hervorgegangen, wir wagen es nicht zu entſcheiden. Das eine aber ſcheint uns gewiß, daß die Ausführung ohne ſeine thätige Mitwirkung unmöglich war; und feſt begründet iſt in uns der Glaube, die ſchuldigen Häupter wer ſie auch ſein mögen, werden der Nemeſis vergeltendem Arme nicht entrinnen.

---

*) Indem man dieſes Unterpräfekten Schuld eingeſtand, ſcheute man ſich nicht, zu ſagen, er müſſe geſchont werden, weil ſeine Familie ſchon zu ſehr in Folge der Malletſchen Verſchwörung niedergebeugt ſei.

**) Dieſer Herr von Halem iſt bei der Befreiung Deutſchlands im October v. J. mit den Franzoſen abgezogen.

aufzuſuchen. Außer der freien Ernährung der Truppen koſtete ſie noch täglich:

1) an Sold	600 Fr.
2) an Zulage für die Caſſe der General-Direction der Conſcription zu Paris .	500 —
3) für die Caſſe (oder Taſche) des Präfekten	500 —
alſo täglich	1600 Fr.
Ihre Beköſtigung, da ſie das Recht hatten, zu fordern, was ſie wollten, wird gering angeſchlagen zu	2000 —
Summa	3600 Fr.

Sie war 150 Tage in Aktivität und koſtete alſo dem Departement überhaupt 540,000 Fr. Dieſes Geld wurde von den Communen, worin ſie ſich befand, aufgebracht.

Die Einwohner waren für die Bezahlung der Exekutionskoſten ſolidariſch verantwortlich. Die reichſten Bürger, gleichviel, ob ſie oder ihre Verwandte widerſpenſtige Söhne hatten, mußten hauptſächlich die Koſten tragen, um ſie dadurch zu zwingen, die ihnen oft ganz unbekannten Refractaires oder Deſerteurs herbeizuſchaffen. Ein Zwangsbefehlsträger begleitete jede Abtheilung der Colonne, um die Rückſtände der Exekutions-Koſten ſogleich durch Beſchlagnahme und Verkauf der Sachen beizutreiben. Die Colonne beſtand aus Gensd'armen, Feldhütern und Militair von verſchiedenen Regimentern.

Außer dieſer grauſamen Maaßregel, wurde zur Beitreibung der Ausgetretenen von dem habſüchtigen Präfekten befohlen, daß jede Commüne für jeden Refractaire und Deſerteur, bis zu ſeiner Stellung, täglich acht Francs an ihn bezahlen ſolle. Der Maire ſolle für jeden Refractaire und Deſerteur einen oder zwei Einwohner erwählen, um den namhaft gemachten Entwichenen aufzuſuchen und bis zu ſeiner Stellung täglich acht Franks zu bezahlen. Der zum Aufſuchen erwählte Einwohner, hielt ſich zuerſt, ſeiner Koſten wegen, an die Verwandten des Entwichenen, und wenn dieſe inſolvent waren, ſo ſuchte er ſie durch täglich wiederholte erlaubte Mißhandlungen zu zwingen, das Departement zu verlaſſen, oder den ausgetretenen Sohn zu ſtellen. Hierdurch entſtand Feindſchaft unter Nachbarn, Freunden, Verwandten und Brüdern; niemand wollte für andre bezahlen.

Unter den Deſerteurs waren einige, die im nördlichen Polen von den Regimentern vermißt waren; wie ſchwer mochte es ſein, dergleichen angegebene Deſerteurs, die vielleicht gefangen oder umgekommen waren, wieder herbeizuſchaffen? Die Summe, die hiernach in die Präfekturkaſſe, oder beſſer, in die Kaſſe der Präfekten, hätte fließen ſollen, belief ſich täglich auf 40,000 Franks. Natürlich konnte dieſes Geld nicht bezahlt werden. Der Präfekt begnügte ſich mit dem, was er bekam und hatte hierdurch wohl eine Summe von 100,000 Franks, die er in Sicherheit brachte.

Da trotz aller dieſer Maaßregeln die Ausgetretenen nur ſparſam wieder kamen, verſuchte der Präfekt das Mittel, die Wohnungen der Eltern der Refractaires oder Deſerteurs zu zerſtören. Neue Häuſer wurden ohne Erfolg niedergeriſſen, die Eigenthümer ihrer Kinder wegen vertrieben; und bei dem Niederreißen des zehnten Hauſes ſtellte ſich der daraus entwichene Sohn,

Der Präfekt, immer treu ſeinen Grundſätzen, dem Kaiſer Dienſte leiſten zu müſſen, um dadurch Belohnungen zu erhalten, errichtete noch zum Ueberfluß ein Gefängniß für 3 bis 400 Perſonen; dies wurde mit Eltern, Brüdern und Schweſtern von Refractaires und Deſerteurs angefüllt, und erſtere darin 4, 6 oder die Prediger in dieſem Departement. Wie oft mußten ſie auf Befehl des Präfekten empörende Proklamationen verkünden, Predigten über die Konſcriptionsverbindlichkeiten halten, welche ſie dem Präfekten einſenden mußten, deſſen Secretaire ſich darüber luſtig machten; wie oft mußten ſie die Eltern der Ausgewichenen zum Gehorſam gegen Buonaparte auffordern. Dieſe durch Ueberredung, durch Geſetz und Bibel davon überzeugt, ſtellten ihre entfernte Söhne, die bald ein Opfer des Todes wurden. „Warum," ruft noch mancher Vater ſeinem Prediger zu, „warum mußten ſie mich fälſchlich überreden, meinen Sohn zum Schlachtopfer zu ſtellen? Sie glaubten ſchon damals an Napoleons Sturz und forderten mich noch auf, ihm, der mir Alles nahm, meinen Sohn zum Opfer zu geben. Was geſchah mir, wenn ich Ihrem Rath nicht folgte, war ich nicht jetzt glücklich an der Seite meines mir unvergeßlichen Kindes, wie mein Nachbar, der Ihre falſchen Worte nicht hörte. Ich ward ein Rabenvater durch Sie!"

Was ſoll der fromme Gotteslehrer, der ſich alsjetzt überzeugt, daß er in jenen trüben Augenblicken, politiſch, um ſein Leben zu retten, ſein Brod zu behalten, nicht moraliſch handelte, was ſoll er dem trauernden Vater für Troſt geben, wie ſich entſchuldigen? Wie oft mußte er am heiligen Altar und auf der Kanzel, als die braven Verbündeten ſchon nahe waren, als die franzöſiſchen Heere in Rußland geblieben und keine Hoffnung für Buonaparte, dies Land zu behalten, mehr war; zu ſeinen Zuhörern alſo ſprechen: „Seid gehorſam eurer Obrigkeit (franzöſiſchen Betrügern) folget eurem Landesherrn, Gott ſchütze unſern Kaiſer und ſein Haus!“ und im Innern dachte er bei ſich, bald von dem Tyrannenjoch befreit zu ſein.

Wie ſehr mißbrauchte Buonaparte das Anſehn der Religionslehrer; war nicht er, Napoleon ſelbſt, der Hauptgegenſtand des Katechismus, um den Kindern in ihrer zarten Jugend ſchon Ehrfurcht für ihn einzuflößen?

Wie ſind die Prediger zu bedauern, die furchtſam genug, beſtraft oder abgeſetzt zu werden, durch ihr Anſehn, ihren Einfluß, auf die Einwohner wirkten, und ſie zum Gehorſam für willkührliche Tyrannenbefehle zu bewegen. In welchem Licht erſcheinen ſie jetzt bei denen, die ihren Lehren folgend, ſich um ihr Eigenthum brachten, ihre Kinder opferten und der deutſchen Freiheit ſelbſt entgegenſtrebten.

Die vorher erwähnten grauſamen Verfolgungen der Conſcribirten, waren Folgen der Aufhebung der Conſtitution für dies Departement. Was nur Willkühr, Spott, Härte, Grauſamkeit und Habſucht dem General und dem Präfekt gegen die Einwohner zu thun eingaben, das unterblieb gewiß nicht und war erlaubt; denn mit der Aufhebung der Konſtitution hörten alle Geſetze, alle Verordnungen auf, die der Willkühr im Wege ſtanden, und nur diejenigen blieben, welche vortheilhaft oder gleichgültig waren. In welchem ſchrecklichen Zuſtande iſt der Einwohner, dem man den Genuß der Geſetze beraubt. Hier war für Niemand mehr Sicherheit. Die angeſehnſten Bürger, die vielleicht den Herrſchern hätten hinderlich werden können, oder von deren guten Geſinnungen für Frankreich man nicht überzeugt war, wurden eingezogen, vier oder ſechs Wochen in dem Gefängniß gelaſſen und nachher, ohne einmal verhört zu ſein, ohne ihre Verbrechen zu wiſſen, in Freiheit geſetzt oder nach der Feſtung Weſel als Feinde des Staats transportirt. Als die Gefängniſſe zu ſehr angefüllt waren, erhielten nicht ſelten anſehnliche Bürger einige Gensd'armen zur Wache ins Haus, die dem nichtsahnenden Hausbeſitzer zum Arreſtanten erklärten.

Indeß ließ der Präfekt dieſe Epoche nicht unbenutzt, um die Requiſition des Gouvernements und der Truppen zu liefern. Es wurden zu freiwilligen Pferdeſchenkungen an die franzöſiſche Armee, von dem Präfekten die beſten Pferde vom Lande ausgeſucht und durch ungeheure Geldausſchreibungen, der Ankauf der noch fehlenden Pferde beſorgt. Das Departement lieferte in ſechs Monaten 5000 Pferde, wovon es die Hälfte wirklich ſtellte, die übrigen aber an den Präfekten zu 600 Fr. für das Stück, alſo für 2500 Pferde eine Million, fünfmal hundert tauſend Franken bezahlte. Von dieſer Summe floß ein Drittel in die Kaſſe des Präfekten, der jedes Pferd zu 400 Fr. bezahlte, folglich einen Ueberſchuß von 500,000 Fr. haben mußte; doch hinderte die nachherige Ankunft der Koſacken die völlige Beitreibung der ausgeſchriebenen Gelder.

Um dem Mangel an guten Pferden beim Staabe des Generals Vandamme abzuhelfen, ließ er einſt durch die Gensd'armen die beſten Reit- und Wagenpferde der Bürger der Departementsſtadt zuſammenholen und ſuchte ſich davon 30 Stück der beſten aus, zu welchen das Sattel- und Sielenzeug auch noch geliefert werden mußte, und zwar beides — unentgeldlich. War dies weniger als eine Räuberei?

Auf der andern Seite ward das Departement zur Verproviantirung der Feſtung Wittenberg beſtimmt. Die Einwohner mußten ihr Korn, Futter, Früchte, Stroh, ihr Hornvieh, ſelbſt in Wittenberg abliefern, wo es von den Ordonnateurs und ihren Unteroffizianten verkauft wurde.

Bekanntlich gab es unter den Ordonnateurs, Kriegscommiſſairs und Directeurs, Inſpecteurs, Controleurs, Gardes-Magazin u. ſ. w. in der ganzen Armee wenige ganz uneigennützige Menſchen. Ihre Anzahl, die ſämmtliche Kriegsadminiſtration, beſtand aus 10,000 Employes, welche die Magazine plünderten, und indem ſie für die Unterhaltung der Armee ſorgen ſollten, die Lebensmittel und Fourage verkauften und der Ruin der Armee wurden.

Als durch dieſe Naturallieferung die Kräfte der Einwohner erſchöpft, die Ställe und Scheunen geleert waren, war die Lieferung nach Wittenberg erſt zur Hälfte geſchehen. Der Präfekt ließ daher zur Beendigung derſelben einige hundert tauſend Franken ausſchreiben und durch einen Kaufmann ſolche in Wittenberg ſelbſt abkaufen. Dieſer gewann hiebei 10,000 und der Präfekt 20,000 Franks.

Andere nicht unbeträchtliche Lieferungen geſchahen nach Hamburg.

Damit es nicht an Transportmitteln fehle, ließ der General Vandamme einen Park errichten, der aus 100 vierſpännigen Wagen beſtand, welche immer in dem Hauptort gegenwärtig ſein mußten. Eine neue Contribution für den Landmann, der ſeine Pferde zu ſeiner Arbeit nicht brauchen konnte, ſie und ſeine Leute in der Stadt ernähren mußte, und nachher, wenn er nach Hamburg oder Wittenberg geſchickt werden ſollte, wo man Pferde und Wagen gewöhnlich behielt, und die Führer fortprügelte, einen Akkord mit den Gensd'armen, dem Parkcommiſſaire oder ſeinen Untergebenen, treffen mußte, um von der Fuhre frei zu bleiben, die ihm gewöhnlich 5 bis 600 Fr. koſtete.

Einſtens ward dem General Vandamme gemeldet, daß ein Bauer ſich weigere, ſeine Pferde in den Park zu ſtellen. Vandamme beorderte ſogleich eine Compagnie Füſeliers und einige Gensd'armen, die Wohnung des Landmann's mit allem, was ſich darin fände, abzubrennen. Die Compagnie rückt an, findet drei Wohnungen, welche dem Bauer zugehören, brennt ſämmtliche drei Häuſer mit großen Wirthſchaftsgebäuden nieder, erlaubt nicht einmal den Einwohnern, ihr

Vieh zu retten, ſondern verbrennt Pferde, Kühe, Schaafe und Schweine in ihren Ställen. Das Gebrülle des unſchuldigen Viehes, das die Flammen allmählig verzehrte, klagte den Böſewicht bei dem höhern Richter an. Die Eigenthümer hörten das klägliche Todesgebrüll ihres lieben Viehes und wurden durch Kolbenſtöße abgehalten, es zu retten. Sie ſehen ihre Häuſer, Scheunen, Ställe in Rauch aufgehen, ſehen ihr Haab' und Gut, ſelbſt ihre Kleidungsſtücke verbrennen und fragen nach der Urſach; doch Niemand beantwortet ihre Fragen. —

Die Barbaren hatten ihnen nicht die gehörige Bedeckung für ihren Körper gelaſſen, ſie, die ſonſt im Wohlſtande waren, kamen bettelnd nach der Hauptſtadt, um nach der Urſach ihres Unglücks zu fragen. Man ſagte ihnen: ſie hätten ihre Pferde nicht zum Park geſtellt. Sie bewieſen das Gegentheil, und es findet ſich, daß ein anderer Bauer, der eben ſo wie dieſer hieß, und deſſen Wohnungen nicht abgebrennt ſind, ſeine Pferde nicht zur rechten Zeit in den Park geſtellt hatte, weil die Ordre an ihn zu ſpät abgegeben war.

Das Unglück war geſchehen. Vandamme dachte nie daran, den Abgebrannten zu helfen, ihre Bittſchriften wurden nirgends angenommen; man erwiederte: die Mittel fehlten, um ihnen zu helfen.

So hatten drei unſchuldige Familien ihr ſämmtliches Eigenthum verloren und waren ohne Obdach.

Leider handelte Vandamme immer ohne Verſtand, richtete ohne Unterſuchung, befahl ohne Sinn.

Eines Tages erhielt er einen Bericht eines Commandanten, der eine Stunde vom Hauptorte ſtand, nach welchem bei dem Vordringen der Koſacken die Einwohner der Commune B. auf die franzöſiſchen Truppen gefeuert und drei Soldaten bleſſirt haben ſollten. Der General ließ ſofort Ordre geben, die ganze Commune mit Feuer und Schwert zu verheeren.

Glücklicherweiſe gab er dem Präfekt davon Nachricht. Dieſer bat um zwei Stunden Friſt und bewies in dieſer Zeit, daß nicht in der Commune B., ſondern L. geſchoſſen ſei, woſelbſt ſich der Feind noch befände. Er rettete das ſonſt unglückliche Dorf B. und hoffte ebenfalls für L. Errettung, wenn man daſelbſt ſich hinbegeben und eine Unterſuchung anſtellen könne.

Vandamme, ſchon unzufrieden, daß er das

Dorf B. nicht brennen ſehen konnte und daß es unſchuldig war, gab, um ähnliche Zurücknahme ſeiner Ordres zu vermeiden, im Stillen ſeinen Truppen den Befehl, vorzurücken, die Feinde zu vertreiben, und das Dorf L. ſogleich abzubrennen. Zweihundert Gebäude lagen in zwei Stunden in Aſche, die friedliche Wohnung des Predigers, die des Maires ſelbſt, wurde nicht verſchont.

Nachher wurde vollſtändig bewieſen, daß kein Einwohner bewaffnet geweſen wäre, ſondern die, welche geſchoſſen und drei franzöſiſche Militaires mit gehacktem Blei leicht bleſſirt hatten, junge Leute aus einer benachbarten Departementsſtadt waren, die erſt kürzlich Dienſte genommen hatten und deshalb noch nicht militairiſch gekleidet und bewaffnet waren. — So verloren zwei hundert unſchuldige Familien ihr Eigenthum und Obdach.

Vandamme äußerte darauf, daß es ihm Vergnügen mache, wenn die nicht getreuen Unterthanen ſeines großen Kaiſers gezüchtigt würden.

Durch dieſe Thaten gewann er die Achtung Buonaparte's immer mehr.

◆

Der Prinz Eckmühl, der die Avantgarde der großen Armee bisher kommandirt und ſich durch Anklägerei die Gunſt ſeines Kaiſers erworben hatte, fiel in Ungnade und ward zur Vertheidigung Hamburgs auserſehen. Vandamme erhielt das erledigte Commando der Avantgarde.

Der Prinz kam in der Departementsſtadt des Abends, von dem Präfekten eingeholt, an; den andern Morgen erſchienen ſeine Excellenz, der Herr General Lieutenant Graf Vandamme, in großem Coſtume, in dem Vorzimmer des Prinzen. Dieſer begab ſich in den Garten, erlaubte, daß Vandamme daſelbſt vorgeſtellt werden durfte, der ſich eine gute Aufnahme verſprach; aber ehe er noch ein Wort hervorbrachte, von dem Prinzen mit den Worten: „General! Sie reiſen morgen ab!“ entlaſſen wurde. Der innigſte Wunſch einer Million Menſchen für ſeine recht weite Entfernung und niemalige Rückkehr begleitete ihn.

Der Präfekt erzählte von ihm einſtens, daß er zuweilen Perſonen, die ſein Mißfallen gehabt hätten, in den Unterredungen auf ſeiner Stube ſelbſt mit der Piſtole erſchoſſen habe.

Der Prinz, der mit mehr Talenten und Einſicht.

als Vandamme, ein ſchlechtes Herz beſaß, wurde, was das Departement betraf, gänzlich von dem Präfekten geleitet. So äußerte ein Secretair bei Tiſche dem Präfekten eines Tages, daß er bei einem Kaufmann kleine Kanonen geſehen habe, die für ſein Felſenſchloß, welches er jenſeit des Rheins von ſeinem Vater erbte, ſehr paſſend ſein müßten, daß der Kaufmann dieſelben aber nicht verkaufen wolle. Man müſſe dem Prinz ein Projekt zur Entwaffnung des Departements vorlegen, um dadurch eine Sammlung aller Arten von Waffen und Munition zu erhalten. Der Präfekt billigte dieſen Vorſchlag.

Es ward daher dem Prinzen vorgeſtellt, wie ſehr es zur Sicherheit der franzöſiſchen Behörden nöthig ſei, die feindſeligen Bürger zu entwaffnen, ihnen die Munition zu nehmen, die große Kaufleute in bedeutenden Quantitäten beſaßen. Der Prinz unterſchrieb das ihm vorgelegte Arrete, wonach alle Bürger bei Todesſtrafe aufgefordert wurden, ihre Waffen, Pulver und Blei, binnen 48 Stunden an den Präfekt abzuliefern. Der Präfekt erhielt die gewünſchten Kanonen und außerdem die ſchönſten Jagdflinten, andere Gewehre, Piſtolen, Säbel, ja ſogar die kleinen Hirſchfänger und Pariſiens. Die unbrauchbaren Waffen wurden nach Weſel zur Diſpoſition des Gouvernements, die übrigen koſtbaren aber nach dem Landgute des Präfekten jenſeit des Rheins geſchickt.

Der Prinz lebte auf Koſten der Stadt ſehr behaglich; er aß wenig, ſetzte ſich ſelten zur Tafel, ſondern verrichtete dieſes Geſchäft im Stehen. Deſto mehr aber genoß er den ihm von der Stadt gelieferten Rheinwein, in dem er und der Präfekt ſich nicht gar ſelten berauſchten und dann den Abend mit öffentlichen Frauenzimmern vertrieben, die nach ihrer Entlaſſung die Hände und Arme des ſämmtlichen Prinzlichen Ober- und Unterſtabes für das erhaltene Honorar paſſirten.

Unbetrauert verließ auch dieſer Prinz endlich die Stadt und gieng zum letztenmal nach Hamburg. Nach ſeiner Abreiſe wurde der Präfekt mit der Aushebung von 78 Ehrengardiſten beſchäftigt. Eine unglücklichere Idee, als die Errichtung von 10,000 Mann Ehrengarden zu Pferde hatte wohl Buonaparte nie ausgeführt. Das Geſetz beſtimmte zu dieſem Corps die Söhne der Maires, des Munizipalraths in den Städten, der angeſehenſten öffentlichen Beamten und der reichſten Einwohner, die beſondere Ergebenheit für den Kaiſer zeigten und Vermögen genug beſaßen, ihre Kinder ſelbſt equipiren und während ihrer Dienſtzeit, die bis zum jüngſten Gericht berechnet war, Zulage geben konnten. Stellvertreter wurden bei dieſem Corps nicht angenommen. Die Equipirung eines Gardiſten war auf 1200 Fr. berechnet, welches für 78, die das Departement ſtellen mußte, eine Ausgabe von 93.600 Fr. machte und dem Departement die ſchönſten Jünglinge, dem Staate die brauchbarſten Geſchäftsmänner, Kaufleute, Oeconomen, und den Familien die ſchönſten Stützen entzog.

Ein junger Mann wurde dazu beſtimmt, der anſehnliche Lehnsbeſitzungen hatte und der Einzige ſeines Stammes noch war. Der Schmerz der Eltern über den Verluſt ihrer Kinder war unbeſchreiblich; der beängſtigte zärtliche Vater bot 20,000 Rthlr., ja ſein ganzes Vermögen für die Befreiung ſeines geliebten Sohns, der mit Widerwillen Frankreichs Waffen tragen ſollte. Je größer das Unglück, die Verzweiflung eines rechtlichen Mannes wurde, je mehr wuchſen die freudigen Spottgefühle des Präfekten, der früh am franzöſiſchen Hofe ſeinen Geiſt gebildet und ſein Herz verdorben hatte. Denn ein gutes Herz und Herzlichkeit ſind in Frankreich ſo ſelten, als Scharfſinn, Geiſteskultur und Verſtand allgemein ſind.

Die Equipirung dieſer Garde wurde von dem Präfekten ſelbſt beſorgt. Es fehlte an jungen Leuten, die eignes Vermögen genug beſaßen; es wurde alſo eine ungeheure Ausſchreibung zur Equipirung der Ehrengardiſten gemacht. Der Beitrag belief ſich für bemittelte Bürger auf 1000 Fr. und darüber. Daß dies Geld nicht alles verwendet iſt, läßt ſich leicht begreifen. Da die eigennützigen Abſichten des Präfekten uns ſchon bekannt ſind; ſo können wir auch nicht zweifeln, daß er hiebei ſeinen Profit gefunden habe.

Wie ergiebig die Ausnahme ſelbſt geweſen iſt, läßt ſich leicht begreifen, da Niemand einen Stellvertreter ſtellen durfte und deshalb die Befreiung durch Krankheiten theurer wurde. Man weiß hinlänglich, daß die franzöſiſchen Conſcriptionen ein modus acquirendi für ſo mancherlei Perſonen waren und daß zur Bewirkung der Befreiung der Conſcribirten vom Soldatenſtande, ungeheure Summen umgeſetzt wurden.

Unſre jungen Gardiſten hatten übrigens keine Gelegenheit, ſich zu zeigen; ſie wurden nach Lion geſchickt und als darauf häufige Deſertionen eintraten, wurde der Reſt gefänglich eingezogen, ihre Equipage von den Officieren und Unterofficieren an ſich geriſſen und ihre Freiheit acht Monat darauf nach der Entthronung der Buonaparten, ihnen erſt wieder gegeben. Nur ſehr wenige fanden nicht vor dem Feinde, ſondern in den

Hoſpitälern ihren Tod. Wie wenig indeß dies Corps vor dem Feinde leiſtete, weiß man, da die Blücherſchen Huſaren bei ihrem Anblick es nicht der Mühe werth hielten, den Säbel zu ziehen, ſondern ſie mit den Fäuſten in die Flucht ſchlugen und deren Glieder mit ihren Pferden einritten.

Indeſſen rückten die Alliirten, vorzüglich die Koſacken, der Schrecken aller Franzoſen, immer näher. Man befürchtete in der Hauptſtadt, wo ſich faſt alle Franzoſen, womit das ganze Departement überſchwemmt war, verſammelt hatten, angegriffen und aufgehoben zu werden. Um ſolchem vorzubeugen, hatte ſchon Vandamme die Stadt befeſtigen laſſen; dieſe Arbeiten wurden fortgeſetzt. Da es unmöglich war, eine große Handelsſtadt, wie dieſe, ganz vor den Feind, durch Maſchinen und Wälle zu ſichern und mit den wenigen darin befindlichen Truppen ſich darin zu vertheidigen; ſo konnte die Idee der Befeſtigung nur einen Widerſtand für zwei oder drei Tage bezwecken. So gering alſo der Nutzen davon war, ſo koſtſpielig wurde es der Stadt und dem Departement. Tauſend Einwohner wurden alle Tage aus dem Departement zuſammengetrieben, um Gräben zu ziehen und Wälle aufzuwerfen. Leute, die ihren täglichen Arbeitslohn auch denſelben Tag immer mit ihrer Familie verzehrten, wurden zum Schanzen gezwungen, bekamen Prügel dabei und mußten oft mehrere Tage bei dieſer ſauren Arbeit hungern, indeß ihre Familien unterdeß demſelben Schickſal Preis gegeben waren. Und dies alles zu welchem Zweck? —

Schon war das Elend auf den höchſten Gipfel geſtiegen, man hatte den Einwohnern Geld, Vieh, Korn genommen, ihre Ernährer ihnen geraubt, durch die Hemmung der Schiffarth mehrere tauſend Familien unglücklich gemacht, durch Douanen auch den Handel zu Lande geſperrt, jeden Erwerbszweig alſo ihnen genommen; jetzt forderte man auch noch Handdienſte.

Die ſonſt erwerbende Klaſſe der Gaſtwirthe, Weinhändler, Branntweinbrenner, Bierbrauer und die, welche mit Getränken en detail handelten, mußten ihr Geſchäft, wegen zu großer Bedrückung der Kellerratzen, ganz aufgeben.

Dieſe verächtlichen Commis des droits réunis, rats de cave genannt, viſitirten täglich alle Keller in den Häuſern, probirten die Weine, den Branntewein und das Bier, maßen die Fäſſer nach und erheben für die jeden Tag verkäuflichen Getränke, welches ſie mittelſt ihres eiſernen Maaßſtabes, den ſie in jedes Faß täglich hineinſteckten, ausmittelten, eine zwar feſtgeſetzte, aber von ihnen willkührlich berechnete Steuer. Ueberall ſuchten ſie den unerfahrnen Gaſtwirth, Brenner oder Brauer, Contraventionen zu überführen und ihnen dadurch Geld abzuzwingen, welches jene, um von einer größeren Strafe befreiet zu ſein, nicht verweigern konnten. Einen rechtlichen Mann unter dieſen Commis zu finden, iſt wohl in ganz Frankreich ſeltener, als Mond- und Sonnenfinſterniſſe: deshalb auch nicht ſelten dergleichen Subjecte, denen man immer nachſtellte, todtgeſchlagen wurden.

Es gab eine Anzahl rats de cave zu Pferde, um auf dem platten Lande die Wirthshäuſer und Schenken durchzureiten und daſelbſt die Steuer von dem Verkauf des Getränks zu erheben; andre waren zu Fuß. Das ganze Korps von mehr als 1000 Mann, die für dies Departement allein waren, hatte ſich ſchon in die Departementsſtadt zurückziehen müſſen, indem nur da Sicherheit für ſie war.

Eben ſo das Korps der Douaniers; dieſe wurden ſelbſt in Regimenter geordnet und in der allgemeinen Noth zum Militairdienſt angewendet.

Von ihren Betrügereien auf dem Lande, an den Grenzzöllen oder an den Küſten, wiſſen Kaufleute und

Schmuchler am beſten zu urtheilen, die ſich oft mit ihnen abfinden mußten. Sie durchſuchten zuweilen Haus bei Haus die Kaufmannsladen und Gewölbe, unter dem Vorwand, daß daſelbſt engliſche Waaren verſteckt wären, und wünſchten entweder vor der Viſitation Geld von dem Kaufmann, der dies nicht gern geſchehen laſſen wollte, zu erpreſſen, oder erklärten deutſche Waaren für engliſche, oder ſtahlen ſelbſt bei den Viſitationen.

Mit Bewunderung ſah einſt eine zum Ufer ſtröhmende Menge Bürger einige 50 Duaniers ſich baden und bemerkte auf ihrer linken Schulter ohne Unterſchied die Buchſtaben: v. f. (vilain fraudeur) eingebrannt, welches ſo viel als in Deutſchland das Brandmark mit Galgen und Rad bedeutet. Man kann aus dem Stamm dieſer ſo edlen Subjecte, auf ihre Handlungen leicht ſchließen, von denen aber nicht alle ungeſtraft blieben; ein Fluß weiß Rechenſchaft davon zu geben, der die Berichte vor dem Tode mit anhörte, und ſie aus den Händen der Einwohner für immer aufnahm. Einſtmals fand man eines Morgens einen Douanier an einen Baum gebunden, der einen Schmuchler verfolgt und als er ihn erreicht hatte, ſelbſt erreicht und zur Strafe an einen Baum gebunden wurde, wo er durch den nächtlichen Froſt umkam.

Auch die Gensd'armerie fürchtete die Rache des Volks und der Koſacken und zog ſich in die Departementsſtadt von allen ihren Reſidenzen zurück. Ihre Taſchen waren gefüllt, denn bei den nächtlichen Unterſuchungen, bei den Arretirungen, bei dem Brennen und Sengen, bei der Colonne mobile, bei den Requiſitionen der Pferde und der Transportmittel u. ſ. w. vergaßen ſie ſich nie.

Einſtens klagte ein Bauer dem Gensd'armerie-Capitain, daß ein Gensd'arm bei einer Hausviſitation ihm fünf Thaler baar Geld geſtohlen habe. Der getroffene Gensd'arm, der dabei war und von dem Ankläger benannt und bezeichnet wurde, ſchlug den Bauer mit dem Carabiner zu Boden, ſo daß er den ganzen Tag über nicht mehr ſprechen und klagen konnte. Der Capitain lachte und ſagte: voila une affaire finie, l'accusateur se tait, oder der Prozeß iſt beendigt, der Kläger ſchweigt.

Wie der Herr, ſo die Knechte. Der Capitain häufte die Schätze ſeiner Gensd'armen in der Depoſiten-Caſſe zuſammen und als ſolche ihr Geld endlich zurückforderten, mußten es die Koſacken geplündert haben.

Der Präfekt ſah der Ankunft der Feinde ruhig entgegen. Seine Schätze waren in Sicherheit jenſeits des Rheins; er hatte den Grundſatz befolgt: Lucri quicquid est, id domum trahere oportet. Eben ſo ſeine Maitreſſe, eine ehemalige Schauſpielerin, nachherige öffentliche Hure in Frankreich, ſeit zehn Jahren Gefährtin und Beherrſcherin des Präfekten (deren Aufwand jährlich allein 8000 Rthlr. koſtete.)

Sie hatte, um ihre längſt vertrockneten Reitze mit den Koſacken nicht zu theilen, bei Zeiten die übelriechende Luft verlaſſen und ſich dem Präfekten zu konſerviren beſchloſſen. Ihr tägliches Bad, nebenbei geſagt, koſtete jedesmal drei Rthlr.; allein für zwei Rthlr. eau de Cologne wurde darin verwendet. Um ihren gelben Teint, den die franzöſiſchen Damen überhaupt mit Mühe verbergen, und ihr altes Geſicht nicht zur Schau zu ſtellen, gieng ſie nie ohne Schleier. Sie huldigte dem Morpheus, der ihr nach den nächtlichen Unruhen und Ermüdungen, des Morgens einen geſegneten Schlaf ſchenkte. Sie erhob ſich gewöhnlich um 12 Uhr Mittags aus ihrem Bette. Auch für ihre Sünden iſt das Vergeltungsrecht nicht ausgeblieben, da ſie jetzt in Armuth in Paris allein lebt, Anbeter ſucht, und bei eigener Betrachtung im Spiegel ſich ſelbſt verabſcheuen muß.

Noch ſollten eben 500 in der Hauptſtadt verſammelte Pferde zur Armee abgeſchickt werden, (in der Mitte des Octobers 1813) als ein ruſſiſcher General, der ſie zu Remontirung ſeiner Truppen auch gebrauchen mußte, ſich ſelbige ausbat und da er ſie nicht erhielt, die Stadt unvermuthet angriff.

Die wenigen franzöſiſchen Truppen in der Stadt, 800 Mann, leiſteten einen ſchwachen Widerſtand, waren aber nach einem achtſtündigen Feuer ohne Munition, ihr Commandant geblieben und ſie ſelbſt durch den vielen Verluſt muthlos. Das Feuer der Koſacken hatte in der Stadt ſchon Schaden gethan, zwei Häuſer waren bereits abgebrannt, nur der Präfekt allein wußte ſeinen Muth zu erhalten, die Truppen zum Widerſtande anfeuern zu laſſen, um eine Capitulation zu bewirken. Er wußte wohl, daß bei einem Eindringen der Feinde ſein Leben auf dem Spiele geweſen wäre. Er hatte unter den Feinden perſönliche Feinde, und wenn er auch ihnen entgieng, würde er ſich vor dem Volk nicht geſichert haben. Die Feinde, wußte er wohl, dachten zu edel, um eine ſchöne Stadt abzubrennen. Er hatte alſo bei einem längeren Widerſtand nichts zu fürchten, nur zu hoffen, und unterdeß erwartete er auch noch Hülfstruppen. Nach einer dreitägigen Belagerung kam eine Capitulation zu Stande. Sämmtliche franzöſiſche Behörden und Soldaten erhielten mit Gewehr und Bagage freien Abzug, auch eine Escorte Koſacken für die erſte Station, um vor den Einwohnern des Departements ſicher zu ſein.

Des andern Morgens gieng der Zug an. Alle Behörden zogen zwiſchen zwei Reihen Koſacken, ihre Torniſter auf dem Rücken, zum Thor hinaus, ihnen folgten die Unzahl Employés und die wenige Mannſchaft. Die Nachſchleppenden wurden aber geplündert und mit Steinen geworfen.

Sic nos servavit Apollo!

II.

Napoleons Benehmen auf dem Transport nach der Inſel Elba und während ſeines Aufenthalts daſelbſt. Von einem Augenzeugen.

Aus dem Engliſchen.

Schneller hat ſich wohl nie eine freudige Nachricht verbreitet, als die Eroberung von Paris und die Entthronung Napoleon Buonapartes, von Oſten bis Weſten und von Süden bis Norden flog.

Unermeßlich waren die Folgen des Sieges der verbündeten Mächte, unter den Mauern von Paris. — Laut jauchzten die Völker über den Sturz des Tyrannen, und die wiedererrungene Freiheit des Menſchengeſchlechts. Die ſiegreichen Schlachten von Arcis und Montmartre hatten die ſtolze Hauptſtadt in die Hände der Verbündeten übergeben, und ſchon beim Einzuge der Monarchen hatte ſich das Volk wider ihn erklärt, noch ehe der Senat die Entthronung über ihn ausgeſprochen hatte. Die eherne Bildſäule, die der eitle Corſe ſich auf dem Platze Vendome errichtet hatte, ſollte noch an dem nämlichen Tage vom Volke heruntergeriſſen werden; da man aber befürchtete, daß durch das Herabſtürzen der koloſſaliſchen Laſt Unglück entſtehen könnte, ward ſie erſt den 8ten April mit den nöthigen Vorſichtsmaaßregeln herabgelaſſen und an ihrer Stelle wehte die weiße Fahne, als Symbol des Friedens und Wiedereinſetzung der rechtmäßigen Regierung.

Laut äußerte ſich der Haß gegen den Tyrannen, nicht nur in der Hauptſtadt, ſondern auch in den Provinzen. Die Nachricht, daß ihn der Senat abgeſetzt hatte, war ein Freudentag für ganz Frankreich.

Sämmtliche Autoritäten erließen Proclamationen, ſowohl an das Volk, als an die Armee, worin nicht nur die Gründe ſeiner Abſetzung motivirt waren, ſon dern auch die Nation von allen bürgerlichen und militairiſchen Verpflichtungen und allem Gehorſam gegen ihn entbunden ward.

Während alles dieſes vorfiel, befand ſich der Exkaiſer zu Fontainebleau, ſieben Meilen von Paris, wo er täglich des Vormittags den Ueberreſt ſeiner Truppen aufmarſchieren ließ und Parade über ſie hielt. Er hatte ein fulminantes Bülletin erlaſſen, in welchem er die Stadt Paris aus der Liſte der guten Städte ausſtreicht und ſie eben ſo wohl, als die 40.000 Mann ſtarke Nationalgarde, der Kleinmüthigkeit und Feigheit beſchuldiget.

Bis jetzt war es ihm geglückt, durch den fürchterlichſten Terrorismus, den je die Welt geſehen, nicht nur die großen Streitmaſſen des bevölkerten Frankreichs, ſondern auch die geſammten Streitkräfte Deutſchlands, zu Erreichung ſeiner ſchändlichen Abſichten nach Willkühr zu gebrauchen; der Abfall ſeiner Verbündeten hatte ſeinen an Wahnſinn gränzenden Ehrgeiz nicht mäßigen können. Auf allen Punkten geſchlagen, fiel er auf einmal von der ſchwindelnden Höhe herab, auf die er ſich durch eine lange Reihe von Schändlichkeiten und Grauſamkeiten erhoben hatte.

Nachdem er auch zuletzt noch bei Arcis geſchlagen worden war, zog er ſich den 20ſten und 21ſten März über Vitry nach Joinville, in dem irrigen Wahne, die Armeen der verbündeten Monarchen von Paris abzuziehen; da er aber ſah, daß ſie unaufhaltbar ihren Marſch nach Paris fortſetzten, veränderte er ſeine Marſchroute und dachte der Hauptſtadt zu Hülfe eilen zu können, aber er kam zu ſpät. Die Schlacht bei Montmartre hatte ſie bereits den ſiegreichen Händen der verbündeten Monarchen überliefert und Buonaparte's Schickſal war entſchieden.

Den 31ſten März bezog er ſein letztes Hauptquartier zu Fontainebleau, wo er bis zum 4ten April fortfuhr, die uſurpirte Rolle eines Monarchen zu ſpielen und den ſich täglich vermindernden Ueberreſt ſeiner Armee manövriren zu laſſen, auch Gnadenbezeugungen und Orden auszutheilen. Kurz vorher hatte er noch den Befehl ergehen laſſen, daß jeder, bei dem man eine, ſeit dem Einmarſch der Verbündeten in Paris, gedruckte Zeitung finden würde, auf der Stelle erſchoſſen werden ſollte. Aber von dieſem Tage an hörte er auf, der mächtige Befehlshaber zu ſein, vor deſſen böſen Willen ſich bald Europa beugen mußte, und ſank mit einem Male zu der Flachheit und Gemeinheit des emporgekommenen corſiſchen Soldaten herab, der ſeine Ueberwinder demüthig um Leben und Alimente anflehte, und ſich herzlich gern jeder Erniedrigung unterworfen hätte, um nur ſein elendes und verfallenes Leben zu friſten.

In dieſem Zeitpunkte iſt die Beobachtung ſeines Betragens doppelt merkwürdig, weil ſie nicht nur ſeinen eigenthümlichen Charakter in das wahre Licht ſetzt, ſondern auch ſeinen abgöttiſchen Verehrern deutlich zeigt, daß ſie irregeleitete Schwachköpfe waren, die aus Angſt und Furcht an die Unfehlbarkeit des Tyrannen und ſein erhabenes Genie enthuſiaſtiſch glaubten und Rauſchgold für edles Metall hielten.

Nachſtehende Erzählung, die von einem Augenzeugen herrührt, der ihn von Fontainebleau bis nach der Inſel Elba begleitete, wird die Wahrheit des Angeführten hinlänglich und unumſtößlich beurkunden.

Wir haben den Exkaiſer in Fontainebleau gelaſſen, wo er den 4ten April ſeine Wachtparade exerciren ließ und noch immer groß und herriſch that. — Die bei ihm befindlichen Marſchälle und Generäle hatten an eben dem Morgen die Nachricht aus Paris erhalten, daß der Senat und die proviſoriſche Regierungscommiſſion den Kaiſer abgeſetzt hatte, und unterhielten ſich darüber ſo laut, daß er es hören konnte. — Er ſchien jedoch keine Notiz davon zu nehmen und fuhr fort, die Truppen manövriren zu laſſen.

Als die Uebungen beendigt waren, folgte ihm der Marſchall Ney auf's Schloß nach und frug ihn, ob er von der in Paris vorgefallenen Revolution nichts wiſſe? — Ob gleich zu vermuthen ſteht, daß er es gewiß bereits wußte, antwortete er jedoch mit der ruhigſten und unbefangenſten Miene von der Welt: „daß ihm nichts davon bekannt ſei.“

Hierauf zog der Marſchall das Journal von Paris aus der Taſche und überreichte es ihm. — Er ſchien es mit Aufmerkſamkeit durchzuleſen und benutzte die Zeit, ſich zu ſammeln und auf eine Antwort zu ſinnen. —

„Was meinen Sie dazu, Ney?“ frug er den Marſchall.

„Ew. Majeſtät müſſen abdanken; es iſt die Willensmeinung von ganz Frankreich.“

„Denken die Generäle eben ſo?“

„Ja, Ihro Majeſtät.“

„Und die Armee?“

„Eben ſo.“

In dieſem Augenblicke trat der Marſchall Lefebre in das Cabinet des Kaiſers und ſagte ihm mit ſtarker Stimme und im entſcheidendſten Tone: „Sie ſind verloren. Sie haben auf den Rath Ihrer treuſten Diener nicht hören wollen. Der Senat hat Ihre Abſetzung ausgeſprochen.“ —

Man denke ſich, welche Wirkung dieſe, vom Marſchall Lefebre hart ausgeſprochenen Worte auf den Mann machen mußten, deſſen Arroganz bis jetzt gränzenlos geweſen, und der gewohnt war, kein ander Geſetz als ſeinen Willen anzuerkennen.

Die Nachricht ſchlug ihn zu Boden und er vergoß einen Strohm von Thränen. — Nach einer Pauſe von wenigen Minuten, während er wie vernichtet am Schreibtiſche ſaß, erholte er ſich einigermaßen und ſetzte eine Entſagungsacte zu Gunſten ſeines Sohnes auf; als ob er noch über etwas diſponiren könne, was ihm nicht mehr gehörte.

Die Nacht vom 4ten zum 5ten mag nicht die angenehmſte ſeines Lebens geweſen ſein. Wenn ſein Tygerherz noch einiger Empfindung fähig war, ſo mußte ihn dieſer ungeheure Glückswechſel, dieſer ſchnelle Uebergang von der Allgewalt zum Nichts, tödtlich peinigen; denn wie konnte er damals auf die Großmuth der Ueberwinder rechnen, er, in deſſen ſchwarze Seele nie ein Gedanke dieſer erhabenen Eigenſchaft gekommen war, und der Alles von dem Racheſchwerdte der Tiefbeleidigten und Gekränkten erwarten mußte.

Mehrere Generäle hatten ſich den 5ten zu dem Herzog von Baſſano, der faſt ausſchließend um den Exkaiſer war, begeben, und ihn dringend gebeten, daß er ihm abrathen möchte, nicht auf die Parade zu kommen; aber er ließ ſich nicht davon abhalten, blieb aber nur etwa 10 Minuten und ſah auffallend blaß und zerſtört aus.

Bei ſeiner Zurückkunft ins Schloß entwarf er einen eben ſo thörigten als romanhaften Plan, den der Herzog von Baſſano mit unterſchreiben mußte, und darin beſtand, daß er mit 20,000 Mann nach Italien gehen und ſich mit dem Vicekönig vereinigen wollte. Er legte ihn dem Marſchall Oudinot vor, und frug ihm, ob er wohl glaube, daß die Soldaten ihm folgen würden? —

„Nein, Sire,“ antwortete der Marſchall, „Sie haben ja Verzicht auf den Thron geleiſtet.“ —

„Ja, aber ich habe es nur unter gewiſſen Bedingungen gethan.“ —

„So ſein, erwiederte Oudinot, diſtinguirt der Soldat nicht, und da Sie dem Throne entſagt haben, glaubt er, Sie haben nichts mehr zu befehlen.“ —

„Nun, ſo iſt von dieſer Seite nichts mehr zu thun,“ antwortete Buonaparte kleinmüthig, „ich will alſo die Antwort aus Paris abwarten.“

Er hatte den Tag vorher die Marſchälle Ney und Macdonald mit dem General Caulincourt nach Paris geſchickt, um den verbündeten Mächten ſeine Renunciationsacte zu überreichen und ſie um günſtige Bedingungen zu bitten, und zu verſuchen, ob es nicht möglich ſei, daß er, unter welchen Bedingungen man wollte, den Thron behalten könne.

Unverrichteter Sache kamen ſie ſpät des Abends wieder zurück und Marſchall Ney war der erſte, der in das Cabinet des Exkaiſers trat.

„Haben Sie es durchgeſetzt?„ rief er ihm entgegen.

„Nur zum Theil, Sire; denn mit der Regentſchaft hat es mir nicht glücken wollen. Es iſt nunmehr zu ſpät und morgen wird der Senat die Bourbon's anerkennen.„ —

„Wo ſoll ich denn mit meiner Familie bleiben?“ —

„Wo Ew. Majeſtät wollen. Was würden Sie denn ſagen, wenn man Sie nach der Inſel Elba ſchickte und Ihnen ſechs Millionen jährlicher Einkünfte ausſetzte?“

„Sechs Millionen? das iſt viel; weil ich jetzt nichts mehr als ein Soldat bin. Ich ſehe wohl, man muß ſich darin ergeben. — Ich ſage daher allen meinen Waffengefährten ein Lebewohl.„

Hierauf verfiel er in ein dumpfes Stillſchweigen, während deſſen ihm der Marſchall Ney mit den triftigſten Gründen zu beweiſen ſtrebte, daß ihm gar nichts übrig bleibe, als eine freiwillige Renunciation, wenn er einen höchſt verderblichen und unnützen Bürgerkrieg verhindern und Frankreich nur noch unglücklicher machen wollte, als er es bereits gemacht hätte. Dieſe vernünftigen Vorſtellungen, noch mehr aber die Ueberzeugung ſeiner gänzlichen Nullität, bewogen den gedemüthigten Tyrannen, ſich in ſein Schickſal zu finden und ſich zu einer unbedingten Entſagung ſeiner uſurpirten Würde zu verſtehn.

Wirklich hatte er noch von Glück zu ſagen, daß ſeine Ueberwinder großmüthig genug waren, nicht das Geſetz der Wiedervergeltung, dieſer ewigen Naturordnung, an ihm auszuüben, ſondern ihn vielmehr der Rache des wider ihn aufgebrachten Volkes entzogen und ihm eine ſo anſehnliche Rente ausſetzten, da doch ſeine, gegen die Rechte der Völker und die geſammte Menſchheit ausgeübte Frevel, eine ganz andre Behandlung verdienten.

So ſtanden die Sachen bis zum 11ten April, und noch fuhr er täglich fort, auf der Parade der ſehr verminderten, ihm treu gebliebenen Schaar zu erſcheinen und ſeine große Rolle ganz im Kleinen fortzuſpielen.

Den 11ten ſtellte er ſeine Entſagungsacte aus und unterzeichnete ſie. Es iſt eine zu wichtige Urkunde, als daß ſie nicht hier in einer getreuen und wörtlichen Ueberſetzung Platz finden ſollte. Folgendes war ihr Inhalt:

> „Da die verbündeten Mächte öffentlich erklärt haben, daß zu Herſtellung des allgemeinen Friedens in Europa, die Perſon des Kaiſers Napoleon allein das einzige Hinderniß ſei; ſo erklärt der Kaiſer Napoleon ſeiner Seits hiermit, daß er ſeinem Eide getreu, für ſich und ſeine Erben auf die Krone von Frankreich und von Italien Verzicht leiſte, und daß er bereit ſei, Alles, was von ihm gefordert werden könnte, ſein Leben ſelbſt nicht ausgenommen, dem Wohl Frankreichs zum Opfer darzubringen. So geſchehen im Pallaſt von Fontainebleau, am 11ten April 1814.
>
> Unterzeichnet
>
> **Napoleon.**

Verſchwunden war nunmehr an Europa's politiſchem Horizonte der Meteor, deſſen blutige Strahlen Trauer und Verwüſtung rings um ſich her verbreitet hatten. Alle ſeine Anhänger, die es nur aus Furcht oder Eigennutz waren, verließen ihn von nun an.

Der erſte war der Marſchall Marmont, dann folgte Ney, Berthier, Lefevre, Mortier, Macdonald, Jourdan, Oudinot, Moncey, Brüne und Maſſena. Etwas ſpäter Augerau, Soult, Suchet und ganz zuletzt der ſchändliche Davouſt. der nur ungern und nothgedrungen das Raubſyſtem aufgab. Ihnen folgten ſämmtliche Staatswürdenträger und der ganze Senat, in deſſen Mitte ſich noch mehrere Königsmörder befanden.

Alle dieſe Napoleon'ſchen Creaturen und Speichellecker huldigten den Bourbonen, erſchöpften ſich in ihren Lobeserhebungen und zertrümmerten den bisher abgöttiſch verehrten Götzen.

Selbſt ſeine nächſten Verwandten und Blutsfreunde verließen ihn; ſeine Mutter Lätitia Buonaparte, in Geſellſchaft ihres Stiefbruders, des berüchtigten Cardinal Feſch, gieng nach Rom, vermuthlich um es der Gottheit abzubitten, der Welt einen ſo ſchrecklichen Tyrannen geboren zu haben. Seine Brüder Joſeph, Louis und Hieronymus, wählten die Schweiz zu ihrem Aufenthalt, mit Ausnahme Louis beladen mit den Schätzen der von ihnen ausgeſogenen Länder und verfolgt vom Fluche der durch ſie beherrſchten Nationen.

Nachdem er erſt die Urkunde ſeiner Abdankung ausgeſtellt und ihn alles verlaſſen hatte, machte er Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Er beſtimmte ſelbſt, was er mitzunehmen gedachte und war ſogar beim Einpacken gegenwärtig. — Seine Beſchäftigung während der Zeit war, alle Morgen regelmäßig die Pariſer Zeitungen zu leſen und alle Tage eine Meſſe zu hören, wo der arme Almoſenier ſehr oft bis drei Uhr auf ihn warten mußte. Er wollte drei Bibliotheken mit ſich nehmen, was ihm aber nicht bewilliget ward.

Uebrigens war er nichts weniger als unruhig oder bewegt, und alle ſeine Aeußerungen trugen die meiſte Zeit das Gepräge ſeines eiskalten Herzens. Nur ſeine Ruhmſucht verließ ihn nicht. So ſagte er zum Beiſpiel: „er ſei beſſer daran als ſeine Brüder, weil er ſich beſchäftigen könne und er wolle die Geſchichte ſeiner Zeit ſchreiben: es möge übrigens kommen, wie es wolle, ſo werde er immer ein merkwürdiger Mann bleiben; er habe zwar abgedankt, aber Kaiſer Carl V. habe das Nämliche gethan.“ — Wenn er die Zeitungen geleſen und ganz laut ſeine Bemerkungen darüber gemacht hatte, ſagte er manchmal ganz verwirrte Sachen und bekam öfters heftige Nervenzufälle, die aber ſein geweſener Leibarzt Corviſart, den man von Paris kommen ließ, nicht für gefährlich achtete.

Ueberhaupt muß der pſychologiſche Beobachter dieſes Mannes an ſeinem Character irre werden. Wie war es möglich, daß bei dem gänzlichen Umſturze ſeiner Gewalt, bei der totalen Vernichtung ſeiner Rieſenpläne, er noch immer die ſeelenloſe Kälte auf ſeinem Geſichte zur Schau trug, die von jeher darin geherrſcht hatte? — Welch unermeßlicher Stoff zu Betrachtungen über wahre und factice Seelengröße! und welchen deutlichen Beweiß giebt uns nicht das ganze Benehmen des abgeſetzten Tyrannen von der Monſtruoſität ſeines Charakters.

Den 21ſten April 1814 reiſte er endlich von Fontainebleau nach ſeinem Beſtimmungsort, der Inſel Elba. Seine Reit- und Kutſchpferde waren ſchon früher, unter einer Cavallerie-Eskorte, vorangegangen. Zwei franzöſiſche Generäle, Bertrand und Druot, hatten ihn nicht verlaſſen und begleiteten ihn freiwillig.

Er ſelbſt ſaß in einem ſechsſpännigen Reiſewagen mit dem General Bertrand. Hinter ſeinem Wagen ritt ein Cavallerie-Detaſchement von 50 Mann. Sodann folgten die ihn begleitenden vier Generäle der Alliirten und ihre Adjudanten in ſechs ſechsſpännigen Wagen. Von ruſſiſcher Seite war es der General Schuwalow, von öſtreichſcher der General Koller, von preußiſcher der Obriſt Truchſeß und von engliſcher der Obriſt Campbell. Zuletzt kamen 20 Packwagen mit der Bagage und Dienerſchaft des Verwieſenen. Der General Druet war vorangegangen.

Ehe er in den Wagen ſtieg, ließ er die kleine Anzahl der ihm noch treu gebliebenen alten Garden, zuſammentreten und ſagte zu ihnen: „Ich muß euch Lebewohl ſagen! Ich bin die zwanzig Jahre hindurch, die ich mit und unter euch verlebt habe, ſtets mit euch zufrieden geweſen; ihr ſeid nie vom Pfade der Ehre gewichen. Alle Mächte von Europa haben ſich gegen mich bewaffnet, ein Theil meiner Generäle hat ſeine Pflicht vergeſſen, Frankreich ſelbſt hat ſie vergeſſen. Mit eurem und dem Beiſtande der mir getreu verbliebenen, habe ich in dieſen letzt vergangenen drei Jahren dem Bürgerkriege gewehrt. Dem neuen König, den das Land ſich gewählt, beweiſet Treue; euren Officieren beweiſet Gehorſam und verlaßt euer geliebtes, nur allzu unglückliches Vaterland nicht. Beklagt nicht mein Schickſal; wenn ich weiß, daß es euch wohl geht, ſo werde ich glücklich ſein, wo es auch ſei. Ich hätte meinem Leben ein Ziel ſetzen können, nichts wäre leichter geweſen, aber es giebt noch einen Weg für mich, auf dem ich Ruhm einärndten kann; ich werde für die Nachwelt aufzeichnen, was wir gemeinſchaftlich gethan haben. Statt eurer aller, will ich euren General umarmen." Er umarmte ihn.

Drauf ſprach er weiter: „nun bringt mir auch den Adler, auch ihm muß ich den Abſchiedskuß ertheilen," (er küßte ihn.) „möchte dieſer Kuß bis in die Zukunft ſchallen! Lebt wohl, meine Kinder! — — Lebt wohl, ihr tapfern Gefährten! — — Noch einmal ſchließt einen Kreis um mich." Es geſchah, und als der Kreis ſich wieder öffnete, ſtieg er in den Reiſewagen.

Nach dieſem Theatercoup, denn weiter war es nichts, ſtellte er ſich äußerſt gerührt und brach in Thränen aus, faßte ſich aber bald wieder.

Den erſten Tag kam er bis Montargis; als er den folgenden 22ſten, früh um 4 Uhr durch die Stadt fuhr, war wie überall, wo er durchkam, eine große Menge Menſchen an den Fenſtern und auf der Straße, um ihn zu ſehen. Er grüßte die neugierigen Zuſchauer aus beiden Wagenfenſtern. Die Garniſon ſtand unter den Waffen, ohne jedoch das gewöhnliche vive l'Empereur! erſchallen zu laſſen. An eben dieſem Tage fuhr er über Briare an der Loire hinauf bis Nevers. Hier nahm er, wie an allen Orten, wo er des Nachts einige Stunden ſchlief, ein lauwarmes Bad.

Den dritten Tag, den 23ſten, gieng er auf eine Fähre über die Loire, fuhr längs dem Fluſſe Allier über Moulins, dann bei Roanne wieder über die Loire auf Lion zu. Eine Station vor Lion, in La Tour, ließ er in einem beſondern Zimmer für ſich die Tafel decken und aß ganz allein, weil, wie er ſagte: die Herren Commiſſairs zu lange zu tafeln pflegten.

Bis hieher war er, ohne inſultirt zu werden, gereiſt; man hatte ihm ſogar bis nach Lion einige Ehrenbezeugungen erwieſen und ſein Ton war dadurch ſtolz und gebieteriſch geworden. In Lion kaufte er eine franzöſiſche Bibel und alles, was bis jetzt über ſeine Thronentſetzung erſchienen war, ſo wie auch ſämmtliche Verfügungen der neuen Regierung und was darauf Bezug hatte.

In der Nacht vom 23ſten zum 24ſten reiſte er von Lion ab und wurde auch jenſeits Lion noch nicht inſultirt. Da ſich bis jetzt noch keine unruhige Volksbewegungen gezeigt hatten, hielt man die Eskorte für unnöthig und entließ ſie in St. Vallier, einige Meilen hinter Lion. In Valence, wo er durchfuhr, war die Garniſon aufmarſchiert und trug die weiße Cocarde. Des Abends um ſechs Uhr langte er zu Montelimar an, ſpeißte da zu Abend und ſetzte noch um neun Uhr deſſelben Abends ſeine Reiſe weiter fort. Das vor dem Thore belegene Poſthaus war bei ſeiner Ankunft von einer ungeheuren Menge neugieriger Menſchen belagert, aus deren Aeußerungen er ſchließen mochte, daß man ihm hier nicht ſehr gewogen ſei. Er ließ den Poſtmeiſter Herrn Chabane in ſein Zimmer rufen und fragte ihn: „Sind Sie der Herr vom Hauſe?"

„Ja Sire!"

„Um welche Zeit glauben Sie, daß ich in Avignon ankommen kann?"

„Morgen früh zwiſchen 6 und 7 Uhr."

„Zum Teufel! das wäre ja bei hellem Tage? Iſt denn der Weg ſo ſchlecht?"

„Ja, gut iſt er allerdings nicht.“

Hier rieb er ſich die Stirne und ſagte vor ſich „Sieben Uhr Morgens, am hellen Tage. Die Avignoner ſind, wie alle Einwohner der Provence, Hitzköpfe und haben einen etwas romantiſchen Anſtrich. — Hören Sie, ich mag nicht nach Avignon hinein, die Poſtpferde ſollen außerhalb vor dem Thore hinbeſtellt werden, verſtehen Sie? — Ich will außerhalb der Stadt umſpannen laſſen.“ —

„Als er in den Wagen ſtieg, war anfangs alles ganz ruhig. Einer ſeiner Bedienten begieng die Dummheit, einigen ausrangirten Fuhrknechten, die da herumſtanden, etliche Franken zu geben, damit ſie ein vive l'Empereur anſtimmen möchten. Dies geſchah auch, aber in eben dem Augenblicke rief das ganze Volk: es lebe Ludwig XVIII.! Es leben die Bourbons!

Als er in dem zwei Stunden von Montelimar gelegenen Städtchen Douzere des Abends um eilf Uhr ankam, waren alle Häuſer zu Ehren Ludwig XVIII. erleuchtet und die Straßen geſtopft voll Menſchen. Das Volk hielt ſeinen Wagen an und rief ohne Unterlaß: Es leben die Bourbons! weg mit dem Tyrannen! herunter mit dem Bluthund, der unſre Kinder auf die Schlachtbank geliefert hat! Glücklicherweiſe für ihn blieb es beim Rufen, und er kam mit heiler Haut davon, fragte aber den Poſtillon, wie der Ort heiße, und ſchrieb den Namen in ſeine Schreibtafel.

Von hier kam er in eben der Nacht, den 25ſten April, in Orange an, wo ihm ein lautes vive le Roi! entgegen ſchallte, es ward ihm aber ſonſt nichts in den Weg gelegt.

Je mehr er ſich aber Avignon näherte, je größer ward ſeine Angſt. Es waren den Tag vorher drei Wagen aus ſeinem Gefolge, mit dem kaiſerlichen Wappen an dem Poſthauſe zu Avignon angekommen; das Volk war herzu gelaufen, hatte die Schläge derſelben gewaltſam geöffnet, um ihn zu ſuchen. Da es erfährt, daß es nur Leute aus ſeinem Gefolge ſind, läßt es ſie die weiße Cocarde aufſtecken und ſie müſſen rufen: es lebe der König! es lebe Ludwig XVIII.! Nachdem man die Adler von den Wagen geriſſen hat, läßt man ſie fahren.

Der engliſche Commiſſair Obriſt Campbell, der vor Buonaparten vorausgieng, kommt des Morgens um 4 Uhr in Avignon an. Der wachthabende Officier frägt ihn, ob die Bedekung Napoleons ſtark genug ſei, jeden Tumult abzuwehren. Ueber dieſe Beſorgniß erſtaunt, bittet der Obriſt den wachthabenden Offficier, alles anzuwenden, um die Durchreiſe Buonaparte's zu ſichern, deſſen Leben und Erhaltung unter dem Schutze der hohen Alliirten ſtehe, die ſie, die Commiſſarien, dafür verantwortlich gemacht haben.

Endlich um ſechs Uhr des Morgens, kommt der Wagen Buonaparte's an. Aller angewandten Vorſicht ohnerachtet, findet der herbeieilende Officier den Wagen bereits umringt und das Volk im Begriff, Exceſſe zu begehen. Männer und Weiber fodern ihre Kinder, ihre Verwandten, die als Opfer von des Tyrannen Eroberungsſucht gefallen ſind, zurück und beſchweren ſich mit Ungeſtüm über die Drangſale, die ſie erlitten haben.

Eine Frau trat an den Wagen der begleitenden Generäle und ſprach: „ich beſchwöre Sie beim Himmel, liefern Sie uns den Menſchen aus! Sie haben ſich ja eben ſo über ihn zu beſchweren als wir. Es iſt ja keine Grauſamkeit, ſondern Sie laſſen ihm blos widerfahren, was er verdient hat. Schon will ein Mann aus dem wilden Haufen des Volkes den Kutſchenſchlag mit Gewalt eröffnen; ein auf dem Kutſchbock ſitzender Bediente Buonaparte's will den Säbel ziehn, um ſeinen Herrn zu vertheidigen. „Unglücklicher!" ruft ihm der Officier zu, „rühre dich nicht!" und ſchiebt den Mann fort, der den Kutſchenſchlag hält. Buonaparte läßt das vordere Kutſchenfenſter herunter, ruft dem Bedienten zu, ruhig zu bleiben und macht dem Officier ein Zeichen des Danks. Hieran erkennt das Volk den Geächteten und ſeine Wuth nimmt immer mehr zu. Endlich gelingt es dem Officier und ſeinen Soldaten, die Räder der Kutſche frei zu machen und nun jagt der Poſtillon in vollem Gallopp davon. Buonaparte biegt ſich aus dem Wagen und bedankt ſich bei dem Officier. Blos die Achtung, die man vor dem Charakter der ihn begleitenden Generäle hatte, retteten Buonaparten aus dieſer gefährlichen Lage.

Nicht viel beſſer gieng es ihm auf der nächſten Station, dem Städtchen Orgon. Auch hier hatte das Volk den Tag vorher die Leute aus ſeinem Gefolge gemißhandelt. Man hatte ſie gezwungen, es lebe der König! zu rufen, die weiße Cocarde aufzuſtecken und Geld auszuwerfen. Als er ſelbſt des Vormittags vor dem Poſthauſe ankam, wagte er es nicht, auszuſteigen. Da das Volk aber wußte, daß er ankommen würde, hatte es dem Poſthauſe gegenüber eine ausgeſtopfte Figur in franzöſiſcher Officiermondirung an eine Art von Galgen gehängt, die ein mit Blut beſprütztes Papier in der Hand hielt, auf welchem mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Voila le sort, qui attend le tyran tôt ou tard. (dies Schickſal erwartet den Tyrannen früh oder ſpät.) Man überhäufte ihn mit den niederträchtigſten Schimpfwörtern und ohne den Schutz der ihn begleitenden Generäle, wäre er ohnfehlbar von dem wüthenden Volke aus dem Wagen geriſſen und ermordet worden.

Eben ſo wurde er auf der ganzen Route bis Aix behandelt. Ueberall wo er durchkam, ward er von dem aufgebrachten Volke beſchimpft.

Als er in Orgon der Gefahr entgangen war, kam er über Lambesc nach St. Cannat, wo er wieder einen großen Zuſammenlauf von Menſchen antraf, die nicht wenig Luſt zu haben ſchienen, ihn thätlich zu mißhandeln. Die Weiber waren hier am wüthendſten und warfen ihm die Wagenfenſter ein. So ſchlimm wie hier, war es ihm noch nicht gegangen. Schon früher hatte man auf der ganzen Reiſe etwas Verſtörtes in ſeinem Blick bemerkt, ſeine Haut war noch gelber geworden und in ſeiner Haltung war auch nicht die geringſte Feſtigkeit. Jetzt aber nahm die Furcht ſo überhaupt, daß er, nach dem Vorfalle in St. Cannat, alle Geiſtesgegenwart und alle Geiſtesſtärke verlor. Er zitterte wie ein Eſpenlaub und flüchtete ſich nach einer Fuhrmannsherberge, La Calabre, die eine Meile vor Aix liegt. Hier erfuhr er, daß einige tauſend Menſchen auf ihn warteten und da es erſt zwei Uhr Nachmittags war, ſo mußte er noch am hellen Tage daſelbſt ankommen. Er beſchloß daher, hier die Nacht zu erwarten.

Ein öſtreichiſcher Officier reiſte nach Aix voraus und erſuchte den Unterpräfekten, daß er das Militair unter die Waffen treten laſſen möchte, um die Durchreiſe Buonapartes zu ſichern, der in Avignon, Orgon, Lambesc und St. Cannat nur mit Mühe der Wuth des gegen ihn aufgebrachten Volkes hätte entzogen werden können.

Der Präfekt traf ſogleich die nöthigen Vorkehrungen. Um den Zulauf des Volkes zu mindern, ließ er die Thore der Stadt ſperren und ſchickte die erforderlichen Poſtpferde vor das Thor. Er ſelbſt ſetzte ſich an die Spitze der Gensd'armerie, und der Maire mit ſeinen Adjuncten begab ſich mit einigen Abtheilungen von Linientruppen, Bürger- und Departementalgarden nach dem Wirthshauſe, wo umgeſpannt werden ſollte.

Unterdeſſen ſaß Buonaparte noch immer in dem kleinen Wirthshauſe La Calabre, wo er ſich hingeflüchtet hatte, in eine Niedergeſchlagenheit und Kleinmüthigkeit verſunken, die an wirkliche Abweſenheit des Verſtandes gränzte. Er verlangte von einem der Officiere des Gefolges, daß er eine Arie ſingen möchte, und da dieſer ſich entſchuldigte, daß er nicht ſingen könne, beſtand er darauf, daß er wenigſtens ein Stückchen pfeifen ſollte. Er ſelbſt verkleidete ſich, um nicht erkannt zu werden, zog eine öſtreichſche Uniform an, hieng einen ruſſiſchen Mantel um und ſetzte eine preußiſche Polizeimütze auf. Von ſeinen Umgebungen verlangte er nunmehr, daß ſie auf einem vertrauten Fuß mit ihm umgeben und ſich aller Ehrerbietungsbezeugungen gegen ihn enthalten ſollten. Als die Commiſſarien zu ihm in's Zimmer traten, fanden ſie ihn mit auf die Hand geſtütztem Kopfe am Tiſche ſitzend und häufige Thränen vergießend; da man ihn fragte, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet? — erwiederte er: „Ach! es iſt ja auf mein Leben abgeſehn!“ — Die Wirthin, die mich nicht kannte, hat mir erzählt, daß der Kaiſer hier zu Lande überall verhaßt und verflucht ſei und er ſeinem Lohne nicht entgehen werde; denn das Einſchiffen geſchehe nur zum Schein, und anſtatt ihn nach Elba zu bringen, werde man ihn unterweges über Bord werfen.

Von allem, was in dieſem Wirthshauſe auf die Tafel geſetzt ward, rührte er keinen Biſſen an; ſondern ließ ſich aus ſeinem Wagen Brod und Wein holen, und verzehrte beides mit der größten Haſtigkeit.

Es war um Mitternacht, als er von La Calabre abreiſte. Unterweges ſprach er das widerſinnigſte Zeug von der Welt und verlangte, daß ein Bedienter der ihn begleitenden Commiſſarien, welcher auf dem Kutſchbock ſaß, Taback rauchen ſollte. Unter andern unzuſammenhängenden Dingen, ſagte er: „Ich habe Frankreich viel Gutes erzeigt und den Undank des Landes nicht verdient; aber das ganze menſchliche Geſchlecht iſt eine verderbte Art. Ich habe niemandem etwas zu Leide gethan, auch nicht das Geringſte. Den Krieg habe ich freilich zu weit getrieben, das iſt wahr, aber daran iſt Frankreich ſelbſt Schuld; es that ſich etwas darauf zu Gute, daß ſein Gebiet immer größer wurde.“ — Ein andermal ſagte er: „Mancher ſchießt ſich aus Liebe todt; das iſt eine Narrheit. Ein andrer bringt ſich ums Leben, weil er Hab' und Gut verloren hat; das iſt kleinlich. Wieder ein andrer, weil er ſich für beſchimpft hält; das iſt ein Schwachkopf. — Aber Land und Leute verlieren und noch dazu verhöhnt werden, wer das ertragen kann, das iſt ein Mann von Kraft und Character!“

Unter mehreren dergleichen Aeußerungen kam er den 26ſten April, früh um zwei Uhr, vor dem Thore von Aix an. Es war ein Glück für ihn, daß es die Nacht ſehr kalt war und daß der Präfekt die Thore des Abends hatte ſperren laſſen, denn ſonſt würde er ohne Zweifel von den Einwohnern ſchrecklich behandelt worden ſein.

Dieſe allgemeine Erbitterung des Volkes nöthigten die ihn begleitenden Generäle der alliirten Mächte, die für die Sicherheit ſeiner Perſon verantwortlich waren, den Präfekten zu erſuchen, daß er mit der ihm zu Gebote ſtehenden bewaffneten Macht die Wagen begleiten möchte. Da es der Präfekt einging, ſo hatte er auf dem übrigen Wege weiter keine Unannehmlichkeiten, als daß überall, wo er durchkam, das Volk ihm ein lautes vive le Roi! zurief. Gegen Abend traf er in Le Lüc ein und ſtieg in einem nahe gelegenen Landhauſe ab, wo er ſeine Schweſter Pauline, die Gemahlin des Prinzen Borgheſe, bisherigen Generalgouverneur des franzöſiſchen Italiens, antraf. Auch ſie hatte flüchten und Italien bei Nacht und Nebel verlaſſen müſſen und war nur mit einer einzigen Dame entwiſcht. So ſehr er ſie auch bat, ihn zu begleiten, ſo ſchlug ſie es doch hartnäckig ab.

Den 27ſten April erreichte er um Mittag die Stadt Frejûs. Die ſchlimmen Wege waren Schuld, daß man ihn nicht, wie es anfänglich beſtimmt war, im Hafen von St. Tropez einſchiffte. Vielleicht war es im Rathe der Vorſehung beſchloſſen, daß er in eben dem Hafen ſich einſchiffen ſollte, um ſein kleines Reich anzutreten, in welchem er den 9ten October 1799 aus Egypten kommend, landete, um nicht nur ganz Frankreich, ſondern auch einen großen Theil von Europa zu unterjochen und mit Mord und Brand zu erfüllen, und an eben dem Orte klein zu enden, wo er ſo unermeßlich groß begonnen hatte. Ein unwillkührlicher Schauer ſchien ihn zu ergreifen, als er von der Landſtraße aus das Meer erblickte und die Reminiſcenzen ſeiner ehemaligen Größe und Allgewalt ſich an die Sagen der Wirthin von La Calabre anſchloſſen.

Seltſam und unbegreiflich war das Unſtäte und Schwankende ſeines Betragens, während der Reiſe des ſonderbaren Mannes. Als wenn er ſeinen Impuls nur von dem Augenblicke hernähme, war er bald einſylbig, furchtſam, kleinlich und in ſich gekehrt und gleich darauf wieder herriſch, abſprechend und großthuend, als ob er der Welt noch immer ſeine Befehle aus dem Pallaſte der Thuillerien dictiren könne.

In dem Hafen St. Raphael, eine Viertelſtunde von Frejus, lagen zwei Fregatten für ihn bereit, eine franzöſiſche und eine engliſche. Buonaparte wählte die engliſche, den Indomptable, auf welcher er ſich den 28ſten April des Abends einſchiffte. Der Zufall wollte es, daß es an eben dem Tage geſchah, an dem Ludwig XVIII. in Calais landete, um den Thron ſeiner Vorfahren zu beſteigen.

Ein ähnlicher Zufall wollte, daß Buonaparte nach einer fünftägigen Farth an eben dem Tage an der Küſte von Elba landete, an dem Ludwig XVIII. ſeinen feierlichen Einzug in Paris hielt. Es war den 3ten Mai um ſechs Uhr des Abends, als die engliſche Fregatte L'Indomptable im Hafen von Porto Ferrajo, der Hauptſtadt der Inſel Elba, ankam.

Seine Ankunft wurde dem Commandanten des Hafens durch einen, der Buonaparte begleitenden Generäle der alliirten Monarchen, bekannt gemacht. Die Nachricht verbreitete allgemeine Freude auf der Inſel, weil man ſich glücklichere Zeiten verſprach, und die Stadt wurde ſogleich erleuchtet. In größter Eil traf man noch in der Nacht Anſtalten zum Empfange des neuen Souverains.

Den 4ten Mai des Morgens, wurde die Fahne Buonapartes unter militairiſcher Begleitung in die Stadt gebracht und auf dem Fort della Stella aufgepflanzt. Sie hatte Bienen im weißen Felde und enthielt die vereinigten Wappen des Exkaiſers und der Inſel Elba.

Das Volk ſtröhmte aus allen Gegenden herbei, als nunmehr Buonaparte ſelbſt mit ſeinem ganzen Gefolge ans Land ſtieg. Seine Ankunft wurde mit 101 Kanonenſchüſſen begrüßt, die die engliſche Fregatte mit 24 erwiederte. Er ſelbſt hatte einen dunkelblauen Ueberrock an, darunter ein reich mit Silber geſticktes Kleid, einen kleinen runden Hut mit weißer Cocarde und ſah ſehr wohl und geſund aus. Sämmtliche Truppen waren bei ſeinem Einzuge unter den Waffen. Alle Behörden, die Geiſtlichkeit und eine große Volksmenge empfiengen ihn. Nach einer kurzen Anrede überreichte ihm der Maire die Schlüſſel der Stadt und nun gieng der Zug in größter Feierlichkeit nach der Kathedrale, wo ein ſolennes Tedeum geſungen ward. Er hatte ſeinen einſtweiligen Aufenthalt im Pallaſte der Mairie genommen und hier warteten ihm aufs neue ſämmtliche Autoritäten auf; er ſprach mit Jedermann und unterhielt ſich über die Landesangelegenheiten mit Sachkenntniß und Unbefangenheit.

Unter mehreren intereſſanten Sachen hat man im Laufe der Unterhaltung folgende Worte angemerkt:

„Nachdem ich eingeſehn hatte," ſagte er zum General Dalesme, dem bisherigen Gouverneur der Inſel, — „daß der Krieg nicht mehr gegen Frankreich, ſondern gegen mich geführt wurde, war ich dieſem Staate zu ergeben, um nicht alles zu thun, was zu ſeinem Glücke dienen konnte. Meine Thronentſagung iſt ein kleines Opfer, wenn ſie Frankreich nützlich iſt. Ich habe ſie gern ausgeſtellt."

Hierauf ſetzte er ſich zu Pferde und beſah die Feſtungswerke. Nach ſeiner Zurückkunft war große Tafel bei ihm und des Abends war die ganze Stadt auf's herrlichſte erleuchtet.

Der Gouverneur der Inſel, General Dalesme, erließ an dem nämlichen Tage nachſtehende Proclamation an die Einwohner der Inſel Elba:

> „Die menſchlichen Schickſale haben den Kaiſer Napoleon in eure Mitte geführt, und ſeine eigene Wahl erhebt ihn zu eurem Souverain. Bevor er in eure Mauern trat, hat euer erhabener und neuer Monarch folgende Worte an mich

gerichtet; ich eile, ſie euch zu wiederholen, denn ſie ſind ein Unterpfand eures künftigen Glücks.

„General!“ ſagt er, „ich habe dem Intereſſe des Vaterlandes meine Rechte aufgeopfert und mir die Souverainität und das Eigenthum der Inſel Elba vorbehalten; alle Mächte haben darein gewilliget. Möchtet ihr dieſe neue Lage der Dinge den Einwohnern zu erkennen geben und ihnen ſagen, daß ich, in Betracht der Milde ihrer Sitten und ihres Klima's, ihre Inſel zu meinem Aufenthalt gewählt habe. Sagt ihnen, daß ſie der Gegenſtand meiner lebhafteſten Fürſorge ſein werden.“

„Elbaner! Dieſe Worte bedürfen keiner Auslegung; ſie machen eure Beſtimmung aus; der Kaiſer hat euch recht beurtheilt. Ich bin euch dieſe gerechte Erklärung ſchuldig und gebe ſie hierdurch.“

„Einwohner der Inſel Elba! Ich entferne mich ſchleunigſt von euch. Dieſe Entfernung wird mir ſchmerzhaft ſein, weil ich euch wahrhaft liebe; aber die Vorſtellung eures Glücks verſüßt die Bitterkeit meines Abſchiedes, und wo ich auch ſein werde, werde ich mit meinen Gedanken immer auf dieſe Inſel zurückkehren. Das Gedächtniß eurer Tugenden und die Wünſche für euer Glück, werden mich immer im Geiſte in eurer Nähe erhalten.

Porto Ferrajo, den 4ten Mai 1814.

Brigadegeneral Dalesme.

Um ſeinen neuen Staat näher kennen zu lernen, begab ſich Buonaparte den andern Tag mit den Commiſſarien der alliirten Mächte, zu Pferde nach Porto Longone, und nahm, wie von der übrigen Inſel, Beſitz davon. Ueberall wo er durchkam, verſammelte ſich eine groſſe Menge Volk, um ſeinen neuen Souverain zu ſehen. Er hatte wenig Dienerſchaft mitgebracht, aber mehrere prächtige Equipagen und Pferde waren ausgeſchifft worden.

Bereits den dritten Tag nach ſeiner Ankunft hielt er mit ſeinen Beamten einen Staatsrath, wo die wichtigſten Angelegenheiten der Inſel discutirt wurden. Kein Verwaltungszweig irgend einer Nationalinduſtrie und ihres Erwerbs blieb unerwogen.

Es wurden 200,000 Franken zum Bau eines Lazareths angewieſen, und über den Bergbau, den wichtigſten Gegenſtand der Inſel, ließ er ſich bedeutende Pläne vorlegen, ſo wie über die künftige Metallverarbeitung der Inſel, deren gewonnenes Erz bisher nicht verarbeitet, ſondern nach der toskaniſchen Küſte und nach Corſika geführt wurde.

Noch ſcheint er mit ſeinem Aufenthalt ſehr zufrieden zu ſein. Bei der Tafel iſt er heiter und geſprächig. Er ſpricht oft von dem Pallaſte und dem Theater, die er bauen und den Straßen, die er in den Felſen ſprengen laſſen will. Man baut bereits an Ställen für 50 Pferde.

In der Regel geht er früh zu Bette und mit dem Anbruch des Tages iſt er ſchon wieder zu Pferde. Die Generäle Bertrand und Druot ſind noch immer bei ihm; auch erwartet er einen Theil ſeiner Familie, und der Fall könnte leicht eintreten, daß die kleine Inſel Elba einem abgeſetzten Kaiſer und drei verjagten Königen zum Aufenthalte dienen müßte. Die Cocarde, die er an ſeinem kleinen runden Hute trägt, iſt weiß und roth, mit drei Bienen.

Keine Geſellſchaft iſt ihm angenehmer, als die der engliſchen Officiere. Er hält die Engländer für die erſte Nation und behauptet, dieſes auch in der größten Erbitterung des Krieges anerkannt zu haben. Oft ſpricht er mit ihnen ganz freimüthig von ſeinen Schickſalen und ſeinem Falle. Eben ſo freimüthig äußert er ſich über ſeine eigene Individualität und giebt den Grund an, warum er ſein Leben zu erhalten geſucht habe; nämlich um ſeinen Feinden nicht zu große Freude, und da er immer für andre gelebt, ſeinen Freunden nicht zu großen Schmerz zu verurſachen.

Gleich nach ſeiner Ankunft richtete er ſeinen Hofſtaat ein. Er ernannte einen Pallaſtpräfekten, vier Kammerherren und eben ſo viel Pagen.

Sein unruhiger Geiſt und ſein Unbeſtand manifeſtiren ſich bei jeder Gelegenheit. Seine vorhabenden Baupläne hat er eingeſtellt, und nun ſpielt er wieder den Soldaten. Er bildet ſich eine Bibliothek von allen, gegen ihn herausgekommenen Flugſchriften, wozu er bereits den Anfang in Lion gemacht hatte, und es ſteht zu vermuthen, daß wenn ſeine Commiſſionairs ihn gut bedienen, ſie bald ſehr zahlreich werden dürfte.

Seine meiſte Zeit verwendet er auf Erlernung der engliſchen Sprache, worin er, nach dem Zeugniſſe ſeines Lehrmeiſters, große Fortſchritte machen ſoll.

Häufig kommen Fremde auf der Inſel an, um den merkwürdigen Mann zu ſehen. Er iſt ſehr geſprächig, beſonders mit den Engländern, denen er ſeine Gunſt ganz vorzüglich zugewandt hat. Ankommende Schiffskapitains werden zu ſeiner Tafel geladen, und er ſelbſt beſucht ſie auch wohl auf ihren Schiffen. —

Oeffentliche Blätter ſagen, daß ſeine Mutter, Lätitia Buonaparte, ſich auf der Inſel Elba zu fixiren gedenke; dies würde bei dem unermeßlichen Reichthume dieſer Frau, ohnſtreitig ſehr vortheilhaft für die Inſel ſein, iſt jedoch ſehr unwahrſcheinlich, da die ſo fromme Frau ſich ungern von den Heiligthümern Roms trennen würde.

Bedenkt man den geringen Urſprung des nunmehr gedemüthigten und unſchädlich gemachten Wüthrichs, ſein unerhörtes Emporkommen; die Plagen, mit denen er Europa heimſuchte, die Millionen Menſchen, die er ſeiner Ehrſucht aufopferte, — und ſieht ihn jetzt, als den Beherrſcher eines zwar kleinen, aber gutmüthigen Volkes, ſo muß man ſich über die Langmuth der Vorſehung wundern, aber ſtillſchweigend ihre geheimen Abſichten verehren, die den ungeheuren Verbrecher ſchonend behandelt, um ihn vielleicht nach ihren unerforſchlichen Plänen durch quälende Reue zur verdienten Strafe vorzubereiten. — Seine hochgetriebene Virtuoſität in allen Künſten der Hölle, wird ſein Andenken noch den entfernteſten Generationen ſchrecklich machen, und ſein verhaßter Name wird nie anders, als mit dem Fluche der Nationen begleitet, ausgeſprochen werden.

Niemand hat ihn genauer geſchildert, als Lacretelle, mit deſſen treffender Charakteriſtik wir dieſen Aufſatz beſchließen wollen.

„Die Eroberer, ſagt er, waren noch nicht verhaßt genug; um einen immerwährenden Abſcheu vor ihnen zu erregen, hat der Himmel die langen Siege Buonaparte's zugelaſſen. Er hat gewollt, daß dieſer Eroberer mit denen, die bisher die Erde erſchreckten, nichts ähnliches hätte. Er hat ihm militairiſches Talent, ohne irgend einen glänzenden Zug perſönlicher Tapferkeit, eine außerordentliche Thätigkeit ohne Zweck, einen unbiegſamen Willen ohne Urtheilskraft verliehen. Die Unfälle, die ihn zu Boden drücken, die Schmach, welche er erdulden muß, ſind die Wirkungen der nämlichen Urſachen, denen er ſeine Siege verdankte. Weder die unerhörte Gunſt des Glücks, noch die ſchrecklichen Lehren des Unglücks, noch das Vertrauen einer, von der furchtbarſten Anarchie gepeinigten Nation, die bei ihm Ruhe ſuchte, noch die Rathſchläge aufgeklärter Männer, die ihm den Weg zum wahren Ruhm zeigen wollten; noch die Hingebung ſo vieler tapferen Krieger, nichts vermochte die Rauheit ſeines Charakters zu mildern, die Schiefe ſeines Kopfs zu verbeſſern, oder ſeine verderbte Seele zu erheben. Wenn man ſich oft über die Halsſtarrigkeit, mit welcher er ſo viele Menſchen ſterben ließ, verwundert hat, ſo kann man jetzt über ſeine Halsſtarrigkeit, leben zu wollen, ſich nicht weniger wundern. Er hat uns gezeigt, was die Selbſtſucht in einem unmenſchlichen Herzen vermag.“

III.

Schneller Anwachs und plötzlicher Verfall der franzöſiſchen Herrſchaft des Continents.

Noch iſt es zu früh, eine gründliche Geſchichte der Zeit, in ihren Angaben auf unwiderſprechlich ächte Zeugniſſe gegründet, zu liefern; denn die Quellen fließen theils ſehr unlauter, theils ſind ſie noch nicht geöffnet. Wer könnte auch unmittelbar nach dem Einſturze eines Prunkpallaſtes Anmaßung genug beſitzen, über den Ruinen einen untrüglichen Blick in die Tiefen der Zerſtörung thun, und alle ihre Geheimniſſe mit einemmale aufdecken zu wollen? Doch verdienen ſelbſt die erſten, auch nicht immer zuverläſſigen Nachrichten zur Begründung einer Zeitgeſchichte nicht Mißbilligung und Tadel; vielmehr haben ſie auf unſeren Beifall Anſpruch, und können von großem Nutzen ſein, wenn ſie mit Vorſicht und Auswahl benutzt werden. Wo es aber nicht ſowohl tiefe Forſchung in den vorhandenen, aber meiſtentheils noch verheimlichten Urkunden und ſorgfältige Kritik in der Benutzung der dargebotenen Nachrichten, als einen aufmerkſamen Blick auf das, was vor aller Augen geſchehen iſt, und leichte Combination der Umſtände gilt: da iſt das Ineinandergreifen der Tageserſcheinungen minder ſchwierig zu erklären. Iſt der Gegenſtand der Unterſuchung noch dazu ein ſolcher, welcher mehr durch unbefangenes Nachdenken und Vergleichen, als durch die Schätze diplomatiſcher Hülfsmittel an Licht und Klarheit gewinnt, ſo ſcheint es weniger erforderlich, die Entſcheidung der Geſchichtsforſcher auch zu dieſem Zwecke erſt zu erwarten. Die Unterſuchung über die vorzüglichſten Gründe des ſchnellen Wachsthums der franzöſiſchen Macht und ihres Sinkens ſcheint uns von der Art zu ſein, daß hier ein Totalblick auf die Geſchichte der Menſchheit, auf die Geſchichte und den Nationalcharacter der Franzoſen im Allgemeinen hinreichend iſt, um dieſe Rieſenerſcheinung zu erklären. In der That iſt die Verkettung der Umſtände, aus welchen dieſe

Erſcheinungen nur erklärt werden können, ſo wenig verwickelt, und das ganze Vor- und Rückſchreiten des franzöſiſchen Staats ſo tumultuariſch und unverſtellt, ſo unheimlich und trotzig, ſo laut und prahleriſch, ſo grauſam und empfindlich geſchehen, daß hier beinahe ein Rückblick auf die letzten zwanzig Jahre und die Erinnerung an die Unverſchämtheit des großen und die verwegene Schwäche des kleinen Buonaparte oder ſeiner Nation ausreicht.

Aus dieſen Geſichtspuncten ſei hier dem Leſer, welchem die großen Erſcheinungen ſeiner Zeit, das plötzliche Steigen und Fallen der franzöſiſchen Macht, ein Gegenſtand unzähliger, ſich widerſprechender Urtheile geworden und dennoch ein Räthſel geblieben ſind, Einiges zur Aufklärung darüber geſagt. Dem aufmerkſamen und ſelbſtdenkenden Beobachter deſſen, was um ihn her auf dem großen Schauplatze des Lebens vorgeht, mag der Reichthum ſeiner eigenen Betrachtungen den Stoff zur Aufklärung derſelben leihen.

Zwar würde der verewigte Pockels, was er nach David Hume dem Miſanthropen in den Mund legt, gegenwärtig mit Recht von einem großen Theile unſerer Zeitgenoſſen behauptet haben:

„Die Fackel des Wahren und die Wärme des Guten iſt dem Menſchen verhaßt; wer ſich Feinde in Menge erwerben will, ſpreche nur das Wahre oft und freimüthig aus. Der Hypocrit geht allein die ſichere und blumenreiche Straße des Lebens. Er iſt der Liebling der Menſchen, wenn ſie auch ſeine lockere Natur durchſchauen. Der Schmeichler gewinnt durch ſeine kriechende Demuth und kaufmänniſche Anbetung mehr, als der Mann, der ſich redlich für ſeinen Regenten und ſein Vaterland nach und nach aufopfert und als ein Bettler auf dem Bette der wahren Ehre ſtirbt."

Aber die Stimme des Hypocriten ſoll unſer Urtheil auch diesmal nicht beſtechen. Sei es, daß der Vorwurf des Menſchenhaſſes diejenigen trift, welche die Wahrheit reden; daß das Lob des wahren Kosmopolitismus denen gebühret, welche ſie zu hören fürchten, und vor ihrem Bekenntniſſe erſchrecken!

Die Geſchichte keines Volks liefert ſo viele und ſo auffallende Beiſpiele des *Leichtſinns* und der *Sorgloſigkeit*, als die des franzöſiſchen. Auch ohne alle Kenntniß des franzöſiſchen Nationalcharacters würde man das Volk, von welchem die ſizilianiſche Vesper, die Schrecken der Bartholomäusnacht, die zahlloſen Auswanderungen, die üppigſten Spiele des Luxus, die bunten Scenen der Revolutionen erzählt wurden, leichtfertig, ſorglos, üppig ſchelten. Hat [illegible] die Franzoſen dazu ſelbſt nach ihrem Totalcharacter kennen gelernt, ſo weiß man, daß der Hohe und Niedere, der Bürger und der Bauer ſtets heiter, gedankenleer, keck, gleichgültig über Wohl und Wehe der Völker, unbekümmert, mit einem Worte nur das Spiel des Augenblicks und der Laune iſt. Das buntſcheckige Gepräge ſeines Characters hängt er an Alles, was ſein Enthuſiasmus ergreift. Dies iſt ſtets das Neue, wenn es nur vielverſprechend iſt. Ob dies Wahrheit oder Schein ſei, iſt den Franzoſen gleichgültig. Daher ſieht man ſie ungeheure Opfer für ein Idol bringen, währenddeſſen ihre Nachbarvölker vieler Jahre bedürfen, bevor ſie ſich entſchließen, dieſelben Opfer auf dem Altare des Patriotismus und ihrer wahren Wohlfahrt darzubringen, immer von neuem erwägend, ob der Erfolg ihren Aufopferungen auch wohl entſprechen werde. — Il faut risquer tout, pour gagner tout (man muß Alles wagen, um Alles zu gewinnen) hört man dagegen den Franzoſen aus dem Innerſten ſeiner Seele reden, und mit Gleichmuth ſieht man ihn ſein Theuerſtes verlieren, denn es verläßt ihn die Hoffnung auch im tiefſten Elende nicht, Alles wieder zu gewinnen. — Daher ein beſtändiges Steigen und Fallen in der Geſchichte des Volks und der Familie in Frankreich. —

Sei es, daß dieſe Art zu denken und zu handeln dem franzöſiſchen Volke angeſtammt, ſei es, daß ſie zum Theil dem Clima und der Natur ihres Landes beizumeſſen ſei; immer iſt die Sprache ſelbſt nicht ohne Antheil an dem Nationalcharacter, ſollte dieſer Antheil auch nur in einer Rückwirkung auf den Character des Volks beſtehen, welcher als eine der erſten urſprünglichen Quellen der Sprachlaute betrachtet werden muß. Unfehlbar hat auch der Gang der Bildung dieſes Volks, welchen hier zu verfolgen, zu weitläuftig wäre, großen Einfluß auf die Entſtehung jenes ſonderbaren Nationalcharacters geäußert. Aus der Amalgamation der verſchiedenartigſten Stoffe iſt nur ſelten ein einfarbiges Ganze von innerer Einheit und Beſtändigkeit hervorgegangen. Daher gleicht das franzöſiſche Volk im Farbenwechſel dem Chamäleon. Unglaublich aber iſt es, was für Unternehmungen ſich auf die Stütze eines Volks gründen laſſen, welches, ohne Haltung des Characters zu jedem Ruder greift, das ihm auf dem hohen Meere des Schickſals dargeboten wird, um dem gefahrvollen Spiele der Wellen auf einige Augenblicke zu entrinnen, ungeachtet es im nächſten Momente ſchon wieder auf der Höhe ſchwebt. Daher erſchrickt man, wenn man die Geſchichte der Franzoſen, vorzüglich in dem letzten drei Jahrhunderten, durch alle jene ſchauderhaften Irrwege und Abgründe verfolgt. Nur aus jenem Character des Leichtſinns und der Sorgloſigkeit iſt das Zuſammentreffen ſo außerordentlicher Ereigniſſe erklärbar, als die neuere Geſchichte von Frankreich aufweiſt; nur daraus werden uns die vielfachen Verirrungen des Volks begreiflich, welche es bald auf den Gipfel eines übelbegründeten Glücks und der falſchen Hoheit erhoben, bald unter alles menſchliche Gefühl erniedrigten.

Unter jene Verirrungen, welche der Nationalcharacter, alſo auch das Volk verſchuldete, rechnen wir vornämlich die Irreligioſität und Freidenkerei; die Unzucht, Grauſamkeit und die gewiſſenloſe Verachtung alles Kosmopolitismus, weil daraus jener Zuſtand der Zügelloſigkeit hervorgegangen zu ſein ſcheint, der die Größe der franzöſiſchen Macht ſchuf, und ſchon im Schaffen ihren Fall vorbereitete.

Die Irreligioſität und Freidenkerei der Franzoſen erſtreckt ſich zwar nicht über alle, noch kürzlich dem franzöſiſchen Scepter unterthänigen Provinzen; dennoch hatte ſie im Allgemeinen ſo überhand genommen, daß ſie wohl national genannt werden konnte.

Die empörenden Religionsverfolgungen der früheren Zeiten, die geſchärften Religionsedicte, die grauſamen Mißhandlungen der freimüthigen Bekenner ihrer nicht kirchlichen Ueberzeugungen und der heiſſe Glaubenseifer hatten in Frankreich, wie denn überall auf jede Ueberſpannung eine Erſchlaffung folgt, ein ſolches Erkalten gegen Alles, was Religion und Glaube hieß, zur Folge, daß mit dem Unnützen auch das Nützlichſte, mit dem Mangelhaften das Edelſte und mit dem Gemeinen das Heiligſte als profan, entbehrlich, ja verderblich verworfen, beſpottet und endlich abgeſchworen wurde. Die Abſchwörung der Religion und ihrer heilvollen Wahrheiten durfte zum Geſetze erhoben werden. Männer von hohem Einfluſſe auf den Zeitgeiſt und die Bildung des franzöſiſchen Volks, wie Voltaire, trugen kein Bedenken, ihre leichtfertigen Producte zur Untergrabung aller Religion als die Reſultate reifen Nachdenkens in die Welt zu ſchicken, und wurden in ihren letzten Stunden, wo ſie nach Troſt und Beiſtand ſeufzten, dadurch ihren Leſern ſelbſt zum Geſpötte. Dem Volke, welches nur gar zu gern in den Geiſt dieſer falſchen Aufklärung einging, erſchien die Bigotterie des Hofes und einiger Altgläubigen, im Contraſte mit einer beiſpielloſen Libertinage, bemitleidenswerth; jeder Franzoſe in den Hauptſtädten wähnte ſich über alle Religion und Ceremonie erhaben.

Bei ſolcher öffentlichen Herabſetzung der Gotteserkenntniß und Verehrung, welcher die Regierung auch bei dem beſten Willen, kaum noch etwas entgegenzuſetzen gehabt haben würde, konnte das Sittengebot ſein Regiment unmöglich mit Strenge und Nachdruck ausüben. Das Geſetz allein war es noch, was den Franzoſen mit Mühe innerhalb der Gränzen des Anſtandes erhielt, und ſelbſt dieſes dünkte ihm bald eine zu ſchwere Laſt. Das Joch ward abgeſchüttelt und an die Stelle des alten, Zucht gebietenden Geſetzes, kam ein Codex, welcher ein unverkennbarer Totalabdruck eines geſunkenen Volks, der Unſittlichkeit, Gleichgültigkeit gegen das Heiligſte, das Unedle gut hieß und in Obhut nahm, um den Beifall der Nation zu verdienen. Von der Art waren die Producte der Schreckensrichter von Danton bis auf Buonaparte.

Wie war es nun zu verwundern, daß eine Unzucht im Volke einriß, die ihres Gleichen auch nur in der chronique scandaleuse der alten Welt wiederfindet. Selbſt die Beiſpiele der Könige, welche als Glaubensbeſchützer auf dem franzöſiſchen Throne ſaßen, anfangs dem Volke ein Aergerniß, wurden bald Aufruf zur Nachachtung. Wem ſind nicht die Namen einer Maintenon, Pompadour und ihrer zahlreichen Wahlſchweſtern bekannt, in deren Armen die Könige von Frankreich das Heil ihrer Völker verträumt haben? Und wer durch die Geſchichte mit der Wahrheit vertraut geworden iſt, daß die Tugend und das Laſter des Hofes und der Großen im Volke nie ohne Nachahmung bleibt, ſondern erſt zum Geſetz der Mode und des Luxus, dann zum Sittengeſetze erhoben wird: den kann es auch nicht befremden, daß eheliche Treue und jungfräuliche Keuſchheit den Franzoſen ein verſchollener Name, ein Gegenſtand der Satyre und Ironie geworden war. Es gehörte bereits zum guten Tone, die Tugend als eine ſchwache Tochter der Einfalt verdächtig zu machen, und mit bitterem Spotte zu verfolgen. Die Scenen, in welchen ſich die Unzucht des franzöſiſchen Volks während der Revolution im ſchmutzigſten Gewande zeigt, und die Luſtlager, worin ſich die lüderlichen Wollüſtlinge herumtummelten, gewähren einen zu grellen Anblick, als daß wir ſie unſeren Leſern vorführen ſollten. Genug, daß kein Band des Altars, der Liebe und der Familie, kein Anſehen des Alters, Standes und der Würde mehr heilig genug war, um es nicht mit dem Blute der Luſtſeuche und der Schande zu beflecken.

Hatte aber das franzöſiſche Volk, König und Fürſt, Bürger und Bauer, bereits zur Zeit des lodernden Feuers für die Integrität des Glaubens nicht gezaudert, die empörendſten Greuelthaten zu verüben: wie vielmehr mußte der Blutdurſt Kerker, Schlachtbank und Hochgericht verſorgen, als kein Gott, keine Auferſtehung mehr an einen Tag der Vergeltung erinnerte. Seltſam und befremdend iſt die Erſcheinung in der Geſchichte des franzöſiſchen Volks, wie der heiſſe Religionseifer durch ſeine Verirrungen und ein ruchloſes Wüthen gegen Andersdenkende im Schooße der Nation Männer entflammt, aus Abſcheu gegen dieſe Greuel mit dem Fanatismus die Religion des Friedens und der Liebe zu verdammen, und die Nation mit ſich zu einer gleichgültigen Verachtung gegen dieſe Religion fortzureiſſen, deren Wirkungen und Folgen eben ſo ſchauderhaft ſind, als jene Unthaten, vor welchen ſie verwahren ſollte.

Auch hier ſehen wir zwei Extreme, den blinden Fanatismus und die zügelloſeſte Freigeiſterei, von gleichen Folgen begleitet. Die Schrecken der Bluthochzeit, die Mordanſchläge gegen das Leben Heinrich IV., die immer erneuerten Bedrückungen und Mißhandlungen der Proteſtanten, welche im Auslande Schutz und Hülfe ſuchen, unter Ludwig XIV. die grauſamſten Verſündigungen an einzelnen Unglücklichen, wovon die Schickſale des armen Calas ein Beiſpiel liefern u. ſ. w. auf der einen, Einkerkerung, Blutgericht, Verbannung und Mord jeder Art auf der andern Seite.

So erwuchs aus jener Unſittlichkeit, welche das Gebot der Religion verurſachte, bald eine Barbarei, welche den Geſetzen des Staats Hohn ſprach, und die angeſtammten Rechte der Menſchheit mit Füßen trat. Dieſe Barbarei iſt es, welche bald den Character der empörendſten Grauſamkeit annahm. Und nun iſt der kurze Schritt von dieſem Standpuncte des Volks zur ſchnöden Verachtung alles Kosmopolitismus natürlich, ja nothwendig, weil jene ohne dieſe und umgekehrt der gränzenloſe Egoismus, der die Völker, als Knechte der Laune und des Uebermuths, zu elenden Vaſallen ſeiner Sippſchaft erniedrigen will, nicht ohne jene barbariſche Grauſamkeit beſtehen kann, die das Richtſchwert ſchwingt, wo noch ein freier Mann ſeinen Nacken zu erheben ſucht.

So ſchnell konnte das franzöſiſche Volk von jener fanatiſchen Raſerei zu dieſer religiöſen und politiſchen Geſetzloſigkeit übergehen, daß es gewiſſenlos genug war, die Verträge zu brechen und die Rechte zu kränken, welche es ſelbſt den Völkern aufgedrungen und als unverletzlich angeprieſen hatte. An den Unterdrückten hingegen ward jede, noch ſo leiſe Uebertretung derſelben auf das empfindlichſte und empörendſte gerächt.

Dies iſt nun der Zuſtand der Verwilderung, in welchem wir das Volk der Corneille, Racine, Molière, Rouſſeau, Büffon, Bonnet u. ſ. w. wiederfinden. Entflohen ſind die Muſen von den Bühnen, auf welchen Eumeniden ihre Geiſſeln ſchwingen; die Grazien trauern, wo ihre Namen durch giftathmende Luſtdirnen entweihet werden; Moos wächſt über den Werken der Kunſt, und im Staube modern die Pergamentrollen, in welchen der Geiſt des Himmels und der Odem der Götter wehet, wo der Vandalismus einen Blutrichter an den Eingang der Muſeen ſtellt. Dem Priap allein werden Tempel und Altäre gebauet, um dem Verbrechen die Weihe der Gerechtigkeit zu geben. Die Fauſt iſt das Geſetzbuch, aus welchem die Schreckensrichter ihre Urtheilsſprüche erklären, und das Beil die Reliquie, bei welcher ſie die Religion und die Tugend abſchwören.

So finden wir das franzöſiſche Volk in der Revolution wieder, alle jene Laſter in ihrer Vollendung, und die Menſchheit zu einem Vereinigungspuncte aller gedenkbaren Greuel herabgeſunken. Der Staat war durch die Sittenloſigkeit, Ausſchweifung und durch die tauſendfachen Mißbräuche ſeiner Glieder in einen verzweifelten Zuſtand gerathen. Zu den innern Uebeln, welche zur gänzlichen Untergrabung der Wohlfahrt des Volks wirkten, geſellte ſich ein äußeres, wodurch das Feuer zum Ausbruche kam. Das Finanzweſen war in dem kläglichſten Zuſtande, und kein Mittel zur Rettung des Staates von dieſer Seite hatte den gewünſchten Erfolg. Die Bedrückung des Volks erzeugte Mangel, Noth und Erbitterung. Dies wurde die nächſte Veranlaſſung zu jener abſcheulichen Revolution, die einen Zuſtand der ſchrecklichſten Anarchie über Frankreich brachte, welcher von der Verhaftung des Königs bis zu Buonapartes Rückkehr aus Egypten dauerte; denn was während dieſer Schreckensjahre in Paris zur Begründung einer neuen Staatsverfaſſung geſchah, waren nur Verſuche, welche ſo viel Widerſpruch und ſo viele Feinde zu bekämpfen hatten, daß ſie jederzeit wieder unterlagen.

Die wildeſte Freidenkerei führte den Krieg gegen Religion und Tugend; die Unzucht zeigte ſich als die ſcheußlichſte Sodomiterei, und machte das Weib zum Gemeingute aller Wollüſtlinge; die Grauſamkeit wuchs zum unerſättlichen Blutdurſte, welcher ſich an den Martern und Qualen unzähliger, unſchuldiger Schlachtopfer weidete; der Schwindelgeiſt einer ſolchen ſataniſchen Freiheit vergötterte die Franzoſen, und ſchalt die übrigen Völker Hunde; die Anarchie nährte in jedem Elenden die unbeſchränkteſte Herrſchſucht; jeder glaubte das Ruder des Staats führen zu können, und ſuchte es zu ergreifen. Die fürchterlichſten Ungeheuer ſtanden an der Spitze und fielen, um ihren Brüdern Platz zu machen, und das Volk wüthete wieder herrenlos nach Gefallen, nur dem Gebote der Schmach und der Schande gehorchend, ein Fluch aller Redlichen.

Was ließ ſich aus einem ſolchen Volke ſchaffen; wozu war die Menſchheit in dieſem Zuſtande der ſchrecklichſten Verwilderung fähig, wenn ſich ein Gleichgeſtimmter an die Spitze ſtellte, welcher mit inniger Geiſtesverwandſchaft Verſtellung, Klugheit und Entſchloſſenheit genug vereinigte, ſeinen Willen zu dem Willen der Nation zu erheben, und zugleich die Nation zu überreden, daß er nur ihren Willen vollſtreckte?

Ein edelmüthiger Mann war nicht geeignet, das Ruder dieſes Staats mit Glück zu ergreifen. Schon lange waren die Beſſeren beſcheiden zurückgetreten, oder ſie hatten ihr Heil im Auslande geſucht. Auch Moreau ſchien dies zu erkennen, und ſchlug die Herrſchaft über Frankreich aus. Dahingegen drängten ſich Tauſende der boshafteſten Verbrecher an das Ruder, und wir haben ſie ſteigen und blühen ſehen. Aber wer war es endlich, der, mit den erforderlichen Gaben ausgerüſtet, Herrſchſucht, Klugheit, Entſchloſſenheit und Argliſt genug beſaß, ſich dieſe alle unterthänig, ja zu Stützen ſeiner eigenen Erhebung zu machen?

Buonaparte war der Mann, dem ſie gehorchen ſollten. Corſica ſoll ſchwerblütige, tückiſche Menſchen erziehen, von finſterem Angeſichte und rauher Gemüthsart. Buonaparte's Erbtheil war dies. Aber er hatte ſo viel Scharfblick, um einzuſehen, daß er ſich in das Gewand der hochherzigen Entſchloſſenheit, für das franzöſiſche Volk Alles, ſelbſt das Leben aufzuopfern, einhüllen mußte, wenn er mit Glück auftreten und Macht gewinnen wollte, ſich einſt in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

Das that er, und täuſchte dadurch nicht nur Frankreich, ſondern auch das Ausland. Seine Talente berechtigten zu großen Erwartungen; ſeine wahre Geſinnung verheimlichte er, und nahm den Schein des Heldenmuths und des gemeinnützigen Freiheitsvertheidigers zum Beſten des franzöſiſchen Volks mit ſo viel Geſchicklichkeit und Täuſchung an, daß die Welt einen großen Mann in ihm ahnete. Sie wurde ge-

Univ. Bibl. München

zwungen, ſeine Größe anzuerkennen, als die Maske von ſeinem Angeſichte und die Schuppen von den Augen ſeiner Lobredner und Anbeter fielen.

Wenn man ſelbſt zugeſtände, daß dieſer Mann anfangs von edleren Gefühlen beſeelt geweſen wäre (obgleich ſeine Reden aus der frühern Periode ſeiner Erhebung eitel Betrug und Verſtellung ausſprechen, und durch ſein ſpäteres Betragen als Producte heimtückiſcher Argliſt beſtätigt werden) ſo wäre dennoch nicht zu läugnen, daß er ſich dem damaligen Character und der ſchrecklichen Stimmung der Nation anſchmiegen, ja ſich beide aneignen mußte, um zum Ziele zu gelangen. Auch hat es die Folge gelehrt, daß er dies treulich gethan. Darum ſehen wir ihn bald eben ſo gewiſſenlos, grauſam, herrſchſüchtig, wie ſein Volk; dabei heimlich, verſtellt, argliſtig und ſcharfſichtig wieder. Was war von einem ſolchen Volke unter einem ſolchen Anführer zu fürchten?

Buonaparte kannte das Volk, das er ſich unterthänig zu machen gedachte; er wußte, wie ſehr es an der Auſſenſeite der Dinge klebte, den Prunk liebte und alles Außerordentliche bewunderte. Er kannte den gränzenloſen Ehrgeitz deſſelben und ahnete, daß es ihn vergöttern würde, wenn er es zu geprieſenen Thaten und ausgebreiteter Macht erhöbe. Daher gab er ſich Schein der Religioſität und ſtrengen Geſetzlichkeit, der Menſchenfreundlichkeit und Treue, währenddeſſen er dem Volke anfangs ungeſtraft alle die entgegenſtehenden Laſter ließ, welche er liebte. Nur auf dieſem Wege wurde er der Thoren mit Sicherheit Herr, um ſie darnach mit deſto mehr Ruhe und Gemächlichkeit für ihre Verblendung büßen zu laſſen.

Auch von der Unluſt des Volks, in die bürgerliche Ordnung zurückzukehren, unterrichtete ihn ſein Blick in das Herz der Nation, in welcher er aufgewachſen und aus untergeordneten Verhältniſſen emporgeſtiegen war. Wodurch anders konnte dieſer Hang zum Müſſiggange befriedigt, die Raub- und Mordluſt der Nation beſchäftigt werden, als durch Kriege?

Krieg war der Brennpunkt, in welchem ſich die Wünſche und Bedürfniſſe des Volks mit den heißen Wünſchen und den Reſultaten des vielfachen Nachdenkens Buonaparte's über den ſicherſten Weg zur Unterjochung Frankreichs vereinigten, ein recht langer Krieg, worin die Gefährlichen untergeben, die Hitzigen ſich abkühlen, die Unterthänigen ſich an ihren Befehlshaber gewöhnen, die Recruten gehorchen lernen, die Habſüchtigen ſich bereichern, alle aber für die Herrſchſucht des Volks und des Tyrannen, für Eroberung und Uebermacht Frankreichs fechten ſollten.

Ob ſich Buonaparte einen guten Erfolg, Sieg und Lorbeeren verſprechen durfte? Wir wollen ſehen, worauf ſeine Hoffnungen ſich ſtützten, und die Mittel unterſuchen, welche er anwendete, um ſich einen glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen zu ſichern. — Durfte er nicht von einem Volke, welches kein Geſetz, kein Pflichtgebot mehr für heilig hielt, erwarten, daß es mit Freuden die Altäre und Tribunäle ſeiner Nachbaren umſtürzen werde? verbürgte nicht die Raſerei für die Entfeſſelung von allen Banden der Menſchheit eine grimmige Wuth gegen alle diejenigen, welche nicht in den Wunſch einer ſolchen Freiheit einſtimmen mogten? ſicherte nicht das Verſprechen reicher Eroberungen zur Beute und Belohnung einer Armee von Hoſenloſen, Glücksrittern, Bettlern, Hungrigen, ausgemergelten Kettengefangenen und Galeerenſclaven, blinde Folge und Aufopferung? Und Buonaparte wußte ſeinen Kampfgenoſſen dieſe Reitze in ihrem lachendſten Gewande vorzuſpiegeln, um ſie zur wildeſten Flamme für ſolche Abgötter zu entzünden, wenn er ihnen die Schätze Italiens und Deutſchlands verhieß. Hatte nicht auch die Unterdrückung, Peinigung und das Elend freier Völker, welche die Schrecken der Anarchie noch nicht erfahren hatten, viel Anziehendes für eine Nation, die ſich an den grauſamſten Qualen der leidenden Menſchheit am liebſten weidete? War nicht Buonaparte ſelbſt ein kriegserfahrner Mann, welcher in Italien und Egypten bereits die Künſte der Barbarei in ihrer ſcheuslichſten Vollendung geübt hatte? Mußte er nicht damals, als ein junger Mann, ſchon durch Weihrauch und Siege zu dem verwegenen Selbſtvertrauen, welches die Folgezeit bewieſen hat, irre geleitet, und mit Stolz auf ſeine Talente und Kräfte erfüllt ſein?

Genug, um zu zeigen, daß den franzöſiſchen Horden, ſo geſtimmt, nach ſolchen Grundſätzen, von einem ſolchen Feldherrn angeführt, keine Macht der Erde widerſtehen konnte, welche nicht auch jedes noch ſo ſchändliche Mittel zum Zwecke heiligte, und nicht dieſelben furchtbaren Vaſallen der Sitten- und Geſetzloſigkeit, Raubluſt, Mordſucht, Freiheitswuth, Herrſchſucht, Eroberungsluſt und der Sehnſucht zur abentheuerlichen Beſtürmung und Zertrümmerung alter Verfaſſungen zu Gebote hatte.

Unmittelbar auf ſolche Stützen gründeten ſich alſo die Thaten der franzöſiſchen Nation, und Buonaparte war der Mann, welcher ganz dazu geſchaffen zu ſein ſchien, ſie durch das Volk auszuführen, deſſen Beherrſcher er zu werden gedachte. Edle Gründe, wie bei andern mächtigen Völkern, welche die Geſchichte nennt, ſind hier nicht zu ſuchen. Die hohe Idee der Vaterlandsliebe, welche Roms Helden zur freiwilligen, aber uneigennützigen Aufopferung für das Volk entflammte, und dem Volke länger und früher die freie Unabhängigkeit von ſeinen Nachbarn ſichern, als das Gebiet der römiſchen Herrſchaft erweitern ſollte, war den franzöſiſchen Heeren fremd. Nicht die rühmlichen Talente eines wahrhaft großen Mannes ſehen wir hier nach dem Ziele des Völkerglücks und der wohlthätigen Herrſchaft ringen. Kein Alexander läßt hier den beſiegten Fürſten ihre Erbländer und Verfaſſungen; kein Carl unterwirft ſich rohe Völker, um ihnen beſſere Sitten und religiöſe Bildung zu geben. Die Thaten der Franzoſen gehen mehr vom Volke, als vom Heerführer aus. Greuel ſind die Gründe ihrer Begeiſterung. Vandalen, Hunnen und Mongolen ziehen gegen die beſſeren Völker Europa's zu Felde. Ein Geiſerich, Attila, Tamerlan ſteht an ihrer Spitze. Beide, Heer und Führer, ſind nur groß in Laſtern und Unthaten.

Um die Wünſche Buonaparte's und des franzöſiſchen Volks zu krönen, vereinigte theils das Schickſal, theils die grauſame Geſchicklichkeit des Befehlshabers ſelbſt einige Hülfsmittel mit jenen Gründen franzöſiſcher Thatkraft, welche ihn des Erfolges noch gewiſſer machten. Er verſchmolz die Eroberungen Schritt vor Schritt mit dem franzöſiſchen Reiche, und machte die Landesherren, welche ſich ihm freiwillig unterwarfen, unter allerlei leeren Formen, zu Vaſallen deſſelben. Das Glück unterſtützte ihn hierin, und die franzöſiſche Macht wuchs nun,* einer rollenden Lavine gleich, mit furchtbarer Schnelligkeit zu einer ganz auſſerordentlichen Größe. An jene großen Eroberungen und dieſen Wachsthum der Macht ſchloß ſich die Hoffnung der Anführer, als Generäle und Obriſten, zu hohen Würden zu ſteigen und Reichthümer zu häufen. Daher boten auch dieſe alle ihre Kräfte für den Sieg der franzöſiſchen Waffen auf. Die Gemeinen fanden Behagen an den Kriegen und Heerszügen, denn ihr Führer erlaubte ihnen jede Befriedigung ihrer Leidenſchaften, Plünderung, Wolluſt und Mißhandlung, ohne ſie je zu ſtrafen, wenn es nicht die dringendſten Umſtände erforderten. Andere Regenten traueten ſeinen Verträgen und Verſprechungen, und gaben ſich und ihre Exiſtenz dadurch ganz in ſeine treuloſen Hände, die nimmer raſteten, das furchtbare Gebäude der Einkerkerung Europa's zu erweitern. Und als die Völker endlich ihre Augen öffneten und die Fürſten ein Einſehen hatten, war die franzöſiſche Macht auf dem Gipfel ihrer Rieſengröße, und Napoleon hatte ſo viele getreue Schildhalter um ſich verſammelt, daß er als gefürchteter Despot daſtand.

Die Könige erzitterten vor dieſer Macht; die Völker ſtaunten die Nation und den Helden an, welche das Glück über alle menſchliche Größe zu erheben ſchien; die wenigen freien Stämme im äußerſten Oſten und Norden von Europa erſchraken über den unaufhaltſamen Strom der Heere, welche ſich gegen ſie heranwälzten, um ſie zu verſchlingen, und ihrem ungeheuern Körper einzuverleiben; denn es beſtanden die Schrecken der Despotie und keine Macht der Erde ſchien ihnen das Gleichgewicht halten zu können.

Sie hatten Urſach zu erſchrecken und zu zittern, denn ein Sündenvolk, wie das franzöſiſche, mußte in ſteter Bewegung erhalten werden; ſeine frevelhaften Leidenſchaften, unausgeſetzt durch ſtürmiſche Eroberungskriege genährt, mußten Befriedigung haben, damit das Heer im ewigen Waffengetöſe ſich der fürchterlichen Oede und Leere in ſeinem Innern nicht bewußt wurde. Ewiger Krieg war das einzige Mittel, die Herrſchſucht, den Ehrgeiz und die Eroberungsluſt der Horden zu befriedigen. Schon verlangte ihn die Luſt zum abentheuerlichen Durchſtreifen der Länder, und wie hätte die Meuterei, der Raufſinn, Nahrung und die Langeweile Beſchäftigung gefunden, wenn ſie nicht der Krieg dargeboten hätte? Krieg forderten die Heere, um zerſtreuet zu werden, und durch neue hochgeprieſene Thaten den Nationalſtolz zu befriedigen, damit die Aufmerkſamkeit von den kühnen Schritten des Tyrannen und den Schrecken der Deſpotie, welche den Franzoſen bereits ſo ſchwere Feſſeln der Sclaverei anlegte, als ſie nie getragen hatten, abgelenkt wurde. Auch über den wahrhaft beklagenswerthen Zuſtand des Innern konnte nur der Krieg noch Troſt gewähren, welcher durch die empörendſten Bedrückungen die Mängel der Finanzen decken, und durch die beiſpielloſe Bereicherung der Großen die Stimme der leidenden Menſchheit in und außerhalb Frankreich erſticken mußte. Die Armeen, ſelbſt die jungen Soldaten, welche ſich einmal an dieſe geſetzloſe Lebensweiſe gewöhnt hatten, und mit den Vortheilen der verheerenden Streifereien in den blühendſten Ländern Europa's vertraut geworden waren, wünſchten keinen Wechſel der Dinge mehr, ſo lange ſie die Schrecken der Noth und des Todes, welche ſie über die Völker verbreiteten, noch nicht ſelbſt ereilten. Doch auch dann waren ſie noch nicht alle von den Dämonen des Nationalſtolzes und eines unbegränzten Ehrgeizes befreiet, und tröſteten ſich damit, die Schreckensbahn der Greuel noch einmal zu durchlaufen. Dies war nicht bloß die Stimmung Napoleons; der größeſte Theil ſeiner Heere, die Officiere von Range faſt ohne alle Ausnahme, theilten dieſe Geſinnungen mit ihm.

Daher wüthet der Krieg unausgeſetzt fort, bald im äußerſten Süden, bald im Mittelpunkte, endlich im äußerſten Norden von Europa. Mit ihm ſteht der Coloß der franzöſiſchen Macht, der Spanien und Pohlen zu ſeinen Füßen ſieht, und mit blutiger Fauſt die Keule über Rußland ſchwingt.

Der Blutrichter an der Spitze der Armeen, nun ſeiner Sache gewiß, kehrt noch immer nicht von dem überſtrömten Schauplatze der Schädelfelder zurück; ihn und ſein Volk ergötzt der Anblick der Henkersſcenen, ſie weiden ſich an den Qualen der jammernden Menſchheit. Zahlloſe, ungeheure Opfer bringt der Tyrann auf dem Blutaltare den Götzen der wilden Eroberungsſucht dar, und nennt ſich den Helden des Jahrhunderts, den Helden der Helden, wie er als ehrloſer Länderräuber und Henker der Nationen da ſteht. Durch eine furchtbare Uebermacht und die entſetzlichen Opfer, welche er mit Freuden darbringt, zerſchmettert er die Schaaren der Streiter, die ſich ihm entgegenwerfen. Keine Gränze, kein Geſetz iſt mehr heilig; das Laſter und die Schande gebietet über Europa; der Tyrannenſtolz ſchwindelt, und wird an ſich ſelbſt irre. Was ſchonungsloſe Grauſamkeit und die Uebermacht gethan hat, ſchreibt der Despot ſeinen Talenten zu; er glaubt nicht mehr an Völkerrecht, Treue und Heiligkeit der Verträge, nicht mehr an Schickſal und Wechſel des Glücks; ſondern nur an ſeine Größe, Untrüglichkeit, Unüberwindlichkeit. Zum Schwindel der Herrſchſucht, Eroberungswuth, Grauſamkeit, Schande und Ruchloſigkeit geſellt ſich die Thorheit.

Auf ſolchen Stützen ruhete jener ungeheure Coloß der franzöſiſchen Macht, den wir aus den Schrecken einer ſchauderhaften Revolution emporſteigen ſahen. Konnte ſolch ein Ungeheuer, das rohe Werk der Schöpferkraft des Vandalismus und hunniſcher Barbarei, die Welt auf die Dauer im Anſtaunen und in Unterwürfigkeit erhalten? Mußten nicht die verblendeten Völker endlich erkennen, daß das Ungethüm auf zu ſchwachen Füßen ſtand, und in ſeiner Rieſengröße durch zu lockere Bande in ſich ſelbſt verbunden war, um zu beſtehen?

waren nicht ſeine Glieder aus zu vielfachen und gar zu verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt, als daß ſie ſich nicht ſelbſt hätten untreu werden ſollen? Konnten die ſchwächeren Theile, auf noch ſchwächerem Grunde ruhend und bedrückt durch das furchtbare Gewicht eines Hauptes, von grauſamen Ränken und mächtigen Entwürfen ſchwer, dieſe Bürde noch lange tragen?

Tyrannenſtolz und Despotie ſind ſchwere Proben für edle Völker, welche an die Huld einer liberalen Regierung gewöhnt waren; eine ſchwerere Prüfung Länderraub und Prunken neuer Throne der Tyrannenknechte für die edlen Fürſten. Aber der Freibrief der Sieger, Schandthaten aller Art zu üben, und die heimliche Verfolgung des Beſſeren, der noch einen Reſt von Mitgefühl am Schickſale der leidenden Menſchheit äuſſert, reizt dieſe zur Empörung. Die Franzoſen hatten unter Buonapartes Anführung Alles gethan, um ſie vorzubereiten; die Völker, durch die knechtiſche Behandlung zum heimlichen Grimme geſtimmt, erwarteten voll Ungeduld den Augenblick, das drückende Joch der entehrenden Sclaverei wieder abzuſchütteln.

Und iſt es nun wahr, was Jahrtauſende beſtätigt haben, daß die Gerechtigkeit am Ende doch den Sieg davon trägt: warum ſollte denn gerade diesmal die Tyrannei Altäre der Verrätherei und Treuloſigkeit, der Mordbrennerei und des Blutdurſtes für die Ewigkeit gebauet haben? Jahrhunderte hatten die mächtigſten Völker des Alterthums nicht zu dem Grade des Frevels, der Sittenloſigkeit und Ausartung bringen, und nur Jahrhunderte die Macht derſelben zu dem Umfange erheben können, welchen die franzöſiſchen Heere behaupteten. Darum gehörten Jahrhunderte dazu, um das Andenken an die Blüthe dieſer Mächte, die Ehrfurcht gegen ihr hohes Alter zu tilgen, und die Barbaren des Nordens gegen ſie zu vereinigen. Wo die Eroberungen in wenigen Jahren zu einem halben Erdkreiſe wuchſen, wie unter dem ſtürmiſchen Alexander; da ſprengten auch die Völker in kurzer Zeit die Feſſeln, welche ſie wider Willen an einander ketteten. Hier aber ſahen Jahrzehende den aufgeweckten Tiger zu einem ſcheußlichen Ungeheuer erwachſen, welcher die Welt mit allen ihren Bewohnern zu verſchlingen und zu zermalmen drohete. Jahrzehende brachten die Völker in ſo großes Elend, als ſie ſonſt in Jahrhunderten nicht erduldet hatten; Jahrzehende ſahen den Bau des entſetzlichen Kerkers, in welchem Europa ſchmachten und ſich ſelbſt verzehren ſollte, der Vollendung nahen. Was that hier das Andenken an vergangene Zeiten? Wo war hier die Achtung gegen ein ehrwürdiges Alter? Wozu vermogte hier bange Furcht und Sorge, Druck und Noth, Brand und Mord, übermüthige Verſtümmelung der Länder, Völker und Menſchen die Nationen?

Ein ſolches Gebäude konnte nur für Jahrzehende aufgerichtet ſein. Ein Pallaſt auf Sand gebauet, erliegt dem erſten Andrange des Sturms. So ſtürzt ein Staatskörper, der nicht auf unwandelbaren Grundſätzen einer richtigen Politik aufgerichtet, ſondern das Werk grober Verſtöße gegen Völker- und Bürgerrecht iſt; deſſen Glieder nicht der natürliche Verein der wechſelſeitigen Treue, Unterſtützung und Vertheidigung, ſondern das trotzige Gebot der wilden Despotie und Verhöhnung der freien Natur und Würde im Menſchen zu einem Ganzen verband, gar leicht in ſich ſelbſt zuſammen.

Daher wurden denn dieſelben Gründe, auf welchen Macht und Hoheit der großen Nation ruheten, auch der Leichenſtein, unter welchem ſie begraben liegen; der Grabhügel, an welchem nun das kleine Volk der Franzoſen ſeine leidige Größe bejammert. Unfehlbar würde der entſetzliche Umſturz auch erſt nach Jahrzehenden erfolgt ſein, wenn Buonaparte und ſein Volk, gleich andern Eroberern, Despoten und ihren Horden, einen Ruhepunct gekannt, und nicht durch blinde Wuth, auf ein tolles Selbſtvertrauen und wilde Verachtung aller ſeiner Gegner geſtützt, den Fall ſeiner Herrſchaft beſchleunigt hätte. Aber die Vorſehung ſelbſt ſchien den Greueln ſeiner Heere nicht mehr mit Langmuth zuſehen zu können. Das letzte Ziel ſeiner Rieſenentwürfe hatte der bethörte Wüſtling erreicht. Moskau lag in der Aſche; ſeine Heere hungerten; der Froſt ergriff ſeine Glieder, und das ruſſiſche Schwert vollendete das Gericht. Kaum hätte es ſolch einer Anregung bedurft, um die Völker zu wecken. Die Glieder jenes großen Staatscoloſſes harrten ſchon lange auf einen günſtigen Augenblick, ſich aufzulöſen, weil ſie der furchtbare Druck unerträglich dünkte. Die Franzoſen hatten Wilna kaum erreicht, als man insgeheim ſchon in den Rheingegenden jubelte, und Hoffnung ſchöpfte, von den drückenden Feſſeln der Tyrannei erlöſet zu werden.

Nun ſtellte Buonaparte und ſein Volk die Stützen ſeiner vielgeprieſenen Thaten, Bosheit, Mordluſt und Uebermacht, erſt recht in ihrer ganzen Blöße dar. Wie grauſam ſind die Mittel, deren er ſich bedient, um ſich auf ſeinem Standpunkte zu behaupten, und ſeiner Nation den Nimbus der Hoheit zu erhalten. Alles, auch der letzte Reſt des öffentlichen Eigenthums, die geſammte bewaffnete Mannſchaft, Männer, Jünglinge und Knaben, wird daran geſetzt, einen Sieg zu erkämpfen und auszupoſaunen. Neue Raubſtücke, Plünderung, freies Spiel der Lüſte wird den Soldaten; die Throne edler Monarchen werden den Hordenführern verheißen. Leere Verſprechungen! eitle Gelübde! Die Tugend ſiegt. Hunger und Peſt verzehrt die Franzoſen. Buonaparte opfert ſie gern; hätte mit Freuden noch Millionen zur Schlachtbank geführt. Die Bethörten waren nicht mehr tüchtig, den Schwur der Ehrſucht, Raubluſt, Ueppigkeit und Mordbrennerei zu brechen, ſich von ihrem Meiſter loszureißen; ſie konnten nicht und wollten es auch nicht. Der Tag des Gerichts brach über ſie ein, ehe ſie es geahnet hatten; doch die Richter ſchonten der Elenden, welchen der Zügel der frommen Gerechtigkeit und Tugend eine härtere Geiſſel iſt, als die wildeſte Rache.

So ſank die Macht der Franzoſen, eine kurze Erſcheinung in der Völkergeſchichte, welche an Schauderhaftigkeit und Schrecken kaum ihres gleichen hat, noch ſchneller, als ſie geſtiegen war. Die Gründe ihres Wachsthums waren die Gründe ihres Verfalls, den Völkern und Völkerhirten zur Warnung, daß nur ein edler Sinn, liberaler Geiſt und ächte Religioſität das wahre Heil des Menſchen und der Menſchheit begründe.

IV.

Der baierſche Staatsminiſter, Graf von Montgelas und der Graf Reiſach-Steinberg.

Jetzt, da glücklicherweiſe die Waffen ruhen, da unſere Erlöſer vom ſchändlichen Joche der Franzoſen das ſiegende Schwerdt in die Scheide geſteckt haben, und die weiſen Führer der Völker im tiefſten Frieden, raſtlos in Wien am europäiſchen Völkervertrag arbeiten, erhebt ſich im Süden Deutſchlands ein Federkrieg, der mit ſolcher Erbitterung geführt wird und die Aufmerkſamkeit des Publikums um ſo mehr rege macht, da die von beiden ſtreitenden Theilen emanirten Flugſchriften, in einem Tone geſchrieben ſind, der weder der Würde ihres Ranges, noch ihrer Geburt entſpricht, und worin einer dem andern Verbrechen aufbürdet und Schuld giebt, für die keine Strafe groß genug wäre.

Die beiden Kämpfer ſind, der königliche baierſche Premierminiſter, Graf Montgelas, und der verabſchiedete baierſche Exgeneral-Commiſſair, Graf Reiſach-Steinberg. — Erſterer hat das Viſier nicht gelüftet und will unerkannt bleiben; der Zweite bekennt ſich auch nicht zu ſeiner erſten Schrift, wird aber von ſeinen Freunde, dem Profeſſor Voß zu Halle, (die Zeiten. Februarſtück 1814.) ſo ſignaliſirt, daß er gar nicht zu verkennen iſt.

Letzterer ward verſchiedener Prävaricationen halber und vorzüglich wegen eines, aus dem Leihhauſe zu Augsburg entnommenen Kapitals, vom Könige verabſchiedet; worauf er bei Nacht und Nebel, unter falſchen Namen, die baierſchen Staaten verließ und ſich zu den verbündeten Monarchen begab, die zu der Zeit noch mit dem, mit Frankreich alliirten Baiern im Kriege begriffen waren. Hier gelang es ihm, als Generalcommiſſair in den Markgrafthümern Ober- und Nieder-Lauſitz, angeſtellt zu werden; und nun erließ er eine fürchterliche Diatribe gegen den Grafen Montgelas unter dem Titel:

> „Baiern, unter der Regierung des Grafen Montgelas. — Deutſchland, im Verlage der Kämpfer für deutſche Freiheit. 1813.

die ihrer ungeheuren Animoſität wegen, nur für einen Ausbruch perſönlicher Feindſchaft und Rachſucht zu halten iſt, zu welchem Urtheil die ſchleunige und heimliche Entweichung des Grafen Reiſach ſehr viel beiträgt. — In dieſer Schrift ſchildert er den Grafen Montgelas als einen Mann, der den gänzlichen Ruin des Königreichs Baiern verurſacht habe, zieht auf alle Branchen der Regierung los und macht den Miniſter zum Verräther an König und Vaterland.

Dieſer gewaltſame Ausfall blieb nicht unbeantwortet, und bald nachher erſchien eine Schrift, unter dem Titel:

> „Carl Auguſt von Reiſach, Graf von Steinberg. Ex-Generalcommiſſair Sr. Majeſtät des Königs von Baiern. Ein Charaktergemälde nach dem Leben treu gezeichnet. 1814." —

Darauf kam eine dritte zum Vorſchein, mit der Aufſchrift:

„Der Miniſter Graf von Montgelas, unter der Regierung König Maximilians von Baiern. 1814.“

Dieſe zweite kleine Schrift enthält nicht nur eine völlige Biographie des Grafen Reiſach, ſondern auch ſein vollſtändiges Sündenregiſter, und widerlegt alle, dem Miniſter Montgelas von jenem gemachte Vorwürfe, von denen wir die vornehmſten, ſammt ihren Widerlegungen, dem Leſer vorlegen wollen.

Seine Characteriſtik entwirft der Verfaſſer der erſten Brochüre folgendermaßen: „Ausgerüſtet mit ſeltenen Talenten und mannichfaltigen Kenntniſſen, gewandt und von der Picke auf geübt in allen Arten öffentlicher Geſchäfte, raſtlos und beharrlich, klug und entſchloſſen, der Schrift und Rede gleich mächtig, ein vielſeitig gebildeter und lebendiger Geiſt in einem kleinen, beweglichen Körper, war er lange Zeit unter die ausgezeichneten Staatsdiener der höheren Claſſe gerechnet worden. Viel hatte er geleiſtet, noch mehr ließ er erwarten. Seiner Bahn folgten Gnade, Vertrauen und Ehre, mit der Hoffnung einer, ſich ſtets verſchönernden Zukunft. — Aber eine Tugend fehlte dem Günſtlinge der Natur und des Glücks, er war kein Wirth und dies entſchied ſein Loos.

„Er wollte glänzen und genießen, verſtand aber nicht, das Erworbene zu Rathe zu halten, und ſo ſtürzte er ſich in Schulden, welche zu tilgen, er endlich auf verbotene und unerlaubte Erwerbsmittel verfiel, die ihn allmählig in ein Labyrinth von Wucher, Unredlichkeit und Untreue verwickelten.“

Lange war es ihm möglich geweſen, ſeine Veruntreuungen zu bemänteln, bis es endlich ruchbar ward, daß er aus der Leihhauskaſſe in Augsburg, worüber er gar nichts zu verfügen hatte, unter mißbrauchter Amtsgewalt 8450 fl. und 2000 fl. baares Geld herausgenommen und zu ſeinem eigenen Bedarf verwendet habe. Er geſtand ſeinen Fehler und flehte die Gnade und Erbarmung des Königs an, was denn auch den Erfolg hatte, daß von weiterer gerichtlichen Unterſuchung abgeſtanden und er bloß ſeines Amtes entlaſſen wurde; aus großer Huld und Gnade ließ ihm der König jedoch eine jährliche Penſion von 4000 fl. anweiſen.

Aber nun entwickelte ſich eine lange Reihe bisher unbekannt gebliebener Vergehen, deren nähere Unterſuchung er nicht abwarten wollte, ſondern nachdem er ſeine wichtigſten Geſchäftspapiere nach Ulm geſchaft hatte, entwich er in der Nacht vom 24ſten zum 25ſten Februar 1813, mit einem erdichteten Paß, als Kaufmann Reichart von Lindau über Ulm und Würzburg zur alliirten Armee in Sachſen.

Jetzt kamen wirklich unglaubliche Dinge zum Vorſchein. Die letzte Zeit ſeiner Amtsführung war ein Gewebe von Schlechtigkeiten; all ſein Thun und Laſſen war lauter Kauf, Verkauf, Anleihen, Tauſch, Pacht und Pfand geweſen. Sogar wurden falſche Siegel und Unterſchriften nachgemacht und Contracte fingirt. Aller dieſer Erpreſſungen und Gaunereien ohngeachtet, fand ſich in kurzer Zeit ein Deficit von 848,000 fl., was ſich aber am Ende gewiß weit über eine Million belaufen wird.

In der Angriffsſchrift des Grafen Reiſach vergleicht er die Regierung des Churfürſten Carl Theodors mit der jetzigen, und giebt erſterer den Vorzug, ob er gleich eingeſteht, daß ſie unendliche Mängel gehabt habe. Der Verfaſſer der zweiten Schrift für den Miniſter Montgelas, beweiſt bis zur höchſten Evidenz die Abſurdität dieſes ungereimten Geſchwätzes, und zeigt, daß der alte Churfürſt die Pläne ſeiner Regierung blos darauf beſchränkt habe, ſie als Mittel eines noch ſchunlichen Kunſt- und Weltgenuſſes zu handhaben, ſeinen natürlichen Kindern Geld und Kleinodien zu ſammeln; den weiblichen und den, durch ſie unterſtützten männlichen Günſtlingen aber, in Ermangelung einer andern Belohnung, die Zweige der Verwaltung Preis zu geben.

Eben ſo wird dem Vorwurf des Grafen Reiſach, im Betreff der Aufhebung der geiſtlichen Fürſtenthümer und Klöſter, begegnet, und der Nutzen gezeigt, der für das Land daraus entſprungen ſey; da ihre Auflöſung dem fleißigen und gewerbſamen Unterthan ſo manches vortheilhafte, freie Eigenthum verſchafft, und ein ſo großes Vermögen aus der todten Hand in den Umlauf der lebenden und in eine feſte, gleiche Beſteuerung geſetzt worden. Auch kenne man in der Geſchichte kein Beiſpiel, daß ihre Aufhebung den jetzigen Geſchlechtern ſchädlich geweſen, da im Gegentheil der Vortheil ganz auf Seiten derjenigen Länder ſei, die ſich ſchon früher zu dieſer Maaßregel entſchloſſen hätten. Die aus ihrem Verkauf gelöſten Summen betrügen übrigens wenigſtens 7 Millionen fl., mit denen man Staatsobligationen getilgt habe, und an ihrer Stelle ſei eine Menge nützlicher Fabriken, Brauereien und Muſterwirthſchaften entſtanden. Das Vorgeben des

Grafen Reiſach, als ob die Anſtalten die Ausgaben des baierſchen Staats, die Finanzen des größten Reichs von Europa erſchüttern müßten, daß man die Beſoldung der Miniſter auf 20 bis 50,000 Gulden erhöhet habe, und der Graf Montgelas als dreifacher Miniſter auch eine dreifache Beſoldung, mithin 150,000 fl. jährlich beziehe, findet der Verfaſſer mehrgedachter Schrift eben ſo unſtatthaft als abſurd und beweißt dieſe ſeine Behauptung mit unwiderſprechlichen Gründen.

Die Verſetzung der Univerſität zu Ingolſtadt nach Landshut rechnet der Graf Reiſach ebenfalls unter die unerhörten und unnöthigen Neuerungen in Baiern und behauptet, daß ſie mit einem ungeheuren Aufwande von Bau- und Transportkoſten geſchehen ſey; hierauf wird geantwortet, daß ſie damals, nämlich im Jahr 1800, von dem Profeſſoren ſelbſt deswegen dringend verlangt worden ſei, weil man Ingolſtadt als einen Waffenplatz herſtellen wollte; auch den Bürgern habe zu der Zeit dieſe Aenderung nicht mißfallen, weil die verlaſſenen Gebäude der Akademie ihnen zu erleichternden Kaſernen und Spitälern dienten.

Daß die Lokalitäten in Landshut, das einzige anatomiſche Theater ausgenommen, ohne allen Vergleich denen in Ingolſtadt vorzuziehen wären; daß auch Ingeſtadt noch einen großen Aufwand neuer Einrichtungen erfordert hätte; der Transport aber ſehr unbedeutende Koſten verurſacht habe, weil er größtentheils zu Waſſer und mit rückkehrenden Militairfuhren geſchehen ſei. Die Univerſität habe eben in dieſer Verſetzung die glücklichſte Gelegenheit gefunden, das Dominikanerkloſter zu Landshut, ſo wie das Kloſter Seligenthal ihrem Fonds einzuverleiben. Ueberdies ſei noch zu bemerken, daß dieſe Maaßregel ohne unmittelbare Einwirkung des Grafen von Montgelas, unter dem Miniſterium des Grafen von Morawitzky vollzogen worden. Da jedoch die Beurtheilungen des Grafen Reiſach, der ſo gern alles auf den Miniſter Montgelas ſchieben möchte, was auch ganz außer ſeiner Competenz liegt, zu ſeicht und unbedeutend ſind, ſo hat man es nicht der Mühe werth geachtet, dasjenige auszuſcheiden, was auf jedes andern Rechnung kommen müßte.

Kühn und verwogen iſt die Anklage des Grafen Reiſach über das politiſche Syſtem Baierns, aber gewandt und eingreifend die Vertheidigung, die vielleicht noch intereſſanter ſein würde, wenn der Verfaſſer die Worte des Grafen beibehalten hätte. Er drückt ſie in folgenden kurzen und zuſammengedrängten Sätzen aus:

„Daß ſich Baiern vordem an Frankreich angeſchloſſen, und baieriſche Truppen ſich mit den franzöſiſchen Truppen vereinigt, die Neutralität der preußiſchen Fürſtenthümer Anſbach und Baireuth verletzt; *) die Schlacht von Auſterlitz mitgefochten, welche ohne die Baiern nicht gewonnen worden wäre, wodurch man unglücklicherweiſe die ruſſiſchen Truppen verhindert, ihre Streitkräfte auf baieriſchem Boden zu entwickeln; daß man ſo undankbar geweſen, von Preußen das Fürſtenthum Anſpach anzunehmen, an alle dem trage der Miniſter die Schuld.“

Der Miniſter, ſagt der Vertheidiger, ſei nicht befugt, das Geheimniß der auswärtigen Angelegenheiten, welches ihm der König anvertraut, durch eine Rechtfertigung vor einem unbefugten Richter preiß zu geben. Wenn aber auch wirklich die eigenen Rathſchläge des Miniſters die widrigſten Schickſale des Landes herbeigeführt hätten, ſo würde er doch die ganz gewöhnliche Billigkeit und Mäßigung zu erwarten ha-

---

*) Die obigen extendirten Worte ſtehen nicht im Original des Grafen Reiſach.

den, ſobald er aus treuer Ueberzeugung nach einer nur möglichen Berechnung verfahren hätte. Durch die Standhaftigkeit des Königs ſei dem Baiern ein ungetheiltes, ſelbſtſtändiges Vaterland geblieben, — die Gränzen erweitert und als ein Unterpfand der Unabhängigkeit die königliche Würde erworben worden; durch ein ruhiges, erwartendes Ausdauern habe man vor der Gewalt äußerer Umſtände ſich nur beugen, nicht zertrümmern laſſen. Die einzige ächte Maxime der baierſchen Politik ſei die Selbſterhaltung des Staats; diejenige äußere Macht, welche dieſes Prinzip anerkennt und mit ihrer eigenen Macht verſtärkt, ſei als die wahrhaft befreundete zu halten, der man ſich zum höchſten Grad der Achtung, und wenn der Graf von Reiſach dieſes bei Preußen ſo genannt wiſſen will, auch der Dankbarkeit verpflichtet hält. Er aber, der als Flüchtling von ſeinem baierſchen Vaterlande nichts mehr, als Strafe und Verachtung zu erwarten hat, mag ſich immerhin durch erkünſtelte Schmeicheleien um fremde Gunſt bewerben; die Mittel, die er wählt, veraltete, durch die aufrichtigſte, friedliche Vereinigung längſt erloſchene Zwiſte, als einen neuen Zunder wieder anzufachen, ſind zu klein, unedel und für einen Privatmann zu vermeſſen, als daß ſie bei einer ſo verſtändigen Regierung einen Eindruck hinterlaſſen könnten.

Da dieſe Rechtfertigung den Grund der Reiſachſchen Klage keineswegs erſchöpft, und zur Zeit dieſer Begebenheiten der Tyrann der alleinige Cenſor aller politiſchen Neuigkeiten war, ſo iſt es doppelt zu bedauern, daß es dem Verfaſſer derſelben nicht gefallen hat, das Vorbringen des Grafen Reiſach umſtändlicher und genauer zu analyſiren und zu widerlegen. Gewiſſe Wendungen der Vertheidigung ſind in ein myſtiſches Dunkel gehüllt und können ohne Commentar nicht wohl verſtanden werden.

Auch die Abänderung der Klage ſelbſt thut der Authenticität der Sache Abbruch. Warum z. B. die Veränderung des deutſchen, in baieriſchen Boden? Wozu die kleine Jactance, daß ohne die Baiern die Schlacht bei Auſterlitz nicht gewonnen worden wäre, da der Graf Reiſach bloß ſagt, daß ohne Baierns ſo thätige Mitwirkung keine Schlacht von Auſterlitz erfolgt wäre?

Glücklicherweiſe ſind die Laſten für Baiern unter dem Miniſter nicht größer geworden. Die Steuern in Baiern ſind nach dem hergeſtellten Proviſorium in Vergleichung mit allen andern Ländern und vorigen Zeiten, nicht übertrieben, ſondern noch immer dem alten Poſtulat von 1/2 Procent des Vermögens, gemäß.

Eben ſo wenig iſt eine Armee von 40 bis 50,000 Mann dem Umfange des baierſchen Staates im mindeſten unangemeſſen.

Gleich allen andern Reichen hat der baierſche Staat Schulden, aber nicht nach der übertriebenen Angabe des Grafen Reiſach, viele hundert Millionen, ſondern, wie die Berechnung der Schuldentilgungs-Kommiſſion ehſtens darthun wird, weit unter einem einzigen Hundert Millionen. Aber auch die hat der Miniſter Montgelas nicht aufgehäuft. Mehr als der vierte Theil ſind Schulden der ehemaligen freien Reichsſtädte; der größte Theil nach ihnen rührt von den Provinzen her, welche Landſtände hatten, auf deren Kredit Capitalien aufgenommen waren. Die bedeutenden Schulden von Altbaiern wurden ſchon von Karl Theodors Regierung mit übernommen. Alle dieſe Schulden baar abzubezahlen, möchte ſo wenig tödlich als der Klugheit gemäß ſein, weil dem öffentlichen Verkehr dadurch ein Hülfsmittel der Cirkulation entginge.

Bei der Menge bezahlter Kapitalien, bei der

Uebereinkunft mit denjenigen Gläubigern, die ſich einen Theil der alten Zinſen zum Kapital ſchlagen ließen, bei der Notorität der, ſo vielfältig und unter öffentlicher Ankündigung berichtigten Zinſen, widerlegt ſich die oberflächliche Behauptung von ſelbſt, daß die Zinſen ſeit acht Jahren rückſtändig ſeien.

Nun folgt eine Apologie des Miniſters und eine Aufzählung der herrlichen Früchte, die unter ſeinen pflegenden Händen aufgewachſen ſind, und wovon die Hälfte ſchon hinreicht, Baiern zum glücklichſten Lande von der Welt zu machen. Dies beſtätigt denn auch der Verfaſſer am Schluſſe ſeines Werkes, wenn er folgendes ſagt: „Plato weigerte ſich, den Cyrenäern Geſetze zu geben, weil es gar zu ſchwer ſei, ein Volk zu regieren, das ſich glücklich fühlte. Glücklich auf alle Fälle iſt wohl auch der Baier zu nennen, dem unverändert der alte Name ſeines Vaterlandes geblieben, aus ſeinem alten Wittelsbacher Herrſcherſtamm ein König, der als glücklicher Gatte und Vater ſein Volk liebend und geliebt regiert; ein Kronprinz, der, den Geſchäften ſchon lange nicht mehr fremd, das Wohl des Staates, das Edle und das Hohe in ſeinem Buſen trägt; ein dankbarer Boden, voll frommer Bewohner, vom Schauplatz des Krieges unberührt und ein tapferes Heer, das jenſeit der Gränzen fechtend, ſich unſterblichen Ruhm und uns den Frieden gebracht.

Auf die erſte Flugſchrift gegen den Graf Reiſach, die den Titel: „Ein Charactergemälde nach dem Leben treu gezeichnet“ trug, — replicirte er durch ein Memoire, worin er ſeine Sache vor den Richterſtuhl des deutſchen Volks bringt und das er

> „der Graf Carl Auguſt von Reiſach-Steinberg an das deutſche Volk. — Deutſchland, im erſten Jahre der wiederhergeſtellten Preßfreiheit —

betitelt. In dieſer etwas moderater abgefaßten Schrift ſucht er ſich gegen die, ihm zur Laſt gelegten Beſchuldigungen zu vertheidigen, manifeſtirt jedoch bei jeder Gelegenheit ſeinen tödtlichen Haß gegen den Miniſter Montgelas. Er beklagt ſich nicht nur, daß er in zwei Jahren zu keiner förmlichen Reviſion ſeiner Rechnungen habe kommen können, ſondern auch, daß man das, aus dem Leihhauſe entnommene Kapital, aus dem Zuſammenhange des Kriegsangelegenheiten herausgeriſſen und zum Anklagspunkt gegen ihn aufgeſtellt habe. Das Appellationsgericht zu Memmingen habe den Auftrag erhalten, ſein Gutachten zu geben, ob dieſer Gegenſtand zu einer Unterſuchung geeignet ſei oder nicht, und da dieſes Gutachten verneinend ausgefallen war, ſo konnte keine Unterſuchung eintreten und ohne Unterſuchung konnte kein Urtheil über ihn ausgeſprochen werden. Demohngeachtet habe er ſein Entlaſſungsdekret erhalten, in dem ihm geſagt wird, daß die Unterſuchung geendiget ſei, die nach dem Gutachten des Appellationsgerichtes nicht eintreten konnte — und beſtraft ihn aus adminiſtrativen Rückſichten durch die Ertheilung ſeiner Demiſſion, und verurtheilt ihn in den Erſatz des Leihhaus-Kapitals, welches er doch ſelbſt nach dem Gutachten des Appellationsgerichts nicht rechtswidrig ſondern für Kriegsausgaben verwendet und in Rechnung gebracht hatte.

In einem Lande, fährt er fort, wo die Geſetze den Staatsbürger nicht mehr vor Unrecht und Verfolgung ſchützen, habe er keine Sicherheit mehr für ſeine Perſon finden können, und er habe ſich müſſen ein anderes Vaterland — andre Geſetze ſuchen, um als Menſch gegen ſeine Feinde geſchützt zu werden. Er habe ſich daher von Kempten aus, mitten durch die franzöſiſche Armee, unter den Schutz der großherzigen Monarchen von Rußland und Preußen begeben, welche zu eben dieſer Zeit alle Deutſche aufforderten, ſich unter ihr Panier zum Kampf für Deutſchlands Freiheit zu ſammeln. Drei Wochen, nachdem er Kempten verlaſſen, ſei er unter ſeinem Namen erſchienen, um als ein ungerecht Verfolgter — Schutz, und als ein Deutſcher — Beſchäftigung bei dem heiligen Kampfe zu ſuchen. Beides habe er erlangt, und als nach dem Uebertritt von Baiern zu den verbündeten Mächten, die Verhältniſſe es erlaubten, habe er nicht mehr als baierſcher Staatsbürger und Staatsdiener, ſondern als ein, in andre Pflichten und Rechte getretener Deutſcher, ſeinen Geſchäftsmann, den königlich-preußiſchen Juſtizkommiſſair Baſſange, zur Berichtigung und Beendigung ſeiner ehemaligen Dienſt- und Privatangelegenheiten nach Baiern geſchickt, deſſen Vorſtellungen jedoch ſowohl als die, von ihm ſelbſt Sr. königlichen Majeſtät von Baiern überſendeten, ohne Antwort geblieben wären.

Ueber ſein Vermögen habe man in den baierſchen Zeitungen einen Univerſal-Conkurs ausgeſchrieben, ohne ihm ſelbſt, oder ſeinen Geſchäftsmännern auch nur ein Wort davon mitzutheilen, er habe ſich aber bei dieſen Verhandlungen alle ihm gebührenden Rechte, gegen wen immer, vorbehalten.

Nach Verlauf eines vollen Jahres habe man ihn mit Steckbriefen durch ganz Deutſchland verfolgt, man habe ein Kommando der königlich-baierſchen Gensd'armerie, bis nach Bremen geſendet, um ihn nach Baiern zu ſchleppen, und als dies Anſtände gefunden, habe man die bereits erwähnte Schrift erſcheinen laſſen, um ihm auf dieſe Art jede Hülfe und jeden Beiſtand zu entziehen. Doch die Zeit ſei vorüber, wo in Deutſchland ein Gensd'arme mehr galt, als die Rechte eines deutſchen Staatsbürgers, und eine ſchönere Zeit ſei endlich erſchienen, wo ein deutſcher Mann erklären dürfe, daß er ſich nur vor einem unpartheiiſchen Gericht vertheidigen werde. Indem er dieſe Erklärung für ſich hiemit ausſpreche, kann und werde er keine, der gegen ihn von Seiten der königlich-baierſchen Regierung eingeleitete Verhandlung, als geltend und rechtskräftig anerkennen, und müße ſich vielmehr alle ſeine Rechte, die ſo vielfältig und ſo grauſam gekränkt und verletzt wurden, feierlichſt verwahren.

In eben dieſem Tone fährt er fort, ſeine Sache zu vertheidigen; will ſich aber keinem baierſchen Gerichte unterwerfen, weil man den Prozeß dort mit der Execution anfange, ſondern will ſich vor jenen Gerichten vertheidigen, die ihm als einem, aus ſeinem Vaterlande vertriebenen Flüchtling, Schutz und Aufnahme gewährt haben. Dort wird er ſich gegen jede Anklage ſtandhaft vertheidigen, und dort wird man Zeit und Verhältniſſe, Urſache und Folgen, Perſonen und Intereſſen wohl erwägend, ein gerechtes Urtheil über ihn ſprechen.

Weiter iſt bis jetzt noch nichts von dieſem merkwürdigen Federkriege zur Kunde des Publikums gelangt. Die Sache iſt ganz dazu geeignet, die Neugierde der Politiker zu reitzen, und man wird nicht unterlaſſen, alle weiteren Unterhandlungen, ſo wie ſie bekannt werden, dem Leſer mitzutheilen.

V.

Correſpondenz zweier Mairie-Secretairs im ehemaligen Weſtphalen.

Mein lieber Herr Gevatter und College!

Was würde ich nicht darum geben, wenn ich Ihnen wie ſonſt, mit der Freudigkeit des Geiſtes ſchreiben könnte, die Sie durch Ihre Belehrungen und durch Ihr Beiſpiel ſo ſchön in mir zu erregen und zu erhalten wußten! Mit jener zuverſichtlichen Hoffnung, die aus Ihrer Anſicht der Zukunft in den Herzen aller meiner Collegen entſpringen mußte, da Sie es uns vorrechneten, was wir ſchon alles gewonnen hätten und was wir noch alles an Anſehen und Gelde gewinnen würden, wenn die ſchönen ſeeligen Zeiten der weſtphäliſchen Regierung noch länger dauern würden. Aber — Gott ſei es geklagt, wie hat ſich das alles geändert! — Eine unglückliche Gegenwart drückt mich ganz nieder, und der Blick auf eine noch ſchrecklichere Zukunft zwingt mich, die Feder zu ergreifen und Sie — mein theuerſter Herr College — um Ihren Rath zu bitten. Sie wiſſen ja, daß Sie mir ſo oft gut gerathen haben. Sie wiſſen ja, daß ich Ihrem collegialiſchen Rath mehr als meinem eigenen Gewiſſen gefolgt habe — und darum bitte ich Sie, laſſen Sie mich ja diesmal nicht im Stiche; ich müßte verſinken in meiner Verlegenheit. Lieber Vater im Himmel, wie kommt denn das Unglück ſchon jetzt über uns, da wir in den paar glücklichen weſtphäliſchen Jahren kaum erſt gelernt haben, Pfeifen zu ſchneiden, wenn man ſo, wie wir, im Rohre ſitzt! Jetzt ſchon, da wir kaum erſt die Anfangsgründe unſerer Politeſſe aufs Reine gebracht haben! Es iſt wahrhaftig nicht anders, als ob der preußiſche Adler mit ſeinen Krallen alles ausgeriſſen hat, was ſonſt zu unſerm Frieden diente. Alle unſere vornehmen Freunde, alle unſre Gönner, alle unſre Speculationen, alle unſre Einnahmen, alle unſre Luſtbarkeiten ſind ausgeblieben, wie bei jenem Braumeiſter das Röhrwaſſer. Alle unſre vornehmen Freunde, zu denen wir ſo oft dick und breit hingiengen, die ſich jedesmal freueten, wenn wir kamen und dann unſre eine Rocktaſche einige Zolle tiefer hieng als die andere — unſre vornehmen Freunde, die uns die Brücke traten und uns gegen jedermänniglich in Schutz nahmen, die uns loseiſeten, wenn wir in unſerm Amtseifer mal zu weit giengen, denen wir ſo manches von dem zuſpielten, was in der Auslegung des erſten Artikels und der vierten Bitte ſo ſchön ſpecificirt iſt. — Lieber Herr College! die müßten Sie jetzt ſehen! Sie gehen immer in den kleinen Nebenſtraßen, ſie ducken nicht mehr auf, an ihren dicken Augen ſieht man die ſchlafloſen Nächte. Begegnet ihnen Jemand, den ſie zu fürchten Urſach haben, ſo ſind ſie ſo freundlich wie die Ohrwürmer und ſehen in ihrer erzwungenen Freundlichkeit aus wie die alten Jungfern, wenn ſie ſich malen laſſen. Die, die wir ſonſt auf dem Gieme hatten, die Bauern, — die merken, wo Barthel Moſt holt, ſie ſind patzig wie die Eichsfelder Bettler, wenn wir etwas befehlen, und lachen laut auf, wenn wir drohen. Die jungen Bengels im Dorfe, die ſich ſonſt vor uns bis auf die Erde bückten, wenn ſie an die Conſcription dachten, wiſſen nicht mal, ob ſie an die Mütze greifen wollen, wenn ſie uns ſehen, — ſie, die ſonſt zitterten, wenn es hieß: der Herr Cantor kommt!" ſteigen jetzt über meinen Zaun, holen Obſt aus meinem Garten und tractiren die Mägde damit, ich mag es ſehen oder nicht. Kein Mädchen hielte mir die Tageszeit, geſchweige noch mehr, denn der Teufel — Gott ſei bei uns! hat ihnen den Gedanken in Kopf geſetzt; mit der Perſonalſteuer iſts nun vorbei und ich kann ſie nun nicht mehr in eine Claſſe werfen, in welche ich will. —

Sonſt durfte ich nur pfeifen und jeder erbot ſich zu Spann- und Handdienſt. Wenn der Paſtor das Dorf zehnmal vergeblich durchſchickte, um einen Fuhrmann zu haben; ſo hatte ich auf den erſten Wink mehr als ich brauchte. War es auf meiner Rauchkammer, in meinem Keller, auf meinem Kornboden Mathäi am letzten; ſo durfte ichs nur durch die Blume zu verſtehen geben, und Schlackwürſte und Schinken, Korn und Butter kamen im Ueberfluß. Wenn der Paſtor keinen Arbeiter haben konnte; ſo hatte ich ihrer Zehne, die mir fürs Brod halfen, weil ſie wußten, daß unſer einer bei den Vornehmen etwas galt. — Aber nun? — was ſingen wir nun? —

Die gelbe Sucht und das Lazarethfieber ärgere ich mich noch an Hals, wenn ich ſo daran denke! Wenn man es nur vergeſſen könnte, was man geweſen war! Wenn nicht nur alles einen ſo mit der Naſe drauf ſtieße! Was noch das ärgſte iſt, iſt, daß der Paſtor wahrſcheinlich mich wieder unter ſein Commando kriegt, und mich mit ſeinen Verhaltungsregeln und mit ſeinen Conduitenliſten ſchurigeln kann wie er will. Und wahrhaftig, er fängt es ſchon darauf an, er ſpricht ſchon von gewiſſenhaften Schulbeſuch, von anſtändigem Lebenswandel — und zeigt mir, wenn er merkt, daß ich dergleichen nicht gar gern höre, ſeine Aufträge vom Conſiſtorio. — Das einzige, was mir noch Hoffnung macht, iſt unſer lieber Herr Superintendent, der von jeher unſer guter Freund war und von dem es ſich gewiß hoffen läßt, daß er meinen wohlweiſen Paſtor den Daum ſchon aufs Auge halten wird, wenn er etwa zu weit ſehen will. — Gott im hohen Himmel! was waren das ſonſt für ſeelige Tage, wie wir ſie erlebten! in denen wir die Herren des Dorfs waren — in denen wir die Municipalität und den Maire bei der Naſe herum zogen — in denen wir, wenn ja ein naſeweiſer Paſtor ſich mal fühlen wollte, ihm ein paar Mann Einquartirung einlegten, oder ihm den Vorſpannzettel vor die Augen hielten. Wie ſchön war es, daß uns kein Conſiſtorium etwas zu befehlen hatte, ſondern daß wir unter dem Präfekt und ſeinem Bureauchef ſtanden, mit denen ſich doch im Fall der Noth ein Wort ſprechen ließ! — Was waren wir für Männer, wenn wir ſonſt mit einem: „ich werde es an den Herrn Präfect oder gar nach Caſſel berichten!“ alles zum Schweigen brachten!

Mit einem Wort, wir ſind geſchlagene Leute. Sagen Sie mir nur, mein theuerſter Freund, ſagen Sie mir aufrichtig, wird es denn wohl ſo bleiben? Sollten wir denn gar keine Hoffnung haben, die vorigen glücklichen Zeiten wieder zu erleben? — Kurz, ich zittre vor der Zukunft. Die Bauern, — wahrſcheinlich ſind ſie aufgehetzt — fangen an von abzulegender Rechnung, von Vorſpannsgeldern, von Lieferungserſatz, von Einquartierungsvergütigung zu munkeln, und lieber himmliſcher Vater wir ſind ja alle ſterbliche Menſchen und arme Sünder, wer arbeitet denn gerne umſonſt? Machten es doch die Großen im Lande, die Miniſters eben ſo, warum ſollten wir, die wir im Kleinen groß waren, die wir mit Recht den Namen der dirigirenden Miniſters des Dorfs verdienten, nicht in die Fußſtapfen derer treten, die uns ſo rühmlich vorangiengen? Lieber Gott! man hatte ja Familie, und wenn der Himmel einem den Weg, einen Nothpfennig zu erlangen, zeigt, wer wird ihn nicht gehn? Der liebe himmliſche Vater lenke nur die Herzen unſrer neuen Landesobrigkeit, daß ſie nicht auf eine zu ſcharfe Unterſuchung gerathen. Ich habe darin gefehlt, daß ich des Maires Hand und Namen unterſchrieb. Der Mann hätte ſonſt zu viel verſäumt. Gott gebe nur, daß er mein Unterzeichnen für ſeine eigenhändige Unterſchrift anerkennt, ſonſt ſehe ich mich ſchon im Geiſt in der geſchloſſenen Geſellſchaft. Gott verhüte, daß meine Angſt eintrift! Ich kann mich vor Unruhe kaum ſatt eſſen. Meine Frau iſt noch mehr beſorgt, ſie klappert den ganzen geſchlagenen Tag wie eine Walkmühle von allen den Trübſalen, die uns noch treffen können. Wenn ich mich auch manchmal überzeuge, daß ich unſchuldig bin und nichts zu befürchten habe, ſo darf ich nur meine Frau anſehen, darf ſie nur ſeufzen hören, ſo iſt mir nicht anders als ſehe ich mich ſchon auf der Veſtung.

Ach! ach! wären doch ſtatt der Preußen alle die Völker aus der Pfingſtepiſtel gekommen; ſie hätten uns ſo viel nicht geſchadet als die Hand voll Preußen! — Meine Frau hat Ihren kleinen Pathen, unſern Heinrich abgewöhnt, damit der arme Wurm nicht die Angſt- und Jammermilch länger einſaugt. Kommen Sie nur bald zu uns und rathen Sie mir in manchem, was ich keinem Briefe anvertrauen darf. Kommen Sie ja bald. Meine Frau kennen Sie nicht mehr, ſie iſt vor Gram eingetrocknet wie eine Zwetſche. Wer hätte uns das bei der Kindtaufe meines Heinrichs geſagt! Kommen Sie ja bald, ich bitte Sie recht ſehr.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner Hochachtung. Ich verbleibe u. ſ. w.

P. S.

So eben, da ich ſiegeln will, ſchickt mein Paſtor zu mir; er läßt mir ſagen, daß er etwas nöthiges mir zu ſagen habe. Jetzt muß man leider gehorchen. Ich gehe hin. Er hat ein recht vermaladeites Buch, die Fackeln, bekommen, und lieſet mir aus demſelben einen Aufſatz: die Dorfmunicipalität betitelt, vor. Seine Frau und Familie ſitzen am Tiſche und lachen alle über den Maire und die Municipalität, und das um deſto mehr, da alles auf unſern Maire und Municipalität ſo genau paßt, als wäre das Ding in unſerm Dorfe geſchrieben. Mir macht das Ding unendlichen Spas, beſonders da ich jetzt mit unſerm Maire gar nicht mehr Freund bin; ich kützle mich recht über die Bocksbeuteleien und Narrenspoſſen, die ſo ganz derbe geſtriegelt werden.

Lachen Sie nicht zu viel,“ ſagt der Paſtor zu mir, „denn auch Sie, Herr Cantor, kriegen etwas ab.“ Und nun, Gott im Himmel weiß, wie ichs aushielt; indeß er iſt den Schwachen mächtig. Nun gieng es über uns arme Dorfcantors her, daß mir die Zähne klapperten. Ich mußte Schimpfs halber und nothgedrungen unter dem Leſen mitlachen; aber ich muß in der That dabei ausgeſehen haben, als hätte ich Meerrettig genaſcht und wollte mir dies nicht merken laſſen. Sie glauben nicht, was der gottesvergeſſene Menſch, der das verfluchte Ding ſchrieb, alles von den Dorf-Mairieſecretairs wußte.

Alle Glieder zitterten mir als ich zu Hauſe kam, ich mußte etwas wider den Aerger einnehmen. Denken Sie ſich, da hat einer von unſern Herren Collegen dem Herrn Präfekt einen Topf mit Honig angeboten. Wiederum hat ein anderer ſeine Stube auf Koſten des Cantons, von dem er Secretair war, wollen ausmeubliren laſſen. Ein anderer hat durch ſeine Schweſter, die bei einem vornehmen Mann Maitreſſendienſte leiſtete, die beſte Stelle bekommen, und dieſer thut nun dick auf die Verwandſchaft mit dieſem Herrn, und bietet jedem Bauer ſeine Dienſte und ſeine Mitwirkung bei der Conſcription an. Da hätten die Cantors einen wöchentlichen Klubb, wo ſie hinter der Bierflaſche über ihre Entrepriſen discurirten und wo einer dem andern die Pfiffe und Kniffe erſt recht ablernte. Kurz, mein beſter Herr College, Sie glauben nicht wie gottlos und abſcheulich es über uns hergeht. Könnte man doch nur den Satan herauskriegen, der das Ding geſchrieben hat. Wir alle müßten mit vereinten Kräften und einmüthiglich eine Schandſchrift auf ihn ſchreiben, die er nicht ans Fenſter ſtecken dürfte. Und dann iſt noch ein viel abſcheulicheres und verfluchteres Ding herausgekommen, „die Königsflucht“ betitelt, das iſt in ſolchen Verſen geſchrieben, wie etwa die Litanei iſt. Dies iſt über alle Vorſtellung abſcheulich. Denken Sie ſich um Gottes willen, der liebe gute König, der uns beſonders ſo gnädig war und uns von dem läſtigen und beſchwerlichen Theile unſers Amtes, vom Schulhalten befreite, ohne uns unſern Gehalt zu nehmen, denken Sie ſich, der liebe gute König ſoll als ein Dorfcantor verkleidet, über den Rheinſtrom geflüchtet ſein. Ich glaube noch gar nicht, daß dies wahr iſt; aber geſetzt auch, es wäre wahr, ſo iſts doch immer abſcheulich, ſo etwas von einem gekrönten und geſalbten Haupte an die große Glocke zu ſchlagen.

In dieſem heilloſen, gottvergeſſenen Dinge werden die armen Dorfcantors erſtaunend mitgenommen. Das allertollſte iſt noch, daß die Bauern anfangen, dergleichen Zeug zu leſen; wo Sie ſonſt den hundertjährigen Kalender und Schmolkens Gebetbuch fanden, da liegen jetzt die verfluchten Fackeln, die Königsflucht und Sr. Kaiſerlichen Majeſtät von Frankreich ſchwarzes Regiſter.

Ich habe ſchon gedacht, wie wenn wir in Corpore geradezu klagten? Freilich könnte man uns alsdann antworten: ihr Cantoren ſeid ja wie die Frau, die die Wurſt geſtohlen hat! Und wen wollte man auch eigentlich verklagen?

Ich weiß, mein beſter Herr College, daß Sie der Feder gewachſen ſind, daß Sie ſelbige ſehr ſpitzig ſchneiden, beſonders wenn Sie ſie in Galle tauchen wollen. Wie wäre es, wenn Sie ſich mal hinter den Tiſch ſetzten und den Verfaſſer, den heilloſen Menſchen, ſo herunter riſſen, daß kein hungriger Hund ein Stück Brod von ihm nähme?

Ich will Ihnen die beiden vermaledeiten Schriften mit erſter Gelegenheit ſchicken. Sie glauben nicht, wie wir heruntergemacht werden. Wir dürfen uns kaum auf der Straße ſehen laſſen, wenn das ſo fortwährt und wenn man nicht höheren Orts alles thut, um einen Stand, einen ſo ehrwürdigen Stand, an deſſen Spitze Seine Hochwürden Gnaden, der ſeelige Herr Domherr von Rochow und Herr Campe ſteht, mit aller Strenge rächt. Oeffentlich müßten die beiden Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden, und, Gott mag mir die Sünde verzeihen! der Verfaſſer und Buchdrucker aber ein . . —

Noch eins. Vor einigen Tagen war die alte Frau aus G. bei mir. Sie will das Geld wieder haben, das ſie mir für ihren Sohn gab, um ihn von der Conſcription los zu machen. Freilich habe ich von dem Gelde dem — und dem — und dem — etwas gegeben, aber nicht alles. Kommt das Weib auf den Einfall, ſelbſt zu den Herren zu gehen, ſo erfähret ſie alles und dann weiß ich mir nicht zu rathen. Kommen Sie ja recht bald und ſtehen Sie mir mit ihren Einſchlägen bei. Ueberlegen Sie ja es recht mit der Beantwortung der beiden Schriften. Sie können ſich auf ewige Zeiten einen Namen unter Ihren Herren Collegen machen.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner Hochachtung.

Antwort auf dieſes Schreiben.

Mein beſter Herr College!

Ich beeile mich, Ihr Schreiben ſogleich zu beantworten und eben ſo Ihnen die Beantwortung der Schandſchrift gegen unſern Stand zu überſchicken. Noch weiß ich nicht, wo ſie gedruckt werden ſoll; indeß dazu wird ja der Himmel auch mit Rath und That helfen.

Bei der Durchleſung der Schriften: „die Dorfmunicipalität und die Königsflucht“ habe ich mir faſt den Tod an den Hals geärgert. Was giebts doch für Menſchen! Als wir noch mächtig waren, fürchtete ſich Alles vor uns; und jetzt, da wir auf dieſe Art reformirt ſind, jetzt will Alles ſich an uns reiben.

Verlieren Sie nur den Muth nicht. Wer weiß, wie ſich das alles einmal wieder ändert, und dann ſitzen wir oben drauf. Danken Sie Gott, daß Sie einen Prediger haben, der Ihnen nur zu verſtehen giebt, wie es ſein ſoll. Meiner macht es ganz anders; der nimmt ſichs heraus, von Abſetzen, von Exempel ſtutuiren u. ſ. w. zu ſprechen; der kommt in die Schule und ſagt mir gerade heraus, daß ich mit meinen weſtphäliſchen Schreibereien Schuld ſei, wenn kein Kind einen Buchſtaben leſen oder ſchreiben kann.

Oft weiß ich nicht, wo mir der Kopf ſteht. Verderben Sie es nur nicht mit dem Herrn Superintendent; erzählen Sie beſonders der Frau Superintendenten recht viel Neues, Sie glauben nicht, wie unentbehrlich man ſich durch dergleichen machen kann. Iſt der Herr Superintendent für Sie, wer will wider Sie ſein?

Wegen der alten Hexe in G. ſein Sie nicht angſt. Ich habe noch einige Quitungen von den Leuten liegen, die man ſchicken mußte, wenn ſie helfen ſollten. Kann ich Ihnen mit einigen dienen, ſo ſtehen ſie zu Dienſte und werde ich ſelbige gern überſchicken.

Die Einlage erfolgt hierbei und ich denke, der Verfaſſer jener beiden Schandſchriften wird mit der Gottes Hülfe an den Pillen abfahren.

Wenn Sie alſo in Ihrer Nachbarſchaft von Manchem hören, daß er plötzlich geſtorben iſt, oder daß er die gelbe Sucht hat, ſo glauben Sie nur, daß er der Verfaſſer der beiden Schriften iſt. Auf Kundſchaft muß man ſich legen, und: Wehe über dir, wenn wir dir auf der Spur ſind.

Nächſtens mehr, wenn wir uns mündlich ſehen und ſprechen. Noch einmal — nicht alle Hoffnungen aufgegeben. Leſen Sie nur die Zeitungen mit Bedacht, Sie finden manches, was wahrer Balſam für ein verwundetes Mairieſecretair-Herz iſt.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner ganzen Hochachtung.

Sendſchreiben

eines ehemaligen Dorf-Mairieſecretairs an den Verfaſſer der Dorf-Municipalität und an den Verfaſſer der Königsflucht.

Mein Herr!

Ich weiß gar nicht, wer Sie eigentlich ſind und in welche Cathegorie Sie Ihrem Stande nach gehören; zugleich muß ich Sie benachrichtigen, daß Sie mir und meinen Herrn Collegen ganz gleichgültig ſind; ja ſogar wollen wir nicht einmal wiſſen, wer Sie ſind. Auch würde ich Ihr unbekanntes Schreiben nicht beantworten, wenn ich nicht, auf den Fall, daß Sie noch etwas Gewiſſen haben, Ihnen theils das Abſcheulige Ihres Betragens zeigen wollte; theils die gekränkte Ehre meiner Herren Collegen retten müßte.

Sie haben in einem verruchten Buche, betitelt, „die Fackeln“ eine böſe Schrift wider die ehemaligen Herren Mairieſecretairs ergehen laſſen, und haben darim beſonders die Herren Cantores, Organiſten und Schullehrer, die das Amt der Mairie-Secretairs fungirten, auf eine hämiſche Art angegriffen. Ich bin auch Mairieſecretair und nebenbei Schullehrer. Daher können Sie es mir gar nicht verdenken, wenn ich vor den Riß trete und Ihnen den Kopf ſo waſche, daß Sie ihn mit allen ihren Fackeln nicht wieder trocknen können. Ich würde dies adjournirt haben; allein — friſche Eier gute Eier.

Sie mögen in Ihrer Cathegorie ein ſehr gelehrter Mann ſein; denn das Ding, das Sie geſchrieben haben, hat einen nicht unebenen Stylus. Sie mögen ein ganz guter Amtmann, oder Friedensrichter, oder Paſtor ſein, das concedire ich; aber, nehmen Sie es mir nicht übel, Weltklugheit haben Sie nicht ſo viel als man im Auge leiden, oder vom Nagel ſchaben kann. Hätten Sie dieſe, wie würden Sie ſich ſo mauſig machen können, einen Stand anzugreifen, der in den ſieben fruchtbaren Jahren zu dem wichtigſten gehörte, und der, da riechen Sie dran, vielleicht bald wieder in ſeinem vorigen Glanze ſtehen wird.

Ich mogte ein Junge von zehn Jahren ſein, als mein Vater ſeeliger mit mir in Garten gieng. Wir halten dort einen Birnbaum, deſſen Ertrag mir gehörte, den ich aber leider mit den Bewohnern eines naheliegenden Weſpenneſtes theilen mußte. Mein Entſchluß war gefaßt, ich wollte die ganze Weſpencommune zerſtören. „Hans, laß Dich warnen," ſagte mein Vater, „die Thiere bitten auch ums tägliche Brod, du richteſt nichts aus und mußt am Ende den Pfeifer lohnen!" —

Ich ließ mich nicht warnen, mit einem derben Stock bewaffnet, fieng ich die Zerſtörung an, aber die ganze Commune fiel über mich her und in wenigen Augenblicken hatte ich eine Naſe wie ein Turnips.

Und die Moral? Eine Weſpe iſt ein kleines Thier, und ſticht ſcharf; aber ein ganzes Collegium Weſpen? Gott behüte doch jedes Mutterkind vor deren Stachel. Leider iſt jetzt ein ehemaliger Mairieſecretair nicht unter die Vollwichtigen zu zählen; aber auch er hat ſeinen Stachel, ich meine die Schreibfeder, und nun vollends ein ganzes Heer Mairieſecretairs, beſonders von der Art, die auf dem Lande wohnen, die mit der Politeſſe des ehemaligen Standes die Grobheit und die Denkungsart ihrer ſonſtigen Unterthanen verbinden; ein ſolches Heer wider ſich zu haben. — Herr, ſagen Sie aufrichtig, wo haben Sie den Kopf gehabt?

Es iſt an und für ſich ſchon nichts ſo ärgerlich, als das vermaledeite Schreiben; und ich hätte es für mein Theil ſonſt wem empfohlen, wenn ich nicht immer bei dem Schreiben meinen Rebbes hätte machen können, ohne daß es mir ſo ſauer geworden wäre, als das langweilige Schulhalten. Aber, ſo wie Sie es machen, ſich hinſetzen und eine reſpectable Claſſe von Männern durchhecheln, ihr nicht für einen Centimen Ehre zu laſſen, alle Honigtopfsgeſchichten dem naſeweiſen Publico aufzutiſchen, von Bier- und Brandtweins-Bänken zu ſprechen, und wenn auch vielleicht manches wahr iſt, alles noch vergrößert an die große Glocke zu ſchlagen, das iſt doch auch nicht ſo gleichviel. Wiſſen Sie denn nicht, daß wir zu einer Cathegorie gehören, die beſonders ſeit der Zeit, da der Geiſt der weſtphäliſchen Krone auf ihr ruhet, es ſo machen wird, wie der liebe Gott, der den nicht ungeſtraft läßt, der ſeinen Namen mißbraucht?

Sie bilden ſich wohl gar ein, mit Ihren heilloſen Schriften großen Nutzen zu ſtiften? Ach da kommen Sie weit links. Die Könige und Fürſten werden ſich um Ihre Fackeln nicht bekümmern, und die,

die um und neben den Königen ſind; werden es auch nicht gerne ſehen, wenn jeder mit der Brille auf der Naſe und mit der Fackel in der Hand, ihnen in die Charten luckt.

Wiſſen Sie wohl, wem Sie am meiſten ſchaden? Ich will Ihnen das Verſtändniß öffnen. Sie ſchaden Niemanden mehr als ſich ſelbſt und dem Stande, zu dem Sie gehören. Leſen Sie nur.

Es iſt wahr, der mächtige Kaiſer Napoleon iſt geſchlagen und mit ſeinem Unglück kam auch das Unglück über unſer Vaterland, und beſonders über uns Mairieſecretairs. Unſer lieber König Jerome gieng durch — alle die Vornehmen, die uns zu ihren Freunden gewählt hatten, und mit denen wir auf einem ganz cordaten Fuß ſtanden, ſchloſſen ſich an. Die Preußen kamen, wir mußten eine frohe Mine machen, indeß uns das Herz vor Furcht und Warten der Dinge zerſpringen wollte; wir wurden auf die Schule zurückgewieſen; Amtmann, Paſtor und Bauer hoben ſich und trugen die Naſe wieder hoch, jeder ließ es uns merken, daß wir den wichtigen, ehrenvollen und einträglichen Poſten nicht mehr hatten. Alles wahr; aber glauben Sie denn, daß das ſo bleiben wird?

Meine Hoffnung ſtehet feſte: heißt es in einem bekannten Liede, und das iſt auch mein Troſt. Ich kenne die Deutſchen, mit dem gerühmten Patriotiſmus und mit der auspoſaunten Tapferkeit wird es bald ein Ende haben. Der Fürſt dieſer Welt, der auf Elba, wie eine Creuzſpinne im Gewebe, lauert, riecht auch ſchon Lunte, er ſtellt ſich dumm, um andere dumm zu machen, und ehe Ihr es Euch verſieht, iſt er da und holt euch Deutſche herum, wie Paulus die Corinther. Dann wird denen Gerechten, in ſpecie den Herren Mairieſecretairen, Gerechtigkeit, Preis und unvergängliches Weſen wiederfahren. Ihnen, mein Herr! ſei Gott in ſeinem hohen Himmel gnädig, wenn unſer Heil von Elba kommt! Wiſſen Sie, was mit Ihnen geſchieht? Zum wenigſten müßten ſie total elbiſch werden, doch das waren Sie ſchon, als Sie die Feder anſetzten, um uns Mairieſecretairen Aerger zu machen.

Lieber Herr Unbekannter! Gott weiß, ich bin nicht rachſüchtig. Mich dauern die jungen Raben, die den Herrn anrufen, geſchweige Sie. Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen und will gern, wenn ich und meine Herren Collegen wieder in unſer Mairieſecretair-Reich eingehen, auch an Sie gedenken; aber ich bitte Sie inſtändigſt, ſchreiben Sie dergleichen nicht mehr, es kommt dergleichen nicht ſelten in unrechte Hände. Bedenken Sie doch, was das achte Gebot Ihnen befiehlt. Einen noch größern Dienſt erzeigen Sie ſich, wenn Sie ſich mir bekannt machen. Erfahren wollen wir es wohl, wer Sie ſind, denn durch den Umgang und durch die Geſchäfte haben wir Naſen bekommen, noch viel feiner, als die Naſe eines Douaniers. Melden Sie ſich freiwillig. Gott vergiebt, warum nicht auch ein Mairieſecretair?

Bedenken Sie einmal recht, was Sie alles gethan haben. Nicht allein uns, die Herren Mairieſecretairs, haben Sie böslich beleidigt, und ſich dadurch zeitliches und ewiges Verderben zugezogen, denn ich erlebe noch, daß Sie ſich ſelbſt entleiben müſſen, Sie mögen wollen oder nicht; ſondern auch mit allen denen haben Sie es verdorben, die mit uns in Verbindung ſtanden, und deren Zahl war Legion.

Haben Sie ſchon Froſchleich geſehen? Sehen Sie, ſo hiengen wir, ich ſage wir Mairieſecretairs, mit dem Throne und mit allen Miniſters zuſammen; und es iſt nicht das erſtemal, daß ein großer mächtiger Mann zu mir ſagte: „Jerome hat keine treuen Unterthanen, keine beſſern Freunde, als die Mairieſecretairs.“ Wiederum ſagte ein anderer zu mir: „Die Herren Maizieſecretairs ſind die eigentlichen Stützen des weſtphäliſchen Reichs. Sie regieren die Commune, ſie machen mit dem Maire und der Municipalität was ſie wollen; ſie fädeln alles ein, wie wir es haben wollen, wir atteſtiren es bei den Präfecturen, und in Caſſel wird dann alles confirmirt.“ Sehen Sie, mein Herr, auf ſolchen Fuß ſtanden wir mit den Großen des weſtphäliſchen Reichs, und alle dieſe Großen haben Sie beleidigt. Wie wird es Ihnen gehen! Ich erſchrecke über Ihr Schickſal. Wo ſoll ich fliehen hin? das wird Ihr Leidgeſang werden müſſen, und das mit Recht, denn Sie haben es darnach gemacht. Sie haben es mit den Miniſtern, ja ſelbſt mit dem Könige verdorben, denn wir waren die rechte Hand, und die Erfahrung wird Sie leider zu ſpät unterrichten, daß mit ſolchen Leuten kein gut Kirſcheneſſen iſt.

Noch einmal, Sie dauern mich, und doppelt, wenn Sie Familie haben. Es iſt bloße Menſchenliebe, bloße Chriſtenpflicht, die mich treibt, zu ſuchen, ob ich Sie nicht auf den rechten Weg zurückbringen kann. Laſſen Sie ſich warnen, Sie haben es mit einem ehrlichen Manne zu thun, deſſen Verſchwiegenheit in der vorigen Regierung hinlänglich geprüft iſt. Laſſen Sie uns ein Wörtchen im Vertrauen ſprechen:

Sie werfen uns vor, daß wir Mairieſecretairs ſo manches gedrehet und eingefädelt haben, was über die Gränze der heiligen zehn Gebote hinausläuft, und was ſo wenig mit den Geboten ſelbſt als mit Lutheri Auslegung beſtehen kann.

Einmal iſt das nicht ganz wahr; und zwar aus dem Grunde, weil es mit den Geboten geht, wie mit den Bulletins, ſie ſind als Vorſchrift da, aber die Obſervenz ſpricht auch ein Wort mit; und überdies kann ja jeder ſeine Geſetze auslegen wie er will. Aber zweitens, angenommen, es ſei wahr, ſo frage ich Sie: „Warum hätten wir es nicht thun ſollen? Wir hatten ja dazu nicht allein die beſten Vorſchriften, ſondern auch die deutlichſten Bewegungsgründe und Beiſpiele. Der liebe gute König Jerome wußte doch wohl, was rechts und links heißt, denn von ihm kamen doch die Geſetze. Und was that er? Er lieh Gelder an, und damit die Unterthanen ſich keine leeren Hoffnungen machen ſollten, oder damit er ſie abhalte, ſich in weitläuftige Pläne einzulaſſen, zu denen ſie das Geld brauchen mußten, ſo ſtrich er zwei Drittel gleich und ſagte dies ganz ehrlich, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Miniſters, auf die, der Nähe wegen, dies erhabene Beiſpiel aus der erſten Hand wirkte, machten dies nach und ſo kam die Reihe an uns. Was werden Sie darauf antworten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich von ſicherer Hand weiß, wie man darauf ausgieng, die Anzahl der zehn Gebote bis auf wenige zu reduciren, die mit den Finanzen in keine Colliſion kamen? Wir waren Unterthanen des Königs von Weſtphalen, war es da nicht unſere Pflicht, ſeine Unterthanen zu einem Bilde zu erziehen, das ihm ähnlich ſei? Mußten wir nicht darauf hinarbeiten, dieſe Grundſätze ſo allgemein zu machen als möglich, da wir die beſte Gelegenheit dazu hatten, und da wir uns doch von keinem andern Stande den Rang durften ablaufen laſſen? Der Geldbeutel war nun einmal unſer Gott. Zweifeln Sie daran? O mein Herr, es ſollte mich Ihre Unwiſſenheit dauern, wenn Sie das noch nicht wüßten. Aus allen Ständen und Cathegorien will ich Ihnen Männer anführen, die weiſe und klug genug waren, einzuſehen, daß ſolche kleine Nebenwege, deren Sie uns beſchuldigen, oft mehr einbrachten als der langweilige Beruf des Standes. Ich kenne Beamte, Procuratoren, Aerzte, Prediger, die nebenbei auf dieſe Art manches Sümmchen verdienten. Ob ſie daran unrecht thaten? Bewahre Gott; in manchen Fällen war es edel und ſchön, wenn ſie z. E. für einige Louisd'ore den Vater und die Mutter von der ſchrecklichen Furcht befreiten, das liebe Söhnchen auf dem Schlachtfelde von Raben gefreſſen zu wiſſen.

Wie gern gaben gefühlvolle gute Aeltern das letzte Geld hin, um ihr Kind zu retten! Und wie reich war nicht unſer Vaterland an Menſchenfreunden aus jedem Stande, die die Hand dazu boten?

Daß man dafür etwas nahm? Das iſt doch wohl kein Verbrechen. Arbeiten Sie, mein Herr, denn umſonſt? Haben Sie denn den vermaledeyten Aufſatz in den Fackeln blos um des gemeinen Beſten willen geſchrieben, oder haben Sie es gethan, um von Ihrem Hehler, dem Verleger, ein paar Thaler zu ziehen?

Doch ich wollte ja ganz ruhig ſchreiben, ſo ſchwer es auch wird. Sie haben die Ehre und das Anſehen unſers Standes unterminirt, aber noch nicht geſprengt. Wir, die Herren Mairieſecretairs, müſſen contreminiren. Wie wir das machen? Eigentlich wäre das ein Geheimniß, das man nicht jedem auf die Naſe bindet; allein ich will großmüthig handeln, ich will Ihnen, voll des Vertrauens auf unſre gerechte Sache, offenherzig zeigen, wie wir zu Werke gehen, und Sie werden bald einſehen, daß alles Ihr Geſchreibſel uns auch nicht Ein Haar krümmt.

Sind Sie z. B. ein Juriſt, ein Friedensrichter oder ſo etwas, ſo hüten Sie ſich ja. Sie wiſſen doch, daß Sie Vorgeſetzte haben; wie wird Ihnen zu Muthe, wenn ich Ihnen ſage, daß ich und meine Herren Collegen ſo manchen von dieſen geſtrengen Herren kennen, denen wir und unſre Clienten auf unſer Zureden manches artige Röllchen in die Taſche ſpielten? So manchen, der es uns unter vier Augen zu verſtehen gab, daß er Hafer, Heu und Stroh für ſeine Pferde nöthig hätte, und der unſer einem dies nicht um der tauben Nüſſe willen ſagte? Wir machten es ihm aus, was er gebrauchte. Alle dieſe Herren ſind mit dem Danke noch im Reſt, und ſie werden froh ſein, wenn ſie ihn ſo abtragen, daß er ihnen nichts koſtet; und wir verlangen ja im Nothfall weiter nichts, als — daß man Ihnen die Finger klopft.

Sind Sie ein Oeconomie-Beamter, ſo nun, da wäre freilich der gute Rath etwas theurer. Allein, es findet ſich doch ein Weg Ihnen die Flügel zu beſchneiden. Die Herren von der Präfectur werden doch nicht alle caſſirt werden, und iſt dies nicht, wird mancher von dieſen in einen andern Poſten geklemmt, wo er Sie, mein Herr, darauf anſehen kann, ob Sie noch einige überflüſſige Fettfedern haben, ſo ſtecke ich es Ihnen im Vertrauen, daß gerade unter dieſen Herren unſre beſten, wärmſten, theilnehmendſten Freunde ſich fanden.

Vielleicht ſind Sie Soldat, wer weiß das? Aber dann vergeſſen Sie ja nicht, daß vielleicht Ihr Vorgeſetzter gerade einer von denen war, der mit unſer einem, mit dem Chirurgus und mit dem Canton-Mairieſecretair den Seegen theilte, den der liebe Gott auf unſer menſchenfreundliches Bemühen, die Söhne unſrer Freunde von dem Kalbfell zu befreien, ſegnete. Dieſe dürfen nur merken, wer wir ſind, die um Rache ſchreien, dann werden Sie Duelle genug haben und am Ende gar ihre Caſſation bekommen.

Oder ſind Sie gar Prediger? Ich erwarte dies nicht, denn die Prediger ſind unter der Regierung Jeromes zu ſehr in der Geduld geübt und durch Leiden geprüft, als daß ſie nicht auch noch der Herrſchaft der Herren Mairieſecretairs ſich, ohne ſich je rächen zu wollen, hätten mit gleicher gewohnter Geduld unterwerfen ſollen. Indeſſen kann man mannichmal nicht wiſſen, wie Dornen in Weg kommen; alſo angenommen, Sie wären Prediger, dann mag Ihnen Gott gnädig ſein. Tragen Sie die Naſe gegen uns arme, jetzt zu bloße Dorfcantors und Organiſten reformirte, noch ſo hoch, Sie können und ſollen uns noch nicht, ſich, ſo viel ſchaden. Unſre übrigen Herren Vorgeſetzten ſind auch Menſchen. Unter ihnen iſt mancher, dem wir und unſer einer gefällig ſein können; und da wollen wir es ſchon machen, daß es Ihnen an Naſen nicht fehlen ſoll. Mancher von dieſen Herren wird gern wiſſen wollen, wie es auf den Pfarren hergeht, wie Sie und die Frau Paſtorin ſich kleiden; wie oft Sie Geſellſchaft haben, und wie oft Sie verreiſen. O! da können wir Ihnen ſo manches eindrucken, woran Sie würgen müſſen.

Sie ſehen aus dem allen, daß Sie ein geſchochten'r, geſchlagener und unglücklicher Menſch ſind, und daß Sie wirklich alle Urſach haben, zu beten, daß der liebe Gott das Gouvernement dahin leite und lenke, daß alle die vermaledeiten Schriften und beſonders die Fackeln und die Königsflucht confiſcirt würden. Sie, mein Herr Verfaſſer gewinnen am meiſten dabei. Wäre ich Gouverneur, ich gäbe den Befehl, daß nicht mal jemand an dieſe Teufelsſchriften denken dürfte, geſchweige daß er ſie läſe.

Großes Unheil haben Sie angerichtet. Gott mag es Ihnen vergeben. Von meinen Herren Collegen ſind über zwanzig krank am Nervenfieber. Und woher kommt das? Vom Aerger über Ihr vermaledeites

Schreiben. Sterben dieſe Herren, ſo mögen Sie zuſehen, wie Sie den unausbleiblichen Bankerott der Schullehrer-Wittwenkaſſe verantworten wollen.

Wie wäre es, wenn Sie widerriefen? Oder wenn Sie eine Schrift in die Fackeln einrücken ließen, worin Sie alles das Gute herausſtrichen, was wir Mairieſecretairs geſtiftet haben. Ich will es Ihnen treulich angeben, denn ich befürchte, daß Sie das Gute dieſer Einrichtung nicht ſo finden, wie unſer einer. Thun Sie es ja, aber bald. Wir, die ehemaligen Mairieſecretaires, werden uns beeilen, jede Gelegenheit hervor zu finden, Ihnen unſern Dank zu beweiſen.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner innigen Ergebenheit.

Miscellen

für

protestantiſches Chriſtenthum und Kirche, Kirchen-Reform, Predigt- und Schulweſen,

zunächſt in Beziehung auf den Preuß. Staat.

Unter dieſem Titel wird ein neues theologiſches Journal beginnen, davon eine ausführlichere Anzeige, welche in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben wird, das weitere beſagt.

Berlin im November 1814.

Maurerſche Buchhandlung.

Darſtellung
des
Feldzuges der Verbündeten
gegen
Napoleon im Jahre 1814.
Zweite Abtheilung.

Feldzug der Oeſtreicher in Italien, Feldzug Wellingtons in Frankreich und der deutſchen Armeekorps in den Niederlanden. --- Friedensſchluß von Paris.

Erlangen,
bei J. J. Palm.
(Preis 1 Rthlr. 4 gr.)

Die 1ſte Abtheilung der Darſtellung dieſes Feldzuges hat eine eben ſo freundliche Aufnahme gefunden, als die Darſtellung des Feldzuges im Jahr 1813. Die Leſer beſitzen nun in dieſen 3 Bänden eine vollſtändige, mit den wichtigſten Aktenſtücken begleitete Schilderung der ewig denkwürdigen Feldzüge, die in den Jahren 1813 und 14 gegen den Staatenzertrümmerer Napoleon geführt wurden. Alle 3 Bände, 75 enggedruckte Bogen ſtark, koſten 3 Rthlr. 13 gr. wofür ſie in jeder Buchhandlung zu erhalten ſind.

Neue

Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Fünften Bandes zweites Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Deutſchland, 1815.

I.

Ueber Gensd'armerie und geheime Polizey in Weſtphalen.

Wir wollen nicht einmal von den ſtillen Mitteln reden, welche die römiſchen Kaiſer dem Dictator Julius Cäſar abgelernt hatten, durch dienſtfertige, dienſtwillige und dienſterfahrene Geiſter die Laune des Volks kennen zu lernen, und unter den Individuen den Unterſchied zwiſchen Gut- und Uebelgeſinnten genau dadurch zu erfahren, — ja! ſogar in den griechiſchen Freiſtaaten iſt die Spur einer geheimen Polizey unverkennbar.

Man werfe, — wenn wir dieſe Bevorwortung erlauben dürfen — dem Wort: „geheime Polizey" den gehäſſigen Beibegriff, welchen es beſonders dem biedern, offenherzigen, wahren Deutſchen haben muß. zurück, man laſſe den Geſichtspunkt fahren, daß die Diener der geheimen Polizey auch der Bürger häusliches Thun, Handeln und Reden beachten dürfen, ſo erfüllt die wahre geheime Polizey ihren Zweck, den ſie von jeher nach den Grundbegriffen dieſes Inſtituts hatte, nemlich eine unbemerkte, väterliche Aufſicht über dem Thun der Bürger, ein Warnen, man weiß nicht, woher es kommt, und zuletzt eine Zurechtweiſung, welche den Familienvater erhält, ihm die Achtung der Familie und ſeiner Umgebung nicht entzieht, und doch dem Staat ihn eigen macht! — So war es ſonſt, ſo iſt es noch in vielen deutſchen Staaten, aber:

Wie war die geheime Polizey im Königreich Weſtphalen?

Man ſtreitet noch jetzt darüber, ob jemals in dem ehemaligen Königreich Weſtphalen eine geheime Polizey exiſtirt habe. und der größte Theil derer, welche dieſes Inſtitut noch jetzt nicht als denkbar betrachten wollen, waren, — das kann man ihnen dreiſt in das Geſicht ſagen — Mitglieder dieſer verrufenen Bande, welche frech genug war, den Vater, den Bruder, die nächſten Verwandten um eines freimüthigen Wortes willen zu verrathen, — blos — um in dieſem ſchändlichen Orden einen höhern Rang zu gewinnen, größern Dienſteifer zu bethätigen, und dadurch anſtatt funfzig Francs geheimes Salair pro Monat, Einhundertfunfzig Francs zu gewinnen, denn die Conduitenliſte des Großinquiſitors Bongars in Caſſel enthielt in ſieben Colonnen alles, was die ſchleichenden Diener der ſchleichenden Aufmerkſamkeit unterdeß gethan hatten, und darnach wurde auch Belohnung, blaue Bänder, oder Zurückſetzung, ausgetheilt. Der fleißige Schurke wurde erhoben, der ehrliche Menſch, dem nicht alles Gefühl in der Bruſt erſtorben war, den warf man in ſein heilbringendes deutſches Nichts zurück! —

Es ſcheint keinem Zweifel mehr unterworfen zu ſeyn, daß von dem Generalſtab des Czernitzeffſchen Corps, welches mit überraſchender Wetterſchnelle vor Caſſel ſtand, und den fremden König aus der uralten, deutſchen Hofburg jagte, in den Staatsarchiven des Weſtphäliſchen Hofes ein Verzeichniß der Individuen gefunden wurde, welche zu der geheimen Polizey gehörten, und die wahren Deutſchen waren aufmerkſam darauf, dieſes Verzeichniß gedruckt zu ſehen, welches, nach einer allgemein umherlaufenden Sage, dem geretteten Deutſchland zugeſichert wurde. Allein, ſo viel man ſich nachher in die Ohren raunte, ſind in dieſem Verzeichniß der Nichtswürdigkeit ſo viel Perſonen des erſten Ranges, ſo viel Officianten, und ſelbſt ſo viele Frauen aus achtungswerthen Familien begriffen geweſen, daß man durch die Repräſentanten des Volks, das Volk entwürdigt hätte, wenn jene ſchändliche Liſte öffentlich bekannt gemacht worden wär. Doch man glaube ja nicht, daß deswegen dieſe erbeutete Liſte vernichtet ſey! In den wiederhergeſtellten Regierungsbezirken kennen die erſten Verweſer ihrer Herren jene verachtungswerthen Individuen genau, und wenn ſie auch der öffentlichen Verachtung des Volkes nicht ausdrücklich preis gegeben werden, ſo entnimmt doch das Volk aus dem Erfolg der neuen Bewerbungen jener Individuen den Sinn und den Willen der neuen Regierung, und verkündet durch gleiche Verachtung und Zurückſetzung dieſen Willen.

Sollte die wirkliche Exiſtenz einer geheimen, geregelten Polizey noch beſtritten werden, ſo dient folgendes:

1. Verfaſſer dieſes, — der ſeinen Namen und alle Umſtände und Perſonen mit Namen benennen kann, — beſtritt auch einſtmals gegen einen weſtphäliſchen Polizeycommiſſair, daß es eine geheime Polizey gebe. Dieſer vergaß aus Rechthaberei ſeine Rolle, und zeigte dem Verfaſſer zwei Schreiben, wovon er aber den Inhalt zudeckte; das eine war unterſchrieben: „Bu-

reau der hohen Polizey;" — das andere aber „Bureau der geheimen Polizey" und beide hatten die Unterzeichnung: Moiſéz. — Alſo hatte dieſer Moiséz außer der hohen Polizei auch das Bureau der geheimen Polizey im Saal- und Elb-Departement zu leiten!

2. Schon früherhin ſagte dieſer Moiséz, — der übrigens achtungswerthe Seiten hatte, aber, wie faſt alle Franzoſen in Deutſchland, von dem ſchmutzigſten Geitz und Haabſucht ſich und ſeine Handlungen beſtimmen ließ, — dem Verfaſſer dieſes in Magdeburg: „Sie rühmen mir die Biederkeit der Deutſchen! Aber ſehn Sie hier — (er legte ein großes Paquet Briefe vor, wo der Verfaſſer bei dem flüchtigen Ueberblick, der ihm vergönnt war, manche Handſchrift erkannte!) alle dieſe Papiere enthalten Beſchuldigungen gegen den Staat von Ihren Landsleuten gegen Ihre Landsleute! Dieſe Ankläger haben aber die Probe nicht ausgehalten, denn ſie haben perſönliches Intereſſe, darum à la chemise mit dieſen Papieren!"

3. Ein ehemaliger weſtphäliſcher Gensd'armes, derſelbe, welcher nach der Aufhebung des Königreichs Weſtphalen nach Braunſchweig transportirt wurde, weil er früherhin ſich gerühmt gehabt hatte, bei Halberſtadt

das Piſtol abgeſchoſſen zu haben, welches dem Herzog hätte gefährlich werden können, ſagte dem Verfaſſer dieſes noch ganz kürzlich: „Sie ſtanden mit auf der Liſte der Verdächtigen; Sie thaten keinen Schritt aus dem Hauſe, den wir nicht wußten, Ihre Magd berichtete getreu das Geringſte, was vorfiel, Sie erhielten keinen Brief von der Poſt, den wir nicht kannten, und monatlich ſtanden Sie mit auf den Berichten, welche wir nach Caſſel ſchickten.“ —

„Wer ſind die wir?“ fragte man.

“Wer ſie ſind?“ — erwiederte er, „kennen Sie denn die geheime Polizey nicht?“

Weiter war nichts von dem reuigen Sünder heraus zu bringen, außer daß er, nur beiſpielsweiſe, dem Verfaſſer Urtheile, Meinungen, Ahndungen und Andeutungen wieder erzählte, welche derſelbe im Kreiſe vertrauter Freunde geäußert hatte. „Wer einmal,“ ſo ſchloß er, „unter die genauere Aufſicht der höhern, geheimen Gewalt gegeben war, dem konnten wir nachrechnen, wie viel Geld er bey ſich führte, wie es in ſeinem Hausweſen zuging, mit wem er ſprach, an wen er ſchrieb, wohin er ging, und, was ſchwer zu glauben, aber wahr iſt, mehrere Male iſt es ſelbſt vorgekommen, daß die

Ehefrau des Beobachteten in der geheimen Verbindung ſtand, während er ſelbſt nicht das Geringſte davon ahndete!“

4. Nachdem Magdeburg von den Franzoſen geräumt war, fand man, daß der ehemalige Kriegsrath Schulze, um ſeine Nichtswürdigkeit noch mehr zu bethätigen, — denn wer einmal Schurke ſeyn will, muß es ganz ſeyn! — Papiere zurückgelaſſen hatte, woraus die Salarirung der dienſtthuenden Geiſter der geheimen Polizey hervor ging. So fand ſich unter andern ein Briefwechſel vor, nach welchem ein verunglücktes Genie mehreren monatlichen Gehalt verlangte, indem der Bittende fortfuhr, daß er bei Beſtechung der Dienſtboten, um den Sinn, Meinung und Willen der Herrſchaften zu erfahren, einen Koſtenaufwand machen müſſe, der ſeinem Gehalt nicht angemeſſen ſey.

5. Daß, an den Gouvernementsorten mindeſtens, kein Paß ohne geheime Zeichen ertheilt wurde, beſonders wenn der Reiſende nach Caſſel wollte, iſt bekannt genug und dieſe geheimen Zeichen, welche in Veränderung des Schriftzuges, in der Stellung des Siegels u. ſ. w. beſtanden, übergaben den Reiſenden, überall wo er hin kam, einer ſtrengen, oft dem rechtlichen Mann, der keinen Widerſpruch wagen durfte, ſehr empfindlichen Aufſicht, die ihn in den Augen der Guten,

Hellblickenden erhob, in den Augen der Maſſe aber ihn anrüchtig machte! —

Nachdem wir glauben, die Exiſtenz einer geheimen Polizey feſtgeſtellt zu haben, gehn wir mit Wehmuth zu der Schilderung über: wie war ſie?

Sie war das peſtilentialiſche Gift, welches aus einem der verrufenſten Theile der italieniſchen Landzunge die geiferſchwangere Mutter, vor der ſelbſt Abbadonna ſich beugte, in dem ehrlichen, — ehemals ehrlichen Norden! — ausbreitete!

Der Gatte wurde durch dieſes verruchte Inſtitut der geheimen Polizey ſeiner Gattin entfremdet und nebenbei wurde der Ehemann als ein Narr, ein Thor geächtet, wenn er unzufrieden darüber war, daß ein gemeiner franzöſiſcher Grenadier, mog er auch hohen militäriſchen Rang gehabt haben — unanſtändig die deutſche Weibertreue beachtete, als wäre die Verworfene unter den Hallen des palais royal! — Deutſche Biederkeit wurde für die Begränzung des Königreichs Weſtphalen aus den Jahrbüchern der Geſchichte geſtrichen, denn das Wort: „deutſch" war gehäſſig und ſtand, wo man es hörte, unter genauer Aufſicht des Redenden; für das Wort: „Biederkeit" aber fand man in dem franzöſiſchen

Wörterbuch gar keine paſſende Ueberſetzung, ſo daß dieſes Wort als nicht geltend, die franzöſiſchen Douanen paſſirte, nachher aber ſeine alte deutſche Kraft gewann, und einen halben Welttheil davon überzeugte, was Deutſchland vermag, wenn es will! Die Spaniſche Inquiſition eines Philipp des Zweiten ſchlug die Menſchen nieder, die bange Scheu wagte den Gedanken kaum, aber während dieſer Philipp durch die Inquiſition mit Deſpotenſtrenge über einem Todtenhauſe regierte, fühlte ſich, trotz des Umherſchleichens der Diener der Inquiſition, der Spanier glücklich, denn der Religion wurde das Opfer gebracht. Ganz anders war die weſtphäliſche geheime Polizey, und viel weiter ging ſie!

Das, was den Menſchen zum Menſchen zieht, Vertraun, Liebe und Freundſchaft, riß ſie aus den Herzen der Menſchen, das Hochgefühl der Vaterlandsliebe wurde ein Verbrechen, Sclavenſinn wollte ſie von dem freigebornen Deutſchen erzwingen, die Erinnerung an die Großthaten deutſcher Vorfahren wurde mit der Baſtille zu Caſſel beſtraft, deutſche Treue, ſeit Jahrhunderten geprieſen und bewährt, wurde in das Irrenhaus verwieſen, keine Familie konnte ferner ſich eines ſichern Eigenthums freun, denn wer in öffentlichem Dienſt ſtand, blieb nie lange an einem Ort, die Vorträge der Kanzelredner wurden belauſcht, und die andächtige Menge verlor die Andacht, weil ſie wußte, daß die Redner des Wortes Gottes von Schurken belauſcht wurden, jeden guten Erwerb des Einzelnen rechnete die geheime Polizey nach, damit er um ſo härter zu den Abgaben angezogen werde, wodurch Induſtrie und Erwerbfleiß aufhörten; Kunſt mußte darniederliegen, weil jenes raubſüchtige Geſindel keinen Begriff davon hatte; Wiſſenſchaft und Literatur aber mußten zu Grabe gehen, weil die dümmſten Menſchen, z. B. ein Emporkömmling, der aus der Elementarſchule entlaufen, nachher in rohen Lägern ſich herum getrieben hatte, als Cenſor jetzt Werke des Geiſtes und des Witzes zu prüfen hatte, und alle geſellſchaftliche Freude war aus dem Leben des Weſtphalen ausgeſtrichen.

Dagegen wuchſen auf die giftigſten aller, das menſchliche Leben verpeſtenden Pflanzen: das Mißtraun mit ſeinem verpeſtenden Gefolge, der Argwohn, die Heimlichkeit, hinter ihr her geheim gehaltene Rachſucht, Falſchheit mit der Schlangenumkräpzung, Habſucht mit ihren Reiherkrallen, Genuß des Augenblicks in einem Nomadenleben mit dem traurigen Gefolge des Rauſches, des Leichtſinns, des Bruchs aller treuen Verhältniſſe, der Beſtechbarkeit, und den ganzen Reigen beſchloß eine, auf Sclaverei und feilen Dienſt berechnete Erſchlaffung des Jahrhunderts!

Wie mag Herrmann der Cherusker, aus ſeinem

Walhallah auf das ſonſt ſo biedere Deutſchland herabgeblickt haben, und hat er ſich nicht davon überzeugt, daß, wenn eine ſolche Regierung noch länger gedauert hätte, er die deutſche Eiche nicht mehr als Lorbeerbekränzung hätte betrachten dürfen?

Wir ſind auch überzeugt, es wird noch lange Zeit darüber vergehn, ehe das peſtilenzialiſche Gift, welches die geheime Polizey in den ſonſt ſo biedern Nationalcharacter ſenkte, ſich verliert, und nur die ſtrengſte Moralität der uns wiedergegebenen Regierungen iſt ein Impuls, ſchneller und glücklicher dem Deutſchen ſeinen hoch gerühmten Adel der Treue wieder zu geben.

Billig frägt man nun:

wie war es möglich, daß ſo viele Deutſche für ein ſo ſchändliches Inſtitut ſich dingen lieſſen?

Wir wollen, wie überall, der Wahrheit die Ehre geben! Wenn ſchon die Jenaer Schlacht von 14ten October 1806 Deutſchland erſchreckend überraſcht hatte, ſo überraſchte noch mehr der Tilſiter Friede, durch welchen das linke Elbufer abgetreten wurde, und der Garten Preußens, Magdeburg, Halberſtadt, Hildesheim, als abgetretene Provinzen mit dem räuberiſch weggenommenen Braunſchweig, Heſſen, u. ſ. w. einverleibt, der Willkühr des Korſen preis gegeben wurden, der daraus, wie der kluge Kopf gewiß ſelbſt geglaubt hat, ein ephemeres Königreich bildete, und den unfähigſten ſeiner Brüder, — denn gegen die Regierungsgabe eines Joſeph, die Redlichkeit eines Louis, und die Selbſtſtändigkeit des entſagenden Luzian iſt nichts zu erwidern — Hieronymus, einen verlaufenen Kaufmannsdiener aus Baltimore, zum König einſetzte.

Die Einwohner der abgetretenen Länder ſahen ſich von ihren ehemaligen Regierungen verlaſſen, und während der Landgraf von Heſſen-Caſſel und der rechtmäßige Erbe des Herzogthums Braunſchweig nur indirect auf entferntern Wegen wirken konnten, zeigte das Haus Preußen in einer ſehr ſchönen Proclamation den Bewohnern am linken Elbufer deren Entlaſſung an, und vermahnte ſie, mit gleicher Treue dem neuen Regenten, als bisher dem Hauſe Hohenzollern, die Unterthanenpflichten zu gewähren.

Wahre Patrioten erkannten ſehr wohl, daß die Zeitumſtände dieſe Entlaſſung mit ſich brachten; aber eben dieſe Entlaſſung war zugleich in den Augen des

Volkes eine Ausweiſung, und gab eine Rechtfertigung, daß man ſich der neuen Regierung anſchließen dürfe.

Der Menſch gehört auch zu der animaliſchen Welt, und jedes Thier ſtrebt zunächſt darnach, das Nachtlager zu ſichern. Hiernach war alſo das Nachtlager denen geſichert, welche nie treu an dem Hauſe Preußen als Preußen gehangen hatten, und nun gingen die — Deutſchen nicht, Menſchen auch nicht, — Buben! — wollen wir ſie nennen! — leicht in eine fremde Dynaſtie über, wo ihnen goldne Berge gezeigt wurden, um ſie zu Schurken an ihren Landsleuten zu machen. Hierdurch zwei bis drei bedeutende Stimmen dem weſtphäliſchen Syſtem eigen gemacht, ſo hatte man ſchon den ganzen Diſtrict für Weſtphalen gewonnen, denn die Lockhammel wurden ſehr wohl ausgeſucht, und wen der Golddurſt nicht reitzen konnte, den ladeten die verſprochenen Pfründen, höherer Rang, die mehrere Willkühr des Einzelnen bei einer ſchlaffen Regierung, Frauengunſt und der Schutz der höchſten Inſtanz bei etwa ſchon verübten, oder noch zu verübenden Bubenſtücken ein. Schwache Seelen wurden durch das Beyſpiel anderer, durch franzöſiſchen Wortprunk und Ueberraſchung der geheimen Polizey eigen gemacht, und waren mit unauflöslichen Ketten an ſie gebunden, wenn ſie ein einziges Mal die warnende Stimme deutſchen

Sinnes unbeachtet gelaſſen hatten. So können ganze Völkerſtämme von ſchlauen Betrügern bethört werden!

Freilich bereuten es nach einem Jahre ſehr viele, daß ſie für die geheime Polizey gewirkt hatten, aber es war zu ſpät! das Inſtitut war bereits vollſtändig organiſirt, und wer einmal hinein verwickelt war, durfte ſich nicht herausziehn, wenn er nicht alles wagen wollte! Dieſe geheime Polizey war das Palladium einer Völkerusurpation, der ſichere Schutz und die unbeſtreitbare Bruſtwehr einer zügelloſen Regierung, welche den aſiatiſchen Pomp eines ſchwelgeriſchen Hofes mit dem Mark des Landes nährte, und dieſes Land würde, in berechnete, tiefe Armuth verſunken, ohnfehlbar eine Sclavencolonie des übermüthigen franzöſiſchen Volkes geworden ſeyn, wenn nicht eine höhere Macht den Völkern vom rechten Elbufer her Willen, Kraft und Seegen gegeben hätte. — Denn, man nehme nur, wie war es möglich, bei den ungeheuerſten Erpreſſungen nur ein Dorf, geſchweige ein ganzes Land in revolutionären Zuſtand zu bringen? Alle Sehnen der Kraftanſtrengung eines Volkes waren durchſchnitten, da der Vater ſeinem Sohn, der Bruder ſeinem Bruder, der Gatte ſeiner Gattin, das Beichtkind dem Beichtiger, der Bräutigam der Braut, der Nüchterne dem Berauſchten nicht mehr trauen konnte, und ein Tugendverein, eine Verbindung der Edeln war alſo hier undenkbar! Schmach, und ewige Schmach allen Deutſchen, ſie mögen eines Ranges ſeyn, weſſen ſie wollen, die den Nationalcharacter, den der Biederkeit, aus Dummheit, Eitelkeit oder Geldgier mit Füßen traten, um ſich zu einer geheimen Rotte gezählt zu ſehen, und durch Hintanſetzung des Edelſten den immer mehr ausſchweifenden Launen eines fremden Satrapen zu fröhnen.

Dies Wort: „fremder Satrap“ bringt uns darauf, daß wir den Unterſchied zwiſchen weſtphäliſcher und franzöſiſcher geheimer Polizey machen müſſen. Letztere war es, welche die erſtere in Deutſchland einführte, und die Emiſſäre der franzöſiſchen Polizey, deren glorwürdiges Haupt ein Fouché war, wußten genau, ob die über den Rhein nach Deutſchland geſchickten Durchlauchtigkeiten heute früh nach dem Lever guten Stuhlgang gehabt hatten, ob dieſer oder jener Miniſter die Verwegenheit hatte, es ehrlich mit dem Land und Volke zu meinen, und ob hier oder da noch Quellen zu finden wären, die Geldſtröme von Deutſchland nach Frankreich reicher fließen zu machen. Man darf wohl behaupten, daß die geheime franzöſiſche Hofpolizey in Caſſel ohngefähr um die Zeit des Abtritts Johannes von Müller aufhörte; unmittelbar von Frankreich durch die deutſchen Länder ausgeſchickte Emiſſärs, von denen die weſtphäliſche geheime Polizey ſelbſt die Individuen nur vermuthete, blieben aber bis zu den letzten Zuckungen des Uebermuths und der finſtern Gewalt des Corſen.

Das letzte, furchtbarſte Mittel, wodurch viele deutſche Männer hingeriſſen wurden, einem Banditeninſtitut ſich zu dingen, war die immer mehr den Einzelnen bedrohende Armuth und Bedrückung, wogegen der verzweifelnde Familienvater, deſſen Kinder um Brodt ſchrien, wenn er jenem Höllenbunde ſich weihte, und dadurch ſeine Moralität und deutſche Biederkeit hinwarf, nicht nur reichlich bezahlt wurde, ſondern auch die beſte Empfehlung dadurch hatte, zu bedeutenden öffentlichen Stellen zu gelangen.

Man rechnet, daß die Unterhaltung der geheimen Polizey dem Königreich eben ſo viel beinahe koſtete, als die Erhaltung des Hofes, und das will viel ſagen! — Einem Malchus war es ſpäterhin vorbehalten, neue Titel zur Benennung der Ausgaben zu erdenken, und neue Auflagen zu erſinden, um dieſe Ausgaben beſtreiten zu können. — Dieſe Verſchwendung macht es uns auch erklärbar, woher es möglich, daß viele Menſchen, deren Einnahmen und Gehalte wir berechnen konnten, einen unverhältnißmäßigern Aufwand führten, als vorhin; daß viele, die vorher in ihren Zimmern ſich vergraben, oder nur in kleinern Familienkreiſen Erholung geſucht hatten, jetzt in Weinhäuſern, Klubbs, Schauſpielhäuſern u. ſ. w. ſich ſehn ließen, und daß man jetzt raiſonnirende Zeitungsleſer fand, wo vorher Stuben- und Schulgelehrte ihre Pfeife Batavia ruhig hin geraucht hatten. Möge das eigne Bewußtſein den Sündern vergeben, wie die allzugütigen Fürſten ihnen dadurch verziehen, daß ſie dieſelben nur der Stillen, und nicht vielmehr, was der Patriot, der Brutuskopf in den ſieben Schreckensjahren erwartete: — der öffentlichen Verachtung preis geben!

Nun frägt man weiter:

gehörten die weſtphäliſchen Gensd'armes zur geheimen Polizey, oder waren ſie ein für ſich beſtehendes Corps?

Zwar hatten ſie eine beſondere höchſte Inſtanz ihrer Dienſtverrichtungen, zuletzt den General Bongars in Caſſel, und dieſer ſchien, weit entfernt, an die Exiſtenz einer geheimen Polizey denken zu wollen, nur die Sicherheit der Landſtraßen, die öffentliche Ruhe, und überhaupt nur die Erhaltung der öffentlichen Achtung ſeiner Untergebenen im Auge zu haben. Aber man kann es dreiſt behaupten, und durch unzählige Beweiſe darthun, daß der größte Theil der Gensd'armes die rechte Hand der geheimen Polizey war, und in deren ganz beſonderm Solde ſtand. Sie, welche werth befunden waren, aus der allgemeinen Pflanzſchule der Gensd'armerie in den höhern Orden der geheimen Polizey aufgenommen zu werden, erhielten ihre desfalſigen Beſtimmungen von andern Orten, und gewöhnlich hatte ein Gensd'armen-offizier --- denn deren gehörten nur wenige zu der geheimen Polizey --- mehrere Gensd'ames ſeiner Brigaden um ſich, welche jede Handlung ihres Offiziers beleuchteten, und davon gehörigen Orts Bericht abſtatteten.

Man hatte aber das Henkerſchwerdt der Regierung in zu rohe Hände gegeben, denn dieſe Gensd'armes, welche zugleich treue Diener der geheimen Polizey waren, pochten früherhin nicht ſo — denn neue Beſen kehren gut! — auf ihre öffentliche Anſtellung, und auf den Grund, den ſie im Hinterhalt wußten. Aber bürgerliche Ordnung und Anſtand, Behutſamkeit, Mäſſigung, Schonung im feinen, nur einmal verletzbaren Verhältniſſe, verſpotteten ſie, und Menſchen, aus dem Pöbel aufgegriffen, durften es wagen, nach ihren gemeinen Launen zu den Zuſammenkünften gebildeter Menſchen, zu den Familienfeſten der Hochzeiten, zu der ſtillen Begräbnißfeyer eines geliebten Todten, ſich unangemeldet zu drängen, und in den Häuſern Gottes drohete das klirrende Schwerdt der Ungezegenen dem Verkündiger der Worte des Herrn, wenn ihr pöbelhafter Begriff etwas von dem Ausgeſprochenen als verdächtig deutete! Welche Erniedrigung für Deutſchland, das freigebohrne Deutſchland!

Noch mehr! Exempla demonstrant rem! — oder, Beiſpiele beweiſen die Wahrheit der Sache! Darum hier einige Beiſpiele davon, wie weit die Gewalt, Einfluß und Nichtswürdigkeit der weſtphäliſchen Gensd'armes ging!

Sie, die für die Aufrechthaltung des Staats geworben waren, gingen ſo weit, daß ſie auf ihren Wanderungen, zu Fuß und zu Pferde, die Wandernden anfielen, und man hat der Beiſpiele, wo ſie die Päſſe der Wandernden, welche Geld bei ſich hatten, zerriſſen, und weiter ritten, um eine neue Beute des Betrugs ihren Cameraden auf der nächſten Station zu überantworten. In jedem Gaſthofe, jeder Dorfſchenke, hatte Roß und Mann freie Zehrung, wozu die gutmüthige Ehrlichkeit des Wirthes, der eine weitläufige, ſtörende Prüfung des Logierbuchs vermeiden wollte, den Gensd'armes verhalf. Die Maires, aus Furcht, durch einen Zwang gedrückt zu werden, welcher in der Gewalt dieſer Büttel der Regierung lag, thaten bei deren Eintritt ein Uebriges, und dem im Stillen ſich freuenden Patrioten war es ein beſeligender Anblick, als, von den erſten Koſacken verfolgt, dieſe übermüthigen Plagen der Unterthanen, dieſe Henkersknechte der Landpfleger, ihrer Achſelſtricke entkleidet, ihrer Daumſchrauben und Handſchellen, welche ſie ſtets bei ſich führten, beraubt, in den erbärmlichſten Kleidungen geflüchtet kamen.

Das ganze Corps — einzelne Individuen ausgenommen — verdient die Entwürdigung, der es nicht entgangen iſt. Davon nur einige Beiſpiele.

Kupfermann, Rittmeiſter bei dem zweiten weſtphäliſchen Huſarenregiment, war zu voreilig, und verließ von Braunſchweig ab auf einem Marſch mit denen ihm untergebenen Huſaren den Weg, um das rechte Elbufer zu gewinnen. Unbeſonnenheit führte den Glücksritter das Harzgebirge entlang, wo er ſpät Abends an die Thore des Diſtrictsorts Blankenburg anpreſſte. Hier war ſogleich die Dienerſchaft des fremden Satrapen zu Verfolgung der deutſchen Brüder in Bewegung, und von dem verſprengten Häuflein brachten die Gensd'armes, welche die ganze Nacht durch umher geſchwärmt waren, ſechs Huſaren, einen Trompeter, einen Wachtmeiſter, und bald auch den Kupfermann ſelbſt ein, welchen ſie in einer Mühle ohnfern Quedlinburg gefunden hatten. Das ſtolze Jubilo der Unwürdigen empörte ſelbſt den rohen Menſchen von Zuſchauer, der es ſah, daß der

Deutſche gegen den Deutſchen, welcher für die gute Sache hatte handeln wollen, ſo verfuhr, und die Folge dieſer preiswürdigen That war, daß Kupfermann, der Wachtmeiſter und der Trompeter, erſchoſſen wurden. Man mögte behaupten wollen: — die Gensd'armen thaten ihre Pflicht — aber eine ſolche traurige Pflicht muß man nicht allein mit Schonung erfüllen, ſondern man muß ſich nicht auch öffentlich des ausgeübten Schergenamtes rühmen. man muß als Sohn des Vaterlandes den Sohn des Vaterlandes ſeinen Weg ziehn laſſen, ſoweit nicht ausdrückliche Vorſchrift ein anderes gebietet, — oder: man gehört, wie jener Auswurf, zu den Verworfenen, welche erſt in den Wäldern von Neapel Unterricht nehmen müſſen, um demnächſt, von einem hellblauen Bande geſchmückt, den Galgen zu zieren.

Ein weſtphäliſcher Gensd'armes höhern Ranges, ein gebohrner Preuße, W * * *, der früherhin für einen ſehr rechtlichen Mann gegolten hatte, wurde, als auch die weſtphäliſchen Gensd'armes gegen den Feind rücken mußten, von den Preußen gefangen genommen, und nahm ſogleich preußiſche Dienſte in ſeinem vorigen Pas, als Feldwebel. Bei Deſſau fand er Gelegenheit zu deſertiren und während des Waffenſtillſtandes verrichtete er als doppelt Meineidiger ſeine Dienſte wieder in Weſtphalen.

In einer Stadt des Elbdepartements zeigte ein Gensd'armes dem Polizeycommiſſär an, daß in einem gewiſſen Weinhauſe ſehr bedeutende Hazardſpiele geſpielt würden, und zwar bei verſchloſſenen Thüren. „Schweigen Sie davon," erwiederte ihm der Polizeycommiſſär, „ich ſpiele ſelbſt mit, gewinne auch mitunter einige Rollen, und die Sache hat im Ganzen nichts zu ſagen. Der Wirth gewinnt immer dabei; gehen Sie Abends hinunter in die Gaſtſtube, und laſſen Sie ſich auf meine Rechnung eine Halbe reichen!" — Sume, quod tuum est!

Im Fuldadepartement kam ein Gensd'armes M . . . gh, anſcheinend halb berauſcht, in ſein gewöhnliches Abſteigequartier, den an der Heerſtraße liegenden Gaſthof. Er ſchimpfte wie ein Rohrſperling auf die weſtphäliſche Verfaſſung, auf die Schwere des Dienſtes, fluchte darüber, daß der Gehalt nicht ordentlich ausgezahlt werde, und als er genug gehört hatte, was denen, welche ihn hörten, Vertraun erweckt hatte, ihm zu erwiedern, wurde acht Tage darauf der Hauptſprecher Nachts aus dem Bette geholt, und in das Caſtell nach Caſſel gebracht, jener Spion der geheimen Polizey aber kam, mit einem blauen Bande verſehn, in das Ockerdepartement.

Doch, wozu noch mehrere Beiſpiele, welche den

Character des Volkes nur entwürdigen! Sie ſind ja bekannt genug, und Tauſende von Staatsbürgern, welche ihrem Vaterlande durch die Kraftanſtrengung der Völker wieder gegeben ſind, ſegnen es, daß jene Rotte Korah vernichtet iſt. Nur ſo viel ſey noch geſagt: um einen moraliſchen Charakter in Deutſchland wieder herzuſtellen, — der durch die geheime Polizey und die franzöſiſchen Impulſe ertödtet werden ſollte, und ſchon im Abſterben war, — denn welcher deutſche Biedermann mag es leugnen, daß Germanien in agone lag, und daß immer mehrere Stempel geſchnitten wurden, um der Verworfenheit der Buben einen höhern Rang zu geben! — — bedarf es eines ſchrecklich ſtrengen Gerichts, in welchem eine übermäſſige Milde durchaus den Vorſitz nicht halten darf!

Alles, was zur geheimen Polizey gehörte, muß auch ſeine Schandpfähle erreichen; öffentlich brandmarke man das Mitglied dieſes Inſtituts dadurch, daß man ihn, den Nichtswürdigen, der Verachtung, Zurückſetzung, Ausſtoßung aus allen Geſellſchaften preis giebt; der biedere Deutſche trete den mit Füßen, der ein biederer Weſtphale war, und jenes Otterngezücht der Nacht wird dann auch bald in die Nichtswürdigkeit zurückſchleichen müſſen, aus der es erwuchs.

Wenn die pia desideria, ſo durch dieſe Andeutungen den guten Germanen an die Herzen gelegt ſind, ihre Würdigung finden, und Deutſchland immer mehr als Nation ſich verbindet, ſo werden die Lebenden noch ſelbſt darüber triumphiren können, und nicht nöthig haben, den Erben des Eigenthums es zu überlaſſen, mit Eichenlaub umkränzt, unter der väterlichen Eiche zu ſingen:

Hinweg ihr Buben vom deutſchen Lande!
Fort mit der franco-galliſchen Bande!
Es war nur ein Tag wo Germanien ſchlief,
Und als ſein Herrmann Donnerwort rief,
Da traten die Edlen im Bunde zuſammen,
Und weckten die himmelanſtrebenden Flammen!

II.

Ueber den mündlichen Vortrag und die Oeffentlichkeit der Gerichte im ehemaligen Königreich Weſtphalen.

Wenn die Gerechtigkeitspflege ein wichtiges Augenmerk jeder guten Regierung ſeyn muß, und der Ruf einer guten Gerechtigkeitspflege eine der erſten Zierden guter Staatspflege iſt, — indem dadurch der Bürger das vom Staat erhält, was er für ſeine Opfer, ſo er als Naturmenſch der bürgerlichen Geſellſchaft hingab, erwarten darf, und berechtigt iſt, erwarten zu dürfen, — ſo kann die Veränderung der Juſtizpflege, welche nach dem Tilſiter Frieden in den Ländern am linken Elbufer Deutſchlands eingeführt wurde, der beſondern Aufmerkſamkeit des Kosmopoliten, der Wahrheit, und Beförderung des Zwecks alles Strebens, Menſchenglück — ſucht, nicht entgehen!

In der That war der Codex Napoleon, nemlich der Code civil der deutſchen Rechtsgelehrten eine leicht aufzugreifende und zu umfaſſende Erſcheinung, denn, wenn er auch Materien uns aufdrängte, die dem Deutſchen nicht anpaſſend waren, z. B. die ganze Lehre von dem ehelichen Verhältniß u. ſ. w. — worüber wir die nähere Beleuchtung uns beſonders vorbehalten, — ſo war doch das Ganze nichts als ein Raub aus der römiſchen Geſetzgebung, der den erlauchten Kaiſer Frankreichs ſchnell, im Geſchwindſchritt auch zum Geſetzgeber ſtempeln ſollte, den deutſchen Juriſten aber wieder an die Studentenjahre erinnerte, und leicht eine neue Auflage von Hellfelds Pandectenausgabe veranlaßt haben könnte.

Fremder, überraſchender war dem Deutſchen die ihm aufgedrungene Form, nemlich der mündliche Vortrag, und die Oeffentlichkeit der Gerichte. Wir wollen mit Beleuchtung der

Oeffentlichkeit der Gerichtsſitzungen

anfangen.

Wenn in bürgerlichen Streitigkeiten zwei Partheien ihren Rechtshandel dem Richter vortragen, ſo muß ſehr natürlich bei der Entſcheidung ein Theil Unrecht erhalten, und daher kommt es, daß die Hälfte des Volkes unzufrieden mit dem Gericht iſt, denn der Verurtheilte wirft mit der ihm anhängenden Parhei die Schuld der verlornen Sache nicht auf die Unlauterkeit der Sache ſelbſt, ſondern auf den Mißgriff, Unkunde, Beſtechung, oder was ſonſt, des Gerichts. Daher hat die Oeffentlichkeit der Gerichtsſitzungen allerdings manches für ſich, wenn der Zweck, den klagenden und ſtreitenden Partheien öffentlich die Entſcheidung ihrer Rechtshändel darzulegen, dadurch erreicht werden ſoll.

Allein weit entfernt von dieſem Zweck, dieſem wohlthätigen Zweck, war die öffentliche Gerichtsſitzung der Weſtphäliſchen Gerichtshöfe. Der Kläger ſo wenig als der Beklagte darf ſelbſt ſprechen, alles geht durch das Organ der Anwälde, und wenn das Weſentliche, das Debattiren und Deliberiren der Beiſitzer des Gerichts über die Entſcheidung erfolgen ſoll, dann entfernt ſich das Gericht in corpore in das Deliberationszimmer, und ſpricht öffentlich erſt wieder das Erkenntniß ſelbſt aus. Nur franzöſiſche Charlatanerie konnte uns dieſe anſcheinende Oeffentlichkeit aufdringen, denn wenn die Deliberation, die Berathſchlagung ſelbſt, nicht öffentlich iſt, ſo iſt jener angedeutete Zweck der Oeffentlichkeit verfehlt, und das ganze Formale nichts, als ein zu verſpottender — Bocksbeutel! — Warum ſoll bei den höhern Tribunälen, Diſtrictsgerichten, Kriminalgerichten die Berathſchlagung nicht öffentlich ſeyn, wenn die Verhandlung der Sache öffentlich war? Entwürdigt ſich der einzelne Richter dadurch, wenn er durch die Mehrheit der Stimmen ſeine Meinung nicht geltend machen konnte?

Um vom oben herab anzufangen, ſo iſt wohl die Oeffentlichkeit der Kriminalgerichtshöfe weſtphäliſcher Art nicht dazu geeignet, die Moralität des Volkes zu verbeſſern. Was iſt der Zweck der Strafe? — Beſſerung des Beſtraften, und Warnung des Volkes vor gleichen Verbrechen. Wenn nun aber nach weſtphäliſcher Einführung der Verbrecher vor das Gericht der Geſchwornen geführt wird, ſo hält ihn die zuhörende Menge des Todes ſchuldig, wenn der öffentliche Ankläger die Anklage vorträgt, dann aber kommt die Vernehmung des Schlaukopfs, Zeugen treten auf, die meiſterhaft die Wahrheit zu umgehen wiſſen, der Vertheidiger zeigt zuletzt, wie die Geſetze ſchwankend ſind, und die Wahrheit dem Richter leicht verborgen werden mag, — und unter der zuhörenden Menge finden ſich abſichtlich viele ein, um zu lernen, wie ſie für ähnliche Fälle ſich vertheidigen mögen. Der Vertheidiger, welcher einen Mörder loszuvertheidigen vermag, wird von der Menge bewundert, und — die Gerechtigkeit wird eine Theaterprinzeſſin!

Es ſcheint in der That, als wenn man durch dieſe Oeffentlichkeit der Kriminalgerichte das Königreich Weſtphalen in ſeiner Moralität herab zwingen wolle! Eine neue Verfaſſung, die der Geſchwornen! — Damit das Volk nicht ſagen könne, es ſey der Verbrecher nicht von ſeinen Landsleuten gerichtet! Aber die Geſchwornen ſahen es bald ſelbſt ein, daß ihr Erſcheinen zu den Zwangsdienſten gehöre, und der Deutſche hätte an dieſe Theaterſcenen erſt allmählig gewöhnt werden müſſen, wenn er ſie ſeinem Lande hätte zueignen ſollen! Und was wäre die Folge des moraliſchen Characters der Nation davon geweſen? — Immer mehrere Verderbniß der Sitten, mehrere Gemeinheit, zuletzt gänzliche Verſpottung des deutſchen Characters, und, wenn man die Geſchichte, — dieſen, aus der Vergangenheit der Zukunft zurufenden Propheten, kennt, — Vernichtung Germaniens, Colonie einer unwürdigern Nation, und Erlöſchung eines glorreichen Namens in der Hiſtorie! —

Frankreich hatte von einer Jury in England gehört, äffte ſolche in einem verhunzten Zerrbilde zur Zeit der Republik ſchon nach, und drängte dieſes Zerrbild dem Deutſchen auf, der ſeinen Formen, ſeinen Anſichten dieſes Verfahren nicht angemeſſen finden konnte. Es kann etwas in England, dieſer glücklichen Amphibie zwiſchen Monarchie und Republik wohlthätig ſeyn, was in den Staaten des Continents, denen die Monarchie unvermeidbar iſt, verpeſtend wirkt!

Und nun — wie verhaßt machte ſich die Regierung, welche doch das Vertraun des jungen Staats zu gewinnen ſuchen mußte, durch das in allen Klaſſen eingeführte Amt des öffentlichen Anklägers, in deſſen Hinſicht der Gebildetere dem Volk die Meinung der Gehäſſigkeit des Amts nicht nehmen konnte und wenn denn nun einmal vox populi vox Dei iſt, ſo können wir in Beziehung des Amtes des öffentlichen Anklägers mindeſtens in Hinſicht der geringern Gerichte, als derer, wovon wir jetzt reden, viele Beiſpiele anführen, wo dieſe öffentlichen Ankläger ihr Amt entwürdigten. Namentlich war dies bei den Munizipal-Polizey-Gerichten und Friedensgerichten der Fall, wo Beweiſe in Menge beigebracht werden können, daß mit der Unterdrückung der Anklage ein Handel getrieben wurde, und, je wohlhabender der zu Beſchuldigende, deſto höher ſtieg das Schweigen im Preiſe, und konnte man es zu einem Räthſel bilden, „wie man durch Schweigen und Nichtsthun Geld und Reſpekt verdienen könne?" Deſſen Auflöſung „öffentlicher Ankläger," ſeyn würde. — —

Der öffentliche Ankläger aber repräſentirte doch die Gerechtſame der höchſten Staatsgewalt; wie matt und unbeſtimmt mußte aber dieſe Staatsgewalt erſcheinen, wenn deren Repräſentant, nemlich der öffentliche Ankläger, Anträge auf Hinrichtung mit dem Schwerdt oder Zuchthausſtrafe auf Zeitlebens machte, und der Gerichtshof auf mäßige Gefängnißſtrafe erkannte? — Nur den Dummkopf mag es bethören ſollen, daß hierin und in der Jury die Rechte des Volkes der Gewalt der Regierung vorgeſetzt wären, denn die Geſchwornen hatten nur über Thatumſtände mit Ja und Nein zu antworten, nur über ſolche Umſtände, welche das Gericht in Fragen ihnen vorlegte; dieſes Gericht aber entſchied außerdem in der Hauptſache, es war von dem König ernannt, ſtand mit dem Volk in gar keiner Beziehung, und alſo war der Generalprocurator des Königs ein übel angebrachter Popanz, durch den die Regierung ſich entwürdigte!

Das Fatalſte bei dem ganzen Criminalweſen war, daß in Weſtphalen zwar die Form des Verfahrens exiſtirte, aber noch kein Criminal-Codex. Nun war zum Beiſpiel das Saaldepartement aus Bruchſtücken von dem preußiſchen linken Elbufer, Braunſchweig, Hannover, Hildesheim, und Beſitzungen des freien deutſchen Reichs zuſammen geſetzt. Alle dieſe Territoria haben ihre beſondern Criminalgeſetze, das eine mehr, das andere minder deutbar, und da nun jeder Inculpat nach den Geſetzen ſeines Landes gerichtet werden mußte, ſo kam es überall doch nur auf den geſchickten Vertheidiger an, das entſcheidende Gericht in die größte Verlegenheit zu ſetzen, — denn wenn er bei ſeinem letzten Vortrag einen Geſetzkram auftiſchte, von dem der überraſchte Richter in der ehemals ihm fremd geweſenen Provinz noch nichts gehört hatte, ſo mußte er wohl, da mit Ausſprechung des Urtheils nicht lange Zeit verlohren werden konnte, bona fide dem Vertheidiger trauen, oder, wenn gerade eine fatale Morgenlaune dominirte, ihn blind weg verwerfen, und daher mag es denn wohl gekommen ſeyn, daß Menſchen frei geſprochen wurden, die den Galgen verdient gehabt hätten, und andere auf Zeitlebens entwürdigt wurden, welche bei genauerer Prüfung ein beſſeres Schickſal hätten von der ſtrafenden Gerechtigkeit erhalten und gewinnen müſſen!

Sind aber nicht die Strafgeſetze diejenigen, welche am behutſamſten auf den individuellen Fall nach der ſorgfältigſten Prüfung angewandt werden müſſen, denn gehört die Unterwerfung der Individuen unter die höchſte Strafgewalt nicht zu der Entſagung auf die unveräußerlichen Rechte des Menſchen? Wie leichtfertig, wie unverantwortlich leichtfertig handelte alſo dieſe leichtfertigſte aller Regierungen, — wenn man mit dieſem Namen ſie weihen darf! — daß ſie lieber den Reichsſtänden, und ſpäterhin dem Staatsrath Vorſchläge über zu erſchleichende mehrere Einnahmen vorlegen ließ, als daß ſie nicht vielmehr dem Naturrecht, welches der willkührlichen Staatsverfaſſung nicht hold iſt, die ſchwache Seite abzugewinnen ſuchte, und auch das geringſte Vergehn durch eine Criminalgeſetzgebung in beſtimmte Regeln der Beſtrafung brachte, wobei freilich der Character der Völker eine genaue, ängſtliche Würdigung hätte finden müſſen. — Was kümmerte ſich aber der Satrap des ſtolzen Frankreichs, der nicht einmal die Sprache ſeiner Unterthanen redete, um dieſe Kleinigkeit?!

Wie ganz anders wirkt die geheimnißvolle Stille der Unterſuchung und der Entſcheidung, z. B. in Preußen! — Von der Schändlichkeit des Verbrechens, von der Art, wie es verübt worden, von der Schlauheit, welche angewandt wurde, um die That zu verüben, von der Frechheit im Leugnen, von der Kunſt, die Wahrheit zu entſtellen, erfährt das Publikum nichts, wohl aber verkünden die öffentlichen Geſetze, daß, um die Rechte des Menſchen zu ſichern, mit der Aengſtlichkeit eines Hypochondriſten darauf hingearbeitet wird, den Schein von der Wahrheit zu trennen, und daß nur die abſolute Wahrheit den Beweis giebt, um zu bewirken, daß der

Verbrecher dem Geſetz verfallen ſey. Dieſe Geſetze ſind das Palladium des Volkes, und die oberſte Gewalt wirkt ernſter und eindringender auf die niedern Volksclaſſen, von der die gröbſten Verbrechen meiſt ausgehen, durch jenen ſtillen Ernſt, der den Verbrecher und die Darſtellung ſeiner Vorbereitung zu dem Verbrechen der ſchauenden Menge entzieht, als jener pomphafte Aufzug der Verhandlung in Weſtphalen es vermogte, einen Widerwillen gegen das Verbrechen der Menge einzuflößen.

Wenn nun das bisher Geſagte auch mit geringen Beſchränkungen die weſtphäliſchen öffentlichen Correctionstribunäle und Municipalpolizeygerichte betrifft, ſo läßt ſich der Unfug gar nicht beſchreiben, welcher durch die Oberflächlichkeit des Verfahrens in Correctionsſachen geſchah, und wie leichtfertig mit dem heiligſten Rechte des Menſchen, der öffentlichen Meinung, umgegangen wurde. Hiervon nur einige Beiſpiele:

Bei dem Correctionstribunal zu * * * im ehemaligen Weſtphalen klagte eine Iſraelitin gegen einen Huiſſier, welcher bei einer Executionsvollſtreckung handgreiflich geworden war, — (wie denn überhaupt das Huiſſierweſen anerkannt zu verrufen iſt, als daß man noch ein Wort darüber verlieren ſollte!) und der Denunciat vertheidigte ſich in der Sitzung, ſo gut er konnte. Das

Tribunal ſprach in derſelben Sitzung ein Erkenntniß dahin aus:

Daß Denunciat von Strafe frei zu ſprechen, aber die Koſten zu tragen ſchuldig ſey.

Mit dieſem Ausſpruch correſpondirten auch die Gründe; der Secretair des Gerichts aber hatte geſchrieben:

Daß Denunciat von Strafe frei zu ſprechen, Denunciantin aber die Koſten zu tragen ſchuldig.

Die Ausfertigung dieſes Erkenntniſſes erfolgte, als die Caſſationsfriſt bereits abgelaufen war, und durch dieſen, hoffentlich unverſchuldeten Pleonasmus des Secretairs — verlor Denunciantin nicht allein ihr Recht, ſondern mußte noch mehr als 80 Fr. Koſten beſcheren.

Eine von hoher Hand — wenn man ſo ſagen kann — Verführte, war ihrer Entbindung nahe, und wandte ſich nun mit den dringendſten Bitten an den hohen Schwängerer. Er lachte ihr in das Geſicht, und fragte ſie, ob ihr die Geſetze nicht bekannt wären, wonach die Geſchwächte an den Schwängerer keinen Anſpruch habe? — Sie ging verſtört fort, und gebahr. Die Unglückliche ermordete das Kind in der Geburt und wenn auch die Nachbarn darüber redeten, ſo that doch der Polizey-commiſſair nichts, weil er wußte, daß bei der Unterſuchung eine hohe Perſon compromittirt werden würde. Indeß, es drängten der Stimmen zu viele an, und endlich wurde die Unglückliche verhaftet, und als Kindesmörderin vor das Kriminalgericht geführt. — Keiner der von dem Accusator publicus vorgeladenen Zeugen erſchien in der öffentlichen Sitzung des Gerichts, wohl aber ſämmtliche Defenſional-Zeugen, und aus deren Ausſage bildete der Vertheidiger den Antrag, daß die Angeſchuldigte frei geſprochen werden möge, — welchem Antrage denn auch gefügt wurde, obgleich die Verbrecherin ſelbſt eingeſtanden hatte, daß das Kind gelebt habe, daß ſie ihm die Schläfe eingedrückt, und die Nabelſchnur nicht unterbunden habe. Sapienti sat!

Was nun die Oeffentlichkeit des Verfahrens in Civilſachen betrifft, ſo haben wir es bereits berührt, daß die Oeffentlichkeit des Vortrags den beabſichtigten Zweck, die Unpartheilichkeit zu beurkunden, verfehlt, wenn nicht auch Oeffentlichkeit der Deliberation von Seiten des Gerichts über das auszuſprechende Urtheil damit verbunden iſt. Andere weſentliche Nachtheile der Oeffentlichkeit der Verhandlung ſind folgende:

Erſtens. Oeffentlich ſcheut ſich mancher, das zu ſagen, was er, blos vor dem inſtruirenden Richter ſtehend, ſagen würde, indem das zu Sagende geachtete Perſonen vielleicht angreift, und doch wohl zuletzt zu der Wahrnehmung der Gerechtſame gehörte.

Zweitens. Bei der Oeffentlichkeit des Verfahrens hat das Gericht durchaus nicht die Kraft und Gewalt, den Zweck ihres Daſeyns — die Wahrheit zu erforſchen, — zu erfüllen, denn dieſe Wahrheit wird von den Anwälden entſtellt, und der Präſident kann wohl einige Fragen, die Wahrheit zu finden, in promptu haben, aber er darf, mit dem beſten Willen, auch nicht weiter gehen, wenn er der Würde des Gerichts nicht ſchaden will, — und was kommt hiernach denn alſo nicht auf einen tapfern Rabuliſten an?!

Drittens. Bei manchen Sachen, z. B. Eheſcheidungen, Klagen auf Erfüllung des Eheverſprechens, Erb, ſonderungen u. ſ. w. werden die Familienverhältniſſe, welche man nicht gern zur Oeffentlichkeit bringt, dem Publicum preis gegeben, und die Nichtswürdigkeit gewinnt, wenn man öffentlich einen guten Redner den Ehebruch entſchuldigen, bemänteln, ſogar vertheidigen hört!

Viertens. Eben ſo wie in Strafſachen lernt bei der Oeffentlichkeit der Civilgerichte der ſchlaue Kopf den Einwendungen u. ſ. w. des Advocaten es ab, wie man handeln müſſe, um die Ehrlichkeit zu einer Fabel zu machen, und was eigne Sucht zum Betrügen nicht erfand, das lernt ſie in den Gerichtshöfen kennen, wo durch die unverſchämteſten Ausfälle der Advocaten auf die Geſetze, die Ehrwürdigkeit der Geſetze ſelbſt verſpottet wird.

Fünftens. Es giebt eine große Zahl Menſchen, welche alle Weisheit mit Potagenlöffeln glauben geſpeiſet zu haben, und welche, ſelbſt der Rechte unkundig, dennoch glauben, einen Anwald für gekränkte Partheien abgeben zu können, wozu ſich das Heer der hungrigen Winkelſchriftſteller geſellt. Allen dieſen Menſchen iſt die Oeffentlichkeit des Verfahrens eine wahre Schule, und niemand iſt in dieſer Hinſicht unangenehmer geſtellt, als der redliche öffentliche Anwald, deſſen Parthei einen ſolchen Rathgeber im Hintergrunde hat.

Sechſtens. Betrügerei reicht durch die ganze Welt, und bei der Oeffentlichkeit der Zeugenvernehmungen lernt nicht allein der Streitſüchtige, wie es möglich ſey, Zeugen zu gewinnen, ſondern es finden ſich auch Zuhörer ein, um es auszulernen, wie man bei Vernehmungen als Zeuge ſich gebährden müſſe. Die Heiligkeit des Eides, der Treue und des Glaubens wird dadurch ein Gauckelſpiel, und Themis hüllt ſich in den dichteſten Wolkenſchleier, wenn ſie ſieht, daß ihre Glorie nicht ſiegen kann, und die Wahrheit, die himmelgeborne Wahrheit, von der Falſchheit mit Füßen getreten, wenn ſie, um gerade deutſch heraus zu reden — zur Hure gemacht wird! — Die weſentlichſte Beweisführung geſchieht gewöhnlich durch Zeugen, und je unmoraliſcher das Volk, deſto leichtfertiger die Ausſagen, die Beſtechlichkeit der Zeugen. —— Doch wir wollen einen Schleier hierüber ziehn, und den künftigen Geſetzgebern es überlaſſen, Mittel auszuſinnen, Moralität des Volkes mit dem gerichtlichen Verfahren in beſſern Einklang zu bringen, als es bisher geſchah — denn alsdann erſt entſteht Einheit der Verfaſſung!

Da wir über dieſe Andeutungen nicht unterlaſſen können, uns näher zu verbreiten, ſo bringt ſich die Frage auf: wozu der mündliche Vortrag? Es iſt hier nur von dem mündlichen Vortrag der Anwälde vor Gericht die Rede, eine überraſchende Erſcheinung, welche Theaterprinzen ſchuf, und im Ganzen, dem deutſchen Character nicht anpaſſend, dem Süden, den leichtfertigern Völkern mit ſammt der ſchwarzen Toga zurück geworfen werden mußte! — Das lateiniſche Sprichwort ſagt: poeta non fit, sed nascitur! Allein der Redner muß erzogen werden, und wie erbärmlich redeten die deutſchen Advocaten vor den ihnen aufgedrungenen Gerichts-Schranken! Keiner — und Verfaſſer dieſes hat ſehr vielen zugehört, — vermogte, in einer gerundeten, nicht ermüdenden Rede, die Gerechtſame ſeiner Parthei ſo darzuſtellen, daß er durch das Organ des Mundes — der Zweck der Rede! — ſeine Ueberzeugung zu der Ueberzeugung der gähnenden Richter hätte machen können, denn ſelbſt der Redner mit dem beſten Willen mußte erlahmen, wenn ein ſchläfriges Gericht ſchon im voraus beſtimmt hatte, daß das Erkenntniß erſt in der nächſten Gerichtsſitzung ausgeſprochen werden ſolle. Wie war es möglich, daß die einzelnen, --- mitunter ſogar ſchwerhörenden Richter, den mündlichen Vortrag der Anwälde ſo lange hätten behalten mögen? --- Hierzu kam noch außerdem die Unbekanntſchaft der Richter mit der Bedeutenheit des Vortrages der Anwälde, und die dadurch erweckte Laune der Willkührlichkeit unter den Anwälden ſelbſt. Hiervon nur einige Beiſpiele:

Bei dem Tribunal zu B . . . unterbrach den ermüdend - langweiligen Vortrag des Anwaldes der einen Parthei der Präſident des Gerichts mit den Worten: „wir haben nun gehört, was zur Entſcheidung der Sache gehört; formiren Sie jetzt Ihren Antrag!“

„Ich formire den Antrag: daß ich gehört werde,“ --- erwiederte der Anwald, und da nun einmal das Geſetz iſt, daß der Anwald in ſeinem Vortrag nicht geſtört werden ſoll, ſo mußte das Gericht, wohl oder übel! ſich ſelbſt bekennen, daß es hier unter die Gewalt der Anwälde gegeben ſey, und noch eine Stunde lang dem ermüdenden Geſchwätz ermüdeter Procuratoren zuhören! ---

Weiter unten wird ein Mehreres von der Gewalt der Parthei durch ihre Organe geſagt werden; hier nur ein Beiſpiel: das Tribunal zu M * * *, welches einen alten Spleen immer noch nicht vergeſſen konnte, als wenn das Publicum ſeinetwegen, und nicht es ſelbſt des Publici wegen da ſey, erſtaunte an einem Tage, ſo viele Terminsanſetzungen für heute auf der Tafel zu finden, denn --- man muß ſich daß wundern, daß auch nicht beſſer vorgeſehn wurde! --- für heute war eine große Mittagsmahlzeit, wozu das ganze Gericht, die Huiſſiers u. ſ. w. ausgenommen, eingeladen waren.

Zwei gottloſe Procuratoren rochen hiervon Lunte und da ſie ſelbſt genug hatten öfters auf das Gericht warten müſſen, ſo beſchloſſen ſie, heute eine kleine Rache zu üben. Früher, als gewöhnlich den Herren Richtern beliebt hatte, wurde heute die Gerichtsſitzung eröffnet, aber — der Vortrag der Anwälde war heute ſo unerträglich ſchleppend und langweilig, ſo ermüdend und weit aus geſponnen, daß es drei Uhr vorüber war, ehe endlich die Sitzung geſchloſſen werden konnte, und während die Richter höchſt unzufrieden in das Garderobe-Zimmer eilten, die ſchwarze Kappe abwarfen, und die halb verſäumte Mittagstafel aufſuchten, konnte man ſich in dem Regiſtraturzimmer vor lautem Lachen über dieſen Spaß der Advocaten nicht laſſen.

Ein anderes Tribunal fand es zu unbequem und langweilig, daß ſie alle, die Herren Richter, auf den Vortrag der Anwälde aufpaſſen ſollten, daher theilte der Präſident vor Anfang der Audienz die Rollen dahin aus: auf Nro. 1 giebt der und der Richter, auf Nro. 2 der und der ꝛc Achtung' — So wurde den Gerechtſamen der Partheien mitgeſpielt, und man kann dreiſt behaupten, daß ein tapfrer Arbeiter das verſehn konnte, wo das ganze Tribunal — den inquirirenden Richter ausgenommen, — nichts zu thun hatte. Sie betrachteten aber auch häufig ihren Dienſt ſo, wie der Großkanzler Goldbeck einſt von jemandem ſagte: „er dirigirt ein Theater, und iſt nebenbei Regierungsrath!“ —

Auf der andern Seite war aber auch der Vortrag von dem Anwald der Parthei mehrentheils, — da man ſah, wie das Gericht ihn behandelte, und behandelt zu ſehn wünſchte, nichts als eine feine, äußere Zucht, und Referent dieſes entſinnt ſich, gehört zu haben, daß ein Procurator dem andern ſagte: Herr College, ich würde Ihnen länger widerſprochen haben, aber es war Mittagszeit! — Der ſchwarze Talar, die weiße Halskrauſe, das ſollte mit dazu dienen, dem Gericht und der Oeffentlichkeit des Gerichts Würde zu geben. All' dergleichen aber muß man auf den Character der Nation berechnen, und der ſchlichte Deutſche will Wahrheit haben, und nicht Charlatanerie. Das Gericht, anſtatt Würde durch den ſchwarzen Ornat zu gewinnen, wurde bald dem Volke lächerlich, wenn es den ſchwarzen Herrn, der Vormittages ſein Geſicht in Falten gelegt hatte, Nachmittages beim Scheibenſchießen, und Abends wohl ſonſt wo — bemerkte. --- Soll einmal der Richter dem Volk entfrembet ſeyn, --- was an ſich ſehr gut ſeyn würde, aber unausführbar zu ſeyn ſcheint, — ſo muß ſeine Amtskleidung nicht in dem Vorzimmer der Gerichtsſtube hängen bleiben; — es muß eine Kleidung ſeyn, die er überall tragen kann, und die er überall alsdann auch tragen muß!

Mit all' jenen Bemerkungen und Betrachtungen iſt die Prüfung der Frage

„über die Zweckdienlichkeit des mündlichen Vortrags"

genau verbunden.

In Deutſchland war bisher das ſchriftliche Verfahren in verſchiedenen Modificationen durch alle Geſetzgebungen die Regel; die Einführung der franzöſiſchen Geſetzgebung in den Staaten des rheiniſchen Bundes eröffnete einen andern Geſichtspunct, den des mündlichen Vortrags. Nothwendig war damit zunächſt die Beſtimmung verbunden, daß die Parthei nicht für ſich ſelbſt, ſondern nur durch das Organ des Anwaldes reden konnte und durfte, denn in welche unangenehme Colliſionen würde ein Gericht in öffentlicher Gerichtsſitzung nicht kommen können, wenn es unmittelbar mit der Parthei verfahren müßte!

Wir traten durch dieſe Einführung in ein neues, bisher unbebautes Feld, und wenn denn überall ein Redner nicht gebohren, ſondern gebildet wird, ſo iſt zwiſchen der franzöſiſchen Rednerei vor Gericht, und dem, denen Deutſchen aufgedrungenen öffentlichen mündlichen Vortrag, auch noch der Unterſchied zu machen, daß die franzöſiſche Sprache wegen ihrer Armuth an Wörtern, und Reichthum an Wendungen ſehr gut dazu geeignet iſt, --- zumal wenn man den franzöſiſchen Nationalcharacter gehörig würdigt! --- eine Stunde, und mehrere Stunden vor Gericht zu ſprechen, ohne daß das Gericht am Ende weiß, was man eigentlich gewollt hat! Dagegen iſt die deutſche Sprache in Schriften ſehr redneriſch, man mögte ſagen, ſie hat eine überzeugende Beredſamkeit; aber im mündlichen Vortrag kann ſie für jetzt bei Gerichten, bei öffentlichen Gerichten, noch nicht gelten mögen!

Bei dem Reichthum an Worten, denen die Wendungen fehlen, gehört ein ſehr kunſterfahrner, geübter Kopf dazu, um in gerundetem Vortrag das darzuſtellen, was er dargeſtellt wiſſen will. Es gehört aber auch dazu, um den beſten der deutſchen Redner in der gedrängten deutſchen Sprache genau zu verſtehen, ein richterliches Ohr, welches die Kürze eines Tacitus ſchnell umfaſſen kann, aber, aber! --- Hic haeret aqua!

Hat denn nun wohl ein einziger Advocat als Redner ſich in dem ehemaligen Weſtphalen hervorzuthun vermogt? War nicht alles, was mit gepreßter Stimme vorgetragen wurde, mit ängſtlicher Spitzfindigkeit Abends vorher niedergeſchrieben, um jetzt abgeleſen zu werden, und zwar mit ängſtlicher Stimme, oder, --- wenn jemand es wagte, frei, ungebunden zu reden, war es eine Rede, was man eine Rede nennt? --- --- ---

Napoleon hatte die Phantaſie — außer vielen andern Phantaſien, --- den gewonnenen und ihm zugeworfenen Ländern auch die römiſche Geſetzgebung aufdringen zu wollen, denn er liebte überhaupt das Zeitalter Auguſts, und affectirte, ihm nachahmen zu wollen. So drängte er denn auch mit Despotenſchnelle den erbeuteten Ländern eine Gerechtigkeitspflege auf, welche die entſetzten Völker mit einer heiligen Scheu beladen mußte.

In Zeiten der römiſchen Republik, aus welcher der Code civil und Code de procédure entnommen iſt, mag jenes Verfahren der freien Redner bei einem freien Volk allerdings von weſentlicher Bedeutung geweſen ſeyn, doch wie ſollte das für Germanien paſſen, und gepaßt haben, wo der Löwe aus der Eſelshaut hervorlugte? ---

Nehmen wir nun, wie leichtfertig die Richter über den mündlichen Vortrag der Anwälde hinweg gingen, indem das Erkenntniß in der Regel erſt acht Tage nach abgehaltenem Termin ausgeſprochen wurde, ſo liegt es zu Tage, daß jedes aufkeimende, redneriſche Talent in der Geburt erſtickt werden mußte, denn einem Tiſch voll Pagoden mit demoſtheniſcher Beredſamkeit etwas vorzutragen, was entweder nicht gehört, oder nicht begriffen, oder ſchneller vergeſſen wurde, als der Ausſpruch erfolgte, — — das war doch wohl der Mühe nicht werth, das war doch wohl eine gerechte Veranlaſſung der Notablen, einem Stande ſich zu entziehen, der, an ſich ehrenwerth, durch die Schläfrigkeit, Aufgeblaſenheit, Unkunde und Mißgriffe der Tribunäle indignirt wurde?! —

In den ehemaligen preußiſchen, jetzt wieder errungenen Provinzen, wo die Juſtiz-Officianten dermalen faſt überall in ihrem Range und Würde, und — was die Hauptſache denn nun ſo iſt, in ihrem Gehalte blieben — waren die öffentlichen Sitzungen beinahe ein Nothfall, und ein Beiſpiel von dem, was ſie nach den aufgedrungenen Grundſätzen nicht ſeyn ſollten. — Die weſtphäliſche Gerichtsordnung und das ganze weſtphäliſche Formenweſen eignet ſich ſehr dem allgemeinen deutſchen Rechtsverfahren, der Kammergerichtsordnung u. ſ. w.

an, weit entfernt aber, den Zweck zu berühren, welchen die preußiſche Gerichtsordnung ausſpricht, nemlich, die Wahrheit auf dem nächſten und ſicherſten Wege kennen zu lernen, verſchleppt ſie die Wahrheit, öffnet der Chicane alle Schlupfwinkel, und die Gemeinheiten und Schleichwege, welche der im Prozeß Befangene vorher nicht kannte, oder nicht kennen mogte. Dahin zwingt ſie ihn, um die Moralität der Nation von Grund aus zu vergiften.

In dem ehemaligen Zuſtande des preußiſchen Staats ſchämte ſich ein Juſtizcommiſſarius, — mindeſtens diejenigen, welche bei den höhern Landesbehörden recipirt waren, eine Sache anzunehmen, welche nicht rechtlichen Gehalt hatte; jetzt aber wird nach der Sache ſelbſt, nach deren wahren juriſtiſch-moraliſchen Gehalt nicht gefragt. ſondern nur darnach: wie viel kannſt du, Kläger oder Verklagter, Vorſchuß bezahlen, und je nachdem der nothgedrungene Klient den Säckel öffnet, danach wird die Meinung des Advokaten über das Va! ou non Va! eingerichtet, und Advokaten werden jetzt gerühmt, die es vermogten, eine verworfene Sache rechtlich geltend und moraliſchen Werth lächerlich zu machen! — Dahin hat die weſtphäliſche Gerichtsordnung den redlichen Mann geführt, daß er invita minerva ein Schurke werden mußte, wenn er nicht verhungern wollte! Und was vermag der Hunger nicht? —

Wenn der weſentliche Zwiſchenraum zwiſchen der weſtphäliſchen und der preußiſchen Gerichtsordnung gelichtet, geſchieden, geſondert werden könnte, ſo wäre für die Juſtizverwaltung der gordiſche Knoten gelößt. Denn die preußiſche Gerichtsordnung ſucht Wahrheit auf dem nächſten und kürzeſten Wege, und die weſtphäliſche Gerichtsordnung iſt aller Ränke voll, um das wahre Recht zu entſtellen und umzuſtempeln.

Der weſentliche Fehler der weſtphäliſchen Gerichtsordnung — oder vielmehr der Gerichtsverfaſſung des ganzen Bezirks der ehemaligen Napoleoniſchen Dynaſtie iſt der: es liegt zu viel Gewalt in der Beſtimmung des Anwaldes und in der des Huiſſiers. Der Richter iſt nichts, als eine repräſentirende Perſon, und doch muß unſers Ermeſſens der Richter eine beſtimmende, leitende Perſon außer der entſcheidenden ſeyn!

Wenn der Richter blos ausſprechen, und nicht zugleich auch die ausübende Kraft haben ſoll, ſo kommt er in Gefahr, den Schutz nicht zu finden, der ihm, dem vom Staat angeſtellten Richter, gebührt, und wenn nun ſchon hiernach die Schlaffheit des Richteramts in dem abgeſtorbenen Königreich Weſtphalen dem Kenner der Gemälde wohl genug fresco gezeichnet iſt, ſo bedarf die Unterwerfung der Procuratoren wohl kaum noch einer Erwähnung.

Man kann doch wohl vorausſetzen, daß unter den Procuratoren, Advokaten, Anwälden, oder wie man ſie nennen will, manche ſind, welche in Hinſicht der Gelehrſamkeit, Kenntniſſe, Lebensumſicht und aller anderen practiſchen Anſichten manchem Tribunalsrichter, Präſidenten u. ſ. w. Nüſſe aufzuknacken geben konnten, ohne den Anſpruch auf Wiſſenſchaft fordern zu wollen, welchen jene unbedingt verlangten; allein, der Uebermuth der Procuratoren nahm immer mehr zu, da ſie immer mehr wahrnahmen, wie viel Gewalt in ihrer Hand lag!

Referent dieſes, der bei ſehr vielen Gerichtshöfen des Königreichs zu hoſpitiren, ſich ein Vergnügen machte, entſinnt ſich nur zwei Advocaten gehört zu haben, welche Anſpruch auf das, was man Rednertalent nennt, machen konnten, die mit einer runden, volltönenden Stimme einen würdevollen Vortrag hielten, die mit Klarheit und Beſtimmtheit das nur ſagten, was zur Sache gehörte, die richtigen Schlußfolgen ſchnell auf einander folgen ließen, und die, was die Hauptſache iſt, am Schluß ihres Vortrags das Geſagte noch einmal kurz zuſammen ſtellten, und das heraushoben, was der Zweck ihrer Rede ſei, mit einem Wort, die das bewährte: quot verba, tot pondera! ſich eigen gemacht hatten, ſo fern dieſe Eigenmachung nicht vielmehr eine angeborne gute Gabe Gottes zu nennen iſt.

Wie viele andere Procuratoren fand man aber, die in einem unerträglich-langweiligen, oft ſtockenden Vortrag ſich ſelbſt wiederholten, aus den Perioden fielen, am Ende nicht mehr wußten, was ſie geſagt hatten, oder hatten ſagen wollen, um die Sache ſelbſt herum gingen, ohne ſie zu berühren, die das Punctum juris nicht finden konnten, und den Wald vor allen Bäumen nicht ſahen, die wohl gar gegenſeitig auf einander ſchimpften, und dadurch glaubten, was geſagt zu haben, oder zuletzt, die wohl gar die gute Themis dadurch zur Metze herabwürdigten, daß ſie das Gericht und das Publicum mit Späßchen verluſtirten, und den Bajazzo in der Narrenkappe machten, wodurch ſie ſich ſelbſt, ihr Amt und die Gerichtsſtätte, wo Ernſt gebietend herrſchen muß, entwürdigten! Mit der Zeit würden ſich Redner gebildet haben; bis jetzt aber ſah es, wie geſagt, erbärmlich damit aus!

Das wichtigſte Geſchäft bei dem mündlichen Vortrag, wo die Wächter Zions häufig mit ihren Gedanken anderwärts ſind, und der Redner am folgenden Tage wohl ſelbſt nicht mehr weiß, was er geſtern alles dahin ſchwatzte, hat der Gerichtsſchreiber oder Greffier. Es iſt für denſelben in der That keine kleine Aufgabe, während des mündlichen Vortrags mit der Feder ſchnell das Weſentliche des Geſagten in ſeinem Protocollbuch aufzufaſſen, und außer einer ſehr flüchtigen Hand muß dieſe flüchtige Hand auch ein ſchnell auffaſſender, heller Kopf führen, wenn das Erkenntniß nicht ganz abgeſchmackt werden ſoll.

So viel Referent hat bemerken können, waren dieſe Stellen aber auch immer mit tüchtigen Männern beſetzt, und die untauglichen Subjecte wurden bald zurückgeſtoßen, da es ſich mehreremal zutrug, daß die Procuratoren das gegebene Erkenntniß dadurch umwarfen, daß ſie den bündigſten Beweis führten, gar nicht das geſagt und gewollt zu haben, was im Erkenntniß ihnen als geſagt oder zugeſtanden aufgedrängt werden ſollte.

Schon dieſer einzige Umſtand bethätigt es, wie ſchwankend die Gerechtigkeit durch den mündlichen Vortrag werden mußte, und oft war es nachher der bethätigten Parthei zu ſpät, die Sache wieder in das richtige Gleis zu bringen, wenn ſie nicht einen Anwald hatte, der genau auf alles Acht gab, allenfalls auch wohl nach gehaltenem Vortrag verſuchte, das Protokollbuch des Secretärs einzuſehen, um zu prüfen, was von demſelben niedergeſchrieben war.

Wenn nach der weſtphäliſchen Gerichtsordnung zu viel Gewalt bei dem Anwald war, ſo mögte man ſagen, in der preußiſchen Gerichtsordnung liegt zu wenig Gewalt bei ihm, und einen Mittelweg zwiſchen beiden zu finden, wäre eine neue Erhöhung der Themis. Doch dieſe Diſcuſſion gehört nicht hieher!

Wie wohlthätig wirkt nicht dagegen im allgemeinen das ſchriftliche Verfahren, wie die preußiſche Gerichtsordnung es vorſchreibt. Da zeigt ſich der eigentlich geſchickte Anwald in ſeiner Größe, und der Rabuliſt, der Klopfechter, der grobe Gaſt, der bei dem mündlichen Vortrag der weſtphäliſchen Gerichtsordnung geltend wurde, indem er, — was man ſagt, — überrennte, prahlte, impertinent abſprach und behauptete, dem Gericht plumpe Schmeicheleien ſagte, — verſchwindet in ſein Nichts vor dem kleinen, hectiſchen Männchen, das bei ſeiner Studierlampe eine Schrift aufſetzt, welche alles zur Sache Gehörige auffaßt, und deren philoſophiſche Concludenz ſich dem Leſer nachher von ſelbſt aufbringt. Der Richter auch kann vollſtändiger, genauer die Sache prüfen, und es iſt nicht möglich, daß er zu ſolchen Mißgriffen und Abſurditäten veranlaßt werde, als der mündliche Vortrag, wo ſo viel überhört wurde, veranlaßte.

Man mögte zwar ſagen, bei dem mündlichen Vortrag können die Anwälde ihre Acten nachher mit motivirten Anträgen einreichen, d. h. mit einer kurzen, ſchriftlichen Wiederholung deſſen, was ſie geſagt haben, allein theils iſt ja alsdann der mündliche Vortrag nichts als eine leere Grimaſſe, theils geben ſich wenige Advocaten die Mühe, dies zu thun, denn in der Sportultaxe iſt keine Nummer für dieſen motivirten Antrag, und ein Advocat thut nicht gern etwas umſonſt!

Wenn die Oeffentlichkeit der Strafgerichte den Vorzug gewinnen ſollte, ſo iſt hier allerdings der mündliche Vortrag des Vertheidigers weſentlich, nothwendig, ehrenvoll, aber auch ſehr ſchwer! Wir haben ſchon bisher geſehen, wie wenig gute Vertheidiger bei den Criminalgerichtshöfen es gab, wenn es auf ſchnelles Aufgreifen unerwarteter Zeugenausſagen, Zugeſtändniſſe, Einräumungen u. ſ. w. ankam, und der Vertheidiger ſeiner daheim wohlſtudirten Rede noch etwas zuſetzen oder abnehmen muſte; ſolche Rede war denn oft ſo buntſcheckig, als ein Schneiderſtuhl!

Nichts iſt ſo ſchlimm, es iſt zu etwas gut; Deutſchland hat durch die ihm aufgedrängte franzöſiſche Verfaſſung auch die Greuel von deſſen Gerechtigkeitspflege kennen gelernt, und wird nun mit erhöhetem Vertrauen zu den Altären ſeiner vaterländiſchen Themis zurückkehren, wohl einſehend, daß unſere Juſtiz wohl noch einiger Verbeſſerungen fähig iſt, daß ſie aber auch gegen die über den Rhein zurück gejagte Baſtardſchweſter ein wahrer Engel iſt!

Es läßt ſich erwarten, daß, da ſeit langen Jahrhunderten Deutſchland endlich einmal mit ſich ſelbſt ganz einig iſt, man dahin Bedacht nehmen wird, auch ganz Deutſchland eine gleiche Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege zu geben, als eines der untrüglichſten, ſicherſten Mittel einer feſten Völkerverbindung; die hier gegebenen zerſtreuten Andeutungen aber laſſen erwarten, daß von der Oeffentlichkeit der Gerichtsſitzungen nicht die Rede ſeyn wird. In republicaniſchen Staaten will das Volk Theil nehmen an ſeinen Gerichtsentſcheidungen, mit der Oeffentlichkeit der Sitzung iſt der mündliche Vortrag eng verbunden, und ein gewiſſer äußerer Prunk in Amtskleidung u. ſ. w. muß dem Ausſpruch des Gerichts Würde geben; in moraliſchen Staaten aber legte das Volk das Strafrecht in die Hände des Regenten, und er bedarf daher der Oeffentlichkeit der Gerichtsſitzungen, welche in Republiken ein nothwendiges Uebel, ſo die Moralität ganz und gar nicht verbeſſert, durchaus nicht!

III.

Parallelen zwiſchen Napoleon und andern in der Geſchichte genannten Männern.

Zwar ſind, ſeit Napoleon als großer Eroberer der Zeitgeſchichte ſich aufdrängte, der Parallelen gar viele erſchienen. Man mißbrauchte das, was die ältere Geſchichte beurkundet, um Vergleichungspuncte zu finden, und das Papier war geduldig genug, den Druck der unverſchämteſten Schmeicheleien, — worin beſonders der Franzoſe ſtark iſt, — auf ſich zu laden, um den geprieſenen Helden des Tages keinem einzigen Helden der Geſchichte gleichzuſetzen, weil kein einziger würdig war, in ſeine Glorie zu ſchauen, und den Staub von ſeinen Füßen zu küſſen. — Als ſich der Andrang der gaffenden Menge nach der Leipziger Völkerſchlacht zerſtreute, erſchienen wieder Parallelen in Menge, nach welchen Napoleon als der Mathador des Teufels unter deſſen Erdenſöhnen geſchildert wurde; — ſo ſehr nun aber die gleißneriſchen Lobreden wankelten, eben ſo mußten die oft ungeziemend = unanſtändigen Verſtellungen und Entſtellungen der Zeitgeſchichte als ermüdend = wiederh[illegible] Beiſpiele der Ueberzeugung erſcheinen, daß der losgelaſſene, lange verhaltene Zorn mitunter auch in dem Unanſtändigen ſich entladet! Gleichmäßig entgegenſtreitende Kräfte (man kann Napoleons ſchnelles Steigen zu einer dominirenden Höhe, und ſeinen ſchnellen Sturz und Fall mit dieſen mathematiſchen Satz in Vergleichung ſetzen,) bringen, auf dem Kulminationspunct ſich berührend, Ruhe. und eben ſo bringen — von literariſchen Geſichtspuncten ausgegangen, — jene ungeziemenden Lobeserhebungen, und dieſe unanſtändigen Verunglimpfungen jetzt Ruhe, und dieſe Ruhe iſt die ernſte, ſanfteſte Tochter des Himmels, „die Wahrheit!“

Jetzt fort mit dem, was ganze Länder entflammen, entzünden ſollte, fort mit den Pamphlets, mit den ungeſtümen, voreiligen Verdammungsurtheilen! —

„Die Wahrheit hebt die Fackel nun empor!“ und da es unleugbar iſt, daß erſt das fernere Geſchlecht, wenn das lebende entwandelte, den Helden der Zeit wahr und würdig richtet, — indem der Menſch, wenn ein Meteor erſcheint, ſein enges Haus befürchtend, darauf nicht ſieht, ob jenes Meteor, wenn der Orkan vorüber, Sommer oder Winter bringe, genug! daß es nur verſchwinde! — ſo glauben wir, daß dem künftigen Geſchichtſammler dieſer Zeitperiode nachſtehende Anmerkungen und Andeutungen nicht unlieb ſeyn dürften! —

Es iſt der Menſchenkunde wichtig, nach dem wahren Werth des Mannes zu forſchen, der noch vor weniger Zeit mit dem lügenhaft-berechneten Pomp ſeiner Thaten, die ſclaviſch-ſtaunende Welt erfüllte, der ganze ruhmwürdige Nationen in Feſſeln legte, der den Reunionsplan eines Heinrich IV. wieder aufgriff, der in dem Begriff war, nachdem alle durch graues Alterthum bewährte Verhältniſſe ſeit 1789 umgeſtürzt waren, aus dem eignen Haupt und der eignen Kraft eine neue Welt. — welche vielleicht nur als Ideal eines nicht kosmopolitiſchen Syſtems, wie Heinrich IV. es ſich träumte, zu bilden — und der zuletzt, als der Druck der Libertinage den Trägheitsſtoff den Nationen endlich entriſſen hatte, und die Völkerwanderungen von Norden, Weſten und Süden ſeine zuſammengerafften Heerſchaaren zermalmte! — Der da in der verhängnißvollen Geburtsſtunde wie ein Büßender von der Schaubühne trat, und den Fluch von Millionen Unglücklicher mit auf ein klippenvolles Aſyl nahm, welches von dem freien Meer noch nicht der Mühe werth gefunden war, es zu verſchlingen. Auf dem unwirthbaren Eiland-Elba ſtudirt jetzt Napoleon das Duodecimalmaaß, und man dürfte wohl von ihm ſagen können:

> parturiunt montes, — provenit ridiculus mus!

(Berge ſtürzen zuſammen, um einer winzigen Maus den Ausgang zu öffnen!)

Er iſt jetzt, dieſer merkwürdige Kopf, dem zu rathen wäre, daß er ein Teſtament, wie der Abt Denis machte, damit Doctor Gall ihn nicht touchire, aus dem großen politiſchen Leben zurückgedrängt, und jetzt darf die Sprache das bekunden, was vorhin Gedanken kaum anzudeuten wagten! *)

Funfzig Millionen Menſchen ſtanden zu ſeiner Zeit vor der Bühne dieſes gewaltigen Abentheurers, ſeinem Winke gehorchten bei Gefahr ſeiner unmittelbaren Rache die Individuen und die Menge; nur Speichellecker und Schmeichler durften öffentlich laut werden über ihn, die Wahrheit war für vogelfrei erklärt worden. Von Seiten des Herrſchers war jedem das Jagdrecht auf ſie zu üben erlaubt, und indem ſie erlag, glich dieſe Periode bald einer rabenſchwarzen Nacht, worin der herrſchende Tyrann, damit man ſeine ſelbſtſüchtigen Operationen nicht erkennen möge, das Anzün-

---

*) So weit die Vorausſchickungen! Jetzt wörtlich die wahren Worte des Einſenders! G. R.

den eines Lichtes bei Todesſtrafe unterſagt. *) Von ſolcher, durch den Gewalthaber verbreiteten Finſterniß getäuſcht, wähnten viele Tauſende, die auf ſeinen Ruf das Schwerdt ergriffen, es gegen ihre Feinde zu führen, und führten es gegen ihre Brüder!

Eine Schrift, die den Urheber dieſer Combinationen einen Mann „von Engelsverſtande und Teufelsherzen" nennt, gab Anleitung, eine Characteriſtik über ihn durch Vergleichung mit einem entſchieden großen Manne zu verſuchen, und das noch Fehlende durch Schlüſſe zu ergänzen. —

Wenn Napoleon von einem göttlichen Verſtande beſeelt wurde, ſo muß ſich dieſer blos in ſeinen großen Welthändeln dargethan haben, denn in ſeinem Privatleben, als Menſch, als Bürger, als Freund findet man davon auch die Andeutungen nicht. An Menſchen, welche durch Ereigniſſe und den gnadenreichen Blick

---

*) Sehr richtig! Und doch ſtehen damit die befohlnen Zwangsilluminationen an den ſchwarzen Tagen, z. B. Namenstage, falſche Siegestage, noch falſchere Friedensfeſte ꝛc. geradezu in Antitheſe!

C. R.

der launenhaften Göttin groß geworden ſind, pflegt man zuweilen ſogar Züge der Gemeinheit merkwürdig groß zu finden, Züge, die man bei dem gewöhnlichen Menſchen entweder mit gar keinem Werth belegt, oder durch allgemeine Mißbilligung ſtempelt. Eine Anzahl ſolcher aufbewahrten Züge von Napoleon hat den Anſchein der Erdichtung, eine andere hat Glaubwürdigkeit, denn ſie ſtimmt mit ſeinen Handlungen, und deren Erfolg überein. Aus dieſen, die Individualität des Mannes feſtſtellenden Materialien läßt ſich folgendes entnehmen:

Napoleon ſprach bei gleichgültigen Dingen weitſchweifig und ohne Intereſſe für andere; der Witz, die Laune, die Gewandheit, noch weniger die Beſtimmtheit, gab ſeiner Rede ein Gewicht, und in dem Munde eines andern wäre ſie leeres Geſchwätz geweſen. Er hörte ſich ſelbſt gern reden, und verlangte dictatoriſch Ueberzeugung, wo die Schlußfolgen nicht einmal die Formel von bArbArA *) aushalten konnten.

---

*) Dem, in der Logik unkundigen Leſer, diene zur Nachricht, daß die beiden erſten A die allgemein bejahenden Prämiſſen, das letzte A aber den allgemein bejahenden Schluß bedeutet. Z. B. (denn exempla demonstrant rem)

A Napoleon, der Europäer hat Europa unterjocht,
A Wir ſind Europäer,
Alſo A wir ſind Napoleon unterthan!

War er zornig, ſo drückte er ſich gemein und unanſtändig aus, und öfters bethätigte er es, daß er nicht abgeneigt ſei, dem Gegenſtande ſeines Zorns denſelben handgreiflich zu beweiſen. *)

Wiſſenſchaften, welche ſich nicht auf den Krieg bezogen, waren ihm geringſchätzig, auch wohl verächtlich, denn Krieg war die Tendenz ſeines ephemeren Lebens, wo er denn nun der Nenner, und ganze Nationen die Nullen waren! Bei Feierlichkeiten war er ſehr feſtlich und pomphaft in Kleidung und Benehmen. Schmeicheleien, welche zu hören, ein Menſch von Gefühl und angeſtammter Selbſtwürde nicht ertragen mögte, vernahm er mit dem Wohlgefallen eines aſiatiſchen Despoten, und um auch den Pöbel ſich zu gewinnen, trug er, — ſehr wohl berechnet! — nicht eine franzöſiſche, ſondern eine italieniſche Obriſt-Uniform. Ueber dieſe

---

*) Es iſt bekannt, daß Napoleon in ſeinem Kabinet einen Officier vom Etat-major, der ihm die Nachricht von einem bedeutenden Verluſt bringen mußte, in dieſem wilden Zorn mit dem ſtets bereit liegenden Piſtol erſchoß, und auf den treuen Mameluckẽn Ruſtan drückte er auch ein Piſtol ab, als dieſer, da den Kaiſer am Arbeitstiſch der Schlaf überwältigte und die Kerzen ſein Haar ergriffen, das Feuer löſchen wollte.

C. N.

wohlberechnete Uniform allein ließe ſich ein wichtiger Commentar, welcher aber hier zu weit führen, und der Schwachheit des Menſchenglaubens Schande bringen würde, bilden.

Schmeicheleien, welche einem Menſchen von geſundem Gefühl unerträglich geweſen ſeyn würden, vernahm er mit Wohlgefallen, und die Zeitungsſchreiber, welche für dieſen Geſchmack ihres Allgewaltigen gut bezahlt wurden, übertrieben die Rauchopfer (welche aber eigentlich Brandopfer waren!) ſo gewaltig, daß in den ausgegebenen Priſen Taback das Publicum durch den untermengten Nießwurz, wenn auch nicht vollſtändig geheilt, doch aufmerkſam gemacht wurde! Hatte nun Napoleon den Zweck, durch dieſe groben, unverſchämten Lügen dem Inn- und Auslande imponiren zu wollen, ſo war er ein ſchlechter Menſchenkenner!

Die elendeſten Schmeicheleien von ſich ohne Schaamröthe hören zu können, ſcheint überhaupt der Familie Bonaparte über alles Maaß eigenthümlich zu ſeyn; man möge ſich nur an die Anzeige des Präfect von Magdeburg vom November 1812 erinnern, welche den Geburtstag Hieronymus betraf. Wenn ein Gebieter, der dies geſtattet, und ein Diener, der ſolches öffentlich ſpricht, wenn dieſe beiden nicht zum Einſperren oder Wegjagen reif ſind, ſo iſt es nie jemand geweſen!

Friedrich der Große ſprach mit Leichtigkeit und angenehmen dichteriſchen Witz, es war ihm eigen, den gemeinen Dingen die lächerliche Seite abzugewinnen, und heraus zu rücken. Ihm war es Bedürfniß, ſich über Seyn und Nichtſeyn nach dem Tode nicht nur mündlich, ſondern auch ſchriftlich zu unterhalten. Künſte und Wiſſenſchaften ſchützte er leidenſchaftlich, wo er ſie fand. Feierlichkeiten, mit ceremonieuſem Weſen verbunden, waren ihm im höchſten Grade läſtig, und niedrige Schmeicheleien gab er mit Verachtung zurück. Nach einer gewonnenen Schlacht redete ihn ein Feldprediger mit den Worten an: „kleiner Gott, großer Friedrich!“ und der König unterbrach ihn und ſeinen weitern Galimathias mit den Worten: „großer Narr! kleiner Diedrich!“ — wodurch er in ſchneller, treffender Antwort ſeinen Widerwillen gegen unverſchämte Schmeichelreden ausdrückte. Ueberhaupt war Friedrich unübertreffbar ſtark in ſchnellen, glücklichen Antworten, dem Stempel des Genie's, wogegen von Napoleon nicht eine einzige ſchnell treffende Antwort, ein Impromtü, vorhanden iſt. Man macht Friedrich den Hang zur Satyre zum Vorwurf, allein dieſe iſt eine nothwendige Beilage des geltenden Kopfes, und ſelten iſt die Handlung des Satyrikers hämiſch, entwürdigend, wenn auch Feder und Zunge noch ſo ſpitzig waren! — Statt der Satyre, welche bei dem ſein gebildeten Friedrich niemals in Unanſtändigkeit ausſiel, ſindet man bei Napoleon rohe Plumpheit, und die Keckheit des Wagehalſes! An witzigen Einfällen fehlte es ihm gänzlich, und wenn er auch Kunſtliebe zu ſeinen Regententugenden affectiren wollte, ſo machte ſich Denon, der Auserwählte, in den durchwanderten Ländern die guten Schätze der Kunſt zu rauben, dem Kunſtkenner dadurch lächerlich, daß dieſer aufgeblaſene Denon nicht wußte, was gut, und nicht gut war, und von dem Zeitalter eines Alcibiades keine Kenntniß, nicht einmal eine entfernte Anſicht hatte! — Kunſtſchätze ſind ein Heiligthum der Nation, ein Stempel ihrer Würde, und verflucht der Eroberer, welcher dieſes Palladium des Nationalſtolzes entreißt! — Die Wegnahme des Schwerdtes eines Friedrich, das Abreißen der Victoria von dem Königsthor von Berlin, die Einſchiffung der ſogenannten ſieben Churfürſten*) nach Mainz u. ſ. w. beweiſen deutlich, daß Napoleon keinen Begriff vom Nationalſtolze hatte, und wie könnte auch der geborne Corſe — eine ſtets abhängige Inſel! — einen Nationalſtolz ſich aneignen mögen! — — Napoleon wollte gern in ſeinem Regentenrauſch großen Herrſchern nicht nur ähnlich ſeyn, ſondern es ihnen zuvorthun, und mit Berückſichtigung ſeines Plans auf Deutſchland war Carl der Große ſein Vorbild der Affectation. Er zog nach Achen, um daſelbſt die Charlemagne nachzuäffen, das Ganze ſollte ein imponirendes Schauſpiel werden, indeß Kleinigkeitskrämerei und Poiſſardengezänk mit ſeiner Frau*) machten das Ganze zu einer Harlequinade.

---

*) Sieben Kanonen von einem ſo gewaltigen Calibre, daß ſie im activen Dienſt nicht mehr zu gebrauchen und nur noch eine ſehenswerthe Zierde des Zeughauſes waren!

C. N.

Da Napoleon nun der Unüberwindliche zu ſeyn, ſich dünkte, und ſeine Armee nach Deutſchlands ganzer Ferne ausſtreckte, ſo wollte er auch lieber ein Folger Carls des Großen, als jedes andern Regenten ſeyn, denn der Ruf, Germaniens Völker durch Beſteigung des Throns der Deutſchen zu beſitzen, gab ihm auch die Zügel in die Hände, Zügel, welche ſo feſt gearbeitet waren, daß kein Gerber und Riemſtecher ähnliche jetzt finden wird! Er zog das Modell Carls des Franken dem Friedrichs des Großen vor, und hierin konnte er Recht haben, denn letzterm glich er, wie er eine große Brandſtätte, die an die ſchreckliche Feuergluth erinnert, dem leuchtenden Geſtirne gleicht, deſſen Licht nur erſt mit dem Ende aller Menſchenbildung erlöſcht.

---

*) Um auf die geſchiedene Kaiſerin zu kommen, ſo war das Wortſpiel nicht übel erfunden: pour se debarrasser de Madame Barras, il la mit en embarras! —

In Hinſicht des Religiöſen war Napoleon Frömmler oder Atheiſt, nachdem es die Umſtände und ſein Vortheil forderten, aus Grundſätzen war er für keines entſchieden. Man findet im gemeinen Leben Menſchen genug, deren religiöſes Weſen in einem Gemiſch von Bigotterie und Läſterungen beſteht; wer auf ſie achtet, wird finden, daß dergleichen Menſchen ein Gemiſch von mittelmäßigem Verſtande, vieler Bosheit, entſchiedener Furchtſamkeit für die Zukunft, launenhaft und Geſpenſterſeher ſind.

Friedrich war ein entſchiedener Deiſt, aus Ueberzeugung, aus Grundſätzen, mit denen er, ohne darin zu wanken, dem Tode in das Auge ſah. Sein, über ein frömmelndes Jahrhundert hervorragender Kopf führte ihn dahin, daß die Religion entwürdigt werde, wenn der Staat ſie zu politiſchen Zwecken benutzen wollte; er gab ſeinen Landen die religiöſe Aufklärung, welche, auf Moralprinzipen beruhend, Hand in Hand mit der höchſten Staatsgewalt geht, und er ſelbſt war noch in den letzten Stunden ſeines Lebens feſt von ſeiner Zukunft über den Sternen überzeugt! „Bald werde ich dir näher kommen!“ ſagte der ſcheidende Erdenpilger, der Sonne glänzende Scheibe anſchauend, und — in ſolchen Momenten figurirt der Menſch nicht mehr!

Unmittelbar von Napoleon ſelbſt kann die Welt kein literariſches Erzeugniß erwarten, ſeine Geringſchätzung und Verachtung der Wiſſenſchaften iſt ein zu ſtarker Beweis, daß er ſie nicht beſitzt; er muß ſie um Lohn dingen, wenn er will, daß etwas unter ſeinem Namen erſcheinen ſoll. Zwar hat er die Geſchichte ſeiner Zeit ſchreiben zu wollen, wie verlautet, verſprochen, indeß ächt dürfte ein ſolches Werk wohl ſchwerlich ſeyn, wenn es im Publicum erſcheint.

Friedrich ſtiftete ſich mit eigner Hand als Dichter, Philoſoph und Hiſtoriker, Denkmäler in der literariſchen Welt, und wenn auch dereinſt ſeine Sprache veraltern ſollte, ſo wird doch der bleibende Sinn in allen zukünftigen Zeiten den großen Geiſt des gekrönten Schriftſtellers documentiren.

Napoleon hat durch ſeine ganze Regierungsperiode in allen ſeinen Handlungen bewieſen, daß die uneingeſchränkte Monarchie ihm viel zu gering war; daß Despotie ſein Symbol der Landesregierung war. Viele Tauſende von Beiſpielen, wo er Völkerrechte, Völkerverträge, ehrwürdige Herkommen der Vorzeit mit Füßen trat, und unbeachtet ließ, ja! wie er ſogar ſeine eigenen, heilig gegebenen Verſprechungen nicht etwa ſchlau umging, ſondern mit der kecken Frechheit eines Despoten vernichtete, wenn es ſeinen oft grillenhaften Launen beliebte, beweiſen es in der Zeitgeſchichte.

Friedrich war auch launenhaft, das muß man bekennen, wovon wir nur einen Beweis geben wollen: ſein Verfahren in der bekannten Arnold'ſchen Prozeßſache, aber ſelten griff die Laune des Regenten in die Rechte des Bürgers. Einen merkwürdigen Beweis hiervon giebt die Geſchichte, daß, als er den Garten von Sans-Souci anlegte, ein Müller ſeine Windmühle nebſt dem Platz ihm nicht abtreten wollte, und doch ſtörte dieſe Umzäunung die Erweiterung des Schloßgartens. — Der König ließ den halsſtarrigen Müller zu ſich kommen, und, mit ſeiner Lieblingsidee, Sans-Souci zu einem Sitz der Muſen zu bilden, beſchäftigt, ſagte er dem Müller: „daß er die Mühle und den Grund und Boden taxiren laſſen werde, und dann müſſe die Abtretung geſchehen!“ — — „ „Da müßte das Kammergericht in Berlin nicht ſeyn!“ “ — erwiderte der Müller ruhig; der König ſchwieg, und die Mühle ſteht noch bis auf den heutigen Tag! — Friedrich alſo erkannte, daß die Rechte der Völker ihm nur anvertraut waren, daß deren Bewahrung der erſte Edelſtein in der Krone des Regenten iſt; — was würde aber Napoleon in ähnlichem Fall gethan haben? — Cayenne, — ſo lange es noch möglich war, dorthin zu deportiren, und ſpäterhin ſein beliebtes Manövre — füſiliren! — Als Uſurpator betrachtete er das Volk als eine Null, und glaubte ſicher auf dem Thron zu ſitzen, wenn er eine raubſüchtige Armee ſtets für ſich gewinnen, zum Siege führen und in dem Auslande ernähren konnte. — Das war ſein Syſtem: in Paris die Stille eines Todtenhauſes, ſchlau bewirkte Entwaffnung des Bürgerſtandes — und über die Grenzen hinaus eine ſiegende Armee, welche im Mark des eroberten Landſtriches ſchwelgend, nicht an das gedrückte Vaterland, an den Sclavendienſt für einen fremden Inſulaner dachte! —

Napoleon war ein großer Herrſcher, aber kein Regent. Zu einer feſten Dauer im Herrſchen übernahm er ſich in der willkührlichen Gewalt und zum Regieren fehlte es ihm an Verſtand. Gewalt erhielt er durch eine ſeltene Combination von Umſtänden, und durch perſönliche Gewandtheit, beim Schein der größten Treue wortbrüchig zu werden, was er Politik nannte, und womit er die Nationen ſo oft betrog, weil es dieſen ſo ſchwer ward, trotz vielfältig wiederholter Erfahrung an eine Politik zu glauben, welche in der geſitteten Welt bisher noch unerhört war. Am meiſten ward der denkende Mann über ihn getäuſcht, weil dieſer dafür hielt, daß Napoleon doch wohl nicht ſo roh ſeyn könne, um nicht zu wiſſen, daß dem bloßen Eroberer und Schlachtengewinner unſerer Zeiten nur noch der mitlebende Pöbel die Ruhmpoſaune der Fama bläßt, während der höhere Geiſt der Menſchen ſchon längſt einen ganz andern Maaßſtab hat, woran er wahre Menſchengröße prüft!

Friedrich erbte einen Herrſcherthron, führte angefangene und aufgedrungene Kriege, war Sieger durch ſein Genie, und Beſiegter durch ſeiner Gegner phyſiſche Uebermacht. Ohne unterzugehen, ſchloß er Frieden, bewahrte ſeine Dauer, regierte ſein Volk, übte und beförderte Wiſſenſchaften und Künſte, und geſegnet von der Mit- und Nachwelt, legte er nach einer langen glücklichen Regierung am Grabesrande die Königskrone nieder.

Es iſt faſt unpaſſend, an den großen, deutſchen Mann den Corſen geſtellt zu haben, aber die Menſchenkunde kömmt nun einmal nur bei dieſer ſchwerſten Aufgabe auf dieſe Art ins Reine.

Napoleon war ein wirklicher Räuber im Großen, und ein Theil ſeiner Häuptlinge wahre Spießgeſellen, denn zu ſolchem Meiſter finden ſich ſolche Geſellen. Noch nie ſind die Nationen durch ein ſo planmäßig ſtudiertes Plünderungsſyſtem beraubt. Für feindliche Krieger läßt ſich doch noch etwas verbergen, aber Napoleons lange Finger langten in alle Taſchen; nicht ſelten ließ er es ſogar den Anſchein haben, als ob er etwas hineinſtecken wolle, während er ſie dem argloſen Eigenthümer leerte. Was Napoleon geworden wär', wenn keine franzöſiſche Revolution ſtatt gefunden, oder ihn ſein Schickſal auch nur in die Wälder der Apenninen, oder in den Speſſart, an die uraliſchen Gebirge ꝛc. führte, läßt ſich erachten. Solcher Seelen, wie die ſeinige, haben ſchon viele ihr Leben nicht unter dem Baldachin, ſondern am Galgen ausgehaucht!

Es iſt in der Natur gegründet, daß ein ſehr ſtolzer, über das gebührende Maaß von ſich ſelbſt eingenommener Menſch, eine natürliche Anlage zum Wahnſinn hat. Ungemeſſener Dünkel iſt ſchon ein Grad davon, und wenn ein ſolcher Dünkel durch Beifall die erforderliche Nahrung erhält, ſo wächſt er, und bricht zuerſt in periodiſchen, zuletzt in dauernden Wahnſinn aus. Bei der größten Mäßigung wird man in den letzten Regierungsjahren Napoleons dieſe Urſachen und Wirkungen an ihm erkennen!

Er war auf dem Punct, ſich den Nationen als ihren Gott anzukündigen, und ſich anbeten zu laſſen! — Ein guter Anfang dazu war ſchon gemacht! — Seine Perſon, ſeinen Willen, ſeine Handlungen, ſein Eroberungsrecht nannte er heilig! und wer hätte es wagen dürfen, dem zu widerſprechen?! — Es gab ſogar ſchon eine heilige Schwadron, wie das Bülletin Nro. 29 berichtet, deren Glieder die Glieder der Götzendiener dieſes militäriſchen Molochs vorſtellten! Als einen von Gott geſandten Vollſtrecker, deſſen Willen hatte Napoleon ſich ſchon früher proclamirt. Der Gott der Heerſchaaren, dem man an den Altären für erhaltene Siege dankte, und um fernern Waffenſeegen bat, war doch wohl der Götze Bonaparte, und nicht der Gott der Chriſten, denn dieſem gehörten ja auch die Unterjochten an! Die Te-Deum, welche man requirirte, waren in der Wahrheit nur an ihn, den Hierarchen der Mordſchlachten gerichtet! — Die Prophezeihungen, nach denen Napoleon den Tag vorher geſagt haben wollte, an welchem er nachher wirklich in der Hauptſtadt ſeiner Feinde erſchienen war, hatten die Tendenz des blinden

Glaubens. Die Vernunft, die Religion zu läſtern, ihre Tempel entweihen, die Denkmäler und Gräber der Verſtorbenen umkehren, das war erlaubt; aber an den Götzen Napoleon Wahrheit reden, das war mit dem Tode verpönt! —

Man kann es übertrieben finden, ſolche Umſtände als ein Hinneigen der Völker zu einem neuen Gottesdienſt zu deuten; man darf ſich aber nur an das bübiſche Regiment mehrerer Päbſte erinnern, deren Politik auch die Religion war, welcher die Völker dienten, und man wird finden, daß die Hierarchie Napoleons gleiche Tendenz der Alleinherrſchaft gleiche Hinterliſt der Ausplünderung der Nation und gleiche Heuchelei von Treue bei Verſprechungen, gleiche Bekehrungswuth mit der Schärfe des Schwerdts zum Continentalſyſtem, gleiche Inquiſition zum Verfolgen der Ungläubigen, gleiche Intoleranz der Meinungen, gleiche Predigten zum Kreuzzuge gegen ein Volk, welches die Heiligthümer, d. i., die Schätze bewahrte, nach denen dem politiſchen Pabſt gelüſtete! — bewies!!

Bei einem Volke, dem die bisherige Religion gleichgültig geworden, iſt es eben ſo leicht, eine neue zu gründen, als es bei einem andern, das noch an der alten hängt, ſchwer iſt! Wenn man die Gier bedenkt, mit welcher Napoleon nach Ruhm ſtrebte, und den Wahnſinn, worin er durch ſie bei fortwährender Herrſchaft noch verfallen mußte, ſo wird man es ganz in ſeinem Sinne und ſeinen Bedürfniſſen angemeſſen finden, daß er zur größten Uebelthat den Willen hatte, wenn er hoffen konnte, daß ſie ſeinem Namen Unſterblichkeit gewährte, und was konnte ſeinem wahnſinnigen Hochmuth wohl mehr ſchmeicheln, als: der Stifter einer Religion zu heißen, und dem dauerhafteſten Documente für die Ewigkeit ſeinen Namen zu geben, den er ſo gern an die unwandelbaren Sterne gehängt hätte! *)

Moral, Religion, Politik, ſind drei verſchiedene Handlungsweiſen, deren eine jeder cultivirten Welt anhängt. Politik iſt die veränderlichſte, indem ſie die Religion der Gewaltigen iſt, die jeder derſelben nach ſeinen beſondern Meinungen, Einſichten, Anſichten und Kräften modificirt, und in ihr drückt ſich das Gemüth

---

*) Friedrich der Große erhielt als Stern einen Namen in dem Himmelsgewölbe, und Napoleon war ſchon ſehr unzufrieden damit, daß er noch nicht canoniſirt und noch nicht unter die Sterne verſetzt war, als — die Leipziger Schlacht erfolgte! —

C. R.

und der Verſtand der Fürſten ſo klar und deutlich aus, wie im Siegelwachs ihr Siegelring.

Das größte Stück in der Politik Napoleons iſt die falſche Maske der Treue, womit er ſeine Wortbrüchigkeit verkappte. Einmal von ihm betrogen zu ſeyn, ſchwächte ſeinen Credit noch um keine Bohne werth. Die Schule der Erfahrung mit ihm iſt daher eine koſtbare Schule geweſen, und hat auch koſtbare Lehren gegeben, die ohne ihn nicht erhalten ſeyn konnten. —

Man merke es ſich, zu der Ehrenrettung der wieder erwachten, wieder aufblühenden Nationen! An Napoleons wahren Character erſt ſo ſpät glauben zu müſſen, das ehrt die von ihm getäuſchten Fürſten, und ihre Völker! — Uebrigens hat die Politik Napoleons keine Andeutung von hohem Geiſte mehr, deſto mehr aber von wilden Leidenſchaften, denen ſein Verſtand bei weitem nicht das Gleichgewicht hielt.

Aber, wo liegt denn nun das über alle Welt und Sterne erhabene Genie Napoleons, dem Europa zu enge wurde, wie einem Knaben ſein Pathenrock? Es liegt ohnfehlbar in ſeinen Siegen, die eben ſo ſehr an Menge als Folgen ausgezeichnet ſind. Denn, daß er auf dieſer Seite als Heerführer, eine, durch Umſtände begünſtigte große Fertigkeit beſaß, iſt durch viele Thatſachen bewieſen! Was er war, als dieſelben Umſtände ſich gegen ihn kehrten, die er einſt für ſich hatte, hat ſich ebenfalls gezeigt.

Dieſelben Fürſten, deren Hauptſtädte er als Heerführer beſuchte und plünderte, haben nach hergebrachter Sitte, weil der Turnus einmal üblich iſt! — wieder beſucht, jedoch, ohne zu plündern, und ſich weitere Beſuche von ihm für die Zukunft verbeten, daher dieſe Sache als abgemacht zu betrachten iſt. — Kann etwas ſein übergroßes Feldherrntalent bethätigen, ſo müſſen es mehr ſeine erſten, überraſchenden Siege in Italien ſeyn! Die näheren Urſachen davon ſind aber zu unbekannt, als daß nicht jedes Urtheil darüber gewagt ſeyn dürfte! Mögen es ſeyn Napoleons militäriſches Genie, Menſchenkunde, Herzloſigkeit, nicht zu bezeichnende Kälte, (welche freilich oft affectirt war!) oder Schwäche des Gegners, oder Ungleichheit des Gegners, oder ein glückliches Ergreifen des Augenblicks, (woran er ſelbſt ſelten Theil hatte) jeder von dieſen Umſtänden allein kann ſchon entſcheidend werden! Am bloßen Zufall hängt indeß der Gewinn von Schlachten in der Hauptſache wohl nur ſelten, ſonſt wäre es eben nicht zu bewundern, wenn von zweien, die gleiche Würfel haben, der eine mehrere Male hinter einander die mehreſten Augen wirft!

Es iſt ſchwer, zu entſcheiden, welche Kraftanſtrengung, Entſagung und Genie dazu gehöre, um ein großer Held zu werden, und einen Namen in der Geſchichte zu gewinnen, und ſo viel iſt auch wieder gewiß, daß die Zerſtörung Troja's wohl hundert Helden unter den Hellenen gebähren mogte, daß ſie aber alle ſammt ihren Thaten in der Zeitfluth mit fortgeſtrömt ſeyn würden, wenn der einzige, unbedeutende, blinde Greis Homer, ſie nicht verewigt hätte!

„Drum ſoll der Dichter mit dem König gehen:
„Denn beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!

Wenn es eben ſo leicht wäre, ein Kriegesheer zu haben, als man Papier und Feder hat, dann könnte es ſich ausweiſen, ob es ſchwerer ſei, ein großer Kriegsheld, oder ein großer Federheld zu ſeyn! — Cäſar und Friedrich waren beides! —

Es iſt entſchieden, und bedarf wohl nunmehr keiner weitern Ausführung, Napoleon gehört nicht in die Reihe von Friedrich den Großen, Heinrich den Vierten, Heinrich den Großen, Carl den Großen, Marc-Aurel, Cäſar und Alexander, *) ſondern in die des Attila, Muhamed des Zweiten, Tamerlan ꝛc.

Zu allem Böſen, was die Meteore ſeines Ranges je verübten, war er fähig, geneigt und bereit; ſein willkührliches Schalten mit dem Eigenthum der Nationen iſt in dem höchſten Grade ein Raub, und alles Naturrecht, und das Eroberungsrecht aller gebildeten Nationen verbieten ihn. Bei ſeinem, unter dem Deckel der Formen befohlnen, unzähligen Hinrichtungen, fehlte nichts weiter, als daß er nur noch ſelbſt Hand anlegte, um Beleidigter, Kläger, Richter, Henker! alles in einer Perſon zu ſeyn! daß ſpäterhin ſeiner fanatiſch-politiſchen Wuth nicht noch mehrere Opfer fielen, iſt der Betäubung zuzuſchreiben, worin mit einem Male die Völker fielen, und den Götzen verehrten. Es iſt faſt zu glauben, daß Napoleon alle ſeine Vorbilder, einen Attila, Pirhus u. ſ. w. an Gräueln übertroffen hätte, wenn nicht das moraliſche Gefühl mancher ci-devants, die an ſeinem Throne ſtanden, durch Mißbilligungen den Ausbrüchen ungeſtümer Launen entgegengeſtrebt hät-

---

*) Dürfte Alexander, der Macedonier, wohl einen Platz in jener Ehrenreihe einnehmen mögen?

C. R.

te. Um ſich indeß in einem, ihn mehr anſprechenden, und ihn mehr ausſprechenden Zirkel zu befinden, zog Napoleon die ihm ähnlichen Geſellen ſtärker als andere an ſich, als da iſt ein Davouſt, ein Ney, der gewaltige Fouché, ein Vandamme, von dem Napoleon, als es die ganze Generalität in Polen und Schleſien für unwürdig fand, mit dieſem Mordknecht zu dienen, ruhig äußerte: „er habe nur einen Vandamme in der Armee, und möge auch nur einen haben" und welchen der Schlaukopf als Inſurgenten ſo fürchtete, daß er gegen dieſen Günſtling mit Ertheilung höhern Ranges ſehr karg und behutſam war, wogegen Napoleon manche ehrenwerthe Männer — wir wollen des General Moreau nicht einmal erwähnen! -- zurückſetzte, beleidigte, verwies, z. B. Augerau, Sieyes, Eblé u. ſ. w.

Daß ſeine Nation im Herzen ſchon empört gegen den Tyrannen war, der zuletzt, wie ſie ſelbſt ſagten, „in jedem Jahr dreimal eine Menſchenerndte hielt," zeigt der Ausgang des Würgeſpiels deutlich. Der größte Theil ſeiner ehemaligen Anhänger verließ ihn, ſobald ſie es mit Sicherheit konnten, und der Pöbel, der vor dem, dem gewaltigen Napoleon errichteten coloſſalen Götzenbilde, vorher das Knie beg, hing einen bedeutungsvollen Strick um den Hals der Statüe. Auf dem Transport durch die Provence war er ſeines

Lebens nicht ſicher, und wurde nur mit Mühe der Wuth des Pöbels entzogen, der früherhin ſeinen Namenstag durch Feuerwerke u. ſ. w. gefeyert hatte. Die bei der Nation noch etwa bemerkte Anhänglichkeit war nur ein Product augenblicklicher Noth unter den Händen der Rächer. Seine Spießgeſellen, die ihn etwa noch zurückwünſchen, ſind nicht die Nation, und ihre Anhänglichkeit an den würdigen Führer erzeugt ſich nur aus dem Gelüſt, nach Deutſchlands Fleiſchtöpfen, von denen man ſie verjagte, zurückkehren zu dürfen.

Es iſt wohl leicht als wahr anzunehmen, daß ein Menſch mit hellem Verſtande kein Böſewicht ſeyn könne, weil er ſich durch Verſtand leicht ſelbſt erkennt. Böſe Leidenſchaften ſchaffen nur Böſewichter, der Verſtand iſt durchaus moraliſch, es giebt keinen böſen Verſtand! Böſe Leidenſchaften von großer Stärke überwiegen aber einen mittelmäßigen Verſtand, und machen ihn ſich dienſtbar. Bei ſolchen Verbindungen von Verſtand und Leidenſchaften entſtehen Erſcheinungen, wie Napoleon, und man erkennt ſie leicht, wie auf dem Thron, ſo in der Hütte! Zu Menſchen, von ebenfalls ſehr großen Leidenſchaften, aber auch einem, eben ſo großes Gleichgewicht haltenden Verſtande, als Voltaire's, Rouſſeau's u. ſ. w. verhält ſich ein Napoleon in der Seltenheit, wie Hundert gegen Eins! Das Recht gebühre einem jeden, über Napoleon auch eine andere Meinung zu haben, aber nach den hier mitgetheilten Anſichten erſcheint er als ein Mann von ſehr heftigen und böſen Leidenſchaften und mittelmäßigem Verſtande.

Wenn ein militäriſches Kunſtſtück darin beſteht, daß der eine Theil den andern in die Falle lockt, worin er ſeinen Untergang findet, ſo würde — ohne nach dem Erfolg zu richten! — der Rückzug der Ruſſen nach Moskau, und das Berechnen der ſehr möglichen Umſtände dabei, dem Genie eines Friedrich, eines Fabius Cunctator, eines Cyrus des Jüngern, Ehre gemacht haben, und der Einzug Napoleons in Moskau, verbunden mit der blinden, ganz unverantwortlichen Zuverſicht, ſeinen, aus ſtolzem Selbſtvertrauen erzeugten Wahnſinn deutlich genug beurkunden! Bei dem Einrücken der franzöſiſchen Armee in die ruſſiſchen Steppen wurde von Sachverſtändigen die gänzliche Vernichtung ſchon divinirt, und nur die Gewohnheit, an Napoleon als einen halben Wunderthäter zu glauben, lies für Rußland etwas, aber auch nur etwas fürchten! —

Wenn ein diplomatiſches Kunſtwerk darin beſteht, das Intereſſe einzelner Staaten mit dem Intereſſe des

Ganzen ſo zu vereinbaren, daß die Unverbrüchlichkeit der Verträge nicht auf bloßen Namensunterſchriften, ſondern auf kluger Zuſammenſtellung des Staatenvereins beruhet, ſo iſt Napoleon nur ein Schulknabe gegen die Stifter des Friedens von Paris! —

Napoleon war nicht Gold, und glänzte nicht wie Gold, er glänzte, wie ein großer, glühender Eiſenklumpen im Feuer, das um ihn brannte. Seine tauſend Schmeichler waren wie tauſend Blaſebälge, deren jeder am Heerd des Vulkans den andern zu übertreffen ſuchte. Nachdem aber das Feuer erloſchen, liegt trotz des Blaſens der Bälge der Eiſenklumpen in ſeiner natürlichen ſchwarzen Farbe da! Dank ſei es den Fürſten, die Waſſer in die Flamme goſſen! Denn, um einen ſolchen Eiſenklumpen glühend und glänzend zu erhalten, hätte zuletzt die kleinſte Ceder vom Libanon in das Feuer geſchleppt werden müſſen! Wohl dem Zeitalter, deſſen Fürſten gediegen ſind, und die, um zu glänzen, nicht wie jener Eiſenklumpen eines Feuers bedürfen, wo das Wohl und der Reichthum jammernder Nationen in Rauch aufgeht!

Wie ſich einer verhält, der ein Haus in Brand ſteckt, zu dem, der eines erbaut, ſo verhält ſich Napoleon zu den Fürſten, welche gegen ihn auf des Schickſals Wage traten. Bei dem, was er ſtiftete und that, betrachtete er die Völker nur als Werkzeuge ſeiner Willkühr, höchſtens erlaubte er ihnen einige Formeln, welches die Tonne war, die er dem Wallfiſch zum Spielen gab! Den Haß der unterjochten Völker von ſich abzuleiten, ſuchte er Saamen der Zwietracht unter ſie ſelbſt zu legen. Dieſes ſeyn ſollende diplomatiſche Zauberſtück konnte jeder, dem man es zeigte, mit halben Verſtande begreifen, denn alten Weltbeherrſchern war es abgeborgt, die es bei halb wilden Völkern mit Erfolg unterhielten, und denſelben Erfolg hoffte man auch bei cultivirten Völkern, nicht aber für eine Periode nur, ſondern für immer!

Den Namen „Deutſcher!" der ſeit Herrmanns Zeit kein Vaterland mehr hatte, weil die Stämme, die ſich zu ihm bekennen ſollten, nur Bürgerkriege führten, auch dieſen Namen wollte Napoleon auslöſchen. Er kannte daher keine deutſche Nation, ſondern nur Stämme, als Preußen, Oeſtreicher, Sachſen u. ſ. w., aber dieſe plumpen politiſchen Sophiſmen waren dem Volke verächtlich, das man bethören wollte, und der alte angeſtammte Name ward ihm werther, je mehr die gemeinen Operationen des Gewalthabers zeigten, daß er dieſen Namen in Maſſe fürchte, wie der Tyrann das Schwerdt, ſo über ſeinem Haupte hängt, Napoleon hatte die Baiern, Heſſen, Sachſen, Preußen u. ſ. w. beſiegt, aber die Deutſchen nicht! Vereint mit ihren beſſern nordiſchen Nachbarn verjagten die Deutſchen den Napoleon, und er wurde mit Landesverweiſung und dem Bann des Exils belegt.

Laß — Deutſchland! — deinen Söhnen immer den edlern Sinn des Kosmopoliten! Sie haben gezeigt, daß ſie in Zeiten der Gefahr auch die treuſten Patrioten ſind, wenn ſie der Name: deutſches Vaterland! — beſeelt!

So weit die Worte des Einſenders. Wir können uns nicht enthalten, den Anſichten über dieſen ewig denkwürdigen Gegenſtand noch Einiges hinzuzufügen!

Wenn wir die Behauptung wagen, daß Napoleon wirklich mit dem freien, guten Willen, mit der Ergebung, wovon die öffentlichen Blätter reden, von der politiſchen Bühne für immer abgetreten ſei, eine Behauptung, welche allerdings gewagt iſt, und erſt von der Zukunft beſtätigt werden muß; ſo endete er eben ſo parador, ſo einzig, als er ſeine politiſche Laufbahn anfing. Jeder große Eroberer, mit welchem man ihn vergleichen könnte, endete groß, oder, wenn auch nicht groß, doch ſeinem Leben, und denen von ihm gehegten Meinungen conſequent. Der fallende Cäſar hüllte ſich mit den Worten des tiefſten Schmerzes, και ςυ ἐ Φχπαι! *) in die Toga, des Lebens müde. Hannibal, der vor Rom ſtand, der eine Welt in Schrecken ſetzte, und es in ſeiner Gewalt hatte, eine Welt ſich zu gewinnen, dieſer Sohn des Krieges, den ſein undankbares, kaufmänniſches Vaterland ausſtieß, endete groß, ſtill den ſchweren Kummer ertragend. Catilina fiel in dem angefangenen Geſchäft, Attila endete im Taumel des Genuſſes, der ſein Lebenszweck war; Carl V. trat freiwillig von der Bühne, eine große Pflanzung abgebend, kein großer Eroberer oder thatendurſtiger Held endete feigherzig. Das Abtreten Napoleons hingegen von der großen Bühne der Welt iſt der ſchreiendſte Beweis ſeiner Unwürdigkeit, ſeiner Feigherzigkeit, ſeiner Verleug-

---

*) „Auch du, mein Sohn?“ rief er, als er den jungen Brutus, ſeinen Schützling, unter den Mördern erblickte.

nung alles edlen Selbſtgefühls, ſeiner Furcht vor dem Tode, und rechtfertigt die Schmähungen, welche über ſein Thun ergehen.

Ein edler Held würde ſo nicht geendet haben! Er würde den Tod in der Schlacht aufgeſucht, oder ihn ſich ſelbſt gegeben haben, wenn er ihn dort nicht fand, oder hielt er das für unmoraliſch, für gewiſſenlos, ſo würde er lieber als Prinz Incognito in dem fernſten Winkel der Erde ſein fluchbeladenes Leben beſeufzt haben, als daß er, der unverſchämt mit Kronen ſpielte, und in der Vermeſſenheit war, ſich vergöttern zu laſſen, auf einem, aus übergroßer Barmherzigkeit zugeworfenen Eilande, noch den unüberwindlichen Kaiſer im Kleinen ſpielen wollte! Er gemahnt uns dabei ohngefähr ſo, als wenn man einen Philipp den Zweiten in Schillers Dom Carlos auf einem Marionettentheater die Stelle ausſprechen hörte:

„Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter!“

So wie er jetzt geendet hat, ſteht er da, wenn man dieſen edlen Vergleich auf ihn anwenden mag! — als ein Phönix, nicht aber in dem Feuer des Prometheus ſich verherrligend, ſondern in dem infernaliſchen Schwefelpfuhl, aus dem er erſtieg, untergehend; ein

Schandpfahl in dem Weltenall, ein Name der Warnung in den Büchern der Geſchichte, und eine Lehre für die kommenden Geſchlechter, ſich ſchneller einer ſolchen Geißel zu entledigen, als ein zu philoſophiſches, zu ſchlaffes Jahrhundert es that!

Die Welt iſt in ſteter Bewegung; Ruhe würde ſowohl Tod der politiſchen als der animaliſchen Welt ſeyn, und iſt die Phantaſie eines Heinrich des Vierten von einer Univerſalmonarchie nichts als eine Phantaſie von geſtern. Wenn nun alſo politiſche Bewegungen die Gährung und Bewegung und das Leben der Völker ſtets erhalten müſſen, damit kein Faulfieber über die Hemisphäre ſtreiche, ſo findet der Geſchichtskenner bei Prüfung der Frage: „was könnte Napoleon noch zu wirken vermögen?“ Stoff zu vielen Betrachtungen. Er, dieſer Napoleon erhielt den Freiheitsſtürmer Koſziusko in Paris, um ihn nöthigen Falls den Pohlen als Monſtranz zu zeigen, aber auch nur zu zeigen! — Sollten die klugen Inſelbewohner ihm dieſes Kunſtſtück nicht abgelernt haben, um nöthigen Falls ihn dem feſten Lande als Warnung zu zeigen? —

Wie Wallenſtein durch ſeinen bloßen Namen ſchnell ſechzig tauſend Mann in die hohlen Läger des Kaiſers Ferdinand ſammelte, ſo wär' auch Napoleon, wenn ihm freie Gewalt wieder gegeben würde, vielleicht bald vermögend, ein furchtbares Heer von Freibeutern aufzuſtellen; denn der Ruf ſeiner Thaten, ſein Name gilt noch in der Armee, und mancher franzöſiſche Officier vom erſten Rang trägt zwar die weiße Cocarde, würde aber lieber die dreifarbige dagegen umtauſchen.

Napoleon ſchickte ſo viele unglückliche Schlachtopfer ſeiner Despotenwuth nach Cayenne, warum machte man nicht allenfalls den Tyrannen zum Tyrann von Cayenne? — Daß Preußen, Rußland, Oeſtreich ihn, unter den damaligen Umſtänden, in ſeiner Würde beachten mußten, das war natürlich, denn dieſe hohen Mächte hatten ihn früherhin in dieſer Würde anerkannt; allein England kann ihn bis dieſen Augenblick nur noch als den Inſurgentengeneral Bonaparte betrachten, und in die Gewalt Englands, welches den Krieg weſentlich mit führte, gegeben, würde kein Wort des Völkerrechts aufzufinden ſeyn, welches es misbilligen könnte, wenn England ihn weniger ſchonend behandelt hätte. Wir ſchließen dieſe Zeilen mit den Worten: „wer Dank zu ſäen glaubt, erndtet Unkraut!“

IV.

Wie würde ein Königreich Weſtphalen im Jahr 1817 ausgeſehen haben?

Wenn man alle Angſt, Furcht, Beklommenheit hinter ſich hat, und wieder auf dem feſten Lande ſteht, ſo iſt die Betrachtung, — wie hätte es mit dir werden können! — ſehr anziehend. Ich wär' nicht auf die Idee, meine Anſichten darüber, was Weſtphalen zu erwarten hatte, wenn nicht ein höheres Schickſal gewaltet hätte, niederzuſchreiben, gekommen, wenn nicht noch jetzt ſo mancher Wolf in Schaafskleidern herumging, der, ſeinem neuen Herrn gehorchend, doch den ephemeren Herrn in der Schweiz noch nicht vergeſſen kann, der immer noch die Frankenſtücke, welche mit dem Blut des Landes geſtempelt waren, mit den jetzigen Gratificationen, ſo angemeſſen den Dienſten gegeben werden, mißmüthig in Vergleichung ſtellt. Dieſer Schaar zur Beruhigung, und den edlen Deutſchen, welche für Wiederherſtellung deutſcher Rechte fochten, zur Danksſagung — ſei dieſer Aufſatz geweiht!

Werfen wir, wenn man die abſolute Unmöglichkeit für einen Augenblick annehmen wollen, daß Herrmanns Völker ſo lange hätten ſchlagen können, einen prophetiſchen Blick auf das Jahr 1817, ſo wollen wir, um von oben anzufangen, zunächſt den vielliebenden König Hieronymus betrachten.

Politiſch betrachtet war er ſchon 1813 eine Null, denn, entfremdet allen Regententugenden, welche den Thron zum Throne machen, wußte er auch als Feldherr nicht, obgleich ihm bewährte Generale beigegeben waren, ſeinen Platz zu gewinnen, zu imponiren, und den ihm zugeworfenen Namen zu behaupten. Er ſtand daher, le bon enfant! als ein Präfect Frankreichs unter der Zuchtruthe ſeines erlauchten Bruders, und wenn nun auch Napoleon dem tollen Spiel in Weſtphalen ſelbſt noch bis 1817 zugeſehen hätte, ſo war doch bei dieſem gänzlichen Mangel politiſcher Würde die politiſche Exiſtenz des Königreichs aufgehoben. Das Land, das ſchöne Land! der Garten des nördlichen Deutſchlands war, wozu es von Anfang an beſtimmt geweſen zu ſeyn ſchien, eine Colonie des übermüthigen Frankreichs, es war als ſolche, ſeines Nationalſtolzes gänzlich beraubt, und ein ehrliebender Mann würde das Spötteln nicht ertragen haben, wenn er als Geſandter dieſes Königs an einem fremden Hofe erſchienen wär'!

Die Perſon des Königs betreffend, ſo wollen wir einmal annehmen, daß ſie, trotz des ununterbrochenen Genuſſes, des Sinnentaumels, der künſtlichen Reizmittel, noch durch Wein- und Fleiſchbrühbäder in einer nothdürftigen Vegetation ſich erhalten hätte, ſo war dieſe wattirte, emballirte Figur, der die Merkurialia an den Füßen zwickten, während das Gehirn immer mehr vertrocknete, doch nicht mehr fähig, einen großen Gedanken für das herrliche Land aufzufaſſen, und zu verfolgen. Aller Selbſtſtändigkeit entkleidet, war er zuletzt dem Willen der Wärterinnen am Krankenbett preis gegeben, und von ſo ab würde die Regierung ihren Fortgang gehabt haben. Die glückliche Anwendung einer Kliſtier- oder andern Sprütze hätte vielleicht ein te Deum, eine Illumination, und die Erhebung der Wartfrau zu einer Gräfin veranlaßt! — Der entnervte Wollüſtling würde die letzten Schweißtropfen des verarmten Königreichs erpreßt haben, um aſiatiſche Reizmittel ſich zu verſchaffen!

Das Wohl des Landes war ihm eine taube Nuß, der Moment regierte ihn, und derjenige, welcher von Patriotismus ſprach, war ein zum Füſelieren reifer Charlatan!

Das Miniſterium beſtand aus berechneten Gaunern, zum Beiſpiel aus entſprungenen oder unangreifbaren Gaunern, aus verloren gegebenen Kaufmannsdienern und aus einer Horde von Menſchen, welche ſelbſt ein Schinderhannes nicht gewürdigt haben würde. Jeder, wer nur noch entfernte Begriffe und ein neugebornes Gefühl der Edelmuth hatte, würde ſich von einem unwürdigen Regierungsſyſtem losgeſagt haben, und die Völker waren den Launen, der Willkühr, den Erpreſſungen nichtswürdiger Buben preis gegeben! — Die unwürdigen Gewalthaber und Verwalter der höchſten Gewalt raubten und plünderten, um wieder beraubt und ausgeplündert zu werden! —

Die Soldateska von Weſtphalen, wenn es für dieſe einen Namen giebt, hatte überall franzöſiſche Anführer, und Weſtphalens reich bewohnte Länder mußten ihre männliche Jugend, den Troſt des Alters, den Zweck des Strebens, die Kraft, Schutz und Schirm des Landes, den Stolz des nördlichen Deutſchlands, einem fremden Eroberer hingeben, damit ein Wüthrich, den die fluchbeladene Inſel Corſika ausſpie, das edle, deutſche Blut grillenhafter Launen wegen in entfernten Weltgegenden opfere, gleich als wäre es nur das Blut eines Opferſtiers. Selbſt wenn Hieronymus dagegen hätte proteſtiren wollen, ſo wurde der doch darum nicht befragt, und wollte darum nicht befragt ſeyn, denn die empörendſten Beweiſe davon liefern die Umſtände, daß er in ſeinen Bachanalien der ſchlaffen Natur wieder Reiz zu geben ſuchte, es nicht beachtend, daß in Spanien, in Polen und in Rußland der Kern des Landes, eine herrliche Armee! gemißhandelt, vernichtet war! Im Jahr 1817 würde Napoleon denn alſo ſeinen Zweck erreicht, die Kraft Deutſchlands in deren kernhaftem Centrum ertödtet haben, und Weſtphalen, dieſe nunmehrige franzöſiſche Colonie würde, militäriſch betrachtet, einem großen Hospital ähnlich geſehen haben, wo der Krankenaufſeher ſagen mögte: „jetzt wird der letzte Leichnam zur Gruft beſtattet, ich ſchließe nun das Haus zu!“

Wie aber würde es nun um das Eigenthum, um das Vermögen der Bürger ausgeſehen haben? — Die Regierung iſt doch der Bürger wegen, und nicht die Bürger der Regierung wegen da, aber, wie ſahe dies die weſtphäliſche Regierung ein? Wer dem vertrauteſten Freunde ſagt, ich habe noch zehn Centimes in der Taſche, dem kommt ein Zwangsbefehlsträger in das Haus, und jedes Grundſtück, welches ein Einwohner des Staats beſitzt, iſt eine Hinweiſung zum Bettelſtab, denn alles, alles! ſoll methodiſch zum Eigenthum der Regierung gemacht werden! Weſtphalen, wie wir in dieſem ſchauderhaften Traumgebilde es annehmen, iſt von dem Umlauf des baaren Geldes faſt gänzlich entblößt! Das Land an ſich ſelbſt hat nur die Gruben im Mansfeldiſchen und im Saalkreiſe, welche höchſtens einen reinen Ertrag von 20,000 Rthlr. Silber jährlich geben, im Harzgebirge iſt nur Eiſen zu ſuchen, und da das Land keine Quellen hat, Geld hinein zu ſchaffen, indem bei der Sperrung gegen England die Kornkammern des Königreichs nicht geleert werden können, das Schiffbauholz des linken Elbufers in Hamburg keinen Abſatz finden mag, wogegen eine unglaubliche Menge baares Geld durch die von dem Kaiſer ſich vorbehaltenen Domainen, durch die Reiſen des Hofes nach Paris, durch Verachtung alles deſſen, was nicht in Paris gearbeitet war, durch das Anſammeln der Reichthümer von allen denen, welchen Weſtphalen als eine Pfründe angewieſen wird, aus dem Lande geht, ſo war die Zirkulation von zehn Millionen bald erſchöpft, und wir ſahen uns in dem eiſernen, oder wohl gar in dem, jeden Staat tödtenden papiernen Zeitalter!

Das baare Geld war aus dem Lande gegangen, oder Buben anheim gefallen, die darauf ſaßen, wie der Drache auf dem Schatz, der Cerberus vor der Hölle! Die Einwohner unter ſich mußten, wegen Mangels an baarem Gelde, Tauſchhandel, oder Barrat-Handel nach Art der Südländer unter ſich treiben; der Schuhmacher, der einen Schweinekopf von dem Fleiſcher erhandelte, gelobte dafür ein Paar Reiſeſchuhe, der Schneider handelte für Verfertigung eines Rockes das tägliche Brod auf vierzehn Tage ein, der Advokat verhandelte ſeine Defenſion um ein Faß Bier, und der Notar ſeine Urkunde um das Tanzkleid, welches ſeine junge Frau verlangte!

Dieſes führt uns auf die Juſtiz; wie würde es mit der Juſtiz ausgeſehen haben? —

Den erſten Rang in einer verrufenen Gerechtigkeitspflege würden alsdann die Vampyren dieſes Inſtituts, die Tribunals- und andere Gerichts-Huiſſiers eingenommen haben! — Menſchen, welche früherhin als Scheibenweiſer gebraucht wurden, und die auch aus dieſem gewichtigen Dienſt wegen Betrügerei verjagt wurden, ſtellte man als Tribunalshuiſſiers an, ohngeachtet ſie kaum ihren Namen ſchreiben, geſchweige einen Act aufnehmen konnten! Der wichtige Act der Execution, beſonders, wenn man die executoriſchen Urkunden berückſichtigt, war in die Hände, in die Willkühr einer Zunft gegeben, welche, mag ſie auch ein nothwendiges Uebel ſeyn! doch ausgeſtoßen iſt aus der Claſſe der Gerechten, und welche unter den ſtrengſten Feſſeln gehalten werden muß, wenn ſie ſich nicht übernehmen ſoll! — Die Huiſſiers, deren Frauen in der Regel eine bedeutende Rolle bei dem infamen Geſchäft ſpielen, ſo wie die Geheimſecretairs eines handgreiflichen Miniſters, haben die Klauen nach einwärts gebogen, womit ſie immer zurück in das eigene Neſt ſcharren, während ſie vorwärts mit dem Raubſchnabel dem abwehren, was ſie nicht fangen können!

Wäre das Befreiungsjahr nicht gekommen, wir glauben, am funfzehnten Auguſt achtzehn hundert ſechzehn würde in jeder Diſtriktsſtadt des entſchlafenen Königreichs von dem Collegio der Huiſſiers ein Ball ausgeſchrieben ſeyn, der ſich durch Eſſen Trinken und andere Getage der Liederlichkeit in Menge ausgezeichnet haben würde! *) Da hätte man vielleicht geſehen, daß ein Huiſſier, ein Blaſenbeſchauer und ein Israelit ein L'Hombre zu vier Groſchen die Marke, ſchlecht geſpielt hätten, während ein Rittergutsbeſitzer, ein ehemaliger Kaufmann, ein ehemaliger Rentier und ein Buchhändler zu dem altdeutſchen Solo um Pfeffernüſſe wieder zurückkehrten. Ja! wir glauben, mancher Huiſſier wär' ſogar ſo keck geweſen, eine Edeldame, gegen deren Gemahl er Execution vollſtrecken ſollte, zum Tanz aufzufordern, um ſie den Burkli-Geruch wahrnehmen zu laſſen, und nebenbei ihr ſchmerzhaft auf die Füße zu treten! Gehen wir von dieſer Rotte Korah zu der Advokatur, wie ſie 1817 iſt, über, ſo nährt das Amt, aber es ehrt nicht. Mit den Prozeſſen wird ein Handel getrieben, Rabuliſten gelten, und der wahre, recht-

---

*) Wenn nichts dem biedern Deutſchen die Verworfenheit der weſtphäliſchen Regierung bewies, ſo war es das Inſtitut der Huiſſiers. Die geringere Beachtung, welche dem Gerichtsbüttel wird, iſt nicht ohne Grund, und wenn auch das Geſetz den Schergen, als nothwendige Handhabe nothgedrungen ſchützen muß, der freie Stand der Bürger ſtieß ihn von je aus! —

lich denkende Advokat wird zurückgeworfen, weil er nicht, wie jener Mops, der den Mond anbellte, ein Geſchrei machen kann, weil er an die Unmöglichkeit glaubt, daß der Richter wohl vorläufig, ehe die Sache zum Vortrag kommt, für eine gewiſſe Meinung einzunehmen ſei. Da ſo viel Gewalt in der Hand des Advokaten oder Procurators liegt, und daß Gericht nur eine wirkungsloſe Zucht und Ordnung unter ihnen halten kann, ſo ſchläft der Verſucher, der auf Erden umherſchleicht und ſuchet, wen er verführe, auch bei ihnen nicht; viele treiben Kurzweil mit dem Gericht, verabreden ſich, keine Termine auszuwirken, und das Gericht hat gezwungene Ferien, ſie gehen, reiten, fahren auch im Diſtrikt umher, um Verkaufe von Grundſtücken auszuwittern, und entweder erſteht das Grundſtück der Anklagende um den Einſatzpreis, oder ein Kaufluſtiger.

Erſterer muß dem Einſatzpreiſe, der zu den Koſten nicht zureicht, noch etwas hinzufügen, das gute Geld alſo hinter das ſchlechte herwerfen; letzterer zahlt ſein Geld dem Advokaten ein, die Gläubiger erhalten aber nicht einen Pfifferling davon, denn nun entſtehen Prioritätsſtreite, die das Ganze auffreſſen, und bleibt ja noch etwas übrig, ſo wird der Fordernde damit erſt von Pontius zu Pilatus gewieſen, und zuletzt ſtatt baar eingezahltem Gelde mit ſchlechtem Papiergelde abgefunden!

Die Richter der Tribunäle verachten und verunglimpfen den Advokaten, der Partheien unter einander zu verſöhnen ſucht, der den Prozeß ſelbſt vereinfacht wünſcht, und der nicht in rabuliſtiſchen Kniffen, wozu doch die weſtphäliſche Gerichtsordnung tauſend Veranlaſſungen giebt, die Sache für ein halbes Menſchenalter hinzuziehen ſucht, denn ohne Anhäufung der Termine und der Erkenntniſſe entſteht kein Ueberſchuß in der Sportulcaſſe des Gerichts, in welchen Ueberſchuß, nach ſchlau berechneter Vorſchrift, das hochlöbliche Collegium ſich theilt! Dieſer Ueberſchuß nemlich iſt von dem Staat à fond's perdu dem Gericht als Remuneration angewieſen, und je reichhaltiger dieſe Maſſe, deſto reicher auch die Maſt! Wo möglich ſtimmen alſo auch die Tribunäle auf die Unzahl der Interlocute, Zwiſchenerkenntniſſe, Nichtigkeiten in der angebrachten Art u. ſ. w. hin, und wenn man frägt, warum? — Damit die Sportulcaſſe des Tribunalgerichts ſich fülle! *) Die Präſidenten der Tribunäle hatten entwe-

---

*) Der Geiz der ehemaligen weſtphäliſchen Juſtizofficianten war mitunter empörend. Ein Präſident, ein Mann,

der Orden, oder ſie waren durch andere handgreifliche Zeichen an die Regierung gebunden; der Menſch, ein Kind des Augenblicks, benützt nun einmal den Augenblick. Genug, Weſtphalen benutzte den Augenblick, und wer von den angeſtellten Officianten nicht in das Syſtem Weſtphalens eingreifen wollte, mußte entweder die Charte über Cayenne ſtudieren, oder ein Despotenſclav ſich dem Willen, den Launen, und — wenn er glücklich ſein Lebensſchiff forttreiben wollte! — den unmittelbaren Beſtimmungen des despotiſchen, corſiſchen Herrn unterwerfen! —

Wenden wir nun unſer Auge von dieſen Scenen des Jammers, der Entwürdigung, der Selbſtſchändung, und ſchauen wir nach der Adminiſtration des Landes, ſo waren die Präfecten der Gouvernements von Frankreich beſtellt, die Unterpräfecten waren deren dienſtver-

---

der ſein baares Geld noch liegen ſehen wird, wenn er verſcheidet, gab, als ihm ſein Gehalt in Pr. Courant-Gelde ausgezahlt wurde, ein Viergroſchenſtück mit der Signatur zurück, „dieſes Stück gelte nur zwei Groſchen ſieben Pfennig! Er verlange daher, daß der Verluſt pro rata unter ihm und den übrigen Theilnehmern repartirt werde!“ Will jener Knauſer ſeinen Namen genannt wiſſen, ſo ſoll er genannt werden!

C. N.

kindliche Diener, in gallonirten Uniformen, und mit ungemeſſenen Dienſtordres und Dienſtzwang ſich brüſtend, und der kräftigſte Theil des heldenmüthigen Volkes unſers ehrwürdigen, durch Alter und Bewährung ehrwürdigen Germaniens, war Buben preis gegeben, deren adeliche Väter, wenn ſie es vermögten, erſtehen würden, um die ungebührlichen, ungeziemenden Sünden der Söhne zu ſtrafen!

Schlaffheit, nur immer Schlaffheit des kräftigen Landes zu erhalten, iſt der wohl berechnete Plan der weſtphäliſchen Regierung, und wenn auch noch eine Zuckung deutſchen Sinnes im Jahr 1817 ſich zeigen ſollte, ſie wird erdrückt, und mit falſchen Namen gebranntmarkt durch die Satrapen des Regenten, welche in der Schule Napoleons unterrichtet, das edle Germanien kaum eines Blicks würdigen, indem es kein Geld mehr hergeben kann!

Nach dem, Gottlob! — durch die Wiedergeburt wahrer Kräfte nicht zur Wirklichkeit gekommenen Traum, ſind im Jahr 1817 die Juden Meiſter und Herren der Nerven des Staats. Ihr Sanhedrin blühet und grünet immer mehr, ihr großer Prophet und Redner in Caſſel erweitert ſein Serai, arbeitet thätiger noch an der Vernichtung ſeines Geburtslandes, ſchlägt Schnippchen in der Taſche, daß er nunmehr an der achten Million ſammeln kann, und ſein erpreßter Reichthum giebt ihm Kräfte, den ſubalternen Glaubensgenoſſen eine Verehrung abzunöthigen, welche beinahe die Anbetung eines Moloch erzwingt! Daß ein Sultan, vielleicht durch chriſtliche Hände beſchnitten, bisher in ihm angebetet wurde, iſt bekannt genug!

Man ſieht Miniſter, z. B. einen Malchus, in dem Vorzimmer eines Juden, der durch Hülfe ſeines großen Ordens die Kräfte des Staats in die Taſche gemauſchelt hat; Hotels, welche das Schild führen müßten: „zum Knoblauchsgeſtank!“ werden geſchmacklos aufgebaut, die Juden drängen ſich in alle Aemter, nur den Soldatenſtand halten ſie doch für gar zu vornehm; Schriftſteller erſteh'n, gegen welche ihr bewunderter Saul Aicher nur ein Trödeljude iſt, und in den großen Städten bilden ſich jüdiſche Schauſpielhäuſer. Sehr intereſſant, wenn ſchon der bekannte Herodes vor Bethlehem, in jüdiſchem Dialekt dargeſtellt, vergnügte, muß es ſeyn, eine Jüdin als Jungfrau von Orleans debütiren zu hören:

Au weih! Au weih! keſchrien! Was Töne!
Was verführt as das mei Kehöhr!

oder einen Marquis von Poſa:

ich menne doch men! Es ſeindt aus die flandriſchen Provinzen, as das an Ihrem Halſe kar artig karfunkelt; 's iſt eppes rores:

oder, wenn ein jüdiſcher Hamlet in dem unnachahmbaren Monolog: the be or the not be, mit den Worten auftritt:

ſeyndt mer, oder ſeyndt mer nit!

Das Schulweſen iſt im Jahr 1817 in Weſtphalen, beſonders auf dem Lande, in dem erbarmungswertheſten Zuſtande, denn der Schullehrer, als Mairieſecretair iſt jetzt eine zu wichtige Perſon in der Schenke, als daß er ſich um die Lumpenjungens, die doch nur zum Todtſchießen in fernen Ländern aufgezogen werden, näher bekümmern ſollte; er kommt berauſcht in die Schulſtunden, weil er in der Schenke ſeine Bude des Civilſtandes aufgeſchlagen hat, und er wird dem Kinde zum Geſpött.

Die Häuſer Gottes mußten von den Gemeinen theuer wieder erkauft oder erpachtet werden, um ſich hinein treiben zu laſſen an Tagen der befohlnen Siegesfeſte u. ſ. w., wo der ehrliche Geiſtliche, dem ſieben hungrige Kinder an dem magern Tiſch daheim ſitzen, mit blutendem Herzen eine befohlne Lobrede hält! Das iſt der ehrwürdig geachtete Gottesdienſt.

Der Eheſtand iſt ein Erwerbszweig, oder eine Geldmaſſe geworden, denn jeder, ſeinen König liebende Weſtphale würde ſich lächerlich machen, wenn er es ſich nicht noch zur Ehre rechnete, daß ſeine Frau von einem ehemaligen franzöſiſchen Sansculotten-Tambour zur Buhldirne geſtempelt wird!

Credit im Auslande hat dieſes Reich des Jammers und des Elendes nicht mehr, denn der weſtphäliſche Kaufmann kann den Abſender der Waaren nicht bezahlen, weil er zu Illuminationslichtern, Beiſteuern zu nothwendig-freiwilligen Zwangsanleihen, zu unvermeidbar geziemenden Theegeſellſchaften, zu Beköſtigung der fremden Truppen, die wie Heuſchrecken im Lande ſind, zu Beiſteuern für Wiederequipirung verlaufener Regimenter, die letzten Trümmer eines ſchönen Vermögens opfern muß; ganz Europa blickt mitleidsvoll auf dieſes Jammerbild eines Staats, und die weiſe Staatsöconomie hat ſodann weiter nichts bewirkt, als daß die Gehalte für das Finanzminiſterium und für die Bewahrer des Kronſchatzes aus dem Tableau der Staatsausgaben geſtrichen werden können, da es keine Finanzen und keinen Kronſchatz mehr giebt! — Dieſe Gehalte ſtehen indeß einmal auf der Liſte der zu erpreſſenden Einnahmen, und ſie werden auch erpreßt und angewieſen, theils als beſondere Gratificationen für kunſtreiche Maitreſſen, theils als Fonds zur Schärfung des Henkersſchwerdtes, nemlich der geheimen Polizei und deren geliebten Sohnes, der weſtphäliſchen Gensd'armerie. Dieſe Inſtitute, Perlen in der Krone eines infernaliſchen Gottes, ſind im Jahr 1817 ſo weit gediehen, daß der Ehemann im Ehebett der Hingebung der Gattin, die Mutter dem neugebornen Kinde, der ſterbende Greis dem Prieſter mit dem Kelche des Herrn nicht traut, daß alle Bande der Liebe, Freundſchaft, der Tugend ein lächerlicher Traum von geſtern ſind, das Laſter pflanzt nun endlich ſein ſiegendes Panier öffentlich auf, und ladet alle verruchten Geiſter des tückiſchen Orkus ein, jetzt ohne Scheu herauf zu treten, und ſich öffentlich in Weſtphalen für die Trauerzeiten, in dem peſtilenzialiſchen Schwefelpfuhl der Hölle zugebracht. zu erholen! Jede Sünde ſteigt im Preiſe, und jede Tugend weint!

Ziehen wir einen Schleier über dieſes Gemälde der finſterſten, fluchbeladenſten, Jammer gebährenden

Nacht! Schließen wir unſern brünſtigſten Dank an den Gott der Götter! dafür, daß durch Deutſchlands Kraftanſtrengung Deutſchland ſich ſelbſt wieder gegeben wurde, in unſer Morgen- und Abendgebet ein, und jenes Traumgebilde des Schreckens, welches gewiß nicht in zu grellen Farben hingeworfen iſt, ſei dem Deutſchen eine Warnung für die Zukunft, nemlich die: „Einheit des Nationalſinns zu erhalten!“

V.

Humanität des Preußiſchen Regierungsſyſtems.

Schon ſeit langen, langen Jahren wurde es von Preußen gerühmt, daß es das Jus indigenatus, wonach bei Stellbeſetzungen der Eingeborne vor dem Ausländer den Vorzug hat, nicht beachtet, und nur Talente, Kenntniſſe und Willen gelten läßt. Naſerümpfend meinten früherhin die Reichsländer, Preußen müſſe das thun, weil es ihm ſelbſt an gewichtigen Männern fehle, und mag allerdings, mit Verwerfung jenes Behauptens, die natürliche Lage Preußens, welches aus zerſtückelten Provinzen beſtand, die nicht wußten, ob ſie zu dem heiligen römiſchen Reich gehörten oder nicht, noch mehr aber wohl Friedrichs des Zweiten über alle ſchwerfällige Formen erhabenes Genie dieſes Syſtem aufgebracht haben, — das Gute zu gebrauchen, und ſich eigen zu machen, wo man es ſindet!

Einen neuen, glorwürdigen Beweis dieſer Humanität hat Preußen durch folgende öffentliche Bekanntmachung Nro. 62 des Gouvernementsblatts für die Königl. Preuß. Provinzen zwiſchen der Elbe und Weſer gegeben:

Die von den Regierungen einiger benachbarten Länder verfügte Entfernung der in öffentlichen Dienſten vorgefundenen Preußen, hat bei den in dieſſeitigen Provinzen angeſtellten Ausländern die Beſorgniß erweckt, daß durch ihre Entlaſſung dieſem Verfahren begegnet werden würde. Des Herrn Staatskanzlers, Fürſten von Hardenberg Durchlaucht, haben jedoch auf meine desfalſige Anfrage durch ein Schreiben vom 4ten d. M. zu erklären geruhet:

„daß dieſe Sache nicht zu Repreſſalien geeignet ſei, da eine ſolche Maaßregel nur unſchuldige Opfer träfe, und es eben ſo ſehr den Geſinnungen Sr. Majeſtät, des Königs, als den

Grundſätzen Ihrer Regierung entgegen wäre, Geſinnungen und Grundſätze nachzuahmen, welche die Gerechtigkeit und Menſchlichkeit verwerfe. Alle Deutſche wären durch ein gemeinſames Vaterland vereinigt, und könnten, ohne Rückſicht auf ihren Geburtsort, Preußiſche Staatsämter erlangen, wenn ſie durch Talente und gründliche Kenntniſſe tüchtig befunden würden.“

Dieſe hochherzigen Aeußerungen werden jede Beſorgniß der oben bezeichneten Staatsdiener, ihre Anſtellung zu verlieren, verbannen, und ich beeile mich, ſolche zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Sollten aus dem hieſigen Gouvernementsbezirk dergleichen brodloſe Officianten bereits vorhanden ſeyn, ſo haben ſie ihre Wiederanſtellung, oder die Bewilligung eines Wartegeldes ſogleich zu erwarten, und iſt dieſerhalb das Nöthige bereits eingeleitet worden. Halberſtadt, den 19ten Januar 1815.

Königl. Preuß. Staatsrath und Civil-Gouverneur.

v. Klewiz.

Wenn dieſe Bekanntmachung es allerdings verdient, auch hierdurch noch zur allgemeinern Kenntniß gebracht zu werden, ſo erlaubt man ſich, noch Folgendes zu bemerken:

Der entferntere Leſer wird wie aus den Wolken gefallen ſeyn, wenn er erfährt, daß eine bedeutende Anzahl gebohrner Preußen nach Auflöſung des Königreichs Weſtphalen in den Landbezirken, welche deren ehemalige Fürſten wieder in Beſitz nahmen, um deswillen nicht angeſtellt, und brodlos zurückgewieſen wurden, — weil ſie gebohrne Preußen waren. Wäre es nicht ungeziemend, über dieſes, in dem Probejahr Deutſchlands, in dem Jahr 1814 verübte Verfahren ſich ſo zu äußern, als es der Sache gebührt, man würde Mühe haben, daß man die Feder nicht zu tief in Galle tauchte. Ja! wäre es vor zwei Jahrhunderten geſchehen, wohlan! dann würde man dieſe Maxime zu der Dunkelheit, Rohheit des Jahrhunderts entſchuldigend, achſelzuckend werfen, wo die deutſchen Fürſtenhäuſer unter einander haderten, wie die deutſchen Kleinſtädter ſich zwicken und necken; jetzt aber, wo Friedrich das nördliche Deutſchland von einem ſchwerfälligen Joch befreit, es erleuchtet hatte, wo kleinere Fürſtenhäuſer unter den Fittigen des preußiſchen Adlers, wenn ſie dankbar es einſehn, vieler Begünſtigungen, einer großen Mäßigung ſich erfreuten, jetzt ſcheint jene Maaßregel in das Gebiet deutſcher Unmöglichkeit zu gehören.

Wenn wir nur das Gefühl der Dankbarkeit in Erwägung bringen, ſo — man erlaſſe den Schluß. Wer gab nach den in Schmerz und Trauer verlebten ſieben Jahren den Fürſten die Sitze ihrer Väter wieder? Wer verjagte den Feind aus ihren Städten? — Etwa ſie, die Waffenloſen? --- Wer, fragen wir weiter, ließ es zu, daß ſie die als erobert zu betrachtenden Länder wieder in Beſitz nahmen? Welche Waffenmenge führte ſie wieder in ihre Reſidenzen ein. --- Das Palladium der Freiheit von Norddeutſchland --- Preußen, --- Preußens Brave! liegen auf den Schlachtfeldern von Leipzig, Brienne ꝛc. zu vielen Tauſenden begraben, aber ſtand auf dieſen Feldern der Ehre, z. B. ein Braunſchweigiſches, ein Heſſiſches eignes Heer, Herrmanns Eiche mit dem Herzblut der Deutſchen zu retten? Würde ein Einziger der benachbarten Fürſten in ſeiner Hofburg jetzt wieder ſich befinden, wenn Preußens Friedrich Wilhelm mit ſeinen tapfern Brennen nicht von der Sache Deutſchlands ergriffen geweſen wäre? — Friedrich Wilhelm war es, der alles wagte, ſeinem Kaiſerlichen Freunde die Hand reichend, und du --- armes, ehemaliges Deutſchland! --- würdeſt ohne dieſe ſeltene Freundſchaft aus der Staatenreihe verwiſcht ſeyn. Kaum fühlſt du dich wieder, und die alten kleinlichen Neckereien, deren die Nachbarn ſich freun, ſoll ſchon wieder erwachen?

Wenn auch Preußen als Preußen nicht zu Deutſchland gehört, ſo gehört doch das Stammhaus Hohenzollern, das Churhaus Brandenburg dazu und dürfte vielleicht das Haus Hohenzollern ſtets mehr wahrhaft deutſchen Freiheitsſinn --- denn die Freiheit der Völker beſteht in moraliſcher Freiheit, gezeigt haben, als manches andere große Fürſtenhaus. Nicht Bedürfniß im Lande ſelbſt, nicht Mangel an tauglichen Eingebohrnen, bei weitem auch nicht die beſſere Qualiſication der Fremden iſt es, was die Preußiſche Regierung beſtimmt, auch Ausländer zu Ehrenämtern zu laſſen; nein! es iſt der reine, klare, ſegnende Blick auf den wahren Vortheil Deutſchlands, der Blick, welcher an großen Anſichten der Allgemeinheit ſich labend, nicht blos den Gränzpfahl ſeines Weichbildes ſchön findet.

Sehr ſchön, mit goldnen Lettern ſind die Worte jener merkwürdigen Bekanntmachung,

--- daß die Preußiſche Regierung, Geſinnungen und Grundſätze nicht nachahmen werde, welche die Menſchlichkeit verwirft. ---

Tauſende von Regenten würden in gleichem Fall nicht mit der Schonung, mit der Ruhe handeln, als Friedrich Wilhelm hier ſich bethätigt. Ein Federzug von ihm, und die Repreſſalien könnten zermalmend werden. Aber viele unſchuldige Schlachtopfer würden wiederum darunter leiden, die wahre, hohe Anſicht, welche er von den Verhältniſſen Deutſchlands hat, würde dadurch getrübt werden, und er gebraucht, wie jeder edle Mann, Beſchämung, als ſein Strafrecht.

Daß aber übrigens Preußen nicht ganz unaufmerkſam auf jenes Verfahren der Nachbarn geweſen ſey, und eine ernſtere Sprache zu führen vermöge, beweiſet eine, in demſelben Intelligenzblatt befindliche Gouvernementsbekanntmachung, welche wir hier unſern Leſern noch mittheilen:

Diejenigen Herzogl. Braunſchweigiſchen Beamten, die, weil ſie gebohrne preußiſche Unterthanen ſind, von des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht, ihres Dienſtes ohne Entſchädigung entlaſſen worden, haben ſich mit ihren Beſtallungen und Abſchieden oder ſonſtigen Dienſtzeugniſſen bei dem unterzeichneten Gouvernement zu melden, damit ſowohl wegen ihrer, von des Herrn Herzogs von Braunſchweig Durchlaucht zu leiſtenden Entſchädigung, als auch wegen ihrer Anſtellung im Preußiſchen Dienſte das Erforderliche veranlaßt werden kann. Halberſtadt, den 19ten Januar 1815.

v. Klewiz.

Wenn ſchon früherhin die allgemeine Amneſtie, welche Preußens Friedrich Wilhelm denen wieder an ſein Herz gezogenen Völkern ertheilte, ſeine wahrhaft väterlichen, liebevollen Geſinnungen da bethätigte, wo andere zurückgekehrte Fürſten Unterſuchungscommiſſionen eröffneten, ſo iſt Vorſtehendes noch eine Perle mehr in ſeiner Krone. Heil dem Lande, das einen ſolchen König ſeinen Vater nennen darf. Heil Deutſchland! daß er Kraft und Willen hat, veraltete, grillenhafte Vorurtheile auszurotten, und Gemaniens Völkern die Einheit zu geben, deren ſie bedürfen, deren Erreichung ein Gewinn für die Ruhe und das Glück ganz Europa's für die kommenden Jahrhunderte noch ſeyn wird.

VI.

Napoleon war nie Republikaner im edlen Sinne des Worts, vielmehr war er nur ein Glücksritter.

Humanum paucis vivit genus. Lucan. Phars. Lib. V.

Bonaparte erhielt im Frühjahr 1796 den Oberbefehl über die italieniſche Armee. Wie er dazu gelangte, iſt bekannt. Er vermählte ſich mit der Wittwe Beauharnois, ſieben Jahre älter als er, und die bekannt war, als die Freundin des allgewaltigen Director Barras. — Durch dergleichen Wege ſucht ein edler Republikaner nicht, einen höhern Rang in der Republik zu gewinnen, wenn wir denn auch nicht einmal auf das Schimpfliche der Verbindung ſehn wollen. — Gewalt ſich zu verſchaffen, mögten die Mittel dazu auch ſeyn, welche ſie wollten, das beweiſet dieſe erſte bedeutende Handlung Napoleons. Carnots Behauptung, daß er ſelbſt militäriſches Genie an dem jungen Krieger bemerkt, und ſeine Anſtellung befördert habe, wollen wir zwar hieherſtellen, indeß — die bloße Bemerkung militäriſchen Genie's, iſt aber noch nicht dazu geeignet, gleich den Feldherrnbegen zu übergeben.

Die überraſchendſten Triumphe rechtfertigten bald die Erwählung des jungen Feldherrn, und der Abſchluß der Friedenspräliminarien zu Leoben im Herzen der öſtreichiſchen Staaten, krönte in dem folgenden Jahre Bonaparten mit dem Lorbeerkranz dieſes Krieges, der zu den denkwürdigſten gehört, die je die Nationen der Erde erſchüttert haben. Die Augen ganz Europa's waren auf ihn gerichtet; noch aufmerkſamer beobachtete aber das Directorium der franzöſiſchen Republik den Sieger von Milleſimo und Dego, von Lodi, von Salo und Lonato, Baſſano, Arkole, Rivoli und Tagliamento, der an der Spitze eines zahlreichen und furchtbaren Heers, von ſeinen Kriegern vergöttert ſtand, der durch den Ruhm ſeines Namens ſich zahlloſe Anhänger verſchafft hatte, und durch ſeine Erklärung für oder wider ſie eine jede innere Parthei im Staate zur Siegerin machen konnte. — Zwar erklärte ſich Bonaparte für die am fünften September ſiegende Mehrheit des Directoriums, aber dies konnte kein Zutraun zu ihm gründen. Er mußte entfernt werden, und mit ihm der auserleſenſte Theil jener Krieger, die nicht mehr der Republik, ſondern ihm angehörten. Aegypten wurde der Ort ihres Exils, und das Directorium wußte vielleicht heimlich dem Engländer Nelſon großen Dank für den wichtigen Dienſt, da er dem neuen Alexander die Rückkehr nach Europa durch die furchtbare Seeſchlacht bei Abukir abzuſchneiden ſchien.

Allein die Hoffnungen und Erwartungen der Männer im Pallaſt Luxenburg wurden getäuſcht. In ihrer Mitte ſelbſt war ihr gefährlichſter Feind. Sieyes, allen wüthenden Stürmen der Revolution entgangen, war Director geworden, ein Mann, der im größten Anſehn ſtand, ohne vielleicht einen großen Anhang zu haben. Die Unglücksfälle des Jahres 1799, ſtellten die Fehler des Directoriums und ſeiner Kreaturen in ihrer Nacktheit dar. Die allgemeine Unzufriedenheit der Staatsbürger mit demſelben nahm ſo überhand, daß die Royaliſten im nördlichen und ſüdlichen Frankreich ſchon wieder wagten, öffentlich mit den Waffen in der Hand zu erſcheinen. Sieyes allein konnte dieſe verderbliche Regierung nicht ſtürzen. Er bedurfte hierzu eines Mannes, deſſen Name allgemein ſo geachtet war, daß er Schritte gegen die beſtehende Regierung rechtfertigen konnte, der bei den Truppen Einfluß genug hatte, um ſie für ſich zu bewaffnen; eines Mannes, der mächtigen Anhang hatte, und mit Nachdruck handeln konnte. Faſt gewiß iſt es, daß Sieyes um die Rückkehr Bonaparte's nach Frankreich wußte.

Der Feldherr der Armee des Orients ſegelte mit glücklicher Verwegenheit nach Europa. Die Hand des Schickſals führte ihn mitten durch die feindlichen Flotten auf dem Mittelmeer ſicher nach Frankreich zurück. Er fühlte, daß das Directorium ihn getäuſcht hatte. Er ſah die Leichtigkeit, dieſe Regierung zu ſtürzen. Schaam, Rache und Ehrgeiz bewaffneten ihn. Die Bajonette der Soldaten, die an ihm hingen, jagten den Rath der Fünfhundert auseinander; das Directorium war nicht mehr; Bonaparte wurde proviſoriſch Conſul, und bald darauf vermöge einer Konſtitution, die er ſelbſt machte und publicirte, Oberconſul der franzöſiſchen Republik, mit diktatoriſcher Gewalt.

Ob übrigens Sieyes bei dieſer von ihm ſelbſt bewirkten und beförderten Veränderung ſich verrechnet habe, darüber finden Vermuthungen genug ſtatt, aber keine Gewißheit.

Jetzt das Gegenſtück dazu. Cajus Julius Cäſar war auf dem gewöhnlichen Wege zum Conſulat in Rom gelangt. Aber freilich war ihm die Erreichung dieſes Ziels ſicherer geweſen, als ſo vielen andern. Schon in ſeinen Jünglingsjahren hatte er ſich die Liebe des Volks auf eine vorzügliche Weiſe erworben; noch ehe er zur Prätur gelangte, hatte er ſchon einen großen Anhang. Körperliche und geiſtige Vorzüge, kühne, Volksgefällige Unternehmungen, hatten den jungen Mann erhoben, und ihn der Sullaniſchen Parthei, der Parthei des Senats, verdächtig und furchtbar gemacht. Alle Häupter der Marianiſchen oder Volksparthei waren gefallen; auch Sertorius war nicht mehr, um deſto feſter ſchloß ſich das Volk an Cäſarn an, den Neffen des Marius, und er benutzte dieſe Volksgunſt mit ſo weiſer Vorſicht, daß er, wenn er gleich dem Verdachte der Senatoriſchen Parthei nicht entging, doch nie ſeinem Gegner Blößen gab, um ihn zu ſtürzen. So ſtieg er durch ſich ſelbſt von einer Stufe zur andern, unter vielfältigen Beweiſen der Liebe des Volks, bis zum Conſulat; und nun war er ſchon ſo bedeutend im Staate geworden, daß die beiden Mächtigſten Roms, deren Zwieſpalt die ganze Republik theilte, daß Markus Licinius Kraſſus, der

Retter Roms vom Spartakus, und der große Pompejus, der Sieger Mithridats, der ſchon als Jüngling eine Stufe der Ehre erſtiegen hatte, wie nie einer vor ihm, ſich nicht bedachten, mit ihm ein gleiches Bündniß einzugehen; von nun an beherrſchte der furchtbare Bund dieſer drei Männer den Staat: ſie theilten nach Willkühr unter ſich und ihre Anhänger die Provinzen und Armeen und Schätze und Ehrenſtellen derſelben aus.

Das Schickſal Roms vertilgte Kraſſus und ſeine Legionen unter den Pfeilen der Parther. — Zugleich riß es durch den Tod der Julia das Band zwiſchen Cäſar und Pompejus entzwei. Cäſar häufte indeß in Gallien Sieg auf Sieg. Die Schwärme der Helvetier und Germanier erlagen ihm; die Völkerſchaften Gallien's unterwarfen ſich alle der Herrſchaft Roms, die Adler ſeiner Legionen ſchimmerten zweimal jenſeits des Rheins in den finſtern Wäldern Germaniens, und Britaniens ferne Küſten ſahen auf den Wellen fremde Krieger und einen ſtets ſiegenden Imperator ankommen. Endlich erlag im ſiebenten Jahre die Macht des ganzen vereinten Galliens. Der Glanz ſeiner Heldenthaten ſtrahlte immer heller und drohte Pompejus Ruhm zu verdunkeln. Da erwachte die Eiferſucht des alten Feldherren, des größten, den Rom bis dahin hervorgebracht hatte. Mit Schrecken ward er gewahr, daß der, den er für ſein Geſchöpf hielt, deſſen Macht und Exiſtenz von ihm abhing, durch ſich ſelbſt in ſeiner eigenen Kraft daſtand, unabhängig von ihm, ihm gleich. Er wollte Niemanden dulden, der ihm gleich wäre, aber auch Cäſar keinen Obern. Vergebens waren alle Vergleichs-Vorſchläge; Pompejus, von Eiferſucht gereizt, von Siegeshoffnungen bethört, verwarf ſie und mit ihm die Senatoren, die den Mann des Volks haßten und beneideten. Das Schwerdt mußte zwiſchen den beiden erſten Männern entſcheiden; Roms Herrſchaft war die Belohnung des Sieges. Cäſar ſtand an Rubikon; der Gedanke an die verhängnißvolle Zukunft, an das Schickſal ſeines Vaterlandes erſchütterte den Furchtloſeſten aller Menſchen, daß ihm ſein Beginnen wie der Wurf des Würfelſpielers erſchien. Aber der Haß ſeiner Feinde trieb ihn vorwärts. In der Ebene von Pharſalus ſanken Pompejus Legionen; Sklavenhände mordeten dieſen Römer, der bisher als Haupt der Republik Könige zu Dienern gehabt hatte, und die Fluth wälzte ſeinen unbegrabenen Leichnam an die Küſte von Aegyptus, bis ſeine Feinde und Sieger ſeiner Aſche eine Grabſtätte gaben, und wegen ſeiner Ermordung Rache nahmen. In Afrika und Spanien erlagen die Ueberreſte ſeiner Parthei und der Senat der Republik ſanktionirte nun durch ſeine Dekrete die immerwährende

Regenten-Gewalt des Diktators Cäſar, den er bisher für einen Feind des Staats erklärt hatte.

Beide Männer alſo, der Diktator Cäſar und der Oberconſul Bonaparte, ſind in Rückſicht des Erfolgs ihrer Unternehmungen ähnlich. Beide wurden durch den Sturz der beſtehenden Regierung Beherrſcher des Staats, deſſen Bürger ſie zuvor waren. Beide wurden durch ihre vorhergehenden Siege in den Stand geſetzt, ihr Ziel zu erreichen. Aber mit Recht muß man hier noch fragen: geſchah dies alles auf einerlei Weiſe? Hatten beide einerlei Entwürfe? Waren die Schwierigkeiten und Hinderniſſe gleich groß, die ſich ihnen auf dem Pfade der Ausführung entgegenſtellten? Entwickelten ſich bei Beſiegung derſelben gleiche Talente und Geiſteskraft? Die Beantwortung dieſer Fragen muß die Aehnlichkeit oder Gleichheit beider in politiſcher Hinſicht begründen oder umſtürzen; die Aehnlichkeit ihrer Erfolge und Schickſale kann nur Anlaß zu einer Zuſammenſtellung ſeyn, aber nicht zu einer Vergleichung berechtigen.

Man kann mit allem Rechte annehmen, daß am Ende des Italieniſchen und Oeſtreichſchen Feldzuges; daß in dem Jahre 1797 Bonaparte noch keine Abſichten hatte, dereinſt ſelbſt und allein ſich der höchſten

Obergewalt in Frankreich durch den Sturz der beſtehenden Directoral-Regierung zu bemächtigen.

Dies erhellt aus ſeinen Schritten vor und nach den 18ten Fruktidor. Es ſtand gewiß damals in ſeiner Macht, durch eine kühne Erklärung für die unterdrückte und gemißhandelte, geſetzgebende Gewalt, den Rath der Fünfhundert — und für die geſtürzte Minorität des Direktoriums, die er mit 100000 Mann unterſtützen konnte, das ſiegende Triumvirat von ſeiner Höhe herabzuſtürzen. Seine Krieger würden ihn bei einem Marſch nach Paris nicht verlaſſen haben, ſo wenig als Cäſarn ſeine Legionen. Welches Intereſſe hätte auch dieſe Franzoſen feſter an Barras, Rewbel und Larevelliere knüpfen können, als an ihren ſiegreichen und bewunderten Anführer? wenigſtens zwang ihn nichts, ſich ſo laut für die ſiegende Majorität des Directoriums zu erklären, als er wirklich that; allein Bonaparte unterſtützte das Triumvirat, weil der Schlag vorzüglich auf Leute traf, die in dem Rath der Fünfhundert ſich über ſein geſetzwidriges Verfahren in Italien beklagt hatten; oder wirkte hier vielleicht bloß die Freundſchaft zwiſchen Barras und Madame Bonaparte?

Doch, dem ſey, wie ihm wolle; ſeine Schritte beweiſen, daß er damals wohl ſchwerlich ſchon an ins

Oberconſulat für ſich gedacht hat; ſonſt würde es unbegreiflich ſeyn, daß er dieſe Gelegenheit entſchlüpfen ließ, als Rächer der Unterdrückten ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen. Allerdings mogte er damals auch erwarten, einſt ſelbſt eine Stelle unter den fünf Machthabern Frankreichs einzunehmen. Eben ſo wenig ſcheint er im Jahr 1798, einen ſolchen Entwurf ſich gemacht zu haben. Wie zwecklos wäre es ſonſt von ſeiner Seite nicht geweſen, ſich mit 30000 Mann der beſten Truppen, die von ſeinem Wink abhingen, nach einem andern Welttheil verſenden zu laſſen, faſt ohne Hoffnung, jemals wiederzukehren! Man muß alſo annehmen, daß daſſelbe Jahr das erſte Entſtehn des Entwurfs, und ſeine Ausführung ſah. Indeß iſt es allerdings sehr möglich und wahrſcheinlich, daß ſchon ſeine ſchlimme Lage nach der Seeſchlacht bei Abukir, da ihm die Rückkehr nach Frankreich faſt ganz abgeſchnitten war, ihn auf die Betrachtung geführt haben mag, wie das Directorium ſich ſeiner nur habe entledigen wollen. Die Schaam, ſich überliſtet zu ſehn, die Wolluſt der Vergeltung, die Gelegenheit, die die Unglücksfälle des Jahrs 1799, ſeiner Empfindlichkeit und ſeinem Ehrgeiz darboten, ſehr wahrſcheinlich auch Sieyes Anreizungen, brachten den Entwurf hervor, und ihn zu dem Entſchluß, nach Europa zurückzukehren. Einen Monat nach ſeiner Ankunft erfolgte darauf die Veränderung des achtzehnten Brûmaire.

Hier ſehen wir alſo keinen Plan, der lange zuvor entworfen, in der Ausführung Hinderniſſe mancherlei Art antrifft, die der Held durch den Muth und die Geiſteskraft beſiegt. Das politiſche Verdienſt Bonaparte's beſteht in der glücklichen Benutzung günſtiger Umſtände, und eines Augenblicks, den die Thorheit ſeiner Gegner herbeigeführt hat, und ſelbſt dieſes Verdienſt iſt nicht ganz ſein eigen, wenn man annehmen muß, daß damals der überſchlaue Sieyes hinter den Couliſſen ſtand, und die Faden in Bewegung ſetzte. Seine Unternehmung läßt ſich daher eher mit einem coup de main eines Huſaren-Anführers vergleichen, als mit dem ſiegreichen Feldzug eines großen Feldherrn und das Anſichreißen der höchſten Gewalt hat keine Spur edlen Sinnes, wohl aber ſchänden ihn hierbei Stolz, Herrſchſucht, Rache, Bosheit, und ſchon damals wilde Grauſamkeit. Wie mögte aber auch der rohe Korſe ein edler Republikaner in Frankreich geweſen ſeyn.

Ganz anders verhält es ſich mit Cäſars Unternehmen. Ihm warf kein günſtiger Augenblick ein Diadem zu, das vorher nicht der Endzweck ſeines Strebens geweſen war, ihn führten auf langer, gefahrvoller Laufbahn, oft am Rande des Verderbens, mancherlei Kämpfe zu dem hohen, edlen Ziel, das lange zuvor ſchon aus der Ferne dem Jüngling geſchimmert hatte. Durchaus nirgends iſt in ſeinem Leben, das planmäßige ſeiner Handlungen, die alle auf einen großen Zweck hinwirken, zu verkennen. Schon frühe, noch ehe ihn ſeine äußere Lage auch nur zu mäßigern Erwartungen berechtigte, hatte er den Gedanken gefaßt: einſt der Erſte in Rom zu ſeyn. Wenn man auch mit Dio Kaſſius nicht annehmen will, daß er in frühern Zeiten Pompejus Macht erheben half, um zu Erreichung ſeines eignen Zwecks das römiſche Volk immer mehr an unumſchränkte Gewalt zu gewöhnen: ſo zeigen doch ſo viele andere ſeiner Reden und Handlungen, welche Gedanken und Entwürfe ſein Geiſt ſchon damals wälzte. Vor ſeinem Conſulat indeß galt für ihn nur die thätige Benutzung eines jeden Umſtandes, der ihn höher heben konnte. Dieſe erſte Würde mußte bis dahin das Ziel ſeines Strebens ſein, denn nur ſie war für ihn das Mittel, höher zu ſteigen. Das Conſulat war für ihn ohngefähr daſſelbe, was für Bonaparte die Ernennung zum General der Italieniſchen Armee war. Aber Bonaparte hatte damals ſeinem Ehrgeiz noch kein zu erreichendes Ziel geſetzt. Er überließ ſich dem günſtigen Schickſal, das ihn mit ſtarker Hand auf die Bahn des Sieges führte; die Umſtände erzeugten erſt nachher ſeinen Entwurf, ſich der Obergewalt in Frankreich zu bemächtigen. Allein Cäſar brauchte ſogleich die erſte Würde des Staats, die er zu dieſem Endzweck geſucht hatte, als ein Mittel, zu ſeinem Ziel zu gelangen, das er nie aus den Augen verlor. Er verſöhnte jetzt Pompejus und Kraſſus, die beiden Häupter der Republik, und beherrſchte in Verbindung mit ihnen den Staat. Beide waren älter, als er; er konnte alſo hoffen, einſt der Einzige zu ſein. Eine gewaltſame Umwandlung der Staatsverfaſſung durch Waffen und Krieg war wohl nie in ſeinem Plane, ſo wenig, als Pompejus einſt durch dieſe Mittel zu ſtürzen, der jetzt ſein Schwiegerſohn geworden war. Indeß war es doch allerdings ſehr möglich, daß einſt Zwieſpalt unter ſie käme, den nur das Schwerdt ſchlichten könnte. Auch auf dieſen Fall rüſtete er ſich, und die Beherrſchung einer Provinz, die er weit über ihre bisherige Grenzen ausdehnte; das Commando einer Armee der Furchtbarſten der Erde, die ihm, ihren Schöpfer, mit Enthuſiasmus anhing, bürgte ihm für die Zukunft und ſetzte ihn in den Stand, gerade da als Ueberwinder am Ziel zu ſtehen, als Pompejus die Römiſche Welt zu ſeinem Verderben gegen ihn bewaffnete.

Hieraus erhellt nun zugleich ſchon, welcher von dieſen beiden Männern die größten Hinderniſſe ſeiner

Unternehmungen beſiegen, wer von ihnen die größte Geiſteskraft aufwenden mußte, um glücklich ſein Ziel zu erreichen. Es iſt gewiß leichter, wie Bonaparte ſeine Entwürfe den Umſtänden anzupaſſen, als die Umſtände zu ſeinen Entwürfen zu benutzen, wie Cäſar that. Im erſten Fall darf der Menſch nur das Geſchenk des gutgelaunten Augenblicks annehmen; im andern muß er lange Jahre hindurch ringen, und den Lohn ſeines Strebens dem Schickſal abkämpfen. So wenig daher Bonaparte in Anſehung ſeiner Entwürfe mit Cäſarn zu vergleichen iſt, ſo wenig hält auch ſeine Laufbahn in Rückſicht der Hinderniſſe und Kämpfe eine Vergleichung mit der Laufbahn des großen Römers aus.

Bonaparte fand ſehr wenig oder vielmehr keine Schwierigkeit, ſich der höchſten Staatsgewalt zu bemächtigen. Die Umſtände waren ihm günſtig und ſeine Gegner wenig furchtbar. Die Regierung, gegen welche er auftrat, beſtand erſt ſeit vier Jahren; ſie war nach mannigfaltigen Abwechslungen der Revolutionen eingeſetzt worden, um den Unruhen durch eine feſte Verfaſſung ein Ende zu machen. Aber ſchon im erſten Jahre ihrer Exiſtenz (1795) mußte ſie ſich durch Gewalt der Waffen in der Hauptſtadt des Landes ſelbſt behaupten; Bonaparte ſelbſt hatte damals auf eine ſehr thätige Weiſe für ſie gefochten.

Noch hatte alſo Gewohnheit ſie nicht geheiligt. Der Staatsbürger erinnerte ſich noch ſehr gut der Zeit, da ſie nicht war, und nur das pflegt dem Menſchen ehrwürdig zu ſeyn, was ihm von ſeinen Vätern überliefert worden iſt. Die Begriffe, die er in ſeiner Kindheit einſog, wirkten auf ſein ganzes Leben nachher. Dieſe Schutzwehr fehlte ihr ganz.

Schwerlich konnte auch der Staatsbürger ſie anders, als jede vorhergehende Revolutions-Regierung betrachten. Sie mußte, wie jene vorher, gegen die Angriffe ſo mancher Partheien Gewalt und Waffen und andere revolutionäre Mittel anwenden, um ſich zu erhalten, denn das ohnmächtige Geſetz konnte ſie in dieſen Stürmen nicht ſchützen. Ueberdies hatte das Directorium ſelbſt durch inneren Zwieſpalt und Partheiſucht, ſich in den Augen der Bürger herabgewürdigt. Seine beſſeren Mitglieder waren durch ein mehr als tumultuariſches Verfahren geſtürzt und verbannt worden. Wie konnte der Franzoſe eine Regierung achten, die gegen ſich ſelbſt wüthete! Nimmt man hierzu die Begebenheiten der Jahre 1798 und 1799; die Anſtellung unwürdiger Kreaturen und untauglicher Perſonen, eines Rapinat eines Scherer; die Unglücksfälle des Jahrs 1799 in dem neuen Kriege, welche die Fehler des neuen Directoriums ans Licht brachten; die ungeheuren ehrgeizigen Entwürfe dieſer Machthaber und die eben ſo große Sorgloſigkeit, auf Mittel zur Ausführung derſelben zu denken; die Vernachläſſigungen der Armeen, die Verſchwendungen der öffentlichen Einkünfte, mit einem Wort, die allgemeine Verwirrung aller Angelegenheiten: ſo iſt es wohl ſichtbar genug, daß eine ſolche Regierung auch gegen einen geringeren Feind ſich ſchwerlich hätte vertheidigen können.

Dagegen waren auf Bonaparte's Seite alle Vortheile. Die Entfernung hatte ſeinen Ruhm nicht gemindert, ſeine unerwartete Zurückkunft hatte mehr als je Aller Augen auf ihn gerichtet. Sein ruhiger Aufenthalt zu Paris ſpannte die allgemeine Erwartung, und ließ eine politiſche Veränderung ahnden, der man mehr mit Hoffnung als mit Furcht entgegen ſah.

Auf ſeine Seite trat alles, was von einiger Bedeutung in Frankreich war. Der Director Sieyes war der Genoſſe ſeiner Unternehmungen; mehrere andere Männer von Talenten und Bedeutung verbanden ſich mit ihm; die meiſten Generäle, die ſich in Paris befanden, ſammelten ſich zu ihm und bildeten gleichſam ſeine Leibwache; unter ihnen war auch der ſonſt ſo partheiloſe Moreau; die Truppen folgten willig ſeinem Aufruf. Was vermochten Barras und ſeine Verbünten dagegen? Was konnten Arena und ſeine Freunde den Bajonetten der Grenadiere im Rath der Fünfhunderte entgegenſtellen? Mit einem Schlage war nun auch die Revolution vollendet, und die Obergewalt in Bonaparte's Händen, es koſtete ihm keine Gefechte und Schlachten, keinen langen und gefahrvollen Kampf; Frankreich folgte ſchon lange blos der Leitung der Hauptſtadt und ehrte die Beherrſcher von Paris ſtets auch als ſeine Herrn. So hatte er, wie dort der Gott der Meere bei den Maoniden, nur einen Schritt gethan und ſtand am Ziel.

Die republikaniſche Verfaſſung, welche Cäſar umwandelte, war durch ein Alter von mehr als fünftehalbhundert Jahren geheiligt, und ehrwürdig geworden. Allein auch ſie war mehrerlei Stürmen ausgeſetzt geweſen, Sulla's unumſchränkte Herrſchaft hatte die Veränderung ihres inneren Weſens ſichtbar gemacht. Ihrer Form nach beſtand ſie indeß noch und konnte noch lange beſtehen, wenn nicht Explosion eines bürgerlichen Krieges ſie zertrümmerte. Auf Sulla war Pompejus gefolgt, doch nur durch Macht, Anſehen und Einfluß Beherrſcher des Staats und nicht als öffentlicher Diktator. Möglich war es alſo allerdings, daß Cäſar einſt Beſitzer der höchſten Staatsgewalt wurde, aber gewiß ſehr ſchwer, denn die höchſte Staatsgewalt befand ſich jetzt eigentlich in den Händen des Pompejus und ſeiner Anhänger. An dieſe Parthei ſchloſſen ſich alle Freunde der gegenwärtigen Form, denn Pompejus mächtiger Einfluß ſtörte die beſtehende Ordnung nicht öffentlich; noch immer ſchien, der Verfaſſung gemäß, die Staatsgewalt in den Händen des Senats und des Volks zu ſeyn. Man machte es Cäſarn zum Vorwurf, nicht daß er herrſchen, ſondern, daß er öffentlich herrſchen wollte, und die Senatoren decretirten gegen ihn, als einen Feind des Staats.

Gegen ihn war daher faſt jede öffentliche Autorität; die Conſuln und andre Obrigkeiten des Jahrs, in dem der bürgerliche Krieg ausbrach, wichen nicht von Pompejus; der Senat folgte ihm, nachdem er ihn zum Oberfeldherrn der Republik erklärt hatte; nur wenige Glieder dieſer Verſammlung blieben in Rom. Hier war kein Sieyes, kein Roger Ducos, die ſich mit Bonaparte vereinigten, weder Cicero noch Kato ergriffen Cäſars Parthei; kein Petrejus oder Afranius traten zu ihm über, ſo wie die Generäle zu Bonaparte. Im Gegentheil, ſelbſt Labienus, den man oft als den Parmenio des römiſchen Welteroberers betrachtet hat, ging zu Pompejus über. Nirgends im römiſchen Reiche herrſchte Unzufriedenheit über die Parthei des Pompejus, man betrachtete vielmehr im allgemeinen ſie als den beſſern Theil, obgleich das Volk im eigentlichen Sinn in Italien ſich mehr zu Cäſarn neigte. Faſt alles, was groß und edel und angeſehn in Rom war, befand ſich im Lager des Pompejus. Außerdem ſtand dieſem Feldherrn eine große Macht zu Gebot. Italien und Rom mit der Schatzkammer des Staats waren anfangs in ſeinen Händen. In Spanien hatte er eine ſtarke Armee verſuchter Soldaten unter guten Anführern. In Africa ſtanden Truppen, die ihm geſchworen hatten. Auch in Italien wurde anfangs für ihn geworben. Aus Griechenland und Aſien ſammelte er nachher zum Theil jenes Heer, das in der Ebene von Pharſalus ſtritt. Seine Flotten bedeckten das ganze mittelländiſche Meer. Alle mit Rom verbündeten Könige unterſtützten ihn. Er ſelbſt, bis dahin der berühmteſte Feldherr Roms, der die Scipionen, Fabius, Metellus, Marius und Sulla verdunkelt hatte; ein Feldherr, der in allen drei Welttheilen geſiegt, und den größten Feind Roms, ſeit Hannibal, den König Mithridates, überwunden hatte; ein Mann, dem der Name des Großen ausſchließlich eigenthümlich geworden war, mit einem Wort, Pompejus ſtand an der Spitze dieſer furchtbaren Macht!

Gegen alles das konnte Cäſar nur den Beſitz einer von ihm größtentheils ſo eben eroberten Provinz und acht Legionen in die Waagſchaale legen. Aber dieſe

Legionen waren die entſchloſſenſten, geübteſten und furchtbarſten Kriegsſchaaren, welche die Welt bis dahin geſehn hatte. Cäſar hatte ſie gebildet; Cäſar und ſein Glück führten ſie in den Kampf. Seine Schnelligkeit überraſchte den Feind in Italien; Italien und Rom mit allen ihren unermeßlichen Hülfsmitteln wurden ſeine Beute. Aber ein erobertes Land, ein zerſtreutes Heer entſchieden dieſen Kampf nicht. Cäſar gerieth in Spanien in die größte Gefahr, nur ſeine Standhaftigkeit und Feldherrnklugheit erwarben ihm den Sieg. Ein Heer, das er nach Africa geſchickt hatte, ward dort zu Grunde gerichtet. Endlich beſiegte er den Pompejus bei Pharſalus. Allein auch dies endigte den Kampf nicht. Er hatte noch zwei mühſelige und gefahrvolle Feldzüge nach Africa und Spanien zu beſtehen, ehe ihm die Ruhe des Sieges zu Theil ward.

Darf ſich alſo der Korſe dem großen Römer an die Seite ſtellen? Oder muß dieſer ihm nachſtehn? Ei! freilich muß ja Cäſar nachſtehn, denn es iſt ja allerdings ſchwerer, vier bis fünfhundert unbewaffnete Perſonen durch Bajonettenkitzel auseinander treiben zu laſſen, als eine Parthei zu ſtürzen, der die Macht der cultivirten Welt zu Gebote ſtand. Der Hauptmann Barras, der Advokat Treilhard und Conſorten ſind ja allerdings Leute, die weit über die Pompejus, Kato, Scipio, über den ganzen römiſchen Senat erhaben ſind. Mit einem Wort, es iſt ja ſchwer und erfordert weit mehr Geiſteskraft, mit einem Schritt hinzutreten und ein Diadem aufzuheben, das das Schickſal dem Erſten preis giebt, der zugreifen will, als eine unermeßliche Laufbahn vollenden und das Kleinod der Weltherrſchaft erringen, das die Macht zahlloſer Heere und Flotten und der Geiſt eines Helden gegen alle Angriffe vertheidigt.

Bonaparte als Feldherr, griff mit einer Kühnheit an, die dem Krieger ziemte, der durch einen Sieg den Namen eines Feldherrn erlangen mußte und die Zahl der Opfer, welche ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Verwegenheit fielen, war ihm ganz gleich. Dieſe Wuth, Menſchen zu ſchlachten, ſcheint ihm nachher zum Bedürfniß geworden zu ſeyn und man muß glauben, daß er die Franzoſen und ſpäterhin die andern unterjochten Völker als Pilze betrachtete, wo, wenn man einen zertritt, ſechſe wieder erſtehen. Wäre er mit dieſer Verwegenheit und Wagehalſigkeit gleich anfangs auf einen kriegserfahrenen Gegner geſtoßen, zum Beiſpiel auf einen Daun oder wohl gar einen Friedrich den Zweiten, ſo mögte er wohl von Anfang an ſo auf die Finger geklopft ſeyn, daß der Pallaſt der Thuillerien ihn nie in Kaiſerlichem Pomp geſehen haben würde.

Tauſend andere Züge aus ſeinem Leben beweiſen auch, daß er keinen Sinn für edlen Republikanismus hatte. Seine Gegner verfolgte er, ſo viel es nur immer möglich war. Das Wort: Verzeihung, ſcheint er nie gekannt zu haben, und die edelſten Männer, welche gewiß nichts gegen ihn gethan haben würden, wurden traurige Opfer ſeiner unbeſchreiblichen Furcht und Rache, wenn er nur ahndete, daß ſie nicht unbedingt als Sclaven ihm folgten. In Cajenne bauete er ſich eine Schandſäule für die Ewigkeit. Den edlen Moreau verfolgte er, eben weil Moreau edel war, und da die Franzoſen dies von ihm duldeten, ohne zu grollen, und aufzutreten, ſo verdienten ſie auch, von ihm gegeißelt zu werden; ſeine Behandlung der Familie Bourbon iſt über alle Begriffe unwürdig, und die ſchändliche Ermordung des Prinzen Enghien verdient eigentlich in der Geſchichte gar nicht aufgeführt zu werden, ſo wie die Spartaner kein Geſetz für den Vatermord hatten, wenn wir dies als paſſendes Gleichniß hinſtellen können, denn die That ſchändet das ganze Jahrhundert. Furcht, eine ungeheure Furcht, das Kind eines ſehr böſen Bewußtſeyns, geißelte ihn und wir ſind überzeugt, der große Regent von Frankreich hat nie eine ruhige Nacht gehabt. Jetzt auf ſeinem ſtillen Aſyl wird er ſie auch ſchwerlich haben.

Unrühmlich trat er vom groſsen Schauplatz der Welt, ſofern er für immer davon abtreten wollen, denn wie konnte der allgewaltige Herr von Europa's gröſstem Theil das Leben noch ertragen, als man dem Entthronten einen kleinen Broſaamen anwies? Das Schwerdt durchs Herz gebohrt, und er hätte ſich im Tode geadelt. So aber ſteht er als ein Schwächling da, als ein feiger Tyrann.

Er will ſeine Geſchichte ſchreiben. Wir glauben nicht, daſs es geſchieht, und wenn es geſchieht, wird ſie wenig Wahrheit enthalten, da die Wahrheit ſeines Lebens zu übelriechend iſt. Wir ſchlieſsen mit dem Wunſch, daſs es ihm in ſeinem Elba ſo gefallen möge, daſs er nie wieder Luſt hat, in die Welt zu treten.

VII.

Bonaparte's Entweichung von der Inſel Elba und der Einfluß dieſer merkwürdigen Begebenheit auf die politiſche Lage Europa's.

Zuvor einige Worte über die Möglichkeit, ob Napoleon jemals wieder den franzöſiſchen Thron werde beſteigen können.

Die erſte Nachricht davon, daß Napoleon von Elba, wohin er verwieſen war, entwichen ſey, und feindlich an der Küſte des ſüdlichen Frankreichs gelandet ſey, war mehr als überraſchend, ſie war ſehr, ſehr beunruhigend. Indeß der kluge Mann überlegte, und ſchlief bald wieder ruhig; Furcht iſt nur noch bei jenen kleinen Seelen, die ohne Furcht nicht leben können, bei jenen, die den Wald vor allen Bäumen nicht ſehen, und bei jenen leichtgläubigen Schwachköpfen, denen man alles Unangenehme glauben machen kann; — Freude aber belebt wieder jene Rotte der Deutſchfranzoſen, die immer noch im finſtern umherſchleichen, jenen furchtſame Gerüchte zuflüſtern, und was vergrößert nicht die vielzüngige Oſſa!

Wir behaupten, wenn wir auch zugeben müſſen, daß Napoleon gewiß nicht als ein Abentheurer, ſondern mit gereiftem Plan Elba verlaſſen hat, und daß die Zeit es enthüllen wird, auf welche Unterſtützung er rechnete, — dennoch:

Daß Napoleon den Thron Frankreichs nie wieder beſteigen wird!

Hier ſind folgende Gründe.

1. Das Glück hat ihn verlaſſen! — Man lächle nicht, wenn wir dieſen Grund voranſetzen! — Wir ſehen bei dem Privatmann, daß, wenn das Glück ihn einmal verließ, alles Ringen und Streben, alle kluge Berechnung und reger Eifer ſelten, ſehr ſelten! es da-

hin bringen, daß er wieder an dem Gürtel der launenhaften Göttin hängt. Schlimmer iſt es noch bei dem Feldherrn. Ein Feldherr ohne Armee iſt eine Null ohne Nenner, die Armee macht ihn erſt zum Nenner! Ein Feldherr aber, der eine Armee von Zuläufern ſammelt, der nicht herriſch conſcribiren kann, deſſen Glück beſonders muß bekannt ſeyn, wenn er die hohlen Läger füllen will. Der Soldat folgt dem Glück ſeines Feldherrn, und nicht dem Feldherrentalent. Nun aber, welcher Soldat kennt nicht die unerhörten Niederlagen Napoleons, die Vernichtung ſeiner Armee in Rußland, die verlornen Schlachten Zug auf Zug vom Niemen an, bis zu der Entwaffnung in Fontainebleau, ohne daß einmal das Glück ihm lächelte. Da ſein Glücksſtern unterging, er ſeit einem Jahr getrennt von den franzöſiſchen Armeen war, dieſe unterdeß einen andern Charakter angenommen haben, der Uebergang zu ihm auch zu gewagt erſcheint, ſo mag Napoleon wohl einen Haufen Verzweifelnde, Hungerleider, raubgierige Geſellen, und verwegne Abentheurer ſammeln, aber iſt das eine Armee zu nennen? Rechnete er auf ſchnellen Uebertritt der Veteranen, ſo verrechnete er ſich!

2. Bei der Geſchichte des Tages iſt die Geſchichte vergangener Zeiten unſre ſicherſte Auslegung, denn es iſt nichts Neues unter dem Monde. Nun aber lehrt

die Geſchichte, daß jeder Held ſeinen Kulminationspunkt hat. Ueberſchreitet er dieſen, ſo fällt er von Stufe zu Stufe zurück, und blüht nie wieder als Held empor. Kein einziges Beiſpiel lehrt das Gegentheil in den Annalen der Geſchichte. Napoleon ſtand auf einem glänzenden Kulminationspunkt, ſo lange er ſeine Handlungsweiſe offen darlegte, und Verträge und Verſprechungen hielt. Seine Völker bewunderten ihn, die auswärtigen Mächte hatten Vertraun zu ihm. Er überſchritt dieſen Kulminationspunkt, als er in Deutſchlands Rechte griff, Oeſtreich ohne rechtlichen Grund mit Krieg überfiel, mit der Willkühr eines Mächtigern das Preußiſche Anſpach und Baireuth unbefragt durchwanderte, Braunau u. ſ. w. gegen Verſprechen nicht herausgab, u. ſ. w. Von jetzt an hatte er die Larve abgenommen, und wenn auch das Glück noch immer mehr ihn zu begünſtigen ſchien, ſo berechnete doch der Geſchichteforſcher, der denkende Kopf, von jetzt an ſeinen Verfall, denn das Gebäude ſeines Glanzes, ſo er aufführte, als er den Kulminationspunkt überſchritten hatte, ſtand auf den morſchen Pfeilern: Uebermuth, Despotenwillkühr, Habſucht, hohnſprechende Verachtung aller fremden Macht, wogegen die unerſchütterlichen Pfeiler dieſſeits der höchſten Höhe des Kulminationspunkts eines Helden ſind: unverbrüchliche Treue in Haltung der Völkerverträge, eine geſunde Politik, welche von unrechtmäßiger Eroberungsſucht fern iſt, und eine tapfere, vom Ehrgefühl geleitete Armee.

3. Zwar mag mancher von den Soldaten der franzöſiſchen Armee, nemlich die Veteranen Napoleons, ſich wieder zu ſeinem Plünderungsſyſtem ſehnen, allein theils ſieht auch dieſer Soldat das Gewagte des Ueberganges ein, theils verrechnet ſich Napoleon, wenn er glaubt, daß ſeine Generäle mit den Truppen zu ihm abfallen werden, die unter ihnen ſtehn. Denn er entließ die Marſchälle und Generäle Lefebre, Herz. von Baſſano, Oudinot, Ney, Macdonald, Caulincourt, Marmont, Berthier, Mortier, Jourdan, Moncey, Brüne, Maſſena nicht, nein, ſie verließen ihn eigenmächtig, und mögten ſie ihn auch jetzt auf den Thron aller Throne heben, ſo wären ſie, was ſie wohl einſehn werden, unvermeidbar Opfer des Todes, da Napoleons Rache bekanntlich keine Gränzen kennt, und da er unverſöhnbar iſt. Zwar hat er allen Amneſtie gelobt, außer Tailleirand, Maſſena und Ney; allein wiſſen die übrigen nicht hundert Beiſpiele von ſeiner Wortbrüchigkeit zu erzählen?

4. Ein franzöſiſcher Senat in Paris dethroniſirte ihn; Tailleirand leitete dieſen Senat, gab zuerſt ſeine Stimme zur Abſetzung und was würde dieſer Senat,

und ganz Paris zu befürchten haben, wenn er als Sieger einzog, Paris, ſo er aus der Liſte der guten Städte ſtrich, Paris, ſo ſeine eherne Bildſäule auf dem Platz Vendome niederriß, und bald mit Pamphlètes, Gaſſenhauern und Carrikaturen gegen den Exkaiſer überſtrömt war. Wir glauben, ſeine Rache würde fürchterlich ſeyn. Tailleirand, der ſchlaue Tailleirand thut gewiß alles, die Pariſer zu thätiger Wuth gegen den Exkaiſer zu entflammen, und die Stimmung der Hauptſtadt entflammt auch die Provinzialſtädte. Man überzeugt ſich von ſeiner dermaligen Ohnmacht, wenn man nur lieſet, daß die Stadt Marſeille eine große Summe der Escadron oder Bataillon verſpricht, ſo ihn gefangen nimmt.

5. Was die Stimmung für oder wider Napoleon betrifft, ſo giebt es in dieſer Hinſicht in Frankreich zwei verſchiedene Stände oder Kaſten, das Volk und die Armee. Das Volk iſt einſtimmig gegen den Grauſamen, der es ſeiner Kinder, ſeines Vermögens beraubte und ſollte Gefahr drohen, ſo wird dieſes Volk ſich bewaffnen, und mit einer heilloſen Wuth gegen ihn und ſeine Anhänger handeln. Mehrere Tauſend Freiwillige ſtrömen ja täglich nach Paris, ſich gegen ihn anwerben zu laſſen. Eben dieſes Volk aber haßt auch die ſtehende Armee, welche jetzt eine wahre Landplage iſt, und

durch die langen Kriege und Napoleons Syſtem verwildert, ſich noch nicht wieder zur bürgerlichen Ordnung gewöhnen kann. Von dieſer Armee wäre, eher etwas zu befürchten, wenn die Anführer nicht, wie vorhin bemerkt, in der Gewalt der jetzigen Regierung wären, und einen Soult, Süchet, Davouſt und Vandamme wird man ja hoffentlich ſo ſtellen, daß ſie nicht gefährlich werden können.

6. Mit der gerechten Sache ſind Gott und ſeine Heerſchaaren, und das Bewußtſeyn, eine gerechte Sache zu haben. bereitet Ludwig des Achtzehnten Kriegsheeren da den Sieg vor, wo die böſe Sache eines meineidigen Inſurgenten --- denn anders iſt Napoleon nicht zu nennen! — den Haß aller Edlen, als den gefährlichſten Feind wider ſich hat.

7. Ein edles Bündniß hoher Alliirter hob Ludwig den Achtzehnten wieder auf den Thron ſeiner Väter, und eben dieſes Bündniß wird und muß jetzt enger ſich vereinen, um mit allem Nachdruck, der in ſeiner Gewalt ſteht, ihn auf dieſem Thron zu ſchützen. — Eigne Gefahr, von den weit um ſich greifenden Eroberungsplänen Napoleons früh oder ſpät nachdrücklich angegriffen zu werden, war die erſte Veranlaſſung zu jenem großen Fürſtenbund, er war eine Sache der Noth-

wendigkeit. Aber wie erſtaunte man, wie war es gegen alle frühere, dergleichen Verbindungen, zu ſehen, daß die hohen Alliirten mit Einigkeit, Einheit im Plan, Einheit im Zweck, ohne alle Rivalie, handelten, was Napoleon nimmer geahndet hatte; vergebens verſuchte er, Zwietracht unter dieſe Verbindung zu bringen, und dieſe Einheit war es, welche mit Wetterſchnelle ein unabſehbares Heer unter die Mauern des ſtolzen Paris führte. Eben dieſe Einheit der Alliirten iſt jetzt nöthig, um Europa die Ruhe wieder zu geben, und außer dieſer Einheit auch Schnelligkeit.

„Zögerung
Wird unheilbringend ſtets dem eignen Haupt,
Und was in dieſem Augenblick dir frommt,
Das kann im folgenden ſich ſchwarz geſtalten!"

Napoleon handelt immer ſchnell, und der Charakter des Franzoſen iſt Leichtſinn. Es kann viel Bürgerblut geſchont werden, wenn ſchnell er zermalmt wird. Einen Waldbach kann man in ſeinem Laufe aufhalten; ſtrömen aber erſt die wilden Gebirgswaſſer ihm zu, ſo zerreißt er die Dämme.

8. Hat Napoleon auf Italien gerechnet, ſo hat er ſich ſehr verrechnet; der König von Neapel war einer

der erſten, der ſeinem Erlauchten Schwager abtrünnig wurde, und mögte er jetzt alles thun, wie er ſchon ſo oft alles gethan hat, er würde doch nachher unbedingt Napoleons Rache nicht entgehen, eben ſo wenig, wie der kluge Mann jetzt ſein Glück, ſeine königliche Würde dem untergehenden Stern Napoleon anvertrauen wird.

9. Hat Napoleon auf Inſurrectionen in Deutſchland, oder auf den Abfall deutſcher Fürſten zu ihm gerechnet, ſo hat er ſich eben ſo verrechnet. Zu Inſurrectionen iſt der ehrliche, ruhige Deutſche gar nicht geneigt, geſchweige für einen Napoleon, und die deutſchen Fürſten kennen ſeinen Baſiliskenkuß der Freundſchaft; keiner wird für ihn etwas thun, ſelbſt wenn er näher rücken und weiter um ſich greifen ſollte; ſie ſind auch von ſtärkern Mächten zu ſehr enclavirt, als daß ſie nur den Schein für ihn annehmen könnten.

10. Hat er auf Unruhen in Pohlen gerechnet, ſo irrt er wieder. Pohlen hat in ihm ſeinen liebenswürdigen Beſchützer kennen gelernt, wird ſich aus Rache gern gegen ihn bewaffnen, und iſt übrigens noch mit ruſſiſchen Truppen wohl beſetzt.

11. Rechnet er etwa auf die Pforte? — Sie

iſt ruhig und bedarf der Ruhe; ſie wird ruhig bleiben, denn ihre Integrität, auch im Handel, iſt ſo, wie ſie nur wünſchen mag! —

Alſo, man mag die Sache betrachten, von welcher Seite man will, man kann den Furchtſamen zurufen: ſchlaft ruhig, und laßt Euch in Eurem Geſchäft nicht ſtören, er thut Euch nichts, der verwegene Wagehals, höhere Gewalten ſchirmen Eure Perſon, Euer Haus.

12. Aber, was hat Napoleon darunter, daß er ſich jetzt hin und wieder „Lieutenant des Königs von Rom nennt? Glaubt er dadurch fremden Mächten einen Impuls geben zu wollen? — Weit links, mein Herr Lieutenant, — glaubt er dadurch ſich den Rücken zu decken, ſofern ſein Unternehmen mißglückt, und glaubt er dadurch, daß er in präſumtiver Vollmacht handelt, dem Namen „Inſurgent“ zu entgehen? Nutzloſe Spiegelfechterei! Man wird die That beurtheilen, wie ſie liegt, und durch keinen Scheingrund ſich täuſchen laſſen. — So weit wir den Charakter der Franzoſen kennen, ſchadet er ſich auch durch Annahme dieſes Titels, denn theils kümmert ſich der Franzoſe wenig um den König von Rom, theils wirkt bei dem eitlen Franzmann der Name: „Kaiſer von Rom“ mehr, als: „der Lieutenant des Königs von Rom.“ — Und

dann, mein Herr Lieutenant, warum ſuchen Sie dem Mündel denn nicht ſein Erbe in Rom auf? In Frankreich war ihm ja noch nichts verſchrieben, und in Ihrer Entſagungsurkunde vom 11. April 1814 haben Sie ja der Krone von Frankreich und Italien für ſich und Ihre Erben entſagt, --- was ſoll alſo das Poſſenſpiel? — Etwa rühren? — Nein es macht lachen. —

Trotz dieſer überzeugenden, beruhigenden Gründe, wollen wir einmal auf einen Augenblick einen hirnloſen Traum träumen; wir wollen annehmen, Napoleon ſtampft Armeen aus der Erde, Feldherrn bildet er im Nu, Geſchütz und Waffen aller Art, auch Munition findet er mehr als er braucht, in den Städten und Plätzen, die er durchfliegt, er ſchlägt das Heer des Königs, findet nun Ueberläufer in Menge, und ſteht, wie einſt Hannibal vor Rom, eben ſo ſchnell vor der erſchreckten Hauptſtadt Frankreichs; doch er benutzt den paniſchen Schrecken der Pariſer beſſer, als Hannibal den Schrecken der römiſchen Bürger, ſeine Truppen dringen zu allen Barrieren ein, er nimmt Beſitz vom Pallaſt der Thuillerien, ſtürzt den Thron der Bourboniden, ſpielt den Großmüthigen, verzeiht durch ganz Frankreich, gewinnt ſich die ganze Armee wieder, und ſteht nun mit einer furchtbaren Macht am Rhein. —

was hätte dann, fragen wir, Deutſchland von Napoleon zu fürchten?

Der Beantwortung dieſer Frage muß, um ihre Erledigung zu finden, einiges vorausgeſchickt werden.

Säße Napoleon erſt wieder, nur nothdürftig ſicher, auf dem wiedererrungenen Thron, ſo würde er ſogleich ſeine Blicke nach außen wenden, denn das war von je die Methode dieſes Eroberers, der ohne Krieg und Unruhe ſtiften nicht glücklich lebt. Seine erſte Aufmerkſamkeit würde und müßte nicht Italien, nicht England werden, ſondern Deutſchland, denn von hier ab kam ihm der unerhörte Sturz, und was Politik nicht forderte, alle ſeine Kräfte gegen Deutſchland zu wenden, das würde der heiße, brennend heiße Durſt nach Rache zulegen; und daß Napoleon dieſen Durſt nicht löſchen kann, eben ſo wie der Fieberkranke den ſeinigen, das iſt bekannt.

Indeß ſogleich einem deutſchen Fürſten den Krieg anzukündigen, das würde er wohl bleiben laſſen, und eben ſo wenig würden die verbündeten Fürſten, nun er Frankreich wieder in Beſitz genommen, ſich beſtimmt finden, ihn innerhalb ſeiner Gränzen anzugreifen. Es würde eine Ruhe erfolgen, aber die Ruhe, welche einem Gewitter vorher geht, und Napoleon würde dieſe Pauſe dazu benutzen, erſtlich, bei den unerſchöpflichen Hülfsquellen Frankreichs im Stillen ſeine Armee in einen furchtbaren Zuſtand zu ſetzen, ſodann würde er einſchläfern, Vertrauen erwecken, und, — worin er ſtark iſt, — durch ſeine Emiſſairs an den fremden Höfen hier und dort Mißhelligkeiten, Spannungen anzeddeln, — alles durch die dritte Hand! --- hier und da, wo er ſchon dreiſter ſprechen könnte, würde er Verſprechungen geben, und gefährlich würden ſeine Spione durch ganz Deutſchland wandern, wo es noch ſo viele Deutſch-Franzoſen giebt.

Daß der Rhein ſchnell überſchritten werden kann, und daß ſtarke Armeen die Feſtungen ohne Gefahr hinter ſich liegen laſſen können, die Erfahrung haben wir gemacht, und er hätte einen günſtigen Zeitpunkt abgeſehn, dann würde er mit Wetterſchnelle, zermalmend, wo ſein Fuß hintritt, den Boden Herrmanns betreten, und ſeine Armeen, denen es lange nicht vergönnt war, die alten Frevel des Raubens und Plünderns, der ſchändlichſten Mißhandlungen aller Art zu üben, würden wie die Löwen fechten, nicht aus Rache wegen der frühern Beſiegung, ſondern weil ſich ihnen im Hintergrunde die Wolluſt zeigt, feſſelfrei in allen Laſtern ſchwelgen zu dürfen.

Verträge, die er geſtern geſchloſſen hatte, und welchen die deutſchen Fürſten vertrauten, und dadurch in Sicherheit eingelullt waren, würde er, mit ſeinen Heeren feindlich friedliche Länder überſtrömend, verſpotten, oder höchſtenfalls ſophiſtiſch auslegen, und, wie er das ſchon öfters that, er würde vor den Reſidenzen ſtehen, ehe noch eine Kriegserklärung erfolgt war. Auf ſeinem Zug, eines Attila würdig, würde er unter den kleinern Fürſten, die dem reißenden Waldſtrom ſeiner Heereshaufen nicht zu widerſtehn vermögten, ſich Alliirte erpreſſen und deren Länder als Freund zertreten, und deren waffenfähige Jugend einem gewiſſen Tode entgegen ſenden.

So würde er Zug auf Zug verrücken, in dem Herzen Deutſchlands wühlen, und keine Provinz, kein Land würde ſeiner Wuth entgehn. Mit aller Kraftanſtrengung, welche ihm zu Gebote ſtand, und mit dem Blutdurſt eines Tygers aus den Wäldern von Bengalen, würde er ſchnell ſeine Waffen gegen Preußen richten, denn Preußen war es eigentlich, welches unerwartet ſchnell mit dem glorwürdigſten Beiſpiel Deutſchland vorleuchtete, und es bewährte, was Liebe zu König und Vaterland vermag. Wie Napoleon Rache in Preußen üben würde, ſehn wir ſchon aus einem Armeebefehl, den er bei Preußens Bewaffnung gab, und der im franzöſiſchen Moniteur, April 1813, ſteht. Es heißt darin.

„Das Haus Hohenzollern hat zu regieren aufgehört. — Jeder Marſchall erhält zu ſeinem Antheil die Provinz, die er erobert. Jeder Soldat iſt Herr des Eigenthums preußiſcher Unterthanen. — Er kann ungeahndet jede Widerſpenſtigkeit mit dem Tode beſtrafen.“

Kann etwas greuelhafter ſeyn, als dieſer Armeebefehl? Er zeigt, wie Napoleon handeln würde, wenn er Preußen wieder mit ſeinem fluchbeladnen Fuß berührte und eben ſo iſt er die Baſis ſeiner Handlungsweiſe gegen das übrige Deutſchland, da alles die Waffen gegen ihn kehrte, und ſelbſt Sachſen würde er nicht verſchonen, da nur deſſen König ihm treu blieb, und ganze Regimenter zu den Alliirten übergingen.

Wenn er ſo nun ſein blutiges Panier bis an die Steppen Pohlens, der Scheidmark ſeiner Macht und Kraft, getragen hätte, ſo würde Rußland, vielleicht in Kriege mit England oder der Türkei verwickelt, wegen des Handels auf dem ſchwarzen Meer, ihn zur Zeit nicht mit ſeinen Koſacken begrüßen können, und er hätte dadurch Gelegenheit bekommen, in gemächlicher

Ruhe ſich in Deutſchland umzuſehn, und mit der Zuchtruthe, ein Abbadonna, durch erſchreckte Länder zu wandern.

Zunächſt würde er Deutſchland entwaffnen, und die deutſche Jugend an die Seeküſten, gegen Spanien, gegen Italien ſchicken, oder in franzöſiſche Feſtungen legen. Dann würde er in Deutſchland andere Einrichtungen treffen, als früherhin, wo er ſeinen Arm bis an die Elbe hinreckte. Er würde den Schimmer, den letzten Anſchein von Selbſtſtändigkeit, unter einem eignen König zu ſtehn, den Deutſchen nicht mehr laſſen; eben ſo wenig würde er die Provinzen ſeinem Frankreich einverleiben; nein! er machte es, was es ſchon früherhin, nur noch nicht dem Namen nach war, zu einer franzöſiſchen Colonie. Vorher aber würde der blutdürſtige Geiſt, der in ihm hauſet, ein ſtrenges Gericht über den Einzelnen ergehen laſſen.

Als die ſiegreichen Heere Rußlands, Preußens, Oeſtreichs, den ſtolzen Eroberer vor ſich hertrieben, und Deutſchland nach ſieben martervollen Jahren des Zwanges wieder frei athmete, da wurde laut gejubelt. Flüche wurden ausgeſtoßen gegen den Fluchbeladnen, durch den Druck wurden ſeine Schandthaten offen dargelegt, Paſquille aller Art überſtrömten das Publikum, die Carrikaturgemälde gegen ihn ſind unzählig, und viele anerkannt Franzöſiſchgeſinnte wurden öffentlich gemißhandelt. Von den Kanzeln herab wurde dem Himmel über die Befreiung von dieſem Ungeheuer gedankt, und die geiſtliche Rede wurde eine Aufforderung, weiter den Feind aller lebenden Geſchöpfe zu verfolgen. Es war ein Volksfeſt, wenn die franzöſiſchen Schilder niedergeriſſen, und die alten Wappen, mit Blumen bekränzt, wieder aufgehängt wurden. Der Tag der Leipziger Völkerſchlacht wurde ein Feſttag, der mit feierlichem Gottesdienſt begangen wurde, und bei der Nachricht von dem Einzuge in Paris war der Jubel allgemein, und lauter als je äußerte ſich die Verwünſchung des furchtbaren Tyrannen.

Das alles iſt von der umherſchleichenden Deutſchfranzöſiſchen Rotte, auf die durchaus nicht oft und laut genug aufmerkſam gemacht werden kann, ſehr wohl notirt, und würde gehörigen Orts angezeigt werden, wenn Napoleon ſeinen Richterſtuhl in Deutſchland wieder aufſchlüge! Wie würde auch Privathaß die heimlichen Ankläger mit leiten. Viele Tauſende von Familienvätern, würden aus dem Schooße ihrer Familien zum Block geriſſen werden, weil ſie ſich freuten, wieder ein Vaterland zu haben; Frauen würden zum Tode verurtheilt werden, weil ſie ihre Wohnungen erleuchteten, faſt alle Kanzelredner würden mit den ſchmählichſten Strafen belegt werden, weil ſie von den Kanzeln herab gegen Napoleon und ſeine Rotte Korah donnerten, faſt alle Buchhändler würden aus Deutſchland wandern müſſen, wenn es ihnen nicht gehn ſollte, wie dem unglücklichen Buchhändler Palm; eine große Zahl von Schriftſtellern, worunter die ausgezeichnetſten Köpfe, würde dem Vaterlande den Rücken kehren müſſen, weil ſie endlich wieder Wahrheit ſchreiben durften, alle Schauſpieldirectoren, die „den Flußgott Niemen und noch jemand“ und mehr dergleichen Stücke aufführen ließen, müßten ſogleich flüchten, wenn ſie einem ſchmähligen Tode entgehen wollten, und durch die Auswanderungen, durch die unzähligen Todesſtrafen würde bald die Ruhe eines Grabes über Deutſchland brüten.

Das aber eben war Napoleons Zweck, denn entwaffnet, von ſeiner Jugend entblößt, in Schrecken geſetzt durch das nimmer raſtende Henkersbeil, überſchwemmt von franzöſiſchen Dienern und einer raubgierigen, franzöſiſchen Soldateska, iſt es jetzt zu einer Colonie vorbereitet. Es wird in Statthalterſchaften getheilt, und der franzöſiſche General oder andere Günſtling, den Napoleon bereichern will, den ſchickt er auf mehrere Jahre als Statthalter nach Deutſchland. Ihm iſt jede Gewaltthätigkeit erlaubt — man rufe ſich den vorhin erwähnten Armeebefehl Napoleons gegen das Haus Hohenzollern in das Gedächtniß zurück! — und Mittel, woran wir gar nicht denken können, würden erſonnen werden, für den gelddurſtigen Statthalter Geld zu erpreſſen. Franzöſiſche Truppen, die ihn umgeben, geben ſeinen Forderungen an die gedrückten Sclaven Nachdruck, und der letzte Silberling wird dem weinenden Familienvater abgenommen.

Die öffentlichen Aemter der Finanzen ſind mit dem Auswurf franzöſiſcher Buben beſetzt, und einer grübelt immer mehr als der andere, den Statthalter zu bereichern, nebenbei aber auch ſich nicht zu vergeſſen. Daß dadurch die größte Armuth in Deutſchland herbeigeführt werden würde, iſt ſehr natürlich, die Grundſtücke haben keinen Preis mehr, die Steuererheber jagen die verarmten Familien von Haus und Hof, Dörfer werden verödet, und gleich Nomaden ziehn die Hungerleider durch Wald und Gebirge.

Die Städte haben noch einen Schein ihres ehemaligen Glanzes, aber wer verbreitet dieſen Schein? Der Bürger, deſſen Vorfahren die Stadt erbauten, thut es nicht, die Diener des Statthalters mit ihren Beſoldungen und Erpreſſungen, und der Glanz der bewaffneten Macht iſt es, was für den Augenblick die äußerſte Armuth und Elend verhüllt. Trauernd aber ſitzt der Bürger mit einer jammernden Familie daheim, und Hunger und Elend erzeugen alle Laſter. Die Tugend wird zum Geſpött, und die Verworfenheit und Frechheit in allen Lüſten, zog aus Frankreich mit in das verarmte Deutſchland hinüber.

Das eheliche Verhältniß wird zur Speculation, die Treue der Gattin iſt eine vergeſſene Lächerlichkeit von geſtern, und eine verwahrloſete Kindererziehung giebt von Generation zu Generation immer mehr Sclavenſinn.

Der Handel liegt ganz darnieder, die Nation kann nicht handeln, weil ſie kein Vermögen hat, und ihre eignen Producte, ſo weit ſie nicht von dem Statthalter und ſeinen Gehülfen gezehntet werden, müſſen die armen Unglücklichen dem Erſten, Beſten um ein Spottgeld hingeben, damit ſie und Frau und Kinder nur nicht verhungern, — ſo ſieht es um den Handel der Colonien aus; — der Statthalter ſelbſt reißt dieſen Productenaufkauf an ſich, und macht durch den Wiederverkauf an fremde Handelsleute einen großen Gewinn.

Die Nationalität verliert immer mehr, weil eine fremde Sprache eingeführt wird, als die geltende, und daher die deutſche Sprache, dieſes große Bildungsmittel der Völker, allmählig verfallen und verſchwinden muß.

Die Aemter, ſofern der Kaiſer nicht darüber verfügt, ſind von dem Statthalter zu erhandeln; wer das Mehrſte bietet, hat das Amt, möge er nun Geſchick dazu haben, oder nicht, möge er den Galgen verdient haben, oder mag ihm wirklich ein S eingebrannt ſeyn; die Gerechtigkeit iſt eine feile Dirne geworden, denn auch dieſe Aemter verkauft der Statthalter gern, und die Geſetze ſind ja ſo einfach und klar, daß auch ein Schuſter und Schneider, wenn ſie nur ſonſt nicht ganz dumm ſind, der Gerichtstribune vorſtehn können.

Mehr aber, als alles, erdrückt den freien Geiſt der Deutſchen die herumſchleichende geheime Polizei. Jede Aufwallung der Freude, jedes freigeſprochene Wort über die Regierung wird mit langwieriger Gefangenſchaft, oder wohl gar mit dem ſchmählichſten Tode beſtraft.

Vernichtender für den Sinn des Lebens wirkt dieſes Inſtitut, als jene Inquiſition eines Philipp des Zweiten, alle Bande zwiſchen Menſchen und Menſchen reißt dieſes Inſtitut entzwei, und iſolirt, wie eine

Schnecke in ſich ſelbſt zurückgezogen, ſteht der Menſch, nur im Stillen unmerkbar knirſchend, da.

Künſte und Wiſſenſchaften, welche in einer Colonie gedeihen, welche nur dem freien Menſchen hold ſind, würden in andere Zonen fliehn, und bei der gänzlichen Unterdrückung der Preßfreiheit würde man ſich vergebens nach einem Schriftſteller der Nation umſehen. Hiezu kommt die unausſprechliche Furcht Napoleons vor allen Druckerpreſſen; das geringſte, freigeſchriebne Wort, glaubt er, iſt ſchon ein gefährlicher Zunder, und wehe! alſo jedem Verleger, Buchdrucker und Schriftſteller.

Jetzt kommen wir noch auf einen der wichtigſten Gegenſtände, auf die Religion. Wir wiſſen, bei Napoleon geht die Religion mit der Politik Hand in Hand. Er war ſchon, nachdem er es den Umſtänden angemeſſen fand, Atheiſt, Naturaliſt, Muſelmann, und eifriger Katholik; er würde, zur Verwilderung der Colonie wenig auf den Cultus Acht haben, und der öffentliche Gottesdienſt, dieſer wahre Troſt ſo mancher unglücklichen Familien, würde die Beruhigung nicht mehr geben, wie jetzt, denn der Pfarrer erkaufte ſeine Pfründe, er iſt alſo nicht der wahre Hirte ſeiner Gemeine und kein Wort über das Formelweſen hinaus, darf er ſagen, denn er iſt umgeben von den Spürhunden der geheimen Polizei, die jedes freigeſprochne Wort auffangen. In der That, es bedürfte keines ſehr langen Zeitraums, und Deutſchland würde bei dieſem Syſtem, bei dieſer Behandlung, welche ein Napoleon eher ſtrenger als gelinder üben mögte, in die Barbarei längſt vergeſſener Jahrhunderte zurückſinken; als warnendes Beiſpiel würden die übrigen Völker Deutſchland betrachten, aber niemand würde helfen, wenn es nicht von ſelbſt ſich zu ermannen vermögte.

Trauernd würde Herrmann aus dem Freudenhimmel Walhallah niederſehn, ſeine Eiche ſuchen und nicht finden. Niedergehauen von der Frechheit eines Fremden, liegt ſie da, zerſchmettert, und Gaſſenbuben ſpringen jetzt auf deren Aeſten umher, unter deren reichen Schatten ſie länger als ein Jahrtauſend hindurch Schutz ſuchten und fanden. Sie war die Zierde des irdiſchen Gartens, die Freude der Götter, und Buben und freche Dirnen ſchmücken ſich jetzt mit dem heiligen Laube.

Aber welch ein Traum war das! Gottlob, daß es nur ein Traum war.

Sollte — was beinahe unmöglich iſt, — Napoleon wirklich Fortſchritte, ſchneller als wir glauben, in Frankreich machen, ſollte er, im Rücken geſichert, mit einer Macht feindlich an dem Rhein erſcheinen, und Deutſchland bedrohn, — denn wer vermag die weiſen Rathſchlüſſe des Gottes der Götter zu durchſchauen, — dann, meine deutſchen Brüder, wo nur die deutſche Sprache geredet wird, deutſche Brüder vom Rhein bis zur Weichſel, von der Oſt- und Nordſee bis zu den Schweizer Gebirgen, dann ſtehet auf, gürtet zürnend das Schwerdt um, und ſtrömet, wie ein brauſender Waldſtrom, dem Rhein zu, unter den Hauptpanieren Eurer Landesfürſten Euch verſammelnd. Der Landmann verlaſſe ſeinen Pflug, der Familienvater reiße ſich los von Frau und Kind, und gebe ſie vertrauend dem Schutz des Allvaters hin, der Arbeiter verlaſſe ſeine Werkſtätt, die Hörſäle des Unterrichts in höhern Schulen werden geſchloſſen, der Bräutigam verlaſſe in der Brautnacht die jammernde Braut, Greiſe, Kinder und Weiber bleiben nur daheim zurück, alles, was die Waffen tragen kann, ſammle ſich um ſeine Fürſten. Die Deutſchen haben nur ein Vaterland, Sprache und gemeinſchaftlicher Zweck verbindet alle die Millionen, der Preuße gebe dem Bayer, der Heſſe dem fernen Pommer, der Sachſe dem Würtenberger, der Schleſier dem Oeſtreicher den Bruderkuß, und mit Bruderliebe und Brudertreue, mit der Tapferkeit, die den Deutſchen ehrt und ſchmückt, gehe alles zu dieſem Kriege gegen den, Germanien bedrohenden Napoleon.

Glaubt nicht, daß dies ein Krieg ſei, den Kriegesruhm und Feldherrnglanz Eurer Fürſten zu vergrößern, wähnt nicht, daß die Gefahr fern ſei, und das Blut, edles deutſches Blut vergoſſen werde, um Eroberungen zu machen, die keinen Werth in Euren Augen haben, und von neuem den Kriegszunder entflammen; nein! Ihr fechtet für Euren Heerd, Eure Freiheit, für Euer Leben, für Eure Weiber und Kinder, für die Sicherheit und Freiheit kommender Jahrhunderte, für die Erhaltung des Throns Eurer Fürſten, für Eure Religion, für alles, was dem Menſchen heilig und werth iſt.

Könntet Ihr ſie ſehn, die raub- und mordbegierigen Horden an den jenſeitigen Ufern des alten Vater Rhein, wie ſie nach Eurem Eigenthum, Euren wohlerworbenen Gütern, Euren Weibern und Töchtern trachten? Wüßtet Ihr, wie ihr gefährlicher Anführer, der ſchon einmal die Geißel über Euch ſchwang, und den das Meer wieder ausſpie, die furchtbarſte Rache kocht, und unſer herrliches Vaterland in eine Einöde verwandeln würde, der Wuthentbrannte, wenn es ihm gelänge, die deutſchen Schaaren zu beſiegen, jede Sehne würde ſchon jetzt in Euch ſich zur Rieſenkraft emporrecken, und jeder Bluttropfen in Euch würde nach der heißen Feldſchlacht ſich ſehnen.

Aber nein, nein! Ihr tragt es nicht. Ihr duldet es nicht, deutſche Brüder! daß dieſes Ungeheuer, welches an den Brüſten der Hyäne die Muttermilch ſog, den deutſchen Boden mit ſeinem Fußtritt berühre, Gott, Fürſt und Vaterland iſt Eure Loſung im Wetter der Schlacht, und wie einſt, werdet Ihr alle als Deutſche zu Brüdern vereint, den Feind Europens, den Feind aller Menſchen beſiegen.

Entſinnt Euch des Befreiungsjahrs. Der Druck der gewaltigen Fauſt Napoleons lag auf Deutſchland, auf dem größten Theil von Europa. Kein Volk wagte zu murren; aber die Söhne Herrmanns, Ihr, deutſche Brüder, Ihr zürntet ob der Schmach und Schande, ganz Europa ſchaute auf Euch, und ganz Europa ſtaunte ob der Thaten Eurer Tapferkeit. Jeder war ein Held, mit ehernem Griffel iſt der Ruhm der Deutſchen in den ewigen Tafeln der Geſchichte verzeichnet, und mit ſtaunender Achtung ehren die fernſten Völker jetzt den Namen der Deutſchen.

Doch, wir haben gar nichts gethan, wenn wir nicht dieſen Kampf noch mit aller Aufopferung, mit aller Anſtrengung beſtehen. Wir ſchwindelten nur einen Moment ſiegestrunken auf der Höhe des Sieges und Ruhmes, wenn wir jetzt nicht das Letzte thun, wenn wir auf halbem Wege ſtehn bleiben. — Wie einſt ſtehn unſere heldenmüthigen Fürſten in treuem Verein an unſerer Spitze, wie einſt führen erprobte Veteranen uns in das Feuer der Schlacht, wie einſt, ſieht jetzt das erwartende Europa auf uns, mehr noch wie einſt, bedroht uns ein feſſelloſes, racheſchnaubendes feindliches Heer, wenn nicht mit alter deutſcher Tapferkeit und Nachdruck der Krieg geführt wird, und da ſollten wir zurückbleiben? — Nimmer, nimmer! Keiner der deutſchen Brüder von der Nord- und Oſtſee bis zu den Gebirgen der Schweiz, keiner von der Weichſel bis zum Rhein, der die Waffen zu tragen vermag, wird feige daheim ſich verkriechen, während uns, die wir für Fürſt und Vaterland dieſen letzten Kampf beſtehn, entweder ein ehrenvoller Tod, die Ueberlebenden aber gewiß der Loorbeer des Sieges beglücken und ſchmücken wird. In ſpäten Jahren werden wir einſt, unter der deutſchen Eiche von unſern Enkeln umgeben, ihnen erzählen: das war unſer lezter Kampf für deutſche Freiheit; von da an ſtieg der goldne Friede wieder zur Erde herab, und unſre Fürſten, unſer Palladium, lebten in brüderlicher Eintracht, und von da an nannten wir alle Deutſche uns Brüder.

Ja, Brüder! Waffenbrüder! Wir werden ſiegen, und in Frankreich ſelbſt den furchtbaren Wüthrich, wie einſt, verfolgen. Rücken wir, wie einſt, in das feindliche Gebiet, o! ſo wollen wir, wie einſt, den Bürger und Landmann ſchonen, denn was kann er dafür, daß die Furie des Krieges losgelaſſen iſt; was aber von den Rotten des wortbrüchigen feindlichen Anführers uns entgegen kommt, das freſſe unſer Schwerdt ohne alle Schonung, denn kennt Ihr die Menſchen, die zu ihm, dem Städte- und Dörferverwüſter, überliefen, um rauben, plündern, morden zu können? Kennt Ihr die Menſchen, die zu jeder Stunde einem andern Tyrannen den Eid der Treue leiſten, wenn ſie hoffen können, unter ihm leichter mit der Beute, von Wittwen und jammernden Greiſen erpreßt, heimkehren zu können? Kennt Ihr die Menſchen, die von allem Gefühl entkleidet, keine Thräne der Unſchuld rührt, die mit hohnlachender Gewalt gegen Weiber und Jungfrauen wüthen? —

Es iſt ein Verdienſt für uns, wenn wir die Erde von ſolchen Teufeln befrein, darum raſet mit dem Schwerdt in alle dieſe Rotten.

Laßt uns nicht raſten, bis auch der letzte fällt! — Nichts von Waffenſtillſtand, nichts von Capitulationen, nichts von Friedensſchluß! Dies ſoll und wird unſer letzter Kampf ſeyn, aber er würde es nicht ſeyn, wenn nicht mit anſcheinender Grauſamkeit, die keine Grauſamkeit iſt, verfahren würde; darum verfolgen wir den Feind bis auf den letzten Mann, keiner, ich ſage, keiner! deutſche Brüder! Waffenbrüder! entrinne unſerm Schwerdt! Mitwelt und Nachwelt wird es uns danken, und wir können wieder ruhig wandeln im Eichenhain.“

„Auf! Auf! zu den Waffen! der Augenblick gewinnt im Preiſe in Zeiten der Gefahr.

Laſſet uns eilen, daß wir unſere Fürſten und unſere Waffenbrüder an dem Ufer des alten Vater Rhein finden, damit ſie ſich freuen der Söhne des Vaterlandes, und um ſo ſchneller und zuverſichtlicher den letzten Kampf für deutſche Freiheit beginnen.

Wer aber als Deutſcher daheim bleibt, in weibliſcher Furcht, den treffe immerwährende Schande, und ausgeſtoßen ſey er für immer aus dem Brüderverein der Deutſchen. Auf! mit Gott für Fürſten, Vaterland und eignen Heerd.“

Als das Meer Napoleon wieder auswarf.

Ha! Welcher Dämon warf dich Ungeheuer!
Dem neuverjüngten Frankreich wieder zu?
Gelöſcht war kaum des Krieges wildes Feuer
Sie kehrte heim, des Friedens goldne Ruh,
Da giebt das Meer den Teufel wieder —
Bellona eilt zur Erde nieder.

Das fluchbeladne Schiff, das dich getragen
Mit deinem blutbefleckten Räuberheer,
Warum hat's der Orkan denn nicht zerſchlagen,
Warum ſankſt du nicht in das tiefſte Meer?

Polypen hätten dich umſchlungen,
Nie hätt'ſt du ihnen dich entrungen.

An der Hyäne Brüſten aufgezogen,
Kannſt du nicht raſten ohne Blut und Mord;
Ein Zug von Mördern kommt mit dir geflogen,
Du! Teufel aller Teufel! biſt ihr Hort!
Muſik iſt dir Geheul der Armen,
Die du zermalmeſt ohn' Erbarmen.

Sprich! Glaubſt Du jetzt, dein blutiges Panier
Wirſt Frankreich wieder in dein Eiſenjoch?
Wähnſt du auf ſchmachbedecktem Throne hier
Die Donner wieder hinzuſchmettern? — doch,
Eh' werden Lamm und Tyger tändeln,
Eh' dir es glückt mit deinen Händeln.

Meineidiger! Banditen magſt du dingen,
Der Menſchheit Auswurf lockt den Teufelsruf,
Du ſammelſt Rotten, ja, das mag gelingen,
Dir ähnlich! den die Hölle uns erſchuf,
Den braven Krieger lockſt du nimmer,
Dein Meineid hält ihn fern für immer.

Entfeßle deine mordbegier'gen Banden,
Der Städte Lohn ſteig' empor, wie einſt
Schick deine Schleicher hin nach fernen Landen,
Erſcheine vor Paris, wenn du es meinſt.
Nie ſtürzeſt du die Burboniden,
Sie herrſchen nach wie vor in Frieden.

Ha! Raſe nur! Und hinter deinem Tritte
Erſterbe alles Leben um dich her
Laß deine Rache raſen, in der Mitte
Von deiner Buben mordbefleckten Heer;
Dein Todesblock iſt ſchon bereitet; —
Der Henker ſchon zur Arbeit ſchreitet.

In weiter Ebne wird ſich bald verbreiten
Der edlen Krieger vielerfahrnes Heer;
Und es umſchließet dich in allen Weiten,
Vergebens ſuchſt du Rettung hin zum Meer!
Was dir gefolgt, das wird vernichtet,
Du wirſt vom Henker hingerichtet.

Und, rollt das Haupt, der Flüche Millionen
Verfolgen dich bis zum Infernus hin,

Hier ſtürzen alle Teufel von den Thronen,
Und werfen ſich in Demuth vor dir hin; —
Der Hölle Preis haſt du errungen,
Der alles Blühende verſchlungen.

Inhalt des neunten Heftes.

I. Geſchichte der ehemaligen franzöſiſchen Adminiſtration in einem deutſchen Gränz-Departement. (Herzogthum Oldenburg.)

II. Napoleons Benehmen auf dem Transport nach der Inſel Elba und während ſeines Aufenthalts daſelbſt. Von einem Augenzeugen. Aus dem Engliſchen.

III. Schneller Anwachs und plötzlicher Verfall der franzöſiſchen Herrſchaft des Continents.

IV. Der baierſche Staatsminiſter, Graf von Montgelas und der Graf Reiſach-Steinberg.

V. Correspondenz zweier Mairie-Secretairs im ehemaligen Weſtphalen.

Inhalt des zehnten Heftes.

I. Ueber die Gensd'armerie und geheime Polizei in Weſtphalen.

II. Ueber den mündlichen Vortrag und die Oeffentlichkeit der Gerichte im Königreich Weſtphalen.

III. Parallelen zwiſchen Napoleon und andern, in der Geſchichte genannten Männern.

IV. Wie würde ein Königreich Weſtphalen im Jahre 1817 ausgeſehn haben?

V. Humanität des Preußiſchen Regierungsſyſtems.

VI. Napoleon war nie Republikaner im edlen Sinne des Worts, vielmehr war er nur ein Glücksritter.

VII. Bonaparte's Entweichung von der Inſel Elba und der Einfluß dieſer merkwürdigen Begebenheit auf die politiſche Lage Europa's.

In einigen Wochen wird folgende intereſſante Schrift die Preſſe verlaſſen und in allen Buchhandlungen zu haben ſeyn:

Reiſe eines Deutſchen nach Paris, mit der franzöſiſchen Armee im Jahr 1814. Nebſt Beſchreibung vieler denkwürdigen Begebenheiten, welche ſich während der Anweſenheit der hohen alliirten Mächte daſelbſt zugetragen haben, und der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Stadt Paris. 2 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Merkwürdige Abentheuer eines Deutſchen, bei der bis Paris retirirenden franzöſiſchen Armee, während des Feldzugs im Jahr 1814. Nebſt Beſchreibung der Stadt Paris und ihrer Denkwürdigkeiten 2 Thlr.

Wir machen ein reſp. Publikum um ſo lieber im voraus auf die Erſcheinung dieſer, in aller Hinſicht merkwürdigen Schrift, aufmerkſam, da uns bis jetzt noch keine ähnliche bekannt iſt, die uns die Lage der franzöſiſchen Armee während ihres Rückzugs ſchildert.

Folgende neue, zur Leipziger Oſtermeſſe 1815 erſchienene Schriften, ſind in allen Buchhandlungen Deutſchlands um beigeſetzte Preiſe zu haben:

Briefe, vertraute, eines ehemaligen weſtphäliſchen Staatsdieners, die geheimen Verhältniſſe einiger hohen Verwaltungsbehörden im aufgelöſten Königreiche Weſtphalen betreffend. 8 geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Cramer, Dr. L. D., über den ſchädlichen Einfluß des franzöſiſchen Despotismus auf die Literatur der Deutſchen. 8.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreiſende. Enthaltend die Geſchichten und Sagen der alten Schlöſſer, Klöſter und Ruinen, und die Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. Neue wohlfeilere Auflage. 12. geh. mit Kupfern. 1 Rthlr.

Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug. Mehr als Roman. Von Baptiſt von Heinsburg. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Nagel, Dr. F. G., theoretiſch-praktiſches Lehrbuch der Weisheit und Tugend. Oder: Grundſätze der Sittenlehre, durch gute und böſe Beiſpiele aus der Geſchichte erläutert. Ein pädagogiſches Hülfsmittel zur Bildung guter Sitten und Grundſätze, für Lehrer und Erzieher. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Oſkar und Malvina, oder die Macht der Vaterlandsliebe. Eine Urkunde aus dem heiligen Kriege. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 14 gr.

Sonntagsnovellen. Von C. Nicolai. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

(1ſter Theil enthält: I. Maria, oder das ſtille Pfarrhaus; eine Begebenheit während des letzten Krieges. — II. Meine Reiſe aus dem Zimmer in die Schlafkammer. —

2ter Theil enthält: I. Der eiferſüchtige Ehemann. II. Der Ehemann ohne Eiferſucht.)

Wagner, S. Ch., etymologiſches Anekdoten-Lexicon oder intereſſante Wort- und Sachherleitungen. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Auch kann man in allen Buchhandlungen erhalten:

Blumen, einige, in die verdienten Lorbeerkränze großer Fürſten und Helden, geflochten von einem Preußiſchen Patrioten. 8. geh. 8 gr.

Buch, das ſchwarze, des franzöſiſchen Kaiſerhofs. Eine Darſtellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und ſeine Gehülfen verübt worden ſind. 8. geh. 1 Rthlr. 4 gr.

Daniel Fuchs, der große Staatsmann. Ein ſatyriſch komiſcher Roman aus den Zeiten der Regierung des unvergeßlichen Königs Hieronymus 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Dornſtiche für Napoleon und Hieronymus Buonaparte und einige ihrer ehemaligen Staatsdiener 8. geheftet 16 gr.

Fackeln, neue. Ein Journal in zwangloſen Heften. I — V Band, oder 1ſtes bis 10tes Heft. gr. 8. à Heft 1 Rthlr.

Familie Buonaparte, der, Heimkehr nach Corſica. Ein Schwank in 2 Acten. 8. 8 gr.

Geſchichte, geheime, des ehemaligen weſtphäliſchen Hofes zu Caſſel. 2 Bde. 8. 3 Rthlr.

Gleim, Emilie, moraliſche Aehrenleſe. Enthaltend goldene Lehren und Kraftſprüche aus den Werken der beſten Schriftſteller Deutſchlands. Ein Buch für die Jugend und für Erwachſene, ſo wie für Lehrer, zum Gebrauch zweckmäßiger Sätze zu Vorſchriften. 8. 10 gr.

Herrmann Streit, oder Leben und merkwürdige Schickſale eines Preußiſchen Landwehrmanns, keine Dichtung. (Vom Verfaſſer des Fiorenzo) 2 Bde 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Königsflucht, die, oder Hieronymus und ſeiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich. Ein Gegenſtück zum Abſchiede von Caſſel. 8. geh. 10 gr.

Müller, H., das Denkmal auf dem Brocken, für Preußens tapfere Krieger. Eine patriotiſche Phantaſie. 8. geh. 3 gr.

Napoleon Buonaparte, nach ſeinem Leben und Wirken, von ſeiner Jugend bis zu ſeiner Verbannung auf die Inſel Elba. 2 Bde. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Patriotenſpiegel, der Preußiſche. Enth. treffliche Charaktergemälde und ſchöne Züge von braven Männern und edlen Frauen des Preußiſchen Landes, während des letzten Krieges gegen die Franzoſen. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Reden an Preußens Krieger, im Felde gehalten und den Freunden deutſcher Freiheit ans Herz gelegt, von einem Preußiſchen Feldprediger. 8. geh. 8 gr.

Traumbuch für gebildete Leſerinnen. Zur endlichen Befriedigung Aller, welche die Bedeutſamkeit mancher Träume bezweifeln, oder auch unbedingt daran glauben. 8. 1 Rthlr.

Neue

Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Sechſten Bandes erſtes Heft.

> Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
> Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Quedlinburg 1815.
In Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

I.

An die Leſer der neuen Fakkeln.

Wir wollten dieſe Zeitſchrift, welche das Publicum ſeit ihrer Entſtehung ſo gütig aufnahm, mit dem zehnten Heft als geſchloſſen betrachten, indem der Kampf für deutſche Freiheit gekämpft war, und die alte, ſeit Jahrhunderten bewährte Ordnung wieder über Deutſchland waltete. — Nicht an Stoff und Materialien fehlte es uns zu Fortſetzung dieſer Zeitſchrift; denn wer vermag die Schändlichkeiten alle aufzuzählen und zu beleuchten, welche die franzöſiſche Invaſion über Deutſchland verbreitete! Je bekannter unſere Zeitſchrift geworden war in Deutſchland ſelbſt und deſſen Umgebungen, deſtomehr Material wurde uns eingeſandt. Wir glaubten indeß, daß wir uns genug über einen

Gegenſtand verbreitet hätten, der an ſich zu gehäſſig iſt, als daß man nicht jetzt, im Licht der Wahrheit neu empor blühend, die Rückerinnerung daran, daß man einſt von Irrlichtern ſich blenden ließ, verbannen mögte.

Der Zeitgeiſt wollte es aber anders; die wuthentbrannte Bellona war noch nicht geſättigt im Blut, das ihr in Strömen gefloſſen war, und ſie ließ den Verkünder ihres Willens, den bereitwilligen Diener ihrer Mordluſt, wieder im Mordzug über die Erde hinziehen. Neue Thaten entwickelten ſich, neue Greuel wurden verübt, und die Erinnerung an die früher ſchon in Deutſchland von den Franzoſen verübten Schändlichkeiten wurde wieder rege, da eine neue Invaſion nicht außer den Gränzen der Möglichkeit lag.

Die aus dieſen Anſichten ſehr natürlich folgenden Betrachtungen mußten uns beſtimmen, dieſe Zeitſchrift fortzuſetzen, und zwar um ſo mehr, theils da von vielen Seiten her Anfragen wegen der Fortſetzung geſchahen, theils, da die Reichhaltigkeit der jetzigen Zeitereigniſſe auch die Rückblicke auf die Vergangenheit noch intereſſanter macht.

Bei der Fortſetzung dieſer Hefte wird unſer Plan im Ganzen derſelbe bleiben, der er früherhin war, und den das Publicum durch die beifällige Aufnahme unſerer Darbringungen billigte: — Darſtellung und Enthüllung der Schändlichkeiten und der methodiſchen Pfiffigkeit franzöſiſcher Satrapie, — Parallelen — Charaktere — Würdigung wichtiger Momente aus der Zeitgeſchichte. — Begleitung des Zeitflugs — und Aufführung einzelner, intereſſanter Umſtände aus den Geſchichten des Tages.

Aufmerkſam wollen wir machen auf die Begebenheiten des Tages, rege erhalten wollen wir deutſchen Willen und deutſche Kraft, deutſchen Sinn und deutſche Wahrheitsliebe, fürchten ſoll ſich vor dem Licht der Fakkeln das Otterngezücht, welches nur jüdeln, bübeln, zwicken und zwacken kann, ſo lange es von der Wahrheit nicht beleuchtet, und in ſeiner verhunzten Erbärmlichkeit nicht dargeſtellt wird; verwünſchen ſollen uns die Phariſäer, die Jeſuiten, welche marktſchreieriſch ihren Patriotism rühmen, damit ihr Schleichhandel unentdeckt bleibe, ihre heimlichen Seufzer nicht gehört werden, zittern ſoll vor unſern Bekanntmachungen jeder, der auf falſchem Wege geht; — lieben ſoll uns allein der deutſche Wahrheitsſinn! Immer mehr entwindet ſich dieſer Sinn den Truggeſtalten, mit welchen franzöſiſche Schlauheit ihn umgaukelte, ihn am

Boden hielt; immer mehr leuchtet daher auch der Fakkeln reines Licht, immer anſprechender, immer erwärmender wird es, dem ewigen Licht der Wahrheit entnommen!

Möge bald für unſere Zeitſchrift nichts mehr zur Beachtung übrig bleiben! Möge Deutſchland, heimgekehrt zu dem Schatten der Eiche Herrmanns, endlich den Frieden erringen, deſſen es ſo werth iſt, der eine Ausgleichung in alle Verhältniſſe allein bringen kann, unter deſſen Fittig allein die Wahrheit gedeihet, und neue, ſtarke Blüthen treibt! Möge aller Lug und Trug herausgeriſſen werden dürfen aus dem deutſchen Boden und hinübergeworfen werden, in das dem Truge verwandte Land! — Deutſchland iſt das Land der Wahrheit; jede Scheingeſtalt entwürdigt Deutſchland; je mehr wir den trügeriſchen Schein an das reine Sonnenlicht der Wahrheit ziehen, deſto eher kehrt alles zu dem unbeſiegbaren Adel deutſcher Wahrheit heim!

II.

Unterſchied zwiſchen erzwungener und freiwilliger Geburtstagsfeier.

H... den 4ten Auguſt 1815.

Lieber Freund!

Es hat mir viel Vergnügen gemacht, jetzt die Städte wieder zu durchwandern, welche früherhin zu der weſtphäliſchen Krone gehörten, und nun wieder ihren rechtmäßigen Landesherren zugefallen ſind. Wenn man das Sonſt und Jetzt in ſeiner richtigen Natur ſinden, die Wahrheit des Volksſinnes von dem Schimmer, welchen ihm Regierungen oft aufzudrängen ſuchen, richtig unterſcheiden will, ſo kann man, glaube ich, die Eigenthümlichkeit, das Wehen der Wahrheit nicht beſſer wahrnehmen, als wenn man den ſtillen Beobachter bei irgend einem patriotiſchen Feſt macht. Dieſe Beobachtung kann man am ſicherſten wohl nur in einer bedeutenden Departementsſtadt machen, die das Gezierte und Phantaſtiſche, das man in den Reſidenzen, wo die Behörden den Ton angeben, findet, nicht hat, und welche auch von der Schwerfälligkeit der kleinen Städte, wo alles nach dem Nachbar ſich richtet, und oft der Familiendünkel die Freiheit des Willens der Einzelnen hemmt, ſich entwunden hat. Glücklicherweiſe befand ich mich nun geſtern in einer ſolchen Stadt, geſtern, wo der Geburtstag des preußiſchen Monarchen in dieſem vaterländiſchen Ort gefeyert wurde.

Ich erwog mir nun deutlich den Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt! Auch in Weſtphalen wurde der Geburtstag des Königs Hieronymus, den 15ten November, gefeiert, und jetzt begeht auch das Volk den Geburtstag ſeines ihm wieder gegebenen Landesherrn mit einer gewiſſen Feyer. Ein ſehr merklicher Unterſchied ſcheint zwiſchen beiden Arten der Feyer zu ſeyn, ein ganz verſchiedener Geiſt ſcheint zu walten.

Die Franzoſen haben erſt, beſonders in Deutſchland, dergleichen laute, durch Gepränge ſich verkünbende Volksfeſte eingeführt, und wir haben im allgemeinen, nur nach deutſchem Sinn und Geſchmack, dieſe Feſte beibehalten, obſchon wir übrigens die Gallomanie verdrängen. Dieſer Beibehalt ſcheint in einer glücklich aufgefaßten Wahrheit des Fortgangs des Zeitgeiſtes zu beruhen und um deswillen befördert, begünſtigt zu werden. Mag es bei dieſen Feſtlichkeiten auch immer bleiben, denn ſie halten den Volksſinn rege, geben eine beſſere Lebendigkeit in der Bewegung, ſie ſpannen, ſie enthuſiasmiren, ſie beleben und geben einen gewiſſen Nationalſinn, von dem zu wünſchen iſt, daß er immer mehr Charakter werden mögte, einen Nationalſinn, welcher, wenn er früher in das Leben gerufen wär, und hätte gerufen werden können, an Norddeutſchland der franzöſiſchen Eroberungsſucht eine unüberſteigbare Mauer geſetzt haben würde. Ohne alles äußere Gepränge ſchläfert ein Volk ein, nicht bloß die Behörden müſſen im Abglanz der Regierung ſich zeigen, die Kraft des Volks, das Volk ſelbſt muß auch ſeine Theilnahme an der Regierung verkündigen, öffentlich darſtellen dürfen. Dadurch gewinnt das Volk Intereſſe für das Land, und ſieht ſeinen Antheil, den es an dem Lande hat.

In Weſtphalen war die Geburtstagsfeier des Königs ein befohlenes Feſt, und bis zu der elendeſten

Dorfmairie herab mußten Berichte eingeſandt werden, darüber, was an dieſem Tage von den Einwohnern geſchehen ſey. Die Leute wurden daher von den Officianten, welche in die größte Verlegenheit gekommen ſeyn würden, wenn nicht etwas geſchehen wäre, förmlich geworben, um in die Kirche zu gehen, und ein te Deum zu ſingen, das aus blutendem Herzen kam. Der Prediger mußte eine Rede halten über einen Gegenſtand, über welchen mit Wahrheit ſich nichts Gutes ſagen ließ, den Inhalt ſeiner Rede mußte er einſchicken; außerdem aber paßten die Gensd'armes in der Kirche auf, und wenn der Geiſtliche nicht aus vollem Halſe lobte, ſo ſtand ihm eine Wohnung in dem Caſtell bereit. Ich entſinne mich, daß ein ſehr ſchätzbarer Geiſtlicher um einer ſolchen Gelegenheit willen in eine Krankheit verfiel und ſtarb. Es war der Prediger L... in M... Er hatte in ſeinem Vortrag durchaus nicht revolutionär geſprochen. Er predigte nur befohlnermaßen über den befohlnen Text. Da er aber die ſchwere Zeit nicht hinlänglich geprieſen hatte, ſo wurde er zur Verantwortung gezogen, erhielt ſehr derbe Vorwürfe, und die Alteration zog ihm den Tod zu. In den Departementsſtädten wurden zwei Brautpaare an dieſem Tage ausgeſtattet aus königlicher Huld, und Präfect und ein anderer Oberer führten dann oft in feierlicher Prozeſſion zwei Buhldirnen in die Kirche, beren geprieſene Moralität das Volk beſſer zu würdigen wußte.

Wer von den Autoritätsperſonen gut in Caſſel notirt ſeyn wollte, gab nun eine Mittagsgeſellſchaft, wenn er auch lieber das Geld dazu angewendet hätte, dringende Schulden zu bezahlen. Häufiger aber noch wurde ein ſolcher Aufwand aus königlichen Caſſen angewieſen und aus den vielen Extracaſſen, die ſie dadurch ſammelten, daß die Gemeinen auf die möglichſt pfiffige Art an Orten abgezapft wurden, wo ſie den Verluſt erſt empfanden, wenn die Verblutung ſchon da war. Man weiß, daß es der Regierung ein Kleines war, die Privatſchulden ihrer Officianten, z. B. eines G... zu bezahlen; um ſo eifriger war ſie daher bemüht, den Aufwand der Feſte zu erſetzen, welche zu Ehren des Königs gegeben wurden.

Um dem Tage einen beſſern Anſtrich zu geben, mußte alles Militär auf den Beinen ſeyn, und es war große Parade. Am Abend waren die Städte erleuchtet und mußten erleuchtet ſeyn. Wenn auch nicht ausdrücklicher Befehl dazu gegeben wurde, und gegeben werden konnte, ſo wurde doch zunächſt erwartet, daß alles Perſonal, welches zu der Regierung gehörte, bis auf den Zwangsbefehlsträger herab, von ſelbſt erleuchten würde, wenn nicht ein Grund zu Zurückſetzung und Degradirung aufgeſucht werden ſolle. Dieſem Perſonal hinkte aber wohl oder übel ein großer Theil der Bürgerſchaft nach, und dafür hatten ſie denn auch das Glück, von dem Gouverneur oder Präfect oder einer andern Perſon von hohem Rang zu einem Ball eingeladen zu werden, wobei es einige Taſſen Thee, einige Schmeichelein über die Willfährigkeit für die Regierung und viele Intriguen gab. Der übrige Theil der Bürgerſchaft erleuchtete auch; wie aber, und warum geſchah dies? Man ſah es den düſtern Dreierlichtern an, daß ſie aus Zwang der Nöthwendigkeit hingeſetzt waren, alles harrte erſt ängſtlich, ob und wenn der Nachbar ſein Lichtlein in das Fenſter ſetzen werde, kein Blumen oder Laubgewinde erblickte man, keine ſinnige Inſchrift oder Bild war an den Bürgerhäuſern zu ſehen. nur, was ſich liebes Kind machen wollte, prahlte mit Einſchriften, welche man der erbärmlichen Uebertreibung wegen, geradezu für verunglückte Satyre halten mußte. — Der mehreſte Theil der Bürgerſchaft aber illuminirte aus wirklicher Angſt. Denn bei ſolchen Gelegenheiten befindet ſich ein ſtreitluſtiger Pöbel und das Freicorps der Straßenjungen zu jedem Auflauf ſchnell bereit, und in den erſten zwei Jahren hatten geheim umherſchleichende Agenten der Polizei den Straßenjungen Geld gegeben, um denjenigen, welche die Fenſter nicht erleuchtet hatten, dieſelben einzuwerfen. Das geſchah denn auch ſehr natürlich, und da bei dergleichen Ausbrüchen des Patriotismus, wie man es nannte, die Gensd'armes den Tumult durchaus nicht ſtörten, ſondern ſich lieber entfernten, als daß ſie den Bedrängten zu Hülfe gekommen wären, ſo wurden aus Angſt in manchen Häuſern, in welchen die Kinder hungrig zu Bette gehn mußten, und ſtatt am Brodt, am Licht ſich weiden mußten, die ſchwer errungenen Lichter in die Fenſter geſtellt. Dieſe Angſt vor Illuminationen bei dem kleinen Bürger ging ſo weit, daß die Miethen nach der Hofſeite zu weit mehr geſucht wurden, als die nach der Straße hin — Das einzig Angenehme, welches dieſer Tag dem kleinen Bürger und dem Bauer hatte, war das, daß er unter die Feſttage gezählt wurde, und alſo Huiſſiers und Zwangsbefehlsträger an dieſem Tage nicht Execution vollſtrecken durften.

Alles war auf äußern Schimmer angeſehn; eine Freiwilligkeit bei dem Volk zu motiviren, dazu wurde nichts gethan, und freilich fiel man auch mit der Thür in das Haus, wenn man da Freiwilligkeit verlangte, wo der aufgedrängte Beherrſcher noch nichts gethan hatte, um ſich ehrenwerth zu machen, um ſich die Liebe des Volks zu gewinnen. Das Volk will auch in der kleinen Darbringung, die es gewährt, wenigſtens eine beifällige Beachtung haben; ich entſinne mich aber, daß ich im Jahr 1812 gerade in einer weſtphäliſchen Diſtrictsſtadt am Gebirge mich befand, als der König mit ſeiner Familie dort auf dem hohen Schloß übernachtete. Die Einwohner der Stadt ſowohl, als der umliegenden Gegend, waren von dem Officiantenweſen dazu angeſpornt, eine gute Abenderleuchtung zu geben, und als es dunkel geworden war, brannten auf den Höhen umher überall Feuer, welche einen ſchönen Anblick gewährten, mich ſelbſt aber an einen Schweitzer Landſturm erinnerten. In den Zimmern des Königs und ſeiner Familie wurden aber, als dieſes Schauſpiel begann, die Gardinen niedergezogen, — weil man dieſen als nothwendig vorausgeſetzten Tribut keiner Beachtung würdigte, und keinen Begriff von dem hatte, was wahren Volksſinn beleben kann. —

Auffallend iſt es mir geweſen, daß bei ſolchen nächtlichen Erleuchtungen ſogar die Wein- und Bierhäuſer leer waren, die perennirenden Gäſte ausgenommen, und daß dagegen um die Mitternachtzeit die Freudenhäuſer ſich mit dem Officiantenweſen füllten. — Gegen zehn Uhr Abends ritten oder fuhren denn auch die weſtphäliſchen Stickereien durch die Stadt, ſie liefen aber keine Gefahr, einen Fußgänger zu beſchädigen, denn nur eine leichtfüßige, barfüßige Jugend bewegte ſich durch die Straßen, und alles übrige harrte daheim auf den zehnten Glockenſchlag, um die Lichter auszuputzen zu dürfen. Es war intereſſant, es mit anzuſehen, wie oft im Nu, wenn der Seiger zehn Uhr ſchlug, ganze Straßen auf einmal wieder dunkel wurden.

Auch Feuerwerke wurden bei ſolchen Gelegenheiten abgebrannt, und ſie waren ſchön und koſtbar genug, aber außer den Arbeitern und dem Militär waren wenige Zuſchauer, und nur die Straßenjungen trieben einen bezahlten Lerm, der faſt wie ein Vivat klang.

Waren nun die romanhaften Berichte über alle dieſe enthuſiaſtiſchen wunderbaren Erſcheinungen nach Caſſel eingegangen, ſo wurde ein Auszug davon nach Paris geſchickt, in den franzöſiſchen, öffentlichen Blättern ſowohl als in den weſtphäliſchen las man davon der deſperaten Freude des weſtphäliſchen Volks, und an diejenigen, welche den Chriſtbaum hübſch aufzuputzen bemüht geweſen waren, kamen Belobungsſchreiben, die zugleich Anweiſungen auf Gratificationen enthielten, welche wiederum der Bürger hergeben mußte.

So ließ der König von Weſtphalen ſeinen Geburtstag feiern, und wenn das alles ſchon ſo in den Provinzialſtädten war, ſo magſt Du Dir leicht denken, wie es bei dieſer Gelegenheit in Caſſel ſelbſt herging. Die Feſtlichkeiten und koſtbaren Erleuchtungen der einzelnen Officianten waren hier ein zeugender Beweis davon, daß ſie mehr haben mußten, als ihren etatsmäßigen Gehalt; — mehr brauche ich Dir hierüber wohl nicht zu ſagen; das übrige wirſt Du Dir leicht hinzu denken können.

Jetzt nun ſah ich hier die Feier des Geburtstages des allgeliebten Königs von Preußen mit an. Wie ganz anders, ſage ich Dir, wie ganz anders! Das Feſt wurde nicht, wie ſonſt, in Weſtphalen, Abends vorher durch Glockengeläut angekündigt, damit jeder, der es etwa vergeſſen hätte, ſich noch darauf vorbereiten könne; aber kaum brach der Tag an, ſo war eine Lebendigkeit um alle Häuſer herum, wie ich mir den Palmſonntag in Jeruſalem denke. In Zeit von zwei Stunden waren alle Häuſer mit Blumen und Laub bekränzt, die Straßen mit Sand beſtreuet und mit Blumen aller Art wie beſäet. Alle Armen der Stadt erhielten nachher, nicht etwa aus königlichen Kaſſen, ſondern aus einer Vereinigung der Privatperſonen, wo die Theilnehmer nicht einmal dem Namen nach bekannt wurden, Fleiſch, Brod und Unterſtützung an Gelde; eine gleiche Unterſtützung wurde den verſchämten Armen von unbekannter Hand gereicht. Um acht Uhr läuteten die Glocken zum Gottesdienſt, und Jung und Alt, Greiſe an ihren Krücken, alte Mütterchen an ihrem Stabe, drängten ſich zu den Kirchen durch die grünen Straßen, welche eine einzige Laube zu ſeyn ſchienen. Nicht feierliche Prozeſſionen reizten die Neubegierigen zur Kirche, nicht Gens'd'armen wieſen, wie ſonſt, die Einwohner, welche aus den Fenſtern ſahen, dahin; in unwillkührlich freier Uebereinſtimmung ſtrömte alles dorthin, und die Häuſer waren überfüllt und faßten kaum die andächtige Menge.

Jetzt trat der Geiſtliche auf die Kanzel und aus freier Bruſt ergoß ſich die ſchmuckloſe Rede, und ſprach zu den Herzen der Zuhörer. Gefühle brauchten nicht in ihnen erweckt zu werden; ſie brachten dieſe Gefühle ſchon mit, es bedurfte nur einer leiſen Anregung, um das inbrünſtige Gebet zu dem Gott der Heerſchaaren zu erheben, und ich ſah es, mein Freund, wie Männer in heiliger Rührung weinten, und dieſe Thränen nicht verbargen. Ich habe nie einen Gottesdienſt geſehn, der mich mehr ergriffen hätte; die reine Wahrheit des Gefühls leuchtete in allen Augen und verkündete die dankerfüllten Herzen, und wer noch an dem reinen Vaterlandsſinn der heimgekehrten Deutſchen zweifelt, der wohne nur einer ſolchen kirchlichen Feyer, welche in ſchmuckloſer Feyer nur die Wahrheit hervor ruft, bei, um ſich davon zu überzeugen, daß die weſtphäliſche Einführung die Form gab, die Materie aber nur jetzt wahrhaft belebt werden konnte.

Am Abend war die Stadt auch erleuchtet; doch, ehe ich zu dem Abend komme, muß ich einer ſehr rührenden Scene erwähnen. In einem großen Lazareth — alle Hospitäler hatten an dieſem Tage auch von den patriotiſchen Bürgern aller Claſſen die bedeutendſten Unterſtützungen, um ſich gütlich zu thun, erhalten — erhielten an dieſem Tage die Siechen und Kranken mit ganz beſonderer Sorgfalt Geſchenke, welche für ihren krankhaften Zuſtand ſich eigneten. Einer der Königlichen Abgeordneten für dieſe Provinz, der den reinen, herrlichen Willen ſeines Monarchen in reinem Gemüth herrlich aufgefaßt hat, beſuchte an dieſem Tage unbemerkt, ohne weiteres Gepränge, das Lazareth. Er kam eben in dem großen Saal an, als die Kranken in ihren Betten das Volkslied, welches jeden mit heiligem Schauer ergreift, ſangen: „Heil Dir im Siegerkranz!" Was ſagſt Du dazu? Iſt das nicht herzergreifend, herzerhebend? Aus dieſem Sinn laſſen ſich die großen, freiwilligen Opfer, welche Preußens Völter brachten, erklären, die leuchtende Wahrheit des Gefühls entzückt ſelbſt den Kranken, der den Tod im Auge hat!

Hätteſt Du aber dieſe Erleuchtung am Abend ſehen können! Nicht ſowohl die Erleuchtung der Häuſer, als die Erleuchtung der Geſichter auf den Straßen, in den überall offnen, zur Gaſtfreundſchaft einladenden Häuſern! Ich will nicht ſagen, daß das Ganze Ueppigkeit zeigte, aber es beurkundete einen freien, herrlichen Willen. Der geringſte Mann hatte ſein Stübchen erleuchtet, und alles ſtand nachbarlich vor den Hausthüren zuſammen, oder ging in Friede und Eintracht, mit frohen Herzen die Straßen auf und ab. Ich kann dir nicht beſchreiben, welche allgemeine, feierliche Stille bei dieſem frohen Feſt herrſchte. Gar kein erzwungenes Toben eines freigelaſſenen Pöbels, wie ſonſt, und keine Patrouillen à la mode der weſtphäliſchen Gensd'armerie auf den Straßen!

Unwillkührlich ergriff es mich mit ehrfurchtsvollem Schauer, als ich auf den Marktplatz kam. Das Rathhaus, feſtlich bekränzt und gut erleuchtet, war mit einer großen Menge Menſchen umgeben. Ich hörte Muſik, ich drängte mich durch, und als ich näher kam, ſtimmte eben das Chor Muſikanten auf dem

Balkon das God save the king an, und die ganze verſammelte Menge ſtimmte nicht mit jenem widerlichen Geplärr, ſondern leiſe, mit bebenden Stimmen ein. Der Eindruck war ungemein feierlich!

Auch an Transparents, Emblemen und guten Einſchriften fehlte es nicht. Die eine der hieſigen Logen hatte beſonders ſehr ſinnige Gemählde, gab auch einen großen Ball, und habe ich auf meinen Reiſen die Bemerkung gemacht, daß die Logen zu weſtphäliſcher Zeit alle Feſtlichkeiten bei ſolchen Gelegenheiten zu vermeiden ſuchten, wogegen ſie jetzt ihren Tempel auch äußerlich ſchmücken. Du weißt, ich bin nicht Maçon, aber ich dächte, dieſer Umſtand allein ſchon befreite ſie von dem Vorwurf, der letzthin einmal rege wurde, als ſtimme das franzöſiſche Syſtem mit ihren Zwecken überein.

Unter den Einſchriften, welche ich bemerkt habe, waren auch mehrere drollige. So hatte z. B. ein Bürger an ſein Fenſter ein Lämpchen geſetzt, und die Einſchrift in dem andern Flügel des Fenſters lautete:

Beſſer iſt Liebe für's Vaterland,
Als umſonſt viel Lichter abgebrandt.

Dieſe Inſchrift würde zu weſtphäliſcher Zeit gewiß nicht geduldet ſeyn, denn der Argwohn ſaugt aus allem Gift.

In einem andern Fenſter las ich:

Hier wohnt ein Referendarius
Der ohne Gage noch leben muß.
Wird er aber erſt ſalarirt,
So wird auch beſſer hier illuminirt.

Unter den Bildern, wo Witz, gutmüthige Laune und der beſte Wille ſich erſchöpft hatten, fand ich nicht eines, welches eine ungeziemende Anſpielung auf die Vergangenheit gehabt hätte. Man ſcheint ſie, und das iſt auch wohl am beſten, mit Stillſchweigen zu übergehen. An einem Fenſter fand ich ein transparentes Gemählde, die Fenſterſeite eines Zimmers vorſtellend, wo Napoleon in Lebensgröße mit einer großen Lichtſcheere in der Hand heran trat, die Lichter zu putzen. Der Einfall iſt in der That nicht übel; alles was heran kam, dieſes Bild zu ſehen, lachte, aber nicht eine ungeſtüme Aeußerung nahm ich wahr; ein ſicherer Beweis für die allgemein beſſere Bildung des Volkes in den größern, preußiſchen Städten.

Wie würde, was man la canaille de Paris nennt, bei einer ſolchen, ihm anſprechenden Gelegenheit ſich nicht geäußert haben!

Ueberhaupt muß ich Dir zu meiner großen Freude geſtehen, daß ich in den von Preußen wieder errungenen Ländern zwiſchen der Elbe und Weſer eine herrliche Umwandlung wahrgenommen habe. Die franzöſiſche Invaſion hat das Volk erſt die Vortrefflichkeit ſeiner alten Regierung kennen gelehrt, und alle Lebensgeiſter in eine beſſere Regſamkeit gebracht, welche, wie ich glaube, dieſe Provinzen bald merklich unterſcheiden wird. Ein ſolches Laxiermittel, als das Königreich Weſtphalen war, erregt zwar Bauchgrimmen, nachher hat es aber auch den Körper gereinigt, und ihm neue Lebensluſt gegeben.

Erwäge nur, in dieſen Provinzen iſt in dieſem ganzen Jahr noch keine Grundſteuer, keine Perſonalſteuer erhoben, ohnerachtet doch Preußen einen großen Krieg mit aller Kraftanſtrengung führt! Erſt jetzt iſt eine höchſt unbedeutende Perſonalſteuer feſtgeſtellt, welche niemandem ſchwer werden kann zu geben, der des Schutzes des Staats ſich erfreut, und da dieſer Schirm und Schutz die Kopfſteuer zur Folge hat, ſo finde ich es ſehr vernünftig, daß ſie allgemein iſt, und keine beſondere Claſſen gemacht ſind. Trotz des Kriegszuſtandes amortiſirt auch Preußen ununterbrochen die alten Schulden und hat ſogar die weſtphäliſchen Landesobligationen, welche damals ſchändlicherweiſe auf ein Drittheil des ausgeſprochnen Werths reducirt waren, in ihren wahren Werth wieder eingeſetzt. Ein ſolches Finanzſyſtem muß den Bürger wohl erfreuen! Wie viele freiwillig-patriotiſche Zwangsanleihen, bei welchen die Juden wegen der Vorſchüſſe das Fett abſchöpften, die einziehenden Behörden das Sieb in Bewegung ſetzten, und die Juden nachher wieder mit den Papieren jüdelten, würde Weſtphalen wohl jetzt ſchon noch bei einem ſolchen Kriege gehabt haben? Was würde noch alles von Staatswegen verkauft worden ſeyn! Die Klöſter waren größtentheils ſchon weg, von Domainengütern war an ſich keine bedeutende Rede, die Kirchen-, Pfarr- und Schuläcker im ganzen Königreich ſtanden bereits auf der Liſte zum nächſten Verkauf, jetzt würden nun wahrſcheinlich auch ſchon alle Forſten, Holzungen, Bergwerke, die Salinen verkauft ſeyn, pfiffige Blutigel würden ſich an dieſen Nationalgütern gütlich thun und ſie proviſoriſch ausſaugen, und aus Deſperation würde vielleicht jetzt zu einem neuen Gelderwerb Hieronymus die Feſtungswerke von Magdeburg und Hameln feil bieten. Vielleicht träten auch viele Käufer von Nationalgütern, und viele an die Regierung geknüpfte Wucherer zuſammen, und erkauften die Feſtungswerke von Hameln, um ein Aſyl zu haben, wenn einmal die Büchſe platzte, in der Hoffnung, von dort ab mit goldnen Kugeln zu ſchießen und ein Tractätchen einzuleiten, das ihnen freien Abzug gäb. Die Speculation wäre nicht übel!

Doch hinweg von dieſem Bilde, wie Weſtphalen noch hätte werden können, wie es ohne Zweifel geworden wär! Heil den Völkern, daß es nicht mehr iſt! Es würde mit der Zeit eine Pflanzſchule der Entartung deutſchen Characters geworden ſeyn, und der Grund dazu war mit bübiſcher Schlauheit gelegt, und auf die Gutmüthigkeit der Nation berechnet. Adieu! denn mein Blut fängt an zu ſieden, wenn ich mir das „Sonſt“ lebhaft denke, und ich mögte die herrlichen Eindrücke von geſtern mir nicht verwiſchen!

III.

Einige Reiſeabentheuer des ehemaligen Königs Hieronymus von Weſtphalen.

Wenn auch der König Hieronymus während ſeiner ephemeren Exiſtenz in dem Afterreich Weſtphalen keine Spur von dem, was zu einem dauernden Denkmal ſich eignete, keinen Zug von Größe zurückgelaſſen hat, wenn man auch ihn gern mit Stillſchweigen jetzt übergeht, um die Schaam darüber, daß man ihm einmal huldigte, zu verbergen, ſo hat er ſich doch ein bleibendes Denkmal in Deutſchland geſtiftet, das ſich durch den Begriff der Lächerlichkeit ausdrückt. Die Gehaltloſigkeit ſeiner Exiſtenz giebt ſich in allen einzelnen Zügen wieder. Er ſelbſt aber war ſo ſtupide, daß er ſeine Ohnmacht nicht einmal in das Gewand der Drolligkeit hüllen konnte; hätte er dieſes Desperationsmittel einer verhunzten Natur aufzufinden vermogt, ſo wäre doch noch etwas Intereſſantes von ihm zu ſagen. Es giebt aber noch hin und wieder Menſchen, welche meinen, er wäre der Unſchädlichſte ſeiner lieben Familie geweſen. Sie erwägen aber nicht, daß er durch ſeine Verſchwendung, durch das Verſchleudern der Staatsgüter an Unwürdige, durch die Staatsſchulden, welche ſeine Helfershelfer pfiffig genug häuften, den Provinzen Wunden geſchlagen hat, welche noch bluten, und noch lange bluten werden. Dieſe guten Leute werden ſich erfreuen, wenn ſie noch einige Züge aus den Wanderungen des bon enfant, wie ihn die Sippſchaft Bonaparte's nannte, hören.

Im Januar 1807 ſtand Prinz Hieronymus gegen Schweidnitz in Schleſien, und unter ihm dirigirte die Belagerung der ſchleſiſchen Feſtungen der General Vandamme. Ohnerachtet der König von Preußen in ſeiner Ortelsburger Proclamation ſehr ernſtlich gegen die Feſtungscommandanten, welche ihre Schuldigkeit nicht thäten, ſich erklärt hatte, ohnerachtet nach einem Befehl vom 21. November 1806, der Gouverneur angewieſen war, bei Verluſt ſeines Kopfes die Feſte, wenn ſie belagert werde, auf das äußerſte zu vertheidigen, ſo capitulirte doch Schweidnitz, nachdem durch das dreitägige Beſchießen nur die Vorſtadt beſchädigt war, und Hieronymus ſeinen Flügeladjudanten hineingeſchickt hatte, mit der lügenhaften Angabe: „die Ruſſen wären von der großen Armee geſchlagen, und die Reſte der Preußen aufgerieben.“ Dem Kommandant ließ er verſichern, „er werde alles thun, was einem ſo braven Vertheidiger und deſſen Familie conveniren mögte!“ Als aber Schweidnitz in ſeinen Händen war, fing er zunächſt damit an, ſieben Reitpferde für ſeinen Marſtall, 200,000 Francs für ſeine liederliche Wirthſchaft, und einige Frauenzimmer in natura zum Deſert zu requiriren. Mit letztern muß er nicht beſonders zufrieden geweſen ſeyn, denn er ſagte nachher mehrmals, „das Frauenzimmer in dem ſchleſiſchen Gebirge ſey ſo ermüdend, als das Bergſteigen ſelbſt.“

Die Ausſchweifungen, welche in Schleſien das Corps, ſo unter Hieronymus ſtand, ſich erlaubte, ſind empörend. So hatte z. B. ein Trupp auf einem Zuge in die Strehlenſche Gegend den zweiten Prediger in Gresburg, Namens Elbing, unerhört gemißhandelt, und ihn in der Raſerei mit Füßen getreten und zu Tode geſpornt, weil er nicht mehr ſo viel zu geben vermogte, als man forderte. *) Es lief auch hierüber eine Beſchwerde bei dem Prinz Hieronymus ein. Er lachte herzlich über den Vorfall, und ſagte: „Die Reiter ſind zu entſchuldigen; ſie haben geglaubt, einen ſtetiſchen Gaul unter ſich zu haben.“

Hieronymus ſtand auch ſchon früher vor Glogau. Er ſandte den General Lefebre am 15ten November in die Stadt, um die Uebergabe zu fordern. Lefebre wurde vor den Gouverneur, Generallieutenant von Reinhardt geführt, und als dieſer die Aufforderung ſchriftlich verlangte, ſchrieb ſie Lefebre gleich nieder, und begründete ſie durch die bald zu eröffnenden Tranſcheen, durch eine vortheilhafte Capitulation und durch großes Lob, welches er der Beſatzung ertheilte. Der Gouverneur verſprach ſchriftlich Antwort, und nach allen Aſpecten ſchien die Antwort nicht anders als günſtig ausfallen zu können.

Nun hielt der Gouverneur Kriegsrath, und der

---

*) Unter dem Corps, welches Hieronymus commandirte, waren auch Bayern und Wirtemberger. Wir wollen nicht hoffen, daß ihnen dieſe ſchändliche That angehört.

Major von Pudlitz, einer von den wenigen kräftigen Köpfen in damaliger Zeit, drang mit ſeiner Behauptung, daß die Feſte haltbar ſey, durch, und wurde zum Ueberbringer der abſchlägigen Antwort an den Prinz Hieronymus ernannt.

Man empfing ihn in dem feindlichen Lager in der Erwartung einer bejahenden Antwort, und daher wurde er mit der bekannten franzöſiſchen Artigkeit, welche ſo vielen Menſchen das Seil über die Hörner geworfen hat, empfangen.

Pudlitz wurde vor den Prinz Hieronymus geführt, der ſich in der Mitte ſeines Generalſtabs bei dem Dejeuner dinatoire befand. Der Prinz ſprach allein mit ihm, beklagte die widernatürliche Feindſchaft zwiſchen Frankreich und Preußen, und wünſchte ſolche beendet zu ſehen. Pudlitz entſchuldigte ſich mit ſeinen wenigen Kenntniſſen in der Politik, und mußte ſich die Uebergaben von Magdeburg, Cüſtrin und Stettin erzählen laſſen, während der Brief geleſen wurde. Mit nicht geringem Erſtaunen vernahm aber Hieronymus nun, daß dieſer Brief eine abſchlägige Antwort enthalte, legte nun auch das Geſicht in ganz andere Falten, und beredete ſich mit einem froſtigen „Ainsi il n'y a rien à faire“ von dem Herrn von Pudlitz ab.

Man irrt ſich ſehr, wenn man das bon enfant für einen gutmüthigen Tropf hält, der nicht ſelbſt zu intriguiren, zu düpiren und zu preſſ n, welches den Inbegriff der franzöſiſchen Gewalt ausmacht, verſtanden hätte.

In Schleſien hatte Hieronymus ſo bedeutende Schulden gemacht, daß er oft in der größten Verlegenheit war, und, wäre er nicht kaiſerlicher Prinz geweſen, ſeine Gläubiger würden gar übel mit ihm umgeſprungen ſeyn. Er hatte ſchon hier vieles Geld an Weiber und Buhldirnen verſchwendet, und troß dem allen war er doch entweder ſo unbeſonnen in ſeiner Wahl, oder man meinte es ſo wenig ehrlich mit ihm, daß er ſich in Breslau eine fatale Krankheit zuzog, welche Conjunctur in die Mercurialia hätte bringen können. Auffallend iſt es bei ihm, daß er bei ſeinen Liebesabentheuern den verheiratheten Frauen immer den Vorzug gab. Es kann dies wohl nur in dem Gefühl einer phyſiſchen Schwäche, oder in einer ausgezeichneten moraliſchen Unwürdigkeit liegen.

Seinem kaiſerlichen Bruder mußte er die Frivolitäten, welche er in Schleſien verübte, und das leichtfertige Schuldenmachen verbergen, denn dieſer wollte durchaus, daß Hieronymus mit einer gewiſſen Würde, welche als angebohren erſcheinen ſollte, ſich in der öffentlichen Welt einführen mögte. Allein daß Napoleon von der geringſten Kleinigkeit Nachricht erhielt, iſt bei dieſem Mathador in der Kunſt, eine geheime Polizei einzuführen, wohl zu vermuthen geweſen, und ſo ſchrieb er denn auch an den mon frère von Pohlen aus: „ich wieß Dich nach Schleſien hin, um Dir dort, wo Du nur mit Freicorps zu thun haſt, und mit Feſtungen, deren Fall oft größer verkündigt wird, als die Sache werth iſt, Gelegenheit zu geben, Dir einen Namen zu gewinnen. Du nimmſt Dich aber ſo erbärmlich, daß alles, was geſchieht, dem Vandamme und Lefebüre zugeeignet wird. Wenn Du nicht mehr Namen um Dich her zu verbreiten verſtehſt, ſo wirſt Du wohl thun, ſo lange nach Baltimore zurückzugehen, bis ich Dir das Beſitzthum irgend eines Hoſpodars im Süden ſammt ſeinem Harem anweiſen kann.“

Napoleon wollte ſpäterhin gar gern aus dem König von Weſtphalen einen tüchtigen Satthalter in der entfernten deutſchen Provinz machen, und troß dem, daß Hieronymus die herrlichen, ihm angewieſenen

Lande, welche man mit Recht den Garten von Norddeutſchland nennt, auf eine unverantwortliche Art ausſog, ſo bekam er ſogar noch franzöſiſche Unterſtützung an Gelde, um eine ſchöne Armee zu bilden, und das Volk bei Laune und Kriegesluſt zu halten. Die weſtphäliſche Armee war auch wirklich ſehr ſchön, gut beſoldet, und es wäre unter beſſerer Anführung viel aus ihr zu machen geweſen. Hieronymus ſtellte ſich an ihre Spitze, und führte ſie in dem vorletzten nordiſchen Kriege nach Sachſen. General Kienmayer ſtand ihm gegenüber, und Hieronymus machte hier ſeine Sachen ſo ſchlecht — daß er die Schulden des Landes um ein Großes vermehren mußte, um ſich ſo, ſo! aus der Affaire zu ziehn.

Hier, wo es darauf ankam, nicht einen Augenblick zu verlieren, weil er unbeſonnener Weiſe zu weit vorgedrungen war, und wo der kleine Krieg eben ſo gut, und noch mehr beſchäftigte, als wenn große Armeen einander gegenüber ſtehen, verſchwendete er im Feldlager ſeine beſte Zeit in den Armen der Nymphen, welche in großem Zug von Caſſel aus ihm folgten, und wenn ſchnell eine Diſpoſition getroffen werden ſollte, ſaß der vom Wein- und Liebesrauſch erſchöpfte König in einem Bade von Kalbsbrühe oder rothem Wein, und der beſte Augenblick, der im Kriege nie wiederkehrt, ging vorüber. Napoleon äußerte hier auch ſo laut und heftig ſich über ihn, daß er einmal ausrief: „hätte ich ihn doch nur immer bei dem Rechenknecht gelaſſen!“

Die ganze weſtphäliſche Armee war hier auch ſo umgarnt, daß nicht einmal eine Maitreſſe hätte entſchlüpfen können; indeß ſie entſchlüpfte doch, nicht durch die Gewalt der Waffen, denn es fiel kein Schuß, aber — genug, ſie entſchlüpfte. Dies beſonders bewog den Herzog von Braunſchweig-Oels, zumal derſelbe nicht in einen Waffenſtillſtand aufgenommen zu ſeyn ſchien, mit ſeinen Schwarzen aufzubrechen.

Der Zug des Herzogs glückte, und wenn der Erfolg rechtfertigt, ſo kann man dieſen Zug nicht abentheuerlich nennen. Aber wenn König Hieronymus ſeine Schuldigkeit that, und nicht mit unerträglicher Schlaffheit alle Fehler, allen Ungehorſam überſehen gehabt hätte, ſo konnten die Schwarzen nicht nach Braunſchweig, geſchweige nach dem Meer entkommen.

Ein neugebackner weſtphäliſcher Graf Wellingerode wurde nemlich, als man Nachricht von dem Ausbruch des Herzogs aus Sachſen bekam, beordert, mit ſeinem weſtphäliſchen Linienregiment aus Magdeburg über

Helmſtedt nach Braunſchweig zu eilen. Hätte der Graf Wellingerode dieſem Befehl ſchnell Folge geleiſtet, ſo hatte er einen Vorſprung von zwei Meilen, und kam früher in Braunſchweig an, als der Herzog. So aber erlaubte er es ſich eigenmächtig, ganz willkührlich, den Umweg über Halberſtadt zu nehmen, und ließ ſich hier mit einer Mehrzahl, in einer Stadt, welche er ſo lange hätte vertheidigen können, bis die Holländer, die im Anmarſch waren, ankamen, von den Schwarzen gefangen nehmen, und nach England transportiren. Als er aus der Gefangenſchaft zurück nach Caſſel kam, gebührte ihm eine Kugel vor den Kopf, weil er gegen Ordre gehandelt hatte, und der unglückliche Erfolg eigenmächtigen Beginnens ſich bewahrheitete; nichts deſto weniger aber wurden ihm Ehrenpforten gebaut, und der König beſchenkte ihn reichlich. Warum geſchah dies? — Weil die Gefangennehmung eines ganzen Regiments dem König Hieronymus eine gute Gelegenheit gegeben hätte, Privatangelegenheiten in England zu beſorgen.

Man glaube überhaupt nicht, daß Hieronymus ein ſo toller Verſchwender war, als er zu ſeyn ſchien. Er preßte das ihm anvertraute Afterreich Weſtphalen methodiſch, weil er es ohngefähr ſo betrachtete, wie die Weltſegler eine Colonie in Südindien betrachten, die gemelkt, gezwickt und gepeinigt wird, ſo lange die Eingebohrnen den Schuppen noch vor den Augen haben, und die man, beutebelaſtet, verläßt, und ſich in das Fäuſtchen lacht, wenn es Zeit iſt. Im Lande verzehrte er das unermeßliche Geld nicht, welches er aus dem Lande zog, ein bedeutendes Theil der Baarſchaft ſandte er über das Meer; er iſt nicht ſo arm geſchieden, als das Volk glaubt, er hatte den Kaufmann von Baltimore nicht als König vergeſſen und betrachtete Weſtphalen als eine Expedition, die zu benutzen war.

Wenn er dauernden Beſitz ſich hätte glauben verſchaffen zu können, würde er wohl die Krongüter, die Klöſter, die Forſten, alles, was zu den Nerven der Regierung gehört, ſo verſchleudert haben? Das Volk hielt ihn für unbeſonnen, leichtfertig, er war aber mehr als das bon enfant, er war ein kluger Kaufmann, der auf den Concurs abſichtlich losarbeitet, und ſeine Maitreſſen und Günſtlinge bezahlte er nicht ſowohl baar (denn das baare Geld gebrauchte er zu eignen Zwecken) als mit Grundſtücken, von denen die Beſchenkten ſehn mogten, wie ſie den Beſitz bei einer Regierungsveränderung rechtfertigen könnten. Er bethörte ganz Weſtphalen, und wir ſchämen uns jetzt, ſagen zu müſſen, daß wir von einem pfiffigen Finanzier der blos für ſeine Privatcaſſe arbeitete, und ſein Reich als eine Colonie betrachtete, bethört wurden. Was er in dieſer Hinſicht noch nicht ſelbſt wußte, lernte er früherhin in der Schule eines Vandamme, ſpäter von ſeinem Mentor, Malchus, und er würde ſich gütlich thun mit denen erbeuteten Schätzen, wenn ihm Gelegenheit geworden wär, damit nach Nordamerika zu entſchlüpfen.

Während ſeiner glorwürdigen Regierung bereiſete der König auch, ſo ungern er es that, ſein Reich. Einſtmals kam er auch nach Magdeburg. Ohngefähr eine Viertelſtunde vor der Stadt ſtieg er aus dem Wagen, um ſich zu Pferde zu ſetzen. Unglücklicher Weiſe trat ihn das Pferd beim Aufſteigen mit dem Fuß und ſo zog er denn im eigentlichen Sinn als der Diable boiteux in die Stadt ein. Man hatte in dem für ihn eingerichteten Hauſe für alle Bequemlichkeiten geſorgt, aber ein weſentliches Bedürfniß für die ſchwächliche Majeſtät war doch vergeſſen, nemlich — ein Stechbecken! Doch aber verlangte er ſogleich danach, als er angekommen und ſich unmittelbar darauf, nemlich Morgens um zehn Uhr, zu Bette gelegt hatte. Die Feſtungswerke der Hauptfeſtung ſeines Reiches zu beſehn, trug er kein weſentliches Verlangen; was hätte auch der Zögling des Kaufmann Patterſen davon verſtehn ſollen? Nicht, ſich zu unterrichten von der Eigenthümlichkeit, und um ſich mit ſeinen Unterthanen bekannter zu machen, reiſte er durch das Land, ſondern um nach Paris berichten zu können: ich habe befohlnermaßen mich meinen Unterthanen gezeigt!

Einmal reiſte er auch durch den Harz. Dieſe Reiſe muß ihm aber durchaus nicht behagt haben, denn er kam nicht wieder. Auf dieſer Reiſe wollte er denn auch eine Nacht auf dem Brocken zubringen, um am folgenden Morgen die Sonne aufgehn zu ſehen. Der Brocken ſchien aber dieſes Mal mit ſeinen Gäſten ſehr unzufrieden zu ſeyn, und bewegte am Morgen ſeine Nebelperücke ſo gewaltig, daß das ganze königliche Hoflager wieder abreiſen mußte, ohne etwas anders empfunden zu haben, als die Einwirkung der Regenſchauer, welche nicht nachließen. In der Nacht kam Feuer im Brockenhauſe aus, indem der Schornſtein brannte, der den Nymbus, welchen die königliche Küche verurſachte, nicht verſchlucken konnte, und hätte das Feuer um ſich gegriffen, was jedoch nicht geſchah, da Miniſter und Oberkammerherren alles zur

Rettung herbei brachten, und ſollten es auch nur die Nachtgeſchirre geweſen ſeyn, ſo würde der wattirte König eine miſerable Nacht auf dieſer Höhe, — wogegen ihm die Freudennächte auf Napoleonshöhe beſſer gefielen — zugebracht haben. Da hätte er denn um Mitternacht ſich auf die Teufelskanzel ſtellen, und den Hexenplatz lebendig machen können!

Auf dieſer Reiſe überreichte unter andern ein Invalide, mit Namen Horn, der in dem ſpaniſchen Kriege einen Arm und einen Fuß verlohren hatte, dem König eine Bittſchrift, worin er um eine mäßige Verſorgung bat. — Warum hat ihn der Teufel nach Spanien geführt, oder dort nicht geholt! — rief der König, als er geleſen hatte. Wäre der Supplicant etwa der Mann einer ſchönen, reitzenden Frau geweſen, wir wetten darauf, der König hätte ihm zum wenigſten ein Kloſtergut geſchenkt.

Auf ſeiner groſſen Reiſe von Caſſel über den Rhein, wo Czernitcheff der Wegweiſer war, empfand der König manches Unangenehme. Schon in weniger Entfernung von Caſſel mußte er hören, daß die Soldaten ein Lied ſangen, welches nach einem bekannten Studentenliede traveſtirt war, und ſo anfing: „wer ſo aus Caſſel wandern muß — o weh!" ꝛc. Er, der kein Deutſch verſtand, glaubte das ſei ein patriotiſches Lied, und fragte ſeine Begleitung, was der Sinn des Geſanges ſey. Man ſchenkte ihm reinen Wein ein, und er war durchaus nicht über das Pasquill entrüſtet, ſondern ſagte lachend: „das ſind meine braven Weſtphalen! Ich verdenke es ihnen gar nicht, wenn ſie an Lächerlichkeiten ſich halten; an Geld können ſie, wie mich dünkt, ſich nicht mehr halten.“ — Schon jenſeits Marburg fuhren die Vorſpänner nicht ſo raſch, als der König guten Grund zu wünſchen hatte. „Es iſt ja doch nur Kröpelfuhre,“ ſagten die Leute brummend „und mit dem Biergelde wird es wohl ſchlecht ausſehen!“

Zufälliger Weiſe mußte der Wagen des Königs in einem Dorfe halten, weil eine Feder geſprungen war, und erſt wieder gebunden werden mußte. Er ſtieg aus, und erfuhr, daß dies eigentlich die Gränze ſeines Staats ſey. „Adieu mon plaisir!“ rief er, bitter lachend, und — ließ ſich ein Glas Waſſer geben! —

Es iſt unglaubhaft gefunden, weil es zu ſehr mit Lächerlichkeiten ausgeſchmückt war, daß man den König nicht habe wollen den Rhein paſſiren laſſen, aber die Sache hat an ſich ihre volle Richtigkeit. Zollbediente ſuchten ihn, vielleicht nicht ſowohl aus deutſchem

Patriotiſmus, als um einen guten Fang zu thun, ſo lange aufzuhalten, bis die Koſacken ganz in der Nähe wären; hier aber zeigte Hieronymus, als ehemaliger Kaufmann, daß er mit der Knifthologie der Zollbedienten wohl bekannt ſey, und er entkam mittelſt eines Paſſes, der überall gilt, nemlich mittelſt blanker Münzen.

Als er ſpäterhin in Trieſt ſejournirte, machte er allerhand Verſuche, nach England oder nach Nordamerika ſich einzuſchiffen; es blieb aber bei den Verſuchen, und mußte dabei bleiben. — Die Rückkehr ſeines Herrn Bruders von Elba nach Frankreich ſchien ihm nicht ſo recht angenehm zu ſeyn, denn er kam dadurch in eine ihm abgedrungene, nicht ganz willkommene, gefährliche Geſchäftigkeit. Napoleons Emiſſairs ſuchten ihn dadurch in Regſamkeit zu bringen, daß ſie ihm die Ausſicht zeigten, wieder ſiegreich in Caſſel einzuziehn, und ſeinen Sitz unter den Königen wieder einzunehmen. Nicht einmal, ſondern ſehr häufig, und ganz laut äußerte er ſich darüber dahin: „ſprecht mir nicht von Caſſel; das habe ich vergeſſen. Mein Bruder wird froh ſeyn, wenn er ſelbſt wieder einen feſten Sitz hat, und würde mich auf keinen Fall wieder nach Weſtphalen ſetzen. Joachim und ich, wir waren ſchon notirt, dem Louis nachzufolgen. In

Weſtphalen würde mich auch jeder Grenadier, der mir Wache halten ſollte, aufſpießen, denn die Leutchen ſind klug geworden, und haben hinter die Couliſſen geſehn. Ihr verſteht das nicht; wir alle führten ein nomadiſches Fürſtenleben; um ſo ſicherer konnten nachher die zerrütteten Länder zu franzöſiſchen Provinzen gemacht werden. Unſer methodiſches Verfahren wird erſt die Nachwelt im wahren Lichte ſehen.“

Als er noch König von Weſtphalen war, gab er ſich viele Mühe, Deutſch zu lernen, nahm Unterricht darin, und der weſtphäliſche Moniteur war ſeine Uebungsſchule im Ueberſetzen. Aber er konnte es nicht dahin bringen, deutſch zu verſtehen; es ſprechen zu lernen, das gab er bald auf. Napoleon ordnete ihm anfänglich beſonders um deswillen den Johannes von Müller als Staatsſecretär bei, damit Hieronymus den Gelehrtenſtand für den Geiſt der Regierung gewinnen ſolle, um die Poſaunen nach ſeinem Ton zu ſtimmen. Allein ſehr natürlich konnte der, welcher die deutſche

Sprache nicht kannte, die Werke deutſcher Muſe nicht ſchätzen lernen. — So hatte er von Schiller gehört, und ſchätzte die Jungfrau von Orleans ungemein, meinte aber damit nicht Schillers geniales dramatiſches Werk, ſondern Voltaire's mehr als ſchlüpfrige Pucelle, und wünſchte ſehr ernſtlich, den Verfaſſer an ſeinem Hofe zu ſehen, als Schiller ſchon längere Zeit hinüber gegangen war. — Nichts von ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften ſprach ihm an, nicht einmal die Plaſtik, wovon doch ſonſt große Herren leicht ergriffen werden. Er hatte nur Sinn für gehaltloſe Vergnügungsſpiele und für eine Art von Wolluſt, welche, wenn ſie mit mehrerem Anſtand verbunden geweſen wär, ſich noch hätte entſchuldigen laſſen.

Als Abentheurer ohne Zweck, der den Augenblick nimmt, wie er ſich giebt, der ihn nicht zu geſtalten vermag, und dem Glück die Sorge überläßt, lebte er in Nordamerika, kam er in Frankreich an, wirthſchaftete er in Weſtphalen, ſchwärmte er nachher umher, und die Geſchichte bedauert, daß ſie die wenigen Sylben verſchwenden muß, um zu ſagen, daß er da geweſen. —

Hieronymus war eine Null, und würde immer eine Null in jedem Verhältniß geblieben ſeyn, wenn nicht Napoleon der bedeutende Nenner geweſen wär.

IV.

Ueber die geheimen Franzoſenfreunde in Deutſchland. Von einem Sachſen.

— Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto! —

Wenn man die Geſchichte der letzten funfzehn bis zwanzig Jahre durchblättert, mit ernſtem, von Wahrheit und Recht durchdrungenem Gemüthe die Gräuel und Bübereien erwägt, welche in dieſem kurzen Zeitraume durch die Franzoſen verübt worden ſind und bei den Siegen, welche in den Jahren 1813, 1814 und 1815 das Recht über das Unrecht davon getragen hat, ſtehen bleibt: ſo dringt ſich uns unwiderſtehlich die Meinung auf, daß es namentlich in Deutſchland unmöglich jetzt noch Franzoſenfreunde und Anhänger Buonaparte's geben könne. Oder wer könnte glauben, daß es in Deutſchland Menſchen geben ſollte, welche ſo tief geſunken wären und ſich des Gefühles für Wahrheit und Recht ſo ſehr entäußert hätten, daß ſie die achten und lieben könnten, welche um unſer ſchönes Vaterland den dichteſten Trauerflor zogen und halb Europa mit Blut und Thränen düngten? — Welcher rechtliche und brave Deutſche, der nach deutſcher Art und Sitte ſeine Redlichkeit und Treue ſo gern auch in ſeinen Landsleuten zu finden glaubt und andern das zutrauet, was er ſich ſelbſt zuzutrauen für Pflicht und Recht hält, könnte jetzt noch ſolche Ruchloſigkeit und Bosheit, ſolche niedrige Ausländerei, Knechtelei und Entartung unter ſeinen Landsleuten ahnen? — „Nein, höre ich von mehreren Seiten her," jetzt kann es in Deutſchland keine Franzoſenfreunde mehr geben; denn, wenn man ſolche annehmen wollte: ſo müßte man an aller deutſcher Tugend und Treue, dann müßte man an menſchlicher Tugend überhaupt verzweifeln."

Meine Hand zittert, meine Augen trüben ſich, indem ich dieſes ſchreibe; es iſt mir wie einem Vater zu Muthe, der da auf dem Sterbebette mit zitternder Hand ſeinen letzten Willen aufſchreibt, durch welchen ſein laſterhafter und ungerathner Sohn enterbt werden ſoll!

Braver Deutſcher, traue der Treue deiner Landsleute nicht zuviel! Es thut mir wehe, dich aus deinen ſüßen Träumen aufwecken und dir ſagen zu müſſen, „daß es auch jetzt noch in Deutſchland viele, ſehr viele Franzoſenfreunde gebe! —

Laß dich durch dieſe Worte nicht außer Faſſung bringen; nein! ein heiliges Feuer mögen ſie in deinem deutſchen Gemüthe entzünden; ſie mögen dich antreiben, zu wirken, weil es noch Tag iſt, zu retten, wo Pflicht, Religion und Vaterlandsliebe Rettung, ſchleunige Rettung von dir fordern! —

Ich will ganz ſo ſprechen, wie mir es Wahrheitsliebe, deutſcher Sinn und gemüthvolle Offenheit und Freimüthigkeit zur Pflicht machen. Euch, redliche Deutſche, wird meine Rede gefallen; ihr aber, freche Deutſchfranzoſen, ihr ſcheußlichen Baſtarde, die das Vaterland berechtiget iſt, mit Abſcheu aus ſeiner Mitte auszuſtoßen, werdet dieſe Blätter beſchämt und erzürnt aus der Hand legen und die Preßfreiheit verfluchen, die jetzt in das Reich der Finſterniß die Stimme des Weltgerichts donnern läßt! —

Von dem Betragen der Deutſchfranzoſen, wie es ſich vor dem Jahre 1813 und ehe das Recht über das Unrecht ſein ſiegendes und rächendes Flammenſchwerdt zuckte, ankündigte, kann hier nicht die Rede ſeyn; denn die Deutſchfranzen, welche damals ihr Unweſen trieben, waren das, was ſie waren und ſeyn wollten, öffentlich, ſie quälten, peinigten, beſchimpften und ſchändeten unſer ſchönes Vaterland gewöhnlich nicht im Geheimen; ſie, dieſe furchtbarſten Kinder der Finſterniß, brachten ihre Werke der Finſterniß an das Licht und entäußerten ſich der deutſchen Treue, Redlichkeit und Vaterlandsliebe frech vor den Augen ihrer deutſchen Brüder; weil ſie da meinten, daß die Herrſchaft des Böſen unwiderruflich gegründet ſey. Von dieſen ſcheußlichen Baſtarden wird hier nicht die Rede ſeyn; denn ſie haben bereits ihren Lohn dahin; ſie ſtehen als gebrandmarkte Verbrecher da und müſſen beſchämt vor jedem redlichen Mann ihren unſteten Blick auf die Erde heften, die unter ihren Füßen zittert und in der ſie ſelbſt im Tode noch keine Ruhe finden werden! Möchte uns bald nichts mehr an dieſe Ungeheuer erinnern und möchte ein Gott das Andenken an dieſelben ganz aus unſerer Seele zu vertilgen im Stande ſeyn. — Nein, jetzt will ich von dem Betragen der geheimen Deutſchfranzen ſprechen, wie es ſich ſeit jener Zeit angekündiget hat, wo an der Bereſina, bei

Großbeeren, Dennewitz, am Katzbach, bei Leipzig, Hanau, Brienne, Paris u. ſ. w., bei belle Alliance, Namur u. ſ. w. über das Schickſal Europens entſchieden und ein fürchterliches Strafgericht über die ſchaamloſen Welſchfranzen gebracht worden iſt.

Als man in Deutſchland ſichere Nachricht erhielt, daß der abentheuerliche Zug Buonaparte's nach Rußland gänzlich mißlungen ſey und als die traurigen Trümmer der franzöſiſchen großen Armee den Geſtank von dem Brande zu Moskau und die kläglichſten Jeremiaden von der ungeheuern Kälte in Rußland nach Deutſchland brachten, waren alle Deutſchfranzen wie vom elektriſchen Schlage getroffen. Furcht, ſtumme Bangigkeit und ſcheue Unentſchloſſenheit lag auf ihren entdeutſchten Geſichtszügen. Der klügere Theil derſelben fing jetzt ſchon allmählig an die Larve ächtdeutſcher Patrioten anzunehmen; weil er aus einigen Zeichen der Zeit den richtigen Schluß zog, daß es wohl thöricht ſey, an die Infallibilität Buonaparte's zu glauben. Gleichwohl konnten ſich dieſe Deutſchfranzen nicht von dem franzöſiſchen Intereſſe trennen und hatten in Bezug auf daſſelbe immer noch frohe Hoffnungen; denn was man *wünſcht*, pflegt man ja gewöhnlich auch zu *hoffen*. Sie zogen ſich zurück, vermieden ſorgfältig den Umgang mit deutſchen Patrioten und ſannen auf Mittel, wie ſie ſich verkappen und bei den redlich geſinnten Deutſchen einſchmeicheln möchten. Wie weit die Furcht dieſer elenden Menſchen gegangen ſey, mag folgende Thatſache beſtätigen.

Als die Koſacken bereits an der Oder umherſchweiften ſtieg zu * * * im *ſchen die Beſorgniß und Angſt unter den daſigen Deutſchfranzen ſchon ſehr hoch. Einer unter denſelben, der ſelbſt öffentlich durch Schriften an den Tag gelegt hatte, daß er ein blinder und knechtiſcher Anbeter des ſchaamloſeſten aller Despoten ſey, betrug ſich am lächerlichſten und glaubte, daß jeder Koſack wüßte, was für dummes und ſchlechtes Zeug er in die Welt hineingeſchrieben habe und mit der Knute in der Hand von ihm Rechenſchaft über das Geſchriebene abfordern werde. Eine geheime Correſpondenz belehrte ihn über die einzelnen Bewegungen und die Annäherung der gefürchteten Koſacken und ſeine Angſt ſtieg mit jedem Poſttage; weil alle Nachrichten, die er erhielt, darin übereinſtimmten, daß dieſelben in vollem Anzuge wären. Das böſe Gewiſſen ließ ihn weder ruhen, noch raſten. Er packte zu einer Zeit, wo die Koſacken, gewiß noch über 20 Meilen von dem Orte, wo er ſich aufhielt, entfernt waren, ſeine Sächelchen, vorzüglich aber ſein elendes und undeutſches Geſchreibſel zuſammen und floh in dem

Dunkel der Nacht nach * * * *, wo er ſicherer zu ſeyn glaubte.

Als die Schlacht bei Lützen unentſchieden geblieben war und die Alliirten für rathſam erachtet hatten, durch einen klug berechneten Rückzug ihre Streitmaſſen mehr zu concentriren, fingen die ſchamloſen Deutſchfranzen nach und nach an, wieder kecker zu werden und aus der Finſterniß hervorzutreten. Ihr freches Lächeln glich dem Hohngelächter der Hölle! Sie verbanden ſich unter einander enger und ſuchten durch den Umgang mit dem franzöſiſchen Militär an Autorität zu gewinnen und für ihr Intereſſe zu ſorgen. Gleichwohl rieth es ihnen die Klugheit, jetzt vorſichtiger, als ſonſt, zu Werke zu gehen und mehr eine verkappte Rolle zu ſpielen. In öffentlichen Geſellſchaften, wo ſie blos deutſche Patrioten vermuthen konnten, waren ſie ganz deutſch geſinnt und ließen es nur hier und da, wenn ihre Grundſätze zu beißend angefochten wurden, bei einem leichten Achſelzucken bewenden. Waren ſie aber unter ſich, ſo ſprachen ſie ihre Grundſätze laut und unverholen aus, ſchimpften in pöbelhaften Ausdrücken auf die Ruſſen und Preußen, die in der Kriegskunſt noch ſo weit zurück wären, daß ſie während der Schlacht bei Lützen nicht einmal an den Vicekönig von Italien gedacht hätten und ſuchten durch

Scheingründe, die ſich damals leicht aus dem politiſchen Gange der Dinge entwickeln ließen, brave und ihrem Vaterlande treu anhängende Deutſche, denen es an der gehörigen Einſicht und Umſicht fehlte, zu bethören und für das franzöſiſche Intereſſe zu gewinnen.

Referent dieſes gerieth zu jener Zeit durch Zufall einmal in die Geſellſchaft ſolcher Deutſchfranzen und hörte folgendes erbauliches Geſpräch mit an:

Hinz.

Nun gottlob! der Hauptſchlag iſt geſchehen. Die Ruſſen und Preußen ſind bei Lützen total geſchlagen. Der große Kaiſer iſt mit ſeinem ſiegreichen Heere in vollem Anzuge, um ſeine treuen Anhänger zu befreien und die ruſſiſchen Halbmenſchen in ihr abſcheuliches Klima zurückzuwerfen! —

Kunz.

Die Ruſſen und Preußen müſſen es doch recht dumm angefangen haben, daß ſie bei Lützen unverrichteter Sache haben zurückgehen müſſen und wie die Proclamation des groſen Kaiſers ſagt, ſogar recht derb auf das Haupt geſchlagen worden ſind. Bedenken Sie, Freund, die ſchöne Cavallerie, die die Ruſſen und Preuſen hatten, den Enthuſiasmus, den vornehmlich die Preußiſchen Truppen begeiſterte u. ſ. w.

Hinz.

Ja wohl, recht dumm! — *Klug* ſind nur die Franzoſen und der *Klügſte* unter allen lebenden Menſchen, ihr Kaiſer! Er kömmt, ſieht und ſiegt! Ich kann Ihnen verſichern, daß hohe Preußiſche Offiziere, als die Schlacht bei Lützen begann, nicht einmal hinreichende Kenntniſſe vom daſigen Terrain hatten und ſich in Leipzig erſt Specialkarten von Sachſen kauften. Wie konnte es daher bei ſolcher Ignoranz und Fahrläſſigkeit anders kommen, als daß ſie verlieren mußten? —

Kunz.

Und der fatale Vicekönig, der den Ruſſen und Preußen in den Rücken kam! Die Sage geht, daß der Vicekönig mit ſeinem Corps von einem braven Deutſchen auf verſteckten Wegen nach Leipzig geführet worden ſey. Haben Sie noch nichts hiervon gehört?

Hinz.

Ei freilich! der Name deſſelben iſt mir auch genannt worden; doch iſt er mir wieder entfallen. Jeder brave deutſche Mann mußte ſo handeln, wie dieſer Edle, der vorher wahrſcheinlich noch nie die Rolle des Wegweiſers geſpielt hat, handelte. Ich ſelbſt würde ſo gehandelt haben, obgleich mein Domherrnbauch nicht recht zu der Stelle eines Wegweiſers paſſen will.

Kunz.

Und wie trefflich haben ſich die Franzoſen bei ihrem Vorrücken in Sachſen betragen! Der große Kaiſer liebt Sachſen; denn er weiß, daß er in dieſem Lande noch viele Anhänger hat, welche ihm und ſeiner Herrſchergröße Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und ihm bei der Ausführung ſeiner heilſamen, das Wohl von ganz Europa bezweckenden Plane hülfreich die Hände reichen! Etwas geplündert, geſengt, gebrannt und genothzüchtiget iſt freilich worden, allein dieſes verzeihe ich den braven franzöſiſchen und franzöſiſch-deutſchen Soldaten gern; denn wer will dafür, daß er täglich und ſtündlich ſein Leben wagt, nicht auch eine kleine Ergötzlichkeit haben? Das Geplünderte iſt bald wieder erſetzt, das Niedergebrannte in wenigen Jahren wieder aufgebaut und die Unſchuld unſerer deutſchen Mädchen und Frauen — warlich kein ſo großes Gut, daß der Deutſche darüber erzürnt werden dürfte, wenn ſie der brave franzöſiſche Held zum Gegenſtande ſeiner Lüſternheit macht und da gewaltſam handelt, wo man ihm nicht mit offenen Armen entgegeneilen ſollte! —

Hinz.

Ja gottlob! der Hauptſchlag iſt geſchehen und die Ruſſen und Preußen ſind total geſchlagen! das imſamo Koſackenthum hat nur eine kurze Zeit figurirt und ſeine Rolle ziemlich ſchlecht geſpielt! Laſſen Sie uns dem großen Kaiſer von Frankreich, dem Meſſias des neunzehnten Jahrhunderts, zu Ehren, etlichen Bouteillen Champagner den Hals brechen!

Während des Waffenſtillſtandes im Sommer 1813 trieben die Deutſchfranzen in dem von den Franzoſen beſetzten und behaupteten deutſchen Provinzen ihr Unweſen am frechſten und ſchamloſeſten; ob ſie es gleich für rathſam hielten, mehr im Geheimen, als öffentlich zu handeln. Sie ſchloſſen ſich näher an die Franzoſen an und machten mit denſelben gemeinſchaftliche Sache. Diejenigen, welche die Feder in ihrer Gewalt hatten und in der Phraſeologie ſtark waren, bethörten in Zeitungen, Journalen und Flugblättern Deutſchland mit der Erdichtung falſcher Thatſachen und Maximen und zogen mit ihrem höchſt elenden Geſchreibſel den dichteſten Trauerflor um die Wahrheit. Der geheime Juſtizrath Crome in Gießen und einige andere ſchreibſelige Frechlinge waren unklug und ſchamlos genug, vor ihr elendes Geſchreibſel *) ihre gebrandmarkten Namen

---

*) Deutſchlands Kriſe und Rettung im April und Mai 1813. Die außerhalb Sachſens wohl wenig, oder gar nicht bekannten Erinnerungsblätter für gebildete (?) Leſer aus allen Ständen Nro. 30 1813 pag. 412 ff. lieferten folgende ſchamloſe Kritik dieſes elenden Machwerkes: „Eine ſo eben in Leipzig unter dem Titel: Deutſchlands Kriſe und Rettung im April und Mai 1813 von dem als publiciſtiſchem Schriftſteller bereits vortheilhaft bekannten Herrn geheimen Juſtizrath Crome in Gießen erſchienene kleine Schrift verdient theils wegen der gründlichen und wohlgeordneten Darſtellung der Vorfälle jener Zeit, theils wegen der in derſelben aufgeſtellten trefflichen Grundſätze, die gewiß jeder deutſche Staatsbürger mit der innigſten Ueberzeugung zu der ſeinigen machen wird, die allgemeinſte Verbreitung.“

zu ſetzen *); während das hundert andere Franzoſenknechte klug und ſchlau genug waren, dieſes, nicht zu thun, ſondern ſich mit ihrer Schlechtheit und Bosheit hinter eine ſichere Anonymität verſteckten und eben deshalb jetzt noch, hier und da, in Ehren und grosſem Anſehen ſtehen, ſtatt daß ſie eigentlich verdienen, an den Pranger geſtellt und auf immer aus Deutſchland verwieſen zu werden.

Man weiß hier warlich nicht, ob man dem geheimen Juſtizrath Crome, dem Verfaſſer jenes Wiſches, oder dieſem elenden Kritikaſter und Pſeudo-Recenſenten, oder dem Redacteur der genannten Erinnerungsblätter, der ſolchen Unſinn und ſolches infames und elendes Geſchwätz in ſeine Zeitung aufnehmen konnte, die meiſte Schamloſigkeit zuſchreiben ſoll!! —

*) Einige ſolcher Schriftſteller, die das Schreiben nicht laſſen können, weil es ihnen zur andern Natur geworden iſt, ſchreiben, oder ſchmieren jetzt annonym; weil ſie wohl wiſſen, daß ihre Schriften nicht würden geleſen werden, wenn ſie ihre Namen nennen würden und weil ſie ſich die Scham erſparen wollen. Sie ſchelten jetzt auf das franzöſiſche Syſtem, dem ſie doch noch im Herzen zugethan ſind und ſchimpfen auf die Franzoſen, denen ſie ſich ſogleich wieder in die Arme werfen würden, wenn ſie wieder nach Deutſchland kämen! —

Ich könnte hier viele ſolcher elender und undeutſcher Schriftſteller, welche in dieſer Periode unter einer ſicher geglaubten Anonymität im Dienſte des franzöſiſchen Gaunerſyſtems ſtanden und die Schwachen und Unverſtändigen mit ihrem elenden Geſchreibſel bethörten an den literariſchen Pranger ſtellen, wenn ich wollte! — Doch nein! ich ſchäme mich, ſie zu nennen und würde mein ganzes Vermögen und Gut hingeben, wenn ich ihre gebrandmarkten und infamen Namen aus meinem deutſchen Gedächtniſſe verwiſchen könnte! — Ich gebe gern zu, daß ſich zu jener Zeit die Zeitungsſchreiber und politiſchen Schriftſteller überhaupt nicht gegen das franzöſiſche Syſtem erklären durften; allein nöthig hatten ſie doch warlich nicht, aus ihren Gehirnkaſten undeutſches und ſchlechtes Zeug herauszuſchütteln und noch ſchamloſer und frecher zu ſchreiben als (salva venia) der Moniteur, das Journal de l'Empire und andere officielle franzöſiſche Wiſche! —

Andere Deutſchfranzen verbanden ſich mit den franzöſiſchen Platzcommandanten, Gouverneuren und Commiſſären und plünderten und beraubten ihre deutſchen Brüder und ihr ſchönes Vaterland. Sie gaben den franzöſiſchen Behörden Einſchläge, wie ſie die Lieferungen, Ausſchreibungen u. ſ. w. am beſten (d. h. ſo, daß ſie dabei am meiſten gewinnen konnten) einzurichten hätten, wußten gleich Rath zu ſchaffen, wenn öffentliche Gebäude, Kirchen und Privathäuſer in Beſchlag zu nehmen waren, verriethen das verborgene und unbekannte Gut, vertheilten die Einquartierung ſo, daß ſie und ihre Familien keine franzöſiſchen Freſſer zu beköſtigen nöthig hatten, lebten mit franzöſiſchen Lotterbuben auf Koſten der Städte und Communen in dulci jubilo, organiſirten Bordelle, um ihren Halbbrüdern die nöthige Geſellſchaft und Unterhaltung zu verſchaffen, ließen ſich an Lazarethen und Magazinen anſtellen, übernahmen Fuhren und Lieferungen *)

---

*) In einer deutſchen Mittelſtadt erwarb ſich ein ſolcher Bube in der kurzen Zeit von wenigen Monaten ein Vermögen von 20,000 Rthlr. Er übernahm alle Fuhren, ließ ſich von den Gemeinden übermäßig bezahlen und ließ ſich oft 6 bis 12 Pferde quittiren, ohne daß er nur ein Einziges hätte aus dem Stalle gehen laſſen. Und ſolche Buben läßt man in dem ruhigen Beſitze ihres ſchändlich erworbenen Gutes? Man duldet, daß ſie ſich jetzt ſtolz brüſten und die großen Herren ſpielen und buhlt wohl gar um ihre Gunſt und Freundſchaft? — In Deutſchland fehlt es bis jetzt noch an einer Polizei, welche vorzüglich in den niedern Ständen Rechenſchaft fordert von dem erworbenen Gute und alljährlich unterſucht: Wovon nähret ihr euch? Wie ſeyd ihr zu dem Beſitze dieſes oder jenes Gutes gelangt? Woher kommt es, daß ihr jetzt einen Aufwand macht, der mit eu-

und trieben ihre Beutelſchneidereien unter dem Schutze der Geſetze und zuweilen wohl gar unter der Larve ächt deutſcher Patrioten. Ja, ich ſage es laut und frei und jeder brave und hell um ſich ſehende Deutſche wird und muß mir Recht geben, daß dieſe ſcheußlichen Baſtarde unſerm deutſchen Vaterlande mehr geſchadet haben, als die raubgierigen, hungrigen und frechen franzöſiſchen Commandanten und Commiſſäre.]

Noch andere endlich waren während dieſer unheimlichen Waffenruhe im Sommer 1813 vornehmlich als Mitglieder der geheimen franzöſiſchen Polizei thätig, verriethen den franzöſiſchen Behörden die deutſchen Geſinnungen und Handlungen ihrer Mitbürger und wütheten vornehmlich gegen diejenigen, welche ſich in je-

---

rem Stande und mit euren vorigen Verhältniſſen in keinem richtigen Ebenmaaße zu ſtehen ſcheint? u. ſ. w. Gäbe es bei uns eine ſolche Polizei, ſo würde es der Bübereien, Räubereien, Diebſtähle und Ungerechtigkeiten bei weitem wenigere geben. Die meiſten von denen, welche ſich ſo tief erniedrigen konnten, Stellen an franzöſiſchen Lazarethen, Magazinen u. ſ. w. zu übernehmen, haben ein Vermögen von mehreren tauſend Thalern zuſammengeplündert und brüſten ſich jetzt ſtolz mit dem unrechten Gute!!

ner heiligen deutſchen Verbrüderung befanden, welche den Zweck hatte, durch eine ſtille, geheime und wohlberechnete Wirkſamkeit die glänzenden Siege des Rechts über das Unrecht vorzubereiten und in das hoffnungsloſe und verödete deutſche Volksleben neuen frohen Muth, wahre Begeiſterung, ernſten Willen und deutſche Thatkraft zu bringen. Einige dieſer Frechlinge trieben ihre Schamloſigkeit und teufliſche Bosheit ſo weit, daß ſie bei dem erneuerten Ausbruche der Feindſeeligkeiten im Auguſt 1813 die Spione machten, die franzöſiſchen Heere auf unbekannten, kurzen und verborgenen Wegen den verbündeten Heeren mit entgegenführten, die nöthigen Specialkarten herbeiſchafften, die franzöſiſchen Kriegsbaukünſtler mit Rath und That und wohl gar auch mit alten, aus Archiven, Bibliotheken u. ſ. w. geplünderten, Riſſen und Planen unterſtützten, und ſchon im Voraus die Berechnung machten, wie ſie in Verbindung mit den franzöſiſchen Schergen die Preußiſchen und andere Länder ächt vandaliſch berauben und mißhandeln wollten.

Nach der Leipziger Völkerſchlacht, wo der grau-gelbe Corſe auf einmal von ſeiner ſchwindelnden Höhe bis zu tiefſten Verachtung herabſank, fuhr ein paniſches Schrecken unter die Deutſchfranzoſen, welche ihn bisher als den Götzen der Zeit im Staube angebetet hatten. Gleichwohl ließen ſie ihre Hoffnung, daß die Bemühungen der Alliirten vergeblich ſeyn würden, immer noch nicht ſinken und waren nur bei ihren Aeußerungen und Handlungen vorſichtiger, als ſonſt. Sie verbreiteten im Geheimen üble Gerüchte, ſprachen von einer baldigen Trennung des Bundes, welchen die meiſten europäiſchen Fürſten zur Vernichtung der franzöſiſchen Zwangsherrſchaft geſchloſſen hatten und ſuchten in den Gemüthern leichtgläubiger Menſchen, welche die Zeichen der Zeit nicht verſtanden und die Macht der freien Seele nicht kannten, Zweifel und bange Beſorgniſſe aufzuregen. „In einem Jahre," war die Sprache dieſer Frechlinge, „wird Napoleon, ſeinem Verſprechen gemäß, wieder in Deutſchland ſeyn. „Der Kaiſer von Oeſtreich kann und wird ſeinen Schwiegerſohn nicht verſtoßen." „Die Preußen erſchöpfen ſich und werden am Ende ein Opfer ihres voreiligen Heldenmuthes." „In Paris finden die alliirten Heere ihr Grab" u. ſ. w. Dieſe Buben, welche dieſe Sprache führten und vorzüglich in Geſellſchaften des Pöbels, der ihre Suade bewunderte, ihr Unweſen trieben, haben in dieſer

Zeit, vorzüglich in einzelnen deutſchen Provinzen dem Enthuſiasmus für die Wiederherſtellung der deutſchen Freiheit ſehr großen Abbruch gethon und vornehmlich bewirkt, daß hier und da die niedern Stände das nicht leiſteten, was geleiſtet werden mußte, wenn man ſein Gemüth erhoben und zu den Sonnenhöhen der Zukunft und einer beſſern und glücklichern deutſchen Zeit hingerichtet hätte! — Oder warum machte in manchen deutſchen Provinzen die Landwehrausbebung ſo viele Schwierigkeiten? *) Warum ſchloſſen ſich hier und da ſo wenige an die Schaaren der Frei-

---

*) Oft waren auch die Behörden, welche die Landwehrausbebungen beſorgten, ſchuld an dem langſamen Vorwärtsſchreiten der allgemeinen Landesbewaffnung. Ganz nach franzöſiſchen Grundſätzen ließen ſie ſich beſtechen und betrachteten das, ihnen aufgetragene Geſchäft als eine reiche Fundgrube des Gewinnſtes. Hierdurch mußte der wahre Enthuſiasmus, vorzüglich unter den niedern Volksklaſſen, ſehr beeinträchtiget werden; denn der Pöbel ſchloß ſo: Die Sache, wofür man ſtreitet, muß nicht ſehr heilig und wichtig ſeyn; weil man ſich durch Geld von der Verbindlichkeit losmachen kann, für dieſelbe zu ſtreiten. Möchten ſich es die Regierungen zur Pflicht machen, die Bübereien ſolcher Miethlinge und habſüchtiger Behörden an das Licht zu bringen und zu beſtrafen! sapienti sat.!!

willigen an? Warum gab man oft nur mit Unwillen ſein Scherflein zu dem in den Drängniſſen der Zeit erhöhten Staatsbedürfniſſen? — Warlich, dieſer Mangel an Enthuſiasmus, der hier und da herrſchte und das deutſche Selbſtgefühl und die wahre, aufopfernde, deutſche Hingebung verdrängte, iſt großen Theiles, auf die Rechnung jener ſchändlichen Franzoſenfreunde zu bringen, die im Geheimen den Gang und Fortfluß des Zeitgeiſtes in Stocken zu bringen ſuchten und die leichtgläubigen Gemüther durch trügriſche Grundſätze, Meinungen und Gerüchte bethörten.

Selbſt die glorreiche Einnahme von Paris und die Verweiſung des furchtbaren Despoten nach Elba vermochten die meiſten Franzoſenfreunde noch nicht auf beſſere Geſinnungen zu bringen und ihre thörichten und undeutlichen Hoffnungen zu vernichten. Sie meinten, die Alliirten hätten Frieden machen und Frankreich ſehr glimpflich behandeln müſſen; weil ſie ſonſt von der empörten Nationalkraft der Franzoſen völlig vernichtet und zerdrückt worden ſeyn würden; deshalb hätten ſie auch die nach Paris geſchleppten Kunſt- und Weltſchätze nicht ernſtlich reclamirt, keine Kriegsſteuern ausgeſchrieben und Paris nicht ſtark mit Einquartierung belegt! — Napoleon, ſagten ſie, werde ſchon wieder in Freiheit kommen und den zweiten Akt ſeines Lebens trefflich und meiſterhaft ausſpielen. Der ſchlafende Adler werde in Kurzem erwachen und die übrigen Europäiſchen Adler zu Ruhe bringen und in ihre Neſter jagen u. ſ. w. Dieſe Menſchen, deren Sprache zeigte, wie tief ſie ſich in das franzöſiſche Gauner- und Jeſuitenſyſtem einſtudiert hatten, nahmen die aus Rußland und Preußen zurückkehrenden, franzöſiſchen Kriegsgefangenen nicht ſelten mit großem Jubel auf, während daß ſie den wackern Truppen der Alliirten, die den Weltfeind beſiegt und außer Wirkſamkeit geſetzt hatten, nur mit Murren und Unwillen die nöthigen Nahrungsmittel reichten. Wurden Sieges- und Dankfeſte gefeiert, ſo konnte man es dieſen Frechlingen auf der Stirn anſehen, was für unſaubere und niedrige Gedanken ſie in ihrem Innern trugen!

Während des Wiener Congreſſes vermehrten ſich in Deutſchland die geheimen Franzoſenfreunde zuſehends und fingen hier und da wohl gar an, eine recht kecke und unverſchämte Sprache zu führen. In Privatzirkeln und wohl gar auch in Flugblättern entblödeten ſie ſich nicht, den Wiener Congreß zum Gegenſtande leichtfertiger Witzeleien zu machen und Carricaturen zu verbreiten, die jedes deutſche Gemüth empören mußten. Die Sprache, die ſie führten, war oft ſo frech und imponirend und wußte die Gewebe trügeriſcher und blendender Sätze und Schlüſſe ſo künſtlich aneinander zu reihen, daß leichtgläubige Menſchen, durch dieſelbe irre geleitet, für das Franzoſenthum, dem ſie vorher geflucht hatten, gewonnen wurden und ihre rechtmäßigen Fürſten zu verachten anfingen. Die Sprache dieſer Menſchen läßt ſich nicht gut wieder geben; weil ſie zu ſchamlos iſt, als daß ſie zur Publicität-geeignet ſeyn ſollte. Vorzüglich thätig waren dieſe geheimen Franzoſen-Freunde in denjenigen deutſchen Provinzen, welche mit Sehnſucht nach der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt hinblickten; weil da über ihr Schickſal entſchieden werden ſollte.

Je mehr ſich die definitive Entſcheidung des Schickſals dieſer Provinzen verzog; deſto mehr ſtieg in denſelben ein gewiſſer, zu voreiliger, Unwille und deſto freieren Spielraum hatten die Deutſchfranzen; weil ſie dieſen Unwillen benutzten, um die Gemüther von Neuem für das franzöſiſchen Intereſſe zu gewinnen und der Deutſchheit zu berauben.

Ausgemacht wahr iſt es, daß ſich hier und da an dieſe elenden Menſchen franzöſiſche Emiſſäre angeſchloſſen, welche von Buonaparten und ſeinem Anhange abgeſchickt waren, um den Geiſt, der in den verſchiedenen deutſchen Provinzen herrſchte, ſorgfältig zu ſtudiren, die Unzufriedenheit über die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes, vornehmlich unter dem Pöbel, zu vermehren und die Gemüther für das franzöſiſche Intereſſe zu gewinnen. Dieſe Emiſſäre waren vorzüglich in Polen, in Wien, Sachſen, Baiern und in den deutſchen Provinzen jenſeit des Rheins ſehr thätig. Unverantwortlich iſt es, daß die Polizei ſo blind und fahrläßig ſeyn konnte, dieſe verkappten Ungeheuer nicht zu ſehen und zu beſtrafen!! Sie hatten in der Regel richtige Päſſe, trugen nicht ſelten Dekorationen der Alliirten, hatten in Deutſchland ſcheinbar unſchuldige und wichtige Geſchäfte zu beſorgen und waren der deutſchen Sprache vollkommen mächtig. Folgende wahre Anekdote mag hier ihren Platz finden.

Im März 1815 reiſte ich zu Fuße nach einem kleinen * * ſchen Städtchen. Auf dem Wege dahin kehrte ich in einem Gaſthofe ein, in welchem eine große Menge Bauern verſammelt waren, die einem Manne, der mit Wettergläſern handelte, mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörten. Durch meinen Eintritt in die

Gaſtſtube wurde dieſer Menſch etwas beſtürzt und hörte auf, zu reden; weil er mich vermuthlich für einen verkappten Polizeidiener halten mochte. Als ich ihm aber wenig Aufmerkſamkeit widmete und ganz gleichgültig dort ſaß, wuchs ſein Muth und er knüpfte von Neuem den abgeriſſenen Faden ſeiner Rede an. Er ſchimpfte auf den Wiener Congreß, ſagte, daß Buonaparte im April wieder in Sachſen ſeyn, dieſes Land ſehr ſchonen und groß machen und alle Abgaben abſchaffen werde. Der Kerl ſprach eine halbe Stunde lang in dieſem Tone fort und die Bauern wurden durch ſeine Suade ſo ſehr exaltirt, daß ſie laut und einſtimmig verſicherten, der Mann rede lauter Wahrheit. Ich bemerkte ſogleich, daß er ein verkappter franzöſiſcher Spion war und hätte ihn gern der Polizei überliefert, wenn ich nicht mit Recht befürchtet hätte, bei den exaltirten Bauern keine Unterſtützung zu finden. Zum Unglück war auch gerade kein Gensd'arm im Dorfe. Dieſer Bube iſt jedoch, wie ich gehört habe, ſpäterhin aufgegriffen und als Spion beſtraft worden.

Als die Kunde von der Landung Buonaparte's in Frankreich nach Deutſchland kam, fanden die eitlen

Hoffnungen der Franzoſenfreunde neue reichliche Nahrung und neuen Schwung und vorzüglich diejenigen, welche ſchon mit franzöſiſchen Emiſſären in näherer Verbindung ſtanden und die prophezeihende Verſicherung dieſer Spione, daß Napoleon bald noch Frankreich kommen werde, wider alles Erwarten ſo beſtätigt ſahen, wurden übermüthiger, als je und rechneten ſchon die Zeit aus, binnen welcher Napoleon wieder nach Deutſchland kommen werde.

Von dieſer Zeit an ſcheint mit Hülfe der franzöſiſchen Emiſſarien in einigen deutſchen Provinzen eine Verſchwörung förmlich begründet worden zu ſeyn, welche für Deutſchland gewiß ſehr verderblich geworden ſeyn würde, wenn Blücher und Wellington nicht durch den glänzenden Sieg vom 18ten Juni Entſetzen und Schrecken in dieſelbe gebracht hätten!

Die Keime zu dieſer Verſchwörung wurden ohnſtreitig ſchon früher, als im März 1815, gelegt und kluge Politiker, die ſich nicht mit bloßer Zeitungs- und Viſitenpolitik begnügen konnten, wollten ſogar behaupten, daß franzöſiſche Emiſſarien und entartete Deutſche gleich bei Eröffnung des Wiener Congreſſes Wien zum Centralpunkte dieſer abſcheulichen Conſpiration gemacht hätten! Mehrere Thatſachen ſcheinen für die

Meinung dieſer Politiker zu ſprechen! — Großes Dunkel ſchwebt jedoch noch über dieſer abſcheulichen Verſchwörung und meiner Meinung nach wird dieſes Dunkel nicht, — wenigſtens ſobald nicht — aufgehellt werden! — Die Mitglieder dieſer Conſpiration waren aus vornehmen und niedern Perſonen bunt zuſammengeſetzt und der kluge Kopf wird ſich die Frage leicht von ſelbſt beantworten können: Warum die Polizei in Deutſchland dieſe Verſchwörung nicht gleich entdeckt habe. Selbſt Weiber, die von jeher in der politiſchen Welt eine ſo große Rolle geſpielt und mit ihren ſichtbaren und verborgenen Reizen viel gewirkt haben ſollen, ſind, der Sage nach, mit in dem Complotte geweſen! ! —

Die frechen Deutſchfranzen machten jetzt ſchon hier und da Verzeichniſſe von den echt deutſch geſinnten Bürgern, welche ſie den Franzoſen bei ihrer Ankunft in Deutſchland ſogleich zu überreichen gedachten, vergaßen ſich oft ſo weit, daß ſie offenbare Drohungen ausſtießen und Vorkehrungen trafen, wie ſie die erſte Wuth der rückkehrenden Franzoſen zum Verderben ihrer deutſchen Brüder benutzen wollten.

Nach der glorreichen Schlacht bei la belle Alliance und der Einnahme von Paris ſind dieſe elenden Menſchen wieder etwas ſchüchtern geworden und ſuchen ihre undeutſche Bosheit und Schlechtheit von Neuem hinter die Larve deutſcher Patrioten zu verſtecken, die da meinen berechtiget zu ſeyn, die Beſchlüſſe der Wiener Fürſtenverſammlung und andere neuerlich getroffene Maaßregeln und Veranſtaltungen zu tadeln. Vorzüglich groß iſt die Anzahl dieſer Franzoſenfreunde in denjenigen deutſchen Provinzen, deren Schickſal anders entſchieden worden iſt, als hier und da ziemlich laut gewünſcht wurde und ſelbſt viele von denjenigen Bewohnern dieſer Provinzen, die ſonſt nur mit Abſcheu von Buonaparten und der franzöſiſchen Zwangsherrſchaft ſprachen, haben ſich jetzt zu dem franzöſiſchen Intereſſe hingeneigt, weil ſie unzufrieden mit der Lage ſind, in welche ſie durch die Beſchlüſſe der Wiener Fürſtenverſammlung verletzt worden ſind! — ein Beweis, daß der Menſch die Leiden der Vergangenheit und die vorige Knechtſchaft bald vergißt, wenn er nur mit Recht etwas an der Gegenwart ausſetzen zu können glaubt. Die Mehrheit ſolcher Unzufriedener beſteht, wie ſich von ſelbſt verſteht, aus Menſchen, welche durch die neuen Regierungen und Verfaſſungen in Dingen beeinträchtiget werden, zu welchen ſie nicht berechtiget ſind und welche lieber bei dem einmal hergebrachten Schlenbrian, der ihrem Egoismus und ihrer Habſucht hülfreich die Hand bot, ihre Tage in gemächlicher Ruhe vollendet hätten; während daß die neue Regierung ihnen jetzt hübſch auf die Finger ſieht und nicht duldet, daß ſich reiche Müſſiggänger, freche Stadt- und Dorfſultane, pedantiſche Collegia undhungrige Advocaten von dem Marke und Schweiße braver und fleißiger Bürger ſättigen können!! —

Dieſe Deutſchfranzen, unter welchen ſich vornehmlich viele Vornehme, Reiche und ſogenannte Gelehrte befinden, müſſen ſich jetzt bei der dermaligen Lage der Dinge blos damit begnügen, beunruhigende Gerüchte von den Armeen der Alliirten in Frankreich auszubreiten, die ſich jedoch niemals beſtätigen; von einem baldigen Abfalle Oeſtreichs von dem großen europäiſchen Bunde zu ſprechen, an welchen bis jetzt noch kein Vernünftiger denken kann und auf die neuen Verfaſſungen und Regierungen zu ſchimpfen und zu rabotiren, die das Licht und Recht lieben und die Finſterniß und das Unrecht haſſen und beſtrafen! — Der Schade, den dieſe elenden Menſchen anrichten, iſt immer noch ſehr groß und man muß ſich wundern, daß die Regierungen dieſen Ruheſtörern ſo wenig Aufmerkſamkeit widmen und es wohl gar dulden, daß ſich mehrere derſelben frech in öffentliche Geſchäfte miſchen dürfen! —

Die Verſchwörung, die ich oben erwähnt habe, ſcheint zwar jetzt in Stocken gerathen zu ſeyn, aber ſie kann, meiner Einſicht nach, keineswegs noch als vernichtet und aufgelöſt angeſehen werden. Ich glaube, daß der gänzlichen Auflöſung derſelben große Schwierigkeiten in dem Wege ſtehen und daß dieſe Schwierigkeiten nur dann als beſeitiget angeſehen werden können, wenn die Alliirten in vollkommener Einigkeit das angefangene Werk in Frankreich vollenden und in Deutſchland ohne Anſehen der Perſonen, die Schuldigen beſtrafen, züchtigen und verdammen! — Die geheime-Polizei iſt eine teufliſche Erfindung, die aus der Hölle ſtammt; allein warlich, man kann es dem braven, ſeinem Vaterlande treu anhängenden Deutſchen nicht verdenken, wenn er wünſcht, daß dieſes Inſtitut in Deutſchland eine Zeitlang organiſirt werden möchte; damit das böſe und verworfene Geſindel der Franzoſenfreunde, das jetzt immer noch im Dunkeln umherſchleicht und die Blüthe der Deutſchheit in ihrem Entfalten ſtört, von deutſchem Boden verbannt werden könne! —

Deutſche, hört es! — Möget ihr auch mit den Waffen in der Hand Frankreich auf das äußerſte demüthigen; mag auch immer der graugelbe Corſe getödtet werden, oder in ſicheren Gewahrſam gebracht, nie wieder die Ruhe der Völker ſtören können: ihr habt nichts gewonnen, wenn ihr euer Vaterland nicht ſäubert von den fremden Schlacken und dem üppig wuchernden franzöſiſchen Unkraute, und wenn ihr es duldet, daß Menſchen, die kein deutſches Herz in ihrem Buſen tragen, ſondern franzöſiſcher Sitte und Denkart zugethan ſind, den deutſchen Boden entweihen und ſchänden dürfen!! — An wirkſamen Mitteln, dieſes Ottergezücht an das Licht zu bringen und außer Wirkſamkeit zu ſetzen, kann es euch — habt ihr nur guten Willen — nicht fehlen! Benutzet die Zeit und wirket, weil es noch Tag iſt; damit euch eure Kinder, Enkel und Nachkommen nicht fluchen dürfen und damit die Sonne der Deutſchheit nicht wieder verfinſtert werde.

Am kommenden Jahrestage der Leipziger Völkerſchlacht verſammelt euch in euren deutſchen Hainen, wo die Eiche, das wahre Sinnbild der Deutſchheit, ſtolz ihre Wipfel zu den Wolken erhebt, und danket Gott für alle die Siege, die er euren Waffen ſeit dem Jahre 1813 gegen die frechen Franzen gegeben hat! Aber ſchwöret auch Rache jedwedem, der da wünſchet das Franzoſenthum und die alte Knechtſchaft zurück — und machet ein heiliges Bündniß gegen alle die, die da Deutſche ſich nennen und es nicht ſind und ſich durch franzöſiſche Aefferei, Knechtelei und Denkart unwürdig machen des deutſchen Namens, der ſich durch die Tugenden des Krieges und Friedens von Neuem herrlich hineingebauet hat in die Geſchichte der Welt und der Menſchheit! — Deutſche hört!! —

V.

Napoleon und der Alte vom Berge.

Napoleon.

Herabgeſtürzt von neuem von meinen Thronen eile ich zu dir, mir Rath zu ſuchen. Gieb mir jetzt Rath!

Alte vom Berge.

Du hörteſt wohl Rath, aber befolgteſt ihn nie — Dir iſt nicht zu rathen.

Napoleon.

Was habe ich verbrochen?

Alte vom Berge.

Zürne mit der Natur, daß ſie deinen Leib zu der Retorte gährender Stoffe machte.

Napoleon.

Ich ſollte alſo Maſchine bleiben, ich, der ich Herr aller Verhältniſſe zu ſeyn glaubte?

Alte vom Berge.

Jener Sterbliche ſtürzte in das icariſche Meer, weil er den Sonnenwagen führen zu wollen, ſich vermaß.

Napoleon.

Ganz Frankreich alſo hätte mich betrogen, als es mir jauchzend bei meiner Heimkehr von Elba entgegenzog?

Alte vom Berge.

Du kennſt Trug und Heuchelei zu gut, als daß Du Dein Geſchlecht nicht kennen ſollteſt.

Napoleon.

Du haſt Recht. Ich hatte noch einigen Glauben an Menſchen, ich, der ich ſelbſt ſie zu Lug und Trug erzog! Ich verdiene die Strafe. — Jetzt aber öffne mir die Thore der Zukunft. Du wunderbarer Seher — werde ich wieder in Frankreich herrſchen?

Alte vom Berge.

Eine Glorie, einmal erloſchen, ſtrahlt niemals wieder.

Napoleon.

Warum hat das Glück mich verlaſſen, das mir einſt ſo hold war?

Alte vom Berge.

Weil es das Glück iſt, und weil der Kaiſer den Konſul Lügen ſtrafte.

Napoleon.

Wer aber, — o! ſage mir, — wer wird fortan in dem ſchönen Frankreich herrſchen?

Alte vom Berge.

Der Krieg, dein Lieblingskind, ſo Du zurückließeſt.

Napoleon.

Dank Dir für die tröſtende Antwort. Zufrieden bin ich nur, wenn der friedliebende Ludwig den Thron nicht wieder beſteigt.

Alte vom Berge.

Sagte ich das? Du irrſt. Er kann regieren, aber der Krieg wird herrſchen. Frage Fayette, Carnot, Fouché, Davouſt und all' die Geſellen des neuen Chaos, ob ſie Ruhe mögen.

Napoleon.

Würde mein Volk mich in die Gewalt meiner Feinde gegeben haben?

Alte vom Berge.

Ich kenne Dein Volk nicht. Du hatteſt nur eine Armee, und dieſe haſt Du zur feilen Dirne erzogen. Sie giebt ſich jedem hin, der ſie dingt, und lebt von nächtlichen Abentheuern.

Napoleon.

Wie werden die Britten mich behandeln, wenn ich zu ihnen mich wende?

Alte vom Berge.

Der Aufenthalt auf Elba hat dir gefallen, und daraus ſchöpfſt du friſche Hoffnung.

Napoleon.

Werden ſie mich meinen Feinden ausliefern?

Alte vom Berge.

Sind die Britten nicht auch deine Feinde?

Napoleon.

Daß ich nicht wüßte! Ich habe ſie groß gemacht, während alle Verhältniſſe durch einander gerüttelt wurden, durch mich wurde die Welt in Brand geſteckt, und ſie haben dabei gewonnen; das werden ſie dankbar erkennen. Ich werfe mich vertrauend in ihre Arme.

Alte vom Berge.

Willſt du der Jagdhund ſeyn, der losgelaſſen wird, wenn ein Wild ausgeſtöbert werden ſoll, und der wieder angekoppelt wird, wenn die wilde Hatz des Spürhundes nicht mehr bedarf? willſt du der Knecht Ruprecht ſeyn, mit welchem den Kindern gedrohet wird, wenn ſie nicht ruhig ſeyn wollen? *)

Napoleon.

Wenn ich dadurch Gelegenheit bekomme, meine Freiheit wieder zu erringen, — ja!

Alte vom Berge.

Ich ſollte kaum denken, daß Du großen Werth auf die Freiheit ſetzteſt, Du, der Du Sclaven zu machen ſo eifrig bemüht warſt. Du irrſt aber, wenn Du wähnſt, ſo bei Gelegenheit Deine Freiheit wieder zu erhalten. Man wird Dir jetzt beſſer aufpaſſen — ſeit Deiner Rückkehr nach Frankreich hat man auch von jener Seite Dich genau kennen gelernt; Du hielteſt Deine Verſprechungen nicht.

Napoleon.

Weißt Du das ſo genau? Wie nun, wenn ich dahin überein gekommen wär, mich wegzubegeben, wenn das Feuer wieder angeſchürt iſt? Du wirſt zu-

---

*) Vergleiche Neue Fackeln 10tes Heft pag. 282.

geben, daß ich nicht nöthig hatte, mich an die Küſte zu begeben. Man wird es mir in Europa verdenken, daß ich nicht der Loire zueilte, wo ich ſtreitfertige Truppen fand, und deren mehrere noch ſammeln konnte. Mein Name flog durch das Land und viele Tauſende drängten ſich zu den Waffen des alten Feldherrn.

Alte vom Berge.

Wozu frommt es Dir, mich täuſchen zu wollen? Ich will Dir ſagen, was Du zu bekennen Dich ſchämſt. Nach Elba zu gehn, drang Dich die Nothwendigkeit, denn wenn Du bei Fontainebleau noch einen Kampf angeboten hätteſt, ſo hätteſt Du doch in dem Kampfe erliegen müſſen, und wenn jeder Deiner Mannen ein Löwe geweſen wäre. Durch dieſe Art der Unterhandlung retteteſt Du Deine Perſönlichkeit, und die Fäden der neuen Verſchwörung nahmſt Du ſchon nach Elba mit. Nicht umſonſt ſchloſſeſt Du in Zeiten Deiner Noth Dich an die Engländer an; eine Truggeſtalt hielteſt Du ihnen vor; ſie ſollten durch Dich gereizt werden zu neuer Kriegesluſt, und Du wollteſt ſie wieder betrügen. Umſtände, die Du ſelbſt ſo gut kennſt, als ich, und der Wille der Jacobiner, denen Du goldene Berge verſprachſt, führten Dich als einen Popanz, als eine Maſchine wieder nach Paris. Von Deiner alten Armee wieder umgeben, vergaßeſt Du die neuen Verſprechungen, wollteſt wieder ſelbſtſtändig handeln, und Du führteſt die Verſammlung des Maifeldes herbei, um Deine Perſon zu ſichern. Denn von jetzt an warſt Du und Deine meineidigen Generale wieder als Repräſentanten der Nation zu betrachten, und das Decret Ludwig des Achtzehnten, der Dich und Deine Geſellen für vogelfrei erklärt hatte, ſollte dadurch ſeine Wirkſamkeit verlieren. Einen weitern Zweck hatte Deine Verſammlung des Maifeldes nicht. Hätteſt Du die Schlacht von Belle Alliance ſo gut gewonnen, als Du ſie verloren haſt, Du würdeſt jetzt nicht Rath von mir einholen wollen. Ganze Länder würden Dir wieder zugefallen ſeyn, — ich kenne deine Einleitung über dieſen Punct. Du griffeſt auch die Britten und Preußen, und nicht die andern Verbündeten auf deren Linien um deswillen an, weil im Fall einer verlornen Schlacht Du alsdann hoffteſt, ganz Frankreich, und nicht bloß die Dir anhängende Armee für Dich auf die Beine zu bringen, weil Du die Britten und Preußen als Frankreichs Nationalfeinde betrachteteſt. —

Daß dort Deine Armee mit einer nie gehörten Tapferkeit fechten würde, war vorauszuſehen, nicht ſowohl, weil Du, die Wiederherſtellung Deines Thrones der Impuls der Tapferkeit war, als, weil der Soldat, der, ſeit zwanzig Jahren geſiegt gehabt, die Schmach rächen wollte, wodurch die Hauptſtadt in die Hände der Feinde gegeben geweſen war. —

Nach dem Verluſt der Schlacht ſaheſt Du ein, daß Dein Donnerwort nicht mehr das allgebietende war. Die Marſchälle hatteſt Du zu groß und eigenwillig gemacht, die Armee ſtürzte ſich nur für Dich in die Feinde, ſo lange Du ſie zu Raub, Sieg und Mord führen konnteſt. Du ſelbſt eilteſt nicht nach der Loire hin, wohl einſehend, daß Du dort nicht als ehemaliger Kaiſer der Franzoſen auftreten konnteſt unterdem wild empörten Haufen, und daß Du dort zuletzt als ein gemeiner Abentheurer gefallen ſeyn würdeſt. Einen Schein der Größe wollteſt Du um Dich her verbreiten, daß Du jetzt erklärſt, um Deinetwillen ſolle kein Blut mehr fließen. Auf Deiner Flucht nach Paris hatteſt Du aber alle Fäden zu einer neuen Verſchwörung bereits wieder angeknüpft, und ſie liegt in Deinem Kopf bereit, wenn die Gelegenheit ſich giebt. Napoleon den Zweiten durch Lucian ausrufen zu laſſen, das war Dein Werk, in Zeiten der Noth, meinteſt Du, dann die väterliche Vormundſchaft führen zu wollen, und wer den Herzog Enghien ermorden konnte, der würde auch eine tödtliche Gewalt für ſeinen Mündel, ſeinen Soh ngefunden haben.

Ein gewiſſes, nicht grundloſes Vertrauen beſtimmte Dich, den Engländern Dich zu ergeben, während Frankreich ſiedet, und ſieden wird. Wenn der Sturm ausgeraſt hat, ſoll ein verzweifelter Glaube an Deine Nothwendigkeit Dich wieder einführen in die rauchenden Trümmer, welche unterdeß alle Partheien, die Dich haſſen mußten oder die Du übermächtig gemacht hatteſt, verſchüttet haben werden. Das iſt Dein Glaubensbekenntniß, Dein Plan.

Napoleon.

Wenn ich Dir auch nicht Recht geben kann und mag, großer Seher, ſo frage ich Dich nur: wird mein Leben außer Gefahr ſeyn?

Alte vom Berge.

Das hängt davon ab, ob Verträge unverbrüchlich gehalten werden.

Napoleon.

Welche Verträge?

Alte vom Berge.

Haſt Du vergeſſen, daß eine Uebereinkunft bei Eröffnung des Krieges getroffen war, daß nur ſämmtliche Alliirten einen gemeinſchaftlichen Beſchluß über Dich faſſen dürften und ſollten, wenn auch eine einzelne Macht Dich in Gefangenſchaft bekäm?

Napoleon.

Gefangenſchaft! Gefangenſchaft! Gebe ich mich denn gefangen? Aus freiem Willen überlieferte ich mich den Britten. Haſt Du denn vergeſſen, daß jede Uebereinkunft, ſo lange die Geſchichte bleibt, ein loſes Spiel iſt, das nur ſo lange an der Tagesordnung iſt, als der Erfolg nicht die Karten anders gemiſcht hat?

Alte vom Berge.

Wie würde es Dir ergangen ſeyn, wenn in der Nacht zum 19ten Juni der preußiſche Major Keller Dich erwiſcht hätte?

Napoleon.

Ein Zufall, den ich wohl mit Unrecht Zufall nenne, rettete mich. Ich würde, ſo denke ich es mir, fürs erſte meinen Platz in Kolberg gefunden haben, und dann —

Alte vom Berge.

Und dann? — Du zögerſt, die Wahrheit zu geſtehen, die Du fühlſt, Du erſchreckſt vor der Wahrheit, welche Dich hier getroffen haben würde. Ich, als kommandirender General, würde dem Soldaten zürnen, und wäre er der geringſten einer, der Dich lebendig in Gefangenſchaft brächte!

Napoleon.

Wohl wahr! Oft zürnt man dem Verbrecher, und liebt das Verbrechen. Wird aber meine Perſönlichkeit in brittiſchem Schutz ſicher ſeyn? Werden ſie mir einen Zufluchts-Ort, einen Platz der Ruhe in Nordſchottland, oder auf einer Inſel im äthiopiſchen Meer gewähren? Ich habe die Welt zurück gelegt, ich will nur Ruhe, nur Sicherheit haben, um über die Welt und mich ſelbſt nachzudenken. Ich bin es müde, der Spielball fremder Launen zu ſeyn.

Alte vom Berge.

Das wagſt Du, mir zu ſagen? Was aus der Tiefe erwuchs, muß auch zur Tiefe zurück. So lange noch ein Puls in Dir iſt, kannſt Du nicht anders, ſelbſt wenn Du ein Beſſeres wollteſt, als auf Vernichtung ſinnen. Du biſt ein feindliches Geſtirn, welches in falſcher Richtung den Himmelskreis durchfährt, und welches unvermeidbar in der ihm vorgeſchriebnen, feindlichen Bahn hinfährt am Horizont, bis es ſeinen Lauf erfüllt hat, und niederfährt in die Fluthen. So lange Leben in Dir iſt, wird Dein fluchbeladnes Daſeyn das Gift des Haders, der Verſchwörungen neu erzeugen, und Du wirſt die Lockungen hören, und ihnen Dich hinneigen, wenn Du auch auf das fernſte Eisgebirge des fernen Eispols gebannt wäreſt.

Napoleon.

Du lieſeſt falſch in meinem Innern.

Alte vom Berge.

Ich leſe richtig. Werden die Flüſſe jemals ſtromauf gehen, wird der Tyger jemals das Blut des Lammes haben? Alles kehrt zu ſeiner Natur zurück, und erfüllt den Zweck ſeiner Natur.

Napoleon.

Ein trauriges Bild von der menſchlichen Natur ſtellſt Du da auf. Sclaven alſo ſind ſie, welche wüthen müſſen, wenn einige Tropfen Blut mehr in ihren Adern rollen.

Alte vom Berge.

Die Natur hat nicht Schuld an dieſem Betrug, um die Freiheit. Aber die Gewohnheit, die böſe Gewohnheit iſts, welche mit diamantnen Ketten den feſthält, der ihr einmal huldigte. Dieſe Gewohnheit wird Dich immer zurück reißen, und wenn Du jetzt auch goldne Berge verſprächeſt. Die Erinnerung wird Dich mahnen, und du wirſt in die Ketten beißen, bis Du ſie wieder zerreißeſt.

Napoleon.

Nicht Vorleſungen wollte ich von Dir hören; Du ſollſt mir rathen. Was ſoll ich alſo thun?

Alte vom Berge.

Gieb Dich zur Ruhe, armer Geiſt!

Napoleon.

Wo finde ich Ruhe, ich, mit meiner Fülle von Lebenskraft?

Alte vom Berge.

Da, wo das Leben aufhört, wo nur ein Blatt in der Geſchichte Dir zu Theil wird.

Napoleon.

Ich verſtehe Dich, aber ich folge Deiner Deutung nicht. Ehern ſind meine Nerven, Geſundheit ſtrotzt in meinen Adern, und immer größere Gedanken entwickelt mein Gehirn, welches ich nicht vor der Zeit durch Reizmittel ermüdete. Ich habe den Kampf mit einer ganzen Welt aufgenommen, ich werde ihn fortſetzen und —

Alte vom Berge.

— Gewiß erliegen! Vermagſt Du, Du Einzelner, den Strom der Zeit aufzuhalten in ſeinem gewaltigen Zuge, ihn, dem ganze Welttheile keinen Damm entgegen zu ſetzen vermögen? Du wareſt ein Meteor, welches die Wahrheit hervorrief aus dem vieljährigen Schlummer, welches aber nicht dazu geeignet iſt, ſie ferner leiten zu können. Sie wählt ſich jetzt ihre eigne, freie Bahn, ſie verachtet ihren Schöpfer, und muß ihn verachten, das Werkzeug iſt morſch, es kann nicht wieder Schöpfer werden wollen. Deine Glorie iſt erloſchen. Dein Genie ging nicht und konnte nicht weiter gehn mit dem Zeitgeiſt, neue Sonnen glänzen, Du haſt Dich überlebt. Für Augenblicke kann die verlöſchende Flamme wieder aufzucken, und üble Dämpfe verbreiten, aber der Stoff iſt verkohlt, du gehörſt fortan den finſtern

Mächten an, und kannſt nur mit ihnen Dich einen zu unlautern Zwecken.

Napoleon.

Oft aber ſah man, daß ein Verein mit finſtern Mächten, wie Du ſie zu nennen beliebſt, von großem Erfolg für das Geſindel hienieden war.

Alte vom Berge.

So lange die Wahrheit ſchläft! Doch ſie iſt hervorgegangen in großem, hellem Licht, die Völker ſind reif worden für die Wahrheit, weil ſie im Schein ſich überladen hatten, und ihr ſiegendes Panier wird Dich immer zu Boden ſchmettern, Dich und diejenigen, welche Deinem Baſiliskenblick trauen, welche nur die geringſte Deiner Andeutungen einer Beachtung würdigen. Die Zeit der Geheimniſſe, worin der Trug nur ſich hüllen mag, iſt vorüber!

Napoleon.

Und doch ſitzeſt Du in geheimnißreicher Ferne, und Du und Deine Genoſſen, ihr begünſtigtet mein Thun in jenen Zeiten —

— Welche vorüber ſind. Der Himmel gebraucht die Gewitter, um die Luft zu reinigen, aber immer ſind es nur Gewitter, welche in nichts verſtieben, wenn ſie ſich entladen haben, wenn der gute Athem wieder wehet. Tollkühner! Haſt Du es nicht empfunden, wie Ungehorſam, Uebermuth und Herrſchſucht ſich an dem Frevler ſelbſt ſtrafen? — Du mahnſt mich daran, daß ich jetzt als Herr mit Dir reden ſollte, doch — ich übergebe Dich Deinem böſen Engel. Vogelfrei biſt Du durch die ganze Welt, nur mit dem Frevel kannſt du ferner Bündniſſe ſchließen, aber nie wirſt Du Dir dadurch etwas erringen und erſchaffen, immer tiefer wirſt Du nur hinabſtürzen, und alles mit in den Abgrund reißen, was ſich an Dich zu hängen wagen wollte, denn Dein Athem iſt Gift. Unheil wächſt unter Deinem Fußtritt, nur in ſchwüler Nacht konnteſt Du gedeihen mit Deinen nächtlichen Werken — jetzt aber flammt die Fackel der Wahrheit hell auf, Dein falſcher Schein iſt entſchwunden, entlarvt ſteht der Taſchenſpieler davor der ganzen Welt, — wer mit ihm einen Bund knüpfen wollte, ſpricht ſich ſelbſt das Todesloos! Entferne Dich!

VI.

Dürften nicht alle von dem König von Weſtphalen veräußerte Nationalgüter zurückgefordert werden?

Daß es dem König von Weſtphalen kein Ernſt um ſein Land war, und daß er wohl einſah, er werde es nicht lange behalten, das geht beſonders aus dem unverantwortlichen Verſchleudern der Kloſtergüter, der andern geiſtlichen Güter, Zehnten u. ſ. w. hervor. Selbſt die Holzungen wurden verkauft, und außer extraordinären, forſtwidrigen Holzſchlägen auch die Ausrodungen verwilligt in einem Lande, das wahrhaftig kein überflüſſiges Holz hat, das von Jahr zu Jahr einer größern Holznoth entgegen ſieht, und deſſen Bergbau ſchon jetzt, z. B. im Harz, im Mansfeldiſchen und im Saalkreiſe wegen Mangel an Holz nicht gehörig betrieben werden kann. Die Domainen des Königreichs waren an ſich ſchon kaum des Nennens werth, da Napoleons Großmuth den größten Theil derſelben an franzöſiſche Generale verſchenkt hatte, wodurch denn jährlich eine große Menge Geld aus dem Lande ging; welche Quellen der Unterhaltung ſollten nun zuletzt dem Hofe, dem Staat noch übrig bleiben, da es bald kein öffentliches, kein Kron-Eigenthum mehr gab?

Pfiffig genug ſahen die Käufer von ſolchen Kron- und andern öffentlichen Gütern ſich dahin vor, daß ſie nur ſolche Beſitzungen kauften, welche in den ehemaligen preußiſchen, durch den Tilſiter Frieden abgetretenen Begränzungen lagen; ſchwerer hielt der Verkauf in ſolchen Landbezirken, welche nur durch unprivilegirten Raub (denn, durch das Recht der Eroberung kann man nicht ſagen) zu dem weſtphäliſchen Lande geſchlagen waren, wohin die Braunſchweigiſch-Lüneburgiſchen, Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen und Heſſen-Caſſelſchen Erbeutungen gehören.

Wer in dem Braunſchweigiſchen, Hannöverſchen und Heſſiſchen Lande dergleichen Güter von dem König von Weſtphalen und ſeinen Gaunern von Negozianten erkauft gehabt, der hatte ſich auch übel berathen. So hatte z. B. der König von Weſtphalen den ſogenannten Thiergarten bei Blankenburg am Harz, *) der aber kein Thiergarten mehr iſt, keine Einwohnung mehr hat, wohl aber gute, haubare Holzung, ſtarke Obſtnutzung und Heugewinnſt, um ein Spottgeld verkauft. Als der Herzog von Braunſchweig ſein Land wieder in Beſitz nahm, ſtrich er ſogleich dieſen Verkauf, und der Käufer mag nun zuſehn, wo er ſein Geld wieder bekommt. Eben ſo, wie Braunſchweig in dieſer Hinſicht es gemacht hat, hat es auch Chur-Hannover und Chur-Heſſen zum Theil ſchon gemacht, und wird es hoffentlich ganz ſo machen, und zwar mit vollem unleugbaren Recht, denn ſie hatten nie auf ihre Länder verzichtet; was alſo von dem plündernden Räuber geſchehen, iſt

---

*) Auch das Schloß Blankenburg ſollte verkauft werden. Der Handel war ſchon beinahe richtig, und der Kaufluſtige hatte dafür ſo viel geboten, daß er meinte, den Kaufſchilling wolle er aus dem Blei in den Dächern wieder bekommen; alles Uebrige ſey Profit. — Armes Weſtphalen!

in Hinſicht ihrer null und nichtig, durchaus für ſie nicht verpflichtend.

Anders ſcheint der Fall mit Preußen zu ſeyn, denn es hatte ſein Magdeburg, Mansfeld, Halberſtadt, Hildesheim, die Alt-Mark u. ſ. w. durch den Tilſiter Frieden, wie geſagt, abgetreten, und ſo hat es denn auch bis jetzt die an Privatperſonen vom König von Weſtphalen abgetretenen öffentlichen Güter und Beſitzungen noch nicht reclamirt. Aber wir ſtellen die Behauptung auf: Preußen kann, darf und muß alle dieſe Güter reclamiren, und wir glauben, dieſe Behauptung rechtfertigen zu können. Denn

1) Der Friede von Tilſit war freilich dem König von Preußen abgepreßt, allein hieraus kann kein Grund entnommen werden, da jeder Friede von einer Seite allemal den Zwang der Nothwendigkeit enthält. Eher aber iſt darauf Rückſicht zu nehmen, daß dieſer Friede nur mit Napoleon, nicht aber mit dem König von Weſtphalen abgeſchloſſen wurde, und ganz beſonders, daß Napoleon in unzähligen Dingen ſeine im Tilſiter Frieden eingegangenen Verbindlichkeiten und Verſprechungen nicht erfüllte, daß derſelbe daher auch nach der Theorie der Contracte von dem dadurch betheidigten Theil als aufgelöſt und nicht geſchloſſen betrachtet werden kann.

2) Der Verkauf jener Kron- und öffentlichen Güter iſt gegen das Völkerrecht. Dieſe Güter ſind nicht Chatull. Privatgüter des Regenten, ſondern ſie gehören dem Volk. Da nun noch dazu Weſtphalen eine Conſtitution hatte, ſo konnte der König von Weſtphalen ohne Genehmigung des Landes auch nicht einen Morgen Acker, geſchweige denn ſo unermeßlich viele Morgen von dem National-Eigenthum verkaufen. Er erſcheint hiernach als ein unbefugter Verkäufer, und jeder mit einem ſolchen Verkäufer geſchloßne Contract iſt null und nichtig. Der Eigenthümer, alſo das Volk, deſſen Organ die Regierung iſt, vindicirt das Eigenthum, wo ſie es findet, der zeitherige Beſitzer hat keinen rechtmäßigen Titel des Eigenthums aufzuweiſen, und kann ſeinen Regreß nur an dem nehmen, der unbefugter Weiſe ihm etwas verkaufen wollte.

Warum wurde denn dem ehemaligen Preußiſchen Staatsminiſter, Graf Schulenburg-Kehnert, von Kaſſel aus zu verſtehn gegeben, wenn er nicht dorthin kommen und eine Stelle übernehmen wolle, ſo werde man ihm das ehemalige Kloſter Ringelheim im Hildesheimſchen, welches der König von Preußen ihm conferirt hatte, nehmen, da dieſes Grundſtück, als Staatseigenthum, nicht an einen Privatmann kommen könne?

3) Die Staatsnothwendigkeit unterſtützt jene geſetzliche Befugniß, denn eine Staatsgewalt, ohne die ſichern Quellen, welche aus dem Grundvermögen fließen, kann nicht frei ſich bewegen, hat in Zeiten der Noth nur die Laune der Bürger, und beſitzt überhaupt nur eine precäre Exiſtenz. Der König von Weſtphalen nahm der Staatsgewalt dieſes Grundvermögen, und ſoll die Gewalt bleiben, ſo muß auch das Vermögen zurück.

4) Verletzung über die Hälfte löſet jeden Kontract. Der jetzt in ſeine Rechte wieder eingetretene preußiſche Staat wird aber ſonder Mühe durch ſeine fiscaliſchen Behörden darthun können, daß faſt jedes verkaufte Grundſtück unter der Hälfte des wahren Werthes verſchleudert worden, und beſonders wird ſich dieſer Werth noch ſicherer dann beurkunden, wenn man die mitunter an Zahlungsſtatt gegebenen Staatspapiere nicht nach ihrem Nominalwerth, ſondern nach dem öffentlichen Cours berechnet, den ſie zur Zeit der Zahlung hatten. Dieſer Cours kann nur als die wahre, baare Valuta betrachtet werden.

5) Durch Ueberführung des Betruges und der Hinterliſt kann jeder Kontract aufgehoben werden. Nun aber wird der Beweis der Hinterliſt dadurch nicht ſchwer fallen, daß faſt jeder Käufer von jenen Natio-

nalgütern überführt werden kann, daß außer der in der Erwerbs-Urkunde ausgeworfenen Kaufſumme noch Geſchenke links und rechts geflogen und Beſtechungen nothwendig geweſen ſind. — Wenn dieſem allen genau nachgeſpürt wird, ſo werden noch einige Zuchthäuſer angelegt werden müſſen. — Deutſche! Deutſche! Wie ſehr hat die Gewinnſucht euch verirrt gehabt!

6) Zur Sicherſtellung des Staats iſt es nothwendig, daß die Monarchie jene Nationalgüter, alle! alle ohne Ausnahme zurückfordere. Zwar iſt gottlob, nicht daran zu denken, daß wieder eine ſolche Aufkochung geſchehe, als das Jahr 1806 herbeiführte, allein um für ewige Zeiten den Völkern eine Warnung zu geben, daß ſie ſich nicht an dem Heiligthum des Nationalvermögens vergreifen, wenn ein fremder Plünderer es ihnen anbietet, müßte mit unbeugſamem Ernſt durchgegriffen werden. Das bürgerliche Geſetz macht jeden ſtraffällig, der geſtohlnes Gut an ſich kauft, und ſind denn die von Hieronymus verkauften Nationalgüter etwas anderes, als ein, dem Volk geſtohlnes Eigenthum?

Man ſieht leicht, daß dieſe Gründe, welche ein preußiſches Reclamationsverfahren motiviren könnten, durchaus nicht geſucht, nicht ſophiſtiſch ſind, ſondern daß ſie aus Recht, Nothwendigkeit, beinahe aus Unvermeidbarkeit entſpringen, und daß die Mäßigung der Regierung zu bewundern iſt, wenn ſie bis jezt den unrechtfertigen Beſitz noch nicht aufgehoben hat. Will nun die Regierung den Käufern der Nationalgüter den von ihnen — nemlich von den erſten Käufern — gezahlten Kaufpreis wieder geben gegen Herausgabe des Gutes, ſo handelt ſie übertrieben billig. Wir wollen aber einmal annehmen, daß ſie dies thut, da die Mäßigung der preußiſchen Regierung bekannt genug iſt, ſo wird dieſer Kaufpreis genau nach dem wirklichen Erwerbspreis, den die Urkunde ausdrückt, feſtzuſtellen ſeyn. Alles was weiter daran hängt, von Nebenſpeeſen, wird unbeachtet gelaſſen, und wenn Zahlungen in Papieren dabei mit geleiſtet wurden, was genau zu unterſuchen iſt, ſo iſt blos der damalige Cours der Papiere, den ſie in Caſſel als dem Zahlungsorte, gegen baar Geld hatten, zu vergüten.

Nun aber kauften ſehr viele ſolche Güter, um gleich friſch daraus Holz zu ſchlagen, Zehnten abzulöſen, das Inventarium zu verkaufen, zu dismembriren, u. ſ. w. Das verkaufte Nationalgut muß in dem Zuſtande wieder hergeſtellt werden, in welchem der Käufer es empfing; was daran fehlt, oder nicht wieder herbei geſchafft werden kann, das wird nach der wahren Werthtaxe von dem zurückgezahlten Kaufwerth abgezogen, und wer bei der Ausmittelung des Fehlenden die geringſte Verheimligung ſich zu Schulden kommen läßt, der wird als ein Dieb an dem Staatsvermögen betrachtet, und zehn Jahre auf die Feſtung geſetzt. Wir ſind überzeugt, die hiernach rechtlich zu machenden Abzüge ſind ſo ſtark, daß der Staat keiner großen Auslage bedarf, um ſeine Nationalgüter wieder zu bekommen.

Nun ſind viele von dieſen Nationalgütern ſchon in die dritte und vierte Hand gekommen. Der erſte Käufer hat ſie mit gutem Profit wieder weiter verkauft, und dabei ausdrücklich in dem Kontract erklärt und bevorwortet, daß er ein ferneres Beſitzrecht nicht gewähre. Allein das kann den Staat, der ſein Eigenthum reclamirt, in ſeinen Operationen nicht ſtören. Um aber zu bewirken, daß der neueſte Beſitzer wegen ſeines Verluſtes an ſeinen Vormann, und ſofort an den erſten Käufer des Nationalguts ſich regreſſiren kann, ſo müßte dem Ausfall, welchen er in Hinſicht deſſen, was er zahlte, und deſſen, was er wieder empfängt, in dieſem speciellen Fall die Befugniß der Wechſelverfolgung gegen den erſten Käufer beigelegt werden; dadurch kömmt die

Sache am ſchnellſten, ſicherſten und ohne Betheidigung eines Unſchuldigen in Ordnung.

Eigentlich aber ſollten wohl, und das verdienten ſie, alle erſten Käufer von Nationalgütern zu fiscaliſcher Unterſuchung gezogen werden, denn ihr Beginnen iſt doch ganz unleugbar ein ſtrafbares Quasidelictum. Zur Ausmittlung der Wahrheit gehören aber auch Zeugenvernehmungen, Confrontationen u. ſ. w. und da würde die Regierung das ganze ſchändliche Geſchäft, welches zuletzt einen Staatsbanquerut herbeiführen müßte, am beſten ausmitteln können, wenn ſie ſich den Ex-Miniſter Malchus, die Spadille dieſer Verſchleuderungen, auf einige Zeit von dem Lande verabfolgen ließ, wohin er ſeine Nichtswürdigkeit birgt. Um ſo eher würde jedes Land dieſer Requiſition Folge leiſten, da Malchus zuletzt in preußiſchem Dienſt ſtand, denn er war Kriegsrath in Halberſtadt — ehe er das Glück hatte, ſich zum weſtphäliſchen Staatsrath, dann zum Miniſter zu erheben. Man müßte dann dem Herrn Graf von Marienrode etwas gemüthlich zureden bei den Verhandlungen, daß er fein aufrichtig über den ganzen Hergang der Dinge die Wahrheit ſage, was nun freilich ſeine Sache ſo eigentlich nicht iſt; indeſſen, wenn man ihn einen Hintergrund blicken läßt, der etwas ins Dünkle ſchattirt, ſo iſt er doch auch wohl weichherzig zu machen, er, der es ſich zur Pflicht machte, das Königreich ganz weich zu ſchlagen.

Ueber dieſe unſere Vorſchläge und Bemerkungen werden nun freilich diejenigen die Naſen rümpfen, und einige Priſen nehmen, auch den grauen Hut oder die Hamburger Comptoirmütze, oder das ſauber geſchneiderte Bonnet von einem Ohr zum andern rücken, die ſich in gemächlichem Beſitz finden, und an dem weſtphäliſchen Aas immer noch nagen und es ſich wohl ſchmecken laſſen, während die Spießbürgernaſen immer das für Aas halten, und es mit den Füßen fortſtoßen, was ſtinkt, während der haut goût der Leckermäuler, welchen deutſche Koſt anekelt, ſich bei dem Aas wohl zu befinden glaubt; indeß wir ſagen Euch, ihr Aasfreſſer, ihr werdet Bauchgrimmen bekommen, wenn erſt, über kurz oder lang, der große Arzt, die Staatsnothwendigkeit, euch ein Laxierpulver eingiebt.

Bei dieſer Gelegenheit können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der preußiſche Staat viele treue Bürger dadurch verloren hat, daß in weſtphäliſcher Zeit ein Lump von Emporkömmling, der Luſt zu einem alten Rittergut, deſſen frühere Bewohner den preußiſchen Thron mit gegründet und geſchützt hatten, in ſich fühlte, auf ſehr wohlfeile Weiſe zu ſolchen alten, ſchon durch das Alter der Vorzeit ehrwürdig gewordenen Stammhäuſern dadurch kommen konnte, daß er eine hypothekariſche Obligation an ſich kaufte, das Gut anſchlagen ließ, und, bei dem Mangel an Gelde, um ein Hundegeld (man erlaube immer den pöbelhaften Ausdruck für eine pöbelhafte Zeit, ein pöbelhaftes Beginnen und pöbelhafte Menſchen) es erſtand.

Auch dieſe Methode eines bubenhaften Wuchers, deſſen nur gemeine Seelen fähig ſind, die Gefühl, Moral und Redlichkeit nach Geldmünzen berechnen, müßte genau gelichtet, und den von Haus und Hof getriebenen Familien Luſt, Gelegenheit, Unterſtützung und Nachdruck gegeben werden, jene Pilze, welche nur in modrigen, ſtinkenden Boden Nahrung finden, in dieſen Boden zurück zu werfen, und ſie aus einem Garten zu vertreiben, in welchem die Stämme wieder friſche Zweige treiben, und wo es ein ekler Gegenſtand iſt, Pilze zu bemerken.

Jeder Wucher an den Grundſätzen des Staats iſt dem Schwamm zu vergleichen, der das ganze Gebäude morſch macht, wenn man nicht zeitig genug ihn mit Füßen tritt. Sume igitur, quod tuum eſt!

VII.

Schreiben Napoleon Buonaparte's an ſeinen Schwager Joachim.

(Aus dem Italieniſchen.)

Porto-Ferrajo, den 1ten Januar 1815.

Hier auf Elba bin ich mehr Herr des Neujahrstages, als ich das in Paris ſeyn konnte. Die Glückwünſchungen dort nahmen ja kein Ende; oft machte ich meine Bemerkungen darüber, wenn der Gallimathias der Sclavenſeelen mir Methuſalems Alter wünſchte; eigentlich aber wollten ſie doch nur ſagen, ſie wünſchten mich zum Teufel, und zwar je eher, je lieber. Darum habe ich denn auch den Menſchen nie getraut, und werde ihnen nie trauen. — Wo werden wir denn nun am künftigen Neujahrstage das Geſchwätz der devoten Dienerſchaft anzuhören haben, mein lieber Mürat? Mit dem künftigen Neujahrstage mögte wohl keiner von uns mehr an dem Platz ſtehn, auf dem er jetzt ſteht; es iſt uns das wichtigſte Jahr unſers Lebens, und wir haben gar nicht gelebt, wenn wir es nicht gut zu Ende bringen.

Deinen Glückwunſch, den Du an mich haſt gelangen laſſen, nehme ich als aufrichtig an; die Noth zwingt Dich zu dieſer Aufrichtigkeit, Du ſiehſt, Du kannſt mich nicht entbehren. Alles Vergangene ſey vergeſſen. Vergiß Du die Ungeſchicklichkeit, welche ich Dir öffentlich vorwarf, vergiß, daß ich Dir Neapel nehmen wollte; — ich hatte Dir etwas Beſſeres dafür zugedacht, und will es vergeſſen, daß Du nach dem Unfall bei Leipzig zuerſt mich verließeſt.

Deine Anſtalten, die Du machſt, gefallen mir nicht ganz; Du biſt zweideutig, nicht behutſam genug, und läufſt Gefahr, zu früh loszubrechen. Endlich werden doch die Herren in Wien fertig werden, und auseinander gehn; ehe thue Dich nicht offenbar; Du wirſt ſonſt ſchnell aufgerieben, ehe ich Dir zu Hülfe kommen

kann. Laß künftighin durchaus meine Schweſter Caroline aus dem Spiel, ſie verſteht an ſich nichts als Liebesintriguen, wie Du weißt, und da ſie früherhin an den Regierungsgeſchäften nicht Theil genommen, ſo wird man leicht auf die Vermuthung kommen, daß Deine Bewegungen einen Zweck für mich haben. — Ich fürchte überdem ſo ſchon, daß wir früher werden losbrechen müſſen, als ich wünſchte, denn der Herzog von Angouleme hat ſchon Verdacht geſchöpft, der Graf von Lille hat dieſen Verdacht in Wien mitgetheilt, und in England will man ſogar ſchon eine Chifferſprache kennen, die ich auswärts führe; doch iſt man bis jetzt noch ganz ruhig; Poſaune Du irgend ein Gezänk, etwa mit dem alten Papa in Rom, *) durch die Welt, und halte Dich unterdeß, ſo gut Du es verſtecken kannſt, marſchfertig. Von Ober-Italien her haſt Du unterdeß nichts zu fürchten; es iſt — — — — —
— — — — — — — — — — **)

Unſere Freunde in Frankreich handeln unterdeß meiſterhaft; die Armee Ludwigs gehört wieder mir. Die Marſchälle ſind durch Wort und Schrift von neuem an mich gebunden; ſie dürfen mir nun ſchon nicht abfallen, oder ich zeige ihre Papiere vor, und das kann ich bis auf den letzten Augenblick ſicher thun, und ſie verlieren die Köpfe. Der alte Unruhſtifter Carnot iſt unermüdet, und hält ſehr gut Wache. Der Hof iſt eingewiegt, und wird erſt aufwachen, wenn ich ihn wecken will. Daß die Bourbons die Pfaffen, den alten Adel und die alten Acciſeeinrichtungen wieder gelten laſſen, macht ſie verloren. Den Jakobinern muß ich jetzt noch ſchmeicheln; bei Dir fällt der Grund weg, laß ſie daher in nichts hinein ſehn.

---

*) Vecchio padrone di Roma, heißt es in der Urſchrift.

**) Eine lange Stelle mußte für jetzt aus der Ueberſetzung weggelaſſen werden, aus Gründen, die ſich der Leſer ſelbſt entziffern mag.

Frankreich werde ich alſo bald wieder mein nennen, und wir wollen dann fürs erſte das Ausland in Ruhe laſſen, wenn man Belgien zunächſt wieder zulegt; ohne dem gebe ich nicht ab. Wollen ſie uns aber zuvorkommen, und den Krieg anfangen, ſo werden wir auch Mittel finden. Die Schlauköpfe, welche ich von dieſem kleinen Punkt, den man von meiner großen Herrſchaft mir gelaſſen hat, in alle Enden der Welt geſandt habe, werden Wunder thun.

Ich komme mir hier vor, wie ein Puppenſpieler, der hinter der Couliſſe ſteht, und ſeine Könige und Prinzen auf dem Theater am Drath zieht. Wenn ſonſt kein Drath zur Unzeit reißt an meiner Maſchinerie, welche man mir Zeit gelaſſen hat, hier in Stand zu ſetzen, ſo denke ich, ſoll das Publicum Kopfſchmerzen von meinem Spectakelſtück bekommen.

Mit der nächſten Jagd werde ich Dir einen Pohlen * * * zuſchicken. Er iſt ein alter Inſurgent, träumt immer noch, ich werde ſeinem Vaterlande die Freiheit wieder geben, und er paßt für uns. Wenn er Dir das drei und ſiebenfache Zeichen macht, ſo kannſt Du ihm mit den nähern Anweiſungen, die er Dir mündlich von mir bringt, ganz trauen; bringt er nur das dreifache Zeichen, ſo taugte er nicht, und Du ſetzeſt ihn feſt. Ueberhaupt melden ſich ſchon viele Pohlen bei mir; wir wollen doch ſehn, welcher Gebrauch davon zu machen iſt.

Die engliſchen Herrn Kaufleute haben mir da wieder einen Spanier über den Hals geſchickt, deſſen Familie ich zu viel gethan haben ſoll. Das kann ſeyn; ich kann das alles nicht behalten. Er ſoll nichts Geringeres thun, als blutige Rache an mir zu nehmen. Ihr Stümper! auf dieſe Art richtet ihr nichts aus! — Auch habe ich ſchon wieder vergiftet werden ſollen;

lernt doch das Gift erſt kennen, das allein mir noch ſchadet!

Schicke mir mit dem nächſten Schiff Abendunterhaltung; ich bedarf derer ſehr, und hier iſt alles unerträglich abgeſchmackt. Du brauchſt nicht ſehr beſorgt wegen der Emballage zu ſeyn. Die Waſſerratte, welche man mir zur Aufſicht gegeben hat, nimmt es nicht mehr ſo genau mit dem Hafen, und läßt die Schiffe ſchon leichter durch; ſie verkäuft ſich die Schmerzen des Zipperleins in Livorno.

Ich ſoll hier an Korpulenz zugenommen haben; ich bemerke das ſelbſt. Es wird ſich verlieren, wenn ich erſt wieder in meinem Element, draußen im Felde, bin.

Daß die Verhandlungen in Wien ſich lange hinziehn würden, das war in der alten Ordnung, und ſtand zu erwarten. Wenn ſie aber noch lange mit den Federn kritzeln, und neue Landcharten machen, ſo werde ich bald müſſen mit dem Schwerdte darein ſchlagen, denn ehe ich nicht komme, und dieſen gordiſchen Knoten zerhaue, wie jener Alexander, wird er doch nicht gelöſt. In Genua an das Land zu treten, wie Du meinſt, geht nicht. An der franzöſiſchen Küſte muß es geſchehen. Ueberraſchend muß der Schritt der Armee, dem Volk, der ganzen Welt ſeyn. Haben ſie Zeit, ſich zu beſinnen, ſo mögen wir nur den Rückzug wahrnehmen. Die Waffenvorräthe, welche ſchon jetzt in Grenoble liegen, habe ich für die Armee beſtimmt, welche Dir den Arm reichen ſoll. Maſſena wird dort handeln.

Laß durch unſere dienſtbaren Geiſter dort auch ausſprengen, daß ich verrückt geworden ſey; in Frankreich und Deutſchland habe ich es ſchon verbreiten laſſen. In Frankreich ſchüttelt man den Kopf darüber, in Deutſchland glaubt man es, weil man es wünſcht.

Der Graf von Lille leidet am Podagra. Wenn er nur nicht ſtirbt, ehe es Zeit davon iſt. Er iſt bereits ſo gefällig geweſen, Waffenvorräthe, Munition und meine beſten Truppen mir nach dem ſüdlichen Frankreich entgegen zu ſchicken; dafür werde ich meinerſeits aus Dankbarkeit ihn aus dem Pallaſt der Thuillerien verweiſen.

Ich erwarte bald eine wichtige Depeſche von --- --- --- ---, die mir beſtimmten Aufſchluß darüber giebt, ob und auf wen ich unter den Ausländern beſtimmt gleich anfangs rechnen kann; --- es ſey nun ſo, oder ſo, genug, nach Erhalt dieſer Depeſche werde ich meinen Reiſerock hervorſuchen.

Wenn Du mir dort eine Anleihe bewirken kannſt, ſie würde mir ſehr zu ſtatten kommen. Eine ſtehende Armee koſtet mir bei weitem ſo viel nicht, als die Schufte von Spionen und Emiſſairs; und doch ſind dieſe Kerls ſo nothwendig, und wollen prompt und honett dafür bezahlt ſeyn, daß ſie Schufte ſind. Ich habe ſie nie leiden mögen, aber wo wären wir ohne dieſe unſichtbare Armee?

Noch eins für Dich: an die Schweitz verſchwende keine Mühe und kein Geld mehr; es iſt alles vergeblich.

Meine alten Garden haben trefflich hier zugelernt, und brennen vor Wuth; bald ſollen ſie wieder zu thun bekommen.

In Paris umarme ich Dich.

Napoleon.

Nachricht. Dieſer, aus der italieniſchen Handſchrift überſetzte Brief iſt eines von den Actenſtücken, welche zu dem ganzen Verſchwörungshandel, der ſich auf Elba entſpann, gehören. Wir werden in den fernern Heften dieſer Zeitſchrift noch mehrere ſolcher Actenſtücke, die bereits in unſern Händen ſind, mittheilen können. Man leſe vorſtehenden Brief nicht mit der Anſicht: si non è vero, è ben trovato! Napoleon, wie er iſt, bleibt darin wohl unverkennbar. Wie dieſe Actenſtücke eine gute Beute eines Unberufenen wurden, das wird erſt ſpäterhin angezeigt werden können.

VIII.

Geheimes Conſeil in einer ehemaligen Reſidenz.

(Großer Prunkſaal. Der regierende Herr ſitzt auf einem prachtvollen Thronſeſſel. Unter ihm zu beiden Seiten der Juſtizminiſter, der Kriegsminiſter, der Finanzminiſter, der Miniſter des Innern, der Miniſter-Staatsſecretair und ein reicher Banquier.)

Der regierende Herr.

Ich habe Sie zuſammen berufen laſſen, meine Herren, um in einer der wichtigſten Staatsangelegenheiten mir Ihren Rath zu ertheilen. Sie wiſſen es, und haben es vielfach gerühmt, daß ich während meiner glorreichen Regierung immer darauf bedacht war, das Heil und Wohl meiner guten Völker zu befördern, und Sie berichten mir hin und wieder, daß des Segens Füllhorn über ihnen ausgeſtrömt iſt. Auf meinen Reiſen durch die Länder habe ich auch bemerkt, daß alles Volk zu meinem Wagen ſtrömt, und mir ein freies, freudiges Vivat entgegen rief. Aber thue ich nicht auch alles Mögliche für das Heil des Landes? Mein Hofſtaat iſt ſo einfach und klein, daß mancher Edelmann in meinem Reiche ein größeres Haus macht. Ich lebe ſo einfach, daß ich mich oft ſelbſt darüber wundere, wie ich das thun kann. Meine Armee habe ich ſo einfach, und mit ſo vieler Sparſamkeit gekleidet, als nur möglich. meine Hausdienerſchaft iſt klein, und ſchlecht beſoldet, meine Staatsdienerſchaft iſt ſo geringzählig, als möglich, und wird ſehr knapp bezahlt. Ich habe nur vier Reitpferde, und vier erbärmliche Zug-Wagenpferde. Meine Weinkeller ſind ſchlecht beſtellt, weil ich keinen Wein trinke, und ich arbeite den ganzen Tag für das Land. Zuweilen mache ich zur Erholung eine Reiſe nach Paris, aber die Reiſe iſt dem Lande wohlthätig, denn dort werde ich frei gehalten. Nicht eine einzige, gehäſſige Leidenſchaft der großen Herren peinigt mich, und führt zu koſtbaren Ausgaben. Meine Feldzüge mit meiner Armee ſind durchaus immer glücklich geweſen, und haben dem Lande kein Geld und keine Menſchen gekoſtet. In der That, ich darf es mir ohne Hehl geſtehen, ich bin ein Muſter der Regenten. — Dies zur

Einleitung! — Noch nie, das wiſſen Sie, habe ich zur Unzeit Geld von dem Lande gefordert! Jetzt aber dringt eine große Noth auf mich ein! Meine Chatulle iſt ganz leer. Ich habe einige Plemperſchulden gemacht, die ich durchaus bezahlen muß, da es einem Regenten nicht geziemt, Schulden zu machen, und außerdem habe ich einige, dem Lande wohlthätige, geheime Ausgaben. Mit der genauſten Erſparniß habe ich dieſe Nacht, als meine guten Völker ſchliefen, alles berechnet, was ich gebrauche. Es iſt nicht viel; es ſind nur zehn Millionen Franken! Aber ich gebrauche ſie bald, ſehr bald! Jetzt geben Sie mir Ihren Rath, wie iſt dieſe Kleinigkeit am ſchnellſten zuſammen zu bringen? Herr Juſtizminiſter, Sie ertheilen mir zuerſt Ihren klugen Rath!

Der Juſtizminiſter. (aufſtehend)

Ich glaube nicht, daß es zu meinem Beruf und Dienſt gehört, einen ſolchen Rath zu ertheilen; ich muß auch aufrichtig bekennen, daß ich die pecuniären Kräfte des Landes gar nicht kenne. Darf ich Ihnen aber einen Rath ertheilen, gnädiger Herr, ſo iſt es der: Sinnen Sie Tag und Nacht darauf, daß die Cautionen der Staatsdiener, welche alle vergriffen ſind, wieder zuſammen gebracht werden, und vor allem andern, daß die rein ausgeplünderte Amortiſationscaſſe bei Heller und

Pfennig wieder gefüllt wird. Ich ſage es laut, und halte für meine Pflicht, es zu ſagen, dieſe Plünderung der Amortiſationscaſſe iſt eine Schandſeule für den Staat. Das Bischen Armuth der Wittwen und Waiſen, und die Gelder, welche man vertrauungsvoll dem Staate hingab, ſind auf eine ſchändliche Art verpraßt, und ihr baar Geld werden die Armen nie wieder ſehn. Es iſt der ſtrafbarſte Diebſtahl, an einem Depoſitum ſich zu vergreifen!

Der regierende Herr.

Sie reden ſehr dreiſt! Wenn Sie keinen beſſern Rath wiſſen, ſo ſind Sie in dieſer edlen Verſammlung überflüſſig! Adieu, Herr Juſtizminiſter!

(Der Juſtizminiſter entfernt ſich mit einer würdevollen Verbeugung.)

Der regierende Herr.

Sie werden ſchon öfters bemerkt haben, meine Herren, daß der gute Mann zuweilen irre redet. Wäre er mir nicht von Paris aus geſandt, ich hätte ihn längſt ſeiner Dienſte entlaſſen. Jetzt reden Sie, Herr Kriegsminiſter!

Der Kriegsminiſter.

Das Volk iſt eine Maſſe von Nullen, alſo gar nichts!

der Regent iſt der Nenner, und giebt dem Volk erſt den Namen. Das Volk alſo muß ſich freuen, daß der Regent ihm einen Namen giebt, und wenn er das letzte Hemde von dem Volk fordert, ſo müſſen ſie mit Freuden es hingeben, denn er iſt der Fürſt, den Gott eingeſetz. Dem Volke zu ſagen, da --- und dazu braucht der König das Geld, das wäre Thorheit, und eine viel zu weichliche Behandlung des Volkes; genug! der Herr will es haben! Die guten Tröpfe geben auch willig her, wenn ſie Ernſt ſehen! Wozu ſoll auch das Volk ſo viel Geld haben? Je ärmer, deſto gehorſamer, --- je reicher! deſto übermüthiger! Dieſes voraus geſchickt, ſo iſt mein Vorſchlag folgender: ich würde ſogleich alle Truppen, die wieder auf den Beinen, und nicht in Pohlen ſind, alle Gensd'armes, alle Zwangsbefehlsträger, und beſonders alle Huiſſiers --- denn dazu ſind dieſe Menſchen ſehr gut zu gebrauchen, in Bewegung ſetzen! Die müßten durch das ganze Reich Haus für Haus gehen, und ſagen: macht Eure Säckel auf, und gebt dem Herrn, was Ihr erſchwingen könnt! Zahlen müßt Ihr, das hilft nichts, denn der Herr braucht Geld! Jeder hat ja einen Nothpfennig, oder Schauſtücke, u. ſ. w. liegen! Marſch! heraus mit dem Gelde! Zahlt ihr nicht ſogleich honett, ſo wird das ganze Haus durchviſitirt, und finden wir etwas, ſo nehmen wir es mit, und ſtecken Euch das Haus über dem Kopfe zur Strafe an!

... Uebrigens wird Euch der Herr Eure Bereitwilligkeit in Gnaden gedenken! Beſonders müßte man alle Kauf- und Juden genau bis auf den unterſten Kellerraum viſitiren, und beſonders muß bei den alten Jungfern und Hageſtelzen genau nachgeſehen werden! Den Geldwechslern, Bäckers, Brauern, Brandtweinbrennern, müßte man ihre Ladencaſſen abnehmen, eben ſo den Krämern und die Vorräthe der Goldſchmiede und Juweliere durch das ganze Reich ſind auch nicht zu verachten, und doch ſo gut, als baar Geld. In der That, ich müßte mich ſehr verrechnen, wenn Sie, gnädiger Herr, durch dieſen ſchnellen, guten Zug nicht in Zeit von vierzehn Tagen mehr als zehn Millionen Franken in der Taſche haben ſollten!

Der regierende Herr

Der Vorſchlag hat allerdings viel Beifallwürdiges, und iſt tief durchdacht. Ich muß Ihnen aber bekennen, mein Herr Kriegsminiſter, daß er mir etwas zu militäriſch iſt, und daß ein ſolches Verfahren Aufſehn im In- und Auslande erregen würde! Vielleicht würde auch mein Bruder nicht damit zufrieden ſeyn.

Der Kriegsminiſter.

Der erlauchte Herr Bruder hat gewiß nichts dagegen, weil dadurch dem Deutſchen Geld abgenommen wird, und glückt der Gewaltſtreich, was kann meinen gnädigen Herrn dann das Gerede kümmern, wenn Er das Geld in der Taſche hat!

Der regierende Herr.

Wir wollen Ihren Vorſchlag einſtweilen uns genau gemerkt haben. Ich danke Ihnen vorläufig. Setzen Sie ſich wieder. — Nun, was ſagt mein vielerfahrner Finanzminiſter? Hat er bereits aus ſeinem klugen Kopfe etwas hervorgeſponnen, was ſich in Erwägung ziehn läßt? Reden Sie jetzt!

Der Finanzminiſter (ſteht auf.)

Sie ſind überzeugt, gnädiger Herr, daß ich immer mit der zärtlichſten Sorgfalt die Beförderung des wahren Glücks Ihrer Völker wahrnahm, ſo lange ich an der Spitze der Finanzen zu ſtehen, das Glück habe. In der That, das Herz würde mir auch bluten, wenn ich wüßte, daß nur ein einziger Unterthan über mich ſeufzte. Aber nein, ich weiß es, ich bin überzeugt davon, das ganze Land preiſt ſich glücklich, daß ich die Finanzen leite! Dabei, der Himmel iſt mein Zeuge, und das Land bewundert es, — bin ich beinahe übertrieben gewiſſenhaft. Ich mögte beinahe ſagen, das iſt ein Naturfehler, der mich ſelbſt beſtändig quält. Arm zog ich in das mir angewieſene Palais, und arm werde ich es verlaſſen, und ſollte ich ein halbes Jahrhundert das Glück haben, den Finanzen vorſtehn zu dürfen. So oft mein gnädiger Herr Geld verlangten, wußte ich bis dahin immer etwas anzuſchaffen, ohne daß jemand gedrückt wurde, ja ich habe das Glück gehabt, Mittel zu Herbeiſchaffung des Geldes ausfindig zumachen, ohne daß das Volk, wenn es zahlte, wußte, wofür es zahlte. Was die gegenwärtige dringende Noth betrifft, ſo muß allerdings Rath geſchafft werden. Eine ſchnell aufzubringende Anleihe, das geht durchaus nicht.

Der regierende Herr.

Warum nicht?

Der Finanzminiſter.

Da ſind der Gründe viele. Erſtlich ſind ſchon diverſe Anleihen gemacht, und die Staatsobligationen haben das papierne Zeitalter herbei geführt, ſo ſtark iſt jetzt deren Zahl, zweitens traut dieſen Obligationen keiner mehr, da ſchon eine nahmhafte Parthie zum Wohl des Schatzes auf ein Drittheil herabgeſetzt wurde. Drittens, für den Augenblick hat der Staat durchaus gar keinen Credit.

Der regierende Herr.

Warum nicht?

Der Finanzminiſter.

Gerade heraus geſprochen, — ich habe nie ſchmeicheln können, — man iſt geſpannt auf den Ausgang des nordiſchen Krieges. Man wettet ſchon im Stillen Tauſende gegen Eins, daß ſehr bald die ganze franzöſiſche Armee zerſprengt, vernichtet ſeyn wird, und daß die Trümmern davon ſchnell über den Rhein geworfen werden!

Der regierende Herr.

Thorheit! Ich bitte Sie, — mein Bruder —

Der Finanzminiſter.

Den fürchtet man nicht mehr, ſeit er die ſchnelle rückgängige Bewegung von Moskau nahm, und die Armee verließ und nach Paris flüchtete. Jetzt ſitzt er in Sachſen in einer fatalen Klemme.

Der regierende Herr.

Schweigen Sie vom Kriege. Den haßt mein zärtliches Herz. Weiter in der Geldaffaire!

Der Finanzminiſter.

Klöſter, Stiftsgüter und dergleichen können wir nicht mehr verkaufen, denn es kauft keiner! Ich habe einen andern Plan. Ich habe in meinem Bureau ein vollſtändiges Verzeichniß des Kapitalvermögens jedes einzelnen Unterthanen im Königreich. Viele Kapitalien mögen freilich verſchwiegen ſeyn; doch das thut nichts. Auf den Grund dieſes Verzeichniſſes werden die executiven Behörden durch das ganze Königreich ſofort in Bewegung geſetzt, und ziehn auf Befehl der Regierung binnen zwei Tagen fünf und zwanzig Procent ein. Wer nicht zahlt, dem wird das ganze Kapital genommen, mindeſtens wird er damit bedroht! Ich laſſe mein Leben, in zwei Tagen iſt mehr als die Kleinigkeit von zehn Millionen, und den Koſten des Siebes zuſammen, und geht alles in Ordnung, ſo iſt die Summe unermeßlich, die einkommen muß. Das drückt ja auch niemanden, denn der Kapitaliſt bleibt immer noch Kapitaliſt. Ja, das iſt ihm ſogar ein wohlthätiges Laxativ, er erſtickt nicht in ſeinem Fett, das ihm abgezapft wird, und bei genauer Ueberlegung ſieht er, daß das ein angenehmes Reizmittel war, die fünf und zwanzig Procent wieder voll zu machen. Ich habe geredet!

Univ. Bibl.
München

Der regierende Herr.

Sie Schlaukopf! Das ließe ſich ausführen, und wär' alſo auch ſogar wohlthätig. Wollen es uns merken! Setzen Sie ſich nieder! Nun, mein Herr Miniſter des Innern?

Der Miniſter des Innern (ſteht auf)

Die vorgetragenen Pläne ſind alle ſo weiſe durchdacht, daß ich kaum wage, hervor zu treten! Indeß es ſey. Der Regent iſt der Patron aller Kirchen und Kirchengüter durch das ganze Reich. Als Patron ſteht ihm frei, darüber nach freier Willkühr zu diſponiren. Ich würde daher eine Bekanntmachung ausgehen laſſen, folgenden Inhalts:

„Durch das Recht der Eroberung nahmen Wir Unſere Länder in Beſitz! In einem eroberten Lande iſt alles Eigenthum des Unterthanen Eigenthum des Eroberers. Aus landesväterlicher Milde wollen wir jedoch nichts davon fordern, vielmehr ſolches als Eigenthum, wie vorher, den Unterthanen gewähren und ſchützen. — Dagegen aber haben Wir erwogen, daß alle Kirchen, Pfarr- und Schulgebäude und Aecker unbeſtritten Unſer freies Eigenthum gleichfalls ſind, und werden ſämmtliche Gemeinen des Reichs hierdurch veranlaßt, Angeſichts dieſes ſich nach der Reſidenz zu begeben, die benannten Gebäude und Aecker nach einer mäßigen Taxe käuflich an ſich zu bringen, und die Kaufſumme ſofort baar im Bureau des Finanzminiſters gegen Quitung einzuzahlen. Im Zögerungs- oder Weigerungsfall werden ſofort die Gebäude niedergeriſſen, und die Aecker werden meiſtbietend verkauft. Dies iſt Unſer gnädiger Wille".

Ich will meine Stelle verlieren, wenn das gute Volk nicht ſchaarenweiſe in die Stadt ſtrömt, mit vollem Beutel, und freudig bezahlt. Mehr als zehn Millionen müſſen in kurzer Zeit zuſammen ſeyn!

Der regierende Herr.

Etwas hart, aber die Sache hat einigen Schein Rechtens, und wir notiren es. Setzen Sie ſich! Nun, was ſagen Sie, mein lieber Miniſter-Staatsſekretair? Sie haben gewiß einen ſehr feinen Plan erſonnen, und Sie wiſſen ſelbſt, Ihre Angaben haben mich oft aus groſſen Verlegenheiten geretter. Reden Sie!

Miniſter-Staatsſekretair. (aufſtehend)

Es iſt bekannt genug, daß ich oft das Glück gehabt habe, Mittel zu finden, wodurch die Wünſche meines gnädigen Herrn erfüllt wurden, ohne daß die guten Völker, die ich ſo unausſprechlich liebe, im mindeſten darunter litten. Mein gnädiger Herr erlaube mir, ihm zu ſagen, daß er beim Anfang ſeiner glorwürdigen Regierung verſäumt hat, von einem Recht Gebrauch zu machen, das ihm unbedingt zuſtehet. Indeß die Sache iſt nicht vergohren, und wenn mein Herr jetzt davon Gebrauch macht, ſo hat er ſehr ſchnell mehr, als 10 Millionen Franken, zuſammen gebracht. Es iſt nämlich nach aller Völker Rechten ganz unbeſtritten, daß dem Eroberer alle Glocken im ganzen Lande gehören, und daß ſie von den beſiegten Ortſchaften ihm wieder abgekauft werden müſſen. Bis jetzt hat, ſo viel ich weiß, noch keine Gemeinde ſich gemeldet, um dem Sieger die Glocken abzukaufen. Ich würde daher von jenem ganz unbeſtrittenen Rechte Gebrauch machen, und durch das ganze Land bekannt machen laſſen, daß alle Glocken des ganzen Königreichs dem Staate verfallen ſind. Ich würde den Gemeinden befehlen, ſofort alle Glocken zur Reſidenz zu ſchaffen, bei Vermeidung militäriſcher Execution. Bekanntlich ſteckt in dem Glockengut vieles Silber, und es kommt überflüſſig ſo viel edles Metall aus der unermeßlichen Menge Glocken, daß, wenn alles eingeſchmolzen iſt, ungleich mehr, als 10 Millionen Franken, daraus geprägt werden kann, wenn die eingeſchmolzene Maſſe in die Münze kommt. Daß die Gemeinden die Glocken herbei ſchleppen müſſen, darum wird weiter gar nicht gefragt. Die einzelnen Individuen der Gemeinden verlieren dadurch gar nichts, und was kommt es denn darauf an, ob ſie eine Glocke auf dem alten Kirchthurme haben, oder nicht? Wollen ſie zur Kirche gehen, ſo braucht ja deßhalb nicht geläutet zu werden. Sie müſſen es dann machen, wie die Iſraeliten, die auch keine Glocken haben, und durch einen Tempeldiener zum Tempel berufen werden. Ja, dieſe Maaßregel iſt ſogar wohlthätig für die Gemeinden. Denn nun können ſie ganz ruhig dafür ſchlafen, daß, was doch möglich ſeyn kann, kein neuer Eroberer wieder von ihnen abgekauft zu werden verlangen kann. Außerdem haben ſie noch dadurch ein großes Erſparniß, daß ſie nicht alle Augenblick den Glockenſtuhl müſſen repariren laſſen. Ich finde auch übrigens das Geläute des Morgens durchaus polizeiwidrig, denn es ſtöhrt die vornehme Welt im Morgenſchlaf. Das Einzige, was noch eingewendet werden könnte, wäre, daß dadurch alle Thurmuhren aufhörten zu ſchlagen. Allein darauf kommt gar nichts an, und dieſer Einwand iſt leicht zu beſeitigen, denn wer nur etwas anwenden kann, hat ſeine Taſchenuhr, und der ganz geringe Mann hat ſeine Uhr im Kopfe. Silbergeld und Bilon-Münze kann freilich nur daraus geprägt werden, indeß es finden ſich gewiß zwanzig dienſtbare Geiſter, welche gegen ein Pröſitchen einen Umſatz von 10 Millionen in Gold machen; ein

Profit, welchen zu geben, wir ſchon gewohnt ſind. Dies iſt mein unvorgreiflicher Vorſchlag, meinen gnädigen Herrn zu beruhigen.

Der regierende Herr.

Schade, daß ich hierauf nicht früher aufmerkſam gemacht bin. Der Vorſchlag iſt gut, aber weit ausſehend, und unterdeß habe ich immer kein Geld. Doch wir wollen das näher in Erwägung ziehen. Setzen Sie ſich! Nun, mein Herr Banquier, auf Ihre Meinung bin ich ſehr neugierig. Reden Sie!

Banquier. (ſteht auf)

Die Pläne der Excellenzen ſind alle ſo fein berechnet, daß ich den Vorſchlag mache, ſie werden alle zuſammen auf einmal ſofort zur Vollſtreckung gebracht. Es ſcheint hart zu ſeyn, alle dieſe Entwürfe zuſammen auf einmal zur Ausführung zu bringen, allein jeder Plan hat das Recht für ſich, ich ſehe daher nicht ab, warum nicht alle dieſe gerecht ſeyn ſollen, zur Vollſtreckung gebracht werden zu können, und geſchieht das, ſo ſind 10 Millionen bei der Ausführung nur ein kleines Taſchengeld für meinen gnädigen Herrn.

Der regierende Herr.

Sehen Sie ſich! Jetzt ſehe ich es deutlich ein, daß ich das Glück gehabt habe, die weiſeſten Männer des Landes aufzufinden, ſie als Räthe um mich zu verſammeln, Männer, die es ſo gut verſtehn, meine Vortheile wahrzunehmen, ohne daß das gute Volk darunter leidet: denn das würde mir ſehr wehe thun! Ihre Vorſchläge ſind alle ſo gut durchdacht, daß ich kaum wage, mit einem Plan, den ich hatte, hervorzutreten.

Der Miniſter,

O! Welche ſüße Beſcheidenheit! O! Beglücken Sie uns, gnädigſter Herr, mit der weiſeſten aller Ueberlegungen!

Der regierende Herr:

Sie wünſchen es — wohlan, ich will reden! Ich weiß, meine Völker lieben mich mit einer unerſchütterlichen Liebe, und ſchließen die Bitte um Erhaltung meiner Geſundheit in ihre Morgen- und Abend-Andacht. Sie wiſſen, ich erfreue mich einer blühenden Geſundheit, und bei meiner mäßigen Lebensart kann dieſe Geſundheit nicht erſchüttert werden. Wie wäre es, wenn ich mit meinen Unterthanen über meine Geſundheit eine

Wette einging? Wenn ich ſagte, ich lebe keine zwanzig Jahr mehr unter Euch! Hier ſind Actien, jede von vierhundert Francs, auf mein Leben. Wer die Wette wagt, daß ich noch zwanzig Jahr lebe, der nehme eine oder mehrere Actien. Sein Name wird eingeſchrieben. Lebe ich zwanzig Jahr, ſo bekommt er die Actie mit ſechs Procent bezahlt, ſterbe ich aber innerhalb zwanzig Jahren, (was der Himmel verhüten wird) ſo iſt die Actie verfallen. — Wo das doppelte Capital herzunehmen, daran brauchen wir jetzt nicht zu denken, denn wer wird dafür beſorgt ſeyn, wo nach zwanzig Jahren Rath zu ſchaffen? Allenfalls kann man dann die Actien auch prolongiren. Sehn Sie, meine Herren, nach meiner Anſicht wird der Aermſte unter dem Volk ſuchen, vierhundert Francs zuſammen zu bringen, um mir dadurch ſeinen Wunſch, daß ich recht lange leben möge, darzuthun; es wird ihm eine Gewiſſenspflicht ſeyn, ſich von den vierhundert Francs zu entledigen. Sagen Sie mir unverhohlen Ihre Meinung darüber.

Alle, außer den Finanzminiſter.

Göttlich! Unvergleichlich! Ein ſo ſanft einſchmeichelndes Mittel!

Der regierende Herr.

Sie ſchweigen, Herr Finanzminiſter? Sagen Sie Ihre weiſe Meinung!

Finanzminiſter.

Der Plan wäre vor zwei Jahren muſterhaft ſchön geweſen, und hätte unermeßliche Summen eingebracht. Aber in dieſem Augenblick ſetzen Sie, gnädiger Herr, auch nicht eine Actie ab! Wie ich ſchon ſagte, der Krieg in Sachſen! der Krieg in Sachſen! Wo jetzt nicht die Gensd'armes dahinter ſitzen, zahlt niemand!

Der regierende Herr.

Mit Ihrem lieben Kriege in Sachſen! Meines Bruders gewaltiger Arm ſchützt Europa! — Der Conſeil ſey hiermit geſchloſſen; morgen früh beim Lever werden wir Ihnen unſern Entſchluß bekannt machen. — Für heute Abend lade ich die Herren zu einer kleinen Maſkerade ein, wo die Vertrauteſten des Hofes nur erſcheinen werden. Die Operntänzerinnen ſind auch angewieſen, zu erſcheinen, um uns durch ſinnreiche Tänze und mimiſche Darſtellungen zu ergötzen. Nur die auserwählteſten Damen und Fräulein werden erſcheinen, und ich denke, wir werden eine ſehr vergnügte Nacht feyern!

Zwei Offiziere von der Garde (ſtürzen herein, nachdem ſie die verſchloſſene Thüre eingeſchlagen.)

Gnädiger Herr! Meine Herren! retten Sie ſich! die Koſacken ſind vor dem Thor! —

Der regierende Herr.

Ihr blinden Menſchen, das werden Lanzenträger ſeyn, die mein Bruder ſchickt!

Offiziere.

Wir kennen die Koſacken ſehr wohl! Die Zahl iſt unabſehbar! Sie umſchwärmen ſchon die ganze Stadt — es iſt wie ein Wald von Piken!

Der regierende Herr.

Die Lermtrommel gerührt! Alle Soldaten ſollen unter das Gewehr treten!

Offiziere.

Die Soldaten haben ſchon die Gewehre und Montirungen weggeworfen, und ſind nicht zu halten! Sie ſtrömen aus allen Thoren dieſſeits des Stroms! (ab.)

Finanzminiſter.

Da muß ich denn doch ſuchen, die Bagatelle von meiner Privatcaſſe in Sicherheit zu bringen. (ab.)

Banquier.

Ach: Meine Papierchen, meine Güter, meine eiſernen Kaſten! (folgt ihm.)

Kriegsminiſter.

Ade! Du ſchönes Leben! Jetzt aufgepackt und fort! (ab)

Miniſter des Innern.

Meine ſchönen Pläne, meine Fortune zu verbeſſern — was wird aus euch? (ab.)

Miniſter Staats-Secretär.

Bin ich klug geweſen? Mein Schäfchen iſt in Sicherheit! Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht! Ich werfe mich nur in den Wagen, und eile nach Frankreich! (ab.)

Der regierende Herr.
(wie aus einem Traume erwachend.)

Alle Truppen ſollen unter das Gewehr, — die ganze Bürgerſchaft ſoll ſich bewaffnen — (ſich umſehend.) Wie? Was? Ich bin allein? Sie ſind fortgelaufen, die Miniſters? — das ſind alſo meine Getreuen?

Kammerherr (tritt ein.)

Gnädiger Herr! Der Reiſewagen hält am Thor des Schloſſes. Steigen Sie den Augenblick ein, wie Sie da ſind! Es iſt die höchſte Gefahr!

Der regierende Herr.

Alſo wirklich? — Ich habe aber keine Centime Geld —

Kammerherr.

Ich habe dafür geſorgt, und drei Wagen mit Koſtbarkeiten ſind ſchon fort. Tauſend Hände packen —

Der regierende Herr.

Führen Sie mich! Die Bagatelle hat mich ſehr alterirt. — Was mich am mehrſten ärgert, iſt, daß ich die heutige Maskerade nicht habe noch mitnehmen können. Ich hatte mir viel Genuß davon verſprochen. Nun muß ich die Nacht auf der Landſtraße mich amüſiren!

(beide ab.)

Nachträgliche Bemerkung.

Man muß ſtatt einiger der aufgeführten Miniſter andere hohe Räthe denken, und die Sache hat ihre Richtigkeit. Es iſt gar keinem Zweifel unterworfen, daß ſolche Höllenpläne, wie hier vorgetragen wurden, ſchon geſchmiedet waren, und zur Ausführung gebracht werden ſollten. Man hat darüber überflüſſig beweiſende Verhandlungen in dem infernaliſchen Bureau des Finanzminiſters hierüber gefunden.

Wie würdeſt du wohl jetzt ausſehen, du armes Land, wenn Gott ſich nicht deiner erbarmt hätte! Ein Zerrbild des Jammers würdeſt du ſeyn, und der unwürdigſte aller Regenten würde der Hausvater in einem großen Armenhauſe ſeyn!

Heil uns! daß alle edle Monarchen zuſammen traten, daß Einheit in ihrem Handeln war, und daß ſie mit Gott eine Dynaſtie ſtürzten, welche ewig in der Geſchichte, mit Flüchen beladen, aufgeführt werden wird!

IX.

Weſtphäliſche Knackmandeln.

„Erlaube mir, Herr! daß ich unter die Säue fahre!“ ſchrieb Käſtner in ein Studenten-Stammbuch, welches mit ungeziemenden Redensarten angefüllt war, und ſo darf man auch wohl ſagen, wenn man das hochberühmte Königreich Weſtphalen in ſeinem Nachthabit einmal geſehen hat. -- Ja, lieber Leſer, du glaubſt es gar nicht, wie ehrlich und chriſtlich da alles zuging, und wie viele Leute und Leutchen es noch jetzt giebt, die es durchaus nicht wollen an ſich kommen laſſen, daß ſie in das Zupf- und Rupf-Syſtem eingeweiht waren.

In einer Stadt des hochbeglückten Königreichs Weſtphalen waren viele geiſtliche und weltliche Stifter, und wie denn immer die Geiſtlichkeit mit liegenden Gründen ſich zu verſehn, bemüht geweſen iſt, und bei den letzten Meſſen ein Legatchen ſich gottesfürchtig und dreiſt zuzulegen, bemüht geweſen ſeyn ſoll, ſo hatten denn auch die Stifter dieſer Stadt bedeutende Aecker, Wieſen und Zehnten im weiten Umkreiſe.

Der ehrliche M ° ° ° kannte alle dieſe Aecker, Wieſen und Zehnten ſo gut, als nur ein Kriegsrath das Departement, in dem er lange geweſen iſt, kennen kann. Er gab daher einigen, denen er wohl wollte, zu verſtehen, daß ſie auf dieſe Aecker, welche nächſtens zum Verkauf geſtellt werden ſollten, ihr Augenwerk richten mögten.

Es währete auch nicht lange, ſo wurden Aecker, Wieſen, Zehnten, alles was den Stiftern gehört hatte, im Namen der Regierung feil geboten. Anſtands wegen hatten denn doch Bietungstermine angeſetzt werden müſſen; allein es war weislich dafür geſorgt, daß dieſe Termine faſt durchgängig wieder aufgerufen wurden, ſo daß ein wirklich kaufluſtiges Publikum nie mehr auf einen Bietungstermin Acht hatte. Um aber das öffentliche Ausgebot noch mehr zu Schanden zu machen, wurden denen, welche wirklich unbeſonnen genug waren, ein gutes Gebot im Termin abzugeben, die Aecker nicht zugeſchlagen, ja, man munkelt ſogar davon, daß es mit den eingeſandten Protocollen ſo, ſo! in Hinſicht der Aechtheit geſtanden haben ſoll. Der Hauptpfiff beſtand aber darin, daß der wirklich ſolide Käufer an eine Autoritätsperſon, von welcher er wußte, daß ſie um die Sache Beſcheid wiſſen müſſe, ſich wandte, und fragte, ob man denn auch wohl mit Sicherheit kaufen könne. Da wurden denn von der Autoritätsperſon die Achſeln gezuckt, und es hieß: lieber Freund, ich kann und darf in einer ſo mißlichen Sache keinen Rath geben.

Das war denn nun Winkes genug, von einem ſolchen Handel weg zu bleiben, und daß der weſtphäliſche Bauer nicht auf den Einfall kam, von der Regierung Stiftsacker zu kaufen, das lag in ſeiner Gedrücktheit, in ſeinem Mißtraun, oft auch in einer Art von gewiſſenhafter Ehrlichkeit, und wollte ja einmal ein ſolcher Blaukittel auf den Einfall kommen, zu ſpeculiren, ſo brauchte man nur dem Dorfmaire oder einer ähnlichen Reſpectsperſon einen Wink zu geben, daß er doch dem Einfaltspinſel abratzen mögte.

Auf dieſe Art kam es denn, daß von den ſchönſten Stiftsäckern der Morgen zu 8 bis 12 Thaler verkauft und zugeſchlagen wurde, an wen? An jene Autoritätsperſonen, welche doch wohl eigentlich mit einer ſolchen Speculation ſich gar nicht hätten ſollen abgeben dürfen.

Als die Ruſſen und Preußen wieder in das Land kamen, waren dieſe Herren denn ſehr natürlich eifrig bemüht, ihre desperate Vaterlandsliebe zu bezeigen, rechneten es ſich zu einer großen Ehre an, die vornehmſten Offiziere bewirthen zu dürfen, und man freuete ſich ganz unglaublich, ſeine Söhne zu freiwilligem Dienſt equipiren zu können. Sollte denn aber eine ſolche Kniſtologie frei durchgehn dürfen?

Das Mittel, den Fuchs zum Loche heraus zu bringen, ſcheint ganz einfach zu ſeyn. In den wieder errungenen Provinzen müſſen nemlich neue Hypothekenbücher eingeführt werden, und da müſſen denn doch dieſe Herren ihr Eigenthumsrecht nachweiſen. Wie wär' es, wenn man da den Fiſkus, aber einen rechten guten, ſtrengen Fiſkus, mit in das Spiel-brächte, daß dieſer ſich ein recht bündiges, „auf volle Wahrheit und Gültigkeit" ſich gründendes Eigenthumsrecht nachweiſen ließ?

Im Königreich Weſtphalen ſtanden die Huiſſiers unter der unmittelbaren Aufſicht der Procuratoren des Königs. Das war allerdings recht gut, und hätte dieſe Aufſicht nur noch weit ſtrenger ſeyn ſollen.

Ein armer Landmann, der auch von einem Huiſſier rein ausgepfändet wurde, beſchwerte ſich bei dem Procurator des Königs, der in dem Ruf einer durchgreifenden Grobheit ſtand, darüber, daß der Huiſſier ihm alles genommen habe, was zur Bearbeitung ſeiner Ackerwirthſchaft gehöre.

Solche Dinge durften vorſchriftsmäßig nicht abgepfändet werden, und der Procurator ließ ſogleich den Huiſſier zu ſich kommen, fuhr ihn ſehr ungeſtüm an, und rief, nachdem er ſeiner böſen Laune eine Zeitlang Luft gegeben hatte: „den Dreſchflegel werden Sie doch dem Manne nicht nehmen wollen?„

— Nein, — erwiederte der Huiſſier, — mit Flegeln habe ich nichts zu thun! — und ging zur Thür hinaus.

Folgender Vorfall, von welchem ein ähnlicher ſich in Frankreich zugetragen haben ſoll, beweiſet die Ruhmwürdigkeit der weſtphäliſchen Polizei.

Herr * * * * n, ein Hannoveraner, war, nachdem ein Theil von Hannover auch ſich dazu Glück wünſchen konnte, in das Herz des Königs von Weſtphalen eingeſchloſſen zu ſeyn, nach Caſſel zu kommen vermogt, denn man fürchtete ſeinen unbeugſamen Sinn, ſeine bekannte Vaterlandsliebe und ſeinen Einfluß auf ein großes Publikum. Selbſt ohne Vermögen, mußte er der Nothwendigkeit nachgeben, und lebte in Caſſel. Er lebte ſtill vor ſich hin, aber die Polizei war angewieſen, eine genaue Aufſicht über ihn zu führen, und wöchentlich wurden Rapports über ihn abgeſtattet, welche immer gleichlautend waren.

Man fing ſchon an, die beſondere Aufſicht auf ihn mit geringerer Aufmerkſamkeit zu betreiben, als die Nachricht ankam, daß ſeine beiden Söhne in Spanien geblieben waren. Von dieſem Augenblick an hatte der Blick des Mannes etwas furchtbar Drohendes. Er äußerte ſich aber über nichts, ſuchte mehr als jemals die Einſamkeit, und ſo konnte die Polizei nicht ankommen.

Man bemerkte, daß er, ſobald es das Wetter erlaubte, gegen Mittag regelmäßig in dem Augarten, unter dem Schloß ſpazieren ging, und daß er die einſamſten Gänge aufſuche. Gewöhnlich ſetzte er ſich auf einer Bank, nicht weit von der Faſanerie nieder, und geſtern hatte ein anderer Hannoveraner, der in Caſſel zugegen war, bei ihm geſeſſen. Nach einiger Zeit waren beide aufgeſtanden, hatten ſich die Hände gedrückt, und waren von verſchiedenen Seiten in die Neuſtadt zurück gekehrt.

Dies war genug, die Aufmerkſamkeit der Polizei möglichſt rege zu erhalten.

Am folgenden Tage gegen Mittag, ging Herr * * * * n wieder in den Augarten, ſchlug den gewöhnlichen Weg ein, und ſetzte ſich auf ſeiner Lieblingsbank nieder. Kurz darauf kommt auch ſein Freund, der geſtern ſchon dieſen Sitz mit ihm getheilt hatte; ſie umarmen ſich herzlich, und verwickeln ſich in ein ernſthaftes Geſpräch, wie es ſcheint.

Jetzt kommt laut weinend ein etwa ſechsjähriges wohlgekleidetes Mädchen, eilt zu ihnen, Herr * * * * n faßt das Kind bei der Hand, und fragt, was es ſo weine.

„Ach!“ ſagt es, „ich war voran geeilt, und habe mir da die Schuhe voll Koth gemacht. Die Kindermuhme verfolgt mich darum, und will mich ſchlagen."

— Das ſoll ſie nicht thun, — ſagt Herr ****n, ich will deine Wärterin ſchon bitten, daß ſie das bleiben läßt. — Das Kind hatte ängſtlich nach der Allee hingewieſen, wo die beiden Freunde auch die Kindermuhme, welche noch ein kleineres Kind auf dem Arm trug, bemerkten. Die Kleine ſchmiegte ſich an den Herrn * * * * n an, er ſtreichelte dem Kinde, ſetzte es auf ſeinen Schooß, und knüpfte dann den Faden der Unterhaltung mit ſeinem Freunde wieder an.

„Ja" — ſagte er unter andern „wäre mein Haar nicht grau, und mein Gebein nicht mürbe, ich würde ſelbſt den Bund aufſuchen, der Deutſchlands Befreiung von dem Joch der Nichtswürdigkeit vorbereitet. Ich weiß es, mein Freund, es giebt einen großen Tugendverein, der ſich zum Kampf rüſtet. Meine Söhne fielen als Opfer der ſchändlichſten Tyrannei; ich traure um ihren Fall, aber keine Thräne würden Sie in meinen Augen ſehen, wenn ſie in dem Kampf für Deutſchlands Freiheit gefallen wären. O! Unſer armes Deutſchland!"

Jetzt ſchrie das Kind laut auf, daß die Kindermuhme komme, ſprang von dem Schooß des Herrn ****n, und eilte fort. Wirklich erſchien auch die Aufſeherin, welche das geflüchtete Kind bald erhaſchend, mit ihm davon eilte.

Am folgenden Tage wurde Herr * * ° * n früh Morgens aus dem Bette geholt, und in das Caſtell geſchleppt. Man ſagte ihm nicht, warum dies geſchehe, denn alle Gehülfen einer Transportirung mußten das ſtrengſte Stillſchweigen beobachten. Nach zwei Tagen wurde er vor Bongars geführt, den bekannten, liebenswürdigen General der Gensd'armerie und Director der hohen Polizei, der ein zweiter Sartines zu ſeyn ſich rühmte, der an 20000 Individuen in ſeinem Solde hatte und ſie moraliſch ſchlechter zu machen ſtrebte, der in der Rotte Korah eine ruhmwürdige Stelle einnahm.

Ehe noch Bongars reden konnte, fing Herr ****n, welchen die Einſamkeit ſeines Arreſtes noch mehr erbittert hatte, die Rede auf, und beklagte ſich in einem ſchnellen Wortſtrom über das Verfahren, welches er, ein redlicher, unbeſcholtner Mann, erdulden müſſe.

„Sie ein redlicher, ein unbeſcholtner Mann?“ fiel Bongars ein. „Ein Rebell ſind Sie, ein Nichtswürdiger, der die Kugel vor den Kopf verdient! Haben

Sie nicht geſagt: daß Sie den Tugendverein aufſuchen mögten, der ſich für Deutſchlands Sache rüſte? daß Ihre Söhne als Opfer ſchändlicher Tyrannei gefallen wären, und daß Sie ſich ſelig preiſen würden, wenn dieſe Söhne in dem Kampf für Deutſchlands Sache gefallen wären?"

Herr * * * * n ſtand erſtarrt. — Ja! rief er, das habe ich geſagt, und ich habe Wahrheit geſagt. Nur meinem letzten Freunde, den ich hatte, vertraute ich das ſtille Geheimniß meines Herzens, und nun auch dieſer mich ſchändlich verrathen hat, nun mag ich nicht mehr leben! —

„Sie irren ſich," erwiederte Bongars mit ſeiner gewöhnlichen Kälte, „wenn Sie glauben, daß Ihr Freund Sie verrathen hat. Auch dieſen letzten Troſt der Verzweiflung muß ich Ihnen rauben. Er ſitzt, wie Sie, in engem Gewahrſam, weil er Ihren Staatsverrath nicht anzeigte. Das Kind, welches Sie im Augarten auf ihren Schooß nahmen, war unterrichtet, und mußte auf Ihre Unterredung horchen. Dieſes Kind hat gut berichtet, denn Sie ſelbſt beſtätigen jetzt deſſen Angaben. Sie haben alſo Deutungen von dem geträumten Tugendverein? Sie werden auf die Folter geſpannt werden, wenn Sie nicht frei alles bekennen, was Sie darüber wiſſen. Ich gebe Ihnen acht Tage Bedenkzeit!“

Damit wurde der tief gebeugte Mann wieder entlaſſen, und in ſein Gefängniß zurück geführt. Dringendere Geſchäfte des Tages brachten die Sache in einige Vergeſſenheit, und erſt das Erſcheinen der Koſacken befreite den Unglücklichen aus ſeinem ſchmachvollen Kerker.

Es iſt bekannt, daß dieſer Bongars in ſeiner Jugend Edelknabe Ludwig des Sechszehnten geweſen war, daß er als Emigrant zuletzt als Stallmeiſter ein geringes Gehalt bei einem Deutſchen gezogen gehabt, und daß er in ſeinem Weſtphäliſchen Dienſt bereits große Reichthümer ſich geſammelt hatte. König Hieronymus gab ihm bei ſeinem Abſchied aus Caſſel in Gegenwart vieler Perſonen noch einige Peitſchenhiebe, indem Bongars, trotz der unermeßlichen Summen, welche für die geheime Polizei verwendet wurden, doch nicht die nahe Ankunft der Koſacken in Caſſel gewußt hatte.

Bekannt iſt, in Paris im Palais-Royal der Caveau du Borel wegen ſeines Privilegiums, mit einem Fremden, der hier die Localität nicht genau kennt, ſeinen Scherz zu treiben.

Der unvergeßliche König Hieronymus wurde, als er im Jahr 1812 zum letzten Mal ſeine Königsreiſe nach Paris machte, auch ein Gegenſtand dieſes Scherzes und öffentlicher Beluſtigung.

In dieſen Caveaus des Palais-Royal kann man nemlich alles ſehen, was es von anziehenden Nymphen in Paris giebt. Sehr natürlich alſo ging eines Abends Hieronymus auch dahin, und zwar in einfacher Civilkleidung, wo denn ſeine Begleitung immer ſchon wußte, daß er der Graf vom Harz ſey.

Einer ſeiner Begleitung aber, ein Pariſer, ſagte dem Wirth leiſe, daß hier ein Fremder ſey, ein Deutſcher, der ſich der Graf vom Harz nenne. Dies war dem Wirth genug, das gewöhnliche Spiel ſeinen Gäſten aufzuführen, welches er gewiß nicht gethan haben würde, wenn er nur entfernt geahndet hätte, daß es der Bruder des Kaiſers ſey, der hier beluſtigen ſolle.

Nun ruft denn der Wirth laut durch das Gewölbe, ob hier jemand ſey, der der Graf vom Harz ſich nenne; man wünſche ihn oben zu ſprechen. —

Hieronymus ging nun, wie das alle ſolche Gegenſtände des Scherzes machen, hinauf, fand niemanden, der ihn zu ſprechen verlange, und kehrte zurück, nähere Auskunft von dem Wirth begehrend. Dieſer ruft denn, höchlich verwundert, in ein offen ſtehendes Fenſter, wo denn der ſey, der den Herrn Graf vom Harz ſprechen wolle?

Von innen antwortet der Garçon, es ſey ein Irrthum, nur ein Brief ſey an den Herrn Grafen abzugeben. Dann weiſet der Wirth höflich nach dem Fenſter und nach einem Stuhl unter dem Fenſter. Sr. Weſtphäliſche Majeſtät, begierig, den Brief in Empfang zu nehmen, der vielleicht die Verbindung zu einem intereſſanten Abentheuer iſt, beſteigen den Stuhl, recken die Hand empor, um den Brief ſich darreichen zu laſſen, kein Brief wird aber gereicht, vielmehr entſteht von den Anweſenden, welche auf dieſen Augenblick, wo der etwas unartige Scherz zu Ende geht, warten, ein ſchallendes Gelächter.

Ein Berliner hielt ſich eine geraume Zeit in einer weſtphäliſchen Stadt auf, in welcher er früherhin eine Anſtellung hatte. Zu derſelben Zeit war in dieſer Stadt auch eine Schauſpieler-Geſellſchaft, deren Director der Berliner aus frühern Zeiten gut kannte. Nachdem er einige Vorſtellungen geſehn, und das Haus immer gut beſucht gefunden hatte, ging er zu dem Director.

„Nun“ ſagte er, „ich gratulire Ihnen. Ich habe das Haus immer gut beſetzt gefunden. Sie müſſen hier Geld verdienen.“

— Woraus beſteht denn das Perſonal auf dem erſten Platz? — ſeufzte der Schauſpieldirector. — Aus dem Unter-Präfect und ſeiner Familie, aus dem Canton-Maire und ſeiner Familie, aus dem Polizei-Commiſſär und ſeiner Familie, aus Gensd'armes, deren Familien den zweiten Platz füllen, und Agenten, wenn wie ſo wollen. Allen dieſen Perſonen durfte ich Freibillets nicht abſchlagen, wenn ich die Erlaubniß, hier Vorſtellungen geben zu dürfen, erhalten wollte. Das übrige Publikum ſcheint hier Sinn und Luſt für die Kunſt zu haben, aber es ſtrömt nicht herbei, ſo wie ich erwartet hatte. —

„Warum geben Sie aber auch,“ fiel der Berliner ein, „nichts als marklose Stücke, welche keine Anſprache finden? Ich ſehe auf dem Repertoir kein einziges Stück von Schiller, nicht einmal ein deutſches Ritterſchauſpiel, welche gerade jetzt, wie mich dünkt, mit vielem Enthuſiasmus aufgenommen werden dürften?"

— Um des Himmelswillen! Wo denken, Sie hin? rief der Schauſpieldirector. — Es iſt mir ausdrücklich unterſagt, Schauſpiele von Schiller auf die Bühne zu bringen. Fiesko und Wallenſtein ſind unbedingt geſtrichen. Ritterſtücke ſoll ich auch nicht geben, weil ſie an die Ritterzeiten erinnern. Ich muß es daher machen, wie es das Berliner Theater ſo lange, als die Franzoſen dort waren, machte — wir geben Operettchen und einige launige Stücke von Kotzebue —

„Worin die weſtphäliſche Dienerſchaft von oben bis unten hin den Bajazzo macht, nicht, wahr? —" ſagte der Berliner erbittert und entfernte ſich.

Die Operette, „Fanchon, das Leyermädchen" iſt bekannt genug. Sie war zunächſt für das Berliner

Theater bearbeitet, und zu einer Zeit, als die Königin Luiſe von Preußen noch unter den Lebenden wandelte, und die Lebenden beglückte. In der Dichtung ſowohl, als in der Kompoſition, iſt der liebenswürdigſten der Frauen, der erſten der Königinnen in dem Solo (im zweiten Act) des Abbé

„Auf alle Namenstag im Jahr“ eine Huldigung gebracht, indem der Schluß heißt:

„Doch wenn das Herz den Reim dictirt,“ „Steht im Kalender: Luiſe!“ und das Wort „Luiſe“ wird, der Kompoſition des herrlichen Kapellmeiſter Himmel gemäß, in einer großen Fuge mit Trompeten und Pauken begleitet.

In Magdeburg wurde im Jahr 1809, alſo zu einer Zeit, als die Stadt ſchon ſo einigen weſtphäliſchen Sinn gefaßt hatte, die Fanchon auch gegeben. Der Schauſpieler, Herr Giehl, welcher den Abbé ſehr brav giebt, mußte wohl äußere Veranlaſſungen bekommen haben, den Text zu ändern, denn er ſang:

„Doch wenn das Herz den Reim dictirt, „Steht im Kalender: Kathrine!“

(Bekanntlich hieß die Königin von Weſtphalen Katharina.) Kaum hatte Herr Giehl das Wort, welches dem Text zuwider war, ausgeſprochen, als ein allgemeines Pochen und Trommeln und Pfeifen entſtand, und gleich darauf hieß es: da capo! da capo! — Er ſang nun die Arie nocheinmal, und zwar dem Text gemäß, ſo daß er ſang:

„ſteht im Kalender: Luiſe!"

Da erſcholl ein lautes „bravo! bravo!" welches gar kein Ende nehmen wollte.

Der damalige franzöſiſche Kommandant von Magdeburg, Forgues, befand ſich an dieſem Tage in dem Theater, und erkundigte ſich bei ſeiner weiblichen Begleitung, von welcher man ſich ſchämen muß, zu ſagen, daß ſie die deutſche Sprache redete, was dieſe Laune des Publikums bedeuten ſolle. Was von den Amphibien geantwortet worden, wiſſen wir nicht, ſo viel aber iſt gewiß, daß „Fanchon" nachher nicht wieder auf dem Repertoir ſo bald erſcheinen durfte, und dieſer einzige Zug beweiſet, daß das wahre Magdeburgiſche Publikum nicht ſo franzöſiſch geſinnt war, als es, ungerechter Weiſe, ſpäterhin beachtet iſt.

Früherhin hatten die Deutſchen nur eine wahre Zeit, die Zeit der Sonne, und nach dieſer richteten ſich die Geſchäfte, Tiſch- und Bett-Angelegenheiten. Die Franzoſen führten aber in Deutſchland, alſo auch in Weſtphalen, die Stunden der Unzeit ein, und daher wurde, da nach Peplièrs Grammaire der Deutſche gern nachahmt, auch in Caſſel in vielen ſonſt deutſchen. damaligen weſtphäliſchen Familien, das Frühſtück um zwölf Uhr Mittags, das Mittagseſſen um ſechs Uhr u. ſ. w. eingenommen. Viele Familien indeſſen, die noch patriarchaliſchen Sinn hatten, blieben bei den alten Sitten und bei der wahren Zeit des alten Styls der geſunden Vernunft.

Bei der letzten Ständeverſammlung in Caſſel wurde Herr N * * *, der dieſen alten Styl beibehiet, des Morgens um zehn Uhr (nach der Sonnen-Uhr) zum Mittagseſſen für dieſen Tag bei dem * * * eigeladen. Er fragte den Bedienten, wenn ehr man dort zu Tiſche gebe. — Wie gewöhnlich, gegen ſieben Uhr, erwiederte dieſer.

„Machen Sie wieder mein Kompliment,“ erwiederte Herr N * * *,“ und ich bedauerte, daß ich die Einladung nicht annehmen könne, denn für dieſelbe Zeit hätte ich ſchon ein Abendeſſen bei meinem alten Freunde, dem Kaufmann Z. angenommen."

Eine ähnliche Antwort gab der Lord Chatam, (Miniſter Pitt) der ein großer Feind der Neuerungen war, die dem Old Inglend nicht anſprachen.

Bei der Commiſſion mixte, welche die Auseinanderſetzung des rechten und linken Elbufers nach dem Tilſiter Frieden realiſiren ſollte, und welche ſcherzweiſe von vielen „die Vermiſchungs-Commiſſion" überſetzt wurde, war auch weſtphäliſcher, oder vielmehr franzöſiſcher Seits ein Subject angeſtellt, deſſen Geſinnungen noch ſehr zweideutig zu ſeyn ſchienen. Von dienſtfertigen Schuften, welche ihre Bereitwilligkeit zeigen wollten, wurden dagegen Bemerkungen gemacht; die Antwort an das Miniſterium lautete aber dahin: es iſt bekannt, daß dieſer Mann beißend iſt, aber das ihm übertragne Amt wird ihm zum Maulkorb dienen. Chamäleons bleiben ſie alle, aber der Wolf, wenn er den Rachen voll hat, kann nicht mehr beißen."

Man hatte ſich auch nicht verrechnet; der gute Mann war ſo weſtphäliſch geſinnt, und benahm ſich ſo eifrig für die weſtphäliſche Krone, als nur irgend einer.

Die erſten weſtphäliſchen Pfennige, welche Hieronymus ſchlagen ließ, z. B. die von 1808, hatten auf der Kehrſeite die Buchſtaben: H. N. Dieſe wurden allgemein ſo überſetzt: „hat nichts," oder „Hans Narr" und wenn auch einige unbeſonnene Schreyer über dieſe ſpaßhafte Deutung in Strafe genommen wurden, ſo konnte man doch dem einmal gedeuteten H. N. den Volksruf nicht wieder nehmen, und ſpäterhin vermied man, ſo viel als möglich, dieſe Anfangsbuchſtaben des Königl. Namens.

Im Jahr 1812 wurde ein Menſch, der allgemein als ein verwegner Kopf bekannt war, im Fulda-Departement zur Haft gebracht, weil man Verdacht gegen ihn hatte, daß er für fremde Truppen werbe, und daß er überhaupt in Verbindungen ſtehe, welche mit dem Intereſſe der weſtphäliſchen Regierung nicht zu vereinigen wären. — Er wurde nach Caſſel geſchleppt, und nachdem man ihn erſt in einem ſchmutzigen Gefängniß hatte abhungern laſſen, wurde er zum Verhör gebracht. Er geſtand durchaus nichts, und wußte ſich aus den verfänglichſten Fragen geſchickt heraus zu wickeln. So machte er es in allen Verhören, und da das Polizei-Directorium ſah, daß durch Strenge nichts mit ihm auszurichten ſey, ſo wurde auf einmal der Weg der Güte eingeſchlagen.

Er bekam nun gelinden Arreſt, das Geld, welches man ihm abgenommen gehabt, wurde ihm wieder zugeſtellt, und ein Polizei-Inſpector, der gehörig inſtruirt war, wurde ihm zugeſellt. Dieſer, ein ausgepichter Magen, ſagte ſeinem Arreſtanten ſelbſt, daß er nun, bei der Aufſicht, bald ganz ſeine Freiheit wieder zu erhalten, wohl eine Flaſche Wein zum beſten geben könne.

— Nicht eine, nein viere wollen wir ausſtechen, Herr Polizei-Inſpector! — rief jener, und ließ ſogleich vier Flaſchen vom ſtärkſten Portwein holen.

Man ſetzte ſich nieder, und trank Zug um Zug. Der Arreſtant wurde immer redſeliger, und der Polizei-Inſpector, darob hocherfreut, bemerkte nicht, daß er ſelbſt des Guten zu viel that. Die dritte Flaſche war faſt ganz geleert, da fing der Polizei-Inſpector an, einzuſchlafen. Unvermerkt nahm nun der Gefangene, welcher Taback käuete, dieſen aus dem Munde, preßte ihn in dem Glaſe ſeines Aufſehers aus, und füllte dann die Gläſer von neuem. — Munter mein Herr! — rief er. — wir haben noch eine Flaſche! —

Als dieſe nun geleert war, hatte der Inſpector ſich ſelbſt in der Schlinge gefangen, die er legen wollte, denn er war gänzlich betrunken, und ſank ſinnlos nieder. Nun entkleidete der Arreſtant ſeinen Aufſeher, warf ſich in deſſen Uniform, ſetzte deſſen Hut auf, hing deſſen Degen über die Schulter, und ging ganz dreiſt zu der Thür hinaus, die er hinter ſich verſchloß.

Den Schlüſſel gab er an den Aufſeher, der ihm begegnete, ab, und da dieſer ihn nicht erkannte, indem es ſchon dunkel zu werden anfing, ſo benutzte er dieſe gute Gelegenheit, noch einen andern Coup auszuführen.

Er wußte nemlich, daß in dieſen Gemächern noch ein Herr von F * * * ſitze, der auf ſeiner Reiſe nach den Marken hin angehalten, und hierher in Verwahrung gebracht war.

Er fragte daher den Gefangen-Aufſeher, ob der F * * * unter ſeiner Inſpection ſtehe, und da dieſer es bejahete, ſo ſagte er: bringen Sie ihn mir ſogleich, der General (Bongars) will ſelbſt den Schuft ins Gebet nehmen. —

Herr von F * * * wurde nun vorgeführt von dem Gefangen-Aufſeher, und der verkleidete Polizei-Inſpector nahm ihn in Empfang, und führte ihn heraus auf die Straße. Wo nun aber hin mit ihm, und mit ſich ſelbſt? — Immer dreiſt zum Thor hinaus, nach Napoleons-Höhe zu, denn dort war jetzt der Hof, und die Begleitung eines Arreſtanten dorthin durch einen Polizei Inſpector war das ſicherſte Mittel, beide Perſonen zu retten.

Herr von F * * * war bisher ſchweigend neben ſeinem Manne hergegangen; draußen in der Allee entdeckte ihm dieſer heimlich die ganze Sache, und fragte ihn ſelbſt, was ſie nun weiter anfangen, und wohin ſie ſich wenden ſollten. Dieſer wollte erſt dem ganzen Dinge nicht trauen, als er ſich aber überzeugt hielt von der Wahrheit, war er der Meinung, daß ſie die eingetretene Dunkelheit benutzen müßten, einen Seitenweg einzuſchlagen. Dies geſchah, und ſie entkamen glücklich, denn der verkleidete Polizei-Inſpector hatte nicht vergeſſen, ſein Geld mitzunehmen, und Geld iſt in der Regel der beſte Paß.

In der Taſche des Polizei-Inſpectors befand ſich deſſen Brieftaſche, in welcher nichts Wichtiges weiter war, als ein Verzeichniß und Signalement von neun Perſonen in Caſſel, welche unter der unmittelbaren geheimen Aufſicht des Polizei-Inſpectors ſtanden. Herr von F * * * kannte zwei dieſer Perſonen, und erſt ſpäterhin, als er über der Gränze war, gab er ihnen durch Briefe Nachricht davon, daß ſie beobachtet würden. Dieſe Briefe ſind aber nicht angekommen, alſo auf der Poſt erbrochen und untergeſchlagen.

— Das Mittel von der Tabacks-Sauce, daß dieſe den Rauſch vollſtändig macht, kann man ſich übrigens für ähnliche Fälle merken.

Nach den neueſten Zeitungsberichten traf Madame Hieronymus Buonoparte, die noch nicht geſchiedne erſte Gattin des Königs Hieronymus, Anſtalt, zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit Nord-Amerika zu verlaſſen, und nach Europa zu reiſen. Sie iſt die ſchöne Tochter eines reichen Kaufmanns Patterſen und folgte ihrem Gemahl, als dieſer Nord-Amerika verließ. um in Europa an der Größe ſeines Bruders Theil zu nehmen. Bekanntlich durfte das Schiff, auf welchem ſie ſich befand, damals in franzöſiſchen Häfen nicht landen; eine beſſere Aufnahme fand die Gekränkte bei den gaſtfreien Britten. Sie ſoll, aus Gründen, die wir uns nicht enträthſeln können, mit vieler Liebe an dieſem Gemahl gehangen haben, und vielleicht noch hangen. Wie. wenn ſie nach Europa ſegelte, um ihre Rechte als Ehefrau zu fordern? Würde das vielleicht eine Uebereinkunft, wie der bekannte Graf von Gleichen, als er aus dem heiligen Kriege zurück kam, ſie einging? Wir glauben nicht, denn jener Graf ſcheint ein ſehr rüſtiger Mann geweſen zu ſeyn.

Es iſt zwar nicht nöthig, den König Hieronymus gefangen zu ſetzen, denn er wird kein Dorf, geſchweige denn ein Land in Aufruhr zu bringen vermögen. Sollte aber demohnerachtet ſeine Gefangenſetzung in dem Rath der großen Quadrille beſchloſſen ſeyn, ſo dünkt es uns aus Menſchenpflicht nicht übel, wenn der König Hieronymus auch ſammt ſeinem kaiſerlichen Bruder nach der Inſel St. Helena gebracht würde. Hier könnten ſie beide zur Unterhaltung Piquet ſpielen, und zwar nicht um Geld, denn das wird ihnen dort wohl ausgehen, wie ihre Reiche ausgegangen ſind, ſondern um Runkelrüben und um Sellery. Beides ſind die Haupt-, oder vielmehr faſt einzigen Producte der Inſel, und Napoleon hat doch immer eine große Vorliebe für die Runkelrüben gezeigt, und daß Hieronymus ein ſehr großer Freund des Sellery iſt, darüber ſind die Hiſtoriker wohl einverſtanden.

Napoleon ſagte zu Hieronymus, der immer mit dem größten Reſpect und mit einer ungeziemenden

Furchtſamkeit vor ſeinem kaiſerlichen Bruder erſchien, einſtmals: „man ſagt, die Majeſtät der Könige ſey auf deren Stirn geſchrieben. *) Wenn dem ſo iſt, ſo können Sie ganz ſicher incognito reiſen. Sie werden nie entdeckt werden.“,

---

Als in dem Deutſchen Befreiungsjahr der erſte ruſſiſche Koſacken-Pulk über die Elbe kam, war der Generalſtab, der preußiſche Begleitungen hatte, ſehr wohl davon unterrichtet, was in dem Ländlein Weſtphalen unterdeß vorgegangen war. Ein Weſtphäliſcher Mathador, — ſo etwa der Eicheln-Unter im Deutſchſolo, wurde auch ſogleich aufgegriffen, und in engen Ge-

---

*) Sehr häufig iſt dies der Fall. Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen reiſete häufig incognito; aber die Königliche Würde des majeſtätiſch-ſchönen Mannes ließ ſich nicht verbergen. —

wahrſam mit einer gewiſſen Anſtändigkeit gebracht. Man wußte nemlich, daß er außer andern wucherlichen Geſchäften in der neueſten Zeit auch Lieferungen an Bley und dergleichen, was zu dem Munitionsweſen gehört, für die franzöſiſche Armee übernommen hatte, und daß er noch bedeutende Transporte in Reſerve habe.

Anſtands halber, und aus einer Schonung, welche nach unſerer Meinung ganz falſch angebracht war, wollte man mit dem weſtphäliſchen Herrn nicht ſogleich handgreiflich reden, und darum wurde er in ein Gemach gebracht, neben welchem die Strafen an Strafwürdigen durch Kantſchu und dergleichen vollzogen wurden, ſo daß die fallenden Hiebe, das Stöhnen und Klagen der Gezüchtigten dem einſamen Gefangenen zu Ohren kommen mußte. Gern hätte er vielleicht ein Kloſter darum gegeben, wenn er wieder frei, in die Gemächlichkeit weſtphäliſchen Wuchers ſich jetzt wieder verſetzt geſehn hätte. Indeß dem Drang der Nothwendigkeit mußte er nachgeben, und die Bewegung des Kantſchu, neben an, brachte ihn auf die Beachtung, daß eine ähnliche Methode der Verbeſſerung ihm vielleicht bevorſtehe. Mehr hatte man nicht gewollt, und nachdem ihm Zeit genug gegönnt war, in der Einſamkeit über ſich und über ſeine Infamie, den Franzoſen Kriegesmittel gegen die Deutſchen liefern zu wollen, nachzudenken, wobei der

Kantſchutackt neben an immer derſelbe blieb, ſo daß er nicht aus dem Ton der Selbſtbetrachtung fallen konnte; — ſo wurde er vorgefordert, und befragt, wo die Vorräthe ſich befänden, und in welchen Lieferungsverhältniſſen er mit den Franzoſen ſtehe. — Noch immer dröhnten ihm die Kantſchu-Hiebe von neben an in den Ohren und mit einer weinenden Offenherzigkeit bekannte er alles, entging zwar dadurch den Kantſchu-Hieben, bekam aber nachher in einer großen Stadt als ein gefährliches Subject Stadtarreſt, den er ſelbſt freilich gern umgehen mögte.

An einem andern Ort iſt bereits bemerkt worden, wie die weſtphäliſchen Officianten ſelbſt die Stiftsäcker, welche von der Regierung zum Verkauf geſtellt wurden, um ein Butterbrodt an ſich zu bringen ſuchten. Davon hier noch ein beſonderes Beiſpiel.

Im Bezirk der Ortſchaft D * * * n ſollten auch dergleichen Aecker verkauft werden. Eine öffentliche Perſon, deren Beruf es war, das Intereſſe des Königs wahrzunehmen, welcher Beruf laut ausgeſprochen war, und gut ſalarirt wurde, fand es aber in dem vorliegenden Fall für beſſer, ihr eigenes Intereſſe wahrzunehmen, und machte auf den ſelbſteignen Handel mit dieſen Aeckern Jagd. Der Mann durfte es nun freilich nicht wagen, ſelbſt den Namen hiezu herzuleihen, er ließ daher den Cantor Loci, B ° ° ° n zu ſich kommen, und kam mit dieſem dahin überein, daß derſelbe die Aecker auf ſeinen Namen erwerben ſolle, und daß ſie beide in den Gewinn beim Wiederverkauf ſich theilen wollten. Der Cantor erkaufte nun auch die Aecker, wozu der gedachte Officiant des Königs das Geld hergab, und nun erſt bekamen die Bauern Vertraun, und kauften wieder, freilich zu ganz andern Preiſen, aus der Hand des Cantors, ein Ackerſtück nach dem andern.

Jene öffentliche Perſon fand, daß der Cantor den Acker noch viel zu wohlfeil weggebe, derſelbe wurde daher zu einer Zuſammenkunft eingeladen, und hier wurden ihm einhundert Friedrichsd'or baar dafür bezahlt, daß derſelbe auf ſeine Anſprüche auf dieſen Ankauf von Staatseigenthum verzichte. Wäre der Cantor pfiffiger geweſen, ſo hätte er die hundert Friedrichsd'or nicht angenommen, denn wenn dieſe ihm vorgeſchoſſen wurden, ſo mußte der ſichere, zu erwartende Profit doch wohl weit größer ſeyn.

Dieſe Angelegenheit betraf nur ein einziges Dorf, wo hier an einen Theilhaber einer Staatsbevortheilung ſo viel Geld gezahlt wurde. Um wie vieles mag nun nicht jener Herr in ſeinem ganzen Wirkungskreiſe den damaligen Staat benutzt haben! Solche Menſchen verdienten eigentlich, öffentlich, ohne alle Hehl an den Pranger geſtellt zu werden; bis jetzt aber kann man ſie nur erſt andeuten. Die ernſte Richterin aber, die Zeit, wird alle dieſe Menſchen, welche an dem gemeinſamen Eigenthum ſich vollſogen, als grobe Spreu von dem Weitzen ſondern.

Ueberhaupt bemerkt man, daß der Handelsgeiſt, welchen Hieronymus mit von Amerika gebracht hatte, ſich bald durch ganz Weſtphalen fortpflanzte, denn viele, die ſonſt ruhig in ihrem Studierzimmer geſeſſen hatten, fingen jetzt an, zu ſchachern und zu jüdeln.

Die Königlich-weſtphäliſche Schatzkammer hatte zu Oberaufſehern und zu Wächtern des königlichen Schatzes einen Director, einen Inſpector und einen Kontroleur, — um bei den allbekannten Namensbezeichnungen zu bleiben. Eine jede von dieſen Perſonen hatte einen beſondern Schlüſſel zu einem beſondern Schloß, ſo daß, wie das Verfahren bei allem Depoſitenweſen es iſt, oder wenigſtens ſeyn ſollte, nur alle drei zugleich die Schatzkammer öffnen konnten.

Bei einer ſolchen Recherche in der allerletzten Zeit des Königreichs holten nun auch, als das Protocoll ordnungsmäßig aufgenommen war, die Herren ihre Schlüſſel hervor, um gehörig wieder zuzuſchließen.

„Bemühen Sie ſich nicht, meine Herren, wir können hier alles offen laſſen,“ ſagte der Director, denn Sie ſehen ſelbſt, es iſt nicht mehr, als ein Franc und fünf und zwanzig Centimen baar vorhanden, und dieſen Betrag will ich einſtweilen zu mir ſtecken.

Kurz vor dem, daß Magdeburg im Herbſt 1813 berennt wurde, verkaufte ein Eigenthümer ſein, zum Niederreißen in der Neuſtadt Magdeburg bereits beſtimmtes Haus.

Der Käufer bezahlt die Kaufſumme, läßt das Haus niederreißen, und trifft Anſtalten, die Baumaterialien wegzufahren, weil dieſe allein es waren, welche ihn zu dem Ankauf beſtimmten. Sogleich aber erſcheint ein Polizeidiener, und unterſagt die Wegſchaffung der Steine und des Holzes. Der Käufer, hierüber aufgebracht, geht zu dem Polizeicommiſſair Schulze, um über dieſes Verfahren ſich zu beſchweren, und Recht zu ſuchen. Der gute Mann hatte nicht gewußt, daß Schulze um dieſes ganze Verfahren wußte, und dieſer erklärte ihm auch rund heraus: „Die Baumaterialien gehören dem Kaiſer Napoleon, und Sie haben keine Anſprüche daran zu machen. Selbſt der Rock, den Sie tragen, gehört dem Kaiſer.“

— Ei! — erwiederte jener erbittert, wenn nun aber mein Rock dem Kaiſer nicht paßt, ſo muß ich ihn wohl noch obendrein auf meine Koſten enger machen laſſen?

Der Herr Schulze wußte hierauf nichts weiter zu erwiedern, als daß er den vorlauten Sprecher acht Tage auf die Zitadelle von Magdeburg ſetzen ließ. — die gewöhnliche Antwort an diejenigen, denen man nichts zu antworten hat.

Daß in Weſtphalen das Unterſte zu oberſt gekehrt worden, iſt wohl ohne allen Streit. So hatte z. B. in einer bedeutenden Departementsſtadt ein Iſraelit eine chriſtliche Kirche gekauft, und ein Schauſpielhaus daraus gemacht, welches dermalen noch beſteht. Man kann es ſich denken, daß es der iſraelitiſchen Gemeine ein wahres Gaudium iſt, dieſen Spectakel mit anzuſehn!

X.

Anecdoten.

Buonaparte hatte gegen den Fürſten Poniatowſky eine ganz beſondere Achtung, und doch wurde er einſt wüthend gegen ihn aufgebracht. Die Urſache war folgende: der Fürſt Poniatowſky, der ſeinen linken Flügel gänzlich bloßgeſtellt ſah, hatte es über ſich genommen, eine rückgängige Bewegung zu machen und ſeine Fronte zu verändern. Dieſe Bewegung, die Platow benutzte, brachte einige hundert Wagen, beſonders die Caſſe einiger Regimenter in ſeine Hände. Der Fürſt drückte ſich in ſeinem Berichte folgendergeſtalt aus: „erſt Abends erfuhr ich, daß ein großes Corps Reiterei auf meinen rechten Flügel manövrire und mich zu umgehen ſuche; ich wußte, daß mein linker Flügel durch den Rückzug des 4ten Corps bloßgeſtellt war; hätte ich eine Stunde länger gewartet, ſo konnte es um die Rettung meiner Abtheilung, ja vielleicht um jene der ganzen Armee gethan ſeyn; ich wußte, daß ich die Wagenburg verlieren mußte, die ſich im Gefolge meines Armeecorps befand. Ich gab jedoch Befehl, ſie ſollte ſich auf Seitenwegen in Bewegung ſetzen, die neben der Heerſtraße herliefen, auf der mein Fußvolk hinmarſchieren ſollte; allein ſo vorſichtig ich auch geweſen war, ſo bemächtigte ſich doch die feindliche Reiterei der Wagenburg."

Nach der Meinung des Kaiſers hatte der Fürſt einen unverzeihlichen Fehler begangen. Der Fürſt, ſagte er, konnte mit dem Abende die Wagenburg auf der Heerſtraße hinziehen laſſen und ſich ſelbſt bis den andern Tag in ſeinen Stellungen behaupten. Indeſſen iſt es ausgemacht, daß, wenn der Fürſt bis den andern Tag gewartet hätte, um aufzubrechen, es um ſein Armeekorps gethan geweſen wäre; denn mit Tagesanbruch ſtieß die Spitze der Colonne auf fünf Schwadronen, die ſie ſchon abgeſchnitten hatten. Buonaparte, der Nachricht davon erhielt, ſchwieg, und der Fürſt erfuhr nichts von dieſer Sache.

Buonaparte donnerte eben gegen den Fürſten los, als ihm ein Officier beſondere Depeſchen vom Marſchall Davouſt überreichte. Dieſer junge Officier erſchrack ſo ſehr über den wüthigen Zuſtand, worin er den Monarchen überraſchte, daß er nur ſo viel Kräfte hatte, ihm das Packet zu überreichen und ſich zu entfernen, ohne ein einziges Wort zu ſprechen; als er nach Hauſe kam, legte er ſich zu Bette, wo er drei Tage lang liegen blieb, und doch iſt dieſer Officier einer der Tapferſten unſrer Armee. Das Sonderbarſte war noch bei dieſer Sache, daß Napoleon das Packet zehn Minuten lang in der Hand hatte, ohne zu wiſſen, wer es ihm gegeben hatte.

Nach der Belagerung von Toulon und nach deſſen Wiedereroberung hatte Buonaparte, auf dem ein ſtarker Verdacht ruhete, Verdrüßlichkeiten auszuſtehen, die ihm um ſo mehr ſchmerzten, da man ihn von der Artillerie entfernen und zum Fußvolke verſetzen wollte. Er reiſete nach Paris und wollte Einwendungen dagegen machen. Man verſprach ihm Unterſtützung, aber man that's nicht für ihn. Er wandte ſich gerade an den Stellvertreter, der damals die Kriegsabtheilung zu beſorgen hatte; ich glaube, es war der Bürger Aubry. Man achtete der Klagen des jungen Korſen nicht, und er erhielt nichts. Aufgebracht über die tagtäglichen abſchläglichen Antworten und dem Ungeſtüm ſeines Charakters nachgebend, faßte er den Entſchluß, ſein Vaterland zu verlaſſen. Gerade damals machte er mit einem angeſehenen Engländer, Namens Blinkamm, Bekanntſchaft, der ein junger Mann von gutem Anſehn war und gut franzöſiſch ſprach. Auf dem Kaffeehauſe der Republik traf ich ſie beiſammen. Buonaparte, der mich genau kannte, redete mich ſogleich an. Seine Lage rührte mich. Er war in lebhafter Beſorgniß; ſein Kummer und ſeine Unzufriedenheit ſtanden ihm auf dem Geſichte geſchrieben. Er ließ ſich gegen die Regierung in ſo wenig angemeſſenen Ausdrücken aus, daß ich ihn ſeiner und meiner Sicherheit wegen zu erinnern, für meine Schuldigkeit hielt, daß man auf uns aufmerkſam ſei. Er nahm uns alsdann, mich und Blinkamm, beim Arm und ſchleppte uns mit in den Garten des Palais Royal. Hier fuhr er fort, ſich in Schimpfreden gegen die verſchiedenen Gewalten und Beamten zu ergießen. Endlich theilte er uns ſeinen Entſchluß der Auswanderung mit. Ich fragte ihn, was für ein Land er gewählt habe. Ich nannte ihm England. Die Engländer, erwiederte er, ſind Seeleute, und das bin ich nicht; ſie ſind überdies ein ſchon ausgebildetes Volk, das niemand braucht, und kein Ausländer macht daſelbſt ſein Glück. In Deutſchland giebt es zu viele Mitbewerber. Spanien ſtände mir an; es hat keinen geſchickten General.

Der Engländer ſchien während dieſer Unterredung ſehr aufmerkſam zu ſeyn und ſprach kein Wort. Da es jedoch kalt war, ſo gingen wir auf ſeine Veranlaſſung ins Kaffeehaus de Foy. Hier ſprach Buonaparte lange von Spanien. Viele von ſeinen Gründen waren bloß ſcheinbar, einige ſehr gegründet, aber das Ganze hatte etwas Romanhaftes und ſtand beſonders in gar keinem Verhältniſſe mit den Mitteln des Erzählers. Der junge Engländer, der es bemerkt hatte, ſagte zu ihm: lieber Freund! Spanien paßt für dich nicht; weil du glaubſt, man laſſe dir in Frankreich keine Gerechtigkeit wiederfahren, und weil du es durchaus verlaſſen willſt, ſo will ich dir ein Land nennen, wo du deine Kenntniſſe geltend machen kannſt. Verlaß Europa; begieb dich nach Conſtantinopel. Ich will dich an einen meiner Anverwandten empfehlen, die ſich daſelbſt angeſiedelt haben. Ihr Handel bringt ſie mit vielen zum Serail gehörigen Perſonen in Verkehr. Ich verſpreche dir, daß auf mein Erſuchen dich meine Familie bald in Bekanntſchaft bringen ſoll. Vielleicht wirſt du daſelbſt der zweite Theil von dem Grafen von Bonneval. Steht dir dieſer Vorſchlag an? Morgen ſchreibe ich, und ich werde über England ſehr bald Antwort erhalten. Buonaparte, der in allem die Endpunkte liebte, konnte die Freude nicht unterdrücken, welche ihm die Anträge ſeines Freundes machten und obſchon die Beredſamkeit kein glänzender Theil ſeiner Naturgaben iſt, ſo wird doch das, was er uns damals ſagte, nie in meinem Gedächtniſſe verlöſchen und ſeine Rede nahm mich ganz für ihn ein. Es drückte ſich hier in der That ſein ganzes Sein und Weſen aus: es ſprach ſein Geiſt, ſein Character und der Ehrgeitz aus ihm, einen berühmten Namen zu erlangen.

Theurer Blinkamm! rief er entzückt aus, Sie haben Recht (er nannte ihn nicht Du:) ha! Sie haben Recht! Conſtantinopel, ja! die Türkei iſt es. Aber wo hatte ich denn den Kopf? Ach! ich bin ſo unglücklich, daß ich nicht mehr denke, und indem er ihn bei der Hand faßte, Sie erweiſen mir einen wahren, einen großen Dienſt. Blinkamm! ich gehe nach der Türkei! Die Türken ſind im Kriegsſache unter allen Völkern noch am weiteſten zurück. Die wenigen Kenntniſſe, die ſie darin beſitzen, verdanken ſie den verfolgten Franzoſen, die ſo unglücklich waren, wie ich. Ja! ein franzöſiſcher Korſe ſoll ſie zuſtutzen, ſoll ſie mit der europäiſchen Taktik vermählen (ich ändere nichts an ſeinem Ausdrucke); ich will ſie drei Jahrhunderte vorwärts bringen, um ſie mit andern Nationen auf gleiche Höhe zu ſtellen! ich fürchte mich nicht vor ihrer aufrühreriſchen Denkart und vor ihrem Mangel an Mannszucht. Ich laſſe, wenn es ſeyn muß, zehn Regimenter ſpießen, um das eilfte zum Gehorſam zu bringen. Ihre Unwiſſenheit wird meinen Abſichten zu Hülfe kommen; wären ſie aufgeklärter, ſo würde ich mehr Schwierigkeiten zu überwinden haben. Wenn ich mir Neider erwecke, wenn ich ſehe, daß ich Verdacht errege, ſo laſſe ich nicht den Sturm ſich über mir zuſammenthürmen, aus Furcht, ihn nicht beſchwören zu können; ich werde immer Mittel im Hinterhalte haben, mich in irgend eine entfernte Statthalterſchaft dieſes ungeheuern Reichs verweiſen zu laſſen, und dieſe Verweiſung ſoll der erſte Schritt zu einem Glücke ſeyn, von dem ich mir ſtets ein verführeriſches Bild gemacht habe. Blinkamm! ich werde Ihnen alles zu verdanken haben. Er ſchwieg; ſein Geſicht ſtrahlte von Hoffnung. Ich will, ſagte er, um die Erlaubniß nachſuchen, mich nach Conſtantinopel zu begeben. Wirklich hielt er einige Tage darauf um dieſelbe an, allein man ſchlug ſie ihm ab.

So eben ſind folgende intereſſante Schriften erſchienen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Leuchtkugeln, 3ten Heft, enthält: I. Marſchall Brüne. (Eine biographiſche Skizze.) II. Der deutſche Patriot, nach der Schlacht bei Belle Alliance. III. Verhältniß der engliſchen Politik des feſten Landes. IV. Bruchſtücke aus einer Rede des Abbé Sieyes. V. Der Obriſt Labedoyère. VI. Der Schalksnarr, wie er ſonſt war. VII. Motto's für die Zeitgeſchichte. VIII. Miscellen aus der Zeitgeſchichte. 18 gr.

Ideen über die preußiſche Volksrepräſentation. 14 gr.

Nicolai, C. Ueber Selbſtkunde, Menſchenkenntniß und den Umgang mit Menſchen. 2 Thle. 2 Rthlr. 8 gr.

Derſelbe, Feſttagslaunen, 2 Bde. 2 Rthlr. (1ſter Theil enthält: I. Die zweite Gattin. Eine Erzählung. II. Phanor und Theano. Eine griechiſche Geſchichte. III. Der Trunkenbold. Ein Schwank in Verſen. IV. Merkwürdige Geſchichte einer Maus. Ein Schwank.

2ter Theil enthält: I. Der zweite Gatte. Eine Erzählung. II. Die Kunſtausſtellung. Ein Schwank. III. Der Spaziergang und ſeine Folgen. Eine Erzählung.

Joachims Abentheuer, oder die Kunſt, ein großer Herr zu werden. Eine Geſchichte aus den Zeiten der Bülletins. Von Baptiſt von Heinsburg. 2 Thle. 2 Rthlr.

Dr. Schrader, Prüfung der gegen die Krähe empfohlenen und gebräuchlichen Mittel. 6 gr.

Charakterſchilderung von Napoleon Buonaparte. Aus dem Fran-

In allen Buchhandlungen iſt nunmehr zu haben:

Ueber
Selbſtkunde, Menſchenkenntniß
und den
Umgang mit Menſchen.

Von

Carl Nicolai.

Zwei Theile.

Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede: „der Menſch, ſeine Umgebungen und ſeine Verhältniſſe iſt ein zu wichtiger Gegenſtand, als daß er nicht einer mehrſeitigen Beurtheilung und Beleuchtung unterworfen werden dürfte.“ Dieſe Beleuchtung der Geſellſchaftsverhältniſſe iſt in gegenwärtiger Schrift mit einer Originalität, mit einem Scharfblick und mit ſo vieler richtiger Beobachtung unternommen, daß der geübte Weltmann mit glücklicher Auffaſſungsgabe der Wahrheit nicht zu verkennen iſt, und daß der Leſer jedes Standes und Ranges hier ſich ſelbſt wieder findet, und zugleich für ſeine Umgangsverhältniſſe

Weiſungen und Andeutungen, Warnungen und Winke, welche ihm nicht anders, als ſehr willkommen ſein müſſen, überall antrifft. Der Verfaſſer bemerkt ſelbſt, daß die geſchätzten Werke eines Knigge u. ſ. w., welche in dieſes Feld der practiſchen Philoſophie einſchlagen, jetzt, bei dem fortſchreitenden Zeitgeiſt einer Durchſicht bedurft hätten, und weit davon entfernt, nur im geringſten Nachahmer geweſen zu ſeyn, hat der Verfaſſer mit einer überraſchenden, hinreißenden Originalität dieſen wichtigen Gegenſtand ſo richtig aus dem wahren Leben aufgefaßt, und ihn ſo fleißig und ſchön behandelt, daß dieſes Werk die Zierde jeder Privatbibliothek ſeyn wird. Um eine ohngefähre Anſicht von dem Werth des Buches und dem Umfang der hier behandelten Gegenſtände zu geben, liefern wir das Inhaltsverzeichniß beider Theile:

Ueberſicht des erſten (allgemeinen) Theils.

Vorerinnerung.

Selbſtkenntniß, Entwickelung, woher es ſo ſchwer fällt, ſie zu erhalten.

Wahl eines Vorbildes.

Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt.
Tagebuch.
Religion.
Verwandtenliebe, Verwandtenſtolz.
Aufrichtigkeit der Ehegatten.
Stimme der Freundſchaft.
Lectüre, Theater.
Das Aeußere des Menſchen.
Schönheitsgefühl.
Verkrüppelte, deren Benehmen. — Wie wir uns gegen ſie zu benehmen haben.
Kleidung.
Das Waſchen.
Bart.
Haupthaar. Rothköpfe. Kahler Scheitel. Greiſes Haar.
Zähne.
Schminken und Salben.
Aeußere Bedürfniſſe.
Schlaf. Zeit des Schlafes. Stundenzahl. Nachtheil des vielen Schlafens. Morgenſtunde. Schlafzimmer.
Eſſen und Trinken. Freuden des Mahls ſind nicht zu verſchmähn. Hauptmahlzeit. Mäßigkeit. Enthaltſamkeit. Uebertriebene Aengſtlichkeit. Entbehre und genieße. Kenntniß von der Kochkunſt. Uebertreibungen. Sybariten.
Trinken. Allgemeinheit der geiſtigen Getränke. Deren Entbehrlichkeit. Allmähliges Fortſchreiten des erſten Reizes bis zum Trinker, Säufer. Unheilbarkeit der Leidenſchaft. Geübte Trinker. Der Trunk, um ſich anzufeuern. Trinker aus Verzweiflung. Der periodiſche Rauſch. Bild des Säufers. Rettungsmittel. Vorbeugungsmittel.

Bewegung des Körpers. Das zu wenig und zu viel. Reiten. Bewegungen im Hauſe. Erlernen der Handwerke. Luſtreiſen.

Gewöhnungen. Verwöhnungen. Manieren.

Gang. Körperhaltung. Stehen. Bewegungen des Körpers.

Tanz. Nationaltanz.

Geſicht und deſſen Bewegungen. Ordnen der Geſichtszüge. Das Auge. Mit kleinen Augen anſehen, lorgnettiren, Geſichter ſchneiden.

Sprache. Richtige Ausſprache. Prahlen. Leiſe reden. Flüſtern. Stammler. Mundarten. Grammatiſche Richtigkeit. Reinheit der Sprache. Reinigungsſucht. Fremde Sprachen. Franzöſiren. Sich ſelbſt gern ſprechen hören. Richtige Geſellſchaftsſprache.

Schreiben. Handſchrift. Deutlichkeit derſelben. Schreibart. Rechtſchreibung.

Lachen. Laut lachen. Lächeln. Die Menſchen lachen nach allen Vokalen.

Ernſt.

Ordnungsliebe. Sie muß allgemein und ununterbrochen ſein. Ordnung führt zu Gewinn durch Erſparniß.

Pünctlichkeit in der Zeit — im Wort.

Verſprechen.

Verſchwiegen, plauderhaft, ſchwatzhaft.

Kleinliches Weſen.

Laune. Antheil des Magens daran; der Krankheit; der Kränklichkeit. Launiſch; wetterwendiſch. Ueble Laune. Einfluß der äußern Lage darauf. Gute Laune. Scherz. Spaß. Witz. Satyre. Deren Nachtheil. Drollige Menſchen. Spott. Religionsſpötter. Leichter Sinn. Leichtſinn.

Furcht. **Furcht vor Menſchen.** Menſchenhaß. Menſchenfeindlichkeit. Menſchenſcheu. Weiberſcheu. Der Weiberfeind. **Furcht vor Gefahren.** Furcht in der Gefahr. Das Aufſuchen der Gefahr. Gewitterfurcht. Geſpenſterfurcht. Einfluß der Nacht. Einfluß des Alleinſeins. **Furcht vor Thieren.** **Furcht vor ſich ſelbſt.** Vor körperlichem Schmerz. Analyſe deſſelben. **Furcht vor Todten und vor dem Tode.** Vorbeugungsmittel. **Pinſelſtriche über den Selbſtmord.**

Langeweile. Beſchäftigung mit ſich ſelbſt. Beſchäftigung für ſich ſelbſt. Nahrungsmittel der Langeweile. Ueberſättigung. Leere. Das dolce far' niente! **Spiel.** **Muſik.**

Lügen, Nothlüge.

Befördernde oder ſtörende, mehr dauernde Gemüthszuſtände, Bewegungen und Erſchütterungen.

Geiz. Habſucht. Verſchwendung. Sparſamkeit. Theilnahme. Selbſtſucht. Mißgunſt. Neid. Stolz. Herrſchſucht. Hochmuth. Eitelkeit. Der umgängliche Mann.

Ruf. Guter Name. Ehre. Ehrſucht und Ehrgeiz. Schande. Duell.

Heftigkeit. Aufbrauſen. Zorn Mäßigung.

Sanftmuth. Geduld. Duldend. Phlegma.

Empfindlichkeit. Empfindſamkeit.

Eigendünkel. Eigenliebe.

Feigheit. Muth. Tapferkeit. Tollkühnheit. Poltron.

Hypochondrie. Trübſinn. Schwermuth. Melancholie.

Ganze Menſchen. Halbe Menſchen.

Einzelne Wahrnehmungen, Beobachtungen, Klugheitsregeln, Tröſtungen.

Inhalt des zweiten oder beſonderen Theils.

Dienſtverhältniß.
Der Umgang unter Eheleuten.
Ueber Hageſtolze und alte Jungfern.
Ueber den Umgang zwiſchen Aeltern und Kindern.
Der Umgang mit Dienſtboten.
Ueber den Umgang mit Geiſtlichen.
Das Verhältniß zum Arzt.
Umgangsverhältniß mit dem weiblichen Geſchlecht.
Ueber den Umgang unter Verliebten.
Umgang mit der lieben Verwandſchaft und Nachbarſchaft.
Etwas über Freundſchaft.
Ueber den Umgang mit Kriegesleuten.
Ueber den Umgang mit dem Adel.
Ueber den Umgang mit Staatsdienern, und beſonders mit Rechtsgelehrten.
Ueber den Umgang mit Kaufleuten.
Ueber den Umgang mit andern Religionsverwandten, namentlich mit den Juden.
Ueber den Umgang zwiſchen Miether und Vermiether, und zwiſchen Miethleuten unter einander.
Etwas über Gaſtfreundſchaft.
Ueber den Umgang mit Gelehrten und Künſtlern.
Einige Vorſchriften für Reiſende.
Ueber den Umgang mit den Subalternen der Behörden.
Allgemeine Bemerkungen für Supplikanten.

Beſuch, Beurtheilung des Theaters und anderer öffentlicher Schauſpiele.

Behandlung derer, welche eine Sparre zu viel haben. Politiſche Schwärmer. — Fanatiſche Schwärmer. Ueberkluge. Dummſtolze. Der Uebergang zum Wahnwitz.

In einigen Wochen wird folgende intereſſante Schrift die Preſſe verlaſſen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben ſeyn:

Wellington.

Ein hiſtoriſches Gemälde.

Der Herr Verfaſſer, einer unſerer vorzüglichſten Geſchichtſchreiber, ſtellt uns in dieſem Gemälde den Helden dar, auf welchen ſeit mehreren Jahren bereits ganz Europa ſein Augenmerk gerichtet hat. Er ſchöpfte, bei Bearbeitung dieſes Werks, aus dem Urquell, und, weit entfernt, durch deſſen Herausgabe die Anzahl von oberflächlichen biographiſchen Skizzen unſerer jetzigen Helden zu vermehren, liefert er uns ein vollſtändiges Ganze, d. h., er erzählt mit hiſtoriſcher Treue die Geſchichte dieſes Helden, von ſeiner früheſten Jugend, bis zu ſeinen neueſten, die Welt in Staunen ſetzenden Großthaten. Wir dürfen dieſe Biographie Wellingtons unbedingt die *einzig vollſtändige* nennen, und ſie dem Freund der Geſchichte ſowohl, als Jedem, der gern von den Thaten großer Männer lieſt, mit vollem Recht empfehlen.

Neue

Fakkeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Sechſten Bandes zweites Heft.

Zerriſſen iſt des Truges gold'ner Flor,
Die Wahrheit hebt die Fakkel nun empor! —

Quedlinburg 1815.
In Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

I.

Noch einige Notizen über die Gründung Weſtphalens.

Der Abt Henke zu Helmſtädt durfte ſich rühmen, durch ganz Deutſchland ehrenvoll als Gelehrter, als aufgeklärter Theologe, als deutſcher Patriot genannt zu werden. Einige Notizen über ſeine letzten Verhältniſſe ſind intereſſant genug, um hier eine Aufnahme zu finden.

Die Univerſität Halle war im October 1806 mit empörender Schonungsloſigkeit von den Franzoſen zerſtört; die Lernenden waren verwieſen, die Lehrenden waren brodlos gemacht. Kaiſer Napoleon, dem einige Ungezogenheiten der Studirenden zu Halle bekannt geworden waren, fand ſich dadurch veranlaßt, dieſe Univerſität zu fürchten, ſo wie er denn überhaupt alle literariſche Inſtitute fürchtete, und er ſprach den Bann über eine Univerſität aus, welche ſchon früherhin in dem Ruf ſtand, daß die Studenten mit einiger Zügelloſigkeit ſich Angriffe auf Autoritäten erlauben dürften. Der Beweis davon war ihm, dem nicht leicht von dergleichen Weſen, was zu allgemeinem Aufruhr Veranleſſung geben konnte, entgeht, 1, das ſtudentenmäßige Benehmen gegen den Oberconſiſtorialrath Hermes und Hilmer in früherer Zeit, 2, ein Tumult, bei welchem der damalige Regimentsobriſt, Prinz von Braunſchweig, mit einer Mishandlung bedrohet wurde, 3, eine Zuſammenrottirung des Pöbels, welche wegen der theuern Kornpreiſe hergekommen war, und den letzten Beweis von ihrer Ungebundenheit hatten die Studenten dem Kaiſer dadurch gegeben, daß ſie ihm ein Pereat brachten, als Halle bereits im Beſitz der Franzoſen war.

Ein gleiches Schickſal fürchtete der Abt Henke für die Univerſität Helmſtädt, um ſo mehr, da Napoleon das braunſchweigiſche Land haßte, indem er deſſen

Herzogs den größten Theil der Feindſeeligkeit Preußens gegen ihn zurechnete.

In Braunſchweig hatte damals den Oberbefehl über den größten Theil der Länder, die nachher das Königreich Weſtphalen bildeten, ein gewiſſer Biſſon, den, wie es heißt, nur ſeine koloſſale Geſtalt, und kaum dieſe von den Thieren unterſchied. Intendant war Martial Darú, ein muſterhafter franzöſiſcher Blutigel für Deutſchland. Auf den 2. December 1806 wurde in allen eroberten Ländern ein Dankfeſt für die Krönung des Kaiſers ausgeſchrieben. Der Abt Henke ließ ſeine an dieſem Tage gehaltene Rede in das Franzöſiſche überſetzen, drucken, und überſandte ſie dem Intendant Darú, damit dieſer ſie dem Kaiſer mögte zukommen laſſen. Der Zweck des Abts Henke war dabei, die Univerſität dem Kaiſer zu empfehlen. Darú aber verweigerte es, und erwiederte ſchriftlich, daß er es nicht gerathen, daß er es unpolitiſch finde, dem Kaiſer dieſe Schrift vorzulegen, denn — in der Vorrede war es gerühmt, daß dieſe Stadt von Karl dem Großen erbaut ſey, und in der Rede ſelbſt wär des letztverſtorbenen Herzogs von Braunſchweig eine ehrenvolle Erwähnung geſchehn! — Welcher erbärmliche Sclavenſinn, den Napoleon unter ſeinen Dienern rege erhielt!

Aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel wurden über 300 Manuſcripte, und 60 höchſt ſeltene, meiſtens einzige, gedruckte Bücher nach Paris geſchleppt; dies vermogte Henke nicht zu hindern. Als Darü auf Denon's Geheiß auch aus Goslar einen vorgeblichen alten ſächſiſchen Götzen, Crodo, abfahren laſſen wollte, bewies ihm Henke mit hiſtoriſcher Wahrheit, daß es nie einen Götzen Crodo gegeben habe, daß das Götzenbild alſo das Fuhrlohn nicht auf eine Meile weit werth ſey; allein das half alles nichts. Es war den Franzoſen nicht ſowohl um Denkmale der Kunſt und des Alterthums, als um recht viele Beweiſe der Plünderungen zu thun.

Nach dem Tilſiter Frieden erſchien in Braunſchweig der franzöſiſche Obriſt Morio, zeigte dem Miniſterium an, daß das Land dem Prinz Hieronymus zufalle, und er erließ zugleich die Aufforderung, eine Landesdeputation nach Paris zu ſenden. Der Abt Henke war mit unter dieſen Deputirten. In Paris wurden dieſe Deputirten angewieſen, allen Kaiſerlichen und Königlichen Höfen, und dann den künftigen Miniſtern von Weſtphalen die Aufwartung zu machen. Sodann fuhren ſie nach St. Cloud, um dem künftigen Könige von Weſtphalen vorgeſtellt zu werden. — Hieronymus empfing die Deputirten mit einer Kälte, mit einer Indignation, mit einer Gleichgültigkeit, daß ein jeder ſchon das Schickſal der unglücklichen Länder ahndete, welche einem ſolchen herz- und kraftloſen Emporkömmling preis gegeben werden ſollten.

Eigentlich paradirte man in Paris und in St. Cloud mit dieſen deutſchen Deputirten, und darum wurden ſie auch ſo lange als möglich aufgehalten, darum wurden ſie bei allen Gelegenheiten öffentlicher Darſtellung zugezogen. Sie ſollten es deutlich den Pariſern beweiſen, daß ihr Kaiſer Deutſchland unterjocht habe.

Am 16. Auguſt, Morgens um halb eilf Uhr, ſollten alle weſtphäliſchen Deputirten vor dem Kaiſer erſcheinen, welchen ſie bis dahin noch nicht geſehn hatten. Durch einen Saal in den Tuilerien (den bekannten Saal der Marſchälle) wurden ſie in den großen Audienzſaal geführt. Einige der Deputirten, welche Tages vorher bei dem Könige die Titel des Vaterlandes vermieden, und blos „Provinz" geſagt hatten, wies jetzt Morio ausdrücklich an, bei dem Kaiſer nicht Provinz, ſondern „Fürſtenthum, Herzogthum ꝛc." zu ſagen, wenn ſie um ihr Vaterland befragt würden.

Jene Herren Deputirten mußten ſich freilich wohl ſchämen, daß ein Franzoſe ſie darauf aufmerkſam machen mußte, wie der Kaiſer ſogar es übel aufnehmen würde, wenn ſie die Kriecherei ſo weit trieben, ihr angeſtammtes Vaterland nicht gerade heraus zu nennen.— Nachdem nun eine Menge von Prinzen, Herzögen, Fürſten u. ſ. w. durch dieſen Saal in die innern Zimmer des Kaiſers gegangen, wurden die Deputirten des Königreichs Weſtphalen vor Napoleon gefordert. Er redete, den Hut auf dem Kopfe, einzelne der Deputirten an. Er fragte ſie um Namen, Vaterland, Amt, und warf, wie es hier in der Biographie des Abt Henke heißt, einige Kernſprüche darunter, z. B. „Gleichviel, ob Proteſtant oder Katholik! — Religion iſt Sache des Gewiſſens, nicht des Staats! — Die kleinen Staaten taugen nichts; ihr werdet ein großes Reich ausmachen, bis Hamburg hin! — Das Militär ſoll euch zum Schutz gereichen, nicht zur Quaal. Der Adel ſoll nichts gelten; wer ſich auszeichnet, und Verdienſte hat, ſoll angeſtellt werden. Die Könige ſind nicht für ſich, ſondern für das Glück der Völker eingeſetzt.“

Er ſprach das alles mit Ernſt und Trotz; wenn er aufblickte, und jemandem in das Geſicht ſah, ſo warf er ein he? he? dazwiſchen. *) Endlich fragte er denn auch: „wo ſind die Braunſchweiger?“

Sie traten vor; er fragte nach ihren Namen, nach der Zahl der Einwohner des Landes, und bemerkte ſehr naiv, ſeine Unkunde in der Statiſtik, und die Abentheuerlichkeit ſeines Zuges beurkundend, daß er ſich das Land größer gedacht hätte. Als er nun an den Abt Henke kam, fragte er ihn: Seyd Ihr Proteſtant?“ --- Ja, Sire! — antwortete Henke.

Napoleon betrachtete das goldne Abts-Kreuz, welches Henke trug, faßte es an, und fragte: „was iſt das für ein Ding?“ --- Henke antwortete ihm, daß das ein Abts-Kreuz ſey. — Napoleon fragte weiter, was das einbringe? und als ihm der Abt Henke antwortete: zwei hundert Thaler! --- ſo ſchied der Kaiſer von ihm mit den Worten: Das iſt auch der Mühe wohl werth! Ehrt übrigens eure Religion;

---

*) Dieſe Bemerkung, daß N. ein he? he? dazwiſchen geworfen habe, ſcheint eine hiſtoriſch-unrichtige Ausſchmückung zu ſeyn, denn er ſtimmte ſich nie zu dem trivialen he? he? herab, ſondern warf nur mitunter ein indignirendes: Pah! hin. D. H.

man kann bei jedem Glaubensbekenntniß ein rechtſchaffener Mann ſeyn. — (Die eignen Worte Napoleons waren: C'est bien la peine! Au reste, gardez votre religion; on peut être honnête — homme dans toutes!)

Einer der Deputirten eines andern Landbezirks, welches zu Weſtphalen geſchlagen worden, war dreiſt genug, Napoleon, als dieſer ihn anredete, zu ſagen: „Sire! Als Repräſentant meiner Landsleute bitte ich um Erlaß der uns auferlegten Kriegsſteuer. Unſer Land wird ſie nicht tragen können!“ — Napoleon maß ihn mit einem ſcharfen Blick, ſprach kein Wort, und ging weiter.

Am Schluß der Vorſtellung dieſer Deputirten von Weſtphalen ſagte Napoleon: „die kleinen Fürſten müſſen aufhören; große Königreiche müſſen gegründet werden. Es ſoll kein Adel mehr ſeyn, keine Vorrechte, aber eine gemeinſchaftliche Steuer. Der König ſoll das Glück ſeines Volkes machen; er ſoll ſeinen Schatz haben, und die Nation den ihrigen. Die Katholiken ſowohl als die Proteſtanten, ſollen frei ihre Religion üben.“

Einer der Deputirten erwiederte hierauf — wir werden uns bemühen, Ew. Majeſtät Sorgfalt zu verdienen. —

„Das iſt gut,“ fiel Napoleon ſchnell ein. „Die Deutſchen ſind unterrichtete, gelehrte, geduldige Menſchen. Es giebt keine Verräther unter ihnen. Wenn ſie ihr Wort geben, ſo iſt das genug. In wenigen Tagen ſollt ihr eure Konſtitution haben. Ihr ſollt eure Bemerkungen dazu machen.“

Darauf wurden die Deputirten entlaſſen, und in die Kapelle der Tuilerien geführt, wo ſie einer muſikaliſchen Meſſe beiwohnten.

Dieſe Worte Napoleons, welche als wirklich ausgeſprochen anzunehmen ſind, da der Abt Henke, dieſer Mann ohne Tadel, ſie wieder gegeben hat, beweiſen, daß Napoleon lichte Zwiſchenräume hatte, in welchen er, wenn er wollte, ſeine Umgebungen ermuntern, das fremdartigſte Intereſſe ſich gewinnen konnte, und man muß es beklagen, daß dieſes ungeſtüme, wild empörte Gemüth ein Intereſſe wohl zu erregen, aber nicht feſt zu halten wußte, daß die Gemeinheit mit der Hoheit der Anſichten in ſtetem Streit lag, und daß erſtere immer den Sieg davon trug.

Am folgenden Tage gab der König von Weſtphalen im Pallaſt der Prinzeſſin von Lucca den weſtphäliſchen Deputirten ein Mahl, und hier machten der Staatsrath Buegnot und der Hofintendant Düjambon die Wirthe. Nachher ſprach Henke nebſt einigen andern mit dem Großrichter Regnier, und dieſer ſagte den Braunſchweigern: dem Kaiſer gefalle es, zu wiſſen, daß die Braunſchweiger ihren Herzog ſehr geliebt hätten. — Der Prinz Erzkanzler, Cambaceres, bei welchem die Deputirten ſpäterhin waren, ſprach nur von Palläſten, und die Kaiſerin Mutter, Madame Lätitia, der ſie vorgeſtellt wurden, ſagte auch nicht ein einziges Wort. —

In der allgemeinen Verſammlung der Deputirten, d. 22. Auguſt, wurde ein engerer Ausſchuß erwählt, welcher Bemerkungen zu der, „im Vertrauen“ mitgetheilten Konſtitution machen ſolle. Am Abend dieſes Tages wurde mit ungeheurer Pracht die bürgerliche Trauung des Königs von Weſtphalen mit Katharina von Wirtemberg gehalten, und am 23. war die kirchliche. Die weſtphäliſchen Deputirten waren dazu eingeladen, und der Abt Henke ſchrieb hiernächſt nach Deutſchland:

„Ich wundere mich, daß ich über die prächtigen

Schauſpiele nicht beſonders verwundert bin, und daß ſie mir ſo widrig werden. Ich bin ſonſt ſo pflegmatiſch nicht. Es muß wohl von der Gewalt der Nebengedanken und Erinnerungen kommen, daß der Eindruck jener ſinnlichen Erſcheinungen ſo geſchwächt wird. Aber vorzüglich iſt es die finſtere Ausſicht in die Zukunft, welche mich unempfänglich für alles macht. Nach der Konſtitution wird alles anders. Meine und der übrigen Deputirten Proteſtationen, daß unſere Einwilligung ungültig ſey, helfen nichts und reitzen nur. Die Polizei bewacht alle unſere Schritte. Die deutſchen Pedanten werden wie Wunderthiere angeſehn, auf den Theatern verlacht, und doch wird ihnen alle Ehre erwieſen.“

Dieſer engere Ausſchuß ſandte am 27. ſeine ſchriftlichen Bemerkungen über die Konſtitution an Morio. Morio ſandte den Aufſatz zurück mit dem Bemerk, daß es beſſer ſeyn werde, dieſe Randgloſſen dem Könige ſelbſt zu übergeben, hatte aber bereits eine Abſchrift davon dem Könige zugeſtellt. Nun mußten die Deputirten wieder am 30. Auguſt nach St. Cloud zum König von Weſtphalen, wo er denn auf die gemachten Bemerkungen über die Konſtitution einmal ſich dahin äußerte: ce sont des observations puériles! (Schülerhafte Bemerkungen!) Der letzte Troſt, den er ihnen gab, war der:

„alles, was gut iſt, ſoll beſtehen; ich werde nichts ändern, ich bin nicht veränderlich. Meine Unterthanen ſind Weſtphalen, nicht Franzoſen. In einigen Jahren werde ich Deutſch ſprechen und ſchreiben. Ich werde lauter Landeskinder anſtellen *).

— In den letzten Tagen des May 1808 machte König Hieronymus eine Reiſe durch den öſtlichen Theil ſeines Landes über Braunſchweig nach Magdeburg. Bei dieſer Gelegenheit reiſete der Abt Henke, Häberlein und Bruns nebſt zwölf Studierenden von Helmſtädt nach Braunſchweig, um dort eine Audienz bei dem Könige zu erhalten, und für die Erhaltung der Univerſität ſprechen zu können. Der würdige Johannes von Müller, hatte es mit dem Ceremonienmeiſter, Graf Bochholz, verabredet, daß die Helmſtädter Deputation ſo in dem Marmorſaal des Schloſſes zu Braunſchweig geſtellt wurde, daß ſie dem Könige auffallen mußte. Als der König nun erſchien, und Henke ſein Geſuch für Erhaltung der Univerſität kurz, bündig und

---

*) Hat wohl je ein König ſo grob gelogen?

dringend vorgetragen hatte, antwortete der König — nichts, und die Deputirten der Univerſität Helmſtädt wurden — für den Abend zum Ball eingeladen! —

Bei eben dieſer Audienz ſtanden unter den Wartenden in dem Audienzſaal mehrere Veteranen braunſchweigiſcher Officiere, die ſeit neunzehn Monaten keinen Sold erhalten hatten. Als Hieronymus zu ihnen kam, fragte er: „was iſt das für eine Uniform?“

„Es iſt die Braunſchweigiſche,“ erwiederte einer dieſer Officiere. „Wir wollten Ew. Majeſtät um Verfügungen über unſere, lange ſchon nicht gezahlte Penſionen bitten.“

„Ich liebe nur die weſtphäliſche Uniform!“ ſagte im Vorbeigehn der Emporkömmling, der bei der Huldigung unverſchämt genug geweſen war, die Lüge auszuſprechen: „ich will Euch zwingen, mich zu lieben!“

II.

Das Betragen des franzöſiſchen Militairs in Deutſchland, während der Jahre 1806-1814.

In einer ſächſiſchen Mittelſtadt betrugen ſich die Franzoſen bei ihren Durchmärſchen gewöhnlich ſo ſchlecht, daß die Civilbehörden auf Mittel ſinnen mußten, den beängſtigten und von allen Seiten bedrängten Einwohnern Hülfe zu verſchaffen. Kein Mittel ſchien hierzu wirkſamer zu ſeyn, als einige ſächſiſche Soldaten, ſo lange die Durchmärſche dauern würden, in der Stadt als Sicherheits- und Hülfsmiliz anzuſtellen. Man wählte hierzu einige Soldaten von dem berühmten Dragonerregimente Prinz Johann, welches größtentheils aus ſehr ſtarken und mannhaften Leuten beſtand, ſich in mehreren Schlachten ſehr vortheilhaft ausgezeichnet hatte und ſogar nach der unglücklichen Schlacht bei Jena von den Franzoſen nur mit Achtung und Furcht zugleich und zwar gewöhnlich nur mit dem Namen rouge et noir genannt wurde; weil es rothe Uniform mit ſchwarzen Aufſchlägen trug. Die Anzahl dieſer Soldaten, welche den bedrängten Einwohnern gegen die Mißhandlungen der franzöſiſchen Soldateska Hülfe verſchaffen ſollten, war ſehr gering; da es ungefähr nur 6 bis 8 Mann waren. So wenig Hülfe man ſich auch von einer ſo geringen Zahl Leuten zu hoffen berechtiget ſeyn mochte; ſo treffliche Dienſte leiſteten ſie doch der Stadt, indem ſie allenthalben, wohin ſie gerufen wurden, feſt auftraten und die unverſchämten Franzen immer glücklich zur Ruhe brachten. Im Juli 1812 wurde in dieſer Stadt ein Infanterieregiment Franzoſen einquartiert, welches ganz vorzüglich unverſchämt und zügellos war und mehrere Einwohner ſo drückte und plagte, daß die Dragoner öfters zur Hilfe gerufen werden mußten. Unter andern geſchah dieſes von einem armen, aber redlichen Handwerksmann, welcher ſeiner Einquartierung alle ihm zu Gebote ſtehende Erfriſchungen und Bequemlichkeiten verſchafft hatte und dennoch von derſelben auf die empörendſte Weiſe gemißhandelt wurde und durch die ungeſtüme Zerſtörungsſucht dieſer Wüthrige bereits einen groſsen Theil ſeines Koch- und Eßgeſchirres verloren hatte. Als er den Dragonern kurz die erlittenen Mißhandlungen erzählt hatte; ſo fragte ihn einer derſelben: „wie viele ſolche Flegel er im Quartiere habe?“ der Bürger antwortete: „eigentlich habe ich nur ſechs; allein es haben ſich nach acht andere hinzugefunden, denen es vermuthlich in ihrem Quartiere nicht behagt und die vornehmlich die Urſache aller entſtandenen Unordnungen zu ſeyn ſcheinen.“ „Da es nur vierzehn ſind, antwortete der Dragoner, ſo will ich nur mit einem meiner Cameraden kommen und wir wollen mit dieſen Unholden bald fertig werden.

Als die beiden Dragoner vor dem Hauſe ankamen; ſo wollten ſie den Bürger fragen, in welcher Stube die Unholde wären? allein dieſer hatte ſich aus dem Staube gemacht; weil er meinte, daß dieſe zwe Dragoner gegen eine ſo groſse Menge frecher Wüſtlinge nichts ausrichten würden und daß ihn ſeine Einquartierung, wenn ſie unverrichteter Sache abziehen müßten, noch ärger mißhandeln würde; da er Hülfe geſucht hatte.

Ein fürchterliches Gepolter und Getöſe, ſo wie das Jammern der gemißhandelten Bürgersfrau zeigten dem rüſtigen Dragonern bald den Weg zu dem Gemache, in welchem die unverſchämten Franzen raſ'ten. Einer von den Dragonern blieb unten im Hauſe ſtehn und der andere ging, bloß mit einer Reitpeitſche bewaffnet, die Treppe hinauf zu dem Gemache, in welchem das Gepolter und Getöſe war. Sobald als er in daſſelbe trat, waren die Franzoſen wie vom Donner gerührt, ließen die arme Frau, der ſie faſt alle Kleider vom Leibe geriſſen hatten, los und einige ſuchten ſich unter Tiſchen, Bänken und hinter dem Ofen zu verſtecken.

Der Dragoner brüllte ihnen nun einige Canaillen und Flegel entgegen und wollte unterſuchen, wer ſich von ihnen ſo ungebührlich aufgeführt habe. Keiner wollte mit der Sprache heraus und als die in Thränen zerfließende Bürgersfrau ſchluchzend verſicherte, daß ſie alle an den Mißhandlungen und verübten Ungebührniſſen Theil genommen hätten; ſo fing der Dragoner mit ſeiner Reitpeitſche an, den ſaubern Gäſte eine klopfende Paſſion zu ſingen und einen nach den andern aus der Stube heraus, die Treppe herunter zu werfen, wo ſie der zweite Dragoner von neuem mit flacher Degenklinge begrüßte und ſie ſammelte, um ſie nach der Wache zu führen. Keiner widerſetzte ſich und alle ertrugen die Peitſchen- und Klingenhiebe geduldig, indem ſie nur baten, daß ſie nicht auf die Wache geführt werden möchten. Doch hier half kein Bitten und kein Flehen.

Während daß die Franzoſen von den Dragonern vor dem Hauſe geordnet wurden, um nach der Hauptwache transportirt zu werden; kam ein franzöſiſcher Obriſter, welcher nach der Urſache des Lärms fragte und als er erfuhr, daß einige von ſeinen Leuten wegen verübter Ungebührniſſe auf die Wache gebracht werden ſollten, dieſes nicht geſtatten wollte und Miene machte, gegen die beiden Dragoner Gewalt zu gebrauchen.

Der eine Dragoner legte die Hand an den Degen und ſagte: „Mein Herr, Ihre Soldaten ſind Flegel und werden von uns auf die Wache geführt werden, und wenn Sie dieſelben in Schutz nehmen wollen; ſo will ich Sie auch dahin mit transportiren, denn wir ſind Gensd'armen und haben das Recht, jeden zu arretiren, der ſich ungebührlich aufführet und ſich uns widerſetzt.“

Der Obriſte fand nicht für gut, ſich ferner zu widerſetzen, ſondern ſchlich ſich ſtill davon und der arme Bürger wurde auf dieſe Weiſe von ſeinen ſaubern Gäſten befreit.

Solche feige und unmännliche Menſchen waren die ſtolzen Welteroberer, die da meinten: der ganze Erdkreis ſey nur da, daß er von ihnen erobert, geſchändet und gemißhandelt werden könnte. Perſönliche Tapferkeit beſaßen die Franzoſen in der Regel nicht und Buonaparte ſiegte nur durch die ungeheuern Maſſen, die er ins Feld ſtellte und mit denen er ſeinen Feind nicht beſiegte, ſondern erdrückte.

„Wie behandeln Sie Ihre Verwundeten?" fragte ich einſtmals einen franzöſiſchen Chirurgus, der ſich Doctor nannte, jedoch die Univerſität nicht anzugeben wußte, auf welcher er promovirt hatte. „Ganz nach der Ordre" antwortete er. „Und welche Ordre iſt es? fragte ich von neuem. Er erwiederte: wer zum Krüppel geworden iſt, kann dem Kaiſer nicht mehr dienen; es liegt mithin nichts an ſeinem Leben. Das Leben der Franzoſen hat nur in Bezug auf den Kaiſer Napoleon Werth und es verlohnt ſich nicht der Mühe, ein Leben zu retten, wenn es dem Kaiſer nicht mehr nützlich und für denſelben gewagt werden kann. Den

Leichtverwundeten hingegen ſoll alle Aufmerkſamkeit gewidmet werden; damit ſie von neuem Blätter und Zweige zu dem großen Lorbeerkranze des Kaiſers pflücken können. Dieſer Order lebe ich ſtreng nach und ich denke menſchlich genug, um da, wo ich in einem Lazarethe bin, nicht zu geſtatten, daß ſich die Schwerverwundeten lange quälen, und an Mitteln, die Menſchen und namentlich die Schwerverwundeten in Lazarethen einem baldigen Tode entgegen zu führen, kann es einem geſchickten Arzte, der Meiſter ſeiner Kunſt iſt, niemals fehlen."

Quae, qualia, quanta!! — dieſer Chirurgus, oder salva venia Doctor, war ein Diener, würdig ſeines Herrn, der in Jaffa ein ganzes Lazareth vergiften ließ.

Die franzöſiſchen Lazarethdoctoren waren gewöhnlich ganz unwiſſende Menſchen, die kaum leichte Wunden erträglich verbinden konnten und in der Regel innere Krankheiten gar nicht zweckmäßig zu behandeln verſtanden.

Einer derſelben verſchrieb im Lazarethe zu W. eines Tages mehreren Ruhrkranken ein Gemiſch von Weinſtein und Teufelsdreck und einem Nervenkranken, der im fürchterlichſten Paroxismus lag, ein Amalgama von Weingeiſt Merkurius und Honigwaſſer!! — Die armen Kranken ſind unſtreitig gleich, nachdem ſie dieſe Medizin genommen hatten, geſtorben.

Die franzöſiſchen Chirurgen waren in der Regel rechte Lotterbuben, bekümmerten ſich um ihre Patienten wenig oder gar nicht und lebten auf Koſten der Städte und Communen in dulci jubilo. In dem Lazareth zu W. lagen wenigſtens gegen 500 Kranke, von welchen eine große Anzahl täglich eine gewiſſe Portion Wein als Stärkungsmittel erhalten ſollte. Die Stadt mußte mehrere treffliche Sorten Wein liefern, ohne daß nur ein einziger Kranker ein Glas bekam. Der Herr Director des Lazareths bat mehrere Officiere zu ſich und ſtellte Freß- und Saufgelage an während daß die armen Kranken verhungern und verſchmachten mußten. Einige Kranke, die noch Kräfte hätten, um auszugehen, bettelten in der Stadt umher und oft habe ich es geſehen, daß ſie die Kehrichthaufen durchwühlten, und Erdäpfelſchaale und andere Fragmente, welche von den Einwohnern als unnütz weggeworfen worden waren, ſammelten, um ſich damit zu ſättigen.

Zu W. wurden des Morgens gewöhnlich die Todten, oder für tod Gehaltenen aus der ſogenannten Lazarethtodtenkammer, in welcher die Cadaver über einander geſchichtet lagen, auf Wagen nach dem Begräbnißplatze abgeführt. Die Neugierde trieb mich eines Morgens, in das Lazareth zu gehen und zu ſehen, wie groß wohl die Anzahl der Leichen ſeyn würde, die man herunterſchaffen und auf die Wagen legen würde.

Als ich auf dem Hofe, welcher von den Gebäuden, in welchen ſich das Lazareth befand, eingeſchloſſen wurde, erwartungsvoll auf und abging und gerade unter den Fenſtern eines der Hintergebäude ſtand; ſchrie jemand von oben herab: Kopf weg! ich wich zurück, weil ich glaubte, es wollte jemand ein Nachtgeſchirr ausſchütten. Wie groß war aber mein Entſetzen, als ungefähr 20 Leichen nach einander herabgeſtürzt wurden; weil man ſich vermuthlich die Mühe erſparen wollte, ſie auf der Treppe herunter zu ſchaffen. Ich fragte einen teutſchen Aufwärter: ob jeden Mor- die Leichen auf dieſe Weiſe herabgeſtürzt würden? Dieſer bejahete es und ſetzte hinzu, daß dieſes weniger aus Bequemlichkeit geſchähe, als darum, um diejenigen, die ohne Rettung ſchon halb todt wären, vollends zu tödten, und ſie zu Grabe zu fördern, damit ſie nicht dem Lazarethe zur Laſt dalägen! —

Nach der Völkerſchlacht bei Leipzig, als die geſchlagene franzöſiſche Armee auf dem Rückzuge begriffen war; kam ein polniſcher Ulahnenobriſter in das Haus N. unweit F. und kehrte daſelbſt bei einem Bauer ein, der ihn ſehr gut bewirthete; weil dieſer in ihm ein kräftiges, Schutzmittel gegen die vielfachen Mißhandlungen und Ungebührniſſe der retirirenden franzöſiſchen Soldaten gefunden zu haben glaubte.

Der Obriſte that auch redlich ſeine Pflicht und ſchützte ſeinen Wohlthäter, den Bauer, gegen die franzöſiſchen Unmenſchen mit Gefahr ſeines eignen Lebens. Am zweiten Tage des franzöſiſchen Rückzuges, als die Verwirrung immer größer wurde und der Kanonendonner die Nähe der verfolgenden Sieger verkündigte, vermißte der Bauer auf einmal den Obriſten. Er durchſuchte Scheune und Ställe und fand das Pferd und die übrigen Sachen deſſelben, aber ihn ſelbſt nicht. Er fiel daher auf die Vermuthung, daß er durch den Kanonendonner und vielleicht wohl gar durch das Erſcheinen einiger verwegener Koſacken auf dem dieſſeitigen Ufer des Fluſſes, welcher die Franzoſen von den Alliirten trennte, in Schrecken geſetzt, die Flucht zu Fuße ergriffen habe.

Mißmuthig kehrte er in das Haus zurück und wollte eben Anſtalt machen, mit Weibe und Kindern das Dorf zu verlaſſen und ſich in das nahe gelegene Gehölz zu begeben, als er vom Boden herab ein leiſes Geſpräch, von Seufzen und Stöhnen unterbrochen, hörte.

Langſam und leiſe ſtieg er die Treppe hinauf und fand daſelbſt den braven Obriſten, welcher knieend und mit gefaltenen Händen zu Gott betete und häufige

Thränen vergoß. Dem Bauer jammerte des Obriſten und er nahete ſich ihm, um ihn zu fragen, welche die Urſache ſeiner Traurigkeit und ſeines ſo inbrünſtigen Gebetes zu Gott ſey? Der Obriſte, welcher der teutſchen Sprache vollkommen mächtig war, ſprach ungefähr Folgendes zu dem Bauer:

> „Freund, knie mit her neben mich und bitte Gott, daß er Sieg gebe den verbündeten Heeren und vollends zertrümmere das franzöſiſche Heer, welches blos aus Räubern und Mordbrennern beſteht. Bitte Gott, daß der ſchändliche Anführer dieſer gottloſen Rotte, Buonaparte, getödtet und zum Heile für die ganze Menſchheit außer Wirkſamkeit geſetzt werde. Bitte aber auch Gott, daß er mir gnädig vergiebt meine Miſſethaten, welche ich verübt habe, ſo lange ich mit den franzöſiſchen Raubhorden im Felde geweſen bin.“

Die letzten Worte ſprach er unter vielem Weinen und Schluchzen.

Getröſtet und geſtärkt durch das Gebet ſtieg er vom Boden herab und bat den Bauer, ihm doch einen ſichern Weg zu zeigen, auf welchem er zu den Alliirten übergehen könne; denn es ſey ihm unmöglich, länger noch mit Buonaparte zu ziehen und gegen diejenigen zu ſtreiten, die für Tugend, Religion und Freiheit als Gottbegeiſterte kämpften.

Der Bauer war ſogleich bereit, ihm den Weg zu zeigen und namentlich bei dem Ueberſetzen über den nahe gelegenen Fluß, auf deſſen jenſeitigem Ufer das Corps unter Schwarzenberg ſtand, behülflich zu ſeyn. Dieſes geſchah am folgenden Tage, wo der Obriſte mit ſeinem Wegweiſer glücklich in N. ankam.

Als beide vor dem Hauſe des Commandanten ankamen, ſtieg der Obriſte vom Pferde, und umarmte den Bauer auf das zärtlichſte und ſagte zu ihm:

„Freund und Bruder, Du haſt mich, Du haſt meine Seele gerettet. Deinen Liebesdienſt kann ich Dir nicht ganz vergelten; denn was Religion, Tugend und Bruderliebe thun, iſt weit erhaben über jedwede menſchliche Vergeltung. Gott vergelte Dir alles, was Du an mir gethan haſt. Zum Beweiſe meiner herzlichen Dankbarkeit nimm jedoch mein Pferd mit Zubehör, meinen Mantel, meine Uhr und meine Börſe, in welcher ſich gegen hundert Thaler in Golde befinden. Dieſe Kleinigkeit kann Dir ſehr nützlich werden; da Du durch die Raubſucht der Franzoſen faſt alles verloren haſt.“

Der brave Bauer wollte durchaus das Geſchenk nicht annehmen; jedoch ließ er ſich endlich bewegen, Uhr und Geld zu nehmen.

Der Obriſte küßte und umarmte mit Thränen den ſcheidenden Bauer von neuem und rief ihm nach:

„Gott ſchütze Dich, ſegne Dich und vergelte Dir, was Du an mir gethan haſt. Kehre ich wohlbehalten aus dem Felde zurück; ſo beſuche ich Dich auf dem Rückwege und komme ich wieder geſund auf meine Güter nach Polen; ſo will ich Dich von dorther unterſtützen und Deiner menſchenfreundlichen Dienſtleiſtung ſtets eingedenk ſeyn.“

Mit thränenden Augen ſchied der Bauer von dem Obriſten, welcher im Sommer 1814 bei der Rückkehr der alliirten Truppen nicht, wie er verſprochen hatte, bei dem Bauer wieder einkehrte und wahrſcheinlich in Frankreich getödtet worden iſt.

Mit thränenden Augen erzählte mir der Bauer im Winter 1815 dieſe ganze Geſchichte und verſicherte, daß er die Hälfte ſeines Vermögens darum geben wolle, wenn er gewiß wüßte, daß der brave und gottesfürchtige Obriſte noch geſund und am Leben wäre.

Als die Trümmer der franzöſiſchen Armee aus Rußland in Teutſchland ankamen, ſuchten ſie hier ihren Rückzug vorzüglich dadurch zu decken, daß ſie mit der, den Franzoſen eigenen, Geſchwindigkeit Orte, welche ehemals Feſtungen, Waffenplätze und Forts geweſen waren, wieder herſtellten und nicht unbedeutende Beſatzungen in dieſelben warfen. Dieſes geſchah unter andern auch in * * *, welcher Ort mehrere verfallene Feſtungswerke hatte, die die Franzoſen, ſo gut, als es in ſtürmiſcher Eile möglich war, in Vertheidigungszuſtand ſetzten.

Der franzöſiſche Commandant war ein ſchändlicher und halsſtarriger Menſch, der, ob er gleich wußte, daß er ſich gegen ernſthafte Angriffe nicht vertheidigen könne, dennoch den Platz ganz nach dem Maaßſtabe einer großen Feſtung maaß. Er befahl alſo, daß die aus mehr denn 150 Häuſern beſtehende Vorſtadt niedergebrannt werden ſollte und gab den Einwohnern 24 Stunden Friſt, ihre Habſeligkeiten aus den Häuſern auszuräumen.

Die Verwirrung war grenzenlos; denn die Friſt war zu klein und der größte Theil der Vorſtädter wußte nicht, wohin er ſeine Habſeligkeiten retten ſollte; da die Feſtung ſelbſt nur einen geringen Umfang hatte und nicht alle Bewohner der Vorſtädte aufnehmen konnte und da andere Orte viel zu entfernt waren, um die ausgeräumten Sachen in ſo kurzer Zeit dahin ſchaffen zu können. Man ſchaffte daher Meubeln, Betten, Kiſten u. ſ. w. in die Keller und auf das freie Feld und ob man gleich Tag und Nacht arbeitete; ſo konnte es doch nicht fehlen, daß die armen Leute nach Verlauf der 24 Stunden mit dem Ausräumen noch nicht ganz fertig waren.

Der Commandant ließ ſich nicht erbitten, die Vorſtädte wurden an mehreren Orten angezündet und zwar an einem Tage angezündet, wo der Wind die Flammen mit der größten Geſchwindigkeit von einem Orte zu dem andern trug und wo die Stadt ſelbſt Gefahr lief, in Brand zu gerathen.

Jeder ſuchte noch zu retten, was irgend zu retten möglich war und Greiſe, Weiber und ſelbſt Kinder wagten ſich in ihre brennenden Häuſer, um wenigſtens noch ein theures Beſitzthum den Flammen zu entreißen. Man ſah auf den Geſichtern dieſer Unglücklichen keine Thräne, nein! ſtumme Verzweiflung war es, welche ſich jedem ihrer Züge mitgetheilt hatte und die Strafgerichte Gottes vom Himmel auf die Frevler herabflehte! — Nur mit Entſetzen denke ich an jene Jammerſcenen, deren Augenzeuge ich war; die Soldaten, welche commandirt waren, das Feuer anzulegen, zu unterhalten und zu leiten, waren wahre Wüthrige. Sie verhinderten nicht nur abſichtlich, daß die Unglücklichen noch etwas retten konnten; ſondern ſie überließen ſich auch allen Ausſchweifungen, deren nur die ungezügeltſte Soldateska fähig ſeyn kann.

Ein Mädchen, welches in ein brennendes Haus geeilt war, um noch die Vorhänge an den Fenſtern abzunehmen, wurde gemißhandelt und beinahe genothzüchtiget. Die Keller wurden erbrochen und geplündert, Spiegel, Porzellan und Meubeln zerſchlagen und ſelbſt diejenigen Häuſer der Vorſtadt muthwillig in Brand geſteckt, welche nicht in dem Befehle des Commandanten begriffen waren; weil ſie zu entfernt von den Feſtungswerken lagen. Niemand that dieſem Unweſen

Einhalt und mit teufliſchem Hohngelächter ſahen die franzöſiſchen Offiziere dem Brande und Gräueln zu.

Das Herz blutete mir und ich fing einen Augenblick an, an der göttlichen Vorſehung zu zweifeln und mein Inneres in den dichteſten Trauerflor einer ſtummen Verzweiflung einzuhüllen; denn, dachte ich: wie kann ein Gott ſolche Gräuel und Ruchloſigkeit ungeſtraft laſſen? Hat er nicht die Macht, alle dieſe Frevler in einem Augenblicke zu vernichten? Faſt in Bewußtloſigkeit, verſunken wandelte ich unter den rauchenden Trümmern umher, als auf einmal mein Herz neue Kraft und neuen Troſt ſchöpfte und dieſe Kraft, dieſen Troſt gab mir eine gemeine Frau, die ſich mir nahte.

Welche Beſchämung für mich und meinen armſeligen, ſchwankenden Glauben. Folgendes Geſpräch entſpann ſich unter uns:

Sie. Sie ſind ſo traurig. Ohnſtreitig haben Sie auch etwas durch dieſen Brand verloren?

Ich. Nein! Mütterchen, ich habe nichts verloren; allein mich jammert des Elendes und mir iſt es unbegreiflich, wie ein gerechter und gütiger Gott ſolches Elend über Unſchuldige kommen laſſen kann.

Sie. Zweifeln Sie nicht an der göttlichen Vorſehung, mein guter Herr! Ich habe mein ganzes Eigenthum verloren; aber den Glauben an Gott noch nicht und dieſen ſoll mir niemand rauben. Dort (indem ſie nach dem Himmel zeigte) iſt unſer Vaterland; dort werde ich das im Lichte erkennen, was ich auf Erden dunkel ſah, das wunderbar und [illegible]ilig nennen, was unerforſchlich hier geſchah! — Doch Gott wird dieſe böſen Menſchen, die uns jetzt ſo vielen Kummer machen, gewiß auch ſchon noch hier beſtrafen. Vielleicht iſt dieſe Noth die letzte, die wir von den böſen Franzen zu erdulden haben. Gott wird gewiß bald, ſehr bald unſere Peiniger beſtrafen und uns erretten.

Bei dieſen letzten Worten nahte ſich uns ein Franzos, der weiter nichts, als das Wort: Gott, von unſerm Geſpräche aufgefaßt zu haben ſchien und zu der Frau ſagte:

Nix Gott! Franzos Gott!

Ich reichte der Frau die Hand zum Abſchiede und dankte ihr mit inniger Beſchämung für den Troſt, den ich, als Gelehrter, von ihr, als einer gemeinen und ungebildeten Frau, erhalten hatte.

Wie weit die Haab- und Raubſucht der Franzoſen gehet, mag folgende Thatſache beſtätigen.

Bei dem Rückzuge der Franzoſen aus Rußland wurde bei mir ein Officier einquartirt, welcher ſehr armſelig gekleidet war, beinahe halb nackt ging und Hände, Füße und Ohren erfroren hatte. Er trug einen großen Zwillchſack auf dem Rücken, der ſehr ſchwer war.

Als ich ihn fragte: „was er in dem Sacke habe," wollte er anfangs mit der Sprache nicht heraus; geſtand aber endlich: daß Gold- und Silbergeſchirre in demſelben wären, die er in Rußland erbeutet hätte.

Wie groß war aber mein Erſtaunen, als er den Sack öffnete und als ich mehreres Kirchengeſchirr, welches größtentheils von Meſſing und Zinn war, in demſelben erblickte und welches der ſchamloſe und unwiſſende Böſewicht etliche hundert Meilen Wegs mit Gefahr ſeines Lebens und bei der fürchterlichſten Kälte auf dem Rücken getragen hatte. Er behauptete, daß es Gold und Silber wäre und ließ ſich ſeinen Irrthum durchaus nicht nehmen. Als er abzog, nahm er ſeinen Sack, durchmuſterte alles ſorgfältig, ob etwa etwas davon weggekommen wäre und verſicherte, daß er nun als ein reicher Mann in Frankreich ein gemächliches Leben führen könne. Ich lächelte und ließ ihn gehen; denn ich dachte: die Habſucht iſt blind und da er dieſe Dinge aus Rußland bis hierher getragen hat, kann er ſie auch vollends nach Frankreich ſchleppen! —

Aus einem Schreiben vom Januar 1814.

— Glauben Sie nicht, mein Freund, daß die Noth und namentlich der Krieg die Menſchen beſſere und für Tugend und Religioſität bilde. Ich habe ehemals auch in dieſem Wahne geſtanden; allein ſeitdem ich mich eine Zeitlang in einer belagerten Feſtung aufgehalten habe, bin ich gerade zu der entgegengeſetzteſten Ueberzeugung gelangt. Der Krieg macht ſchlechte und verworfene Menſchen, vorzüglich wie ihn die Franzoſen führen, welche zur Warnung für alle Nationen in einem Zeitraume von zwanzig Jahren mehr Ruchloſigkeit, Bosheit und Schlechtheit gezeigt haben, als alle Völker der Erde zuſammen in mehreren Jahrhunderten.

Vorzüglich verderblich wirkten die Franzoſen auf die Moralität des weiblichen Geſchlechtes, welches bedem Mangel an feſten Grundſätzen und hellen Einſichten ſo leicht auf Irrwege und ins moraliſche Verderbniß geſtürzt werden kann.

Der Franzoſe wußte durch ſpielende Glätte und Artigkeit die Herzen der Weiber gleich in dem erſten Augenblicke auf eine Weiſe zu gewinnen, wie es dem braven, offenen und ungeſchminkten Teutſchen nicht möglich war und beſaß Schlechtheit genug, um die Siege einer niedern Lüſternheit, welche die franzöſiſche Glätte und Artigkeit einleitete und vorbereitete, mit der ganzen Gewalt wollüſtiger Reizungsmittel zu verfolgen und zu vervollſtändigen. Sie, dieſe frechen Wollüſtlinge, machten aus ſittſamen teutſchen Jungfrauen ſchamloſe Luſtdirnen und aus ehrbaren Hausfrauen — den Grundſtützen des häuslichen Lebens — franzöſiſche Koketten, die ſich des Ehebruchs nicht ſchämen und die Laſter der Wolluſt für nothwendige Beſtandtheile einer gefälligen, das Leben verſchönernden Galanterie halten. Dem braven teutſchen Jünglinge kann man es daher jetzt nicht verdenken, wenn er ſchwer an das Heirathen geht, und es darf nicht auffallen, wenn jetzt in einer Woche mehr Laſter des Ehebruchs und der gemeinen Wolluſt verübt werden, als bei unſern wackern Vorfahren in vielen Jahren verübt worden ſeyn mögen!

An keinem Orte kann jedoch die Schamloſigkeit der franzöſiſchen Wollüſtlinge und die zuvorkommende Hingebung der teutſchen Frauen weiter gegangen ſeyn, als in der Feſtung * * *, in welcher ich mich anfangs freiwillig, ſpäterhin aber gezwungen aufhielt, weil ſie nach der Leipziger Schlacht förmlich und enge eingeſchloſſen und belagert wurde. Ich könnte Ihnen hiervon mehrere Bände ſchreiben, wenn ich Ihnen auch nur das erzählen wollte, was ich ſelbſt geſehen, gehört und erfahren habe! Von dem Commandanten und Generale an bis zu dem niedrigſten Soldaten wälzte ſich faſt jeder in dem Schlamme der gemeinſten Wolluſt. Tag und Nacht, öffentlicher Platz und verborgener Winkel, Kirche, Wall, Straße und Lazareth galt den franzöſiſchen Wollüſtlingen gleich, wenn ſie nur ihren viehiſchen Trieben Genüge leiſten konnten. Selbſt Mädchen aus den höhern Ständen ſchämten ſich nicht, mit dieſen gemeinen Wollüſtlingen in förmliche Liebesverſtändniſſe zu treten und laut zu verſichern, daß die zuvorkommende Artigkeit derſelben mit der teutſchen Unbehülflichkeit in dem ſchneidendſten Contraſte ſtehe. Einige ſcheuten ſich ſogar nicht, nächtliche Beſuche zu geben und anzunehmen und in der unverſchämteſten Kleidung Nachts die Straßen zu durchwandern und ihre beſtellten Lieblinge mit offenen Armen zu nächtlichen Spaziergängen und Myſterien zu empfangen.. Die Mädchen und Weiber aus den niedern Ständen fanden ebenfalls großen Geſchmack an den franzöſiſchen Lotterbuben. Man ſah daher auch in der hartbedrängten Feſtung Abends auf den Straßen immer eine große Menge Spaziergänger luſtwandeln, welche Weibsbilder an den Armen hatten und man hörte Gelächter, Geſang und Jubel, als wenn man mitten im Frieden gelebt hätte; während daß der rechtliche und brave Bürger daheim ſaß, ſeufzte und Thränen vergoß.

Man ſollte alle dieſe frechen Weibsbilder nach Frankreich auf Eſeln rückwärts transportiren laſſen und ſie im Palais royal, welches der Brennpunkt der franzöſiſchen Artigkeit iſt, öffentlich anſtellen!! — Einzelne Thatſachen will ich Ihnen mündlich erzählen. Zur öffentlichen Bekanntmachung ſind ſie gar nicht geeignet, weil ſie das Zartgefühl der Leſer zu ſehr beleidigen würden; ſonſt wäre ich nicht abgeneigt, alles das, was ich geſehen, gehört und erfahren habe, einem öffentlichen Blatte einzuverleiben. Ueber ſolche Gräuel und Ungebührniſſe läßt ſich nicht gut öffentlich ſprechen und ſchreiben!! —

Zu * * wurde ein reiches Bürgermädchen, welches vorher allgemein in dem Rufe einer braven und ſittſamen Jungfrau ſtand, von einem franzöſiſchen Officier auf das ſchändlichſte betrogen und mußte ihren Leichtſinn mit dem Tode büßen. Der franzöſiſche Officier war nemlich bei den Aeltern dieſes Mädchens auf längere Zeit einquartirt und wußte es durch Schmeicheleien und glatte Verſprechungen bald dahin zu bringen, daß das Mädchen gegen ihn Zuneigung faßte und den Wahn zu hegen anfing, als wollte ſie der Officier heirathen. Eine unbewachte Stunde folgte der andern und das unglückliche, betrogene Mädchen ſchloß ſich mit einer größeren Liebe an den franzöſiſchen Wollüſtling an; weil ſie fühlte, daß ſie in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befand, nur durch ihn wieder zu ihrer verlornen Ehre gelangen könne. Die Folgen ihres Leichtſinnes und der Befriedigung ihrer Lüſternheit wurden immer fühlbarer und läſtiger und ſie drang daher in ihren Liebhaber, ſie ſobald als möglich zu heirathen. Er verſprach ihr dieſes unter der Bedingung, daß ſie ihre Aeltern heimlich verlaſſen, dieſelben beſtehlen und mit ihm nach C. fliehen ſolle, wohin er mit dem Regimente nächſtens abmarſchieren würde. Wozu läßt ſich nicht ein leichtſinniges Mädchen überreden, vorzüglich in dem Zuſtande, in welchem ſich dieſes befand? — Sie traf heimlich Anſtalten zur Flucht, beſtahl ihre Aeltern und floh mit ihrem Liebhaber nach C.

Hier verließ ſie der Frechling, nachdem er ihr das Geld abgenommen hatte und verſetzte ſie in den troſtloſeſten Zuſtand. Kummer und Verzweiflung, ſo wie auch die beſchwerliche Rückreiſe zu Fuße und Mißhandlungen, welche ſie auf der Reiſe von franzöſiſchen Soldaten zu erdulten hatte, machten, daß ſie noch während der Reiſe abortirte und in dem beklagenswertheſten Zuſtande bei ihren troſtloſen Aeltern, welche ſie als die einzige Tochter liebten, ankam.

Ob ſie gleich von ihren Aeltern Verzeihung erhielt; ſo konnte ſie ſich nicht tröſten und die vielfachen Leiden, die ſie erduldet hatte, hatten einen zu üblen Einfluß auf ihre ſonſt ſo blühende Geſundheit geäußert, als daß die Wiederherſtellung derſelben möglich geweſen wäre. Sie ſtarb an der Auszehrung und fluchte noch auf dem Sterbebette ihrem ſchändlichen Verführer!

Zwei franzöſiſche Officiere ſprachen an einem Orte, wo ſie keine Horcher vermuthen konnten, ziemlich freimüthig über ihren Kaiſer. Unter andern fragte der eine den andern: „ob der Kaiſer wohl auch ein Liebhaber des weiblichen Geſchlechtes und auch im Felde galante Scherze liebe?“ der andere ſagte, daß dieſes der Fall wäre und daß man ſogar hier und da ziemlich laut von gewiſſen Unpäßlichkeiten geſprochen habe, die ſich Ihro Majeſtät bei den Myſterien der Liebe zugezogen habe.“ „Es ſcheint, ſagte er, als wenn alle Glieder der Familie Napoleon ein verliebtes Temperament hätten; denn Joſeph, Jerome, Lucian und Ludwig ſind ebenfalls ſtarke Liebesritter! Madame Lätitia Ranolino, die kaiſerliche Mutter, hat ohnſtreitig den Keim zu den regelloſen Liebesneigungen ihrer Söhne gelegt!“

Schüchtern ſahen ſich beide um und lachten laut auf, als ſie niemanden erblickten, der ihre Worte mißbrauchen konnte.

„Kann der Kaiſer galante Scherze treiben; ſo können wir es auch, rief der andere Officier aus, und daß das Beiſpiel des Kaiſers für ſeine Armee ſehr fruchtbar ſeyn müſſe, beweiſet dieſes, daß der größte Theil der franzöſiſchen Armee die galante Krankheit hat.“

„Das meiſte Geld, was ich in Teutſchland ausgebe, ſagte ein franzöſiſcher Officier, erhalten die H . . . n. Man iſt in dieſem Lande noch nicht ganz auf die Franzoſen eingerichtet, welchen galante Scherze, Spiele und Liebſchaften zum Bedürfniſſe geworden ſind und hat noch nicht hinreichend für öffentliche Mädchen geſorgt. In Frankreich und namentlich in Paris habe ich für 3 Centimen mehr Genuß, als in Teutſchland für einen Napoleonsd'or gehabt. Paris iſt ein göttlicher Ort; denn da giebt es mehr H . . . n, als Mannsperſonen, welche auf verliebte Abentheuer ausgehen.

Aus einem Schreiben vom 3 Nov. 1813.

„— Ich habe von den Franzoſen die abſcheulichſten Mißhandlungen erdulden müſſen und würde gewiß von ihnen ums Leben gebracht worden ſeyn; wenn mich nicht ein edelmüthiger franzöſiſcher Capitain gerettet hätte. Da dieſe Mißhandlungen wirklich von der Art ſind, daß ſie jeden, der mit denſelben näher bekannt gemacht wird, mit Abſcheu erfüllen müſſen; ſo mag die kurze Schilderung derſelben hier ihren Platz finden. Es war in der fürchterlichen Nacht vom 20ſten bis zum 21ſten October, als mehrere teutſch ſprechende

Huſaren in blauer Uniform gewaltſam in meine Wohnung einbrachen und blos die Abſicht zu haben ſchienen, Erfriſchungen einzunehmen und ihre Pferde zu füttern. Auf ihre Forderung, daß ich Brod, Schnaps, Fleiſch, Hafer und Heu ſchaffen ſollte, konnte ich nichts anderes erwiedern, als daß ich dieſes zu thun nicht mehr im Stande ſey; da bereits ſchon ſeit 2 Tagen das Dorf geplündert und ausfouragirt ſey und daß ich ſelbſt ſeit 24 Stunden keinen Biſſen Brod habe genießen können. Bald darauf verriethen ſie aber die wahre Abſicht, in welcher ſie gekommen waren. Mit Ungeſtüm forderten ſie von mir Geld, Uhr und Pretioſen. Zwei von dieſen Wüthrigen nahmen mich in die Mitte und traten mit mir die Wanderung durch alle Theile des Hauſes an, um mich mit Gewalt zu dem Geſtändniſſe zu bringen, wo die vermeintlichen Schätze verborgen und eingemauert wären. Dem weiblichen Perſonale befahl ich ſogleich, ſich zu entfernen; weil ich nicht ohne Ungrund befürchten zu müſſen glaubte, daß dieſer nächtliche Beſuch für ſie auch in anderer Hinſicht gefährlich werden dürfte. Ich hatte mir feſt vorgenommen, durchaus nichts zu geſtehen. Nachdem man meine Kleider ſorgfältig durchſucht hatte und als ich beſtimmt erklärte, daß ich durchaus kein Geld und keine Koſtbarkeiten beſäße und mithin auch keine habe verſtecken können; ſo erreichte die Wuth dieſer Wüthriche den höchſten Grad und zeigte ſich in einer wahrhaft teufliſchen Geſtalt. Der eine ſetzte mir ein geladenes Piſtol auf die Bruſt; der andere drohte mich mit dem Säbel zu durchboren und ein Dritter ſchlug mich mit der Fauſt ins Angeſicht. Kein Bitten und kein Flehen half hier etwas. Endlich raffte ich den letzten Reſt meiner Kräfte zuſammen und ſchrie mit kreiſchender Stimme um Hülfe. In dieſem Augenblicke trat ein Officier, mit dem Orden der Ehrenlegion auf der Bruſt, in das Zimmer und wurde mein Schutzengel. Dieſer edelmüthige Mann war, nach der Uniform zu urtheilen, ein Chaſſeurofficier, zog mit der größten Entſchloſſenheit ſeinen Säbel, prügelte mit flacher Klinge die Unholde aus dem Hauſe und ſchlug einem derſelben, der ſich widerſetzen wollte, mit der Fauſt ins Angeſicht, daß er beſinnungslos in die Stube hinfiel. Bald darauf raffte ſich dieſer aber wieder auf und folgte ſeinen bereits entflohenen Cameraden.

Liebkoſend näherte ſich mir nun mein Retter, bedauerte mich in ſehr rührenden Ausdrücken, fluchte mit gerechtem Unwillen auf die ſchlechte Diſciplin, welche jetzt bei der franzöſiſchen Armee herrſche, und reichte mir, der ich einer Ohnmacht ſehr nahe war, ſeine Feldflaſche, welche mit Rum gefüllt war. Zugleich verſprach er mir auch, daß er ſo lange, als es ihm nur irgend möglich ſeyn würde, bei mir bleiben und mich ſchützen wolle.

Leider konnte aber dieſer Ehrenmann, der mich von einem gewiſſen Tode errettet hatte, nur wenige Stunden bei mir bleiben; da er den andern Morgen als Soldat und Mann von Ehre zu ſeinem Regimente zurückkehren mußte und, was ihm nicht zu verdenken war, nicht in Gefangenſchaft gerathen wollte —

Bounaparte und die übrigen Befehlshaber der franzöſiſchen Armee affectirten zuweilen Religioſität. Dieſes war vornemlich dann der Fall, wenn mißgeglückte Verſuche und unglückliche Ereigniſſe Miene machten, in ihr abſcheuliches Gaunerſyſtem und in die Firſterniß ihrer verderblichen Grundſätze und eiſernen Herrſchaft die Stimme des Weltgerichtes donnern zu laſſen. Sehr begreiflich iſt es daher, warum Buonaparte und ſeine Schergen vorzüglich ſeit jener Zeit die Maske der Religioſität vorſteckten, als ſie in Rußland die Strafgerichte des Himmels ſchmerzlich genug empfunden hatten und das ganze cultivirte Europa gegen ſich bewaffnet ſahen. Die Zeitungen waren auf einmal voll von Provocationen auf Gott und Vorſehung; Buonaparte beſuchte fleißig die Meſſe mit ſeinem Hofſtaate; die Soldaten mußten Kirchenparaden machen; hier und da wurden Geiſtliche bei der Armee angeſtellt; es mußten religiöſe Siegs- und Dankfeſte gefeiert werden; ſelbſt im Felde wurde zuweilen Meſſe geleſen und angeſehene Stabsoffiziere, welche auf dem Bette der Ehre (?) ſtarben, wurden, was vorher faſt nie geſchehen war, mit religiöſen und nicht blos mit militäriſchen Feierlichkeiten beerdiget.

Man wollte hierdurch den Pöbel, der bloß an dem Aeußeren hängt, beſtechen und die Gemüther für das franzöſiſche Syſtem gewinnen und das, was man nicht von Herzen und mit der Wahrheit bewirken konnte und wollte, durch trügeriſchen Schein und affectirte Frömmigkeit bewirken. Die Elenden wollten die religiöſe Kraft der Alliirten durch der Lüge Truggebilde auch bei ihren Untergebenen hervorzaubern; weil ſie da wohl wußten, daß die alliirten Völker durch Religion und Frömmigkeit zu einer Gewalt der freien Seele gelangt wären, der ſie in der Länge der Zeit nicht genug Widerſtand leiſten konnten! Die Unſinnigen! — Sie bedachten nicht, daß die Religioſität nur dann

Wunder thun und zu heldenmüthigen Kraftanſtrengungen begeiſtern könne, wenn ſie aus einem Gemüthe ſtammet, welches Glaube, Liebe und Hoffnung in ſich eingeſenket hat, welches mein Gott in ſich ſelbſt ſchon trägt, dieſen Gott nicht erſt da ſuchet, wo ihn niemand finden kann und das höchſte Weſen ehret durch Demuth, Liebe und Bruderſinn. Die wahre, begeiſternde Religioſität iſt kein Phantom, kein Truggebilde, welches Tyrannen geben und nehmen können; der ſinnige und gute Menſch iſt Schöpfer derſelben für ſich und ſeine Umgebung die er belebet, beſſert, tröſtet, aufrichtet und für den Himmel erzieht. Durch ſie ſchafft er ſich ſelbſtthätig ſeine Größe und an ihr beſitzt er ſtets die Grundpfeiler ſeiner Hoffnungen, Wünſche und Kraftanſtrengungen! —

Während jener unheimlichen Waffenruhe im Sommer 1815, wo ſich die vereinzelten und zerſtreuten Kräfte zu einem fürchterlichen Kampfe ſammelten und bereiteten, ſuchte Buonaparte ſeinen verderblichen Planen und Maasregeln dadurch ein gewiſſes rechtliches Gewicht zu geben, daß er öfters religiöſe Feſte anſtellte und mit ſeinen irreligiöſen und gottloſen Soldaten ein religiöſes Spiel ſpielte. Vorzüglich merkwürdig war in dieſer Hinſicht das ſogenannte Napoleonsfeſt, oder der Geburtstag Buonaparte's, welcher im Jahre 1813 von allen franzöſiſchen Soldaten und zwar wegen des aufgekündigten Waffenſtillſtandes ſtatt am 15ten Auguſt am 10ten Auguſt gefeiert wurde. Man wollte durch dieſes Feſt den franzöſiſchen Soldaten Muth und religiöſe Begeiſterung mittheilen und ihnen ein Schauſpiel geben, durch welches ihre bangen Beſorgniſſe und ihre Furcht wegen der Zukunft verſcheucht werden ſollten.

Jawohl, ein Schauſpiel war dieſes Feſt, aber keine religiöſe Feier, welche die Herzen himmelwärts gehoben hätte. Es war ein Götzendienſt, keine Gottesverehrung!! —

In * * wurden an dieſem Tage die Glocken in verſchiedenen Zeiträumen gewiß 6 Stunden ſtrapazirt und mehrere Centner Pulver verſchoſſen; allein herzerhebende Gebete hörte man nicht; die Glocken ſchlugen hohl zuſammen, ſchienen zu wimmern und zu klagen wie bei einem Leichenzuge, drangen nicht mit ihren majeſtätiſchen Tönen in das Innere begeiſterter Gemüther, um Thatkraft und Frömmigkeit zu erwecken und das Schießen aus dem zahlloſen Geſchütze, es verhallte in dre weiten Ebene und flößte mehr Schrecken und Furcht, als frohe Zuverſicht und Hoffnung ein; denn die, welche das Geſchütz lößten, es waren Knechte, gedungen von dem fürchterlichſten Tyrannen, den die Welt gebar, der ſich eigenmächtig zum Götzen des Tages gemacht hatte und es nur geſtattete, daß dem Gotte im Himmel auch ein kleiner Theil der Verehrung gezollt werden möchte. Ein katholiſcher Geiſtlicher las Meſſe; allein die Andacht und der fromme Sinn fehlten. Der verſammelten Soldateska, welche an Mord, Raub und Plünderung dachte und im Geiſte ſchon in Berlin racheſchnaubend einzogen; während daß der Geiſtliche den gekreuzigten, Friede bringenden Erlöſer in ſeinen Händen trug und das Heiligſte der verſammelten Menge zeigte! Der Geſang war monotoniſch und ſchwach; denn nur die Lippen ſangen ihn und er kam nicht aus den Tiefen zum Himmel erhobener Gemüther. Das vive l'Empereur, welches in dem Gotteshauſe gebrüllt wurde, es hallte in dem Kirchengewölbe dumpf und fürchterlich nach, es glich dem murmelnden Gebrülle der Hölle, wenn ein großer Böſewicht zu ihren Pforten eingehet! Nichts war geeignet, religiöſe Gefühle in Anregung zu bringen und wahre Begeiſterung zu ſchaffen; ja es fielen ſogar mehrere lächerliche Scenen vor, welche den ganzen Gottesdienſt zu dem elendeſten Schauſpiele machten. Die Muſik wollte z. B. zu der Meſſe nicht paſſen; denn die Stadtmuſici einer lutheriſchen Gemeinde hatten noch nie Gelegenheit gehabt, bei einem katholiſchen Gottesdienſte Muſik zu machen. Der katholiſche Geiſtliche ſchrie aus allen Kräften: Dominus vobiscum und niemand reſpondirte. Die Muſikanten ſpielten Walzer, Ecoeſſaiſen und Gaſſenhauer; da das vorgetragene Kirchenſtück die Zeit des Gottesdienſtes nicht ausfüllte. Der Aufwärter am Altare war kein, dieſes Geſchäftes kundiger, Mann und veranlaßte immer Irrungen. Viele Soldaten beachteten den Gottesdienſt ſo wenig, daß ſie mit weggeworfenen und feilen Dirnen in der Kirche ſchäkerten und lachten. Mehrere ließen während des Gottesdienſtes aus Verſehen ihre Gewehre los u. ſ. w.

Und was nun die übrigen an dieſem Tage veranſtalteten Feierlichkeiten anbetrifft; ſo waren ſie ſo wenig geeignet, das religiöſe Gefühl in Anſpruch zu nehmen, daß ſie vielmehr überdem alle gute Eindrücke hätten vernichten müſſen, wenn der Gottesdienſt des Tages auch ſolche wirklich hervorgebracht hätte. Die Trunkenheit ging Hand in Hand mit lüſterner Frechheit und zügelloſer Wolluſt und unbändiger Stolz paarte ſich mit jeder andern Art von Laſterhaftigkeit bei der ungezügelten Soldateska, der man einen religiöſen Freudentag hatte bereiten wollen! —

Bei dem Rückzuge der Franzoſen nach der Schlacht bei Leipzig hatten ſich mehrere Franzoſen von der Hauptſtraße weggeſchlichen und wollten die nächſt liegenden Dörfer und Häuſer plündern. Sie kamen in ein Dorf, in welches bereits ſchon 20 Mann Preußen eingerückt und bei einem einzigen Bauer einquartiert waren. Die Preußen ſahen die Franzoſen kommen und verſteckten ſich in die Stubenkammer, um zu ſehen, was dieſe ſaubern Gäſte wohl machen und wie ſie den Bauer mißhandeln würden. Der Bauer, von allem unterrichtet, ging den Franzoſen entgegen, bewillkommte ſie und verſicherte, daß er alles, was in ſeinen Kräften ſtehe, zu leiſten und zu geben Willens ſey. Die Franzoſen lachten, gingen in die Stube und fingen an zu plündern. Der Bauer ſagte: „hört, wenn ihr plündert, Franzoſen, rufe ich die Preußen.“ Die Franzoſen verſpotteten ihn und wollten ihn mißhandeln. In dieſem Augenblicke traten die Preußen aus der Kammer. Die Franzoſen waren wie vom Donner gerührt, wurden zu Gefangenen gemacht, mußten das Geplünderte dem Bauer wiedergeben und wurden mit tüchtigen Stockſchlägen zu dem Preußiſchen Lager geführt.

Als Bounaparte im Sommer 1813 durch W. kam, ſtrömte eine große Menge Volks zuſammen, um ihn zu ſehen. Abends war ich in einer Geſellſchaft guter Freunde und fragte einen derſelben, der ein bekannter Franzoſenfeind war: „ob er Buonaparten auch geſehen habe?“ Ja, ſagte er, Voltaire ſagt: Der Franzos iſt halb Tiger und halb Affe; mithin muß ihr Kaiſer der größte Tiger und der poſſierlichſte Affe ſeyn und den Spaß konnte ich mir doch nicht mit gutem Gewiſſen entziehen, den größten Tiger und poſſierlichſten Affen in Menſchengeſtalt, umgeben von unzähligen kleinen Tigern und Affen, zu ſehen.

Nach dem Treffen bei H. ſtieg Napoleon, da er das Schlachtfeld beſah, in einem Hauſe vor der Stadt ab, deſſen Beſitzer alles verloren hatte. Die Frau des Hauſes glaubte eine ſo günſtige Gelegenheit, ihr verlornes Beſitzthum erſetzt zu erhalten, nicht vorbeigehen laſſen zu dürfen, klagte der Tigermajeſtät unter vielen Thränen ihre Noth und bat, daß dieſelbe doch ſo gnädig ſeyn möchte, den erlittenen großen Verluſt durch ein Geſchenk zu erſetzen. „S'iſt Kriek, Mutter.“ antwortete die Tigermajeſtät und ſetzte ſich wieder zu Pferde, ohne der Frau etwas zu geben.

Bei dem Rückzuge der Franzoſen nach der Leipziger Schlacht kehrte Buonaparte in * * * ein und aß Mittags daſelbſt mit ſeinem Gefolge. Als er abzog, ließ er dem Wirthe einen Speciesthaler reichen. Das hieß doch wohlfeil geſpeiſt! — Das Silberzeug ließ er jedoch dem Wirthe gewiſſenhaft wieder zuſtellen und machte es nicht, wie in H., wo er ein ganzes Silbergeſchirr mitnehmen ließ.

Viele franzöſiſche Marſchälle waren gemeine Spitzbuben, welche Geld und Koſtbarkeiten zuſammenplünderten und zuſammen ſtahlen. Der Marſchall Ney (salva venia) ſoll namentlich während der kriegriſchen Ereigniſſe im Spätjahre 1806 eine Poſt, welche ſeine Leute angehalten hatten, geplündert, eigenhändig Briefe und Packete erbrochen und ſich ihres Inhaltes bemächtiget haben!!!—

III.

Ueber den Nachtheil der ehemaligen weſtphäliſchen Regierungsverfaſſung für den Predigerſtand.

Der Nachtheil, welcher für dieſen Stand durch die ehemalige weſtphäliſche Staatsverfaſſung erwuchs, war ein mehrfältiger Nachtheil: denn dieſe Verfaſſung hat nicht allein, wie ganz augenſcheinlich iſt, dem ökonomiſchen Wohlſtand der Prediger, ſondern auch, wie ſich auf das Sicherſte erweiſen läßt, ihrer Geſchicklichkeit, ihrer Amtsthätigkeit, ihrer Sittlichkeit überhaupt, ihrer Ehre und ihrem geſammten Einfluß auf das unverantwortlichſte und gräuelhafteſte geſchadet.

Ich nenne zuerſt ihren ökonomiſchen Wohlſtand, weil ſie dieſem am früheſten, allgemeinſten und meiſten zum Nachtheil war, ſich auch ſchwerlich ein Uebel letzter und noch jetziger Zeiten für die Prediger denken läßt, welches hierin nicht wenigſtens eine ſehr ergußreiche Redenquelle gehabt hätte. Und in keinem andern Stande, als dem ihrigen, giebt es wohl ſo viele, für deren ökonomiſche Lage der weſtphäliſche Raubſtaat ſo ungerecht und zugleich in ſo hohem Grade ungünſtig regierte. Sonſt war es für die mehreſten Land- und ſelbſt auch für einige Stadtpfarren eine unverkennbar große Wohlthat, daß ihnen Ackerland zur Ausſteuer war gegeben worden, aus deſſen eigner Cultur oder Verpachtung ihre Verweſer theils den ſicherſten, theils den größten Theil ihrer Einnahme zogen. Unter unſern Hieronymus aber verlor ſich wegen der Grund- oder gewiſſermaßen Ungrundſteuer, die ſie für jeden einzelnen Morgen zu zollen hatten, das Wohlthätige hiervon je mehr und mehr: denn dieſe mehrete ſich nicht nur jährlich, ſondern nach ihrem Betrag ward auch das Quantum und Quotum der Lieferungen, der Einquartierungen und Einquartierungsgelder und andrer von Zeit zu Zeit ausgeſchriebnen außerordentlichen Abgaben beſtimmt. Auch wurde es vielerwärts, wie es denn auch der Fall mit der Pfarrländerei der Predigerſtellen meines Orts war, eine Menge von Ländereien in eine höhere Claſſe geſetzt, als ſie vorhin war und in den Augen jedes Oekonomieverſtändigen, falls er nur nicht bonitirte oder Achtsmann bei der Bonitirung war, ſeyn konnte, und darnach nicht nur die monatliche Steuer, ſondern auch der von ihr abhängige Betrag der andern Abgaben erhöhet. Dazu kam noch, daß die Zeitumſtände nicht nur die mehreſten Landpächter außer Stand ſetzten, ihre Pachtgelder zur rechten Zeit abzutragen, ſondern auch, daß die Prediger zur merklichen Herunterſetzung des Pachtpreiſes gezwungen waren. Am beſten hatten es noch die Pfarrer, welche gar kein oder nur wenig Pfarrland hatten; aber auch dieſe litten wegen Abnahme der Accidenzien: und nächſt denen Prediger, deren Haupteinnahme aus Landcultur und Landverpachtung beſteht, hatten diejenigen es am übelſten, welche meiſtens von Accidenzien leben, weil auch die Accidenzien von Jahr zu Jahr abnahmen. Das mußten ſie nemlich: denn die Communicantenzahl ward immer kleiner, weil nicht nur Conſcription und Krieg allerwärtsher immer junge Männer wegriefen, ſondern auch, weil der Zeitgeiſt die Menſchen immer gleichgültiger gegen das Heilige machte und ſelbſt mancher, um weniger Beichtgeld auszugeben, ſeltener, als ehemals, mancher auch, um es ganz zu erſparen, gar nicht mehr communicirte. Gleichfalls mußten ſich die Copulationen mindern, und das nicht nur wegen Verminderung der jungen Mannsperſonen, ſondern auch der vielen Ausgaben für Stempel und Scheine, welchen die Heyrathsluſtigen unterworfen waren, und auch ſelbſt wegen der mehrern Begünſtigung des außerehelichen Zuſammenlebens beider Geſchlechter. Die zunehmende Verarmung bewirkte auch, daß von denen, welche dem Prediger Gefälle entrichteten, ihm immer weniger über die gewöhnliche Gebühr gaben; und mancher gutmüthige Prediger fühlte ſich durch Mitleid gezwungen, viel mehrern, als ehemals, die Gebühren, oder etwas, davon zu erlaſſen. Ein neues Accidenz bekamen zwar die Prediger in den Gefällen für die Aufgebots- und Copulationsacte; auch ward ihre Einnahme für Kirchenbuchsſcheine vermehrt, weil in weit mehrern Fällen welche verlangt wurden. Aber welch ein geringer und unmerklicher Gewinn für den Abgang, den ſie auf andre Art leiden mußten. Die unbedeutenden Procente, welche ihnen in den letzten Jahren für die Erbſchaftsanzeige zuerkannt wurden, darf ich hierher gar nicht rechnen, weil ſolche ſelten bedeutend ſeyn können und bei Beſtehung dieſer Regierung in den mehrſten Ortſchaften viele Jahre würden hingegangen ſeyn, bevor ihren Predigern eine ſolche Einnahme konnte zu Theil werden. — Ein Glück für die Prediger des Okerdepartements, daß dieſes in der letzten Zeit ſeines Beſtehens den edlen Reiman zum Präfect hatte; weil dieſer fromme Menſchenfreund ſie zu guterletzt noch von vielen Nebenabgaben und beſonders von der drückendſten aller Kriegesſteuern, denen Lieferungen, deren eine mir über 23 Rthlr. kam, befreyete.

Was die Geſchicklichkeiten der Prediger, vornehmlich ihre Kenntniſſe und Tauglichkeiten zur Führung ihres heiligen Amtes, betrifft, ſo könnte wol keine Regierungsverfaſſung einen ſchändlichern Einfluß darauf haben, als unſre weiland Weſtphäliſche. Und das zunächſt der leidigen Conſcription wegen, der faſt jeder Jüngling unterworfen war, dem nicht Körpermängel oder Geld einen Ablaß davon verſchaffte. Die Preußiſchen Conſcriptionsgeſetze bildeten taugliche Gelehrte, weil Fleiß und Talente in Verbindung mit einander wenigſtens den jungen Mann, der ſich auszeichnete vom Soldatendienſt frei ſprachen; die Weſtphäliſchen dagegen benahmen der ſtudirenden Jugend freilich nicht dieſe Hoffnung, aber, weil man in der Regel Verſprechen und Halten nicht mit einander verband, ſo gehörte deren Erfüllung nicht zu den öftern Ausnahmen, und dann waren immer große Schwierigkeiten mit denſelben verknüpft. Beſonders koſtete es einem viel Empfehlung und anhaltende Fürſprache von geltenden Perſonen, um dieſes Glück ſich zu erkämpfen.

Und gemeiniglich ward einer auch nur für die nächſte Conſcription frei und mußte gegen die Annäherungszeit der folgenden ſich wieder neue Empfehlungen und Fürbitten verſchaffen, um vor dieſer geſchützt zu ſeyn. Wenn nun ein Knabe oder Jüngling die Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, welche ihm für die von ihm ſelber erwählte Berufsbeſtimmung nothwendig oder nützlich ſeyn würden, nicht auch ihrer ſelbſt wegen ſich zu erwerben, oder darin fortzurücken und ſich zu vervollkommnern wünſchte; die große Ungewißheit, durch ſie einmal ein Amt zu bekommen und darin zu nützen, mußte ſeinen Fleiß ſehr ſchwächen, wo nicht ganz erſticken. Wurde nicht auch mancher in ſeinen Studien dadurch unterbrochen, daß er von der Univerſität oder der Schule auf eine Zeitlang nach ſeiner Heimath hinbeordert ward, um ſich der Conſcription zu ſtellen; und mußten nicht auch hierdurch viele Jünglinge, um Luſt und Muth zum Studiren kommen? Wer einſieht, wie ſolche Unterbrechungen auch bei ungeſchwächtem Fleiße dennoch das Fortrücken in Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten ſehr aufhalten, kann der ſie wol billigen? Und ſollten die mißlichen Ausſichten für ihre Söhne und Schüler nicht viele Eltern und Lehrer abgehalten haben, ſie ſo zum Fleiß anzuhalten und um ihren Unterricht und ihre Bildung ſich ſo zu bekümmern, als es von ihnen bei gewiſſen und erwünſchtern geſchehen wäre? Und wie mancher Knabe von Talenten und Neigung zum gelehrten Fleiße iſt von ſeinen Eltern, weil ſie bis jetzt nicht vermögend genug waren, ihm einmal einen Stellvertreter zu kaufen, gezwungen worden, ſich für einen andern, als den gelehrten Stand zu beſtimmen, weil er dieſen als Soldat wenigſtens in Friedenszeiten beibehalten, oder in denſelben nach beendeter militäriſchen Laufbahn eher zurücktreten und auch leichter das in der Vorbereitung für denſelben Verſäumte nachholen könnte? Wie manchen talentvollen Knaben war dieſes auch wol eine Reizung, eine gelehrte Laufbahn nicht zu betreten, die er unter andern Umſtänden und Ausſichten gern und rühmlich betreten hätte? Welche traurige, bange Erwartungen, für die Kirche ſowohl als die Richterſtühle und Krankenſtuben, wenn das weſtphäliſche Unweſen fortgedauert hätte! Doch für die Kirche beſonders, weil die mehrſten Körperfehler, die einem von Militairdienſte befreyten, ihn nicht untüchtig machten, Advokat, Richter, Arzt, oder wol Prediger zu werden! — Aber auch den ſchon angeſetzten Prediger konnte, und manchem unter ihnen mußte die weſtphäliſche Despotie im Wachsthum an Kenntniſſen und gelehrten Fähigkeiten äußerſt hinderlich ſeyn. Und das ſchon, weil ſie die nöthige Zeit dazu vielen nahm und den mehreſten minderte. Denn die große Vermehrung der Predigergeſchäfte und darunter wenigſtens die Abfaſſung der umſtändlichen Civilacten und beſonders der über weitläuftigen Eheacten raubten ihnen der Muße zu viel, als daß mancher derſelben noch genug erübrigen konnte, durch Leſen oder ſorgfältige Bearbeitung ſeiner Vorträge für ſein Amt ſich geſchickter zu machen und in jedem Betracht zu vervollkommnen. Beſonders mußte dieſes der Fall bei angehenden oder noch nicht lange im Amte geweſenen Predigern ſeyn, weil dieſe gewöhnlich mehr Zeit ſowol zum Abfaſſen und Memoriren ihrer Vorträge, als zum Niederſchreiben eines Civilactes haben mußten, wie ſolche, die in beiderlei Geſchäften länger geübt waren. Wie beſonders übel daran waren diejenigen Prediger, welche wegen der größern Seelenzahl ihrer Gemeine manches Predigergeſchäft oft verrichten, oder wegen ihrer entlegenen Filiale viele Zeit für ihre Amtswege verwenden mußten, weil dieſe natürlich noch weniger häusliche Muße für ihr Studium hatten und deren doch mehrere ſchon wegen ihrer öftern, ſtärkern und darum auch ermüdendern Körper- und Seelenanſtrengung bedurften! Wenn nun auf ſolche Stellen kein Prediger, für ſie ein Candidat, beſonders ein ganz junger, ernannt wurde, (das geſchahe aber doch gewöhnlich bei den ſchlechtern unter ihnen) wie konnte der, ohne ſeltenen Talents zu ſeyn, ſich für ſeinen Beruf gehörig ausbilden oder fortbilden! Aus dem Beſagten läßt ſich folgern, das Weſtphäliſche habe manchen Prediger als Gelehrten auf den Stufen der Mittelmäßigkeit ſtehen laſſen, der bei einer Beförderung im Auslande dieſelben weit überſtiegen hätte, und beſonders manchen mittelmäßigen und ſchlechten Extemporirer erzeugt, der ein guter Kanzelredner geworden wäre, hätte er ſeine Vorträge wörtlich niedergeſchrieben und ordentlich memoriren können. Und wie mancher weſtphäliſche Prediger mußte, weil ihm weder eine ſchnelle Extemporirgabe noch ein leicht auffaſſendes Gedächtniß zu Hülfe kam, durch Ableſung flüchtig niedergeſchriebner Predigten oder bey'm öftern Declamation und Anſtand verſchlimmernden Niederblicken in's Concept ſeine Zuhörer trocken und langweilig unterhalten, der ſie als ein Unweſtphale, in aller Hinſicht ſehr gut erbauet hätte! — Mit der nöthigen Zeit minderte ſich und entging den weſtphäliſchen Predigern auch die Neigung, ſich Wachsthum in den für ſie erforderlichen und nutzbaren Kenntniſſen und in andern Geſchicklichkeiten zu verſchaffen; und mancher, welcher nicht Zeit genug zur Vorbereitung auf ſeine Vorträge anwenden konnte, um ſie möglichſt gut zu machen, verwandte nun nicht einmal die wenige ganz darauf, die ihm ſeine aufgedrungnen Geſchäfte übrig ließen: denn können gewiſſe Menſchen das nicht ganz werden oder leiſten, was ſie wollen, ſo ſuchen ſie aus Unzufriedenheit, Verdruß und ſtörriſchem

Eigenſinn nicht einmal ſo viel davon zu werben oder zu leiſten, als ſie vermögen. Theokrit beginnt ſeine 21ſte Idylle:

> Armuth, mein Diophant, ermuntert einzig die Künſte;
> Und lehrt Arbeitsmühen ertragen; *)

Aber dieſes gilt nur alsdann, wenn ſie ſich damit nähren und helfen kann, auch thut ſie es nur in ſo weit, als ſie ihren Mann damit möglichſt gut ernährt. Wenn ſie daher den Handwerker und Künſtler antreibt, ſich für ſeinen Beruf je mehr und mehr zu vervollkommnen und immer beſſere Producte deſſelben zu liefern; ſo wird ſie doch den Prediger davon abhalten. — Denn, mag er mehr oder weniger geſchickt ſeyn, beſſer oder ſchlechter predigen; das mehrt oder mindert nur ſeinen Ruhm merklich, nicht ſeine Einnahme. Muß aber der ſchwächere Trieb vor dem ſtärkern befriedigt werden, ſo wird gewöhnlich jener vor dieſem der ſtärkere, und daher iſt bei Verarmenden und von Nahrungsſorgen Ge-

---

*) Ἁ πενια, Διοφαντε, μονα τας τεχνας εγειρει
Αυτα τω μοχθοιο διδασκαλος.

drückten kein Trieb ſo ſehr in Gefahr ſich zu ſchwächen, als der nach Ehre. Hat man zu ſehr für ſich und die Seinigen zu ſorgen, ſo ſorgt man um ſo weniger für Andre; auch die edle Abſicht, durch Zunahme an Kenntniſſen und Vervollkommnerung ſeiner Vorträge ſich zu einem noch gemeinnützigern Kirchenredner zu bilden, kann daher in verarmten oder verarmenden Predigern ſich am ſeltenſten oder ſchwächſten regen. Doch wenn das Heer von Sorgen, das im Geleite der Dürftigkeit oder der Verarmung zu ſeyn pflegt, in einigen den Trieb hierzu im mindeſten ſchwächte; ſo mögte doch Muth und Selbſtvertrauen hierzu bei ihnen gelitten haben. Denn wie ein Laſter das andre, befördert auch eine Sorge die andre, und die: wie werde ich mein Durchkommen haben? erzeugt daher auch leicht die: wie bin ich vermögend, dieſes oder das zu werden, dieſes oder das zu leiſten? Beſitzt nun ein Prediger oder andrer Gelehrter nicht die gar ſeltne Gabe, beym Leſen und Nachdenken aller fremden Gedanken und Einflüſſe ſich zu entſchlagen; ſo werden, ja ſo müſſen herrſchende Sorgen ihn dabei ſo hinnehmen und zerſtreuen, daß er nicht den Gewinn davon haben kann, den er als Sorgenfreier davon erwarten dürfte. Auch bei ſchlechterm Gedächtniſſe wird er in dieſer glücklichern Lage ſowol mehr Eruditus als Doctus, und bey wenigerm Predigertalente ein beſſrer Kirchenredner werden, als anjetzt jenes bei beſſerm Gedächtniß und dieſes bei mehrerm Predigertalente. Denn der Wille wird nicht wirken, wenn es ihm an Kraft fehlt, und weniger wirken, wenn eine Gegenkraft die ſeinige befehdet. Ungewohnte und vorher nie empfundne Uebel ſtürmen am gewaltſamſten und nachtheiligſten auf den Geiſt ein; deshalb mußten jenen widrigen Einflüſſen diejenigen verarmten und verarmenden weſtphäliſchen Prediger am mehrſten ausgeſetzt ſeyn, die vorher auch nur in mäßigem Wohlſtande waren. Wie ließe es ſich denn auch aus dieſer Urſache nicht glauben, daß mancher unter ihnen von einem höchſt ſchnellen Fortſchreiten in gelehrten Kenntniſſen zu einem müſſigen Stillſtand darin gekommen ſey, und daß mancher, der vorher mit dem größten Fleiße ſeine Predigten niederſchrieb, ſie nachmals äußerſt flüchtig und halb gedankenlos bearbeitet habe; wie auch, daß mancher, der ehemals aus ſich ſelber ſchöpfte, ſofort zu einem homiletiſchen Hülfsbuche ſeine Zuflucht nehmen mußte, um nur predigen zu können, und auch dadurch ſich den Weg zur Vervollkommnerung verſperrte. — Dieſes jedoch ſind die Urſachen noch nicht alle, welche vielen Predigern der weſtphäliſchen Exregierung den Zuwachs an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten erſchwerten oder verhinderten. Die zu ſchweren und von Zeit zu Zeit erhöheten Abgaben erlaubten ihnen nicht, die dazu erforderlichen Bücher zu kaufen; und weil unter dem Sorgendruck auch leicht das Gedächtniß leidet, und Gedächtnißſchwäche nicht nur das Fortrücken an Kenntniſſen erſchwert, ſondern auch den in der äſthetiſchen Bildung, indem die Eindrücke vom Vergeßnen nicht ſo tief eingehen, ſich auch eher verlieren, als die vom Unvergeßnen; ſo mußten auch deshalb viele Prediger wie im Fortgange zu mehrern Einſichten, ſo auch in der Vervollkommnerung ihrer Kanzelberedſamkeit ſehr zurückbleiben.

Noch muß ich hinzuſetzen, wie die weſtphäliſche Staatshabſucht manchen Prediger nur in den Zeiten ungeheizter Ofen eine ruhige Muße zur Vorbereitung auf ſeine Predigten und zum Fortſtudiren gönnte; nicht aber außer denſelben, weil ſie ihm nicht Geld genug für Feuer und Licht übrig ließ, um in dieſen Tagen oft genug für ſich allein auf ſeiner Studierſtube zu verweilen.

Aus vielem und aus beinahe allem jetzt Gedachten, läßt ſich der ungünſtige Einfluß dieſer Afterregierung auf die Amtsthätigkeit der Prediger folgern. Denn die vielen, mitunter weitläuftigen Nebengeſchäfte, welche ſie ihnen aufbürdete, mußten ihnen vielen, die viele Zeit zur Betreibung ihres eigentlichen Berufs ſehr abkürzen. Gewiß hat mancher ſeinen kranken Gemeingliedern nicht ſo oft zuſprechen und ſeinen Confirmandenunterricht nicht ſo unausgeſetzt fortſetzen können, als er wol gewünſcht, und unter einer andern Reichsverfaſſung auch gethan hätte. Das Letzte weiß ich leider aus eigner Erfahrung: denn weil ich die ſchulfreie Vormittageszeit zwiſchen 11 und 12 Uhr, als die beſte für dieſen Unterricht anſehe, ſo gab ich ihn auch von je an in derſelben. Da ich aber gerade dieſe Stunde zur Abfaſſung der mehrſten Urkunden verſchwenden mußte, weil die mehrſten dabei nöthigen Zeugen in keiner andern ihr Tagesgeſchäft unterbrechen konnten, ſo fügte es ſich ſehr oft, daß ich dieſes nützliche Predigergeſchäft ausſetzen mußte, um die unnützeſte Zwangsarbeit zu übernehmen. Nicht weniger mußte mancher Prediger durch das Civilweſen verhindert werden, die Schule ſo oft zu beſuchen, als er wünſchte und ſollte. Und wenn er mehrere Schulen, oder welche an Filialörtern unter ſich hatte, wie denn zumal mußte er ſeine Schulbeſuche mindern, ſo wie auch oftmals verkürzen, um ſich nicht auch durch ſie zu viel Zeit vom Studiren auf ſeine Predigten nehmen zu laſſen! Bei Amtsverſäumniſſen findet ſich leicht eine nachläſſigere Betreibung der unverſäumten Amtsgeſchäfte; und wenn auch bei keinen andern, doch bei denen, die Vorbereitung verlangen. Daher iſt denn auch ſchon von den weſtphäliſchen Predigern bemerkt, daß manche Prediger gehörig auf ihre Vorträge zu denken, andre, ſie hinlänglich zu memoriren, wiederum andre auch, wohl an beiden gehindert wurden. War nun noch ein Prediger in Katechiſiren nicht geübt genug, um einer ſehr ins Einzelne gehenden Vorbereitung zu ſeinen kirchlichen und häuslichen Fragunterricht, oder auch nur zu dem erſten nicht entbehren zu können; ſo muß ihn vielleicht auch das in demſelben verſchlechtert haben, daß er ſich zur Anſchickung darauf nicht die gehörige Zeit nehmen konnte.

Wenn aber der eine oder andre weſtphäliſche Prediger in ſeinen Predigerberufe auch nicht einmal ſo thätig war, als er ſeyn konnte; wenn er viel ſeltener Schule und Kranken beſuchte, viel öfterer den Confirmandenunterricht ausſetzte, viel weniger Zeit und Fleiß der Vorbereitung auf ſeine Amtsreden widmete, als ihm die vom Staate aufgebürdeten Nebenarbeiten vergönnten; darf uns das befremden? Denn nähret einen ſein Beruf nur dürftig, oder iſt er ihm eine Quelle vieler Sorgen und Unannehmlichkeiten; ſo entſtehet draus leicht eine Geringachtung deſſelben und eine Unzufriedenheit, die ihm zu Verſehung deſſelben alle Luſt benehmen. Iſt ſo einer nun gar zu leidenſchaftlich geſinnt, wie leicht wird er mit einem Widerwillen gegen denſelben eingenommen, der ihn in deſſen Betreibung noch ſaumſeliger macht?

Ehe ich dem von mir entworfenen Plan nach, auf den ſchädlichen Einfluß kommen ſollte, den das weſtphäliſche Unweſen auf die Sittlichkeit der Prediger haben konnte und bei vielen auch hatte, habe ich deſſen ſchon etwas gedacht. Denn Unluſt zu Geſchäften, beſonders zu Amts- und Berufsgeſchäften und Trägheit, vorzüglich Trägheit in dieſen, wird doch wol nur der Unverſtändige und Träge für nichts Unſittliches erkennen? Wie aber Müſſiggang aller Laſter Anfang iſt, iſt es auch die zu oftmalige und anhaltende Uebernehmung aufgezwungner und ungern verrichteter Geſchäfte. Und die Gemüthsverſtimmung, die auf ſo mannigfaltige Art in den weſtphäliſchen Predigern bewirkt werden konnte und nothwendig in ſo vielen bewirkt werden mußte, ſey auch an ſich nichts Unſittliches; ja! ſey ſie bei vielen darum etwas Sittliches, daß ſie in der Selbſtachtung und im Bedauren, die Amtstreue ſich erſchwert, und die Nutzbarkeit ſeines Amts beſchränkt zu ſehen, ihren Urſprung hatte; als eine Herrſchende war ſie nicht nur an ſich höchſt tadelhaft, ſondern auch eine Quelle vieler Tadelnswürdigkeiten. Nahrungsſorge und Unmuth führen leicht zur Trunkenheit, und daher hörte man auch von vielen Predigern, welche in den vorweſtphäliſchen Zeiten dieſem Laſter gar nicht ergeben waren, daß ſie es in den Weſtphäliſchen wurden. Druck befördert Sclavenſinn und dieſer führt zur Schmeichelei, zur Ehrvergeſſenheit, zu allen möglichen Niederträchtigkeiten. Hiervon aber belehren uns ebenfalls nicht wenige weſtphäliſche Prediger. Der Predigerſtand iſt angezeigtermaaßen von der weſtphäliſchen Regierung am mehrſten gedrückt und in Verarmung geſetzt worden; und doch hat es in keinem Stande, welcher von derſelben nicht profitirte, ſo viel Franzöſiſch- und Weſtphäliſch-Geſinnte entweder der Wirklichkeit oder dem Scheine nach gegeben, als in dieſem. Woher dieſes, wäre es nicht eine Folge vom Druck und der dadurch eröffneten Sündenquellen geweſen? Und war es auch bei einigen oder den mehrſten von dieſen der Wunſch, ſich eine einträglichere Pfarre zu erſchleichen, was ſie zwang, dieſen Sinn zu heucheln oder aus Schaam, eine Heuchlerrolle zu ſpielen, ihn durch ſorgſam aufgeſuchte Scheingründe ſich wirklich zu geben; mußte er nicht auch durch den ſie verarmenden oder Verarmung ſo nahe bringenden Druck erzeugt oder verſtärkt und mehr in Thätigkeit geſetzt werden? Verliert ein Stand merklich an Anſehen und Achtung, ſo gereicht auch das ſeinen Mitgliedern leicht zur Verarmung.

Welcher Stand aber hatte, wie ich ſogleich zeigen werde, während der weſtphäliſchen Regierung auch dieſes Mißgeſchick ſo ſehr, als der Predigerſtand? Läßt ſich denn nicht hieraus folgern, daß die häufigen Verſtoße gegen die Ehrliebe, welche mehrere ſeiner Mitglieder zur Zeit derſelben ſich erlaubten, nicht hierin ihren Grund haben konnten und zum Theil haben mußten?

Daß aber dieſe nunmehrige Exregierung auch von höchſt erniedrigenden Einflüſſen auf die Ehre und das Anſehn der Prediger war, wer vermögte dieſes zu widerlegen? Schon daß ſie unter dem Friedensgericht ſtehen mußten, und vor demſelben ſie jeglicher anklagen durfte, erniedrigte ſie nicht wenig; und von manchem Einzelnen auch nicht eher, denn doch von der Zeit an, da er ſelbſt einmal ſeiner Gemeine hiervon einen Beweis geben mußte. Hätten ſie von je an unter demſelben geſtanden, ſo wäre das wol nicht der Fall geworden, aber ganz natürlich mußte er es dadurch werden, daß dieſes erſtlich geſchahe und eben ſo natürlich hätte er bei Fortdauer dieſer Anordnung es auch bleiben müſſen, ſo lange Menſchen ſich erinnern würden; wie dieſelben ehemals bloß ihrem Conſiſtorio und der Landesregierung verantwortlich waren. Manche Friedensrichter (denn auch ich hatte das Glück, einem ſolchen untergeordnet zu ſeyn), ließen die Prediger ihrer Gerichtsörter ihre Obergewalt nicht im mindeſten fühlen und begegneten ihnen auch nicht einmal ſcheinbar deſpotiſch; andre aber ſuchten eine Ehre darin, wo und wie ſie konnten, ſie mit ſtolzer Zurückſetzung und ſo zu behandeln, als ob ſie nur durch ihre Gnade geworden wären, was ſie waren. Jedoch eine noch tiefere Herunterwürdigung für den Prediger war es, daß er der Mairie, nicht nur ſeines Cantons, ſondern auch ſeines Orts unterworfen war. Und, hatte er Filiale, welche noch größre Erniedrigung, ſich auch von jedem in ſeinen Filialörtern abhängig zu fühlen! Wer von allen Staatsbürgern hatte denn ſo viele gebietende Herren über ſich, als eine nicht geringe Anzahl von Predigern? Und wer waren denn die Ortsmaire's? Auf den Dörfern zum Theil gewöhnliche Bauern, in Flecken aber und kleinen Städten nicht lauter Männer der gebildetern und feinern Art, unter den Dorfmairen mitunter welche, die nicht einmal Geſchriebnes fremder Hand leſen und kaum etwas mehr als ihren eignen Namen ſchreiben oder vielmehr krizeln konnten. Unter andern weiß ich von einem, daß er ſich immer der Mehr der Kumaine unterſchrieb und die Benennung Maire daraus herleitete, daß einer ſeines Ranges mehr wäre, als die Uebrigen des Orts. Gewöhnlich ſuchten auch, was zum Beſten der Oerter nicht geſchehen mußte, Männer der höhern Bürgerſtände alle policeylichen Oberſtellen von ſich abzulehnen, und natürlich mußten ſie dann welchen der niedern Claſſe zu Theil werden, die ſie denn gewöhnlich, der Ehre wegen, mehr als zu gern annahmen. Solche Oberhäupter minorum gentium, wenn ſie anders nicht zu den ausgezeichnet Wohlhabenden gehörten, begegneten nun dem Prediger eben nicht ſtolz, verlangten aber doch aus Ehrſucht von ihm eine ehrendere Begegnung und ein vertraulicheres Anſchließen an ſie, als ſie ihres Gewerbeſtandes und ihrer geſelligen Cultur halber verlangen konnten und vorher auch verlangten. Die ſetzten ihn alſo in Verlegenheit wegen ſeines Benehmens gegen ſie, wenn er ſich entweder nichts vergeben oder es nicht mit ihnen und den Frauen Mairinnen verderben wollte. Und wenn ſie auch nicht aus Stolz in ihren Foderungen an ihm zu anmaßend wurden, ſo wurden ſie es doch aus plumper Unſitte. Daß aber der Maire, ſey er bloß Orts- oder zugleich Cantonmaire, das Recht hatte, mit der geſammten Bürgerſchaft, zugleich auch den Prediger nach ſeinem eignen oder dem Gemeindehauſe hin, mit Beſtimmung des Tages und der Stunde des Erſcheinens zu citiren; das zumal erniedrigte doch wohl den Prediger? Und wer nun erfahren und gehört hat, wie in ſolchen Verſammlungen faſt jeder der niedern Claſſe das Recht zu haben glaubt, jeden als ſeines Gleichen zu behandeln; wird der nicht hieraus ſolgern, mancher Prediger habe in ſolchen ſich gleichgültige oder gar grobe Behandlungen müſſen gefallen laſſen?*) — Dieſe Unterwürfigkeit des Predigers unter ſeinen Commünemaire (ich ſage Commünemaire, weil Ortsmaire als eine halbdeutſche Benennung manchen dieſes Ranges disjuſtirend ſchien) wird man aber für noch größre Herunterwürdigung halten, wenn man erwägt, wer angezeigtermaßen die mehreſten ſolcher gebietenden Ortsherrn waren. — Die mehrſten aber und gerechteſten Beſchwerden über Inhumanität und Herunterwürdigung ſind, wie überhaupt, ſo auch beſonders von Predigern, über einige der herumwandernden Bonitirer geführt worden. Ich könnte ſogar einen nennen, der die Frechheit hatte, nach dem Gemeindehauſe, wohin nach und nach die Ortseinwohner ſich verſammeln mußten, um die Zahl, Größe und Beſchaffenheit ihrer contribuabeln Grundſtücke anzugeben, einen zu lange ausbleibenden Prediger auf eine ſo ſehr commandirende Art herrufen zu laſſen, und ſich ſo plumpigſpaßhaft gegen ihn zu benehmen, daß daraus eine wahre Geringachtung ſeines Standes hervorleuchtete; allein wozu frommte dieſes? — Ferner verdient es eine Erwägung, wie nachtheilig es für die Ehre der Prediger war, daß ſie ſich zu ſo manchem Geſchäft mußten mißbrauchen laſſen, das dem Zweck und der Würde ihres Amtes ganz entgegen war. Was aber das Anſehen vieler Prediger vielleicht, oder wenigſtens bei manchem, noch mehr herunterſetzte, war ihr zunehmender Mangel am Wohlſtand; denn der Reichere iſt leider Vielen der Geachtetere, und an dem als reich Bekannten werden manche Schwächen, Thorheiten und Uebereilungen, ſelbſt Ausſchweifungen leicht überſehen, die an Armen, ſelbſt an mäßig Begüterten, ſehr ſtark gerügt werden. Beſonders ſinkt das Anſehen und die Achtung eines Predigers und jedes Andern aus den geachtetern Ständen, wenn er ſich und die Seinigen nicht ſtandesgemäß kleidet. Freilich dieſes noch mehr, wenn es aus ſchmutzigem Geitz oder übertriebner Sparſamkeit geſchieht, aber denn doch auch, wenn Verarmung ihn dazu nöthigt. Und bringt dieſe ihn gar in Schulden, wegen welcher er ſich oft muß mahnen laſſen, oder hindert ihn, zu rechter Zeit ſeine Steuern abzutragen und ſchafft ihm eine Execution oder gar Pfändung; welche Herunterſetzung für ihn bei dem gemeinen, unreell urtheilenden Haufen! Alles dieſes aber war häufig das Schickſal der weſtphäliſchen Prediger.

---

*) Um mich nicht dem Verdacht auszuſetzen, als ſpräche ich aus eigner Erfahrung, muß ich anzeigen, daß unter den drei Gemeindemairen, worunter ich ſtand, kein einziger mich inhuman behandelte. Sogar ſprach der meines Wohnorts mich von dem Beyſtein in den Volksverſammlungen frei.

Endlich wollte ich noch zeigen, daß die weſtphäliſche Regierung dem Einfluſſe und der Wirkſamkeit der Prediger ſehr nachtheilig ſeyn mußte; habe aber ſchon einen guten Theil der Urſachen hiervon vorausgeſchickt. Oder ſollte ich erſt noch beweiſen, daß der minder geſchickte, der minder amtsfleißige, der minder moraliſch-gute und der minder geachtete Prediger auf die Geſinnung und den Willen der Menſchen nicht ſo wirken könne, als der geſchicktere, amtstreuere, moraliſch-beſſere und geachtete Prediger? Das hieße eine Ilias vom Ey der Leda beginnen, und damit würde ich nur etwas darthun wollen, was von ſelbſt einleuchtet und darum auch allgemein zugeſtanden wird. Auch die Erfahrung der letzten Zeiten beweiſet dieſes hinlänglich: denn wer hat ſie irgendwo und wer ſie beſonders an einem weſtphäliſchen Orte durchlebt und nicht bemerkt, daß die Menſchen daſelbſt unmoraliſcher und unreligiöſer geworden ſeyn? Und wie konnte das anders kommen, da Druck und Verarmung gerade die Leiden ſind, welche am ſchnellſten und meiſten verſchlimmern? Wie dieſe Verſchlimmerung aber zu den Folgen, iſt ſie auch zu den Urſachen des geſchwächten Einfluſſes der Prediger zu rechnen: denn unmoraliſche und unreligiöſe Menſchen ſind zum Theil nicht nur am abgeneigteſten, die Kirche zu beſuchen oder die Vorträge daſelbſt mit Aufmerkſamkeit anzuhören, ſondern auch die unerweichbarſten, wie für Tröſtungen, ſo auch für Warnungen und Ermahnungen.

Der jetzt gedachte Nachtheil für den Predigerſtand war jedoch leider nicht nur, ſondern iſt jetzt noch ein Nachtheil und ein nur bloß verminderter und ſich je mehr und mehr minirender Nachtheil der weſtphäliſchen Regierung.

Vom Teufel fabelt zwar nur die Modenphiloſophie, daß er bei ſeinem Verſchwinden immer einen gräulichen Geſtank hinterläßt, der ihm noch lange nachdufte: allein hierin liegt allegoriſche Wahrheit, weil von den Uebeln nur wenige mit den wirkenden Urſachen derſelben zugleich aufhören. Lange mögte daher noch der Nachgeſtank der weſtphäliſchen Regierung dauren, und das ſelbſt unter einen Scepter, wie der Preußiſche und Hannöverſche. Vielleicht dürften noch Jahrzehende darüber hingehen, bevor es wieder ſo viele geſchickte, amtsthätige und ſittlich - gute Prediger giebt, die allenthalben ſo, und dieſe auch ſo geehrt und von ſo reichem Einfluſſe ſeyn werden, daß man in Anſehung ihrer und ihres Standes nichts mehr von den weſtphäliſchen trüben Einflüſſen gewahr wird.

IV.

Beiträge für den künftigen Biographen Napoleons.

Am 30ſten März 1814 Morgens brach Napoleon mit dem Reſt ſeiner Armee von Troyes auf, und kam am Abend um dieſelbe Stunde zu Fontainebleau an, als Paris kapitulirte. Nachts um 11 Uhr erhielt er durch einen Eilboten Nachricht hiervon, und er war wie vernichtet, als dieſer ſchreckliche Bericht ihm gegeben wurde. Als er ſich etwas erholt hatte, fragte er, ob die Nationalgarde ſich tapfer geſchlagen habe. — Der Officier erwiederte, daß ſie keinen Schuß gethan. „O! die Memmen!" rief er aus. „Sie ſollen mir aber dafür büßen!“ Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „ich habe mir zwei große Fehler zu machen; den einen, daß ich nicht Berlin, den andern, daß ich nicht Wien angebrannt habe!“

Um dieſe Zeit verſuchte er es auch, mit dem Kaiſer von Oeſtreich, der in den Augen von ganz Europa die allgemeine Achtung dadurch gewonnen hat, daß er, die Verwandſchaftsverhältniſſe nicht beachtend, dem hohen Beruf der Staatsnothwendigkeit folgte, zu unterhandeln, und er war dreiſt genug, als die Hoffnung eines glücklichen Erfolges ihn noch belebte, einſt an ihn zu ſchreiben: „wenn ich München abgebrannt habe, werde ich in Wien den Frieden dictiren.“

Daß Napoleon gewollt habe, im Fall die Alliirten Paris beſetzen wollten, es zu vernichten, dieſes beweiſet ſchon eine ſpätere Aeußerung von ihm, wo er ſagte: „Paris hätte ein Höllenſchlund werden müſſen, der die verbündeten Armeen aufgenommen habe, um ſie zu zermalmen!“ Allein der Befehl, den er gab, das

Pulvermagazin auf der Ebene von Grenelle, unter den Mauern von Paris, in die Luft zu ſprengen, beweiſet es noch mehr, daß er die gute Stadt vernichten zu können wünſchte. Dieſes Magazin enthielt damals 240.000 Pfund Pulver, 5.000.000 Patronen, 25.000 Kanonenſchüſſe, 3000 gefüllte Haubitzen und eine große Menge Feuerwerke. Wäre dieſes Magazin abgebrannt, ſo würde es den größten Theil von Paris vernichtet haben. Der Oberaufſeher dieſes Magazins, Artilleriemajor Maillard von Lescourt, ließ unter dem 5ten April 1814 darüber bekannt machen:

„Am Abend des Angriffes auf Paris war ich beſchäftigt, auf dem Marsfelde die zu Fortſchaffung des Geſchützes nöthigen Pferde zuſammen zu bringen. Bald ſtellt ſich ein Obriſter zu Pferde bei dem Gitter von St. Dominique ein, und verlangt mich zu ſprechen. Ich gehe zu ihm. „Mein Herr" fing er an, „iſt das Pulvermagazin von Grenelle geräumt?" — Nein, — erwiederte ich, — dies iſt nicht möglich, denn wir haben dazu weder Pferde noch Zeit genug. — „So muß es ſogleich in die Luft geſprengt werden!" befahl er.

Bei dieſen Worten erſchrack ich, ohne in dem Augenblick zu bedenken, daß ich einem Befehl, der mir nicht ſchriftlich zugeſtellt worden, auch nicht Folge zu leiſten brauche, zumal da ich ihn von einem, mir unbekannten Officier bekam.

„Tragen Sie Bedenken, mein Herr?“ fragte jener, und ich gab mit ruhiger Miene zur Antwort, daß ich mich an das Geſchäft machen werde.

Er ritt weiter und im Beſitz dieſes ſchrecklichen Geheimniſſes, vertraute ich es niemandem an, befolgte aber den Befehl nicht, ſondern ließ nur mit der Räumung fortfahren.

Kaiſer Alexander gab dem Herrn Maillard von Lescourt für dieſe behutſame Schonung die Decoration des St. Annenordens zweiter Klaſſe.

Auf ſeinem Transport nach Frejus ließ Napoleon in dem Nachtquartier zu Briare den Maire zu ſich kommen, und fragte ihn, warum die Brücke abgebrochen, und die Kanalſchleuſen zerſtört wären. Der

Maire erwiederte, das alles ſey auf Befehl der Regierung geſchehn.

„Ich habe keinen ſolchen Befehl ertheilt,“ rief Napoleon, „aber ich wundere mich nun gar nicht mehr über das Unglück, worüber man ſchreit. Jeder hat hinter meinem Rücken befehlen und zerſtören wollen.“—

Er fragte den Maire weiter, worüber man ſich eigentlich beklage, und dieſer erwiederte dreiſt: — Sire! die Conſcription und die vereinigten Gebühren ſind nicht zu ertragen! —

Napoleon betheuerte nun, daß alle Bedrückungen, welche die Franzoſen ausgeſtanden hätten, durchaus gegen ſeinen Willen wären, und beklagte ſich ſehr darüber, daß man alle Beſchuldigungen auf ihn wälze. Zuletzt fing der Held in ſo vielen Schlachten an zu weinen, und der Maire weinte mit ihm.

Auf derſelben Tour, in Nevers, hatte ſich eine Menge Volks unter ſeinen Fenſtern geſammelt, und auf einmal ſchallten die verwirrten Töne von vive l'Empereur!' herauf. Der Chef der Gensd'armerie, welcher gerade bei Napoleon im Zimmer war, trat an das Fenſter, und Napoleon fragte, was da los ſey.

„Nichts, Sire!" erwiederte jener. „Es iſt nur der Pöbel!"

Als er durch Roanne kam, und dort keine Truppen fand, ſagte er zu dem Maire: Sie ſollten hier 6000 Mann von der Armee aus Spanien haben. Wäre ich täglich nur vierzehn mal betrogen worden, ſo ſäß ich noch auf dem Thron!"

In Orgon hatte ſich das Gerücht von der nahen Ankunft Napoleons auf ſeiner Transportirung nach

Frejus auch verbreitet und die Einwohner gingen ihm ſchaarenweiſe entgegen. Ein Bürger, mit Namen Dürel, trug einen Strohmann vor ſich her. Als dieſe Unruhigen Napoleons Wagen erreicht hatten, mußte derſelbe halten, und der Strohmann wurde an einem Baume aufgeknüpft. Nun fuhr der Wagen weiter, und Napoleon eilte Orgon, wo er hatte frühſtücken wollen, vorbei, weil ein vorausreitender Bediente bemerkt hatte, daß ein Strohmann, mit Blut beſchmiert, unter lautem Jubel von dem entlaſſenen Pöbel durch die Straßen geſchleift wurde.

Auf eben dieſer Reiſe fand er es für nothwendig, ſich als Courier zu verkleiden, und voraus zu reiten, während der wirkliche Courier ſeinen Platz in dem Wagen einnahm. — So verkleidet kam er in dem Wirthshauſe zu Calade, zwei Stunden von Aix an. Hier beſtellte er eine Mahlzeit für den ehemaligen Kaiſer und ſein Gefolge. Die Wirthin erklärte ihm ſehr naiv, daß es ihr höchſt unangenehm ſey, für ein ſolches Ungeheuer Eſſen zuzubereiten, und fuhr dann fort: „doch, es wird auch nicht nöthig ſeyn, für ihn Eſſen zu beſorgen, denn wenn er hieher kommt, ſo wird er lebendig geſchunden, und ich ſelbſt will dabei mit helfen; meinen einzigen Sohn hat er auch in Rußland mit hingeopfert!"

Man denke ſich Napoleons Verlegenheit und Angſt ob ſolcher Rede!

Wie verächtlich Napoleon die Menſchen behandelt, wie ſehr er auf Menſchenwerth und Menſchenwürde verzichtet hat, davon nur einige Beiſpiele.

— Zu einem Beamten, der im zweiten italieniſchen Feldzug Zahlungen auf die Armeecaſſe bei dem Directorium erwirkt hatte, und ſich mit dem Befehl des Directoriums bei dem Obergeneral entſchuldigte, ſagte er ſpitz: „Sie ſcheinen es nicht zu wiſſen, daß es keinen unter den Reichsverweſern giebt, der mir nicht für 20,000 Franken die Stiefeln küßte!"

Als ihm jemand um die Zeit des bekannten 18ten Brümaire die Bemerkung machte, dem Augereau werde nicht zu trauen ſeyn, ſo erwiederte er: „nur ruhig; der muckt nicht, denn er weiß, mit welchem Holze ich mich wärme!“

Die Tribunen widerſetzten ſich ſeinem Vorſchlag zu Errichtung von Specialtribunalen, und er, der einen Widerſpruch nicht ertragen kann, rief heftig: „warum laſſe ich ſie nicht alle in die Seine werfen? Ganz Paris würde es billigen!“

Gegen eine etwas despotiſche Maaßregel wurde ihm die Vorſtellung gemacht, daß die öffentliche Meinung dagegen ſey. „Ich werde Ihre öffentliche Meinung einmauern laſſen, wenn es mir beliebt!“ erwiederte er erbittert.

Die jungen Conſcribirten nannte er: „Kanonenfutter“ und nach der Schlacht bei Wagram ſagte er, das Leichenfeld überſchauend: „nur ſchnell das Feld rein gemacht; das iſt ein Scandal für die Jugend!“

Sein Bruder Lucian fragte ihn, ob er ſich nicht fürchte, Frankreich zu empören, wenn er die Freiheit mit Füßen trete. „Sei ohne Sorgen," erwiederte Napoleon lächelnd. „Ich laſſe Frankreich ſo zur Ader, daß es lange Zeit eine Abſpannung fühlen ſoll!"

Was die Abgaben betrifft, ſo ſagte er einſt: „man muß den Eſel tüchtig beladen, damit er nicht ausſchläge!" *)

Vor dem letzten, öſtreichiſchen Kriege im Jahr 1808 ſagte er öffentlich mehrere Male:" Europa iſt eine alte, giftbeladene H . . . e! Ich habe 800 000 Mann, und kann alſo mit ihr machen, was ich will!"

Wenn er mit Gegenvorſtellungen der Miniſter nicht zufrieden war, ſo ſchloß er gewöhnlich mit den Worten: „der Monarch allein iſt etwas; alle andere ſind Knechte. Ich bin Herr von allem, und der letzte Mann, ſo wie der letzte Thaler gehören mir!"

Einſtmals äußerte er ſich über die Menſchen alſo:

---

*) Aber wie nun alsdann, wenn der Eſel einen unerwarteten Bocksſprung macht, und den Sack abwirft? Dann ſchlägt er hinten und vorn aus, ſtatt, daß er vorher nur vorn ausgeſchlagen hätte!

„die Menſchen ſind für den Souverain das, was die Bauern im Schachſpiel ſind. Man ſchiebt ſie dahin, wo ſie geſchlagen werden können, um die Bewegung der Officiere zu maskiren, und man wirft ſie als leichte Beute hin, wenn man unterdeß einen guten Streifzug für die Officiere, die man begünſtigt, oder begünſtigen muß, machen will! Wenn die Parthie ausgeſpielt iſt, ſo wirft man Officiere und Bauern weg!“

Einigemal, nach den blutigſten Gefechten, ſagte er: „nicht mit Kanonenſchüſſen, ſondern mit Menſchenſchüſſen habe ich geſiegt.“

Als der König von Holland, um eine Veranlaſſung zu haben, mit Anſtand dem Lande, welches er und welches ihn lieb gewonnen hatte, zu entſagen, an Napoleon erklärte, daß die Luft in Holland ſeiner ſchwächlichen Geſundheit nicht zuträglich ſey, ſo erwiederte ihm Napoleon lächelnd: „wohlan! So ſterben Sie als König!“

Wenn man des Ausdrucks ſich bedienen darf, ſo kann man ſagen, Napoleon nahm ſich höchſt ungezogen gegen die Herzogin von Weimar, nach der Schlacht von Jena.

Nachdem die Schlacht, bei welcher der Herzog von Weimar, von welchem Napoleon nachher ſelbſt geſtand, daß er ein trefflicher Kavalleriegeneral ſey, in der preußiſchen Armee einen Oberbefehl hatte, in der Nähe von Weimar unglücklich ausgefallen war, begab ſich die Herzogin mit ihren Vertrauten in einen Flügel des Schloſſes und die großen Zimmer wurden für Napoleon eingerichtet, der auch am Abend (den 14. October 1806) eintraf, und Quartier nahm.

Die Herzogin empfing ihn oben an der Treppe, wie das die uralte Sitte bei fürſtlichen Perſonen ſeit vielen Jahrhunderten durch ganz Europa iſt. Er ſchien aber dieſe Sitte nicht zu kennen, oder nicht kennen zu wollen, und fragte, indem er denn doch zurücktrat:

„Wer ſind Sie?“

Die Herzogin erwiederte ihm auf dieſe ungeſtüme

Frage weiter nichts, als: — ich bin die Herzogin von Weimar! —

„Ich bedaure Sie!“ rief er nun: „ich werde Ihren Gemahl zermalmen (écraser). Man beſorgt mir das Eſſen in meine Zimmer!“

Damit ging er ungeſtüm an der Herzogin vorüber und in der Nacht war die Unordnung in der Stadt, und ſelbſt im Schloß gränzenlos. Am folgenden Morgen faßte die hochherzige Herzogin den Entſchluß, einen Kammerherrn an Napoleon abzuſchicken, der ſich nach ſeinem Wohlbefinden zu erkundigen hatte, und zugleich für die Herzogin eine Unterredung begehrte.

Dieſes erinnerte Napoleon daran, daß er Kaiſer ſei, und welche Anſtandspflichten er gegen eine regierende Fürſtin habe. Er lud ſich daher ſogleich zum Frühſtück bei der Herzogin ein. Kaum war er aber in ihre Zimmer getreten, ſo überraſchte ihn wieder ſein Siegesrauſch, und mit ſeiner gewöhnlichen, ungeziemenden Lebhaftigkeit fragte er die Herzogin: „wie konnte Ihr Gemahl ſo verwegen ſeyn, mich bekriegen zu wollen?“

— Sire! Sie würden ihn haben verachten müſſey, wenn er es nicht gethan hätte! — erwiederte die hochherzige Fürſtin.

„Wie ſo?" fragte er weiter.

— Mein Gemahl, — entgegnete ſie langſam und mit Würde, — iſt ſeit etwa dreißig Jahren in der preußiſchen Armee. Jetzt war in der That der Augenblick nicht da, wo er mit Ehren den preußiſchen Monarchen hätte verlaſſen können! —

Dieſe würdige Antwort überraſchte den franzöſiſchen Kaiſer und er fragte mit jener feinen Manier, welche ihm eigen war, ſobald er zu reiferer Ueberlegung kam, weiter:

„Wie kommt es, daß der Herzog mit dem König von Preußen es hält?"

Die Herzogin erwiederte hierauf die gewichtigen Worte:

— Ew. Majeſtät werden, wenn Sie ſich erkundigen wollen, vernehmen, daß die jüngern Zweige des Hauſes Sachſen, die Herzöge, immer dem Beiſpiel des Churfürſten gefolgt ſind, und in der jetzigen Lage haben Gründe der Klugheit den Churfürſten vermogt, ſich vielmehr mit Preußen, als mit Oeſtreich zu verbinden. —“

Nachdem die Unterredung über dieſen Gegenſtand noch einige Zeit fortgedauert hatte, ſagte Napoleon:

„Sie ſind eine achtungswerthe Dame. Sie haben jetzt Ihren Gemahl gerettet.“

Alsdann wiederholte er ſeine Ausdrücke von Hochachtung, und ſetzte dann in ſeinem, etwas mehr als ſoldatiſchen Ton hinzu: „ich verzeihe ihm, aber blos um Ihrentwegen; denn er iſt ein ſchlechter Menſch. (mauvais sujet).

Eine größere Lobrede war dem Herzog von Weimar, der gerade damals faſt der einzige war, welcher eine Diverſion machte, die von großem Erfolg geweſen ſeyn würde, wenn man ſie beſſer unterſtützt hätte, wohl nicht leicht gemacht worden.

Nach dem Sturz Robeſpierre's, den 27ſten Juli 1794, brachte der Gang der Revolution alle Tage Veränderungen hervor. Der ehemalige Artilleriekapitain Aubry, einer der 73 Deputirten, welche in Freiheit wieder geſetzt wurden, war damals Mitglied des Heilausſchuſſes und Präſident der Militaircommitté's. Er haßte die Jacobiner und wollte die Armee von den Terroriſten und Unwiſſenden reinigen. Ueber zehn tauſend Officiere ſetzte er ab, wovon ein groſer Theil nicht ſchreiben konnte. Napoleon Buonaparte, ein bekannter eifriger Jacobiner (damals?) befand ſich unter der Zahl der Verabſchiedeten, und ſeine Geſuche wurden wiederholt zurückgewieſen. — Seine Speculationen waren zum zweiten Mal geſcheitert. Denn ſchon früherhin hatte er den Plan gehabt, ſich Corſika zu bemeiſtern, und Paoli zu ſtürzen; das dortige Gouvernement hatte einen Verbannungsbeſchluß gegen ihn erlaſſen. Er hatte ſich geſchmeichelt, die italieniſche Armee als Obergeneral zu befehligen, und jetzt konnte ihm nicht einmal eine Brigade zugeſichert ſeyn.

Er erhielt nun von Poultier einen zweimonatlichen Urlaub, um nach Paris zu gehn und ſich zu rechtfertigen und auszuweiſen. Das Unternehmen war keck, denn er ſtand in ſehr ſchlechtem Ruf, und er hatte ſich aufzuweiſen vor einem ſcharfblickenden Mann von unerſchütterlichem Charakter.

Er ſtieg in Paris in der Straße Foſſe-Montmartre ab, wo er Chambre-garnie in dem Hauſe des Herrn Gregoire nahm. — Ein Theil ſeiner Gönner war, wie er, in Ungnade gefallen, allein er hatte noch Freron, der nach dem 9ten Thermidor die Bergparthei verlaſſen, und ſich für einen ihrer heftigſten Gegner erklärt hatte. Barras hatte ſich an die ſiegende Parthei anzuſchließen gewußt, allein Aubry war Barras feindlich geſinnt, und von der Empfehlung des Letztern war daher kein Gebrauch zu machen.

Buonaparte fühlte ſehr klar die Mißlichkeit ſeiner Lage. Er hatte Aſſignaten mitgebracht, und dieſe fielen damals ſchnell; dadurch gerieth er in Noth. Anfänglich bewohnte er ein Zimmer im erſten Stock; ſeine Finanzen nöthigten ihn bald, eins im zweiten, dann im dritten, und endlich im vierten zu nehmen. — Ein Freund von ihm, Tilly, borgte ihm um dieſe Zeit fünf und zwanzig Karolin; Sauvelet de Bourienne, ſein ehemaliger Schulgenoß zu Brienne, und Patrault, ſein ehemaliger Lehrer zu Brienne, beeiferten ſich für ihn; aber Aubry blieb unwandelbar.

Buonaparte belagerte Aubry's Thür vergebens; er wurde immer zurückgewieſen. Eines Tages empfing Aubry die Officiere der deutſchen Legion, und Buonaparte wagte es, ſich unter ſie zu miſchen, als ſie eintraten. Der Secretair Aubry's, Gau, nachheriger Staatsrath, unterhielt ſich mit Buonaparte, und als hierdurch Aubry unſern Helden bemerkte, wies er ihn öffentlich zur Thür hinaus.

Höchſt entrüſtet und ſehr gedrängt ſuchte Buonaparte nun um die Erlaubniß nach, Frankreich verlaſſen und in das Ausland gehn zu dürfen. Die Ottomaniſche Pforte rüſtete ſich damals gegen Oeſtreich, und fremde, beſonders Artillerie-Officiere waren ihr ſehr willkommen. Buonaparte drang nun heftig in den Heilausſchuß, ihm die Erlaubniß zu geſtatten, in die Dienſte der Türkei zu gehen. Jean Debry aber ſetzte ſich kräftig dagegen, und machte bemerklich, daß es der franzöſiſchen Armee an guten Artillerieofficieren fehle; Freron war auch nicht unthätig, und ſo gelang es ihnen, zu bewirken, daß Buonaparte den Befehl über die Artillerie in Holland bekam. Daß er bald darauf nun ſelbſt Gelegenheit fand, durch einen Schürzencanal ſich weiter zu heben, das iſt bekannt genug.

Als nachher Buonaparte Konſul geworden, ſagte

Freron zu einem ſeiner Freunde: „du weiſt, was ich für ihn gethan habe. Ich bedeckte dieſe Familie Buonaparte mit meinen Flügeln; ſie hatte die Hand beſtändig in meinen Taſchen, und doch habe ich, nur mit der größten Mühe, eine Präfectur in Amerika für mich erhalten können.“

Freron ſtarb bald in Nordamerika, und Tilly, der Freund und Wohlthäter Buonaparte's, wurde 50 Stunden weit von Paris verwieſen, und endete in dieſem Exil ſein Leben.

So dankbar gegen ſeine Freunde und Beſchützer iſt der große Mann!

Wie Napoleon zu ſeiner erſten Gemahlin, Joſephine, kam, eben ſo kam mancher zur Pfarre, weil er die Quarre mitnahm. Der Director Barras wollte ſich von der Wittwe Beauharnois debaraſſiren, und der junge Obriſt, der gar zu gern eine Rolle zu ſpielen wünſchte, ſchien ihm dazu geeignet, bei einer Befehlshaberſtelle die Madame Beauharnois mit in den Kauf zu nehmen.

Buonaparte hatte eigentlich nun die nachherige Königin von Holland, jetzige Gräfin von St. Leu, ſich auserſehn gehabt, vielleicht aus Neigung, viel wahrſcheinlicher aber noch, um ſich dem Director Barras durch dieſe Aufmerkſamkeit noch mehr zu verbinden. Letzterer war doch aber noch pfiffiger als Buonaparte, und im Bois de Boulogne wurde eines Abends der ganze politiſche und häusliche Handel abgeſchloſſen.

Buonaparte nahm dieſe Gemahlin, was ihm wohl nicht zu verdenken iſt, da ſie durchaus nicht ſchön, älter an Jahren und in dem Ruf der Galanterie war, eigentlich invita minerva; allein ſpäterhin wurde ſie, wenn er auch nicht den Genuß der jugendlichen Liebe bei ihr fand, doch ſeine Freundin, ſeine Rathgeberin, indem ihre gewandte Erfahrung auf ſeinem vorſchreitenden Wege ihn manches kennen lehrte, was er anſonſt außer aller Achtung gelaſſen haben würde.

Ob er ſpäterhin ſeinem Bruder Louis die Tochter Joſephinens gönnte, das muß dahin geſtellt bleiben; ſo viel iſt aber gewiß, daß er bei dem Tode deren Sohnes, den er ſehr lieb gewonnen hatte, ſehr gerührt war und ſein Herz nach Frankreich kommen ließ.

Man ſpricht übrigens viel von ſeinen Ausſchweifungen in der Liebe; allein ein Theil davon gehört unter die unzähligen Mährchen, welche von ihm verbreitet werden, und nur ſo viel iſt für gewiß anzunehmen, daß er mit der Leichtigkeit und Rohheit eines Soldaten dem ſinnlichen Genuß bei Gelegenheit ſich ergab, daß er die Folgen ſeiner Uebereilung mitunter ſchmerzlich empfand, und daß er Joſephinen, ſeine Gemahlin, wegen ihres Geiſtes achtete und fürchtete. Seine Trennung von ihr war daher auch nicht ſinnlicher Ueberdruß oder Ueberſättigung, ſondern die Folge des Regentenrauſches, in welchem er gemach ſich zu übernehmen anfing. Intereſſant iſt es übrigens, zu bemerken, daß er ſeit ſeiner Trennung von ihr auch in politiſcher Hinſicht die größten Fehler beging, wodurch die Behauptung, daß ſie ſogar in dieſem Felde ſeine Rathgeberin mit war, wenigſtens zum Theil gerechtfertigt wird.

In der Lebhaftigkeit des Geſprächs kann er ſehr leicht die Rückſichten, welche zu nehmen ſind, vergeſſen, und mehr ſagen, als die Lebensklugheit zu ſagen erlaubt.

So ſagte er denn auch öfters in munterem Scherz zu ſeinem Reich und zu ſeiner Gemahlin ſey er gekommen, er wiſſe eigentlich ſelbſt nicht wie.

Eben ſo iſt er aber auch von dem Reich gekommen, er weiß ſelbſt nicht wie. Als er im Gefolge der Schlacht von Waterloo dem engliſchen Schiffskapitain Maitland ſich übergab, ſagte er, während dem Bellerophon zugeſegelt wurde, zwar im Scherz, aber wahrſcheinlich im Innern mit tiefem Ernſt: „auf dem Waſſer ſind wir nun; ob und wenn wir wieder in das Trockne kommen werden, das hängt von den Winden ab.“

Nach den neueſten Nachrichten ſagt er jetzt in Anfällen des Mißmuths häufig, daß er wünſche, in Moskau hätte er ſein Grab gefunden; denn ſeit der Zeit erlebe er nur Unglück. In Dresden würde er Frieden geſchloſſen haben, wenn nicht der Herzog von Baſſano (Maret) ſo ſehr davon abgerathen hätte, und er würde nicht nach Rußland gegangen ſeyn, wenn nicht Talleyrand beſtändig darauf gedrungen gehabt. Auf Fouché's Anrathen habe er zu Gunſten ſeines Sohnes der Krone entſagt. —

Der Reſpekt, den man auch jetzt noch, am Bord des Northumberland, Napoleon Buonaparte bezeigt, iſt ſehr groß. Mit dem General Montholon ſpielt er hier ſehr viel Schach, und wenn der General auch ein beſſerer Spieler iſt, ſo läßt er doch häufig ſeinen Gegner Parthien gewinnen, worüber dieſer eine herzliche Freude hat. Außerdem ſpielt er viel Vingt - un, und Sir G. Cockburne iſt häufig ſein Mitſpieler. Das nur will ihm gar nicht gefallen, daß am Sonntage, nach engliſcher Sitte, nicht geſpielt werden darf, und da fängt er denn — Grillen und Mücken.

Zum Schluß nur noch ein Beiſpiel von Napoleons Hausdeſpotie. — Durch einen Beſchluß des Senats vom 28. März 1804, wurde dem Oberkonſul die Kaiſerwürde angetragen, und am 20. May war die erſte Präſentation der Autoritäten. — Vorher hatte er ſeiner Gemahlin freie Befugniß gegeben, daß ſie für einen angemeſſenen Hofſtaat ſorgen ſolle, und am Morgen dieſes Tages, wo die große Cour ſeyn ſollte, begehrte er von ihr die Liſte der Galla-Perſonen.

Madame Buonaparte geſtand ihm, daß ſie um das ganze Geſchäft ſich nicht weiter bekümmert, es vielmehr dem Grafen Segür aufgetragen habe. Dieſer, ſogleich gerufen, erklärte, wie er geglaubt, daß erſt zu dem Krönungstage eine große Hofhaltung nöthig ſeyn werde, und er ſchützte ſich vor der Ungnade dadurch, daß er, in Hinſicht des Gefolges des Kaiſers, meinte, der Generalſtab Buonaparte's, und der des Gouverneurs von Paris, Generals Mürat, müſſe beordert werden, zu erſcheinen, wodurch die Sache ein militäriſches Anſehn gewinne, das den Civilbehörden Reſpekt einflößen werde. — Dieſen Vorſchlag willigte Buonaparte ſehr; nun wurde Madame Remüſat gerufen, welcher von Segür wieder der Auftrag gegeben war, für die Gemahlin Buonaparte's das Perſonale auszuwählen, und als dieſe nichts zu ihrer Entſchuldigung anbringen konnte, donnerte ihr ein: aux arrêts! entgegen und der Adjudant Le Brün führte ſie ab.

Joſephine hatte ſich nun für dieſe Cour ſo mit Brillanten geſchmückt und ſo geſchmackvoll gekleidet, daß ſie erwarten durfte, ihr Gemahl werde mit ihr zufrieden ſeyn.

Nachdem die läſtige Ceremonie vorbei war, begleitete ſie auf ein gegebnes Zeichen ihren Herrn und Gemahl durch mehrere Zimmer, bis an ihr Bibliothekzimmer, worin er ihr, bis auf weitern Befehl zu bleiben, zürnend die Anweiſung gab.

Wenn Sie ſich von Ihrer Favoritin, der Madame Remüſat, haben zur Närrin machen laſſen, ſagte er ihr, ſo laſſen Sie ſich dieſes zur Lehre dienen, daß Sie mich nicht auch zum Narren machen ſollen. — Sie haben hier Zeit, Betrachtungen über ſich anzuſtellen, und Sie werden hier ſo lange bleiben, bis mir die Luſt ankömmt, Sie loszulaſſen.

Es war beinahe zwei Uhr Nachmittags, als er dieſe unkaiſerliche Unanſtändigkeit ſich erlaubte. Ueber den vielen Geſchäften, oder auch wohl aus Bosheit, hatte er vergeſſen, ihr das Mittagseſſen bereiten zu laſſen. Abends um acht Uhr waren ſeine Brüder und Schweſtern zum Thee bei ihm, und er ſagte ganz gleichgültig: „A propos, ich habe nicht daran gedacht, daß meine Frau noch kein Mittagsbrodt gegeſſen hat; ſie wird ſich in ihrer Studierſtube wahrſcheinlich in ihre philoſophiſchen Meditationen vertieft haben.“

Madame Louis Buonaparte, ihre Tochter, welche von dem Vorfall unterrichtet war, ſagte ihm hierauf: O! Muß denn ſogar der heutige, feierliche Tag für meine arme Mutter ein Trauertag ſeyn?

„Sie hätte es noch weit ſchlimmer verdient,“ erwiederte ihr Napoleon, „aber Ihnen zu Gefallen mag ſie frei ſeyn. Hier iſt der Schlüſſel; laſſen Sie ſie heraus.“

Madame Louis Buonaparte fand ihre Mutter in Thränen ſchwimmend, und Joſephine war zu verſtört, zu gebeugt, als daß ſie hätte bei der Geſellſchaft erſcheinen können. Um neun Uhr indeß meldete ſich wieder ein Adjudant ihres Gemahls bei ihr, der ihr nur die Wahl ließ, entweder wieder auf die Studierſtube zu gehn, oder aber zu der Familiengeſellſchaft der Buonaparten zu kommen.

Welch eine glückliche Gattin!

V.

Scenen aus den Hofhaltungen der Napoleons.

Ueber die weſtphäliſche Hofhaltung ſagt unter andern ein Schriftſteller: man hat mich verſichert, daß die Kammerdiener einen Handel mit dem gebrauchten Wein getrieben und daß ſie ihre Abnehmer gefunden haben. Daher fürchteten manche ſogar in dieſer Periode den Ankauf des rothen Weins, aus Beſorgniß, Hieronymus mögte ſich darin gebadet haben.

Die Stadt Leipzig mußte im Jahr 1809 für den König von Weſtphalen, der als Held gegen die Oeſtreicher zu Felde zog, zu jedem Bade täglich vierzig

Thaler liefern, damit Vanille gekauft werden konnte, es zu verſtärken.

Der Kardinal Kaprara, der bekanntlich einen großen Einfluß auf Napoleon hatte, quälte ihn eines Tages unerträglich lange mit einem kirchlichen Geſuch. Napoleon hatte ſchon Luſt, ihn ſo zu beſcheiden, wie er mitunter die Perſonen des erſten Ranges beſchied; allein er beſann ſich denn doch eines andern, und ſagte dem Kardinal:

„Bleiben ſie hier im Zimmer, bis ich wiederkomme. Ich werde nachher mehr Zeit haben, anzuhören, was Sie mir berichten wollen.“

Es war deß Morgens um zehn Uhr, und an einem Tage' wo große militäriſche Audienz und dann Muſterung war. Als er fortging, machte er die Thür zu, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche, und ſagte den Garden im Vorſaal, „wenn ſie auch ein Lärmen im Kabinet hörten, ſo möchten ſie ſich nicht daran kehren.“

Gegen Abend war die Muſterung zu Ende, und Napoleon hatte darauf große Mittagstafel. Als Napoleon nachher in den Geſellſchaftsſaal ſeiner Gemahlin kam, ſagte ihm ein Kämmerling des Pabſtes: „Se. Heiligkeit wären in der größten Bekümmerniß wegen der Sicherheit des Kardinals Caprara, von dem ſie keine Nachricht erhalten könnten, ſelbſt mit Hülfe der Polizei, an die man ſich deshalb gewendet habe, da Se. Eminenz ſo plötzlich verſchwunden wären.“

— „O! Wie vergeßlich bin ich doch!“ antwortete Napoleon, als ob er ſich über ſich ſelbſt wundere,“ es iſt mir ganz aus den Gedanken gekommen, daß ich den Kardinal heute Vormittag in meinem Kabinet gelaſſen habe.

Bei einer großen Parade am 12ten Julius 1804, ſagte ein Grenadier vom 21ſten Regiment, welches in Italien unter dem Namen des Schrecklichen bekannt war, zu Napoleon:

„Sire! ich habe in vier Feldzügen unter Ihnen gedient, und in zehn Gefechten unter Ihnen gefochten. Ich habe in Ihren Dienſten ſieben Wunden bekommen, und bin immer noch nicht Mitglied der Ehrenlegion, da doch ſchon viele, die unter Moreau gedient haben, und die nicht im Stande ſind, einen Ritz, den ſie vom Feinde bekommen hätten, aufzuweiſen, dieſe Auszeichnung genießen.“

Napoleon befahl, daß dieſer Soldat auf der Stelle von ſeinen Kameraden vor der Front erſchoſſen werden ſolle. Da ſich nun die ſechs Grenadiere, welche zum Feuern kommandirt waren, weigerten, ſo mußte das ganze Corps das Gewehr ſtrecken, die Mannſchaften wurden nach den Kolonien geſchickt, und Gensd'armen erſchoſſen ſogleich jenen Soldaten.

Napoleons erſte Gemahlin, Joſephine, ließ ſich bekanntlich auf dem erſten Zuge nach Deutſchland in Achen und Mainz ihre Protection bezahlen. In Mainz bekam bei dieſer Gelegenheit Napoleon einen Anfall von Eiferſucht. — Der junge Graf L * * nemlich, wartete der Kaiſerin ſehr aufmerkſam auf. Durch ihren geheimen Secretär Dechamps erfuhr ſie, daß der junge Graf den Poſten eines Koadjutors bei ſeinem Oheim wünſche, und ſie gab ihm eine Privataudienz, ohnfehlbar, ſich mit ihm über den Preis für ihre Verwendung zu einigen.

Napoleon verſtand aber die Sache falſch, und machte den geheimen Unterhandlungen dadurch ein Ende, daß er den jungen Graf mit vieler Höflichkeit durch Gensd'armen an das andere Rheinufer bringen ließ.

Kaum aber wurde er nachher davon überzeugt, daß er ſich geirrt habe, ſo fragte er ſeine Gemahlin, „was ihr der Graf für ihre Verwendung verſprochen habe," und gab ihr auf der Stelle eine Anweiſung an ſeinen Schatzmeiſter Marbois über den Betrag der verſprochenen Summe.

Als Napoleon zum erſtenmal Pabſt Pius den Siebenten nach Paris complimentirt hatte, genirte man ſich ſehr in Gegenwart Se. Heiligkeit.

Wenn der Pabſt einen Abend angeſetzt hatte, wo er bei Hofe erſcheinen wollte, ſo ſetzte Dúroc nach Napoleons Vorſchrift eine Liſte von den Auserwählten auf, welche an der Wohlthat der Gegenwart Se. Heiligkeit Theil nehmen ſollten. Dieſe Liſte wurde dann dem Pabſt zur Genehmigung vorgelegt. Gemeiniglich kam dann die Geſellſchaft um ſechs Uhr Abends zuſammen und wenn dann der Pabſt herein trat, fiel die Geſellſchaft, ohne allen Unterſchied, auf die Knie, ſeinen Seegen zu empfangen. Darauf wurde Thee, Gefrornes und Liqueure herumgegeben. An dem vornehmſten Ehrenplatz ſtanden drei hohe Armſeſſel, und der Pabſt ſetzte ſich zwiſchen den Kaiſer und die Kaiſerin, ſprach aber ſelten mit jemand anders, als wen der Kaiſer vorher angeredet hatte. Die hauptſächlichſte Materie des Geſprächs machten immer Napoleons Heldenthaten, beſonders ſeine Feldzüge in Egypten aus.

Jedesmal begab ſich der Pabſt noch vor 8 Uhr zurück, und ertheilte bey dem Abſchied wieder den Anweſenden ſeinen Seegen, die denn wieder auf die Knie fielen.

Sobald er ſich entfernt hatte, wurden die Spieltiſche geordnet, und, nach Napoleons Befehl mußte Düroc beſtimmen, was und wie hoch geſpielt werden ſollte.

In dem Schloß des Prinzen Joſeph ging es immer munter und luſtig her. — Die Gemahlin des Staatsrath Miot war Hofdame bei der Prinzeſſin Joſeph, und Herr Miot hatte in Paris Nachricht davon bekommen, daß ſeine liebe Frau auf jenem Schloß die Nächte ſich kurzweilig zu machen ſuche.

Er reiſete daher heimlich von Paris fort, und kam Abends um eilf Uhr auf dem Schloß an. Madame Miot hatte ſich ſchon um neun Uhr zu Bette begeben, weil ſie an der Migraine litt, und ihr Gemahl wollte der erſte ſeyn, der ſie von ſeiner Gegenwart benachrichtigte. Das Kammermädchen der Gebieterin gab ihm, wiewohl ungern, die Schlüſſel zu ihren Zimmern, indem ſie ihn mit einem Lichte begleitete.

Im Vorzimmer fand der glückliche Ehemann einen Hut und Ueberrock und in dem Kabinet vor dem Schlafzimmer Rock, Weſte, Beinkleider u. ſ. w. Zwar konnte das Kammermädchen die ganze Zeit über nicht fertig werden, zu huſten, allein Madame Miot und deren Galan erwachten nicht aus dem Schlummer, bis der Herr Staatsrath Miot mit einem Stock auf den Galan los zu prügeln anfing. Dieſer wehrte ſich nun nicht ſchlecht, wurde ſogar Sieger, und Miot rief aus vollem Halſe um Hülfe.

Das ganze Schloß wurde wach, und die Zimmer waren bald voll von halb und ganz angekleideten Liebhabern und Liebhaberinnen. Auch Prinz Joſeph erſchien, und brachte die Kämpfer auseinander, die ſich wie ein Paar junge Hähne verbiſſen hatten. Er fragte nach der Urſach des Lärmens, und als er ſie erfahren hatte, verſicherte er, daß das durchaus unmöglich ſey, da er in ſeinem Schloſſe keine Intriguen der Art leide.

Nun kam es zu Erläuterungen, und man ſuchte Madame Miot vergebens. Das Kammermädchen hingegen erklärte: ihre gnädige Frau ſey ſchon vor drei Tagen von Paris aus benachrichtigt, daß der Herr Gemahl einen Anfall von Eiferſucht habe, und ſie überfallen wolle, daher habe die Dame ſchon ſeit ein Paar Nächten in ihrer, des Mädchens, Kammer geſchlafen. Um aber den eiferſüchtigen Ehegatten derb zu ſtrafen, habe ſie Herrn von Hortevil beredet, in ihrem Bette unterdeß Platz zu nehmen.

Bald darauf erſchien auch die Dame ſelbſt, nothdürftig angekleidet, und machte dem überraſchten, doppelt angeführten Gatten die bitterſten Vorwürfe, die er nun ſogar noch hinnehmen mußte, ohne ein Wort erwiedern zu dürfen.

Daß alle die Anweſenden die Sache unbedingt glaubten, das verſteht ſich von ſelbſt, und um die Farçe vollſtändig zu machen, vermochte Prinz Joſeph den Staatsrath Miot, in dieſer Nacht neben dem Hauptmann Hortevil im Bette zu ſchlafen.

Ein Grenadier zu Pferde der Kaiſerlichen Leibwache in Paris, mit Namen Rabais, wurde jetzt von neuem vor den Großrichter Thüriot gebracht, weil ſchon wieder mehrere Ehemännner und Väter ihn verklagten, daß er ihre Weiber und Töchter an ſich gezogen und verführt habe. Thüriot fand es politiſch gut, die Kläger abzuweiſen, erzählte aber unbeſonnenerweiſe ſeiner Gattin, daß dieſer Rabais ein merkwürdiger Menſch in puncto sexti ſeyn müſſe, indem ſolche Klagen beſtändig gegen ihn einliefen.

Madame Thüriot, ehemals eine Dienſtmagd, und er, jetzt Tribun, ehemals ein verdorbener Advokat, — wurde auf dieſen Rabais neugierig, und bekam ein Gelüſten, Bekanntſchaft mit ihm zu machen. Das gelang denn auch gar bald, und vier Monate war der Grenadier Rabais ihr Buſenfreund, ohne daß dieſes heimliche Verſtändniß entdeckt wurde. Wahrſcheinlich hatte der Umſtand, daß Madame Thüriot ſich jetzt in geſegneten Leibesumſtänden befand, ihr einen Nebenreiz gegeben; genug, die Treue ihres Liebhabers, des Grenadier Rabais, wurde ihr verdächtig, ſie wurde eiferſüchtig, dadurch unbeſonnen und entdeckte auch ein Verſtändniß zwiſchen Rabais und der keuſchen Gattin eines reichen Wechslers.

Die ſchlimme Folge davon war aber die, daß zugleich ihr Ehebruch dadurch an den Tag kam.

Thüriot, höchſt entrüſtet, erhielt über dieſen Vorfall bei Napoleon Audienz: dieſer aber rieth ihm, wie er das immer that, wenn dergleichen Beſchwerden zu ihm gelangten, künftig ſeine Frau mehr in Zucht und Ordnung zu halten, und ſie einſtweilen wieder zu Gnaden anzunehmen.

Bald darauf fand ſich eine Gelegenheit der Rache. Die Talente des Grenadier Rabais waren auch der Fürſtin Baciocchi zu Ohren gekommen. Späterhin entdeckte der Polizeiminiſter, daß Rabais häufige und geheime Beſuche in dem Hotel Baciocchi mache, und daß die Fürſtin ſelbſt der Gegenſtand ſeiner Beſuche ſey. — Auf dieſen Grund klagte Thüriot von neuem den Rabais bei Napoleon an.

Jetzt freilich ſtand die Sache ganz anders. Rabais wurde ſogleich eingezogen, in den Tempel geſetzt, und wahrſcheinlich iſt er in den Oubliettes geſtorben.

Da nun die Polizei ſeinen Koffer durchſuchte, fanden ſich achtzehn Frauenzimmer-Portraits, und eine unzählige Menge von Liebesbriefen, Ringen, Haarlocken u. ſ. w. Sehr ſchätzenswerthe Bildniſſe waren darunter, z. B. das der Madame Ney, und der Madame Lannes. Die Kaiſerin Joſephine machte dieſe beiden Damen von allem Verdacht dadurch frei, daß ſie in ihrem Hofcercle erklärte, „die Portraits wären durch die Untreue der Kammermädchen in Rabais Beſitz gekommen.“

Ein Medaillon, welches man unter Rabais Sachen vorfand, hatte auf der einen Seite das Portrait von Thüriot, auf der andern das von ſeiner Gattin, übrigens reich mit Diamanten beſetzt, und es war dies ein Geburtstagspräſent von Thüriot an ſeine keuſche Gemahlin. Da er dieſes koſtbare Stück vermißt hatte, ſo ſaßen bereits ſeit längerer Zeit zwei Bediente Thüriots im Gefängniß, weil auf ſie der Verdacht des Diebſtahls fiel. Jetzt entdeckte es ſich denn nun freilich, wer der Dieb geweſen, und der Großrichter ſchlug ſeine Frau darob ſo, daß er alle Hoffnung verlor — dermalen Vater zu werden.

Lucian Buonaparte war in ſeinen frühern Jahren der entſetzlichſte Menſch. Er war eine Zeitlang, wie ein Augenzeuge ſagt, unter den Ruchloſen der

Ruchloſeſte, unter den Zügelloſen der Zügelloſeſte, unter Räubern der Unbarmherzigſte, und unter Rebellen der Hartnäckigſte. — Es wird ihm Schuld gegeben, daß er zu den Septembriſirern gehört, daß er eine Frau ermordet und eine andere mit Gift vergeben habe; daß er in Zeit der Schreckensregierung Spion, Angeber und Verfolger der unglücklichen Schlachtopfer geweſen. Mit ſeinen Schwägern ſoll er ſich geſchlagen, ſeine Mutter übel behandelt und mit ſeinen Schweſtern ſogar Blutſchande getrieben haben. — Er hatte früherhin ſich geäußert, daß er dann ein ordentlicher Menſch werden wolle, wenn er die ſich vorgeſetzte Summe (40 Millionen Franken) zuſammen habe, und in der That hat er auch ſpäterhin ein ganz anderes Leben zu führen angefangen.

Bei dem Prinz Joſeph fühlte man mitten unter Ueberfluß und Freiheit, in der Nähe des Wirthes doch den Abſtand an Vermögen und das Demüthigende der Abhängigkeit. Bei Lucian Buonaparte war es ganz anders. Er machte den gefälligſten Wirth, ſchien zu bemerken, daß man ihm mit dem Beſuch eine Ehre erzeige, und er war bei allen Gelegenheiten ängſtlich beſorgt, den Abſtand, welchen die Glücksgöttin zwiſchen ihm und ſeinen Gäſten gemacht hatte, unbemerkbar zu machen.

Er iſt durchaus kenntnißreicher, und mehr wißbegierig, als der aufgeblaſene Napoleon und der zurückhaltende Joſeph, und auf jeden Fall iſt er offener und aufrichtiger, als alle übrige Glieder ſeiner Familie. Dabei ſind auch ſeine Manieren eleganter, und ſeine Sprache ungleich gebildeter. An Napoleon erkennt man ſogleich in ſeinem Betragen den ſoldatiſchen Emporkömmling, an Joſeph, den ehemaligen Halbadvokaten; an Lucian hingegen erkennt man den ehemaligen Sans-Culotte durchaus nicht. Einzelne Züge von ihm ſind durchaus nicht zu tadeln.

Ein junger Schriftſteller, Gouvan, der in den Schreckenszeiten der Revolution ſeine Eltern und ſein Vermögen eingebüßt hatte, griff aus Rache im Jahr 1799 alle Revolutionshelden an, und deckte auch die Verbrechen Lucians auf. Dieſem, der damals Miniſter des Innern war, kam die Schrift zu Geſicht. So furchtbar er angegriffen war, ſo ließ er doch bald darauf den jungen Mann zu ſich kommen, und ſagte ihm:

„Es ſind Ihnen frühzeitig große Widerwärtigkeiten begegnet; dieſe haben Sie unglücklich und unbillig gemacht. Sie haben Ihren Eifer mitunter gegen Perſonen ausgelaſſen, welche nichts für Ihr Unglück konnten, und darunter gehöre auch ich. Es fehlt Ihnen nicht an Fähigkeit, und gewiß auch nicht an Rechtſchaffenheit. Ich überreiche Ihnen hier die Beſtallung als Director der öffentlichen Abgaben im Rhein- und Moſeldepartement, eine Stelle, welche 12.000 Livres einträgt. Sollten Sie ſonſt in Verlegenheit kommen, ſo rechnen Sie auf mich. Hier nehmen Sie hundert Louisd'or zu Beſtreitung Ihrer Reiſekoſten.“

Man muß geſtehen, daß dieſe Verfahrungsart von Lucian menſchlich und ſehr gut war.

Der Sohn eines Emigranten bemerkte in der Gemäldegallerie Lucians vier Stücke, welche dereinſt in dem Kabinet des Emigranten geſtanden hatten. Er fragte Lucian, der ſelbſt ihn herumführte, wie viel er für die Stücke gegeben habe, ohne im geringſten zu bemerken, daß ihm dieſe Stücke von der Nation geſtohlen wären. — Lucian hatte in der That einen guten Preis für dieſe Gemälde gegeben. —

Nach vierzehn Tagen ſchickte Lucian dieſe Gemälde dem urſprünglichen Eigenthümer zu, mit einem ſehr höflichen Billet, worin er bat, ſie anzunehmen, da er geſtern erſt von ſeinem Kunſthändler erfahren habe, daß ſie ihm gehörten.

Im Sommer 1803 bat in Amiens ein Mädchen den großen Napoleon in einer Art von Hirnverrückung fußfällig um die Gnade, ihn umarmen zu dürfen. Er verwilligte es lächelnd, und als ſie ihn umarmte, wurde ſie ohnmächtig, oder ſchien vielmehr, es zu werden. — Aus Dankbarkeit für ihre ruhmwürdige Anhänglichkeit ſetzte ihr der Kaiſer ein Gnadengehalt von 3000 Livres aus.

Ein anderes Frauenzimmer, Madame Encore, that ihm im Jahr 1804 in Abbeville auch einen Fußfall, und rief, „daß ſie mit Freuden ſterben werde, wenn er ihr die Ehre vergönne, ihn zu umarmen." Er wollte eben dieſe Vergünſtigung verſtatten, als Dûroc dazwiſchen trat, die Frau bei den Armen faßte, und ſie nach einem anſtoßenden Zimmer zerrte, wohin Napoleon folgte. In dem rechten Ermel des Oberkleides der Madame Encore fand ſich hier ein Stilet, welches an der Spitze vergiftet war. — Sie wurde ſogleich nach dem Tempel transportirt und ſtarb hier auf der Folter, ohne nur ihren wahren Namen zu verrathen.

Auf ſeiner Reiſe nach Italien zu der Krönung bewohnte Napoleon in Lion den erzbiſchöflichen Pallaſt. Das Hausgeſinde ſeines Oheims, des Kardinal Feſch, war größtentheils aus Korſika gebürtig, und unter dieſem war auch eine Paulina Riotti, welche über das Küchenweſen die Oberaufſicht führte. Napoleon iſt gewohnt geweſen, Vormittages einen Becher Chokolade zu trinken, und dieſe Chokolade wollte jene Pauline Riotti am Morgen ſeiner Abreiſe ſelbſt bereiten, weil ſie behauptete, daß ſie den Geſchmack der Familie ſehr genau kenne. — Ein Koch des Kaiſers bemerkte, daß ſie etwas aus der Taſche hervor zog, und unter die Chocolade miſchte; er ſagte in dem Augenblick nichts, warnte aber Napoleon durch einen Zettel. den er durch einen Pagen beſtellen ließ. auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Als der Kämmerling die Chocolade in das Zimmer brachte, befahl Napoleon, „wer dieſe Chocolade zubereitet habe, ſolle zu ihm kommen.“ Als der Pauline Riotti dieſer Befehl kund gemacht wurde. ſchluckte ſie ſogleich den Reſt, welcher noch in dem Topf, worin das Getränk zubereitet war. hinter. Man bemerkte nun bald, daß ſie Gift genommen habe, und Napoleons Leibarzt. Corviſart, konnte ſie nicht retten. Nach einer Stunde ſtarb ſie.

In den letzten Augenblicken erklärte ſie, „ihr Verbrechen ſey nur ein Werk der Rache gegen Napoleon, denn da ſie jung geweſen, habe er ſie unter dem Verſprechen, ſie zu heirathen, verführt, aber ſeit er ein vornehmer Mann geworden, habe er weder von ihr, noch von ihrem Kinde etwas wiſſen wollen.“

Napoleon wußte ſeine Genealogen zu belohnen. Ein Italiener, Spanicetti, bewies ihm in einer ſehr gelehrten Schrift, daß die Familie Buonaparte vor ihrer Auswanderung von Toſkana nach Corſika, vor vierhundert Jahren, mit den älteſten toſcaniſchen Häuſern, und ſogar mit dem Hauſe der Medicis verwandt geweſen ſey; da nun aber das Haus der Medicis dem franzöſiſchen Regentenhauſe der Bourbons zwei Königinnen von Frankreich gegeben habe, ſo wären die Buonaparte nahe Anverwandte der Bourbons, und daher befinde ſich der Scepter von Frankreich immer noch bei der nemlichen Familie. — Spanicetti erhielt für dieſen trefflichen Beweis tauſend Louisd'or, eine lebenslängliche Penſion von ſechstauſend Livres, und den Rang als Chef de Bureau bei dem Miniſterium des Innern im Königreich Italien, ein Dienſt, der achtzehn tauſend Livres jährlich einbrachte.

Ein Bayer, Ritterſtein, trieb die Sache noch weiter. Er bewies die Abſtammung der Buonaparten ſehr glänzend. In den Zeiten der Kreuzzüge, behauptete er, glänzten ſie ſchon, und ein Freund des Richard Löwenherz hieß nicht Blondel, ſondern eigentlich Buonaparte. Den Namen Blondel nahm er blos an, um in die Familie Plantagenet hinein zu heirathen. Der letzte Zweig der Plantagenet erloſch hiernächſt durch die Verſchwägerungen mit dem Hauſe Stuart; hienach alſo iſt Napoleon nicht nur mit den erſten Fürſten Europens verwandt, ſondern er hat auch ein näheres Recht zu dem Thron von England, als Georg der Dritte, da er von dem männlichen Zweig der Stuart abſtammt, wogegen das herrſchende Königliche Haus in England nur von der weiblichen Linie ſeine Erbfolge herleitet.

Dieſer hochberühmte Diplomatiker Ritterſtein, erhielt für dieſe genealogiſche Unterſuchung eine Schnupftabacksdoſe, mit Diamanten von zwölf tauſend Livres an Werth, eingefaßt, vier und zwanzig tauſend Livres baares Geld, eine lebenslängliche Penſion von jährlich neun tauſend Livres, und das Zeichen der Ehrenlegion. — das heißt doch, honett bezahlt! —

Ein deutſcher Künſtler, Schuhmacher, hatte einen großen Mißgriff gemacht. Drei Jahr hatte er an einem ſehr ſchönen Modell in Marmor gearbeitet, und es als Entwurf zu Napoleons Grabmal nach Frankreich gebracht. In dem Hotel des Grafen von Beuſt durfte er ſein Werk aufſtellen, welches von Künſtlern und Dilettanten beſehn und bewundert wurde.

Der Graf von Beuſt erſuchte den Graf Segür, den Kaiſer zu bitten, daß er dem Schumacher die Ehre erzeigen möchte, ihm ſein Werk zeigen zu dürfen.“

Segür lehnte es ab. Herr von Beuſt wandte ſich dann an Düroc, und dieſer verwies wieder an Denon, der zwar dem Werk ſelbſt die höchſte Gerechtigkeit wiederfahren ließ, allein es doch ablehnte, dem Kaiſer davon Notiz zu geben.

Schumacher wurde dadurch drei Monate aufgehalten, und reichte endlich ein Geſuch ein, worin er um die Erlaubniß bat, dieſes Monument dem Publikum für Geld zeigen zu dürfen, damit er wenigſtens dadurch in den Stand geſetzt werde, in ſein Vaterland heimkehren zu können.

Der Polizeiminiſter fragte ihn nun: wo ſteht jetzt das ſchöne Werk?“

— Es ſteht bei dem Miniſter des Chur-

Erz-Kanzler im Hauſe, — erwiederte Schumacher.

„Und wo wollen Sie es öffentlich ausſtellen?" fragte der Polizeiminiſter weiter.

— Im Palais-Royal, meinte jener.

Der Miniſter wandte ihm nun den Rücken und noch an demſelben Abend ward Schumacher in Verhaft genommen, ſammt ſeinem Epitaphium durch Gensd'armen über den Rhein zurückgebracht.

Auf einem Ball der Buonaparteſchen Familie kam dem Kaiſer Napoleon die Luſt ein, mit ſeiner Stieftochter, Madame Louis, zu tanzen. Er ſchnallte daher ſeinen Degen ab, und überreichte ihn einem jungen Obriſt, Herrn von Avry, der gerade neben ihm ſtand. Dieſer, welcher ſchon an dem Hofe Ludwigs des Sechszehnten Page geweſen war, hielt es für unſchicklich, hier die Stelle des Laquaien vertreten zu ſollen, und trat zurück, um ſich nach einem Bedienten umzuſehn.

„Ich ſehe, daß ich mich geirrt habe," ſagte der Kaiſer: „Hier Generale, halten Sie mir den Degen, ſo lange ich tanze."

Alle Generale drängten ſich hinzu; er überreichte ſeinen Degen an den General La-Grange, und am folgenden Tage wurde der Obriſt d'Arcy zum Dienſt nach Cayenne beordert.

Der Staatsrath und Intendant der Kaiſerlichen Civil-Liſte, Darù, zahlte für das Amt eines General-Kriegscommiſſärs bei der Armee in Deutſchland ſechs Millionen Franken, und in dieſe Summe theilten ſich Madame Lätitia Buonaparte, die Kaiſerin Joſephine, die Prinzeſſin Louis Buonaparte und die Fürſtin Borgheſe. — Dieſer Darù iſt beſonders um deſwillen merkwürdig, weil er ein Schrecken aller Banquiers beim Pharoſpiel iſt, denn er behauptet, durch ſeine arithmetiſchen Berechnungen es dahin gebracht zu haben, daß er jede Banque ſprengen könne.

Sein Ruf in dieſer Hinſicht iſt ſo erprobt, daß in Paris alle Banquen aufgehoben wurden, ſobald er erſchien, und, um keine Störung zu geben, drohete ihm der Polizeiminiſter ſogar mit Cayenne, wenn er das öffentliche Vergnügen in der Art wieder ſtören würde.

Seine Reiſe nach Italien brachte ihm nach ſeinem eignen Bekenntniß im Spiel neun Millionen Franken ein.

Einer der Napoleons kaufte zu der Zeit, als an das groſe Befreiungsjahr noch nicht gedacht war, funfzig türkiſche Schawls, wovon bekanntlich das Stück unter fünf hundert Thaler ſelten zu haben iſt, bloß — um an die Hofdamen und Favoritinnen ſie gelegentlich zu verſchenken. — Daß denn dergleichen eine gar gewaltige Lockſpeiſe iſt, das verſteht ſich von ſelbſt.

VI.

Das goldene Zeitalter der Dorfkantoren unter der weſtphäliſchen Regierung.

Ich reſervire mir die Ausnahme derjenigen, die die Würde ihres Berufes zu ſchätzen wußten, und ſich aus edelm Stolze nicht zu Werkzeugen der Ungerechtigkeit gebrauchen ließen; ſie ehrt mein Herz. Die größere Zahl dieſer Ehrenmänner hat eine bedeutende, obgleich nicht ehrenvolle Rolle in dieſem Zeitraum übernommen. Sie waren unter der Hand Deſpoten in den Dörfern, ihr Anſehen war von augenblicklicher Bedeutung, weil ſie Anhang hatten, und ſie haben größtentheils die Gelegenheit, ihrem niedrigen Eigennutze zu fröhnen, und dem ihnen eigenthümlichen Dünkel zu genügen, benutze, als es Zeit war.

Man hat ihnen freilich dadurch, daß man Schöpſe zu Maires wählte, das Schwerdt in die Hände gegeben, womit ſie auch derb, wie mit den Schulbackel, um ſich hieben, und da wo ſie ſich hätten exponiren können, den Namen und das Siegel des Maire zur Aegide brauchten. Sie figurirten als unſichtbare Acteurs hinter den Couliſſen, oder thaten Soufleurdienſte bei dem tragikomiſchen Spiele, welches der Maire und Municipalrath treiben mußten, die ihre Rollen in der Regel nicht gut einſtudirt hatten, und ihnen auch nicht gewachſen waren; ſie disponirten bei Aufſchreibung der Abgaben und Laſten als Subrepartitores über die Geldbeutel der Bauern, weil die Maires nicht rechnen konnten, und mußten ſich dabei eben ſo ökonomiſch zu benehmen, wie bei dem Tranſchiren auf den Bauernhochzeiten, daß ihnen immer das beſte Theil zufiel. Sie zeigten hierbei auch ſtets mehr Application, als bei dem Schulunterrichte, welcher ihnen in dieſer Zeit ſehr läſtig wurde; ſie imponirten übrigens ſo ſehr, daß auch die Prediger ſie reſpectiren mußten, wenn ſie nicht bei Gelegenheit doppelte Soldateneinquartirung tragen, bei den Lieferungen dafür büßen, ja nicht in Gefahr kommen wollten, bei den vornehmen Agenten der Regierung in übeln Geruch gebracht zu werden.

Ja ſie, die eigentlich hätten erleuchten ſollen, ſuchten ihr Heil im Reiche und in den Werken der Finſterniß, denn man dachte ja damals noch nicht an die famöſen Fakkeln, die jetzt die weſtphäliſche Finſterniß erhellen.

Als ſtiller Beobachter ſah man in ihnen ſein blaues Wunder; wo die ganze übrige Welt ſeufzte, da lachten dieſe, denn ſie litten durch uns nicht, ſondern gewannen, und wenn ſie an ihre glückliche Zeit dachten, ſo war ihr ſtiller Wunſch, daß doch Jerome's Regierung dauerhaft ſeyn und ſie unter ihm und dem gemeinſchaftlichen Schutzpatrone Mercurius ein langes Leben führen mögten.

Und wer kann ſich wundern, daß ſie dieſer Regierung eine ewige Dauer wünſchten? Was fehlte ihnen dabei? Sie bekamen für ihre mechaniſchen Arbeiten einen hübſchen Gehalt; ſie verfertigten Steuerrollen und repartirten ihre Quoten mit aufs Ganze; ihre Geldbeutel litten bei Zahlungen auch nicht die leiſeſte Berührung, deſto mehr aber beym Einſtreichen, und ſo machten ſie und ihr Anhang eine Familie aus, die ſich, wie Noah bei der Sündfluth, ſalvirten, nur mit dem Unterſchiede, daß ihre Art Gottlob nicht der Stamm aller künftigen Generationen zu werden beſtimmt war. Noch nie erſchien für dieſe Caſte ein ſo goldenes Zeitalter.

In allen Feldern blühte ihr Weizen. Sie erwarben ſich gar bald die hohe Gewogenheit derjenigen wichtigen Männer aus dem Civil- und Militärſtande, die auf bedeutenden Poſten dieſelbe merkantiliſche Rolle ſpielten und ſich ihrer als Mäkler bedienten.

So wurde von ihnen — exempla sunt in promtu — mit großem Erfolge der ſo genannte Seelenhandel getrieben.

Wenn Jemand vom Soldatenſtande frei ſeyn wollte, durfte er ſich nur an den Cantor ſeines Ortes wenden und wenn er Geld hatte, gelang es ihm; er wurde da, wo ihn das Geſetz ſchon frei machte, für einige Louisd'or freigeſprochen, oder es wurde ihm ein Remplaçant beſorgt, oder mit dem Recrutirungsofficier unterhandelt, der den Namen des Conſcribirten unterſchlug, oder ihn für unbrauchbar zu erklären wußte. Kurz in der Regel wurde Rath geſchafft. Mislang ein einzelner Fall, ſo wurde er einmal übertragen und das Geld zurückgegeben. Der Handel war ſehr ſicher, ein Landesgeſetz, welches aber der arme Bauer nicht kannte, begünſtigte ihn. Nach dieſem Geſetze war die Summe, welche an ſolche Unterbehörden verwendet war, verlohren und der Conſcribirte mußte zuerſt marſchiren oder durfte kein Wort ſagen; das brachte Geld, und war beinahe der einzige Handel, der ohne Patent geführt werden konnte. Und was die Hauptſache hiebey war, war dies, daß, im Fall der Herr Kantor andere wichtige Geſchäfte hatte die Frau Gemahlin dieſer Handelsbranche vorſtehen konnte, ja es iſt ſogar zum Kantor-Wittwengeſchäfte gemacht. War die Frau Gemahlin einmal eine, in dieſe Miſterien Eingeweihte, ſo fehlte es ihr nach dem Tode des ſeligen Herren nicht an Troſt; der Gewinn dieſes Handels wurde immer unter dieſen ächten Juden und Judengenoſſen getheilt und die pädagogiſchen Mäckler gingen nie leer aus.

„Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir,“ wurde gewiß ſchon von manchem dieſes Ordens bei der Rückkehr einer gerechtern Regierung im ſtillen Kämmerlein gegrölt. So glückt es uns nie wieder! Wo ſeyd ihr hingeſchwunden, ihr goldnen Tage! Valet will ich dir geben, du arge, falſche Welt. Ach, da wurde das Verdienſt noch geſchätzt, da mußte der Paſtor loci nach des Herren Gevatters Pfeiſe tanzen, denn ſollten ſeine ausgeſtellten Scheine gelten, ſo mußte ſie der Kantor im Namen des Dorfmaire unterſchreiben; da mußte der Bauer, der in dieſer Zeit Sie und mein Herr genannt wurde, den Kantor vor allen zum Freunde haben, und ſich gebührend auch bei der Frau Kantorin einfinden, ihr dann und wann eine kleine Freude machen, um den Herrn Gemahl bei ſeinen vielen Laſten bei guter Laune zu erhalten.

Wo biſt du Sonne geblieben, wird künftig mutatis mutandis mancher noch kläglich ausrufen, damals gab es noch fette Gänſe zu pflücken (ein aus einer Thatſache entlehnter Ausdruck *).

Da hatte man Connectionen, überall, wenn man zur Stadt kam, Zutritte bei manchen vornehmen Herrn

---

*) Ein ehrlicher Bauer will ſeinen Sohn gern vom Militär frei haben, wendet ſich deßhalb an den Kantor ſeines Dorfes, dieſer verſpricht ihm alles und ſchickt ihn mit einem Briefe, den er aber ausdrücklich ſelbſt überbringen ſoll, zur Stadt an einen ſeiner Leute; der Bauer geht; weil er aber vielleicht einige Witterung von dem Betruge hat, erbricht er den Brief, und lieſt unter andern: ich ſchicke Ihnen hier einen Supplicanten; er iſt eine fette Gans, woran wir eine Zeitlang zu pflücken haben.

und Räthen, und der Geſchäftsgang war ſo leicht. die ganze Briefſtellerkunſt beſtand in dem einfachen Gange: mein Herr! ich veranlaſſe Sie, und verſichere Sie meiner Hochachtung.

Wer dies nur einzukleiden wußte, war ein kompletter weſtphäliſcher Briefſetzer; das war der Herbergengruß, wer dieſen nur brauchte, der konnte als Kantor bei ſeinem Secretäramte Wunder thun. Jetzt iſt's anders und die Jeremiaden werden eben ſo allgemein als heimlich intonirt, verſteht ſich, bei verſchloſſenen Thüren, aus Furcht vor den Juden.

Die zum Theil noch weit ſchändlichern Arten von Gewerbe dieſer Claſſe würde nur Papier beſchmutzen heißen. Ich will wetten, daß der Weiſe von Nazareth, wenn er in dieſer Zeit in die hieſigen Dorfſchulen gekommen wäre, und das Unweſen geſehn hätte, die Kantoren hinausgetrieben und ihre Bureaux, eben ſo wie die Wechslertiſche und Stühle der Krämer im Tempel zu Jeruſalem umgeſtoßen, und erklärt haben würde: mein Haus iſt ein Bethaus, ihr aber habet daraus eine Mördergrube gemacht.

Zeit wäre es übrigens, daß dieſem Unweſen nun wieder geſteuert und die Aufmerkſamkeit der vorgeſetzten

Behörde auf die Schullehrer gerichtet, ihnen das verführeriſche Secretariat abgenommen, und das ehrenvollere Schulgeſchäft wieder ans Herz gelegt würde.

(verſpätet eingeſandt).

VII.

Noch einige weſtphäliſche Knackmandeln.

Ein bekannter Finanzier im ehemaligen Königreich Weſtphalen wußte dafür zu ſorgen, daß die Staatspapiere immer tiefer ſanken und ſogar reducirt wurden. Es wollte niemand mehr mit den Papieren ſchachern, und es gab eine kurze Periode, wo man vielleicht mit 50,000 Thaler baar Geld den größten Theil der weſtphäliſchen Obligationen hätte ankaufen können.

Um dieſe Zeit gab jener Herr ſeinem Schwager Nachricht davon, daß er jetzt Papier an ſich kaufen möge, indem er ſie wieder zum Steigen bringen werde. Ob und was hierbei von einer Theilung des Profitchens verabredet worden, das wiſſen wir nicht; jedoch läßt es ſich denken, daß von einer Theilung die Rede geweſen ſeyn mag.

Genug, als das Sinken des Staatscredits zu merklich wurde, und unterdeß jener Schwager — dem dieſe Speculation durchaus nicht zu verdenken war, indem er in keinem Verhältniß mit der Regierung ſtand, — einen ganzen Ballen von weſtphäliſchen Staatsobligationen an ſich gekauft hatte, ſo wurden auf einmal die Nationalgüter aller Art feilgeboten, und zur Bedingung gemacht, daß die Halbſchied in Landesobligationen al pari gezahlt werden müſſe. Da ſtiegen denn die Obligationen auf einmal wieder ſehr raſch und gut, denn nicht allein daß die Käufer von Nationalgütern jetzt ſolche Obligationen ſuchten, ſo bekam auch das Publikum Vertrauen dazu, und jener Geſchäftsmann verdiente in kurzer Zeit von ſeiner Einlage über 100 Procent.

Wären nun die an Zahlungsſtatt gegebenen Landesobligationen amortiſirt, ſo hätte die Sache ſich halten können; ſo aber wurden ſie wieder ausgegeben, diſcontirt, und ſehr bald fiel alſo der Preis derſelben wieder. Rechnet man nun, daß der Staat an ſich ſchon die Nationalgüter unter dem Werth verkaufte, daß die Halbſchied nicht baar, ſondern in Obligationen al pari gegeben wurde, und daß dieſe Obligationen demnächſt mit 50 Procent wieder diſcontirt wurden, ſo kann man es leicht zuſammenrechnen, welchen effectiven Nutzen die Kaſſen von dieſem furchtbaren Verkauf hatten.

Ein gar vornehmer Herr am Hofe des Königs von Weſtphalen erhielt auch ein Kloſtergut, ob geſchenkt, oder gekauft, das laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Vielleicht gehörte der Beſitztitel nach den Ausdrücken der Rechtsgelehrten unter die vier unbenannten Kontrakte, hier unter den: do, ut facias! Genug das Kloſtergut war erworben, und der neue Erwerber reiſete mehrere Male dorthin, um Anordnungen zu treffen.

Aus einem gewiſſen angebohrnen Gefühl, welches die Hofluſt noch nicht hatte verwehen können, vermied er es bei dieſen Beſuchen ſeines neuen Eigenthums, die Aebtiſſin des Kloſters, welche mit dem Konvent immer noch ſich dort befand, perſönlich zu treffen. Er mußte daher wohl ganz und gar die Zeremonie nicht kennen, welche in dem gewöhnlichen, bürgerlichen Leben dem natürlichen Gefühl am angemeſſenſten, alſo auch am ſchicklichſten iſt.

Endlich ließ er der Aebtiſſin ſagen, er werde dann und dann kommen, und ſie erwartete die Wiederkehr des neuen Herrn. Er kam denn auch angefahren mit einem großen Pomp, und mit ihm kam ſeine, gewiß ſehr zärtliche und treue Gemahlin. Die Aebtiſſin und die Nonnen empfingen ihn an der Treppe zu dem Kloſtergebäude, und ſeine Anrede an die Aebtiſſin, welche nur verhaltene Thränen ſtatt Worte hatte, war: „Madame! bis jetzt haben Sie hier geboten; jetzt befehle ich!“

Man kann in der That nicht mehr Bildung lernen, als wenn man einem ſolchen hochgebildeten Manne nahe zu kommen ſucht. — Iſt man ihm erſt nahe getreten, ſo wird man, die reine, wahre Bildung beurkundend, ihm hoffentlich auch auf den Fuß treten!

Der ehemalige Kriegsrath Malchus, nachheriger weſtphäliſcher Finanzminiſter, hat eine Schrift herausgegeben, „über die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Weſtphalen, beſonders ſeit dem Monat April 1811. Stuttgart und Tübingen, in der Cottaſchen Buchhandlung 1814.“ und er hat ſich als Verfaſſer dieſer Schrift bekannt gemacht, unter dem Namen: „Graf Malchus von Marienrode, vormaliger Finanzminiſter.“ Wenn auch bei dem Formularweſen es auffällt, daß der Herr Verfaſſer den „vormaligen Finanzminiſter“ ausdrücklich benennt, ohne dagegen das „vormalige Königreich“ und den „vormaligen Grafen“ ausdrücklich zu benennen, ſo kommt doch darauf eigentlich nicht viel an, da man wohl an Antiquitäten, nicht aber an obſolete Sachen ſich gern erinnern läßt. —

Jene Schrift war zu wenig bekannt geworden, denn jeder vernünftige Mann ſcheut ſich vielleicht, daran erinnert zu werden, daß er einſtmals dem Afterreich Weſtphalen angehörte, als daß nicht der Herr Graf Malchus von Marienrode eine weitere Bekanntmachung ſeiner Rechtfertigung hätte ſuchen ſollen. An den Herausgeber der „deutſchen Blätter“ überſandte er unter d. 8. September 1815 einen Aufſatz zum Einrücken in genannte Blätter, der auch wirklich (neue Folge Bd. 2 Nro. 31.) eingerückt iſt. Darin ſagt Herr Malchus mit einer Umſicht, welche diejenigen, ſo noch einigen Theil an dem ehemaligen Königreich Weſtphalen nehmen, gewiß ſehr intereſſiren wird, unter andern folgendes:

„So ſehr der ſo hart verläumdete Miniſter es ſich auch zum Geſetz gemacht hat, das in einer großen Anzahl anonymer Pamphlets erhobene Geſchrei ohne Antwort zu laſſen, ſo gern benutzt derſelbe jede ihm dargebotene Gelegenheit, um das Publikum in den Stand zu ſetzen, mit vollſtändiger Sachkenntniß zu urtheilen.“ *).

---

*) Daß ein Blatt, welches als „deutſche Blätter“ ſich ankündigte, hiernach den Titel zu ändern hat, iſt wohl zu erwarten, denn, wenn in dieſe, bis dahin patriotiſchen Blätter, dergleichen aufgenommen wird, ſo würde

„Die erſte Quelle alles nachmaligen Uebels hat gleich in dem erſten, für das Etatsjahr (exercice wird es genannt, und man muß ein Land beneiden, in welchem ſolch ein exercice ſtatt finden kann.) 1808. entworfenen Büdjet gelegen, in welchem die Ausgabe um mehr als acht Millionen Franken zu gering angegeben war.“ (dieſer Rechnungsfehler kann wohl nur durch die Rechnungsart der Millionairs, welche man damals noch nicht genau genug kannte, als eine falſche Anſchuldigung dargethan werden.)

Welche reiche Privatperſonen es in Weſtphalen damals gegeben habe, beweiſet unter andern in gedachter Schrift eine Stelle, wo angezeigt wird, „daß Jacobſon der Regierung drei Millionen Franken als Darlehn gegeben habe.“ *)

---

künftighin der einfache Titel „Blätter“ beſſer und paſſender lauten.

*) Hiermit ſteht wohl eine nachherige Stelle in Verbindung: „der Miniſter hatte dem Staatsſchatz (1811.) zum Theil unter läſtigen Bedingungen, über zwei Millionen als Anleihe verſchafft.“

Am Schluß dieſer ſogenannten Rechtfertigung heißt es: „Ueberhaupt möchte wohl, wenn die Maaßregeln und Reſultate der Finanzverwaltung in andern Staaten mit eben der Vollſtändigkeit, wie in der öfter angeführten Rechtfertigungsſchrift des Miniſters von Weſtphalen geſchehen iſt, zur öffentlichen Kenntniß gebracht würden, letztere das gehäſſige Licht, welches durch abſichtliche Entſtellung und Verſchweigung von Thatſachen über dieſelbe zu verbreiten verſucht wird, beſonders alsdann nicht verdienen dürfen, wenn man auf die unglücklichen Verhältniſſe mit Frankreich Rückſicht nimmt, durch welche die Verwaltung jährlich eilf und eine halbe, in der That aber dreizehn Millionen Dominial-Revenüen entbehrt hat und mehr als fünf Millionen Ausgaben hat leiſten müſſen, durch welche beide Summen, in Vergleich mit den jetzigen Gouvernements, für Weſtphalen eine Minus-Einnahme und Plus-Ausgabe von achtzehn Millionen ſtatt gefunden hat, die durch die Koſten für die Garniſon in Magdeburg ſich bis auf vier und zwanzig Millionen Franken, mithin auf eine Summe erhöhet, welche hinreichend iſt, um den Totalbetrag der Zinſen für die ganze Staatsſchuld und aller Beſoldungen und Penſionen zu beſtreiten.“

Bei ſo bewandten Umſtänden freilich iſt es mit Händen zu greifen, daß, da dreizehn Millionen Franten jährlich aus dem Lande gingen, in Zeit von höchſtens ſechs Jahren das baare Geld unter die Schauſtücke gehörte, und daß durch dieſe Fontanelle das geprieſene Reich entnervt wurde, um zuletzt aus Verzweiflung ſich als franzöſiſche Kolonie hinzugeben.

Einer der Maire's im ehemaligen Königreich Weſtphalen machte ſich in der bedeutenden Stadt, in welcher er ſich zum Maire aufgedrängt hatte, nachdem mehrere rechtliche Bürger dieſen mißlichen Dienſt, der ihnen unter der Hand angeboten wurde, abgelehnt hatten, höchſt lächerlich. — Von ſeinem Sohn Adam hieß es denn wohl, „er heißt Adam, iſt aber nicht der erſte Menſch.“ und ſeine geſchminkte Gemahlin, welche einen Franzoſen, le Pain, ſehr intereſſant gefunden hatte, mußte, als dieſer fort. und der Gemahl außer Brodt war, hören: daß man von ihr ſagte: elle est sans le Pain et sans pain.

Dieſer Herr Maire verſtieg ſich nachher noch höher, und bat in Caſſel einmal um Urlaub zu einer Reiſe in Privatangelegenheiten. „Pour toujours!“ erhielt er zur Antwort.

Er war ein gebohrner Preuße, er war dem preußiſchen Hofe die größten Verbindlichkeiten ſchuldig, und dennoch drängte er ſich dem weſtphäliſchen Hofe auf, obſchon er in einer anſtändigen Unabhängigkeit hätte leben können. Er gehörte zu den Männern, welche mit aller Gewalt etwas ſeyn und werden wollen, und von denen doch jede Regierung bald einſieht, daß ſie zu nichts zu gebrauchen ſind.

Den fremden Orden bekam er dafür, weil er die Bürger zum Wachdienſt getrieben, und ſich ſelbſt auf eine franzöſiſche Kanone geſetzt hatte, als Deutſche ſich zeigten, welche den gedrückten Völkern ein Stützpunkt ſeyn wollten, um das franzöſiſche Joch abzuſchütteln, und als dieſer Verſuch mißglückte. — Er lebt jetzt in einer Dunkelheit, aus welcher er nie wieder hervorgezogen werden mag!

Wenn der weſtphäliſche Procurator und der Huiſſier ſich zuſammen verſtanden, ſo war Richter und Parthei jedesmal darunter durch; in beider Händen zerſtiebte das durch Exekution, durch Verkauf u. ſ. w. eingezogene Geld und war die Gefahr, Ausweiſung geben zu müſſen, nahe, ſo fand ja ſich wohl jemand, der Super-Arreſt legte, und dann konnte man ſich davon überzeugt halten, daß Tauſende, die eigentlich hätten da ſeyn müſſen, verſtiebten. — Die Huiſſiers und Procuratoren machten keine Kaution. und daher kam es denn, daß noch jetzt ſo viele Beſchwerden darüber ſind, wo das Geldchen geblieben, an welchem beide ſich gütlich thaten.

Der Mangel eines guten, gerichtlichen Depoſitalweſens hat ſich auch beſonders bei der weſtphäliſchen Art, die Vormundſchaft zu führen, dargethan. Man würde der reichſte Mann im Lande ſeyn, wenn man das hätte. warum manche Vormünder ihre Mündel verkürzt haben, ohne daß Hoffnung vorhanden iſt, es jemals wieder zu bekommen.

Dieſe wilde Staatswirthſchaft war es denn alſo auch, welche der Regierung Freunde und Anhänger verſchaffte — aber welche Freunde, welche Anhänger? — Menſchen, die ihre Sache auf nichts ſetzen, die an morgen nicht denken, wenn ſie nur heute genießen können, und die nur bei einer bunten, tollen Regierung ſich erhalten können.

Ein weſtphäliſcher Procurator, — und in der Art gab es mehrere — ſagte ſehr häufig, naiv genug: „ich arbeite alle Tage ſo viel, bis ich zwölf Franken verdient habe, und dann laſſe ich das Uebrige liegen!" — Wo ſo etwas möglich iſt, da kann denn freilich wohl oft Jahr und Tag darüber hingehn, ehe für einen armen Clienten die Feder angeſetzt wird.

Ein anderer Procurator ſagte: „wenn ich einmal Luſt zum Plaidiren bekomme, ſo ſehe ich mein Actenrück durch, und ſuche gleich auf einmal um zwanzig, dreißig Termine nach; das macht Eindruck, das imponirt." Wie auf dieſe Art die Prozeßangelegenheiten gefördert ſind, und gefördert werden konnten, das läßt ſich denken.

Ein Huiſſier, der ehemals Scheibenweiſer geweſen war, (ohngefähr ſo viel als Kegeljunge) verſicherte in der letzten Zeit ganz aufrichtig, „daß, wenn der Himmel dem Königreich Weſtphalen nur noch zwei Jahre Segen verleihe, er ſich einen guten Ackerhof kaufen wolle."

Ein anderer Huiſſier, in früherer Zeit Gefangenwärter, ſagte einſtmals ſehr pathetiſch: „der Präſident und das ganze Tribunal haben mir nichts zu befehlen. Ich fahre fort mit der Execution; nur der König ſelbſt und mein Herr Procurator können mich in meinem Geſchäft ſtören!“

Ein Vormund von vier Minorennen, der Drechslermeiſter B. . . in S. . . hatte als Vormund über das einzige Vermögen ſeiner Pflegebefohlnen, eine ſchuldenfreie Mühle zu verfügen. Er verkaufte dieſe Mühle, nachdem eine falſche Taxe davon aufgenommen war, aus der Hand an zwei verſchiedene Käufer, und nahm von jedem derſelben die Zahlung in Empfang. Jetzt iſt er ſelbſt in dem Zuſtande des Concurſes geſtorben, und die beiden Käufer bekommen eben ſo wenig die Mühle, als die Minorennen ſie bekommen werden. — Es iſt in der That durch das weſtphäliſche Interregnum dem ganzen Prozeßkram, den Regreßklagen, den Entſchädigungsforderungen und Anſprüchen aller Art für ein halbes Jahrhundert Thor und Thür geöffnet.

Ein weſtphäliſche Kloſterdomaine war zu 90,000 Thaler taxirt worden, bei welcher Taxe einige Herren vorläufig für die Taxe 1500 Rthlr. in die Taſche geſteckt hatten. Es kaufte ſie nach der Taxe, damit das Kind ſeinen Namen habe, ein Partiſan unter der Zunft der handelnden Leute. Er gab dafür die Taxe mit neunzig tauſend Thaler. Wie aber gab er ſie? Mit Landesobligationen, die er damals zwiſchen 20 bis 30 Procent aufgekauft hatte, und wenn man die 10,000 Thaler baar, welche die Nebenpreiſen betrugen, mit hinzurechnet, ſo koſtete dem neuen Erwerber die Domaine effectiv höchſtens vierzig tauſend Thaler. — Bei dergleichen Domainen war ein extraordinärer Holzſchlag, Verkauf der Erbpachte, Ablöſung der Dienſte, und Verkauf der Zehnten u. ſ. w. Das erſte, worauf die Käufer eiligſt in dem eiligen Königreich ſahen.

Jener Käufer löſete nun

1. Aus dem extraordinären Holzſchlag	14,000	Rthlr.
2. aus dem Verkauf eines Holzreviers	7.500	—
3. aus der Ablöſung der Dienſte . .	11,800	—
4. aus der Ablöſung des Zehnten theilweiſe	3.700	—
5. aus der Einlöſung von drei Erbpachten, welche er bewilligte, . . .	2,900	—
Summa	39,900.	—

Da nun Käufer, alles in allem vierzig tauſend Thaler gegeben hatte, ſo koſteten ihm die ſchönen Gebäude, Gärten, Inventarium und mehr als funfzig Hufen Land, mit Einſchluß der Holzung noch netto Ein hundert Thaler. Wer bei einer ſolchen Spekulation nicht reich wird, der kann es niemals werden, und bei einem Einſatzkapital von Ein hundert Thalern kann man es denn alſo wohl darauf ankommen laſſen, ob eine Reclamation von dem rechtmäßigen Landesherrn geſchieht, oder nicht.

Zu der Zeit, als der Major Katte den verunglückten Streifzug machte, das linke Elbufer zu allarmiren, war der damalige franzöſiſche Gouverneur in Magdeburg General Michaud, in der größten Unruhe. Wie weit ſeine Aengſtlichkeit ging, und wie ſehr er in der furchtbaren Feſtung fürchtete, von den Bürgern angegriffen zu werden, das beweiſet eine einzige Maaßregel, die vielen andern nicht gerechnet, welche er nahm.

Ohnerachtet nemlich die Stadt ſich rühmen darf, am Abend eine ſehr ſchöne Straßenerleuchtung zu haben, und ohnerachtet es im vollen Sommer war, ſo befahl doch das Gouvernement, daß nach acht Uhr Abends niemand auf der Straße ohne Laterne ſich ſolle ſehen laſſen. Die Sache war zu neu und zu lächerlich, als daß nicht Laternen aller Art in Oehlgetränktem Papier hätten erſcheinen ſollen, und man war auf den belebteſten Straßen, und beſonders auf dem Fürſtenwall. einem Spaziergange, der nach der Wohnung des Gouverneurs führt. wie auf einer Redoute. Die Scherze der Bürger über dieſen Gouvernements-Befehl empörten den Gouverneur ſo, daß er bald die unregelmäßigen Laternen verbot, und nach kurzer Zeit verſchwanden auch die übrigen.

Ein Bürger der Stadt, der mehrere Konſequenz hatte, als viele ſeiner Mitbürger, ging eines Abends mit ſeiner Laterne in der Hand an der Patrouille vorüber. Der Vice-Kommandant, Kapitain Simon, welcher die Patrouille führte, und bereits unter dem Namen „Laternenkommandant" bekannt war, verhaftete den Bürger, weil die Laterne kein brennendes Licht hatte. — Der Mann war rechtlich. unbeſcholten, anſäſſig, und wurde in derſelben Nacht wieder frei gelaſſen, jedoch bekam er die Deutung, daß die Laterne allein ihn nicht ſchütze, daß vielmehr in der Laterne auch ein Licht ſeyn müſſe.

Am folgenden Abend verhaftete Kapitain Simon denſelben Bürger wieder, denn er hatte denſelben wieder, wie geſtern, auf der Straße gefunden. Der Bürger bewies vor dem vermiſchten Gericht, daß er die Befehle befolgt habe, indem er ſeine Laterne, worin ſich eine Wachskerze befand, vorwies. Nun wurde er, jedoch erſt am folgenden Morgen, aus dem Arreſt entlaſſen, mit der Anweiſung, daß man ihn als einen Blödſinnigen länger einſperren werde, wenn er künftig hin nicht ein brennendes Licht in ſeine Laterne ſetze.

Dieſe Wortkrämerei iſt zwar nicht neu, aber ſie iſt in Magdeburg damals angeführtermaaßen wirklich wiederholt. — Der Gouverneur Michaud mag übrigens ein guter Mann geweſen ſeyn, allein als Gouverneur war er im höchſten Grade geizig und grob. Früherhin Klempner, dann Tambour-Major, konnte er freilich wohl keine beſondere Bildung haben. Er war beſonders ein Freund der Jagd, und war bei dieſer Gelegenheit einſtmals in Olvenſtedt, ohnweit Magdeburg, höchſt ungezogen.

Der Vice-Kommandant Simon war eigentlich ſeines Glaubens ein Tanzmeiſter aus einem Städtlein in der Normandie, und ohnerachtet er daheim eine Frau mit ſieben Kindern hatte, ſo war er doch in Magdeburg ſo für die Population beſorgt geweſen, daß, als er nach einem dreijährigen Aufenthalt ſeine Ordre nach Stettin bekam, die Nymphen ihn ſchaarenweiſe am Thor erwarteten, und ihm die Kinder entgegen hielten.

In Magdeburg hatte ein Kaufmann mit ſeiner Familie, wie das in großen Städten zu der Mode gehört, im Sommer vor dem Thore gewohnt. Als die Geräthſchaften, ſo in der Sommerwohnung geweſen waren, im Herbſt wieder zur Stadt gefahren werden, iſt auch darunter eine kleine Fahne mit ſchwarz und weißer Flagge. welche ein Weihnachtsgeſchenk und Spielzeug des fünfjährigen Knaben des Kaufmanns geweſen war. Dieſe Fahne ſteckt der Kutſcher oben auf dem Wagen, und kaum iſt eine Stunde vergangen, ſo findet ſich eine Unterſuchungscommiſſion ein, welche ſehr ängſtlich prüft, wie in dieſes Haus eine Fahne mit dem preußiſchen Feldzeichen gekommen ſey!!!"

Daß die Innungshäuſer, die Stiftsgebäude und die Curien von der weſtphäliſchen Regierung als ein Eigenthum der oberſten Staatsgewalt betrachtet, und aus dieſem Grunde feil geboten wurden, das iſt bekannt genug. In einem bedeutenden Ort des Königreichs, der einen Ueberfluß an dergleichen Häuſern hatte, wollte ſich kein Käufer finden, denn die Sache war zu empörend, zu auffallend. Darauf gab die Regierung den Befehl, dieſe Häuſer zu demoliren und die Materialien beſonders, und die Bauſtellen beſonders zu verkaufen. Glücklicherweiſe ſtörte Czernizeff mit ſeinen Koſacken die Ausführung dieſes Beſſehls.

Daß Napoleon es darauf angelegt hatte, durch Hinwegnahme der Domainen Weſtphalen gemach zu enerviren, und ſo es zu einer franzöſiſchen Colonie umzuwandeln, das liegt wohl klar genug zu Tage. — Darum hatte auch jener Domainendirector Recht, der dem weſtphäliſchen Finanzminiſter einen Beamten mit den Worten präſentirte: „ich ſtelle Ew. Excellenz hier etwas ſehr Seltenes vor, nemlich einen weſtphäliſchen Domainenpächter!“

Wie viel Mühe die weſtphäliſche Regierung ſich gab, dem Grundvermögen aufzuhelfen, das iſt bekannt genug. Beiſpielsweiſe nur wurde in H. . . . ein recht artiges Haus zu dreizehn Groſchen verkauft (wofür man jetzt wohl dreizehn hundert Thaler giebt) in Magdeburg ſtanden über vier hundert Häuſer verlaſſen, und kluge Hypothekarien ſind in der letzten weſtphäliſchen Zeit reich geworden, weil ſie um ein Lumpengeld die veranſchlagten Häuſer hinnahmen, und ſpäterhin dadurch ſich bereicherten. Eine ſolche Büberei ſollten die wiedergekehrten Regierungen eigentlich nicht dulden!

Der Wucher, welchen die Bevollmächtigten der franzöſiſchen Donatairs im Königreich Weſtphalen mitunter trieben, iſt gar nicht zu beſchreiben. Sehr häufig verſtanden ſie ſich mit den neuen Pächtern, welche ſie in dieſe Domainen brachten, ganz fürtrefflich, und wer es nutzen wollte, und es zu nutzen wußte, konnte mit Frau und Kind ganz brillant leben, wenn er nur von drei franzöſiſchen Marſchällen oder Generalen Vollmacht für die denſelben angewieſenen Domainen hatte. — Einer dieſer Bevollmächtigten kündigte ſeinen weſtphäliſchen Dienſt, weil er ganz frei behauptete, nach weſtphäliſchen Franken und Centimen zu rechnen, ſey ihm unerträglich. Er ſey jetzt nur noch gewohnt, nach Napoleonsd'or zu rechnen. — Dermalen iſt er aber an Speculationen mit Runkelrüben verarmt!

Ein franzöſiſcher Domainen-Inſpecteur, ehemals zu einer Pfarre erzogen, mußte ſeine Laufbahn verlaſſen, weil er um einer verlaufnen Schauſpielerin willen der Feſtung nahe war. Er wurde franzöſiſcher Domaineninſpecteur, wußte nun ſeines Reichthums kein Ende, und rühmte die franzöſiſch-weſtphäliſche Verfaſſung aus vollem Halſe. Der Hals wurde aber bald heiſer, denn die Franzoſen waren ihm in die Naſe gekommen, und übrigens hatte er eine ſolche Devotion vor den Franzoſen, daß er im Theater einen Fußtritt in optima forma, von einem franzöſiſchen Obriſt hinnahm, ohne Genugthuung zu fordern, obſchon ein rechtlicher Deutſcher ſich anbot, im Duell ihm zu ſecundiren. Dermalen vagabondirt er, und keine Behörde hat Luſt, ſich ſeiner anzunehmen. — So wird die Verworfenheit beſtraft! —

Ein weſtphäliſcher Pfiffikus, der ſchon früherhin ein wohlhabender Finanzier geweſen war, würde, wenn das Ding ſo fortgegangen wäre, jetzt unbedingt fragen können: „wie theuer, Herr, ſein Königreich?“ Im Jahr 1810 ſagte er zu einem Vertrauten: „Ling muß man ſeyn! Ich arbeite jezt an der ſiebenten Miſſion!“

Der König kam von ſeiner vorlezten Reiſe von Paris höchſt unzufrieden nach Caſſel zurück und zürnte gegen Bongars, den Chef der hohen Polizei und gegen Bercagne, den damaligen Pallaſtpräfecten, daß er denjenigen wiſſen wollte, der von dem Hofe zu Caſſel die größten Kleinigkeiten nach Paris berichte. — Bongars ließ ſich eine bedeutende Zahlung anweiſen, und verſprach, dagegen den geheimen Aufſeher ausfindig zu machen. — Darauf ſchickte er einen Schlaukopf nach Paris, und dieſer brachte es bald heraus, daß Savanger, der Chef der hohen weſtphäliſchen Polizei, der Berichterſtatter nach Paris war.

So ſtand denn alſo Jerome unter einer Vormundſchaft da, wo er dieſelbe gar nicht ahndete, ſo war er Sclav des Willens ſeines kaiſerlichen Bruders, und die Franzoſen hatten daher nicht unrecht, wenn ſie ihn „den Präfect von Weſtphalen“ nannten.

Inhalt des ſechſten Bandes.

Erſtes Heft.

I. An die Leſer der neuen Fackeln. Seite. 3.
II. Unterſchied zwiſchen erzwungener und freiwilliger Geburtstagsfeier. — 7.
III. Einige Reiſeabentheuer des ehemaligen Königs Hieronymus von Weſtphalen. — 25.
IV. Ueber die geheimen Franzoſenfreunde in Deutſchland. Von einem Sachſen. — 44.
V. Napoleon und der Alte vom Berge. — 75.
VI. Dürften nicht alle von dem König von Weſtphalen veräußerten Nationalgüter zurückgefordert werden? — 92.
VII. Schreiben Napoleon Buonaparte's an ſeinen Schwager Joachim. — 104.
VIII. Geheimes Conſeil in einer ehemaligen Reſidenz — 113.
IX. Weſtphäliſche Knackmandeln. — 133.
X. Anecdoten. — 167.

Zweites Heft.

I. Noch einige Notizen über die Gründung Weſtphalens. Seite 179.

II. Das Betragen des franzöſiſchen Militärs in Deutſchland, während der Jahre 1806 bis 1814. — 192.
III. Ueber den Nachtheil der ehemaligen weſtphäliſchen Regierungsverfaſſung für den Predigerſtand. — 233.
IV. Beiträge für den künftigen Biographen Napoleons. — 258.
V. Scenen aus den Hofhaltungen der Napoleons. — 285.
VI. Das goldene Zeitalter der Dorfkantoren unter der weſtphäliſchen Regierung. — 310.
VII. Noch einige weſtphäliſche Knackmandeln. — 318.

Ankündigung eines neuen Journals, welches zu Anfange des Jahres 1816 erſcheinen wird, unter dem Titel:

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Perſonen
der
neuern und neueſten Zeit.
Ein
hiſtoriſches Journal in zwangloſen Heften.
Herausgegeben
von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Unſere Zeit iſt eine der wichtigſten, welche die Geſchichte kennt; eine Zeit, wo That auf That ſich wirft, wo Helden von Helden verdrängt werden, wo der Kampf zwiſchen Schein und Wahrheit in der höchſten Entſcheidung liegt. In einer ſo wichtigen Periode, in dem wieder erneuerten Streit des Alten mit dem Neuen, iſt es gewiß jedem angenehm, die Heroen kennen zu lernen, welche für die Wahrheit, für die reine Wahrheit, die gottgeheiligte, etwas thaten, und dieſer Geſichtspunkt wird hier nur angedeutet, um von dem Geiſt und Sinn dieſes Journals eine nähere Beſtimmung zu geben.

Die Geſchichte iſt das Weltgericht, und wer nicht wünſcht, die Helden ſeines Jahrhunderts näher kennen zulernen, der nimmt nicht Theil an ſeinem Jahrhundert, der iſt nicht werth, daß ſein Jahrhundert ihn nenne. Doch, der Sinn für das Kräftige, für das Edle, für das Große, iſt nicht erſtorben, und wird immer rege bleiben in dem reinen Gemüth; die Bewunderung, die Nacheiferung findet immer ihre Jünger, und dieſen Jüngern ſollen die Biographien, welche hier geliefert werden, die Kraft rege erhalten, welche Völker rege erhält.

Alle Biographien, welche hier geliefert werden, ſind rein hiſtoriſch, und um dieſes zu ſeyn, ſo wird auch nur von Perſonen, welche bereits vorübergewandelt ſind, unter den Geſchlechtern der Menſchen, dasjenige geliefert, was aus ihrem Leben bemerkenswerth iſt. — Mit hiſtoriſcher Treue ſind alle Zeichnungen entworfen, und die Auswahl der Würdigen, welche in dem Zeitenſtrom der Vergeſſenheit entzogen zu werden verdienen, wird das Publikum davon überzeugen, daß dieſes Journal rein biographiſch, rein hiſtoriſch ſeyn um als Actenſtück der Zukunft erfreulich zu werden.

Der Verleger wird für äußere Eleganz und für ſaubern Umſchlag ſorgen. Ein jedes Heft enthält wenigſtens drei Biographien, und drei Hefte, deren jedes mindeſtens zwölf Bogen in groß Octav hat, machen einen Band aus. Jeden Band wird wenigſtens ein, von den beſten Meiſtern geſtochenes Kupfer zieren. Das erſte Heft hat zu dem Haupttitel für den erſten Band das ſchön getroffene Bruſtbild von „Theodor Körner,“ und in dieſem erſten Heft ſind aufgenommen:

I. Louiſe, Königin von Preußen.

II. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg und Oels.

III. Theodor Körner.

Die ferneren Hefte werden auch in gleicher Andeutung die Biographien von Helden und würdevollen Perſonen enthalten, die Einfluß auf den Zeitgeiſt hatten.

Folgende intereſſante Zeitſchrift iſt vor kurzem erſchienen und, à Heft 18 gr., in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Leuchtkugeln.

Ein Journal in zwangloſen Heften, 1tes bis 5tes Heft.

Um einem reſp. Publikum eine Anſicht von deſſen Reichhaltigkeit zu geben, ſetzen wir den Inhalt der bis jetzt bereits erſchienenen Hefte her:

Erſtes Heft.

I. Vorwort. II. Hiſtoriſche Darſtellung des Abfalls der franzöſiſchen Marſchälle von Ludwig XVIII. III. Auch ein Wort über die von Buonaparte verheißene Druck- und Preßfreiheit. IV. Schreiben Napoleons an die gegen ihn verbündeten Souverains, vom 4ten April 1815. V. Unterredung zwiſchen Napoleon Buonaparte und dem Marſchall Ney, im April 1815. VI. Der

wilde Eroberer. VII. Miſcellen aus der Zeitgeſchichte.

Zweites Heft.

I. Prinz Berthier. II. Rückerinnerungen an die Jahre 1806. 1813 und 1814; enthaltend Anekdoten, Charakterzüge und Bemerkungen über die franzöſiſche Soldateska. III. Graf Blakas, Günſtling Ludwigs des XVIII. IV. Wodurch wurde Frankreichs Ländervergrößerung unter Napoleon Buonaparte möglich gemacht? V. Wellington gegen Buonaparte. VI. Ueber das Verhältniß der Religion zum Kriegszuſtand. VII. Giebt es jetzt noch Deutſch-Franzoſen dieſſeit des Rheins, und wann werden ſie ausgerottet ſeyn? VIII. Miſcellen aus der Zeitgeſchichte. IX. Nachfragen.

Drittes Heft.

I. Marſchall Brüne. (Eine biographiſche Skizze) II. Der deutſche Patriot, nach der Schlacht bei

Belle-Alliance. III. Verhältniß der engliſchen Politik, zu der Politik des feſten Landes. IV. Bruchſtücke aus einer Rede des Abt Sieyes. V. Der Obriſt Labedoyère. VI. Der Schalksnarr, wie er ſonſt war. VII. Moſaik's für die Zeitgeſchichte. VIII. Miſcellen aus der Zeitgeſchichte.

Viertes Heft.

I. Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien. II. Deutſchlands Wünſche. III. Ein Blick auf die Türkei. IV. Ueber die im ehemaligen Weſtphalen veräußerten Kron- und Landesgüter. V. In der Sterbeſtunde des Jahres 1812. VI. Ueber geheime Orden. Ein Wort zu ſeiner Zeit. VII. Frankreichs jetzige Lage. VIII. Uebertreibungen der Zeit. IX. Vorſchlag zu einem neuen Kriege. X. Moſaik's für die Zeitgeſchichte. XI. Miszellen aus der Zeitgeſchichte.

Fünftes Heft.

I. Marſchall Ney. II. Napoleons pſychologiſche Biographie. III. Bruchſtück aus einem Werk: „Hu-

moriſtiſche Reiſe durch ein hochſeliges Königreich.“ IV. Der ſpaniſche Inſurgent, General Porlier. V. Telegraphiſche Nachrichten. VI. Schwerdt und Pflug. VII. Moſaik's aus der Zeitgeſchichte., VIII. Ausſichten für das nächſte Frühjahr. IX. Miszellen aus der Zeitgeſchichte.

K. 5015,

Leuchtkugeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Erſten Bandes erſtes Heft.

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.
Schiller.

Germanien, 1815.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

8°0
423

I.

Vorwort.

Zu einer Zeit, als noch Furcht und bange Scheu vor der franzöſiſchen Zuchtruthe die Gemüther der mehreſten Deutſchen befangen hielt, zu jener, mit ehernem Griffel in den Büchern der Geſchichte eingetragenen Zeit, wo die Heldenjugend des edlen Volkes der Deutſchen kämpfte, das Joch der Sclaverei abzuſchütteln, welches unwürdig Herrmann's Söhne getragen hatten; damals ſchickte wohl der ruhig daheim ſitzende Bürger, die heißeſten Segenswünſche den edlen Streitern nach, aber er zitterte noch vor dem Ausgang! Lange Gewöhnung und Beachtung des Mislingens früherer Verſuche waren die Erzeuger dieſer unmännlichen, ſcheuen Beklommenheit, dieſes Zweifelſinnes bei denen allgemach ſich mehrenden guten Nachrichten.

Damals waren die Herausgeber der „neuen Fackeln" die Erſten, welche mit Freimüthigkeit, Wahrheit unter dem Volk predigten, und die Schandthaten der Tyrannen, der fluchbeladenen Unterdrücker aufzudecken, ſich erkühnten. Die Folge entſprach dem patriotiſchen Zweck. Entlarvt, entkleidet, ſtanden im Schein der Fackeln die zahlloſen Söldner der corſiſch-franzöſiſchen Dynaſtie da, welche bis jetzt in der Nacht, die über Deutſchland brütete, einen Nimbus um ſich her zu verbreiten, gewußt hatten; die mehr als gemeinen Ränke einer nichtswürdigen Regierung wurden an das Licht gezogen, und um ſo mehr zürnte der gewichtige Deutſche, in allem auf ſo bübiſche Art durch eine ſchändende Dynaſtie fremder, ehrloſer, räuberiſcher Herrſcher ſich getäuſcht zu ſehen. — Nicht allein die Neuheit der Sache, ſondern auch das Vollwichtige des Inhalts, und die Wahrheit, welche geſagt wurde, gab den „neuen Fackeln" den ſchnellen Abgang durch ganz Deutſchland, und befeuerte die Herausgeber, in den fernern Heften nur das zu liefern, was vorher ſtreng und genau geſichtet und geprüft worden war.

Mit der Entſagungsacte Napoleons, vom 11ten April 1814, hörte die Unheil gebährende Dynaſtie des corſiſchen Stammes auf, und die nachherigen Pariſer Friedensbeſchlüſſe ſchienen dem kampfermüdeten Europa die Ausſicht auf eine dauernde Ruhe geben zu wollen. Die ehemaligen Regenten nahmen ihre lange entweiheten Fürſtenſitze wieder ein, geraubte Provinzen ſtürzten wonnetrunken wieder an den Thronen ihrer, ihnen von Gott gegebenen Herrſcher nieder, und die gebrandmarkten, nun überall öffentlich bekannten Satrapen, Helfershelfer, Blutſauger des ehr- und tugendloſeſten Tyrannen, der jemals einen Namen in der Geſchichte gewann, flüchteten nach fernen Ländern, um der Blutrache der aufgerüttelten Völker zu entgehn. — Deutſchland war geſäubert, und freudig konnten die Herausgeber der „neuen Fackeln" dieſes Werk nun ſchließen, da von jetzt an keine Schändlichkeiten der Uſurpatoren oder deren Diener mehr aufzudecken, an das Lichte zu bringen ſind.

Die Künſte des Friedens blühten wieder auf; alle Felder der Wiſſenſchaften grünten wieder, die Muſen alle nahmen die lange verlaſſenen Sitze wieder ein. Da flog die flüchtige Oſſa von Nord zu Süd, von Oſt zu Weſt mit der Schreckenspoſt: „Napoleon Buonaparte iſt an den ſüdlichen Küſten Frankreichs feindlich gelandet!" — Der Furchtſame zitterte, ſah ſchon wieder Napoleons wilde Krieger bis an die Oſt- und Nordſee ſich verbreiten, der kecke Uebermuth ſah in ihm jetzt nur einen zweiten Donquixotte, der kalte Beobachter aber fürchtete, daß Bellona, die Wuthentbrannte, Napoleon Buonaparte's Schutzheilige, wieder mit der blutrothen Fackel hernieder fahren werde zu der Erde, mit den Greueln des Krieges die Länder heimſuchend — und alſo ward es! — Eine Verſchwörung, wie die Geſchichte nicht leicht eine ähnliche aufzuweiſen hat, war gereift, als Napoleon Buonaparte mit Wetterſchnelle in Frankreich weiter vorſchritt. Der argwohnloſe Ludwig der Achtzehnte, war von Mitgliedern der Verſchwörung umgeben, niemand konnte ihn warnen. Er glaubte Marſchälle, er glaubte eine Armee zu haben, aber treulos verließen ihn Heerführer und Heere, zu dem ehemaligen Feldherrn, der auf Koſten jammernder Länder die Hungerleider gemäſtet hatte, übergehend und zurückkehrend, als ſie ſahen, daß es Zeit war..

Siegreich zog Napoleon wieder in der alten Reſidenz der Bourboniden ein, während jetzt die Jugend des übrigen Europa ſich ſammelt, nicht allein, den Inſurgentenchef der ſtrafenden Gewalt zu überantworten, ſondern auch das ungetreue, undankbare, mehr als leichtſinnige, alle Nachbarn beunruhigende Heer der Franzoſen auf den Standpunct der Unſchädlichkeit zu bringen, auf den es herabgeworfen werden muß, wenn nicht alle Ausſichten auf einen dauerhaften Frieden nur Traumgebilde ſeyn ſollen. Reich wird dieſe Zeit werden an Heldenthaten, die neuern Siege werden die ältern verwiſchen, aber reich iſt dieſe Zeit auch ſchon jetzt an Schändlichkeiten aller Art, die in Frankreich verübt ſind, um Napoleons Sache dahin zu bringen, wo ſie jetzt iſt, und dieſe Schändlichkeiten werden fernerhin, — was zu befürchten ſteht — noch all' die unerhörten Frevel zu Kleinigkeiten machen, die ſchon in den „neuen Fackeln“ aufgedeckt waren.

Dieſe Unthaten der laufenden Zeit freimüthig. mit hiſtoriſcher Treue aufzudecken, iſt der Plan und

Zweck dieſer Zeitſchrift, in welcher Hinſicht ſie ſich genau an die „neuen Fackeln" anſchließt, wenn freilich auch die Herausgeber, als Menſchenfreunde, es bedauern müſſen, daß bei dieſem ihren Plan die vorzutragenden Gegenſtände größer, reichhaltiger und mehrumfaſſender an Verrath, Falſchheit, Bosheit aller Art ſind. Künftige Jahrhunderte werden es nicht glauben wollen, daß ein Zeitalter, welches der Sittlichkeit und Aufklärung ſich rühmt, ſo reich an Bosheit, Falſchheit, und unerhörtem Verrath war! In der That, die Nachwelt beachtend, muß der biedere Deutſche unwillig darüber ſeyn, mit dieſen Franzoſen, wie ſie jetzt ſind, die ſeit der Verwilderungsperiode der Revolution von Stufe zu Stufe tiefer ſanken, in einem Zeitalter leben zu müſſen.

Da den Herausgebern dieſer Zeitſchrift mehrere beſondere Hülfsquellen geöffnet ſind, da kein Koſtenaufwand geſpart wird, die Nachrichten authentiſch zu erhalten, da ſie ſtreng prüfen und genau ſichten; ſo dürfen ſie hoffen, daß dieſe Zeitſchrift keine Ephemere ſey, ſondern auch dem künftigen Geſchichtsſchreiber, wenn das große Trauerſpiel zu Ende iſt, als ein wichtiges Actenſtück erſcheinen wird.

Wir wollen uns gern geirrt haben; aber ſollen wir diviniren, ſo dürfte wohl eine geraume Zeit vorüber wandeln, ehe wir mit Freude dieſe Zeitſchrift ſchließen können; denn wenn ſelbſt Napoleon Buonaparte aus dem Buch des Lebens geſtrichen wird, ſo hat er mit ſeiner heuchleriſchen Liſt und Verrath aller Art, mit ſeiner Nichtachtung der heiligſten Bande und Verträge, mit ſeiner Mordgier, Vergrößerungsſucht und Unglauben doch ſchon Millionen Menſchen in Frankreich angeſteckt, und er wird als Geiſt unter ihnen wandeln, und ſie entflammen, die Ruhe der Völker zu ſtören. Daher beginnt das große Werk das franzöſiſche Heer in den Zuſtand der Kraftloſigkeit zu ſetzen, ein Werk, welches nicht ſo ſchnell beendet iſt, als die Zermalmung Napoleon Buonaparte's, des Inſurgentenchefs, wohl verkündet werden dürfte. Ehe aber jenes Ziel von denen, Frankreich bedrohenden Armeen, die ganzen Völkerwanderungen nicht unähnlich ſind, nicht erreicht iſt, ehe nicht ganz Frankreich von unſern Helden durchwandert iſt, ehe nicht die Roſſe unſrer Krieger an dem Fuß der Pyrenäen weiden, eher dürfte auch wohl der Stoff für dieſe Zeitſchrift nicht aufhören, reichhaltig zu ſeyn.

Lehrreich iſt es zugleich dem Deutſchen, dieſe Beiſpiele franzöſiſcher Liſt, Untreue, Heuchelei und Verrathes zu leſen. um daraus die Warnung zu nehmen, daß man in Geſchäfts- und Welthändeln ſeinem Manne nicht auf das Wort trauen darf, vielmehr, was freilich der biedere Charakter der Deutſchen ſchwer ſich eigen machen wird, ihn ſo lange als ſeinen Feind betrachten muß. bis man von allen Seiten geprüft hat, daß keine falſche Abſicht hinter ſeinen Worten verborgen ſey. Denn nicht die Gewalt der Waffen war es, welche Deutſchland unter das unwürdige Joch für einen Augenblick brachte, ſondern der deutſche Ernſt, deutſche Treue und Glaube, entgegengeſtellt Napoleon Buonaparte's unergründbaren, unerſchöpflichen Kabinetsintriguen, und der Gleißnerei ſeiner Helfershelfer. — Darum iſt es gut, die Kartenkunſtſtücke und Volten dieſes größten aller falſchen Spieler und ſeiner Gaunergehülfen kennen zu lernen. um für die Zukunft mit größerer Behutſamkeit an die Banque zu treten, und ſich nicht wieder alles, alles! aus der Taſche locken zu laſſen!

II.

Hiſtoriſche Darſtellung des Abfalls der franzöſiſchen Marſchälle von Ludwig XVIII.

Nulla salus bello; pacem, te poscimus omnes.

Gleichzeitige Geſchichtſchreiber aller Völker finden gewöhnlich, daß die Weltbegebenheiten ihres Jahrhunderts die merkwürdigſten ſind, welche die Geſchichte vorzutragen hat. Mögen allerdings Zeiten geweſen ſein, wo mehr Menſchen dem Kriegesgott geopfert, wo ganze Nationen aus den Annalen verwiſcht, ganze Länder zu Einöden gemacht ſind; aber wenn wir auch aus uns ſelbſt ganz heraustreten, den perſönlichen Antheil, welchen wir an dieſem und jenem nehmen, zurücklegen, und frei urtheilen, ſo müſſen wir geſtehn, daß keine Zeitperiode, der Geſchichte reicher war, als die jetzige an Umänderungen und Umwälzungen aller Art. Die ſteife Grandezza, durch viele Jahrhunderte bewährt gefunden, welche den Fürſten dem Volk entfremdete, machte der Liebe des Vaters zu ſeinen Kindern Platz, die alte, nur formelle Politik der Cabinette mußte einer klugen Berechnung der Staatsverhältniſſe weichen, die Kriege ſind nicht mehr das Zuſammenrennen roher Maſſen, wo die Mehrzahl, oder eine wilde Tapferkeit entſcheidet, die Regenten ſelbſt ſtellen ſich an die Spitze der Staatsverwaltung, an die Spitze der Armeen, ſie ſchließen perſönlich Bündniſſe, wo ſonſt Zwiſchenträger den guten Willen ſtörten; neue Waffenarten werden erfunden, neue Bewegungen der Tactik und Strategie werden mit Glück ausgeführt, ganze Heere freiwilliger Krieger ſieht man jetzt muthbeſeelt in das Feld rücken, wo ſonſt der Kriegsdienſt ein unerträglicher Zwang war; Staaten erſtehen ſchnell, und verſchwinden eben ſo ſchnell wieder, Kunde, Klugheit und Thätigkeit ſind die Leitſterne zu hohem Ziel da geworden, wo noch jüngſt ein alter Stammbaum das wahre Verdienſt verdrängte, und folgenreich und wohlthätig für die kommenden Geſchlechter wird vielleicht erſt dieſer Kampf des Alten mit dem Neuen ſein, den wir jetzt beſtehen.

Die franzöſiſche Revolution und der nicht geahndete Gang, den ſie nahm, jagte die europäiſchen Fürſtenhäuſer aus dem langen Schlummer, und zeigte den Völkern, was ein Volk vermag; mehrern Einfluß auf die Umrüttelung des größten Theils der gebildeten Welt aber hatte das einzige Haupt: Napoleon! Er bildete aus den Rotten der Freiheitsſtürmer Kriegsheere, Feldherrn rief er, wie aus der Erde hervor, und die fremden Fürſtenhöfe waren überraſcht, in den Bevollmächtigten, welche er ihnen ſandte, Diplomatiker zu finden, die eine neue, gefährliche Politik einführten. Das Vertrauen auf die Thaten der Ahnen, auf die Flittern des äußern Gepränges waltete aber noch; bei der Rivalie gegen die nächſten Nachbarn achtete man die eigne Gefahr nicht, und ſo ſtreckte jetzt der übermüthig gewordene Napoleon, alle Verhältniſſe, alle Rückſichten verhöhnend, ſeine Hand, dieſe ſchwere Hand, über Europens ſchönſte Länder hin.

Da wurden ganz im Stillen dem Deutſchen die Schulen einer neuen Kriegskunſt, einer tiefer liegenden Politik geöffnet, ein guter Generalſtab, dieſe Herzader der Kriegsbewegung, wurde gebildet, und mehr als alles erhob zu großer Thatkraft das Selbſtgefühl, welches auch dem gemeinen Krieger wiedergegeben wurde. Mit ſeinen eignen Waffen geſchlagen, mußte Napoleon, Europens Donnergott, nach einer verzweifelten Gegenwehr von dem Ende der polniſchen Steppen bis in das Herz ſeiner Staaten flüchten, und die ſtolze Kaiſerſtadt Frankreichs bat die alliirten Mächte demüthig um Frieden. Dieſer wurde gewährt unter überraſchend menſchenfreundlichen Bedingungen. Die Dethroniſirung Napoleons, war die weſentlichſte, und man wollte im Frieden dem franzöſiſchen Reich die alten Gränzen gewähren, erwartend, daß der in Paris ſchnell ſich bildende Senat Ludwig den Achtzehnten als rechtmäßigen Herrn erwählen, und daß die Provinzen ihn als ſolchen anerkennen würden.

Talleyrand, Ex-Biſchof von Autin, das Sublimat pfäffiſcher Schlauheit und Bosheit, dieſer gefährlichſte aller Menſchen, welche Frankreich gebahr, welcher ſchon zu der Hinrichtung des unglücklichen Ludwig des Sechzehnten ſeine Stimme gegeben, und die Guillotinirung Marien Antonetten's betrieben hatte, dieſe rechte Hand Napoleons bei den Intriguen des Cabinets, und wenn Schändlichkeiten auszuüben waren, vor welchen die Menſchheit zurückſchauderte, — dieſer Menſch leitete jenen, durch die äußere Nothwendigkeit zuſammen berufenen Senat. Er ſtimmte ſogleich für die Dethroniſirung Napoleons, und Erhebung Ludwig des Achtzehnten auf den alten Königsſtuhl der Bourboniden. Daß er treulos ſeinen letzten Herrn, Napoleon, in der Noth verlaſſen werde, das war zu erwarten, daß es ihm aber damit Ernſt ſei, daran zweifelten ſogleich die klugen Köpfe.

Die Abſetzung Napoleons war entſchieden, und vorlaute Sprecher wollen jetzt einen Vorwurf daraus bilden, daß blos die Abſetzung und die glänzende Verweiſung nach Elba erfolgte, und daß nicht die verbündeten Mächte andere Maaßregeln wählten, den gefährlichſten Kopf aller Zeiten und aller Nationen für die Zukunft ganz unſchädlich zu machen. So viel iſt auch gewiß, daß preußiſcher Seits man der Meinung war, es würde am gerathenſten ſein, Napoleon nach Maltha zu ſchicken, und ihn der Obhut der Maltheſer, wo er nie wieder gefährlich werden konnte, anzuvertrauen, — ein Mittelweg, welcher zwiſchen anſcheinender Härte und zu großer Nachſicht gewiß der beſte war, eben ſo, wie Preußens Vorſchlag, den Friedenscongreß in Paris, und nicht in Wien zu eröffnen, von ſchnellern, allgemeinern und beſſeren Folgen geweſen ſein würde; — indeß, wenn auch die Verweiſung Napoleons nach Elba zu einer gerechten Mißbilligung Anlaß geben könnte, ſo trifft doch dieſe die Verbündeten nicht.

Von dem Augenblick nämlich an, als in Paris der Senat ſich bildete, und Napoleon entthronte, hatten die Verbündeten unmittelbar mit der Perſon Napoleon Buonaparte's nichts mehr zu thun, und keine Rechte mehr auf ihn, um ſo weniger, da ſie ihn ſelbſt nicht in Gefangenſchaft bekommen hatten; vielmehr ſtand er noch bei Fontainebleau mit ohngefähr 12,000 Mann, ohne mit dieſen Truppen bis dahin capitulirt oder ſich ergeben zu haben.

Wenn wir ſagen, 12,000 Mann, ſo iſt dies eigentlich noch zu wenig geſagt, denn noch am 20ſten April, wo Buonaparte bei dem öſtreichiſchen General Koller ſich darüber beſchwerte, daß man in Paris die ihm gemachten Verſprechungen nicht erfülle, drohete er mit den Worten: jetzt kann ich auf 30,000 Mann rechnen, aber es iſt mir ein leichtes, in einigen Tagen 130,000 Mann zu haben. Er ſagte dies zu einem Manne, der von der Wahrheit dieſer Angabe genau unterrichtet ſein mußte.

Gegen alles Völkerrecht wäre es auch geweſen, wenn nach dieſer Anſicht die Verbündeten willkührlich über ſeine Perſon jetzt hätten verfügen wollen, zumal da Rußland, Preußen, Oeſtreich ihn als Kaiſer anerkannt hatten. Wohl aber trifft jener Vorwurf, wenn einer daraus zu machen iſt, Ludwig den Achtzehnten. Er hatte den rechtmäßigen Sitz wieder eingenommen, er hatte Napoleon nie anerkannt, er hatte ihn nur als Kronräuber zu betrachten, er konnte und durfte ſich ſeiner Perſon bemächtigen, und dieſer erſte, anſcheinende Gewaltſchritt ſeiner königlichen Macht, würde im Ganzen ihn bei einem Volke imponirt haben, das eben ſo feige und furchtſam iſt, als es muthig und entſchloſſen zu ſein ſcheint.

Die Engländer vielleicht, die immer berechnenden Engländer, waren ſehr damit zufrieden, daß die unwirthbaren Felſen von Elba dem ſtets bereiten Unruhſtifter zum Wohnplatz angewieſen wurden, denn wenn ſie es nur etwas ernſthaft meinten, ſo konnte er ihnen von dort nie entwiſchen, ja, er konnte ihnen als Schreckbild für ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke ſogar dereinſt nützlich werden. England hat mit dieſer oder jener Macht Europens immer Krieg zu befürchten, da der Handel die unheilbringende Mutter ihrer Streitigkeiten iſt, und ihnen wohl damit gedient ſein mögte, an den Küſten Rußlands, Deutſchlands und Frankreichs auch Factoreien anzulegen, und gleich wie Napoleon den Koſziusko in Paris futterte, um bei vorkommenden Gelegenheiten dieſen beliebten Pohlen als Inſurgentenchef den nordiſchen Mächten zu zeigen, eben ſo würde Napoleon Buonaparte mehr unter Aufſicht geſetzt, ſich gern von den Britten haben debarquiren laſſen, wenn es einen Krieg gegen Rußland, die Türkei, oder Frankreich und Spanien galt. Betrat er in dieſer Eigenſchaft wieder das feſte Land, ſo konnte er allein den Engländern ſo gut als eine Armee gelten.

Wahrhaft kaiſerlich hatte Rußlands Alexander ſein Wort, welches er für die Befreiung Deutſchlands von dem Joch, mit welchem Napoleon Buonaparte es drückte, erfüllt, und zog ſeine Truppen, deren Kern in dem ungewiſſen Pohlen ſtehn blieb, in die Begränzungen ſeines ungeheuren Reiches zurück; Oeſtreich wandte ſein Hauptaugenmerk darauf, ſeine italieniſchen Beſitzungen zu ſchützen, und Preußen ließ von Belgien an eine in ſich ſelbſt ſtarke Macht am Rhein ſtehen, und erhielt mit einer weiſen Vorſicht ſeine Völker bei dem Kriegesſinn, um bei dem erſten, als nothwendig erſcheinenden Beruf, wieder ſchlagfertig zu ſein.

Während alle andere Mächte für ihr eignes Wohl und für die Ruhe Europa's emſig beſchäftigt waren, ſchien Ludwig der Achtzehnte, für welchen ſo viel gethan war, in gemächlicher Ruhe ſeine Tage im Pallaſt der Thuillerien zu verleben, und auch an dem Wiener Kongreß ſchien er weniger Theil zu nehmen, ſeit ſeinem Geſandten, der die alte, vorlaute Sprache führte, zu verſtehn gegeben war, daß wenn er weiter etwas verlange, als die Wiederherſtellung der ehemaligen franzöſiſchen Gränzen, ſeine Päſſe zu einer ungehinderten Abreiſe ſogleich ausgefertigt werden ſollten, ſo wie denn überhaupt erſt ſpäterhin die Stimmen der Bourbonen, Frankreich, Spanien und Sicilien, genauer auf dem Wiener

Kongreß gehört werden konnten. Zu nicht geringem Erſtaunen las man, daß Ludwig einen Marſchall Napoleons nach dem andern wieder anſtellte, nicht allein bei der Armee, ſondern bei demſelben Corps, deſſen Halbgott er unter Napoleon Buonaparte geweſen war, daß ſogar ein Davouſt nach dreimaliger Zurückweiſung ſeinen Rang wieder erhielt, daß ein Vandamme wieder auftrat, und daß bei den Hofämtern, im Kabinett und bei den höchſten Verwaltungsbehörden gerade die gefährlichſten Kreaturen des Korſen blieben. Schwäche, welche der Ueberredungskunſt abgewonnen war, konnte dieſe Zulaſſung unmöglich bei ihm ſein, wenn wir auch zugeben wollen, daß es für ihn ein großer, gewagter Sprung war, von der langen Ruhe eines Privatmannes ſich ſogleich auf dem mißlichſten aller Throne niederzuſetzen, und wenn er glaubte, durch ein edelmüthiges Verzeihen dieſe erſten Stimmen der Armee ſich zu gewinnen, ſo lehrte der Erfolg, wie ſehr er ſich irrte.

Man durfte nur wenig die neueren Welthändel kennen, und wenig Menſchenkenner ſein, um ſich davon zu überzeugen, daß Buonaparte, welcher als regierender Herr, mit einem Gefolge und mit bewaffneter Macht nach Elba ging, dort nicht ruhig ſitzen werde. Schon bei ſeinem Abzug aus Frankreich, ſchon bei ſeiner Entſagung vom 11ten April 1814, war der Himmel wieder mit Gewitterwolken bezogen. Die Verſicherung, wir ſehn uns wieder! lag in den Abſchiedsworten an ſeine Garden, unterweges machte er ſelbſt ſeinen Fouché und ließ, behufs der künftigen Rache, alle Schmähſchriften aufkaufen; er trug, nicht ohne Zweck, einen Hut, der an Form und Kokarde dem engliſchen glich, unterhielt ſich am liebſten ſchon jetzt mit den Engländern, ſeinen ſonſt geſchwornen Feinden, und als er in dem Hafen St. Raphor die engliſche Fregatte de Undounted beſtieg, ſagte er vertrauungsvoll zu dem General Bertrand, ſo daß es mehrere von der ihm mitgegebenen Begleitung hörten: „in einer Jahresfriſt wehen unſre Adler wieder auf Notre Dame!“ Früher ſchon hatte er geſagt: „jetzt haben ſie die erſte Hälfte meines Lebens geſehn; bald werde ich ihnen die zweite zeigen!“ und Madam Lätitia Buonaparte, es ſchmerzlich beklagend, daß ſie nun in Frankreich nicht mehr falſche Reliquien kaufen konnte, ſagte vor ihrer Abreiſe: „es iſt noch nicht alles vorbei; wir Korſen verſtehn uns auf das Revolutioniren.

Wenn auch alles dieſes keine Beachtung finden ſollte, ſo durfte doch das weitere Benehmen Buonaparte's auf der Inſel Elba der genauen Aufmerkſamkeit Ludwig des Achtzehnten nicht entgehn, und ſchwerlich dürfte die Sorgloſigkeit entſchuldigt werden können, wenn der franzöſiſche Hof nicht die ſicherſten Spione auf Elba gehabt hätte.

Von Elba aus that Napoleon Buonaparte mehreren Mächten den Vorſchlag, ihn mit Schiffen zu verſehen; die herbeiſtrömende Menge der Abentheurer werde ſich bei dem erſten Aufruf finden, dann wolle er die Barbaresken bekriegen, und ſich dort ein neues Reich erobern; — ein kühner, großer Plan, deſſen Ausführung einem edlern Eroberer aufbehalten iſt. Nachher wandte er ſein Augenmerk auf Egypten, und wollte dort der Stifter eines neuen Reiches werden; ſelbſt wegen Neu-Holland ſoll er dem Kabinett von St. James Vorſchläge gemacht haben. Durch alles dieſes trug er ſeine ungezähmte Eroberungsſucht öffentlich zur Schau, und ſeine Abſicht bei allen dieſen Vorſchlägen, da er im voraus der verweigernden Antwort gewiß war, konnte keine andere ſein, als das Augenmerk von ſeinen geheimen Operationen nach Frankreich hin abzuziehen.

Gleich nach ſeiner Ankunft auf Elba erließ er eine Proclamation an die abziehenden franzöſiſchen Truppen, ſie in ſeinen Sold zu nehmen, und als General Koller ihn darauf aufmerkſam machte, daß dieſe Maaßregel feindliche Abſicht verrathe, erwiederte er: „was thut das? Ich habe die Feſtungswerke unterſucht; man kann mich hier nicht mit Erfolg angreifen!

Die wenigen alten Garden, welche Buonaparte auf Elba hatte, und welche freiwillig bei ihm blieben — denn wer ſeine Entlaſſung verlangte, erhielt ſie ſogleich — waren zuletzt zu einem Korps Officiers gebildet, das bei irgend einer Landung aus den Zuläufern ſchnell einen geregelten Haufen ordnen konnte, und dieſe Soldaten ſagten es laut, daß ſie nun bald mit ihrem Kaiſer wieder ausziehn würden. Man wußte auf Elba die politiſchen Ereigniſſe und Veränderungen in Europa ſehr ſchnell, und die Unterhandlungen des Wiener Kongreſſes, welche uns mit geheimnißvollem Schweigen verhüllt wurden, waren dort das öffentliche Geſpräch des Tages. Der

Kourierwechſel nach Elba hin und zurück wurde immer ſtärker und geheimer; die mehreſten Depeſchen ſchrieb Buonaparte ſelbſt, ohnerachtet er ſonſt bei ſeiner ſchweren und unleſerlichen Handſchrift faſt alles dictirte, und ſchwerlich mogte er den klugen Seher mit ſeinen großen Plänen zu Bauten am Schloß und in der Stadt, mit ſeiner Anlegung einer Stahlfabrik im Geſchmack der von Birmigham, u. ſ. w. täuſchen. Hierzu kommt, daß die Leidenſchaft der Herrſch- und Eroberungsſucht bei ihm nicht allein die dominirende, ſondern die Einzige iſt, und um ſo bedrohender iſt dieſe Leidenſchaft bei ihm, da er der nüchternſte Menſch von der Welt, und verſchwiegen und in ſich geſchloſſen iſt, wie das Grab.

Nur Einen täuſchte er, der am wenigſten hätte getäuſcht werden ſollen, und dieſes war Ludwig der Achtzehnte. Umgeben von Napoleons Kreaturen, ahndete dieſer das Schwert nicht, welches ſein Reich bedrohete.

Billig frägt man hier: wie war es Buonaparten möglich, von Elba aus eine Menge von Verſchworenen erſten Ranges in Frankreich ſich zu dingen?

Ludwig der Achtzehnte konnte von dem, was er vorfand, keine treue Anhänglichkeit an ſeine Perſon, an ſein Fürſtenhaus erwarten. Die Großen des Reiches waren Emporkömmlinge, welche die Revolution, der Krieg und die Gunſt des Exkaiſers erhoben hatte, die Bourbons waren dem jetzigen Geſchlecht der Franzoſen fremd geworden, man erinnerte ſich, daß um eines Bourbons willen, — wenn er ſelbſt es auch nicht verſchuldet hatte, ſo viel Blut und ſein eignes gefloſſen war, Napoleon Buonaparte hatte die Stimme des Volkes unterdrückt, die Armee galt jetzt in Frankreich für das Volk, und dieſe Armee war ein heimathloſes Heer, welches verwildert durch unaufhörliche Kriege, nur mit ſchwerer Fauſt in den Feſſeln des Gehorſams gehalten werden konnte.

Ein Tyrann, — es iſt hart, es ſagen zu müſſen, — mußte auf dem Königsſtuhl niederſitzen, und durch eine Strenge, welche an Grauſamkeit gränzt, mußte die entfeſſelte, verwilderte, ſittenloſer gewordene Maſſe wieder in die Bande der Zucht, Ordnung und des Gehorſams gezwängt werden. Die Furcht mußte eine Achtung erzeugen, die Folge jener Strenge gab Ruhe des Beſitzes, Sicherheit des Eigenthums, Zuwachs der Erwerbszweige, und die Liebe zu dem Fürſtenhauſe ſproßte hieraus allmählig hervor.

Ludwigs ſanfte Seele iſt zu jener nothwendigen Strenge nicht geſchaffen. Er iſt jetzt ein Mann von ſechzig Jahren, von mehr als mittlerer Größe, und eine ſtarke Figur. Er hat ungemein viel Freundliches und Anſprechendes in dem vollen Geſicht, und die vielen traurigen Erfahrungen, welche er machte, haben keine merkbare Spur darauf zurückgelaſſen. Er liebte, wenigſtens ſonſt, ehe er ſo ſtark vom Podagra heimgeſucht wurde, die körperlichen Bewegungen ſehr, und verachtet die Freuden der Tafel nicht, ohne jedoch ein Trinker zu ſein. Er ſpricht gern und gut. Seine Unterhaltung iſt angenehm, er weiß den, mit welchem er ſpricht, ſich anzueignen, ſeine Urtheile ſind richtig, er läßt ſich leicht und gern belehren, und eine bei ihm hervorſtechende, ihm ſelbſt gefallende Geiſtesgabe, iſt ein ſehr treues Gedächtniß. Dabei iſt er ein guter, aufgeklärter Chriſt, und übt die Religion nicht um der Form willen, ſondern aus Ueberzeugung. Gegen ſeine Umgebungen iſt er gütig und leidenſchaftslos, ohne dabei, das Zeremoniell, nach welchem er erzogen worden, vergeſſen zu wollen.

Trotz der Verzeihung, der Wiederanſtellung, der Beſoldung, welche Buonaparte's entlaſſenen Dienern von dem Könige ward, waren doch alle Officiere erſten Ranges, alle hohen Staatsbeamten an das Intereſſe Napoleons gebunden, und der dem neuen Könige geleiſtete Eid der Treue verdiente bei dieſen Gewiſſenloſen, wie ſie unter der Dynaſtie der Buonaparte's ſich gezeigt hatten, keine Berückſichtigung. Napoleon wußte ſchon in frühern Zeiten dieſe Goldgierigen an ſein Intereſſe unauflöslich zu knüpfen. Sehr wohl kannte er die Erpreſſungen aller Art, welche ſeine Generäle und andere Staatsbeamte ſowohl im Lande ſelbſt, als in denen von ihm der Plünderung preis gegebenen Eroberungen ſich erlaubten; aber er verſtattete dieſe Anhäufung von Schätzen nur ſo lange, als ſeine Diener ſich, mindeſtens mit dem größten Theil derſelben, in Frankreich ankauften.

Dieſer Ankauf mußte geſchehen in Gütern und Ländereien, welche vorher zu den Krondomainen, geiſtlichen Stiftern und eingezogenen Gütern der Emigrirten und Verwieſenen gehört hatten.

Durch dieſes Mittel allein waren die Erſten der Armee unauflöslich an die Dynaſtie der korſiſchen Beherrſcher, auch für ihre Geſchlechtsfolgen geknüpft, denn ungewiß wurden dieſe Beſitzungen bei einem Umſturz des Reiches, wie es beſtand. Daß dieſes eine von Napoleon berechnete, politiſche Maaßregel war, beweiſen mehrere Umſtände. Beſonders entſinne man ſich, daß nichts deſto weniger die Großen des Reichs, ſelbſt die Kaiſerin Joſephine, welche in Mainz, Frankfurth und Aachen gute Geldgeſchäfte gemacht hatte, nicht ausgeſchloſſen, anfingen, bedeutende Geldſummen in engliſchen Fond's niederzulegen, wogegen Napoleon ſehr harte Maaßregeln ergriff, welche die Engländer mit noch härtern Repreſſalien unſchädlich zu machen droheten. Von da an ließ er ſeine Günſtlinge und die ihm unentbehrlichen Helfershelfer nur ſo weit ſich bereichern, als er die Verwendung der geraubten und geplünderten Summen berechnen konnte. Hierzu kam, daß dieſe Großen keine Hoffnung hatten, ohne ihn die ihnen in Deutſchland geſchenkt geweſenen Domainen-Einkünfte wieder zu erhalten, daß ferner Ludwig der

Achtzehnte anfing, nach den ehemaligen Krondomainen und den geiſtlichen Gütern ſich umzuſehen, — und der weit von ihnen entfernte Feldherr konnte der thätigſten Hülfe dieſer Emporkömmlinge, welche, mit der wahren Ehre unbekannt, nur durch Geitz und Habſucht beſtimmt werden, vergewiſſert ſein. Auch hatte Napoleon, der die Heirathen des heimathloſen Soldaten ungern ſah, doch dafür geſorgt, daß ſeine Großofficiers Eheverbindungen eingingen, welche die Begüterten noch mehr an ihre Güter feſſeln mußten, zumal da die Gemahlinnen Hofchargen erhielten.

Bei der zerrütteten Staatsöconomie, bei dem Mangel an Fond's zu Erhaltung der Armee, welche unter Napoleon das Ausland hatte füttern, montiren und beſolden müſſen, bei den zu zahlenden, dringenden Schulden, war es der jetzigen franzöſiſchen Staatsverwaltung nöthig, wenn das Reich Feſtigkeit bekommen ſollte, mehreres Staatseigenthum ſich wieder zu gewinnen, da dieſes Reich eben durch Eigenthum Kräfte erhalten ſollte, wogegen Napoleons Reich durch eine fliegende, eigentlich heimathloſe Armee gegründet war, und der auf Elba Verwieſene wurde ſeiner Sache gewiſſer, als er erfuhr, worauf in Hinſicht der Großen des Reichs allmählig

Maaßregeln von der Regierung ergriffen wurden; noch zufriedener aber äußerte er ſich gegen den General Bertrand in Gegenwart mehrerer, als ein polniſcher Ankömmling, der aus Frankreich kam, ihm berichtete, daß auch die Droits réunis wieder von den Bourbons eingeführt wären. Schon auf ſeiner Reiſe nach Elba hatte er in Maximin den Unterpräfect von Aix genau danach befragt. „Wie wird man ſich freuen," ſagte er lächelnd, „wieder am Anfang der Revolution zu ſein!" In thatenloſer Ruhe, eingezwängt in die Zucht des Friedens, warteten die Regimenter, keinem Herrn getreu, nur auf das Signal des Aufruhrs, um entfeſſelt, wieder allen Laſtern, allen Lüſten ſich hingeben zu können.

So glimmte das Feuer unter der Aſche, es bedurfte nur eines Windſtoßes, und die Flamme des Aufruhrs loderte auf!

Den Marſchall Ney ſtellen wir mit Recht an die Spitze der Verſchwörung, welche in Frankreich den Inſurgenten Napoleon Buonaparte wieder einführte, und ihm den Weg bahnte, mit ſchnellen Schritten, ein ſiegender Rebell, vorzudringen, und ohne Schwerdtſchlag, ohne daß ein Schuß fiel, in die Hauptſtadt Frankreichs einzuziehn. — Niedere Herkunft ſchändet nicht, darum mag man es, nicht ſpöttelnd, ſagen, daß Ney der Sohn eines Trödlers aus Saar-Louis iſt. Als Tabackshändler beſetzte er ſich in Straßburg, und ſeinen Gläubigern zu entgehn, nahm er bei dem Regiment Elſaß in Straßburg Dienſte, als gemeiner Soldat. In den erſten Schreckenszeiten der Revolution war er eifriger Jacobiner, zeichnete ſich als wüthender Redner in den Klubb's aus, und wurde General-Adjudant. Habſucht und Ehrgeitz, waren die Quellen ſeiner Tapferkeit, ſeiner raſtloſen Thätigkeit, und, wo es ſeyn mußte, ſeiner Unterwürfigkeit und Speichelleckerei. Er hatte mit Erfolg die Feldzüge unter Pichegrü, Moreau, und Le-Courbe mitgemacht, war bis zum Rang eines Diviſions-Generals geſtiegen, und mogte es wohl mehr der Umſtand ſeyn, daß er Buonaparte's Glücksſtern bei dem verwegnen Emporſchwingen noch nicht traute, als Wahrheit der Empfindung, daß er den Anhänger an Moreau affectirte.

Bonaparte wußte ihn und Richepanſe zuerſt abzuziehn, ſchickte ihn im Jahr 1802, als Oberbefehlshaber gegen die Schweitz, dann als Geſandten der franzöſiſchen Republik eben dahin, und dann ſpäter commandirte er das Lager bei Montreuil. In den nordiſchen Kriegen von 1804 und 1805 betrug er ſich ſo zu der Zufriedenheit ſeines Kaiſers, daß er Marſchall wurde, und deſſen näheren Vertrauens genoß. Bei dem Rückzug aus Rußland, deckte er an der Bereeina den Marſch, und bei den wenigen Kräften, die ihm hierbei zu Gebote ſtanden, mußte man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er mit Nutzen in der Schule eines Moreau geweſen war. Der dankbare Kaiſer ernannte ihn hierauf zum Prinz von der Moskwa, und was in dem letzten Kriege von 1813 dieſer General in den Gefechten und Schlachten gethan, iſt noch in friſchem Angedenken.

Das Aeußere des Marſchall Ney, läßt wohl einen rüſtigen Kämpfer, aber nicht den feinen Schlaukopf erwarten, als welchen er ſich faſt vor allen der Verſchworenen hervorthut. Doch, die Behauptung, daß die Rothköpfe entweder ſehr ehrlich oder ſehr falſch ſind, ſcheint ſich bei ihm zu beſtätigen. Er hat rothes, ſchlichtes Haar, welches ſeine Verehrer vergebens für hoch blond auszugeben ſuchen, ein volles, nichtsſagendes Geſicht, eine große, kraftvolle Figur, aber in der Manier, in der ganzen Haltung iſt der rohe Soldat unverkennbar, und nichts Empfehlendes, nichts Einſchmeichelndes liegt in ſeinem Aeuſſern. Uebrigens iſt er einer von den wenigen franzöſiſchen Großen, welche durch eignes, ſpäteres Studium ihrer frühern Unkunde nachgeholfen haben, und er hat nicht gemeine Kenntniſſe in der Geſchichte, Mathematik und europäiſchen Länderkunde erſt in ſpätern Zeiten, ſelbſt unter dem Geräuſch der Waffen, ſich erworben.

Ney war bei ſeinem Kaiſer in Fontainebleau, und war der Erſte, der ihm am 4ten April aus dem Journal de Paris unwiderleglich darthat, daß der Senat ihn abgeſetzt habe, und am folgenden Tage die Bourbon's anerkennen werde. Dieſes Unternehmen Ney's, bei dem bekannten Ungeſtüm Napoleons der erſte, unberufene Hinterbringer der vernichtenden Nachricht zu ſeyn, erſcheint weniger gewagt, wenn wir hinzufügen, daß Ney in der Nacht von dem in Paris geſchäftigen Talleyrand einen Boten erhalten, und ſogleich nachher eine lange Unterredung mit

Macdonald, den er wecken ließ, gehabt hatte. Im Gefolge dieſer Unterredung verſammelten ſich am Morgen des 4ten Aprils, die übrigen Marſchälle und Generäle, und erwählten Ney, als den, welcher die mehreſte Gewalt über Napoleon hatte, dazu, ihn unter dieſen Umſtänden zu beſtimmen, daß er einer unabwendbaren Nothwendigkeit nachgeben, und ſich und ihnen nicht durch nutzloſe Beharrlichkeit die Hoffnung rauben ſolle, bei gelegener Zeit alles wieder herzuſtellen.

Napoleon war auch ſchon von dem, was in Paris geſchehen war, unterrichtet, und die Nachrichten, welche Marſchall Ney ihm hinterbringen wollte, waren ihm daher nichts Neues. Der aufbrauſende Zorn verlor ſich, als Ney dem Entthronten Talleyrands Brief vorlegte, nach welchem dieſer den Marſchall erſuchte, den Kaiſer davon zu überzeugen, daß alle ſeine Diener noch die alte Anhänglichkeit an ihn hätten und behalten würden, und ihn bäten, daß er die Schritte, welche ſie für den Augenblick thun müßten, nicht mißdeuten mögte. Hierzu kam die Verſicherung der Treue von Ney für ſich und im Namen der übrigen Marſchälle und Generäle, — und Napoleon war beruhigt. Bald traten dieſe Generale ſelbſt ein, leiſteten in die Hand ihres entthronten Gebieters nochmals den Eid der Treue, und Napoleon ſagte zu ihnen mit außerordentlicher Freundlichkeit:

„Ich bin freudig überraſcht, zu finden, daß ich noch ſo viele Freunde hier um mich zähle, und daß ich noch ſo viele treue Anhänger in Paris habe. So wird es, wie ich erwarten darf, durch ganz Frankreich ſeyn, denn alle, die mir treulich dienten, habe ich groß gemacht, und ich that es gern. Was aber haben Sie von dieſen Bourbons zu erwarten? Ich füge mich jetzt der Gewalt, welche über uns gefallen iſt, und Sie werden ſehen, daß ich es mit Mäßigung thue, denn ich ſehe es wohl ein, nur Mäßigung kann uns retten, die freudeberauſchten Sieger täuſchen, und uns wieder herſtellen. — Wie wir zu handeln haben, das muß erſt der Gang der Dinge lehren, aber gewiß, wir werden klug handeln. Verſichern Sie allen meinen treuen Dienern meine unwandelbare Gunſt, und darf ich Nüchternheit und Verſchwiegenheit in der wichtigen Periode, welche beginnt, nicht wohl noch beſonders empfehlen. Meine näheren, erſten Beſchließungen werden Sie durch den Prinz von der Moskwa erfahren!“ —

Nun hatte er mit Ney eine lange, geheime Unterredung. In dieſer verhängnißvollen Stunde, wurde der Plan des ſchändlichſten Betrugs aufgefaßt, und in ſeinen groben Umriſſen entworfen. Dieſe Unterredung wurde unterbrochen, durch einen Eilboten, welchen Ney von Paris erhielt.

--- Alles geht nach Wunſch; --- ſchrieb ihm Talleyrand, — die Sicherheit des Kaiſers iſt außer Gefahr, und er wird ſich in die Gegenwart fügen, da er der Hoffnung, und welch' einer Hoffnung! wieder Raum geben darf. Zwar erhoben ſich einige Stimmen ſowohl in dem Senat, als außer dem Senat, welche ein anderes wollten, aber ſie ſind glücklicherweiſe, theils überſchrieen, theils durch die verſchiedenartigen Impulſe unſerer Gewalt beſchwichtigt. Es iſt kein Augenblick zu verlieren, damit man nicht zu früh aus dem Taumel zur Beſinnung komme; eilen Sie hieher mit friedfertigen Aufträgen von dem Kaiſer, und Sie ſollen, überall beruhigt, zurückkehren. —

Noch an demſelben Tage fertigte Buonaparte die Marſchälle Ney, Macdonald und den General Caulincourt nach Paris ab, um den verbündeten Mächten eine Entſagungsacte zuzuſtellen, und zugleich die günſtigſten Bedingungen für ſich zu erwirken zu ſuchen. Während ihrer Abweſenheit hatte er lange Unterredungen mit Oudinot, Lefebre und Bertrand, und ſchrieb ſelbſt bis ſpät in die Nacht. Unter der Zeit waren jene Generäle faſt beſtändig um ihn, arbeiteten ſelbſt, und viele Boten wurden ſowohl heimlich, als öffentlich von Napoleon und jenen Großoffizieren noch in der Nacht abgeſandt. Man ſah um Mitternacht den Marſchall Oudinot ein großes Paquet Papier ſelbſt aus dem Zimmer des Kaiſers tragen, und das in ſeinen Privatgewahrſam nehmen.

Napoleon hatte den Marſchall Ney für ſeine Reiſe nach Paris, mit einer offnen Vollmacht und Brief an ſeine Anhänger verſehen, worin er ſagt: „Wir haben ſeit ich an der Spitze der franzöſiſchen Heere ſtand, manche verlorene Schlacht zu einem um ſo größern Siege für uns zu benutzen gewußt. So wird es auch jetzt ſeyn. Muth und Klugheit nehmen bei einer großen Seele zu, mit der größeren Gefahr. Die ganze Welt gab uns oft für verloren. Nichts konnte meine Generäle, meine braven Truppen niedergeſchlagen machen. Auch jetzt werden wir der Laune des Glücks keine Gewalt über uns einräumen. Meinen letzten Blutstropfen gebe ich gern für die, welche mir treulich dienten. Ich trage Sie alle im Herzen. Erwarten Sie größern Lohn, als von mir, können größere Versprechungen, welche zu halten, unmöglich iſt, Sie reizen, ſo werfen Sie ſich dieſen Bourbons, welche ſeit einem Vierteljahrhundert die Urſache der blutigſten Kriege waren, treulich in die Arme. Doch, das erwarte, das fürchte ich nicht. Die Lage der Dinge hindert mich jetzt, ſelbſt zu Ihnen zu reden. Dem Prinz von der Mqskwa ſey es vergönnt, die erneuerten Verſicherungen Ihrer Anhänglichkeit an mein Haus in Empfang zu nehmen. Auch fern von meinen Getreuen werde ich immer mitten unter ihnen ſeyn ꝛc.

Die von Napoleon nach dem jetzt ganz umgewandelten Paris geſandte Deputation fand nicht den erwünſchten Empfang, noch weniger einen glücklichen Erfolg der von dem Exkaiſer gemachten Propoſitionen. Die Deputirten wurden kalt empfangen, man verwies ſie auf die bereits abgefaßten Beſchlüſſe und man ließ nicht undeutlich merken, daß die Reihe an dem Exkaiſer ſey, ſich für die Huld zu bedanken, welche ihm und ſeiner Familie angedieben war. Wohl merkte auch der umſichtige Marſchall Ney, daß er ſowohl als Macdonald und Caulincourt mit Spionen der royaliſtiſchen Parthei umgeben waren, und daß ſie auch von Seiten der verbündeten Mächte genau beobachtet würden; er konnte daher von ſeiner Vollmacht jetzt nicht den erwünſchten Gebrauch machen, um ſo weniger, da bei dem äußern, anſcheinenden Eifer mehrerer anweſender Marſchälle und Generäle für die neue Sache, er nicht wußte, ob und wem er ſo ganz trauen dürfe.

Soviel iſt gewiß, daß Ney ſpät in der Nacht vom 4ten zum 5ten April in tiefer Verkleidung an einem dritten Ort, (man nennt das Karmeliterkloſter) mit Talleyrand und noch einer dritten Perſon eine lange, geheime Unterredung hatte, und daß er eine Abſchrift des Briefes von Napoleon in Talleyrands Händen zurückließ. Die dritte Perſon war der bekannte Abt Sieyes, der in neuern Zeiten von der Bühne der franzöſiſchen Intriguen verſchwunden zu ſeyn ſcheint, aber im Geheim um ſo gefährlicher wirkte.

Daß jene dritte Perſon der Abt Sieyes geweſen, wird glaubwürdig, wenn man ihn näher kennen lernt. Als Mitſchuldiger von La-Fayette, Briſſot, Marat, Robespierre, Tallien, Barras, Rewbell, Bonaparte, ſchmiedete er Pläne und verrieth oder verließ zuletzt alle. Buonaparte iſt von ſeiner gränzenloſen Falſchheit überzeugt, umlagerte ihn daher beſtändig mit Spionen, wollte ihn ſogar einmal nach Cayenne ſchicken, was aber Talleyrand in eine Verweiſung auf ſeine Güter in Touräne zu mildern wußte. Jetzt aber mußte Napoleon von Sieyes Eifer für ihn überzeugt ſeyn, denn er, als ſchreiender Republikaner, ohne es je geweſen zu ſeyn, war der geſchworne Feind der königlichen Parthei, drang laut auf die Hinrichtung Ludwig des Sechzehnten, gab den Plan zu Ergreifung des Herzogs von Enghien, und konnte daher unter der Regierung eines Bourbon, keine glücklichen Tage für ſich erwarten. Dabei beherrſcht ihn eine knechtiſche Furcht vor der Lebensſicherheit ſeiner Perſon, er iſt nur dazu geſchaffen, hinter den Kouliſſen zu handeln, und dieſes verſteht und übt er mit einer unbeſchreiblichen Kunde. Sein geheimer Einfluß reicht, auch ohne Napoleons Mitwirken, weit über Frankreichs Gränzen hinaus, und darum fürchtete ihn dieſer, konnte ihn aber nicht entbehren. Wenn Sieyes aus ſeiner Zurückgezogenheit in Paris erſchien, und Napoleon ihn in ſeinen geheimen Rath zog, ſo war es zum

Sprichwort geworden: Souverains! Peuples! tremblez! Le brutal ennemi des hommes recommençe ses traveaux funestes! *).

Nachher hatte Ney noch eine geheime Unterredung wie Carnot, dieſem Ungeheuer, welches Ney angewieſen war, ſogleich für Napoleon Buonaparte zu gewinnen zu ſuchen. Etwas Schriftliches an Carnot mitzugeben, wagte Buonaparte nicht. Carnot wurde in dieſer Unterredung nicht allein für die Sache Buonaparte's gewonnen, ſondern wurde nachher auch durch ſeine Reiſen, ſeine Werbungen, ſeine gewagten Sammlungen, ſeinen Briefwechſel ſogar nach allen Enden des Reichs, einer der eifrigſten Beförderer. In ſeiner Höhe ſitzend, war er der Scherge, welcher die Befehle, die Buonaparte von Elba ausſandte, weiter verſchickte, der Archivarius der Verſchwörungs-Unterhandlungen. — Er iſt der Sohn eines Advokaten aus Noley, war in einer Militärſchule erzogen, und unter Ludwig XVI. Ingenieur-

---

*) Zittert, ihr Fürſten, ihr Völker! Der furchtbare Feind der Menſchheit iſt wieder in Verderben bringender Thätigkeit.

Hauptmann. Der Prinz von Condé hatte früherhin ihn unterhalten, und doch ſchlug er ſich zu den Feinden ſeines Hauſes, und ſtimmte für Ludwig XVI. Tod. Im Wohlfarths-Ausſchuß nahm er Theil an den Schändlichkeiten Robeſpierre's und Barrere's, die Militär-Commiſſion in Orange war ſein Werk, während ſeiner temporären Souveränität als Director ſammelte er großes Vermögen, verſprach ſeinem Freunde Aublin, der zur Guillotine verurtheilt wurde, für deſſen junge Töchter zu ſorgen, machte ſie aber beide zu ſeinen Maitreſſen, ſorgte dafür, daß der empörte Bruder dieſes unglücklichen Schweſternpaars erſchoſſen wurde, und nachher gebrauchte Napoleon als Kaiſer den Tribun, den er nicht beleidigen mogte, zu Verübung der ſchändlichſten Grauſamkeiten, denn nur bei Verübung heimlicher Tücke befindet dieſer Entmenſchte ſich wohl, und er hat ein Blutregiſter von allen ehrlichen Leuten.

Napoleons Geſandte konnten für ſich jetzt noch nicht öffentlich bei der neuen Regierung Frankreichs etwas erwirken wollen, theils, weil ſie noch als Geſchäftsträger des Entthronten erſchienen, theils, weil alles in Paris noch im Gähren war, und die Kürze der Zeit, welche ihnen vergönnt war, nichts übrig ließ. Sie verſparten die öffentlichen Bewerbungen bis zu einer ruhigern Zeit, nachdem im Geheim ſchon ein jeder ſeine Pläne angelegt hatte, und reiſeten wieder ab. Ein Kokardenſtreit, den ihr Gefolge veranlaßte, hätte bald ſchlimme Folgen gehabt. Der Pöbel wurde ſchon ungeſtüm, mit Mühe dämpfte die Polizeigewalt den Tumult, und ein lautes: Vive le Roi! ſchallte ſchon an dieſem Tage den Abreiſenden nach.

Am fünften April, ſpät Abends, kamen Ney, Macdonald und Caulincourt nach Fontainebleau zurück. Der Marſchall Ney eilte ſogleich auf das Schloß, und hatte eine geheime Audienz bei Buonaparte von zwei Stunden, während die übrige Generalität auf ausdrücklichen Befehl in dem Vorſaal ſich verſammelt hatte. Endlich kam der Marſchall aus dem Kabinett mit einem ſehr ruhig-freudigen Geſicht.

„Ich habe dem Kaiſer,“ ſo nannte er ihn, „das Reſultat unſerer Sendung nach Paris hinterbracht. Ein Pariſer Senat hat ihm die Kronen von Frankreich und Italien, und das Protektorat des deutſchen Rheinbundes genommen, und dieſes geſchah unter dem Geräuſch feindlicher Waffen, von denen ganz Paris erſchreckt iſt; denn die öffentlichen Plätze der Hauptſtadt Frankreichs, welche ſeit Jahrhunderten von keinem Feinde betreten wurde, ſind gefüllt mit den Bivouaquen der Baſchkiren, Kalmücken, Ulahnen, Kroaten, Rothmäntel und anderer Völkerſtämme, welche die Geſchichte kaum kennt. Dem Kaiſer iſt überlaſſen worden, ſich nach der Inſel Elba mit einem angemeſſenen Gefolge und einer Auswahl von Haustruppen zu begeben, wobei ihm außer der Herrſchaft über Elba, von Frankreich aus jährlich eine bedeutende Summe auf das große Buch geſchrieben iſt. Der Kaiſer hält es für ſeine Pflicht, Ihnen, meine Herren, ſeinen Entſchluß mitzutheilen, welcher darin beſteht, daß er dieſen ihm gemachten Vorſchlag ohne alle Nebenbedingungen annehmen wird, zumal er von jeher den Inſeln Elba, Sardinien und Corfu den Vorzug gab, und haben Sie dieſes denen Ihnen untergeordneten Truppen, welche hier noch verſammelt ſind, bei guter Frühe bekannt zu machen. Der Kaiſer wird morgen bei der Parade erſcheinen, und die hier verſammelten, unentwaffneten, getreuen Truppen muſtern, und ſich des Anblicks der Braven erfreuen, welche mit ihm ſo viele Gefahren theilten, und auch bei dieſer Gefahr um ihn blieben. Sie, meine Herrn, noch um ſich zu wiſſen, iſt ein großer Genuß für den Kaiſer, und wenn er einer Beruhigung bedürfte, ſo würde dies die größte Beruhigung für ihn ſeyn. Seine Empfindungen wird der Kaiſer Ihnen morgen ſelbſt zu erkennen geben ꝛc.

Buonaparte erſchien am folgenden Tage, (am 6ten) bei der Parade, trotz dem, daß ſelbſt Ney ihn bat, es nicht zu thun, indem die Stimmung der Soldaten nicht die beſte ſey. Indeß er trat auf mit der ihm eignen, alles abſchreckenden Gewalt, muſterte die Glieder, ſprach mit dieſen und jenem Einzelnen der Gemeinen und Subalternenoffiziere, nannte ſie bei dem Namen, und alle waren ruhig, da ſie den Kaiſer, wie er noch genannt wurde, ſo ruhig und unerſchrocken wie ſonſt, unter ſich ſahen. — Nachdem die Truppen an ihm vorbei defilirt hatten, blieb er noch unter den Offizieren geraume Zeit auf dem Platze, ſprach ſehr viel, und gefällig, und äußerte mehreremale ſo laut, daß auch Offiziere geringeren Ranges es hören mußten, „er werde jetzt, um ſich zu belehren, eine kleine Seereiſe machen.“

Sein Vorzimmer war von jetzt an faſt beſtändig mit Offizieren gefüllt, und in ſeinem Kabinet ertheilte er den Marſchällen und Generälen viele Privataudienzen. Der Kourierwechſel von Fontainebleau nach Paris und ſo zurück war ſtark, ſtärker aber noch das Abſenden von Boten in allerhand Verkleidungen nach allen Weltgegenden.

Am Abend des eilften Aprils, wo Buonaparte für ſich und ſeine Nachkommen auf die Kronen von Frankreich und Italien ſchriftlich Verzicht geleiſtet hatte, war der Marſchall Ney allein bei ihm bis nach Mitternacht, reiſete dann nach Paris ab, und — kam nicht wieder. Am 12ten April unterzeichnete er und Macdonald den zwiſchen den Alliirten Mächten und Napoleon abgeſchloſſenen Tractat.

Schon früher hatten es mehrere von der Generalität ſo gemacht, ſpäterhin folgten auch die übrigen dem Beiſpiel, oder vielmehr der Anweiſung, denn wohl zu merken iſt, daß niemand abreiſete, ohne zuvor eine beſondere Unterredung mit Buonaparte gehabt zu haben, und das alles geſchah zuletzt, ſo ohne die dem Exkaiſer eigenthümliche Geheimnißkrämerei, daß man ſich ſicher wiſſen mußte, nicht von feindlichen Spionen umgeben zu ſeyn.

Nun hätte Buonaparte ſeine Abreiſe nach Elba beeilen ſollen; die Commiſſarien, General Schuwalow, General Koller, Obriſt Campbell und Obriſt Truchſes-Waldburg waren bereit; nicht ohne Grund verzögerte er ſie von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde. Erſt ſuchte er einen Aufenthalt darin, daß er einen andern Weg, nämlich den über Briare, Nevers, Lyon und Avignon nehmen wollte, dann war die Ordre des franzöſiſchen Gouvernements an den Kommandant der Inſel Elba ihm nicht deutlich und bündig genug, und unterdeß ſchickte Buonaparte nicht nur in den Nächten gegen 100 Munitions-, Pack- und Geldwagen voraus, ſondern dieſer Aufenthalt wurde ihm auch dadurch vortheilhaft, daß noch bis zur Nacht auf den 21ſten April alle die Boten zurückkehrten, deren Rückkehr er erwartet hatte. Den letzten Brief von Ney erhielt er am 21ſten April Morgens um 5 Uhr, ließ ſogleich den General Bertrand zu ſich rufen, gab ihm den Brief zu leſen, und rief laut genug: „was ſagen Sie nun? Haben wir ſie nun nicht in der Taſche?" Ein Menſch, von dem man wußte, daß er in Carnots Sold ſtand, und daß dieſer ſich ſeiner beſonders zu Kuppelein bediente, hatte den Brief gebracht, — dieſer Brief hatte den Exkaiſer ſo freudig geſtimmt, daß, als man ihm gleich darauf die Nachricht brachte, daß der Mameluk Ruſtan und der erſte Kammerdiener Conſtant in der Nacht ihn verlaſſen, und noch beſtohlen hätten, er ausrief: „die Beſtien handeln, wie ſie müſſen, — der Menſch iſt ein undankbares Thier!“

Endlich am 21ſten April 1814, nachdem der Plan zu dem großen Trauerſpiel, welches jetzt den größten Theil von Europa wieder mit Kriegesunruhen erfüllt, entworfen war, nachdem die erſten Rollen ausgetheilt waren, und es nur noch des Umſtandes bedurfte, daß das Schickſal einen Zeitpunct herbeiführe, um die Kataſtrophe zu entwickeln, reiſete mit voller Ruhe, eine ſichre Hoffnung bei ſich tragend, der Schänder der Lilien von Frankreich *) nach dem Ort ſeiner Verbannung ab. „Leſen Sie

---

*) Das franzöſiſche Wappen hat Lilien, deren Zahl Carl der Sechſte auf drei feſtgeſetzt. Einige Heraldiker halten ſie für Fliegen oder Bienen, noch andere für die Spitzen der Hellebarden, die auch Kröten heißen. Buonaparte machte dieſe ſogenannten Kröten zu wirklichen Kröten, und die Bienen zu Weſpengeſchmeiß.

die Geſchichten der Griechen und Römer," waren ſeine gewöhnlichen Entlaſſungsworte an ſeine Getreuen geweſen, „und Sie werden finden, daß Exilirte, denen es darum zu thun war, in größerer Herrlichkeit wiederkehrten, und eine Geißel derer wurden, welche ſie exilirt hatten," und der Toaſt, den der Marſchall Ney ſeitdem im Kreiſe der Vertrauten ausbrachte, war: „der Kopf, die Hoffnung und der Degen!"

In dem Hafen von St. Raphor, ohnweit Frejus, hatte Buonaparte am 28ſten April ſich eingeſchifft, und der Zufall wollte, daß an eben dem Tage Ludwig der Achtzehnte in Calais zuerſt wieder den vaterländiſchen Boden betrat, um auf dem Thron der Bourbonen nieder zu ſitzen. Wenn auch die Freude der geringern Volksclaſſen überall, wo der König erſchien, wohl aufrichtig war, ſo entging es doch dem unbefangenen Beobachter nicht, daß alle Ehrenbezeugungen der Soldateſka nichts als befohlene Manövres waren, und daß auch durch die Rotten der gemeinen Soldaten ſchon jetzt der Geiſt des Aufruhrs verbreitet war.

Fremd kam Ludwig zu Fremden in ein fremdes Reich, und ſich ſelbſt überlaſſen, überzeugt davon, daß ein Theil ihn ungern ſehe, einem andern Theil er ganz gleichgültig ſei, wählte er das Mittel, die ſtehende Armee ſich zu gewinnen zu ſuchen, das übelſte, welches er bei einer Armee, die ein Buonaparte ihm zurück ließ, ergreifen konnte.

Kaum war eine Ahndung hiervon ſeinem Erſcheinen vorangeflogen, ſo waren die Anhänger Buonaparte's mit geſchäftiger Eil bemüht, dieſes mangelnde Gefühl eigner Selbſtſtändigkeit für ſich zu benutzen, und hatten ſie, die unterdeß ſchon in eine enge Verbrüderung getreten waren, in der Gunſt, in dem Vertraun des neuen Regenten ſich erſt eingeſchmeichelt, ſo werde es ihnen auch ein Leichtes ſein, meinten ſie, den Monſieur, den Herzog von Bourbon und den Herzog dû Barry, welche ſie von dem nähern Umgang mit dem Könige nicht entfernen konnten, und die ihm leicht etwas zuflüſtern mogten, zu blenden. Leicht ausführbar war auch dieſer Plan, denn Ludwig hatte ſeit fünf und zwanzig Jahren in ſeinen Zufluchtsörtern in Deutſchland, Rußland und England nur Biederkeit, Treue und Offenherzigkeit kennen gelernt. Ganz fremd war ihm, daß der Leichtſinn in ſelbſtſüchtige Falſchheit, affectirtes Weſen in unergründbare Verſtellungskunſt, Witz in Heimtücke, Muthwille in die boshafteſte Schadenfreude ausgeartet ſein konnte.

Marſchall Ney war ſchon vor der Ankunft des neuen Königs in Paris mit ſeinem großen Werk für Buonaparte weit vorgerückt. Maſſena, Soult, Süchet waren ſchon ganz eng mit ihm nicht allein verbunden, ſondern auch ſchon thätige Mitglieder des furchtbaren Bundes. Savary, Caulincourt, Mortier, Hülin, Darû, Oudinot und Marchand hatten theils mündlich, theils ſchriftlich ihre Verſicherungen der treuen Ergebenheit für die Dynaſtie der Napoleon ihm abgegeben, und dagegen von ihm die Vergewiſſerung erhalten, daß aus allem, was ſie jetzt thun würden, nicht die geringſten Mißdeutungen entſtehen ſollten. Carnot leitete den Geſchäftsgang der Verſchwörung, und hielt ſie in reger Bewegung. Sein Ausruf unter den Verbündeten war, als er ſah, daß die Sache ſich merklich förderte: „es lebe die geheime Regierung über Frankreich!„

„Der Kaiſer,“ ſo ſagte Ney zu den Verbündeten in der Verſammlung, und ſchrieb eben ſo an die entfernten Bundesglieder, „betrachtet den jetzigen, critiſchen Augenblick als eine wichtige militairiſche Operation, bei welcher er auf die Klugheit ſeiner Generäle ſich verlaſſen muß, die, unabhängig von ſeinen Befehlen, welche ſie nicht erreichen können, ſelbſtthätig zu einem gemeinſchaftlichen Zweck handeln müſſen. Wir haben uns den Fall vorzuſtellen, er ſei jetzt durch ein Streifcorps von den übrigen Theilen der Armee, von dem Mutterlande abgeſchnitten. Wodurch ſind wir dem Feinde des Landes furchtbarer geworden, als durch unſere Korpsgefechte? Jeder Anführer iſt da ein Feldherr für ſich, ohne von dem Oberfeldherrn-Befehle zu weitern Maaßregeln einholen zu können. Seiner eignen Klugheit bleibt es überlaſſen, ſeine Haufen der Hauptarmee wieder zuzuführen. Es wird auch jetzt vielleicht ſchwer halten, durch eine geheime Kette uns ſtets in Verbindung zu ſetzen. Der Zweck unſers Vorhabens iſt: Kaiſer Napoleon wieder im Pallaſt der Thuillerien; jeder von uns handelt dafür; und das Signal zu der Schlacht, welche wir bereiten, iſt: das Erſcheinen unſers Kaiſers auf franzöſiſchem Boden! Klugheit, Verſchwiegenheit, Nüchternheit, Mäßigung und Geduld wird uns ſiegen laſſen, denn, verfehlen wir dieſen Sieg, ſo haben wir unſer Leben in den Lägern umſonſt zugebracht, und Schandſäulen werden auf unſere Gräber geſetzt. Ein guter Erfolg adelt das Beginnen.“

Das Zuſammenlegen der Hände auf den Rücken, die unbemerkte Berührung des linken Ohrläppchens mit der linken Hand, ein leichtes Schwenken des Huthes bei dem Gruß und das Wort: Pah! waren die geheimen Zeichen, die Verbündeten unter einander zu kennen. Das violette Band trugen ſie nur in ihren Klubbs. Carnot theilte es aus, ſobald die neuen Mitglieder in ſeiner Liſte eingetragen waren.

Von jetzt an bemerkt man nicht mehr des Fürſten Talleyrand unmittelbares Handeln bei dieſem Bunde; ſey es nun, daß der Zweck ihm unerreichbar oder zu gewagt erſchien, ſey es, daß er bei des Marſchall Ney vorgreiſender Gewalt ſich zurückgeſetzt fand, oder ſei es, daß er glaubte, durch eine längere Verborgenheit und Verſtellung noch kräftiger für die Sache Buonaparte's wirken zu können. Wir ſind geneigt, das Letztere anzunehmen. Seine nachherige Sendung an die Schweitzer Eidgenoſſen war ganz dazu geeignet, durch Anſpinnung eines Verrathes unter den Bündnern einer wieder anwachſenden Buonaparteſchen Armee die Verbindung mit Italien zu öffnen, eine Verbindung, welche von den weſentlichſten Vortheilen geweſen ſein würde, und die jetzt gegen Frankreich verbündeten Mächte können es den Schweitzer Eidgenoſſen nicht genug danken, daß ſie mit einer eignen Macht von 30,000 Mann ihre Selbſtſtändigkeit behaupten, und das ihnen unerwartet kommende Anerbieten einer fremden Macht, ſie ſchützen zu wollen, beſcheiden dankend, ausſchlugen. Das nachherige Auftreten Talleyrands in Wien iſt auch nicht ohne Plan, ohne Bedeutung, denn dieſer gefährliche Mann im Kabinett fand hier gewiß Mittel, das eigentliche Wollen aller dort verſammelten Fürſten und deren Bevollmächtigten zu ergründen. Daß aber Talleyrand von dem Gang der Verſchwörung genau unterrichtet war, daß er Buonaparte's Plan wußte und die Unruhen in Frankreich vorausſah, beweiſet ſchon der einzige Umſtand, daß bereits am 17ten März die Fürſtin Talleyrand in England gelandet war.

Als Ludwig der Achtzehnte in Paris angekommen war, und Generäle und die Armee ihm den

Eid der Treue geleiſtet hatten, war Marſchall Ney einer der erſten, welcher die Gunſt des neuen Regenten und ſeiner Familie, den Herzog von Angouleme ausgenommen, zu gewinnen wußte, und ſeine Vorſchläge, ſeine Beurtheilungen waren es hauptſächlich, welche den König zu Wiederanſtellung der einzelnen Individuen der Generalität beſtimmten. Was er in dieſer Hinſicht vermogte, beweiſe nur ein einziges Beiſpiel. Der Marſchall Davouſt, dieſer furchtbarſte aller Henkersknechte, der ſchon vorher in den nordiſchen Kriegen den Namen der Franzoſen geſchändet hatte, der zuletzt von Buonaparte ſelbſt nur losgelaſſen wurde, wenn unerhörte Greuel ausgeübt werden ſollten, hatte zuletzt in Hamburg mit einer Grauſamkeit gewüthet, welche alle Beſchreibung überſtieg. Die Menſchheit entſetzt ſich vor dieſem Scheuſal, und ſeine Brandmarkung ging vor ihm voraus, als er in Paris erſchien, nachdem er Hamburg den Ruſſen hatte abtreten müſſen. Durch den Marſchall Ney ſuchte er bei dem Könige Gehör, und zweimal ſchlug es der König rund ab. Doch, dieſer Davouſt war eine zu wichtige Perſon, als daß die Verſchwornen ſeiner hätten entbehren können; Ney machte zum drittenmal Vorſtellung, Davouſt erhielt Audienz, und wurde zu Gnaden wieder aufgenommen. Nicht ſeinem Aeußern, ſeiner Beredſamkeit mogte er dieſe Gnade danken, denn er iſt eine kleine, unterſetzte, unanſehnliche Figur, deſſen Geſicht Gott gezeichnet hat, und ſeine Beredſamkeit beſteht in dem Aufruf zu Mord und Brand. Nur Ney's Empfehlung alſo hatte er dieſe Gunſt zu danken, und dieſem glückte es ſogar auch, den furchtbaren Plünderer Vandamme, den ſelbſt die ſibiriſchen Wüſten wieder ausgeworfen hatten, bei dem gern verzeihenden Ludwig einzuführen.

Als ſo die Grundſteine feſt gelegt waren, fing man an, der Ausführung näher zu treten, und wenn wir vorher noch bemerkt haben, daß die Verbindung mit dem entfernten Buonaparte meiſt durch italieniſche Kaufleute, welche mit denen an den ſüdlichen Küſten wechſelten, erhalten wurde, ſo heben wir hier eine Meinung aus, welche um dieſe Zeit Süchet zu allgemeiner Billigung äußerte. Er ſagte bei ſeiner Anweſenheit in Paris zu den Verſchwornen:

„gehen wir jetzt nicht vorwärts, ſo gehen wir zurück. Der Friedensfuß, auf den die Armee geſtellt wird, verbürgert ſie allmählig. Der König ſchmeichelt ſich, an der Spitze der Armee Napoleons zu ſtehn, und ſie handhaben zu können. Er wird gemach eiferſüchtig auf die Rechte der Lilien von Frankreich. Man ſtelle ihm die Verluſte in Belgien vor, man mache ihn darauf aufmerkſam, daß in Wien gefährliche Pläne geſchmiedet werden, man mache ihm begreiflich, daß die Bewegungen in Italien Frankreich bedrohen könnten, und er wird leicht dahin zu beſtimmen ſeyn, daß wir Läger an den Gränzen beziehen.“

Der Vorſchlag geſchah, war aber nicht ſogleich ausführbar, ohnerachtet der König ihn billigte. denn die Kräfte zu einer ſchnellen Truppenbewegung fehlten. Die Herabſetzung aller Gehalte auf den Friedensfuß, machte den geldgierigen Generälen die Beeilung wünſchenswerth und warb noch immer mehr Anhänger, deren Anzahl und treue Anhänglichkeit immer größer wurde, als das Augenmerk der Regierung auf ihre ehemaligen Beſitzungen immer deutlicher ſich äußerte. Denn ſo hatte z. B. ſchon die Herzogin von Orleans das große Gut Chanteloup, welches als Nationalgut veräußert war, durch ein Billiges wieder gewonnen, und man ſprach bei Hofe laut davon, daß kein Käufer Recht zu einer Beſchwerde habe, wenn man ihn entſchädige; eine Sprache, welche Buonaparte, durch ſeine geheimen Agenten bei Hofe, den Generälen unbewußt, immer lauter zu machen wußte, um ſeine Inſurgenschefs in Bewegung zu erhalten, und ſich zu binden.

Ein Anſchlag auf das Leben des Königs geſchah; aber dieſer war nicht durch die Verſchworenen herbei geführt. Es war ihnen ſehr an der Erhaltung ſeines Lebens gelegen, da ſie ſeine Meinung, ſeinen Willen jetzt immer beſtimmen konnten, und ſein Tod konnte zu früh Bürgerkrieg erwecken, und fremde Truppen in das Land führen.

Endlich gelang es dem Marſchall Soult, den Kriegsminiſter Dúpont, der ein unerſchütterlicher Anhänger des König Ludwig zu bleiben ſchien, und welchen man bis dahin noch nicht in das Komplott hatte ziehen können, von dieſem ſo wichtigen Poſten zu bringen, und ſich hinein zu ſetzen. Der König nämlich beſchwerte ſich bei dem Marſchall Soult darüber, daß jetzt ſo viel Zügelloſigkeit bei der Armee einreiße. Dieſer bemerkte, daß daran wohl die wenige Strenge ſchuld ſein möge, und daß er ſchon willens geweſen ſei, Sr. Majeſtät ein Memoire zu überreichen, worin er Vorſchläge zu Reorganiſirung eines beſſern Characters der Truppen gemacht habe. Auf Begehr des Königs überreichte er ihm dieſes Memoire, der König las, prüfte, zog andere, davon mit unterrichtete Verſchworene zu Rathe, und — der Endzweck war erreicht.

Bei Hofe wunderte man ſich ſehr über dieſe Veränderung im Miniſterio, denn Soult war durchaus nicht bei Hofe und bei der königlich geſinnten Parthei beliebt, und der König ſelbſt hatte ihn dadurch zurückgeſetzt, daß er ihn nicht zum Pair des Reichs ernannte. Indeß beruhigte man ſich damit, daß dieſe Ernennung eine populäre Maaßregel ſei, wo der Monarch der Nothwendigkeit habe nachgeben müſſen. Denn Soult iſt der bekannte Liebling der Armee, er iſt mit Buonaparte's Soldaten erwachſen, er ſorgt, bei Ausübung einer etwas ſtrengen Mannszucht, für ſeine Truppen, er kennt die Schwächen des Volks und weiß durch eine hinreißende Suade den Krieger nach ſeinem Willen zu beſtimmen, und iſt dabei, was bei dem eitlen Menſchen von Einfluß iſt, eine ſchöne, imponirende Geſtalt.

Kaum hatte er ſeine neue Würde erhalten, als er eine ſtrenge Mannszucht einzuführen anfing, aller Willkührlichkeit keinen Raum mehr gab, die Ausſchweifungen der Einzelnen ſtreng beſtrafen ließ, die Officiere geringeren Ranges an Subordination erinnerte, und die Oeconomie der Unterhaltung der Regimenter noch mehr zu ſchmälern ſuchte. Dabei war er ſelbſt aber gegen Officier und Soldaten der freundlichſte, zuvorkommendſte Mann. An die Stelle der Ungebundenheit trat nun unter den Heereshaufen Mißvergnügen, Unzufriedenheit. Achſelzuckend ſagte er dann, ſo oft ſich nur eine Gelegenheit dazu darbot, daß er auf Befehl ſo handeln müſſe, und ſorgte dafür, daß dieſe ſeine Aeußerungen unter der Armee ausgebreitet wurden. Die Mißſtimmung der Truppen, nicht gegen den Kriegsminiſter, ſondern gegen den König, nahm daher von Tage zu Tage zu, und der Soldat ſehnte ſich in die Läger Buonaparte's zurück. So aber hatte man es gewollt; dieſe ſtrengere Behandlung ſollte bei dem Ausbruch der Revolution bei dem gemeinen Soldaten der Impuls ſein, aus der Gemächlichkeit des Friedens wieder herauszutreten zu wollen.

Der Marſchall Soult hat ſelbſt nachher es nicht verhohlen, daß er von jetzt an in einem ununterbrochenen Briefwechſel mit Buonaparte ſtand, daß er ſogar durch die Poſt Briefe von demſelben erhielt, und daß jener von Elba aus die Stellung der Truppen und ihrer Anführer vorgeſchrieben habe. —

Buonaparte's Kenntniß von allem ging jetzt ſchon ſo weit, daß er von Elba aus dem Carnot einen derben Verweis darüber zukommen ließ, daß derſelbe, vom Wein berauſcht, bei Aufhebung einer Berathſchlagung des Bundes das violette Band abzunehmen vergeſſen hatte, und mit demſelben in ſeine Wohnung zurückgekommen war.

Alle Saiten waren jetzt von Ney, Soult, Süchét u. ſ. w. in Frankreich angeſpannt, und ſie erwarteten nur das Signal, um loszuſtürmen. Ihr Augenmerk auf Bundesgenoſſen über die Gränzen von Frankreich hinaus zu richten, war den Inſurgentenchefs von ihrem Meiſter und Herrn ausdrücklich unterſagt, weil er dieſes wohl für zu gewagt halten mogte, und Mißgriffe dadurch entſtehn konnten, indem er früherhin, außer Dúroc, Talleyrand, Cambaceres und Sieyes ſchwerlich jemand in ſein geheimes Spiel mit dem Auslande hatte blicken laſſen. Daß die Explosion ſchnell, allgemein, erſchütternd ſeyn werde, darauf waren die Vorſchwornen vorbereitet. Die Arſenäle waren öffentlich und in's Geheim gefüllt, und die Truppen der Rebellen konnten ſchnell dahin concentrirt werden, wo ſie nöthig waren.

Buonaparte's erſter Plan ſcheint dies auch geweſen zu ſeyn. Von Elba ab hatte er nemlich ſeine Emiſſair's bereits nach dem unruhigen Pohlen geſchickt, um von dort aus, durch einen weiter ſüdöſtlich ſich verbreitenden Aufſtand, eine Vormauer gegen Rußland zu haben, und Preußen zu beſchäftigen. Dies war zu jenem Zeitpunkt, als auf dem Wiener Kongreß die Noten zwiſchen Oeſtreich und Preußen wegen der Integrität von Sachſen immer ernſthafter wurden. Dieſer Zwiſt ſollte Oeſtreich beſtimmen, an den ihm bedrohenden Bundeskriege entweder gar keinen, oder nur lauen Antheil zu nehmen, und wenn er im Norden auch Schweden für ſich in Bewegung zu ſetzen hoffte, ſo glaubte er auch bei den Mißhelligkeiten in Italien dort ſchnell eine Parthei für ſich gewinnen zu können, während die ottomanniſche Pforte den Zeitpunkt benutzte, das bedrohende Rußland anzufallen, das Schickſal Hollands und der

Schweitz noch nicht entſchieden war, und die Entſchädigung vieler deutſchen Fürſten noch im Dunklen lag.

Dieſe weitausſehenden Pläne ſcheiterten aber an der zu frühen Enthüllung von Bubenſtücken, welche damit verbunden ſeyn ſollten, die ihrer Schändlichkeit wegen im Dunkel bleiben, und der Nachwelt nicht verkündet werden ſollen. Er ſah den Zeitpunkt voraus, wo er vor den auswärtigen Mächten entlarvt da ſtehn würde; ſein Plan, für ſein alleiniges Intereſſe ganz Europa gegen einander unter die Waffen zu bringen, war für jetzt vereitelt, und die noch unentdeckte Verſchwörung in Frankreich war das Einzige, wozu er nun ſchnell ſeine Zuflucht zu nehmen, beſchloß. Soult erfuhr durch einen Pohlen, der nach Paris kam, mündlich den Plan Buonaparte's, mit ſeinem Bataillon alter Garde, den angeworbnen Pohlen, Korſen, und einigen Deutſchen an der Küſte des ſüdlichen Frankreichs zu landen, und eilte, an die Generäle Ney, Maſſena und Marchand die nöthigen Anweiſungen zu ſenden, das ganze Komplott aber auf ſeine Ankunft durch folgenden, vielfach abgeſchriebenen Brief vorzubereiten:

„Jetzt tritt die Zeit ein, wo wir handeln werden. Der Kaiſer nahet, ich mögte ſagen, ganz allein, ſeinen Getreuen, ſeiner Armee ſich in die Arme werfend. Wir werden durch Maaßregeln der Beſonnenheit ihn nach Paris führen, ohne daß ein Schuß fällt. Am Thron des Kaiſers ſehn wir uns wieder, und unter ſeiner Leitung werden wir die Gränzen, welche er für Frankreich zog, wieder aufſuchen ꝛc.“

Eine Abſchrift dieſes Briefes mußte in unrechte Hände gerathen, und ſoll die Urſach zu Soult's Entlaſſung geweſen ſeyn. Nur verdächtig konnte er aber dem Hofe erſcheinen, denn die Entlaſſung wurde damit bemäntelt, daß ſeine zu große Strenge mißfallen habe. General Clarke erhielt an ſeiner Stelle das Portefeuille.

Werfen wir nun einen Blick auf den grellen Kontraſt zwiſchen Ludwigs vertrauender Güte, und der Generäle falſcher Heimtücke, zwiſchen ſeinem Verzeihen, ihrem Verfolgen, ſeinem Glauben und ihrer ſchlauen Beredung!

Am Neujahrstage 1815, waren die Marſchälle um den König verſammelt, ihre Glückwünſche ihm zu Füßen zu legen. „Mit Vergnügen ſehe ich die Marſchälle um mich,“ ſagte er, „welche die Franzoſen ſo oft zum Sieg führten. Ich bin überzeugt, daß Sie daſſelbe thun würden, wenn ich Ihres Muthes bedürfte,“ und da hatten dieſe Ehrloſen ſchon längſt ſein Haus untergraben, und den ihm geleiſteten Eid der Treue gebrochen.

Im December ernannte der König vertrauungsvoll den Herzog von Albufera, Marſchall Süchét, zum Gouverneur des Elſaß, mit den Worten: „ich halte Sie für einen Mann von Ehre, und vertraue Ihnen mit dem Elſaß die Schlüſſel Frankreichs an; täuſchen Sie dieſes Vertrauen nicht.“ Dieſer Süchét, ein mißlungener Kaufmann, war doch noch zu etwas tauglich geweſen, denn er hatte in Spanien durch Grauſamkeiten aller Art ſich den Marſchallſtab von Buonaparte errungen.

Den General Jourdan ernannte der König zum Grafen des Reichs, den Graf Darú zum Armee-Intendant, Victor, Mortier, Oudinot, Augereau, Macdonald, und viele andere Großofficiere waren in ihren alten Rang getreten; dem General Hülin vertraute der König ſeine Hauptſtadt an, Volmy, Rapp und Maiſon, ſollten unter Anführung des Herzogs du Barry, — welcher freilich nur den Namen zu ſeiner Würde lieh — ſie decken, dem Marſchall Ney hatte er ſein ganzes Vertraun geſchenkt, und in ſein Haus geführt, — und wer zählt die Gunſtbezeugungen alle, welche er den Emporkömmlingen unter Buonaparte angedeihen ließ! Vor Dieben und Mördern kann man ſich ſchützen, dem offen ſich zeigenden Feinde kann man entgegen gehn, aber wenn das hingebende Vertrauen von ſo vielen mit Rang und Würden bekleideten Männern, die einer ganzen Nation vorleuchten ſollen, ſo ſchändlich gemißbrauch wird, dann hüllt ſich der Genius der Menſchheit i den dichteſten Trauerflor. Ludwig hätte mit Rech die Kreaturen des Uſurpators, welcher den Thro der Bourbonen ſchändete, dieſe Kreaturen, welch das Vaterland drückten, und aus den Thränen d Wittwen und Waiſen des Auslandes, aus den Flü chen ganzer Völker die Palläſte ihres Glücks au bauten, dieſe Ehrloſen hätte er des falſchen Theate pomps falſcher Würden berauben, er hätte ſie in d Staub treten können, aus dem ſie ſchnell emporg wachſen waren, denn ihn ſchützten auf dem Thro die Waffen edler Fürſten, die ihn auf dieſen Thr gehoben hatten; — doch er verzieh mit wahrhaft königlicher Huld und hoffte, durch die Dankbarkeit das zu erringen, was dem Heil des erſchöpften, kriegermüdeten Landes ſo wohlthätig geweſen wäre, — inneren Frieden. Bei wilden Thieren wohnt Erbarmen und Dankbarkeit. Der Löwe ſchützt Androkles, der ſeine Wunden heilte, die Wölfin ſäugt das römiſche Brüderpaar, der Tyger läßt den Wehrloſen vorübergehn, wenn die ihm angewieſenen Forderungen der Natur erfüllt ſind; — dieſe nimmerſatten Hyänen aber begehrten Blut, Raub, Brand und Mord, und traten das Heiligſte, was den Menſchen dem Menſchen verbürgt, den Eid, gottesvergeſſen mit Füßen!

Engliſche Miniſterialblätter ſogar wollen es ſpäterhin entſchuldigen, daß der Obriſt Campbell, welcher die Inſel Elba zu bewachen, ſtationirt war, Buonaparte aus ſeiner Verbannung entwiſchen ließ, daß er nur einmal wöchentlich durch die Korvette Rebhun, den Hafen von Porto-Ferrajo recognoſciren ließ, während er ſich in Florenz oder Livorno aufhielt; daß die Nachricht von dem Entweichen des Gefangenen ihm erſt zukam, als dieſer ſchon in Frankreich den Saamen der Zwietracht mit vollen Händen ausſtreute; allein iſt dieſes Verfahren zu entſchuldigen? Eine ſolche Stationirung iſt kein Invalidenpoſten; die behutſamen Britten vertrauten ihn gewiß einem thätigen Manne an, und ein Theil des Blutes, das ſchon gefloſſen iſt, und noch fließen wird, komme über ihn!

Buonaparte ſchiffte ſich am Abend des 26ten Februar 1815 auf der Brigg l'inconstante ein, und die Bombarde la stella nebſt noch einigen andern Fahrzeugen nahm ſeine Mannſchaft nebſt ſechs Kanonen, — die für ihn wichtige Feldbuchdruckerei nicht zu vergeſſen, — an Bord. In der Nacht drehete ſich der Wind, man ſah ſich am Morgen nur ſechs Stunden vom Abſeglungsort entfernt, und alles drang auf Rückkehr in den Hafen, zumal gänzliche Windſtille eintrat. Buonaparte mußte aber ſeiner Sache gewiß ſeyn, denn vertrauungsvoll befahl er, weiter zu rudern. Auf der Höhe von Livorno bekam die Flotille auch ein engliſches Kriegsſchiff und mehrere Brigg's ins Geſicht, die franzöſiſche Brigg der Zephir, ſegelte ſo nahe an ihm durch, daß man ſich durch das Sprachrohr anrufen konnte, ungehindert aber ließ alles ihn die See gewinnen.

Am 1ten März landete er bei Cannes, oh

fern Antibes, nachdem durch die Ungeſchicklichkeit ſeiner an das Land geſetzten Vorboten es ihm nicht geglückt war, daß der Kommandant von Antibes, Baron Corſin, ihn aufgenommen hätte. In der Nacht fertigte er Couriere an den Marſchall Ney, der mit 10,000 Mann Lion im Geſicht hatte, an den Marſchall Maſſena, welcher mit ſeiner Diviſion auch nicht weit ſtand, an den General Dûpont, und an den General Marchand in Grenoble ab. Erſteren ſchrieb er: „die Wellen haben mich willig wieder an das Land getragen, welchem wir Nationalehre und Nationalſtolz wieder gaben. Das Schwerſte iſt ſchon vollbracht. In kurzem werde ich in Paris ſeyn, von meinen Getreuen umgeben. Bis dahin tragen Sie die unerträgliche Maske, und melden Sie meine Wiederkunft weiter. Ich habe Ihnen jetzt das Signal aufgeſteckt, und wir werden durch gemeinſchaftliches Handeln, uns die Hände reichen, u. ſ. w. „An den General Marchand in Grenoble aber ſchrieb er: Sie werden der Erſte ſeyn von den Generälen, die in meinen Lägern mich umgaben, den ich wieder begrüße, denn bald werde ich in Grenoble ſeyn. Auf Befehl des Marſchall Soult, iſt Ihr Arſenal mit Waffenvorräthen aller Art gefüllt. Bewahren ſie dieſes, und Ihre Treue mir als ein Heiligthum. Wir werden der Waffen bedürfen, ehe wir wieder an den fernen Gränzen Belgiens ſind, deſſen Abreißung von Frankreich nicht zu ertragen iſt.“

Nach einem dreiſtündigen Bivouaque, brach er Morgens mit klingendem Spiel auf, nachdem vorher ſein kleiner Haufen einen Kreis um ihn geſchloſſen hatte, wo er folgende Rede hielt:

„Mit Schmerz habe ich es geſehen, daß meine getreuen Garden, für die ich in allen meinen Feldzügen väterlich ſorgte, die ich immer zum Ruhm führte, ſo lange thatlos auf den unwirthbaren Felſen eines Eilandes verweilen mußten. Meine Garden waren es, welche dem entarteten, ſchönen Frankreich Ehre, Ruhm und Glück wieder gaben. Der Kern, der alte Stamm dieſer Garden, führt mich jetzt wieder nach der, durch fremde Gewalt entweihten Hauptſtadt meines Reiches, und wird die Sonne des wieder alles beherrſchenden, alles beglückenden Frankreichs ſeyn. Sie wird dem Thron am nächſten ſtehn, und ihn ſchirmen für ewige Zeiten. Nicht als Feinde betreten wir dieſen Boden. Brüder werden Euch überall entgegen kommen, und Schaaren der Flehenden, ſie von dem unwürdigen Joch, as ſie tragen mußten, zu befreien. Kein Schuß ird fallen, und ohne Waffen können wir unter dem auten Jubel des Vaterlandes in Paris einziehn. Ich ebe Euch mein Kaiſerliches Wort, ſo wird es ſeyn. Wann ſahet Ihr je, daß ich Euch zu einem Unternehmen führte, ohne daß ich nicht der Folgen ſchon gewiß war? Siegreich rückten meine Garden, nachdem das Kapitol ſie geſehen hatte, in Wien, Berlin, und in der fernen Hauptſtadt der ruſſiſchen Czaaren ein, doch mit einem ſtolzern Selbſtgefühl betretet Ihr jetzt, meine Getreuen, die Hauptſtadt Eures Vaterlandes, um mit Euren harrenden Waffengefährten vereint, ſie zu der erſten, Völkerglück ausſtrömenden Stadt Europens zu erheben. — Edle Pohlen ſeht Ihr in Eurem Kreiſe, die, zürnend über den Sturz ihrer Freiheit, vertrauend ſich an uns ſchließen, großherzige Deutſche und Italiener, den Sclavenſinn ihres Vaterlandes nicht ertragend, ſuchten uns in Elba auf, und zieren unſern Kreis, und viele Eingebohrne von Korſika drängten ſich um mich her, ihren Landsmann zu ſchützen. Doch, bedarf ich eines Schutzes, ich, der ich unter meinen alten Waffengefährten gehe, bedarf Frankreichs Kaiſer, den der freie Wille der Nation auf den Thron hob, eines Schutzes, wenn er zu ſeinen Kindern eilt, ſie von einem unglücklichen Fall wieder aufzurichten? Auf denn! daß unſere dreifarbige Fahne wieder auf der Kuppel von notre dame wehe!“

Mit lautem Enthuſiasmus beantwortete der Kreis dieſe Rede, und der Zug wälzte ſich fort, einer Schneelavine nicht ungleich, welche in ihrem Sturz anwachſend, blühende Dörfer zerſtört, eine ganze Welt zu durchſtürmen drohet, und zuletzt, von der Sonne der Wahrheit getroffen, in Waſſer zerrint.

Die Nachricht von Buonaparte's Wiedererſcheinen ereilte ſchnell Paris; ſchneller beinahe noch hatte ſie Wellington in Wien. Das Volk nahm ſie für jetzt mehr mit Neugier, als mit Beſorgniß oder Freude, auf, denn man richtete ſeine Augen auf den Hof. Hier aber blieb alles ruhig, und keine bemerkbare Bewegung geſchah. Beſonders Macdonald und Mortier ſuchten die Königl. Familie davon zu überzeugen, daß von dieſem abentheuerlichen Zuge im geringſten nichts zu befürchten ſey, da Sr. Majeſtät ſich auf die Treue der Truppen verlaſſen könnten, und gewiß kein Zugänger von Bedeutung für Buonaparte's Sache ſich finden werde. Den König damit einzuſchläfern, bis es zu ſpät ſey, war auch der Zweck dieſer falſchen Beruhigungen falſcher Menſchen, und die erſten Erlaſſungen des Königs an die Pariſer, an die Armee, athmen dieſen Geiſt ſichrer Ruhe.

Nachrichten über Nachrichten kamen aber an, die Verſchworenen konnten es nicht hindern, daß der König nicht auch andere Rathgeber gehabt hätte, und der Herzog dü Barry, und der Herzog von Angouleme und deſſen Gemahlin, wie es wahrſcheinlich iſt, durch Clarke in Bewegung geſetzt, drangen in den König, die ernſthafteſten Maaßregeln ſchnell zu ergreifen.

Dies bewog denn den König, unter dem 7ten März ein Decret zu erlaſſen, worin es heißt:

> „Napoleon Buonaparte iſt für einen Verräther und Empörer erklärt, weil er ſich mit bewaffneter Macht in dem Var = Departement eingefunden. Es wird allen Gouverneurs ꝛc. und ſelbſt den bloßen Bürgern aufgegeben, auf ihn Jagd zu machen, (de lui courir sus) ihn zu verhaften, und ihn ungeſäumt vor ein Kriegs-

gericht zu führen, welches, nachdem es ſeine Perſon erkannt, gegen ihn die durch das Geſetz verfügten Strafen verhängen ſoll. --- Mit gleicher Strafe und deſſelben Verbrechens ſchuldig, ſollen belegt werden, die Soldaten und Beamten von jedem Range, welche den gedachten Buonaparte bei ſeinem Einfalle in das franzöſiſche Gebiet begleitet haben mögen, wenn ſie nicht binnen 8 Tagen von heute an in die Hände unſrer Gouverneure ꝛc. ihre Unterwürfigkeit bezeugen, u. ſ. w.

Außer dieſem, der Vertagung der Kammern, der Abſendung vieler Hofcouriere an auswärtige Mächte, ſollte ſogleich eine Armee von 80,000 Mann um Lion ſich zuſammenziehn, aus den Diviſionen der Marſchälle Ney, Maſſena, und aus andern, in und um Lion quartierten Truppen beſtehend, deren Oberbefehl Monſieur übernahm, welcher ſich ſogleich nach Lion deshalb begeben ſollte.

Die letztere Königliche Verfügung war den Verſchwornen nicht nach Wunſch, und Caulincourt ſchreibt an den Marſchall Ney:

„Der Graf von Lille *), iſt nicht davon abzubringen geweſen, den Graf von Artois an die Spitze einer Macht zu ſtellen, welche ſich bei Lion zuſammenziehn ſoll. Nehmen Sie daraus das Ihrige. Der Oberfeldherr iſt zwar gut umgeben, und die Nothwendigkeit, ſich zurück zu ziehn, ſoll ihm bald begreiflich gemacht werden; indeß, er iſt doch auch nicht ganz blind, und vorlaute Eiferer unſerer Sache haben ſchon bei Hofe Argwohn erregt. Wären die Bourbons jetzt zur Flucht zu bewegen, es wäre gut.“

Ludwig der Achtzehnte iſt nicht ganz frei von einer gewiſſen Furchtſamkeit für ſeine Perſon, und dieſe ſuchten Buonaparte's Gehülfen zu reißen, um ihn zu einer ſchnellern Abreiſe von Paris zu beſtimmen, jetzt, wo es ihnen nicht mehr nachtheilig werden konnte, wenn er die Zügel der Regierung fal-

---

*) So nannte Buonaparte und ſeine Anhänger Ludwig XVIII. Die franzöſiſchen Könige gaben nemlich den Prinzen von Geblüt ſolche Titel erblich, als Herzog von Anjou, Burgund, Graf von Lille, Provençe, Artois, daher die doppelte Taufe das Ondiser und baptiser. De la forçe Tom. 1, pag. 11.

len ließ. Zu dem Ende mußte er morgens in ſeinem Zimmer mit großen Buchſtaben unter dem Fenſterſpiegel die Worte: vive l'Empereur! angeſchrieben finden, Schmähſchriften, welche ſchon längſt gedruckt waren, wurden ſchnell in der Stadt verbreitet, unter den Soldaten riß, wie verabredet, eine Zügelloſigkeit ein, wie ſie nie geweſen war, es wurden Gerüchte von Verſchwörungen, von Ermordungen ausgeſprengt, und wahrſcheinlich gemacht; der Tumult auf den Straßen nahm ſo überhand, daß die Handelsleute ihre Laden ſchloſſen, und die Polizei mußte ſtrenge Maaßregeln ergreifen, um die Ruhe nothdürftig zu erhalten.

Unterdeß erhielt der König aus allen Theilen des Reichs von den Marſchällen und Generälen die beruhigendſten Nachrichten und die erneuerten Verſicherungen ihrer Treue.

So ſagt z. B. der General Maiſon in ſeinem Aufruf an die Soldaten, als er ſie gegen Buonaparte führen ſollte: „Soldaten! Eure Weiber und Kinder rufen Euch zu: rettet uns von der ſchmählichſten Tyrannei! Hört auf mein Wort. Ich habe von unten auf gedient, habe es immer gut mit Euch gemeint, habe ſtets meine Pflicht gethan, und es ſoll mir nicht leid ſein, auf dem Schlachtfelde zu bleiben, wenn ich nur den Troſt habe, zu ſehen, daß Ihr Eure Schuldigkeit thut."

Macdonald ſchreibt an den Präſidenten der Deputirtenkammer unter dem 14ten März: „wie gerührt ich auch darüber ſein mag, daß auf den Vorſchlag Sr. Majeſtät die Kammer mir eine Nationalbelohnung zuerkannt hat; ſo kann ich doch weder Dank noch Lohn dafür annehmen, daß ich ohne alle perſönliche Rückſicht das gethan, was Pflicht und Eid mir vorſchrieben."

Daſſelbe ſchreibt Mortier, der den General Druet wegen Verrätherei gegen den König hatte arretiren und Standrecht über ihn halten laſſen, an die Deputirtenkammer.

Maſſena ſagte am 9ten März zu den Marſeillern: „Einwohner von Marſeille! Verlaßt Euch auf meinen Eifer, und auf meine Anhänglichkeit an den König. Für ihn und ſeinen Thron will ich Leib und Leben laſſen."

Der Herzog von Belluno ſagte in Sedan zu ſeinen Truppen: „Soldaten! Ich kenne Eure Geſinnungen! Sollten die treuloſen Anſchläge Buonaparte's Anhänger finden, und zur Dämpfung der Meuterei wir aufgefordert werden, ſo wollen wir, unſrer Pflicht und Eide treu, dem geliebten Könige leiſten, was er von uns erwartet.“

Marſchall Oudinot redet alſo zu denen unter ihm ſtehenden 13,000 Mann: „Soldaten! Ich habe Euch nie die Unwahrheit geſagt, und dieſen Character werde ich nie verleugnen. Giebt es welche unter Euch, die es mit Buonaparte halten, ſo ſagt es frei. Ich will denen, die zu ihm gehn wollen, Päſſe ertheilen. Dagegen will ich wegen der Treue derjenigen, welche zurückbleiben, ganz ſicher ſein.“

Victor ſchreibt an die Officiers ſeiner Diviſion: „erklären Sie Ihren Regimentern beſtimmt, daß, wenn ſie ſich zu den Rebellen ſchlagen, der Krieg mit dem Auslande unvermeidbar iſt, und daß ſie alsdann das Blut, welches in dieſem Kriege fließen wird, zu verantworten haben werden. In dem Kampfe, der uns drohet, ſtehn Treue und Verrath, Gerechtigkeit und Bosheit, Ehre und Schande einander gegenüber. Zwiſchen dieſen beiden Partheien ſoll dem franzöſiſchen Militair die Wahl hoffentlich nicht ſchwer werden.“

Marſchall Ney ſchrieb an den König: „die Truppen, welche ich die Ehre habe, zu befehligen, bedürfen keines Aufrufs. Sie brennen vor Begierde, eine Meuterei zu dämpfen, welche den Namen der Franzoſen ſchändet, und ich wünſche, der erſte ſein zu dürfen, welcher Ew. Majeſtät die Nachricht von Beendigung der Händel zubringt. Bei der guten Stimmung der Armee und den getroffenen Maaßregeln werden die Unruhen beendet ſein, ehe das Ausland noch den Anfang erfährt.“

Außerdem erbat ſich Ney noch von dem König die Summe von 500,000 Fr., um das Ungeheuer Napoleon Buonaparte, bezwungen, in einem eiſernen Käfigt herbeizuführen.

Der Marſchall Süchet beeilte ſich, von Straßburg an den König zu ſchreiben: „im Süden des Königreichs iſt der nie ruhende Händelſtifter Buonaparte erſchienen, und wenn auch ſein Plan, Ew. Königl. Majeſtät Thron zu erſchüttern, nur ihn ſelbſt in das Verderben ſtürzen kann und wird, ſo beeile ich mich doch, Ew. Königl. Majeſtät zu verſichern, daß, wenn die Meuterei weiter um ſich greifen ſollte, was Gott verhüten möge, Ew. Majeſtät an den Truppen, welche unter meinen Befehl gegeben ſind, die treueſten Stützen des Thrones haben. Die Schlüſſel von Frankreich, welche mein König mir durch Anvertrauung des Elſaß mir überreichte, werde ich nur ſeiner höchſten Perſon wieder zurückgeben. Keine andere Macht ſoll ſie mir entwinden."

In Bourdeaux unterzeichneten General Daçean und die Militairchefs der dortigen Diviſionen die Verſicherungen ihrer Treue für den König, eben ſo ſtrömten die Addreſſen aus allen Departementsorten und Feſtungen dem Könige zu. Unter dieſen Umſtänden hätte ſchon viel Menſchenfeindlichkeit dazu gehört, wenn Ludwig einem Verdacht zu dem ſchändlichſten aller Verrathe hätte Raum geben ſollen; vielmehr wünſchte er ſich Glück, zu bemerken, daß er ſchon die Liebe ſeiner Feldherrn und ſeines Volkes gewonnen habe.

Buonaparte's Vorſchritte geſchahen, wodurch er ſchon oft ſeine Feinde überraſchte, mit einer reißenden Schnelligkeit. Er rückte gegen Grenoble vor, und als er ohnfern der Stadt angelangt war, führte er ſchon das ſiebente und eilfte Linienregiment, welche von Chambery kamen, mit ſich, und das vierte Huſarenregiment, welches von Vienne kam, ſtieß zu ihm, polniſche Lanzenträger aber machten ſeinen Vortrab aus. Obriſt la Bedoyere mit dem ſiebenten Regiment hatte die Bahn des Abfalls gebrochen, und Buonaparte ernannte ihn ſogleich zum Brigadegeneral, da er nach dem von Ney ihm eingeſandten Verzeichniß wußte, daß dieſer Obriſt alle Geheimniſſe der Verſchwörung kannte. Erſtere Regimenter gehörten zu des Marſchalls Ney und letzteres zu Marſchall Maſſena's Diviſionen. Die Beſatzung in Grenoble war nicht ſchwach, und ein Schwabe, der es ehrlich meinte, hätte hier Buonaparte wenigſtens vierzehn Tage aufhalten können, eine Zögerung, die er nicht ertragen und doch auch den, für den Augenblick wichtigen Punct nicht im Rücken laſſen konnte. Allein der Gouverneur, General Marchand, war mit dem von Paris aus zur Verſtärkung hingeſchickten General Miollis, der Meinung, daß bei den Unruhen der Soldaten an eine Gegenwehr nicht zu denken ſei. Sie ſelbſt aber, die Verräther, hatten dieſe Unruhen herbeigeführt, ſtanden ſchon längſt mit dem Inſurgentenchef in verrätheriſchem Bunde, und ohne Schwerdtſtreich zog dieſer ein.

Die ganze Beſatzung, das ganze Officiercorps ging zu ihm über, und jetzt erſt konnte er ſagen, daß er feſten Fuß nach ſeiner Landung gefaßt habe, was er denn auch an Maſſena und Ney durch ſogleich abgeſandte Nachrichten mit den Worten ausdrückte: a présent j'ai mis pied à sable, et les Bourbons n'existent plus!

Wie wäre ohne dieſes Einverſtändniß auch alles ſo theatermäßig möglich geweſen? Man hatte vor Grenoble einen Verſuch mit den Soldaten des Königs gemacht. Eine Diviſion von 6000 Mann mußte ihm am 7ten entgegen rücken, und die Avantgarde ſtieß auf ſeinen General Cambronne, mit dem ſie nicht parlamentiren wollte. Da näherte ſich Napoleon zu Pferde dem Bataillon, ſeine ihm folgenden Garden nahmen das Gewehr unter den Arm, und ſo rief er den Anrückenden zu: daß der erſte beſte Soldat, der es wolle, ſeinen Kaiſer todtſchießen könne. Der Theaterſtreich gelang, die Soldaten beider Theile umarmten ſich, und Grenoble war ſein.

Folgenden Tages verſicherte ihn die Municipalität der Stadt ihrer Treue und Gehorſams; ſeine erſte Verſicherung, die er von hier aus an das franzöſiſche Volk gab, war die der Wiederaufhebung der Droits reúnis, und in ſeinem prunkvollen Aufruf an die franzöſiſche Armee verſpricht er allgemeine Amneſtie, und Marmont, Herzog von Raguſa, und Augereau, Herzog von Caſtiglione, nennt er als diejenigen, welche allein die Urheber des bisherigen Unglücks durch ihre militairiſchen Mißgriffe geweſen wären. Nichts deſto weniger aber hatte er dieſen Augereau ſchon im verwichnen Jahre ſelbſt für die Verſchwörung geworben. Er begegnete ihm bei ſeiner Tranſportirung nach Elba am 24ten April bei Valence, ſtieg ſogleich aus dem Wagen, redete ihn mit den Worten an: Où vas-tu comme ça? Tu vas à la cour — und nun nahm er ihn am Arm, und führte ihn mit ſich fort, ſprach beinahe eine halbe Stunde vertraut und eifrig mit ihm, ſchied von ihm mit den Zeichen des Einverſtändniſſes, und rief dann dem General Bertrand in den Wagen: c'est pourtant un bon garçon, que ce fanfaron!

Als das einzige, was um dieſe Zeit von der Treue der Soldaten gegen den König anzuführen iſt, können wir nur ausheben, daß das Korps des General le Fevre Denouettes und das Küraſſiercorps ihre Officiers verließen, als ſie ſahen, daß ſie getäuſcht waren, und anſtatt wider Napoleon geführt zu werden, gegen Paris vorrücken ſollten, und in Paris machten die Verſchwornen, die den König umlagerten, hiervon ſo viel Aufhebens, als wenn nun keine anti-königliche Parthei mehr in der Armee exiſtire. Der verwegene Verſuch des General Lefevre auf Paris, heißt es in dem Miniſterialbericht an den König, ſei vereitelt durch den General Aboville und Major Lion, und mit wahrer Unverſchämtheit wird dem König die Treue der alten Garden für ihn gerühmt, welche doch Buonaparte in den Himmel erhoben.

Buonaparte hielt ſich in Grenoble nur ſo lange auf, als es nöthig war, und eilte nun gegen Lion, wo unterdeß Monſieur in Begleitung von Macdonald, Givion St. Cyr und Roger Donnas angekommen war. Marſchall Ney wurde erwartet; dieſer aber, ſtatt nach Lion zu marſchieren, nahm ſeine Richtung nach Lons le Saulnier, wo er die

Maſke abnahm, und ſeinen beiſpielloſen Verrath an dem guten Könige durch einen Tagsbefehl darthat, welchen er, von den Vorſchritten in Lion wohl unterrichtet, am 13ten März gab. Er ſagt: „die Sache der Bourbons iſt auf immer verloren. Die geſetzmäßige Dynaſtie, welche die Nation adoptirt hat, wird den Thron wieder beſteigen. Nur dem Kaiſer Napoleon ſteht das Recht zu, unſer ſchönes Land zu beherrſchen. Mag der Bourbonſche Adel wieder auswandern, oder ruhig in unſerer Mitte bleiben; dies iſt uns einerlei. Die Sache der Freiheit wird nicht mehr durch ihre unglückliche Gegenwart leiden. Sie wollten unſern militairiſchen Ruhm herabwürdigen, aber ſie haben ſich geirrt. Dieſer Ruhm hat uns zu viel gekoſtet, um ihn je vergeſſen zu können. Soldaten! Die Zeiten ſind vorüber, wo man die Völker nur beherrſchte, um ihre Rechte zu unterdrücken. Die Freiheit ſiegt, und Napoleon wird ſie befeſtigen. Mögten ſich alle Tapfere, die ich kommandire, von dieſer Wahrheit überzeugen. Ich habe Euch oft zum Siege geführt; jetzt will ich Euch zu jenen Tapfern führen, welche Napoleon nach Paris begleiten.“

Maſſena, der Liebling der Armee, weil man ſeinem Kriegsglück traut, ein Vertrauen, welches mehr vermag, als die meiſterhafteſten Pläne eines Feldherrn, der kein Glück hat, war bis jetzt niemandem treu geweſen, als ſeiner Bereicherungsſucht. Ein ſardiniſcher Unterthan von Geburt, kommandirte er ſchon 1798 en chef in Italien, machte 1799 einen guten Feldzug in der Schweitz, vertheidigte 1800 Genua ſehr tapfer und war nach dem Lüneviller Frieden ungewiß zwiſchen Moreau und Buonaparte. Im Jahr 1804 ging er als Marſchall nach Italien, und während der Norden Buonaparte beſchäftigte, hatte er nicht übel Luſt, im Süden ſich eine Selbſtſtändigkeit zu erringen, ſo daß er ſchnell unter einem Vorwande zu der Hauptarmee zurückberufen wurde. Denſelben Plan legte er ſpäter in Spanien an, und wenn er auch nicht an Buonaparte hing, ſo zog ihn die Neuerung an, ſo, daß er ein ſehr eifriges Mitglied des Bundes der Meineidigen wurde. Jetzt, nachdem er vorher dem Könige die heiligſten Verſicherungen ſeiner Treue gegeben hatte, und dieſer vertrauungsvoll ihn gegen Lion zu geſandt hatte, legte auch er, mit Ney zugleich die Maſke ab, und ſagte in dem Tagsbefehl zu ſeinen Truppen:

„Soldaten! Siegend gingen wir von einem Ende Europa's bis zum andern, und mit dem Loreer des Ruhms bekränzt waren Eure Waffen. Unnöglich konntet Ihr es ertragen, daß das Ziel Euer Ermüdungen, Eurer Anſtrengungen, Eures Ruhmes die Sclaverei ſei, unter der Ihr jetzt ſeufzet. Endlich iſt der Zeitpunct erſchienen, den Glanz Eures Ruhmes wieder herzuſtellen, zu vergrößern. Napoleon, Euer bewährter Feldherr, Euer Palladium in dem Kriege, in den Schlachten, ſt wieder unter Euch getreten, und geht nach Paris, den rechtmäßig durch Frankreichs freies Volk hm gegebenen Thron wieder einzunehmen. Alle Eure Waffenbrüder eilen ihm zu. Ihr werdet nicht die letzten ſein, ihn auf dieſem glänzenden Zuge begleiten zu wollen. Es wird mir eine große Freude ſein, Eurem verehrten Kaiſer die treue Anhänglichkeit ſeiner braven Truppen zuſagen zu dürfen.“

Auch Frauen der Marſchälle und Generäle waren in den Bund der Verſchwornen eingeweiht. Namentlich iſt die Gemahlin des Marſchall Maſſena auszuheben. Hätte ſie noch weibliche Ehre aufzuopfern gehabt, ſie würde ſie nach dem Einzug der Verbündeten in Paris der Intrigue geopfert haben.

Nicht umſonſt hatte Buonaparte ſein Augenmerk auch auf den weiblichen Hofſtaat gerichtet gehabt, wohl wiſſend, daß ein Weib oft mehr vermag, denn eine Armee. Die Truppen, welche in Lion verſammelt waren, getraute Monſieur ſich nicht gegen Buonaparte in das freie Feld zu ſchicken, denn ſehr weislich mußte er da gegenwärtig ſein, wo die Ungebundenheit einzelner Rotten vorbereitet war, und er ward bald von ſeinen Umgebungen, den verkleideten Abtrünnigen beſtürmt, nach Paris zurück zu eilen, da ſein Leben in Gefahr ſei. Er hatte aber zu gemeſſene Befehle, in Lion ſich zu halten, und verſammelte einen Kriegsrath, während Buonaparte's dreifarbige Fahne ſchon in der Nähe wehete.

In dieſem Kriegsrath, der aus den Anhängern Buonaparte's beſtand, und von deſſen Verſchwornen geleitet wurde, konnte denn freilich die Stimme des Prinzen nicht durchdringen, denn alle Generäle hielten es für eine militairiſche Unmöglichkeit, ſich hier zu halten, und Macdonald ſagte achſelzuckend: „ein kluger General weicht der Nothwendigkeit. Wenn wir auch den unhaltbaren, offnen Ort hingeben, ſo iſt für den König noch nichts verloren. Aus den hieſigen Seidenfabriken kann der

Rebell keine Soldaten machen, und aus den Gold- und Silbermanufacturen keine Kanonen und Kugeln gießen. Unſer Hauptaugenmerk muß ſein, die Truppen dem Könige zu retten, die Hauptſtadt zu decken, und an das dortige Korps des Herzogs du-Barri uns anzulehnen. Nach ſichern Nachrichten, die mir zugekommen ſind, thun Marſchall Ney und Maſſena, dieſe vielerfahrnen Feldherrn, deren Treue der König kennt, ſchon jetzt ein gleiches. Ehe dann der Rebell hier ſich ordnen kann, haben wir von Paris eine weit ausgedehnte Macht, die ihn überflügelt und umringt."

Um das Dringende dieſer Meinung dem Prinzen noch begreiflicher zu machen, hatte Macdonald dafür geſorgt, daß in dieſem Augenblick Deputirte der Kaufmannſchaft und Bürger Gehör verlangen mußten.

„Unmöglich," ſagte der Sprecher in der ihm einſtudierten Rede, „kann es der Wille des Königs ſein, eine ſeiner erſten Gewerbsſtädte verwüſten zu wollen. Lion aber wird verwüſtet, wenn es auch nur vier und zwanzig Stunden ein militairiſcher Punct werden ſoll. Von der Unhaltbarkeit iſt Soldat und Bürger überzeugt, und werden die Rebellenhaufen den Bürger nicht das entgelten laſſen, was nur Wenigen zuzurechnen iſt? Wir werden einen Aufſtand in der Stadt, wenn die Stürmenden erſcheinen, nicht abwenden können, und die große Stadt, welche ſo treu an dem Könige hängt, wird, ohne daß für die gute Sache durch einen augenblicklichen Widerſtand etwas ausgerichtet iſt, ſich umwenden und zu unſerer Betrübniß wird ſie dem ſüdlichen Frankreich bis an die Loire ein Beiſpiel geben, freiwillig die Thore zu öffnen, ehe noch Buonaparte's Rotten nahen."

Ohne etwas beſchloſſen zu haben, ging der Kriegsrath auseinander; der Königl. Prinz war irre gemacht. Buonaparte ſchrieb an ihn: „er möge ganz ruhig in Lion bleiben, es ſolle ihm nichts geſchehen," indeß die Nachrichten, welche überall eingingen von den Gewaltthätigkeiten gegen die Königlichen, und die ihn bedrohende perſönliche Gefahr beſtimmten ihn, am 10ten März nach Paris zurückzukehren. Wirklich entzog er ſich auch bei ſeiner Abreiſe mit Mühe der Ungezogenheit des Pöbels, und den Spottreden eines feſſelloſen Militairs. An Macdonalds Spitze ſollten die Truppen ſich gegen

Paris zurückziehn, nachdem, mit Schonung der Stadt, Buonaparte noch ſo lange als möglich vor den Mauern aufgehalten ſein würde, und vor ſeiner Abreiſe gaben Macdonald mit den übrigen Offiziers höhern Ranges dem Prinzen den Handſchlag, alles für des Königs Sache thun zu wollen.

Kaum war er abgereiſet, ſo ſchrieb Macdonald an Buonaparte: „Sire! Der Graf von Artois iſt abgereiſet, und Soldat und Bürger wünſcht den Augenblick heran, ſeinen Kaiſer wieder in dieſen Mauern zu ſehn. Hier wird mir das Glück noch nicht werden, meinen Degen zu Ew. Majeſtät Füßen legen zu dürfen, indem ich nach den mir gewordenen Anweiſungen die Bourbons noch begleiten ſoll, bis die Gehäſſigen die Gränzen Ihres Reiches verlaſſen haben.“

Macdonald that nun, als wenn er Vertheidigungsanſtalten treffen wolle, aber ein verabredeter Aufſtand hinderte ihn daran, und während er, mit dieſen Scheinbeweiſen ſeiner Treue für den König, ohne Heeresmacht nach Paris ſich begab, zog Buonaparte in Lion ein, empfangen von dem Jubel eines leichtſinnigen, ungetreuen Pöbels, und vergöttert von einer groſsen Zahl eidbrüchiger Truppen. Die Generäle und hohen Officiere beeilten ſich, ihm den Eid der Treue zu erneuern, und die Munizipalität überreichte ihm eine Addreſſe, voll der frechſten Schmeicheleien und der ungeziemendſten Ausdrücke gegen die Königl. Regierung.

Sogleich langten Adjudanten vom Marſchall Ney und Maſſena bei ihm an. Ney ſchrieb:

„Sire! Ganz Frankreich wünſcht ſich Glück, daſs die Zügel des franzöſiſchen Reichs jetzt wieder in den kraftvollen Händen ſind, denen ſie gebühren. Nehmen Sie die Huldigungen meiner und der mir untergebenen Officiere an. Durch den Bringer dieſes, meinen Adjudanten, den ich der Gnade Ew. Majeſtät empfehle, indem er mit vieler Thätigkeit und Beſonnenheit handelte für unſere Sache, welche lange in ein tiefes Dunkel ſich hüllen muſste, erwarte ich die weiteren Befehle meines Kaiſers.“

Ohngefähr eben ſo ſchrieb Maſſena, welcher letztere zu Bewachung des ſüdlichen Frankreichs, und zur Vereinigung der dortigen Truppen den wichtigen Auftrag von Buonaparte erhielt, indeſſen Ney den

Befehl bekam, den Flügel der Armee, welche gegen Paris ging, zu decken. In Auxerre ſtieß nachher der Marſchall Ney zu Buonaparte, der ihn mit einer Freundſchaft empfing, dieſes ſataniſchen Brüderpaars, und ihrer hölliſchen Genoſſen würdig.

Wie ſchlau alles berechnet war, davon nur etwas. Von Lion aus, mußten viele Privatbriefe in das ſüdliche Frankreich mit der Nachricht abgehen, der Kaiſer ſey umgekommen. Dadurch ſollten dieſe Provinzen in Ruhe erhalten werden. Eben ſo ließ er hier verbreiten, daß die Schweiz die Waſſen für ihn ergreife. Das ſollte Furcht einflößen. Er beſtimmte einen Tag im Mai, wo die Kaiſerin in Frankreich gekrönt werden würde. Das ſollte Vertraun gewinnen, und glauben machen, als wenn Oeſtreich für ihn geſtimmt ſey.

Daß vor Paris kein Aufenthalt für Buonaparte zu befürchten ſey, darüber liefen in Lion von den Pariſer Verbündeten die beruhigendſten Nachrichten ein, denn die Generäle: Maiſon, Rapp und Valmy verſicherten, daß ihre Korps vor Paris entweder gar nicht aufgeſtellt werden könnten, oder wenn es geſchähe, ſogleich zu Buonaparte's Heer ſtoßen ſollten, und für die Ruhe der Hauptſtadt bürgte der Königliche Oberbefehlshaber in der Hauptſtadt ſelbſt ſchriftlich.

So konnte denn Buonaparte jetzt die Minute beſtimmen, wenn eher er an der Barriere von Paris ſeyn würde, und der große Zug einer ganzen Armee von meineidigen Rebellen, unter der auch nicht ein einziger iſt, deſſen Namen die Geſchichte nicht mit Fluch belegen muß, wälzte ſich nach der alten Hauptſtadt der Capetinger hin,*) um des heil. Dionyſius geweihte Reichsſtandarte, in die blut- und mordbefleckten Hände eines Korſen zu geben **).

---

*) Hugo Capet, Herzog von Isle de france, Graf von Paris und Orleans ſetzte 987 die Krone von Frankreich auf ſein Haupt, und die nachherigen Linien von Calais, Orleans und Bourbon ſproſſen von ihm, daher auch die Bourbonen Capetinger ſind.

**) Dieſe berühmte Fahne des heil. Dionyſius erbten die Könige von den Grafen von Vexin; ſie iſt eine Reichskleinodie, wird bei Krönungen vorausgetragen, und iſt ein Nebenſtück des Reichswappens.

Der König ſah nun wohl die Nothwendigkeit ſeiner Abreiſe von Paris ein, allein es hielt ihm ſchwer, ſich von der Stadt ſeiner erlauchten Ahnen zu trennen. Immer noch glaubte er, daß die Ungetreuen bereuend ſich ihm zu Füßen werfen würden, und vergebend hätte er ſie wieder aufgenommen. Niemand aber erſchien, ſelbſt die Nationalgarden von Paris, welche noch am 19ten März dem König den Eid der Treue erneuert hatten, wendeten ſich ſogleich wieder ab, vielmehr war der Vortrab des Feindes ſchon vor Paris, in der Stadt ſelbſt brütete eine dumpfe Stille, wie vor einem ausbrechenden Gewitter, und mit blutendem Herzen verließ er ſeine Gemächer, in den Reiſewagen zu ſteigen. Er bemerkte, daß einem alten, treuen Kammerdiener die Thränen in den Augen ſtanden.

„Weine nicht, Charteret,“ ſagte er zu ihm, „dieſe Menſchen ſind nicht werth, daß man eine Thräne um ihrentwillen verliert.“ — Viele Packwagen waren vorausgegangen, auf den Weg nach Calais; den größten Theil des Kronſchatzes hatte der König gerettet, und ſo verließ er mit ſeiner Familie die Hauptſtadt, nachdem er kaum ein Jahr auf Frankreichs Thron geſeſſen hatte. Mit ihm gingen alle fremde Geſandte ab, nur der engliſche Geſandte Sommerſett, blieb dort, und kehrte erſt einige Zeit nach Buonaparte's Ankunft nach England zurück. Die Ausfertigung der Reiſepäſſe wird als die Aufenthalts-Urſach angegeben.

An demſelben Tage, am 20ten März, Abends um acht Uhr, kam Buonaparte in Paris an, mit einer ſehr geringen Bedeckung, in einem offnen Wagen, und in der Nacht verrichteten die Nationalgarden den Dienſt im Schloß. Die Stadt war am Abend erleuchtet, alles war ruhig, als wenn der tiefſte Friede herrſche, und erſt am folgenden Tage rückte ein Theil ſeiner Truppen in Paris ein.

Die Mummerei war jetzt überflüſſig, alle die Verräther, welche bisher im Dunkeln geſchlichen, brüſteten ſich laut mit der Rolle, die ſie geſpielt hatten und der erſtaunte Soldat, anſtatt dieſe Undankbarkeit, dieſe Falſchheit zu verdammen, rühmte ſie und iſt der Meinung, daß nur die große Armee ein ſo großes Werk beginnen und ausführen könne. So tief iſt die Moralität geſunken! Wehe dem gutmüthigen Regenten, der einer ſolchen Macht gebieten ſoll!

Von allen Seiten ſtrömten nun Buonaparte's Anhänger herbei und die Marſchälle und Generäle, welche zu dem engern Kreiſe der Verſchwornen gehört hatten, berichteten alle von einem guten Erfolg.

Marſchall Süchet ſagt in ſeiner Proclamation an die Straßburger Garniſon vom 22ſten März, „indem ſich Napoleon auf dem Thron befeſtigt, ſichert er Frankreich ſeine Verfaſſung, ſeine Unabhängigkeit und den Frieden. Niemals ſoll das Ausland auf unſere Regierungsverfaſſung Einfluß haben" und in einem Schreiben an Buonaparte ſagt er: „die feſten Plätze des Elſaß und Lothringens ſind für ihren rechtmäßigen, wieder errungenen Herrn, den Kaiſer Napoleon, geöffnet, und als Beweis meiner Wirkſamkeit ſende ich Ew. Majeſtät zwei Regimenter der alten Garde nach Paris, welche ihre alten Fahnen gerettet haben, und mitbringen."

Selbſt Augereau ſagte zu ſeiner Diviſion unter dem 22ſten März: „wir ſelbſt hatten, durch Buonaparte's Großmuth verleitet, geſchworen, andere Rechte zu vertheidigen; aber ſeine Rechte ſind unverjährbar." Auf Veranlaſſung des Graf Artois war er von Lion zurückberufen geweſen, und bei der mißlichen Rolle, welche er hatte ſpielen müſſen, indem Buonaparte auf ihn einen großen Theil der Schuld wälzte, konnte er nicht ſogleich wieder angeſtellt werden, vielmehr wurde er auf ſeine Güter verwieſen. Seine Diviſion erhielt Graf Lemarois, ehemaliger franzöſiſcher Gouverneur in Magdeburg, welcher dieſe Stadt ungern eher verließ, bevor er ſich ganz hatte voll ſaugen können.

Mortier und Macdonald begleiteten mit einer muſterhaften Heuchelei die flüchtige Königliche Familie bis Lille, und verließen ſie erſt dann, als ſie zu ihrem Machtgeber, Buonaparte, mit der Verſicherung zurückkehren, und öffentlich als Theilhaber an dem Komplott ſich zeigen konnten; wo ſie die Verſicherung mitbrachten, daß ſie in der Maske, als Königlichgeſinnte, dafür geſorgt hätten, daß die Nordfeſtungen für ihren Herrn und Meiſter ſich öffnen würden. Selbſt Prinz Berthier, der die Königliche Familie nach England begleitet, und dort mehrere Privataudienzen bei dem Prinz Regent gehabt hatte, iſt auf Urlaub, wie es ausgedrückt wird, zu ſeinem Schwiegervater nach Karlsruhe zurückgekehrt. Auch die Rolle Talleyrands an den fremden Höfen bedurfte nun eines ſo feinen Spielers nicht mehr. Carnot geht nun wieder Arm in Arm mit ſeinem Spießgeſellen, Fouchée, der Alba-Davouſt iſt Kriegsminiſter, Hülin Commandant von Paris u. ſ. w.

Vergebens ſah nun Buonaparte ſich nach einem Feinde um, den er in dem Gebiet des alten Frankreichs, wie es durch den Pariſer Frieden vorläufig wieder geprägt war, noch zu bekämpfen hätte, und mit Kaiſerlicher Freigebigkeit und Buonaparteſchen Verſprechungen beglückte er Marſchälle, Generäle, hohe Staatsbeamte, Lakaien, Ofenheitzer, Stallknechte, Poſtreiter, Tabuletkrämer und Bärenführer, jeden in ſeiner Art, wie ſie bei dem merkwürdigen Spiel, ſo er ſpielte, Rollen gehabt und ausgeführt hatten.

Dieſe Haufen aber, welche in Frankreich lagern, und jetzt blutgierig und beißhungrig über den Rhein hinblicken, nimmer werden ſie Soldaten, oder eine Armee genannt; meineidige, feile Miethlinge, eine Räuberhorde, ſey ihr ſchmachbedeckter Name! Dieſe Anführer des Komplotts, nie nenne man ſie Marſchälle, Generäle, Feldherren; zu Beelzebub's hölliſchen Dienern haben ihre Thaten ſie geſtempelt, und Welt und Nachwelt nennen ihre Namen mit einem: „Gott behüte uns!“ Er ſelbſt aber, für welchen die Sprache keinen Namen hat, bei deſſen Geburt die Gewalten der Hölle, welche ihn beſchenkten und ausſtatteten, ſich erſchöpften, glaubt er denn, mit dieſen gebrandmarkten Mordgeſellen ungeſtraft wüthen zu können, in der ſchönen Gotteswelt? — Das Richtſchwerdt ereilt ihn, und keine Hügel werden die Gräber ſeiner Raubgeſellen decken!

Nachſchrift. Alles was hier gegeben worden, iſt Wahrheit; ſie iſt beurkundet, und kann ſelbſt vor Buonaparte beurkundet werden, wenn er ſein, am 24ten März über Cenſur und Preßfreiheit gegebenes Decret nicht durchlöchern will. Wir hätten ſchon jetzt mehr Wahrheit geben können, wenn nicht die Zeit erſt vieles noch enthüllen müßte, was zwar bereits ſchon eingeleitet iſt, wo aber die offne That der geheimen Einleitung noch nicht folgte. Der fleißige Leſer, dem die Intriguen der Zeitgeſchichte nicht ganz fremd ſind, dem aus den Vorgeſchichten bekannt iſt, wie weit und fein die geheimen Fäden der Staatenverhandlungen ausgeſponnen werden, wird die Winke aufzufinden wiſſen, welche wir hin und wieder gegeben. Späterhin, wenn das große Werk ganz entfaltet, die Wahrheit von der Falſchheit geſchieden, das reine Korn von der Spreu geſondert iſt, werden wir hierauf zurückkehren dürfen, und es wird ſich zeigen, daß dieſe Winke nicht nutzlos in einer hiſtoriſchen Darſtellung da ſtanden.

III.

Auch ein Wort über die von Buonaparte verheißene Druck- und Preßfreiheit.

Buonaparte erſcheint in Frankreich wieder unter dem Mantel, als wolle er den Franzoſen die Freiheit wiedergeben. Doch es iſt Buonaparte, der das ſagt, und an die verheißene Freiheit iſt nicht zu denken, denn man erkennt, wie in der Fabel, den Eſel unter der Löwenhaut.

Wenn er das alles wahr machen könnte, wahr machen dürfte, und wahr machen wollte, was er, gleich nachdem er am zwanzigſten März in Paris eingezogen war, den Franzoſen verſpricht, ſo hätte er den Reunionsplan des vierten Heinrich zur Wirklichkeit gebracht, und aus fernen Gegenden würde das Volk hinſtrömen, dieſes Feenland der Träume zu ſehen. Den leichtgläubigen Franzoſen mag er durch dieſe Verheißungen des Seegens, den er mit vollen Händen ausſtreuen will, abermals in die Falle locken, kein Deutſcher wird das Gebrüll des Tygers verkennen, der die Stimme des Lammes nachahmen will.

Frühere Erfahrungen mußten Buonaparte davon überzeugt haben, daß ein Volk, welches auf Geiſtesbildung Anſpruch macht, Freiheit der Meinung, des Urtheils verlangt, und daß ungebührlicher Zwang der Druck- und Preßfreiheit daher eine Ausgeburt der Despotie iſt, wodurch der Fortſchritt der Aufklärung gehemmt wird, da keine Austauſchung der Ideen ſtatt findet, der freie Sinn des geltenden Kopfes ſich nicht in Schrift verkünden kann, und das Emporſtreben des Geiſtes durch den Pedantismus mechaniſcher Geſchäftsmänner gelähmt wird. Ein ſolches Volk bleibt auch nicht auf der errungenen Stufe ſtehen, nein, es fällt zurück in die Finſterheit vergeſſener Jahrhunderte, da in der geiſtigen und phyſiſchen Welt kein Stillſtand, keine Ruhe ſtatt findet. Druck in der Cenſur- und Preßfreiheit iſt auch nie eine Lobrede auf den Regenten, denn dadurch verkündet ſich eine dem Fürſten, dem Landesvater unwürdige Furcht.

— Mögen ſie reden und ſchreiben, was ſie wollen, wenn ſie nur den Geſetzen gemäß handeln! ſagte Friedrich der Zweite, und als ein Pasquill auf ihn am Schloß angeklebt war, ließ er es abnehmen, und niedriger hängen, damit die Leute es leſen könnten.

Wie wichtig Buonaparte, dem niemand eine große Kunde deſſen, was bei dem Volke anſpricht, ableugnen wird, dieſe Sache nahm, beweiſet der Umſtand, daß er durch eines ſeiner erſten Decrete (vom 24. März 1815.) alle Aufſicht über den Buchhandel aufhebt, alle Cenſur aufhebt, und ſelbſt der Moniteur iſt nun kein officielles Blatt mehr. Das hieße nun die Sache zu weit getrieben, darum fügt er die Maaßgabe hinzu: „jedoch ſoll jeder Schriftſteller die Wahrheit deſſen, was er anführt, auf Erfordern vor Gericht beweiſen müſſen.“

Dieſe Maaßgabe würde allerdings in jedem Staat, wo die Regierung gemäßigt iſt, den Mittelweg zwiſchen Druck und Ungebundenheit abgeben, allein, von einem Buonaparte ausgelegt, der ein Meiſter darin iſt, einen Sinn, der ihm nützlich iſt, in allen Urkunden zu finden, vernichtet dieſe Maaßgabe, die vorher verheißene Freiheit gänzlich wieder.

Bei der Aufſicht über den Buchhandel und den Druck gehört zu dem Intereſſe des Staats weſentlich nur das, was über Religion, den Staat und die Perſönlichkeit der Individuen geſchrieben wird. Was über die Religion geſchrieben wird, darüber wird theils Buonaparte leicht hinweg gehen, theils iſt auch der entartete Franzoſe nicht geneigt, über Religion etwas Neues zu leſen, und alſo wird in Frankreich nicht darüber geſchrieben.

Was aber dasjenige betrifft, wo über den Staat geſchrieben wird, ſo iſt zu unterſcheiden das Factum, das wirkliche Ereigniß, welches dem Leſer erzählt wird, von der Meinung, welche der Schriftſteller ſagt. Will ihm nun eine Unterſuchungsbehörde nicht wohl, will Buonaparte's Syſtem, daß ihm auf die Finger geklopft werde, ſo iſt er trotz jener allerhuldreichſt unter dem 24. März d. J. verheißenen Freiheit verloren, denn das Ereigniß kann er ſelten bewahrheiten, die Meinung niemals.

Was nemlich das Ereigniß betrifft, ſo reden wir hier von politiſchen Vorfällen, Verhandlungen, von Kriegsbegebenheiten und dergl. Der Schriftſteller iſt aber ſelten dabei geweſen, ſammelt auf ſeiner Studierſtube die Nachrichten aus öffentlichen Blättern, aus Privatcorreſpondenzen, hält das, was öffentlich Perſonen als gewiß verſicherten, für Evangelia, ſchreibt das nieder, was ein unangefochtenes Gerücht, das morgen vergeſſen iſt, verkündet; — da es aber kein officielles Blatt mehr giebt, ſo verwirft auch das Gericht die Berufung darauf, die Hinterbringer leugnen, die officiellen Perſonen bezüchtigen ihn der Verläumdung, die dabei geweſenen Erzähler ſind vorübergewandert; das Gerücht iſt verflogen, und der Schriftſteller wird ein Märtyrer der Wahrheit, die er geben wollte, und die er wirklich gab.

Die Meinung, das Urtheil des Schriftſtellers iſt aber beſonders das, was der Schrift Werth giebt, was frei ſich muß ergießen können, wenn eine Druck- und Preßfreiheit ſtatt finden ſoll. Kann aber der Schriftſteller ſchon mit leichter Mühe darüber, daß er ſein aufgeſtelltes Factum nicht in den Augen der Richter zu beweiſen vermag, dem Geſetz verfallen, ſo kommt es den Richtern auch gar nicht einmal drauf an, was er meinte, urtheilte, folgerte. Iſt nun aber von einer Schrift die Rede, die unleugbare Ereigniſſe aufſtellt, und glaubt der Schriftſteller, ſeine Meinung darüber unter dem Schutz jenes Decrets frei ſagen zu dürfen, ſo iſt er zu beklagen, wenn dieſe Meinung nur etwas enthält, was nicht nach Buonaparte's Willen iſt. Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine Meinung vor Gericht nicht bewieſen werden kann, allein das gedachte Decret nimmt es nicht aus, daß nicht auch die Meinung ſollte vertreten werden müſſen, und die Richter werden dem Angeſchuldigten ſagen: ubi lex non distinguit, nostrum non est, distinguere. *)

Zwar wird der Angeſchuldigte erwiedern, eine

---

*) Wo das Geſetz nicht unterſcheidet, können auch wir keinen Unterſchied machen.

bloße Niederſchreibung deſſen, was weltbekannt, hiſtoriſch wahr iſt, das iſt weiter nichts, als eine Chronik, eine Poſtille, die Meinung iſt es, wodurch der Schriftſteller, als ſolcher ſich beurkundet, die Meinung iſt es, welche das Publikum verlangt, in ihr beruhet der Austauſch der Ideen, das Fortſchreiten der Aufklärung, ohne Freiheit der Meinung giebt es keine Druck- und Preßfreiheit, es iſt eine abſolute Unmöglichkeit, die Meinung, welche in mir beruhet, außer mir dem Richter beweiſen zu ſollen, als Meinung liegt ſie außer dem Gebiet der Wahrheit, jenes Geſetz aber ſpricht nur davon, daß der Verfaſſer die Wahrheit deſſen, was er anführt, ſoll darzuthun im Stande ſeyn.

Eben darum, — wird der ſophiſtiſche Richter ihm das Urtheil ſprechen, — weil die Meinung auſſer dem Gebiet der Wahrheit unbedingt für den gegenwärtigen Augenblick liegt, darf ſie nicht geäußert werden, weil nur das die Preſſe ſoll paſſiren können, was dargethan werden kann und — der freimüthige Schriftſteller fällt in die Gewalt des ſchrecklichen Fouché und ſeiner Helfershelfer.

Dieſe Auslegung ſeines Geſetzes wird Buonaparte unbedingt ſich verſtatten, jenes Decret iſt alſo wieder eine von ſeinen gleisneriſchen Vorſpieglungen, wodurch er das Volk bethört, und viele Menſchen in die Falle locken und unglücklich machen wird. Soll auch das Urtheil, die Meinung bewahrheitet werden müſſen, ſo hat er die Druck- und Preßfreiheit noch mehr beſchränkt, als ſie ſchon war, und die Erfahrung wird lehren, daß wir unter ſeiner jetzigen, ephemeren Gewalthabung keine Schrift von einem Franzoſen zu erwarten haben, worin ſich die Wahrheit über Buonaparte, ſeine Helfershelfer, ſeine Handlungen und über die Lage des Reiches frei ausſpricht. Mögen allerdings wohl ſolche Schriften gedruckt werden, aber ein Fouché hat Gewalt, ſie zu unterdrücken, und Verfaſſer und Verleger vor ſein Gericht zu ziehn.

Was Schriften betrifft, worin über die Perſönlichkeit einzelner Individuen gehandelt wird, ſo dürfte wohl darin Buonaparte's Schlauheit, um doch ſeinem Decret etwas Haltbarkeit zu geben, jetzt nachſichtiger ſein, vorausgeſetzt nämlich, daß nicht ſeine und ſeiner nächſten Diener Perſönlichkeit angetaſtet wird. Das Publikum bekommt dadurch etwas zu leſen, das Gezänk vor den Tribunen wird allgemein mitgetheilt, und es iſt Privatſache des Beleidigten, ſich wieder öffentlich zu rechtfertigen, wenn er es vermag. Es iſt auch in der That nicht abzuſehn, warum Verbrechen, die jemand beging, nicht öffentlich durch den Druck dem Publikum ſollen dargelegt werden können. Die Strafe allein ſühnt das Verbrechen nicht, die öffentliche Bekanntmachung muß es thun, und dürfen auch noch unbeſtrafte Verbrechen durch den Druck bekannt gemacht werden, ſofern nämlich der Angeber ſich dabei erbietet, ſeine Angabe zu beweiſen, oder auch nur ſeinen Namen öffentlich nennt, ſo iſt dieſes die ſicherſte Controlle für die höchſte Staatsgewalt, daß ſubalterne Behörden niemandem durch die Finger ſehn oder durchſchlüpfen laſſen. Die unaufhörliche Klage des Publicums über Partheilichkeit iſt dann beſeitigt, und der muthwillige Verläumder ſowohl als der verſteckt gebliebene Verbrecher finden ihre Strafe, der Freiheit im Schreiben und im Drucken aber iſt dadurch ein großes Theil zur Erweiterung der Volksfreiheit zugelegt.

IV.

Schreiben Napoleons an die gegen ihn verbündeten Souverains vom 4ten April 1815.

(Mit Anmerkungen.)

Von dem nachfolgenden, getreu aus dem Franzöſiſchen überſetzten, Schreiben ſandte Napoleon Exemplare an den Kaiſer von Rußland, Kaiſer von Oeſtreich, König von Preußen und an den Prinz Regenten aus. So viel wir wiſſen, ſind ſie durchgehends unbeantwortet geblieben, ſo gut wie alle übrigen Verſuche, die er gemacht hat, mit den gegen ihn verbündeten Mächten einen Briefwechſel einzuleiten. Der Brief iſt zu unverſchämt, als daß er nicht allgemein bekannt gemacht, und mit Noten begleitet zu werden verdiente.

„Mein Herr Bruder! 1) Sie werden in dem Lauf des letzten Monats vernommen haben, 2) daß ich auf die Küſte von Frankreich zurückkehrte, mich nach Paris begab 3) und daß die Familie der Bour-

---

1) Zwar nennen ſich gekrönte Häupter im Briefwechſel unter einander „Monsieur mon frère!“ und zwar war nach Art. 2. des Pariſer Tractats dem Napoleon der Kaiſertitel und Rang auf Zeitlebens vorbehalten, auch ſagt das Staatsrecht: Character est indelebilis! allein ein Inſurgent kann aus jenem Tractat keine Rechte mehr für ſich herleiten, und hat den Status civilis verloren.

2) Ja wohl, vernommen, aber nicht mit Schrecken, wie du wohl wähnſt, doch aber mit Entſetzen darüber, daß auch eine Hyäne in Menſchengeſtalt es geben kann, die unerſättlichen Blutdurſt hat.

3) Mon entrée à Paris — wie frech! Als wenn es natürlich geweſen wär, daß es nur von ihm abgehangen hätte, ſo herein zu ſpazieren.

bens abreiſete. 4) Die wahre Natur dieſer Ereigniſſe ſoll Ew. Majeſtät jetzt dargethan werden. Sie ſind das Werk einer unwiderſtehlichen Gewalt, 5) das Werk des einſtimmigen Willens einer großen Nation, welche ihre Pflichten und ihre Rechte kennt. 6) Die Dynaſtie, welche die Gewalt dem franzöſiſchen Volk aufgedrungen hatte, 7) eignete ſich

---

4) Die Bourbons ſind alſo nur abgereiſet. Der Unſchuldige hat ſie nicht verjagt.

5) „nämlich," hat er hinzuzuſetzen vergeſſen, „der Gewalt, welche der Blutdurſt, die Herrſchſucht und die Tyrannenwuth über mich haben."

6) Hat er wohl eine einzige Urkunde vorgelegt, wonach die Nation ihn zurückberufen habe, geſchweige denn einſtimmig? Welche Unverſchämtheit alſo! Kennt die Nation ihre Pflichten, ſo kennt ſie auch ihren, Ludwig dem Achtzehnten geleiſteten Eid, und kennt ſie ihre Rechte, ſo ergreift ſie den Räuber, und überliefert ihn den Händen der Gerechtigkeit.

7) Welche Gewalt denn? Wurde nicht Ludwig frei-

nicht mehr für dieſes Volk; die Bourbons wollten ſich nicht nach den Gefühlen und Sitten deſſelben bequemen; Frankreich mußte ſich von ihnen trennen. 8) Die Stimme des Volkes rief nach einem Befreier; 9) meine Erwartungen, welche mich ver-

---

willig von dem Volk gewählt, bedurfte er noch einer Wahl, da er ein Recht auf die Krone hatte, und dieſem Recht nie entſagt hatte? Mit Enthuſiasmus nahm das Volk die weiße Cocarde, und trat die deinige mit Füßen.

8) Sofern totum pro parte gelten ſoll, und Buonaparte von ſeinen Soldaten, die er ſo meiſterlich gebildet hatte, und die er als das Volk betrachtete, ſpricht, ſo hat er recht, denn dieſe Soldaten hatten die Gefühle der Wolluſt, der Wuth, der Raubgier, und die Sitten des Betrugs, des Mordes und der Barbarei aller Art; die Bourbons hingegen haben die Gefühle der Liebe, der Sanftmuth, der Mäßigung, und die Sitten der Aufrichtigkeit, der Menſchlichkeit und der Achtung der Menſchenrechte.

9) Geſetzt, was nicht der Fall iſt, das Volk hätt nach einem Befreier gerufen, nach Dir gewiß nicht

mogt hatten, ein unerhörtes Opfer zu bringen, 10) waren getäuſcht. Ich bin gekommen, 11) und von dem Punct, wo ich das Ufer betrat, hat die Liebe meiner Völker mich bis in den Schooß meiner Hauptſtadt geführt. 12) Die erſte Sorge meines Her-

---

deſſen Hauch Gift, deſſen Worte Fluch, deſſen Handlungen Verderben ſind.

10) Bringt der ein Opfer, der, niedergeſchmettert von der höhern Gewalt, erwarten mußte, daß er dem Henker überliefert werde? Wenn er dies erwartete, was er erwarten mußte, ſo war er freilich getäuſcht.

11) Er braucht nie zu ſagen, ich bin gekommen, denn ſeine hölliſchen Begleiter, Krieg, Jammer, Elend, kündigen ihren hohen Herrn überall gleich an.

12) Das iſt ein grober Druckfehler. Es hat heißen ſollen: „mit derſelben ſchlauen Verwegenheit, mit welcher ich die Küſte durch meinen Fußtritt wieder beſudelte, wagte ich mich in die Hauptſtadt, da ich es nicht laſſen konnte, mich an dem Fluch der Völker über mich wieder zu erlaben.“

zens 13) iſt, ſo viele Zuneigung durch die Erhaltung 14) einer ehrenvollen Ruhe zu vergüten. 15) Die Wiederherſtellung des Kaiſerthrons war für das Wohl der Franzoſen nothwendig. 16) Meine ſüßeſte

---

13) Wenn er doch nicht immer von ſeinem Herzen reden wollte! Die Welt kennt ja dieſen dampfenden Keſſel, in dem die Quinteſſenz aller Höllenmaſſen ſiedet, ſchon genug.

14) Alſo er räumt doch ein, daß Ruhe da war; wozu braucht er alſo erſt noch uns mit ſeiner Gegenwart beglücken zu wollen, um ſie zu erhalten?

15) Hier iſt etwas ausgelaſſen; es ſoll nämlich weiter heißen: „und dieſe Ruhe wird beſtehn in dem ruhigen Schlaf, den Armuth jedem geben ſoll, in der Ruhe der Furcht und des Schweigens, welche von meinem Schreckensſyſtem ausgehn, und in der Ruhe des Grabes, welche ich jedem lebenden Weſen außer mir gern gönne, und zu befördern ſuche."

16) Hier iſt wieder ausgelaſſen: „Gründe dafür gebe ich nicht an, erſtlich, weil ich keine Gründe anzuge-

Hoffnung iſt, 17) dieſe Wiederherſtellung auch für die Befeſtigung der Ruhe Europens nützlich zu machen. Die Fahnen der verſchiedenen Völker ſind wechſelsweiſe mit Ruhm genug geſchmückt; 18) der Wechſel des Schickſals hat großen Umſturz, große Fortſchritte gezeigt. Eine ſchöne Bahn iſt jetzt den Regenten geöffnet, und ich bin der erſte, der ſie

---

den gewohnt bin, zweitens, weil ich keine Gründe habe."

17) Kann ein ſolcher Tyrann wohl eine ſüße Hoffnung haben? Wenn er den Begriff der Hoffnung verfolgt, ſo muß er doch vor dem zurückſchaudern, was ihn erwartet.

18) O! Nenne die Fahnen deiner räuberiſchen Horden nicht die Fahnen deiner Völker! Das Volk will von ihnen nichts wiſſen. Nenne das nicht Ruhm, wenn dieſe Horden dadurch vorſchritten, daß du Völkerrechte verhöhnteſt, mit allen Verträgen ein loſes Spiel triebeſt. Deine Liſt, deine Falſchheit ſiegte, nicht Held warſt du, nicht Helden hatteſt du, der Ruhm würde ſich mit der kleinſten deiner Kriegesthaten beſudeln.

betreten will. 19) Nachdem der Welt das Schauſpiel großer Kämpfe gegeben iſt, 20) wird es ſchöner ſein, fernerhin nur in den Vortheilen des Friedens zu wetteifern, und kein anderes Streben zu

---

19) Hierdurch räumt er doch ein, daß die Bahn, auf welcher er bisher wandelte, keine ſchöne Bahn war. Doch dieſes Einräumens bedarf es von ſeiner Seite gar nicht. Die Mitwelt fühlt es zu drückend, die Nachwelt wird mit Trauer die Periode nennen, in welcher dieſer zerſtörende Komet durch den Himmelsbogen ſchritt.

20) Alſo, die großen Kämpfe, welche, um ſeine nimmerſatte Herrſchſucht zu ſtillen, gegeben wurden, nennt er Schauſpiel. Freilich erinnert man ſich, daß er nach jeder Schlacht mit Wolluſt über das Schlachtfeld ritt, wo Haufen von Todten lagen, von Sterbenden röchelten, von Verwundeten jammerten, und ausrief: „hier iſt gut gearbeitet!“ daß er das blutgefärbte Schlachtfeld in den Schneewüſten Rußlands den ſchönſten Teppich nannte, und daß er lächelnd ſtill hielt, als die Berezina ganze Kohorten im Lauf mit fortwälzte.

kennen, als das Glück der Völker. 21.) Frankreich fühlt ſich glücklich darin, dieſen ſchönen Zweck aller ſeiner Wünſche ausſprechen zu dürfen. 22) Eiferſüchtig auf ſeine Unabhängigkeit wird das unwandelbare Grundgeſetz ſeiner Staatsklugheit die unbedingteſte Achtung der Unabhängigkeit der andern Völker

---

21) So viel Schaam, wenn man es ſo nennen kann, hat er denn doch noch, von dieſem edlen Streben nur in der Allgemeinheit zu ſprechen. Er wagt es nicht, zu ſagen, daß er ſelbſt dieſes edlen Strebens fähig ſei.

22) Das ſoll wohl heißen: „Frankreich fühlte ſich glücklich darin, dieſen edlen Zweck endlich einmal wieder ausſprechen zu dürfen, nachdem meine Gegenwart es nicht mehr drückte, ich die Geißel der Sclaverei nicht mehr ſchwingen konnte, und es wird dieſen Zweck erſt wieder ausſprechen können, wenn der Abgrund mich verſchlungen hat, denn, ſo lange ich lebe, glaube ich, auch in den tin erſten Kerker eingeſperrt, die Fackel der Bellona, welche bei mir Gevatter ſtand, und ihre Fackel mir zum Pathengeſchenk lieh, um nach Jahrtauſenden des wüthenden Laufes einmal ausruhen zu können, mein nennen zu dürfen.“

ſein. 23) Wenn dies, wie ich glaube, darauf vertraun zu dürfen, auch die perſönlichen Geſinnungen von Ew. Majeſtät ſind 24) ſo iſt die allgemeine Ruhe auf lange Zeit geſichert, und die Gerechtigkeit, welche auf den Thronen der Staatenreihe ſitzt, iſt allein genügend, die Gränzen zu ſichern.

Ich beehre mich u. ſ. w. 25)

Paris, den 15ten April 1815.

Napoleon.

---

23) Dieſes Urprinzip einer guten Staatsklugheit klingt abgeſchmackt in dem Munde eines Buonaparte.

24) Die hohen Verbündeten haben es wohl klar genug zu Tage gelegt, daß dieſes wirklich ihre Geſinnungen ſind. In einer großen Kleinigkeit war man nur bei der übergroßen, verſchwenderiſchen Güte zu genau.

25) Was hat Buonaparte mit dieſem Sendſchreiben eigentlich bezweckt? Er ſpricht immer von Frieden, und

doch iſt ihm nichts unerträglicher, als der Friede. Er kann ihn nun einmal nicht leiden, er iſt ſeiner Natur zuwider. Seine Vorgeſchichte lehrt, daß er immer denn den Frieden feil bot, wenn ſeine Sachen nicht gut ſtanden, und beſonders, wenn ſeine Heereshaufen nicht ſo recht an den Feind dran wollten. Ohnfehlbar hat er mit dieſer Grimaſſe daher auch nur das bezwecken wollen, um das bethörte Frankreich dahin zu haranguiren: „ihr ſeht ja, lieben Kinder, ich thue alles mögliche, um euch den Frieden zu gewähren, aber das Ausland will ja keinen Frieden mit euch; es will euch alle zermalmen. Ihr müßt nun daher ſchon ſo gut ſein, und unbedingt mit mir gehen." Aber Thor, der du biſt! Die Nacht, in welche du eine Zeitlang das Vertraun, den Glauben zu hüllen vermogteſt, iſt durch das ewige Geſtirn der Wahrheit zum Tage gelichtet, der Taſchenſpieler iſt für immer entlarvt, ſeine Kunſtſtückchen gelten nicht mehr, es will ſie niemand mehr ſehen, und der geringſte Mann in dem entfernteſten Dorf traut dir und deinen Worten niemals wieder, er folgt dir nicht mehr willig; nur eine Räuberbande magſt du um dich ſammeln, nicht ein muthentflammtes, edles Kriegsheer!

V.

Unterredung zwiſchen Napoleon Buonaparte und dem Marſchall Ney, im April 1815.

Buonaparte.

So weit wären wir denn nun wieder gelangt, Marſchall, durch unſere Schlauheit und die Bethörung der Franzoſen. Aber wie nun weiter?

Ney.

Auf dieſelbe Art, wie wir bis hieher kamen.

Buonaparte.

Glauben Sie? Ich nicht. Hier iſt der

Univ. Bibl.
München

Markſtein. Zwar haben wir neuerdings wieder die Erfahrung gemacht, daß der Pöbel leicht zu Empörungen geneigt iſt, und blindlings einem guten Leithammel folgt; allein, erwägen Sie wohl: der Pöbel iſt nicht das Volk, die Hauptſtadt iſt nicht die Provinz Jene hat ihren eignen, ganz beſondern Willen. Die Menge der Müſſiggänger, welche hier die Regierung in der Nähe ſehen und beleuchten, iſt zu fürchten.

Ney.

Man laſſe ihr dieſen Willen; man laſſe dem Kinde die Puppe, mit der es ſo gern ſpielt, und es giebt es gern zu, daß man ihm die goldnen Schauſtücke wegnimmt.

Buonaparte.

Die Königlichgeſinnten fürchte ich auch nicht beſonders; ſie werden zu wenig unterſtützt, und könnten ihr Haupt nur dann erſt erheben, wenn die Fremden, welche den Rhein entlang ſtehn, einen bedeutenden Sieg über uns erfochten hätten. Mehr aber ſind in der That die Jakobiner als dritte Parthei zu fürchten. Sie wiſſen, daß dieſes Geſindel ein Bedeutendes dazu beitrug, uns wieder hieher zu führen, jetzt aber glauben ſie, ich ſoll fernerhin ihre Maſchiene ſein. Sie werden ſchon wieder ſehr ungezogen, und nehmen überhand; die Zeiten von 1793 führen ſie zurück.

Ney.

Zu vertilgen ſind ſie nicht. Sie ſitzen zu feſt in ihren unzugänglichen Hölen.

Buonaparte.

Wiſſen Sie wohl, daß ich Sie auch lange Zeit für einen verſteckten Jakobiner gehalten habe?

Ney.

Dann müſſen Carnot und Sieyes es auch ſein. —

Buonaparte.

Dieſe beiden Schurken ſpreche ich durchaus nicht frei davon. Ich erwarte viel von der Reichsverſammlung, und nimmt das Geſindel zu ſehr überhand, ſo muß der Krieg mit den Fremden ſchnell losbrechen. In der dringenden Gefahr muß ja doch alles zu mir und meiner Armee flüchten, oder kann ich auch über dieſe nicht mehr willkührlich ſchalten?

Ney.

Aufrichtig, Sire! Sie haben dem Soldaten jetzt zu ſehr geſchmeichelt; er weiß, daß er Ihren Plänen unentbehrlich iſt, und pocht darauf.

Buonaparte.

Laß ihn pochen. Dahin wollen wir wohl ſehen, daß die Armee nicht ſoll willkührlich Kaiſer ernennen und abſetzen können, wie jene römiſchen Leibwachen, oder die türkiſchen Janitſcharen. Die Nothwendigkeit bindet die Armee an mich, ſie muß in ewiger Gefahr ſein, ohne mich durch das Ausland verſchlungen zu werden, ſie muß in ſteter Spannung mit dem Volke ſein, und im Frieden aufgelöſet zu werden fürchten. Der Marſchälle bin ich gewiß, denn ich habe ſie reich gemacht, und ohne mich verlieren ſie dieſen Reichthum. Sie ſehn, wie aufrichtig ich gegen Sie bin. — Aber die Hauptſtadt, die Hauptſtadt! — Ich glaube nicht, daß wir in einem Kriege, der ſich in die Länge ziehn kann, dieſe Gegend von vertrauten Truppen entblößen, und ſich ſelbſt überlaſſen dürfen. Es giebt der unruhigen, guten Köpfe, die leicht ihre Parthei finden, noch zu viele in Frankreich. Ich konnte ihnen nicht allen den Mund ſtopfen, und unſer brave Fouché iſt mit der großen Arbeit noch lange nicht fertig, ſie alle unſchädlich zu machen.

Ney.

Dieſer Miniſter, Sire, gilt Ihnen für die Ruhe des Landes mehr als eine Armee.

Buonaparte.

Ich habe ihm auch die kräftigſten Befehle zukommen laſſen, und ich weiß, er wird ſie ſtreng ausführen.

Ney.

Der Franzoſe hat in der That, als der Feind ſein Land betrat, zu viele Beweiſe ſeiner Erbitterung gegen alles, was die Waffen wider Frankreich führt, gegeben.

Buonaparte.

Ich habe die Berichte darüber mit Vergnügen auf Elba geleſen.

Ney.

Selbſt unſer Landſturm hat ſich trefflich genommen. Ueberall wo der Feind Quartier zu nehmen wagte, fand er magere Koſt, und ungenießbaren Wein.

Buonaparte.

Das iſt noch nicht genug; der Wein mußte vergiftet ſein.

Ney.

Die Bequartierten klagten, daß ihnen ſchon alles genommen ſei, und ließen in der Stille die verborgenen Vorräthe ſich wohl ſchmecken, während jene auf höhern Befehl mit der kümmerlichen Koſt zufrieden ſein mußten.

Buonaparte.

Glauben Sie, daß der Franzoſe den Werth, welcher in dieſe Mäßigung gelegt werden ſollte, anerkannt hat? Gewiß nicht! Der Beſiegte will, er muß von dem Feinde gedrückt, auf das Aeußerſte gebracht ſein, anſonſt ſchöpft er den Verdacht, dem Sieger hänge eine Furcht an, und das muß nicht ſein. Während des Krieges ein feindliches Volk durch Schonung und Liebe ſich gewinnen zu wollen, iſt Thorheit. Da machten wir auf unſern Zügen es anders; Schrecken ging uns voraus, und Verwüſtung und Vernichtung hing an unſern Ferſen. So werden wir es wieder machen. — Ja, glauben Sie mir, Ney, es koſtet unendliche Ueberwindung, ſo lange mich mäßigen zu müſſen. – Müſſen! — Habe ich doch dieſes Wort während meines langen Siegeslaufes gar nicht mehr gekannt, und jetzt ſoll ich müſſen? Fürchterlich werde ich dieſen Zwang rächen! Alles, weſſen das Ausland uns anklagen will, ſei nur ein kleines Vorſpiel geweſen. — Es iſt doch brav geplündert worden?

Ney.

Wenig, ſehr wenig, und auch dieſes nur vo den leichten Truppen, die nicht ganz im Zaum z halten geweſen ſind. Nur auf die Schlöſſer un Beſitzungen der Großen war es gemünzt. Ich weiß daß ein feindliches Detachement auf einem Schlo des General Vandamme nichts fand, kein Vie keine Menſchen, keine Vorräthe. Alles war i Gewölben ſo verſteckt, daß der Feind die Küh brüllen, die Schaafe blöken, die Menſchen ſpr chen hörte, und doch nichts finden konnte. E mußte unverrichteter Sache wieder abziehn.

Buonaparte.

Die Beſchreibung des Vandamme, dieſes braven Metzgers, wie er die Saison in Rußland zugebracht hat, machte mich lachen. Aber warum wurde das Schloß nicht in Brand geſteckt, oder, wenn der Steinklumpen nicht weichen wollte, eine Pulvertonne in einen Keller gelegt? — Ein einziger ſolcher Knall ſchallt von einem Ende des Landes zu dem andern, und öffnet Thor und Thür. Wir thun uns ſelbſt Schaden, wenn wir den Krieg führen, wie die Knaben, und unſere Büchſen mit Rüben laden. Wo die Furcht nicht herrſcht, wagt der Einzelne leichter ſeine Schlauheit an die Armſeeligkeit des Beſitzes. — Alſo Paris blieb ganz in Ordnung? Die Beſtien, der Marmont und Augereau! Warum ſchoſſen ſie es nicht ſelbſt in den Klump? — Das iſt mir nicht lieb.

Ney.

Nicht lieb?

Buonaparte.

Wurde Paris in einen Aſchenhaufen verwandelt, ſo hatten wir jetzt viele Tauſende guter Freiwilliger mehr. Der Menſch muß blutarm, halb zertreten muß er ſeyn, wenn er ein guter Soldat ſeyn ſoll; er muß außer ſeinem Degen und der Treue für ſeinen Feldherrn gar kein Eigenthum haben. Und überdem — der Menſch baut ja, wie die Schwalbe, das Neſt bald wieder auf. Das baut er dann beſſer, und das giebt ihm den Reiz der Neuheit in den unerträglichen, langen Friedenstagen. Das Wort: „Friede" ſollte gar nicht ſtatt finden; doch es findet auch nicht ſtatt; jeder Friede iſt nur ein Waffenſtillſtand. Der Brand von Paris hätte durch di ganze Welt geſtunken, und uns einen Schein für unſer Beginnen gegeben — wenn wir übrigens dieſe Scheins bedürfen. — Jetzt muß ich nun Frankreic in ſich ſelbſt erſt entzünden, Kaiſerliche, Königlich und Jacobiner müſſen ſich erſt wieder bei den Haare kriegen, der Feind von außen muß dazu erſt noc drängen, bis erſt ganz Frankreich ſich wieder vereinigt, und meine Rettungshand ergreift. — Die einziehenden Truppen nahmen ſich muſterhaft, ich wei es, aber um ſo mißlicher wird es ſeyn, die Stad zu entblößen, wenn wir den Feind aufſuchen. D Stadt hat nun geſehn, daß jene Feinde keine Menſchenfreſſer ſind, wie ich ſie immer geſchildert hab die Furcht vor ihnen iſt nicht mehr da, man thut alſ weniger für uns, ja, man ſehnt ſich wohl am Ende gar nach dieſem Feinde zurück.

Ney.

An letzterm zweifle ich ſehr. Selbſt die Frauen gebrauchten ihre Frauenwaffen trefflich. Man rechnet auf zweihundert feindliche Officiere, welche in Paris während der Umarmungen der Liebe von den Pariſerinnen ermordet wurden.

Buonaparte.

Ein würdiger Frauenverein, der einen ſpartaniſchen Charakter beweiſet. Und doch wollte man es uns als einen zu weit geſuchten Argwohn auslegen, wenn wir in Italien, Deutſchland, Pohlen, Rußland verlangten, daß die Frauen ſich erſt entkleiden mußten, ehe wir ſie mit unſern Gunſtbezeugungen beehrten?

Ney.

Sogar ein Thierwärter in der Menagerie hatte den großen Elephanten gereizt, ſo, daß dieſer auf ein, unmerkbar ihm gegebnes Zeichen wild würde, und ſo kam es denn, daß er eines Tages einen hohen preußiſchen Officier, und am folgenden Tage einen ruſſiſchen Obriſt faſt zermalmte.

Buonaparte.

Hätte er es doch gethan!

Ney.

Der Thierwärter aber erhielt auch dafür 14 Tage hinter einander ſeine gute Anzahl Prügel.

Buonaparte.

Nordiſche Sitte! Erkundigen Sie ſich nach dem Menſchen. Wenn er ſich ſonſt eignet, ſoll er in der Armee eintreten, und ſogleich ein Ehrenzeichen bekommen. Doch, Paris nicht aus den Augen zu verlieren, es wird noch unzufriedener werden, wenn ich jetzt noch mehr Kraftanſtrengung verlange, verlangen muß. Das Ausland können wir noch nicht wieder zu unſerer Schatzkammer machen, alſo muß die Pariſer Bank immer noch mehr Geld ſchaffen. Dem Mißvergnügen wird dadurch immer mehr Raum gegeben, aber ich werde in der That müſſen noch ernſthaftere Maaßregeln gegen die Bank ergreifen.

Ney.

Sie wurde ja ſchon einmal auf Ihren Befehl geſprengt, Sire! und alles blieb ruhig, einige kleine Auflaufe ausgenommen.

Buonaparte.

Zwar, die Volksmaſſe wird durch einen Gewaltſchritt gegen die Bank, der den Jacobinern gewiß gefällt, nicht in Bewegung geſetzt werden, denn dieſe Menge Hungerleider hat kein Intereſſe an jenem Gemeinſchatz. Wenn aber die Reichen auch arm gemacht werden, dann freuet ſich ſogar die Maſſe; dann hat ja das Lumpengeſindel die Gleichheit, um die es ſich ſeit ſo langen Jahren blutige Köpfe ſchlug. Geduld, euch ſoll gedient werden, ihr Neunundachtziger! — Das Murren der Reichen kann ich aber ertragen; es iſt nie von Folgen, weil ſie das Wenige, was man ihnen läßt, noch gern in Ruhe erhalten mögten, und krümmt ſich der Wurm, ſo haben wir den Schein des Rechts, ihn zu zertreten.

Ney.

Die Bank, Sire, hat aber weder ſo viel Geld und Koſtbarkeiten, noch kann ſie ſo viel anſchaffen, als zum Bedarf und zu Unterhaltung der Armee nöthig iſt. —

Buonaparte.

Sie muß, ſie muß! Ich habe zwar immer gegen das Papiergeld geeifert, und ich bin auch feſt überzeugt, daß es der ſicherſte Weg zum Sturz eines Staates iſt, aber ich that das nur ſo lange, als die Ausländer ihr Papiergeld vermehrten, während ihre Baarſchaft mir zufloß; jetzt mag denn aber immerhin auch mein Staat Papiergeld haben, denn dem Soldaten muß baar aufgezahlt werden; aus der Armee allein ſoll künftig hin mein Staat beſtehn. — Nur begreife ich nicht, wo alles Geld geblieben iſt. Es ſind doch ungeheure Geldſummen nach Frankreich gefloſſen, ungeheure Beuten aller Art ſind gemacht, und doch will das Land ſo arm ſeyn? — Ich glaube es nicht. Ich ſelbſt kann kein Geld ſchaffen; ich bin blutarm — der Rock, den ich hier auf dem Leibe trage, iſt noch nicht einmal bezahlt. — Hätte ich nicht noch in Genua die zwölf Millionen Francs negociirt, ich glaube, ich hätte nicht einmal von Elba fortgekonnt, ſie hätten mich gepfändet; — ſo ſtand es um mich. Und wie einfältig iſt hier gehandelt! Wäre das Vieh von General nicht geweſen, der mich glauben machte, daß Schwarzenberg mich bei St. Dizier verfolge, da es doch nur Wintzingerode war, und wäre das andere Rindvieh nicht geweſen, der mich bewog, nach Troyes abzumarſchieren, wo ich 40,000 Oeſtreicher aufzureiben gedachte, und nicht eine Katze fand, ſo wäre ich auf Paris marſchirt, und hier früher, als die Alliirten angekommen. Ich hätte hier anders aufräumen wollen. Nicht einmal den Kronſchatz und die Kleinodien hat man mir gerettet; die Menſchen ſind ſo ungeſchickt geweſen, daß ſie dieſe Beute dem Graf von Lille nicht einmal haben wieder abjagen können. --- Sagen Sie mir nur, wo ſind alle die Reichthümer geblieben?

Ney.

Ich glaube, Sire, daß noch Reichthümer genug in Frankreich ſind, aber ſie ſind nicht in Umlauf. Bei den beſtändigen Kriegen und bei der Gefahr, welche durch Kriege entſteht, hat ein jeder, der Geld erwarb, nicht mit dem Gelde gewuchert, denn die Regierung war aufmerkſam auf jeden Reichen, ſondern er hat eingeſcharrt, und das baare Geld in leicht fortzuſchaffende Koſtbarkeiten, die überall ihren Werth haben, umgeſetzt. Vieles baare Geld iſt auch in den Banken von Florenz, Genua, Venedig niedergelegt, das mehrſte aber iſt nach England gegangen, wo man es am ſicherſten hält. Der gegenwärtige Augenblick giebt den überzeugendſten Beweis davon, denn noch immer verlaſſen eine Menge Franzoſen Haus und Hof, und eilen nach England, wo man ſie gern aufnimmt, und wo ſie ihre Schätze, ihre Geldſummen aufbewahrt haben. Man hat hier ſeit 1789 die Ungewißheit des Eigenthums zu ſehr kennen gelernt; die Engländer nehmen es gern in treue Verwahrung, wenn es auch ihren Feinden, den Franzoſen, gehört.

Buonaparte.

Alle meine Maaßregeln gegen dieſes Ausſchleppen der Schätze haben alſo nichts geholfen? Sind es denn aber immer dieſe Inſulaner, welche in allem, was ich beginnen will, mich hemmen, oder die durch die Ausführung meiner Werke ſich allein bereichern?

Ney.

Ihre Regierung beſteht aus Männern, die wohl berechnende Kaufleute ſind!

Buonaparte.

Gern hätte ich dieſen neuen Krieg mit dem

Auslande noch eine Zeit zurückgehalten, und Federn hätten unterdeß gekritzelt, und meine neuen Duroc's und Tallyrand's hätten unterdeß gehandelt, bis ich ſelbſt mit meiner ſchweren Fauſt die eingelullten Herrſchaften überfallen hätte; aber die Manier geht nicht mehr; man traut mir nicht mehr, man hat mir zu tief in die Karte geſehn. Alſo vorwärts!

Ney.

Der Krieg wird aber nach allen Anſichten nicht wie ſonſt, mit einer von unſern Schlachten, der allenfalls noch einige Scharmützel nachfolgen, für dieſesmal zu Ende gehn. Die Alliirten ſcheinen dieſſeits des Rheins mehr auf feſte Stellungen, als auf ſchnelles Vorrücken ihr Augenmerk zu richten —

Buonaparte.

Sie zu überflügeln, das iſt nicht möglich, denn ſie haben ja alles, alles! und die Rheinlinien zur Schutzwehr. Ich ſehe das wohl ein. Man hat nicht nöthig, mich darauf aufmerkſam zu machen. Zudem fehlt es uns auch gar ſehr an Reiterei, und unſere Artillerie iſt ſchwach, nicht geübt, und ſchlecht bedient. Die Normänner und Limoneſer können das an Pferden nicht gewähren, was wir bedürfen. Bei dieſer Rüſtung vermiſſen wir die Deutſchen, polniſchen, ruſſiſchen und ungariſchen Pferde gar ſehr! Wir werden auch eine ganz andere Kriegskunſt finden, wenn ſie uns einen Fabius Cunctator entgegenſtellen. Doch, dieſe Stellungen, die ſie wohl aushalten können, erträgt Frankreich nicht lange, und je länger ich zögere, deſto übler wird es mit unſerer Armee. Der Franzoſe liebt das Schnelle, das Ueberraſchende; unſere Krieger fangen Grillen bei der Langenweile, Factionen ſpinnen ſich an, und ich fürchte immer noch das ſüdliche Frankreich. Man hat mich fallen geſehn, man mißtraut; ein überraſchender Hauptſchlag, und ich werde zum Gott erhoben, alſo vorwärts, vorwärts!

Ney.

Das iſt der brennende Wunſch der Armee, Sire! Aber wo? Wir ſehn nicht ab, wo wir mit Sicherheit vorwärts dringen können. —

Buonaparte.

Sicherheit! Sicherheit! Dieſe findet ſich, wenn wir vorgedrungen ſind. War ich bei meinem Vordrängen von Ulm auf Wien, war ich bei dem Wagſtück von Auſterlitz ſicher, die Feldzüge des erſten

Conſul in Italien nicht einmal gerechnet? Oder war ich bei Jena ſicher, wo ich den Bernadotte und Davouſt ſchon verlohren gab? Wie ſtanden die Sachen bei und nach der Schlacht von Eylau? Die Verwegenheit wird dem Feldherrn belohnt; durch ein Wagſtück werden wir den Sieg in unſere Hände ſpielen.

Ney.

Das Glück iſt ein Weib, und die Armee erinnert ſich des zweimaligen Zuges nach Rußland.

Buonaparte.

Das dürfen nur Sie, und auch jetzt nur, in dieſem Zimmer mir ungeahndet ſagen. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie vor Ihrem Kaiſer ſtehn. Die Welt mag meinen Zug nach Moskau abentheuerlich nennen, weil er mißglückte, aber er war wohl berechnet. Nach meinem Plan konnte ich ruhig Petersburg, wie damals vor dem Tilſiter Frieden, Königsberg, links liegen laſſen, und brauchte es nur zu beobachten. Hätte ich meine Armee in dem ungeheuren Moskau in die Winterquartiere legen können, ſo war Rußland gezwungen, mit mir Frieden zu machen, mit mir zu gehen. Dann hatte ich den Landweg durch Rußland und Perſien nach Indien gefunden. Ich ließ die vor Erſtaunen ruhigen Länder hinter mir, Rußland ging freundſchaftlich mit mir und ich drückte ein Auge zu, wenn es rechts ab auf die Türkei losmarſchierte.

Ney.

Die großen Günſtlinge des Himmels haben gewöhnlich nur eine unbedeutende Kleinigkeit, welche ihnen gefährlich werden kann; bei Ew. Majeſtät ſcheinen es die einäugigen Menſchen zu ſeyn.

Buonaparte.

Wie ſo?

Ney.

Der einäugige Nelſon zerſtörte unſere Flotten bei Trafalgar; der einäugige Roſtopſchin richtete unſere Landmacht dadurch zu Grunde, daß er Moskau in Brand ſtecken ließ. ---

Buonaparte.

Wer konnte aber auch ahnden, daß er ein Mittel ergreifen würde, welches die Geſchichte kaum kennt, welches nur tief im Norden ausgeſonnen werden konnte! —

Ney.

Wir waren aber im Norden, und das Mittel war gut, denn der Zweck wurde erreicht.

Buonaparte.

Haben Sie aber auch ein einziges Beiſpiel in der Geſchichte, daß eine Verbindung der Völker ſo aufrichtig, ſo gewiſſenhaft gehalten wurde, als die der Coalition iſt, welche wir gegen uns haben? Zwietracht darunter zu bringen, iſt nur doch durchaus unmöglich, ich habe alle Mittel vergebens verſucht.

Ney.

Sire, Sie lehrten die Monarchen erſt, wie vortheilhaft ein perſönliches Zuſammentreffen iſt; und ſind die Zuſammentreffenden Männer von Ehre und Treue, ſo muß der Bund wohl feſt beſtehn, zumal wenn die Gefahr gemeinſchaftlich und nahe iſt.

Buonaparte.

Soll das etwa eine Anſpielung auf mich ſein, als hätte ich dergleichen Bündniſſe gebrochen, und wär alſo kein Mann von Ehre und Treue? Nun ja, ich ſage Ihnen, ich brach ſie, es war meine Idee gar nicht, ſie halten zu wollen; meine Politik kennt keine Treue, alle Thaten müſſen von dem Egoismus ausgehn, und wenn es die Politik mit ſich bringt, ſchwöre ich noch zehnmal meinen Glauben ab, bete wen Sie wollen, als meinen Gott an, und ermorde mit eigner Hand, wen Sie wollen. — Aber Sie ſcheinen furchtſam zu ſein. Woher kommt es, daß ich bemerken muß, wie meine Generäle nicht mehr den unbedingten Muth haben, als ſonſt? Sie berechnen und erwägen jetzt, wo ſie ſonſt ſchon überzeugt waren, daß ſie den Sieg in den Händen hatten, wenn ich die Rollen austheilte. Glauben ſie etwa jetzt mehr Kriegskunſt gelernt zu haben? Soll dieſe Berechnung ein Studium verrathen, oder will der Schüler klüger ſein, als ſein Lehrmeiſter? Das alles paßt nicht in meinen Plan; Ihr alle ſeid Glücksritter, Maſchienen, Nullen ohne Nenner, und Ihr ſeid elende Würmer, wenn dieſes einzige Haupt Euch nicht aufrecht erhält. Aha! Jetzt habe ich's. Ihr habt Euch ſchon zu voll geſogen, und wollt die Bequemlichkeit des Beſitzes nicht verlaſſen. Nun wohl; ich werde die ſchlafende Tapferkeit nicht beſſer wieder aufwecken können, als wenn ich einen

Zunder unter die faule Gemächlichkeit bringe, und einen Köder für die Habſucht und Raubſucht, die doch bei Licht beſehn, der ganze Plunder Eurer Feldherrntalente iſt, aufſuche. Es ſei! Funfzig Procent werde ich auf die Güter der Generäle zu Beſtreitung der Kriegskoſten legen, und die Rückzahlung auf die zu erwartenden Eroberungen anweiſen. Jeder Marſchall ſuche ſie ſich aus der Provinz, die er in Beſitz nimmt.

Ney.

Dieſen Vorwurf verdienen wir nicht. Mein Kaiſer ſcherzt ſehr hart mit ſeinen Getreuen! Doch —

Buonaparte.

Ich geſtehe es, vieles iſt mir fehlgeſchlagen bei dieſer neuen Operation, aber ein vereitelter Plan muß zehn neue erzeugen. Italien mir ſchnell eigen zu machen, das iſt ſchon mißlungen, und doch wäre das ein wahrer Schatz für uns geweſen. Der Mürat iſt mir zu voreilig geweſen; er iſt ein guter Kavalleriegeneral, aber zu Intriguen taugt er nicht; er nahm die ſchlecht gewählte Larve zu ſchnell ab. In der Schweitz war unſer Unterhändler viel, viel zu langſam. Es war weit beſſer, die Schweitz hätte einen, ihr angebotenen fremden Schutz angenommen, als daß ſie jetzt mit 30,000 Mann eine Selbſtſtändigkeit behauptet. Dieſe Bündner ſind unwandelbar, wie ihre Alpen, und wir haben ihnen hin und wieder etwas arg mitgeſpielt. Sehe ich nach Oeſtreich hin, ſo hat es eine große Macht gegen uns aufgeſtellt, und der Soldat brennt vor Begierde, ſich wegen ſo vieler Niederlagen, ſo vieler Verheerungen zu rächen. Dann nun Preußen, das Preußen! Es hat mir von jeher jenſeits des Rheins im Wege geſtanden.

Ney.

Und ſeine Macht iſt ſehr groß, der Enthuſiasmus des Volkes ruhmwürdig. —

Buonaparte.

Wohl weiß ich das. Dazu kommt die eiſerne Unwandelbarkeit, und noch ſchlimmer iſt es, daß meine Krieger eine Scheu vor dieſen Preußen haben, die ihnen nicht zu benehmen iſt. Zwar habe ich in meinen Moniteur rücken laſſen: „daß bei dem neuen Aufruf weder ein Officier noch ein Soldat freiwillig ſich unter die Fahnen geſtellt habe,“ allein wie lange wird es dauern, ſo muß ich wiederum erklären, daß dies ein großer Druckfehler ſei. Und nun rechnen Sie noch dazu die Klugheit, die Mäßigung und die Feldherrngaben des Königs, ſeine guten Generäle, ſeinen nicht zu tadelnden Generalſtab —

Ney.

Ew. Majeſtät ſcheinen doch alſo auch die Möglichkeit eines ungünſtigen Ausgangs zu erwägen —

Buonaparte.

Habe ich darum Furcht, wenn ich ſage, ich habe einen großen Feind mir gegenüber? Noch immer wuchs mir der Muth mit der wachſenden Gefahr. Rußlands unerſchöpfliche Kriegsmacht ſteht uns auch drohend und rachekochend, daß ſie noch einmal den weiten Weg machen mußte, entgegen, und haben Sie je eine treuere Freundſchaft kennen gelernt, als die der ruſſiſchen und preußiſchen Regenten?

Ney.

Sie ſcheint mit einer ſehr guten Politik Hand in Hand zu gehen.

Buonaparte.

Sie entſinnen ſich noch, daß ich in meinen Moniteur rücken ließ, es ſei eine Schande beinahe, mit dieſen Koſacken kriegen zu müſſen, aber, wir haben ſie kennen gelernt. Ich gäb' ſogleich Anweiſung auf ein Königreich, wenn ich jetzt einen Koſackenpulk zu meiner Armee zählen könnte. — Da iſt denn nun auch das verhaßte Inſelvolk —

Ney.

Und es kommt dieſesmal nicht mit Gelde allein den nordiſchen Mächten zu Hülfe.

Buonaparte.

Den Wellington lernte ich damals ſchon in Spanien kennen; er war ein unerträglicher Zögerer, und hielt mich immer in meinem Siegeslauf auf. Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, ich ſtudiere die Charte und klügle hin und her, aber alles will dieſesmal nicht ſo recht paſſen. Wenn ich nur den Rhein ſo weg radieren könnte —

Ney.

Und vielleicht zwei Nullen an der feindlichen Kriegsmacht.

Buonaparte.

Freilich, das wär' noch beſſer; aber der Debit meiner Tagsbefehle geht nicht mehr in den öffentlichen Blättern. Hilf Himmel! Was haben wir darin der Welt nicht alles vorgelogen!

Ney.

Sire! Ich wage die Ungnade, aber ich wage ſie darauf. Wie wäre es, wenn Sie jetzt noch den Feinden einen Frieden anböten?

Buonaparte.

Man wird ihn nicht annehmen. Doch — reden Sie. —

Ney.

Sie erklären ſich bereit, Frankreich zu räumen. —

Buonaparte.

Wenn es ſein müßte, allenfalls! Weiter —

Ney.

Sie verlangen freien Abzug auf Elba —

Buonaparte.

Das geht nicht. Dort ſchlägt man mich todt, und freien Abzug verwilligt man mir nicht, denn ich bin ja ſchon für vogelfrei erklärt. Wenn ich freien Abzug verlange, ſo heißt das ſo viel, der Feind liefert mir die Engländer aus, als Gefangne, Rußland, Preußen, Oeſtreich, der Rheinbund, alles kehrt in die gute Ordnung, welche ich einführte, zurück, und ſie verſtatten es, daß ich durch ihre ihnen zurückgegebenen Länder ziehe, um einen Beſuch in Indien abzuſtatten. — Nun weiter.

Ney.

Sire! ich habe ausgeredet. —

Buonaparte.

Alſo, mit Ihren Friedensvorſchlägen war es nichts. Vorwärts alſo, und an Ort und Stelle wird ſich das „wie und wo“ ſchon finden. Unerträglich iſt es mir auch, hier noch länger zu ſitzen. Dazu beſtürmt mich meine liebe Familie immer mehr.

Alle wollen ſie jetzt Geld von mir haben, und ich habe doch ſelbſt nichts! Ich habe ihnen doch allen gute Pfründen gegeben, aber keiner hat ſich zu nähren gewußt. Der Luzian, über den ich mich oft geärgert habe im Stillen, hat es am Ende doch wohl am klügſten gemacht. Noch anfangs 1807 bot ich ihm ein Königreich an, und meldete ihm, er ſolle nur wählen; da erwiederte der Unverſchämte: nun gut, ſo ſolle ich ihm England geben! Er mag es mir daher nicht verdenken, wenn ich ihn jetzt ſehr kalt aufgenommen habe.

Ney.

Tröſten Sie ſich damit, Sire, Undank iſt der Welt Lohn.

Buonaparte.

Sie haben Recht, und meine Entſchlüſſe für die Zukunft ſind auch ſchon gefaßt. Sollte Europa undankbar gegen mich ſein, wie es den Anſchein gewinnt, ſollte es alles das Gute, welches ich ihm darreichte, nicht als gut anerkennen wollen, das heißt: ſollte es mir nicht möglich ſein, die Alleinherrſchaft über dieſe Halbinſel zu erringen, ſo werde ich dieſe unwürdige Erdſcholle verlaſſen, und der fernern Herrſchaft ihrer bisherigen Regenten preis geben; ich werde mich zurückziehn. —

Ney.

Sire! Sie erſchrecken mich! Sie wollen doch nicht —

Buonaparte.

Kurzſichtiger Thor! Sie glauben doch nicht, daß ich dann dieſe Hand, welche eine große Krone auf dieſes Haupt ſetzte, dann gegen mich ſelbſt wenden würde? Beim Teufel! das wäre dieſer kleine Kriegshader nicht werth! Nein! Ich fühle es in mir, daß ich zu etwas größerm aufgehoben bin. Eben ſo, wie nie, in den hitzigſten Gefechten, eine feindliche Kugel mich traf, ein feindlicher Reiter mich ereilte, eben ſo wie alle Anſchläge auf mein Leben vereitelt wurden, und gemeines Gift an mir abgleitet, eben ſo werden Sie ſehen, daß in dieſem neuen Kriegestanze, wenn alles ſchief geht, ich mich mit den letzten Trümmern meiner Getreuen zu retten wiſſen werde.

Ney.

Dahin wird es ja nicht kommen.

Buonaparte.

Aber es kann dahin kommen. Ihre Furcht, Ihre Ahndung blickt durch; ich kenne die Gefahr ſehr wohl. — Wir ſchiffen uns dann ein, und kreutzen gegen die afrikaniſchen Freiſtaaten. Mein Schwager Mürat ſtoßt zu uns. Es iſt mir eine wahre Kleinigkeit, dieſe Striche zu erobern. Herrliche Länder! Da giebt es noch Menſchenleben in Fülle und Menge, die ich für mich in Bewegung ſetzen kann. Die europäiſche Halbinſel läßt uns in Ruhe, froh genug, uns los zu ſein. Algier, Tunis, Tripolis, Fetz und Marocko werden ſchnell militairiſch gebildet, und der erſte Grundpfeiler meiner neuen Macht. Meine Mutter und den Vielfraß, den Feſch, werde ich dann ſogleich von der Taſche los; ſie mögen Chriſten machen, und es ſich gut bezahlen laſſen. Aus Europa werden bald viele hundert Tauſende von Abentheurern, die wir hier dazu machten, zu mir hinüber ſtrömen, und wir können uns nun ſchon weiter ausdehnen. Wir ſpazieren ſodann die Küſte des mittländiſchen Meeres entlang; in Egypten kennt man mich ſchon; theilweiſe habe ich mich dort furchtbar gemacht, theilweiſe habe ich dort einen großen Anhang und den Prieſtern kann ich darthun, daß ich beſchnitten bin.

Nun iſt der junge Mutterſtaat ſchon weit größer und ſchöner, als der, welchen ich verließ. Von da ab ſetzen wir den Fuß weiter. In Arabien laſſe ich den Mürat als Stadthalter zurück; er ſoll mir dort eine treffliche Reiterei bilden. Das ſchöne Perſien fällt uns unbedenklich zu; der arme, umherwandernde Jerome ſoll es zur Entſchädigung erhalten, und er wird unbedenklich damit zufrieden ſein. Sein Harem wird der erſte in der Welt werden, und Europa wird ihn beneiden. Für unſere Hofhaltung ſoll er denn jährlich eine Anzahl Frauen ſenden, und wir werden damit viel ausrichten, wenn wir hin und wieder Geſchenke damit im Norden machen. Die Innenländer erobern wir ſodann nach und nach, je nachdem unſere Armeen anwachſen, und entfernt oder beſchäftigt werden müſſen.

Ein Adjudant (tritt ein.)

Sire! Ich bin der Ueberbringer von zwei ſchlimmen Botſchaften. Die Spanier rücken nun wirklich über die Pyrenäen vor, und nicht allein in dem ſüdlichen Theil, jenſeits der Loire, ſondern auch nördlich, über Amiens hinaus, zeigt ſich ſchon wieder die weiße Kokarde —

Buonaparte.

Weiß iſt die Farbe der Unſchuld und der Furcht; ich mag ſie nicht leiden. (dem Ney auf die Schulter klopfend) Wie ſteht es nun um mein Europa, Prinz vom Kaukaſus? Gefällt es Ihnen, wenn ich in dem neuen Reich dieſe Schlüſſel gegen Rußland Ihnen anvertraue?

VI.

Der wilde Eroberer.

Du! der mit des Cherub Flammenſchwerdte
Länderſtürmend durch das Weltall tobt;
Der die heil'gen Laren ſtürzt vom Herdte,
Du! den kaum des Abgrunds Hymus lobt;

Du! der alles Göttliche vernichtet;
Selbſt Geſchöpf, Anbetung ſich erzwingt;
Der auf blutbeflecktem Throne richtet;
Der nach eines Gottes Herrſchaft ringt;

Deſſen Blick ein Paradies verpeſtet;
Dem die Erde nur ein Todtenhaus;
Der in niegezähltem Fluch ſich mäſtet;
Der nur lebt in wildem Kriegesgraus; —

Biſt Du glücklich auf dem öden Sitze,
Den Du, fern von Menſchen, Dir gebaut?
Haſt Du in des wilden Tages Hitze
Auch wohl nach dem Abend hingeſchaut?

Ha! So weit Dein Herrſcherblick nur reichet,
Siehſt Du nur in Wüſteneien hin;
Eine Welt voll Leben iſt erbleichet;
Keine Freude jubelt zu Dir hin!

Was einſt grünte, iſt jetzt öde Stätte;
Wölfe heulen, und der Rabe ſchreit;
Schau! des Abgrunds Geiſt gewann die Wette;
Alles Leben iſt vermaledeyt!

Todesgraun nur ſchleichet auf der Erde,
Die Dein fluchbeladner Fuß betrat,
Und Dein hohles Schöpfungswort: es werde!
Nimmer weckt es die zertretne Saat!

Freude mit den luſtigen Begleitern
Kehrte zu den Himmeln wieder heim,
Und auf Deiner Höhe ſchwachen Leitern
Stehſt Du, ſelbſt Dein Schreckbild, ganz allein!

Einen Erdkreis haſt Du Dir errungen,
Mit der eh'rnen Fauſt ihn Dir vereint,
Viele tauſend Knechte Dir erzwungen,
Doch – wo bleibt das Göttliche, der Freund?

Wenn der Sclav anbetend niederſtürzet,
Iſt das Wolluſt Deiner Majeſtät?
O! wie gern ſäh' er Dein Blut verſprützet,
Daß der Freiheit Fahne wieder weht!

Suchſt Du Liebe? — Ruf' dem Echo wieder!
Schaudernd kehrt die Liebe bei Dir um.
Nur der Uhu krächzt Dir Liebeslieder,
Und der Nachtgeiſt ſchwirrt um Dich herum.

Wer mit Sicheln der Zerſtörung mähet,
Wer den Purpur färbt in Völkerblut,
Erndten ſoll er, was er ausgeſäet;
Ihm erſteht die gift'ge Drachenbrut!

Einſam ſitzeſt Du auf Schädel-Throne,
Zerrbild eiſerner Nothwendigkeit,
Und Dein Name flammt durch jede Zone;
Wirſt gerühmt als Geißel ſchwerer Zeit!

Pochſt Du auf das Monument der Zeiten?
Auf Dein Urtheil, das erſt Zukunft ſpricht?
Heißen wird's in ſpäter Zukunft Weiten:
Dieſer fiel auf ſeinem Hochgericht!

„Ha!" Was bebſt Du geiſterbleich zuſammen?
Iſt ja nur des Blitzes mattes Licht!
Sind's noch nicht, des Weltgerichtes Flammen,
Wo der Rache Gott Dein Urtheil ſpricht!

VII.

Miſcellen aus der Zeitgeſchichte.

Buonaparte ſoll nachträglich, unverſöhnlich ſeyn, ſeine Rache ſoll keine Gränzen kennen. Das ſcheint aber nicht der Fall zu ſeyn. Als nemlich Paris im Jahr 1814 den verbündeten Mächten ſeine Thore geöffnet hatte, war er höchſt aufgebracht darüber, und in ſeinem letzten Armeebefehl ließ er ſagen: „der Kaiſer hatte der Hauptſtadt Paris die Pfänder ſeiner Liebe und der Nationalehre anvertraut, und ſie hat ſolche ſchändlich verrathen. Die Stadt konnte ein Abgrund werden, der den Feind verſchlang, und ſie hat es vorgezogen, lieber mit allen ihren Hülfsmitteln ſich ihm zu übergeben. Der Kaiſer hat verordnet; Paris aus der Liſte der guten Städte auszuſtreichen; ſein Lager wird künftig ſeine Hauptſtadt ſeyn.“ — Jetzt aber, in einer Proclamation aus Bourgoing vom 8ten März 1815 erklärt er, daß er ſich vorgenommen habe, Paris zu der Königin der Städte, zu dem Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften zu machen. — O! des allzugütigen, verzeihenden Buonaparte!

Kürzlich verlangte das Parterre in einem der Boulevard-Theater von Paris, daß das ſonſt beliebte ça ira! aufgeſpielt werden ſolle. Non! non! ça n'ira pas! rief eine Stimme, und ein lautes Gelächter erſcholl. Hätten aber Fouché's Kundſchafter dieſe Stimme herausgefunden, ſie würden ihr wohl einen Dämpfer aufgeſetzt haben.

Die Gemahlin des Marſchall Soult, Herzogs von Dalmatien, bewohnte in Paris nach dem Einzug der Verbündeten, mit einer bekannten Opernſängerin ein und daſſelbe Haus. Die Herzogin hatte einen Papagei, dem ſie ſehr zugethan war, und die Opernſängerin eine Zyperkatze, die ſie gern leiden mogte. Eines Abends revierte die Katze in fremdem Gebiet und würgte den Papagei. Die Herzogin ſchrieb deshalb ein ſehr unartiges Billet an die Opernſängerin, worin ſie ihr Vorwürfe darüber machte, daß ſie gewagt habe, einen Menſchenfreſſer um ſich zu dulden, denn das unvergeßliche Päpchen habe geſprochen, wie ein Menſch. Dieſes Billet war unterzeichnet: „Eliſabeth von Dalmatien." — Die Opernſängerin verfehlte nicht, zu antworten, entſchuldigte den Inſtinkt der Katze, und unterzeichnete das Brieflein mit den Worten: „für heute Iphigenie auf Aulis."

Wenn nicht ſtärkere, oder höhere, unſichtbare Gewalt einen Queerſtrich zieht, ſo würde Europa nicht allein, ſondern die ganze bekannte Welt von Napoleon Buonaparte noch viel zu erwarten haben. Nachdem er in funfzehn Jahren Nord Deutſchland bis an die Elbe, und Italien zu Frankreich geſchlagen, und viele Länder ſich tributär gemacht hatte, ſagte er doch unter dem 26ten März 1815 zu ſeinem Staatsrath, „daß er in funfzehn Jahren nur erſt die Grundpfeiler zu ſeinem beabſichtigten großen Reich gelegt habe.“ Zwar fügt er hinzu, daß er auf die Ideen eines großen Reiches Verzicht geleiſtet habe, allein daß es ihm damit nicht Ernſt iſt, Verzicht auf irgend etwas, was er nur nennen hört, leiſten zu wollen — ſo wie denn überhaupt die Eroberungsſucht unerſättlich iſt, — liegt zu Tage. Schon in Grenoble ſchwatzte er davon, daß Belgien wieder zu Frankreich kommen müſſe, und für Deutſchland hat er einen ſchönen Plan in petto. Er weiß nemlich, daß die Elbe eben ſo viel Tiefe hat, als die Schelde, und daß in ihrer Mündung eine Rhede angelegt werden könne, um eine Flotte aufzunehmen. Der Hafen von Cuxhaven ſoll denn wie der von Cherburg umgeſchaffen werden, und Hamburg ſoll das zweite Antwerpen werden. Seine Mörſer in Hieres werfen 3000 Schritt; durch ein neues Aufgebot in allen ſeinen Provinzen will er ſeine Marine in Stand geſetzt haben, das neue Cherburg und Antwerpen, ſollen in zwei Jahren fertig ſeyn, und dann ſoll von der Nordſee ab, Englands Unterjochung ihm ein Leichtes ſeyn. Bei dieſer ungeheuren

Rieſenarbeit muß denn natürlich Deutſchland die größten Laſten tragen, der Elbhandel wird geſtört, und das blühende Hamburg iſt vernichtet, weil es die Ehre erhält, ein großer militairiſcher Punkt zu werden. Wohl zu merken iſt, daß er dieſen Plan den Commiſſarien, welche ihn nach Elba führten, mittheilte. — Auch wird er Deutſchland mit der Levée en masse beglücken; ein jeder muß Soldat ſeyn, er mag können oder nicht, er mag wollen oder nicht. --- Da nun das Lager ſeine Hauptſtadt werden ſoll, ſo muß er dafür ſorgen, daß alle Betriebe des Kunſtfleißes in den Städten verfallen; um ſo mehrere Menſchen gewinnen die Läger. Ganze Völkerſtämme wandern wie Nomaden umher, Buonaparte führt die Zeit des großen Hunnenfürſten zurück, und wir Deutſche werden die Lehmbatzen ſeyn, mit welchen er an den Grundpfeilern des großen Gebäudes umher ſchmiert. Müſſen wir daher nicht wünſchen, daß er noch recht lange in hohem Wohlſeyn ſich im Jammer der Nationen mäſten möge?

Buonaparte hält pünktlich Wort. Er verſprach in ſeinem Decret vom 4ten April 1815 unbedingte

Preßfreiheit. Es iſt auch noch niemand ſeit der Zeit in Frankreich wegen ſeiner Ungebundenheit im Schreiben verantwortlich gemacht; — aber es iſt auch noch nichts dort erſchienen, was zu einer ſolchen Verantwortung Veranlaſſung geben könnte. Alles ſeitdem Erſchienene, iſt eine getreue Nachbetung ſeines Willens. Wie weit dieſe Freiheit geht, iſt nicht zu beſchreiben, denn das Journal de l'empire rühmt es ſehr hoch, daß ſogar ſchon ein Epitre à Buonaparte erſchienen ſey. — Auch ſtraft er die Schriftſteller nicht, welche, während er die kleine Erholungsreiſe nach Elba machte — denn eine Erholungsreiſe mußte es ihm wohl ſeyn, da er den Elbanern ſagte, „er ſey hierher gekommen, wegen des guten, geſunden Klima's der Inſel" — ſo ungeziemend gegen ihn ſchrieben. Ja, den Herrn Benjamin Conſtant, der noch in den letzten Stunden vor Buonaparte's Rückkehr nach Paris ſo furchtbar gegen ihn loszog, hat er ſogar jetzt zum Staatsrath erhoben. — Es will aber verlauten, daß dieſe Schriftſteller von ihm unterrichtet waren, alſo zu ſchreiben, um bis auf den letzten Augenblick die Bourbons zu täuſchen. — Nur, wenn man ſich über ſeine Perſon, welche der kleine eitle Mann recht hübſch finden muß, aufhält, das kann er nicht vertragen, und gehörte nicht zu dem Zweck der ihn läſternden Schriften. Daher werden jene Pamphlets und Schmähſchriften noch jetzt öffentlich in Paris feil geboten, die Karrikatur-Gemälde ſind aber unterdrückt. Ob man alſo über ſeine Moralität, Wortbrüchigkeit, Egoismus, ſpottet, das iſt ihm ganz gleich.

Auf Elba ſpielte Buonaparte den reichen Mann im Anfang. Er ließ 60,000 Fr. unter das Volk vertheilen, und um das noch auffallender zu machen, ließ er das Gold erſt in Livorno in Silber umſetzen, und in Porto-Ferrajo zur Marktzeit vom Schloß nach der Municipalität durch die Straßen tragen. Nach und nach aber litt er Geldmangel, und mußte verſetzen. Denn ſo kam von Elba im Januar d. J. eine Dame, welche ſich für eine Gräfin Rohan ausgab, nach Malta und negocirte bei dem General Maitland, nachdem die dortigen engliſchen Handelshäuſer ſich auf das Geſchäft nicht hatten einlaſſen wollen, 1500 Pfund Sterling, wogegen ſie Juwelen verſetzte, welche noch zehnmal mehr werth ſind, und die ſich jetzt in London befinden. Mit dem Gelde kehrte ſie ſogleich nach Elba zurück.

Schon am 10ten September 1814 entdeckte der Engländer Playfair, durch den berauſchten Italiener Caramin die Verſchwörung, welche der Arreſtant auf Elba eingeleitet hatte, und wonach dieſe Verſchwörung ausbrechen ſollte, wenn der Wiener Kongreß auseinander gegangen ſey. Er will auch Chiffern des Briefwechſels und den Schlüſſel dazu entdeckt haben. Für jedes Regiment des Königs war danach Buonaparte's Proclamation in die Hand eines Getreuen gelegt, und es heißt darin: „Franzoſen! Euer Vaterland iſt verrathen; Euer Kaiſer allein kann Euch die glänzende Lage, die Frankreich gebührt, zurückgeben. Schenkt dem Euer ganzes Vertraun, der Euch immer zum Ruhm führte.“

Porto-Ferrajo heißt auf deutſch: „der eiſerne, der mit Eiſen geſchloſſene Hafen.“ Wer denkt dabei nicht an den eiſernen Käſicht des Tamerlan, und wer wünſcht nicht, daß dieſer Hafen eben ſo feſt verſchloſſen geweſen ſeyn mögte?

Die erſten Gefangnen, welche die Oeſtreicher in dem Feldzuge gegen das neapolitaniſche Heer machten, wurden befragt, ob der König bei der Armee ſey? „Der König iſt in Sicilien,“ erwiederten ſie, „aber Joachim iſt bei der Armee.“

Wie doch die Briefſchreiber und Briefträger Buonaparte's mit der Wahrheit zu ſpielen vermögen! Ein junger Künſtler aus Salins, heißt es in einem Brief aus Beſançon, hat den Eindruck der Freude über die Nachricht von Napoleons Einzug in Paris nicht ertragen können; er iſt zu großem Bedauern der Rechtſchaffnen ſchnell geſtorben. —

Daß mit Hülfe der Jakobiner Buonaparte wieder ſo ſchnell und glücklich nach Paris geführt wurde, liegt wohl zu Tage. Beide Theile mogten ſich nun einander gern wieder los ſeyn, ſie nemlich, weil er ihnen nur Maſchiene ſeyn ſollte, und ihnen doch ſogleich bei ſeinem Erſcheinen wieder über den Kopf wuchs; er hingegen mögte die Jakobiner gern verbannen, weil ſie immer mehr ihr Weſen von 1793 her wieder hervorſuchen, und treiben. So trifft es ſich denn oft, daß, wenn ein ſolcher Trupp aufgereitzter Stürmer unter ſeinen Fenſtern erſcheint, und ſein: „père la violette!“ ihm zuruft, er hervortreten muß, um ſich begaffen zu laſſen, wie ein wildes Thier, und nach einigen Verbeugungen, die er macht, tritt er dann wieder zurück. Im Jahr 1812 und 1813 hätte ein ſolcher von den Jakobinern in Regung gehaltener Pöbel dem gewaltigen Kaiſer einmal auf dieſe Art ſeine Abhängigkeit vom Volk zeigen ſollen! --- Daß dieſe Parthei der Jacobiner, welche vor und bei Buonaparte's Rückkehr durch Veilchenblau ſich verkündigte, aber ſchon lange nicht mehr die herrſchende, geſchweige die einzige ſey, wird immer deutlicher. Kürzlich trat auf einem Pariſer Theater eine Schauſpielerin auf und glaubte, dem Publikum dadurch zu ſchmeicheln, daß ſie einen großen Strauß von Veilchen vorgeſteckt hatte. Allein es war dieſes Publikum nicht ein ſolches, wie bei den Schauſpielen des Boulevard ſich einfindet, und viele Stimmen riefen, wie verabredet: fort mit den Veilchen! Fort mit dem Veilchenblau!

Der Marſchall Maſſena erzählte in Toulon einem der Commiſſarien, welche Buonaparte nach Elba begleitet hatten, daß unter andern folgender Umſtand ihm einen unüberwindlichen Haß gegen dieſen Menſchen eingeflößt habe. Auf der Jagd nemlich habe ihm Buonaparte, ob mit Vorſatz oder aus Verſehn, das wolle er auf ſich beruhen laſſen, ein Auge ausgeſchoſſen. Er habe erſt nicht gethan, als ob er es bemerkt hätte, indeß nach der Jagd ſey er zu ihm gekommen, und habe ihm zugeflüſtert: „es war der Prinz Wilhelm von Preußen, der Ihnen das Auge ausſchoß; ich habe es geſehen, daß er es mit Fleiß that. Welch' ein ſchändlicher Streich!" — Prinz Wilhelm und Prinz August Ferdinand von Preußen haben ſich bekanntlich lange Zeit in Paris aufgehalten. Nur dieſer korſiſche Buſchklepper, der von ſich auf andere ſchließt, konnte ſich einbilden, Maſſena glauben zu machen, ein Prinz aus dem Stamm der Hohenzollern könne das thun!

Im Jahr 1809, wo der franzöſiſche Kaiſer auch in Weimar war, wurde, den hohen Anweſenden zu

Ehren, auch eine große Jagd veranſtaltet. Die hohen Herrſchaften frühſtückten, während das Jagdgefolge zurück blieb, in einer ſogenannten Laake im Holze zuſammen. Dieſen Zeitpunkt, einen der ſicherſten, hatte ein wohlgeübter Büchſenſchütze, der aber durchaus nicht zum Jagdgefolge gehörte, jedoch aller Schlupfwinkel des Waldes kundig war, ſich erwählt, die Welt von dieſem Ungeheuer, Buonaparte, zu befreien. In den Eifer für die deutſche Sache hatte ſich bei dem Schützen auch Privathaß und Privatrache gemiſcht, denn im Jahr 1806 hatten die Franzoſen auf dem Marſch von Schleitz nach Naumburg ihn ſelbſt, noch mehr aber ſein junges Weib gemißhandelt, und ihn rein ausgeplündert. Der Schütze hatte ſich ſo verſteckt, und ſeinen Hinterhalt ſo gewiß, daß er gar nicht in Gefahr war, und legte daher mit feſter Hand an. Eben wollte er abdrücken, da — beugte ſich im Wechſel der Rede eine andere Geſtalt vor Buonaparte, der bis dahin frank und frei gut im Schuß geſeſſen hatte, und ein anderer günſtiger Augenblick, fand ſich dem Schützen nicht wieder.

Dieſem Buonaparte ſcheinen die einäugigen Menſchen die gefährlichſten zu werden. Ein Einäugiger, nemlich Nelſon, vernichtete für immer ſeine Kriegsflotte bei Trafalgar, ein Einäugiger zerſtörte unwiederbringlich die große Armee, indem der einäugige Fürſt Roſtopſchin, Gouverneur von Moskau, die Stadt in Brand ſteckte; zweimal warnte das Schickſal. Der dritte Einäugige, der ſeine ganze Exiſtenz vernichtete, konnte vielleicht in der Perſon des Marſchall Maſſena ſich finden, denn hat er einen ſeiner Geſellen ganz beſonders zu fürchten, ſo iſt es dieſer.

Die Franzoſen ſehen es wohl ein, daß die neue Konſtitution, welche Buonaparte ihnen jetzt geben will, wieder nichts als ein Puppenſpiel iſt, denn da er in ſeiner nicht zu mäßigenden Heftigkeit die alte Kaiſer-Despotie immer noch nicht vergeſſen kann, und immer beibehalten wird, ſo hat er auch ſchon mehrmals wieder geſagt: mein Wille iſt die Konſtitution. — Dieſe Konſtitution wird denn verkauft; ein ſolcher Trödler bot ſie jemandem im Palais

Royal an; dieſer ging aber mit den Worten weiter: „ich kaufe keine periodiſchen Blätter!“

Gegen die Preußen, und beſonders gegen deren König, hat Buonaparte einen unbezähmten Haß. Im April 1813, ließ er den Moniteur ſagen: „das Haus Hohenzollern hat zu regieren aufgehört. Jeder Marſchall erhält zu ſeinem Antheil die Provinz, die er erobert. Jeder Soldat iſt Herr des Eigenthums preußiſcher Unterthanen. Er kann ungeahndet jede Widerſpenſtigkeit mit dem Tode beſtrafen.“ — In Fontainebleau befragte er den Königl. Preuß. Begleitungs-Kommiſſarius, Obriſt Truchſeß, was er wolle, und ob auch preußiſche Truppen auf dem Wege wären, den er zu machen habe? — Als Graf Truchſeß letzteres verneinte, fuhr Napoleon fort: „in dieſem Fall ſollten Sie ſich die Mühe erſparen, mich zu begleiten.“ — Gegen den öſtreichiſchen Commiſſarius, Graf Koller, äußerte er ſeine Unzufriedenheit, einen preußiſchen Begleiter bei ſich zu ſehen, noch lauter, und als dieſer ihm bemerklich machte, daß er ja ſelbſt Begleiter von den Alliirten verlangt habe, ſo erwiederte er: „dann hätte man ſo gut Bevollmächtigte von Baden oder Darmſtadt ſchicken können!“ — Eben ſo beſchwerte er ſich gegen den General Koller nicht ſowohl darüber, daß der Kaiſer von Rußland die Kaiſerin Louiſe in Ramboullet beſucht habe, als beſonders darüber, daß ſogar auch der König von Preußen von der Parthie geweſen ſey. — Er erklärte dem General Koller, daß er es dem König von Preußen nie verzeihen werde, daß dieſer das erſte Beiſpiel des Abfalls von ihm gegeben habe, und könnte es nicht begreifen, wie man es angefangen habe, dieſen Geiſt in der preußiſchen Nation zu erwarten. — Auf der Reiſe nach Frejus waren bis Valence immer noch franzöſiſche Truppen, welche ein vive l'empereur riefen, und dabei nach Art dieſer Menſchen Schimpfworte auf Rußland, Preußen und Oeſtreich ausſtießen, als ſie die Begleiter des Kaiſers ſahen. Buonaparte ſchien alles zu überhören, die Schimpfworte aber, welche Preußen bezielten, faßte er auf, und wiederholte ſie, mit ſpottendem Lachen, den Commiſſarien. — Bei dem Abſchiede des preußiſchen Commiſſarius, Graf Truchſeß, von Buonaparte in Frejus, beſtellte Buonaparte demſelben kein Wort an ſeinen Souverain, den ruſſiſchen General Schuwaloff aber bat er, „dem Kaiſer

Alexander ſeine Huldigungen zu bringen.“ — Neuerdings ließ er die Pariſer Blätter ſagen: „auch Preußen wolle ſich wieder zu einem Kriege gegen ihn rüſten; es habe einen neuen Aufruf an Freiwillige ergehen laſſen, aber nicht ein einziger Gemeiner, geſchweige denn ein Officier habe ſich unter die Fahnen geſtellt.“

Der Haß mag wohl daher kommen, daß der aufrichtige, und Wahrheit liebende Friedrich Wilhelm, um deſſen Gunſt Buonaparte oft buhlte, und buhlen mußte, es ihn immer ſogar perſönlich empfinden ließ, wie ſehr er ihn verabſcheue.

In allen deutſchen Buchhandlungen ſind folgende intereſſante Werke zu haben:

Blumen, einige, in die verdienten Lorbeerkränze großer Fürſten und Helden, geflochten von einem Preußiſchen Patrioten. 8. geh. 8 gr.

Buch, das ſchwarze, des franzöſiſchen Kaiſerhofs. Eine Darſtellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und ſeine Gehülfen verübt worden ſind. 8. geh. 1 Rthlr. 4 gr.

Daniel Fuchs, der große Staatsmann. Ein ſatyriſch-komiſcher Roman aus den Zeiten der Regierung des unvergeßlichen Königs Hieronymus. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Fackeln, neue. Ein Journal in zwangloſen Heften. I — V Band, oder 1ſtes bis 10tes Heft. gr. 8. à Heft 1 Rthlr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreiſende. Enthaltend die Geſchichten und Sagen der alten Schlöſſer, Klöſter und Ruinen, und die Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. Neue wohlfeilere Auflage. 12. geh. mit Kupf. 1 Rthlr.

Gleim, Emilie, moraliſche Aehrenleſe. Enthaltend Lehren und Kraftſprüche aus den Werken der beſten Schriftſteller Deutſchlands. Ein Buch für die Jugend und für Erwachſene, ſo wie für Lehrer, zum Gebrauch zweckmäßiger Sätze zu Vorſchriften. 8. 10 gr.

Herrmann Streit, oder Leben und merkwürdige Schickſale eines Preußiſchen Landwehrmanns, keine Dichtung. (Vom Verf. des Fiorenzo) 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug. Mehr als Roman. Von Baptiſt von Heinsburg. 2 Bde. 8.
1 Rthlr. 18 gr.

Nagel, F. G., theoretiſch-praktiſches Lehrbuch der Weisheit und Tugend. Oder: Grundſätze der Sittenlehre, durch gute und böſe Beiſpiele aus der Geſchichte erläutert. Ein pädagogiſches Hülfsmittel zur Bildung guter Sitten und Grundſätze für Lehrer und Erzieher. gr. 8.
1 Rthlr. 4 gr.

Napoleon Buonaparte, nach ſeinem Leben und Wirken, von ſeiner Jugend bis zu ſeiner Verbannung auf die Inſel Elba. 2 Bde. 8.
2 Rthlr. 8 gr.

Oskar und Malvina, oder die Macht der Vaterlandsliebe. Eine Urkunde aus dem heiligen Kriege. 2 Bde. 8.
1 Rthlr. 14 gr.

Patriotenſpiegel, der Preußiſche. Enth. treffliche Charaktergemälde und ſchöne Züge von braven Männern und edlen Frauen des Preußiſchen Landes, während des letzten Krieges gegen die Franzoſen. 2 Bde. 8.
1 Rthlr. 12 gr.

Reden an Preußens Krieger, im Felde gehalten und den Freunden deutſcher Freiheit ans Herz gelegt, von einem Preußiſchen Feldprediger. 8. geh.
8 gr.

Schreckensſcenen aus dem Leben der unglücklichen Roſaura Morano, während des blutigen und verheerenden Krieges des Kaiſers Napoleon in Spanien. Aus den Papieren eines in Spanien gedienten weſtphäliſchen Officiers, zuſammengetragen und herausgegeben von C. Hildebrandt, Verf. des Eduard Nordenpflicht, Auguſte du Port, Robinſons Colonie u. a. m. 2 Bde. 8.
1 Rthlr. 16 gr.

Sonntagsnovellen. Von C. Nicolai. 2 Bde. 8. (1ſter Theil enth.: I. Maria oder das ſtille Pfarrhaus; eine Begebenheit während des letzten Krieges. — II. Meine Reiſe aus dem Zimmer in die Schlafkammer. — 2ter Theil enth.: I. Der eiferſüchtige Ehemann. II. Der Ehemann ohne Eiferſucht). 1 Rthlr. 20 gr.

Traumbuch für gebildete Leſerinnen. Zur endlichen Befriedigung Aller, welche die Bedeutſamkeit mancher Träume bezweifeln, oder auch unbedingt daran glauben. 8. 1 Rth.

Wagener, S. Ch., etymologiſches Anekdoten-Lexicon, oder intereſſante Wort- und Sachherleitungen. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Leuchtkugeln.

Ein Journal

in

zwangloſen Heften.

Erſten Bandes zweites Heft.

> Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.
>
> Schiller.

Quedlinburg, 1815
in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

I.

Prinz Berthier.

Im erſten Heft dieſer Zeitſchrift ſagten wir in der Nachſchrift zu „der hiſtoriſchen Darſtellung des Abfalls der franzöſiſchen Marſchälle von Ludwig XVIII.“ (Pag. 101.):

> der fleißige Leſer, dem bekannt iſt, wie weit und fein die geheimen Fäden der Staatsverhandlungen geſponnen werden, wird die Winke aufzufinden wiſſen, welche wir hin und wieder gegeben. Späterhin, wenn das große Werk

ganz entfaltet iſt, werden wir hierauf zurückkehren dürfen, und es wird ſich zeigen, daß dieſe Winke nicht nutzlos da ſtanden.

Einer dieſer Winke betraf den Prinz Berthier. Wir ſagten von demſelben blos: (Pag. 90.)

„Selbſt Prinz Berthier, der die Königl. Familie nach England begleitet, und dort mehrere Privataudienzen bei dem Prinz Regent gehabt hatte, iſt auf Urlaub, wie es ausgedrückt wird, zu ſeinem Schwiegervater nach Bamberg zurückgekehrt.“

Er hat erfüllt, was wir von ihm vorausſahen, vorausſehn durften, nur noch nicht auszuſprechen wagen mogten.

Berthier, Herzog von Wagram, Kaiſerlicher Prinz, Generalmajer der großen Armee, war mehr Staatsmann als Feldherr. Er hatte einen glücklichen, richtigen Blick für die Tagesgeſchichte, und war Meiſter darin, das wahre Intereſſe, die Kräfte und Schwächen der einzelnen Kabinette aufzufinden. Aus dieſer Hinſicht würdigte ihn auch

Napoleon ſehr, wenn er gleich mehreremal über ſeine militairiſchen Evolutionen höchſt unzufrieden geweſen war. Ehrgeitz, Rangſucht tyranniſirten den überaus gewandten Berthier, und die Eitelkeit, welche er in Würden und dem hochadlichen Rang fand, war ſeine große Schwäche.

Wenn auch dieſer Ehrgeitz den Prinz Berthier hinterliſtig, doppelſeitig, verſtellt machte, ſo hatte doch Napoleon keinen gefährlichen Revolutionär, der eine Selbſtſtändigkeit gewinnen wollte, in ihm zu fürchten, denn dazu hatte Berthier nicht genug Character, nicht genug wilden Kriegerſinn. Dazu kam noch, daß er ſeit ſeiner Vermählung mit einer Prinzeſſin aus einem alten deutſchen Fürſtenhauſe ſich von den übrigen Marſchällen in einer vornehmen Entfernung hielt, und nicht die entfernteſte Abſicht verrieth, die Gunſt der Armee ſich aneignen zu wollen.

Er war in den erſten Tagen des April 1814 noch bei Napoleon in Fontainebleau, und da er durchaus keinen großen, entſchloſſenen, ſelbſtſtändigen Character hatte, ſo ſchwankte er zwiſchen beiden Partheien, während er es behutſam zu verhüllen ſuchte, daß er ſchon in Fontainebleau in die Verſchwörungsgeſchichte, welche erſt ein Jahr nachher zum Ausbruch kam, hineingezogen war. In dieſer Ungewißheit, wo erſt der Lauf der Zukunft ſeinem Thun eine beſtimmte Richtung geben ſollte, ſchrieb er von Fontainebleau aus, unter dem 5ten April 1814. an ſeine Gemahlin, welche ſich auf dem Schloß Chambord, ohnweit Blois, wo die Regentſchaft ſich hin begeben hatte, befand, die wenigen Worte: „es begeben ſich hier ſonderbare und außerordentliche Dinge; hoffentlich erhalten wir den Frieden auf immer, und wenn ich auch genöthigt werden ſollte, Titeln und einem Range zu entſagen, der mich einigermaßen Deinem Range würdig machte, ſo tröſte ich mich mit Deiner Liebe und Anhänglichkeit, auf die ich ſicher rechne, und die ich als mein einziges ſichres Gut betrachte. Vermeide übrigens, diejenigen zu ſehen, die von Paris kommen.“

Die letzten Worte dieſes myſtiſchen Briefes beweiſen es ganz deutlich, daß auch er dazu eingeweiht war, den Manteltrager bis auf beſſere Zeiten zu machen. – Er ging bald darauf nach Paris, ſchloß ſich an die neue Regierung an, Ludwig der Achtzehnte beſtätigte ihn als Marſchall, ernannte ihn zum Pair, und erſt ſpäterhin hatte Berthier wieder genauen, vertrauten Umgang mit Ney, Carnot und den Häuptlingen der Buonapart'ſchen Parthei, zu einer Zeit, als er die Unmöglichkeit einſah, einen bedeutenden Einfluß am Thron zu bekommen, da Graf Blakas zu feſt in der Gunſt ſeines Königs ſaß, und der Stolz dieſes übermüthigen Miniſters Berthiers Mißfallen erregte.

Als Napoleon wieder in Frankreich ankam, war Berthier in der peinlichſten Verlegenheit. Er ſelbſt konnte gerade um dieſe Zeit wegen ſeines Dienſtes mit Anſtand ſich dem Hofe nicht entziehn, und doch rechneten Buonaparte's Verſchworne auf ihn. Während dieſer Unentſchloſſenheit trat die ſchnelle Abreiſe des Königs ein, und er begleitete ihn, mehr mit fortgeriſſen von dem Augenblick, als aus überlegtem Willen. Daß er indeß darauf vorbereitet war, den Hof begleiten zu müſſen, und daß er überzeugt war, der Hof werde genöthigt ſein, Paris zu verlaſſen, beweiſet ſchon der Umſtand, daß er eben ſo, wie Talleyrand, ſchon früher ſeine Gemahlin hatte abreiſen laſſen. Daß er aber ein

Werkzeug war, auf welches hierbei Buonaparte's Verſchworne rechnen durften, erhellt daraus, daß er nicht unter denen war, welchen Napoleon keine Amneſtie wollte angedeihen laſſen; daß erſt von Napoleon ein Sequeſter auf ſeine Güter in Frankreich gelegt, bald aber wieder zurückgenommen wurde und daß er, während er den König Ludwig nach Flandern begleitete, viele vertraute Unterredungen mit denen pflog, welche zu der Buonaparte'ſchen Parthei gehörten, und Macdonald' ließ nachher über Berthier die Nachricht in den franzöſiſchen Moniteur rücken: „daß der Prinz ihm mündlich die Zuſicherung gegeben habe, er wolle ſeine Familie von Bamberg abholen, und dann nach Frankreich zurückkehren.“

Ueber den eigentlichen Zweck der Beſchäftigungen Berthiers in London ſchwebt zur Zeit noch ein Dunkel. Genug für jetzt, er erhielt von Ludwig auf unbeſtimmte Zeit Urlaub, und reiſete zu ſeiner Familie nach Bamberg. Von hier ab fand er die trefflichſte Gelegenheit, die genaueſten Nachrichten über die Stellung und Stärke der gegen Napoleon verbündeten Mächte einzuziehn, und er durfte ſich jetzt von der ſtillen Verbindung zwiſchen ihm und

Napoleon nicht losreißen, denn dieſer hatte ihn in der Hand, und drohete mit Entdeckungen, wenn Berthier die ihm im geheim gewordenen Aufträge nicht ausführte. Gern wär dieſer nun von Bamberg ſogleich nach Frankreich zurückgekehrt, aber es war zu ſpät. Die Zeiten waren vorbei, wo man auf Treue und Biederkeit derer trauen mogte, die jemals mit Buonaparte in genauer Verbindung geſtanden hatten, und Berthier ſtand, ohne es zu ahnden, unter geheimer Aufſicht. Ohne weitere äußere Veranlaſſung nahm er in einem Brief vom 27ſten Mai, von Ludwig XVIII. Abſchied, und ſo unverſtändlich der Brief damals war, ſo deutlich lehrte der Erfolg, daß Berthier dadurch hatte ſagen wollen, wie er nun auch öffentlich wieder zu Napoleon übertreten werde.

Die Beweiſe gegen ihn wurden dringender, — ein Bote von ihm, der in dem Kragen des Rockes einen Brief an Napoleon bei ſich führte, war am Rhein aufgefangen, ſchon vorher war ein Spion entdeckt, der in einem Fünffrankenſtück (welche ſchlaue Erfindung!) einen Brief verborgen hatte, — und er ſah ſelbſt, welch gefährliches Spiel er geſpielt hatte. Der General Sacken empfing ihn öffentlich vor der Tafel mit den Worten, „es freue ihn, in Berthier einen von den wenigen franzöſiſchen Großen kennen zu lernen, der mit treuer Anhänglichkeit dem Könige, ſeinem Herrn, gefolgt ſei.“ Berthiers Verlegenheit bei dieſen Worten war auffallend; er konnte nichts darauf antworten. Am 1ſten Junius, Nachmittages, gerade an dem Tage, wo Buonaparte auf dem Marsfelde die Theater-Farce gab, ging er in das dritte Stockwerk des Schloſſes in Bamberg, in ein Zimmer, wo ſeine Kinder waren, die er zu entfernen ſuchte. Er öffnete das Fenſter, und ſtürzte ſich herab. Sein Sohn, ein unmündiger Knabe, wollte ihn an den Füßen noch halten, und wär beinahe mit herab geſtürzt. Das Schloß iſt ſehr hoch, und Berthier war auf der Stelle todt. Mit allen, ſeinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen wurde er beigeſetzt. — Mehrere Spione waren ſchon eingefangen, und an demſelben Tage wurden noch vier franzöſiſche Spione eingezogen. Berthier war an dem Tage ſchon ſo eng bewacht, daß er das Schloß nicht mehr verlaſſen durfte.

Wenn Kants Behauptung richtig iſt, daß das gewählte Mittel der Vollführung des Selbſtmords, je nachdem Rettung möglich ſei oder nicht, die Beſtimmung gebe, ob der Handlung Muth oder Feigheit zum Grunde liege, ſo kann man, da hier eine Rettung bei der Höhe des Sturzes unmöglich war, dem Marſchall den Muth nicht abſprechen. Er konnte ſeine Ehre nicht überleben, und er ſah ſich entlarvt; nur wählte er ein Mittel, das bei einem Feldherrn, der mit andern Waffen bekannt iſt, unter die unrühmlichen gerechnet wird. Die Entlarvung war ihm überraſchend und hatte ſchnell ſeine Vernunft befangen genommen, denn er ging, ohne ſeine Sachen vorher geordnet zu haben, ohne alle vorherige Andeutung ſchnell aus der Welt, und man wird die nächſten Motive ſeiner That erſt ſpäterhin aus ächten Quellen dem Publicum vorlegen können.

So verliert Buonaparte's Haus eine Säule nach der andern, und Trug und Verrath können nie wieder ein feſtes Gewebe ſpinnen, wenn erſt einmal die Wahrheit hineinleuchtete.

II.

Rückerinnerungen an die Jahre 1806, 1813 und 1814; enthaltend Anekdoten, Charakterzüge und Bemerkungen über die franzöſiſche Soldateska.

Seit der Befreiung Teutſchlands haben Gelehrte und Ungelehrte einen ſehr rühmlichen Eifer gezeigt, die Gräuel, welche durch die franzöſiſchen Soldaten in Teutſchland verübt worden ſind, durch die Preſſe zur allgemeinen Publicität zu bringen und durch Hinweiſung auf die ſchauderhafteſten Ereigniſſe einer trüben, herzloſen und eiſernen Zeit in das Innere jedes biedern, ſeinem ſchönen Vaterlande treu anhangenden, Teutſchen einen heiligen und gerechten Haß gegen die Franzoſen und das Franzoſenthum recht tief einzuſenken. Gern geben wir zwar zu, daß mehrere Schilderungen, wie wir ſie hier und da in öffentlichen Blättern geleſen haben, übertrieben und der Wahrheit nicht völlig gemäß ſein mögen und daß ein etwas zu ungeregelter Enthuſiasmus einige müßige Köpfe zu weit von der hiſtoriſchen Treue entfernt habe; allein eben ſo ausgemacht iſt es auf der andern Seite, daß das Wahre und Authentiſche bei weitem noch nicht erſchöpft und in ſeinem ganzen Umfange zur Publicität gebracht ſeyn dürfte. Das Böſe, was durch die Franzoſen in Teutſchland verübt worden iſt, kann unermeßlich genannt werden und derjenige verdient gewiß auch jetzt noch den Dank des Publikums, der hierher gehörige Thatſachen, deren Gewißheit er verbürgen kann, mit hiſtoriſcher Treue ſchildert und auf dieſe Weiſe Materialien zu dem ſchwarzen Buche der franzöſiſchen Zwangsherrſchaft liefert; ob es gleich nicht geleugnet werden kann, daß die Sprache viel zu arm iſt, um das Böſe und Abſcheuliche, welches durch die Franzoſen in Teutſchland geſchah, ſelbſt in einzelnen Thatſachen und Begebenheiten mit erſchöpfender Gründlichkeit zu ſchildern.

Wir glauben daher dem Zwecke dieſer Zeitſchrift nicht entgegen zu handeln, wenn wir folgende Anekdoten, Charakterzüge und Bemerkungen über die franzöſiſche Soldateska, die größtentheils aus dem Kreiſe unſerer eignen Erfahrung genommen ſind und deren Wahrheit wir verbürgen können, in dieſelbe aufnehmen; da ſie die Denk- und Handlungsweiſe jener ſchamloſen Despoten beleuchten, denen ganz Teutſchland flucht und deren Triumphe Leichenzüge waren, welche Heil und Glück, Wahrheit und Tugend zu Grabe fördern ſollten. Noch einmal verſichern wir, daß folgende Erzählungen und Charakterſchilderungen völlig wahr und nicht in die Claſſe ſolcher Anekdoten zu werfen ſind, welche müſſige Köpfe zur bloſſen momentanen Unterhaltung zu erdichten pflegen. Sollten dieſe Anekdoten von den Leſern dieſer Blätter mit Beifall aufgenommen werden; ſo wollen wir in den nächſtfolgenden Heften Fortſetzungen derſelben liefern.

Als die Franzoſen im October des Jahres 1806 vor der unglücklichen Schlacht bei Jena in Sachſen eindrangen, wütheten ſie mit unbeſchreiblicher Fühlloſigkeit und Frechheit und ſchienen von ihrem Anführer, dem Tamerlan Buonaparte, die Weiſung und Erlaubniß erhalten zu haben, ſich durch Plünderung, Zügelloſigkeit und Ausſchweifungen jeder Art Muth zu einer nahe bevorſtehenden Schlacht zu machen! —

Vorzüglich ſchamlos betrugen ſich in der Gegend von Z*** einige Huſarenregimenter, welche, wie es ſchien, Vorpoſtendienſte verſahen und in der umliegenden Gegend wild umherſchweiften — In dem kleinen Dörfchen * * *, unweit Z***, lebte in ländlicher Stille und wiſſenſchaftlicher Muße ein Prediger, der mit großer Rechtſchaffenheit und teutſcher Biederkeit eine ausgebreitete Gelehrſamkeit und viel umfaſſende Kenntniſſe verband und eben deßhalb allgemein geliebt und geachtet wurde. Durch das glückliche Zuſammentreffen günſtiger Umſtände war er zu dem Beſitze eines kleinen Vermögens gelangt und wurde in der Nachbarſchaft, vorzüglich von den niedern Volksclaſſen, fälſchlich für einen ſehr reichen und begüterten Mann gehalten. Zu dieſem ganz irrigen Wahne mochte wohl die große Freigebigkeit und Menſchenfreundlichkeit dieſes wackern Predigers die meiſte Veranlaſſung gegeben haben; denn dieſer brave Mann war unverheirathet und ohne Familie und glaubte daher ſein Vermögen nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er durch Mildthätigkeit die Thränen der Wittwen, Waiſen und Hülfloſen trocknete und ein thätiger Beförderer nützlicher Anſtalten und Einrichtungen würde. — Einige übelgeſinnte Menſchen der daſigen Gegend wurden Verräther an dieſem trefflichen Prediger, wieſen mehreren Huſaren den Weg nach dem etwas verſteckt liegenden Dorfe und machten denſelben die Hoffnung, daß ſie auf der daſigen Pfarrwohnung große Schätze finden würden.

Der Prediger ſaß eben ganz ruhig auf ſeinem Studierzimmer, während ſeine Haushälterin in dem untern Zimmer mit dem Einpacken und Zuſammenräumen der noch nicht verſteckten Wäſch- und Kleidungsſtücken beſchäftiget war, als die Huſaren mit Ungeſtüm an das Hofthor anſchlugen und eingelaſſen zu werden begehrten. Der Prediger eilte erſchrocken an das Fenſter und hörte, da er der franzöſiſchen Sprache völlig mächtig war, daß die Huſaren laut den Vorſatz äußerten, ihn durch Mißhandlungen und Qualen aller Art zu dem Geſtändniſſe zu bringen, wohin er ſeine Schätze und Koſtbarkeiten verſteckt habe. Er hielt es daher für rathſam, den Beſuch dieſer Unmenſchen nicht abzuwarten, ſondern eilte in das untere Zimmer, raffte noch einige Wäſche, Kleidungsſtücken u. ſ. w. in ſtürmiſcher Eile in einen Korb zuſammen, ſchlich ſich mit der Haushälterin durch die hintere Thüre aus der Wohnung und begab ſich auf ſicherem Wege in das nahe gelegene Holz, wo er wenigſtens vor Mißhandlungen ſicher zu ſein glaubte. — Die Huſaren ſtürmten endlich das Thor, welches ihren ungeſtümen Anſtrengungen lange genug glücklich Widerſtand geleiſtet hatte, und fielen mit Raubgier in die friedliche Pfarrwohnung. Ihre Wuth war grenzenlos und teufliſch, als ſie niemanden im Hauſe antrafen und die erwarteten Schätze nicht fanden. Mit der ſchamloſeſten Frechheit verwüſteten ſie Meubeln, Spiegel, Gemählde, Porzellan u. ſ. w., zerriſſen viele Bücher und Papiere des Predigers, unter welchen ſich ſehr viele für den Druck beſtimmte, Manuſcripte befanden und ſtreuten die Stücken derſelben in den Zimmern, im Hofe und Garten umher. — Als ſich auf dieſe Weiſe nach Verlauſe von etlichen

Stunden ihre Wuth etwas entladen hatte, ſo faßten ſie den Entſchluß, den Prediger aufzuſuchen und denſelben mit Gewalt zu dem Geſtändniſſe zu bringen, wo er ſeine Reichthümer vergraben habe. — Ställe, Scheune — ja jeder Winkel in dem Hauſe und Hofe wurde ſorgfältig durchſucht, — doch vergebens. —

Unteutſche und ruchloſe Verrätherei kam endlich dieſen ſchamloſen und mord- und raubgierigen Franzen zu Hülfe und wies denſelben den Weg nach dem nahegelegenen Gehölze, wo der rechtſchaffene Mann, dem es ſo ſchwer wurde, Mißtrauen in die Treue und Rechtſchaffenheit Anderer zu ſetzen, ſicher genug vor allen feindlichen Nachſtellungen zu ſeyn wähnte. — Bald war das Gehölz von allen Seiten umringt und das ſchreckliche Gebrüll einer wilden Soldateska ließ ihn bald errathen, daß er hier aufgeſucht werden ſollte! — Zitternd wankte er mit ſeiner Haushälterin in eine Vertiefung des Gehölzes, welche mit Dornen und dichtem Gebüſch umwachſen war und betete mit thränenden Augen zu Gott.

Das Gebrüll kam immer näher und es waren bereits ſchon mehrere Huſaren vor dem beinahe völlig unzugangbaren Dickicht vorbeigeritten und gegangen, als einer derſelben das blendend weiße Tuch, welches über den Korb gebreitet war, aus dem Gebüſch, welches zum Theil ſchon blätterlos war, hervorſchimmern ſah und ſeine Kameraden auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam machte. Die ganze Rotte ſtürmte nach dem Platze zu und der Prediger glaubte, da hier durchaus an keine Flucht mehr zu denken war, ſein Schickſal ruhig abwarten zu müſſen. — Der Korb war das Erſte, welches die Aufmerkſamkeit dieſer Wüthriche auf ſich zog. Er wurde durchſucht und rein ausgeplündert! — Nun wand ſich der Haufe zu dem armen, unglücklichen Prediger, der in Todesangſt auf ſeinen Knien um Barmherzigkeit und Mitleid flehte. Kein Flehen und Bitten half hier etwas! — Man zog ihm alles aus, die Beinkleider ausgenommen, warf ihn auf die Erde, ſchlug ihn mit Fäuſten, daß ihm das Blut ſtromweiſe aus Mund, Naſe und Ohren floß und wollte ihn auf dieſe Weiſe zu dem Geſtändniſſe bringen, wo er ſein Geld und ſeine Koſtbarkeiten verſteckt habe. Der Unglückliche, welcher ohnehin einen ſehr ſchwächlichen Körper beſaß, war einer Ohnmacht ſehr nahe und vermochte nicht mehr

zu klagen, zu bitten und zu weinen. Die Kanniba
len hielten dieſes für Verſtocktheit und glaubten das Aeußerſte thun zu müſſen, um ihn zum Geſtändniſſe zu bringen. Man warf ihn alſo mit teufliſchem Hohnlächeln von Neuem auf den kalten und feuchten Erdboden hin, ſchlug ihn mit Fäuſten in das Angeſicht, ſetzte ihm Piſtolen und Säbel auf die Bruſt und andere Theile des Körpers und drohte, ihn zu erſchießen und zu durchbohren. —

In dieſem Augenblicke, wo dem Unglücklichen das Leben nichts mehr gelten konnte, ermannte er ſich etwas und ſagte in franzöſiſcher Sprache mit ſtarker Stimme einige Worte, deren Sinn ohngefähr folgender war:

„Ihr Böſewichter macht meinem elenden Leben ein Ende und mordet einen Mann, der euch nie beleidigte! — Die Strafgerichte des Ewigen werden euch treffen! — Wenn ihr auf dem Schlachtfelde verwundet einmal einem langſam ſchrecklichen Tode entgegengequält werdet, mag euch die Erinnerung an mich und meine Leiden den letzten Troſt rauben und euren Geiſt mit Flüchen dahin begleiten, wo die Frevler unter dem Hohngelächter der Hölle einer ewigen Qual entgegen gehen.“

In dem Augenblicke, als er zu ſprechen aufgehört hatte, entſtand ein ſtarkes Geräuſch in der Nähe des Dickigts. Die Soldaten fuhren erſchrocken auf, weil ſie vermuthlich meinten, die Bauern kämen ihrem Prediger zu Hülfe und entfernten ſich mehrere Schritte von dem Orte, wo der Gemißhandelte, der beinahe im Blute ſchwamm, lag. Der Prediger raffte den letzten ſchwachen Reſt ſeiner Kräfte zuſammen, ſtand plötzlich auf und ſloh halb nackt durch das mit Dornen dicht durchwachſene Gebüſch. Ihm nachzuſetzen fand man vermuthlich nicht für rathſam und man begnügte ſich blos, etliche Male nach ihm zu ſchießen, ohne daß man ihn traf. Als er beinahe das Ende des Gehölzes erreicht hatte, verließen ihn ſeine letzten Kräfte, ſo daß er unweit eines Fußſteges bewußtlos auf die Erde hinſank. Als er eine Zeit lang in dieſem kläglichen Zuſtande der Bewußtloſigkeit und der krampfhafteſten Verzuckungen gelegen hatte, kam zufällig einer ſeiner Bauern auf dem Fußſtege gegangen und ſah ſeinen geliebten Lehrer nackt in ſeinem Blute liegen. Liebe und Mitleid bewirkten, daß derſelbe keine Gefahr ſcheute und ſich entſchloß, dem verlaſſenen, ſchändlich gemißhandelten Lehrer treulich Hülfe zu leiſten. — Er verband die gefährlichſten Wunden deſſelben mit einigen Tüchern, welche er bei ſich hatte, wiſchte das Blut von den, durch die Dornen zerfleiſchten, Gliedern, zog ſeinen Rock aus, wickelte ihn in denſelben und trug ihn auf ſeinen Schultern in ein abgelegenes Haus nahe bei dem Gehölze, wohin ſchon ein großer Theil der Einwohner des Dörfchens vor den Mißhandlungen der zügelloſen Huſaren geflohen war. Kaum war er hier wieder zu ſich ſelbſt gekommen; ſo berichtete die Haushälterin, welche durch die ſchleunigſte Flucht allen Mißhandlungen glücklich entgangen war, daß ein Hauſe franzöſiſcher Infanterie aus dem Dorfe gerade auf das Haus loskäme. Jeder flo und ſuchte ſeine eigne Haut in Sicherheit zu bringen, und der unglückliche Prediger, der keinem Menſche mehr ähnlich ſah, mußte, von allen verlaſſen, allei im Hauſe bleiben. Die ungeſtüme Menge drang i das Haus ein und fragte den Prediger, der als ſolcher nicht mehr zu erkennen war, „wo der Paſto des Orts ſei.“ Der Prediger ſagte, daß er dieſe nicht wiſſe. Die Soldaten ließen ſich glückliche Weiſe mit dieſer Antwort abweiſen und begnügte ſich damit, daß ſie das Haus rein ausplünderten un den armen Gemißhandelten ſogar den Rock nahmen, in welchen ihn der mitleidige Bauer gewickelt hatte. —

Sobald als die Soldaten das Haus verlaſſen hatten, fand er es nicht mehr für rathſam, in demſelben länger zu verweilen; da er einſah, daß man ihn hier gewiß noch aufſuchen und entdecken würde. Er ſchlich alſo noch halb nackt auf Seitenwegen zu der am Ende des Dorfes liegenden Kirche, um in derſelben Schutz und Obdach zu finden. — Glücklicher Weiſe begegnete ihm der Schulmeiſter, welcher den Kirchenſchlüſſel bei ſich führte und, nachdem er die Seinigen an einem andern Orte genug in Sicherheit gebracht zu haben glaubte, den nämlichen Entſchluß gefaßt hatte, in der Kirche Sicherheit gegen perſönliche Mißhandlungen zu ſuchen.

Nach mancherlei Ueberlegungen, in welchem Theile der Kirche es am ſicherſten und rathſamſten ſei, ſich zu verſtecken, vereinigten ſie ſich endlich dahin, daß ſie den morſchen Kirchboden, der ganz dunkel und ohne alle Oeffnung war, zu ihrem Aſyle wählen wollten; weil ſie vorausſahen, daß die frechen franzöſiſchen Soldaten auch das Heiligſte nicht verſchonen und vermuthlich auch die Kirche ih-

res Schmuckes berauben würden. Man denke ſch
die traurige Lage eines ohnehin ſchwächlichen un
noch außerdem unerhört gemißhandelten und ganz ent
kräfteten Mannes, welcher faſt ganz nackt und nu
mit einem Paar, von Dornen ganz zerriſſenen, Bein
kleidern bekleidet, eine kalte Octobernacht auf einen
Kirchboden unter der fürchterlichſten Angſt zubrin
gen mußte, während daß unten Soldaten, mit Lich
tern und Fackeln verſehen, die Kirche erbrachen un
Altar, Kanzel und Sakriſtei unter Gott läſternde
Worten ihres heiligen Schmuckes beraubten! —

Glücklicher Weiſe fiel keiner dieſer Wüthrich
auf den Einfall, auch den Kirchboden zu erſteige
und zu unterſuchen. Gegen Mitternacht wurde e
in der Kirche ruhig und dieſe Stille wurde nur zu
weilen von dem Wehklagen der gemißhandelten Ein
wohner, welches in der Stille der Nacht von dem
Dorfe aus bis zu der Kirche drang, unterbrochen.

Den armen Prediger befiel jetzt ein fürchterl
cher Fieberfroſt; ſo daß er meinte, ſeinen Geiſt auf
geben zu müſſen. „Herr,“ rief er, vom größte
Schmerzgefühle ergriffen, aus, „verlaß mich nich
hier in dieſen heiligen Mauern, wo ich ſo manche

bekümmerte Herz mit Deinem göttlichen Troſte getröſtet, ſo Manchen für das Wahre und Gute gewonnen habe. Herr, gieb mir Geduld, Hoffnung und Kraft. Vergieb ihnen, meinen Peinigern und mache es mit mir nach Deinem heiligen Willen. Leben und Tod, Freude und Leid, — alles kommt von Dir, Herr! Hochgelobt ſei Dein Name in Ewigkeit!" —

Der Schulmeiſter wurde durch dieſe Worte des Paſtors bis zu Thränen gerührt und fühlte ſich verpflichtet, alles anzuwenden, um ſeinem Paſtor, an dem ſich die tröſtende und aufrichtende Kraft der Religion ſo unzweideutig verherrlichte, eine Bedeckung, wäre es auch nur eine dürftige, zu verſchaffen. Er eilte vom Kirchboden herab, um die Altar- und Kanzelbekleidung zu dieſem Behufe abzunehmen. — Allein von allem dieſen fand er nichts mehr und er ſah ſich deshalb genöthiget, das ſchwarze Leichentuch von der Bahre zu nehmen. Mit Weinen und Schluchzen kehrte er zurück und bot ſeinem Paſtor das Leichentuch zur Bedeckung an. „Geben Sie es her, ſprach dieſer. Wenn die Noth am größten iſt, iſt Gottes Hülfe am nächſten. In das Leichentuch eingehüllt will ich dem Tode, den ich jetzt für unvermeidlich halte, als Chriſt getroſt entgegengehen."

Die Bedeckung wärmte den Paſtor, ſo daß er in einen wohlthätigen und ſanften Schlaf verfiel. Mit dem frühen Morgen hörte der Schulmeiſter neuen Tumult und vernahm aus dem regelloſen Gebrülle wenigſtens ſo viel, daß man öfters nach dem Prediger des Ortes fragte. Er weckte daher den Schlafenden und theilte ihm das, was er gehört hatte, mit. „Wir wollen es ruhig abwarten, ſagte der Prediger; Gott hat bisher geholfen, er wird auch ferner helfen. Der Schlaf hat mich geſtärkt und einige Biſſen Brod werden mir hoffentlich ſo viel Kräfte geben, daß ich zu meinem Freund N. in Z . . . wanken kann.“ Der Schulmeiſter theilte ihm etwas hartes Brod, das er in der Taſche hatte, mit, und verſprach, ihm auch, ſobald als es ſich thun ließe, Nahrungsmittel aus dem Dorfe zu bringen.

Nachmittags wurde es ruhig und der Schulmeiſter wagte es, die Kirche zu verlaſſen. Als er das Dorf leer von Soldaten fand, kehrte er ſchnell zur Kirche zurück, um den armen Prediger in die Pfarrwohnung zu führen, ihm daſelbſt einige Bequemlichkeiten zu verſchaffen und Erfriſchungen zu reichen. Das Innere der Pfarrwohnung gewährte einen fürchterlichen Anblick! — Alles war rein ausgeplündert; die Meubeln und Betten waren zerſchlagen und zerſchnitten; die Bücher zerriſſen und die Papiere im Garten und Hofe umhergeſtreut! Auch die verſteckten Sachen waren alle gefunden worden! — „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt" war der Ausruf des Predigers, da er den Gräuel der Verwüſtung angeſehen hatte.

Kaum hatte er ſich mit einigen alten Kleidungsſtücken, welche die Plünderer hatten liegen laſſen, nothdürftig bedeckt und einige Taſſen Kaffee eingenommen; ſo kam wieder das Geſchrei, daß Soldaten im Dorfe wären, welche ſich vorzüglich angelegentlich nach dem Paſtor erkundigten. Er floh daher von Neuem und begab ſich eine Stunde weit zu einem ſeiner Bekannten, wo er eine Zeitlang blieb und ſorgſam gepflegt wurde. Nach dieſer Zeit, als die Ruhe und öffentliche Sicherheit wieder hergeſtellt war, kehrte er in ſeine ausgeplünderte Pfarrwohnung zurück.

Unerhörte Mißhandlungen, abmattende Kümmerniſſe und nagende Sorgen hatten die Geſundheit ſeines Körpers völlig untergraben und nach etlichen, traurig durchlebten Jahren, bedeckte das Leichentuch, mit welchem er ſich in der ſchrecklichſten Nacht ſeines Lebens erwärmt hatte, ſeinen Sarg, dem viele Edle aus der umliegenden Gegend mit thränenden Augen folgten! —

Aus einem Schreiben vom 22ten November 1813.

— — — — „Von den unerhörten Abſcheulichkeiten, welche die Franzoſen auf ihrem Rückzuge in meinem lieben Dörfchen verübt haben, könnte ich mehrere Bände ſchreiben! — Nur die Schilderung einer einzigen Thatſache mag hier ihren Platz finden; da ich mir vorgenommen habe, Sie bald zu beſuchen und Ihnen alle Gräuel und Schandthaten, deren Augenzeuge ich geweſen bin, mündlich mitzutheilen. Den 21. October Abends rückten die erſten, auf dem Rückzuge begriffenen Franzoſen in unſer romantiſches Dörfchen ein; während daß ſchon den ganzen Tag über einzelne Ausreißer angekommen und mit Hülfe der patriotiſch geſinnten Einwohner zu dem jenſeit des Fluſſes ſtehenden öſterreichiſch-preußiſchen Armeecorps geführt worden waren. Es waren zwei Regimenter, nämlich ein Huſaren- und ein Chaſſeursregiment, welche Vorpoſtendienſte verſahen, da unſer Dörfchen auf der äußerſten Spitze der retirirenden franzöſiſchen Colonnen lag. Die Haltung dieſer Truppen war ſchön und vorzüglich zeichnete ſich das Huſarenregiment durch ſchöne Mannſchaft und gutes Vieh aus. Das Regiment beſtand größtentheils aus Elſaſſern, welche ſehr fertig teutſch ſprachen. Gerade dieſes Regiment war aber auch am ſchamloſeſten, frechſten und zügelloſeſten.

Es mochte ohngefähr nach Mitternacht hin ſeyn, als ich in dem Dorfe in der Abſicht umherging, um einiges Geſchirr, welches von den Soldaten aus meinem Hauſe zu den Wachfeuern getragen worden war, zu retten und eine Kiſte mit wichtigen Papieren, welche ich vermißte, wieder aufzuſuchen; als ich einen Huſaren mit einem Bauer nach dem Ende des Dorfes zu mitten durch die, bei den Wachfeuern ſchlafenden Huſaren und Chaſſeure gehen ſah. Neugierde und zum Theil auch Mißtrauen, welches ich in den Bauer ſetzte, den ich in der Dunkelheit der Nacht von weitem nicht gut erkennen konnte, machten, daß ich mich nachſchlich, um zu ſehen, was dieſe beiden Leutchen vornehmen würden. —

In einer kleinen Entfernung von ihnen blieb ich ſtehen und denken Sie ſich, th. Fr., mein Entſetzen, als ich den Huſaren dem Bauer, in welchem ich einen mir wohl bekannten Mann von etlichen funfzig Jahren erkannte, mit Worten und durch Bewegungen den Antrag machen hörte und ſah, mit ihm Päderaſtie zu treiben. Der Bauer, ein ehrlicher, guter Mann, der dieſes ſchändliche, aus der Hölle ſtammende Laſter nicht kannte und gar nicht begreifen konnte, was der Huſar eigentlich wolle, ſtand ſprachlos da und wollte ſich durchaus nicht in den Willen dieſes Unmenſchen fügen. Er riß ſich endlich mit Gewalt los und der Huſar befriedigte bei einem Wachfeuer mit einem ſeiner Cameraden ſeine ſchändlichen und viehiſchen Triebe. Als ich am Morgen den Bauer fragte, ob ſeine Frau und ſeine Töchter von Mißhandlungen befreit geblieben wären; ſo bejahte er dieſes, verſicherte, daß ſie ruhig im Hauſe hätten bleiben können; erzählte mir aber die Begebenheit, deren Augenzeuge ich geweſen war, mit naſſen Augen und verſicherte mir ſogar, daß er einige Huſaren habe mit Pferden Unzucht (Sodomiterei) treiben ſehen. Gott wird dieſe frechen Wüſtlinge, die unter Buonaparte's Herrſchaft unter die Thiere herabgeſunken ſind, ſtrafen! Fluch dem franzöſiſchen Volke, in welchem ſich zur Warnung für alle Nationen der Erde die höchſte Verworfenheit und Schlechtheit offenbaret!“ — — — —

Als gefangene Franzoſen in N . . . auf der Allee ſpazieren gingen und ſehr laut ſangen, ſprach ein Stiefelwichſer zu ihnen: Moſjes, ſchweiget gleich; denn ſeit dem 19ten und 20ſten October 1813 hat ſich viel verändert! Sonſt ſanget ihr und wir mußten tanzen; jetzt aber ſingen wir und ihr müſſet tanzen. Die frechen Franzen gingen beſchämt und ſtill von dannen. —

Ein Bauer ſollte einen gefangenen franzöſiſchen Officier von L. nach Z. fahren. Als er eine ziemlich große Strecke von der Stadt entfernt war, hielt er an und legte ſich ganz behaglich hinten in dem

Wagen hin. Als der Franzoſe fragte, was das werden ſolle und warum er nicht fortführe, ſagte der Bauer: „Du mußt fahren; denn ſeit der Leipziger Schlacht laſſen ſich die Teutſchen von den Franzoſen bedienen.“ Wollte der unbewaffnete Franzoſe vorwärts kommen; ſo mußte er ſelbſt fahren. Der Bauer rief während des Fahrens, indem er dem Officiere einige leichte Schläge verſetzte, öfters aus: Fahr zu, Franzos, ſonſt kriegſt du Prügel. Der Officier, geziert mit dem Orden der Ehrenlegion, mußte den Bauer durch die Stadt bis vor das Commandantenhaus fahren. Zwar beſchwerte er ſich bei dem Commandanten über das Betragen des Bauers; allein der Commandant lächelte und entließ den Bauer mit einem kleinen Verweiſe.

Nach der Leipziger Schlacht kam eine Abtheilung Franzoſen auf dem Rückzuge durch das Dorf * * * a, um Erfriſchungen einzunehmen. Ob ſich dieſelben gleich als wahre Wüthriche benahmen und auch das, was ſie nicht genießen konnten und wollten nach Vandalenart zerſtörten; ſo thaten doch die

Einwohner des Dorfes alles, um dieſe unverſchämte Soldateska zu beruhigen und zufrieden zu ſtellen. Vorzüglich arg ſpielten dieſe Kannibalen Herrn N. mit, welcher daſelbſt in ländlicher Muße den Wiſſenſchaften lebte und eine nicht unanſehnliche Bibliothek beſaß. Als ſie nämlich in dem ausgeplünderten Hauſe nichts mehr fanden und als Herr N. namentlich ihre Forderung, Mamſells zu ſchaffen, mit Ernſt und Würde abgewieſen hatte; ſo glaubten ſie denſelben nicht tiefer kränken zu können, als wenn ſie Bücher zerreißen und unbrauchbar machen würden. Eine wahre Zerſtörungswuth fuhr jetzt in dieſe Unmenſchen und in kurzer Zeit ſah Herr N. einen Theil ſeiner ſchönen Bücher zerriſſen in allen Theilen des Hauſes, im Hofe und Garten liegen. Seine Hauptſorge war jetzt dahin gerichtet, wenigſtens ſeine Handſchriften und Collectaneen, die Früchte vieljähriger Bemühungen und Lucubrationen, zu retten. Sobald die Soldaten merkten, daß Herr N. auf dieſe Papiere einen ganz vorzüglichen Werth legte, riſſen ſie dieſelben, ohnerachtet Herr N. flehentlich und fußfällig bat, ſie nicht zu nehmen, aus den Kaſten und von den Repoſitorien und vernichteten und verunſtalteten dieſelben in wenigen Augenblicken auf eine ſolche Weiſe, daß nach der Plünderungsſcene nur noch ſehr wenige Fragmente von denſelben aufgefunden werden konnten.

Ein ähnlicher Fall ereignete ſich zu K, in eben dieſer Zeit. Der Prediger dieſes Ortes hatte eben Pflaumenmus ſieden laſſen, als die erſten retirirenden Franzoſen daſelbſt eintrafen. Dieſe fanden das Pflaumenmus ſehr ſchmackhaft und wollten daher den Reſt deſſelben mit auf den Weg nehmen. Sie griffen nach Papieren und zufällig geriethen ſie über die Handſchriften des Predigers, welche treffliche und äußerſt mühſame Sammlungen, die er auf dem Felde der Philologie gemacht hatte, enthielten. Sogleich holte er Makulatur und weißes Papier und bot ihnen auch brauchbare Bücher an, um ſie zu zerreißen und das Pflaumenmus in die Stücken derſelben einzupacken; weil ihm natürlich ſeine literariſchen Sammlungen theurer ſeyn mußten, als ſelbſt die koſtbarſten Druckſachen. Die unverſchämten Franzen achteten nicht auf das Bitten und Flehen des Predigers, ſondern nahmen, da ſie merkten, daß er auf dieſe Papiere großen Werth legte, den letzten Reſt derſelben, um Pflaumenmus und andere Nahrungsmittel hineinzuwickeln! —

Gott wird Dich ſtrafen, ſprach ein Teutſcher zu einem plündernden Franzoſen. Was? Gott?" antwortete der Soldat. „Napoleon iſt unſer Gott; Fluchen unſer Gebet; Plündern, Huren und Morden unſer Gottesdienſt; das Schlachtfeld unſere Kirche. Ihr ſeyd in Teutſchland noch ſehr dumme Menſchen, daß ihr noch an einen Gott glaubt. In Frankreich glaubt kein Menſch mehr, vom Kaiſer an, bis zu dem gemeinſten Menſchen herab, an ſolches dummes Zeug!" —

Nach dem Frieden zu Paris, wo die von den Alliirten gefangenen Franzoſen wieder in ihr Vaterland zurückkehren durften, reiſten 8 franzöſiſche Officiere im Juli 1814 mit der ordinären Poſt von B. nach L. Als ſie auf der vorletzten Station ankamen, weigerten ſie ſich, dem Schwager das gewöhnliche Trinkgeld zu geben. Es half kein Zureden, von Seiten des Schwagers und Poſthalters ſowohl, als von Seiten der übrigen Paſſagiere. —

Da die Officiere alle in das nahegelegene Gaſthaus gegangen waren; ſo befahl der Poſthalter dem Poſtillion, ſchnell anzuſpannen und mit den übrigen Paſſagieren allein raſch fortzufahren. Die Officiere, welche den Wagen fortfahren hörten, kamen ſchnell aus dem Gaſthauſe und ſchrien, daß man ſie mitnehmen ſollte. Allein hier half kein Schreien und die Herrn Officiere waren genöthiget, als eingeſchriebene Paſſagiere eine ganze Station zu Fuße wandern zu müſſen.

Welche Zeit iſt es jetzt?" ſprach ein gefangener franzöſiſcher Obriſter im Jahre 1814 zu einem teutſchen Oekonomen, indem er ſeine Uhr herauszog und dieſelbe zu ſtellen Miene machte. — — „Eine beſſere," antwortete der Oeconom, indem er dem Obriſten die Uhr aus der Hand riß, „als jene war, wo Er Spitzbube mich mißhandelte und mir dieſe Uhr raubte." Der Oekonom, der in der Uhr des Obriſten ſeine, im Jahre 1806 geplünderte Uhr und in dem Obriſten den Plünderer erkannte, kam auf dieſe Weiſe wieder zu ſeinem alten Beſitzthume, welches er als ein theures Erbſtück verehrt hatte und beſtrafte den Obriſten mit einigen derben Ohrfeigen.

Wie wenig die Franzoſen auf Ehre halten, dafür mag folgende Thatſache ſprechen. Als die Beſatzung in Spandau unter der Bedingung capitulirt hatte, in dieſem Kriege nicht wieder gegen die Alliirten zu fechten; ſo begab ſich der größte Theil derſelben nach Sachſen und namentlich nach W..., wo ſie von neuem Kriegsdienſte nahmen und ſpäterhin vorzüglich bei Dresden gegen die Alliirten fochten. Unter dieſen Meineidigen und Ehrloſen befanden ſich auch viele Polen, welche überhaupt mit den Franzoſen in Hinſicht ihres Nationalcharakters große und auffallende Aehnlichkeit haben. Der Pole iſt ein roher Franzoſe und der Franzoſe ein feiner Pole! — — Beyde Völker, Polen ſowohl, als Franzoſen, werden in einer ewigen Unmündigkeit bleiben! — Wer die Vormundſchaft über dieſelben übernehmen will, muß den Nationalcharakter derſelben völlig kennen und die Ruthe gut zu führen wiſſen! — —

III.

Graf Blakas, Günſtling Ludwig des Achtzehnten.

Der Graf Blakas iſt nicht der Mann, der ſich dazu eignete, das Organ des Willens Ludwig des Achtzehnten, der Dollmetſcher zwiſchen König und Volk zu ſein. — Der Marquis von Chabannes, Neffe des Erzbiſchofs von Rheims, ein treuer Anhänger der Bourbons, lehrt uns dieſen allgewaltigen Miniſter näher kennen, und zeigt unwiderleglich, daß es nicht an Männern von Einſicht fehlte, welche Ludwig des Achtzehnten Günſtling aufmerkſam auf das machten, was er zu thun habe, um den Thron Ludwigs ſicher zu ſtellen. — Der Marquis von Chabannes war vier Tage vor dem Einzug Ludwigs in Paris angekommen, und im Gefolge des ihm gewordnen Auftrags theilte er in einem Bericht vom 2ten Mai 1814 dem König ſeine Meinung über die Lage der Dinge in Frankreich mit. Er ſagt darin unter andern:

1) vom **Militair**: Es iſt im allgemeinen ein ſchlechter Geiſt darin. Die Marſchälle und Generäle ſind zu gewinnen, aber ſie haben keinen ſehr großen Einfluß auf die Armee, welche ſie als Abtrünnige betrachtet. Mehr Einfluß auf die Stimmung haben noch einige Officiere geringern Ranges. Die Soldaten ſind faſt alle verworfen, die Officiere ſind es noch mehr. Sie lieben Buonaparte nicht, aber ſie fühlen ſich erniedrigt, geſchlagen zu ſein, und Frankreich erobert zu ſehen. Sie kennen die Bourbons nur aus Vorurtheilen und Verleumdungen. Sie deſertiren, und dieſe Deſertion muß begünſtigt werden; in den Gemeinen aber, in welche ſie ſich begeben, müſſen ſie entwaffnet werden, und die Gensd'armerie muß verdreifacht werden. — Der Marſchall Moncey iſt ſicher. Er hat die Ach-

tung ſeines Corps. Je mehr die Linientruppen reducirt werden, deſto weniger werden die Mißvergnügten gefährlich. Es wird nützlich ſeyn, die Armee ſo viel als möglich in Kriegsplätze und Kavallerie-Quartiere zu vertheilen. — Zu der weſentlichen Sicherheit der Königlichen Familie wird es bei dieſem ſchlimmen militairiſchen Geiſt gehören, ein ganz neues Corps Haustruppen von wenigſtens 40,000 Mann zu errichten.

2) Von den Jakobinern: Dazu gehören alle Mißvergnügte und die Ankäuſer von Nationalgütern. Paris iſt voll davon. Sie haben ihre Verbindungen, ſie verſtehn ſich unter einander und ſind gefährlich. Man muß die Aufmerkſamkeit auf ſie nie verlieren, ſie gewinnen zu wollen, iſt vergeblich, durch Gunſtbezeugungen und Herablaſſung werden ſie nur noch verwegener werden, ſie werden darin Schwäche erblicken. — Die Polizei beſteht aus Jakobinern und iſt höchſt unſicher; es muß eine doppelte Polizei (contre-police) errichtet werden; dies iſt eines der weſentlichſten und dringendſten Erforderniſſe. — Man muß überhaupt bedauern, daß Fouché für den Tod des Königs ſtimmte, er würde ein ſehr brauchbarer Menſch übrigens ſein. — So

lange fremde Truppen in Paris zahlreich ſind, iſt keine Gefahr, aber es iſt nothwendig, daß die Prinzen des Hauſes die Provinzen durchreiſen, und daß der König unter dem Anſchein der Geſchäfte, von ſichern Truppen umgeben, in St. Cloud, Trianon, oder Rambouillet reſidire. — Jeder Käufer von Nationalgütern fürchtet, herausgeben zu müſſen; nichts wird ihn beruhigen können, und ſie werden alle ſtets bereit zum Aufruhr ſein.

3. Von der Meinung über den König; ſie iſt ſehr günſtig. Jeder betrachtet ihn als einen Mann von vielem Geiſt, der Arbeit liebt, und für die Landesadminiſtration ſich eignet. Man wünſcht Feſtigkeit und Entſchloſſenheit von ihm; bei dem geringſten Beweis, den er davon giebt, wird die Meinung unglaublich gewinnen. Von ſeinem erſten Auftreten hängt ſeine Exiſtenz und ſein Wohl ab. So ſehr der König durch ſeine außerordentliche Güte auf dem Wege bis St. Ouen Eindruck machte, ſo ſehr würde zu große Herablaſſung in Paris ihm nachtheilig ſein. Die Prinzen müſſen ſich Liebe gewinnen, der König Ehrfurcht. Dies iſt überaus weſentlich.

4. Meinung über das Gouvernement. Paris und ganz Frankreich iſt gegen den Senat. Talleyrand hat ſich mit Gewandheit und Muth benommen. Er hat Einfluß, und die allgemeine Meinung iſt für ihn, aber alle genommene Maaßregeln beweiſen wenig Nachdruck und haben kein Vertraun eingeflößt. Man erwartet alles von dem König.

Wären dieſe Andeutungen von Herrn Blakas in Ueberlegung gezogen, es würde Frankreich ſich nicht in der Lage befinden, in welcher wir jetzt es ſehen; da faſt überall das Gegentheil davon geſchah, ſo ſcheint Ludwig XVIII. nicht einmal genaue Notitz davon bekommen zu haben. Der Marquis von Chabannes wurde daher durch die wahren Freunde der Bourbons veranlaßt, an den Graf Blakas noch einmal unter dem 24ſten Jul. 1814 zu ſchreiben, und dieſer Brief iſt um ſo merkwürdiger, theils, da er den Graf Blakas in ſeinem ganzen Gehalt darſtellt, theils da er davon überzeugt, daß ſchon damals die Gutgeſinnten den Abgrund ſahen, welchem Ludwig entgegen ging, und daß es an warnenden Stimmen nicht fehlte. Dieſen Brief ließ der Marquis gedruckt dem Graf Blakas überreichen, wie er ſich entſchuldigt, um deswillen, weil ſeine Handſchrift unleſerlich ſei, wahrſcheinlicher aber wohl, um ſpäterhin einen Beweis in Händen zu haben, daß er nichts verſäumte, was warnen konnte. Wir liefern dieſen Brief hier auszugsweiſe in der Ueberſetzung:

„Sie ſagten mir, Herr Graf, daß Sie ſich ſehr unglücklich fühlten, und daß Sie wünſchten, der König möge Ihnen erlauben, ſich von den Geſchäften zurück zu ziehen. Ich erwiederte Ihnen: „„Sie haben es gewollt, Sie haben ſich in den Schlund geſtürzt; jetzt müſſen Sie den König daraus erretten, oder mit ihm umkommen."" Doch, Sie haben recht; die Aufopferung Ihrer Eigenliebe kann noch Frankreich und den König retten. Ich darf nicht fürchten, daß meine Aufrichtigkeit, womit ich Ihre Mißgriffe und Irrthümer Ihnen enthülle, Sie beleidigen werden."

„Sie waren durch Herrn von Avaret angeſtellt; nach ſeinem Tode wurde der König aufmerkſam auf Sie; Sie lernten bald den guten Character dieſes vortrefflichen Fürſten kennen, und durch Ihre übergroße Geſchäftſamkeit um ihn machten Sie ſich ihm unentbehrlich. In der Zurückgezogenheit zu Hartwell waren die Organiſirung der Dienerſchaft, das Küchenamt, die Aufſicht über die Bedienten, die kleine Haushaltung, die großen Gegenſtände Ihrer regen Geſchäftigkeit. Da Sie bis zu den größten Kleinigkeiten alles ſelbſt thun und beſorgen wollten, ſo blieb Ihnen nicht einmal Zeit genug übrig, den unbedeutenden Briefwechſel in Ordnung zu halten. Sie hielten ſich urplötzlich für den erſten, unentbehrlichen Miniſter, für den wichtigſten Mann in Europa. — Da hatte ich zum erſtenmal das Glück, Ihre Bekanntſchaft zu machen, als Monſieur Sie in Aufträgen an mich nach London ſandte; es war am 28ſten December 1813.„

„Bei der langen Unterredung, die wir über das Innere von Frankreich führten, ſprachen Sie faſt von nichts, als von Ihren überladenen Geſchäften, von Ihrem großen Briefwechſel, von den Couriers, die Sie abfertigten, deren Ankunft Sie aus dem Schlaf wecke, von den Miniſtern, die Sie hätten ſehn müſſen, von den Geſandten, mit denen Sie Zuſammenkünfte hätten, kurz, ich fragte mich ſelbſt: wer iſt denn dieſer allgewaltige Mann, den der König mir nie nannte? — Der erſte Eindruck, den Sie hiernach auf mich machten, war ungünſtig, und weit entfernt, Sie aufzuſuchen, wenn Sie auch das ganze Vertraun des Königs beſaßen, verbarg ich meine Abneigung gegen Sie weder meinen Freunden, noch Ihnen ſelbſt, und dieſe Abneigung wurde durch alles, was ich von allen Seiten her von Ihnen hörte, täglich größer. Sie verlangen eine freimüthige Erklärung; ich verſprach ſie, und ich halte beſſer Wort, als Sie es hielten.„

„Es iſt nur zu wahr, daß Ihre Arbeit über Ihre Kräfte geht, und daß Sie bei vielem natürlichen Verſtande doch in Ihrer frühern Laufbahn die Menſchenkenntniß, die Kunde der Dinge, der Convenienzen, Gebräuche ſich nicht erwerben konnten, und daß Ihre ſtete Beſchäftigung mit Kleinigkeiten Ihnen nicht Raum und Zeit läßt, Ihr Augenmerk auf die ungleich wichtigern Gegenſtände zu richten, womit Sie allein ſich beſchäftigen müßten, um das Vertraun des Königs zu rechtfertigen. Daraus folgt denn unmittelbar, daß der König die Wahrheit ſehr unvollkommen kennen lernt, und daß die mehrſten Ihrer Maaßregeln das Gepräge der Uebereilung tragen, während die wichtigſten Gegenſtände vernachläſſigt oder vergeſſen werden.“

„Ich könnte hier tauſende von Fällen anführen; ein einziger mag genügen, Ihnen die Augen zu öffnen. Drei Tage beſtürmte ich Sie, mir einen Augenblick zu gönnen, um Sie auf die dringende Nothwendigkeit aufmerkſam zu machen, daß wegen der Ueberfahrt des Königs, wegen ſeines Empfanges in Calais, wegen ſeiner Reiſe nach Paris, wegen der Herbeiſchaffung von Truppen u. ſ. w. Vorkehrungen getroffen würden; Sie waren aber damit beſchäftigt, das Königl. Wappen an die Wagen ſchlagen zu laſſen, neue kaufen zu laſſen, und dieſe ſelbſt zu beſehen, über die Form der Lilienkrone, des Hutes zu ſinnen; noch viele andere ähnliche Beſchäftigungen von Wichtigkeit feſſelten Sie, und Donnerſtag Nachmittag endlich ſchenkten Sie mir einen Augenblick: Sie ſagten mir nur, ich mögte, ohne weitere Ordre, abreiſen, den General Maiſon aufſuchen, und anordnen, was ich für gut fänd; Sie würden nach meiner Abreiſe dem König davon Nachricht geben. Ich hatte nur eine Friſt von 30 Stunden vor der Abreiſe des Königs; es mußte nach Lille geeilt werden, die Truppen machten 28 Lieues in 24 Stunden, und glücklich genug, daß nun der General Maiſon, ſein Generalſtab und ſein Corps, als der König ans Land ſtieg, die Honneurs machen konnten."

„Als ich in Calais Freitag Nachmittag um 4 Uhr ankam, fragte mich der Gouverneur und der Maire zugleich, ob es wahr ſei, daß der König bei Dünkirchen, Boulogne oder Cherbourg landen werde; ſie ahndeten noch nicht, daß am folgenden Morgen Sr. Majeſtät von London in Calais eintreffen würden. Ich erwiederte ihnen blos, daß ich keine Ordres für ſie hätte, daß der König aber Calais gewählt habe, weil es der nächſte Weg ſei, und daß ſie Vorkehrungen zu ſeinem Empfang zu treffen hätten. Auf dem Rückwege traf ich Sonntag Mittags in Calais ein, und fand dort den Marquis Brezé. Man wußte nur, daß der König ſich bereits in Dover eingeſchifft hatte, aber es war noch nicht der mindeſte Befehl wegen ſeiner Ausſchiffung, wegen des Empfangs, wegen der Wohnung, nicht einmal wegen der Mittagstafel angekommen. Der Marquis Brezé wollte das alles nicht allein auf ſich nehmen, und befragte mich. Wir eilten nun, die Wohnungen bereiten, das Mittagsmahl anordnen zu laſſen, wir liefen nach der Hauptkirche, nach dem Hafen u. ſ. w. Glücklicherweiſe zeigte man uns einen Tragſeſſel und eine Tragbahre, welche aus falſchem Eifer in Bereitſchaft gehalten wurden; wir ließen ſie bei Seite ſchaffen. Der Marquis Brezé hatte einen offenen

Wagen und 8 Poſtpferde beſorgt. Ich ſchickte die Pferde zurück, und ſagte dem Commandant, es werde beſſer ſeyn, der Wagen werde vom Volk gezogen. Ich ſprang zuerſt am Bord der Yagt, empfing die Befehle des Königs, der Wagen mußte zurück, alles ging zu Fuß, aber warum mußte eine ſo wichtige Sache dem Zufall überlaſſen werden?"

„Am Abend waren die Wagen noch nicht ausgeſchifft, weil für nichts Vorkehrungen getroffen waren — der König mußte 36 Stunden länger in Calais verweilen, Sie waren mit Vertheilung der Sitze in den Wagen, mit unbedeutenden Kleinigkeiten ſo beſchäftigt, daß man über nichts Weſentliches mit Ihnen reden konnte."

„Womit beſchäftigten Sie ſich ſeit der Abreiſe des Königs von Hartwell? den König als ſein Schatten zu begleiten, ſobald er ausgeht oder irgend jemand annimmt; unterdeß auch die Miniſter und Generale bis auf den geringſten Mann herab zu ſehen; mit den Wäſchern und Schuhputzern, welche Sie auch ernennen, ſelbſt zu ſprechen; alles, alles! ſoll durch Sie allein gehen — iſt das möglich, und was folgt daraus? daß Sie bei vielem Kopf alles inks machen, daß Sie allgemein gefallen wollen, und allgemein mißfallen, daß Sie bei dem Verlangen, die Meinungen zu gewinnen, alles gegen ſich aufbringen. Alles das kann Ihnen gleichgültig ſeyn; als Groß-Garderobemeiſter, Ober-Intendant der Königl. Bauten, als Miniſter und Secretär des Hausſtandes des Königs, Pair von Frankreich, Director der Oper, Gouverneur von Verſailles und Fontainebleau wird die Sache herrlich gehen; aber fragen Sie den Polizeiminiſter, der mit Ihnen arbeitet, die Gouvernements-Mitglieder, fragen Sie das Volk, ganz Frankreich, und Sie werden erfahren, was man von Ihnen denkt und ſagt. Zittern Sie vor der Laſt, welche Ihnen das Vertraun des beſten Königs auflegt, vor der Verpflichtung, welche Sie gegen Frankreich und die Nachwelt übernommen haben, vor dem Abgrund, in den Sie den König und ſeine erhabene Familie ſtürzen. Ihre Beſchäftigung mit den größten Kleinigkeiten raubt Ihnen die Zeit, bei Ihrer ausſchweifenden Eigenliebe wollen Sie auf nichts hören, bei der Menge der Geſchäfte kann nichts gründlich werden, dann muß alles übereilt werden, und Sie werden bald die Bourbons und Frankreich geſtürzt haben; prüfen Sie, wie die öffentliche Meinung ſeit der Ankunft des Königs in

Calais bis auf dieſen Augenblick geſunken iſt, und ſehen Sie dann ſelbſt, welch großes Unglück Sie ſchon verbreitet haben.“

„Was hat man Ihnen nicht alles geſagt, die unglückſelige Verhandlung über die vereinten Rechte (droits réunis) zu unterdrücken? — Sie ſelbſt vermogten es nicht, dem König ein wahres Licht über die Perſonen und Sachen aufzuſtecken; wie oft habe ich Ihnen in Hartwell und London daher die Nothwendigkeit vorgeſtellt, ein Verzeichniß über den Werth und Gehalt der einzelnen Männer vorweg aufnehmen zu laſſen, wonach der König ſich richten könne? Wie unreif, voreilig und unüberlegt war jene Polizeiverfügung wegen der Feſt- und Sonntage! Was hat man Ihnen nicht ſchon in England über die unpolitiſche und unconſequente Bildung der Ehrenlegion geſagt! Mehr unpolitiſch noch war der Einfall, Verſailles zu einer Zeit wieder in Stand zu ſetzen, wo man Paris gewinnen mußte, wo die Arbeiter beſſer bei Gegenſtänden, die in die Augen fallen und die Herzen befriedigen, angeſtellt geweſen ſeyn würden!

Welcher Fehler, die Anleihe, welche man in

England dringend anempfahl, und welche unendliche Mittel, die Truppen zu gewinnen, darbot, nicht anzunehmen! Schlimmer als alles dieſes iſt das Uebergewicht, welches Sie über alle Miniſter und die, welche in der Nähe des Königs ſind, ſich geben wollten, und daß Sie den König von allen, die ſich ihm nähern wollten, zu iſoliren ſtrebten! Wenn die Polizei Ihnen treue Berichte giebt, und Sie einen wahren Vortrag dem König darüber machen, ſo muß er über die Lage, in welche Sie ihn brachten, über die durch ganz Frankreich verbreitete üble Meinung ſich entſetzen. — Wohin würde Frankreich ſchon jetzt ohne die bezaubernde ritterliche Würde des Grafen von Artois, ohne das edle Benehmen des Herzog von Angouleme, ohne die himmliſchen Tugenden ſeiner Gemahlin, ohne den Gehalt und die rege Thatkraft des Herzogs von Berry, gerathen ſeyn?"

„Während Sie alle treue Diener von dem König entfernen, werben Sie ihm täglich neue, aber die Meinung iſt verloren, das Ungewitter thürmt ſich auf; es wird vielleicht bald ausbrechen. Ein Böſewicht reicht hin, die Flamme zum Ausbruch zu bringen. Die Gouvernements-Chefs werden die erſten ſeyn, welche die Vernichtung der Bourbons verlangen, die wenigen Getreuen werden ſich ohne Nutzen opfern, die geſammten Truppen werden die geringſte Anhänglichkeit an die Bourbons erdrücken, und das Volk wird ſich an die Armee anſchließen. Dies iſt die Gefahr, in die Sie trotz dem beſten Willen bei Ihrer Wohlweisheit und Unkunde, den König und ſeine Familie geſtürzt haben. Nur ein Mittel kann retten; ſuchen Sie um Ihre Entlaſſung nach. Zeigen Sie dem Könige die Gefahren, denen er ausgeſetzt iſt, zeigen Sie ihm die faſt unüberſteigbaren Schwierigkeiten, und rathen Sie ihm, Hr. Talleyrand zum erſten Miniſter zu wählen. — Sie wiſſen, was ich von Talleyrand denke; er verwünſcht mich, und wird mir nie verzeihen; ich verliere in Ihnen einen Freund, und ein Feind nimmt ſeine Stelle ein, aber der Vortheil des Königs überwiegt mir andere Rückſichten.“

„Jetzt auf einmal ein feſteres Syſtem annehmen zu wollen, wäre gefährlich, und was noch vor zwei Minuten das Glück und die Größe des Königs begründet haben würde, dürfte das Gewitter, welches ſchon da ſteht, ſchneller zum Ausbruch bringen. Man muß laviren, dem Syſtem, da es einmal angenommen iſt, treu bleiben; man muß nun ſchon mit allem Eifer das Vertraun der Häuptlinge, die Buonaparte's Reich wieder herzuſtellen ſtreben, zu gewinnen ſuchen. Talleyrand iſt der Einzige, der Vertraun für die Bourbons den Uebrigen einflößen und ihre feindlichen Abſichten abwenden kann; er würde vielleicht an der Spitze eines Verraths ſtehen, aber der König hat nichts von ihm zu fürchten, wenn er ſich ihm anvertraut. — Seine Ernennung wird alle Pläne vereiteln. Glauben Sie nur, daß die Reiſe des Herrn von Metternich über Paris ihre Gründe hatte, daß die Badereiſe Marie Luiſens Hoffnungen erweckt, daß das Geld, was man verſchwenderiſch austheilt, ſeinen Zweck hat.“ —

Dieſer Brief machte auf den Graf Blakas keinen Eindruck weiter, als daß er eine mündliche Unterredung mit dem Verfaſſer aufſuchte, die aber auch ohne Erfolg blieb. Der Ehrgeiz hatte ſich ſeiner ſo bemeiſtert, der Stolz hatte ihn ſo blind, ſeine Superklugheit hatte ihn ſo taub gemacht, daß er die Sache ihren Gang gehen ließ, und wenn noch jetzt die Königlichgeſinnten in Frankreich, die dieſen Blakas verfluchen, behaupten, daß auch er durch Buonaparte's Agenten beſtochen worden ſei, ſo iſt der Schein allerdings dafür, zumal, wenn man weiß, daß Graf Blakas während der Zeit ſeines Miniſteriums in Frankreich bei ſeiner großen Geſchäftigkeit doch nichts verſäumte, was ſeinen eignen Hausſtand mehr emporbringen konnte. Indeß zur Ehre der Menſchheit wollen wir glauben, daß die unkluge Politik des Graf Blakas kein abſichtliches Eingreifen in die Plane Napoleons war. Aber es gehört auch ein unbegreiflich großer Eigendünkel, und ein ganz unverzeihlicher Leichtſinn dazu, wenn der erſte Miniſter gar nichts ſehen will! — Schon im Herbſt 1814 war die Straße von der Inſel Elba nach Frankreich hin und zurück ſo frei und ſo beſucht, als die von Paris nach Verſailles. Perſonen von Bedeutung reiſeten hin, kehrten zurück, ſtanden in beſtändigem Verkehr mit Cambacérès, Fouché, Carnot; Blakas wußte das alles, und nicht ein einziger dieſer gefährlichen Reiſenden wurde angehalten und ſeine Papiere unterſucht, nicht ein einziger wurde unter geheime Aufſicht genommen.

Noch in den letzten Augenblicken der Königl. Regierung war Ludwig der Achtzehnte der einzige, der den Kopf nicht verloren hatte; er wollte ſeinem inneren Sinn folgen, und ſich ſelbſt dem Verräther Buonaparte entgegen ſtellen; alles war damals noch zu retten, und alles würde dem Nachkommen des großen Heinrich gefolgt ſeyn. Aber Graf Blakas, der alles galt, hielt den König mit dem größten Nachdruck zurück; die Gräfin Blakas war die erſte flüchtige Franzöſin, welche in England landete, und Blakas verließ Paris, ohne die mindeſten Vorkehrungen in den Büreau's, bei den Verwaltungsbehörden getroffen, und Anweiſungen zurückgelaſſen zu haben, denn das Reiſegeſchäft war das, was ſeinen engen Kopf jetzt ganz einnahm.

Er war es auch, der Ludwig dem Achtzehnten die unſelige conſtitutionelle Acte, welche ihn ungewiß gegen das Volk ſtellte, als ſeinen Schutzbrief anempfahl. — Wehe den Regenten, welche einem, von Ehrgeiz und alten Formen ſo verblendeten, durch das ſchnell erſchienene Glück ſo berauſchten Miniſter ſich ganz überlaſſen! Hätte Heinrich des Vierten Nachkomme einen Mazarini zum vertrauten Miniſter gefunden gehabt, die korſiſche Hyder würde nicht wieder ihr Gift haben verbreiten können, die greuelhafte Geſchichte des Tages würde nicht über Frankreich gefallen ſeyn, und Europa würde jetzt in den Segnungen des Friedens ſchwelgen.

Neuerdings hat ſich Blakas zurückgezogen, aber kann die Entlaſſung dieſes Hausminiſters jetzt noch Ludwig dem Achtzehnten frommen? Wird Talleyrand für die Dauer Miniſter-Staatsſekretär einem Bourbon ſeyn können?

IV.

Wodurch wurde Frankreichs Ländervergrößerung unter Napoleon Buonaparte möglich gemacht?

Die Geſchichte zeigt kein Beiſpiel, daß ein Staat in ſo kurzer Zeit unter andern Staaten, die gleiche Streitkräfte, gleiche Kriegskunde, gleiche Bildung mit ihm hatten, ſich ſo übermächtig ausbreitete, als es Frankreich that, ſeit Napoleon am Ruder der Regierung ſtand. Man erwäge, was Frankreich war, als er das Heft in die Hand nahm, und welcher Macht er gebot, als er 1812 den Feldzug gegen Rußland eröffnete. In dem Zeitraum von ſechzehn Jahren, in welchem er allein an der Spitze der franzöſiſchen Macht ſtand, hat die neuere Nachricht von ſeiner Ausdehnung immer die ältere verdrängt, wir Zeitgenoſſen ſind immer ſo mit fortgeſchleudert, und erſt jetzt, wo wir ſeine große Herrſchaft in Trümmer ſtürzen ſahen, werfen wir einen genauern Rückblick auf dieſe Zeitperiode, und ſtehen überraſcht da; die Schaam ob unſerer eignen Bethörung läßt uns nicht zur Bewunderung kommen. Frankreich, wie er es bei ſeinem erſten Wirken vorfand, hatte kaum noch die Rheingränze gegen Deutſchland, jenſeits der Alpen war ſeine Macht geworfen und unſicher, ganz Europa war gegen daſſelbe entweder unter den Waffen, oder ihm feindlich geſinnt, das Land ſelbſt war durch die Wuth eines wilden Bürgerkrieges zerſtört, creditlos, ſeine Jünglinge waren unwürdig gefallen, noch raſ'te Partheiwuth im Innern, während die Feinde an den alten, natürlichen Gränzen drängten, das ganze Verwaltungsſyſtem war verwildert, der Adel und die Vornehmen geflüchtet, Sanscülotten an der Spitze der Geſchäfte, und — ein Fremdling drängte ſich dem Einzigen, was das ermüdete Land hatte erringen wollen, dem Nationalſtolz, der Nationalfreiheit zum Herrſcher auf! — So fing er an!

Napoleons wunderbare Laufbahn beſtand darin, daß er alte Throne umſtürzte, nämlich Neapel, Spanien, Portugal; daß er große Länder zerſtörend durchwanderte, nämlich Spanien, Portugal, Oeſtreich, Preußen, Rußland; daß er, was er dem einen nahm, dem andern wieder gab; denn ſo ging es mit Holland, Anſpach, Bayreuth, Heſſen, Braunſchweig; daß er bald das Gegebene wieder nahm, um es für ſich zu behalten, nämlich Holland, das Herzogthum Berg, Venedig, Hannover, und daß er Königreiche errichtete und wieder vernichtete, als Hetrurien und Holland, welches Schickſal auch ſchon für Neapel und Weſtphalen beſtimmt war.

Der Konſul genügte ihm nicht, er mußte erſter Konſul ſein. Kaum war er dies, ſo mußte ſeine Würde erſt auf fünf Jahr, dann auf Zeitlebens beſtätigt werden. Nicht damit zufrieden, der Erſte in Frankreich zu ſein, ſo wollte er auch unter den gekrönten Häuptern einen Vorrang haben, und die franzöſiſchen Republikaner mußten ihn zu ihrem Kaiſer ausrufen, die auswärtigen Kabinette wurden beredet, ihn als ſolchen anzuerkennen; des Schweden ohnmächtiger Widerſpruch wurde erdrückt, und

Englands Weigerung erbitterte den Korſen noch mehr zum Kriege. Uebermüthiger griff er nun um ſich, und ſetzte ſich die eiſerne Krone als König von Italien ſelbſt auf das Haupt.

Den freien Bündnern der Schweitz warf er ſich als Vermittler ihrer Streitigkeiten auf, und ihre Mannſchaften ſtellte er unter ſeine Heere. Franz den Zweiten zwang er, der Würde als römiſcher Kaiſer zu entſagen, und nun erſt drang er in das Herz von Deutſchland, deſſen Gemeinſinn nicht erwacht war, als er uralte, heilige Rechte ihnen nahm, mit Deſpotengewalt ein, ſtürzte die alten Ordnungen, ſchuf den Rheinbund, erklärte ſich für deſſen Protector, und Deutſchlands Söhne verbluteten in Kriegen, deren Intereſſe ihnen fremd war, das Leben, während er die deutſchen Länder als Colonien plünderte.

Nicht damit zufrieden, ſich ſelbſt emporgeſchwungen zu haben, hob er auch ſeine Familie herauf in ſeine Nähe; der Stifter einer neuen Dynaſtie wollte er gelten.

Joſeph, ſeinen ältern Bruder, creirte er zum

König von Neapel. Seinen Bruder Ludwig machte er zum König von Holland, und da dieſer ſich die Zuneigung ſeiner Unterthanen gewann, ſo ſtieß er ihn wieder vom Thron, und machte dieſes neuerſchaffne Königreich zur franzöſiſchen Provinz. – Seinen Schwager Mürat ernannte er zum Großherzog und gab ihm Berg.

Seinem Bruder Lucian wollte er die Königskrone von Spanien geben, da dieſer aber das Privatleben vorzog, ſo mußte er flüchten; Joſeph wurde zum König von Spanien creirt, Mürat an deſſen Stelle König von Neapel, und das Großherzogthum Berg ſteckte Napoleon wiederum ein. Eugen Beauharnois, ſeinen Stiefſohn, ernannte er zum Vizekönig von Italien; ſeinen Oheim Feſch, einen revolutionären Exprieſter, zum Kardinal, Großalmoſenier und deſignirten Pabſt; ſeinen jüngſten Bruder, Hieronymus, verſchrieb er aus Amerika und er betrat aus dem Waarenſpeicher den Thron des neugebildeten Königreichs Weſtphalen. – So hatte er den erſten Grund zu der Dynaſtie Napoleon gelegt.

Bayern erhob er zu einem Königreich; Oeſtreich mußte die Vergrößerungsſtücke dazu hergeben. Würtemberg wurde gleichfalls ein Königreich und ſein Land vergrößert. Ein gleiches ſollte mit Baden geſchehn, es unterblieb aber.

Der Primas des deutſchen Reichs, Dalberg, erhielt zum Lohn für ſeine Ergebenheit an das franzöſiſche Reich die deutſche freie Reichsſtadt Frankfurth am Main mit ihrem Gebieth als Fürſtenthum.

Die Fürſten von Anhalt und mehrere andere ernannte er zu Herzögen; andere wieder zu Großherzögen. Anſpach und Baireuth nahm er Preußen, um es Bayern zuzuwenden, und gab ihm dafür auf kurze Zeit Hannover. Dann verlangte er dies zurück, nahm es Preußen mit Gewalt, und außerdem deſſen Beſitzungen in Weſtphalen, Hildesheim, das ganze linke Elbufer, deſſen Theil von Altpohlen und Danzig.

Den Churfürſt von Sachſen ernannte er zum König, nahm ihm ſeinen Theil von Mansfeld und die Grafſchaft Barby, und bildete das Herzogthum Warſchau, deſſen Herzog der König von Sachſen zu ſein ſchien, während Napoleon es beſetzt hielt.

— Dem Churfürſt von Heſſen und dem Herzog von Braunſchweig raubte er ihre Lande ohne Grund, ohne die geringſte Entſchädigung.

Warſchau, Danzig, Cüſtrin, Stettin, Glogau hielt er vertragswidrig mit eignen Truppen beſetzt.

Den König von Spanien mit ſeiner ganzen Familie lockte er nach Frankreich, ſetzte dort dieſe ganze Bourbonſche Familie gefangen, und raubte auf eine ſchändliche Weiſe die Krone. — Den König von Portugal vertrieb er; Bremen, Hamburg, Lübeck, Oldenburg, Stralſund und das ganze Schwediſch-Pommern nahm er in Beſitz. — Erfurth mit ſeinem Gebiet gefiel ihm, er gab es daher nicht an Preußen zurück, ſondern behielt es für ſich. — Die Feſtungswerke von Dresden mußten auf ſein Verlangen niedergeriſſen und Torgau dagegen mit einem Aufwand, der Sachſen fünf Millionen koſtet, zur Feſtung umgeſchaffen werden.

In dieſer Periode des Umgreifens der franzöſiſchen Macht waren denn auch zunächſt erſt die öſtreichiſchen Niederlande und die venetianiſchen Inſeln der Levante mit Frankreich vereinigt. Tyrol, das Innviertel, die Lombardei und die Erbſtaaten in Italien, die Küſtenländer am adriatiſchen Meer hatte Oeſtreich verloren. Der Pabſt mußte Avignon abtreten, und der König von Sardinien Savoyen und Nizza; ſpäterhin fiel auch das Piemont zu. Außer Holland maßte ſich Frankreich Genua und die ciſalpiniſche Republik an, und das ganze linke Rheinufer mit ſeinen Feſtungslinien. So verſchluckte der Unerſättliche auch Parma, Piacenza, Guaſtalla, den Reſt vom Kirchenſtaat, Toſcana, Venedig, Lucca, Piombino, Illyrien, Katzenellbogen, Wallis; die nordweſtlichen Küſtenländer Deutſchlands, und alle dieſe erwähnten Länder, welche noch nicht unmittelbar mit der Krone von Frankreich einverleibt waren, denen ſtand es bevor; bis dahin waren die Fürſten Napoleons Vaſallen oder Statthalter, er hatte Militairſtraßen durch ihre Länder und feſte Puncte, ihre Mannſchaften ſtanden unter franzöſiſchem Oberbefehl und fochten in Napoleons Kriegen für ſeine Zwecke; Tribute wurden ihm aufgebracht, ſeine Geſetzgebung, ſein Mechanismus des Soldatenweſens mußten eingeführt werden.

Mit dem allen genügte ihm noch nicht; ſeine

Familie ſollte mit den älteſten, erſten Fürſtenhäuſern Europa's in Verwandſchaftsverbindung kommen. Der König von Bayern, der zunächſt unter den deutſchen Staaten ſich an Napoleon angeſchloſſen und für denſelben gewirkt hatte, eröffnete dieſen Theil des großen Weltſchauſpiels; ſeine Tochter wurde dem Eugen Beauharnois, Vizekönig von Italien, vermählt. — Der neue König von Weſtphalen, Hieronymus, mußte ſeine erſte Frau, die Tochter eines engliſchen Kaufmanns in Baltimore, verlaſſen, und, ohne von ihr förmlich geſchieden zu ſein, ward ihm eine Prinzeſſin von Würtemberg vermählt. — Der Erbprinz von Baden vermählte ſich mit einer Demoiſelle Paſcher, welche Napoleon adoptirte, und zur kaiſerlichen Prinzeſſin erhob. — Nach dem Wiener Frieden ſchied ſich Napoleon ſelbſt von ſeiner Gemahlin Joſephine, und dieſe Ehe war keine Revolutionsehe, ſondern der Pabſt ſelbſt hatte ſie conſacrirt. Nun ſuchte er unter den erſten Fürſtentöchtern umher, und Kaiſer Franz, dem er einen Kaiſertitel, ſeine italieniſchen Erbſtaaten, Tyrol und die Küſtenländer am adriatiſchen Meer geraubt hatte, gab ihm ſeine Tochter Marie Louiſe zur Gemahlin; — ein ſchweres Opfer, das er der Nothwendigkeit und dem Frieden der Völker brachte! —

Den Sproß aus dieſer Ehe ernannte Napoleon bei deſſen Geburt zum König von Rom, wodurch er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er, der Vater, nach der deutſchen Kaiſerkrone ſtrebe.

Die Religion warf Napoleon unter das Joch weltlicher Tyrannei; er führte ſie ein, und ſetzte ſie ab, je nachdem es ihm angemeſſen ſchien. Seine Behandlung des Pabſtes iſt bekannt. Erſt mußte der heilige Vater nach Paris kommen, um ihn zum Kaiſer zu krönen, und die erſte Ehe einzuſegnen; dann ſchleppte er ihn aus Rom fort, und hielt ihn gefangen. Ganz zuletzt ließ er ihn wieder nach Paris kommen, um ein Concordat mit ihm abzuſchließen; eine Heuchelei, welche die Mißlichkeit der Sachen in Rußland dem großen Spieler abzwang.

Aus allen dieſen Anführungen erhellet, wie weit umgreifend Napoleons Macht war, welcher Spielraum ſeiner Willkühr gegeben war, als er auf das noch unbeſiegte Rußland ſein Augenmerk richtete, und ſeine dreifarbige Fahne auch auf dem alten Kremlin der Czaaren aufpflanzen zu wollen, die Verwegenheit hatte. Er ſtellte eine Armee von

500,000 Mann auf, wie noch nie eine gleiche im Felde erſchien; aber der Uebermuth ſolcher Art muß an den Gränzen menſchlicher Macht und Willkühr ſcheitern, und das Werk der Nothwendigkeit wird gern dem unmittelbaren Einwirken der Vorſehung zugeeignet. So wurde Philipp des Zweiten Armada im Angeſicht der brittiſchen Inſeln eine Beute des Meers, und ſo wurde Napoleons Heer in dem Herzen von Rußland ein Opfer des Hungers und der Kälte. Beide Fürſten hatten ihr Alles an dieſe Ausrüſtungen geſetzt, und um ſo verächtlicher erſcheint ihr Wagſtück, je weniger ſie die Einwirkungen der Natur, die man oft mit Unrecht Zufall nennt, einer Beachtung gewürdigt hatten.

Als nun, mehr durch glücklichen politiſchen Inſtinct, als durch die Reſultate hoher politiſcher Berechnung, dieſe ungeheure Machtausdehnung Napoleons niedergeworfen, Frankreich nicht nur in ſeine alten Gränzen zurückgedrängt, ſondern ſogar die Plätze des Nationalruhms des ſtolzen Paris den Söhnen des fernen Donn und Ural zu Beiwachten dienten, während dieſe Hauptſtadt Frankreichs ſeit Carl VI. keinen Feind in ihren Mauern geſehn hatte; da fiel erſt der lange Schlummer von den

Augen einer ganzen, verblendet geweſenen Welt. Das Umfaſſen der zerſtörten Wirklichkeit brachte uns erſt darauf zurück, daß das alles möglich geweſen ſei!

Wodurch alſo wurde dieſe Ländervergrößerung Frankreichs unter Napoleon, ſeine Willkühr im Auslande möglich gemacht?

Lerne man die Umſtände kennen, welche dazu beitrugen, und ſie geben eine Warnung vor künftiger Bethörung ähnlicher Art.

Zunächſt wollen wir Napoleons Kriegskunde, Tapferkeit und Kriegsglück gern Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Doch, er, der Einzelne, vermogte damit nichts, ſobald er nicht den Willen des franzöſiſchen Volkes auf alle mögliche Art ſich eigen machte. So leicht entzündbar dieſer Wille bei dem Franzoſen auch iſt, ſo viele ſchnelle Tapferkeit und kluge Beſonnenheit auch der Einzelne hat, Eigenſchaften, welche durch die Revolutionskriege noch mehr geweckt und gehoben waren, ſo ſehr auch der leichte Sinn die Ermüdungen aller Art den Franzoſen im Felde ertragen läßt, ſo ſtark und ſchnell ſich wieder erzeugend auch die Bevölkerung in dem reichen Lande iſt, ſo reichten auch alle dieſe Mittel nicht mehr aus, ſobald ſpäterhin dem Franzoſen ſeine Landesgränzen geſichert waren, und nun nur noch von Kriegen die Rede war, welche den Ehrgeiz des Herrſchers befriedigen, und um ſeiner Ruhmſucht zu fröhnen, Frankreichs Söhne in das fremde Ausland zu blutigen Schlachten führen ſollten. — Zwar war der größte Theil der Armee mit dieſer Kriegsfortſetzung wohl zufrieden, aber die Armee war noch nicht der Staat, nicht die, jener römiſchen Kaiſer, welche eigenmächtig Imperatoren ernannte und ſtürzte; Napoleon war ein conſtitutioneller Regent, und ohne Einwilligung der Senate konnte er keine Kriege führen. — Hier war nun ſein großes Manöver das, daß die Unterhaltung und Pflege der Verhältniſſe mit dem Auslande ausſchließlich für den Kaiſer gehörte, daß er in die adminiſtrirende Gewalt ſich nicht einzumiſchen, ſondern nur die repräſentirende zu haben ſchien, wovon er denn die Vortheile zog, daß er ſeine Kriege immer als nothwendige Vertheidigungskriege dem Volk und Senat darzulegen vermogte, und daß er mit den Laſten, welche ſein Land drückten, nichts zu thun zu haben ſchien, während die Repräſentanten der adminiſtrirenden und vollſtreckenden Gewalt, durch ſeine Befugniß, Würden und Pfründen zu geben, an ihn gebunden waren, und die Polizeigewalt in ſeiner Hand lag. Durch letztere machte er den Willen von ganz Frankreich ſich unterwürfig, und er verbreitete ſie ſo weit, wandte ſo viel Geld auf ſie, daß er annehmen mußte, ſie ſei die erſte Stütze ſeines Thrones. Keine Faction konnte daher auch entſtehen, ſie wurde in der Geburt erſtickt. Zudem war der Franzoſe der Staatsumwälzungen müde, und ließ ihn alſo gewähren, und während die immer ſich mehrenden Siege und Eroberungen im Auslande die Armee ſtolzer auf ihr Oberhaupt machten, wurde auch das Volk nachgebender gegen ihn, und nahm Theil an ſeiner Ruhmſucht. — So weit gediehen, konnte er nun ſchon willkührlich in Frankreich ſchalten, und ſtille Unzufriedenheit mit ihm mogte nicht zu einer Empörung ſich bilden können, denn nun war ſchon ſein Heer dem Vaterlande entfremdet, und würde, heimathlos wie es war, auch gegen Frankreichs Bewohner gewüthet haben, wenn ſie gegen den angebeteten Feldherrn ſich empört hätten; überdem aber gedeiht keine Empörung ohne Anlehnung an ein hohes Haupt; dieſe Erfahrung hatte Frankreich gemacht, und jetzt waren alle Großen des Reichs Emporkömmlinge der

Revolution und der korſiſchen Dynaſtie, alſo eng mit dem Intereſſe ihres Kaiſers verbunden. — Je größer ein Reich iſt, deſto mehr iſt der Wille der Hauptſtadt der Wille des ganzen Reichs, weil die Provinzen nicht ſo leicht in eine enge, ſchnell wirkende Verbindung mit einander kommen können, weil alle Nachrichten aus der Hauptſtadt zu ſpät zu ihnen gelangen, als daß ſie Vorkehrungen gegen Beſchlüſſe der Hauptſtadt noch faſſen könnten, weil ſie den Willen der Hauptſtadt als den nothwendigen, den beſten betrachten, indem ſie näher, richtiger und ſicherer die Staatsereigniſſe in's Auge faßte und zu würdigen vermogte. Wie einflußreich dieſe Hauptſtadt auf die Provinzen iſt, hat neuerlich die Einnahme von Paris durch die Alliirten gelehrt; nach der verlornen Schlacht von Arcis für Aube nemlich warf ſich Napoleon nach Lothringen hin, und glaubte, die Alliirten würden ihm folgen, weil er durch ſeine Bewegung ſie ſehr im Rücken bedrohte; dadurch gab er die Hauptſtadt preis; ſie hielten es daher für beſſer, Paris zu nehmen, und von dem Augenblick an waren alle Nerven ſeiner Macht durchſchnitten, während er noch kurz vorher zu Chatillon die Friedensvorſchläge, nach welchen ſeine Dynaſtie unangegriffen bleiben ſollte, und nur die Freiheit der übrigen europäiſchen Staaten verlangt wurde, verworfen hatte.

Daß alſo Paris allein das Herz ſeiner Macht ſei, hatte Napoleon ſehr wohl gewußt, und daher hatte er dort auch alle Autoritäten verſammelt und unter Obhut, ließ dort alle Arten des erſchlaffenden Luxus zu, ſchmeichelte dem Hauſen durch Schauſpiele aller Art, die er ihm gab, machte die Stadt zu der Niederlage der Kunſtſchätze und National-Denkmähler, welche er auf ſeinen Raubzügen den Ländern mit der Frechheit eines Attila entwendete, ſchuf in der Stadt, am Hofe immer neue Ehrenſtellen und Pfründen, welche er verſchwenderiſch vertheilte, und während das Privatleben des Bürgers in der Stadt allein von 18 000 Knechten der geheimen Polizei beobachtet wurde, ſtanden dem Kaiſer ſeine Garden zur Seite, welche ſeinem Willen jeder Art Nachdruck zu geben, ſchnell bereit waren.

Durch dieſe Mittel herrſchte er mit freier Willkühr über das alte Frankreich ſelbſt. Das ungeheure, ſchnell um ſich greifende Uebergewicht über das Ausland gewann er nicht ſowohl durch die mehrere Kraft und Energie Frankreichs, als durch ein glückliches Auffaſſen und Benutzen der Fehler, Schwächen, Mängel und Gebrechen des Auslandes.

Hierzu gehört beſonders die ganz neue Art, Krieg zu führen, womit er in der längern Zeit ſeines politiſchen Handelns überraſchte. Ohne Magazine rückte er vor; die Länder ſelbſt waren ſeine Magazine, das Eigenthum des Bürgers benutzte ſeine Armee, ſie war überall wie zu Hauſe, und während der bedächtigere Feind ſeinen ſchweren Armeetrain erſt ſammelte, ſtand er ſchon ſchlagfertig da. Lange Deliberationen zur Auswahl einer ſichern Schlachtſtellung verſtattete er nicht, jedes einzelne Corps war eine beſondre Armee, die für ſich operirte, und der alleinige Plan dieſer weit ausgedehnten Corps war nur: vorwärts! Die feindlichen Armeen hingegen konnten ſich von den Linealbewegungen der alten Zeit noch nicht trennen, und während dieſe Corpsgefechte ihm den Vortheil gaben, daß ſeine Armee nie geſprengt werden konnte, da andere Corps, welche in weitem Zwiſchenraum zur Seite operirten, ein Anlehnungspunct wurden, und das zu weite Vordringen des Feindes hinderten, ſo hatte er noch beſonders den Vortheil, daß, wenn es einem ſeiner Corps gelang, die concentrirte feindliche

Macht auf die Reſerve zu werfen, er den ganzen Feind in Unordnung brachte, und in einer Schlacht zermalmte. Daher die überraſchend großen Folgen der Schlachten von Ulm, Wien, Auſterlitz, Jena, wo man die Vortheile der neuern Kriegskunſt Napoleons wohl einſah, ſich aber doch von dem Alten noch nicht trennen konnte, und wo man in dieſem Kampf des Alten mit dem Neuem erlag, erliegen mußte. Man kann ſicher annehmen, daß, wäre die öſtreichiſche, die preußiſche Armee auf den Schlachtfeldern von 1812 und 1813 nicht eine ganz neue Armee geweſen, die Tactik Napoleons doch obgeſiegt haben würde.

Durch die leichte Beweglichkeit der Armee, welche aus dem Corps, aus dem Mangel an vielen Troß und Magazinen hervorgeht, hatte Napoleon auch den Vortheil, ſeine Siege ſchnell benutzen zu können, was er denn auch meiſterhaft that. Iſt das Glücksrad im Rollen, ſo gelingt alles; mit Verwegenheit, die er ſelbſt wohl als ſolche erkennen mußte, rückte er vor, überraſchte Schlag auf Schlag, ließ keine Zeit zur Erholung übrig, und richtete immer nur ſein Augenmerk auf die feindliche Hauptſtadt, denn ſie iſt das Herz! Schnell machte er dann immer Frieden, und dieſer Friede ſchien immer großmüthig von ſeiner Seite zu ſeyn, denn er hatte immer in dieſem Frieden ſehr viel zurückzugeben; man erkannte ſeine täuſchende Charlatanerie dabei nicht, denn bei längerer Dauer des Krieges hätte er doch die Länder, in die er übermüthig ſchnell vorgerückt war, nicht behaupten können. — Bei dieſen Friedensſchlüſſen behielt er denn als Pfand, bis die Friedensbedingungen erfüllt ſeyn würden, einige Feſtungen in dem feindlichen Lande inne; ſo ging es mit den öſtreichiſchen Feſtungen an dem Rhein hin, mit Braunau, und ſpäterhin mit den preußiſchen Feſtungen Küſtrin, Stettin, Glogau. — Dieſe Puncte ſollten ihm aber nicht ein Pfand, ſondern Stützungspuncte bei neuen Kriegen ſeyn, denn bei jedem Friedensſchluß ſtiegen ſchon wieder neue Kriegespläne in ihm auf, und daher nahm er denn auch gern als ſolches Pfand Feſtungen nach fernen Ländern hin, und nicht die, welche Frankreich näher lagen; daher hielt er ſich denn immer eine kleine Militärſtraße offen, daher hielt es ſo ſchwer und ging es ſo langſam von ſtatten, ehe ſeine Truppen das Land, mit dem er Frieden geſchloſſen hatte, wieder ganz räumten.

So ſiegte er im Felde, und wußte dieſe Siege zu benutzen. Mehrere Gewalt erwarb er über Europa durch ſeine Diplomatik. Man berechnet, und er geſteht es ſelbſt, daß ſeine unſichtbare Armee ihm mehr koſtete, als die Armee im Felde. Dazu gehört, außer der ungeheuren Zahl der Diener der geheimen Polizei im Lande, das ganze Geſandſchaftsweſen mit allem, was daran hängt, und dieſes war eine durch alle Länder verbreitete große Zahl ſeiner Emiſſärs, welche es möglich machten, daß er offne Thüren fand, wo er als feindlich erſchien, daß ſchon alles für ihn vorbereitet war, daß alle, welche mit der dermaligen Regierung mißvergnügt waren, zu einer Parthei gegen dieſelbe geworben wurden. Dieſe Emiſſärs mußten mehr ſuchen bei den Verwaltungsbehörden, als bei der Soldateska ſich Einfluß zu verſchaffen, denn die ſchnelle und gute Handhabung dieſer Verwaltungsbehörden war ihm nöthig, wenn er ohne Magazine aller Art raſch vorwärts rücken wollte. An den Höfen ſelbſt kannte er jede Schwäche des Miniſteriums, und wußte ihr zu ſchmeicheln. Sehr wohl benutzte er für ſich den Neid, die Rivalie der großen Herren unter einander, und ſuchte emſig, ſie dadurch zu unterhalten, daß er immer einen auf Koſten des andern bereicherte, bis er ſelbſt, es zurückzunehmen und zu verſchlucken, kam. Wollte eine

Coalition gegen ihn ſich bilden, ſo erdrückte er im Entſtehen ſie dadurch, daß er die Aufmerkſamkeit von ſich ab, auf einen Dritten wendete, und hierzu diente ihm beſonders England.

Es iſt nie ſein Ernſt geweſen, England erobern zu wollen; die Unmöglichkeit ſtand ihm deutlich vor Augen; eben ſo wenig konnte ihm auch England als England zu Lande gefährlich werden; aber es mußte den Namen dazu herleihen, daß er eine Veranlaſſung fand, ſeine Landmacht bis an die fernen Küſtenländer Europens auszudehnen, daß er unter dem Schein eines Continental-Syſtems, welches er den Fürſten aufdrängte, ſich erſt in ihre Angelegenheiten miſchte, und dann ſie ſich unterwarf. England gewinnt nur bei einem Kriege des feſten Landes, und Napoleon konnte nur durch ſtete Kriegsbewegung ſeinen Thron ſichern; ſo gingen beide als Aſymtoten neben einander!

Napoleon hat einen neuen Beweis davon gegeben, daß die Macht und die Gewalt mit der Einheit iſt. Nie hat er in andere Allianceen ſich eingelaſſen, als in ſolche, wo die Verbündeten ſeine Untergebenen waren.

Würde Friedrich der Zweite gegen halb Europa geſiegt haben, wenn er nicht allein gegen große Bündniſſe gefochten hätte? — Eben ſo gewann ſich Napoleon außer ſeiner ſorgſamen Pflege der Rivalie viel durch die neuen Formen, durch die neuen Namenſchöpfungen, welche die Neugier und Eitelkeit rege erhielten und auf kleinliche Gegenſtände wendeten, während er in dem wahren Leben der Staaten wühlte, und die Nerven eignen Wirkens unterband.

•

So große Anweiſungen er auch ſeiner großen Armee auf das Ausland gegeben hatte, ſo konnte er doch die hier gemachten vaſten Eroberungen durch ſeine Nationalen nicht ſchützen, und er bediente ſich daher des Mittels, daß er den edlen Aufwuchs der Nationen verſchob, wie die Steine auf einem Damenbrett. So verſah der junge polniſche Adel den Dienſt in Paris, die Deutſchen fochten in Spanien, die Spanier ſandte er an die Küſten der Oſtſee, die Italiener zogen nach Rußland, keine Nation war auf ihrer eigenthümlichen Stelle. Dadurch gewann er ſich überall eine temporäre Ruhe, und erdrückte den Nationalſinn.

Eben ſo errang er ſich eine Gewalt dadurch, daß er die Laſter in die Werkſtätten des Regierungsweſens rief, und ſie an ſein Intereſſe band. Eine Leichtfertigkeit ohne Gleichen herrſchte in allen Verwaltungszweigen, beſonders der Länder, welche nicht unmittelbar zu dem alten Frankreich gehörten, und die leichte Art, Geld zu verdienen, worauf die Regierung nicht undeutlich hinwies, machte ihr eine Menge Menſchen geneigt, die vorher nur ſo lange ehrlich geweſen waren, als ihre Ehrlichkeit nicht auf die Probe geſtellt war; die jetzige Generation wird die Nachtheile, welche durch die franzöſiſche Büreaukratie ſich einſchlichen, nicht verwinden.

Seine ſchaamloſe Politik in den Kabinetten Europa's beförderte ſeine ſelbſtſüchtigen Plane ſo lange, bis er die Maske überall abwerfen und hohnlachend den Bethörten ſein — angeführt! — zurufen konnte, und die Wahrheit, welche endlich gegen ihn ſiegte, ging nicht von den Thronen, ſondern von den Völkern aus. —

Er lebt noch, er wagt es noch, zu leben, und ſein Geiſt wird fortleben und ſich verbreiten unter all' den Franzoſen, die um ihn und mit ihm lebten. Nicht er allein kann daher ein Gegenſtand der Verfolgung, der Vernichtung ſein. Die Geiſter der Gefallenen bei Leipzig und Belle-Alliance werden ſeufzen im Nachtwind auf den blutigen Feldern, wenn das Schwerdt eingeſteckt wird, ehe nicht alles vertilgt iſt, was jemals an dem hölliſchen Meiſter hing, wenn mit dem Meineid Unterhandlung gepflogen wird! Nie mag die Brut des Tygers Sanftmuth fühlen, und ſie zähmen zu wollen, iſt die gröbſte Unkunde, über welche der Erfolg und die Geſchichte ein ſchweres Gericht halten würden!

V.

Wellington gegen Buonaparte.

Buonaparte ſcheint die Tugenden des Privatleb
nicht zu kennen, wenigſtens beſitzt er keine ga
und es ſcheint kein Verbrechen zu geben, welches
nicht auszuüben Luſt hätte, wenn es ſeiner h
ſchenden Leidenſchaft fröhnt. Dieſe herrſchende
denſchaft war in den erſten Perioden ſeines öffe
chen Lebens Kriegsruhm, und daher iſt auch bi
ſeinem Conſulat weniger Gehäſſiges bei ihm ſicht
Späterhin aber beherrſchte ihn der Ehrgeiz der
ſten. Dieſe Leidenſchaft hat jeder nur etwas t

ge Fürſt; bei erblichen Fürſten indeſſen wird ſie durch den ſichern Thron, und durch den Geſchmack, welchen der Genuß des Beſitzes gewährt, im Zaum gehalten. Buonaparte hingegen, der von niederer Stufe bis zum Kaiſerrang ſtieg, hatte ſich durch das beſtändige Steigen ſo verwöhnt, daß ihm immer noch etwas zu wünſchen übrig blieb, und rechnet man hierzu noch ſeinen nie raſtenden Geiſt in einem eiſernen Körper, ſo wird er auch in den ſtärkſten Feſſeln noch Pläne ungeheurer Eroberung ſchmieden, und nie des Beſitzes ſich erfreuen. Er iſt unerſättlich und opfert der Eroberungsſucht alles auf; er macht keine Ausnahme von allen den wilden Emporkömmlingen, denen das Glück lange Zeit günſtig war. Unter den Waffen erzogen, liebt er die Künſte des Friedens nicht, und achtet ſie nur ſo weit, als ſie ſeinen Namen noch mehr erheben können. Sie haben nie einen ſanften Eindruck auf ſein Herz zu machen vermogt. Eine Schmeichelei, welche ihm gefallen ſoll, kann nicht unverſchämt genug ſein.

Wellington iſt Freund und Kenner der Künſte und Wiſſenſchaften und beſitzt alle Tugenden des Privatlebens, das er liebt. Das rauhe Handwerk des Krieges iſt nicht ſeine einzige Freude, nicht Ruhmſucht machte ihn zu dem großen Feldherrn, der er iſt. In England erhoben ſich viele Stimmen gegen ihn, als er in Spanien langſam zu Werke ging, und viele Gelegenheiten boten ſich ihm dar, durch ein glänzendes Kriegsſchauſpiel dieſe Stimmen zum Schweigen zu bringen; er vermied ſie aber alle, weil er keine weſentlichen Folgen für den Zweck ſeiner Operationen davon ſah. Er führt das Schwerdt für die Sache Englands, für die Freiheit der Nationen, und ſucht in dem Kriege den Frieden.

Buonaparte iſt perſönlich nicht brav, es müßte denn ſeine unbeſchreibbare Hitze einmal ihn fortreißen; allein zu der muthigen Tapferkeit gehört Beſonnenheit. Mit dem einzigen Beiſpiel, daß er auf die Brücke bei Lodi, welche von einer öſtreichiſchen Batterie beſtrichen wurde, die Fahne pflanzte, ſoll der Zweifel an ſeiner perſönlichen Bravheit niedergeſchlagen werden; allein jene Vermeſſenheit gleicht der zwecklosen Charlatanerie eines berauſchten, gemeinen Kriegers, und wir haben in Egypten, in Spanien und in Rußland dieſen gerühmten, tapfern Held die Armee verlaſſen ſehen, als ſein ausdauernder Muth, — und das iſt wahre Tapferkeit! — an der rechten Stelle geweſen wär.

Wellington, der ſchon vor dem ſpaniſchen Feldzuge in Oſtindien ſich als kühnen und unternehmenden Anführer gezeigt hatte, welche Auszeichnung bei der beiſpielloſen Tapferkeit des engliſchen Soldaten viel ſagen will, war in Spanien überall da, wo die Gefahr am dringendſten war, ohne dabei die Pflicht des Feldherrn zu vergeſſen, der ſich nicht unnütz der Gefahr ausſetzen ſoll. Nichts bringt ihn außer Faſſung, denn auf alles, was ſich ereignen könnte, iſt er ſchon vorbereitet.

Buonaparte beſitzt, wie alle ſeine Feldzüge, den erſten italieniſchen ausgenommen, bezeugen, durchaus keine reine, große, alles überſehende Tactik; was aber Kriegspolitik, die Wahl der beſten Angriffspuncte, die Kunſt, eine zuſammengedrängte Macht ſchnell gegen einzelne feindliche Corps zu entwickeln, jeden Vortheil ſchnell zu verfolgen, betrifft, darin hat er vieles gezeigt. Er pocht auf ſeine Verwegenheit, auf ſein Genie, auf ſein Glück, auf das Neue, Unerwartete, was in ſeinen Unternehmungen liegt, und dadurch bewirkte er große

Erfolge, ſo lange das Glück ihm treu blieb. Seine Umhalſung des Mackſchen Heers, der Uebergang über die Donau, die Schlacht von Auſterlitz, ſind Beweiſe davon; er ſelbſt hat nie einen großen Rückzug gemacht. Verläßt ihn das Glück, ſo hat er auch die Faſſung verloren. Die Leipziger Schlacht war ein Beweis der Verzweiflung; ein Rückzug an den Rhein würde ihn furchtbar gemacht haben, und daß er nach der Schlacht von Aix für Aube Lothringen aufſuchte, anſtatt Paris und die Loire zu gewinnen, dies beſtätigt unauslöſchbar den Abentheurer und nicht den Helden.

Wellington hat ein ſehr geſundes, freies Urtheil, raſtloſe Thätigkeit und die genaueſte Kenntniß aller Mittel und Hülfsquellen des Krieges. Schnelligkeit und Geiſtesgegenwart, wo es gilt, verlaſſen ihn nie. Er unternimmt nichts, wo er nicht die Folgen genau berechnet hat; er geht keinen Schritt vorwärts, ohne daß er nicht wüßte, mit Sicherheit dieſen Schritt thun zu können. Wir haben kein einziges, überraſchend kühnes Unternehmen von ihm, daher aber auch kein verwegnes Wagſtück, und ein Verluſt kann ihn nicht niederbeugen, denn er hatte ſchon beim Angriff die Hülfen gegen die Niederlage bereit liegen, und ein verwegenes, neues Unternehmen des Feindes findet ihn immer vorbereitet und wird allemal für den ſichern, ruhig berechnenden Feldherrn ein Vortheil. Mehr als Daun, ganz ein Fabius, ſcheitert das Genie an ſeinem geſunden Urtheil, denn es verzehrt ſich, während die geſunde Vernunft die Oberhand behält.

Buonaparte ſiegte durchgängig durch die Menſchenmaſſen, welche ihm zu Gebote ſtanden. Seine Heerzüge ſind Völkerwanderungen, er nennt die Conſcribirten friſches Kanonenfutter, er opfert nicht Bataillone, ſondern oft ganze Armeecorps ſeiner Hartnäckigkeit auf; ſo das Augereauſche Corps bei Eylau, ſo die Dombrowskyſchen Truppen in Leipzig. Er achtet den Feind auf den Flanken nicht, und es iſt ihm ein Kleines, ſich von dem Lande abſchneiden zu laſſen; er wagt dieſe Gefahr, in dem Vertraun, durch Ueberraſchung ſchnell den Frieden dictiren zu dürfen; der Zug nach Wien und Moskau ſind Beweiſe davon.

Wellington handelte überall, was in dem Verhältniß Englands zu dem Continent liegt, mit weit geringern Streitmaſſen, und opfert auch nicht einen

Vorpoſten umſonſt. Er beobachtet mehr die Defenſive; man ſchrie laut über ihn, daß er Madrit wieder verließ, die Vereinigung Joſephs, Soults und Süchets nicht hinderte; aber er hätte ein ſtarkes Corps ablöſen und dazwiſchen ſchieben müſſen, um es der Gefahr auszuſetzen, aufgerieben zu werden, und der Erfolg zeigte, daß ſeine Mäßigung, welche man Furcht nannte, ein Meiſterſtück der Kriegskunſt war.

Buonaparte läßt ganze Feſtungslinien hinter ſich; Wellington auch nicht eine einzige Feſtung, und der Sturm der Feſtungen iſt das Einzige, wo er Menſchen opfert.

Buonaparte iſt Schriftſteller für Frankreich; ſeine Armeeberichte ſind prunkvoll, ſtrotzen von ruhmvollen Thaten, womit ſich die Armee bedeckte, und er ſelbſt erhebt ſich darin zum Himmel. Wellingtons Depeſchen ſind auch die einzigen beglaubigten Urkunden, wodurch England Nachricht von den Kriegsthaten ſeines Heeres erhält. Dieſe Depeſchen ſind ganz einfach, ohne den geringſten redneriſchen Schmuck; ſie enthalten nichts als Thatſachen und ſind fern von aller Ruhmſucht.

Buonaparte hat ſeinen Kulminationspunct überſchritten; auf das Glück kann er nicht mehr rechnen, ſeine Freunde ſind ihm nicht mehr treu, jeder angeſponnene Verrath wird entdeckt, das Arſenal ſeiner kriegeriſchen Erſindungen, ſeiner verrätheriſchen Politik iſt erſchöpft, ſeine Kriegsbewegungen überraſchen nicht mehr, man iſt darauf vorbereitet; er iſt nicht mit dem Zeitgeiſt fortgeſchritten, er hat ſich überlebt und kann nicht mehr imponiren, da er nichts neues mehr erſindet.

Wellington weiß auf der Höhe des Ruhms, auf der er ſteht, ſich zu mäßigen, er bleibt den unerſchütterlichen Grundſätzen der Tactik treu, er betrachtet jeden Feind als gefährlich, und Behutſamkeit weicht ihm nicht von der Seite.

So ſtanden beide Feldherrn einander gegenüber; nie hatte noch Napoleon perſönlich gegen den Sieger in Spanien gefochten. Man war begierig auf die Antwort über die wichtige Frage: wer wird jetzt den Sieg davon tragen? Konnten die Britten, welche für den Feldzug von 1815 mehr Nationaltruppen als jemals gegen Frankreich ſandten, ihnen einen beſſern Führer geben, als Wellington? Nie ſchenkte England einem Feldherrn mehr Vertraun als ihm, denn die Vernichtung dieſer Armee würde für England unerſetzlich ſein.

Ohne Kriegserklärung eröffnete Napoleon Buonaparte die Feindſeligkeiten gegen die Mitte des Junius 1815, und wenn man ihm darüber, daß er ohne Kriegserklärung die Gränzen Frankreichs überſchritt, und die Nordarmee in ihrer Kantonnierung überfiel, einen Vorwurf machen will, ſo vergißt man, daß alle ſeine ſchriftlichen Verträge zurückgewieſen wurden, er alſo die Mühe einer Kriegserklärung ſich füglich erſparen konnte. Eher noch hat man nöthig, mit eigner Zögerung unzufrieden zu ſein, denn die Ständeverſammlung im Maifelde iſt nicht ſo abgeſchmackt, als Pamphletſchreiber ſie machen wollen; ſie gab den, welchen die Verbündeten als einen Räuber betrachteten und betrachten mußten, mit dem es unwürdig ſei, eine Unterhandlung anzuknüpfen, in den Schutz der Nation; durch jene Verſammlung privilegirte die Nation ſein Beginnen, und von dieſem Augenblick an war der Krieg ein Nationalkrieg.

Napoleon erſchien mit einer ſehr überlegenen

Macht; man hatte geglaubt, er werde Mangel an Reiterei haben, und ſie war zahlreicher und beſſer beritten als jemals; die Erbitterung, mit welcher die Franzoſen vom 15ten bis zum 18ten Jun. fochten, war nicht erkünſtelt, die Schande ſollte verwiſcht werden, welche zwanzigjährigen Kriegsruhm vernichtet hatte, jeder war ein Held, und Napoleon ſelbſt mußte durchaus alle ſeine Kräfte aufbieten, weil unbedingt von dieſer einzigen Schlacht das Schickſal Europa's abhing. *)

Wellington mußte in den erſten Tagen das Feld räumen, aber es geſchah mit brittiſcher Beſonnenheit, und nach jeden Verluſt rückte die gedrängte Armee in Poſitionen, welche ſchon vorher geprüft und angewieſen waren, und ſo würde ſie fechtend ſich zurückgezogen haben bis an das Ufer des Meers. Hier zeigte ſich, was Ausdauer und Tactik vermag

---

*) Ja wohl! Von dieſer einzigen Schlacht! denn wie würde es um manche Verbindung jetzt ſtehen, wenn die Eiſenbrüder, Wellington und Blücher, nicht mit einer Beharrlichkeit ohne Gleichen ſich gehalten hätten! — —

gegen den Andrang der Verzweiflung, gegen die Ueberlegenheit der Streitkraft, gegen die ephemeren Schwindel eines Kriegsgenies. Die Schlacht von Belle Alliance iſt eine Ehrenrettung der Kriegskunſt, und wird in der Zukunft dafür ſchützen, daß wir nicht in das fünfte Jahrhundert zurückverſetzt werden, daß die Kriege nicht Völkerwanderungen gleichen, und durch einen Feldzug nicht die ganze Generation verwildert.

Nur ein Britte kann das ſagen, was Wellington in ſeinem Bericht, Waterloo vom 19ten Juni ſagt: „ich würde weder meinen eignen Gefühlen Genüge leiſten, noch dem Marſchall Blücher und der preußiſchen Armee Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, wenn ich nicht den glücklichen Ausgang dieſes kritiſchen Tages dem herzlichen und zeitigen Beiſtand zuſchrieb, den ich von ihnen erhielt. Des General Bülow Operationen auf die linke Flanke waren ſehr entſcheidend, und hätte ich mich auch nicht im Stande befunden, den Angriff zu machen, ſo würden doch dieſe Operationen den Feind zum Rückzug gezwungen haben.“

Die ganze Ehre des Sieges überläßt er hiernach den Preußen, und beſonders dem vierten Armeecorps unter Bülow von Dennewitz. Welcher Feldherr hat je mit einer größern Mäßigung geredet? Wie würde Napoleon, in Wellingtons Lage, marktſchreieriſch ſich noch ungleich mehr zugeeignet haben, als ihm gebührte!

In den Gefechten vom 15ten bis zum 18ten weiß man nicht, daß Napoleon ſelbſt mit beſonderer, perſönlicher Tapferkeit ſich in das Schlachtgetümmel gewagt hätte. — Wellington, deſſen Adjudanten faſt ſämmtlich verwundet ſind, rief auf einer Anhöhe, welche von feindlichem Geſchütz beſtrichen wurde: „hier müſſen wir fallen, oder ſiegen!"

Napoleon enthuſiasmirt ſeine Armee durch die Hoffnung auf Beute, und niemand verſteht daher das Verfolgen, Plündern und Brandſchatzen beſſer als der Franzoſe; Wellington, nach dem ſchwer errungenen Siege von Belle-Alliance, überließ am Abend des 18ten die Vortheile der Verfolgung den Preußen; — welcher brittiſche Stolz!

Napoleon ſtürzte nach einem Siege wie ein Wetterbach durch das erſchreckte Land; — Wellington benutzt den Sieg, aber ſelbſt auf dem Wege nach Paris blieb er nicht in der Parallele mit Blücher, und der große Vorzug des engliſchen Feldherrn ſcheint der zu ſein: er wird nie einen Schritt rückwärts thun, der ihn einer Uebereilung, eines Siegestaumels zeihen könnte; er iſt der leidenſchaftsloſe Rechenmeiſter, den das Geräuſch umher nicht ſtört, das Facit zu ſuchen! —

VI.

Ueber das Verhälteniß der Religion zum Kriegszuſtand.

Welchen Einfluß die Religion auf die Kriege der Völker zuweilen hatte, lehrt beſonders die Periode unſeres Mittelalters. Seit den Friedensſchlüſſen von 1645 und 1648 indeſſen erſchien Sectiererei nicht mehr laut unter den Waffen, und die ſpäteren Kriege hatten deutlich ausgeſprochene proſaiſch-politiſche Zwecke zu ihren Motiven. Der Soldat wurde als Maſchine betrachtet, dem Oberherrn gehorchend, und augenblicklich aufzuckender Enthuſiasmus verlor ſich in dem zwecklosen Gewirr der Diplomatik, in der überreifen Schlaffheit des Gemeinſinnes.

Billig fragt man jetzt, wenn man die neuern Weltbegebenheiten ſeit 1813 mit dem Zuſtande der Dinge vor jenem Befreiungsjahr vergleicht: woher dieſe große Kraftanſtrengung, von welcher die Mitwelt, ihr ſelbſt kaum trauend, überraſcht iſt und welche die Nachwelt zu den glänzendſten Thaten der Geſchichte zählen wird!

Deutſchland, nach ſeinen natürlichen Gränzen dazu geſchaffen, das Herz Europa's zu ſein, war ſchon ſeit Jahrhunderten Deutſchland nicht mehr. Die Einheit, der gemeinſchaftliche Zweck fehlte jedesmal, wenn es ſich im Kriegszuſtande befand. Der Bayer hatte einen andern Patriotismus als der Oeſtreicher, dieſer wieder bei weitem einen andern als der Preuße, und in den kleinern Ländern Deutſchlands, welches ſich in ſich ſelbſt zur ſtillen Freude der Nachbarn zerfleiſchte, mogte man jeden gemeinſinnigen Patriotismus vergebens ſuchen; der ganze Enthuſiasmus drehete ſich um den Flor der

Meierhöfe und den kleinen Hausſtand der kleinen Fürſten, und deren ganze egoiſtiſche Politik ging dahin, derjenigen Macht ſich anzuſchließen, welche ein Uebergewicht zu erhalten ſchien. Daher denn das, was dem urſprünglichen deutſchen Character ganz fremd iſt, und was man doch ſo ſehr vorfand, nämlich die Nachahmungsſucht. Die deutſchen Höfe lehnten ſich an die Ausländer, je nachdem ſie von dieſen Succurs für die inneren Zwiſtigkeiten Deutſchlands politiſch für ihre individuellen Begränzungen erwarten mogten, und der Hof, die Hauptſtadt, giebt den Ton an für das Volk.

Die deutſchen Völker hatten, man mögte ſagen, ſchon ſeit der Theilung des Reichs unter Ludwig dem Frommen, im Jahr 817, zweierlei Patriotismus, den für ihren Landesherrn und den als Deutſche. Letzterer lag in tiefem Schlummer und die reichstägigen Verſammlungen, das ganze morſche Gebäu der deutſchen Reichsverfaſſung mogte wenig dazu geeignet ſein, ihm Nahrung zu geben; nur die Geſchichten der Vorzeit, welche faſt ſchon an Fabeln gränzten, hielten kaum noch den Funken. Erſterer, der Patriotismus für den Landesherrn, entartete ſehr und mißgeſtaltete den treuen, deutſchen

Character, ſeit Frankreich mit den deutſchen Ländern ein verwegenes Spiel trieb, ſeitdem Reiche ſchnell erſtanden und eben ſo ſchnell wieder verſchwanden, Provinzen vertauſcht wurden, alte Fürſtenfamilien länderlos ſich entfernten, ohne daß die Unterthanen zuckten, und neue Fürſtenfamilien, aus dem Staube hervorgezogen, mit fremdem Pomp ſich umgaben. Die gänzliche Apathie für Deutſchland mußte erſt nahe ſein, es mußte erſt an der Gränze einer neuen, ſchreckbaren Einheit, nämlich an dem Abgrunde, ganz zu franzöſiſcher Colonie gemacht zu werden, ſich befinden, ehe die alte Einheit, das Gefühl, wir alle ſind Deutſche! mit neuer Glorie in allen Gemüthern hell wieder daſtehen konnte. Das Edelſte, das Unveräußerliche, was der Menſch hat, der Nationalſinn, war den Deutſchen als Deutſchen erſt wieder gegeben, als der Nimbus, den fremde Herrſchaft um ſich her verbreitet hatte, vor der Wahrheit ſchwand, als die Zuchtruthe der Tyrannen aus dem langen Taumel das entartete Land aufſcheuchte, und es rüſtete ſich, auch den Nationalſtolz wieder zu erringen.

Wohl mag dieſer Sinn die Heldenkämpfe von 1813 und 1814 bereitet haben, und um ſo rieſenhafter war die Kraftanſtrengung von ganz Deutſchland, um ſo treuer die Verbindung, da der Krieg zunächſt ein Vertheidigungskrieg, da er der letzte war, welchen Deutſchland als Deutſchland hätte führen können. Mit der Leipziger Schlacht war aber die Freiheit Deutſchlands errungen; von jetzt an neigte der Krieg ſich zum Verfolgungskrieg, und der jetzige Krieg iſt durchaus nicht zunächſt als ein Vertheidigungskrieg zu betrachten, denn durch ihn wollte man nur vor künftigen Angriffen ſich ſicher ſtellen und zugleich das feſt gründen, was vorhin nur im Fluge, zu eigner Ueberraſchung, erlangt war. Es liegt in der Natur des Menſchen, daß nur der Vertheidigungskrieg allgemeinen Muth, allgemeinen Enthuſiasmus verleiht; wer ſah aber jemals einen größern Eifer als denjenigen, welcher die deutſchen Krieger auch jetzt noch beſeelt, wer eine mehrere Allgemeinheit, ein zuverſichtvolleres Vertraun? — Napoleon meinte 1813, Deutſchland liege im Fieber, man müſſe den Paroxismus erſt vorüber laſſen! Allein eine, durch zufälliges Zuſammentreffen mancher Umſtände hervorgebrachte excentriſche Volksanſtrengung, kann nicht ſo lange dauern, daß ſie auch noch auf die jetzige Waffenführung übertragen werden mögte, denn auf jede Ueberſpannung

folgt bald Abſpannung — und dennoch ſammelte ſi
z. B. in Preußen bei dem Aufruf ſeines König
alles wieder zu den Waffen, was nur die Waffe
führen konnte, dennoch fochten die Preußen in d
mörderiſchen Schlacht von Belle Alliance mit ein
Ausdauer, welche mehr innern Gehalt hatte, a
der augenblicklich erregte Kriegsſinn gewährt! Etwa
anderes muß es alſo ſein, was dieſe Ausdaue
dieſes Vertraun, dieſe Hingebung, dieſe Berei
willigkeit in der Geſammtheit des Volkes jetzt glei
— Es iſt die Religion und deren weisliche Pflege

Was überhaupt Religion bei dem Kriegszuſta
eines Volkes vermag, das lehrt die Geſchichte. D
Egoism ſucht Rettung in der Gefahr, iſt ſchwer
Bewegung zu ſetzen; der Glaube aber enthuſi
mirt, giebt Vertraun und Hoffnung. So ſ
denn alle Religionskriege, die um des Glaube
willen gefochten wurden, mit verheerender W
geführt; der dreißigjährige Krieg beſtätigt dies u
giebt zugleich ein warnendes Beiſpiel, daß die S
tirerei von Fürſtenhäuſern als bedeutender Imp
benutzt werden kann, ſelbſtſüchtige Zwecke zu v
folgen. Auch, wenn nicht um des Glaubens w
len der Krieg geführt wurde, gab das Vertr

auf ihn eine Ausdauer, die an Heldenmuth gränzt; ſo hatten die Ruſſen noch im ſiebenjährigen Kriege die Idee, daß diejenigen, welche dieſſeits der Wolga fielen, jenſeits wieder in Freuden auferſtehen würden. Jetzt aber wird der Krieg Deutſchlands nicht um des Glaubens willen, aber im Glauben geführt, und das iſt es, was den deutſchen Waffen Gewalt, ſeinen Mannen Ausdauer giebt.

Der Menſch war eher Menſch, als er Staatsbürger war, und Wunſch der Selbſterhaltung liegt in dem Beruf der menſchlichen Natur. Entſchlagen kann er ſich dieſem urſprünglichen Beruf der phyſiſchen Natur nur durch Leidenſchaft, welche zu faſt bewußtloſem Taumel führt, oder durch ein Vertraun, zu welchem ein edler Beruf für dieſſeits und jenſeits ihn erhebt. Dieſe gemäßigte Pflichterfüllung des Berufs, nicht jener ausſchweifende Taumel wird und kann nur erweckt werden in Völkern, welche bereits auf einer höhern Stufe der reinen, wahren Gottesverehrung ſtehen, welche den mißlichen Kampf zwiſchen Bigotterie, Frömmelei und Irreligion überwunden haben, und im reinen Anſchaun des Lichtes der Wahrheit ſich berufsvoll fühlen, welche moraliſche Erziehung mit Form verbinden, ohne von jener zu Freigeiſterei, von dieſer zu engbrüſtiger Geiſtesſclaverei geführt zu werden. Auf dieſem Standpunct der wahren Religion iſt jetzt das deutſche Volk, wenigſtens ein großer, laut ſich verkündender Theil deſſelben, und dieſe Religion, aus reiner Moral entſproſſen, gab und giebt das Vertraun im Kriege, erzeugt Helden, ermuthigt die Heere, und wird Deutſchland eng und ſicher verbinden, denn ſie iſt das herrliche Kind der Wahrheit, und Wahrheit kann Jahrhunderte hindurch verkannt, gemißdeutet werden, immer aber wird ſie wieder als die alles erwärmende, alles beſiegende Schirmerin im Strom der Zeitfluth neu verjüngt hervorſteigen, wenn alle Formen menſchlicher Satzungen ſich müde gerungen haben.

Preuſſens großer Friedrich bereitete ſein Volk zu dieſer Freiheit der Meinung, zu dieſem Religionsſinn vor, zu dieſer Wahrheit der Anſchauung. Er eilte auch in dieſer Hinſicht ſeinem Jahrhundert voran und wurde alſo von der Mitwelt gemißdeutet; eine nothwendige Folge der Neuerung, da der Beſitz, welchen das gemächliche Phlegma des Menſchen vorzieht, am Alten klebt. Alles muß erſt verdaut werden, Zeit gehört zu jeglichem Beginnen. Friedrich konnte nur ſäen, die Frucht übereilen zu wollen, würde das Kind mit dem Bade verſchüttet haben und eine unzeitige Frucht des Gewächshauſes verwelkt am reinen Sonnenſtrahl der Mutter Natur. Dem geheimnißreichen Schooß der ewig regſamen Mutter Natur vertraute er die Bildung ſeines Korns; ſproſſend iſt es jetzt aufgegangen, und die Stürme, welche von Frankreich her weheten, haben die Saat hervorgerufen und grün prangend ſteht ſie jetzt da! Die wahre Aufklärung, der göttliche Eifer für König und Vaterland iſt es, welcher mit Gott die Schlacht vom 15ten zum 18ten Junius 1815 ſchlug, und unwandelbar, unerſchütterlich, rein, unbeſiegbar wird dieſer Eifer ſein, und alle Schlachten ſchlagen, denn der reine Urquell des Lichts hat ſich kund gethan, und Preußens Völker ſonnen ſich in dieſem Licht!

Nicht leeres Wortgepränge iſts, was hier geſagt worden. Die Tagesgeſchichte beweiſt es, daß reiner Gottesſinn Preußens ganzes Volk aufrecht erhält in den Stürmen des Krieges, daß Pflichterfüllung, Moral, reines Vertraun und ſichre Zuverſicht ſeine Heldenjugend in die Schlachten führt und die ſchwerſten Kämpfe beſtehen läßt. Die Religionsaufklärung, zu der die preußiſchen Völker gediehen, iſt Preußens Palladium im Kriege, und wird es ſein, ſo lange die reine Moral mit der Wahrheit Hand in Hand gehet, ſo lange der Regent als Vater unter ſeinen Kindern wandelt. Solche Völker, mit dem höchſten Vertraun, welches der Menſch haben kann, in Kriege geführt, können Schlachten verlieren, können beſiegt werden, aber neu gerüſtet ſtehn ſie immer wieder da, und werden in enger, immer mehr ſich verbreitender Verbrüderung bereit ſtehen, ſo lange die Wahrheit, welche ſie im ewigen Lichtglanz ſahen, noch eine Anſprache hat auf die menſchliche Natur.

Es gab eine Periode, wo Napoleon wohl einſah, daß von der Wahrheit, welche im nördlichen Deutſchland immer mehr der Nacht und Finſterniß früherer Zeiten ſich entwand, ihm Gefahr bedrohe, und auch er nahm zu der Religion ſeine Zuflucht, ihren Schirm, der ſchon ſo viele glückliche Kriege führte, erflehend. Doch, ſeine Religion, welche er einem zügelloſen, entfeſſelten Volk wieder geben wollte, war ein militairiſcher Zwang, nicht die ſanft eindringende Stimme der Wahrheit, welche oft auf ſpätere Generationen erſt wirkt. Durch äußern Schein wollte er das erzwingen, was Sache des Gefühls, des Herzens iſt, und er war nicht der Mann dazu, den verwilderten Stürmern, die alles Heilige bereits mit Füßen getreten hatten, auch nur noch einen Glauben aufdringen zu können. Wolluſt und Habſucht war ihr Gott, Falſchheit ihre Beichte, Genuß ihre Ewigkeit, und er ſelbſt, der zu ſehr ſeine Unmoral beurkundet hatte, mußte ihnen nur als ein verhunztes, lächerliches Zerrbild eines Glaubens erſcheinen, deſſen Gehaltloſigkeit ihnen unbezweifelt war. Gern hätte er ſeine letzten Kriege gegen den Norden zu Glaubenskriegen gemacht, und er hoffte dabei des ſüdlichen Deutſchlands um ſo gewiſſer zu ſein; aber er ſcheiterte an der wahren Aufklärung der reinen Religion, welche ſchon ein zu helles Licht verbreitete, als daß ſie noch irgend eine Beleuchtung zugelaſſen, irgend ſich gewaffnet hätte, zu politiſchen Zwecken zu dienen.

Es mag ein gutes Ding ſein um die natürliche Religion, und die Franzoſen rühmen ſich dieſer reinen Vernunftreligion; aber können ſie, ſeit ſechs und zwanzig Jahren verwildert, an Greuel aller Art gewöhnt, ſie, bei denen der Betrug in ein Syſtem gebracht iſt und zu Ehrenſtufen führt, während Moralität beſpottet und ſtrafwürdige Dummheit genannt wird, eine reine Vernunftreligion beſitzen, und von ihr zu edlen Zwecken motivirt werden? — Eine mühſelige Volkserziehung, über welche erſt Generationen hinſterben, gehört dazu, ein Volk zu der höhern Freiheit der Meinung, des Willens vorzubereiten, wenn das Gebäude Grund haben, wenn der Wille nicht feindlich ausſchweifen ſoll. Wir haben in neuern Zeiten geſehn, wozu dieſe Vernunftreligion, ſo wie der Franzoſe ſich deren rühmt, das Volk führte. Seit die Armeen die Ausſicht auf Beute nicht mehr hatten, verloren ſie das Vertraun zum Sieg und flohen, als das Phantom einer eitlen Ehre ſchwand; eben ſo ſpielten ſie mit dem Heiligſten, was bürgerliche Ehre mit der Religion verbindet, mit dem Eide, und ganze meineidige Armeen ſahen wir gegen Deutſchland anrücken. Im Unglück kann dieſe ihre gerühmte Geiſtesfreiheit keine Ausdauer, keinen Troſt, keine Beruhigung geben, denn es fehlt ihr der reine Stoff in ſich ſelbſt, und der gemeine Egoismus bemeiſtert ſich des geſchlagenen Kriegers wieder. Daher ſehn wir in neuern Zeiten eine geſchlagene franzöſiſche Armee ſchnell in ſich ſelbſt aufgelößt und ohne alle Ordnung den Einzelnen die Sicherheit aufſuchend.

Wenn man hingegen der wuthentbrannten Megäre, Krieg, nicht zu viel Ehre dadurch anthät, ſo könnte man ſagen, der Krieg der Deutſchen gegen Frankreich im Jahr 1813 und beſonders der jetzige von 1815, iſt ein Krieg, den Vernunftreligion führt, dem ſie Gewicht, Nachdruck, Ausdauer giebt. Nicht der Befehl ſeines Königs, nicht die Conſcription, nicht Zwang, nicht Raubſucht führte den Preußen jetzt in den Krieg, und ließ ihn nie gehörte Thaten der Tapferkeit thun; ein Pflichtgefühl hoher Nothwendigkeit rief ihn unter die Waffen, er hat einen Zweck, einen guten Zweck bei ſeinem Beginnen, und dieſe Ueberzeugung giebt auch dem Einzelnen eine Ausdauer, ein Vertraun, welches unwandelbar iſt. — Scheelſüchtige behaupteten, die Kataſtrophe von 1813 ſei nur ein unmotivirter, zufälliger Paroxismus; der Aufruf von 1815 und der Muth der Brennen in dem verderbenden Waffengemenge bei Belle-Alliance haben gezeigt, daß mit nüchterner Ueberzeugung in hohem Beruf für Deutſchlands Sache gefochten wurde.

Den religiöſen Sinn, welcher Preußen ſeine Schmerzensjahre überſtehen ließ, welcher ſeine Völker zu den Waffen rief, als es Zeit war, das

Joch übermüthigen Mißbrauchs deutſcher Treue abzuſchütteln, dieſen Sinn lebendig zu erhalten in der ganzen Allgemeinheit des Volks, bedarf es nicht des täuſchenden Theaterpomps von hohen Feſten, Prozeſſionen, und all' dem zu durchſchauenden äußern Gepränge, welches bald eine abſpannende Nüchternheit giebt; nur die einfach-wahre Volkserhebung, welche Preußen jetzt hat, braucht erhalten zu werden, um es zu dem Schirmvoigt deutſcher Freiheit, wozu ſein reiner Sinn es führte, und wofür es abermals jetzt anerkannt werden mußte, für mehrere Generationen zu machen. — Man durchwandere jetzt Preußen von der Memel bis über die Weſer hinaus, um den einmüthigen, frommen Religionsſinn, die einzig wahre Stütze der Monarchie, für viele Geſchlechter ſchon jetzt feſt gegründet zu finden!

Intoleranz, dieſes Scheuſal, welches noch manche ſchöne, deutſche Provinzen drückt, iſt der jetzigen Generation dieſer Bezirke fremd, und in den Gotteshäuſern aller Bekenntniſſe wird mit gleicher Inbrunſt für die gute Sache der kämpfenden Heere des Vaterlandes gebetet. Und wie ganz anders iſt das als ſonſt unter franzöſiſcher Oberaufſicht in Deutſchland es war! Uebrigens ſtanden damals die

Kirchen leer, oder wurden zu Magazienen und Kriegsdepots gebraucht, wo aus der Sakriſtei eine Feuereſſe gebildet wurde, und an den Altar die Pferde angeknüpft waren; nur wenn eine Niederlage über die Deutſchen oder andere Völker pomphaft gefeiert werden ſollte, oder der Namenstag eines fremden Herrn, der nicht einmal die deutſche Sprache redete, im Kalender erſchienen war, dann weinten die Glocken zu dem aufgedrungnen Feſttage, und Halbdeutſche, mit fremden Lappen behangen, zogen als Leithammel voran in die Gotteshäuſer, durch Steuern, Einquartierung, Zurückſetzung, den ſtrafend, den ſie nicht in dem zwangsvollen Gottesdienſt, welcher durch Trommelwirbel, Janitſcharen und Gewehrfeuer begleitet wurde, erlugt hatten. Jetzt lautet wöchentlich einmal die Glocke ganz einfach zum Abendgebet, und Jung und Alt ſtrömt zu der Kirche, wo die Rede frei ſich ergießt, und ein brünſtiges Gebet für den Schutz der Waffen, des Vaterlandes, zu dem Gott der Himmel aus aller Buſen ſtill ſich erhebt. So wird der Enthuſiasm erhalten, genährt, und kann ſo erhalten werden, da er aus reiner Wahrheit entſpringt, und nicht des Gepränges bedarf, welches dem Deutſchen aufgedrängt wurde, und welches ſein Character, der durchaus nicht am Eitlen hängt, verabſcheut. — Frankreich wußte in ſeinen deutſchen Eroberungen eine Art von lebhafter Regſamkeit zu erwecken, aber nicht feſtzuhalten. Durch jene Erweckung ſchlug es ſich ſelbſt mit ſeinen eignen Waffen, denn nur edlen deutſchen Vorbildern konnte es aufbehalten ſein, jene aufgerüttelte Regſamkeit zu ſchönem Zweck zu führen. Denn welch ein Vorbild religiöſer, wahrer Frömmigkeit iſt z. B. den Preußen ihr tadelloſer Friedrich Wilhelm der Dritte? Er und ſein ganzes Haus ſind leuchtende Sonnen reiner, vorurtheilsfreier, vertrauender Gottesverehrung, und wenn ein Volk ſeinem Fürſten mit wahrer Anhänglichkeit und Treue die ſchweren Opfer des Krieges bringen ſoll, ſo muß es ihn auch als Privatmann achten, muß es Wahrheit in deſſen Gottesverehrung finden, muß es bewundernd erkennen, wie ſein Fürſt mit gleicher Demuth, ohne alles Gepränge vor dem Gott der Himmel ſich niederwirft! Preußens Friedrich Wilhelm iſt vielleicht der tadelloſeſte Privatmann ſeines ganzen Volks; alles beweiſt, daß ſeine Religion Wahrheit ſucht, Wahrheit fühlt, von Wahrheit beſeligt wird, und ſo gebietet er unwillkührlich über die Herzen aller ſeiner Unterthanen, die einer gereiften Aufklärung jetzt ſich erfreuen, ſo wird ihm jeder ein Held, den er in das eiſerne Schlachtfeld ruft, denn jeder ficht gern für Gott, für dieſen König, der des edlen Vaterlandes edelſter Bürger iſt!

Sehr richtig antwortete er jüngſthin einem Corps freiwilliger Jäger, welches ihn dringend bat, das Corps aus der Reſerve, zu der es beſtimmt zu ſein ſcheine, heraus zu nehmen und gegen den Feind es rücken zu laſſen: „er habe keine beſondere Reſerve in der Armee; das ganze Land ſei ſeine Reſerve!“ Auf dieſes ganze Land kann er auch unbedingt vertrauen, denn er will nur das Gute, und ein aufgeklärtes Land folgt unbedingt aus freier Wahl, alſo mit ganzer Energie, dem Guten. — Wenn die moraliſche Erziehung vorarbeitet, ſo folgt bei reinem Vorbilde der gute Wille der Gemeinen von ſelbſt — in dieſer Lage befindet ſich jetzt Preußen! —

Was der reine, fromme Sinn des Führers vermag, das haben wir bei Guſtav Adolphs Schaaren im dreißigjährigen Kriege geſehn; er würde mit dieſem Häuflein ſeiner Schweden und mit den Anhängern, welche die Wahrheit immer findet, eine

Welt haben erobern können, wenn der Prunk eitler Eroberung mit dem edlen Zweck, welcher ganze Völker zu motiviren vermag, vereinbar wäre. Den Deutſchen wird daher auch die Loire ein Ziel der Wahrheit ihres Zwecks, ein Ziel freier Volksbewaffnung mit deren ſtarken Wirkungen ſein!

Im Felde ſelbſt dem Krieger erſt religiöſen Sinn erwecken zu wollen, iſt Thorheit; das Geräuſch der Waffen mit ſeinen wilden Greueln lähmt jede Erweckung. Der Krieger muß dieſen Sinn mitbringen in das Feld, er kann dort nur genährt, erhalten werden. So verſuchte Napoleon umſonſt, ſeine wilden Horden im Lauf der Eroberungen religiös erziehen zu wollen; ſie blieben Barbaren, wie ſie ausgezogen waren und würden dem Moloch an ihrer Spitze gehuldigt haben, wenn das Glück ihn begleitet hätte; leichtfertig verließen ſie ihren Führer, weil das Glück ihn verließ, und ſind und bleiben gedungene Knechte eines jeden Glücksritters, weil innerer Gehalt ihnen fehlt; — die Deutſchen hingegen brachten Herz, wahren Sinn für das Gute, der Demuth und freiwilligen Unterwerfung Zierden mit in das Kriegsfeld, kein anderer vermag jetzt ſie zu dingen, unwandelbar halten ſie auch im Unglück an den deutſchen Führern, und ſie verlaſſen feindliche Länder, bewundert, weil reine Wahrheit, worin die höchſte Einheit beruhet, ſie beſeelt.

Wiederholt ſei es geſagt: Friedrich des Großen Saat grünt jetzt erſt üppig hervor, und wird goldne Früchte tragen für das ganze Deutſchland! — Er erſchien dem damals noch verfinſterten Deutſchland, beſonders dem Süden, als ein Freigeiſt, als ein Spötter des Heiligſten; jetzt erſt durchſchaut man den hohen Sinn ſeines Beginnens, Politik mit Religion und Aufklärung zum Glück der Völker für viele Generatonen dauernd zu verbinden!

VII.

Giebt es jetzt noch Deutſch-Franzoſen dieſſeits des Rheins, und wann werden ſie ausgerottet ſeyn?

Ihr glaubt wohl nicht, daß es noch Deutſchfranzoſen in Menge hier giebt, hier, wo Herrmanns Eiche friſche, grünende Zweige getrieben, welche ſchon einen erquickenden Schatten gewähren? Ihr glaubt es nicht, daß Menſchen in Menge es giebt, die unwürdig ſind, unter dieſen heiligen Schatten zu ruhen? Prüfet die menſchliche Natur, aus deren innerſten Tiefen das Syſtem franzöſiſcher Obergewalt über Deutſchlands Länder entnommen war, erwägt das Labyrinth menſchlicher Verirrungen und den Einfluß der fixen Ideen, welche, einmal feſtſtehend, keine vernünftige Widerlegung annehmen, und es iſt gefunden, was, finden zu müſſen, entſetzend iſt.

Wenn wir die einzelnen Kaſten des geretteten Volkes durchgehen, ſo finden wir, wo unter ihnen der Deutſchfranzoſe noch zu ſuchen iſt und gefunden werden wird, ſo lange die jetzige Generation dauert.

Sprecht Ihr von dem ehrlichen Ackermann, dem es eine Haupt- und Staatsaction iſt, wenn ein toller Hund durch die Feldmark läuft, oder wenn der Edelmann Erndtebrate giebt, oder der aus Deſperation den Pflug ſtehen läßt, weil es nemlich gerade Sonntag iſt, wenn ein neues Geſangbuch eingeführt werden ſoll, und der vor ſeinem Dienſtherrn ehrerbietig die Mütze abnimmt, obſchon er eine Vollmacht, behufs der Ablöſung der Dienſte mit unterſchrieben hat, ſo ſage ich: — unter dieſen Menſchen ſind keine Deutſchfranzoſen! Lebendiger behalten ſie die Erinnerung an einen Hagelſchlag, eine Feuersbrunſt, an ein trocknes Jahr im Gedächtniß, als die ſechs für ſie politiſch-magern Jahre, in welchen Menſchen, die von ihnen als Hyperboräer betrachtet werden, ſich in Deutſchland gütlich thaten. Dieſe Landleute betrachten die franzöſiſche Invaſion aus dem Geſichtspunkt der Gaſtfreundſchaft, ſcheuern Zimmer, Teller, allenfalls auch das Gewiſſen wieder rein, und haben dann die fremden Gäſte wieder vergeſſen. Ihr Blick reicht nicht über die Hufen hinaus, und ſie berechnen nur, welche Wolken dieſſeits des Berges entſtehn mögten. — Von dieſer Menſchenmaſſe rechne man ab den Kantor, ehemaligen Mairieſecretair, und hin und wieder einige Municipalitätsmitglieder, welche noch den Rang im Dorfe und die Nebenſporteln — geſtohlen Brodt ſchmeckt gut! — nicht vergeſſen können; ſie ſind indeſſen dermalen unſchädlich, weil ſie das Freibier preiſen, wenn es ihnen auch Bauchgrimmen macht, da das doch ehr zu ertragen iſt, als offenbare Rippenſtöße. Ferner rechne man davon ab den Prediger, Juſtitiarius und den Pächter, welche gar keine Landſtimme haben wollen, Zeitungen leſen, nach der Stadt reiſen, und von dorther gern Beſuche annehmen, um ſtädtiſcher Meinung ſich anzuſchließen.

Alle Uebrigen wiſſen kaum noch, daß Franzoſen im Lande geweſen ſind, weil den Ermüdeten mit jedem Sonnenuntergang ein Jahr ſchwindet, und ſagen ſie mit jenem Bauer, dem der Geiſtliche den letzten Seegen gab: „wir ſind einmal zur Arbeit gewöhnt, und Sie ſollen ſehen, Herr Pfarrer, wir müſſen droben donnern helfen!“

Sprecht ihr von den Bürgern, beſonders in den Mediatſtädten, ſo ſind zu unterſcheiden die Profeſſioniſten, die Spatziergänger, die Speculanten und die Officianten. — Was die Profeſſioniſten betrifft, ſo ſind ſie ein ehrlicher Schlag Menſchen, welchen wegen des alten deutſchen Zunftweſens, worin der Lehrjunge ſchon aufwuchs, die alte Ordnung und Sitte ehrenwerth iſt, und ſchon aus dieſer Hinſicht hängt die Mehrheit am Alten. Das durch die franzöſiſchen Satrapen eingeführte Patentweſen hatte, die Mathadors erbittert, und von ihnen geht die allgemeine Meinung der einzelnen Kaſte, als Kaſte betrachtet, aus. Dazu kommt, daß ſie in den Bierhäuſern ihrer Zunge einen Zaum anlegen mußten, nicht von der Leber weg ſprechen konnten, und daß können dieſe politiſchen Kannengießer nicht ertragen. — Der Spatziergänger, item

Zeitungsleſer, giebt es in den Städten gar viele. Ich rechne darunter jene große Maſſe von Menſchen, welche, Kinder des Augenblicks, leicht beweglich, oberflächlich, aber beſtimmt im Urtheil, Tonangeber in den Wein-, Bier- und andern Häuſern ſind, die bei einer Ruhe des Staats, wo das Eigenthum ſeine Stimme führt, zurückgeworfen und in Anſpruch genommen werden, und die nur gedeihen können, ſo lange ein größerer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit nach Außen wendet. Dieſe Art Menſchen wünſchen mit lebendiger Sehnſucht die franzöſiſchen Dynaſtien nach Deutſchland zurück; gewiß nicht um deswillen, weil ſie der reinen, freien Ueberzeugung des Beſſeren ſind, ſondern weil die ewig rege Bewegung des Stoffes des Unheils, während welcher Bewegung die Dynaſtie Napoleons allein nur beſtehen konnte, auch dem Einzelnen Gelegenheit giebt, im Sturm der verſchiedenen Maſſen ſeine Erbärmlichkeit, welche von der Ruhe beleuchtet werden würde, durch die fluthende Bewegung zu verbergen. Dieſe Art Menſchen ſind nicht ſowohl franzöſiſch geſinnt, als überhaupt neuerungsſüchtig; darum aber kann man ſie Deutſchfranzoſen nennen, weil jenes Regierungsſyſtem, welche erbarmungswürdige Subjecte aus der tiefſten Niederung an die Spitze der Geſchäfte ſtellte, dahin bemüht war, eine ſtete excentriſche Bewegung zu erhalten, damit beim Niederſchlag der allgemeinen Gähre die Wahrheit des Gehaltes nicht zu Wort kommen möge. — Was nun die Speculanten betrifft, ſo liegt es wohl in der Natur der Sache, daß ſie immer nach der Wetterfahne ſehen, und aus dem Tone mitpfeifen, aus dem der Wind die Wetterfahne gerichtet hat. Man kann ſie durchaus nicht Anti-Deutſch nennen; allein es iſt genug geſagt, wenn man anführt: Merkur iſt ihr Gott! Sie ſind die treuen Anhänger einer jeden Regierung, die ihnen Sicherheit gewährt, denn ihr leichtes Schiff ſchwebt immer auf ungewiſſem Meer, und ſie hängen ſich jetzt mit regem Eifer, wobei jedoch der Egoismus nicht aus den Augen gelaſſen wird, an das deutſche Intereſſe, nicht ſo wohl, weil dieſes ihnen beſſere Speculationen giebt, als, weil ſie endlich es begriffen haben, daß der beſte Erwerb deutſcher Speculationen zuletzt doch in franzöſiſche Kaſſen floß, und daß der Deutſche unter den Völkern betrachtet wurde, was der Bauer unter den Ständen iſt. — Die Officianten ſind nun noch zu erwähnen. Haben ſie aber Patriotismus als Deutſche? das heißt, nicht den Wortprunk, den ſie erlernt haben, nicht das Glaubensbekenntniß, welches ſie am liebſten in einer großen Oeffentlichkeit abgeben, ſondern den wahren Charakter einer Nationalität, wonach man lieber in den Stand einer ehrenden Dürftigkeit zurück tritt, als daß man mit den Flittern, von den Thränen des Landes erborgt, ſich behängt? Fraget zum Beiſpiel die weſtphäliſchen Officianten auf Herz und Gewiſſen, (daß es große, rühmliche Ausnahmen, wie überall, ſo auch hier giebt, hat die Geſchichte des Tages bewieſen) ob ſie Nationalität hatten, als ſie den Conſcriptionen auf die Beine halfen, die Steuern eintrieben, Nationalgüter verkauften, durch geheime Chiffernſprache aus dem Privatleben der Bürger berichteten, — und laßt mich einen Trauerflor um den Arm winden!! Das Heimathloſe hängt ſich an die Regierung, welche es auch ſey; denn jede Regierung iſt ihm unentbehrlich, und aus dieſem Geſichtspunkt kann es auch nur betrachtet und gewürdigt werden. Dieſe Maſſe ſcheint in Zeiten der Ruhe den Ton angeben zu wollen; der reine deutſche Sinn aber unterſcheidet bei ihnen ſehr wohl und richtig den Anhänger jeder öffentlichen Gewalt von dem wahren Patrioten, und der Auswurf iſt notirt zu einer Verſchmähung, welche durch die Anſtellung, ſo wiedergekehrte Regierung giebt, nicht verwiſcht werden kann. Dieſe Art Menſchen ſind

Amphibien, welche dem wahren Volksſinn entfremdet, ihm einen Schimmer zu geben ſuchen, aber durch ſich ſelbſt niemals wieder ihn beleben können.

Sicher iſt darauf zu rechnen, daß diejenigen unter ihnen, welche jetzt am lebhafteſten ein Gepränge mit ihrem deutſchen Sinn machen, das nur thun, um dahinter ihre Deſperation, ihr geheimes Grauen zu verbergen. Fraget z. B. die Advokaten und Huiſſiers, ob ihnen die Sporteln der franzöſiſchen Gerichtsordnung nicht gefallen haben? Fraget die Richter, ob ihr Poſten nicht äuſſerſt bequem war? Fraget das ganze Finanzweſen, ob ſich nicht gut finanziren ließ? Fraget die Conſcriptionscommiſſionen, ob ihre Reiſen nicht ziemlich angenehm waren?

Sprecht Ihr nun von dem Gelehrtenſtand? Leider! iſt er keine beſondere Kaſte in Deutſchland, wenigſtens keine anerkannte, ſo daß man eigentlich von ihm beſonders nicht reden könnte, indem er als Gelehrtenſtand mit andern Claſſen ſich vermiſcht. Indeß gehören all' die zerſtreuten Schaafe doch unter eine Heerde, und haben ein gemeinſchaftliches Band, eine folgenreiche Einwirkung auf das Ganze. Dieſer Stand — man muß freilich den Telegraph und dergleichen ganz gemeine Buben nicht darunter zählen — hat ſich im Ganzen genommen ſehr patriotiſch, ſehr deutſch genommen, und lieber in den magern Jahren geſchwiegen, als daß er zur Gleißnerei ſich entwürdigt hätte. Es wollte in Deutſchland den Franzoſen nicht glücken, Schriftſteller zu finden, welche mit einer einnehmenden, hinreißenden, beſiegenden Suade die franzöſiſche Büberei anempfohlen hätten. Nur eine Schrift, die vom Herzen kommt, kann zum Herzen reden, und der bezahlte Lobredner iſt ein Pamphletſchreiber, wenige haben ſich hierzu mit Erfolg herabgewürdigt; frei aber ergießt ſich jetzt, nicht hervorgerufen, nicht an die Regierung ſich drängend das deutſche Wort, die deutſche Rede, dem vollen Herzen entſtrömend, und als die Siegelbewahrer der Deutſchheit dürfen wir den Gelehrtenſtand betrachten. Es verdient herausgehoben zu werden, daß die fremden Uſurpatoren die beliebteſten Schriftſteller in Sold zu nehmen verſuchten, daß aber nur einige gemeine Seelen, die für Geld eben ſo gut den Moloch, als den Boullon König beſungen haben würden, ſich bereitwillig finden ließen, und daß die bezahlten Tyraden von dem Publikum unter die Maculatur geworfen wurden. Hätten die Deutſchen einen Homer, um deſſen Geburtsort ſieben Städte ſich ſtritten, aufzuweiſen, ſie würden einen ähnlichen Streit dann ſogleich beigelegt haben, wenn der Deutſche Homer das Wort: „Buonaparte“ nur ein einzigesmal rühmend in die Feder genommen hätte. Die deutſchen Schriftſteller machen den Unterſchied gegen die franzöſiſchen, daß ſie aus dem Volk wie helle Lichter urplötzlich erſtehen, und nur in ihrem wahren Gehalt und in der unbeſtechbaren Meinung des Volkes ihre Würdigung finden, wogegen die franzöſiſchen Schriftſteller methodiſch erzogen, von der Regierung herraufgerufen und bezahlt werden. Wo aber nicht mit freier Luſt, aus überſchwellendem, innern Andrang das Wort der Feder entfließt, da wird das Volk auch nicht enthuſiasmirt. Mit donnernder Beredſamkeit wird jetzt in tauſend Schriften für Deutſchlands Sache geſchrieben, und ſie finden Beifall, weil die Wahrheit überall eine Anſprache hat, die Verwandſchaft der Idee auch die mangelnde Form und das Rieſenhafte der Träume hitziger Köpfe gern überſehen läßt. Trat aber in den deutſchen Trauerjahren ein einziger Gelehrter auf, der im Geſchmack und Gewand eines Arndt, Buchholz und anderer herrlicher Lichter die franzöſiſche Sache gerühmt hätte, und hätte rühmen können? Heil dem deutſchen Vaterlande, da ſeine Gelehrten nur für deutſche Sache erglühen, und dadurch rein und unentſtellt die Wahrheit unſerer Nachwelt überliefern! So ſind ſie ein Palladium unſerer Ehrenrettung für die Zukunft worden, denn die ſpätere Nachwelt findet kein claſſiſches Document, in welchem die Deutſchheit ſich entwürdigt hätte. Darin, daß die Gelehrtenzunft ſich nicht an die franzöſiſche Verfaſſung in Deutſchland anneigte, liegt auch ein untrüglicher Beweis dafür, daß dieſes Weſen nie hätte dem deutſchen Charakter gemüthlich werden können, denn wenn die, welche wenigſtens ein Menſchenalter voraus ſind in der Aufklärung, die eben ſo ſehr von der Neuheit ergriffen werden, wie jeder andere, der mit dem Zeitgeiſt mitzugehen wünſcht, ſich in die innern Gemächer zurückziehn, und den vorüberrauſchenden Strom nicht preiſen wollen, ſo muß deſſen Waſſer wohl trübe ſeyn, ſo kann er wohl hinreißend ſeyn, aber nicht in der entzückenden, ſondern in der verderbenden Bedeutung. —

Unter der Geiſtlichkeit werden ſich auch nur wenige Deutſchfranzoſen vorfinden. Wie ſie ſagt, um dem Nachfolger nichts zu vergeben, iſt ſie ſehr gewiſſenhaft in Erhaltung ihrer Rechte, Vortheile und Nutzungen. Sie wird es daher den Franzoſen nie vergeſſen, daß ſie contribuabel wurde, Einquartierung annehmen mußte, und den privilegirten Gerichtsſtand verlor, und eben ſo wenig darf ſie es vergeſſen, daß die geheime Polizei die Häuſer Gottes beſetzt hielt, um jedes freimüthige Wort aufzufangen.

Werft Ihr den Blick auf den deutſchen Adel? In ihm, worunter ich den angeſeſſenen Landadel, deſſen zweite Sproſſen in den Armeen dienen, verſtehe, findet Ihr keinen Deutſchfranzoſen. Der Adel hängt und muß an alter Sitte hängen, an dem verjährten Beſitz, den die Voraltern mit Blut erkauften. Jede Neuerung iſt ihm daher ein Greuel, und um ſo mehr war es ihm die franzöſiſche, welche privilegirten Galgenſtricken den Grafenrang gab, und es einführte, daß Patente gelöſet werden mußten, um künftig das „von“ führen zu dürfen. Man ſage in beſchränkt befangenem Urtheil, was man will, über den Adel, wenn es aber drauf ankommt, den Heerd zu vertheidigen, ſo iſt der deutſche Adel immer noch der Alte, der Europa's Schrecken war! Den Regierungen gehört es an, dieſe urſprünglich ihm einwohnende Luſt und Kraft rege zu erhalten, ohne ſie ausſchweifen zu laſſen, wie das vor der Kathaſtrophe von 1806 ſo häufig geſchah! Der Adel, der an ſich in Deutſchland nie beſonders reich war, iſt ſeit den Erſchütterungen, welche von Frankreich ab kamen, noch ärmer geworden, aber die alten Stammbäume beleben noch einen gewiſſen ritterlichen Sinn, der in den letzten Jahren herrlich wieder erblühete, und der ein Gemeinſinn geworden iſt, welcher jede aufkeimende Gallomanie erdrückt, ehe ſie zur Blüthe kommen kann. Eine Monarchie, welche den Erbadel zu ſehr zurückſetzt, untergräbt die Pfeiler der Monarchie, und öffnet dem Zwitterweſen Thor und Thür. Deutſchland beſteht aber dermalen aus großen und kleinen Monarchien; alſo wird auch der deutſche Adel immer ein bedeutender Anlehnungspunkt für deutſchen Volksſinn bleiben, da der Adel unbedingt ſich an die beſtehende Verfaſſung, aus der er erſtand, anſchließen muß, denn in jeder neuen Verfaſſung entſteht ein neuer Adel, welcher das alte Beſitzthum in mißliches Verhältniß ſetzt. —

Wenn hiernach nun die weſentlichen Beſtandtheile Deutſchlands in Friedenszeiten angedeutet ſind, ſo kommt jetzt noch hinzu der Beſtand der deutſchen Armeen. Sonſt waren dieſe Armeen Deutſchlands

Miethlinge, die oft in feiger Flucht das künſtliche Syſtem ihrer Werbung bewahrheiteten. Jetzt ſind ſie Freigebohrne, welche wie eherne Mauern ſtehen, und Vorbilder werden für die thatendurſtige Jugend, die ſich zu den Waffen drängt. Die Noth mußte erſt antreten mit ihrer Gewalt, um die kleinlichen Zänkereien der Nachbarn unter einander vergeſſen zu machen, um in einer Umarmung ſich zu umſchlingen, und Deutſchlands Armeen ſtehen größtentheils jetzt da, als ein Reſultat deutſcher Nothwendigkeit, deutſcher Kraft, deutſchen Sinnes. Dieſe Armeen ſind eine überraſchend ſchöne deutſche Wahrheit, welche erſt von künftigen Generationen ſo bewundert werden wird, als ſie verdient; denn die Mitwelt hängt noch an der engen Umgebung und ſieht die Sache nie im wahren Lichte. Doch, dieſe Armeen, dieſe Freiwilligkeit, dieſer Enthuſiasm für das ewige Laub der grünenden Eiche iſt ein zeugender Beweis davon, daß Herrmanns Blut noch in den Adern der Deutſchen pocht. Die Sprache hat nur ein einziges Wort, welches die Deutſchen in die Schlachtfelder reißt, welches beſeelt und Mühen überſtehen läßt, welches zu Hochgefühl erhebt und Verbindung den verworrenen Geſtalten zu einer großen Einheit giebt, und dieſes Wort heißt: „Wahrheit!“ Sie iſt die ſicher thronende Himmelskönigin, welche Jahrhunderte hindurch verkannt, gemißdeutet, entſtellt werden kann, zu deren ſiegendem Pannier ſich alles aber wieder in unwillkührlich ſchwerer Nothwendigkeit ſammelt, wenn es gilt, und jetzt galt es für Deutſchland!

Doch, man verwechsle die Armeen ſelbſt nicht mit dem Troß der Armeen. In dieſem, dem Heuſchreckenzug, den abzuſchütteln, bis jetzt ein unauflösbares Problem der Kriegsführung geweſen iſt, giebt es ſehr viele, die mit flach-proſaiſchem Sinn den Krieg als eine Quelle des Erwerbs betrachten, und ſie ſind die gehäſſigen Landplagen, welche die Thaten der Krieger für die Mitwelt, und oft auch für die Nachwelt verunſtalten.

Aus dieſen Andeutungen geht hervor, daß es noch Deutſchfranzoſen in Menge in unſerm Vaterlande giebt unter den Müſſiggängern und leicht beweglichen Partheigängern, unter den Glücksrittern und unter den halben Nomaden. Die Generation muß erſt ausſterben, ehe man dieſe ſtilltrauernde Parthei als ausgerottet betrachten kann. Denn es war einer der größten Kunſtgriffe der franzöſiſchen Regierung, der Frivolität freien Spielraum zu geben, während die Geſetze Muſter der Moralität zu ſeyn ſchienen.

Nun aber gewöhnt ſich der Menſch an nichts ſo leicht, als an das Böſe, und dumm und ehrlich waren in franzöſiſchem Sinn gleichbedeutende Begriffe, und alſo Grund genug, um von den Verwaltungszweigen auszuſtoßen. Das oberſte Getriebe war von franzöſiſchen, privilegirten Spitzbuben beſetzt; deren Preſſungsſyſtem kam aber in eine unangenehme Stockung, wenn ſie in den Untergebenen auf Menſchen ſtießen, die ſich ſcheuten, Antheil an der Betrugs-Tantieme zu nehmen; ſolche Menſchen wurden daher als unfähig zurückgeſtoßen, und wohl oder übel mußte das ganze Perſonale, wenn es bei Brod bleiben wollte, Theil an dem Betrug nehmen. Jeder heimliche Erwerb galt aber als Beweis für einen klugen Kopf, und da Deutſchland ſyſtematiſch als Kolonie behandelt werden ſollte, da Napoleon in ſeinem Wörterbuch ſtatt „Klugheit“ das Wort „Schlauheit'' nur verſtattete und begünſtigte, ſo legte er auch ſich bald in Deutſchland eine Pflanzſchule von Schlauköpfen an, die gemach es einſahen, daß jedes Amt einen goldenen Boden hat, wenn man ihn zu finden weiß. Die Regierung wollte aber, daß dieſer goldene Boden gefunden werden ſollte; ſie wollte dadurch das Volk den Machthabern entfremden, die Verwaltungsbehörden, bis zur Dorfmairie herab an ihr Intereſſe feſſeln, und ſo den Nerv jeder eignen Kraft abſchneiden. Intereſſe, Selbſtſucht, Egoism beſtimmt aber den Menſchen, und das wurde in allen Zweigen der franzöſiſchen Verwaltung aufgeweckt und begünſtigt.

Strenge Rechenſchaft von der Dienſtleiſtung wurde nie ernſthaft gefordert, und war das Geſchrei des Pöbels über den Druck zu groß, ſo wurde der kluge Preſſer allenfalls entfernt und zu höhern Ehrenämtern franzöſiſchen Fluches erhoben. Von einer moraliſchen Volkserziehung war die Rede nicht, ſie war vielmehr verhaßt, und dieſe Legion der Freibeuter, bekannt und unbekannt, welche ihr Intereſſe mit dem Intereſſe der preſſenden Regierung verknüpfte, wird die ſchönen Erinnerungen an ihre Willkührlichkeit, an ihre Freibeuterei nicht vergeſſen können, ſie wird, einmal zur Immoralität hingeriſſen, im Stillen immer wieder nach ihr ſich zurückſehnen, wenn ſie auch, nothgedrungen, einen Schein annimmt, der, von der Wahrheit des Gefühls weit entfernt, in Grimaſſen ſich ausſpricht.

Amneſtie war eine Staatsnothwendigkeit, als das Volk Deutſchlands die Feſſeln franzöſiſchen Jochs abſchüttelte; doch, die Generation muß erſt ausſterben, ehe der Saame der Untreue, welchen Frankreich ausſäete, nicht mehr wuchert, ehe deutſche Redlichkeit und Treue in allen Verwaltungszweigen wieder ſich beurkundet. Es iſt hart, es ſagen zu müſſen, aber es iſt wahr: in allen, von Frankreich beſetzt geweſenen, gehandhabten, deutſchen Landen iſt die Moralität um viele Zeit zurückgekommen! —

VIII.

Miscellen aus der Zeitgeſchichte.

Auf der Reiſe Buonaparte's von Fontainebleau nach Frejus traf es ſich oft, daß die Kommiſſarien der hohen Verbündeten mit Buonaparte in einem und demſelben Zimmer zuſammen bleiben mußten. Da bemerkten ſie denn, daß der Kaiſer in ihrer Gegenwart Arzneimittel gebrauchte, welche gegen eine galante Krankheit wirken. Er hatte es auch gar kein Hehl, daß er an einer ſolchen Krankheit eide, ſcherzte darüber mit den Worten c'est un

Mode de la france und ſein Leibarzt Fourreau erzählte ihm: „daß er ſich dieſe Krankheit bei ſeiner letzten Anweſenheit in Paris geholt habe.“ Sie hatte alſo ſchon die letzte Campagne von 1813 und 1814 mitgemacht, und als dem Herrn Fourreau bemerklich gemacht wurde, daß die Krankheit hiernach alſo ſchon einen hartnäckigen Charakter angenommen haben müſſe, erwiederte er: „ganz und gar nicht! Ein ſolcher leichter Schnupfen iſt dem Kaiſer in den Feldzügen wohlthätig und ſchützt ihn vor anſteckenden Krankheiten. Freilich würde er für dieſesmal auch wieder ſchon längſt geheilt ſeyn, aber darf ich denn etwas dazu ſagen, wenn er, ſobald er ſich nur etwas wieder fühlt, das weibliche Geſchlecht auch wieder liebenswürdig findet? Eine ſolche Stunde wirft denn die Beſſerung wieder auf Wochen zurück!“ — Alſo auch Napoleon Buonaparte iſt ein ſo gemeiner Wollüſtling, wie ſeine Brüder Joſeph, Ludwig und Hieronymus. Der Unterſchied iſt nur der, daß er bei ſeiner unleugbar ſtarken Natur mehr im Schlamm gemeiner Lüſte ſich herumwälzen durfte, als dieſe ſchwächern Gebährniſſe der weiland liederlichen Lätitia Ranolino.

Auch auf Elba wurde dieſe Liederlichkeit ihm wieder körperliches Bedürfniß. Von den Pallaſtdamen, mitunter vorher Wäſcherinnen und Freudenmädchen, war keine auf Elba, und die Elbaneſer Damen mußten entweder weniger antwillig, oder zu häßlich ſeyn. Genug, Buonaparte wurde in dieſem Stande gezwungener Keuſchheit ſo ſtark an Körper, daß er ſich zwei Neapolitanerinnen verſchrieb. Mit Ungeduld erwartete er ihre Ankunft. Endlich erſchienen ſie in männlicher Verkleidung. Die Sache war ſehr geheim betrieben, aber eben das Geheime machte die Dienerſchaft aufmerkſam. Er ließ die Angekommenen in die innern Zimmer des Schloſſes führen, und war zwei Tage unſichtbar. Am Morgen des dritten Tages ritt er ſpatzieren, und man nahm an der Schlaffheit ſeiner Geſichtszüge, an ſeiner ganzen Körperhaltung wahr, daß er weiblich genoſſen haben mußte. — Wie ſehr ſein Genuß ſchon längſt gemein geworden iſt, beweiſet der Umſtand, daß er keine Favorite während ſeines Regentenlaufs hatte, wenn wir etwa eine Liebſchaft in der Familie ausnehmen.

Napoleon beſchwerte ſich unter andern gegen die Kommiſſarien, welche ihn nach Elba führten, auch darüber, daß man ihm nur ſechs Dutzend Hemden gelaſſen habe. Friedrich der Zweite hatte bei ſeinem Tode nicht mehr als fünf Hemden.

Bei Eröffnung des Feldzuges von 1796 gegen Oeſtreich, rechnete der Oberconſul Buonaparte ſeiner Armee in der Proclamation vor, daß ſie mit ihm in dem vorigen Feldzuge vierzehn Schlachten und ſiebenzig Gefechte gewonnen habe. Wenn man nun weiß, daß ſeine Aufſchneiderei immer zunahm, ſo iſt es wirklich ſchade, daß er bei Eröffnung des Feldzuges von 1812, die nunmehrige Zahl ſeiner Schlachten und Gefechte nicht ausprahlt. — Friedrich der Zweite lieferte in ſeinem ganzen Leben nur vierzehn Schlachten, wovon er drei verlor.

Im russiſchen Feldzuge von 1812 blieb Napoleon ſeiner Art, Krieg zu führen, treu, und ging ſtracks auf Moskau los. Bisher hatten in ſeinen Feldzügen ihm die Hauptſtädte meilenweit die Schlüſſel entgegengebracht. Vor Moskau wartete er auch darauf, und harrte deshalb fünf Stunden vor der Stadt; niemand kam aber und als er denn ohne dieſe Zeremonie, worauf er ſchon eine zierliche Rede einſtudiert hatte, ſeinen Einzug gehalten hatte, bezeugten ihm auch die Autoritäten nicht ihre Ehrfurcht. Bei der Abendtafel äußerte er ſich darüber mit den Worten: „Die Moskowiten müſſen gar nicht wiſſen, daß ich hier bin. Oder können ſie vor Verwunderung noch nicht zu Ehrenbezeugungen gelangen?“ Als nun aber am folgenden Tage die Stadt lichterloh brannte, rief er aus: „ſie vergeſſen bei der Illumination, welche ſie mir zu Ehren geben, die Knallraketen. Ich werde ſie belehren müſſen, daß das dazu gehört; wir wollen daher den Kremlin in die Luft ſprengen laſſen.“ Und ſo geſchah es!

Der Directeur der Stahlfabrik, welche Napoleon auf Elba anlegte, machte ihm einſtmals die Bemerkung, daß die Franzoſen die Engländer nimmer in Gold- und Bijouterie-Arbeit übertreffen würden, im Wettſtreit mit Eiſen- und Stahlarbeiten die Engländer aber immer den Sieg davon tragen würden. „Sie irren ſich,“ ſagte Napoleon, „wenn England Frankreich überwand, ſo geſchah es nicht durch ſein Eiſen, ſondern durch ſein Gold.“

Als man ihm auf Elba unter neu angekommenen Büchern auch die Geſchichte des letzten Krieges vorlegte, ſagte er: „man ſollte das Buch betiteln: Supplement der Geſchichte der Kreuzzüge, denn man hat mir die Ehre angethan, das Kreuz gegen mich zu predigen, indem man mich als den Antichriſt ſchildert, mich, der ich höchſtens nur Antipabſt ſeyn wollte.“

Vor ſeiner Abreiſe von Fontainebleau nach Frejus ſagte Napoleon zu ſeiner Begleitung: „er wiſſe wohl, daß man ſich darüber wundere, wie er bei dieſem Ereigniß, welches ihn betreffe, noch leben könne. Aber — fuhr er fort, ich ſehe nichts großes darin, ſein Leben zu endigen, wie einer, der ſein ganzes Vermögen im Spiel verlohren hat. Weit mehr Muth gehört dazu, ſein nicht verſchuldetes Unglück zu überleben. Daß ich den Tod nicht gefürchtet, habe ich in ſo vielen Schlachten, und noch neulich bei Arcis-ſür-Aube bewieſen, wo mir vier Pferde unter dem Leibe getödtet wurden.“ — An dieſem Tage war ihm aber nur ein Pferd leicht bleſſirt, und daß nicht dieſe Art von Reſignation ihn dazu beſtimmte, fortzuleben, ſondern, daß ſeine in das Werk bereits wieder geſetzte Ränkeſchmiederei ihm Hoffnung einer neuen Zukunft gab, beweiſet ſchon ein aufgefangner Brief an den Vicekönig von Italien, worin er demſelben von Fontainebleau aus ſchreibt: „er würde ihm von Elba aus, ſeine weitere Abſichten mittheilen; bis dahin mögte er ſich ruhig halten.“ Seine Schweſter, Pauline Borgheſe, welche, wie er wußte, auf die Nachricht von ſeinem Sturz geantwortet hatte: alſo iſt in dieſem Fall mein Bruder wohl todt? — empfing Napoleon auf dem Wege nach Elba ohnfern Luc. auf einem Landhauſe des Legislateur Charles mit den Worten: „dein Bruder lebt noch, Pauline, und wird leben. Er wird bei einem Unfall, der wieder herzuſtellen iſt, den Tod nicht aufſuchen.“ Man findet auch in der Geſchichte, daß Tyrannen wie Buonaparte, denen Weltehre und Nachruhm gleichgültig ſind, ein ſchmachvolles Leben dem freiwilligen Tode vorziehn, der allein noch eine Art von Ehrenrettung hätte ſeyn können.

Als letzthin ein großes Nashorn, dem aber das Horn auf der Naſe fehlt, nach Frankreich gebracht wurde:

Die Naſe fehlt dem großen, ſeltnen Vieh?
Bringt's nur in Buonapart's Menagerie.
Er hat der Naſen jetzt wohl abzulaſſen; —
Vielleicht wird die von Rußland paſſen!

Antwort des Eigenthümers des Thiers.

Die Naſe paßt, ich mögte ſie wohl kaufen
Zumal das Horn darauf nicht abgelaufen.

Erklärung.

Der Sieger Heere zogen ein in Frieden,
Und der Gewerke Störung wird vermieden,
Die Buden öffnen ſich bei dieſer Ruh, —
Der Seiler Zunſt nur läßt die Läden zu.
Man weiß es nicht, aus welchen wicht'gen Gründen:
— Drum aber war kein Dreierſtrick zu finden! —

In Spanien müſſen die Käufer von Nationalgütern ſolche nicht nur unentgeldlich herausgeben, ſondern ſie werden noch obendrein mit einer Strafe belegt. — In Deutſchland ſollte man es auch ſo machen, denn wenn z. B. zu den Gütern, welche der Afterkönig von Weſtphalen feil bot, kein Deutſcher ſich fand, der ein Spottgeld dem Nimmerſatt in Kaſſel hinwarf, um ſich ſelbſt mit dem Eigenthum des Volkes zu bereichern, ſo waren, bei der Wiedergeburt Deutſchlands, jene Güter den Ländern erhalten, denn Franzoſen waren zu klug, als daß ſie gekauft hätten. Der König von Weſtphalen durfte die Nationalgüter nicht verkaufen, da ſie nicht ſein Eigenthum waren; dadurch, daß er es that, beſtahl er alſo das Land; der Hehler iſt aber ſo gut als der Stehler, und geſtohlnes Eigenthum wird nach allen Geſetzen da vindicirt, wo ich es finde. Alſo heraus ihr Herren mit dem unrechtmäßig an euch gebrachten Gemeingut, und noch Strafe obendrein!

Als nach Ludwig des Achtzehnten Wiedereinſetzung in die Königswürde der Abbé Gouillon in der Margarethenkirche in Paris ſchon mehrere Predigten über die Verbrechen der Revolution gehalten hatte, ſo gab er nun auch in einer fernern Predigt über dieſen Gegenſtand das Leſen ſchlechter Schriften als Quelle derſelben an. Er rührte durch die lebhafte Darſtellung ſeine zahlreichen Zuhörer ſo ſehr, daß ihr Seufzen und Schluchzen ſeinen Vortrag unterbrach, und ſie dreimal hinter einander das „Gott erhalte den König,“ anſtimmten.

Man rühmt dies als einen Beweis der Anhänglichkeit an den König; aber mögte es wohl nicht ein Beweis dafür ſeyn, wie ſehr in Frankreich der Gottesdienſt an ſeiner Würde verloren hat?

Die Menſchenopfer, welche Napoleon Buonaparte nur erſt ſeit 1802 von der Expedition nach St. Domingo an bis 1814 dem Kriegsgott gebracht hat, werden gezählt auf 5 Millionen achtzig tauſend. — Wie viele hat er nun ſchon vorher geopfert, wie viele ſtarben durch ihn in Gefängniſſen, durch die Deportation, und — wie viel mögte er gern noch opfern wollen?

Als Sir Henry Welleslei von Paris nach Madrit reiſete, ſtieß er mehreremale auf ſpaniſche Räuberbanden. Als ſie hörten, wer es ſey, ließen ſie ihn durch, mit der Verſicherung: „der Bruder des edlen Lord Wellington hat nichts zu befürchten; er ſetze ſeine Reiſe geſund und glücklich fort.“

Der Poſtmeiſter Drouet, der im Jahr 1791 Ludwig XVI. auf ſeiner Flucht in Varenne erkannte und anhielt, und dadurch zu der Verhaftung des Königs und zum Sturz der Bourbons Anlaß gab, veranlaßte neuerdings auch wieder den Fall Napoleons. Er meldete dieſem nemlich, daß die Beſatzungen der lothringiſchen Feſtungen und das empörte Volk den Verbündeten zu ſchaffen mache. Napoleon, höchſt erfreut über dieſe Nachricht rief: „ſie ſind unſer! Nicht einer ſoll entkommen!“ und um ſie abzuſchneiden, drang er nach Lothringen vor, und gab dadurch Paris preis.

Im Jahr 1808 war der Mechanikus Wälzel Eigenthümer der berühmten Schachmaſchine. Napoleon wünſchte, ſie zu ſehen, und ſie wurde nach Schönbrunn gebracht. Napoleon ſpielte mit ihr; als die Parthie für ihn verlohren zu ſeyn ſchien, warf er ſie, ohne auszuſpielen, zuſammen.

Napoleon that doch, als wenn er die Aufſicht über den Buchhandel abſchaffe, und verſtattete mittelſt Decrets Druck- und Preßfreiheit. Ein Schriftſteller ſchickte nun der Polizeibehörde ein Manuſcript, worin er, ohne der jetzigen Regierung zu erwähnen, der Regierung Ludwig des achtzehnten Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Die Polizei ließ ihm darauf mündlich endeuten: daß ſie den Druck nicht unterſagen wolle, allein wenn das Werk gedruckt erſcheinen ſollte, ſo müſſe ſie den Verfaſſer und den Buchdrucker feſtſetzen laſſen! — Das alſo iſt die gerühmte Druck- und Preßfreiheit!

Bei einem Feſt, das dem Lord Wellington zu Ehren in Paris gegeben wurde, machte man dem Herzog bemerklich, daß die Pariſer die hohe Meinung, welche ſie von dem Zweck der Alliirten gehabt, auch dadurch zu erkennen gegeben, daß ſie bei dem Einmarſch der fremden Truppen in die Stadt ein wiederhallendes „Bravo!" gerufen hätten. — Ein Officier von hohen Rang fuhr fort:

„Wer hätte vermuthet, Mylord, daß das ſtolze Paris jemals Hauptquartier fremder Truppen werden würde! Glauben Sie nicht, daß, nach einem ſo unerwarteten Ereigniß zu urtheilen, es ebenfalls möglich ſey, die Franzoſen über's Jahr in London einrücken zu ſehen?"

— Die Möglichkeit verbürge ich nicht, — erwiederte Wellington, — allein das will ich verbürgen, daß die Engländer alsdann gewiß nicht bravo! rufen werden! —

Die ruſſiſche Koſackengarde kam auch in London an, als der Kaiſer Alexander und der König von Preußen dem Prinz Regent einen Beſuch abſtatteten. Sie wurde in der Kaſerne von Hydepark einquartiert. In der folgenden Nacht verzehrten die Koſacken zu ihrem Nachteſſen alles zur Beleuchtung der Gegend von Knight Bridge beſtimmte Brennöhl, ſo daß es in dieſer Straße ganz finſter war.

Als Paris von den Alliirten bedrohet wurde, brachte Girardin dem Kriegsminiſter den Befehl von Napoleon, das Pulvermagazin in der Ebne von Grenelle in die Luft zu ſprengen. Der Kriegsminiſter ſandte dieſen Befehl an den Director des Magazins, den Artillerieofficier Lescour. Dieſer erſchrak, und zögerte. Jener bemerkte es, und fragte: Sie wollen Anſtand nehmen? — Lescour verneinte es, ſchloß aber ſogleich die Thüren des Magazins zu, und behielt die Schlüſſel bei. Es lagen in dieſem Magazin 4000 Centner Pulver, und hätte Leſcour den ihm gewordenen Befehl vollſtreckt, ſo wäre Paris zu Grunde gegangen. — So ſah es alſo mit Napoleons Liebe für Paris aus! — Bald darauf ſagte er ja aber auch, Paris hätte beſſer ein Schlund werden müſſen, der die Heere der Alliirten verſchlungen hätte! Man denke ſich die Meuterei, das Metzeln, welches Paris, eine Stadt von 800,000 Menſchen, hätte erſchüttern müſſen, wenn Napoleons Creaturen, da ſein Glücksſtern ihn ganz verlaſſen hatte, nicht feigherzig die Flucht ergriffen, und die Stadt ſich ſelbſt überlaſſen hätten!

IX.

Anfragen.

Man kann nicht alles leſen, hören, erfahren; Anfragen, welche ein allgemeineres Intereſſe haben, und ſpäterhin, wenn es verlangt wird, die Antworten darauf in einer Flugſchrift aufzunehmen, iſt daher wohl zweckdienlich. Wir wollen denn alſo dieſen Weg hiermit einſchlagen.

1.

Als das Czernizeſſiche Corps den Afterkönig von Weſtphalen überraſchte, ließ er den größten Theil der Archive in Caſſel zurück; unter andern fand ſich in einem Büreau der hohen Polizei ein Verzeichniß der Mitglieder der geheimen Polizei. Man erwartete, daß dieſes Verzeichniß öffentlich bekannt gemacht werden würde. Wo befindet ſich nun dieſes Verzeichniß, und warum wird es nicht öffentlich bekannt gemacht? — Man dächte doch, es wäre nicht nöthig, mit einem einzigen dieſer Namen Schonung zu haben.

8.

In welchem Wohlſeyn befindet ſich dermalen der geiſtliche Herr, welcher vor der Schlacht bei Jena in einer Nacht mit der Leuchte franzöſiſche Soldaten durch die Gebirgspäſſe führte, und den Napoleon nachher dafür ſo reichlich bezahlte? Oder zu welchem mildthätigen Zweck hat er dieſe Zahlung Napoleons verwendet?

In einigen Wochen wird folgende ſehr intereſſante Schrift erſcheinen und in allen Buchhandlungen zu haben ſein:

Ideen über die preußiſche Volksrepräſentation.

Die Volksrepräſentation, welche im Königreich Preußen jetzt gebildet wird, iſt ein überraſchend großer, der Betrachtung und Beleuchtung wichtiger Gegenſtand, der ein allgemeines Intereſſe, nicht allein für die Preußen, ſondern auch für das übrige Deutſchland hat. In der angekündigten Schrift iſt mit vieler Wahrheit, mit großer Kenntniß und mit Feuereifer für die gute Sache der Gegenſtand in ſehr edlem Styl behandelt, und wird daher auf dieſes, für die Zeitgeſchichte ſehr wichtige Werk ſogleich aufmerkſam gemacht.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen Teutſchlands zu haben:

Ueber den ſchädlichen Einfluß des franzöſiſchen Despotismus auf die Literatur der Teutſchen. Herausgegeben von Ludwig Dankegott Cramer, Dr. und Privatdocent der Philoſophie auf der Univerſität Wittenberg. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Das Elend; welches der franzöſiſche Despotismus in phyſiſcher, moraliſcher und religiöſer Hinſicht über Deutſchland gebracht hat. iſt ſeit der Befreiung Teutſchlands ſehr oft in öffentlichen Schriften zur Sprache gebracht worden; ob man gleich nicht behaupten kann, daß die Schilderung deſſelben bereits erſchöpft ſey und je erſchöpft werden könne. Doch keiner hat bis jetzt noch den Verſuch gemacht, den ſchädlichen Einfluß, welchen der franzöſiſche Despotismus in intellectueller Hinſicht auf Teutſchland geäußert hat, zu ſchildern und es ſcheint, als wenn die Urſache hiervon mehr in den Schwierigkeiten, als in dem weniger gefühlten Bedürfniſſe einer ſolchen Schilderung liege. Der Verfaſſer der angekündigten Schrift, welcher dem gelehrten Publikum bereits durch mehrere wiſſenſchaftliche Schriften bekannt iſt, hat ſich dieſer höchſt ſchwierigen Arbeit mit Glück unterzogen und gewiß keinen unbedeutenden Beitrag zur Geſchichte der beiden letzten Jahrzehende geliefert. Er ſtellt den Leſer auf den Standpunkt, von wo aus er das ganze Elend überſchauen kann, welches der franzöſiſche Despotismus über unſere Literatur gebracht hat und ſpricht mit teutſcher Gründlichkeit, Freimüthigkeit und Gemüthlichkeit zu jedem, dem das Wohl der teutſchen Literatur am Herzen liegt. Dieſe Schrift iſt daher nicht bloß für Gelehrte von Profeſſion berechnet; nein! kein Gebildeter überhaupt wird ſie unbefriedigt aus der Hand legen; da ſie eben ſo ſehr Charakteriſtik des ſchamloſeſten Despotismus, als Beitrag zur neueſten Geſchichte der Literatur Teutſchlands iſt. Vorzüglich ſollten dieſe Briefe von jedem jungen und angehenden Gelehrten geleſen werden, damit er die zahlloſen Gefahren, welchen unſere Literatur, ſelbſt nach dem Sturze der fremden Zwangsherrſchaft, immer noch ausgeſetzt iſt, in ihrer wahren Geſtalt erblicken und das Eine, was unſrer teutſchen Wiſſenſchaft noth iſt, recht tief in ſein Inneres einſenken möchte. Wer ein teutſches Herz in ſeinem Buſen trägt und teutſcher Wiſſenſchaft, Art und Kunſt hold iſt, wird dieſe Briefe mit Vergnügen leſen; der entartete, verbildete und dem Ausländiſchen blind ergebene Teutſche wird ſie mit Schaam und unteutſchem Unwillen aus der Hand legen! Der Herr Verfaſſer hat die Wahrheit mit warnender und ſtrafender Stimme gepredigt und als Teutſcher geſprochen und ſeine Freimüthigkeit und ungezwungene Offenheit verbürgt es ſittſam, daß er eben ſo wenig die kleinliche Rache entarteter Teutſcher und verſchrobener Pedanten fürchtet, als an den neueſten Anſtrengungen teutſchen Muthes und teutſcher Kraft verzweifelt! —

Abenderheiterungen, mit proſaiſchen und poetiſchen Beiträgen von Klamer Schmidt, Gramberg, Schlüter, Eliſe Bürger, Horſtig, Nonne, Goldmann, Reſe, Depping, Prätzel u. a. m. Herausgegeben von Friedrich Raßmann. 1 Rthlr. 8 gr.

Schon die Namen der Schriftſteller, aus deren neueſten, noch ungedruckten Aufſätzen dieſe Blumenleſe beſteht, ſind hinreichend, ſie dem Publikum zu empfehlen. Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die Reichhaltigkeit der Anſichten und Ideen iſt eben ſo anziehend, als die Ordnung, in welche der Herausgeber dieſe Sammlung friſcher Blätter der Phantaſie zu einer ſchönen Blume geordnet hat. Sehr anziehend ſind z. B. die Bemerkungen des ruhmwürdigen Schlüter über Phiſiognomik, die Gedichte des Veteran Clamer Schmidt und die Poeſien der bekannten Herren Gramberg und Prätzel.

Charakterſchilderung von Napoleon Buonaparte. Aus dem Franzöſiſchen. 16 gr.

Dieſes, aus dem Franzöſiſchen überſetzte Werk enthält eine ſehr intereſſante Sammlung von, bisher unbekannten, aus ächten Quellen geſchöpften Anecdoten, welche Napoleon Buonaparte betreffen, und welche zuſammen eine treue Charakteriſtik liefern. Der gute Styl der Ueberſetzung und die vielen, ganz neuen, den Helden betreffenden Geſchichtchen, machen dieſes Werkchen ſehr intereſſant.

Reiſe eines Deutſchen nach Paris, mit der franzöſiſchen Armee im Jahre 1814. Nebſt Beſchreibung vieler denkwürdigen Begebenheiten, welche ſich während der Anweſenheit der hohen alliirten Mächte daſelbſt zugetragen haben und der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Stadt Paris. 2 Thle. 2 Rthlr. 12 gr.

auch unter dem Titel.

Merkwürdige Abentheuer eines Deutſchen bei der bis Paris retirirenden franzöſiſchen Armee, während des Feldzuges im Jahre 1813 — 14. Nebſt Beſchreibung der Stadt Paris und ihrer Denkwürdigkeiten. 2 Theile.

Der patriotiſche Sinn, welchen der deutſche Reiſende in dieſen Blättern überall darthut, hat viel Ergreifendes; man ſieht aus den Individualitäten der ganzen Erzählung, daß der Reiſende mit vielen Vorkenntniſſen ausgerüſtet geweſen iſt, als er den Zug nach Paris machte. Beweiſend iſt in dieſer Hinſicht ganz beſonders die Beſchreibung der Merkwürdigkeiten, der Kunſtſchätze in Paris, worüber in neueſten Zeiten von einem wiſſenſchaftlichen deutſchen Reiſenden wir noch keine Notiz haben.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands ſind folgende gemeinnützige, unterhaltende, auch ſcherzhafte Schriften zu bekommen:

Briefſteller, Dummlinger und Krähwinkler. Enthaltend merkwürdige Liebesbriefe und andere lächerliche Aufſätze. Ein Recept zur Aufheiterung und zum Sattlachen. Herausgeg. von Jocoſus Federkiel. 8 geh. 12 gr.

Drumann, H. P., die bibliſche Geſchichte des alten Teſtaments. Ein ſtatt der Bibel zweckmäßig eingerichtetes Lehrbuch, ſo wie als Leitfaden zum Religionsunterricht für Bürger und Landſchulen. 8 12 gr.

Erzählungsbuch, neues moraliſches, enthaltend eine Sammlung edler Thaten aus dem Leben guter Menſchen, für die erfahrne Jugend beiderlei Geſchlechts. Mit 1 Kupfer. 12. 1 Rthlr.

Färbebuch, neueſtes Weſtphäliſches; oder gründlicher Unterricht, Seide, Baumwolle, Wolle und Linnen wohlfeil, und doch ſehr ſchön zu färben. Ein gemeinnütziges Buch für jede Haushaltung. Herausgeg. von einem praktiſchen Schönfärber. 8. 8 gr.

Francken, C. G. von, Anweiſung, alle veneriſchen Krankheiten gründlich und ſchnell zu heilen. Ein Hülfsbuch für Chirurgen auf dem Lande, und für Kandidaten der Heilkunde, ſo wie für jeden, der ſich ſelbſt heilen will; nebſt den dazu nöthigen Rezepten. 8. 8 gr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreiſende. Enthaltend die

Geſchichten und Sagen der alten Schlöſſer, Klöſter und Ruinen, und die Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. 12 geh. mit 1 Kupf. 1 Rthlr.

Funke, C. Ph., Gallerie der merkwürdigſten Römer, von Romulus bis auf Nero. Ein unterhaltendes und belehrendes Leſebuch zum Schul- und Selbſtunterricht für die Jugend. Herausgeg. von Dr. M. F. L. Jacobi. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Geſellſchaftsbüchlein, neueſtes, für frohe Zirkel. Enthaltend die beſten Lieder von Schiller, Voß, Langbein, Göthe, Tiedge, Mathiſſon, Körner u. a. m., und die vorzüglichſten Scherz- und Pfänderſpiele. Nebſt einem Anhange der auserleſenſten Karten- und anderer Kunſtſtücke. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. geh. 9 gr.

Deſſen 2ter Theil. 8. 9 gr.

Gleim, Emilie, Kränze der Liebe und Freundſchaft gewunden, Stammbuch-Aufſätze aus den Werken der vorzüglichſten Dichter Deutſchlands. 12 geh. 6 gr.

Happach, L. P. G., über die Beſchaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode; aus Anſicht der Natur, erſter Theil. 8. 16 gr.

Deſſen 2ter Theil. 8. 18 gr.

Hauspferdearzt, der erfahrne. Ein Noth- und Hülfsbuch für Oeconomen, und überhaupt für jeden Pferdebeſitzer 8. 12 gr.

Heldengemälde. Ein unterhaltendes und lehrreiches Leſebuch für die männliche Jugend. Mit 1 illum. Kupfer. 8. 20 gr.

Hildebrandt, G. C., kleine Leſeübungen für Kinder von 8 bis 12 Jahren: enthaltend eine Sammlung von Erzählungen, zur Beförderung guter Geſinnungen und zur Schärfung des Verſtandes. 8. 8 gr.

Jacobi, M. F. L., Unglücksgeſchichten bei ſchädlichen und wilden Kinderſpielen. Zur Warnung und Vorſicht für die unerfahrne Jugend, in mehreren Beiſpielen. Mit 1 illum. Kupf. 12. geb. 20. gr.

Judenkirſchen, friſche und eingemachte. Eine Sammlung von Anecdoten, Schnurren und lächerlichen Charakterzügen noch lebender und verſtorbener Juden. Allen in Deutſchland wohnenden Iſraeliten gewidmet von Polycarpus Krittelmann. 1ſter Band, mit 1 Kupfer. 12. geheftet. 16 gr.

Deſſen 2ter Band. 12. geh. 12 gr.

Deſſen 2ter Band, 12 geh. 12 gr.

Julie, oder Leichtſinn und Ausſchweifung. Eine abenteuerliche Geſchichte. 8. 18 gr.

Kögel, J. G., die Kunſt, aus verſchiedenen inländiſchen Gewächſen, vorzüglich aus Weizenmalz, einen Syrup zu bereiten, welcher den Zuckerſyrup völlig erſetzt. Nebſt genauer Anweiſung, jeden pflanzenartigen Nebengeſchmack bei deſſen Fabricirung zu vertilgen. Ein Hülfsbuch für jeden Hausvater. 8. 6 gr.

Lebensbeſchreibungen groſer und merkwürdiger Perſonen. Ein unterhaltendes und lehrreiches Leſebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Zweite, mit 1 illum. Kupfer verm. Auflage 8. geb. 20 gr.

Lenhardt, Dr. Joſeph, mediziniſche Nachricht für Schwangere, wie ſie ſich während der Schwangerſchaft verhalten ſollen, um geſunde und ſtarke Kinder ohne Schmerzen zur Welt zu bringen. 8. geh. 8 gr.

Müller, H., Darſtellung meiner Ideen über Religionshandlungen überhaupt, und ihre Verwaltung insbeſondere. Ein Beitrag zur Veredlung des öffentlichen Gottesdienſtes gr. 8. geh. 6 gr.

Derſelbe, die Dorfſchule, als erſte Anleitung zum Denken, Empfinden und Handeln, für Lehrer und Lernende auf dem Lande. 8. 12 gr.

Steger, Dr. J. A. F., Mythologie für die Jugend beiderlei Geſchlechts. Oder: Vater Treuwalds Abendunterhaltungen mit ſeinen Kindern über die Mythologie. Mit 12 Kupf. 8. geb. 1 Rthlr 8 gr.

Venturini, K., Beurtheilung des Operationsplans der preußiſchen Armee im Jahr 1806 u. ſ. w. Mit Fig. 8. 12 gr.

Wagner, G. Ch., Sprichwörterlexikon mit kurzen Erklärungen. Ein Hülfsbuch fürs gemeine Leben, auch zum Gebrauch in Volksſchulen. 8. 20 gr.

Leuchtkugeln.

Ein Journal
in
zwangloſen Heften.

Zweiten Bandes erſtes Heft.

> Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.
>
> Schiller.

Quedlinburg, 1815
in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

Univ. Bibl.
München

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

I.

Marſchall Brüne.

Eine biographiſche Skizze.

Moreau, Macdonald und andere competente Richter über militäriſche Verdienſte, ſagt ein ſehr glaubwürdiger, franzöſiſcher Geſchichtsſchreiber, nennen den Marſchall Brüne einen Ränkeſchmidt an der Spitze der Armeen, und einen Kriegsmann in Friedenszeiten, wenn er in der Rathsſtube ſitzt.

In der That rechtfertigt auch die ganze Lebensthätigkeit des Marſchall Brüne dieſes Urtheil. Mehr energiſch, weniger falſch, mehr redlich, weniger habſüchtig, mehr trotziger Soldat, weniger hinterliſtiger Fuchs, hätte er eine ſehr große Rolle ſpielen können. Die Gelegenheit dazu hat er oft genug in Händen gehabt.

Brüne iſt, wie die mehrſten Kinder der Revolution, unbedeutenden Urſprungs. Er war vorher Buchdrucker-Geſell in Paris, und heirathete ei hübſches Wäſchermädchen.

Gern gab er es zu, daß ſeine junge Frau i Gewerbe fortſetzte, (und die hübſchen Wäſcherinne ſind bekannt genug in Paris) denn dadurch konn ſie unterſtützen, da er ungern arbeitete, und ſein Erwerb in den Spiel- und Freudenhäuſern wied durchbrachte. In einer großen Geldnoth ſtahl er ſ nem Lehrherrn einſtmals Lettern und Papier, wu des Diebſtahls überführt, und in den Biçetrè (infamirendes Zuchthaus) gebracht.

Die Revolution machte alle Verbrecher f und Marat lernte Brüne kennen. Er kaufte von dem Gelde, welches die Parthei des Herzogs Orleans vorgeſchoſſen hatte, eine Buchdruckerei, nun druckte Brüne das bekannte Journal: l'Ami du Peuple, welches die ſchändlichen Meinungen und Grundſätze des größten Schergen, den es jemals gab, nemlich Marat's, ausbreitete.

In den Franciskaner- und Jakobiner-Klubbs that er ſich nun hervor durch die heftigſten Reden und durch Vorſchläge, welche nur in der Barbarei der damaligen Schreckenszeiten Gehör und Beifall finden konnten, und auch wirklich fanden. Die Proſcriptionsgeſetze gegen Reichthum und Rang waren häufig ſein Werk.

So ſagte er am 2ten Juli 1791 in dem Franciskaner-Klubb:

„Ihr habt vor ein paar Tagen die Maaßregeln, welche ich Euch wider die Reichthums-Ariſtokratie vorſchlug, gebilligt und ſie genehmigt, jetzt will ich Euch von noch einer Ariſtokratie ſagen, die wir auch zu Boden treten müſſen — ich meine die Ariſtokratie der Religion und der Kleriſey. Ihre Stützen ſind Thorheit, Feigheit und Unwiſſenheit. Alle Prieſter müſſen in die Acht erklärt, als Verbrecher beſtraft, und als Betrüger oder Dummköpfe verachtet, und alle Altäre als unnöthig in Staub verwandelt werden. Um die Gemüther des Publikums zu dergleichen Ereigniſſen vorzubereiten, müſſen wir ſie vor allen Dingen aufklären; dieſes kann einzig und allein dadurch geſchehen, daß wir Auszüge aus dem Ami du Peuple und andern philoſophiſchen Schriften unter dem Volk ausſtreuen. Ich habe hie etliche Balladen von meinem eignen Machwerk, di in meinem eignen Quartier geſungen worden ſind über die alle abergläubiſche Menſchen ſchon gezitter haben, und alle Schwärmer raſend werden wollen Findet Ihr es für gut, ſo will ich 20,000 Exemplar davon für eine Kleinigkeit drucken, damit ſie in gan Frankreich ausgetheilt werden können.“

Nach einer Berathſchlagung bekam der Scha meiſter des Klubbs Befehl, dem Bürger Brüne di erforderliche Summe auszuzahlen, und ſpäterhi wurden durch den Secretär jene, den Aufruhr geg Religion und Geiſtlichkeit predigende Balladen de brüderlichen Geſellſchaften in den Provinzen mitg theilt. Eines mehrern, als dieſer Rede, bedarf nicht, um den Schreckensmann Brüne in ſeine fluchwürdigen Licht kennen zu lernen.

Bei dem Septemberiſiren in der Abtei war er zuerſt ſelbſtthätig, und dann erſcheint er im December 1792 als Adjudant des General Santerre. Im Jahr 1793 wurde er Obriſter bei der revolutionären Armee, welche während der Schreckensregierung die Departementer an der Gironde verwüſtete, und häufig ſah man ihn an der Spitze ſeines Corps, daß er einen Menſchenkopf auf den bloßen Degen geſpießt hatte. Als er mit ſeinen Rotten in Bourdeaux einrückte, hatte er den Kopf eines neugebornen Kindes auf der Degenſpitze. — Dieſe Anführungen würden unglaublich ſcheinen, wenn ſie nicht in mehrern hiſtoriſchen Schriften gleichſtimmig beurkundet wären.

Auf dieſem Mordzuge legte er auch durch Erpreſſungen aller Art den Grund zu ſeinem Vermögen, und bei ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er zum General-Brigadier ernannt.

Bei Robespierre's Tod wurde er als einer der bekannteſten, furchtbarſten Terroriſten feſtgeſetzt, kam aber nach einer Gefangenſchaft von mehreren Monaten wieder auf freien Fuß.

Der Director Barras belohnte ihn nachher mit dem Rang eines Diviſions-Generals dafür, daß er im Jahr 1795 dem jungen Helden Napoleon Buonaparte bei der Metzelei in Paris gut beigeſtanden hatte.

Späterhin hatte Napoleon Buonaparte einen ſchändlichen Anſchlag auf die Schweiz ausgebrütet, und Brüne erhielt den Auftrag zu der Ausführung. Hier ſollte er zum erſtenmal im Felde erſcheinen, und ſeine Geſchicklichkeit in Ränken, Kniffen und hinterliſtigem Weſen war es, was ihn zu dieſer Auszeichnung verhalf. — Nachdem er die Regierung von Bern in Sicherheit gelullt hatte, indem er Vergleichsvorſchläge auf Vergleichsvorſchläge machte, überfiel er während des Waffenſtillſtandes die Schweizer und Berner Truppen, und dieſe, alles Völkerrecht mit Füßen tretende Verrätherei, errang ihm das Uebergewicht.

Seine Verheerungen, ſeine Plünderungen und die Grauſamkeiten aller Art, welche er ſeinen Horden in der Schweiz zuließ, ſind bekannt genug. Nur ſo viel bemerken wir davon noch, daß er durch muſterhafte Erpreſſungen aller Art auf dieſem räuberiſchen Zuge ſein Vermögen ſehr bedeutend vermehrte.

Durch dieſe Expedition gegen die Schweiz hatte er Vertrauen gewonnen, und der Feldzug nach Holland im Herbſt 1799 wurde ihm angewieſen. Der Erfolg übertraf die Erwartungen noch, ihm ſelbſt aber iſt nicht der glückliche Ausgang der Expedition beizulegen, denn nirgends hat er militäriſches Genie, ſchnelles Auffaſſen des Augenblicks, beſondere perſönliche Tapferkeit gezeigt, und nie iſt er ein angebeteter Feldherr der Soldaten geweſen, ſo daß ſein Name allein ſie in das Feuer geführt hätte; die Mehrzahl der Truppen, und die Umſicht vieler anderen Officiere machte den Feldzug glänzend.

Späterhin wurde er zum Staatsrath ernannt, und erhielt das Kommando der Armee wider die Chouans. Man hatte hier ſehr glücklich gewählt. In ſolchem kleinen Kriege iſt nur mit Erfolg zu fechten, wenn der General es über ſich gewinnen kann, in dieſem Augenblick Verſprechungen zu geben, welche er in dem andern wieder zurücknimmt, und wenn die Verſtellungskünſte aller Art ihm eigen ſind. Gerade der Mann war Brüne.

Die franzöſiſche Republik wandte ihr Augenmerk auf die Türkei, und unter dem Schein eines Abgeſandten ſollte Brüne dahin geſandt werden. Schon die Wahl des Mannes überzeugte die Kabinette von St. James und Petersburg, daß hinter dieſer Geſandſchaft größere Pläne auf die Türkei ſelbſt verborgen lägen, und auch der Hof von Wien ſchloß ſich dieſer Meinung an. Dieſen drei Höfen war daran gelegen, die Integrität der Türkei zu erhalten, ſofern ſie nicht eine anſtändige Theilung vornehmen könnten. Noch aufmerkſamer wurde man, da es kundig wurde, daß ſich in Marſeille zweihundert Perſonen, und in Genua vier und achtzig Perſonen als Brüne's Gefolge eingeſchifft hatten, des Geſandten Begleitung von Paris ab, die aus funfzig Perſonen beſtand, nicht einmal gerechnet.

Talleyrand, der Schlaukopf Talleyrand, hatte, als man ſich darüber äußerte, daß dieſe koſtbare Geſandſchaft der Mühe nicht lohne, unbeſonnen genug in Gegenwart vieler Perſonen erwiedert: „ſo freigebig Buonaparte auch iſt, ſo wirft er doch ſeine Ausgaben nicht leicht weg. Ehe ein Jahr hingeht, können und werden vielleicht alle dieſe Renegaten und Abentheurer, welche man als Brüne's Begleitung betrachtet, Baſſen von drei Roßſchweifen oder Bey's ſeyn, welche ganze Heere von Freiheitsfreunden anführen, die als Sklaven Selims glorreich ihre Feſſeln zerbrochen haben, um Unterthanen eines Napoleon zu werden. Das orientaliſche Kaiſerthum iſt in der That ſchon längſt abgeſtorben: aber es kann in der Geſchwindigkeit wieder zum Aufleben gebracht werden.“

Als man ihm entgegnete, wie Oeſterreich, Rußland und England das auf keinen Fall zugeben würden, fuhr er fort: „die Türkei iſt ſchon lange zu einer Revolution reif geweſen; es hat ihr nur an Anführern und Directoren gefehlt. In Kriegszeiten würden ſich zehntauſend Franzoſen, die bei den Dardanellen landeten, Konſtantinopels und vielleicht des ganzen Reiches bemeiſtern. In Friedenszeiten können vierhundert kühne, und gut unterrichtete Männer das Nemliche thun.“

Der Ambaſſadeur Markoff, von dieſen dreiſten Aeußerungen unterrichtet, proteſtirte in einer Audienz bei dem Oberconſul gegen dieſe diplomatiſche Expedition nach der Türkei, und da er nichts abzuändern vermochte, ſo wurde der ruſſiſche Geſandte bei der ottomanniſchen Pforte, Graf Italinski, von allem unterrichtet, um dem franzöſiſchen Ambaſſadeur, Brüne, entgegen zu arbeiten.

Graf Italinski, als Menſch beliebt, als Repräſentant geachtet, hatte am Hofe von Byzanz alles ſo vorbereitet, daß der franzöſiſche Geſandte, Brüne, eine ſehr kalte Aufnahme finden mußte, und des franzöſiſchen Geſandten elende Rache gegen den Graf Italinski konnte keine andere ſeyn, als daß er denſelben in dem franzöſiſchen Moniteur verleumden ließ.

Brüne hatte Geſchenke für den Großherrn, und mehr noch für den Divan mitgebracht, deren Werth vier und zwanzig Millionen Livres betrug. Dieſe Geſchenke wurden angenommen, das Syſtem der Pforte blieb aber daſſelbe, und beſtändig war der Geringſte von Brüne's Begleitung mit Spionen umgeben, ſo daß der Plan, eine Revolution in der Türkei anzuſpinnen, mißglückte.

Brüne blieb auf ſeinem Geſandſchaftsposten in der Türkei, mußte aber zu ſeinem großen Leidweſen bemerken, daß die Geſandten von Rußland und England ungleich mehr galten, als er, und daß jedes Wort, welches er ſagte, mit dem größten Mißtrauen geprüft wurde, daß die franzöſiſche Republik offenbar nicht das geringſte Vertrauen bei der Pforte hatte.

Hier in Konſtantinopel war er, als Buonaparte ſich die franzöſiſche Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzte, und die Anerkennung deſſelben von der Pforte hielt er für unbezweifelt. Wie ſehr aber erſtaunte er, als auch dieſes nicht geſchah, und höchſt unzufrieden darüber, daß er keinen ſeiner Pläne hatte zur Ausführung bringen können, hielt er um ſeine Zurückberufung an.

Nun ſchickte der neue Kaiſer Napoleon, ohne Brüne zurück zu berufen, einen außerordentlichen Bevollmächtigten, einen gewiſſen Joubert, mit einem eigenhändig geſchriebenen Privatbriefe an den Großherrn. Vor der Bewilligung einer Privataudienz verlangte der Groß-Weßir Abſchrift des Schreibens Napoleons. Joubert erklärte, daß er, dies zu bewilligen, nicht inſtruirt ſei, und außerdem drohete Brüne, Konſtantinopel zu verlaſſen. So wurde denn ein Mittelweg eingeſchlagen, und Joubert überreichte in einem der Gärten des Serai's, wie bei einem zufälligen Zuſammentreffen, dem Großherrn das Schreiben.

Das Schreiben blieb ohne Antwort, und Joubert wurde noch einmal mit einem zweiten Schreiben nach der Türkei geſandt, und nach einer Entfernung von vier Monaten kehrte Joubert abermals nach Paris zurück, ohne das Syſtem des Divans geändert, oder den Großherrn vermocht zu haben.

Was den Hof von Konſtantinopel am mehrſten gegen den franzöſiſchen Geſandten Brüne erbitterte, war, daß derſelbe aus ſeinem vorhin angegebenen, zahlreichen Gefolge bedeutende Männer zu dem Inſurgenten der Servier, Czerni George, hatte abgehen laſſen, und es war bekannt, daß in Paßwan-Oglu's Generalſtab mehrere Franzoſen ſich befanden, die in franzöſiſchem Sold ſtanden.

Czerni George's erſter Adjudant, St. Martin, war franzöſiſcher Artillerie-Hauptmann geweſen, und mit franzöſiſchem Trug, den Brüne leitete, fand ſich die Pforte überall umgeben.

Napoleons Ehre litt die Widerſpenſtigkeit des Hofes von Konſtantinopel nicht, und Brüne erhielt die gemeſſenſten Befehle. Er ſchickte ſich zu ſeiner Abreiſe an, wenn der Divan Napoleon nicht als Kaiſer der Franzoſen anerkennen würde, und da auf dieſe Drohung nichts erfolgte, reiſete er auch wirklich ab, machte aber bald Halt, ſandte Kouriere an ſeinen Secretär, wartete auf deren Zurückkunft, immer noch der Hoffnung, der Divan werde ſich eines Beſſern beſinnen. Allein, alles umſonſt; der Hof, durch engliſche Einflüſterung motivirt, blieb unwandelbar, und von dem Hohngelächter des ganzen Serais verfolgt, trat Brüne nun wirklich ſeine Rückreiſe nach Frankreich an.

Dieſe, in aller Hinſicht vereitelte Ambaſſade, war nicht dazu geeignet, ihm bei dem nunmehrigen Kaiſer Napoleon einen guten Empfang vorzubereiten.

Als nun im Jahr 1805 die zu einer Landung in England beſtimmte Armee von den Küſten des atlantiſchen Meeres abberufen wurde, um auf dem feſten Lande Waffenthaten zu thun, und die Schlachten von Ulm und Auſterlitz zu ſchlagen, ſo erhielt

Brüne den Oberbefehl über eine Obſervations-Armee an den Küſten, und ſeine Inſtructionen, welche er von dem Kaiſer erhielt, waren ſehr ausgedehnt, und bewieſen ein großes Vertrauen. Er ſollte hiernach auf dem Fall einer Invaſion, welche von engliſcher Seite zu bedrohen ſchien, die Holländer allarmiren, und bei günſtiger Gelegenheit Verſuche auf Irrland machen, eine Inſel, welche damals nach den Angaben der franzöſiſchen Emiſſairs nicht abgeneigt ſchien, von der engliſchen Herrſchaft ſich losreißen, und feindliche Krieger bereitwillig aufnehmen zu wollen.

Gern hätte er es geſehen, wenn aus einem oder dem andern etwas geworden wäre, und er ſchien auch ſchon zum Abgeſandten nach London beſtimm zu ſeyn, um dort zu intriguiren, wenn von Friedensunterhandlungen die Rede ſei, da er unter allen franzöſiſchen Botſchaftern das Detail der Seeverhältniſſe am beſten kennen gelernt hatte; allein, di franzöſiſchen Adler ſiegten im Jahr 1805 zu reißen ſchnell auf dem feſten Lande, als daß die Britten eine Landung unterdeß hätten verſuchen können, un Marſchall Brüne, (welchen Rang er ſchon bei de

Ambaſſade nach der Türkei hatte) ſtand müßig an den Küſten.

Sein Kaiſer war mit der Bildung der Obſervations-Armee nachher ſehr zufrieden, aber demohnerachtet bekam Brüne damals keinen bedeutenden Poſten bei der activen Armee, denn er hatte das Vertrauen der Soldaten nicht, hier, wo es perſönliche Tapferkeit galt; er konnte die Raubſucht unter andern Feldherrngaben, die ihm alle fehlten, nicht verbergen, und es fand ſich keine Gelegenheit zu einer langen, hinterliſtigen Unterhandlung, wo er allein ſeine Stelle ausgefüllt haben würde.

Um dieſe Zeit ſchon hatte der ehemalige Buchdruckergeſelle Brüne für neun Millionen Franken Güter und Ländereien gekauft, und in Papieren hatte er eine gleiche Summe belegt. Beſonders nahm es Napoleon ſehr übel auf, als er erfuhr, daß Brüne, der, nun die Monarchie geſichert zu ſeyn ſchien, ſeinen Reichthum nicht hehl hatte, einſtmahls unbeſonnen genug äußerte: „er habe in den engliſchen Stocks ſo viel ſtehen, daß, wenn er einmal in Frankreich disjuſtirt würde, er in England ſo anſtändig als ein reicher Lord leben könne.“

So ſchätzte man auch ſchon damals ſeine und ſeiner Gemahlin Diamanten auf drei Millionen Livres, und er hatte häufig die lächerliche Eitelkeit, daß er, wenn er Geſellſchaft bei ſich ſah, dieſe Juwelen den Gäſten herum zeigte, wobei er denn jedesmal bemerkte, dieſer oder jener Ring ſei ihm in der Schweiz oder in Holland für den Schutz, welchen er den einzelnen Städten oder Bezirken angedeihen laſſen, aufgedrungen worden; eigentlich aber wollte er ſagen, er habe dieſe Steine da und dor mit der Raubſucht eines Tygers erpreßt!

Ein öffentliches Urtheil über ihn lautet unte andern ſo: Er thut ſich nunmehr ſo viel auf ſeine Reichthum zu gute, und iſt dabei ſo ſtolz auf ſeine Rang, daß er nicht allein alle ſeine ehemalige Freunde und Bekannte über die Achſel anſieht, ſo dern ſogar ſeine leiblichen Brüder und Schweſter verleugnet, denen er unverhohlen unter die Na ſagt, der Marſchall Brüne könne keinen Brude der ein Schuſter wäre, und keine Schweſter habe die einen Höcker-Büdner geheirathet hätte, er kenn keine Eltern und keine Anverwandten, denn er ha ſein Glück für ſich allein, und ſich ſelbſt zu de Manne gemacht, der er nun ſei; ſeine Kinder wü den ſich eben ſo wenig, als ihr Vater, weiter nach Ahnherrn umſehen. — Einen von Brüne's nächſten Vettern, einen Poſtknecht, der etwas zu hartnäckig auf ſeine Familienverwandſchaft beſtand, empfahl er zur weitern Verſorgung ſeinem Freunde Fouché, der den Mann auf eine Entdeckungsreiſe nach Cayenne geſchickt hat, von der er wahrſcheinlicher Weiſe ſobald nicht wieder heimkommen wird.

Das Aeußere des Marſchall Brüne iſt durchaus nicht gefallend und einnehmend, und daher mag es auch wohl kommen, daß er bei dem eitlen Volk der Franzoſen nie die blinde Liebe der Soldaten gewann, ſelbſt, wenn er es gewollt hätte. Er war, wenigſtens in früherer Zeit, eine lange, hagere Figur, und ſeine Haltung hatte etwas Widriges: herabhangende Schultern, vorgereckter Hals, zurückgezogene Bruſt, und in dem trocknen, ſchmalen Geſicht wenig Mienenſpiel, aber ein ſehr durchdringender Blick der ſcharfen Augen. Er ſprach viel und gut, nur etwas weitſchweifig, und hörte ſich ſelbſt gern reden. Er beſaß in vielen Sachen halbe Kenntniſſe, und das war ſchon hinreichend, daß er unter der Maſſe ganz ungebildeter Emporkömmlinge glänzen mußte. Uebrigens Freund der Freuden der Tafel, und überhaupt alles ſinnlichen Genuſſes, ein luſtiger Geſellſchafter, aber trotz alles Schwärmens ſtets nüchtern und geſchäftsluſtig. Er war nicht mehr ganz Jüngling, als er in den erſten Zeiten des Schreckensſyſtems eine Rolle übernahm, und dürfte wohl den Jahren nach unter die älteſten Marſchälle Napoleons gehören. Der Geſichtsfarbe nach zu urtheilen, ſollte man glauben, er habe den Zug nach Egypten und Syrien mitgemacht, allein dort war er nicht. Er gehörte vielmehr mit zu den Jakobinern, welche Napoleon, der zu anmaßend wurde, dorthin zu complimentiren wußten. Er iſt aus Armagnac in dem alten Guyenne gebürtig.

Die Expedition des Marſchall Brüne gegen Schwediſch-Pommern im Jahr 1807, wo er den Marſchall Mortier ablöſete, ſcheint es veranlaßt zu haben, daß Brüne bei dem Kaiſer Napoleon in Ungnade fiel, und an den Waffenthaten glänzender Jahre jetzt nicht Theil hatte. Als Brüne vor Stralſund, wovon ſchon Wallenſtein ſagte: ſtand, machte ihm der jetzige Herzog von Holſtein-Beck, damaliger König Guſtav der Vierte, Adolph von Schweden, Anerbietungen, Napoleons dreifarbige Fahne zu verlaſſen, und bot ihm andere Dienſte an. Blos der

Umſtand, daß Brüne dieſes Anerbieten prüfte, muß zu genauer Kenntniß Napoleons gekommen ſeyn, — genug, Brüne wurde außer Thätigkeit geſetzt, und lebte lange Zeit hindurch in einer Unbedeutenheit des Privatmannes.

Die Chevallerie des genannten Guſtav Adolph in dem damaligen Kriege, ſein unbeugſamer Sinn iſt bekannt genug, und da der franzöſiſche Kaiſer mit Schweden gern den Frieden zu haben wünſchte, ſo ſtand Brüne allerdings auf einem ſehr mißlichen Poſten, denn des Königs von Schweden Erbitterung gegen die Perſon Napoleons ging ſo weit, daß er dem König von Preußen den ſchwarzen Adlerorden zurückſandte, als dieſen Napoleon erhalten hatte, und eben ſo ſandte er unter dem 17ten November 1807 aus gleichem Grunde, an den Kaiſer von Rußland den St. Andreasorden zurück.

Von jener Unterredung, welche der Marſchall Brüne mit dem Könige von Schweden zu Schatkow am 4ten Junius 1807 hatte, heben wir einige Stellen hier aus:

Der König. Ich betrachte Frankreich jetzt als die Geißel von Europa.

Brune. Ja, wir haben viele Kriege geführt; der Kaiſer hat einen großen Charakter.

König. Ich kenne keinen Kaiſer von Frankreich. — Haben Sie vergeſſen, General, daß Sie einen rechtmäßigen König haben?

Brune. Ich weiß nicht einmal, ob er exiſtirt?

König. Wie? Ob er exiſtirt? Er iſt landesflüchtig, unglücklich, aber er iſt Ihr rechtmäßiger König, und ſeine Rechte ſind gleich heilig; er wünſcht nur, alle ſeine Unterthanen unter ſeine Fahnen zu verſammeln.

Brune. Wo ſind die Fahnen?

König. Wenn Sie ſolche nirgends finden, ſ werden Sie ſelbige immer bei mir finden.

Brune. Man hat mir geſagt, daß er ſein Rechte dem Herzog von Angouleme abgetreten hätte

König. Das habe ich nie gehört. Im Gegentheil hat der König eine Proclamation erlaſſen die von ſeinen Geſinnungen gegen ſein Volk zeugt, und wozu Monſieur und alle Prinzen ihre Einwilligung gegeben haben. Kennen Sie dieſe Proclamation?

Brüne. Nein, Sire!

König. Der Herzog von Piemont, Marſchall im Dienſt des Königs, iſt hier. Der König verſpricht darin allen Militärperſonen, welche zu ihrer Pflicht zurückkehren wollen, Beibehaltung ihrer Aemter und Würden. Sie, General, glauben Sie wohl, daß die jetzige Lage der Dinge lange in Frankreich beſtehen könne?

Brüne. Alles kann ſich ändern.

König. Wenn man Ihnen die Wahl ließe, Ihrem geſetzmäßigen König zu dienen, oder der Sache, die Sie jetzt übernommen haben, was würden Sie thun?

Brüne. Die Frage erfordert Ueberlegung.

König. Mich dünkt, daß Sie nicht nöthig haben, darüber lange nachzudenken. Sagen Sie mir nur, ob Sie zu Ihrer Pflicht zurückkehren, oder die Grundſätze, welche Sie ergriffen, vertheidigen wollen?

Brüne. Ich werde dieſe Grundſätze vertheidigen, ich werde für den Augenblick meine Pflicht thun.

König. Sie können nie ruhig ſeyn, denn, was wird wohl Ihre Lage werden, wenn ſich alles verändert?

Brüne. Ich werde dann, mit den Waffen in der Hand, einen ehrenvollen Tod ſterben. Als Militär bin ich einem ſolchen Schickſal jeden Augenblick blos geſtellt. Es iſt nicht die Frage davon, zu ſterben, ſondern zu ſterben, wie man muß.

König. Der Tod des Herzogs von Enghien, welche Abſcheulichkeit!

Brüne. Ich war gerade damals in Konſtantinopel, und kann es alſo nicht erklären. Ueberhaupt, ich gehöre zu der franzöſiſchen Revolution, und ſie iſt mit dem Willen des franzöſiſchen Volks geſchehen.

König. Nicht das Volk hat die Revolution zu Wege gebracht, ſondern der Pöbel. Man ſieht auch ein, was ſolche Pöbel-Revolutionen für Folgen haben, weil dieſe mit Abſchaffung alles Ranges und aller Vorrechte anfing, indem man die Gleichheit der Stände einführen wollte, und jetzt ſind Sie ſelbſt ein Beweis, daß dieſe Grundſätze ſich geändert haben. —

Daß aber Napoleon einen Mann, wie Brüne, nicht aus den Augen laſſen werde, war wohl zu erwarten, und in ſeinen vielen Beſitzungen in Frankreich durch die Wiederkehr der Bourbons bedroht, war Brüne einer der erſten, der Napoleon wieder als Kaiſer der Franzoſen begrüßte, als die Verſäumniß des Obriſt Campbell das Ungeheuer der franzöſiſchen Küſte von neuem zugeworfen hatte. — Napoleon vertraute daher dem Marſchall Brüne und dem General Clauzel ſogleich die Provence, und beſonders Toulon an.

Von jetzt an, wo nun Brüne ſich wieder fühlte, brach der lange verhaltene Groll mit neuer Kraft hervor, und ſo weit er in der Provence um ſich greifen konnte, hat er ſich die unerhörteſten Bedrückungen und Erpreſſungen wiederum erlaubt. Alle Ortſchaften, welche die weiße Kokarde aufgeſteckt gehabt, wurden geplündert, und Brüne ſchien den Volkscharakter dieſes Theils des ſüdlichen Frankreichs wenig zu kennen, wenn er die Zeiten von 1791 hier wieder herbeiführen zu können glaubte. Das alte Avignon mit ſeinem Gebiet (ehemals dem römiſchen Stuhl gehörig) giebt in der Provence den Ton an, und dieſe Leute können den Mann und ſeine Anhänger nur mit Flüchen verfolgen, der den Pabſt, ihren ehemaligen Schutzherrn, ſo ſchändlich behandelte.

Die Parthei Napoleons war ſchon anfänglich bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich in dem Süden nicht ſehr ſtark, vielmehr ſchien der Süden der Verſammlungspunct der Jakobiner werden zu ſollen; Brüne verſuchte alle Mittel der Güte und der Gewalt, ein Intereſſe für den Kaiſer rege zu erhalten.

Nach der Niederlage Napoleons am 18ten Junius 1815 wurde es den Verbündeten leicht, hier feſten Fuß zu faſſen, und durch die Gewandheit des Admiral Gantheaume gelang es, daß auch Toulon die weiße Fahne aufſteckte.

Brüne, der ſich hier wieder durchaus nicht ritterlich genommen, ſondern nur einen Rückzug für ſich und ſeine Habſeligkeiten geſucht hatte, verließ Toulon, um nach Paris, oder in die Nähe von Paris zu gehen, wo jetzt die Jakobiner, ſeine alten Gefährten ihr Weſen wieder trieben, ſo wie er denn auch um das ſchändliche Komplott wußte, welches nichts Geringeres bezweckte, als eine Wiederholung der ſicilianiſchen Veſper und der Pariſer Bluthochzeit.

Er kam, mit Päſſen von dem Marquis de Rivieres verſehen, am 2ten Auguſt, Morgens um 10 Uhr in Avignon an, und in demſelben Gaſthofe, wo er abſtieg, war auch der neue Präfect, Sainct Chamans, kurz vor ihm angelangt.

Das Volk von Avignon, an ſich ſehr entzündbar, hatte beſondere Veranlaſſungen, gegen Brüne aufgebracht zu ſeyn, und da die Nachricht von ſeiner Ankunft ſeinem wirklichen Erſcheinen ſchon vorangegangen war, ſo war ſein Wagen ſogleich von dem Pöbel umringt, der ſich immer mehr ſammelte.

Die Pferde wurden gewechſelt, und Brüne zögerte mit ſeiner Abreiſe, um noch einige Papiere in Empfang zu nehmen, die an den Kommandanten des Departements geſchickt waren. Das Volk wurde nun aber ungeſtümer, und der Marſchall eilte in das Zimmer des neuen Präfecten, der ſich ſelbſt als ſolchen noch nicht kund gegeben hatte. Der Marquis Sainet Chamans drang ſelbſt in ihn, ſich bei dieſer Stimmung des Volkes ſogleich zu entfernen, und führte ihn die Treppe hinunter an den Wagen.

Hier wurden beide von dem Volk umringt, und man warf dem Marſchall ſeine alten und ſeine neuen Sünden vor. „Hätte man uns im vorigen Jahre nicht verrathen,“ ſchrien einige Stimmen, „und wäre damals Buonaparte nicht verkleidet bei unſerer Stadt vorbei paſſirt, ſo wäre Frankreich ſchon damals gerettet worden.“

Unter andern rief man ihm zu: daß er beim Ausbruch der Revolution die Ermordung der Prinzeſſin Lamballe befördert habe. Brüne konnte dieſen Vorwurf nicht ablehnen, und erwiederte den Ungeſtümen: „damals waren es andere Zeiten!“

Durch dieſe Aeußerung ſtieg die Erbitterung, und mit vieler Mühe nur gelang es dem neuen Präfect, die Gemüther zu beſchwichtigen, ſo daß Brüne abfuhr. Allein auf dem Wall wurde der Wagen von dem Pöbel wieder eingeholt, und nach einigen Begrüßungen mit Steinwürfen wurden die Pferde ausgeſpannt. Der Präfect und einige Mitglieder des Präfecturraths hatten ſich eilig dorthin begeben, und Brüne verlangte nun Schutz und Sicherheit. Er wurde glücklich nach dem Poſthauſe gebracht, und hier vertheidigte der Präfect ſelbſt vier Stunden die Thür gegen den Ungeſtüm des Volkes, welches den Tod des Marſchalls forderte. Hierbei erhielt der Präfect ſelbſt in dem Getümmel durch ein Beil eine Wunde in die Hand. Der Präfect erbot ſich, ſelbſt den Marſchall in das Gefängniß zu führen, wenn die Bürger ruhig wären, aber das alles half nichts.

Endlich hatte man ein Bataillon Truppen herbei gezogen, und dieſes wies dreimal mit gefälltem

Bajonett das Volk zurück, immer aber drängte es wieder heran, und forderte die Perſon des Marſchalls. Die Wuth war auf das Höchſte geſtiegen, und da die Thür durch die bewaffnete Macht geſchützt war, ſo machte das Volk ſchon Anſtalt, von oben durch die Decke in das Zimmer einzubrechen. Da hörte man einen Schuß fallen — Brüne hatte aus Verzweiflung und aus Furcht, dem Volke preis gegeben zu werden, ſich ſelbſt entleibt.

Für den Augenblick ſchien das Volk hierdurch beſänftigt zu ſeyn, und nach einigen Stunden ſollte Brüne's Leichnam in eine Kapelle geſchafft werden, aber der Pöbel drängte ſich hinzu, riß den Leichnam an ſich, entkleidete ihn, ſchleppte ihn ſo durch die Stadt, und warf ihn in den Strom der Rhone.

Brüne hatte noch verſucht gehabt, ſich in öſterreichiſchen Schutz des General Nugent zu begeben, allein, die Wuth des Volkes war den desfalſigen Vorkehrungen voran geeilt, und ſeine letzten Worte ſollen geweſen ſeyn: „es fehlt mir ſelbſt an Mitteln, um als General zu ſterben!“

So viel Beſonnenheit hatte er noch in den letzten Augenblicken, daß er einen großen Theil ſeiner Papiere vernichtete, und es iſt zu bedauern, daß dieſe nicht in die rechten Hände gefallen ſind. Ohnfehlbar enthielten ſie handgreifliche Nachrichten für diejenigen, welche mit Blindheit geſchlagen zu ſeyn ſcheinen.

Brüne hatte eine Baarſchaft von etwa 30,000 Franken bei ſich, als er in Avignon ſich entleibte. Sein Leichnam iſt der Mündung der Rhone. nach dem mittländiſchen Meer zugeſtrömt. Der königlichen Familie in Frankreich kann es nicht unwillkommen ſeyn, dieſen Brüne aus der Liſte der Lebendigen ausgeſtrichen zu wiſſen, denn alle jene Terroriſten von 1791 ſind unverſöhnbare Feinde der Bourbons, und arbeiten darauf hin. die rothe Mütze wieder zu der Blutſtandarte zu machen. Oftmals hatte Brüne in neuern Zeiten erklärt: „Buonaparte müſſe jetzt unvermeidbar fallen. da er einer Macht ſich entäußern wolle, die allein ihn empor gehoben habe."

II.

Der deutſche Patriot,
nach der Schlacht bei Belle-Alliance.

Eine Viſion.

Einſam wandelte ich auf jenen deutſchen Höhen, an welchen ſtolz der Rhein in frohen Wellenſpielen vorüberrollt, als heilige Begeiſterung mein Inneres ergriff, und meinen deutſchen Geiſt zum Lichtreich göttlichen Sinnes und göttlicher Wahrheit erhob. —

Entfernt von mir war das, was in der todten

Wirklichkeit der Menſch ſich angeeignet und was dem Durſte nach den Idealen nimmer genüget und deutſche Kraft und heiliger Eifer ergoſſen ſich gleich Feuerſtrömen durch das Geäder meines deutſchen Seyns! —

Hingerichtet war mein Blick auf jenes freche Land, wo Hochverrath und Brudermord ſich küſſen, wo eine Höllenbrut in wilder Raſerei Gerechtigkeit und Bürgerglück in ehernen Feſſeln und unterm Hohngelächter teufliſcher Ruchloſigkeit gefangen hält. In dichte Nebel eingehüllt, ſah ich dies böſe Land.

Es waren Todtendünſte, die aus dem Moder von Millionen Gräbern ſich entwickelt. Dies ganze Land iſt ja Ein Grab, in welchem halb Europa modert — ein großes, furchtbar großes Grab, über welchem der Trauerflor der ganzen Erde hängt!

Ich wich zurück vor dieſen Modergerüchen, die ſich von dieſem Lande aus zu mir herüber wälzten, umarmte eine deutſche Eiche und betete zum Gott der Götter.

Und als ich ſo in heil'ger Andacht hingegoſſen den Blick der Lieb' und Treu' zum Himmel hingebreitet, ſiehe! da bewegten ſich froh die Wipfel der Eiche. die ganze Gegend ſchwamm im Roſenlicht und raſcher rauſchte dahin im ſchönen Felſenbette der Rhein.

Es nah'te ſich mir eine liebliche Geſtalt mit anmuthsvollem Blicke. Sie wandelte auf Roſen, ihr Haupthaar war mit einem Eichenkranz durchflochten und ihr Gewand, es glänzte gleich den Strahlen der Sonne der Unſterblichkeit.

Mein ſterblich Auge konnte nicht den Glanz, den himmliſchen, ertragen und ſchüchtern ſenkte ich das Angeſicht zur Erde. Es nah'te ſich der Geiſt und ſprach:

> „Erzittre nicht und fürchte nichts; denn Gnade haſt du funden ſammt deinem ganzen Volk bei Gott, bei welchem nichts unmöglich iſt, der mit dem Geiſt der Liebe alles ſchafft und wirkt, was Herrliches und Großes der Himmel birgt, die Erde hat; der einſt ſogar den Sohn, den Göttlichen, geſendet; damit der Wahrheit Sonnenglanz des Irrthums

> und des Laſters Truggebilde, die gleich Höllendünſten ſchwer auf freien Geiſtern lagen, zerſtreuen möchte; der in der Blume blüht und in der teutſchen Eiche grünt.“

Ermuthigt ward mein Sinn durch dieſe ſchönen Worte und neues Leben, neue Kraft ergoſſen ſich durch meine Nerven. Ich blickte auf, und ſiehe, ein Engel Gottes ſtand vor mir da und hielt ein Fähnlein in der rechten und einen Palmzweig in der linken Hand. Sein Lichtkleid war durchwirkt mit ſchwarzen und weißen Streifen: Er ſprach:

> „Ich bringe frohe Botſchaft dir, verkündige dir große Freude, die allem Volke wiederfahren iſt, das Tugend liebt und das die Bosheit haßt. Die deutſche Kraft hat obgeſiegt, verbunden mit der Britten Kraft und Tugend. Sie hat ins Reich der Finſterniß und Lüge des Weltgerichtes Stimme donnern laſſen!“ —

Alſo der Engel, der vor mir verſchwand und nach der Heimath himmelwärts ſich wandte.

Auf einmal ward es dunkel um mich her, ich hörte einen Klaggeſang von ferne, ein dumpfes Röcheln der Erſchlagenen durchdrang in wehmuthsvollen Tönen die Todtenſtille der Natur. Ein langer Leichenzug zog hin auf dem Gebirge, der Erde grüner Teppich ward ein Trauerflor und ſeufzend ſchlug der Rhein ans Ufer ſeine Wellen.

Und immer näher kam der lange Leichenzug zu mir. Zwei Todesengel, eingehüllt in ſchwarzen Flor, eröffneten den Zug. Der eine trug das Kreuz, an welchem einſt der göttliche Erlöſer auf Golgatha das große Werk vollbracht; der andre eine große, ſchwarze Tafel, auf welcher alle die verzeichnet waren, die in dem Kampfgewühl' die Schuld der Zeit bezahlt.

Ich drängte mich hin zu der ſchwarzen Tafel, und banges Schmerzgefühl ergriff mein Herz; denn ach! der deutſchen Namen viele fand ich da, die meinem Herzen theuer waren! — Dem Zuge folgten Väter, Mütter, Bräute, Waiſen und vom Gebirge floß ein Thränenſtrom herab; denn jedes Auge war ein Quell, der reichlich ſich ergoß.

Kaum war der Zug vorbei; so ward die Gegend heller, der Sonne Glanz drang durch den Trauerflor der ſeufzenden Natur. Im Lichtglanz ſtand ein Cherub vor mir da und ſprach:

„Der Lüge Truggebilde ſind vernichtet
Die Wahrheit hebt die Fackel hoch empor
Die Hoffnung hat die Anker froh gelichtet,
Zerriſſen iſt der Knechtſchaft Trauerflor.

O! möchten doch die Deutſchen nie vergeſſen,
Daß die Gewalt der freien Seele nur
Des Lebens Werth gehörig kann ermeſſen
Wenn ſie der Gottheit folgt und der Natur;

Daß jeder Sieg vom Gott der Götter ſtammet,
Der die Gewalt der freien Seele lenkt,
Und bald das Herz als Rachegeiſt entflammet,
Bald Liebe nur in deſſen Tiefen ſenkt.

Und daß nur Bruderſinn das deutſche Leben
Zur ſchönen Blüthenzeit geleiten kann;

Denn blos der Eintracht heiligſtes Beſtreben
Wird das vollenden, was ein Gott begann.

Ja, wehe denen, die in deutſche Seelen
Der Zwietracht und des Neides Saamen ſtreu'n,
Dem deutſchen Volke ſeinen Glauben ſtehlen
Und ſich dem fremden Götzendienſte weih'n;

Denn wiſſe, daß ein Volk, wenn es den Glauben
Verloren hat, durchaus Nichts mehr beſitzt
Und daß es, wenn es dieſen ſich läßt rauben
Kein Gott und keine Tugend mehr beſchützt."

Alſo der Cherub, welcher mit der Stimme des Weltgerichts die letzten Worte hergedonnert hatte und ſchnell im Adlerfluge ſich zu jenen lichten Höhen ſchwang, die uns der Glaube zeigt, zu denen uns die Liebe führt, auf denen wir ſchon hier in Hoffnung leben.

Anbetend ſank ich hin in Staub und Thränen, heiße Thränen floſſen von den Wangen, auf welchen noch kein Sterblicher, ſeitdem ich männlich dacht' und fühlte, eine Thräne ſah. Ich weinte um mein Vaterland und dieſes, denk' ich, iſt noch einer Thräne werth. Ach ja, es iſt ein ſchönes Land, und könnt' ich es mit meinen Thränen retten; ich wollte gern bis an den letzten Hauch des Lebens Freudenthränen weinen! — Die Worte, die der Cherub ſprach, ſie lagen centnerſchwer auf meinem deutſchen Herzen; denn an das Reich der Möglichkeiten grenzet ja das Reich der Wirklichkeit, ſo wie die Zukunft an die Gegenwart. Und ach! der Sterbliche verirrt ſich gar zu leicht in dem Gedankenfluge zu der Welt der Möglichkeit, und ſucht den Schleier von der Zukunft abzuziehen. Auch mich ergriff die Sehnſucht, nach der Zukunft hinzuſchauen, und in den Worten, die der Cherub mir geſagt, wähnt' ich den Schlüſſel für's Zukünftige zu haben. Doch alles blieb vor meinen Augen dunkel und betend wandt' ich mich zum Gott der Götter, der freundlich in der Sonne auf mich niederſchien. Ich kniete unter einer deutſchen Eiche hin und betete, die Hände faltend, ſo:

„Laß Vater mich durch jenes dichte Dunkel ſchauen, das wie ein ſchwarzer Flor auf Deutſchlands Zukunft liegt und zeige mir im Lichte, was mein Inneres hofft und was es fürchtet; denn Furcht und Hoffnung ſind, wenn ſie der Zukunft Kinder ſind, für Sterbliche die läſtigſten Gefährten und zur Gewißheit und zur Wahrheit dränget uns ja alles hin, was du Unſterbliches in unſer Innerſtes eingeſenket haſt. Der Frevler kümmert ſich um das, was ihm nicht frommen kann, und ſpielt neugierig mit der Zukunft Spiegel; doch ich, ich will nur das, was jedem deutſchen Herzen frommt, entziffert wiſſen und nicht der Vorſicht heil'gen Willen meiſtern. Und machſt du mich, o Vater, zum Propheten deines Willens; ſo will ich aus der Zukunft männiglich die Gegenwart für eine beſſere Zukunft bilden, und Deutſchland groß und glücklich machen."

Der Sonne Glanz verloſch, die Erde zitterte und Wetter Gottes brauſten wild daher. Die Eiche ſtand in Flammen; denn ſie ward getroffen von dem Gottesfeuer. Und mit der Donnerſtimme, von der

der ganze Erdkreis bebt, ſprach er, der Ewige, zu mir die Worte:

„Ich bin der Herr und keiner mehr. Mir ziemt's allein, der Zukunft Schleier zu enthüllen; denn ewig war ich, ewig bin ich, ewig werd' ich ſeyn. Der Sterbliche hat mit der Zukunft nichts zu ſchaffen, er iſt ein Kind des Gegenwärtigen. Doch ziemt es ihm, aus der Vergangenheit die Gegenwart für eine beſſere Zukunft zu bereiten und ſo, belehrt durch die Vergangenheit, die Zukunft in die Gegenwart zu pflanzen. Darum wiſſe, daß das deutſche Volk nur dann zu einer beſſern Zukunft hingezogen werden kann, wenn es belehrt durch die Vergangenheit und durch die Kümmerniſſe einer harten Zeit die Gegenwart für eine beſſere Zukunft bildet. Dies ſage meinem Volk, dies lege ihm an das Herz; dann biſt du ein Prophet, ein wahrer, der nicht ſpielt und tändelt mit der Zukunft Dunkelheiten. *Die Zukunft liegt im Menſchen ſelbſt*, er ſchafft ſie ſich durch ſeine eigne Kraft, die kein Geſchick, ſelbſt Gott nicht, aus den

Fugen reißen kann. Die Gottheit greift nur ein in das Getriebe dieſer Kraft, und leitet, ordnet, was der Menſch nicht leiten, ordnen kann.“

Alſo der Ewige, der über Welten thronet. Der Zukunft Schleier lag jetzt offen vor mir da; denn nach der Gegenwart konnte ich die Zukunft nun ermeſſen.

Mit Gottes Kraft gerüſtet, zog ich nun durch's ſchöne, deutſche Land und predigte die Wahrheit, die Jehova mir geoffenbart und ſtrafend, züchtigend und bitter war die Rede, die ich ſprach; denn überall fand ich die Gegenwart noch nicht belehrt, gebeſſert durch's Vergangene.

Nur Wenigen gefiel die Rede, die ich ſprach; der Troß verlachte mich und fluchte mir.

Φεοχαρις

III.

Verhältniß der engliſchen Politik, zu der Politik des feſten Landes.

Nun der franzöſiſche Einfluß auf Deutſchland verſchwunden iſt, hat England, wie es glaubt, wieder freies Spiel mit dieſem Lande. Wirklich findet man auch viele Deutſche, welche England rühmen, und es als einen Anlehnungspunkt betrachten. Allein, wozu bedarf denn Deutſchland einen Anlehnungspunct? Sind wir Deutſche uns denn nicht ſelbſt genug, eine Selbſtſtändigkeit gewinnen zu können? Kann engliſches Gold den Deutſchen bethören ſollen, für engliſches Intereſſe ſein Leben zu verbluten in den Schlachten? — Möchte man es doch endlich begreifen, daß die engliſchen Expeditionen auf dem feſten Lande nichts als kaufmänniſche Speculationen ſind, und daß ſie, weit entfernt, die Selbſtſtändigkeit und den Patriotismus der einzelnen Länder erheben zu wollen, das alles nur ſo weit benutzen, als es zu ihrer Conjunctur taugt.

Giebt es einen glücklichen Kaufmann ohne Conjunctur, und iſt die Aeußerung engliſcher Gewalt etwas anderes, als kaufmänniſche Conjunctur? Man prüfe die Fundamental-Geſetze, nemlich die Magna charta, und die Habeas-Corpus-Acte, und man muß ſich davon überzeugen, daß das kaufmänniſche Syſtem in England das dominirende iſt, daß es auch die politiſchen Angelegenheiten beſtimmt. Mit welcher Gleisnerei muß ſich nicht das Miniſterium benehmen, um dem Parliament anzuſprechen, und dieſes Parliament mit ſeinen Whigh's und Torrys, wie bemüht es ſich, den Beifall der Börſe und des John Bull zu haben?

Wenn wir nur in die Landcharte blicken, ſo iſt England, an die Spitze des nördlichen Europa verwieſen, wenn es einmal Handel treiben will, eigentlich weiter nichts nach ſeiner natürlichen Lage, als eine gut dazu gelegene Inſel, ſich eine Freibeuterei auf dem Meere zu verſchaffen. Italien und die Türkei, das ſüdliche Frankreich und Spanien haben eine natürlich beſſere Lage, ſchneller und wohlfeiler dem feſten Lande Europa's die Producte der fremden Welttheile, welche uns jetzt Bedürfniß geworden ſind, zu bringen. Wohl wiſſen das die Engländer, und ein allgemeiner Friede zur See und zu Lande von zehn Jahren würde dieſe Ueberzeugung handgreiflich machen; daher ſind alle Summen, welche ſie für Erhaltung des Krieges auf dem feſten Lande patriotiſch aufzuopfern ſcheinen, nichts als eine nothwendige Speculation, welche ihre emporgetriebene Conjunctur aufrecht erhält. Ein allgemeiner Friede würde ſie tödten; ſie wollen Rivalie, und darum beleben ſie Holland wieder, darum ſind ihre Feindſeligkeiten mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten nur kaufmänniſche Spiele. Dieſe Staaten aber, und Braſilien, wenn es erſt ein mannhafter Mutterſtaat geworden, können Englands Flaggen im Meer das Gleichgewicht mindeſtens halten, wo nicht ein Uebergewicht gewinnen. Was iſt aber England, das Mutterland, in Hinſicht von Europa, ohne die Alleinherrſchaft im Meer? Durchaus weiter nichts, als ein directer Piraten-Staat, der es indirect ſo ſchon genug iſt.

So nachtheilig der Druck der franzöſiſchen Despotie über Europa in anderer Hinſicht war, ſo hat doch, beſonders Deutſchland, durch die Sperrung der Häfen einſehen gelernt, daß es die Engländer entbehren kann, was auch die deutſchen Krämer (denn Deutſchland muß nie auf eine große kaufmänniſche Renommée Anſpruch machen wollen) darüber ſagen mögen! Bei dieſer Sperrung der Häfen ſind für Kaffee und Zucker in Deutſchland Surrogate gefunden, und die deutſchen Fabriken und Manufacturen aller Art bekamen mehr Vertrauen zu ſich ſelbſt, weil die Manie, nur engliſche Waaren ſchön zu finden, keine Befriedigung hatte, und alſo die Nothwendigkeit den deutſchen Käufer an den deutſchen Verkäufer band.

Die große Furcht, daß Deutſchland und überhaupt der größte Theil Europa's die Entbehrlichkeit der Engländer immer mehr einſehen werde, war es, was ſie vermochte, alles daran zu ſetzen, dem franzöſiſchen Syſtem der Landſperre ein Ende zu machen, und die Geſchichten von Venedig, Genua und Florenz belehrten ſie, daß, wenn der Handel einmal feſtſtehend eine andere Richtung genommen hat, er in den alten Lauf nicht wieder herzuſtellen iſt. Darum überſchwemmten ſie denn auch, als die europäiſchen Häfen ſich ihnen wieder öffneten, das feſte Land mit ihren Waaren und Fabrikaten zu den billigſten Preiſen, wodurch das Emporwachſen deutſcher Fabriken und Manufakturen ſogleich wieder niedergedrückt werden mußte. Es iſt in dieſer Hinſicht bekannt, daß auf den bedeutendſten Meſſen des feſten Landes Engländer die Fabrikwaaren um ein Spottgeld verſchleudern, und daß ihnen der Ausfall von der Regierung gedeckt wird, und eben ſo, daß ſie das rohe Material, z. B. die Baumwolle, weit theurer verkaufen, als die baumwollenen Zeuge ſelbſt, — alles dieſes blos darum, damit die Fabriken des feſten Landes nicht emporkommen ſollen.

Ein ſolches Syſtem könnte mit Wahrheit der Sache Deutſchlands ſich annehmen ſollen und wollen? — Nimmermehr! England betrachtet uns Deutſche als eine Kolonie, welche Menſchen liefert. Ein kleiner Beweis davon iſt folgender:

Der edle Lord Caſtlereagh ſprach im Unterhauſe über die, den gegen Frankreich verbündeten Mächten zu bewilligenden Subſidien. „England," ſagte er, „habe nach dem Tractat von Chaumont 150,000 Mann ſtellen, oder für die fehlenden Zahlung leiſten ſollen. Da es nun nur kaum 50,000 Mann ſtelle, ſo zahle es jetzt für jeden fehlenden Soldaten (es war nemlich von fünf Millionen Pfund Subſidien die Rede) 11 Pfund 2 Schilling, in Summa 2 1/2 Millionen Pfund. Jeder engliſche Soldat koſte auf dem feſten Lande 70 bis 80 Pfund, und ſonſt habe Schweden für jeden Mann 40 Pfund erhalten, alſo habe England von jenem Handel große Vortheile."

Dieſes kaufmänniſche Calcül bewirkte denn auch die Stimmenmehrheit, und ein ſehr freimüthiger Schriftſteller *) drückt ſich hierüber dahin aus:

„Der edle Lord Caſtlereagh, der dem Unterhauſe ſo genau berechnet hat, wie viel Vortheil England dabei hat, Soldaten zu kaufen, ſtatt ſelbſt

---

*) Freimüthige Blätter für Deutſche. 3tes Heft. Pag. 130.

auszurüſten, muß wohl gar nicht in den Geiſt eingeweiht ſeyn, der jeden Deutſchen anfeuert, gegen Frankreich in den Krieg zu ziehen, ſonſt würde er wohl nicht ſo unpolitiſch nach Schillingen das deutſche Menſchenleben berechnet haben. — Man ſieht aber klar, von welchem unedlen Geiſt des Verdienens, des Handels und des Geldes in England jeder, der Lord wie der Karrenſchieber beſeelt iſt.“

Deutſchland wird aber doch nicht aus dem Regen in die Traufe fallen, es wird doch nicht die Kolonie der engliſchen Kaufleute ſeyn wollen?

Was hat England ſich nicht alles in den neuern Zeiten zu Schulden kommen laſſen, ſo daß man es mindeſtens als höchſt zweideutig betrachten muß! Wir wollen das höchſt unedle Verfahren gegen Tippo Saheb, den liebenswürdigen Regenten von Hinduſtan, die Mißhandlung der nordamerikaniſchen Freiheit, den Matroſenzwang, die Despotie des Viſitirens der Schiffe wollen wir gar nicht einmal erwähnen; zeigen wollen wir nur in wenigen Zügen, wie Englands Geld und Handelsgeiſt einen großen Theil von Europa bethört, und wie, beſonders deutſches Blut eine engliſche Speculation iſt.

Wenn wir die Kriege auf dem feſten Lande von 1791 an durchgehen, ſo finden wir, daß England es war, welches die Coalitionen veranlaßte, und welches ſich zurückzog, wenn es ein Uebergewicht des Continental-Syſtems, wenn es eine Selbſtſtändigkeit europäiſcher Völker wahrnahm. Es wußte England ſehr gut Feindſeligkeiten auf dem feſten Lande zu entſpinnen; es hat aber nie Luſt gehabt, mit eignen Nachdruck, mit eigner groſſer Landesanſtrengung ſie ausgleichen zu wollen. Je toller, je beſſer! iſt die ganze engliſche Staatspolitik, denn nur während der Unruhen in Europa bleibt ſie ſelbſt, die unangreifbare Inſel, in Ruhe.

Es gab eine Periode in Frankreich, wo dieſes laut den Frieden mit England wünſchte, und ſelbſt Napoleon griff da erſt nach Italien, Deutſchland und Holland, als England alle friedliche Annäherung gegen Frankreich verweigerte. Alle Colonien waren Frankreich genommen, ſeine, und die ſpaniſchen Flotten waren bei Trafalgar zerſtört, das ſüdliche Frankreich war durch die engliſche See-Despotie vernichtet; — war es da dieſem Lande zu verdenken, daß es ſeine verlornen Kolonien auf dem Kontinent wieder zu erobern ſuchte? Die einzige

Frage nur beantworte England: wann hat es jemals ſelbſt aufrichtig den Frieden mit Frankreich geſucht? Niemals hat es ihn geſucht, und hierin allein liegt der unwiederlegbare Beweis, daß es im Kriege gewinnt, daß es den Krieg wünſcht, daß es ihn als kaufmänniſche Speculation betrachtet, daß ſeine Subſidien eine Einlage ſind, welche gute Zinſen trägt.

Durch dieſen Krieg auf dem feſten Lande zerſtörte England den däniſchen, den ſchwediſchen Handel, erlaubte es ſich die heilloſeſten Kunſtgriffe gegen die neutralen Flaggen, ſtürtzte es das Emporkommen der Hanſeaten, zog es Rußland von ſeiner Aufmerkſamkeit auf das Meer ab, nachdem es ihm ſeine Flotte genommen hatte, und den bündigſten Beweis davon, daß es gar nicht Luſt habe, mit durchgreifender Gewalt den Meiſter auf dem feſten Lande ſpielen zu wollen, gab es dadurch, daß ſeine Schiffe aus den Dardanellen ſich wieder zurückzogen, als es in ſeiner Gewalt ſtand, vor Konſtantinopel ſich zu legen, und es zu beſchießen. Pitt, dieſer eifrige engliſche Staatsmann, der vielleicht weniger das engliſche Kaufmannsintereſſe berückſichtigte, und darum eine ſo ſtarke Oppoſition fand, verſchwendete zu ſpät das engliſche Geld, Oeſtreich zu dem Kriege gegen

Frankreich zu reitzen, denn der glückliche Zeitpunct war ſchon vorüber, und die nachtheiligen Folgen waren vorauszuſehen. Der Preßburger Friede entſchied Frankreichs großes Uebergewicht auf dem feſten Lande, und engliſche Blätter fingen ſelbſt ſehr naiv an, zu erklären, daß die letzte ſichere Zuflucht, das laut ausgeſprochene Seeräuberſyſtem den brittiſchen Inſeln doch immer bleiben müſſe.

Es war auch wirklich Frankreichs Ernſt, nach England überzuſchiffen, und bei gutem Winde würde vielleicht die Kanalflotte eine Landung nicht haben verhindern können, zumal Irrland die Ankunft der Franzoſen erwartete, und in England ſelbſt bereits eine bedeutende Parthei geworben war.

Wäre es den Franzoſen geglückt, de mettre pied à sable, wie ſie ſich ausdrücken, ſo dürfte vielleicht das neue Karthago in die mißlichſte Verlegenheit gekommen ſeyn, denn, wenn dem Handelsgeiſt neue Speculationen, neue Anſichten gezeigt werden, ſo hat er auch bald ein neues Intereſſe gefunden. Glücklich genug für Englands Befürchten kam der preußiſch-ruſſiſch-franzöſiſche Krieg im Herbſt 1806, welcher die bereits zu der Landung nach England eingeſchifften franzöſiſchen Truppen wieder nach Deutſchland zog.

In dieſem Kontinental-Kriege hätte nun England alles anwenden müſſen, Preußen und Rußland gegen das bedrohende Frankreich zu unterſtützen, aber es ſah dem Falle Preußens, der Nachgiebigkeit Rußlands zu, ohne die geringſte Bewegung zu machen, und wenn auch nachher die Veränderung der Miniſter ein anderes Syſtem emporbrachte, ſo war doch die berechnete, kalte, plusmachende Politik Englands ſchon zu deutlich beurkundet, als daß der klügere Theil der Völker des Nordens es nicht hätte einſehen müſſen, England habe an dieſem ganzen Gezänk kein wahres Intereſſe.

Es kann auch den Engländern ganz gleichgültig ſeyn, Hinz oder Kunz regiert Frankreich; — ihre Tendenz iſt nur das Land, wie es auf der Karte ausſieht, und dieſes Land wollen ſie von dem Handel der Levante, von dem Einfluß auf die italieniſchen Häfen ſammt Zubehör, ausſchließen.

Nachdem ſie Frankreich ſeine Kolonien und ſeine Flotten genommen hatten, kam ihnen Napoleons

Syſtem des alten Rom alſo gerade recht. Dadurch wurde das feſte Land immer mehr entzweit, während ſie gute Fiſchzüge hielten.

War ihnen nicht Napoleon ein politiſcher Liebling, und iſt er ihnen ſolcher nicht noch anjetzt? Nur durch Konjuncturen und durch Scheingeſtalten können ſie auf der künſtlichen Höhe, auf welcher das ganze engliſche Syſtem ſteht, ſich halten und dazu iſt ihnen Napoleons Perſon ein guter Knecht Ruprecht, die Weihnachtskinder fein fromm zu machen. — Man gehe ihr Verfahren, ihr Benehmen durch, und man wird finden, daß, ſo gut ſie noch den Sclavenhandel zulaſſen, ſie auch in Europa mit den Menſchen, welche hier Perſonen zu ſeyn, ſich rühmen, Handel treiben.

Napoleon war leider! nicht aus dem Buch der Lebendigen ausgeſtrichen, ſondern er wurde nach Elba verbannt. Hier ſtand er unter der Aufſicht des engliſchen Obriſt Campbell. Was thaten die Engländer? Als der Wiener Kongreß, der Kongreß des feſten Landes, zu wenig die Stimme der Seemacht zu berückſichtigen ſchien, als auch der Graf Münſter, der die hanöveriſche Stimme mit der engliſchen verwechſelt zu haben ſchien, bei den deutſchen Angelegenheiten einige bedeutende Widerſprüche fand, da war auf einmal Napoleon wieder frei, wie ein Vogel in der Luft, und der Obriſt Campbell, der Wächter, erfuhr Napoleons Entweichen erſt, als dieſer ſein Weſen bereits wieder in Frankreich trieb. Anſtatt, daß der Obriſt wegen dieſer unverzeihlichen Verſäumniß ſogleich hätte ſollen vor ein ſtrenges Gericht geſtellt werden, ſo entſchuldigten ihn die engliſchen Miniſterialblätter ſogleich, und die Sache iſt ausgeglichen. Mit einem Wort, es iſt zu actenmäßig, daß das engliſche Miniſterium um Napoleons Entweichung von Elba wußte, als daß man nöthig hätte, die Sache länger verſchweigen zu wollen.

Hier folgen einige Notizen darüber.

Am 10ten September 1814 ſpeiſete Playfair mit ſeinem Freunde Byerly und einem Italiener Caraman in einem italieniſchen Speiſehauſe in London. Der Italiener behauptete, franzöſiſcher Conſcribirter geweſen zu ſeyn, und zu Buonaparte's Leibwache auf Elba gehört zu haben, woher er ſo eben komme. Er zeigte Papiere vor, welche nach Playfairs Angabe einen Aufruf Buonaparte's an das franzöſiſche Heer in einer Chiffernſprache enthielten. Byerly, der wenig Franzöſiſch verſtand, ſchrieb dieſe Ziffern für Playfair ab, und letzterer ſagte am folgenden Tage dem Italiener Caraman gerade heraus, daß dies ein Aufruf an das Heer für Buonaparte ſei. Er mußte nun an Caraman verſprechen, davon nicht eher etwas weiter zu ſagen, als bis dieſer in Schweden, wohin er ging, angelangt ſeyn würde, und Playfair blieb auch ruhig. — Byerly hingegen ſchrieb am 10ten October 1814 an den franzöſiſchen Geſandten in London, Graf de la Chatre, ihm den ganzen Vorfall, und die bedrohende Gefahr meldend. Da er keine Antwort erhielt, ſo erinnerte er am 12ten deſſelben Monats daran. Hierauf erhielt er eine Einladung, zu dem Geſandten zu kommen, und von dieſem erhielt er am 17ten einen Brief an Playfair, den er an demſelben Tage ablieferte.

Playfair ſchrieb auf dieſe Veranlaſſung an den Lord Bathurſt, den dermaligen Staatsſecretär, die Entdeckung ihm anzeigend, und er wurde hierauf von Lord Bathurſt eingeladen, (am 29ſten October) ſich nach der Kanzelei der auswärtigen Angelegenheiten zu verfügen, und Herrn Morrier das Nähere vorzutragen. Playfair ging am 3ten November hin, wurde aber von Morrier ſchnöde empfangen, und dieſer nannte unter andern die Tafel mit Buonaparte's Chiffern ein Abrakadabra, auf welches ein kluger Menſch nicht achten müſſe.

Playfair ſchrieb nun am 10ten November an Lord Bathurſt, benachrichtigte ihn von der ſchlechten Aufnahme, und verlangte von neuem Gehör, mit der Drohung, daß er, wenn das engliſche Miniſterium ihn nicht hören wolle, ſich an die übrigen Verbündeten, welche den Tractat zu Chaumont abgeſchloſſen, wenden werde. Dieſer Brief blieb ohne Antwort, und Playfair blieb nun, nachdem er nur Notizen an die übrigen Geſandten gegeben hatte, ruhig, bis Buonaparte wieder in Frankreich landete. Jetzt ſchrieb er, durch den Erfolg in ſeinen gemachten Angaben gerechtfertiget, unter dem 25ſten März 1815 wieder an Lord Bathurſt, und bemerkte dabei, daß er auch jetzt noch nach ſeiner, durch Caraman erhaltenen Chifferſchrift in Stande ſei, anzugeben, was fernerhin geſchehen werde. Auch dieſer Brief wurde ignorirt von der engliſchen Regierung, und Playfair, überdrüßig, den Patrioten da zu machen, wo man ihn nicht hören wollte, ſagte ſich in einem

Brief vom 25ſten März, an den Buchhändler Stockdale, von dem ganzen Handel los.

Giebt es wohl einen bündigern Beweis davon, daß England ſchon lange vorher die Gefahr kannte, welche das feſte Land durch Buonaparte wieder bedrohete, und daß es durchaus nichts that, dieſe Gefahr abzuwenden?

Man kann ſich leicht denken, daß bei der Wiederkehr Buonaparte's nach Frankreich das bisherige Benehmen der engliſchen Regierung den andern Kabinetten offenkundig zu Tage liegen mußte, und darum ſandten die Britten mit pomphaftem Geſchrei eine große Armee von Nationalen an das feſte Land, ſo groß, als bis dahin noch nie geſchehen war, bei weitem aber noch nicht hinreichend, die Verbindlichkeiten des Tractats von Chaumont zu erfüllen. Hätte mit dieſer Armee Wellington, dieſer herrliche, immer kaltblütige, von keiner Leidenſchaftlichkeit jemals berauſchte General, deſſen militäriſcher, großer Sinn oft gegen die Inſtructionen grollen mag, freie Gewalt gehabt, und wäre er nicht ausdrücklich angewieſen geweſen, die Devenſive zu beobachten, ſo würde der unverzeihliche Fehler, in

Belgien ſtehen zu bleiben, und den Angriff zu erwarten, nicht zu entſchuldigen ſeyn. So aber können die Engländer, bei ihrer ungeheuren Ausdehnung es nicht wagen, von den Nationalen viel Mannſchaft einer Gefahr auszuſetzen, wie der ſpaniſche Krieg ſchon bewieſen hat, und darum gehört auch immer ein Fabius Cunctator an die Spitze der engliſchen Armee, welche im höchſten Grade tapfer, doch an ſich nur eine unbedeutende poſitive Gewalt im Verhältniß gegen die übrigen Landarmeen Europens hat.

Die weite Ausdehnung der Cantonirungen in Belgien machte daher die rückgängigen Bewegungen vom 15. 16 und 17ten Juni 1815 unvermeidbar, und abermals entſchied wieder mehr der politiſche Inſtinct, als die reine Tactik am Entſcheidungstage, am 18ten Junius. Bülow von Dennewitz iſt der Held des Tages, denn würde die engliſche Armee von etwa 50,000 Mann, trotz der unerhörteſten Tapferkeit an gedachtem Tage, Abends um 6 Uhr, noch lange dem Andrang der ganzen franzöſiſchen Macht zu widerſtehen, vermocht haben, wenn nicht eben um dieſe Zeit der Held von Dennewitz mit ſeinen ſehr ermüdeten Preußen das ſchwierige Defilée von St. Lambert durchſchnitten, und in dem Walde von Frichermont ſich aufgeſtellt gehabt hätte?

Mit der Größe, welche den Helden ſchmückt, erkannte Wellington in ſeinem Bericht (Waterloo, den 19ten Junius) die Kraft an, welche die Entſcheidung gab, und das engliſche Heer, zu der höchſtmöglichſten Schonung der Truppen angewieſen, durfte auch nicht einmal des Genuſſes des Verfolgens ſich erfreuen; die Preußen allein gingen auf Paris los, immer einen Tagemarſch mindeſtens voraus. Blücher, der Held von der Katzbach, der außer andern Feldherrngaben ein großes Talent im Verfolgen des geſchlagenen Feindes hat, bewährte auch hier ſeine verwegene Geſchicklichkeit wieder, ſo daß er vor Paris ſtand, ehe dieſe gute Stadt über Republik, Bourbon'ſche Monarchie und Napoleoniſche Despotie ſich hatte einigen können.

Spätere engliſche Berichte über London kommend, und die engliſchen Verhandlungen in Paris ſelbſt ſcheinen nun wieder die deutſchen Truppen als Auxiliartruppen für das engliſche Intereſſe betrachten zu wollen, und England mochte überhaupt wohl erwartet haben, daß die Jakobiner, die Republikaner von 1791 ſich jetzt lebhafter, als es geſchah, in Frankreich wieder regen würden. Daß es eine große Thätigkeit der Bourbons, den alten Thron wieder einzunehmen, nicht wünſchte, beweiſet ſchon der Umſtand, daß es denſelben im April 1815 nicht undeutlich den Zufluchtsort in England verweigerte, und die engliſchen Proclamationen gegen Frankreich im Jahr 1815 erklärten unverhohlen: daß nicht die Rede davon ſei, den Franzoſen einen Bourbon aufdringen zu wollen. Das franzöſiſche Volk in ſich ſelbſt zu entzünden, war alſo der laut ausgeſprochene engliſche Zweck.

Sollte es nun nicht jedem Dummkopf auffallen, daß Napoleon Buonaparte ſich nach Rochefort, und dann auf das engliſche Schiff Bellerophon ſich begab, blind den Engländern ſich in die Arme werfend? Wäre er mehr kriegsluſtig geweſen, als er zu ſeyn ſcheint, hätte er ſich nicht an die Loire begeben können, und iſt nicht jenes Manövre von ihm ein Beginnen der Schlauheit, welches die Folgezeit erſt noch näher enthüllen wird? Würde er ſo vielen entſagt, augenſcheinlich ſich allen Gefahren preis gegebenhaben, jetzt, wonach nicht alles für ihn verloren war, wenn er nicht ſeiner ſtillen Uebereinkünften ſicher geweſen wäre?

Trotz der Uebereinkunft der alliirten Mächte vor Eröffnung des Feldzuges in der bekannten Declaration vom 13ten März 1815, wonach auch die engliſchen Bevollmächtigten erklärten, „daß Napoleon Buonaparte als Feind und Störer der Ruhe der Welt ſich den öffentlichen Strafgerichten preis gegeben habe, und daß, wenn Napoleon Buonaparte in die Gewalt einer einzelnen Macht fallen ſolle, nur durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft über ihn verfügt werden dürfe.“ haben die Engländer eigenmächtig ihn in Verwahrung genommen, und ihn mit theatraliſcher Wahrheit nach St. Helena in Verwahrung gebracht. So viel uns wenigſtens bekannt, iſt noch keine zuſtimmige Erklärung der übrigen verbündeten Mächte zur Zeit in das Publikum gekommen. Für wen verwahren ihn alſo die Engländer dort? Ohngefähr ſo, wie Napoleon den Kociusko in Paris verwahrte!

Selbſt wenn wir dieſes ganze Verfahren v der einfachſten Seite der Wahrheit, wie ſie zu Ta liegt, betrachten, ſo iſt dieſe Ueberſchiffung na

St. Helena nicht in der Ordnung. Ludwig XVIII. hatte unter dem 6ten März Buonaparten, als dieſer wieder in Frankreich erſchien, für vogelfrei erklärt, die alliirten Mächte hatten ein Gleiches gethan, und wo man ihn ergreifen würde, ſollte er vor ein Kriegsgericht ſogleich geſtellt und ſofern die Identität der Perſon erwieſen, die Strafe der Rebellion und des Verraths gegen ihn ausgeſprochen werden. Nun aber packen die Engländer ihn auf, und überliefern ihn der Gewalt des franzöſiſchen Königs, dem ſie Schutz zu verſprechen ſchienen, nicht! Handeln ſie dadurch treu gegen Ludwig, treu gegen die Verbündeten? Man ſieht ſehr wohl ein, daß Buonaparte ſeiner Sache *) gewiß ſeyn mußte, als er den Engländern ſich in die Arme warf, denn ſie waren die einzigen unter den Alliirten, welche ihn nie als Kaiſer anerkannt hatten, ſie hätten daher durchaus nicht nöthig gehabt, viel Umſtände mit ihm zu machen, und überdem konnte er gerade von ihnen

---

*) Welche Sache? — Die Zukunft wird das lichten. Warum warf er ſich nicht lieber den Oeſtreichern in die Arme, wo er durch die verwandſchaftliche Verbindung als Menſch doch eher noch Schutz erwarten durfte.

als ein entſprungener Gefangener betrachtet werden! Seine Weigerung, den Bellerophon zu verlaſſen und auf den Northumberland überzugehen, die Verzweiflung der Generalin Bertrand, die ſich in das Meer ſtürtzen wollte, das und dergleichen mehr ſind Theatergrimaſſen, welche nach gerade anekeln. Man entſinne ſich, daß ſchon ſeit mehreren Jahren viele franzöſiſche Officiere das feſte Land verlaſſen haben, daß Buonaparte's Begleitung durchaus nicht aus Dummköpfen beſteht, daß er ſelbſt, ſo lange noch ein Funke von dieſem furchtbaren, dämoniſchen Geiſt in dieſem unermüdlichen Körper iſt, Rieſenplane umher wälzt, daß ſeine Feindſchaft gegen die Engländer nichts als ein Popanz war, um ſeinem Lieblingskinde, dem Worte, Krieg, einen ehrlichen Namen zu geben, daß auch die Britten eingeſtehen müſſen, von dieſem Kinde manchen Vortheil genoſſen zu haben, den ihnen das ſchläfrige Kind, Friede, nie bringen kann, und der Berührungspunct einer gegenſeitigen Annäherung dürfte vielleicht gefunden ſeyn. Geſtehen muß man, daß der Pallaſt der Thuillerien über einer Pulvermine ſteht, und daß es den Britten über kurz oder lang nur einen Wink koſten wird, ihn in die Luft zu ſprengen. Selbſt ein engliſches Volksblatt, die Zeiten, (the times) ſchreibt mit der größten Heftigkeit gegen Buonaparte's Verzweiflung nach St. Helena. Dieſe Inſel, heißt es darin, iſt keinesweges ein ſicherer Ort für Staatsgefangene, und wenn man ja dieſen abſcheulichen Menſchenſchlächter nicht mit dem Tode beſtrafen will, ſo ſollte man ihn wenigſtens mit Ketten beladen, und ihn in ein unterirdiſches Gefängniß werfen!

Wo ſind denn alle die unermeßlichen Schätze geblieben, welche die franzöſiſchen Marſchälle in Italien, Spanien, Portugall, Deutſchland, Preußen, Pohlen und Rußland zuſammen plünderten? In Frankreich arbeiten dieſe Geldſummen nicht, wohl aber in engliſchen Fonds. Napoleon ſelbſt und ſeine ganze Familie gab dort Geld hin, während der Krieg gegen England wüthete, und es wurde angenommen, es würde damit wieder der Umtrieb gemacht, andern Mächten, welche Menſchen ſtellen konnten, Subſidien zu bezahlen — das iſt kaufmänniſche Politik!

So wie die Engländer 1701 Gibraltar nicht wieder herausgaben und noch beſitzen, ſo werden ſie vielleicht jetzt nur ein kleines Plätzchen, etwa an der

Mündung der Rhone, ſich ausbitten, eben ſo wie ſie ſchon an der Elbmündung mit dem Felſen von Helgoland zufrieden ſind — mehr verlangen die Beſcheidenen nicht! Die Binnenländer intereſſiren ſie in ihren Kolonien in Amerika eben ſo wenig, als in ihren Kolonien in Europa, (denn es iſt doch offenbar, daß ſie auch Europa in Hinſicht ihrer als eine Handelscolonie betrachten, ihre ganze Art, Krieg zu führen, beweiſet es) und wenn ſie einen Stapelplatz, eine Factorei an der Küſte in Beſitz haben, dann iſt ihre Handelsherrſchaft ſicher geſtellt, dann haben ſie dem Lande eine Brille auf die Naſe geſetzt.

Hanover beachteten die Engländer früherhin nicht, und nannten es nur die Campagne des Königs. Jetzt richten ſie mehrere Aufmerkſamkeit darauf, und dieſe Aufmerkſamkeit hat etwas zu bedeuten. Sie ſuchen ſogar deſſen Vergrößerung zu bewirken, und ſpäterhin könnte dies allerdings ein Staat werden, der mit engliſchem Gelde, und denen daraus folgenden Intriguen unterſtützt, zunächſt das benachbarte Preußen bedrohete. Ueberhaupt iſt es zu beklagen, daß man zu ſehr auf die Wiederherſtellung Deutſchlands, und nicht auf deſſen neue Organiſirung, den Zeitumſtänden, und den gemachten, ſchweren Erfahrungen angemeſſen, bedacht war. Dazu gehört weſentlich, daß Hanover ganz, durchaus in aller Beziehung ganz von der engliſchen Krone abgenommen wird. Denn die Kriege zwiſchen Frankreich und England, die Zuckungen des feſten Landes gegen die Seegewalt, werden nie abreißen, und da werden denn die Feinde Englands immer Hanover in Beſitz zu nehmen trachten, wodurch denn jedesmal Deutſchland mit in einen Krieg verwickelt wird, der ihm eigentlich fremd iſt. Die engliſche Regentenfamilie hat viele Prinzen; warum konnte es auf dem Wiener Kongreß nicht möglich gemacht werden, daß Hanover an einen dieſer Prinzen in freier Unabhängigkeit von England ſelbſt kam?

Was iſt denn auch eigentlich England, und wie kommt es, daß es ſo wichtigen, ja, entſcheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten des feſten Landes, beſonders in neuern Zeiten bekommern hat? Möchten doch die Fürſten von dem engliſchen Gelde ſich nicht abhängig machen, und dadurch ſich ſelbſt unter einander aufreiben, während der engliſche Kaufmann auf Loyds Kaffeehauſe ſich darüber freuet, und ſeine Konjuncturen danach ſtellt, wenn es recht bunt und mörderiſch auf dem feſten Lande zugeht, während die engliſchen Fabriken wieder in raſchere Bewegung geſetzt werden, wenn ein neuer Krieg auf dem feſten Lande angezeddelt worden, der jedesmal die deutſche und franzöſiſche Induſtrie wieder ſtört und ſtören muß, indeſſen ſich dann das engliſche Monopol feſtſtellt! — Wenn das feſte Land Europa's ſich einmal vereinigen könnte, wenn ſo viele Köpfe unter einen Scheffel zu bringen wären, und es würde beſchloſſen: daß niemand fortan ſich gelüſten laſſen ſolle, in engliſchen Sold zu treten, daß alle Perſonen dem Vaterlande gehörten, welchen Einfluß würden die Groß-Brittaniſchen Inſeln mit ihren höchſtens zehn Millionen Menſchen dann noch haben? Wie wäre es ihnen möglich, damit nur ihre Beſitzungen zu decken? Sie müßten in der That dann Armeen von Negerſclaven nach Europa führen, und in europäiſche Uniformen ſtecken, um den Schein des Imponirens feſtzuhalten. — Selbſt in der engliſchen Marine iſt kaum der neunte Mann ein Nationale! So aber klopfen ſie auf die Taſche, rufen: ich habe Geld! und locken damit fremde Armeen in ihr Feld. Menſchen! Menſchen! Wie kann das Goldblech euch bethören!

Aus dieſen gemachten Andeutungen allen ſcheint genugſam hervorzuziehen, daß ein dauernd-treues Bündniß mit England nie redlich ſeyn kann. Einem jeden ſolchen Bündniß fehlt Einheit des Zwecks. Der Zweck der Kontinentalen iſt jedesmal Schutz und Sicherſtellung vor fremder Macht, der Zweck der Britten jedesmal Beförderung des ihnen allgeltenden Handelprincips, und daher unterſtützen ſie denn auch nur die ihnen ganz fremden Zwecke der Landmächte ſo lange, als dies ihrem Handelsintereſſe convenirt. Kein Volk, welches großen Handel treibt, hat das nationelle Intereſſe, welches in dem neueſten Kriege die deutſchen Maſſen emporrüttelte; fremd werden ſich daher die deutſchen und engliſchen Truppen immer bleiben, wenn ſie auch beide in Gemeinſchaft, große Thaten der ruhmwürdigſten Tapferkeit thaten!

Daß dieſe Anſichten von dem engliſchen Syſtem gegen das feſte Land durchaus nicht unwahr ſind, hat ſich ſchon ſeit vielen Jahren dem bekundet, der in der Politik etwas mehr ſucht, als bloße Zeitungsnachrichten, und die Sprache, welche wir hier führen, iſt durchaus nicht neu. Wir ſind beſcheiden genug, zuzugeſtehen, daß ſchon neuerdings in vielen freimüthigen deutſchen Blättern mindeſtens ſcharfe

Andeutungen über dieſen Gegenſtand gegeben ſind. Unter andern, was uns nur ſo eben in die Hände fällt, heißt es in einer Flugſchrift (politiſche Anſichten ꝛc. Teutſchland 1815 Pag. 70) „England ließ Napoleon frei, und wies ihn ſeinen Aufenthalt auf Elba an. Es konnte anders, aber gewiß nie klüger handeln! Denn dort iſt er ein Schreckbild für diejenigen, welche zu Lande ihre Augen gegen England aufheben wollen; politiſch-richtig war ferner die Einführung der Bourboniden, welche, ſo wie Napoleons weitere Exiſtenz eine immerwährende Reibung in Frankreich erzeugt, zwei Partheien daſelbſt gebiert, und den Gemeinſinn gewaltig hindert. England hat alſo in allem politiſch-richtig gehandelt, und ſeinen Entzweck erreicht, nur iſt zu bedauern, daß es den Barbaresken ſo freies Spiel läßt, deren Beſiegung ihm einen Glanz der Menſchlichkeit und des Gemeinſinns geben würde.“

Was dieſe Barbaresken, da hier einmal die Rede davon iſt, betrifft, ſo würde England ohne beſondere Kraftanſtrengung, ſie unſchädlich machen können; allein, dieſe Barbaresken ſind die Herzader des Sclavenhandels, und dieſen wünſcht der engliſche Kaufmann nicht abgeſchafft, ſo viel Zeremonien deſsfalls auch gemacht werden. Erſt neuerdings beſchwert ſich Franklins und Whaſſingtons herrliche Stiftung darüber, daß die engliſch-oſtindiſche Compagnie den Sclavenraub unterſtützt! Mit einem Wort alſo: „dem engliſchen Einmal Eins muß alles weichen! Es iſt das Looſungswort für Politik, Patriotismus und Diplomatik!“

IV.

Bruchſtücke aus einer Rede des Abts Sieyes.

Ἐν στόματι μωρῶν ἡ καρδία αὐτῶν,
καρδία δὲ σοφῶν στόμα αὐτῶν.

Sirach.

Die Rede, aus welcher folgende, höchſt wichtige Bruchſtücke genommen ſind, iſt ganz ächt, wurde nach der Auflöſung der Jakobiner in dem geheimen Ausſchuſſe der Revolution am 12ten Frimaire im dritten Jahre der franzöſiſchen Republik gehalten und ſchildert Europa in Bezug auf den Frieden.

Der Abt Sieyes iſt ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution bis auf die neueſte Verſchwörung in Frankreich gegen Ludwig XVIII. ohnſtreitig das furchtbarſte Werkzeug in der Hand der Volkswuth und des Despotismus, der Freiheitsſchwärmerei und des Buonaparteſchen Gaunerſyſtems geweſen.

In den erſten Epochen der Revolution ſpielte er mit Mirabeau und Fayette die Hauptrolle, und zwar öffentlich. Er warf die Feuerbrände des Fanatismus, der Raſerei und des regelloſeſten Freiheitsenthuſiasmus in die Mitte eines entarteten ſeiner Ideale beraubten Volkes, welches eben dadurch ein Flammenmeer wurde, das eine ganze Welt zu verſchlingen drohte. Späterhin trat er hinter die Couliſſen und ſpielte ſeine Rolle um ſo ſicherer und fertiger, je weniger er mit den Hinderniſſen einer öffentlichen Wirkſamkeit zu kämpfen hatte und je kräftiger er bei den Reibungen der verſchieden Partheien und in der Fluth ſich widerſprechender und unaufhörlich ſich bekämpfender Grundſätze und Triebfedern — in einer affectirten Zurückgezogenheit — ſeine furchtbare Selbſtſtändigkeit ſicher zu ſtellen vermochte. Der Dieb und Räuber iſt des Nachts gefährlicher, als am Tage! — *Robespierre* und alle Tyrannen, welche die Revolution gebar, waren ein Ball in ſeinen Händen, den er, wohin er wollte, warf. Er ſtürzte und richtete auf; er verdammte und ſprach los, je nachdem es die Umſtände, die er mit dem eiſernen Scepter ſeiner Maximen zu beherrſchen ſuchte, heiſchten. Er war geheimer Oberer einer geheimen Geſellſchaft, die in einer furchtbaren Thätigkeit war und das Glück von ganz Europa zu untergraben ſuchte! — Er leiſtete auf den Ruhm einer öffentlichen, glänzenden Wirkſamkeit faſt ganz Verzicht und war gleichwohl die Haupttriebfeder aller öffentlichen Wirkſamkeit. Die Geſchichte des franzöſiſchen Despotismus wird daher ſtets unvollkommen bleiben, wenn die geheime Wirkſamkeit dieſes Mannes nicht *in ihrem ganzen Umfange* zur Publicität gebracht wird! — Selbſt Buonaparte, dieſer furchtbarſte aller ſelbſtſtändigen Tyrannen, zog den Abt Sieyes öfterer in ſeinen geheimen Rat und ſchmiedete mit demſelben die verderblichſte Plane, ob er ihn gleich mehr fürchtete und verabſcheute, als liebte und achtete. Sobald, als er ſic aus dem Dunkel ſeines Privatlebens herausriß un in Paris erſchien, konnte man ſich darauf verlaſſen, daß Buonaparte große Abſcheulichkeiten und Nach loſigkeiten einzuleiten und zu vollführen gedachte. Sogar bei der letzten Verſchwörung gegen Ludwig den XVIII. ſoll Sieyes eine wichtige und höchſt einflußreiche Rolle geſpielt haben, ob er gleich auch hier, ſeiner Gewohnheit nach, blos hinter den Couliſſen thätig geweſen zu ſeyn ſcheint.

Doch ich wende mich zur oben erwähnten Rede dieſes Abts ſelbſt und hebe einige merkwürdige Bruchſtücke aus derſelben aus.

Die Rede, welche nicht ohne Geiſt geſchrieben iſt, ganz aber das Gepräge franzöſiſcher Oberflächlichkeit, Gemüthloſigkeit und Eitelkeit an ſich trägt, beginnt mit einer ziemlich unrichtigen und höchſt überſpannten Darſtellung der Urſachen, aus welchen ſich die Revolution entwickelt habe und ſchildert in einer gleisneriſchen, obwohl nicht unkräftigen, Sprache die Vorzüge, deren Frankreich durch die Revolution theilhaftig geworden ſei und die — durch zahlloſe Gräuel und Unordnungen erkauft — nur durch einen dauerhaften Frieden mit dem Auslande völlig geſichert werden könnten. Dann giebt ſie eine Skizze von dem Zuſtande, in welchem ſich Frankreich und Europa damals befand, oder vielmehr, in welchem der Herr Abt Europa und Frankreich zu erblicken glaubte, und liefert unter andern folgendes Gemählde von Deutſchland.

„Dort neben Preußen ſchimmern Deutſchland und Holland hervor; das erſtere ein Ball von Oeſtreich und Preußen, ein Staat ohne Regierung, eine Macht ohne Centralkraft, ein verfallenes Gebäude, in welchem Eulen niſten, die das Tageslicht ſcheuen; weil die Freiheit dort im Finſtern noch ſchleicht. So wird ſelbiges von Meinungen getheilt und folgt dem Einfluſſe fremder Intereſſen, indem es ſein eigentliches, Friede, wünſcht und verabſäumt. Seine Fürſten ſind unſchlüſſig und nicht zu vereinigen, ſie ſprechen von Krieg und haben keine Heere; ſie fürchten die Gefahr und thun nichts, um ſie abzuwenden. — Sie verlaſſen ſich auf Preußen und Oeſterreich. Sie ſpielen ein Spiel, in welchem ſie immer verlieren; ſie haben keine Politik, als die der Ergebung. Seine Einwohner gleichen ſeinen Fürſten; ſie haben Energie, aber ſie ſchläft; der deutſche Geiſt ſcheint gewichen.“

Wird der Herr Abt Sieyes wohl jetzt noch ſo verächtlich von den deutſchen Fürſten und dem deutſchen Volke urtheilen??? — Wohl nicht!!

Glücklich divinirend fügt der Herr Abt der vorigen Tirade folgende Worte hinzu:

„Hütet Euch, Bürger! daß ein Schritt der Republikaner (?) über den Rhein ihren Herrmann nicht aufwecken!“ —

Ueber das politiſche Gleichgewicht von Europa erklärt ſich die Rede folgendermaßen ſehr hell und ſinnlich:

„Deutſchland und Preußen ſollten in dem großen Kartenhauſe politiſcher Verbindungen, das ſich durch ſeine eigene Schwere im Gleichgewicht erhält, den Mittelpunct abgeben, in welchem Europa und Aſien ſich freundſchaftlich umarmen. Rußland und die Republik (Frankreich) ſcheinen gleichſam die Ziehgewichte von Norden und Süden zu ſeyn, die ſich an den äußerſten Enden angehängt haben. Oeſterreich und England machen eine Balance dagegen, und Schweden, Dänemark mit der Türkei wieder eine von Oſten und Weſten. Dazwiſchen liegen die kleinen Staaten. So ungefähr iſt das Bild des Gleichgewichts von Europa. Der Mittelpunkt muß daher nicht verſchoben, die Endgewichte ihm nicht näher gerückt werden: oder das Gleichgewicht verſchwindet und die ſich ſelbſt erhaltenden Balken fallen zu Boden.“

Ueber Rußland fällt der Abt Sieyes folgendes liebloſe und einſeitige Urtheil:

„Die Ruſſiſche Politik, ſagte ich Euch durch Robespierre's Mund, iſt durch die Natur der Dinge beſtimmt, herrſchſüchtig zu ſeyn. Dies Land ſtellt die Wildheit ungezähmter Horden mit den Laſtern civiliſirter Völker vereint dar. Die Beherrſcher Rußlands haben eine große Macht und große Reichthümer; ſie haben Geſchmack und ſtreben aus Ehrgeiz nach europäiſchem Luxus; Künſte kennen ſie — und herrſchen in einem Klima von Eis! — Sie fühlen das Bedürfniß, von Athenienſern bedient und geſchmeichelt zu werden und haben Tartarn zu Unterthanen. Dieſe Contraſte ihrer Lage haben natürlich ihren Ehrgeiz zum Handel, als der Nahrung des Luxus und der Künſte und zur Eroberung, der ſie nach Oſten und Süden umgebenden fruchtbaren Gegenden gelenkt.“

Nachdem die Rede ein Bild von Europa und Frankreich gegeben hat, fährt ſie in philoſophirendem Tone alſo fort:

„Was ich bisher Euch zeigte, iſt das Bild der Republik, wie Europa ſie ſieht. Die Welt mag fernerhin an Wunder der Freiheit glauben, heilſam iſt dieſer Glaube für ſie. Euch aber laßt mich den magiſchen Dunſt zertheilen und die verborgenen Federn enthüllen, durch welche dieſe Wunder hervorgingen! —

Der Grund unſerer Freiheit liegt in dem unvermeidlichen Gange der Dinge, den auch die bürgerliche Geſellſchaft durchläuft. Werden und wachſen, blühen und vergehen — und wieder entſtehen; dies iſt der Zirkel, in dem die Natur, was endlich iſt, beſchränkt. Dieſe Kette der unvermeidlichen Nothwendigkeit ſchlingt ſich wie um Zeit und Ewigkeit, ſo auch um Verfaſſungen und Reiche, und der erſte Grund des Erfolgs jeder Abſicht liegt ſo in der Epoche, in welcher ſie ausgeführt wird. Iſt die

Welt zu dieſen Abſichten reif; ſo vermag keine Macht den Erfolg zu hindern, ſchiene ſie dem mit dem Weltgeiſt Unbekannten auch noch ſo ungeheuer zu ſeyn. Die Schwierigkeit eines jeden Unternehmens liegt nur darin, die Stimmung des Weltgeiſtes, oder der Menſchen dieſer Erde kennen zu lernen, um im voraus zu ſagen, ob ſie gelingen wird, oder nicht, darauf ſeine Wirkungen zu berechnen: — und dieſen Vortheil gewährt uns das Band, deſſen Enden wir halten. Iſt nun die zu bewirkende Abſicht der Stimmung der meiſten Menſchen gemäß; ſo wird der Erfolg nicht fehlſchlagen; denn die mehrſten Kräfte auf der Erde arbeiten für ſie hin.

Werfen wir nun einen philoſophiſchen Blick auf die Menſchheit in Europa; ſo werden wir bald ſehen, Brüder, wie das Syſtem der Freiheit und Gleichheit, das Euch, in meinen erſten Vorträgen *) zu kühn für unſere Zeiten noch ſchien, der Stimmung der Menge gemäß und anpaſſend iſt.

---

*) Vgl. des Abts Sieyes kleine Schriften, z. B. Essai sur les privileges; Qu'est ce que le Tiers - Etat; Instruction aux Représentants u. ſ. w.

Europa's geſellige Verfaſſung hat den Zirkel ihrer Vollkommenheit zur Hälfte durchlaufen und reift der größern zweiten Hälfte heran!

„Das Gleichgewicht zwiſchen der hervorbringenden und verzehrenden Claſſe iſt verloren gegangen und durch das Streben nach mehr Gemächlichkeit des Lebens ſind ſo viele der erſtern zu der letztern übergegangen; ja beinahe alle, die nicht aus Hunger in ihr bleiben mußten, ſo daß die Zahl der letztern ſo groß — und ihr Druck, um zu leben, auf die für ſie arbeitende Claſſe ſo ſtark geworden iſt, daß dieſe kaum mehr die Bedürfniſſe aufbringen kann, die für ihre Nahrung und die Schwelgerei der andern hinreicht. Dieſe Noth und die ſich mehrende Aufklärung haben die Arbeitenden denken gelehrt und hier beginnt die zweite Hälfte des Zirkels. In der erſten lehrte die Noth ſie nur beten, jetzt aber in der zweiten lehrt die Noth ſie denken! Es fängt an, Tag in den Gemüthern zu werden; das heißt: die Mehrheit urtheilt bereits. Sie urtheilt über Glückſeligkeit und Verfaſſungen, Verhältniſſe und Zweck der geſellſchaftlichen Einrichtungen und ſieht ſich hier übervortheilt und dort unterdruckt; da in Armuth ſchmachten, und hier nur wenig Glückſeligkeit genießen u. ſ. w.

Dies brachte den Revolutionsgeiſt in alle Verfaſſungen und Staaten, ſo daß ich nicht zu viel ſage, wenn ich ihn, den Wunſch, dies zu ändern, der in den Gemüthern der Menge keimt, den Geiſt unſerer Zeit, den herrſchenden Weltgeiſt nenne. Er mag ſich nun äußern in Reden, oder in Thaten, im Auflauf, oder im förmlichen Aufſtande; man mag ihm nachgeben durch freiwillige Herabſtimmung, oder ihn bekämpfen mit dem Schwerte und vergrößern durch despotiſche Einſchränkung. Kurz, Brüder, dies billige Streben der hervorbringenden Claſſe nach mehrerer Glückſeligkeit iſt der Geiſt unſerer Zeiten. Auf ſeine Stimmung gründeten wir unſer Syſtem. Wie ſehr es der Mehrheit ſchmeichelte, davon haben wir Beweiſe genug in unſerer Nähe geſehen.

„Aller Rang ſei vernichtet! — Ein jeder genieße gleiche Rechte, trage gleiche Laſten mit einander!“ —

Dies war der Zauber, der unſern Heeren voranging. Der Denkende konnte uns nicht mehr feind ſeyn; er fühlte, das Recht ſei auf unſerer Seite. Seine Kraft war gelähmt. Wir kämpften forthin nur mit dem Stolze, und dieſer hielt ein ſchlotterndes Schwert in ſeinen Händen! — So hatten wir bei unſern Feinden Freunde, die wir nicht kannten, und die nur ungern gegen uns fochten.“

Der Redner ſchließt ſeine Rede mit folgenden Sätzen:

„Wüthet nicht mehr fort, ihr öffentlichen und verborgenen Tyrannen; fühlt, daß Liebe der Völker ein größeres Gut, ein feſteres Band, als Ruhm und Unterdrückung gewähren! — Ja Brüder, ſie nahet heran, die glückliche Zeit; ich ſehe aus Verwüſtung ein ſchöneres Leben aufkeimen, aus dem erſtorbenen Glücke neue Blüthen hervorgehen! Ich ſehe die Menſchen als Brüder; ſehe jeden in das Geſchäft geſetzt, wozu die Natur ihn beſtimmte und nicht mehr das aufbürden, wozu ſie ihm keine Fähigkeit gab. So werden Künſte und Wiſſenſchaften gedeihen, und die Menſchheit zu noch nie geſehener Vollkommenheit reifen. Schon müſſen die Tyrannen überall ſich unter dem Scheine der Liebe verbergen;

ſchon iſt der Ruhm in der öffentlichen Meinung verſchwunden und ein verächtliches Gut geworden, das keinen Reiz mehr hat, wornach die Menſchen ſtreben. — Die Zeiten der Eroberer ſind dahin; die Zeit des Denkens iſt da.

Tauſend Schlachten gewonnen zu haben, iſt ſchon kein Verdienſt mehr, giebt kein Anſehen, wenn der Zweck, warum ſie geliefert wurden, ſie nicht heiligt! — Alexander heißt kein Held mehr, er heißt ein Verbrecher! —

Laſſet uns fortwirken in der öffentlichen Meinung, ſie iſt die wahre Lehrerin der Menſchen, die wahre Beherrſcherin der Welt! — Die Herrſchſucht ſinke, wie der Ruhm, der Aberglaube, wie die Dummheit! —

Geſetz und Freiheit trete an die Stelle der Herrſcher; Ueberzeugung an die Stelle des Glaubens! — So werden die Tyrannen ausſterben, die Prieſter verſchwinden, die ſtehenden Heere abgedankt werden und ein allgemeiner Friede wird die Welt beglücken.

Was bedarf es auch Großes dazu? Der Menſch braucht ſich der Natur ja nur wieder zu ähern, von der er ſich entfernt hat. Der Grundſtein dazu iſt gelegt; Freiheit, Gleichheit, allgemeine Wahrheit. Dies ſind die drei Grundpfeiler des euen Gebäudes, die die Trennnungen unter den Menſchen vernichten und den allgemeinen Frieden herbeiühren müſſen! Die erſte ſteht ſtatt der Herrſchſucht, die weite ſtatt der erzwungenen Verſchiedenheiten, die dritte ſtatt des täuſchenden Glaubens da. Politiſche und eligiöſe Wahrheiten vereinfachen; — dies iſt der große Zweck! —

Was die Menſchen durch die Sinne vernehmen, rauchen ſie nicht zu glauben; davon ſind ſie übereugt.

Iſt die Welt alſo die Gottheit des Menchen; ſo wird ein jeder ſeinen Gott begreien, keine Meinung mehr über ihn getheilt ſeyn; nd die Menſchen bedürfen keiner Prieſter und keier Ceremonien zu ihrer Gottesverehrung. So iſt ie Religion der Republik, ſeit die Vernunft in dem

Tempel ſteht. Die Moral liege in dem Geſetz und das Geſetz werde befolgt.

Das Gefühl für Recht und Unrecht pflanzet in die Herzen der Jugend. Der unbeſtechliche Richter beſtehe in der öffentlichen Meinung und Jugend und öffentliche Meinung werden von den Weiſen gelenkt und gelehrt. —

Dies ſind die wenigen Probleme, in denen die allgemeine moraliſche Glückſeligkeit liegt; dies die einfachen Grundſätze eines immerwährenden Friedens in der großen Geſellſchaft der Menſchen.

Man hatte die Begriffe verwirrt, die „Lehre, Recht zu thun und ſittlich gut zu handeln mit Prieſter-Ceremonien vermengt; man wollte das höchſte Gut in übernatürlichen Sachen ſuchen.“ Die Herrſchſucht lenkte die Aufmerkſamkeit dorthin, um ſie von ſich abzuziehen.

Auf dieſe Weiſe kam Uneinigkeit unter die Menſchen, ein jeder träumte anders. Wir haben den Traum verſcheucht, den Hang zu dem übernatürlichen, zu dem wirklich wahren Gute zurückgeführt.

Ueber das Daſeyn der Welt und das Gut der Freiheit iſt niemand in Zweifel. So wird die Einigkeit unter den Menſchen zurückkehren und die Welt allmählich der Republik Beiſpielen folgen. Die Uebereinkunft über dieſe Wahrheit iſt nicht mehr fern unter den Individuen, und aus ihr folgt der Friede des Ganzen von ſelbſt. Sind die Menſchen über die Mittel ihrer moraliſchen und bürgerlichen Glückſeligkeit erſt einig und übereinſtimmend über ihre religiöſen und politiſchen Formen; ſo iſt der dauernde Grundſtein des großen Gebäudes gelegt. „Ach! und es gehört ja nur die Kleinigkeit dazu, daß ſie die geſuchten künſtlichen Wege verlaſſen und die der Natur betreten.“ Zeigt ihnen, daß Eure, ſo oft von ihnen verlachten, chimäriſch geſcholtenen Mittel die natürlichſten ſind! Entfernt Euch mit dem Frieden nicht von dem Syſteme der Vernunft, das Ihr ſtatt des Aberglaubens aufſtelltet!

„Politiſche und religiöſe Aufklärung ſind mit einander verbunden;“ eine iſt nicht von der andern zu trennen, ſoll ſie daurend ſeyn und nicht nach dem erſten Menſchenalter einſtürzen.

Wahrheit und Freiheit haben einen Tempel — die Natur! Zu jeder Stunde iſt die Welt zu beiden reif! Natur liegt in jedem Menſchen, er darf nur ablegen und entfernen, was Verhältniß und Einbildung und Verführung ihm Unnatürliches aufgebürdet haben. Dies iſt die Revolution, über welcher der Weltgeiſt jetzt brütet. Sie hat bei der franzöſiſchen Nation begonnen; vollenden wir ſie in Frieden. Friede alſo, Brüder, Friede, Freiheit, Gleichheit, Wahrheit und Geſetz! — daß die Völker kommen und ſtaunen und Glückſeligkeit lernen!" —

Wie unglücklich hat hier der Herr Abt divinirt! Kannte er denn den Charakter des franzöſiſchen Volkes nicht; oder wollte er ihn nicht kennen? Wußte er es nicht, daß ungeregelter Freiheitsenthuſiasmus und niedriger Despoten- und Sklavenſinn innig verwandt ſind und daß der letztere ſich gewöhnlich aus dem erſteren entwickele? — Dürfte man den Declamationen und gehaltleichten Floskeln der franzöſiſchen Redner, Schriftſteller und Philoſophaſter Glauben beimeſſen; ſo müßte man die Franzoſen für die klügſten, beſten und glücklichſten Menſchen halten. Der Abt Sieyes ſpricht in ſeiner Rede, als ſei er der rechtſchaffenſte, beſonnenſte, unſchuldigſte, für das Wohl Frankreichs und Europa's begeiſtertſte Mann, und ſiehe, er war ein falſcher Prophet, der in Schaafskleidern kam; inwendig aber war er ein reißender Wolf.

V.

Der Obriſt Labedoyère.

Es iſt immer ſehr anziehend, und erregt unſere Bewunderung, wenn ein Mann auch in den letzten Augenblicken noch männlich handelt, wenn er durch große Entſchloſſenheit, durch Muth und Ausdauer die Sache, welche er ergriff, adelt. Iſt aber die Sache, welche er vertheidigte, ſchlecht, und wir ſehen dennoch den kühnen, beharrenden Sinn bei ihm, ſo bekommt ein ſolcher Mann noch mehr allgemeines Intereſſe, weil er außer der kalten Bewunderung unſer inniges Mitleiden rege machte, weil wir ei beklagen müſſen, daß der Zufall ihn nicht zu einer beſſern Sache führte, wo dieſe Stärke, dieſe Geiſteskraft ein edleres Ziel vor ſich hatte. Unter dieſe Menſchen gehört der Obriſt Labedoyère, von dem wir jetzt reden.

Charles Angelique François Labedoyère iſt geboren im Jahre 1786 und ſtammt aus einer alt-adlichen provencaliſchen Familie, welche auch in den Stürmen der Revolution ein nicht unbedeutendes Theil ihres Vermögens erhielt.

Der Vater Labedoyère's fiel, ein Opfer der Revolution, und ſeine Mutter kehrte in den ruhigern Zeiten, als das Konſulat bereits feſt gegründet war, nach Paris zurück, wo ſie immer die Auszeichnung erhielt, welche einer Matrone überall gewährt wird, wenn Verdienſt und Rang zuſammen eine Werthſchätzung geben.

Labedoyère, aufgewachſen in den Revolutionszeiten, neigte ſich, als der Jüngling den Knaben verließ, ſehr dem militäriſchen Sinn an, welcher damals der herrſchende in Frankreich, und der am mehrſten ehrende war, weil Frankreichs Waffen von Siege zu Siege, von Lande zu Lande flogen. Seine Mutter war mit dieſem Ideenſchwung nicht zufrieden, denn, eingedenk des Hofes unter Ludwig dem Sechzehnten, wünſchte ſie mehr, ihren Sohn am Hofe, deſſen Schimmer und äußerer Einfluß die Erinnerung an ſeinen Urſprung verwiſchte, als in der Armee glänzen zu ſehen, und darum erhielt der junge Labedoyère eine ſehr feine Erziehung, die ſpäterhin in ſeinem ganzen Benehmen unverkennbar war. Allein er hatte, der geltenden Regel gemäß, auch die Militärſchule beſuchen müſſen, und er war nicht davon zurück zu halten, Dienſte bei der Armee zu nehmen.

Anfangs wurde er bei einem Linienregiment eingeſtellt; durch Verwendungen, und bei Berückſichtigung ſeiner Familie, ſeines Vermögens, ſeiner Perſon kam es aber dahin, daß er in der kaiſerlichen Garde aufgenommen wurde, und hier machte er als Officier die Feldzüge des Kaiſers mit. — Als Ordonnanzofficier ſtattete er dem Kaiſer häufig Berichte ab, dieſer unterhielt ſich gern mit ihm, und daß Napoleon den für ſich enthuſiasmiren konnte, den er enthuſiasmiren wollte, das haben viele Erfahrungen bewieſen.

Als Napoleon von Fontainebleau die Reiſe nach Frejus, und von da nach Elba machte, war Labedoyère ſchon früher nach Paris zurückgekehrt, und zwar auf die dringende Veranlaſſung ſeiner Verwandten, welche noch eine genaue Anhänglichkeit an die Dynaſtie der Bourbons hatten, und welche jetzt neues Vertrauen ſchöpften, da die Rückkehr Ludwig des XVIII. und ſeiner Familie, ſo wie des vielen Adels, der emigrirt war, und bisher im Auslande kümmerlich genug gelebt hatte, erwartet wurde. Labedoyère folgte dieſem Ruf um ſo lieber, nicht allein, da er Napoleons Sache für verloren halten mußte, ſondern auch, weil Gefühle der Herzlichkeit ihn beſtimmten, die Wünſche der Seinigen zu erfüllen.

Er war nemlich mit einer Gräfin Damas, einer liebenswürdigen Frau, vermählt, hatte auch aus dieſer Ehe ein Kind, und da ſie die Schweſter des Generaladjudanten und Vertrauten des Herzogs von Angouleme, Roger Damas, war, ſo ſtand zu erwarten, daß Labedoyère auch im Dienſt Ludwig des

XVIII. eine ehrenvolle Anſtellung in der Armee bekommen werde.

Dieſes geſchah auch; er wurde zum Obriſt ernannt, erhielt als ſolcher den Befehl eines Regiments, und war mit dieſem Regiment noch längere Zeit in Paris.

Mit jugendlichem Leichtſinn verſchwendete er Geld an die Subalternen-Officiere ſeines Regiments und an die Soldaten, und hierdurch ſowohl, [illegible] durch ſeine Herablaſſung, ſeine Menſchenliebe, ſeine Kriegsluſt, ſeinen patriotiſchen Sinn, der freilich etwas den Anſtrich der Revolutionszeit hatte, war er der bewährte Liebling ſeiner Untergebenen geworden, die ihm blindes Vertrauen ſchenkten, ſo, daß er ſie führen konnte, wohin er wollte. Dazu kam, daß der Obriſt mit den feinſten Manieren eine ſehr ſchöne Geſtalt verband, und daß er ſein Aeußeres durchaus nicht vernachläſſigte. Dieſes allein iſt für den eitlen Franzoſen ſchon hinreichend, Vertrauen zu erwecken, und Labedoyère, der auch die Gunſt der Frauen nicht vernachläſſigte, war durch ganz Paris als einer der ſchönſten Männer bekannt, und hatte auch allgemein in den höhern Zirkeln den Beinamen: der Adonis von Paris.

Der damalige Kriegsminiſter Soult, welcher in die Verſchwörungsgeſchichte, die von Elba aus ſich entzünden ſollte, genau verwickelt war, kannte ſehr gut Labedoyère's kriegsliſtigen Sinn, ſeine leichte Entzündbarkeit und ſeinen Enthuſiasmus für die Würde der Armee, für die Nationalität Frankreichs. Er wußte daher auch ſehr gut, daß derſelbe mit ſtiller Unzufriedenheit im Dienſt der Bourbons ſtand, welche friedliebender, wie ſie waren, der Armee nicht einen ſolchen Spielraum übrig ließen, als ſie ſich deſſen unter Buonaparte erfreut hatte. Nichts deſto weniger aber wagte er es nicht, den jungen Obriſt in das Geheimniß der Buonaparteſchen Verſchwörung unmittelbar ziehen zu laſſen, denn theils war von ſeiner Lebhaftigkeit, von ſeiner Jugendhitze zu befürchten, theils ſtand zu erwarten, daß der Obriſt edel genug ſei, nicht auf dem betrüglichen Wege des Verraths für Napoleons Sache wirken zu wollen. Andeutungen hierüber müſſen indeß dem Obriſt geſchehen ſeyn, denn man weiß, daß die Freimüthigkeit ſeiner Reden ihm häufig ſanfte Verweiſe von ſeiner Mutter zuzog, und daß ſeine Gemahlin über die politiſche Stimmung ihres Gatten oft in Thränen zerfloß.

Uebrigens aber ſchien Labedoyère ganz dazu geeignet zu ſeyn, daß er auch ohne weitere Einleitung den Geiſt der Contre-Revolution auff ſſen werde, und darum wurde er durch den Kriegsminiſter mit ſeinem Regiment in das ſüdliche Frankreich geſandt, um die Zeit, als man Ludwig den XVIII. davon überzeugt hatte, wie es gut ſeyn werde, dort ein bedeutendes Truppencorps zu ſtationiren.

Er kam mit dieſem Regiment, dem ſiebenten Königl. Linienregiment, in Grenoble an, und ſtand hier unter dem Befehl des Diviſionärs, General Marchand.

Nachdem Buonaparte am 26ſten Februar 1815 ſich Abends um 5 Uhr, auf einer Brigg im Hafen Porto-Ferrajo auf Elba eingeſchifft gehabt, kam er am 28ſten, Morgens an die Küſten von Noli, Mittags auf die Höhe von Antibes, und lief am 1ſten März in dem Meerbuſen von Juan ein.

Er befahl ſogleich einem Kapitain, mit 25 Mann die Küſte zu recognoſciren, und dieſer war unbeſonnen genug, Antibes überrumpeln zu wollen. Der Kommandant aber nahm ihn gefangen. Buonaparte hatte ſich hierdurch nicht ſtören laſſen; die Ausſchiffung ſeiner und ſeiner geringen Mannſchaft war um 5 Uhr Abends vollendet, und mit Aufgang des Mondes marſchirte das Häuflein über Cannes, Graſſe, St. Sallier, bis nach dem Dorf Cerneron, wo ſie am 2ten Abends ankamen. Am 3ten übernachtete Buonaparte zu Bareme, am 4ten zu Dijon und am 5ten zu Gap.

Im ganzen Departement der Niederalpen ſammelte ſich das Landvolk um den ehemaligen Beherrſcher, und wurde mit Mühe davon abgehalten, Sturm zu lauten, und ſo ging der Enthuſiasmus fort durch die Dauphiné. Bei Mure ſtieß der Buonaparteſche General Cambronne auf 6000 Mann Linientruppen, welche von Grenoble ab ihm entgegen geſandt waren, und hiebei befand ſich Labedoyère mit ſeinem Regiment.

Gegen die Avantgarde dieſer Diviſion, nemlich gegen ein Bataillon des 5ten Linienregiments, welches ſchon in den italieniſchen Feldzügen mit großer

Auszeichnung gedient hatte, führte Buonaparte hier den Coups aus, daß er ſelbſt dem Bataillon entgegen ging, und hinter ihm ſeine Garde, das Gewehr in dem Arm, und daß er ihnen zurief: „wer will ſeinen Kaiſer tödten? Es ſteht euch frei!“ Hierauf umarmte ſich das Bataillon mit den Garden Buonaparte's, riß die weiße Kokarde ab, und zog an der Spitze ſeines Häufleins mit ihm.

Die Landleute weit und breit umſchwärmten den Zug des Exkaiſers, und als man in dem Dorf Vizille angekommen war, riefen die Enthuſiaſten: „Hier ward die Revolution geboren! Wir haben alles gewagt, die Freiheit des Menſchen von neuem zu gründen, und ſind die erſten in dieſem ruhmvollen Unternehmen geweſen! Hier ſteht die franzöſiſche Freiheit wieder auf, ganz Frankreich ſindt von hier aus ſeine Ehre, ſeine Unabhängigkeit wieder!“

Das alles enthuſiasmirte, entflammte den Obriſt Labedoyère, der mit ſeinem ſiebenten Linienregiment auf Befehl des Diviſionär, General Marchand, welcher offenbar den Kopf verloren zu haben ſchien, ſich nach Grenoble zurückziehen mußte. Die ganze Beſatzung von Grenoble, wohlweislich von Srult ausgewählt und dorthin geſandt, beſtand aus Truppen, welche zu Napoleons alten Soldaten gehörten, und ein Funke brauchte nur in die Pulvertonne zu fallen, ſo flog ſie auf. — Indeß der General Marchand entſchied ſich doch für die Vertheidigung dieſes feſten Platzes, der mit Waffenvorräthen aller Art gefüllt, mit 9,000 Mann auserleſener Truppen verſehen, Buonaparte's ganzes Unternehmen ſogleich in die Abentheuerlichkeit zurückgeworfen haben würde, wenn Grenoble nur acht Tage ſich vertheidigt hätte. Dazu kam, daß Buonaparte durchaus dieſen Platz nicht hinter ſich laſſen durfte, und daß er durch deſſen Wegnahme allein erſt einen militäriſchen Standpunct gewinnen konnte. Die Abſicht des Befehlshabers, des Generol Marchand, ſcheiterte an der ausbrechenden Verwegenheit des Obriſt Labedoyére. —

Dieſer nemlich ſchickte zwiſchen Grenoble und Vizille am 7ten, Nachmittags, an Buonaparten ſeinen Adjudant-Major mit der Meldung: „er, der Obriſt, habe aus Wehmuth über die Schmach, welche Frankreich decke, die Diviſion von Grenoble verlaſſen, und eile mit ſeinem Regiment dem Kaiſer entgegen.“

Wirklich hatte Labedoyère auch ſchon gegen Mittag in Grenoble ſein Regiment aufmarſchieren laſſen, und ſeine Officiere, mit ſeinem Willen bekannt gemacht, und durch ihn enthuſiasmirt, hatten nur nöthig, den einzelnen Abtheilungen des Regiments die Abſicht des Obriſt anzudeuten, als alle Gemeine die weiße Kokarde abriſſen, mit Füßen traten, ihr vive l'Empereur! riefen, und unter klingendem Spiel ihrem Obriſt folgten, der ſogleich zu Pferde ſaß, und mit gezognem Degen die Stadt verließ.

Eine halbe Stunde nach der Ankunft ſeines Adjudanten kam Labedoyère ſelbſt mit dem Regiment bei Napoleons Hauſen an. Der Jubel war allgemein, und Napoleon umarmte den Obriſt, als deſſen Regiment dem Kaiſer die Honneurs machte.

Labedoyères Regiment verdoppelte die Stärk
der Truppen Buonaparte's, und er war der erſt
Officier von Bedeutung, welcher übertrat. Sei
Beiſpiel war von folgereichem Einfluß, und ohn
Obriſt Labedoyères Beginnen würde Napoleon viel
leicht nicht nach Grenoble, und beſtimmt nicht ſ
unerwartet, überraſchend ſchnell nach Paris gekom
men ſeyn. — An demſelben Abend, um 9 Uhr, z

denn nun Buonaparte, Labedoyère's ſiebentes Linienregiment an der Spitze, in Grenoble ein, nachdem Labedoyère die übrige Beſatzung von Grenoble, nemlich das 3te Genieregiment, das 4te Artillerieregiment, die übrigen Bataillone des 5ten und 11ten Linienregiments, und das 4te Huſarenregiment hatte auffordern laſſen, zu dem rechtmäßigen Kaiſer der Franzoſen überzugehen.

Von hierab begleitete Labedoyère den Heereszug über Lion nach Paris, wo er am 21ſten März mit ſeinem Regiment anlangte. Seine Gemahlin, welche in Paris zurückgeblieben war, ſoll über ſeine Handlungsweiſe äußerſt niedergeſchlagen geweſen ſeyn.

Napoleon Buonaparte wußte ſehr gut die Verdienſte zu ſchätzen, welche Obriſt Labedoyère um ihn gehabt hatte, allein auch hier gehörte es wieder zu ſeinen Kunſtgriffen, daß er augenblicklich die Männer, welche ſich beſonders für ihn intereſſirt hatten, nicht auszeichnend erhob, indem er das Intereſſe für ihn nicht als Verdienſt, ſondern als Pflicht betrachtet wiſſen wollte. So blieb denn auch Labedoyère nach wie vor Obriſt des Linienregiments, und focht als ſolcher nicht unrühmlich in den Schlachttagen vom 15ten bis zum 18ten Junius. Auch ſein Regiment wurde am Abend des 18ten Jun. verſprengt, und er eilte nach Paris zurück, wohin Napoleon ſich begeben hatte.

Hier war er es, der in der Sitzung der Repräſentanten am 22ſten Junius den Rednerſtuhl beſtieg, und mit donnernder Beredſamkeit gegen die zürnte, welche nach dem Verluſt der Schlacht feigherzig von Buonaparten ſich wandten, und bereits wieder nach Sühnungsmitteln mit den Bourbons ſich umſahen. Er ſprach hier ſo heftig, ſo perſönlich gegen die erſten Männer, daß wenig fehlte, man hätte ſchon damals ſeiner Perſon ſich bemächtigt.

Nachdem Napoleon Buonaparte abgedankt hatte, verweigerte es Labedoyère, zu der Armee jenſeits der Loire ſich zu begeben, und erklärte dabei, daß nunmehr dieſe weitere Bewaffnung nur entehrend dem Vaterlande ſei, und daß er mit Bürgerblut ſich nicht beſudeln wolle. Dieſer einzige Zug beweiſet in der That viel Edelſinn. Vielleicht wäre er aber doch bei ſeiner Kriegsluſt, bei ſeiner militäriſchen Schwärmerei zu beſtimmen geweſen, wenn die jetzigen oberſten Gewalten ſeinen Beifall gehabt hätten. So aber war er von Fouché perſönlich beleidigt, und er hatte mehrmals laut erklärt, daß er unter Eckmühls Befehl nie dienen würde.

Ludwig der Achtzehnte zog wieder in Paris ein, und nur auf dringendes Bitten ſeiner Verwandten und Freunde entfernte ſich Labedoyère aus der Reſidenz. Er ſelbſt hatte keinen Begriff davon, daß er ſo ſehr ſtrafbar gehandelt hätte, und überdem verließ er ſich auf Ludwigs ſanftes, gern verzeihendes Gemüth, ſo wie auf den Einfluß ſeines Schwagers, Roger Damas, auf den Herzog von Angouleme. Zuletzt auch mochte er ſich wohl darauf ſtützen, daß ſeine ganze Familie ſehr eng mit dem Hofe der Bourbons verbunden ſei, und die Gunſtbezeugungen, welche ihm ſelbſt früherhin von den Bourbons geworden waren, ſchienen ihm die Zukunft zu ſichern. Daher wurde ſeine Verhaftung denn auch ſehr leicht, als er unter den 20 Perſonen ſich befand, welche Ludwig der Achtzehnte durch ein Decret vom 24ſten Juli 1815 der Blutrache geweiht hatte, und welche gleichſam die Blitzableiter der Blutrache über Millionen ſchuldiger Häupter ſeyn ſollten. In dieſem Decret des Königs nemlich waren zwanzig Perſonen benannt, welche um deswillen arretirt und vor ein Kriegsgericht geſtellt werden ſollten, weil ſie vor dem 23ſten März den König verrathen, oder Frankreich und die Regierung mit bewaffneter Hand angegriffen hätten, als nemlich Ney, Labedoyère, die beiden Brüder L'allemand, Drouet, d'Erlon, Bertrand, Cambronne, Rovigo u. ſ. w.

Er wurde von der Polizei-Präfectur nach der Conciergerie gebracht, und die Verhöre waren nur kurz, da er unumwunden das ſagte, was ſich in der Wahrheit befand.

Am 16ten Auguſt wurde er vor die erſte Diviſion des Kriegsgerichts in Paris geſtellt, und der Saal war überfüllt mit Menſchen; in der Straße ſogar war alles ſo gedrängt, und ging es ſo tumultuariſch her, daß man ernſthafte Maaßregeln treffen mußte, einen etwanigen Aufſtand zu unterdrücken. Mehrere Prinzen und viele Generale von den in Paris gegenwärtigen fremden Truppen waren bei dieſem Kriegsgericht, für welches ſich ganz Paris ſehr intereſſirte, gegenwärtig.

Labedoyère, dieſer anerkannt ſchönſte Mann in Paris, in der Blüthe des Lebens, ſonſt von dem Hofe geſchätzt, von ſeinen Soldaten angebetet, erſchien mit der Freimüthigkeit und mit dem Anſtande, der das Intereſſe rechtfertigte, welches man für ihn hatte. Er vertheidigte ſich ſelbſt, nachdem ſein Anwalt, der Advokat Mauguin, ihn dazu fähig erklärt hatte. Als er in dieſer Vertheidigung, welche er ablas, auf die Entwicklung der Urſachen kam, welche ihn verleitet hatten, zu Napoleon überzugehen, wurde er von dem Gericht unterbrochen, und es wurde ihm die Auseinanderſetzung dieſer Details unterſagt, — ein formwidriges Benehmen des Gerichts, welches das höchſte Mißfallen des Publikums erregte. Am Schluß der Vertheidigung ſchien er beſonderes Vertrauen darauf ſetzen zu wollen, daß ſeine Familie entehrt werden würde, wenn er zu einer ſchimpflichen Strafe verurtheilt werde.

Das Kriegsgericht erkannte ihn des Todes ſchuldig, wobei jedoch das deutlich auszuſprechende Wort eines Rebellen umgangen wurde. Dieſes Erkenntniß wurde ihm im Gefängniß bekannt gemacht, mit dem Andeuten, daß er binnen 24 Stunden dagegen appelliren könnte. Zwar hörte er das Erkenntniß mit vieler Faſſung an, erklärte aber doch ſogleich, daß er zu der Appellation greifen wollte. — Es wurde bald darauf eine Beſtechung verſucht; ſie mißglückte aber, und der ganze Verſuch wurde geheim gehalten. Es hatte nemlich jemand dem Gefangenwärter 90,000 Franken geboten, wenn er Labedoyère entſpringen laſſe, und man behauptet, daß dies eine von den Perſonen ſei, die in der nahen Umgebung des Königs ſind, und durch des Obriſten Geſtändniſſe ſehr compromittirt werden.

Unterdeſſen nahmen ſich die unruhigen Köpfe in Paris Labedoyère's an, und man hörte laut in den Tavernen davon ſprechen, daß es der Regierung nicht gelingen ſolle, dieſen Mann der Freiheit hinrichten zu laſſen.

Am 19ten Auguſt verſammelte ſich das Kriegsgericht, welches unter Vorſitz des Marſchall de Camp Conchy über die Appellation entſcheiden ſollte. Labedoyère erſchien wieder mit vieler Faſſung, und überließ diesesmal ſeinem Anwalt Mauguin die Vertheidigung. Dieſer verſuchte es nicht, die Unſchuld darzuthun, ſondern blos, gegen die Behörigkeit des

Gerichts, welches das Todesurtheil ausſprach, Einwendungen zu machen. Dieſes alles betraf blos das Formenweſen, der höchſte Zweck hätte alſo kein anderer ſeyn können, als Zeit zu gewinnen. Eine Stelle ſeiner zweiſtündigen Rede iſt indeß bemerkenswerth. Er ſagt: „der König habe die Verordnung vom 6ten März, durch die ſpätere vom 23ſten März und vor allem durch die vom 27ſten Juni gemildert, worin es heißt: die Gerichte ſollten blos die Urheber und Aufhetzer des Komplotts verfolgen, welches Buonaparte wieder nach Frankreich gebracht habe. Beides ſei Labedoyère nicht geweſen, ſondern nur ein executiviſcher Anhänger des Uſurpators.“

Der Königl. Sachwalter Ricard, ſuchte die Nichtigkeit der gemachten Anführungen darzuthun, und nach einſtündiger Berathſchlagung beſtätigte das Gericht das vorige Erkenntniß.

Labedoyère empfing dieſe letzte Entſcheidung wieder mit vieler Faſſung. Es war dieſes gleich nach ein Uhr Nachmittags. Er verlangte von dem Kapitain-Rapporteur noch drei Stunden Zeit, um ſeine Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Hiermit war er ſehr emſig beſchäftigt. Perſönlich ſprach er ſeine Gemahlin, ſeine Mutter nicht wieder, und erſparte ſich den Schmerz, Abſchied von ſeinem Kinde zu nehmen.

Nachher unterhielt er ſich eine Stunde mit ſeinem Jugendlehrer, dem Abbé Doudonville, dem Beichtvater der Karmeliterianen, in der Straße St. Jacques.

Als Ludwig der Achtzehnte, Nachmittags um 4 Uhr, in den Wagen ſteigen wollte, drängte ſich eine Dame an die Schloßtreppe, und rief: Gnade! Gnade! Es war Madame Labedoyère. Der König wandte ſich zu ihr mit den Worten:

„Wenn Herr von Labedoyère blos mich beleidigt hätte, ſo ſollte ſeine Begnadigung bewilligt werden. Allein ganz Frankreich fordert die Beſtrafung eines Mannes, der ihm alle Geißeln des Krieges zugezogen hat.“

Die unglückliche Frau fiel bei dieſer Antwort in Ohnmacht, und der König erklärte nachher, daß es ihn ſehr ſchmerze, hier nicht Gnade ergehen laſſen zu dürfen, daß er aber für Mutter und Kind ſorgen werde. Vorher ſchon hatte die Gattin einen Fußfall vor dem Kaiſer von Rußland gethan, und dieſer hatte Bedauern, Theilnahme, Rührung gezeigt, zugleich aber erklärt, er könne und werde in dieſer Sache nichts thun, wo die Sache ſelbſt, das Geſetz, nicht der Wille des Menſchen, eine Stimme habe.

Bei ſeiner Rückkehr von der Spatzierfahrt, eine Stunde darauf wollte die Mutter des Verurtheilten noch einmal die Gnade des Königs anflehen, ſie wurde aber zurückgewieſen.

Gleich nach fünf Uhr umringten Abtheilungen von Gensd'armen und Veteranen die Abtey, wo Labedoyère ſich befand. Er ſtieg mit zwei Gensd'armen-Officieren und ſeinem genannten alten Lehrer in den Wagen, ſich nach dem Richtplatz zu begeben. Seine Sachen hatte er unterdeß bis auf die größten Kleinigkeiten geordnet.

Aus Schonung ſeiner, und ſeiner Familie ging der Zug nicht den geraden Weg nach der Ebene Grenelle, weil auf dem geraden Wege man bei ſeiner und bei ſeiner Mutter Wohnung hätte vorbeikommen müſſen.

Als der Kreis geſchloſſen war, um den eine unabſehbare Menge Volk ſich drängte, wollte er ſich nicht die Augen verbinden laſſen, und verlangte, ſelbſt Feuer kommandiren zu dürfen. Sein Beichtvater gab ihm den Seegen, er hielt den Finger auf das Herz, und ſagte weiter nichts, als: „vor allen Dingen verfehlt mich nicht!“ Nun kommandirte er ſelbſt „Feuer!“ und er fiel ſogleich todt nieder.

Die Leiche wurde auf dem Kirchhof Baugward beerdigt, und ſeine Familie hat die Erlaubniß erhalten, ſie nach dem Erbbegräbniß in Provençe zu bringen.

Noch bis zu dem letzten Augenblick waren die hin und wieder zerſtreuten Buonapartiſten ſehr tumultuariſch, und erwarteten Rettung. Labedoyère's Fall aber verbreitete zuerſt einen paniſchen Schrecken unter ſie, der ſich leicht in Erbitterung auflöſen konnte, da ſein heldenmüthiger Tod das Intereſſe von ganz Paris, auch derer, welche nicht ſo lebhaften Antheil an den Ereigniſſen der Zeit nahmen, rege machte.

Labedoyère hat den Namen eines Tapfern ſich rein erhalten. Er ſtarb in der Begeiſterung für die Sache, der er einmal ſich hingegeben hatte, und es iſt zu beklagen, daß dieſes feurige, kräftige Gemüth nicht in einer glücklichern Periode, unter beſſern Verhältniſſen, einen ehrenden Wirkungskreis fand! — Sein Sohn ſoll, wie es heißt, einen andern Namen erhalten.

VI.

Der Schalksnarr, wie er ſonſt war.

Daß die Schalksnarren, welche ehemals eine Zier
der Fürſtenhöfe waren, ſo recht eigentlich d
Schalk im Nacken hatten, und daß dieſe anſcheine
de Zierde einen wirklichen, recht guten Zweck hat
das hat die Erfahrung oft genug gelehrt. Es
Schade daher, daß die Schalksnarren an den F
ſtenhöfen abgeſchafft ſind; die ganze Welt ſche
ſeitdem närriſcher geworden zu ſeyn, daß es ke
privilegirten Narren mehr giebt. Der Narr war
einzige, der das Privilegium hatte, dem regieren

Herrn die Wahrheit zu ſagen; ſeitdem das Sprichwort: Kinder und Narren dürfen die Wahrheit ſagen, nicht mehr Anwendung ſinden darf, ſeitdem, ſage ich, trifft es ſich oft, daß man den Wald vor allen Bäumen nicht ſieht, und es iſt curios bei dem hochweiſen Menſchengeſchlecht, daß jeder mit fremden Augen beſſer ſieht, als mit ſeinen eigenen. Die Narren waren ſehr gute Lorgnetten, und man denke ſich ja nicht, daß dieſe Luſtigmacher aus dem Pöbel aufgerafft waren, und den [illegible], den Policinis auf einem Hoftheater machten. Nein, das Studium des Narren war nicht leicht, nur ſehr talentvolle Menſchen wurden dazu erwählt, und ſehr häufig waren dieſe Männer aus alten, adlichen Familien. —

Zwar hat noch bis Dato in der Regel jede Hofhaltung einen Luſtigmacher, ſo wie jede Privatgeſellſchaft eine Zielſcheibe des Witzes und der Laune, welche hinnimmt, und wieder austheilt; allein einen methodiſchen, privilegirten Narren, der grob ſeyn darf, weil die Wahrheit gewöhnlich etwas grob ſeyn muß, wenn ſie Wahrheit bleiben ſoll, giebt es nicht mehr.

Vielleicht ſäße Napoleon Buonaparte noch auf dem Thron von Frankreich, wenn er, der bei ſeiner Geſchichtskunde ſo vieles aus der alten Zeit bewährt fand, und wieder einzuführen ſuchte, auch einen Schalksnarren ſich zugezogen hätte, der mit ihm eben die aufrichtige Sprache führte, wie etwa Shakespeare's Falſtaff mit ſeinem Könige Heinz ſprach.

Ein ſolcher Narr hätte ihm unter andern ſagen können:

„Mein guter Freund, du, der du nicht einma dein eigner Freund biſt, geſchweige denn andere Menſchen Freund, du verſtehſt die Kunſt, zu regieren, gar nicht. Du haſt dich darin übernommen Du hätteſt als Konſul entweder ſchlechter anfange oder als Kaiſer beſſer aufhören müſſen. Das nä riſche Volk, die Menſchen, will immer etwas Beſſ res haben, und du fingeſt mit dem Beſten, ſo geben konnteſt, an. — Du haſt dir auch deine gr ßen Jungens über den Kopf wachſen laſſen. D Vater, der bei ſeinen Lebzeiten ſchon die Kin reich ausſtattet, ſtirbt gewöhnlich in Kummer u Noth, und ich habe wohl oft geſehen, daß unter Thieren ein Altes viele Junge ernährt, aber n nie, daß viele Junge einen Alten ernähren. — Du biſt zu aufrichtig darin, daß du deine Kunſtſtücke auch andern zeigſt; dann hören ſie auf, Kunſtſtücke zu ſeyn. — Du wirſt nach gerade ein altes Weib, denn du rechneſt auf Gevatterſchaften und Schwägerſchaften; das ſollteſt du nicht thun. Wenn es bunt über Eck geht, ſagt der Bauer: wat Vader, wat Friend! — Du willſt mit aller Gewalt im Waſſerreich dich erluſtigen, aber wenn du ſelbſt, wie Latona, die weigernden Gränzbewohner des Waſſers in Frösche verwandeln könnteſt, ſo würden ſie als ſolche doch das Regiment des Waſſers behalten, dir alles wegſchnappen, und dir höchſtenfalls die Schnappfliegen laſſen. — Du machſt die Kriegsluſt in Schlafmützen rege, und bedenkſt dabei nicht, daß, wenn ein Rad einmal im Rollen iſt, es auch leicht den Führer mit fortreißt. — Du traueſt Kaufleuten, die dich als Waare betrachten, du denkſt, die ganze Welt ſei dein, und darum ſammelſt du dir für dich ſelbſt nicht Geld genug, und die Primaner, denen du den Unterricht oft überläſſeſt, werden bald ſelbſt Schulen anzulegen trachten."

Wenn Ludwig der XVIII. in der neueſten Zeit einen ſolchen Narren gehabt hätte, ſo würde dieſer etwa folgende Gardinenpredigt ihm halten:

„Es will mir gar nicht gefallen, daß du ſo mir nichts, dir nichts, jetzt wieder, und wie es verlauten will, unaufgefordert wieder nach Paris gekommen biſt, ehe die Sachen wieder hergeſtellt ſind. Du hätteſt weit klüger gehandelt, wenn du einſtweilen noch in den Niederlanden oder ſonſt wo etwa am Podagra krank gelegen hätteſt. Denn du haſ wohl ſchon früherhin bemerkt, daß die Franzoſen nicht mehr dieſelben ſind, wie du ſie vor zwanzig Jahren verließeſt, und daß ſie es ſehr übel nahmen, als du mit deinem Perrückenadel wieder angezoge komſt. Sie ſagten damals: die Bourbons und ihr Begleitung haben in den zwanzig Jahren, wo ſ auf der Vetternſtraße lang zogen, nichts vergeſſe und nichts zugelernt, und dieſe pfiffigen Franzoſe wofür der Teufel ſelbſt ſie erkennen muß, haben ſo u recht nicht. Jetzt drängſt du dich nun ihnen ſchu wieder auf, ohne daß du ihnen ein Vermittler ſe kannſt, ohne daß du ihnen etwas geben, oder ihn Linderung von der Kriegsnoth zu verſchaffen, Stande biſt. Die Rolle, welche du alſo jetzt bi ſpielſt, iſt nicht die glänzendſte, und der zum Sp geneigte Franzoſe ſöhnt ſich hierdurch alſo durchaus nicht mit dir aus. Du betrachteſt das Volk als Maſchiene, dein alter Adel, der dich umgiebt, beſtärkt dich darin, und das Volk, deſſen Kräfte du gar nicht kennſt, hat ſich darum auch ſchon von deinen neuen Freunden, Talleyrand und Fouché, denen du dich ungern in die Arme warfeſt, losgeſagt. Du hältſt es mit allen, und verdirbſt es alſo mit jedem. Einen Hauptfehler begingeſt du darin, daß du als König wieder kamſt, und nicht mindeſtens unter einem Titel, der noch mehr ſagen will, als „Kaiſer der Franzoſen.“ Du glaubſt nicht, was der Franzoſe zuletzt auf ſein Kaiſerthum ſich einbildete! Jetzt gefallen dir die Gäſte nicht mehr, deren du viele um dich haſt, denn du haſt Luſt, von dem langen Taumel einmal auszuruhen. Wenn du aber klug wäreſt, ſo ſuchteſt du die Gäſte ſo lange als möglich bei dir zu behalten; denn ſo lange ſie da ſind, iſt man wohl höflich, und muß es ſeyn, zumal wenn die Höflichkeit befohlen wird; ſind die Gäſte aber einmal fort, ſo werden deine Diener grob, und zwar ſackgrob werden; — denke, daß ich es dir geſagt habe. — Nebenbei ſcheinſt du mir auch an den Herrn Bruder in Spanien zu denken, und auf ihn dich zu verlaſſen, bei ihm Hülfe ſuchen zu wollen.

Wenn du aber klug biſt, ſo richteſt du dich nicht nach ſeiner Verfahrungsweiſe. Er wird, wenn ihm ſonſt der Himmel das Leben erhält, noch Spaniſchbitter genug darob trinken müſſen, daß er funfzig Jahr hinter dem Zeitgeiſt zurückgeblieben iſt, und Spanien wird ſeine Kortes, ſeine Junta ſo wenig vergeſſen, als Frankreich ſeine Nationalverſammlung. Er wird es ſchon noch erleben, was es heißt, ein Volk, das einmal ſich ſelbſtſtändig fühlte, wieder zurückführen zu wollen. Wenn du mir folgen willſt, ſo kannſt du jetzt nichts Beſſeres thun, als daß du den modernſten deiner unmodernen Verwandten dir aufſuchſt, und zu deſſen Gunſten die Krone niederlegſt. Das iſt wohl das einzig mögliche Reitzmittel, damit nicht wieder die Erſchlaffungen von 1795 und 1815 Bauchgrimmen verurſachen.“

Keiner bedarf aber eines ſolchen privilegirten Wahrheitsſagers mehr, als Deutſchland. Er würde gewiß manchem groſen und kleinen Herrn Sachen an das Herz legen, welche leider oft durch unwichtige Wichtigkeiten außer Acht gelaſſen werden.

„Endlich,“ würde er ſagen, „ſeyd ihr Deutſche doch einmal auf dem rechten Zuge! Nun bleibt aber dabei, und geht immer der Naſe nach.

Der natürliche Inſtinct, der euch ſeit 1812 geleitet hat, iſt beſſer, als der politiſche Inſtinct der Federfuchſer, der Deutſchland ſeit vielen hundert Jahren irre geleitet hat. Seht ihr es denn nicht ein, daß ihr das Herz von Europa ſeyd, und daß, wenn die beiden Herzkammern gemeinſchaftlich ihre Verrichtungen treiben, von ihnen der ganze Körper abhängt? Zwar ſind Nachbarn unter einander immer etwas zänkiſch, das liegt nun einmal in der menſchlichen Natur, aber macht ihr großen Herren es auch ſo, wie die kleinen Hausnachbarn in Städten und Dörfern. Wenn nemlich eine große Feuersbrunſt, Ueberſchwemmung oder dergleichen iſt, ſo vertragen ſie ſich gleich, und ſuchen gemeinſchaftlich dem gemeinſamen Uebel abzuwehren. Beherzigt es doch nur, daß jede Verbindung mit einem Fremden immer nur eine fremde Verbindung iſt, und nun ſagt mir einmal, ihr deutſchen Herren, die ihr in Verbindungen mit Fremden mehrern Nachdruck, einer gegen den andern ſucht, welcher Fremde hat es denn jemals redlich mit Deutſchland gemeint? Welcher Fremde hat jemals dahin gewirkt, Deutſchland erwas abzunehmen? Der Narr ſelbſt kann hieraus abnehmen, daß Deutſchland, unter einen Hut gebracht, doch wohl zu fürchten ſeyn muß. Auf der Landcharte kommt mir Deutſchland vor, wie ein Schneiderſtuhl, oder eine Freundſchaftsdecke ohne Freundſchaft, und übrigens ſind die Deutſchen das, was der Bauer unter den Ständen iſt. Sie arbeiten immer für fremder Leute Bereicherung. — Wozu braucht ihr denn Verbindung mit den Ausländern? Ihr ſeyd euch ſelbſt genug, und ſeyd ihr einverſtanden mit einander, ſo müſſen unvermeidbar die Fremden kommen, und um eure Gunſt buhlen. Was geht euch denn das See-Intereſſe an? Deutſchland und See-Intereſſe! Da ſchlagt ihr euch immer die Köpfe mürbe, und andere ziehen den Vortheil davon, und lachen ſich in das Fäuſtchen. — Könnt ihr euren Zucker und Kaffee nicht von Hinz kaufen, ſo kauft ihn von Kunz; Zubringer, die gern ein Paar Dreyer verdienen wollen, finden ſich immer. Am beſten thut ihr aber, ihr ſorgt ſelbſt für Surrogate. Ihr waret ſchon auf gutem Zuge dazu, und eure Voreltern wußten von dem allen nichts, und waren ſehr ſtreitbare Manner. — Macht es wieder, wie einſt, daß jeder Hausvater mit dem Schwert zu Tiſche ſitzt, und ihr werdet

Reſpect haben mit euren dreißig Millionen. Vergeſſet aber dabei nicht, daß man mit dem Schwerdt nicht ſchreiben kann, und daß es den Gewerbfleiß abſchneidet. — Bekämmert euch nicht um die äuſſern Puncte des Wagebalkens nach allen Richtungen von Europa hin. Dieſe Spielerei der Politiker und Diplomatiker, dieſe Pfiffigkeit, wodurch ſie allein glänzen können, iſt jedem dauernden Frieden feind. Seyd ihr das Zentnergewicht, das die Schaale feſthält, und bekümmert euch nicht darum, was man in die andere Waageſchaale lege! So ein Parlamentsnarr wäre auch gar nicht übel; freilich hätte er einen weit ſchwerern Stand, da man ſchon in Deutſchland ſieht, daß wenige Köpfe nicht unter einen Scheffel zu bringen ſind, geſchweige denn die vielen Köpfe, wie z. B. in England, wo jeder, der etwas Land hat, ſeine Stimme zu den Parlamentswahlen giebt, wo alſo der, der einige Blumentöpfe vor dem Fenſter ſtehen hat, ſich auch allenfalls als Landeigenthümer aufwerfen könnte, wenn er ſonſt Luſt hätte, an endloſem Gezänk Theil zu nehmen. Allein, vielleicht fände ſich doch ein Schreihals, der die dritte Stimme in ſolchem Parlament an ſich riß, und der hätte freilich gar vieles zu ſagen, weil er mit gar vielen zu thun hat. Dazu kommt noch, daß er den

Schreihälſen am Ruder gar nicht Neues ſagte, denn dieſe Verbürgerten wiſſen recht gut, — was geborne große Herren oft nicht wiſſen — daß ſie einen Schleichhandel treiben; ſie glauben nur aber, allein die Bürgerklugheit zu beſitzen, und ſind davon überzeugt, daß ein anderes Menſchenkind ihnen nicht auf die Färthe komme. Mit ſolchen Leuten hat der Narr nun ein ſchlimmes Umgehen, denn wenn er ihnen auch die verkappte Wahrheit ſagt, ſo werden ſie dadurch nicht ungebährdig, ſondern nur immer noch verſteckter, und ſtellen, wie der Fuchs, einige Röhren zu, wenn man ihm an den Bau gekommen. Freilich macht er dadurch das ſchlaue Weſen nur noch ſchlauer, indeß, er würde doch wohl manches ganz ſchicklich und paſſend ſagen können. So z. B:

„Ihr ſcheint zu vergeſſen, daß der Krug ſo lange zu Waſſer geht, bis er bricht, und daß jeder Krug, der zu Waſſer geht, endlich brechen muß. Eigentlich aber macht ihr euch aus dem Brechen des Kruges nichts, ihr haltet das vielmehr nur ſo lange als möglich hin, und wenn ihr auch dabei die Saiten ſo hoch ſpannt, daß jedes Kind es einſieht, wie die Bombe platzen muß, ſo macht ihr euch doch dar-

Univ. Bibl.
München

aus nichts. Jeder Einzelne ſetzt ſich Nummer ſicher, und der allgemeine Staatsbanquerutt geht nachher den Einzelnen nichts an. Daß ihr ein gewagtes Spiel treibt, das wißt ihr recht gut, und welcher Kaufmann hätte auch kein gewagtes Spiel? Der Hauptpfiff des Kaufmanns beſteht darin, ſich ſo lange als möglich Credit zu verſchaffen, und dieſen Pfiff habt ihr meiſterlich los. — Glückliche Speculationen machen den Kaufmann leicht übermüthig, und es iſt bekannt, daß jeder Kaufmann, wenn er zehn Schilling Fond hat, oft bis auf zehn Guineen Credit dafür hat, je nachdem er die Naſe zu drehen weiß. Allein, da es mit dem Sinkings-Fond doch wohl kein Ernſt ſeyn kann, und da ihr auf dem feſten Lande jetzt einige wilde Speculationen macht, und da denn auch man wohl weiß, daß, wenn der Kaufmann erſt zu ſchwindeln anfängt, ſeine Sachen nicht recht ſicher ſtehen, ſo rathe ich den Einzelnen von euch Stock-Jobber-Männern: ſetzt euch Numero ſicher Euer Credit auf dem feſten Lande hat einen gewaltigen Stoß dadurch erlitten, daß ihr das Ungethüm von Elba wieder abſegeln ließet. Auf dem feſten Lande giebt es auch Menſchen, die keine Dummköpfe ſind, und die ſehen nun wohl ein, mit wem ſie zu thun haben. Der Sieg von Waterloo, wie ihr es nennt, hat euch gefallen, aber die ſchnelle Verfolgung des Sieges iſt ſo eigentlich nicht nach eurer Meinung; und Ludwig des Achtzehnten ſchneller Einzug in Paris war ganz wider euren Willen, nicht wahr? Merkt ihr wohl, daß man euer Calcül auch zu würdigen weiß? Daß nun der corſiſche Land-Hayfiſch ſich an den Bellerophon begab, und daß der Capitain Maitland darüber erſtaunt zu ſeyn ſchien, und öffentlich einen Gefangenen an Bord zu nehmen erklärte, während der Gefangene die ganze Schiffsmannſchaft bei ſeinem erſten Erſcheinen als gebietender Herr muſterte, das alles, und die Folgen von dieſem Theaterſpiel ſind jetzt jedem Quintaner begreiflich. Nehmt euch in Acht, daß aus dieſer Begreiflichkeit nicht eine Handgreiflichkeit entſteht, und wenn das ſeyn ſollte, ſo müßtet ihr doch unbedingt ein Pater, peccavi! ſagen, ſobald die verwandten Angelſachſen, eure Stammeltern, über euch herfallen, und mit friſch erhaltener Hünenkraft euch drohen?! — Uebermuth thut ſelten gut! Lange genug hat das Sprichwort bei euch gelogen, aber, ihr ſollt ſehen, es kommt bald eine Zeit, wo der Uebermuth, die Straßen Londons mit Eiſenblöcken pflaſtern zu wollen, durch das Eiſen geſtraft werden wird! — Ihr rühmt euch, Herren des Meeres zu ſeyn. Ei! das iſt jeder Hayfiſch auch, ſo weit er die Wellen durchſchneidet. Um euren großen Dreimaſter, von dem ihr bedenken müßt, daß er in höchſtens drei Jahren faul, und ein unbrauchbares Wrack iſt, wenn er nicht ſegeln kann, und in dem Hafen ſtill liegen muß, in Bewegung zu erhalten, darum verſucht ihr alles Mögliche, und flickt und batzt mit Kupferblechen, wo ihr könnt. Das alles aber iſt doch nur Dutzendarbeit, und ihr habt neben eurem Hayfiſch, ihr mögt ihn nun nach der Whigt- oder nach der Torryſeite drehen, wovon man doch weiß, daß das alles nur Winde ſind, die ihr züchtigt und loslaſſet, wie es euch beliebt, einige fatale kleine Sägefiſche, die immer größer werden, und von denen man in der Naturgeſchichte weiß, daß ſie durch das Kupfer durchbohren, und daß zuletzt alles Pumpen nichts mehr hilft. Das zu ſtarke Pumpen giebt am Ende den Horror vacui. Der eine von dieſen Fiſchen, nun, das wißt ihr ſchon, der heißt Nordamerika, und ihr ſeyd vorbereitet, ihn zu empfangen. Der andere aber, das wißt ihr ſo recht eigentlich noch nicht, der heißt Braſilien, und der kann mit der Zeit noch ſehr gefährlich werden, wenn unterdeß eure Herrlichkeiten noch am Ruder ſeyn ſollten. — Ihr habt da zwar jetzt einen großen

Delphin eingefangen, und ihn in einen großen Behälter im ſtillen Meer geſetzt, um durch ihn das Land und das Meer ſo lange ſtille zu halten, als es euch beliebt. Ihr thut euch darob gar viel zu Gute, und thut gewaltig geheim mit eurer Schlauheit, aber ich ſage euch, ihr habt da nur einen Poſſenreißer, der aus der Mode gekommen iſt, und mit dem ihr nichts Ernſthaftes mehr aufſtellen könnt, wenn euch übrigens an Ernſt gelegen iſt, woran euch aber nichts gelegen zu ſeyn ſcheint, ſo ernſthaft ihr auch thut. — In großen Handelsſtädten kommen die Kaufleute ein, wenn ſie nicht mehr auskommen können; ſo werdet ihr es mit der Zeit auch wohl machen. Dann verſtärkt die Kanalflotte zuſammt den Wachen an der Banque, und laßt es darauf ankommen!“

Von den Hochmögenden mögen wir gar nichts ſagen, denn ihr Mögen iſt dermalen noch ohne Vermögen. Wenn nun aber die Landamänner der Bündner ſich einen ſolchen Schalksnarren verſchrieben, ſo würde ein ſolcher zu ihnen ſagen:

„In eure Dienſte kann ich ganz und gar nicht treten, ſofern übrigens der Schalksnarr Dienſte anerkennt, denn ich habe für euch gar keine verkappte Wahrheit. Ihr ſeyd von da an, wo eure Kraftſeelen unter der Eiche den groſen Bund der Freiheit beſchworen, ſo wahr und nüchtern geblieben, habt euch durchaus ſo gar nicht vom Ehrgeiz blenden laſſen, daß ihr dieſer reinen Wahrheit, welche euch beſeelt, die Integrität eures Ländleins verdankt, und ferner verdanken werdet, wenn ihr bei dieſem Syſtem beharret. Es haben zwar andere unberufen Streitigkeiten unter euch bringen wollen, und die Gränzcantone haben auch ſolche Späßchen getrieben, — eine Aehnlichkeit zwiſchen den Gränzländern und dem Mauleſel, der beißt und ſchlägt, wo die Stammräce es nicht thut, — allein, es iſt auch nur bei Neckereien geblieben, und konnte nur dabei bleiben, da der Münſter nicht einfällt, wenn Buben mit Steinen darnach werfen. Ihr ſeyd ein redender Beweis davon, daß die ſchlichte Wahrheit von Groß und Klein geachtet und gefürchtet wird. Erſt neuerdings habt ihr durch eure ſelbſtſtändige Bewaffnung, durch euer kluges Ablehnen der Vormundſchaft, welche euch von Deutſchland ab angeboten wurde, durch eure Beſcheidenheit, nicht Theil an thorhaften Eroberungen nehmen zu wollen, euer richtiges, abgerundetes, in ſich ſelbſt zufriedenes Syſtem herrlich beurkundet, und ſobald man ſieht, daß ein Staat nicht erobern will, ſelbſt, wenn es ihm angeboten wird, ſo faßt jeder Vertrauen zu ihm, Freund und Feind. Ich will euch die Nativität ſtellen, daß, wenn ihr ſo vernünftig handelt, wie bisher, euer Land immer das Palladium der Wahrheit, der Freiheit ſeyn wird, und darum wird es immer von hohen Potentaten unangefochten bleiben, da ſie fürchten müßten, in ein Weſpenneſt zu ſtechen. Zudem liegt ihr ſo glücklich, daß eure Gebirge kein Gold fördern, ihr werdet daher von Nord, Oſt, Weſt und Süd nur als ein Bollwerk betrachtet, das ſich ſelbſt unterhält, und dabei befindet ihr euch wohl, dieſe Meinung werdet ihr zu erhalten ſuchen, nicht wahr?"

Wenn nun ein Hofnarr, worunter man häufig einen ſolchen verſtand, der den Hof zum Narren hatte, ſtatt daß der Hof glaubte, ihn zum Narren zu haben, daher denn auch ſpäterhin der Hofnarr in einen Schalksnarren verändert wurde, auf Reiſen war, ſo hatte hier der Schalksnarr gute Gelegenheit, Wahrheiten zu ſagen. Unter den Reiſen der großen Herren verſtehen wir aber hier nicht etwa ſolche, wie Peter der Große, Karl der Zwölfte und Guſtav

Adolph der Vierte ſie machten, die ſich in fremden Ländern zu dem Mißbehagen ihrer Unterthanen erluſtirten, ſondern ſolche, wie Karl der Große ſie machte, der in ſeinen eigenen Landen umher reiſete, ſelbſt Heerſchau, ſelbſt Juſtiz hielt, und der in ſeinem Reich ſelbſt gern alles kennen lernen wollte, und der es vorzog, von ſeinen Unterthanen gekannt zu ſeyn.

Neben dem Secretär, auf deutſch Geheimſchreiber, Eginhard, welcher mehrere Zeit hindurch den Kaiſer Karl den Großen begleitete, und welcher dabei ganz allein das war, was ſpäterhin in Diviſionen, Sectionen und Bureau's von einer ſolchen Mehrzahl verwandelt wurde, daß ein beſonderes Studium dazu gehörte, die rechten Wege zu finden, war um und neben dem Kaiſer ſein eigentliches Factotum, ſein Mentor in der Kappe, nemlich der Edle von Weitern, welcher unter dem Namen: des Kaiſers luſtiger Rath, bekannt war.

Als der Kaiſer in ſeinem mißlichen Unternehmen, was ihm aber glückte, gegen die Sachſen, von Goslar ab nach der Elbe und dann nach der Saale hin, auszog, hatte er nach den Chroniken auf der

Burg Wolmirſtedte*) eine luſtige Unterredung mit ſeinem luſtigen Rath, dem Edlen von Weltern.

Dieſer ſagte ihm dabei zum Erſtaunen des ganzen Hofgeſindes, welches nicht glaubte, daß derlei Dinge laut Seiner Kaiſerlichen Majeſtät geſagt werden möchten:

„Ich habe, während Du hier Geſandte annahmſt, und Herrſchau hielteſt, und nicht Zeit hatteſt, mit Kleinigkeiten dich abzugeben, mich dummer Weiſe gemein gemacht, was dein Hofgeſinde mir nicht vergeben wird, und hoffentlich nicht vergeben ſoll. Ich habe nemlich unterdeß die Kleinigkeiten kennen zu lernen geſucht, weil ich denke, daß alles Große aus einer Menge von Kleinigkeiten zuſammenhängt, und daß, wenn eine von dieſen Kleinigkeiten ausbleibt, das Ganze ins Stocken geräth. Da habe ich denn gefunden, daß deine Kriegshauptleute die Lanzenträger, welche doch für ſie ſcharwerken müſſen, wie die Hunde betrachten; jeder Hund aber kann, wie ich weiß, toll gemacht werden, und dann läuft jeder vor ihm. — Was nun die Pfohlbürger und die Landſaſſen betrifft, die ich in den Herbergen bei einem Schoppen Bier kennen gelernt habe, ſo ſind dieſe dir alle ſehr zugethan, und ſie ſagen es ſelbſt, daß du es redlich mit ihnen meinſt. Sie ſind nur darob ſehr ungehalten, daß ſie ſelten mit dir ſelbſt zu thun haben, ſondern mit Statthaltern, von denen ſie ſich nicht überzeugen können, daß dieſe das Metzen und Zehnten nicht verſtänden, und daß ſie keine Verwandte hätten. Die Schlauköpfe wiſſen ſehr wohl, daß du ſelbſt alles richtig durchſchauſt, aber ſie bekommen das immer durch die dritte Hand, nicht unmittelbar von dir, und da werden ſie denn argwöhniſch, was ich ihnen nicht verdenken mag.“ —

---

*) Das Städtlein Wolmirſtedt, ohnfern Magdeburg, hat noch jetzt die Ruinen der Burg, welche Otto der Große an der Elbe erbaute, und wo ſeine Gemahlin Editha gern verweilte. Sie ſagte öfters: wohl mir die Stätte! — Daher Wolmirſtedt.

Der Kaiſer Karl erwog dieſe Rede, ſchüttelte den Kopf, und hielt am folgenden Tage groſſen Rath, wozu die mehreſten ſeiner erſten Diener, welche in dem Kriegeslager waren, gefordert wurden. Der Edle von Weltern mußte auch dabei ſeyn, und da die Räthe ihn ſahen, ſo glaubten ſie, es ſei ein gewöhnliches Formenſpiel.

Allein der Kaiſer prüfte dieſes Mal ſtrenge und genau, und wenn die Antworten hinkten, wenn es hieß, es ſolle darüber Bericht abgeſtattet werden, nachdem genauere Unterſuchung angeſtellt worden iſt, ſo ſagte Weltern: „bemüht Euch nicht um die Unterſuchung. Der Bericht iſt der und der! Ich hab's mit eignen Augen geſehen!“

Da mußten denn viele Räthe verſtummen, und viele Abſetzungen erfolgten ſogleich, und in weitem Umkreiſe fielen die Gaue und Herrſchaften mit Land und Leuten dem Kaiſer ſchnell zu, und riefen:

„Es lebe unſer Kaiſer, Karl der
„Große, der Prüfende, der Selbſthandelnde!“

Dieſes einzige Beiſpiel unter den vielen, welches die Chronik ausweiſet, beurkundet mehr, als alles, was für und wider den Machiavellismus fein zierlich zuſammen geſchrieben iſt!

Sume igitur, quod tuum est!

VII.

Moſaik's für die Zeitgeſchichte.

An die Puriſten, als ſie das Wort Mamſell abſchaffen wollten.

Singt den Puriſten Jubellieder,
Mamſell's ſind jetzo Jungfern wieder!

Urtheil über ein Heer.

Das muß ein Heer von Amazonen ſeyn!
Der Buſen will kaum in das Wamm's hinein!

An einen von unſern Leuten.

Der Mann verſtand ſich drauf, brav anzuführen,
Drum hielt man ihn für werth zum Finanzieren.
Glorreiches Land, wo ſolch' ein Mathador
Mit Gold verbrämen kann das lange Ohr!

Der hohe Herr, der Feldherr ward.

Er. O! Wünſcht mir Glück! Ich hab's mir kaum gedacht!
Der König hat zum Marſchall mich gemacht!

Veteran. Ihr irrt Euch, Freund! Es iſt mir ſchon bekannt. —
Der König hat zum Marſchall Euch — ernannt!

Lob der Zeitungsſchreiber.

Glaubt ihr dem Zeitungsmann, ihr deutſchen Brüder?

Ach! zwiſchen zweien Stühlen ſitzt,
Von Wahrheit nicht, von Geldgier nur erhitzt,
Das arme Corpus kläglich nieder!

Küchenzettel auf St. Helena.

Heut Turnipsblätter; morgen Runkelrüben!
Ein anderes Gemüſe wird hier nicht getrieben.
Bouillon und Fleiſch hat man nur von den Ziegen —
Die andre Thierwelt hat ſich nicht hieher verſtiegen.
Doch ja! Auch Wildprett giebt's hier — große Ratzen,
So groß als unſre beſten Zyperkatzen.
An Jahrestagen von den großen Schlachten,
Die in Europa desperate Freude machten,
Da giebt es denn, das könnt ihr ſchon errathen,
Zur Feſtlichkeit auch — einen Ratzenbraten!

Epitaphium.

Ein Held mit hohen Diebesgaben
Liegt hier begraben.
Honett beſchloß er ſeinen Gaunerlauf,

Doch hört er nicht zu ſtehlen auf; —
Im Tode noch beſtielet er die Raben!

Zwei Grenadiere in Frankreich.

Im erſten Zug, bei Belle-Alliance
Da waren wir im luſt'gen Tanze.
Itzt machen wir Parade —
Das iſt doch Schade!

Buonaparte's Tagsbefehl vom 17ten Juni 1815.

Der braven Armee wird bekannt gemacht,
In Brüſſel ſchlaf' ich in nächſter Nacht.
Die Generale ſind gänzlich zur Tafel gebeten —
Damit eröffn' ich denn wieder die Siegesfeten.
Von Läcken hab' ich es antedatirt,
Daß ſich die Britten ſchon abgeführt,
Und die Paar Preußen — das wollte nichts ſagen!
Die konnten das bougre, bougre! nicht ertragen.
Wir nehmen Holland im Fluge nun wieder,
Der Rheinbund ſagt: Pater peccavi! fällt nieder,
Berlin wird verbrannt, und Königsberg auch —

Ganz Preußen geht auf in Flamme und Rauch.
In Petersburg wird der Friede geſchloſſen, —
Wer dem allen nicht folgt, wird ſtracks erſchoſſen!

Anerbieten an eine große Theater-Direction.

Bringt „unſer Verkehr" vom Repertoir —
Ich zahle dafür auch tauſend Luged'or!

VIII.

Miſcellen aus der Zeitgeſchichte.

Lord Caſtlereagh, der bekannte Negociant für das engliſche Syſtem, wollte ſich an das feſte Land begeben, um mit ſeiner großen Kunſt der Unterhandlung die Siege zu benutzen, wo auf den Schlachtfeldern deutſches Blut gefloſſen war, und den franzöſiſchen Adler hernieder geriſſen hatte. Als der edle Lord das Schiff der Ueberfahrt beſtieg, gleitete er aus, und fiel von der Leiter in das Meer, wurde aber glücklich gerettet. — Als Wilhelm von Normandie im Jahr 1066 nach der Herrſchaft von Albion ſeine

Hand ausſtreckte, gleitete er auch aus, als er das Schiff verließ. Zwiſchen dem Beſteigen des Schiffes, und dem Herabſteigen von demſelben iſt aber ein Unterſchied; die Gefahr liegt dazwiſchen. Wie werden Deuter nun das Omen des Sturzes des edlen Lord Caſtlereagh ausdeuten?

In dem Wagen Napoleons fand das brave Bataillon des Major Keller nach der Schlacht von Belle-Alliance unter andern auch Napoleons Hut und Degen. Er ſelbſt, dieſer Plünderer durch den Norden, welchen man einen reiſenden Schauſpieler im tragiſchen Fach nennen kann, raubte in Berlin Friedrich des Großen Degen. Zwar wurde ſchon im Jahr 1810 in den Berliner Blättern dagegen proteſtirt, daß Napoleon das Original des Degens nicht bekommen habe; indeß mag nun jene Proteſtation auf Wahrheit beruhen, oder auf einer Fabel, genug, da auch jetzt Friedrich des Großen Degen von Paris wieder fortgenommen iſt, ſo iſt das Original gewiß wieder an ſeiner rechten Stelle, und jeder antiquariſche Streit hierüber iſt mithin gelichtet. — Wo ſoll nun aber Napoleons Degen hin? Wenn er den Glauben, das Vertrauen der Unbeſiegbarkeit hätte, — nemlich der Degen — wie weiland Attila's Schwerdt, ſo wäre zu rathen, daß man ihn als Reliquie betrachte; da aber dieſer Glaube von Napoleons Degen, trotz dem, was der Moniteur und Conſorten ſchrieben, längſt entwichen iſt, ſo iſt wohl beſſer gerathen, man nimmt dieſe Beute, und läßt ſie an der Gränze gegen Frankreich durch Henkers Hand an einen Galgen nageln.

In eben gedachtem Wagen des Kaiſers Napoleon wurde auch der preußiſche ſchwarze Adlerorden gefunden, eben derſelbe, welchen Friedrich Wilhelm der Dritte zu einer Zeit, wo er noch glaubte, auf franzöſiſche Treue und Glauben, auf die natürliche Wahrheit des Syſtems, daß Preußen und Frankreich natürliche Verbündete wären, rechnen zu dürfen, fort gegeben hatte. Die Umſchrift: suum cuique, hat der preußiſche Adler mit vieler Mäßigung gerechtfertigt, was aber war der Plan Napoleons, daß er gerade dieſen Orden bei ſich führte? Wäre er wirklich durchgebrochen nach Brüſſel, und hätte er dort zu Abend am 18ten Junius geſpeiſt, wohin er bereits ſeine Generale zur Abendtafel eingeladen gehabt hatte, ſo würde er gewiß ſehr bald die trivialſten Trivialitäten hervorgeſucht haben, um ſeiner Rache gegen Preußen freien Lauf zu laſſen; denn er hat gar zu oft es bemerkbar gemacht, daß das Haus Preußen ſein größter Feind ſei. Warum? — Weil es das Haus der Wahrheit iſt. —

Nach der Schlacht von Belle-Alliance war jemand darüber zweifelhaft, ob Napoleon wirklich auf das Haupt geſchlagen ſei. Ein anderer benahm ihm den Zweifel dadurch, daß er ihm bewies, Napoleon habe den Hut verloren, alſo müſſe er doch auch wohl auf das Haupt geſchlagen ſeyn.

Wir aber möchten noch hinzuſetzen, daß Napoleon nach dieſer Schlacht außer dem Hut auch den Kopf verloren habe, denn warum ging er nach der Schlacht, der nur Schwachköpfe es beſtreiten können, daß ſie nicht ein Kampf des Genies mit dem Genie geweſen ſei, nicht nach der Loire, und lieferte ſich dem Bellerophon aus? Werden ſeine Hoffnungen, Erwartungen dort erfüllt werden? Werden die Verſprechungen erfüllt werden? Wird er ſich nicht künftig betrachten müſſen, als einen Kettenhund, wo die Gewalt des Züchtigens und Loslaſſens in der Gewalt des Meiſters ſteht? — Doch, der Meiſter dürfte ſich verrechnen, denn ſein Kettenhund iſt verlegne Waare, ein räudiges Thier, das nicht mehr gefährlich iſt, da ſein hohles Gebell keine Anſprache mehr findet. Selbſt die Beſtien gehen ihm aus dem Wege, weil ſie fürchten, noch mehr von ihm angeſteckt zu werden.

Marſchall Davouſt, genannt Prinz Eckmühl, iſt eben ſo plump in ſeinem Aeußern, und in der Handhabung der grauſamen Gewalt, welche Napoleon ihm verlieh', als er in ſeinen Schmeicheleien es iſt. An den Herzog von Wellington ſchreibt er: „Frankreich verlange nicht freier zu ſeyn, als England, aber es könne auch nicht dulden, weniger frei zu ſeyn, als England. Jetzt wolle man eine monarchiſche Verfaſſung mit gehöriger Vertretung des Volks; aber der Monarch müſſe Scepter und Krone vom Volk erhalten. „Der Herzog möge ſich dieſe „große Sache angelegen ſeyn laſſen, und für ſie „ſprechen im Rath der Könige,“ wo ſeine Stimme deſto mehr Gewicht haben werde, je größer ſein Ruhm, je geachteter ſein Character, je gerechter ſeine Politik wäre. —“

Wie abhold dieſer Marſchall Davouſt den Preußen ſei, er ſowohl, als alle Anhänger Napoleons, geht aus vielen kleinen Kleinlichkeiten dieſer großen Kleinen hervor. So heißt es z. B. in den franzöſiſchen Blättern über die Einnahme von Paris: Montmartre u. ſ. w. ſei von Engländern, Hanoveranern und Deutſchen beſetzt. (Das Wort: Preußen, ſprechen gar viele Menſchen gar ungern aus!) — In einem Brief vom 1ſten Juli c. ſchreibt Davouſt an Wellington: „der Kaiſer Napoleon habe

Verzicht geleiſtet, alſo falle der Grund der Fortſetzung des Kriegs hinweg; auch hätte der öſterreichiſche General mit dem Herzog von Albufera (Süchet) einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, wie er, (Davouſt) mit ſeiner Ehre verbürge. *) er (Wellington) würde daher, wenn ferner Blut vergoſſen würde, in den Augen ſeiner edlen Landsleute eine große Verantwortung auf ſich laden.“

Einen ganz gleichen Brief erhielt Fürſt Blücher, nur war darin anſtatt „in den Augen ſeiner edlen Landsleute“ geſagt: „in den Augen der Welt.“ Marſchall Davouſt hält alſo die Preußen nicht für edel? — Beſſer kann er ſie nicht loben!

Wellington antwortete auf dieſes Schreiben in gewöhnlichem diplomatiſchen Styl ablehnend in franzöſiſcher Sprache. Blücher antwortete in deutſcher Sprache, wies auf die Treuloſigkeit der Franzoſen hin, erinnerte den Marſchall an ſein Verfahren in Hamburg, bemerkte, daß Gott ihm zur Macht auch

---

*) Er wußte aber ſchon, daß der Obergeneral, Frimont, dieſen Waffenſtillſtand nicht genehmigt hatte.

den Willen gegeben habe, ſeinen Sieg zu verfolgen, und ſchloß nicht mit den ſonſt üblichen Höflichkeitsworten, ſondern mit Ausdrücken der tiefſten Verachtung. — War das nicht recht? —

Der Uebermuth der Franzoſen geht doch in der That weit. So leſen wir in öffentlichen Blättern, daß jetzt häufig eine Menge Menſchen unter den Fenſtern des Pallaſtes der Thuillerien, wo Ludwig XVIII. einſtweilen ſeinen Sitz genommen hat, ſich verſammelt, und ſo lange vive le Roi! ruft, bis der König an einem der Fenſter erſcheint. Kaum iſt e erſchienen, ſo ruft die verſammelte Menge: vive l'Empereur! — Die Bonapartiſten, welche dieſ Ungezogenheiten treiben, wollte jemand „Strohmänner" nennen, weil ſie jetzt, ſtatt daß früher ei Veilchenſtrauß, dann eine Nelke ihr Abzeichen war, jetzt einen Strohhalm im Munde führen. Allein ei anderer erwiederte ihm, und wohl mit Recht, da dieſes Stroh viel Feuerſtoff bei ſich führe, und gewiß nicht leicht verkohle.

Während Napoleon auf dem Bellerophon ſich befand, wurde vieles von ſeiner Leibwäſche u. ſ. w. an das Land gebracht, um wieder gereinigt zu werden. Es war ein großer Andrang von Menſchen, welche begehrten, einmal eine Weſte oder dergleichen von ihm anzuziehen. Die Hemden waren vom feinſten Cambric, und mehrere waren mit einem N und einer Krone in rother Seide gezeichnet, andere aber waren mit einem L und einer Königskrone in rother Seide gezeichnet, gehörten alſo noch zu der Leibwäſche Ludwig XVI. Das heißt denn doch in der That die Unverſchämtheit und Gefühlloſigkeit weit getrieben!

Der Biſchof von Gent, der ohne alles Bedenken die franzöſiſche Konſtitution beſchwor, hat in einem Hirtenbriefe ſeine Schäflein aufgefordert, ja nicht den Artikel der neuen niederländiſchen Konſtitution anzunehmen, welcher Duldung aller Religionspartheien, und Zutritt aller Glaubensverwandten zu den Staatsämtern verſtattet.

In Leyd's Koffeehauſe wurde ein Vorſchlag angeheftet, der den Zweck hat, den in dem gegenwärtigen Kriege gefallenen Tapfern zu Hülfe zu kommen, ohne daß die Nation Koſten davon habe. Man ſchlug nemlich vor, Napoleon zur Schau zu ſtellen, gegen Bezahlung von einer Guinee für die Perſon. Die Oppoſitions-Mitglieder ſollten fünf und zwanzig Guineen für die Perſon bezahlen, und das Rech haben, drei Fragen an ihn zu thun.

Bei ſeiner Ankunft in Paris ſuchte ein preußi ſcher Officier ein Einquartierungsbillet bei einer Dame in der Vorſtadt St Quentin zu erhalten. Als er in ſeinem Quartier angekommen war, wurde ihm ein gutes Zimmer angewieſen. Er war damit höchſt unzufrieden, und verlangte, das Wohnzimmer der Dame im erſten Stock zu beziehen. Ihr Weigern half nichts, ſie mußte nachgeben, und zog eine Treppe höher. Darauf ſchickte der Officier hinauf, und ließ der Dame andeuten, er habe die zweite Etage für ſeinen Adjudanten beſtimmt. Sie machte dringende Gegenvorſtellungen, er ſagte aber in rauhem Ton: obeissez à mes ordres!“ und ſie mußte ſich fügen. Darauf ließ er ihren Koch rufen, und beſtellte ein Mittagseſſen für 6 Perſonen und die feinſten Weine.

Nach aufgehobener Tafel verlangte er die Wirthin zu ſprechen; ſie erſchien. „Nicht wahr,“ fing er an, „Sie halten mich für den ungezogenſten Menſchen von der Welt?“

Ich geſtehe, — erwiederte ſie, — daß ich ſolcher Behandlung mich nicht von einem Officier verſah, da das Militär unſerm Geſchlecht ſtets Achtung zu bezeigen pflegte. —

„Sie halten mich alſo für einen Barbaren?“ fragte er weiter.

Aufrichtig geſtanden, ja! — entgegnete die beleidigte Franzöſin.

„Ich bin derſelben Meinung, Madame,“ ſagte der Officier: „Ich wollte Ihnen nur eine Probe von der Aufführung Ihres Sohnes die ſechs Monate hindurch, wo er in meinem Hauſe in Berlin als franzöſiſcher Officier einquartiert war, geben. Weit entfernt indeſſen, ſchlechte Beiſpiele nachzuahmen, werde ich ſogleich mir ein Logis in einem Gaſthofe ſuchen.“

Wie patriotiſch die Franzoſen unter einander ſelbſt ſind, beweiſet folgender Umſtand. Um die hundert Millionen Franken, welche das Land als Kriegscontributionen den Verbündeten zahlen ſoll, unter ſich zu repartiren und einzuſammeln, haben ſie eine Zulage von zehn Centimen auf den Franken ausgeſchrieben, alſo zuſammen zehn Millionen Franken mehr, als gefordert worden. Solche Beitreibungen ſollten doch wohl von den Officianten ex officio geſchehen, oder hat der Ueberſchuß der zehn Millionen einen andern, nicht angegebenen und anzugebenden Zweck? Auf jeden Fall aber wird hierdurch dargethan, daß die Verbündeten bei den, dem Lande aufgelegten hundert Millionen, noch viel zu nachſichtig waren, denn wenn die franzöſiſche Regierung ſelbſt noch zehn Millionen mehr ausſchreibt, ſo müſſen doch jene hundert Millionen durchaus gar nicht drückend ſeyn.

Ein Bericht. London, vom 28. Aug. 1815 ſagt: der Admiral, Sir G. Cockburn ſoll, wenn er den Buonaparte nach St. Helena gebracht hat, ſich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung begeben, und daſelbſt die Schiffe der dortigen Station commandiren. — Sume, quod tuum est!

Nach der Gazette de france fangen die Franzoſen zum Theil an, fromm zu werden. Die kranken Soldaten in dem Hoſpital Val de Grace verlangen ſämmtlich Erbauungsbücher, und es iſt befohlen worden, in allen Hoſpitälern kleine Bibliotheken von Werken der Art anzulegen.

In Paris ſind jetzt die Duelle zwiſchen den, dem königlichen Hauſe ergebenen Officieren und den beurlaubten Militärperſonen ſehr häufig. Die erſtern werden jeden Augenblick beleidigt und genöthigt, ihren Degen zu ziehen. Ungeachtet die Polizei ſeit einiger Zeit thätiger geworden, ſo beklagen ſich die rechtlichen Leute doch immer noch über die Maaßregeln, welche ſie ergreift.

Den in Baſel angeſeſſenen Juden, welche die Stadt in dem gefährlichen Zeitpunct der Beſchieſung verließen, iſt der künftige Aufenthalt unterſagt, und ſie müſſen in Jahresfriſt ihre Häuſer verkaufen.

Möchte doch dieſes Beiſpiel, welches die immer kluge, immer den Volkswerth berechnende Schweiz giebt, auch andere Länder davon überzeugen, daß ambulirende Menſchen kein Fond der Nation ſind! —

Eine der neuern, vielen engliſchen Karrikaturen auf Buonaparte zeigt ihn in einem Käfig von drei Abtheilungen. In den beiden äußern Abtheilungen iſt links ein Tyger und rechts eine Hyäne, in der mittelſten aber er ſelbſt, an der Erdkugel nagend. Vor dieſem Zwinger ſtehen betrachtend die ſiegenden Generale, und auffallend ſticht unter ihnen Blücher hervor. Die Unterſchrift iſt: mal maison (ſchlimme Wohnung.)

Eine Londner Zeitung enthält unter dem Titel: News in advance folgendes: „Nach Briefen aus Plymouth vom 7. Auguſt 1816 und aus St. Helena vom 18. Juni 1816 iſt am letztgedachten Tage, als eben die Beſatzung von St. Helena den Jahrestag der Schlacht bei Waterloo feiern wollen, Buonaparte plötzlich verſchwunden geweſen. Schon ſeit einiger Zeit ſchwärmten nordamerikaniſche Schiffe um die Inſel, einige ankerten auf der Bay, und die darauf befindlichen Aerzte waren von Buonaparte, nach der ihm von der engliſchen Regierung zugeſtandenen Befugniß conſultirt, ſie ſahen aber eher Gardeofficieren, als Doctoren der Arzneikunde ähnlich. Niemand weiß, wohin er gekommen, oder wohin er ſich gewendet; einige meinen, nach Südamerika, andere nach Oſtindien. Meine Empfehlungen an Herrn John Bull, und die ganze werthe Familie.“

In Draguignan, in der Provence, am Fluſſe Pis, entdeckte man neuerlich einen Klubb Buonapartiſten, der ſich in dieſer Stadt heimlich gebildet hatte. Unter andern hatte dieſer Klubb auch bereits eine Fahne mit der Einſchrift: „der Kaiſer, oder der Tod!“

Ein junger Rechtsgelehrter, welcher am 29ſten Auguſt in Paris bei einem der Gerichtshöfe in Paris den Advokateneyd ſchwören ſollte, und ſeinen Vornamen „Brutus“ angab, erhielt die Weiſung, dieſen revolutionären Namen abzulegen, und ſich vorher taufen zu laſſen, ehe man ihn zum Eyd zulaſſen könne.

Mit einer geheimen Freude erzählt das Journal de Paris, die den Preußen zu Vincennes übergebenen Gewehre wären lauter alte geweſen, die Ruſſen hingegen hätten 10,000 Stück neue bekommen.

Auf Fouché, heißt es, hat ſich jetzt der Haß aller Partheien vereinigt, da ſie ſich alle von ihm betrogen glauben, und nur die fremden Waffen, und die Hoffnung, er möge noch ein Stückchen erſinnen, das ſie retten könne, ſo wie die Furcht vor ſeiner Polizei, kann ſie zurückhalten, daß ſie ihre Wuth nicht an ihm auslaſſen. Dieſe Polizei hat er nach ſeiner Art auf das beſte eingerichtet. — Im Garten der Touillerien ſind einige Vierecke zu Tanzplätzen, unter den Fenſtern des Königs eingerichtet. Da ſind nun Damen von dreierlei Klaſſen beſtellt, daß ſie je nach ihrem Range zu 5, 10 und 15 Franken täglich zu beſtimmten Stunden politiſche Bayaderen machen, und Rundtänze aufführen. Andere Kerls ſind eben ſo darum hergeſtellt, daß ſie gegen gleichen Lohn vive le Roi! ſchreien. Das ſchnurrt, läuft und rollt nun alles ab, nach Maaßgabe der Stichworte in beſter Form, bis etwa ſeinem Buonapartiſten in der Mitte die Galle überläuft, und er aus dem Haufen hervor ſein vive l'Empereur! brüllt.

Glückſeliges Loos, der Regent eines ſolchen Volkes ſich nennen zu laſſen!

Fouché muß doch wohl noch einigen Nationalſtolz haben, wenn er den Bericht an Ludwig XVIII. (Morning-Chronicle. 24. Aug.) über die Lage von Frankreich, mit vieler Wärme und Freimüthigkeit, was unleugbar iſt, aufgeſetzt hat. Wir ſetzen von ſeinen Prophezeihungen, und Fouché iſt in der That der Mann, deſſen Prophezeihungen einige Berückſichtigung verdienen, nur den Schluß hieher. Er ſagt darin:

„Im Norden, in Preußen, iſt es bekannt, daß unſer Mangel an Mäßigung, Energie und Volksgeiſt in unſern Feinden erzeugte. Den Leiden der

Menſchheit wird ferner kein Ende abzuſehen ſeyn, wenn gegenſeitige Rache zur Kriegsregel wird. Denn die Völker ſterben nie!"

„So lange Frankreich noch etwas zu behaupten hat, in der Hoffnung, ſeine Integrität als Nation zu erhalten, wird kein Opfer unmöglich ſeyn, und alle Pläne einer billigen Politik können ausgführt werden; aber an dem Tage, an welchem die Einwohner alles verloren haben, wo ihr Ruin vollkommen iſt, wird man eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Kette von Begebenheiten entſtehen ſehen, weil dann nicht länger weder Regierung, noch Gehorſam ſeyn wird. Blinde Wuth wird an die Stelle der Ergebung treten. Man wird blos Rath in der Verzweiflung ſuchen. Auf beiden Seiten Raub; Plünderung wird gegen Plünderung kämpfen. Jeder Schritt der fremden Truppen wird mit Blut bezeichnet werden. Frankreich wird ſich weniger ſchämen, durch ſich zerſtört zu werden, als zugeben, daß andere es zerſtören."

„Der Augenblick naht, bereits nimmt der Nationalgeiſt dieſe ſchreckliche Richtung, die entgegengeſetzten Partheien verſchmelzen ſich in eine, die Vendie ſelbſt vereinigt ihre Fahnen mit denen der Armee. Bei dieſem Uebermaaß von Leiden, was bleibt Ihro Majeſtät anders, als die Entfernung? Die öffentlichen Beamten werden eben ſo ihre Stellen verlaſſen, und die Heere der Monarchen werden dann zu kämpfen haben mit Menſchen, die ſich von allen Banden der Geſellſchaft losgeriſſen haben.“

„Ein Volk von 30 Millionen kann ohne Zweifel von der Oberfläche der Erde nicht verſchwinden; aber in dieſem Kriege, wo Mann gegen Mann ficht, werden die Unterdrückten und die Beſieger öfters in einem Grabe beiſammen liegen!“

Der Kaiſer Napoleon fragte die Königin von Preußen, Luiſe, welche von Memel nach Tilſit kam, um nach ihren Kräften zu einem gemäßigten Friedensabſchluß etwas beizutragen:

Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?

Die hochherzige Königin antwortete die prophetiſchen Worte: Sire! il etoit permis à la gloire de Frédéric, de nous tromper sûr nos moyens, si toute fois nous nous sommes trompés! *)

Talleyrand, der bei dieſer Unterredung zugegen war, hat jene Antwort oft genug als ſehr bedeutend herausgehoben.

---

*) Friedrichs Ruhm beachtend, konnten wir wohl in unſern Hülfsmitteln uns täuſchen, wenn wir überhaupt uns getäuſcht haben.

In allen Buchhandlungen iſt nunmehr zu haben:

Ueber
Selbſtkunde, Menſchenkenntniß
und den
Umgang mit Menſchen.

Von
Carl Nicolai.

Zwei Theile.

Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede: „der Menſch, ſeine Umgebungen und ſeine Verhältniſſe iſt ein zu wichtiger Gegenſtand, als daß er nicht einer mehrſeitigen Beurtheilung und Beleuchtung unterworfen werden dürfte.“ Dieſe Beleuchtung der Geſellſchaftsverhältniſſe iſt in gegenwärtiger Schrift mit einer Originalität, mit einem Scharfblick und mit ſo vieler richtiger Beobachtung unternommen, daß der geübte Weltmann mit glücklicher Auffaſſungsgabe der Wahrheit nicht zu verkennen iſt, und daß der Leſer jedes Standes und Ranges hier ſich ſelbſt wieder findet, und zugleich für ſeine Umgangsverhältniſſe

Weiſungen und Andeutungen, Warnungen und Winke, welche ihm nicht anders, als ſehr willkommen ſein müſſen, überall antrifft. Der Verfaſſer bemerkt ſelbſt, daß die geſchätzten Werke eines Knigge u. ſ. w., welche in dieſes Feld der practiſchen Philoſophie einſchlagen, jetzt, bei dem fortſchreitenden Zeitgeiſt einer Durchſicht bedurft hätten, und weit davon entfernt, nur im geringſten Nachahmer geweſen zu ſeyn, hat der Verfaſſer mit einer überraſchenden, hinreißenden Originalität dieſen wichtigen Gegenſtand ſo richtig aus dem wahren Leben aufgefaßt, und ihn ſo fleißig und ſchön behandelt, daß dieſes Werk die Zierde jeder Privatbibliothek ſeyn wird. Um eine ohngefähre Anſicht von dem Werth des Buches und dem Umfang der hier behandelten Gegenſtände zu geben, liefern wir das Inhaltsverzeichniß beider Theile:

Ueberſicht des erſten (allgemeinen) Theils.

Vorerinnerung.
Selbſtkenntniß, Entwickelung, woher es ſo ſchwer fällt, ſie zu erhalten.
Wahl eines Vorbildes.

Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt.
Tagebuch.
Religion.
Verwandtenliebe, Verwandtenſtolz.
Aufrichtigkeit der Ehegatten.
Stimme der Freundſchaft.
Lectüre, Theater.

Das Aeußere des Menſchen.

Schönheitsgefühl.
Verkrüppelte, deren Benehmen. — Wie wir uns gegen ſie zu benehmen haben.
Kleidung.
Das Waſchen.
Bart.
Haupthaar. Rothköpfe. Kahler Scheitel. Greiſes Haar.
Zähne.
Schminken und Salben.

Aeußere Bedürfniſſe.

Schlaf. Zeit des Schlafes. Stundenzahl. Nachtheil des vielen Schlafens. Morgenſtunde. Schlafzimmer.
Eſſen und Trinken. Freuden des Mahls ſind nicht zu verſchmähn. Hauptmahlzeit. Mäßigkeit. Enthaltſamkeit. Uebertriebene Aengſtlichkeit. Entbehre und genieße. Kenntniß von der Kochkunſt. Uebertreibungen. Sybariten.
Trinken. Allgemeinheit der geiſtigen Getränke. Deren Entbehrlichkeit. Allmähliges Fortſchreiten des erſten Reizes bis zum Trinker, Säufer. Unheilbarkeit der Leidenſchaft. Geübte Trinker. Der Trunk, um ſich anzufeuern. Trinker aus Verzweiflung. Der periodiſche Rauſch. Bild des Säufers. Rettungsmittel. Vorbeugungsmittel.

Bewegung des Körpers. Das zu wenig und zu viel. Reiten. Bewegungen im Hauſe. Erlernen der Handwerke. Luſtreiſen.

Gewöhnungen, Verwöhnungen. Manieren.

Gang. Körperhaltung. Stehen. Bewegungen des Körpers.

Tanz. Nationaltanz.

Geſicht und deſſen Bewegungen. Ordnen der Geſichtszüge. Das Auge. Mit kleinen Augen anſehen, lorgnettiren, Geſichter ſchneiden.

Sprache. Richtige Ausſprache. Prahlen. Leiſe reden. Flüſtern. Stammler. Mundarten. Grammatiſche Richtigkeit. Reinheit der Sprache. Reinigungsſucht. Fremde Sprachen. Franzöſiren. Sich ſelbſt gern ſprechen hören. Richtige Geſellſchaftsſprache.

Schreiben. Handſchrift. Deutlichkeit derſelben. Schreibart. Rechtſchreibung.

Lachen. Laut lachen. Lächeln. Die Menſchen lachen nach allen Vokalen.

Gruß.

Ordnungsliebe. Sie muß allgemein und ununterbrochen ſein. Ordnung führt zu Gewinn durch Erſparniß.

Pünctlichkeit in der Zeit — im Wort.

Beſchreiben.

Verſchwiegen plauderhaft, ſchwatzhaft.

Kriechendes Weſen.

Laune. Antheil des Magens daran; der Krankheit; der Kränklichkeit. Launiſch; wetterwendiſch. Ueble Laune. Einfluß der äußern Lage darauf. Gute Laune. Scherz. Spaß. Witz. Satyre. Deren Nachtheil. Drollige Menſchen. Spott. Religionsſpötter. Leichter Sinn. Leichtſinn.

Furcht. Furcht vor Menſchen. Menſchenhaß. Menſchenfeindlichkeit. Menſchenſcheu. Weiberſcheu. Der Weiberfeind. Furcht vor Gefahren. Furcht in der Gefahr. Das Aufſuchen der Gefahr. Gewitterfurcht. Geſpenſterfurcht. Einfluß der Nacht. Einfluß des Alleinſeins. Furcht vor Thieren. Furcht vor ſich ſelbſt. Vor körperlichem Schmerz. Analyſe deſſelben. Furcht vor Todten und vor dem Tode. Vorbeugungsmittel. Pinſelſtriche über den Selbſtmord.

Langeweile. Beſchäftigung mit ſich ſelbſt. Beſchäftigung für ſich ſelbſt. Nahrungsmittel der Langeweile. Ueberſättigung. Leere. Das dolce far' niente! Spiel. Muſik.

Lügen, Nothlüge.

Befördernde oder ſtörende, mehr dauernde Gemüthszuſtände. Bewegungen und Erſchütterungen.

Geiz. Habſucht. Verſchwendung. Sparſamkeit. Theilnahme. Selbſtſucht. Mißgunſt. Neid. Stolz. Herrſchſucht. Hochmuth. Eitelkeit. Der umgängliche Mann.

Ruf. Guter Name. Ehre. Ehrſucht und Ehrgeiz. Schande. Duell.

Heftigkeit. Aufbrauſen. Zorn. Mäßigung.

Sanftmuth. Geduld. Duldend. Phlegma.

Empfindlichkeit. Empfindſamkeit.

Eigendünkel. Eigenliebe.

Feigheit. Muth. Tapferkeit. Tollkühnheit. Poltron.

Hypochondrie. Trübſinn. Schwermuth. Melancholie.

Ganze Menſchen. Halbe Menſchen.

Einzelne Wahrnehmungen, Beobachtungen, Klugheitsregeln, Tröſtungen.

Inhalt des zweiten oder beſonderen Theils.

Dienſtverhältniß.
Der Umgang unter Eheleuten.
Ueber Hageſtolze und alte Jungfern.
Ueber den Umgang zwiſchen Aeltern und Kindern.
Der Umgang mit Dienſtboten.
Ueber den Umgang mit Geiſtlichen.
Das Verhältniß zum Arzt.
Umgangsverhältniß mit dem weiblichen Geſchlecht.
Ueber den Umgang unter Verliebten.
Umgang mit der lieben Verwandſchaft und Nachbarſchaft.
Etwas über Freundſchaft.
Ueber den Umgang mit Kriegesleuten.
Ueber den Umgang mit dem Adel.
Ueber den Umgang mit Staatsdienern, und beſonders mit Rechtsgelehrten.
Ueber den Umgang mit Kaufleuten.
Ueber den Umgang mit andern Religionsverwandten, namentlich mit den Juden.
Ueber den Umgang zwiſchen Miether und Vermiether, und zwiſchen Miethsleuten unter einander.
Etwas über Gaſtfreundſchaft.
Ueber den Umgang mit Gelehrten und Künſtlern.
Einige Vorſchriften für Reiſende.
Ueber den Umgang mit den Subalternen der Behörden.
Allgemeine Bemerkungen für Supplikanten.

Beſuch, Beurtheilung des Theaters und anderer öffentlicher Schauſpiele.

Behandlung derer, welche eine Sparre zu viel haben. Politiſche Schwärmer. — Fanatiſche Schwärmer. Ueberkluge. Dummſtolze. Der Uebergang zum Wahnwitz.

In einigen Wochen wird folgende intereſſante Schrift die Preſſe verlaſſen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben ſeyn:

Wellington.

Ein hiſtoriſches Gemälde.

Der Herr Verfaſſer, einer unſerer vorzüglichſten Geſchichtſchreiber, ſtellt uns in dieſem Gemälde den Helden dar, auf welchen ſeit mehreren Jahren bereits ganz Europa ſein Augenmerk gerichtet hat. Er ſchöpfte, bei Bearbeitung dieſes Werks, aus dem Urquell, und, weit entfernt, durch deſſen Herausgabe die Anzahl von oberflächlichen biographiſchen Skizzen unſerer jetzigen Helden zu vermehren, liefert er uns ein vollſtändiges Ganze, d. h., er erzählt mit hiſtoriſcher Treue die Geſchichte dieſes Helden, von ſeiner früheſten Jugend, bis zu ſeinen neueſten, die Welt in Staunen ſetzenden Großthaten. Wir dürfen dieſe Biographie Willingtons unbedingt die *einzig vollſtändige* nennen, und ſie dem Freund der Geſchichte ſowohl, als Jedem, der gern von den Thaten großer Männer lieſt, mit vollem Recht empfehlen.

Leuchtkugeln.

Ein Journal

in

zwangloſen Heften.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Schiller.

Quedlinburg, 1815
in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

I.

Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien.

(Eine biographiſche Skizze.)

Soult, einer der vier Generale von der franzöſiſchen Kaiſergarde, erregt unſere Aufmerkſamkeit beſonders um deswillen, weil er in Spanien dem geprieſenen Helden des Tages, dem Lord Wellington immer gegenüber ſtand. Bedeutend als Feldherr mußte dem franzöſiſchen Kaiſer der Mann erſcheinen, welchen er dem Britten entgegen ſandte, der zuerſt Frankreichs Siegen einen Damm entgegen ſtellte, und gegen welchen er ſelbſt in das Feld zu rücken nicht wagte.

Soult iſt ein Mann von 46 Jahren, obſchon er älter ausſieht, beſonders wenn man ſeinen kahlen Scheitel, ſeine tiefen Züge, ſeine Stirn betrachtet, und den Mangel an Lebensfriſche in ſeiner Geſichtsfarbe bemerkt; — alles ſehr natürliche Folgen der Ermüdungen vieler Kriege, und der Anſtrengungen und Beſorgniſſe, welche bei ihm unaufhörlich an der Lebenskraft zehrten. Er iſt nicht groß; er hat nur 5 Fuß, 5 Zoll, und ſcheint, bei einem ſtarken Körperbau, noch kleiner zu ſein, als er wirklich iſt. Er hat übrigens ein ganz gewöhnliches, etwas breites Geſicht; ſobald man ihm aber in das Auge geſehn, gewinnt dieſes Geſicht an Würde, denn dieſes Auge iſt feurig, forſchend, tiefblickend. Ueberdem hat er ein ernſtes, nachdenkendes Geſicht, durch welches der große Geiſ ſich ankündigt. Sein Gang iſt ſehr militairiſch ſeine Haltung einfach, ſein Aeußeres kalt und gebietend, ſeine Kleidung ganz in ſoldatiſchem Geiſ ſauber und paſſend ohne phantaſtiſch zu ſein; e ſpricht wenig, aber was er ſagt, hat Gewicht, un bei großer Strenge in der Mannszucht, übt er do eine gleiche Gerechtigkeit, vom erſten General an bis zu dem unterſten Troßknecht, — alles Eigenſchaften, welche ihm die Achtung der franzöſiſchen Heere gewannen.

Soult iſt der Sohn eines Winzers im ſüdlichen Frankreich, und hat durchaus keine frühere wiſſenſchaftliche Bildung in die Armee mitgebracht. Drang zu dem Soldatenweſen bewog den funfzehnjährigen, feurigen Jüngling, ſeinen Aeltern zu entlaufen, und als gemeiner Soldat im Jahr 1786, bei einem Infanterieregiment in der Provinz ſich anwerben zu laſſen. Sein gutes Betragen, ſeine Luſt zum Dienſt, ſein Eifer, den kleinen Dienſt und die Exercitien kennen zu lernen, veranlaßten es, daß er bald Korporal und dann Sergeant wurde. Schon jetzt übte er gegen ſeine Untergebenen eine ſtrenge Mannszucht aus, obſchon damals der erſte Freiheitsſchwindel der franzöſiſchen Revolution in voller Gähre war.

Im Jahr 1792, wo die Nationalarmeen ſchon immer mehr gebildet werden ſollten, wurde er, wegen ſeines Rufs, als guter Exerciermeiſter, zum Adjudant-Major eines Bataillons Nationalgarden ernannt, und zeichnete ſich durch ſeine Pünktlichkeit im Dienſt und durch ſeine Unerſchrockenheit jetzt bei mehrern Auftritten in Paris aus. Im Jahr 1793 wurde er zum Stabsofficier und bald darauf zum General-Adjudanten ernannt. Soult, ganz Soldat, war kein Freund der Bachanale, oder der wollüſtigen Zerſtreuungen, und hatte ſeine müſſigen Stunden immer dazu verwandt, ſich in der Kriegskunde zu vervollkommnen, und ſich einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu verſchaffen. Das glückliche Emporſteigen hatte ſeinen Ehrgeitz rege gemacht, und bei einer natürlichen Kälte des Gemüths hatte er nur einen Zweck vor Augen, aber dieſen verfolgte er auch mit allen Kräften der Seele.

Als General-Adjudant war er bei der Moſelarmee unter Jourdan's Befehlen. Als 40,000 Mann von dieſer Armee an die Sambre detachirt wurden, um Charleroi zu entſetzen, war Soult Chef des Generalſtabes des damaligen General Lefevre, der den Vortrab der Armee machte.

Am 26ſten Juni 1794, am Tage der Schlach bei Fleurus, wurde der rechte Flügel der franzöſ ſchen Armee um 3 Uhr Morgens von Beaulieu a gegriffen. Um Mittag war Marceau geſchlagen ſein Generalſtab, der ihn vertheidigte, rettete ihn kaum noch gegen die öſtreichiſchen Dragoner Latour, und er warf ſich auf die Diviſion Lefevre, welche aufgeſtellt war. Von Lefevre verlangte Marceau vier Bataillone, um wieder vorzudringen, und als dieſer zweifelhaft zu ſein ſchien, rief Marceau: „wenn Sie die vier Bataillone mir abſchlagen, ſo jage ich mir eine Kugel durch den Kopf;“ Lefevre wandte ſich an Soult, und befragte ihn um ſeine Meinung. Dieſer antwortete: „nicht eine Kompagnie, oder Ihre ganze Diviſion iſt verloren, General!“ — Marceau rief nun heftig gegen Soult, „wie er ſo zu ſprechen wagen könne, und wer er denn ſei.“

Soult erwiederte mit der Ruhe, die ihn immer auszeichnete: „ich bin ruhig, Sie ſind es nicht.“ Dieſe Antwort brachte den erhitzten Marceau noch mehr auf, und er forderte Soult für den folgenden Tag. „Ich werde mich einfinden,“ erwiederte Soult, „wenn Sie ſich dadurch beleidigt finden, daß ich Ihnen die Wahrheit ſagte. Jagen Sie ſich eine Kugel durch den Kopf, wenn Sie wollen; von unſerer Diviſion erhalten Sie kein Bataillon, ehe wir nicht außer Gefahr ſind.“

In dieſem Augenblick griff Prinz Coburg den General Lefevre mit dem Kern ſeiner ganzen Armee an; Soult war alſo gerechtfertigt. Die ungariſchen Grenadire rückten ſiebenmal an, und Soult warf ſich neben Marceau an die Spitze dieſer aufgenommenen Brigade, während Lefevre die Reſerve ſtellte. Das Regiment Royal Allemand griff, von öſtreichiſchen Grenadieren unterſtützt, die franzöſiſchen Kolonnen, welche Soult neben Marceau wieder in das Feuer geführt hatte, mit einer beiſpielloſen Verwegenheit an; Soult aber war überall. Um 6 Uhr Abends war die ganze Moſelarmee der Franzoſen in vollem Rückzug, Lefevres Diviſion ausgenommen, welche nach Soults Anordnung in ihren Verſchanzungen noch unerſchütterlich ſtand. Auch Lefevre wollte ſich nun zurückziehn, da er die ſcharfe Spitze hatte, und auf beiden Flanken bedrängt war. Faſt gebieteriſch ſagte ihm jetzt Soult, er ſolle in ſeiner Poſition bleiben, weil der Feind unſichere Bewegungen mache. Dieſe Meinung Soults wurde auch bald dadurch gerechtfertigt, daß Jourdan Befehle zum Angriff ſchickte. Beobachter, die in einem Luftballon waren, hatten nämlich die ungewiſſe Bewegung der Oeſtreicher bemerkt. Soult eilte nun ſogleich an der Spitze der Kolonne zu einem Angriff auf das Dorf Lambuſſart, nahm es mit ſtürmender Fauſt, und der öſtreichiſche Feldherr, Prinz von Coburg, zog ſich, nachdem die Schlacht 18 Stunden gedauert hatte, in guter Ordnung zurück.

General Marceau, der hier Soults Geſchicklichkeit und Unerſchrockenheit kennen gelernt hatte, ſagte nachher zu Lefevre: „der Chef Ihres Generalſtabs wird ſich bald einen Namen gewinnen.“ Lefevre erwiederte wenig, Marceau aber reichte Soult die Hand, und ſagte ihm: „ich bitte Sie, meine Lebhaftigkeit von heute Morgen zu vergeſſen. Sie haben mir heute viele Lehren gegeben; Sie ſind es, der die Schlacht bei Fleurus gewonnen hat.“ Soult gab gern die Hand der Verſöhnung, und betrauerte ſpäterhin den Tod Marceaus als den ſeines Freundes.

Während der Feldzüge von 1794 bis 1797 leitete Soult fortwährend Lefevres Generalſtab, und ſeine Meinung über Soult war, daß er mehr für die Feder als für den Degen tauge, eigentlich aber wußte er ſehr wohl, daß Soult ſeine rechte Hand war, und er ſuchte deſſen glänzende Eigenſchaften nur um deswillen im Schatten zu halten, damit nicht ein Obergeneral dieſen geſchickten Officier verlange, oder das Directorium ihm eine Selbſtſtändigkeit gebe.

Lefevre war in aller Hinſicht ein ganz gewöhnlicher Menſch, und dennoch hatte ſeine Diviſion von 15000 Mann überall, neben Marceau's, Championets und Bernadotte's Truppen den größten Ruhm. Soults raſtloſer Thätigkeit und ſtrengen Kriegszucht war dies zu verdanken. „Die Kavallerie Lefevre's hauet mit Grazie ein, und ſeine Infanterie marſchiert gegen die Batterien, wie die Schweitzergarde zu der Sonntagsparade," ſo ſagte man in den Armeen von dieſem muſterhaften Corps. Dabei hatte Soult durch ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verpflegung der Soldaten ſich deren allgemeine Liebe erworben. Ereignete ſich ein unangenehmer Vorfall, ſo hieß es bei der Armee jedesmal: „das kommt daher, weil der General ſich drein gemiſcht hat, unſer Soult hätte das anders gemacht!"

Im Jahr 1798 wurde Soult endlich zum Brigade-General ernannt; da aber Lefevre ihn zu behalten wünſchte, ſo wurde er Befehlshaber des

Vortrabs dieſer Diviſion. Als Lefevre verwundet wurde, vertraute Jourdan die ganze Diviſion an Soult, der in der Schlacht von Liptingen, am 26ſten März 1799, dieſe Diviſion ſo gut führte, daß er zum Diviſionsgeneral ernannt, und bald darauf in der Schweitz unter Maſſena angeſtellt wurde. Mit dieſem ging er nach Italien, und leiſtete ihm bei der Belagerung von Genua den herrlichſten Beiſtand.

Hier zerſchmetterte ihm eine feindliche Kugel den rechten Fuß, und er kam in öſtreichiſche Gefangenſchaft. Nach der Schlacht von Marengo wurde er ausgewechſelt, und ſobald er von ſeinen Wunden geheilt war, erhielt er den Oberbefehl über das Obſervationscorps im Königreich Neapel.

Hier entwickelte Soult ein neues Talent, indem er mit vieler Gewandheit ſich die Gunſt der Eingebornen zu erwerben wußte, und zwar um ſo mehr, da er bei ſeiner ſtrengen Aufſicht über die franzöſiſchen Soldaten dem Bürger die Uebel des Krieges ſo viel als möglich zu erleichtern ſuchte. — Er wurde bald darauf nach Paris berufen, und zum Generalobriſt der Gardejäger ernannt. — Napoleon war entzückt über die Fortſchritte ſeiner Garde in Disciplin, Haltung und Kriegesſinn, und aus Dankbarkeit ernannte er Soult zum Oberbefehlshaber des Lagers von Boulogne.

Soult, hier angekommen, tadelte ſehr ſcharf die ungeheuren Werke, welche an der Küſte angelegt wurden, und als die große Triumphſäule dort errichtet war, und die Einſchrift erhielt: „die Land- und Seearmee Napoleon dem Großen!“ ſo ſagte Soult laut: gute Baraquen für die Soldaten, und ein geſundes Hoſpital wären beſſer geweſen! — Napoleon erfuhr das zwar wieder, verſchluckte es aber für den Augenblick, da er wohl bemerkte, wie ſich Soult immer mehr zu wichtigen Rollen ausbildete.

Hier in Boulogne wurde er zum erſtenmal mit der ganzen franzöſiſchen Armee und ſie mit ihm bekannt. Unermüdet thätig, ſaß er faſt immer zu Pferde, und bei der Muße, welche dieſes Lager hatte, beſchäftigte er ſich, die Armee Manövres ausführen zu laſſen, welche bis jetzt nur in ſeinem Kopfe gelegen hatten. Die Neuheit der Entwicklungen überraſchte die erfahrenen Krieger, und

Soult hatte das Vertraun der ganzen Armee gewonnen, als dieſe aufbrach, um gegen die Oeſtreicher und Ruſſen nach Deutſchland zu gehen.

Soult ging am 26ſten September 1805 in dieſem einzig merkwürdigen Kriege bei Speier über den Rhein, und richtete ſeinen Marſch über Heilbronn auf Nördlingen. Den 6ten October bemächtigte er ſich des Brückenkopfs bei Donauwörth, ging über die Donau und nahm Augsburg ſchnell ein, und eben ſo Memmingen.

In der Schlacht von Auſterlitz vertraute ihm der franzöſiſche Kaiſer den Oberbefehl über den rechten Flügel an, und dieſes Vertraun zu einer Zeit, wo der franzöſiſche Adler in der größten Gefahr war, in welcher er jemals geſchwebt hatte, beweiſet, daß Soult wohl der Geſchickteſten einer ſein mußte, zumal wenn man hinzufügt, daß der franzöſiſche Feldherr ſeine Männer gut zu wählen wußte.

Während der Schlacht (2te Dec. 1805) ſchickte Napoleon den Befehl an Soult, ſogleich die Anhöhen von Pratzen anzugreifen. Soult gab dem Abjudanten des Kaiſers, der ihm dieſen Befehl brachte, zur Antwort! „jetzt noch nicht, wenn es Zeit davon iſt, werde ich es ſchon thun.“ Als Napoleon dieſe Antwort von ſeinem Adjudanten wieder empfing, wurde er wüthend, und ſchickte einen andern Adjudanten an Soult ab. Als dieſer ankam, ſagte ihm Soult ganz ruhig: „erwiedern Sie dem Kaiſer, er mögte nur zuſehen, wie ich manövrire, und ich würde gerechtfertigt ſein.“ Wirklich hatte Soult mit jener Kälte, welche der Feldherr haben muß, der kein Abentheurer ſein will, ſeinen Angriff verſchoben, um den Ruſſen Zeit zu laſſen, ſich nach ihrem linken Flügel zu ziehen, und dadurch ihren Mittelpunkt blos zu ſtellen. Jetzt, wo es Zeit war, entwickelte Soult ſeine Maſſen gegen das Centrum der feindlichen Macht, nahm im Kolonnenmarſch das gefangen, was nicht fiel, bemächtigte ſich der ſchönen Erhöhung von Pratzen, und breitete ſich darauf aus.

Napoleon, der auf einer Anhöhe hielt, von welcher er die Bewegungen des größten Theils der Armee überſehen konnte, war von dieſen entſcheidenden Bewegungen, von welchen er den Sieg erwarten konnte und durfte, entzückt. Er jagte herzu, umarmte Soult, und ſagte zu ihm laut, daß der ganze Generalſtab es hörte: „Herr Marſchall! Ich halte Sie für den erſten Taktiker in meinem Reich!“ Soult antwortete weiter nichts, als: „Sire! ich glaube es, weil Ew. Majeſtät die Gnade haben, es mir zu ſagen!“

Nach dieſem glorreichen Feldzuge zeichnete Kaiſer Napoleon den Marſchall Soult ſehr aus, um ſo mehr, da durch alle Haufen der franzöſiſchen Armee es bekannt war, daß die Ehre des Tages vom 2ten December der Kaltblütigkeit und ruhigen Berechnung des Soult gebühre.

In dem Feldzuge gegen Preußen, im Jahre 1806 entſchied Soult in der Schlacht bei Jena, den 14ten October, den Sieg durch ſeine Bewegung gegen den preußiſchen Mittelpunkt, nachdem er Meiſter der Holzung auf dem rechten Flügel geworden war. — Im 10ten Bulletin, Naumburg, den 18ten October 1806, ſteht eine Unterredung zwiſchen Soult und einem preußiſchen General, wornach Soult, an einen Waffenſtillſtand glaubend, ein preußiſches Corps durchziehn ließ. Dieſe Unterredung iſt erdichtet. Soult hat ſich in dieſer Hinſicht nichts zu

Schulden kommen laſſen, wohl aber der General Klein. Der bei Greuſſen Blüchers Verſicherungen trauete; Soult, von Erfurt ab kommend, hatte mit dieſen Manövers gar nichts zu ſchaffen, und war auch gar nicht der Mann, der ſich auf Worte eingelaſſen haben würde. Eben aber, da er die Worte außer Acht läßt, hob ihn Napoleon in jenem Blatt des Moniteur heraus, um den Generalen eine Warnung zu geben.

In der Schlacht von Eylau war Augereau vernichtet, und hatte den linken Flügel des Marſchall Soult unbedeckt gelaſſen. Die ſchlechten Wege hatten den Marſchall Davouſt aufgehalten, Ney war mit dem Korps des General Leſtoq beſchäftigt, und Bernadotte war zu entfernt. Dazu kam, daß mehrere Adjudanten, welche Ordres hatten bringen ſollen, in den unwirthbaren Gegenden umgekommen waren.

In dieſer mißlichen Lage für die franzöſiſche Armee benutzte Soult, der die Trümmer des Augereauſchen Corps aufgenommen hatte, und im Centrum mit geringer Mannſchaft dem General Bennigſen, der hier über 64,000 Mann rüſtiger Truppen noch zu gebieten hatte, gegenüber ſtand, den Augenblick ſo gut, daß er ſeine, jetzt noch aus 13.000 Mann beſtehenden diſponiblen Truppen zu vervielfältigen ſchien. Die Franzoſen ſelbſt geſtehn ein, daß wenn am Abend dieſer Metzelei, wo mehr als 20,000 Todte und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten, das ruſſiſche Centrum nur eine Stunde vorgerückt wär, die ganze franzöſiſche Armee, welche damals ſehr mißgeſtimmt war, in Eilmärſchen den Rhein geſucht haben würde. Soults künſtliche Bewegungen, ſeine Keckheit in den Seitenmärſchen machte den ruſſiſchen General irre. Am Abend (d. 8ten Febr. 1807) wollte der franzöſiſche Kaiſer unter Begünſtigung der Nacht ſich zurückziehn. Soult aber ſagte: „bleiben wir, wo wir ſind, Sire, und wir haben dann gewonnen. Nach meinen Beobachtungen wird Bennigſen die Nacht benutzen, um ſich zurück zu ziehn.“ Napoleon vertraute Soults ſcharfem Blick, und der folgende Morgen rechtfertigte Soults Meinung, ſo, daß ihm alſo die Entſcheidung der Schlacht von Eylau zuzuſchreiben iſt.

Nach dem Tilſiter Frieden erhielt Soult ein groſes Kommando in Spanien. Das 2te Armeecorps ſtand unter ſeinem Befehl. Den 10ten November 1808 griff er die Armee von Eſtremadura an, ſchlug ſie, und eroberte Burgos. Kühn in allen ſeinen Unternehmungen, zwang er die Armee des engliſchen Feldherrn, Sir John Moore, in der Nacht vom 16ten zum 17ten Januar 1809, bei Corunna ſich einzuſchiffen, nachdem in dem Gefecht ſelbſt, welches dieſer Einſchiffung voran ging, Sir John Moore gefallen war.

Von hier ab wandte er ſich auf Portugal, wo er ſich in Oporto, welches mit Sturm genommen wurde, den Beifall der Eingebornen dadurch gewann, daß er die Zügelloſigkeit, welche bei jedem Sturm unter dem ſiegenden Heer iſt, ſobald als möglich zu zähmen ſuchte. Er ging auf Liſſabon los.

Hier war Wellington, als brittiſcher Generaliſſimus, am 2ten Mai 1809 gelandet, und Soult, nicht ahndend, einen ſo kriegserfahrnen, feurigen Gegner zu haben, ließ den Uebergang über de Duero zu, und war, als er erſt am folgenden Tage das Aufſtellen der brittiſchen Armee erwartete und eben mit ſeinem Generalſtab in Oporto be

Tafel ſaß, in Gefahr, von den engliſchen Plänkern gefangen zu werden. Er mußte ſich auf das Pferd werfen, und bahnte ſich, mit dem Degen in der Fauſt, einen Weg. Nach einem mißlichen Gefecht mußte er am 18ten Mai Portugal mit 16.000 Mann verlaſſen, und, um nicht mit der ganzen Mannſchaft gefangen genommen zu werden, ließ er Geſchütz, Gepäck und Train zurück, durch enge Gebirgsgegenden ſich hinziehend, um in Spanien einen Anlehnungspunkt aufzuſuchen. Vierzehn Tage und Nächte war ſeine Armee auf dem Marſch, und ſeine Soldaten hatten keine andern Nahrungsmittel, als was ſie am Wege fanden.

Sein Glücksſtern führte ihn auf Lugo, wo General Fournier mit dem 69ſten Regiment ſich eben den Spaniern ergeben wollte, und hier ordnete er ſeine Mannſchaft wieder. — Nachher zwang Soults Marſch auf Placentia den Lord Wellington, ſeine Stellung bei Talavera de la Reyna zu verlaſſen. — Bald darauf war Joſeph mit dem Chef des Generalſtabs ſeiner Armee in Spanien, mit Jourdan unzufrieden, und übertrug an Soult dieſe Stelle. Soult aber wollte den Titel eines Major-Generals von König Joſeph durchaus nicht annehmen, und

Napoleon mußte ihn daher zum Major-General der franzöſiſchen Armee in Spanien mit der Befugniß allenthalben unmittelbar zu befehlen, ernennen. König Joſeph ſtand alſo geradezu unter ihm.

Durch einen kühnen und glücklichen Uebergang über die Sierra Morena zeichnete er ſich in ſeiner neuen Würde zuerſt aus, zwang nach der Schlacht von Albuera den Lord Wellington zu dem Rückzug auf Portalegre, und wenn er auch überhaupt zuletzt den Britten die Halbinſel räumen mußte, ſo geſtanden doch auch die Feinde einmüthig, daß er bei dieſer mißlichen Art, Krieg zu führen, ſich mit einer Geſchicklichkeit und Gewandtheit benahm, welche den größten Feldherrn aller Zeiten Ehre macht.

In der franzöſiſchen Armee galt allgemein das Urtheil über ihn, daß er mit Napoleon und Moreau rivaliſire, denn wenn er auch nicht das Genie für den großen Krieg in gleichem Grade beſitze, wie ſie, ſo ſei er ihnen doch in der Anwendung und Ausführung der Manövres auf dem gegebnen Terrain weit überlegen. Daher bedauerte es auch der Kaiſer Napoleon im Jahr 1809, wo er an der Donau in einer mißlichen Lage war, laut, daß Soult nicht da ſei, und letzterer ſagte in Spanien häufig, er wünſche wohl, unter des Kaiſers unmittelbarer Leitung dieſen Krieg führen zu können.

Soult hat bis auf die letzten Zeiten für einen eifrigen Republikaner gegolten, und er hielt ſeine Meinung desfalls ſo wenig zurück, daß Napoleon ſehr aufmerkſam auf ihn wurde. Dieſem Argwohn Napoleons iſt es zuzuſchreiben, daß er durch Prinz Berthier gegen Soult, nachdem dieſer Oporto eingenommen hatte, unterſuchen ließ, ob derſelbe nicht auf der Halbinſel ſich eine Selbſtſtändigkeit zu verſchaffen ſuchen wolle, denn in Oporto ſolle er die Ehrenbezeugungen eines Königs verlangt und erhalten haben. So weit ſcheint aber Soults Ehrgeitz nie gegangen zu ſein. Uebermäßige Herrſchbegierde wird ihm nicht zum Vorwurf gemacht.

Als der franzöſiſche Kaiſer gegen Rußland ging, wurde Soult ſpäterhin beordert, mit auserleſenen Truppen aus Spanien zu der Armee des Kaiſers nach dem Norden von Europa hin zu ziehen, und dieſer Feldzug war durchaus gegen die Meinung und Ueberzeugung Soults, worüber er ſich laut äußerte. Ungeſtüm ſogar wurde er in ſeiner Proteſtation, als Napoleon, der nach geringem Widerſtande in Rußland eingedrungen war, ſich nicht langſam links nach Petersburg wandte, ſondern mit ungeſtümer Verwegenheit ſeine Richtung auf Moskau nahm. — Eben ſo eiferte Soult nachher dagegen, daß die franzöſiſche Armee ſich in Sachſen aufhielt, und ſpäterhin die Leipziger Schlacht anknüpfte. „Der Kaiſer will es nicht geſtehn, daß er geſchlagen iſt; wenn er an den Rhein geht, braucht er es auch nicht zu geſtehn, hier aber wird er es bald geſtehn müſſen!“ ſagte er über dieſe Stellung, und er hatte Recht.

Soult war, als Paris ſich an die Verbündeten übergab, nicht mehr bei Napoleon in Fontainebleau, ſondern hatte, in tiefem Schmerz über die Beſiegung ſeines Vaterlandes, ſich zurück gezogen.

Nachher ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Marſchall, ohne jedoch ihn zum Pair des Reichs zu ernennen, worauf Soult bei ſeinen Verdienſten um die franzöſiſche Armee, bei ſeinen großen Beſitzungen Anſprüche machen zu dürfen glaubte. Allein er war bei dem Hofe Ludwig XVIII. nicht beliebt, weil ihm jene Gewandheit fehlte, ohne welche man bei den Höfen alter Art ſein Glück nicht macht. Soult, der ſchon für Napoleons Dynaſtie kein eifriges Intereſſe gehabt hatte, ſondern nur für das franzöſiſche Vaterland, konnte noch weniger einen lebhaften Antheil an Ludwig XVIII. nehmen, und er drängte ſpäterhin den Kriegsminiſter Dûpont aus ſeinem Poſten, deſſen Stelle ſich zueignend, blos um deswillen, damit ſein Eifer, Mannszucht in die franzöſiſche Armee zu bringen, ſeine Nahrung wieder finde.

In der franzöſiſchen Armee, welche Ludwig XVIII. vorfand, und bei welcher der König nur weniges geändert hatte, war nämlich eine Zügelloſigkeit und eine Willkühr eingeriſſen, die dem König Ludwig ſelbſt nicht entgehn konnte, und er beklagte ſich darüber einſt gegen Soult, von welchem er wußte, daß dieſer die Liebe der Armee hatte, unbezweifelt der beſte Exerziermeiſter war, und ſtrenge Mannszucht hielt. Dieſer überreichte dem König einen Plan zu beſſerer Bildung der Armee, und als dieſer Plan Ludwigs ganzen Beifall hatte, ſo vertraute er ihm das Portefeuille des Kriegsminiſterii an.

Von dieſem Augenblick an wurde Ludwigs Armee freilich mehr zu der nothwendigen Diſciplin zurückgeführt, aber die Unzufriedenheit wurde auch immer lauter, und wenn auch Soult den Einflüſterungen der Buonapart'ſchen Parthei allerdings Gehör gab, ſo ſcheint er dieſes doch mehr aus Eifer für Frankreich, als aus Anhänglichkeit für die Perſon Napoleons gethan zu haben.

Ganz kurz vor Napoleons Wiederkehr nach Frankreich erhielt er als Kriegsminiſter von Ludwig ſeinen Abſchied. Zwar verbreitete ſich in Deutſchland das Gerücht, Mortier habe dem König den Verrath des Herzogs von Dalmatien entdeckt, und dieſer ſei vor ein Gericht geſtellt, und in die Bleibergwerke geſchickt; allein, das alles gehörte zu den tollen Lügen, welche jene Zeit erzeugte. Vielmehr erhielt Soult, an deſſen Stelle Clarke trat, ſeine Entlaſſung in ſehr gnädigen Ausdrücken, und der eigentliche Grund ſcheint nur der geweſen zu ſein, weil er in der bereits beſtochenen, in der übermüthig gewordenen Armee eine Strenge übte, welche den Zeitumſtänden nicht angemeſſen zu ſein ſchien.

Napoleon war nie der perſönliche Freund

Soults geweſen, wenn er auch Achtung vor deſſen Kenntniſſen haben mußte, und ſo war es umgekehrt auch der Fall. Nach Napoleons Rückkehr nahm der Herzog von Dalmatien nur ſehr kalten Antheil an den Geſchichten Frankreichs im Jahr 1815. Er ſchien mehr einer Parthei anzugehören, welche an die Jahre von 1792 erinnert. Er hat ſein Benehmen bereits zu verantworten gewußt, und wird es fernerhin zu verfechten wiſſen, denn Soult iſt ein zu ſchlauer, nüchterner Menſch, und geht zu ſehr ſeinen eignen Weg, und wird zu wenig vom Partheigeiſt berauſcht, als daß er nicht überall ſeine Perſönlichkeit ſchützen ſollte.

Wenn Ludwig XVIII. den franzöſiſchen Thron ſich ſichert, und wenn der etwas ſehr ſtörriſche Sinn des Herzogs von Dalmatien ſich beugen läßt, welches nur dann geſchehn kann, wenn Soult ſelbſt es einſieht, daß ſo und nicht anders Frankreich beſtehen ſoll und kann, ſo würde Frankreichs König vielleicht keine beſſere Wahl treffen können, als wenn er, eine Amneſtie über die Vergangenheit erlaſſend, den Marſchall Soult nicht ſowohl in das Kriegsminiſterium, wo er nie an ſeinem rechten Platze war, ſondern an die Spitze der Armee berief. Denn Soult iſt beſonders, was er vielfältig in Spanien bewieſen hat, dazu geſchaffen, in kurzer Zeit aus Trümmern eine Armee wieder herzuſtellen, und Ordnung und Kriegszucht hinein zu bringen, ohne daß er deshalb die Liebe dieſer Armee verlör. Dieſe Liebe aber kann freilich der ſtrenge Feldherr nur in Kriegeszeiten ſich erwerben, und wenn auch der Sicherheit des Thrones der Bourbons es vielleicht nothwendig ſein könnte, durch irgend einen Krieg die Armee nach außen hin zu beſchäftigen, ſo möchte es doch wohl ſchwer halten, die franzöſiſche Armee zu beſtimmen, in einem ſolchen Kriege da als Hülfstruppen aufzutreten, wo eben dieſe Armee vor weniger Zeit noch über das feſte Land von Europa entſcheiden zu können wähnte! — Soults vollendetes Talent wird daher wohl veralten!

II.

Deutſchlands Wünſche.

Ein Leben ohne Wünſche würde eine erbärmliche Vegetation ſein, und eben ſo würde ein Staatskörper bald in Fäulniß übergehen, wenn er keine Wünſche mehr hätte. Daher mag es denn auch den einzelnen Gliedern des deutſchen Staatskörpers, welche, wenn man nämlich die natürliche Lage Deutſchlands beachtet, doch immer nur Theile eines Ganzen ſind, und, wenn ſie ſelbſtſtändig ſein wollen, abgeſägt werden, und alſo, weil der Zufluß der Herzadern fehlt, in Fäulniß übergehn müſſen, nicht zu verdenken ſein, daß ſie aus einer Gewöhnung, welche ſie ſelbſt zu haben glauben, und wovon die Verwöhnung in die Periode Karls des Fünften fällt, eine Selbſtſtändigkeit ſuchen, die dem ganzen Körper jedesmal, wenn ein einzelnes Glied ſeine Muskelkraft für ſtärker wähnt, als ſie wirklich iſt, unangenehme Schmerzen verurſachen muß.

Alle Fehden der Deutſchen als Deutſche unter einander ſollten eigentlich mit dem Strange beſtraft werden, und alle die Schriftſteller einzelner Länder und Länderchen deutſcher Union, welche ihre Erdſcholle als die allerfürtrefflichſte rühmen, und dadurch den uralten Streit unter den Deutſchen ſelbſt nähren wollen, dieſe Herrlein in ihren Dachſtuben würden andre Anſichten bekommen, wenn ihnen in gewiſſen Spinn- und Raſpelſälen eine nothwendige Erluſtirung vergönnt würde! Es iſt ſchändlich, in Deutſchland ſelbſt von den Stellungen gegen einander ſprechen und ſchreiben zu wollen, während man doch wahrhaftig genug zu thun hat, wenn man die Frage genau prüft, welche Stellung man gegen das Ausland zu nehmen habe. Leider aber wurde bisher der Schreibſeligkeit und dem endloſen Wortgezänk dadurch Thor und Thür geöffnet, daß die Fürſten Deutſchlands unter einander immer in Fehden begriffen waren, während die Nachbarn von allen Seiten her ſich über dieſe Fehden gar herzlich freuten, und unterdeß an dem deutſchen Lande zupften und rupften, zwickten und zwackten.

Die übrigen deutſchen Fürſten, — nun, das weiß man wohl, — die haben eigentlich eine ſo gar gewaltige Stimme nicht, wenn auch freilich das Ländlein denkt, ſein nothgedrungener Römerzins und Kammerzieler gebe den Ausſchlag bei Kriegen, welche ganz Europa erſchüttern, und man kann annehmen, daß, je kleiner ein ſolches Ländlein iſt, deſto bourlesker auch das Lermen von höchſteigener Wichtigkeit iſt; daß aber Oeſtreich und Preußen, dieſe Säulen Deutſchlands, bisher einander immer mit argwöhniſchen Augen betrachteten, das war ein Unglück für Deutſchland. Wir brauchen, um dieſes Unglück zu beweiſen, weiter nichts anzuführen, als daß Preußen es ruhig zuſah, wie das Haus Oeſtreich nach der Auſterlitzer Schlacht ſtürzte, und daß hinwiederum Oeſtreich nichts that, als Preußen nach der Jenaer Schlacht am Rande des Abgrundes ſtand. Beide gruben ſich dadurch ſelbſt Gruben, welche ſpäterhin durch Völkerſchlachten erſt wieder ausgefüllt werden mußten!

Wenn wir eben Oeſtreich und Preußen die Säulen Deutſchlands nannten, ſo würden manche es übel nehmen, daß wir Baiern und Würtemberg nicht auch als Säulen aufführen. Allein, wenn von Säulen die Rede iſt, kann nur von Staaten erſter Größe die Rede ſein, die ein Anlehnungspunct für andere ſein können, nicht aber von ſolchen, die, mit ihrer eignen Vergrößerung, mit dem Schaffen ihrer Selbſtſtändigkeit noch genugſam beſchäftigt ſind, und wenn denn hiervon einmal die Rede iſt, ſo kann man diejenigen Staaten wohl nicht deutſche Säulen nennen, die, ohne eigne, geltende, gebietende Kraft, ſo gelegentlich, nach und nach, auf Koſten Deutſchlands ſich zu vergrößern ſuchen, die bei dieſer Vergrößerungsſucht von Oeſtreichs Länderſtrecke umhalſet, immer das franzöſiſche Intereſſe aufſuchen, es mag dort ein Ludwig oder ein Napoleon auf dem Thron ſitzen.

Eben ſo wird ein großer Theil der Deutſchen noch immer in alter Gewohnheit den Kopf darüber ſchütteln, wenn wir Preußen eine Säule Deutſchlands nennen, indem immer noch die alte Fabel im Gange iſt, als wenn Preußen der Feind deutſcher Freiheit und Unabhängigkeit ſei. Allein wenn doch alle dieſe unzähligen Dümmlinge endlich einmal die Erzählungen der Großmutter von dem Knecht Ruprecht, Preußen vergäßen und die Naſe in die Bücher der Geſchichte der Zeit ſteckten, ſo würden ſie doch endlich einmal zur Einſicht kommen, wenn es übrigens möglich iſt, ſolche abſichtlich eingenommene, lieb gewonnene, dem Herrn Gevatter Nachbar nachgebetete Stupidität zu überwinden. — Was bezweckte Friedrich II. in den ſchleſiſchen Kriegen? Sein rechtmäßiges Eigenthum, Schleſien, und er nahm nicht ein Dorf mehr, als ihm gebührte, und ſein Bruder Heinrich, der gegen die Reichsarmee die Preußen führte, verfuhr mit einer Schonung, welche es bewies, daß es ihm wehe that, Deutſche in ſolchem Irrwahn zu ſehen. — Wer lehnte ſich gegen die Willkühr Oeſtreichs auf, als es im Jahr 1778 Baiern an ſich reißen wollte, und wer ſtellte das Vaterland wieder her? — Preußen, das auch nicht einen Pfennig für die Kriegesrüſtungen nahm. — Wer war überall dem Hauſe Habsburg entgegen, wenn es in Deutſchland ſeine Alleinherrſchaft aufzurichten ſuchte? — Preußen! — Wer lehnte den Vor-

ſchlog ab, als Joſeph eine Theilung zwiſchen dem
Norden und Süden vorſchlug? — Friedrich von
Preußen! — Wo fand deutſche Literatur und Kunſt
die mehreſte Ermunterung? — In Preußen! — Wer
endlich entflammte den deutſchen Sinn zuerſt wieder,
als ganz Deutſchland an der Gallomanie niederlag,
wer allein hatte dieſen Sinn bewahrt, wer allein
hatte mit der ſchändlichen Gewalthabung Frankreichs
in kein ſchimpfliches Einverſtändniß ſich eingelaſſen?
Nur allein Preußen! Dieſes allein war das Palladium
der Deutſchheit geblieben, unter Trümmern wollte
es lieber fallen, als daß es das Edelſte, die Würde
des Volkes geopfert hätte, und darum verſchmähete
ſein Fürſtenhaus alle die glänzenden Anerbietungen,
welche der Korſe ihm machte, und wodurch andere
Deutſche bethört worden waren. Es rüttelte an den
Ketten, daß es durch ganz Deutſchland dumpf wie-
der dröhnte, und — Deutſchland erſtand. Wer,
ihr Deutſchen, wagte es zuerſt, das Schwert um-
zugürten, das Volk zu bewaffnen, und eine glän-
zende Fackel der Befreiung aufzuſtecken? Wahrlich,
ohne Preußens heldenmüthige Anſtrengung würde
Deutſchland noch jetzt unter franzöſiſchem Joch ſeuf-
zen! Ohne dieſe Anſtrengung, ohne die Völkerbe-
waffnung der Preußen, welche anderwärts wohl be-

wundert, aber nicht eben ſo hoch und würdig erfüllt wurde, dürften wohl ſchwerlich viele deutſche Herren zu ihrem Rang, Würden und Beſitzthümern wieder heimgekehrt ſein, und ihr Undankbaren wolltet das nicht anerkennen, was Preußen that? Zu tadeln faſt iſt es, daß auf dem Wiener Kongreß für ſeine großen Anſtrengungen es eine ſo beſcheidne Sprache führte, und daß es mit ſo geringem Erwerb zufrieden war, während andere unverſchämt zugriffen, die an Deutſchlands Sturz trefflich mitgewirkt hatten. — Noch mehr! Würde Rußland an Deutſchland Antheil genommen haben, wenn es nicht bei Preußen ein treues Bündniß gefunden hätte, und würden ohne Rußlands Macht jene Leipziger Völkerſchlachten geſchlagen ſein? — Endlich aber — wer entſchied die Tage vom 14ten bis 18ten Juni 1815? Vierzig Tauſend Preußen fanden auf den Feldern um Belle Alliance ihren Tod, und retteten Deutſchland, und warfen zuerſt ſich in die Schlacht, weil ſie, die Entfernteren, doch die erſten geweſen waren, welche ſich der Macht Napoleons und ſeines Heers, das nach zwanzigjährigen Siegen die Schande einer Niederlage rächen wollte, ſchnell entgegen ſtellten. Jedes Kind kann es begreifen, jeder Schwachkopf in der Politik weiß es, daß, wenn die Preußen und Britten in jener Schlacht nicht unerhörten Widerſtand geleiſtet, und zuletzt geſiegt hätten, die dreifarbige Fahne wieder jetzt an den Ufern der Elbe aufgepflanzt ſein würde. — Und bei alle dieſem kann es noch Deutſche geben, welche Preußen nicht für eine Schutzmacht Deutſchlands anerkennen wollen? — O pfui! der Schwachköpfe!

Doch, die Wahrheit hat ein ſiegendes Panier, und nur die alten Ueberſtänder alter Verfaſſung können ſich an die neue Idee noch nicht gewöhnen, Preußen als ein wahres deutſches Land zu betrachten; alle übrige Deutſche ſagen jetzt ſchon laut: wie mögte es wohl um Deutſchland jetzt ausſehen, wenn nicht Friedrich II. das Licht der Aufklärung aufgeſteckt hätte, und wenn nicht Friedrich Wilhelm III., mit dem Zeitgeiſt fortgegangen, den Nationalſinn mit Entſagung der Fürſtenrechte belebt hätte?

Die Edlern, die Beſſern, die weniger Ehrgeizigen, Engbrüſtigen und Dummſtolzen in Deutſchland, reichen jetzt Preußen die Hand, und freuen ſich ob ſeines deutſchen Sinnes, ob ſeiner deutſchen Biederkeit, Wahrheit und Vertrauens auf Volkswürde. Alle dieſe Edlern und Beſſern ſehn es auch ein, daß für ganz Deutſchland nichts zu befürchten iſt, daß es glänzender noch emporblüht, wenn jetzt, wo das Feuer unter der Aſche glimmt, und der kluge Kopf unmöglich an einen nahen, dauerhaften, allgemeinen Frieden glauben kann, die Säulen Deutſchlands, Oeſtreich und Preußen eng verkettet bleiben!

So ſchwer die Löſung dieſer Aufgabe, Preußen und Oeſtreich in ein aufrichtiges Zuſammentreffen gleicher Zwecke zu bringen, zu ſein ſchien, ſo hat doch der Zeitgeiſt, der ſo viele Räthſel löſet, auch dieſe anſcheinende Unmöglichkeit zur Wirklichkeit gebracht. Das öftere perſönliche Zuſammentreffen des Kaiſers von Oeſtreich und des Königs von Preußen hat das bewirkt, was miniſterielle Verhandlungen jedesmal ſtören, nämlich eine Annäherung, welche zu einer Einheit geworden iſt, welche viel Blut, viele Thränen und Seufzer erſpart haben würde, wenn ſie ſchon in frühern Zeiten hätte ſtatt finden können. So bringt die Noth den Menſchen erſt zur Erkenntniß, vom König an bis zum Bettelmann.

Jetzt wünſchen nun die Deutſchen, nicht jene

Kothſaſſen, welche in ohnmächtigem Grimm zürnen, wenn der Nachbar einen Flegel mehr in Bewegung ſetzt, ſondern die großen Ackerleute, denen der allgemeine Kornpreis von Wichtigkeit ſein muß, daß das Einverſtändniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen von Dauer ſein möge, und da wir einmal von dem Bauernſtande ein Gleichniß hergenommen haben, ſo wollen wir, um darin zu bleiben, hier das herſetzen, was jüngſthin Sonntags Abends in der Schenke, in einem Dorfe hart an der preußiſchen Gränze, der Bruder Redner ſeinen Zuhörern vortrug, woraus man einen kleinen Begriff von der Aechtheit und dem Gewicht des Sprichworts: Vox populi, vox Dei! bekommen kann. *)

„De Diewels-Kerel, de Bunopart, dat is man ſo en Popanz in de letzte Tiet geweſt. dat dee grote Heeren all tu hoop ſik kunten vull thun; denn

---

*) Das Nachfolgende iſt rein aus dem Munde eines Bauern wieder gegeben, nur ſind die Provinzialismen ſo umgeändert, daß das Ganze allgemein verſtändlich iſt.

dat de Bengel nicks wedder kunte oprichten, dat het ſchon de Herr Paſtohr op de Kanzel geſägget, und dat is wahr, denn es is Gottes Wort. Aber dat es da noch Minſchen gebbet in de Nachberſchaft, de Dietſch ſprecken, un ſich doch an de Koopmannsliede an de Englender verdingen, dat is ſchlecht. Sei hebben aber de Lohne davon, denn ſe ſchrebben to Houſe um Geld, un de Preußen, de Satans, de ſchicken ut Frankreich Geld heim. De Kerels ſin ſchon immer vorweg gahn, un weren dat ok wol immer duhn. Ik will juch ſeggen, wuher dat kimmet: dat ſcharwenzelt alles nich ſo in Preußen, dat is alles nich ſo oben aus un nirgend an, de grote Heeren hebben immer noch grötere, de ſe op de Finger duchſen, wenn nich ein jeder ſein A. B. C. herſegget, un de König ſilbeſt, dat is en Heere, dat me gar nich wet, dat es en Heere is!“

Oeſtreich und Preußen in feſtem Einverſtändniß, beide ohne Neid und Scheelſucht gegen einander, und Deutſchland iſt für viele Geſchlechtsfolgen geſchützt und geſichert. — Oeſtreich hat mehr weſentliches Intereſſe noch dabei, mit Preußen einen engen Bund zu ſchließen, als Preußen, wenn es nicht Schirmer der deutſchen Freiheit ſein wollte, es haben würde, ſich an Oeſtreich anzuſchließen. Denn Oeſtreich hat durch zwei unglückliche Kriege es wahrgenommen, daß es durch ſeine eigne Macht, wenn es auch vielen Völkern gebietet, nicht unbedingt ſich eine Handlungsweiſe vorſchreiben kann, und es ſind Kinder neben ihm in Deutſchland erwachſen, welche ſchon eine dreiſte Stimme mitzuführen anfangen; aus Ueberdruß oder aus einer Ahndung, welche wir nicht unter die glücklichen rechnen können, ſucht es daher nach dem Süden hin ſich auszudehnen, die deutſchen Angelegenheiten, welche ſeinem Syſtem fremd geworden zu ſein ſcheinen, zurückſetzend. — Preußen hingegen hat ſeit kurzem ein, dem ehemaligen Preußen ganz fremdes Syſtem angenommen, ſetzt ſich immer mehr in den deutſchen Staaten feſt, und ſucht ſich die Völker deutſcher Nation immer mehr zu verbinden, und ſie zu beſchirmen. Durch Oeſtreichs größere Aufmerkſamkeit auf Italien, und überhaupt auf den Südhandel hin, wodurch allein es erſtehen, und ſeine Papierlaſt tilgen kann, hat es ſeinen ängſtlichen Argwohn gegen Preußen verloren, und mag das jetzt ruhig, friedlich zu Stande kommen, was Joſeph II. zu Friedrich II. auf einer Muſterung bei Prag ſagte: Prennez le Nord, je prendrai le Sud! — Jetzt iſt es Zeit dazu, und dieſe Zeit kehrt nie wieder. Dann, aber auch dann nur wird Friede in Deutſchland!

III.

Ein Blick auf die Türkey.

Seit der Zeit, daß Frankreich das Uebergewicht auf dem feſten Lande bekam, beachteten die Politiker die großen Weltanſichten nicht mehr, und hatten nur immer ihre Länder und Länderchen im Verhältniß gegen Frankreich im Auge, und wollten es nicht glauben, wenn man ihnen ſagte, daß Frankreich ſo eigentlich um Deutſchland ſich gar nichts kümmere, und daß der lange, blutige Krieg zwiſchen Frankreich und England eigentlich weiter nichts bezwecke, als ſich einander die Befugnis abzuringen, die Türkei zu bekriegen, und ſich ihrer bemächtigen zu können. Die neuern Ereigniſſe geben den Beleg dazu, daß die Türkei es eigentlich iſt, was den Kriegeszunder in Europa in Glut erhielt.

England ſieht es ein, daß es die Türkei nicht würde behaupten können; eben ſo gut ſieht es aber auch ein, daß wenn die Türkei nicht europäiſche Unabhängigkeit, alſo engliſchen Seezwang hätte, der engliſche Handel in Europa einen gar großen Stoß erleiden würde, und darum zog es vor mehrern Jahren ſeine Flotte wieder zurück, als es in ſeiner Gewalt ſtand, Konſtantinopel von der Seeſeite her in Grund zu ſchießen, und des ſchwarzen Meeres ſich zu bemeiſtern, darum ringt und ſtrebt es, die Integrität, die Unabhängigkeit des ottomanniſchen Reichs zu erhalten.

Frankreich hingegen wußte in den neuern Zeiten ſehr wohl, welchen empfindlichen Schlag es England beibringen könne, wenn es ihm gelinge, dem türkiſchen Reich eine gewiſſe Abhängigkeit von dem franzöſiſchen Syſtem zu geben; alle hinterliſtigen Verſuche von Sebaſtiani und andern waren aber vergebens, und Napoleon hatte nichts geringeres in ſeinem kühnen Plan, als, nachdem er Rußland gedemüthigt hätte, ſich den Durchmarſch zu erlauben, allenfalls auch den Mitmarſch zu verſtatten, und ſich in der Türkei feſtzuſetzen. Der Brand von Moskau ſtörte dieſen Plan, und in der letzten Zeit konnte Frankreich nur ſeine Aufmerkſamkeit auf den Schutz ſeiner Stammländer richten.

Oeſtreich, welches nach Dalmatien hin mit den Türken in einige Berührung kam, wünſchte früherhin freilich, ſich nach Süden hin mehr auszubreiten, allein es verſuchte keinen Türkenkrieg wieder, weil die Ottomannen ſchon einmal vor Wien ſtanden, und jener Krieg unglaubliche Opfer aller Art gekoſtet hatte. Jetzt, wo Oeſtreich in Italien ſich wieder mehr als jemals ausbreitet, wird auch die alte Sehnſucht wieder rege, und es iſt nicht abgeneigt, in einem Kampf gegen die ottomanniſche Pforte mitzuwirken, unter der natürlichen und ſehr richtigen Vorausſetzung, daß es bei der Ländertheilung ſeine Seeküſten erweitere, oder eigentlich anfange und gründe.

Unterdeß hat Rußland von dem Kriege zwiſchen Frankreich und England den beſten Vortheil gezogen. Es iſt dadurch um ein Jahrhundert in der Kultur vorgerückt, daß ſeine Horden als gebildete Armeen aus den Kämpfen in Deutſchland, Italien und Frankreich wiederkehrten, und Alexander hat den Plan nie aufgegeben, die Sehnſucht ſeiner großen Vorgängerin Katharina II. zu erfüllen, und ſich in der Türkei auszubreiten. Kein günſtigerer Augenblick kann ihn dazu ſein, als der jetzige. Seine Armee iſt jetzt geübt, muthbeſeelt, vertrauend, kriegsluſtig; Oeſtreich iſt bewaffnet, und giebt gern ſeinen Beitrag an ſtreitbaren Leuten; Preußen bildet eine ſichere Reſerve, Pohlen und überhaupt den Norden im Zaum zu halten; Frankreich iſt mit ſich ſelbſt im Kampf, und hat jetzt kein allgemeines lebhaftes Intereſſe an den Verhandlungen des Auslandes, da ſeine eigne Gränzziehung es beſchäftigt; das benachbarte Italien iſt ſo in ſeinen Intereſſen getheilt, daß ein Krieg mit der Türkei beendet ſein würde, ehe es zu einer gefährdenden Einheit kommen könnte; Katharinens Geiſt mahnt, und was ſteht dem Kriege gegen die Türkei allein noch entgegen? — England!

England wird nun freilich alle ſeine Segel aufziehen, daß Rußland nicht mit Nachdruck gegen die Türkei hin wirken könne. Früherhin war England der Meinung, Rußland könne ohne fremdes Geld keinen bedeutenden Krieg für die Dauer im Auslande führen; Rußland ſcheint aber jetzt auch dahin gediehen zu ſein, daß es durch eigne Kraft ſich bewaffnen und ſeine Armeen im Auslande erhalten kann; überdem aber bedarf es in einem Kriege mit der Pforte, weil dieſes eine mehr nationelle Art der Kriegsführung iſt, der fremden Subſidien nicht, — in dieſer Hinſicht alſo dürfte England ſich wohl verrechnet haben.

Was England weiter verſuchen könnte, wär, Oeſtreich gegen Rußland aufzubringen; allein die Intereſſen beider Kaiſerſtaaten ſcheinen bei einem Angriff auf die Pforte jetzt in vollem Einklang zu ſein, ſo daß Kaiſer Alexander und Kaiſer Franz, von gleichem Wunſch, im Süden ſich auszudehnen, beſeelt, durch fremde, untergeſchobene Meinungen ſich nicht werden irre leiten laſſen. Preußen hingegen aufzureitzen, dazu wird auch nicht einmal der Verſuch gemacht werden können, theils weil die grade Rechtlichkeit des preußiſchen Kabinetts zu bekannt iſt, als daß es falſchen Einflüſterungen Gehör geben ſollte, theils weil die Geſchichten der Türkei außer ſeinem

Intereſſe liegen, und endlich, weil es wünſchen muß, daß Rußland und Oeſtreich ſich mit dem Süden beſchäftigen, weil ſie unterdeß ihre Aufmerkſamkeit auf den Norden verlieren.

Nun bleibt alſo England nichts übrig, als durch Frankreich ein Gegengewicht aufzuſtellen. Nicht ohne Grund heißt es daher vielleicht jetzt ſchon in den öffentlichen Blättern, daß England einen Separat-Frieden mit Frankreich abzuſchließen drohe, und Ludwig XVIII. könnte vielleicht ſeinen Thron nicht beſſer ſichern, als wenn er ſeinen Armeen eine ehrenvolle Beſchäftigung gäbe, und die Aufmerkſamkeit des Volkes nach außen hin richtete. Spanien iſt übrigens ganz dazu geeignet, dem neu erſtehenden Frankreich ein Anlehnungspunct zu ſein, und wenn die Bourbonen nicht es politiſch richtig finden ſollten, mit England die Integrität der ottomanniſchen Pforte zu verfechten, ſo dürften die Britten es nur zugeben, daß der Kreuzzug von Elba wiederholt würde, um dadurch wenigſtens Oeſtreich und Preußen wieder ganz nach Frankreich hin zu beſchäftigen, ſo daß dann die Türkei allein mit den Ruſſen es zu thun hätte, wo ſich die Streitkräfte ziemlich gleich bleiben würden.

Sonach ſcheint England jetzt wirklich in nicht geringer Verlegenheit zu ſein, da der Frieden auf dem feſten Lande das bewirkt, was es längſt befürchtet hat, und was es vereiteln muß, wenn ſeine Seeherrſchaft in Flor bleiben ſoll, — einen ernſthaften Angriff auf die Türken.

Was nun die Türkei ſelbſt betrift, ſo muß es allerdings auffallen, daß der Hof von Konſtantinopel ſeit langer Zeit zu den europäiſchen allgemeinen Angelegenheiten nicht zugezogen iſt, und ſeine Geſandten von den mehreſten Hoflagern zurückgenommen hat. Schon hierin lag ein ſtillſchweigendes Anerkenntniß des Unfriedens, und die einzelnen Syſteme der verſchiedenen Regierungen ſind auch dem Sultan und ſeinem Divan nicht entgangen, es iſt zu laut darüber geſprochen und zu viel darüber geſchrieben, als daß die Türken es nicht wiſſen ſollten, daß ſie den übrigen Europäern ein Dorn im Auge ſind.

Viele Menſchen ſprechen denn nun auch ſo in den Tag hinein: wenn in Frankreich Ruhe iſt, dann wird der Türke aus Europa gejagt! Allein ſo etwas iſt leichter geſagt, als gethan! Der Krieg mit der Pforte wird über kurz oder lang ausbrechen, das ſcheint klar, und zu der Beſchäftigung mancher Armeemaſſen ſogar nothwendig zu ſein; allein man denke nicht, daß der Weg nach Konſtantinopel ein Spatziergang ſei!

Die Pforte ſieht ſeit langen Jahren dieſem Kriege der größten Mächte Europens gegen die orientaliſchen Beſitzer des klaſſiſchen Bodens entgegen, und ohne ihn herbeiziehn, voreilig entwickeln zu wollen, hat ſie lange Zeit gehabt, ſich auf dieſen Krieg vorzubereiten, und ſie hat dieſe Zeit benutzt. Allerdings mögen die unermeßlichen Reichthümer, welche in der Türkei ſich befinden, die Armeen reitzen, allerdings mag ein jeder gebildete Europäer es wünſchen, daß dieſe herrlichen Gegenden ſich einer beſſern Aufklärung, einer beſſern Freiheit erfreuen mögten, allerdings würde Rußland aus einem ſchweren Koloß ein blühendes Reich werden, wenn es in der Türkei ſich ausdehnen könnte, allerdings würde der öſtreichiſche Adler kräftiger die Fittige ſchwingen, wenn er bis nach dem alten Korinth hinſchauen könnte; — allein, ehe dieſe Wünſche erreicht, verwirklicht werden können, müſſen Leichenfelder ſich häufen!

Der Krieg der Türken mit den Serviern ſcheint ſeit Jahren weiter nichts geweſen zu ſein, als eine Gelegenheit, den Kriegesſinn zu erhalten, die Armee zu beſchäftigen, und die Waffenrüſtung, die Schlagfertigkeit zu verbergen. Durch einen einzigen Aufruf hat die Pforte eine Million Streiter auf den Beinen, wenn es den Islamismus gilt, und an Reiterei und Geſchütz haben dieſe Streiter das Uebergewicht, an Ausdauer in den Ermüdungen des Krieges ſind ſie den Europäern wenigſtens gleich. Was ihre Kriegskunſt betrifft, ſo ſind ſie darin freilich zurück, allein, ſeit der Zeit, daß Napoleon den General Sebaſtiani nach der Türkei ſandte, zog dieſer General mehrere franzöſiſche Artillerie-Officiere dorthin, welche ihr Glück machten, und ſpäterhin hat die Pforte in allen Waffenarten Fremdlinge aufgenommen, ſo daß ein türkiſches Heer jetzt der neuern Art, Krieg zu führen, nicht unkundig iſt. — Würden nicht auch die Engländer, ſobald ein ernſthafter Krieg der europäiſchen Landmächte gegen die Türkei eröffnet würde, einen Generalſtab ſenden, der die Bewegungen der rohen Waffen leitete?

Die Pforte ſcheint ihre Abtretungen in der

Krimm u. ſ. w. verſchmerzt zu haben, und ſich jetzt blos auf die Defenſive einlaſſen zu wollen; wozu ſollte ſie auch Eroberungen nach dem Norden hin machen wollen? In dieſer Defenſive ſcheint ſie aber auch furchtbar zu ſein!

So viel iſt gewiß, würde Konſtantinopel von dem Feinde der Pforte eingenommen, ſo würde ſchnell das türkiſche Reich in Europa ein Ende nehmen, denn dieſe Hauptſtadt iſt mehr als in jedem andern Reiche das Herz des Landes, der Sitz der Kräfte der Regierung; allein ohne Schiffe vor die Seeſeite zu legen, iſt an keine Eroberung zu denken, und — wer beherrſcht die See?

IV.

Ueber die im ehemaligen Weſtphalen veräußerten Kron- und Landesgüter.

In einer Declaration des Prinz Regent von England, das Königreich Hannover betreffend, vom 25ſten Auguſt 1815, heißt es:

„Obwohl Se. Königl. Hoheit berechtigt wären, alle von der weſtphäliſchen Regierung im Hildesheimiſchen verfügten Ablöſungen von Zehnten, Dienſten und Grundabgaben, welche zu Unſern Domainen, oder zu den Gütern der aufgehobenen Klöſter und Stifter gehört haben, ſo wie auch die Verkaufe von ganzen Gütern, Parcellen und Pertinenzien, welche aus Domainen, oder aus dem Vermögen der aufgehobenen Stifter und Klöſter herrühren, als willkührliche Diſpoſition über die Subſtanz des Staatsvermögens, zu welchen, ſelbſt nach den damals beſtandenen Geſetzen, die Regierung nicht hinreichend authoriſirt geweſen, als unverbindlich für Uns anzuſehn und wiederum aufzuheben; wollen doch Höchſtdieſelben ſich des Rechts nur in dem Maaße bedienen, daß, da dergleichen Verfügungen oft mit Hintanſetzung der damals vorgeſchriebnen Förmlichkeiten und Bedingungen, zum Theil auch zum höchſten Nachtheil des gemeinen Weſens, und zur Beförderung beſonderer, dem letztern ſchädlichen Zwecke vorgenommen, nicht weniger die, der weſtphäliſchen Regierung und Kaſſen dafür entrichteten Kaufpreiſe, oft dem Werth der Gegenſtände gar nicht angemeſſen geweſen, von Seiten Sr. Königl. Hoheit mit jedem einzelnen Käufer zu behandeln, und zu unterſuchen, vorbehalten bleiben und nach Befinden der Umſtände, die Reluction ſolcher Gegenſtände gegen Erſtattung des erweiſlich von dem Erwerber aus ſeinen Mitteln gezahlten Kaufpreiſes, ausgeübt werden.“

Den ſchwerfälligen Kanzleiſtyl nicht fortzuſetzen, bemerken wir nur den Schluß dahin, daß, wenn binnen Jahresfriſt die Hannöverſche Regierung die einzelnen, zur weſtphäliſchen Zeit veräußerten Grundſtücke nicht reclamirt hat, der Beſitzer das hypothekariſche Eigenthumsrecht ſoll nachſuchen dürfen.

Dieſe ganze Verfahrungsart gegen diejenigen, welche in den Zeiten des Afterreichs Weſtphalen Staatseigenthum an ſich brachten, verbindet Recht und Billigkeit auf die ſchicklichſte Weiſe, und es wäre zu wünſchen, daß Preußen in ſeinen wiedererworbenen Beſitzungen am linken Elbufer dieſer hannöverſchen Einleitung nachfolgte. — Gegen dieſe Einleitung kann niemand ſchreien, denn der Staat will hiernach nur dasjenige reclamiren, was Individuen, die gränzenloſe Staats-Unwirthſchaft des weſtphäliſchen Hofes benutzend, wucherlicher und alſo unrechtmäßigerweiſe an ſich gebracht haben. Solcher Wucher wird zwar in dem gemeinen bürgerlichen Verkehr mit dem Verluſt des Ganzen ohne Entſchädigung beſtraft; die hannöverſche Adminiſtration aber erklärt nach jener Verordnung, die Auslage erſtatten zu wollen, es iſt alſo von einer Gewaltthätigkeit auch im geringſten nicht die Rede.

Es ſteht zu erwarten, daß dieſe Regierungsverfügung mit der Unpartheilichkeit durchgeſetzt werde, durch welche die hannöverſchen Behörden ſich immer noch ausgezeichnet haben, und im ehemaligen Hildesheimiſchen, welches jetzt den hannöverſchen Landen einverleibt worden, finden ſie die herrlichſten Kloſtergüter und Länderein, welche der Mathador der weſtphäliſchen Dismembrationen um ein Spottgeld, unförmlich, heimlich mitunter an unwürdige Perſonen zuſchlug! Wenn denn aber die hannöverſche Regierung Erſatz des Kaufpreiſes leiſtet, ſo wird ſie hoffentlich aber 1) das Agiotiren berechnen, und die Papiere, welche an Zahlungsſtatt gegeben wurden, nicht nach dem Nominalwerth, ſondern nach dem baaren Geldcours, welchen ſolche Papiere zur Zeit der Zahlung hatten, berechnen, und 2) wird ſie nur auf den Betrag, der in die weſtphäliſche Staatscaſſe ſelbſt floß, ſich einlaſſen, nicht aber auf die Nebenausgaben, welche die Ankäufer ſolcher Grundſtücke hatten, und welche mitunter den wahren, ausgeworfenen Kaufwerth noch überſtiegen.

Wer ſolche Nebenausgaben machte, hatte doch ganz klar die Abſicht, zu beſtechen, den Staat zu betrügen, und er gehört alſo, wenn eine ſolche ſchändliche Handlung von ihm kund wird, in das Zuchthaus!

Manche von den Nationalgütern ſind nun aber von dem König von Weſtphalen für allerhand Liebesdienſte unentgeltlich hingegeben. Durfte er das? — Die Liebesdienſte durfte er wohl hinnehmen; aber mit Kloſtergütern, Zehnten, Holzungen und dergleichen, durfte er ſie nicht belohnen wollen. Ey! auf die Art wären ja dieſe Liebesdienſte dem ganzen Lande, und nicht blos der Perſon Hieronymus geleiſtet, oder, jeder Intereſſent des Landes könnte die Nachleiſtung noch fordern! Bei alle dem wird die Regierung, die menſchenfreundlich genug Erſatz geben will, beſonders darauf zu ſehen haben, ob und in welcher Art die Valuta baar gegeben werden.

Als der Herzog von Braunſchweig ſein Land wieder in Beſitz nahm, achtete er gar nicht darauf, ob und was zur Zeit der weſtphäliſchen Regierung in die Hände eines Dritten gekommen war, und er zog de facto die dem Nationaleigenthum entwendeten Güter wieder ein. Er hatte eine volle Befugniß dazu, denn Braunſchweig war durch keinen Friedensſchluß an Frankreich abgetreten, die Verfügungen des einſtweiligen Eroberers brauchten daher von dem wiederkehrenden, rechtmäßigen Fürſtenhauſe nicht reſpectirt zu werden.

Der König von Preußen kam, ſo zu ſagen, als er die Länder am linken Elbufer wieder in Beſitz nahm, in das leere Neſt, denn alles, was nur Luſt gehabt hatte, an dem Afterreich Weſtphalen zu zwicken und zu zwacken, hatte die feilgebotenen Nationalgüter in den ehemaligen preußiſchen Provinzen gern gekauft. Wenn man nämlich auch wohl einſah, daß über kurz oder lang Preußen dieſe Länderſtriche wieder in Beſitz nehmen werde, ſo glaubte man doch, daß der König von Preußen im Gefolge des Tilſiter Friedens nachherige Mißgeſtaltungen genehmigen werde, und daß bei der großen Rechtlichkeit des preußiſchen Kabinets auch das zum Privateigenthum gewordene Nationalgut unangefochten bleiben werde. In beiden hat man bis dahin ſich nicht geirrt. Allein ſollte Preußen nicht mit vollem Recht eben ſo verfahren dürfen, wie Hannover mit den

Staatsgütern im Hildesheimiſchen verfährt? Denn gehörte nicht Hildesheim unter die Abtretungen des Tilſiter Friedens?

Der preußiſche Staat, als ein militäriſcher Staat, bedarf gar ſehr der Erhaltung des Nationalvermögens in Grundſtücken; die Nationalgüter müſſen die Quelle ſeiner Kraft ſein, und er würde ſich übel berathen, wenn er noch mehr, als ſchon geſchehen iſt, an das Dismembriren ſeiner Domainen denken wollte. Schon die Staatsnothwendigkeit erfordert es daher, die herrlichen Kloſtergüter, Holzungen u. ſ. w. den unrechtfertigen Beſitzern wieder abzunehmen, ja und ſollte es auch nur um deswillen geſchehen, damit das Volk gewitzigt werde, bei Invaſionen, welche fernerhin der Himmel verhüten möge, ſich nicht an den fremden Eroberer zu hängen, und von dem Herzblut des Landes ſchwelgen zu wollen!

Den wahren preußiſchen Patrioten ſind jene Blutigel, welche ſich voll ſogen, während das Land jammerte, welche ihrer ſchändlichen Beute immer noch ſich erfreuen, und ſogar ſchon damit ſich zu brüſten anfangen, ein Dorn im Auge, und ſie machen ein Kreuz vor dieſen Phariſäern und Jeſuiten mit und ohne Bart; ein lautes Jubilo durch das ganze Land würde es aber geben, wenn die Regierung dieſe weſtphäliſchen Blutigel vor die Schranken zöge, und ſie etwa fragte: du biſt wohl bei der Dido in die Lehre gegangen, daß du mit der Scheere die Ochſenhaut ſo gut zu zerſchneiden wußteſt? — Hatteſt du etwa ein verbuhltes Weib, daß du den Sequeſter auf deine alten Güter loswurdeſt, und die neuen Güter als Angebinde des Lendemain in die Taſche ſteckteſt? — Haſt du die Güter baar bezahlt, oder haſt du im Hornſpitzenhandel abgerechnet? — Wie viel haſt du an der Büllonmünze, an den Papierchen, wie viel haſt du an der Reiſe nach Holland verdient? Wir wollen das abrechnen, und dein Ankauf iſt in den Kauf gegangen, nicht zu gedenken, daß dein weſtphäliſch-patriotiſcher Bleiverkauf des halben Lothes Bley eigentlich werth iſt. — Du aber, der du Luſt hatteſt, Salinen und Kupferbergwerke zu kaufen, zuletzt aber mit geiſtlichem Gut dich begnügteſt, der du durch Betrug der Acciſe dich reich betrogeſt, ſag' an, was haſt du bei deinen weſtphäliſchen Geſchäften eingeſchachert?

Ihr verſchämten Wucherer alle aber, die ihr durch die dritte Hand an dem allgemeinen Betrug Theil zu nehmen ſuchtet, und dabei öffentlich euch den Schein gabet, als nähmet ihr das Intereſſe des Staates wahr, der euch zu dieſer Abſicht ſalarirte, ſeid ihr nicht werth, geſtäupt zu werden? — Gebet jetzt insgeſammt dem Könige, was des Königes iſt, und dem Lande, was des Landes iſt!! —

So wünſcht das Volk, ſo richtet das Volk, und — vox populi, vox Dei!

V.

In der Sterbeſtunde des Jahrs 1812. *)

Ernſten Blicks ſteh' ich am Sarkophage,
Zwölftes Jahr, der deine Reſte deckt.

---

*) Der Verfaſſer dieſes Gedichts, welches der ſchnellen Vergeſſenheit entzogen zu werden verdient, wird es nicht übel deuten, wenn einige Härten im Versbau abgeändert worden.

d. H.

Tief erſchütternd trifft mein Ohr die Klage
Von Millionen, die dich nicht mehr weckt.
Nicht die Klagen, ſo die Lüfte theilen,
Kannſt du ſtillen, nicht die Wunden heilen!

Deine Wieg' umdrängten Nationen,
Flehten Rettung mit bethräntem Blick,
Denn Tyrannenfauſt drückt ganze Zonen,
Und zertreten war der Menſchheit Glück.
Aber ach! du ſchienſt ſie nicht zu hören,
Und es floſſen reicher noch die Zähren.

Seh' ich recht? An deinem Sterbekleide
Glänzet noch der Hoffnung Purpurſaum,
Und in Nordens froſterſtarrter Weite
Wächſt er auf, der Freiheit ſtolzer Baum!
Gluthen, die durch Moskau wild ſich wälzen,
Werden unſre Sclavenketten ſchmelzen.

Genius der Zukunft! Laß mich ſchauen,
Was in deinem Weltenbuche ſteht! —
Wag' ich es, der Flammenſchrift zu trauen? —

Wird es wahr, warum mein Deutſchland fleht?
„Auf, ihr Völker! Sprengt die ſchweren Ketten!
Gott iſt mit euch! Er wird Deutſchland retten!“

Umgeſtoßen ſeh' ich die Altäre,
Die ſo lang' von deutſchem Blut geraucht.
Freudig ſieht es aus Wallhalla's Sphäre
Herrmanns Kraft, von Wodans Glanz umhaucht.
Deutſchland bringt nicht fürder Kraft und Stärke
Gallien zu dem Vernichtungswerke!

Deutſche Keuſchheit, deutſcher Mädchen Blüthe
Trifft nicht mehr des Galliers gift'ger Hauch;
In der Eh' herrſcht wieder Treu und Friede,
Heilig iſt ſie, und kein bloßer Brauch.
Handſchlag gilt auf Treu' und Glauben wieder,
Neu erblüht das freie Reich der Lieder!

Vaterland! Wie tief warſt du geſunken,
Daß ein Korſe dir Geſetze gab!
Ausgelöſcht ſchien jeder Freiheitsfunken,
Weinend ſah dein Genius herab.

Doch, des Korſen Kodex iſt vernichtet,
Und nach deutſchem Rechte wird gerichtet.

Aber, ſoll der Kranz auf immer grünen,
Der die hohe Stirn jetzt wieder ziert,
Willſt du knechtiſch immer wieder dienen,
Giebt es etwas, das die Großen rührt, —
O! dann haltet feſt an dieſer Lehre:
Daß nicht Zwietracht wieder euch bethöre!

Deutſche! Sind wir denn nicht alle Brüder?
Säugte uns nicht eine Mutter groß?
War's der deutſche Bund nicht, der die Glieder
Roma's ſtürzte in des Orkus Schooß?
Eintracht gab den Vätern Kraft und Stärke,
Auszuüben große Heldenwerke.

Auf, Germanen! Schwöret ew'ge Treue
An der Eintracht heiligem Altar,
Daß es nicht der Enkel noch bereue,
Was jetzt herrlich vorbereitet war.
Eure Kraft war niemals noch gebrochen,
Nur der Eris Hader iſt gerochen!

Euer ſchönſter Ruhm ſei Männerwürde,
Und Veredlung euer hohes Ziel.
Nehmt den Brüdern der Tyrannen Bürde,
Seid der Menſchheit ſchützendes Aſyl.
Tugend, Kunſt und Wiſſenſchaft und Sitte
Finde Tempel ſtets in eurer Mitte!

VI.

Ueber geheime Orden. Ein Wort zu ſeiner Zeit.

Jede Heimlichkeit muß unbedingt einem jeden Staat, der ſich ſicher ſtellen will, ein Dorn im Auge ſein. Alles Geheime hat für ſchwache Köpfe etwas Anziehendes, eben um deswillen, weil es geheim iſt, weil dieſes Geheime einen Anſtrich von Wichtigkeit giebt, weil es der Wahrheit, der Klarheit entgegen wirkt, und ſchwache Köpfe nur in dem Dämmerſchein eine Geltendheit bekommen können.

Allein gerade in ſchwachen Köpfen entzündet ſich auch leicht ein Feuer, ein falſcher Enthuſiasmus, der dem Staat wenn auch nicht feindlich werden kann, doch aber eine Willkührlichkeit erzeugt, die der oberherrlichen Gewalt auf falſche Art zur Seite zu gehen ſtrebt, und mit übel angebrachten Maximen, Sentenzen, Floskeln und Handlungen wirkt und ſtrebt, ein Publikum findet, und die Mehrheit, welche notwendig aus Schwachköpfen beſtehen muß, ſich gewinnt.

So iſt es, um nur bei der neuern Zeitgeſchichte ſtehn zu bleiben, wohl unleugbar, daß die ganze franzöſiſche Revolutionsgeſchichte durch einen gefährlichen Orden eingeleitet und geführt wurde, daß dieſer Orden noch exiſtirt, daß Napoleon anfänglich Maſchine dieſes Ordens war, und daß er geſtürzt wurde, als er ſelbſtſtändig handeln, und ſich dieſem Bunde überheben wollte. So hat der Jakobinismus ſeine Sitzungen nach wie vor unter dem franzöſiſchen Kaiſerreich gehabt, und führte Napoleon ohne Schwerdtſtreich wieder auf den franzöſiſchen Kaiſerthron 1815 zurück, und eben ſo werden die Jeſuiten, denen politiſche Einmiſchung Zweck u ſein ſcheint, um ſo gefährlicher, je mehr man die Heimlichkeit ihnen nothwendig macht. Sie können gehemmt, verſtört, aber nicht vernichtet werden. Ein Schulknabe kann es begreifen, daß Napoleon bei ſeiner letzten Rückkehr nach Frankreich jenen oberſten der Orden fürchtete, und doch ſich ihm nicht wieder unterwerfen wollte. — Daher fiel er, und er würde gewiß lieber an die Loire gegangen ſein, als daß er ſich den Engländern in die Arme geworfen hätte, wenn er nicht eingeſehen hätte, daß dort ſein Streben nach Alleinherrſchaft mit dem Orden, den er nicht zu erdrücken vermogte, in eine feindliche Reibung gekommen wär.

Dieſes geheime Weſen, durch welches die letzten Erſchütterungen in Frankreich geleitet wurden, machte andere Staaten darauf aufmerkſam, daß auch in ihnen ein Gährungsſtoff ſich befinde und in den ſüdlichen Gegenden Europa's, beſonders in Italien, warf man einen argwöhniſchen Blick auf die Freimaurerei, dieſen am mehrſten ausgebreiteten geheimen Bund, der jetzt zum erſtenmal von Staats wegen beleuchtet wurde. Die Sache ging ſo weit, daß mehrere Perſonen hohen Standes öffentlich erklärten, wie ſie nicht zu dem Freimaurer-Orden gehörten, und daß der heilige Vater in Rom alle

Freimaurer-Logen aus dem Kirchenſtaat verwieſen hat, ein Schritt, dem ſchon mehrere gefolgt ſind, und noch mehrere zu folgen im Begriff ſtehen.

Es kann nicht hieher gehören, den Werth und Gehalt der Freimaurerei prüfen zu wollen, und im Allgemeinen, in den erſten Geſellſchaftsgraden mag dieſer Orden ſogar vortheilhaft für den Staat ſein, indem Moralität zu befördern, und Hülfsbedürftige zu unterſtützen, wenigſtens der ausgeſprochene Zweck iſt; man wird auch nicht finden, daß die Logen ein anerkannt räudiges Schaaf lange unter ſich dulden. Ob nun aber in höhern Graden der Maçonnerie, in den Graden, welche die Pflanzſchule für neue, höhere Orden ſind, die Freimaurerei nicht beobachtet zu werden verdiene, das laſſen wir dahin geſtellt ſein. Wir fragen in dieſer Hinſicht nur: wo bleiben die Summen Geldes, welche jährlich für die unbekannten Obern eingeſammelt werden, und die, von allen Logen zuſammen genommen, unermeßlich ſein müſſen? — Gehn wir auf den Urſprung, oder vielmehr auf die Wiederherſtellung der Logen zurück, ſo geſchah ihre Wiedertaufe zu jener dunklen Zeit, wo Verbrüderungen ſich ſammelten, um unter dem Verſprechen, einander darüber öffentlich nicht zu beſchuldigen, in dieſen Kreiſen über Politik und Religion frei und ungebunden ſprechen und urtheilen, die Ideen gegen einander austauſchen zu dürfen. In einer ſolchen Verbrüderung begnügt man ſich aber bald nicht mehr mit dem Sprechen, man wünſcht auch handeln zu können; das liegt in dem Emporſtreben der menſchlichen Natur!

Unter tauſend Freimaurern mag vielleicht nicht einer ſein, der mit ſeiner Loge nur die entfernteſte Abſicht, auf die Oeffentlichkeit hin zu wirken, verbindet, allein eben, weil er zu dieſer Anſicht nicht kommt, weil er ſie ſelbſt finden ſoll, indem ſie ihm nie ausgeſprochen wird, ſo bleiben dieſe Tauſende in ſubalternen Graden. —

Wohl! Friedrich II. war auch als Kronprinz Freimaurer, es iſt aber bekannt genug, daß er nicht fleißig, wie es heißt, arbeitete, und daß er ſpäterhin nie eine Loge wieder beſucht hat. Aber Napoleon war auch Freimaurer, ſehr eifriger Freimaurer, und wer es nicht glauben will, der leſe es in dem Journal „London und Paris“ nach, daß die mehreſten franzöſiſchen Marſchälle, Diplomatiker und Miniſter, Meiſter vom Stuhl bei den einzelnen

Logen in Frankreich waren. Eben ſo bekannt iſt es, daß in der Armee Napoleons und in dem Heuſchreckenzug, welcher der Armee folgte, vom Lieutenant und vom Bureauchef an faſt ein jeder Freimaurer war, oder es zu werden ſuchte, um ſich empor zu helfen, und daß in allen großen Städten Deutſchlands, wo die Franzoſen ſich anſiedelten, ſie auch ſogleich ihre Logen bildeten, ihre Sitzungen hielten, und Mitglieder aufnahmen. Als die Franzoſen den größten Theil Deutſchlands in Beſitz genommen hatten, drängten ſich auch eine Menge Officianten der Regierung höhern Ranges zu den Logen, und durchliefen ſchnell die unteren Grade des Ordens, um etwa Meiſter vom Stuhl oder dergleichen werden zu können. Ei! ei! Das alles ſollte den Staat nicht aufmerkſam machen? Wir wenigſtens glauben der Meinung ſein zu dürfen, und der unbefangne, unpartheiiſche Leſer wird uns beiſtimmen, daß ein Orden, wie die Freimaurerei, der durch die ganze bekannte Welt gehn ſoll, der Nationalität eines einzelnen Landes gefährlich werden kann, ohne daß er es ſelbſt ahndet, und daß er den Aufſchwung des Characters der Nation hemmt, indem dieſe Ordensglieder kosmopolitiſche, nicht nationelle Anſichten entweder ſchon haben, oder leicht gewinnen. Es iſt ganz unleugbar, in Deutſchland würde es dermalen noch wenigere Deutſchfranzoſen geben, die Franzoſen würden nicht ſo ſchnell in dem ganzen Weſen Deutſchlands ſich angeſiedelt, nicht ſo viele hülfreiche Zungen und Hände gefunden haben, wenn die Myſtik der Freimaurerei nicht geweſen wär, wodurch die Fremdlinge durch ganz Deutſchland überall liebe Brüder fanden. Wir wollen durchaus nicht hierdurch behaupten, daß etwa die deutſchen Logen franzöſirt hätten; indeß, ſo viel iſt wohl mit Händen zu greifen, daß die Nationalität der deutſchen Freimaurer mit den Ankömmlingen des Ordens aus Frankreich in eine mißliche Kolliſion kam.

Wozu aber überhaupt dieſe Myſtik? Sie kann doch entweder nur ein Lockungsmittel ſein, den Schwächling, der nur im Geheimen ſich wohlgefällt, zu feſſeln, und dadurch den Zufluß der Kandidaten zu erhalten, oder es ſteckt wirklich hinter dieſer Myſtik etwas in den weiteren Graden, wo der Schüler zum Lehrer wird, und dann muß dieſes „etwas“ doch die Oeffentlichkeit ſcheuen, — ein wahrhaft gutes aber ſcheuet die Oeffentlichkeit nicht. Uns ſcheint die Freimaurerei eine Miſchung von Spielerei und gefährlichem Ernſt zu ſein, für

Ernſt zu ſpaßhaft, für Spaß zu ernſthaft, ein Impuls mehr, bei gegebner Gelegenheit einen Statum in Statu zu bilden, auf jedem Fall aber ein Inſtitut, welches durch Geheimnißkrämerei Argwohn erregt und nährt, und der Argwohn entfremdet die Gemeinmaſſe der Staatsbürger von einander, der Argwohn iſt es, den jede väterliche Regierung ſo viel als möglich zu entfernen ſuchen muß.

Nach dieſen Andeutungen über das Ordensweſen überhaupt, wenden wir uns zu einigen Bemerkungen über den Tugendbund, der ſich in Königsberg in Preußen im Jahr 1808 bildete, oder vielmehr gebildet haben ſoll, und der mehr politiſche Aufmerkſamkeit erregt hat, als er vielleicht erregen konnte, wollte und durfte. Man ſchreibt dieſem Tugendbund die Ermannung Preußens in dem Entſcheidungsjahr von 1813 zu, man geht ſogar noch weiter, indem man behauptet, daß durch ihn ganz Deutſchland emporgerüttelt worden, und — ſolche Feenmährchen ſollten eine Würdigung finden? Oder, wenn auch nur ein halber Anſtrich von Wahrheit dabei zum Grunde läge, ſollte die oberſte Staatsgewalt nicht davor zurückſchaudern müſſen, daß eine fremde Kraft neben ihr, der allein herrſchenden, ſich rege?

Es iſt bekannt, daß Napoleon dieſen preußiſchen Tugendverein fürchtete, und daß Prinz Eckmühl, der Chef der hohen, franzöſiſchen Polizey in Deutſchland, während er Hamburg für einen Centralpunct franzöſiſcher Grauſamkeiten deſignirte, dort im Jahr 1812 einem preußiſchen Officier ſagte: „ich halte Preußen für unſchädlich, aber ich haſſe den Tugendbund.“ Dieſe Aeußerung allein verdient die Aufmerkſamkeit der Regierung, denn ſie kommt aus dem Munde eines Menſchen, der alle Regierungsformen von der Anarchie bis zur Deſpotie ſelbſthandelnd durchgegangen iſt.

Die Konſtitution dieſes Bundes erfolgte im Jahr 1808, als der preußiſche Hof ſich noch in Königsberg befand, und eine Art von Chevallerie, welche durch dieſen Bund rege gemacht werden ſollte, zu einer Zeit, wo die Regierung ſelbſt die Entwicklung der Zeit überlaſſen mußte, wurde ſpäterhin durch den Erfolg gerechtfertigt. Daß der König ſelbſt um dieſes Inſtitut wußte, daß er aber aus ſehr reifen und richtigen Anſichten den guten Willen zwar erkannte, ihn aber den Staatszwecken nicht angemeſſen fand, das beweiſet der Umſtand, daß er im Jahr 1809 die verbeſſerte Konſtitution des Bundes vernichtete.

So gut die Abſicht auch geweſen ſein mag, ſo kann ſie doch, wenn man die Geſetze des Tugendvereins näher beleuchtet, mit den Anſichten einer monarchiſchen Regierung nie in Einklang kommen. Die monarchiſche Regierung, von welcher wir, durch die Erfahrungen der Geſchichte alter und neuer Zeit belehrt, überzeugt ſind, daß ſie die glücklichſte für das Wohl der Unterthanen ſei, da des Menſchen glücklichſter Beruf der Gehorſam iſt, und da er unter Vormundſchaft am ruhigſten und bequemſten lebt, darf eine intermediäre Macht nicht dulden, weil durch dieſe eine Schwindelei erzeugt wird, die das Kind mit dem Bade ausſchüttet, und die Phantaſie, einen moraliſchen Staat gründen zu wollen, nimmt ſich zwar in der Schrift, und bei den Verabredungen der Stubengelehrten gar artig aus, im practiſchen Leben mit ſeinen ſcharfen Ecken und harten Reibungen wird dieſes markloſe, auf die Rohheit der großen Maſſe nicht berechnete Syſtem aber bald eine lächerliche Phantaſie von geſtern.

Daß der preußiſche Monarch dieſe Verfaſſung des Tugendvereins als Monarch nicht genehmigen konnte, darüber nur Einiges.

Der §. 12. der Verfaſſungs-Urkunde ſagt: „der Bund bildet keine eigne Macht im Staat, ſondern er macht die vernünftige Unterwerfung unter die Befehle und Anordnungen der Regierung allgemeiner.“

In der Wortſtellung: „vernünftige Unterwerfung“ liegt die Luſt, die Verfügung der Regierung beleuchten, der Regierung ſich zur Seite ſtellen zu wollen. Die Unterwerfung muß aber in einem monarchiſchen Staat unbedingt ſein. Uebrigens aber würde es auch Verdacht gegen den offnen, geraden Sinn der preußiſchen Regierung geben, wenn es eine Macht im Staat gäbe, welche die Regierungsbefehle erſt anempfehlen, allgemeiner machen ſollte. Das iſt Sache der unmittelbaren Staatsgewalt. Kein Dritter, geſchweige denn eine Geſellſchaft von Unterthanen, darf ſich hierin miſchen.

Im §. 20. ſagt die Verfaſſungs-Urkunde unbedingt durch ſich ſelbſt, wie ſie die Erziehung der

Jugend gehalten wiſſen will, ſetzt ſich alſo dadurch eigenmächtig über die Regierung, welcher allein es doch zuſteht, die Oberaufſicht über die Volkserziehung zu führen.

Wenn man den §. 24. lieſet, der alſo lautet:

> „in der vaterländiſchen Literatur unterſtützt der Verein das Claſſiſche, erweckt Gleichgültigkeit gegen das herrſchende Mittelmäßige, und Verachtung des Schlechten,“

ſo überzeugt man ſich davon, daß nur Stubengelehrte, die den Zeitgeiſt und deſſen Fortſchreiten nicht kannten, dieſen Paragraph hinſetzten, denn wenn ein Buch im Publikum erſchienen iſt, ſo richtet die Stimme des Volkes, und ungeziemende Rezenſionen (über die Zenſuranſtalten ließe ſich vieles in chriſtlicher Liebe ſprechen!) ſind dann ganz dazu geeignet, das Buch nur noch mehr zu erheben. Die gehaltvollſten Schriftſteller Deutſchlands ſind davon der bündigſte Beweis. Einen ſolchen indirecten Zwang, eine ſolche Methodie einer einzelnen Zunft, eine ſolche Bearbeitung des Publici, einen ſolchen übermüthigen Gelehrtendünkel wird aber ein ſo aufgeklärter, freier Staat, wie der preußiſche, nicht zugeben können.

Im §. 27. heißt es, der Tugendverein ſei eine öffentliche Geſellſchaft, und doch heißt es wieder im Geſetz I. §. 34. „niemand darf, ohne beſondern Auftrag, Layen mit den Geſchäften und Arbeiten des Vereins bekannt machen.“ Die Heimlichkeit iſt alſo durch dieſes letztere Geſetz genau genug beſtimmt, und wenn die geheimen Inſtructionen, welche nur von Mund zu Mund gehen, auch in jenem Fundamentalgeſetz ſtänden, ſo würde ein Veto! wohl ſchon öffentlich ausgeſprochen ſein.

Der §. 38. ſagt:

> „von der Verbindlichkeit des Handſchlages, von der Unterſchrift, kann Niemand als die allerhöchſte Perſon des Königs ſelbſt befreit werden.“

Allein es iſt wohl nicht denkbar, daß ein Monarch in ſeiner Monarchie ſich in einen Verein mit ſeinen Unterthanen einlaſſen würde, und wenn ein ſolcher Verein auch das Geheimniß aufgefunden hätte, aus Menſchen Engel zu machen! Dieſer Paragraph iſt alſo wohl überflüſſig, ein Uebermuth, welchen allein das Jahr 1808 entſchuldigt.

Der §. 2. Geſetz II. ſagt:

> „der Tugendverein iſt in der Form frei, allein geſchickt genug an einander geſchloſſen, um mit möglichſter Schnellkraft und Uebereinſtimmung ſeine nützlichen Zwecke zu erreichen.“

Das deutet auf eine Luſt zur Handlung, welche mit der Staatsgewalt unvereinbar iſt, eine geheime Verbindung, eine geiſtige Verwandſchaft, einen Nepotismus, welche im Lauf der Zeit eine widrige, der allgemeinen Ruhe feindliche Geſtalt annehmen könnten.

Mag auch die Abſicht der erſten Stifter ſo rein patriotiſch als möglich geweſen ſein, mag auch, wenn man die pädagogiſchen Phantaſien wegſtreicht, dieſer Verein, ſofern er eine wirkliche Exiſtenz bekam, von einigem Einfluß auf die Belebung der Wiedergeburt Preußens geweſen ſein, ſo würde doch die Nothwendigkeit eines militairiſchen Staates, wie Preußen bei ſeiner ermangelnden Abrundung es iſt, mit den Prinzipien dieſes philantropiſchen Vereins nie in eine Vereinigung kommen können, welche die, den Preußen nothwendige Luſt für das Kriegshandwerk aufrecht erhielt. Die preußiſche Regierung, und der Monarch ſelbſt, der nicht genug gerühmt werden kann, deſſen Syſtem der große Friedrich bewundern würde, wenn er heimkehren könnte in das Gebäude, das er gründete, iſt zu erleuchtet, hat einen zu ſichern, richtigen, feſten Gang, als daß der Monarch einer zudringlichen Beihülfe bedürfte, welche nicht an den Thron gehört.

Die Unterthanen ſind Kinder der Regierung; ſie ſtehn unter deren Vormundſchaft. Es iſt alſo Vermeſſenheit von den Kindern, ohne Aufruf der Regierung eine Selbſtthätigkeit da zeigen zu wollen, wo dieſe jedesmal am falſchen Orte, und falſch angebracht iſt, wo ſie den Glanz des Thrones verdunkelt, und wo denn der Eigennutz und die Selbſtſucht zuletzt ſich immer das eigne Grab gräbt. — Glaubt Ihr, die ihr den Schimmer und die Pracht des Thrones beneidet, denn, daß es eine Luſt ſei, in dieſem nothwendigen Schimmer zu leben? Mögtet ihr euch doch davon überzeugen, daß ihr unter der Vormundſchaft weit glücklicher lebt, als wenn ihr ſelbſt Theil an den großen Welthändeln nehmen wollt, wo ihr denn doch zuletzt, bei der Ausgleichung, in die Schranken des Gehorſams zurück verwieſen werdet! Exempla sunt odiosa!

Eben ſo hat ſich faſt zu einem Bunde die Secte der Unitarier jetzt gebildet, welche alles für die Geſammtheit von Deutſchland, nichts aber für einen einzelnen deutſchen Staat thun wollen. Es bleibt aber bei dieſen Herren nur bei dem „Wollen" und wenn ſie mit altdeutſchen Trachten, mit dem Purismus in der deutſchen Sprache Herrmanns Deutſchland wieder herſtellen könnten, ſo würde es ihnen doch nicht behagen, ſtatt des Franzweins ſich mit einem Gerſtengetränk begnügen zu müſſen, und all dergleichen iſt nichts, als eine feine, äußere, zweckloſe Zucht, welche nur Bücher füllt und Schneider beſchäftigt. Warum ſoll man nicht das Gute, das Zweckmäßige, ſo man im fremden Lande findet, nachahmen. Während der Bürger die altdeutſchen Trachten hervorſucht, und den Zuſchnitt aus Poſtillen macht, bekommen die deutſchen Armeen im Auslande einen ausländiſchen Schnitt, der den Lägern angemeſſener iſt, und ſo wirkt die Regierung gegen die Manie überkluger, oder phantaſtiſcher Köpfe.

Nur ſo viel ſei zum Schluß noch geſagt, daß die neueſte Zeit eine Erſcheinung giebt, welche in der Geſchichte unerhört iſt, und welche allein dem, durch die franzöſiſche Revolution geweckten Egoismus der Unterthanen einen Damm entgegenſetzen konnte. Seitdem nämlich die größten Monarchen Europa's in perſönliche Bekanntſchaft mit einander gekommen ſind, und unter ſich ſelbſt Freundſchaftsvereine geſchloſſen haben, wird die Neuerungsſucht der Schwindelköpfe alle ſubalterne Ordenskrämerei der Untergebenen immer an der Gewalt der Herrſcher erlahmen, und der Unterthan thut wohl, wenn er unbedingt nur Unterthan bleibt!

(Eingeſandt.)

VII.

Frankreichs jetzige Lage.

Es iſt wohl nicht leicht ein Land ſo ſchnell von großer Höhe zu einer mißlichen Lage herabgekommen, als Frankreich. Es iſt dieſes Land ein Beiſpiel des ſchnellen Wechſels der menſchlichen Dinge, und es beweiſet für Jahrhunderte das Sprichwort: Hochmuth kommt vor dem Falle!

Wenn wir die verſchiedenen Partheien in Frankreich zuſammen zählen und gegen einander ſtellen, ſo machen ſie ſolchen Kontraſt, ſolchen Widerſtreit widerſtrebender Kräfte, daß im Mittelpunct wohl Ruhe ſein muß. Wird aber eine einzige von dieſen gegen einander wirkenden Kräften aus ihrer Richtung verdrängt, dann wird auch das alte Chaos erſt wieder wüthen müſſen, ehe eine neue Ordnung kehrt.

In Frankreich führt jedes ſeine Stimme, z. B. 1. Ludwig XVIII. mit ſeinem guten Sinn, mit ſeinem Anfügen an eine Konſtitution, wobei das Volk ein Wort mitzuſprechen hat; 2. ſeine Familie, beſonders der Herzog von Angouleme nebſt Gemahlin, und die Maſſe der heimgekehrten hochadlichen Emigranten, welche alle keinen Unterſchied zwiſchen Volk und Pöbel machen, und meinen, daß es ſich von ſelbſt verſtehe, das Volk ſei des Königs wegen da; 3. Die Miniſterialparthei, welche zwar nicht will, daß der König unumſchränkt gebieten ſolle, welche aber auch in den beiden Kammern und ſo mehr keine unerträglichen Aufpaſſer haben will; 4. die Buonaport'ſche Parthei, welche die dreifarbige Kokarde in der Taſche, und einen Strohhalm im Munde hat, des Augenblicks gewärtig, wo einmal wieder Komödie in Frankreich geſpielt werden wird; 5. die wichtige Parthei des Herzogs von Orleans, welche jetzt noch hinter den Kouliſſen iſt; 6. die Parthei der Republikaner, welche jetzt mit den Jakobinern ſich ausgeglichen zu haben ſcheint, und denen es nur an einem tapfern Haudegen fehlt, um ſchon jetzt Epoche zu machen. Außerdem ſpricht jetzt in Frankreich der Pöbel ein Wort mit, und wie es ſcheint, in vollem Ernſt; 7. der Streit zwiſchen Katholiken und Proteſtanten.

Bei dieſer Lage der Dinge iſt es wohl ganz klar, daß Ludwig XVIII. am beſten thun würde, wenn er ſelbſt mit abreiſete, ſobald ſeine hohen Gäſte abreiſen, denn ſeine Parthei ſcheint die ſchwächſte zu ſein. Auf der andern Seite haben aber die Hofſchranzen aus der alten Zeit ihn ſo ſicher gemacht, daß er den hart beſtrafen laſſen würde, der ihm ſagte: er ſitze auf einer Pulvertonne.

Nun aber kommen zu den Sprechern in Frankreich, wovon jeder ſeine Stimme führt, dermalen noch 8. die verbündeten Mächte, und die Erfahrung hat gelehrt, daß beſonders eine der verbündeten Mächte eine Stimme in Frankreich führt, die den Ludwigsrittern ſo wenig als den Braven der

Napoleon'ſchen Bülletins gefallen will. — Was ſoll nun aus dem ganzen Trauer-, Schau- und Luſtſpiel werden? Eigentlich weiß doch zur Zeit niemand, wer Koch oder Kellner ſei, und das ſchauluſtige Publikum erwartet, daß der Vorhang noch einmal aufgezogen werde. Es wird ſchon ungeſtüm, und fängt ſchon an, zu pochen.

Sollen wir Ludwig XVIII. rathen, ſo ſcheint ihm freilich nicht ſo recht mehr zu rathen zu ſein, da er 1815 hinter den ſiegenden, fremden Armeen nachzog, und ohne ausdrückliche Declarationen wieder im Pallaſt der Thuillerien Platz nahm. Indeß, wenn er denn nun einmal trotz Alter und Podagra mit den Mühſeligkeiten des Regentenlebens ſich befaſſen will, ſo würde er wohl thun, wenn er zunächſt nicht Sclav ſeiner Familie wär, und öffentlich den Herzog von Orleans zu ſeinem Nachfolger erklärte. Sodann aber müßte er den vergeſſenen ci-devants nicht ſo viele Rechte einräumen, noch weniger mußte er es zugeben, daß Religionsverfolgungen ſtatt finden, und ganz beſonders müßte er dahin ſehen, daß er ſeine Armee im Auslande beſchäftigte. Es giebt nämlich eine Menge von unruhigen Köpfen, die todtgeſchoſſen zu werden wünſchen, und das Vergnügen kann er ihnen ja gönnen, wenn er z. B. einem Kriege gegen die Türkei beitritt, oder einen andern Landkrieg begünſtigt.

Ob Elſaß und Lothringen von Frankreich losgeriſſen wird, oder nicht, daraus macht ſich in der That der Nationalfranzoſe wenig; nur eine Parthie von unruhigen Köpfen affectirt eine Anhänglichkeit an dieſe, urſprünglich deutſchen Provinzen, um Gelegenheit zu haben, ihre Streitluſt zu zeigen.

Bringt aber Ludwig ſeine Sachen nicht vollſtändig in Ordnung; ſtellt er die Gemüther nicht zufrieden, und hat er nicht die herrſchende Parthei ſich geworben, ehe die fremden Gäſte ihn verlaſſen, ſo werden wir vielleicht bald von einem dritten Kriege gegen Frankreich hören. Ludwigs Hof iſt immer noch der alte adelſtolze Hof, der Ludwig XVI. ſtürzte; dieſer alte Adel hat in den 20 Jahren, daß er emigrirte, nichts vergeſſen und nichts zugelernt, auch die Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich hatte dieſen Adel nicht gewitzigt, und jetzt ſteht nun wieder dieſe ſtreng-royaliſtiſche Parthei an der Spitze der Geſchäfte! Wenn doch Ludwig es einſähe, daß er dadurch ſein eignes Haus untergräbt, daß jetzt die Völker ein Wörtlein mitzureden wünſchen, und daß die Zeit vorüber iſt, wo der franzöſiſche König ſitzend, mit bedecktem Haupt die Unterwürfigkeit eines Sclavenvolkes annahm! — Wenn ſeine Umgebungen etwa von dem Geſichtspunct ausgehn, daß Napoleon noch weit mehr das franzöſiſche Volk tyranniſirt haben ſolle; ſo war deſſen Tyrannei mehr hinterliſtig, indem der Menſch glaubte, frei zu handeln, während er ein Sclav des Willens dieſes ſchlauen Menſchenkenners war!

Wie geſagt, der franzöſiſche Hof beſteht zu ſehr aus Veteranen, die mit der Zeit nicht fortgegangen ſind, und es iſt daher den Miniſtern Talleyrand und Fouché, welche leider Gottes nur gar zu kluge Köpfe ſind, nicht zu verdenken, wenn ſie reſignirten. Dieſe Niederlegung der Stellen, von der Hofparthei betrieben, wird eben dieſe Parthei noch in mißliche Lagen bringen, denn wenn der alte Händelmacher, Talleyrand, ſich zurück zieht, und Fouché ein anſtändiges Exil bekommt, als Geſandter, noch dazu an einem Hofe, der die gerechteſte Urſach hat, mit der Wechſelung der Dinge unzufrieden zu ſein, ſo kann man wohl unbedingt annehmen, daß ſich ein Gewitter über Paris heraufzieht.

Ludwig hat ſeine eigne, ſeine Familienpolitik, die aber zu durchſchauen iſt. Er ſteht in ſtillem Einverſtändniß mit dem ſpaniſchen Hofe, und dieſer ſoll, wenn es noth thut, eine Armee nach Frankreich ſenden, an welche ſich alles das anlehnen ſoll, was an der Loire auseinander gegangen, und nur Kriegsdienſte wieder ſucht, möge es für Pontus oder Pilatus ſein. Mit dieſer Armee denkt er denn Gelegenheit zu nehmen, ſich feſtzuſetzen, unter dem Schein, als habe er fremde Hülfe ſuchen müſſen, ſich von den Gäſten zu befreien. Allein er iſt nicht der Ulyß, der die Freier um Penelope vertreiben kann, und er hat ſich in den Vorausſetzungen verrechnet. Die Bourbons auf dem ſpaniſchen Thron nämlich ſind mit demſelben alten Dünkel zurückgekehrt, und haben es nicht wohl überlegt, daß die ſpaniſche Nation in dem mörderiſchen fünfjährigen Kriege, in welchem ſie das franzöſiſche Joch abſchüttelte, auch den Uebermuth der Hierarchie kennen lernte, und in das Pfaffenthum ſich nicht wieder einzwängen laſſen wird, in welches man, thorhaft genug, ſie einzwängen will. Die Bourbons in Spanien werden bald mit ſich ſelbſt genug zu thun haben; das kleine Abentheuer in Korunna iſt ein Vorſpiel davon, und Ludwig XVIII. hat ſich daher ſehr verrechnet, wenn er Spanien als Anlehnungspunkt betrachten will.

Außerdem aber ſcheint er auch den großen Fehler zu begehn, daß er, oder vielmehr die Altſitzer, von denen er ſich leiten läßt, mit den einzelnen Mächten der verbündeten Fürſten, welche jetzt zum zweitenmal in Paris einrückten, Unterhandlungen pflegen will, die einen Zwieſpalt in das herrlichſte der Bündniſſe bringen mögten. Allein die Politik der Fürſtenhöfe von 1791 iſt nicht mehr die jetzige. Seitdem die größten Monarchen perſönlich ſich kennen gelernt haben, ſeit dieſer Zeit, wo ſie als leuchtende Vorbilder der Freundſchaft neben einander gehen, werden die fein angeſponnenen Intriguen der Miniſter und Geſandten mit einem Federſtrich vernichtet, und die ſtillen Verbindungen, mit kleinern Fürſtenhöfen angeſponnen, dürften vielleicht bald die gerechte Folge haben, dieſe kleinern Fürſten unſchädlich zu machen.

Ludwig XVIII. verſäumte ſchon, trotz dem, daß ſelbſt franzöſiſche Blätter laut darüber ſprachen, während ſeiner eilfmonatlichen Regierung, ehe das Napoleon'ſche Interregnum wieder eintrat, die Aufmerkſamkeit auf den Furchtbaren, der jetzt wieder nach St. Helena verwieſen iſt. Allein, ſo lange dieſer Napoleon, das Kind des Genie's, der Zögling der franzöſiſchen Revolution, der Liebling der Krieger, die in mehr als hundert Schlachten Frankreich den Glanz bewährten, den Ludwig XIV. erborgt hatte, noch lebt, ſo lange ſitzt die Krone nicht feſt auf dem Haupt der Bourboniden, wenn auch Napoleon ſelbſt durchaus keinen Willen, keine Luſt hätte, das Schwerdt wieder umgürten zu wollen. Seine Parthei lebt, ſo lange er lebt, und dieſe Parthei wird bei der Erinnerung an die Freiheit, welche der Emporkömmling dem Genie gab, die Wirkſamkeit den alten Diplomen vorziehen, und, von dem Zeitgeiſt unterſtützt, das morſche Gebäu der alten Zeit in Trümmer ſtampfen.

Uebrigens aber ſcheint Napoleon ſelbſt unter die vielen Menſchen zu gehören, welche zu früh ſich überlebten. Er hat zu viel Uebermuth, Dünkel, Willkührlichkeit und freie Gewalt in ſeine Schöpfung gebracht, er hat gerungen, die Form ſich zu gewinnen, aber ſie nicht erhalten können; er hat einen zu ſchweren Kampf mit der Generation gehabt, und dieſes Kampfes Werth zu wenig beachtet, als daß ſich erwarten ließ, er werde jemals wieder eine bedeutende Stimme führen. Nicht als berechneter Mann, ſondern als Kind des Glücks wurde er betrachtet. Dieſes Glück hat ihn verlaſſen, die Parthei der Abentheurer wird daher nie wieder Vertraun zu ihm faſſen. Mag er auch immer durch eine oder die andere politiſche Veranlaſſung wieder von St. Helena nach Frankreich hin entlaſſen werden, ſeine Parthei, blos als Napoleon'ſche Parthei wird nie die überwiegende wieder ſein, denn er hat es zu ſehr gezeigt, daß er die Unumſchränktheit der Monarchie zu erſtreben ſuchen wird, welche Vorſpiegelungen er auch dem Volk machen mögte, um es zu bethören! Frankreich ſelbſt hingegen ſcheint nach den langen Ermüdungen einer furchtbaren Revolution, nachdem es, von der Anarchie an, alle Stufen der öffentlichen Gewalten durchgegangen iſt, jetzt auf dem Standpunkt zu ſein, daß es eine conſtitutionelle Monarchie begehrt. Wenn dieſe Konſtitution, dieſes Verhältniß zwiſchen Thron und Volk geordnet iſt, dann könnte Ludwig wohl ein Mann ſein, der die oberſte Gewalt gut repräſentirt, denn es läßt ſich von ſeinem ſanften Character, von ſeinem guten Willen, von ſeiner Erfahrung, da er in der Schule des Unglücks lange geweſen iſt, viel erwarten; — allein für die Zeiten der Gähre, wie ſie noch ſind, iſt er nicht der Mann mit dem eiſernen Arm, der in der Glut der Aufkochung das Heft zu erfaſſen weiß, er iſt nicht der Liebling des Volks, und er hat nie in ſeinem Leben etwas gethan, was eine Glorie um den Mann ſelbſt verbreitete, was ihm einen Namen machen würde, ſelbſt wenn er im Staube geboren wär; er iſt immer nur Maſchine geweſen, und pocht auf eine Erbſchaft, zu einer Zeit, wo das franzöſiſche Volk, dem man die Thatkraft, die Thaten ſelbſt nicht abſprechen kann, den Mann vom Fürſten bis zum Bettler nach ſeinen Thaten würdigt. Es iſt zu bedauern, daß Ludwig in aller Hinſicht nicht Militair iſt, und nicht ſein kann. Einen einzigen ganz unbedeutenden Feldzug dürfte er nur gethan haben oder noch thun, und ſeine Parthei würde unbedingt die herrſchende ſein. Denn Frankreich iſt bereits daran gewöhnt, einen militairiſchen Chef an der Spitze ſeiner Regierung zu ſehen, und die übereilte Flucht des Königs aus ſeinen Landen, als Napoleon wieder erſchien, der Mangel an Vertheidigung, der ſchnelle Rückzug

Artois von Lion, ſind nicht dazu geeignet, dieſen Bourbons Vertraun zu erwecken.

Man kann beinahe behaupten, der beſte Prophet ſei nicht im Stande, das anzudeuten, was aus dem neuen Frankreich werden wird, welche Geſtalt es endlich als eigenthümlich anerkennen mögte! Eine Nation von 28 Millionen Menſchen auf einem Boden; der ganz dazu geeignet iſt, der Handlung des Einzelnen, dem Sinn für Vaterland einige Willkühr zu erlauben, iſt nicht dazu vorbereitet, nach einer Methodie behandelt zu werden, welche von fremdartigen Impulſen ausgeht, und es fehlt dem glutentzündeten Frankreich nur ein neues Genie, um die Luſt zu Thaten zu einem beſtimmten Ziel zu führen. Ein kluger Kopf an der Spitze der franzöſiſchen Nation, der der allgemein anerkannte Liebling des Volkes wär, würde jetzt in kurzer Friſt wieder ſagen können, was Friedrich der Zweite ſagt: „Wenn ich König von Frankreich wäre, ſo ſollte keine Kanone durch ganz Europa ohne meinen Willen gelöſet werden!“ — Wehe denen Unzähligen, die nach Frieden ſich ſehnen, wenn dieſer Einzelne ſich in Frankreich findet! Unter den Prinzen des Hauſes Bourbon iſt er nicht zu ſuchen, denn ſie haben alle Rückerinnerungen an die Form, welche dem neuern Frankreich fremd geworden iſt. wohl aber könnte ein ſolcher Mann unter den Waffenhelden zu ſuchen ſein, die ſeit vielen Jahren für den Nationalruhm vieles thaten, und welche die Stimme der ſtreitluſtigen Armee für ſich haben. Napoleon machte ſeine Feldherrn groß, zu groß! und darum würde ganz Frankreich ein zweites Macedonien geworden ſein, wenn die Verbindung der Alliirten nicht mit entſcheidendem Uebergewicht der Willkühr der franzöſiſchen Marſchälle Einhalt gethan hätte.

— Ob aber dieſer Einhalt von Dauer ſein wird?! —

Was nun die verbündeten Mächte ſelbſt, welche dermalen Frankreich wieder beſetzt haben, betrifft, ſo darf man freilich der Luſt der Franzoſen, unter dieſen Mächten Zwietracht zu erregen, nicht trauen, und ſchwerlich möchten auch wohl die Franzoſen, wie ſie jetzt ſind, dazu geeignet ſein, Vertraun zu einem ſolchen Zwieſpalt zu geben; allein es ſcheint in dieſer Hinſicht nur eine Alternative zu geben, nämlich entweder, daß nach des nicht genug erkannten Blüchers Plan, Paris blos als eine militäriſche Poſition betrachtet werden mußte, um ſpäterhin die Armee an der Loire zu vernichten, ganz Frankreich zu entwaffnen, und die nordiſchen Waffen bis an den Fuß der Pyrenäen zu bringen; — oder, daß in Paris ſchnell, nur ſchnell, ein Friede hätte abgeſchloſſen werden müſſen, ohne alle die Prunkgelage und Belaſtungen, welche eine Erbitterung geben, deren feindliche Folgen ſich erſt ſpäterhin zeigen werden. Sobald man einen Feind in der Nähe kennen lernt, verliert man die Furcht, welche ſeinem Namen vorausgeht, und möge der Himmel geben, daß Frankreich den nordiſchen Armeen nicht das werde, was Capua den Truppen des Hannibal war! Wir Deutſche haben doch wohl die traurige Erfahrung gemacht, wie die Franzoſen, als Feinde, in dem redlichen Gemüth des Deutſchen Beſitz ergreifen konnten; wird es ihnen nicht noch weit leichter werden, in Frankreich ſelbſt, im dieſem herrlichen Lande, die Armeen zu entarten, wenn ſolche lange an einem Orte ſtehn bleiben? — Jede nationelle Armee wird zum Lohnſoldaten geſtempelt, wenn ſie lange in feindlichem Gebiet ſtehn bleiben muß, ohne die Waffen bewegen zu dürfen, und wenn nun das gethan iſt, was die Waffen ausführen ſollten, ſo müſſen auch die Federn eben ſo raſch ſein, als die Waffen es waren. Jede Zögerung im Kriegszuſtand eines Volkes iſt ein unerſetzlicher Schade für das Land ſelbſt, jede Zögerung iſt ein Zunder zu neuen blutigern Kriegen, jede Zögerung erſchlafft den guten Geiſt, der in dem Volke war!

Die Verbündeten erklärten es früherhin, und haben es wiederholt erklärt, daß ſie in Frankreichs innere Angelegenheiten ſich nicht miſchen wollten; warum denn nun aber jetzt die unerträglich lange Zögerung, welche trotz der Subſidien, trotz der Ausſchreibungen in Frankreich das baare Geld dorthin zieht? Es iſt bekannt, daß, wo Armeen ſind, daß da auch baares Geld iſt, und während Deutſchland immer noch Nachſendungen an Geld und Mannſchaft macht, bekommt es im Rücklauf Kunſtſchätze! — Will Frankreich den Frieden nicht unterzeichnen, wie man ihn vorſchreibt, warum will man in diplomatiſche Weitläuftigkeiten da ſich einlaſſen, wo das Schwerdt bereits entſchieden hat, und bei dem geringſten Zucken wieder entſcheiden wird? Nur keine Zögerung, denn:

Die Zögerung ſtraft ſtets das eigne Haupt!
Der Augenblick, der dir vorüber gleitet,
Er wird im folgenden ſich ſchwarz geſtalten!

VIII.

Uebertreibungen der Zeit.

Sobald der Menſch im Paroxismus iſt, übertreibt er gern, denn der Paroxismus ſelbſt iſt eine Uebertreibung. Deutſchland, mindeſtens ein großer Theil deſſelben; hat ſeit einigen Jahren in einem Paroxismus der Anſpannung gelegen. In der Periode der Fieberhitze kann man nun freilich mit vernünftigen Vorſtellungen nicht kommen, da man dem, der nüchterne Wahrheit predigt, in das Geſicht ſchlägt, und es war auch gewiſſermaßen recht gut, dieſen Paroxismus auswüthen zu laſſen, da er für den deutſchen Ruhm, für die deutſche Freiheit und Selbſtſtändigkeit von den erſprießlichſten Folgen zu ſein ſchien. Jetzt indeſſen dürfte vielleicht die Beſinnung bereits wiedergekehrt ſein, und da hört man denn wohl eher Warnungen an, damit die Uebertreibung der Zeit nicht einen feindlichen Character annehme.

Wir wollen aus den vielen Uebertreibungen nur einige heraus heben, und mit der kleinſten, lächerlichſten und unſchädlichſten anfangen, nämlich:

1. Mit der Manie des Purismus. Dieſe Wuth, die deutſche Sprache von fremden, beſonders von franzöſiſchen Wörtern zu reinigen, ging hauptſächlich von Berlin aus, und zwar von Männern, die, da ſie nicht Herren vom Degen ſein konnten, doch gar gern Herren von der Feder in der allgemeinen Sache Deutſchlands zu ſein wünſchten. — Sie ſcheinen an den Schauſpielzeddeln, rückſichtlich der Jungfrau und Mamſell, und dann an den militäriſchen Ausdrücken der ganzen Behandlung einer Armeebewegung geſcheitert zu ſein. Armeebewegungen und Armeeberichte mit den franzöſiſchen Ausdrücken ſind nun aber, beſonders was das ganze Belagerungsweſen betrifft, in den franzöſiſchen Ausdrücken allgemein durch ganz Europa verſtändlich, und es war doch alſo wohl nur eine, von den höch-

ſten Behörden belächelte Schwärmerei, wenn dergleichen ſeit unvordenklicher Zeit bekannte Kunſtausdrücke in deutſcher Ueberſetzung mißgeſtaltet werden ſollten.

Es gehört in der That ein ganz neuer Unterricht dazu, (und der übertriebene Purismus ſcheint auch von Männern auszugehn, die, ſobald ſie ſelbſt unterrichtet zu ſein glauben, auch ſogleich gern wieder weiteren Unterricht geben) um ſich ſo auszudrücken, als jene Puriſten es wünſchen. Wer ſollte z. B. ohne Unterricht es verſtehen, wenn jemand ſagt: „ich ſpielte Kugelbrett, und hatte Halbſpiel mit dem Ortshalter N. gemacht. Das Spiel ſtand ſchon 47 zu 47, als ich bei dem Zuſammenrennen einen Gegenſtoß bekam, der mir das Spiel verloren machte. Mein Spielſtock, (eigentlich Schwanz) war daran ſchuld.“

Ein ſolcher Puriſt hat nämlich das allgemein Verſtändliche ſagen wollen: „ich ſpielte Billard, und hatte mit dem Lieutenant X. Moitié gemacht. Das Spiel ſtand ſchon à quarantesept, *) als ich beim

---

*) Deutſch am Billard zu zählen, das kommt mir ſo vor, als wenn Bauern au noble jeu ſind, oder als eine Tanzparthie bei Tageslicht.

Karamboliren eine Contre-Bille bekam, wodurch ich das Spiel verlor. Der Queu war daran ſchuld."

Nur ein einziges ſolches Beiſpiel wird wohl hinreichen, um die Abgeſchmacktheit der übertriebenen Reinigungsſucht der Sprache zu zeigen. Ja, das Schlimmſte iſt dabei das, daß dieſe Schornſteinfeger den Deutſchen dadurch das Wort, „Genie" mit wegfegen, denn es iſt dieſes herrliche Wort doch auch ein fremdes Wort, aber ach! die deutſche Sprache, reich an Schimpfworten, iſt zu arm, um dieſes einzige Wort in ſeinem ganzen Umfang deutſch auszudrücken. Noch mehr, die deutſche Sprache hat nicht einmal ein, das ganze erfüllende Wort für den fremden Ausdruck: „Nation!" Ach, ihr Reiniger! greift nicht in das Weſpenneſt! Macht Deutſchland dadurch nicht noch ärmer, daß ihr die Sprache beſtehlen, und Worte, welche ſchon längſt allgemein anerkannt waren, verdrängen wollt! Ja, läge Deutſchland auf einer Erdzunge, ſo daß es nur ſich ſelbſt reden hörte, dann mögte es euch glücken, mit einer pädagogiſchen Spielerei den Ton, den ihr angabt, durchzuführen; ſo aber iſt es von allen Seiten her mit fremden Zungen umlagert, und gezwungen alſo, in fremden Zungen zu reden, wenn es Handel treiben will; wird das Volk auch, ihr mögt euch noch ſo ſehr ereifern, — um Zeitungsblätter oder Flugſchriften zu füllen, immer noch mehr fremde Worte in die deutſche Sprache aufnehmen, und die Sprache dadurch auch reicher machen. — Man ſollte doch wohl denken, daß das Wort, das allgemein verſtändlich iſt, auch zur Sprache angenommen werden dürfte, denn dadurch erfüllt die Sprache ihren Zweck!

Deutſches Schwerdt ſchlage, deutſche Treue gelte, deutſcher Fleiß erhebe ſich von neuem, und jene Ziererei der Reinigungsſucht halte euch nicht ferner von nützlichern Beſchäftigungen ab. Ueberlaßt es dem Zeitgeiſt, auch in dieſer Hinſicht das Gute von dem Schlechten zu ſondern. Glaubt ihr aber, mit Gewalt durchgreifen zu wollen, ſo entſinnt euch doch der bekannten Fabel, wo der Mops den Mond anbellt!

2. Mit dieſer Reinigungsſucht in der Sprache iſt ſehr nahe verbunden die Sucht, die deutſche Tracht wieder herzuſtellen. Man ſollte nicht glauben, daß es Profeſſoren jetzt giebt, welche dem

Schneider Fips Vorleſungen darüber halten, wie die Pluderhoſen der alten Zeit beſchaffen geweſen, wie viel Unterröcke die deutſche Frau gehabt habe, und bis wie weit, nach unten und oben, der Schnürlatz gegangen; daß ſolche Herrlein in altdeutſcher Tracht auf dem Katheder ſich beſchauen laſſen, und daß ſie dabei nur ein weſentliches Stück vergeſſen haben, die alten Schellen, — obſchon das vernünftigere Publikum dieſe Schellen dennoch zu hören glaubt!

Es iſt doch wohl anzunehmen, daß die Jahrhunderte zunächſt in dem fortſchreiten, was zu ihrer Bequemlichkeit gehört. Das weſentlichſte Stück der Bequemlichkeit iſt denn doch aber die Kleidung, und einige vernünftige Menſchen wollen behaupten, daß die jetzige deutſche Kleidung bequemer, und den Bewegungen des Lebens angemeſſener ſei, als jene Theatertracht, welche die übertreibenden Neuerer und Schreihälſe nach alten Oehlgemälden, auf dem erſten, beſten Trödel aufgekauft, wieder einführen zu wollen, den verwegnen Verſuch machen. — Nun ja, das weibliche Geſchlecht iſt damit ſehr zufrieden, dieweil es wieder Neuheit in der Mode veranlaßt, und da giebt es jetzt deutſche Mützen, deutſche ſtark gefaltete Röcke und deutſche Schnürbrüſte; — aber ob ein Herz mit deutſcher Treue darunter pocht? — Ach! die Uniformen, die Uniformen! Hängt die Uniform eines Feuerländers an den Angelhaken, und die weibliche Tugend zappelt daran! — Uebrigens könnt ihr glauben, daß dieſe Frauen die altdeutſche Tracht in Jahresfriſt an Schacherjuden, oder an ein Theater verkaufen, denn — die deutſchen Damen lieben den Wechſel! —

Merkwürdig iſt es, daß, während die Herrlein, welche ſich zu deutſchen Dämagogen aufgeworfen haben, ſich ereifern, die altdeutſche Tracht wieder einzuführen, die deutſchen Armeen ſehr vieles, auch in der Kleidung, von den franzöſiſchen Armeen annehmen. Die großen Herren ſind darin klüger, ruhiger und gemäßigter, als jene Phantaſten. Warum ſollte man denn auch die Erfahrungen nicht benutzen, welche ein Krieg von 20 Jahren der franzöſiſchen Armee gegeben hat?

Nationaltracht iſt bis jetzt wenigſtens immer bei den Nationen eine Beilage der verfinſterten Jahrhunderte geweſen, und keine europäiſche Nation, ſelbſt die Spanier und Bergſchotten nicht, hat in dieſem Augenblick die alte Nationaltracht. Oder wollen wir etwa den Türken und den Koſacken nachahmen, die ſich in ihrer Nationaltracht bewähren? Nach der Anſicht der Vernünftigen, der Nüchternen, ſtrebt der Zeitgeiſt vorwärts, die Deutſchen aber gehn geradezu rückwärts und machen ſich im Auslande lächerlich, wenn ſie eine Nationaltracht wieder hervorſchleppen wollen, die frühern Jahrhunderten ſchwerfällig genug war, und die durch die vorſchreitende Zeit unpaſſend gefunden wurde. Theaterſchneider und Modejournale mögen mit dieſen Dingen ſich vergnügen, der wahre Deutſche aber mag mit ernſtern Dingen ſich beſchäftigen, nämlich mit That und Handlung! Es iſt ſo ſchon ſchlimm genug, daß der Soldat z. B. ſich unglücklich fühlt, wenn ſein Degengefäß von weißem Metall iſt, ſtatt daß es gelb ſein ſollte, und dergleichen mehr; will man denn ſolchen Spielerein noch weiteren Spielraum geben? Die Sache muß dem Deutſchen gelten, und nicht die Form!

Hieran gränzt wieder ſehr nahe:

3. Die Wuth in Rede und Schrift. Es mag im Allgemeinen nützlich geweſen ſein, auch von den Kanzeln herab das deutſche Volk aufzufordern, die

Ketten unwürdiger Sclaverei abzuſchütteln; allein dieſe Entartung des Gottesdienſtes konnte und durfte auch wohl nur einen Augenblick ſtatt finden; die politiſchen Angelegenheiten durften nur angedeutet werden, und die Kanzelvorträge ſollten nicht Zeitungsberichte ſein. Viele Kanzelredner ſuchen noch jetzt einen Anſtrich von Herrlichkeit ſich dadurch zu geben, daß ſie herabdonnern in der Gluth des perſönlichen Eifers mit ungeziemenden Worten auf diejenigen, die da Deutſchland unterjochten, und deren Te Deum ſie doch ſelbſt vor zwei Jahren noch in prieſterlichem Ornat feierten. Ach, dieſe Herren thäten wohl, wenn ſie von dem ganzen Sündenfall ſchwiegen, da ihre eigne Zwittergeſtalt darunter mit befangen iſt. Uebrigens aber gehören durchaus die politiſchen Angelegenheiten nicht in die Tempel Gottes, der ein Gott des Friedens iſt. — Wenn der Menſch aus dem Gewühl des Weltlebens in das kirchliche Gebäude tritt, ſo will er hier, entfeſſelt von Partheilichkeit und niederm Gezänk, ſich ſelbſt angehören, er ſucht Tröſtung und Stärkung für ſein Herz, für ſeine Gefühle, für ſeine Hoffnung über den Sternen, wenn das nackte, irdiſche Leben vorüber gewandelt iſt mit ſeinen Truggeſtalten. In dieſer koſtbaren Stunde will er die Beſonnenheit, den frommen Sinn wieder ſammeln, den er in dem flach-alltäglichen Leben zu verlieren im Begriff ſteht; er erwartet eine Rede, welche ſich darüber verbreitet, daß Gott ein Gott der Liebe iſt, und daß ihm Rang, Stand und Volk gleich viel gilt; — ſtatt deſſen bekommt er aber Glut- und Wuthreden zu hören, die ihn in die gemeine Proſa des irdiſchen Lebens, des unſeeligen Zwieſpalts zurückführen, und bei welchen, um ſie vollſtändig zu machen, oft zuletzt weiter nichts fehlt, als daß Lieder, „gedruckt in dieſem Jahr,“ ausgetheilt werden! — Wenn das ſo fortginge, ſo würde gar bald die Menge, welche Andacht ſucht, das Gotteshaus verlaſſen, und nur Neugierige würden die Kirche füllen. — Der Streit der Politik hat bereits einen Zunder in die kirchlichen Angelegenheiten gelegt, und da es denn durch viele Jahrhunderte ſich bewährt hat, daß die Geiſtlichkeit, ihrer Zuflucht gewiß, leicht dazu geneigt iſt, einen Partheigeiſt zu beleben, ſo würde gerade jetzt es gut ſein, wenn die Regierungen Deutſchlands, wie auch einige bereits gethan haben, ein Mandat erließen, daß der Prediger nicht über die Bibel und die daraus zu entwickelnden Moralſätze hinaus gehen ſolle.

Die Wuth in der Schrift könnte ſich füglich auch nunmehro legen. Alle diejenigen, welche durch ungebührliches Schimpfen, durch Triaden, die eine Menge derber Worte ohne innern Gehalt haben, ſich ein groſses Publikum bisher verſchafften, mögen doch ja nicht glauben, daß ſie durch ihre Werke und Werklein Actenſtücke für die Geſchichte liefern. Die Geſchichte verlangt Mäßigung, ruhige Beſchauung; mit Beſonnenheit will ſie aus dem wilden Lermen die Wahrheit, ohne Leidenſchaftlichkeit niedergeſchrieben wiſſen, und der kluge Mann geht an dem Marktſchreier, der ſeine Waare in offner Bude als Univerſalmedizin ausruft, und den Bajazzo zur Seite hat, um den Janhagel anzulocken, vorüber. Wie unſchicklich, unpaſſend, ungeziemend dieſe mehr als heftige Schreibart über die Ereigniſſe der Zeit, über einzelne Perſonen, welche als Geißel vom Himmel geſandt zu ſein ſcheinen, ſei, das beweiſet ſchon der einzige Umſtand, daß man jetzt alle jene Schriften, welche losgelaſſen wurden, als Deutſchland zuerſt wieder freien Athem ſchöpfte, bei weitem nicht mehr mit dem Eifer, mit der Luſt durchblättert, mit welcher ſie damals verſchlungen wurden.

Der Hauptgegenſtand aller Verunglimpfungen war, ſeitdem man wußte, daß er nach Elba transportirt ſei, Napoleon Buonaparte, er, deſſen Namenstag, deſſen Siegesfeſte früherhin alle diejenigen, welche jetzt über ihn herfielen, der eine mehr, der andere weniger, mit gefeiert hatte. Es iſt an ſich ungeziemend, als Schriftſteller aus den Gränzen der Hiſtorie herauszutreten, und mit Läſterungen dann erſt jemanden anzufallen, wenn er, ſich zu vertheidigen, außer Stand geſetzt iſt. Dann freilich iſt ein ſolcher Mann wie die Eule unter den Krähen! So war es auch hier. — Auffallend iſt es, daß jetzt, wo Napoleon Buonaparte zum zweitenmal die Bühne verlaſſen hat, nicht die Maſſe von Pamphlets, von fixfingrigen Schreibern hingeſudelt, ihm nachfolgt, daß nicht einmal die Zeitungen, dieſe Kunſt- und Seiltänzer auf dem großen Jahrmarkt der Neugier, ſo ungeſtüm gegen ihn ſchreiben, und daß mehrere öffentliche, officielle Blätter entweder gar nicht ſeiner erwähnen, oder, wenn ſie es thun, Züge hervorrufen, die ein Intereſſe erwecken. — Dieſe Andeutung darf man jetzt wohl deutlich ausſprechen. Mehrere Züge von Größe, von hohem Willen, ſind unverkennbar in dem Geiſt des Mannes, der ganz Europa zu erſchüttern vermogte, und jetzt, wo wir ihn ſo tief gefallen ſehen, kämpfen wir zwiſchen Bewunderung, Mitleid und Ingrimm gegen den Friedensſtörer. — Der egoiſtiſche Menſch kann es nicht verwinden, daß auch an ſeiner Hütte durch den Krieg angeklopft wurde, und nun ſpeiet er Feuer und Flamme gegen den Unruheſtörer, ohne zu erwägen, daß Krieg eine nothwendige Bedingung der Staatenvereine zu ſein ſcheint, und daß die Völker Deutſchlands immer noch ſich damit tröſten können, daß die feindliche Ueberſchwemmung von Süden, und nicht vom Norden kam. Es ſoll hiermit durchaus nicht Napoleon Buonaparte eine Lobrede gehalten ſein; er wird vielmehr immer der jetzigen Generation das Schreckbild ſein, welches das Glück, die Ruhe und die Hoffnungen faſt jeder Familie, vom Rhein bis zur Weichſel, zerſtörte; allein ſo viel darf in einer freimüthigen Schrift wohl geſagt werden, daß die Nachwelt dieſen Mann anders beurtheilen wird, als die ungezogenen Schreihälſe ihn beurtheilen, daß er zwar eine Geißel für Europa war, aber die ſchmerzhaften Geißelhiebe weckten die faſt erſtorbene Lebenskraft wieder auf, und daß er ein großer Fürſt geworden ſein würde, wenn die wilde Eroberungsſucht nicht ſein fluchwürdiges Bedürfniß geweſen wär!

Wenn die Schriftſteller über ihn herfallen mit ungeziemenden Worten, ſo ſollten ſie ein Beiſpiel nehmen an England. Alle andere Monarchen erkannten Napoleon als Kaiſer an, nur England nicht. Alle andere Monarchen ſandten ihm die Inſignien ihrer erſten Orden, einige knüpften Verwandſchaftsverhältniſſe mit ihm, England hingegen betrachtete und behandelte ihn immer nur als den General Buonaparte. Und dennoch wird in dem freien England in den öffentlichen Blättern mit mehr Mäßigung, mit mehr Wahrheit über ihn geſchrieben, als in den deutſchen Blättern.

Sollten nicht die deutſchen Schriftſteller darauf Rückſicht zu nehmen haben, daß ihre Fürſten einſt, als dieſer furchtbare Menſch noch an dem Gürtel der Fortuna hing, ihm äußerlich die größten Ehren erwieſen? Wird nicht der Fürſtenrang angegriffen, wenn über einen, anerkannt geweſenen Fürſten, mit Pöbelweisheit geſpottet wird, und wird die Geſchichte nicht die Wahrheit richtiger zu würdigen wiſſen?

Die Wuth in Schrift iſt auch jetzt in friſchem Aufblühen über das, was die Völkerrechte, und das Verhältniß des Volks gegen die Regierung betrifft. Frankreich liefert ſchon jetzt ein Beiſpiel davon, wohin die Träume führen, daß das Volk eine repräſentative, der Regierung zur Seite gebende Macht bilden ſolle; ein deutſches Reichsland iſt im Begriff, dieſer Manie nachzuhängen, und der Erfolg wird ſein — Zerſtörung des Glücks des lebenden Geſchlechts, ohne dafür dem künftigen Geſchlecht eine gute, glückliche Dauer verbürgt zu haben. — Wenn doch der Menſch es endlich begriffe, daß es ſich als Unterthan weit bequemer und gemächlicher leben läßt, als die großen Herren leben, und wenn doch alle die Hitzköpfe, welche meiſtern wollen, ohne meiſtern zu können, und welche um ſo mehr ſchreien, je weniger Brod ſie haben, zwangsvoll ſich abkühlen müßten!

Ueber nichts läßt ſich ſo viel grundlos ſchreiben, als über Politik, da ſie ſelbſt grundlos iſt, und eben darum iſt ihre Prüfung eine Lieblingsbeſchäftigung der Müſſiggänger und der Schwachköpfe. Müſſiggänger und Schwachköpfe ſind aber am erſten zum Uebertreiben geneigt, und ſie ſind die beſten Schreihälſe, wenn ſie einen Lockhammel haben; mögten ſie doch aber um des Himmels willen ſich nicht von der Epidemie, die man jetzt „Geiſt der

Zeit, Volksthümlichkeit, Repräſentation, u. ſ. w. nennt, anſtecken laſſen. Wird dieſe Uebertreibung noch weiter getrieben, als ſie es jetzt ſchon iſt, ſo wird noch manches Lämmlein in Priſon kommen!

4. Zu den Uebertreibungen der Zeit gehören auch die Jahrestage, Siegesfeſte, und die jährlich wieder kehrenden Erinnerungstage, mit einem Wort, die neue Einführung neuer Feſttage. Der Proteſtantismus brach die Ketten zuerſt, daß er die Maſſe von Feſt- und Faſttagen zu Werkeltagen wieder umſchuf, und das Geſchäft, der Verkehr befand ſich dabei wohl, das Geſchlecht der Faullenzer wurde unterdrückt. Jetzt fangen wir an, eine ſolche Menge von politiſchen Feſt-, Faſt- und Feiertagen einzuführen, daß, wenn das ſo fort geht, und wir noch mehrere bedeutende Kriege haben ſollten, die Juden wenigſtens, die an ſich ſchon ſo viele und lange Feſte haben, ſelten einen Tag finden werden, der für ſie und die Choims zugleich ein Werkeltag ſey.

Dazu gehören denn auch die freiwillig-nothwendigen Illuminationen. Mögen wir doch aufrichtig geſtehn, daß ſie eine verunglückte Nachahmung der Freuden der Südländer ſind. In Spanien, in Italien, ſelbſt in Frankreich noch nimmt ſich eine ſolche Erleuchtung der Stadt gar hübſch aus, weil man dort in der Kühle der Nacht erſt ſich gern ergeht. In unſerm Norden aber, wo dieſe Nacht an Pelz und Schnupfen erinnert, thut man doch wohl beſſer, wenn man dem Lichtgießer und dem Apotheker nicht unnützerweiſe das Geld zuwendet.

Es ſchien

5. vor einiger Zeit auch zu den Uebertreibungen der Zeit gehören zu wollen, daß man die Juden nationaliſiren wollte. Jetzt ſcheint man die Unmöglichkeit, wenigſtens für die jetzige Generation, einzuſehen, und man ſcheint es zu begreifen, daß es gefährlich iſt, dieſes Volk, welches nur handeln, nichts als handeln kann und will, zu ſehr um ſich greifen zu laſſen. Baſel hat den Anfang gemacht, einen Theil zu verweiſen; in Leipzig ſollen binnen Monatsfriſt die jüdiſchen neuen Anſiedler den Ort räumen, und ſo ſteht zu erwarten, daß ihnen überall die Federn wieder ausgerupft werden, welche ſie durch Unpatriotiſmus in Deutſchland während der

Invaſion der Franzoſen ſchändlich genug ſich aneigneten. Vom Kleinen kann man in der Regel einen Schluß auf das Große machen. Eben ſo nämlich, wie der kluge, ſolide Mann, welcher Weltkunde hat, den für verloren hält, der bereits mit Juden in Geldgeſchäfte ſich einläßt, eben ſo kann man dem Staat nichts Gutes prophezeihen, der Juden mit in die Finanzgeſchäfte zieht. Der Jude iſt wie der Rouletſpieler. Die Banque hat nur einen kleinen Profit, aber dieſer Profit kehrt ſchnell wieder, und ſo hat er bald das ganze Kapital in der Taſche. Die Finanzgeſchichten des Königreichs Weſtphalen ſind ein zeugender Beweis davon.

6. Eben ſo gehört denn auch in manchen Ländern zu den Uebertreibungen der Zeit die Religions-Affectation. Auffallend wird ſie beſonders in proteſtantiſchen Ländern, wo der Formen zu wenige ſind, und doch durch Form allein eine neue Belebung bewirkt werden könnte. Religion iſt bei den fortſchreitenden Zeitgeiſt bereits Sache des Herzens des Gefühls geworden, was denn auch bei aufgeklärten Nationen ihr herrlicher Beruf iſt; dieſe Zeitgeiſt zurückbannen zu wollen, das iſt eben ſo viel als einen Strom rückgängig machen zu wollen

Wenn man mit mittelbarer Gewalt ein Formenweſen wieder noch mehr hineinbringen wollte, ſo würde die Abſicht leicht zu durchſchauen ſein, und der gute Zweck verfehlt werden. Man laſſe die Moralprinzipe in der gehörigen Verbindung mit der moraliſchen Erziehung, und jeder gute Menſch wird unwillkührlich zu den Tempeln, zu den Erbauungen und Tröſtungen, welche die Religion giebt, ſich hingezogen fühlen, ohne daß es einer jedesmal zwangsvollen äußern Aufforderung bedarf. Uebrigens aber iſt auch wohl den Staaten anzurathen, daß ſie das ganze Religionsweſen ſeinen Gang gehen laſſen, und es nicht zu einem Hebel der Politik benutzen zu wollen. Der Schade, welcher dadurch angerichtet wird, iſt zwiefach. Man erlaſſe die weitere Auslegung, welche jeder, der etwas über dieſen Gegenſtand nachdenkt, ſelbſt finden wird. — Zu welchen Greueln und zu welchen Länderverwüſtungen, zu welcher Verdunkelung ganzer Jahrhunderte der Religionsfanatismus, wenn er anfänglich von der Politik benutzt wurde, führt, das haben die traurigen Geſchichten des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts gelehrt, und mögten doch die neuerdings im ſüdlichen Frankreich ausgebrochnen Ausſchweifungen, wonach Katholiken die Proteſtanten mit einer Wuth verfolgten, wovon man wohl ſieht, daß der Zunder höhern Urſprungs iſt, die Fürſten und deren Wortführer davon überzeugen, daß es nicht wohl gethan iſt, wenn man das Heiligſte, was der Menſch haben ſollte, in die öffentlichen Händel bringt!

7. Eben ſo gehören in manchen Ländern deutſcher Union zu den Uebertreibungen der Zeit die allgemeinen Bewaffnungen. Die Folgen davon werden ſich erſt ſpäterhin zeigen. Wir werden dann in den Verwaltungszweigen Menſchen von Routine ſehn, ſtatt daß wiſſenſchaftliche Menſchen daſelbſt ſich befinden ſollten, manchen Univerſitäten wird es gehen, wie jener Univerſität in Spanien, welche gute Zahnſtocher' liefert, und die Schreibfedern werden mit dem Säbel zugeſchnitten werden. Die Friedenskleider werden aus der Mode kommen, Raufbolde werden Raufbolde beſingen, — aber der Geſang wird nicht hinüber hallen zu den kommenden Geſchlechtern; Dunkelheit wird auf den Jahrhunderten liegen, wie ſie bis dahin noch auf allen zu kriegeriſchen Jahrhunderten lag! —

Anſtatt zu übertreiben, würde es beſſer ſein, die Sachen, welche an der Tagesordnung ſind, gehörig zu betreiben. Dahin gehört eine ſchnelle Beendigung des Krieges, wenn die Schlachten geſchlagen ſind, eine ſchnelle Heimkehr der Völker zu dem heimiſchen Heerd, eine ſchnelle Ausgleichung, wobei nicht Federn ſtumpf geſchrieben und Eſtafettenpferde todt geritten werden, eine ſchnelle Organiſation der harrenden Länder; doch das alles ſcheint dermalen ad pia desideria zu gehören, und alſo Punctum!

IX.

Vorſchlag zu einem neuen Kriege.

Es machen ſo viele berufene und unberufene Schriftſteller, Politiker und Pſiffici Vorſchläge zu einem Frieden, allein es ſcheint, als wenn der Friede ein Stein der Weiſen ſei, den die menſchliche Klugheit noch nicht hat auffinden können, und den die ſuperfeine Klugheit mancher Herren noch nicht hat auffinden wollen. In jedem Frieden, oder vielmehr Waffenſtillſtande, liegt immer wieder der Zunder zu einem neuen Kriege, und beſonders dann, wenn irgend eine Baſis, als etwa das Jahr 1790 angenommen wird. Denn wenn eine ſolche Baſis dermalen nicht Stich gehalten hat, ei, warum ſollte ſie denn jetzt von Dauer ſein können.

Es iſt traurig, es geſtehn zu müſſen, aber es ſcheint in den nothwendigen Bedingungen der menſchlichen Natur zu liegen, daß der Krieg eben ſo nothwendig iſt, als die Bewegung des Herzens, oder etwa als ein Sturmwind, der zwar alte Eichen ausreißt, der aber auch die Luft von allerhand Ungeziefer und giftigen Dünſten reinigt. Was ſollten wir denn auch in Europa mit all' denen Soldaten, Uniformen, Kanonen, Pulvermühlen und Chirurgen anfangen, wenn auf einmal ein allgemeiner, dauernder Friede wär? Eine ungeheure Menge von Müſſiggängern müßte dann geſchäftslos umherſchweifen, die Zeitungsſchreiber müßten Fiebeln drucken laſſen, die Staffettenpferde würden ſich ſtumpf und ſteif ſtehen, in den Wein- und Bierhäuſern würde die Nahrung abnehmen, die Strohwittwen und die guten Mütterchen könnten keine Sorge für ihre Geliebten im Felde mehr haben, keine Thränen mehr weinen, keine Sparpfennige mehr nachſchicken, und das Gerede über die Einrichtungen des Landes würde unerträglich werden. Außerdem gäb es keine überraſchenden, neuen Illuminationen mehr, keine Einquartierungen, keine Feſte bei Ausmarſch oder Heimkehr, das gute Herz hätte nicht mehr ſein Labſal an den patriotiſchen Beiträgen, und allein die Papiermüller würden mit mehrerer Bequemlichkeit alte Leinwand aufkaufen können.

Wenn wir nach dieſem Eingange auf das allerneueſte Frankreich ſehn, d. h. auf Ludwigs Herrſchaft, ſobald die Armeen der Verbündeten dieſes Land, welches ihnen ein zweites Kapua werden könnte, oder wo ſie zu der zweiten Pariſer Hochzeit mit der Zeit eingeladen werden dürften, verlaſſen haben, ſo wäre ihm wohl ſehr zu rathen, dieſe kriegsluſtigen großen Reſte der großen Armee des Korſen in einem Kriege zu beſchäftigen, da ſie ſonſt aus Langeweile in dem Innlande ſich beſchäftigen mögten.

England iſt nun einmal auch ſeit langer Zeit an Krieg gewöhnt. Auf Loyd's Kaffeehauſe muß ſpeculirt und geſprochen werden, in dem Unterhauſe muß debattirt werden, der John Bull will etwas hören und beſchäftigt ſein, die Miniſter müſſen eine

Gegenparthei haben, um auf feſten Füßen zu ſtehn, und der Sinking-fond muß Anleihen machen können, um ſich zu erhalten; die Stocks müſſen ſteigen und fallen, wenn der Kaufmann etwas verdienen oder falliren ſoll, die Kriegsſchiffe müſſen auf der See ſein, wenn ſie nicht in den Häfen verfaulen ſollen.

Deutſchland hat auch dermalen eine ſo große Menge von Soldaten auf den Beinen, daß beinahe nicht abzuſehn iſt, wie dieſe alle ihr gutes, bürgerliches Unterkommen finden ſollen, wenn ſie ſammt und ſonders wieder heimkehren, und es ſteht zu erwarten, daß ſie ſammt und ſonders ein recht gutes Unterkommen verlangen werden, was ſie denn auch mit Recht verlangen können.

Rußland iſt jetzt kriegsluſtig geworden, denn die letzten Kriege haben ihm gefallen. Sie haben nämlich Geld eingebracht, und, was für Rußland noch mehr ſagen will, ſeine weniger gebildeten Soldaten ſind auf der hohen Schule im Auslande geweſen, und kehren als Pariſiens (im guten Sinne des Worts) wieder heim. Einen ſolchen guten Zug vom Norden nach dem Süden ſucht man feſtzuhalten.

Daß nun dieſe Mächte alle gegen einander Feindſeligkeiten anſpännen, das wäre unedel und ſteht nicht zu erwarten, da die Häupter in aufrichtige Verbindung mit einander getreten ſind.

Das viele Blut, welches gefloſſen iſt durch den Hader der Menſchen, könnte geſühnt werden, als eine Säule für die Ewigkeit, ſo lange die Geſchichte eine Tafel hat, könnte dieſer Bund der Fürſten da ſtehn, wenn ſie ſich jetzt vereinigten — die Barbaresken zu vernichten!

Mit dem größten Schaudern muß man es leſen, daß das Miſſions-Kollegium zu Rom berichtet: „es wären jetzt 49 000 europäiſche Chriſten in der Gefangenſchaft der Mächte Algier und Tunis, und die Loskaufung dieſer 49,000 Menſchen werde vier und zwanzig Millionen Thaler koſten.“

Kann man, jetzt, wo man von Menſchenrechten, von Freiheit und von perſönlichen Rechten ſpricht, etwas leſen, was mehr das Gefühl empört als jene Nachricht? Können die europäiſchen Mächte es dulden, es zugeben, daß ſo viele Chriſten i unwürdiger Sclaverei ſchmachten? Können die Für ſten Europa's von ihrer Gewalt, von ihrer Macht, von dem Glück ihrer Völker reden wollen, ſo lange dieſe Dey's noch die Geißeln für europäiſche Chriſtenſclaven flechten laſſen? Kann Europa ſtolz zu ſein wagen wollen, ſo lange dieſe fluchbeladne Barbarei noch ſeine nächſte Umgebung iſt? Empört es nicht die Menſchheit, ſtört es nicht den Zeitgeiſt, an der Gränze von Europa, welches gebildet zu ſein ſich rühmt, Kaper zu wiſſen, welche mit europäiſchen Sclaven Handel treiben? Wird die Geſchichte in der Zukunft nicht alle Thaten, deren wir jetzt uns glauben rühmen zu können, als einen armſeligen Zwieſpalt betrachten, wenn das Weſentliche nicht geſchieht, wenn die Gränzen Europa's nicht von der ſchimpflichſten aller fremden Willkühren befreit werden? Kann England ſagen, daß ſeine Flaggen im Meer herrſchen, während jene Raubſtaaten ihre Willkühr treiben, kann Oeſtreich ſeiner Mündungen in Italien ſich erfreun, ſo lange dieſe Kreutzer in den ſtillen Buſen des italieniſchen Meeres ſchwärmen, findet nicht jede politiſche Flucht in dieſen geſegneten Ländern der afrikaniſchen Küſte einen ſichern Zufluchtsort, und drohen jene Dey's nicht ſtets dem friedeſuchenden Europa, unterſtützen ſie nicht jedes ſchändliche Beginnen?

Dieſer Krieg gegen die afrikaniſchen Küſtenſtaaten würde als ein mehr folgereicher Kreuzzug gepredigt werden können, denn jene Kreuzzüge, welche geraume Zeit hindurch von den Regierungen Europa's begünſtigt wurden, um die Länder von überflüſſigen Abentheurern zu befreien. Der Prinz von Holſtein - Beck fand keine Zugänger zu ſeinem Pilgerzug nach Paläſtina, zu einem Kreuzzug gegen dieſe Piraten würde er Abentheurer in Menge finden, wenn irgend eine Regierung von Bedeutung ein ſolches Beginnen unterſtützte.

Wenn nun z. B. England, Frankreich, Oeſtreich zu einem ſolchen Beginnen ſich vereinigt haben, Oeſtreich auch das übrige Italien ſich geneigt gemacht hat, zu welchem Zweck denn der heilige Vater in Rom gern ſeinen Seegen geben wird, wenn unterdeß Preußen und das übrige Deutſchland Zucht und Ordnung im Innern hält, Rußland die, den Freiſtaaten verſchwiſterte ottomanniſche Pforte beſchäftigt, und Spanien der allgemeine Stapelplatz dieſer neuen Kreuzfahrer wird, ſo iſt der ganze Zug nicht nur nicht gefährlich und mißlich, ſondern die glänzendſten Folgen laſſen ſich unbedingt erwarten. Wird nicht die Bürgerſchaft von ganz Europa dann erſt ſeine Krieger, ſeine Regierungen mit Recht preiſen können, wenn jene Räuberbanden, die ſeit Jahrhunderten den europäiſchen Waffenglanz verſpotten, vernichtet ſind?

Dann erſt iſt die Straße von Gibraltar frei, dann erſt hat Spanien, das ſüdliche Frankreich und Italien einen freien Handel, und ſelbſt Rußland gewinnt dabei, indem es dann in dem ſchwarzen Meer lebendiger wird. England allein dürfte vielleicht den Wunſch hegen, dieſe Straße von Gibraltar nicht ſo lebendig machen zu wollen, allein die Herrſchaft auf der See wird ihm immer bleiben, und ſeine dermalige Politik iſt jetzt zu ſehr dem feſten Lande von Europa angeeignet, als daß es nicht Berückſichtigungen zurücklegen ſollte, welche den allgemein-europäiſchen Sinn entwürdigen würden.

Wenn zu einem ſolchen Kriege gegen Algier, Tunis, Tripoli, Fetz und Marocko, England, und ſelbſt Spanien und Frankreich Schiffe herleihet, ſo bedürfen die Regierungen nur wenige reguläre Mannſchaften als Landungstruppen zu beordern. Es finden ſich in jetziger Zeit, wo die Welt nun einmal kriegsluſtig geworden iſt, der Kampfluſtigen in Menge, die den Zug nach den afrikaniſchen Küſten mitzumachen wünſchen werden. Die Beute, welche dort gemacht werden wird, iſt unermeßlich, und ſo etwas lockt zum Kriege und nährt die Luſt. Seit den längſten Zeiten haben dieſe Raubſtaaten immer nur geplündert, alle Beuten in ihren Räuberhölen geſammelt, und es wird endlich einmal Zeit, daß ſie ſolche wieder geben.

Dazu kommt, daß die Gefahr durchaus nicht groß iſt. Auf der See nämlich können dieſe Staaten keine Flotte aufſtellen, welche ſich mit den engliſchen Dreimaſtern meſſen könnte. Sie haben nur Gallionen, die in der Linie nicht von Wirkung ſind, und die Landungsplätze an der afrikaniſchen Küſte ſind zwar mit Kanonen beſpickt, dieſe aber dürften wohl ſchwerlich ordentlich bedient ſein. Uebrigens aber iſt dieſe Küſte ſo weit hin gedehnt, daß die Buchten des ſichern Ankerns ſich wohl finden laſſen, und da die Gewalt dieſer Raubländer nur in den Küſten beſteht, ſo würden die Landungstruppen, wenn nach der Landung eine Gefahr ſie bedrohen ſollte, leicht den ſichern Zufluchtsort der Schiffe wieder erreichen können. Die Binnenländer würden eine leichte Beute der Eroberung ſein, ſobald dieſen ſchändlichen Afrikanern die Küſten, die Haſenplätze genommen ſind.

Die jetzige Welt iſt eben ſo ſchnell geneigt zu großem Kriege, als zu kleinem Frieden; mit dieſen Dey's aber dürfte durchaus kein Friede geſchloſſen werden; — vernichtet müſſen ſie ſein, die fernere Geſchichte muß ihre Namen nicht mehr kennen!

Spricht man von der Veranlaſſung zu einem ſolchen Kriege, ſo haben ja dieſe Staaten einen beſtändigen Krieg mit den rechtlichen Mächten von Europa geführt, dieſe haben nie Frieden mit ihnen geſchloſſen, und noch neuerdings hat Marocko ſich unterfangen, Rußland, Oeſtreich und ſelbſt dem unſchuldigen Preußen, das den Kaiſer von Marocko kaum dem Namen nach kennt, Krieg zu erklären. Solche Verwegenheit ſonder Gleichen verdient denn doch wohl die größte Züchtigung, mag nun dieſe Verwegenheit in Byzanz oder ſonſt wo ihren Hinterhalt zu finden glauben!

Zu jedem Kriege iſt übrigens die Veranlaſſung leicht gefunden; hier aber muß die gerechte Sache allein eine dringende Aufforderung ſein. Kann Europa das Wort: „Freiheit“ nur auszuſprechen wagen, ſo lange dieſe Barbaren es behohnlächeln, und jetzt, wie geſagt, 49.000 europäiſche Chriſtenſclaven in Gefangenſchaft halten? Sind dieſe Unwürdigen dadurch nicht außer den Gränzen der Staatenvereine, ſind ſie nicht unwerth, auf jenem herrlichen Boden zu herrſchen, muß dieſe Geißel des freien Handels von Europa nicht vernichtet, dieſer Kettenhund nicht getödtet werden, der ſich an die Quellen eines beſſern Handels legt?

Die unmittelbare Folge dieſer Vernichtung der afrikaniſchen Freiſtaaten würde bald die gänzliche Zerſtörung des ſüdlichen Sclavenhandels ſein, denn jene Freiſtaaten ſind der privilegirte Mutterſitz des Sclavenhandels, und wenn auch hochgebildete Staaten dieſen ſcheußlichen Handel öffentlich verdammen, ſo begünſtigen ſie ihn doch im Stillen, um gemeiner Vortheile willen. Kann aber das hochherzige Europa ſolchen Unfug dulden, und hat es nicht jetzt die beſte Gelegenheit zu handeln, jetzt, wo es einmal emporgerüttelt iſt? Würde dieſes Handeln nicht erſt die bisherigen Waffenbewegungen adeln? — Ein gutes Beginnen beſchützen alle Götter! — Die vereinigten Staaten von Nordamerika würden den Feldherren, welche jene Raubneſter an der afrikaniſchen Küſte zerſtörten, im reinſten Gefühl der Menſchheit die Bürgerkronen reichen, und die Geſchichte würde dieſe Helden nennen: „die Retter der menſchlichen Würde, der menſchlichen Freiheit!“

X.

Moſaiks für die Zeitgeſchichte.

Das beſte Spiel.

Weg l'Hombre, Boſton! Weg mit Whiſt!
Solch' fremdes Spiel bringt immer Zwiſt.
Deutſch Solo laßt uns ſpielen!
Da werden wir uns beſſer fühlen.

Die Muſterung.

Kennt Ihr das Mittel guter Retirade?
Ich will's Euch ſagen: — große Wachparade!

Klage des Muſeums in Paris.

Mit fremden Federn hatt' ich mich geſchmückt;
Theils hat man ſie genommen, theils — zerknickt!

Das Perpetuum mobile.

Perpetuum mobile ſoll jetzt gefunden ſein,
Warob ſich die Mechanici erfreun.
Politici behaupten, ſchon ſeit lange
Bewähre ſich das Mobile im Gange,
Denn, ſeit der Krieg zum erſtenmal entlaſſen,
Mag nie die Erde Ruhe wieder faſſen.

Frankreichs Schickſal.

Wer hat in Frankreich endlich denn den Sieg?
Des Korſen Lieblingskind — der Krieg!

Der Zankapfel.

Bedarf denn Deutſchland fremder Allianz?
Wozu mit Frankreich denn, mit England ſtets der Tanz?
Woher Partheigeiſt denn in jedem Menſchenſohne?
— Das alles thut ein winzig Ding — die Kaffeebohne!

Das Ende vom Liede.

Was iſt das Ende von dem wilden Kriegesliede,
Das durch die Wolken rauſcht? Ein kleiner, ſtiller Friede!

Anfrage.

Ei! Ei! Ei!
Warum iſt's denn mit Rey
Immer noch nicht vorbey?

Antwort darauf.

Mit Frau und Kind, ihr ſollt mal ſehn,
Wird er in fremde Dienſte gehn!

Der Wald von Bondi. *)

Jetzt wird's mit dem Theater doch zu rund!
Der erſte Tragiker iſt jetzt — ein Pudelhund!

---

*) In dieſem Stück, das im Theater an der Wien 39.000 Gulden, in wiederholten Vorſtellungen, einbrachte, ſpielt ein abgerichteter Pudel, der den Mörder ſeines Herrn anzeigt, die Hauptrolle. —

Der Diplomatiker.

In ſchlimmer Zeit iſt eine Ambaſſade
Ganz unbedingt die beſte Retirade.

Antwort des Geſandten.

Das dacht' ich auch. Das noble Wort im „e"
Es reimt ſich gar zu leicht auf das „o Weh! o Weh!"

Zuruf des Publici.

Du ſuchſt die Kohlen zu dem neuen Feuer,
Doch iſt das ganze Becken nicht geheuer!
Magſt du auch eine Kohle wohl entzünden,
Du wirſt doch nirgends eine Flamme finden.

Die Geſchichte.

Und was der reinen Glut entnommen,
Das wird zu meinen Tafeln nur genommen!

Wunſch der Hanſeaten.

Hier war der Ritterſitz der fremden Polizey!
Gebt uns den Chef — wir dreſchen ihn zu Brey!

XI.

Miszellen aus der Zeitgeſchichte.

Die Vorliebe der Soldaten für Blücher äußerte ſich in Paris allgemein. Wenn er erſchien, ſtellten ſich die Soldaten aller Nationen, Ruſſen, Britten, Preußen, Baiern, Schotten, Koſacken ꝛc. brüderlich in langen Reihen, ihm die militairiſchen Ehrenbezeugungen beweiſend. Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten von Belgien den Wegweiſer, weil er ſich immer an der Spitze befand. Im dichteſten

Pulverdampf flog der würdigſte der Greiſe immer daher. Ging es vorwärts, dann ſang er, hielt er im Kugelregen, dann rauchte er ruhig ſeine Pfeiſe, die er an einer Kanonenlunte angezündet hatte. Als am entſcheidenden Abend des 18ten Juni die Truppen die Spitze des Waldes, welche die Heerſtraße beherrſcht, erreicht hatten, ließ er im Sturmſchritt vorrücken, und ermunterte jedes Bataillon mit den Worten: „Friſch Kinder! vorwärts! friſch drauf los! Haben wir nur erſt die Chauſſee, dann iſt alles gewonnen!“ — Und alſo ward es!

Als im Jahr 1792 die Preußen Verdün eroberten, überreichten 38 junge Mädchen dem König Friedrich Wilhelm II. Blumen. Zur Strafe dafür ließ hiernächſt die Schreckensregierung in Frankreich 36 dieſer jungen Mädchen hinrichten, die übrigen zwei aber wurden, da ſie das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht hatten, ſechs Stunden an den Pranger geſtellt, und zu zwanzigjährigem Gefängniß verdammt.

Bei veränderten Zeitumſtänden wurden ſie nach einem Arreſt von acht und zwanzig Monaten wieder frei. Eine dieſer Geretteten ſchrieb im vorigen Jahr an den König von Preußen, als derſelbe in Paris war, und erhielt zur Antwort:

„Ihr Brief vom 25ſten Mai erinnert mich an eines der traurigſten Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution, an eine Frevelthat, deren Andenken das Herz des verſtorbenen Königs, meines Vaters, mit bitterm Kummer erfüllte. Ich achte es für Pflicht, dem Schlachtopfer, welches dieſen ungeheuren Frevel duldete, einen Beweis der Theilnahme, die es mir eingeflößt, zu geben, und behalte es mir vor, Ihnen von Berlin aus ein Kleinod zu ſchicken, welches Sie an den Antheil erinnern ſoll, den ich an Ihrem und Ihrer Unglücksgefährtinnen traurigen Schickſal nehme."

Paris, den 2. Juni 1814.

Jetzt ſandte der König von Preußen eben dieſer Dame folgendes Schreiben:

„Die ſo ſchnell auf einander folgenden Begebenheiten waren Urſach, daß ich mein Ihnen in dem Schreiben vom 2ten Juny 1814 gegebnes Verſprechen nicht eher erfüllt habe. Ich bitte Sie, anliegende Bonbonniere mit meiner Chiffre als Andenken meiner Theilnahme der von Ihnen erduldeten Leiden anzunehmen.“

Paris, den 24ſten Aug. 1815.

Die Bonbonniere iſt mit zwanzig Diamanten, welche den Namenszug bilden, beſetzt.

Die erſten, zu Weſel eingebrachten Gefangenen der Napoleonſchen Armee, nämlich ein General, ſein Adjudant und dreißig Officiere, mußten, ſo ſehr ſie ſich auch ſträubten, blos mit Lagerſtroh verſehen, in dieſelben Gefängniſſe wandern, worin die

Schillſchen Officier, hier geſchmachtet hatten, welche Napoleon, dem Völkerrecht zuwider, der Jurisdiction ihres Vaterlandes entzog, und durch ſeinen Machtſpruch erſchießen ließ.

In einem Dorfe bei Nismes ward von den Fanatikern kürzlich ein Proteſtant öffentlich verbrannt. Ludwig XVIII., hiervon benachrichtigt, zuckte die Achſeln und beklogte das Opfer.

Buonaparte äußerte ſich auf dem Bellerophon über die Familie der Bourbons dahin, ſie hätten nur einen einzigen Mann in ihrer Familie, und dieſer ſei die Herzogin von Angouleme.

Auf den Hieronymus Buonaparte waren, als er aus Frankreich mit einfacher Begleitung in der Art, als ſei er ein reiſender Kaufmann, ſich nach Deutſchland hin begab, durch ganz Baden bei den Polizeidirectionen Steckbriefe, jedoch ohne Benennung des Namens, abgegeben. Uebrigens aber war er doch in Begleitung von Würtembergiſchen Officieren frank und frei umhergezogen, und hat zu Schweiderdingen bei Stuttgard einen Revers unterſchrieben, welcher funfzehn Puncte zwiſchen ihm und ſeinem erlauchten Schwiegervater enthält. Einige Verbindlichkeiten, die er in dieſem Revers übernahm, ſind z. B. daß er keinen Franzoſen um ſich haben, das Schloß Ellwangen nicht verlaſſen wolle, u. ſ. w. Er beharrte auf dem Titel: le Prince Iérome Buonaparte, da ihm der König einen Grafentitel geben wollte. Seine Gemahlin iſt bei ihm. Er ſoll noch ſieben Millionen gerettet haben.

Unglückliches Weſtphalen! Wenn dein König Jerome, der für einen Verſchwender ausgerufen wurde, welcher nur immer Schulden mache, doch noch ſieben Millionen bergen konnte, ſo war er doch wohl ſo ganz dumm nicht, ſo iſt es wohl richtig, daß er pfiffigerweiſe ſeine Privatchatoulle ſpickte und füllte, während er das Königreich plünderte!

In Bourbeaux hatten die Waſchfrauen am St. Ludwigstage in ihrer Zunftfahne die Einſchrift anbringen laſſen: „Ludwig XVIII. trocknet unſre Thränen, ſo wie die Sonne unſere Wäſche.“

In Frankreich iſt jetzt eine große Parthei, die ſich für den Herzog von Orleans beeifert. Er ſelbſt iſt nach England gegangen, um dem Andringen dieſer Faction aus dem Wege zu kommen. — Im Anfang der Revolution ging er, von einem einzigen, treuen Diener begleitet, nach der Schweitz, und ſeine Baarſchaft war 100 Louisd'or. Als das Geld verzehrt war, wurde er unbekannt Lehrer der Geometrie in einer Schule in Graubündten. Nach Robeſpierre's Tode kam er wieder zum Vorſchein, und ging nach Hamburg, von da nach Amerika.

Londner Nachrichten ſagen, daß für Caulaincourt (Herzog von Vinzenza) 157,000 Pfund Sterling in der Londner Bank belegt worden. Es iſt dieſes ein Beweis dafür, daß England das Geld wieder an ſich zog, welches Frankreich von Deutſchland, Preußen, Rußland, Spanien u. ſ. w. erpreßte, und daß die Subſidien, welche es zahlt, nur ein kaufmänniſcher Geldumſatz ſind.

Man hat in Paris einen Calembourg auf den Fürſt Blücher: il nous est le Plu-chér!

Darauf gab es bald folgende Fortſetzung!

Il nous seroit encore Plu-cher,
S'il nous n'étoit pas si chèr.

Die Herren Kean und Clugston, beide engliſche Edelleute, gingen in der Mitte Auguſt dieſes Jahres in Paris auf dem Boulevard zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends ſpatzieren. Sir Kean trat unwillkührlich einem Franzoſen im Vorbeigehn auf den Fuß. Dieſer erhob darüber ein großes Lermen nach bekannter franzöſiſcher Sitte, und eine Menge Menſchen ſammelten ſich ſogleich. In dem Gedränge erhielt Kean einen Stich in die Seite, der ihm den Tod brachte. Ein Mann in bürgerlicher Kleidung ſchwang einen Stock in die Höhe, und ſagte: ich bin franzöſiſcher Officier! worauf er unter der Menge verſchwand. Dieſer Menſch hatte in dem Stock einen Dolch verborgen gehabt, und da Wellington einen großen Preis auf den Mörder ſetzte, ſo veranlaßte dieſes zum Schein eine Aufſuchung der Stockdegen (Stilet) bei den Verkäufern, wo ſich denn deren auch eine große Menge fand. Die groſe Armee hat alſo bereits noch etwas zugelernt, nämlich das heimliche Banditenweſen der italieniſchen Zunft.

Der Herzog von Otranto (Fouché), heißt es, iſt von dem franzöſiſchen Hofe zum Geſandten am Königl. Sächſiſchen Hofe ernannt, und ſein Factotum, Fabry, Diviſionschef im Miniſterium der allgemeinen Polizei, iſt Geſandſchaftsſecretair. Den mehreſten Perſonen mag dies als ein anſtändiges Exil für den Mann erſcheinen, über den unter allen Partheien in Frankreich nur eine Stimme zu ſein ſcheint. Ludwig XVIII. würde aber, wie einige Dummköpfe ſich das ſo einbilden, einem ſehr üblen Rath folgen, wenn er einen Mann, wie der ruhmwürdige Herzog von Otranto es iſt, gerade nach Sachſen ſchickte, welches zwiſchen Rußland, Preußen und Oeſtreich in zweifelhafter Mitte liegt, und welches von Pohlen her leicht Holz zu einem Flackerfeuer bekommen würde.

In Paris ſtand kürzlich angeſchlagen: „Wir Ludwig XVIII. durch die Gnade von 900,000 ausländiſchen Bajonetten König von Frankreich und Navarra ꝛc.“ Es iſt unbezweifelt, daß wenn ein ähnliches Paſquill auf Napoleon angeſchlagen geweſen wär, Fouché den Thäter herausgebracht haben würde; und warum denn jetzt nicht?

Als Fürſt Blücher am 10ten September d. J. ſein Hauptquartier nach Caen verlegte, und dieſe königlich geſinnte Stadt große Feſtlichkeiten anſtellte, erlaubten es ſich einige freche Geſellen, ihr vive l'Empereur! zu rufen. Fürſt Blücher machte wenige Umſtände, ließ einige von dieſen Schreiern aufgreifen und nach Preußen abführen, wo ſie fünf Jahre bei den Feſtungsbauten arbeiten werden. Nur ſolche Maaßregeln machen bei dem unverſchämten leichten Geſindel in Frankreich Eindruck.

Die Quotidienne ſagt über den Herzog von Otranto, jetzt, wo es zweifelhaft war, ob Ludwig XVIII. ihn als Miniſter beibehalten dürfe, oder nicht, unter andern: „möchten die nach Gewalt begierigen Menſchen, ehe ſie auf Miniſterdepartements ausgehen, in ihren Buſen greifen! Sie würden finden, daß zu der ſo ſchweren Kunſt, zu regieren, es noch etwas mehr bedarf, als Eifer, Talente und Kenntniſſe; es gehört noch ein Name dazu, der fremd ſey den Annalen unſerer Verirrungen, ein Ruf, geſichert gegen alles Andenken der Vergangenheit, ein perſönlicher Gehalt, der einſtimmige Ehrerbietung gebietet!

Wir ſagen aber: wenn jener Grundſatz auf uns angewandt, und ſtreng ausgeführt werden ſollte, ſo würden die Miniſterialveränderungen in Deutſchland und ſeinen Umgebungen kein Ende nehmen! — Freilich hat jener Eiferer Recht, allein er geht auf die Jagd nach weißen Sperlingen aus!

Folgendes Schreiben des Fürſten Blücher a den König von Preußen verdient, allgemein bekann gemacht zu werden:

„Ew. K. M. haben befohlen, daß dem Hee der rückſtändige Sold ausgezahlt werden ſoll da aber in Frankreich noch nichts eingegangen iſt, ſo hat der Staatskanzler die nöthige Summen aus dem Vaterlande zu ziehn befohlen. Ew. K. M. erlauben, daß ich mein Meinung und Bitte, und die des Heeres offe und unverholen vortragen darf. Bei unſer Vordringen in Frankreich beſeelte uns d Wunſch, nichts für uns zu erwerben, als – Ehre, dagegen aber dem bedrängten Vaterlande aufzuhelfen, und Ew. Maj. in die Lage z ſetzen, die Wunden zu heilen, die ein lange Unglück und feindlicher Uebermuth dem Vaterlande und jeder einzelnen Familie geſchlage haben. Aus dem Grunde forderte ich die Kontribution von 100 Millionen Franken von Pari und von dieſer Summe wünſchte ich nur eine Theil für das Heer zu verwenden, und tr Ew. Maj. eine zweimonatliche Soldzahlung fü das Heer vor, die auch allergnädigſt bewilli ward. Da aber die veränderten Umſtände dies unmöglich machen, ſo wird das ganze Heer nicht allein freudig auf die zweimonatliche Soldzahlung Verzicht leiſten, ſondern wir bitten Ew. Majeſtät, nur ſo viel Geld uns verabfolgen zu laſſen, als wir für die Verwundeten unumgänglich nothwendig gebrauchen. Wir wollen lieber uns aufs äußerſte einſchränken, als das mühſam zuſammen gebrachte Einkommen unſers Landes nach Frankreich ziehen, und ſo dies verruchte Land bereichern, und das wieder aufblühende Leben unſers Vaterlandes vernichten.

Hauptquartier Chartres, den 12ten Aug. 1815.

Blücher.

Am 10ten September d. J. war im Palais Royal ein Aufſtand. Einige braunſchweigiſche Officiere bekamen Zank mit einem ehemaligen franzöſi-

ſchen Officier, der in bürgerlicher Tracht dort un
her ging. Die Braunſchweiger zogen ihre Säb
und hieben flach, als der Franzoſe einem Braun
ſchweiger in das Geſicht geſchlagen hatte, ſo daß
blutete. Dadurch wurde denn der Tumult ba
groß, eine Menge Franzoſen ſammelten ſich, un
die Braunſchweiger kamen ſehr ins Gedränge. Ma
hörte die Worte: a bas les Mâtins! Leve-to
France! — Die hinzukommenden Preußen ſahe
daß hier ſchnell dazwiſchen gefahren werden müſſ
und der Lieutenant Brecht vom 2ten weſtpreußiſch
Regiment holte 30 Mann preußiſche Wache, führ
dieſe mit gefälltem Gewehr in den Garten, u
reinigte ſo den Hauptgang des Gartens. Als
mit ſeiner Wache an das dickſte Gedränge kam, li
er im Angeſicht des ſtürmiſchen Volkes laden, u
— Frankreich ging ruhig auseinander! — Am a
dern Tage ſtand dieſer Vorfall ſo in den franzö
ſchen Blättern, daß preußiſche Officiere den Stre
mit einem franzöſiſchen Bürger angefangen hätte
und daß ruſſiſche Wache die Ordnung wieder herg
ſtellt habe. So laſſen die Pariſer auf jede Art ih
ohnmächtige Wuth gegen die Preußen aus.

Von Napoleon ſind abermals eine unendliche Menge Fabeln gedruckt, ſeit er am Bord des Bellerophon ſich begab. Nachſtehende Urkunde iſt eine von den wenigen ächten:

„Ich proteſtire feierlich vor Gott und Menſchen gegen die Verletzung, die an meinen geheiligten Rechten begangen wird, indem man mit Gewalt über meine Perſon und meine Freiheit verfügt. Ich bin freiwillig am Bord des Bellerophon gekommen, und bin nicht Englands Gefangener, ich bin Englands Gaſtgenoß (Commensal).

Einmal auf dem Bellerophon war ich am Heerd des engliſchen Volks. Wenn die engliſche Regierung, als ſie dem Capitain des Bellerophon Befehl gab, mich und mein Gefolge aufzunehmen, mir nur eine Schlinge hat ſtellen wollen, ſo hat ſie ihre Ehre verletzt und ihre Flagge beſudelt.

Ich appellire an die Geſchichte. Sie wird entſcheiden, ob ein Feind, der, nachdem er gegen das engländiſche Volk zwanzig Jahre Krieg geführt hat, in ſeinem Unglück freiwillig eine Freiſtatt unter dem Schutze ſeiner Geſetze ſucht, einen beſſern Beweis ſeiner Achtung und ſeines Vertrauens geben konnte; aber wie haben die Engländer ſo vielem Vertrauen entſprochen? Sie haben ſich geſtellt, als reichten ſie dieſem Feinde eine gaſtfreundliche Hand, und als er ſich ihnen überlieferte, haben ſie ihn aufgeopfert!"

Am Bord des Bellerophon auf dem Meer, den 4ten Auguſt 1815.

Napoleon.

Die Boſtoner Zeitung Kolumbian ſagt: „Troja iſt dahin! Die Erniedrigung Frankreichs vollſtändig, Paris hat kapitulirt. Die Erniedrigung der franzöſiſchen Macht ſichert der Tripel-Allianz der Könige, der Adlichen und der Prieſter!

Der bekannte Bildhauer Canova, welchen der Pabſt nach Paris ſandte, um die vielen, aus Rom geraubten Kunſtſachen zu reclamiren, kündigte ſich bei dem Fürſten Talleyrand als Geſandter des Pabſtes an. „Sie wollen ſagen, als Packknecht!“ erwiederte ihm dieſer.

Auf ſeinem Zug von Elba nach Paris ſoll Napoleon Buonaparte geſagt haben: „Belgien und den Rhein, das iſt alles, was ich verlange, dann wollen wir uns ausruhen. Ich ſehe es ein, daß wir ein Stückchen Frieden brauchen. Man muß den Frauen Zeit laſſen, Kinder, und den Stuten, Füllen zu bringen.“

Die jetzt auf dem Karouſſelplatz in Paris wieder abgenommenen vier Bronçe-Pferde ſcheinen dazu beſtimmt zu ſein, den Sieger zu ziehn, und ſie ſind ein Sinnbild des Wechſels der menſchlichen Dinge. Im alten Korinth ſtanden ſie. Von da wurden ſie nach Rom gebracht. Von dort nach Byzanz, und von Byzanz nach Venedig. Von Venedig führte ſie Napoleon nach Paris, und jetzt treten ſie den Rückmarſch nach der erſten Etappe, nach Venedig an. In mehrern Jahrhunderten ſind ſie vielleicht wieder auf altem, klaſſiſchen Boden, in Korinth. Die Natur wechſelt ſtets, kehrt aber in dem Wechſel immer wieder zu der Wahrheit zurück.

In Bourdeaux wurden kürzlich die beiden Generale, Gebrüder Faucher, nach einem Urtheil des Kriegsgerichts um deswillen erſchoſſen, weil ſie bei der Rückkehr Napoleons im ſüdlichen Frankreich an der Spitze der Inſurgenten geſtanden hatten. Sie waren Zwillinge von der auffallendſten Aehnlichkeit, ſie dienten zuſammen, ſie erlangten faſt immer zu gleicher Zeit dieſelben Grade in der Armee, und waren auch zuletzt zu gleicher Zeit Mareſchal de Camp. Im vorigen Jahr war einer von ihnen Mitglied der Kammer der Repräſentanten; der andere Bruder folgte ihm nach Paris, und war in den Sitzungen immer an ſeiner Seite. — Ihr Todesurtheil hörten ſie mit Ruhe an, ſie verweigerten die Annahme eines Geiſtlichen, und gingen Arm in Arm mit heiterer Miene zum Richtplatz. Sie verweigerten die Binde, hielten ſich umarmt, einer von ihnen gab das Signal zu der Execution, und feſt umſchlungen ſtürzten ſie todt nieder.

Kaiſer Alexander beſah jetzt auf ſeiner Reiſe nach Brüſſel das Schlachtfeld von Waterloo. Er ſtieg in dem Pachthofe Belle=Alliançe ab. Hier wurde ihm ein mit Wein gefülltes Glas, auf welchem die Ueberſchrift, à la belle Alliançe! ſtand, überreicht. „Ja wohl!“ ſagte er, zu dem König der Niederlande ſich wendend, „der Bund iſt ſchön; Gott gebe nur, daß er lange dauern möge!“

Melzi d'Erile, (Herzog von Lodi) ein Mann, der Napoleon genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, ſagt von ihm: „er iſt ein ſchreckliches Räthſel, das nur Gott löſen kann. Er trägt in ſeinem Kopfe das Chaos, und in ſeinem Buſen die Hölle.“

Dieſe wenigen Worte ſcheinen die richtigſte Schilderung von dem Manne zu ſein, der nicht dazu geſchaffen zu ſein ſcheint, ſein Leben in einer Vegetation auf der Inſel St. Helena beenden zu wollen.

Ueber Napoleons urſprünglichen Namen ſind ſehr falſche Gerüchte in das Publikum gebracht. So ſoll er Nicolaus, Balthaſar u. ſ. w. eigentlich heißen. Das alles iſt aber falſch, nach unverwerflichen Dokumenten geht hervor, daß er immer Napoleon geheißen. So hat er ſich z. B. in ſeinem Heirathscontract mit Joſephine unterſchrieben: „Napoleon Buonaparte.“ Nachher ſchrieb er ſich „Bonaparte,“ und ließ das „u“ fort, um ſeine corſiſche Agkunft zu verbergen. Geboren iſt er übrigens nicht den 15ten Auguſt 1769, ſondern den 5ten Februar 1768.

Der Fürſt Primas und der Senator Fontanes waren einſt in Napoleons Gegenwart in einer Unterredung über die Spontaneität der menſchlichen Seele vertieft. Er nahm Theil an dem Geſpräch, und ſagte von ſich ſelbſt: „ich war in meiner frühern Jugend ſo träge, ſo unbeholfen, ſo unbrauchbar, daß man mich für blödſinnig hielt. Ein hitziges Fieber brachte mich zum Verſtand und zu ſchneller Reiſe. Aber ſeit dieſer Zeit iſt mir eine Unruhe des Geiſtes geblieben, wonach ich nichts mit Gelaſſenheit thun, am wenigſten aber anhaltend mich mit etwas beſchäftigen kann. Ich beſitze die Kraft, die Dinge zu faſſen, zu durchdringen; aber ich beſitze nicht das Talent, bei ihnen zu verweilen. Was ich mir am Morgen vorgeſetzt habe, das muß am Abend ausgeführt ſein, wenn ich nicht darüber ermüden ſoll. Herr über dieſe meine Eigenthümlichkeit zu werden, iſt mir unmöglich."

Der Mann mit dieſer furchtbaren Unruhe ſagte auch zu dem Herzog von Weimar ganz aufrichtig: „daß er den Krieg leidenſchaftlich liebe."

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Vorwort. Seite 5
II. Hiſtoriſche Darſtellung des Abfalls der franzöſiſchen Marſchälle von Ludwig XVIII. 11
III. Auch ein Wort über die von Buonaparte verheißene Druck- und Preßfreiheit. 103
IV. Schreiben Napoleons an die gegen ihn verbündeten Souverains, vom 4ten April 1815. 111
V. Unterredung zwiſchen Napoleon Buonaparte und dem Marſchall Ney, im April 1815. 122
VI. Der wilde Eroberer. 154
VII. Miscellen aus der Zeitgeſchichte. 158

Zweites Heft.

I. Prinz Berthier. 177
II. Rückerinnerungen an die Jahre 1806, 1813

und 1814; enthaltend Anekdoten, Charakterzüge und Bemerkungen über die franzöſiſche Soldateska. Seite 186
III. Graf Blakas, Günſtling Ludwig des XVIII. 213
IV. Wodurch wurde Frankreichs Ländervergrößerung unter Napoleon Buonaparte möglich gemacht? 232
V. Wellington gegen Buonaparte. 256
VI. Ueber das Verhältniß der Religion zum Kriegszuſtand. 269
VII. Giebt es jetzt noch Deutſch-Franzoſen dieſſeit des Rheins, und wann werden ſie ausgerottet ſein? 288
VIII. Miscellen aus der Zeitgeſchichte. 306
IX. Nachfragen. 322

Inhalt des zweiten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Marſchall Brüne. (Eine biographiſche Skizze.) 4

II. Der deutſche Patriot, nach der Schlacht bei Belle-Alliance. 32

III. Verhältniß der engliſchen Politik, zu der Politik des feſten Landes. 43

IV. Bruchſtücke aus einer Rede des Abt Sieyes. 72

V. Der Obriſt Labedoyère. 90

VI. Der Schalksnarr, wie er ſonſt war. 112

VII. Moſaik's für die Zeitgeſchichte. 134

VIII. Miscellen aus der Zeitgeſchichte. 139

Zweites Heft.

I. Marſchall Soult, Herzog von Dalmatien. 163

II. Deutſchlands Wünſche. 187

III. Ein Blick auf die Türkei. Seite. 200

IV. Ueber die im ehemaligen Weſtphalen veräußerten Kron- und Landesgüter. 210

V. In der Sterbeſtunde des Jahres 1812. 219

VI. Ueber geheime Orden. Ein Wort zu ſeiner Zeit. 224

VII. Frankreichs jetzige Lage. 241

VIII. Uebertreibungen der Zeit. 257

IX. Vorſchlag zu einem neuen Kriege. 278

X. Moſaik's für die Zeitgeſchichte. 290

XI. Miszellen aus der Zeitgeſchichte. 296

Folgendes intereſſante Buch hat nun die Preſſe verlaſſen und iſt in allen Buchhandlungen Deutſchlands für 1 Rthlr. 8 gr. zu bekommen:

Wellington.

Ein hiſtoriſches Gemälde.

Der Herr Verfaſſer, einer unſerer vorzüglichſten Geſchichtſchreiber, ſtellt uns in dieſem Gemälde den Helden dar, auf welchen ſeit mehreren Jahren bereits ganz Europa ſein Augenmerk gerichtet hat. Er ſchöpfte, bei Bearbeitung dieſes Werks, aus dem Urquell, und, weit entfernt, durch deſſen Herausgabe die Anzahl von oberflächlichen biographiſchen Skizzen unſerer jetzigen Helden zu vermehren, liefert er uns ein vollſtändiges Ganze, d. h., er erzählt mit hiſtoriſcher Treue die Geſchichte dieſes Helden, von ſeiner früheſten Jugend, bis zu ſeinen neueſten, die Welt in Staunen ſetzenden Großthaten. Wir dürfen dieſe Biographie Wellingtons unbedingt die *einzig vollſtändige* nennen, und ſie dem Freund der Geſchichte ſowohl, als Jedem, der gern von den Thaten großer Männer lieſt, mit vollem Recht empfehlen.

In allen Buchhandlungen iſt nunmehr zu haben:

Ueber
Selbſtkunde, Menſchenkenntniß
und den
Umgang mit Menſchen.

Von
Carl Nicolai.
Zwei Theile.
Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Kränze, der Liebe und Freundſchaft gewunden. Stammbuch-Aufſätze aus den Werken der vorzüglichſten Dichter Deutſchlands. Herausgegeben von Emilie Gleim. Zweite, ſtark vermehrte Auflage. 6 Gr.

Der ſchnelle Abſatz der erſten Auflage iſt ein Beweis des Beifalls, deſſen dies Büchlein ſich erfreuen darf.

Folgende die neueſte Zeitgeſchichte betreffende Schriften ſind in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu erhalten:

Blumen, einige, in die verdienten Lorbeerkränze großer Fürſten und Helden geflochten von einem preußiſchen Patrioten. 8. geh. 8 gr.

Briefe, vertraute, eines ehemaligen weſtphäliſchen Staatsdieners, die geheimen Verhältniſſe einiger hohen Verwaltungsbehörden im aufgelöſten Königreiche Weſtphalen betreffend. 8. geh. 1 Rthlr. 8. gr.

Buch, das ſchwarze, des franzöſiſchen Kaiſerhofs. Eine Darſtellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und ſeine Gehülfen verübt worden ſind. 8. geh. 1 Rthlr. 4 gr.

Cramer, Dr. L. D., über den ſchädlichen Einfluß des franzöſiſchen Despotismus auf die Literatur der Deutſchen. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Daniel Fuchs, der große Staatsmann. Ein ſatyriſch-komiſcher Roman aus den Zeiten der Regierung des unvergeßlichen Königs Hieronymus. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Dornenſtiche für Napoleon und Hieronymus Buonaparte und einige ihrer ehemaligen Staatsdiener. 8. geh. 16 gr.

Fackeln, neue. Ein Journal in zwangloſen Heften. I — V Band, oder 1ſtes bis 10tes Heft. gr. 8. à Heft 1 Rthlr.

Familie Buonaparte, der, Heimkehr nach Corſika. Ein Schwank in 2 Acten. 8. 8 gr.

Herrmann Streit, oder Leben und merkwürdige Schickſale eines preußiſchen Landwehrmanns, keine Dichtung. (Vom Verfaſſer des Fiorenzo) 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Königsflucht, die, oder Hieronymus und ſeiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich. Ein Gegenſtück zum Abſchiede von Caſſel. 8. geh. 10 gr.

Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug. Mehr als Roman. Von Baptiſt von Heinsburg. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 13 gr.

Napoleon Buonoparte, nach ſeinem Leben und Wirken, von ſeiner Jugend bis zu ſeiner Verbannung auf die Inſel Elba. 2 Bde. 8 2 Rthl. 8 gr.

Patriotenſpiegel, der Preußiſche. Enth. treffliche Charactergemälde und ſchöne Züge von braven Männern und edlen Frauen des Preußiſchen Landes, während des letzten Krieges gegen die Franzoſen. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Reden an Preußens Krieger, im Felde gehalten und den Freunden deutſcher Freiheit ans Herz gelegt, von einem preußiſchen Feldprediger. 8 geh. 8 gr.

Reiſe eines Deutſchen nach Paris mit der franzöſiſchen Armee im Jahre 1814. Nebſt Beſchreibung vieler denkwürdigen Begebenheiten, welche ſich während der Anweſenheit der hohen alliirten Mächte daſelbſt zugetragen haben und den vorzüglichſten

Merkwürdigkeiten der Stadt Paris. 2 Thle. 8.
2 Rthlr. 12 gr.

auch unter dem Titel:

Merkwürdige Abentheuer eines Deutſchen bei der bis Paris retirirenden franzöſiſchen Armee, während des Feldzuges im Jahre 1813 — 14. Nebſt Beſchreibung der Stadt Paris und ihrer Denkwürdigkeiten. 2 Theile.

Schreckensſcenen aus dem Leben der unglücklichen Roſaura Morano, während des blutigen und verheerenden Krieges des Kaiſers Napoleon in Spanien. Aus den Papieren eines in Spanien gedienten ehemaligen weſtphäliſchen Officiers, zuſammengetragen und herausgegeben von C. Hildebrandt, Verf. des Eduard Nordenpflicht, Auguſte du Port, Robiſons Colonie u. a. m. 2 Bde. 1 Rthlr. 16 gr.

Leuchtkugeln.

Ein Journal

in

zwangloſen Heften.

Dritten Bandes erſtes Heft.

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Schiller.

Quedlinburg, 1815
in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

Univ. Bibl.
München

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

I.

Marſchall Ney.

In dem erſten Heft der „Leuchtkugeln" Seite 30 iſt geſagt:

„den Marſchall Ney ſtellen wir mit Recht an die Spitze der Verſchwörung, welche in Frankreich den Inſurgenten Napoleon Buonaparte wieder einführte, und ihm den Weg bahnte, mit ſchnellen Schritten, ein ſiegender Rebell, vorzudringen, und ohne Schwerdtſchlag, ohne daß ein Schuß fiel, in die Hauptſtadt Frankreichs einzuziehn.“

In dieſem Rang, als Chef der Verſchwörung gegen die Bourbons, beſtätigt ihn ſeine Gefangennehmung, und das Kriegsgericht, wovon wir nachher weiter reden werden. Kurze Notizen von ſeinem frühern Leben haben wir bereits am angeführten Ort angegeben.

Wir vervollſtändigen, da der Mann von neuem ein bedeutendes Intereſſe gewinnen wird, dieſe Angaben noch kürzlich dahin: Ney iſt 1769 geboren. In den Zeiten der franzöſiſchen Republik war ſein Ultimum: General einer Brigade. Napoleon ernannte ihn nach und nach zum Marſchall des Reichs, Großadler der Ehrenlegion, Herzog von Elchingen, und zuletzt zum Prinz von der Moskwa.

Nach einer Verordnung Ludwig XVIII. vom 20ſten Mai 1814 heißt es: Unſer Vetter, der Marſchall Ney, iſt zum Oberbefehlshaber der Küraſſier, Dragoner, Jäger und Lanzenreiter ernannt. — Vorher, im April 1814, ſchrieb Ney an Taleyrand: „ich ſehe ein, daß nichts übrig iſt, als ſich an die Dynaſtie, welche früherhin regierte, anzuſchließen," und am 13ten April ſagte er zu Monſieur: „wir haben mit Eifer einem Gouvernement gedient, welches im Namen Frankreichs gebot. Sie und der König werden ſehen, mit welchem Eifer und Treue wir unſerm rechtmäßigen Regenten dienen werden."

Das Journal de Paris ſagt vom 11ten März 1815: „der Marſchall Ney habe den König gebeten, ihm eine Beſtimmung zu geben. Der König habe ihm verſichert, daß Er auf ſeine Treue zählte, worauf der Marſchall die Hand des Königs mit Enthuſiasmus geküßt und gerufen habe: „es werde die ſchönſte Zeit ſeines Lebens ſein, wenn er dem Könige Beweiſe ſeiner Treue geben könne." Der Erfolg hat bewieſen, welch' ein herrlicher Schauſpieler dieſer Marſchall war.

Zwei Tage ſpäter nämlich verkündigte ſeine Proclamation: „die Sache der Bourbons iſt für immer verloren, die rechtmäßige Dynaſtie beſteigt wieder den Thron. Nur der Kaiſer Napoleon darf in unſerm ſchönen Lande regieren. Endlich ſiegt die

Freiheit, und unſer erhabener Souverain wird ſie auf immer befeſtigen.“

Dieſer letzten Erklärung folgte er, wie das alles hiſtoriſch richtig iſt, und hing mit ſchändlichem Verrath der Sache Napoleons an. — In dieſe Zeit fällt eine Relique, die ihm der Schweitzer-General Bachmann gab. Ney ſagte nämlich zu ihm: „wir fechten für die Ehre, Sie um Geld!“ — Ja wohl! — erwiederte der Schweitzer, — wir fechten beide für das, was wir nicht haben! —

An dem Zuge Napoleons gegen die Preußen und Engländer nach Flandern hin, nahm er bekanntlich Theil, und er war nachher in Paris am 22ſten Juni in der Verſammlung der Repräſentanten der Sprecher, welcher die Wahrheit unverholen ſagte, daß die Armee erſt an der Loire wieder aufgeſtellt werden könne, und daß jetzt mit dem Feinde temporiſirt werden müſſe. Sein politiſcher Inſtinct gab ihm nachher die Weiſung, ſich zu entfernen, und wenn er auch wohl eine Veranlaſſung dazu gehabt hätte, das franzöſiſche Reich zu verlaſſen, als Ludwig XVIII. hinter Wellington und Blücher her in Paris einzog, ſo blieb er doch noch im Lande, jedoch unſtät und flüchtig.

Marſchall Ney ſtand mit auf der Liſte derjenigen, welche Ludwig XVIII. wegen ihres Verrathes vor ein Kriegsgericht geſtellt wiſſen wollte, und, wahrſcheinlich, weil er glaubte, die Regierung der Bourbons werde ſchnell vorüber gehn, entfernte er ſich blos von ſeinem Landgut, wohin er ſich bereits begeben hatte. Allein die Gensd'armerie war ſchon in Verfolgung ſeiner begriffen.

Auf einem Landhauſe bei Aurillac ſoll er an ſeinem Ehrenſäbel, wovon außer ihm nur Mürat von Neapel einen gleichen hatte, entdeckt ſein.

So viel iſt hiſtoriſch richtig. Er kam am 31ſten Juli unter dem Namen eines Herrn von d'Escaffres, (einer alten Familie in Auvergne) auf das Schloß Beſſoniés, ohnfern Figeac, und bei der Eigenthümerin des Schloſſes, welche eine nahe Verwandte der Marſchallin Ney iſt, einen Zufluchtsort zu ſuchen.

Die Polizeibeamten wußten, daß er in dem

Schloß angekommen ſei, und hatten Maaßregeln getroffen, ihn aufzufangen. Die Gensd'armerie von Aurillac, Gourdon und Martell ſetzte ſich ſogleich in Bewegung, verſammelte ſich Nachts um zwei Uhr zu Parlant, und hatte gegen Tagesanbruch das Schloß umzingelt. Die Gensd'armerie zog nun in das Schloß ein, der Exmarſchall wurde aus dem Schlaf geweckt, und ergab ſich ohne Widerrede, mit der Ruhe, welche den Krieger geziemt. Er ſollte den Weg zu Pferde machen, jedoch wurde ihm ein Wagen verwilligt.

Zwei Officiere der Gensd'armerie ſaßen neben ihm im Wagen, und ſo wurde er nach Paris gebracht, und erſt in der Polizei-Präfectur abgeliefert, von da aber nach der Conciergerie abgeführt.

Der Polizei-Präfect hielt hier am 20ſten Auguſt, Abends neun Uhr, das erſte Verhör über ihn, und dieſes dauerte volle fünf Stunden. Nach einem zweiten Verhör hielt der Polizei-Präfect ſeine Verbindlichkeiten für erfüllt, und berichtete unmittelbar an den König. Man ſagt, daß bei dieſen erſten Verhandlungen Ney ſogleich Perſonen von Wichtigkeit, z. B. Cambaceres, die Herzogin von Montebello und andere, welche das Miniſterium ſchützen zu müſſen, verpflichtet iſt, mit in ſeine Unterſuchung verflochten habe, und daß dieſer kitzliche Punct den erſten Anſtand in der Sache gegeben.

Nach der Verordnung des Königs ſollte Ney vor das Kriegsgericht der erſten Militair-Diviſion geſtellt werden, und Marſchall Moncey, als der älteſte Marſchall, ſollte den Vorſitz dabei haben. Letzterer lehnte es ab, bei einem Kriegsgericht über den Marſchall Ney zu präſidiren. Hierauf erließ König Ludwig am 29ſten Auguſt eine Ordonanz, worin es heißt: „da dieſes nur dem Geiſt der Widerſetzlichkeit und dem Mangel an Kriegszucht beigerechnet werden kann, der um ſo ſtrafbarer iſt, da man von dem hohen Range, dem der Marſchall Moncey in der Armee bekleidet, und von den Grundſätzen der Subordination ein anderes Verfahren hätte erwarten müſſen, ſo haben wir beſchloſſen, über ihn die im Art. 6. des Geſetzes vom 13ten Brumäre 5. beſtimmte Strafe zu verhängen. Wir erklären daher den Marſchall Moncey ſeiner Würden für entſetzt, und ſoll er außerdem mit dreimonatlichem Arreſt beſtraft werden.“

Marſchall Moncey (Herzog von Conegliano) ſtellte ſich hierauf zum Gefängniß am 2ten September in der Abtey. Es hieß erſt, er ſitze die drei Monat auf der Bergfeſtung Bitſch, dann wieder, er ſitze ſie in Hamm ab; der Feſtungscommandant aber habe ihn nicht annehmen wollen. Genug, das weitere Kriegsgericht über Marſchall Ney beſteht aus dem Marſchall Jourdan als Präſident, den Marſchällen Maſſena, Augereau, Victor, und den Generalen Maiſon, Claparede und Vilatte. General Gründler iſt Rapporteur.

Man ſollte glauben, dieſes Gericht werde eben ſo ſchnell über den Prozeß des Marſchall Ney erkennen, als z. B. über den Obriſt Labedoyere, an deſſen Tode ganz Paris Theil nahm, und über die beiden Generale Foucher in Bourdeaux das Urtheil verhängt wurde. Allein das Gericht ſelbſt drohete, ſich für incompetent zu erklären, indem Ney von den Pairs des Reiches gerichtet werden müſſe, und außerdem wurde die Unterſuchung durch weitläuftige Vernehmungen in den Provinzen in die Länge gezogen.

Das nunmehr hierhinter etwas ſtecken müſſe, das war wohl zu begreifen, und ſo war es denn auch wohl ſehr natürlich, daß Marſchall Ney nunmehr im Gefängniß ganz ruhig die Flöte ſpielen könne. Bei dieſer Ruhe in der Verhandlung wird das Mitleiden bald angeworben, und wie unverſchämt die Advokaten, auf die Stimmung des Volkes rechnend, unter Ludwigs Augen ihr Weſen treiben dürfen, das beweiſet Ney's Vertheidigung durch Berrer. Der Vertheidiger ſagt darin unter andern:

> „Liebe zum Vaterlande und Exceß von Patriotismus bewogen ihn zu allem. 25 Jahr war er als Feldherr berühmt. Sein Fehler war Heftigkeit des Characters und des Ausdrucks. Er hat in funfzig regulären Schlachten gefochten, und mehr als fünfhundert Gefechten beigewohnt; er ward mit Wunden bedeckt, und bekam den Namen des Braven unter den Braven, erhielt bei dem Rückzug aus Rußland vielen Familien ihre Kinder, und hatte ſchon früher viele Emigranten in Deutſchland geſchützt. In Spanien und in der Schweiz ging er mit Menſchlichkeit zu Werk. Nie beugte er ſich vor Napoleon. Im Jahr 1814 war er es, der Napoleon rieth, abzudanken. Bei

ſeinem ungeſtümen Character ward er nur von einer Leidenſchaft: Liebe zum Vaterlande, beherrſcht. Warum ſollte er ſich in eine niederträchtige Verrätherei eingelaſſen haben?“

„Er war, als die Nachricht von Napoleons Landung ankam, auf ſeinem Landgut Chateaubrün, dreißig Stunden von Paris, ohne alle geheime Verbindungen. Am 6ten März erhielt er vom Kriegsminiſter Befehl, ſofort zu der ſechſten Militairdiviſion abzugehen. Ney wußte nicht, warum, erhielt aber zu Paris Nachricht von Napoleons Landung. Er erhielt Audienz bei dem Monarchen, und wurde durch die gnädigſten Worte electriſirt. In der kühnen Sprache, welche der Marſchall gegen den König geführt haben mag, muß keine Hinterliſt oder Falſchheit geweſen ſein. Er beruft ſich auf das Zeugniß des Königs, daß dieſer ihm damals nicht 500,000 Franken bezahlt habe.“

„Er reiſete darauf nach Beſançon, vernahm den Abfall vieler Truppen, ſchrieb an Süchet, Macdonald und Oudinot, blos in Hinſicht der gemeinſchaftlichen Operationen, er fand keine Artillerie vor, er meldete dem Kriegsminiſter am 11ten, daß es zu bedauern ſei, daß noch keiner Napoleon angegriffen habe, ſchrieb am 13ten an Oudinot, daß die Truppen mit Extrapoſt herbeieilen ſollten, u. ſ. w."

„Hatte er da Gedanken an Verrath? Zwei verkleidete Gensd'armen wurden von ihm ausgeſchickt, um die Bewegungen Napoleons zu beobachten. Hatte er nicht verordnet, auf die erſte Schildwache zu ſchießen, die mit dem Feinde correſpondiren werde? Bis zum 13ten März diente er eifrig dem König. Am 14ten änderte ſich die Scene. Nachrichten über Nachrichten liefen ein, daß die Truppen an Napoleon abfielen, unter ſeinen eignen Truppen waren Proclamationen ertheilt, kurz, er hatte keine Armee mehr. Man drohte ihm mit Gewaltthätigkeit, wenn er den Soldaten nicht erlaubte, zu Napoleon zu ſtoßen."

„In der Nacht vom 15ten kamen Emiſſarien von Napoleon mit einem Schreiben des General Bertrand zu ihm. In dieſem Schreiben war angeführt, daß Napoleon ſein Unternehmen mit Oeſtreich verabredet habe, England habe ſeine Entweichung begünſtigt, u. ſ. w. Alle dieſe Vorſtellungen riſſen ſein bewegtes Gemüth hin, und um ſo mehr, da er keine Nachrichten von Paris erhielt.“

„An Napoleon ſchrieb er: „ich vereinige mich mit Ihnen, nicht aus Ergebenheit für Ihre Perſon. Sie ſind der Tyrann meines Vaterlandes geweſen, haben Kummer in alle, und Verzweiflung in viele Familien gebracht, und den Frieden der Welt geſtört. Schwören Sie daher, daß, da das Schickſal Sie zurückgerufen hat, Sie das Volk glücklich machen, und nie wegen Eroberungen die Gränzen wieder überſchreiten wollen. In dieſem Fall werde ich mich Ihnen nicht widerſetzen.“ Nach dem Einzuge Napoleons in Paris begab ſich Ney auf ſein Landgut ꝛc.“

Der Vertheidiger ſchließt ſeine Vertheidigung damit, daß der Marſchall zuletzt in Gemüthsverwirrung geweſen ſei.

Eine ſolche Vertheidigung iſt dem vernünftigen Manne, dem ſtrengen, ernſten Richter ganz dazu geeignet, daß der Angeklagte, um ſich rein zu waſchen, ſtatt Seife Dreck gegriffen habe. Es bedarf daher dieſe Schutzſchrift gar keines Komentars. Die ſchändlichſte Pflichtwidrigkeit wird in ihr ſelbſt anerkannt, und nur bei dem Pariſer Veilchen- und Strohhalm-Pöbel kann ſie Eingang finden.

— Die Bourbons würden abermals ihr Haus noch mehr, als es ſchon geſchehen iſt, untergraben, wenn gegen dieſen Marſchall Ney nicht mit eben der Strenge verfahren würde, an welcher geringere, weniger ſchuldige Opfer bereits verbluteten, die Ausführung des Sprüchworts: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen! — würde ſie ſelbſt gar bald ſehr beurkunden.

Schon die Zögerung des Ausganges dieſes Prozeſſes verſtimmt ein ganzes, großes Publikum, und aufmerkſamer wurde dieſes Publikum noch dadurch gemacht, daß man kürzlich las: Ney werde, wie es heiße, in fremde Dienſte gehn. — Allein Ney iſt nicht allein Frankreich, er iſt allen denen Völkern verfallen, deren Kinder auf den Feldern von Fleurus, u. ſ. w. bluteten, und dieſe dürfen die Entſcheidung fordern!

So viel iſt gewiß, daß die Gemahlin des Marſchalls Ney (man entſinne ſich der Bemerkungen desfalls im Jahr 1814) alle weibliche Kunſt verſucht hat, der Sache eine andere Wendung zu geben. Wir wollen aber hoffen, daß recht bald dieſer wichtige Prozeß, welcher Ueberzeugung davon geben muß, daß es Ernſt ſei, die Anhänger Napoleons, und die Feinde der angeſtammten Monarchien zu beſtrafen, — wenigſtens entſchieden werde. Der gute Ney iſt auf ſeinen freundſchaftlichen Zügen durch Deutſchland zu bekannt geworden, als daß nicht ganz Deutſchland auf ihn, und auf ſein Schickſal aufmerkſam werden ſollte. Wenn er daher in fremde Dienſte trät, ſo könnte dieſes wohl nur bei den Patagonen, welche die groſe Sache Europens nicht kennen, der Fall ſein.

Ganz unbezweifelt hoffen wir daher, es unter die falſchen Gerüchte zählen zu dürfen, daß gegen Ende Septembers am Abend ein Detaſchement von Gensd'armen vor dem Gefängniß des Marſchalls angelangt ſei, und eine Ordre des Königs dem Aufſeher der Gefängniſſe überreicht habe, wonach Ney ſofort in ein anderes Gefängniß gebracht werden ſolle, daß darauf denn der Aufſeher den Gefangenen habe verabfolgen laſſen, und daß dieſe Gensd'armen verkleidete Befreier des Marſchalls geweſen. Sollte das wirklich der Fall ſein, was aber durchaus gar nicht denkbar iſt, ſo können wir den Herrn Ney vielleicht im Gemetzel mit den Ungläubigen dereinſt wieder finden!

II.

Napoleon's pſychologiſche Biographie.

Alle wichtige Männer, welche eben darum wichtig werden, weil ſie an dem morſchen Gebäu der Zeit rütteln, ſind ein Gegenſtand der Verwünſchung der Mitwelt; denn entweder, ſie erreichen ihre Zwecke nicht, ſo werden ſie als Abentheurer, die den phlegmatiſchen Frieden der Menſchen ſtören wollten, geſchildert, und dann um ſo mehr von der furchtſamen Pöbelweisheit verfolgt, je ohnmächtiger ſie werden, weil nur bei der Gewalt das Recht iſt;

oder ſie erreichen ihre Zwecke, ſo knirſcht der geſtörte, beleidigte Egoismus im Stillen, und ſucht ſeinen Geifer in entwürdigendem Geſchwätz zu entladen. Die Nachwelt iſt erſt die ernſte Richterin der Zeit; ſie geht partheilos über alles hinweg, was die Mitwelt jedesmal falſch richtet, weil letztere entweder die allgemeinen Anſichten des großen Weltbetriebes nicht finden kann, oder nicht finden darf, oder dafür bezahlt wird, daß Schlauköpfe ſie nicht finden ſollen.

Napoleon Buonaparte iſt ohnſtreitig ein großes Meteor, ein ganz neuer Komet in falſcher Diverſion; alſo im Augenblick ſeiner Erſcheinung furchtbar, entſetzend, Unglück verkündend; wenn er vorüber gelaufen auf der ihm bezeichneten Bahn, ſo erholt ſich die zitternde Menge, und betrachtet ihn näher in ſeinem Feuerſchritt. Alle jene pöbelhaften Schimpfreden, welche ſo recht eigentlich die Literatur entwürdigen, weil ſie nur dem Janhagel, und auch dieſem nur einen kurzen Augenblick gefallen können, ſcheinen jetzt aufzuhören, indem ſich keine Abnehmer mehr finden, und man wird bemerken, daß ſchon jetzt von allen, die nicht zu den hirnverrückten wüthigen Rednern, welche ohne dieſe Wuth keinen Schein von Gehalt in ihre Rede bringen mögten, gehören, über Napoleon Buonaparte mit einer gewiſſen hiſtoriſchen Mäßigung hinweg gegangen wird. — Dieſe allgemeine Mäßigung iſt nicht etwa Folge des Mitleidens mit ſeiner Lage, denn ſo lange der Menſch in politiſcher oder religiöſer Manie iſt, bleibt ihm das Mitleid fremd, und er hat keinen Begriff von dem unſchädlichen Koſmopolitismus, und von dem herzerhebenden „Wir glauben all' an einen Gott!“ Dieſe Mäßigung iſt die Folge einer beſſern Intelligenz, einer Leidenſchaftloſigkeit, welche dadurch entſtanden iſt, daß der allgemeine Feind der europäiſchen Freiheit bekämpft, beſiegt wurde. Man hält ihn auf St. Helena im Mittelmeer für bürgerlich todt und ſo können wir auch jetzt ſchon als das nächſte Geſchlecht beurtheilt werden, welches mit mehrerer partheiloſer Wahrheit den abgeſtorbenen Helden beſchaut, ſeine Thaten nach deren Erfolg würdigt, und welches nicht mehr von dem engbrüſtigen Geſchrei der Beleidigten in einer großen Sache mißgeleitet wird zu einer Beleuchtung, ſo zu dem Fortſchreiten der Volksbewegungen gehört.

Was in dem Rauſch von 1814 nicht hätte geſagt werden mögen, um dem künftigen Hiſtoriographen unſers Jahrhunderts den Arm zu reichen, das darf jetzt geſagt werden, wo endlich wieder eine vernünftige Nüchternheit wiederkehrte, und wo die Mäßigung bereits wieder ihren gebührenden Platz einnimmt, nämlich den dauernden Gleichgewichtspunct zwiſchen Abſpannung und Ueberſpannung. — Dieſes bevorwortet, ſo überlaſſe man die plumpen, unmotivirten Schimpfreden fernerhin den Bänkelſängern und den Drehorgeln; das gebildete Publikum vergeſſe nunmehr, bei der Wiederherſtellung der Ruhe, jenen Taumel, welcher gar leicht zu einer Ueberladung hätte führen können, und die Mäßigung, dieſe herrlichſte der bürgerlichen Tugenden, trete in Schrift, Wort und That wieder ein. Mäßigung iſt die Schweſter der Wahrheit, und Wahrheit iſt die immer ſiegende, ſicher thronende Herrſcherin der Welt.

Jetzt dürfen wir daher denn auch wohl die Frage aufwerfen: ob Napoleon Buonaparte wirklich eine ſolche Ausgeburt der Hölle war, als die bezahlten und unbezahlten Blätter ihn ſchildern, oder ob er nicht ein Menſch iſt, wie andere Menſchen ſind, und ob er nicht in den nicht gehörig gekannten, und nicht genug berechneten Tücken des menſchlichen Wollens das Grab ſeiner Entwürfe fand?

Die größten Weltweiſen alter und neuer Zeit ſind darüber einverſtanden, daß kein Menſch von Natur böſe iſt, nicht böſe geboren wird, und daß die Lächerlichkeiten von dem größern oder geringern Antheil an der Erbſünde zu den vergeſſenen Jahrhunderten gehören. Warum ſollte denn nun alſo auch Napoleon Buonaparte als ein vollendeter böſer Dämon auf die Welt gekommen ſein? Wir glauben es ganz einfach entwickeln zu können, warum er gerade das werden mußte, was er wurde, wir glauben aus der menſchlichen Natur die Gründe darlegen zu können, welche zu ſeiner Handlungsweiſe in der letztern Zeit ihn beſtimmten, wir glauben den folgenden Jahren die Nativität darüber ſtellen zu dürfen, ob und was fernerhin von ihm zu erwarten ſei.

Faſt jeder große Mann war in den Zeiten ſeiner frühern Jugend, ehe der Körper die Grundlagen zu einer feſten Bildung angenommen hatte, ein ganz gewöhnlicher Menſch. Daher finden wir auch in den Biographien großer Männer, daß von ihrer Jugendgeſchichte ſehr wenig zu ſagen iſt, und diejenigen unter ihnen, welche bereits eine thatenreiche, frühere Jugend hatten, überlebten ſich bald, waren ſchon überreif in der Zeitperiode, wo die Entwickelung aller Kräfte gleichmäßig iſt; ſie erſchienen eben ſo ſchnell als ſie verſchwanden. Alle wichtige Männer in der Geſchichte hatten eigentlich eine nicht gar lange Zeitperiode, in welcher ſie Aufſehn erregten; ihre größte Klugheit mußte ſpäterhin darin beſtehn, den Ruf dieſer Größe ſich zu erhalten, und den Kulminationspunkt nicht zu überſchreiten; gingen ſie weiter, ſo verloren ſie den Streit gegen die weiſe Einrichtung der Natur, welche jeder menſchlichen Größe ihre beſtimmten Gränzen geſetzt hat. An dieſem Uebertreiben der Größe erlahmten Helden, Volkslehrer und Gelehrte, und ſie wurden Tyrannen, Schwärmer und eigenſinnige Egoiſten.

Napoleon fällt über ſeine Jugend ſelbſt ein richtiges Urtheil, woraus der Pſychologe viel entnehmen kann. Wenn wir nämlich einem ſehr gewiſſenhaften Geſchichtſchreiber *) trauen dürfen, ſo

---

*) Buchholz Geſchichte der europäiſchen Staaten Bd. IV. Seite 252.

ſagte er einſt, als der Fürſt Primas und der Senator Fontanes in einer Unterredung über die Spontaneität der Seele befangen waren, von ſich ſelbſt:

„ich war in meiner frühern Jugend ſo träge, ſo unbeholfen, ſo unbrauchbar, daß man mich für blödſinnig hielt. Plötzlich befällt mich ein hitziges Fieber und bringt meinen Verſtand zu einer ſchnellen Reife. Aber ſeit dieſer Zeit iſt mir eine Unruhe des Geiſtes geblieben, vermöge welcher ich nichts mit Gelaſſenheit thun, am wenigſten aber anhaltend mich mit etwas beſchäftigen kann. Ich beſitze die Kraft, die Dinge zu faſſen, zu durchdringen; aber ich beſitze nicht das Talent, bei ihnen zu verweilen. Was ich mir am Morgen vorgeſetzt habe, das muß am Abend ausgeführt ſein, wenn ich nicht darüber ermüden ſoll. Herr über dieſe meine Eigenthümlichkeit zu werden, iſt mir unmöglich.“

Nach dieſem Selbſtbekenntniß gehört er alſo zu jenen feurigen, ſchnell auffaſſenden Köpfen, welche bewundert werden, und bewundert werden müſſen, ſo lange das Glück ſie begleitet; welche ſich aber leicht übernehmen, dem Glück voraneilen, und welche dann eben ſo leicht erlahmen und ermüden, wenn das Glück, das doch auf einer Kugel ſteht, ihnen nicht mehr in die Hände ſpielt, welche ſich nicht leicht ermannen können, ſelbſt wenn ſie es wollten, und welche es vorziehn, aus dem Taumel der Luſt Verachtung des Menſchengeſchlechts mit in eine Einſamkeit zu nehmen, die ſie bald der Gemächlichkeit wegen lieb gewinnen.

Napoleon Buonaparte hatte in ſeiner Jugend mehr Neigung zu Wiſſenſchaft und Studium, als zu perſönlicher Darſtellung. Sein eifriges Studium der Mathematik und der Geſchichte auf der Militairſchule zu Brienne beweiſet den emſigen Menſchen, der den Kopf aufzuräumen wünſcht. Jenes Studium der Geſchichte beweiſet beſonders das Gefühl für Menſchenwerth und Menſchenwürde, denn wer in dem erſten Jünglingsalter an dem, der feurigen Jugend eigentlich trocknen Studium der Geſchichten der Vorwelt Geſchmack finden kann, der iſt ſeiner Entwicklungsperiode ſchon vorangeeilt, und kann bei einer zufällig ungünſtigen Konſtellation ein gefährlicher, kalt reſignirender Menſch werden.

Nehmen wir nun die Verhältniſſe, unter welchen Napoleon in ſeine politiſche Laufbahn eingeführt wurde, ſo waren ſie ganz dazu geeignet, ihm Luſt an Abentheuerlichkeit zu geben, wenn er vielleicht auch ſchon damals, ſofern er frei hätte wünſchen und wählen dürfen, eine gemäßigte Ruhe vorgezogen hätte. Er war nämlich in Corſica, auf einer Inſel geboren, welche, zu einer Reibung der Streitkräfte herrlich gelegen, dennoch zu wenigen Umfang hat, als daß ſie nicht in ſteter Dependenz von mächtigern Staaten ſein müßte, und nach ihrer natürlichen Lage zum Handelsverkehr geſchaffen, gehörte ſie, wiewohl ungern, der halben Landmacht, Frankreich an. Als Korſe konnte daher Napoleon in dem Aufblühen ſeiner jugendlichen Kraft keinen Nationalſtolz haben, und eben ſo wenig konnte ihm dieſer als Franzoſe eigen werden, da er dem franzöſiſchen Mutterlande eigentlich entfremdet war. Er war daher nie Patriot, ſondern in ſeinem erſten Wirken, welches Gewöhnung und der Rauſch ſeiner Umgebungen ihm aufdrang, rein Militair, ein ſtudierter Soldat, der um des Waffengemenges willen in ſeiner lebendigen Jugend jeder Macht, die ihm den Weg der Ehre zeigte, mit Erfolg gedient haben würde.

Die Händel der jungen Republik, die Rivalie der Wortführer, die Sache der Freiheit ſelbſt, die ſo häßlich mißgeſtaltet wurde, das alles intereſſirte ihn eigentlich wenig; er ſuchte nur militairiſchen Ruhm, und plötzlich ergriff ihn die Idee, das alte Rom, welches ihn begeiſtert hatte, in Frankreich wieder herſtellen zu helfen. Planlos war ſein Fortſchreiten, planlos, übereilt, war ſeine Vermählung mit Joſephine. Während er deren Tochter, der jetzigen Gräfin von St. Leu, vielleicht aus aufrichtiger Neigung, ſo weit der Kriegsmann eine dauernde Neigung haben kann, den Hof machte, überraſchte der Director Barras den Obriſt Buonaparte durch den Antrag der Vermählung mit der Mutter, um ſich ſelbſt zu debaraſſiren, und Napoleon Buonaparte, der damals auch in einer öconomiſch-mißlichen Lage war, würde dieſe Uebereilung vermieden haben, wenn die Ausſicht auf den Oberbefehl in Italien nicht die Ausſtattung geweſen wär, welche Barras im Hintergrunde ihm zeigte.

Er war nun mit Joſephinen verbunden, und er wurde gezwungen ſie zu achten, weil ſie geiſtreich, anziehend war, und an Weltklugheit durch ihre Erfahrung ihm das mittheilte, was in dieſer Hinſicht gar ſehr ihm abging. Aber lieben konnte er ſie nicht, und in dieſen Jahren, wo Liebe allein dem wilden, ungeſtümen Gemüth des Mannes Sanftheit und Mäßigung geben kann, an ein fremdartiges Geſchöpf geknüpft, warf er ſich ganz der Welt, dem Ehrgeitz und deſſen gehäſſigem Gefolge hin, er, der vielleicht nicht eine ganze Welt erſchüttert haben würde, wenn er in dieſem Blüthenalter Bande der Liebe geknüpft gehabt hätte.

Napoleons erſter Feldzug in Italien begann. Das Glück, deſſen Quellen der Gunſt noch niemand erforſcht hat, und von dem man vielleicht nur um deswillen behauptet, daß es die Jugend begünſtige, weil dieſe ſchneller auffaßt, mit geringerer Schwerfälligkeit die Formen überſpringt, welche pedantiſche Ordnung alter Gemächlichkeit und unvordenklichen Beſitzes aufgeworfen hatte, dieſes Glück war ihm hold, und der junge Feldherr hatte einen Namen, der um ſo mehr von den Verweſern der Republik verbreitet wurde, da der militairiſche Ruf dieſer Republik bereits im Abſterben geweſen war. Der zweite italieniſche Feldzug folgte, und Napoleon Buonaparte verfiel jetzt in den Fehler, in welchen wohl jeder jugendliche Held, der die Schule des Unglücks noch nicht durchgegangen iſt, in ihr noch nicht Mäßigung gelernt hat, verfallen muß; — er übernahm ſich, und der Ehrgeitz, welchen der Krieg bei dem Krieger methodiſch nähren ſoll und nähren muß, ergriff mit ſeiner ganzen Gewalt den thatenluſtigen Mann, den die Republik beinahe vergötterte, den das ſtaunende Europa bewunderte. Es gehört die Seele eines Gottes, oder wenigſtens eines verprobten Greiſes dazu, in ſolchem Nymbus ſich nicht zu berauſchen.

Er hatte als Oberbefehlshaber nun ſehr wohl die Erbärmlichkeit, die Befeindungen, die Kleinigkeitskrämerei des franzöſiſchen Directoriums kennen gelernt, und er, als Soldat, als eifriger Soldat, erkannte auf der andern Seite auch wieder, welche Gewalt in einer Armee lag, die eigentlich dem Vaterlande entnommen, bereits fremd in dem Vaterlande war; dazu ſtand er gerade auf dem Boden, wo einſt Cäſar mit ſeinen Legionen, deren Ergebenheit für den Feldherrn er kannte, dem doppelſeitigen römiſchen Senat Geſetze vorgeſchrieben hatte; — und mußte nicht hier der Uebermuth in einem Manne Wurzel faſſen, deſſen Ehrgeitz überall rege gemacht war, der ſich als den erſten Feldherrn, als den Liebling der Armee betrachten durfte, und der bei ſeinen ſtillen, ihm ſelbſt noch nicht ganz deutlichen Wünſchen in Paris den kleinlichen Befeindungen entgegen ſah, die ſich um alles Wichtige lagern?

Wären die ſtillen Wünſche ihm ſchon damals ganz deutlich, ſchon ganz verarbeitet geweſen zu einem Plan, der die Republik aus ihren Angeln reißen ſolle, ſo würde er damals nicht ſo leicht ſich bequemt haben, mit ſeinen 40,000 Kriegern, welche Italien erobert und die Ehre der Republik gerettet hatten, nach Egypten zu gehen. Denn daß die Domquixottiade dieſes Zuges nach Egypten und Syrien weiter nichts bezweckte, als die ungeſtümen Pocher der italieniſchen Feldzüge aus Frankreich los zu ſein, und ſie in ein mißliches Exil zu ſchicken, das lag zu Tage. Napoleon aber war damals noch zu ſehr Soldat, deſſen erſtes Geſetz Subordination iſt, und kannte die Schwächen der Regierungsverwaltung noch zu wenig, als daß er ſchon jetzt gewagt hätte, ſelbſt eine Autorität bilden zu wollen, und er ſchiffte ſich zu dem abentheuerlichen Zuge ein.

Dieſer Marſch nach Egypten hat auf ſeinen

Charakter und auf ſeine nachherige Handlungsweiſe einen vielfach ſchädlichen Einfluß gehabt. Bei der Expedition ſelbſt ſah er nämlich erſt, was der Zweck derſelben geweſen ſey, und dadurch ſetzte ſich ein Gefühl ſeiner Kraft, und eine Erbitterung gegen die Häuptlinge der Republik bei ihm feſt. Was er galt, war ihm durch ſeine Verweiſung nach Egypten kund gethan, und aus dieſer Betrachtung folgte dann allmählig auch die Reife des Entſchluſſes, heimzukehren, und ſein Glück auf einem beſſern Wege weiter zu verſuchen. — In Egypten und in Syrien aber hatte er übrigens ſo viel zugelernt, daß durch die Abentheuerlichkeit verwegener Züge eine kleine Armee bei Laune erhalten, und ein weit überlegenes Volk in Schrecken geſetzt werden könne; die Art aber, in dieſen Südländern Krieg zu führen, mußte ihn gefühllos gegen Menſchenleben und Menſchenwerth machen, weil an eine Schonung des Blutes nicht zu denken war, wenn die Expedition von Fortgang ſein ſollte. Die Schreckenszeiten der Revolution, in welcher er ſich zum Soldaten gebildet hatte, waren eine Kleinigkeit gegen die hieſigen Nothwendigkeiten des Krieges. Der Menſch fällt ſo von Stufe zu Stufe, wie er von Stufe zu Stuſe zu ſteigen vermag. Verhärtet und erbittert kehrte er nach Frankreich zurück.

Ueber den Motiven dieſer Rückkehr liegt ein Dunkel, und es iſt zweifelhaft, ob er von einer Parthei zurückberufen worden, oder ob er aus eignem Willen die Armee in Egypten in der mißlichſten Lage verlaſſen habe, um ſich der Gefahr auszuſetzen, von engliſchen Schiffen aufgegriffen zu werden. Wir nehmen pſychologiſch an, daß er, nach ſeinen italieniſchen Feldzügen dazu hingeriſſen, eine große Rolle ſpielen zu wollen, den Einladungen jener Parthei Gehör gab, ohne jedoch ihre Maſchine ſein zu mögen, und unerwartet, gefürchtet und angeſtaunt erſchien er wieder in der Hauptſtadt.

Mehr ſein Ruf als Soldat und die Beförderung der Gegenparthei, denn ſeine Intrigue, erhob ihn zum Konſul, und ſeit er zum erſten Konſul ernannt war, beherrſchte ihn der Ehrgeiz, ein Rauſch, der den Gebieter eben ſo leicht ergreift, als den geringern Mann, und der in beider Wirkungskreiſen verhältnißmäßig von gleichen Folgen iſt.

Er war überraſcht von ſeinen Fortſchritten, welche mehr Werk des Zufalls und der Emporhülfe einer Parthei, als eigner Methodie und Berechnung geweſen waren, und da denn im Beſitz des Erworbenen, in dem Genuß der Hoheit ſich kein Erdenſohn gern ſtören läßt, ſo erwuchs mit der ſtillen Beachtung der Wahrheit, ſobald der Kaiſerrauſch vorüber war, auch die Furcht rieſenhaft neben dem furchtbaren Beherrſcher Frankreichs auf.

Dieſe Furcht, eine nothwendige Folge des ſtillen Anerkenntniſſes ungebührlicher Größe, war von jetzt an ſein Tyrann, und ſie muß in der menſchlichen Natur liegen, weil ſie bis jetzt noch bei jedem Emporkömmling ſich ſchwarz geſtaltet hat. Dieſe Furcht riß ihn zu dem Mord des Herzogs von Enghien, zu dem Verfahren gegen Moreau und Pichegrü hin, dieſe Furcht ſchuf jene tyranniſche, geheime Polizei, dieſe Furcht machte ihm alle Preſſen gehäſſig, dieſe Furcht machte ihn zum Sclaven ſeiner Generale, mit denen er in den Lägern aufgewachſen war, denen er aber die Bereicherung nicht abſchlagen konnte und durfte, weil ſie die Säulen ſeines Thrones waren. Er ſah es ein, daß die Armee ihn auf den Thron geführt habe, und daß er dieſe Armee beſchäftigen, bei Laune erhalten müſſe, wenn ſeine Würde geſichert bleiben ſolle; daher führte er anfänglich ſeine Kriege mehr als Theaterſpiele, denn aus Eroberungsſucht.

Die glücklichen Kriege von 1805 und 1806 gaben ihm als Kaiſer zuerſt Vertraun zu ſeiner Selbſtſtändigkeit, und er ſuchte Dauer in das zu bringen, was ihm in dem Rauſch bis dahin nur als ein Traum vorgekommen war; er ſuchte ſich nicht bloß die Armee, ſondern die Grundlage der Armee, nämlich das Volk zu gewinnen. Er hatte nunmehr angefangen, ein feſtes Haus für ſich gründen zu wollen, daher ſchmückte er Paris mit Trophäen aller Art, um den eitlen Franzoſen eine Luſt zu machen, daher erhob er ſeine Familie überall, wo er nur konnte, daher ſuchte er Zuſammenkünfte, Freundſchaftsverbindungen und Verwandſchaftsverhältniſſe mit altfürſtlichen Häuſern anzuknüpfen, ein ſicherer Beweis davon, daß er in dem Vertraun der Armee nicht ganz, und in der Anhänglichkeit des Volkes bei weitem noch nicht eine feſte Zuflucht zu haben glaubte.

Hier hätte er ſtehn bleiben ſollen, aber hier war auch die Scheidemark menſchlichen Ungeſtüms, menſchlicher wilder Leidenſchaft. Die Eroberungsſucht hatte ihn ergriffen, ſie, welche ſchon ſo viele Staaten zerrüttet, ſo viele blühende Geſchlechter mit Krieg überzogen hat. Die Landcharte war ſein Studium geworden, und der Anblick Europa's machte die Luſt in ihm rege, immer mehr ſich zu erweitern. Eroberungsſucht iſt, wie die Habſucht, ein bergabrollendes Rad, welches alles um und neben ſich niederſchmettert, bis es zuletzt ſelbſt zerſchmettert wird.

Wir ſind feſt überzeugt, die Trennung von Joſephinen that ihm weh, denn wenn er auch, wie jeder Menſch mit hitzigem Blut, häufig unſanft gegen ſie geweſen war, ſo hatte doch die Achtung vor ihren Gaben, die Gewöhnung und der Umſtand, daß ſie in allen Lagen ſeines Emporringens ſeine Vertraute, oft ſogar ſeine Rathgeberin geweſen, eine Art von Liebe erzeugt. Hätte er aus Ueberdruß, oder im Zorn, oder aus einer andern gehäſſigen Leidenſchaft ſich von ihr getrennt, er würde ſie anders behandelt und unſchädlich gemacht haben, zumal denn er, der leidenſchaftliche Menſch, der allgewaltige Herrſcher, oft in Verfolgung der rer, welche er ſeiner Perſon für gefährlich hielt, keine Gränzen kannte. So aber mußte er von der Rechtlichkeit Joſephinens überzeugt ſein, und der Brief, den ſie ihm ſchrieb, als er ihr Cambaceres zugeſandt hatte, beweiſet es. Er ließ ihr nachher volle Freiheit und den Genuß ihrer Vorrechte nicht etwa aus Furcht, daß ſie auch eine Parthei habe, denn jede Staatspolitik läßt ſich dem Publikum auf eine andere Art auftiſchen; ſondern aus voller Ueberzeugung, daß ſie auch in der Entfernung noch ſeine Freundin bleiben werde. — Er ſtand jetzt, nach den neueſten öſtreichiſchen Niederlagen auf der Höhe des Glückes, und Furcht, vielleicht eine Furcht, welche um deswillen nicht ungegründet war, weil er die republikaniſchen Köpfe unter ſeinen nächſten Umgebungen, unter ſeinen Hof- und Staatsbeamten und Marſchällen ſehr wohl kannte, und ſie doch nicht entfernen durfte, dieſe Furcht beſtimmte ihn ſelbſt, nachdem er bereits ſeine Familie mit fremden fürſtlichen Häuſern in Verwandſchaft gebracht hatte, ſeine Hand einer Prinzeſſin alten, hohen, durch Jahrhunderte bewährten Ranges anzubieten.

Nach dieſer Vermählung und ſchon früherhin, nach den Zuſammenkünften in Weimar, wo er freilich den Zweck, den er eigentlich ſchon damals beabſichtigt hatte, nicht erreichte, führte er in Frankreich ſelbſt eine andere Sprache als bisher, indem er nunmehr einen ſichern Rückhalt an ſeinen fremden Verbindungen zu haben glaubte. — Sein Krieg gegen Rußland hat die Politiker beſchäftigt. Einige glaubten, er habe dieſen Krieg entzündet, um ſich den Landweg nach Oſtindien zu bahnen; andere meinten, es ſei die Beſiegung Rußlands ein Schritt weiter zu der bezweckten Univerſalmonarchie, und ſo hatten andere immer andere Meinungen. Aufrichtig geſagt aber, ſo war dieſer Krieg von Napoleons Seite weiter nichts, als die Folge eines Privathaſſes, den er glühend fühlte, weil er ſeine Perſon beleidigt glaubte, und der Stolz, welcher bei dem Menſchen allmählig zu einer Höhe heran wächſt, die ihn bethört und zum Uebermuth hinreißt, riß auch ihn zu dem Kriege hin, der um deswillen ſein Grab werden mußte, weil der Privatmann die politiſche Lage, die politiſchen Verhältniſſe nicht genugſam erwog. Es mag allerdings dem Regenten, der die Macht hat, ſchwer fallen, ſeine Rachluſt, ſeinen perſönlichen Unwillen unter der Lage und dem Verhältniß der Politik gefangen zu geben; aber wir bemerken auch auf der andern Seite, daß alle Kriege, welche aus Perſönlichkeit angefangen wurden, über den die Strafe verhängten, der die Politik mit ihren Warnungen und Berechnungen nicht genugſam gehört hatte.

Ueberhaupt aber iſt Napoleon nie Politiker im eigentlichen Sinne des Worts geweſen. Sein heftiges, ſtürmiſches Gemüth, von dem er ſelbſt ſagt daß es am Abend das ausgeführt verlange, was e am Morgen beſchloſſen, ſeine Unſtätigkeit und Geiſtesunruhe, ließen es nicht zu, mit dem Schneckengang des Diplomatikers ſich zu befaſſen, um ſo weniger, da bis jetzt ſein Schwerdt ihm nützlicher geweſen war, als die Feder, da er gewohnt war, glei jenem Alexander den gordiſchen Knoten zu zerhauen, da er die Erfahrung gemacht hatte, daß Ueberraſchung und Bajonette bei dem ſchwerfälligen Geſchlecht, wie ſein wilder Geiſt es vorfand, beſſ durchhalfen, als Federgekritzel und Staffettenreiterei.

Uebrigens war, ſeit er den Kulminationspun überſchritten hatte, ſeine Politik, ſo weit er ſi damit befaßte, treulos. Er ſuchte, die Süßi keit des Herrſchers wohl empfindend, in dem Taumel der Größe den Menſchen von dem Kaiſer Frankreichs zu trennen, und letzterer, als Politiker genommen, galt ihm nichts; denn „die That, die Kraft und der Nachdruck“ behauptete er, „gelte mehr als alle politiſche Verträge, welche ſchon ſeit Menſchengedenken immer gebrochen wären, und von dem Klügern ſtets gebrochen werden würden!“ — „Mit dem Herzen regiert man nicht; das Schwerdt muß drein ſchlagen!“ ſagte er einem fremden Abgeſandten, und er ſtudierte förmlich die Kunſt und die große Entſagung, das Herz auf den Thron mit zu bringen. Hätte er ſeinen Leidenſchaften Feſſeln anlegen können, hätte Ehrgeitz und Eroberungsſucht ihn nicht beherrſcht, hätte er Mäßigung in der Rede gewinnen können, wäre er nicht in den Kriegsſchulen aufgewachſen, und wären die Schreckenszeiten der Revolution nicht ſeine erſte Bildung geweſen, wäre er durch die Wege des Unglücks zum Glück gegangen; er würde die erſte Tugend des Herrſchers, Entſagung, gelernt haben, und noch jetzt auf einer furchtbaren Höhe daſtehn. So aber riß ihn der Taumel der ungezügelten Leidenſchaft, welche bis dahin keinen Damm, keine Schranken gefunden hatte, von That zu That, von Verwegenheit zu Verwegenheit.

Daß er in Zeiten der Nüchternheit, der Natürlichkeit, wo er von dem Regentenrauſch frei war, Liebenswürdigkeit entwickelte, das beweiſen viele einzelne Züge, und wir führen davon nur die treue Anhänglichkeit ſeiner Diener an ſeine Perſon an, da ſie ihm, faſt mit Gefahr ihrer Perſönlichkeit, in das Unglück folgten, mit Aufopferung von Vortheilen, die bei ihm ihnen entgingen. Solche Anhänglichkeit des Menſchen an den Menſchen, zu einer Zeit, wo von ſchmeichelnden Hoffnungen dem vernünftigen Mann die Rede nicht mehr ſein kann, beweiſet den urſprünglichen Menſchenwerth. Napoleon würde hiernach ein allgeachteter Privatmann geworden ſein, wenn er nicht auf Militairſchulen erzogen worden, und wenn nicht die franzöſiſche Revolution dem erſten Ausbruch der Thatkraft des Jünglings Raum gegeben hätte.

Man wirft ihm, beſonders auf den letzten Zügen gegen den Norden, Feigheit vor, und man behauptet, daß er nur ein einzigesmal, an der Brücke von Lodi, perſönliche Tapferkeit gezeigt habe.

Allein wo finden wir **bewährte** Feldherrn, welche ſich ſelbſt mit vollem Grunde unnöthiger Gefahr ausſetzten? Wallenſtein ſagte: „fällt das Haupt, ſo ſind die Glieder verloren!“ und das ſollte jeder Feldherr beherzigen! die Erfahrung hat es auch in neuern Zeiten gelehrt, daß, wenn die Anführer dieſe nothwendige Maxime überſpringen, und perſönliche Bravour da zeigen wollen, wo ein handfeſter Bauernſohn ſie immer handgreiflicher beurkunden mag, ſie ſelbſt ein Opfer ihrer Gymnaſtik u. ſ. w. werden.

Die Leipziger Schlacht war die erſte Strafe ſeines Stolzes, ſeines Uebermuths. Seine weniger berauſchten Marſchälle riethen ihm, ſich an dem Rhein aufzuſtellen, und die Garniſonen bis dorthin zurückzuziehn, allein er hielt es für ſchimpflich, einen Rückzug von der Weichſel bis an den Rhein zu machen, er fühlte jetzt die Folgen davon, wenn man das Publikum der Reſidenz durch Bülletins, Proclamationen u. ſ. w. zu ſehr in die genauern Verhältniſſe der Kriegsbewegung einweihet, und, gewiß ungern, wir wollen nicht ſagen unbeſonnen, ſtellte er ſich an den Linien von Leipzig auf. Man kann geradezu ſagen, daß er in dieſen Schlachten den Kopf verloren hatte. Das Zuſammendrängen in Leipzig, das Aufopfern des polniſchen Korps, der nicht vorher berechnete Rückzug, das alles ſind vollſtändige Beweiſe von ſeinem tumultuariſchen Verfahren, welches ihn jedesmal aus der Faſſung brachte, ſobald er in einem, ſich eigenſinnig vorgeſetzten Plan geſtört wurde.

Napoleon, ein excentriſcher Kopf, hat in mehrern Feldzügen es bewieſen, daß er zu einem Fabius nicht geboren iſt, und daß er in den mißlichſten Augenblicken die Armee verläßt. Dieſes, was Folge der allgemeinen Furcht iſt, welche ihn beherrſcht, verbreitete falſche Urtheile über ihn, die aber um deswillen nicht ganz falſch ſind, weil er der angeſtammten Furcht, der heimlichen Aengſtlichkeit nichts entgegen zu ſetzen hat, was Kraft, unerſchütterliche Kraft verrichte. Dieſes Verlaſſen der Armee in den mißlichen Umſtänden, wo an einen Sieg nicht mehr, ſondern nur an die Geſchicklichkeit, einen ehrenvollen Rückzug zu führen, zu denken war, beweiſet ſehr deutlich, daß Napoleon nicht jene Beharrlichkeit hatte, welche einen Feldherrn ſchmückt, der auf feſten Füßen ſteht; daß er als ein verwöhntes Kind des Glücks ſich nicht zu ſammeln vermogte, wenn das Glück einmal ſich von ihm wandte; daß er trotzte, pochte und fluchte, wo er hätte handeln und ausdauern ſollen. So geht es allen verwöhnten Kindern des Glücks, im bürgerlichen Leben ſowohl als im öffentlichen; dem Zufall anheim gegeben im Glückslauf, können ſie eben ſo das eindringende Unglück durch Kraftanſtrengung nicht aufhalten, und ſie wiſſen es nicht, daß man Herr des Unglücks werden kann, wenn man die Gewalt der einfallenden Macht anerkennt, und ſogleich im Augenblick nicht Trotz, ſondern Handlung dem Ereigniß entgegen ſtellt. Es iſt uns, wenn wir hier blos die Feldherrn beachten, in dieſer Hinſicht keiner muſterhafter, als Friedrich der Große. Gerade ſeine Niederlagen machten ihn groß und ſeinen Feinden furchtbar. Ein Napoleon würde nach dem Ueberfall bei Hochkirch, nach der Schlacht bei Kollin durch übereilte Flucht gänzlich verloren geweſen ſein; Friedrich behielt ſeine Faſſung in jedem Augenblick, und handelte in jedem Augenblick. Woher dieſer Unterſchied? Friedrich führte einen nothwendigen Vertheidigungskrieg, Napoleon hingegen einen nicht zu rechtfertigenden Eroberungskrieg! — Das Gefühl der Unrechtmäßigkeit der Sache muß denn auch wohl bald eine Ungewißheit, eine Furcht, eine feige Zurückgezogenheit aufdringen!

Napoleons Wille war urſprünglich gut, aber der Mann war nicht reif genug dazu, dieſen guten Willen mit den menſchlichen Schwächen zu vereinbaren, und „das verwöhnte Wiegenkind: Majeſtät!“ wie Schiller die Benennung giebt, konnte aus alter Gewöhnung den Widerſtand nicht ertragen; es kämpfte daher nun, nach der Leipziger Schlacht, den Kampf der Centauern und Lapythen gegen den Himmel. Denn wenn ein Kind des Glücks, das auf ſein Glück trotzig pochte, einmal geſtört und gehemmt wird in ſeinem Lauf, ſo iſt der Eisbruch auch ſogleich entſchieden, und die Schollen thürmen ſich auf, welche dem Strom eine andere, fremde Richtung geben!

Napoleons Kampf mit den Verbündeten jenſeits des Rheins beweiſet es ſehr deutlich, daß er nach der Leipziger Schlacht den Kopf verloren hatte, und als Poltron feſtgeſtellt werden durfte; denn er mag durch ſeine Erklärungen noch ſo ſehr ſich rechtfertigen wollen, daß es nicht ſeine Schuld geweſen ſei, wenn Paris preis gegeben wurde, ſo war doch nach dem Gefecht bei Aix für Aube ſeine Bewegung gegen Lothringen und den Elſaß hin ein Zug, welcher nur eine Abentheuerlichkeit darthun konnte, ſo dem beſonnenen Krieger nicht geziemt.

Nachdem die Alliirten mit überraſchender Eil und unter Begünſtigung des Glücks Paris erſt berennt und dann eingenommen hatten, that Napoleon damals etwas, der neuen Kathaſtrophe einen Damm entgegen zu werfen? Er blieb vielmehr ruhig in Fontainebleau, und erwartete die Dinge, ſo da kommen ſollten. Was iſt in pſychologiſcher Hinſicht hieraus zu entnehmen? — — Er ſah das Gebäude zertrümmert, welches er nicht ſelbſt ſich aufgeführt hatte; der Zufall hatte die Steine dazu geliefert, und den Platz gegeben, die Streitluſt der Menſchen hatte die Arbeiter geliefert, und das Fatum fand das Gebäude zu hoch, als daß der Blitz nicht hätte hineinſchlagen ſollen und müſſen.

Auf jede Anſpannung muß zuletzt Abſpannung folgen. Hier war der Zeitpunkt erſchienen, wo für ihn eine gänzliche Abſpannung eintreten mußte, und ſeine Abſchiedsrede an die Garden iſt weiter nichts, als ein zu damaliger Zeit ihn beherrſchendes —

wenn wir wollen — edles Gefühl der Schwäche, womit objective und ſubjective Rührung ſich ſehr leicht verbinden.

Auf Elba ſchlief er das Ermattungsfieber aus, und die Rückerinnerung drängte ſich an ihn, die Gegenwart zeigte ihm den Abſtand, der Schlaf der fürſtlichen Anſtrengung hatte eine Art von Erholung gegeben, die Thatenluſt regte ſich wieder, die alte Gewöhnung ließ ſich nicht unterdrücken. So gab er, zunächſt nicht ſelbſtthätig, fremden Aufforderungen Gehör, und wurde, eigentlich ein Werkzeug jacobiniſcher Parthei, nach Frankreich wieder zurückgeführt.

Er war jetzt nüchtern geworden von dem Regentenrauſch, der ihn zu Grauſamkeiten aller Art verleitet gehabt, und ſeine erſten Verfügungen auf dem Zuge nach Paris hin, und dort ſelbſt, zeugen von einem gewiſſen Willen, mehr Wahrheit und Treue in ſein künftiges Leben zu bringen. Warum wollten wir denn auch die menſchliche Natur dadurch ſchänden, daß wir behaupteten, ſeine Anerkennung der Rechte des Volks, ſein Verzeihen ſei eine Spiegelfechterei geweſen, und ſeine Mäßigung wäre nur als verhaltene Rache zu betrachten? — Er ſehnte ſich nach dem Beſitz zurück, den er durch den Taumel des Uebermuthes verloren gehabt, er hatte in der Einſamkeit den Werth dieſes Beſitzes erkennen gelernt, und er fühlte es ſchmerzlich und drückend genug, daß er, um dieſen Beſitz wieder zu erlangen — und was thut der Menſch um des Beſitzes willen nicht! — ein Popanz verſchiedenartiger Partheien ſein müſſe. Dabei aber drückte ihn die Furcht, weil die verbündeten Mächte ihn als einen Räuber in die Acht erklärt hatten, und er beeilte die Verſammlung des Maifeldes, um als Repräſentant der Nation in den Schutz der ganzen Nation gegeben zu werden.

Dieſes ſehr klug berechnete Manövre wurde durch das Einrücken fremder Truppen nicht geſtört, und nun glaubte er ſeine Perſönlichkeit, für welche er, ſeit der Abentheurer einen werthen Beſitz errungen gehabt, immer ſehr beſorgt geweſen war, geſichert; nun ſtellte er ſich an die Spitze der Armee.

Seine ganze Expedition nach den Niederlanden hin beweiſet, daß ein geheimes Grauen ihn beherrſchte, ein Grauen, welches den Mangel dreiſten Vertrauens auf das Glück, auf die Gerechtigkeit der Sache beurkundet, und ohne dieſes Vertrauen wird der Waghals, beſonders im Kriege, jedesmal die Beute ſeines Beginnens. Die Unſicherheit in ſeinen Unternehmungen war ſichtbar in allen ſeinen Bewegungen; ſeine Schätze und das Weſentlichſte von dem, was ihm werth war, nahm er mit ſich; — er befürchtete eine Niederlage, und war alſo ſchon halb geſchlagen!

Am 18ten Juni 1815 entſchied der Gott der Wahrheit; die Armee Napoleons wurde geſprengt. Hätte er nun noch Vertrauen zu ſeiner Sache gehabt, wäre er jetzt noch mehr Soldat geweſen, als man ihn betrachten und fürchten will, ſo würde er bei Paris ſich geſetzt, und, nachdem dieſes in einen Aſchenhaufen verwandelt worden, mit dem Reſt der Armee ſich an die Loire gezogen haben. So aber fühlte er nur zu ſehr, daß ſein Reich erloſchen ſei, und aus Mißmuth, Kleinmuth, Niedergeſchlagenheit und Erſchlaffung dachte er, was ſchon ſeit 1805 ſeine herrſchende Neigung geweſen war, nur an ſich ſelbſt, an ſeine Selbſterhaltung. — Frankreich, was ihn eigentlich nie intereſſirt hatte, gab er auf; der Ermüdete, welcher bereits wieder aus dem Schlaf geſtört worden war, ſehnte ſich nach Ruhe. Unerreichte Wünſche, geſtörte Hoffnungen, die Undankbarkeit der Menſchen, das Anerkennen der Strafe ſeiner eignen Ueberhebung, und die Ueberzeugung, daß er zu ohnmächtig ſei, dem Zeitgeiſt, der ihn bereits gerichtet habe, ſich entgegen werfen zu können — das alles lud ihn ein, nach einem Aſyl ſich umzuſehn, und wo konnte er dieſes anders ſuchen, als in England? —

Wir glauben daher, daß ſeine Landung an einem engliſchen Schiff durchaus keinen politiſchen Zweck hatte, und daß er vielmehr dadurch blos ſeine Perſönlichkeit retten wollte. Der authentiſche Brief an den Prinz Regent von England, den er am Bord des Bellerophon ſchrieb, iſt davon der ſprechendſte Beweis. Freilich glaubte er vielleicht, in Schottland etwa ſich aufhalten zu dürfen, aber, um auch den geringſten Schein zu vermeiden, war ſeine Entfernung nach dem Mittelmeer nothwendig, zumal man, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, England Vorwürfe darüber machte, daß es dieſen Störer der Ruhe des feſten Landes von der Inſel Elba wieder habe entſchlüpfen laſſen.

Jetzt iſt ein großer Theil der Menſchen beſorgt, daß Napoleon Gelegenheit ſuchen werde, von St. Helena wieder zu entſchlüpfen, und Zeitungsſchreiber ſtellen ihn ſogar bereits wieder an die Spitze der türkiſchen Armee. Allein man kann wohl bei richtiger Erwägung der Umſtände und Verhältniſſe feſt davon überzeugt ſein, daß er nie wieder am politiſchen Horizont als bedrohender Komet erſcheinen wird. Denn was zunächſt ihn ſelbſt betrifft, ſo iſt er, nach ſeinem letzten Benehmen zu urtheilen, ſo ermüdet, abgeſpannt, erſchlafft, überreif und unzufrieden mit dem Menſchengeſchlecht, daß er keine Veranlaſſung zu kriegeriſchen Thaten mehr in ſich findet. — Sonſt ſchlief er kaum vier Stunden in der Nacht, jetzt hält er ſeinen Schlaf von beinahe zwölf Stunden, er wird dabei immer ſtärker, iſt ein Freund der Tafel geworden, der Geiſt iſt alſo in decadente domo, während der Körper ſeine Rechte fordert. Die Verkohlung des Geiſtes iſt danach klar. — Durch ſich ſelbſt wird er daher ni wieder, ſofern ihm eine Gemächlichkeit des Leben gewährt wird, gefährliche Intriguen anſpinnen. — Doch, um nicht die pſychologiſche Anſicht zu ſeh zu beſchränken, er wird ſich in der Einſamkeit wie der erholen, er iſt ein Freund der Geſchichte de

Vorzeit; das Leſen der Großthaten exilirter Griechen und Römer kann ſeinen jetzt ſchlummernden Geiſt plötzlich wieder aufrütteln; man wird daher, ſo lange noch ein Athemzug in dieſem Körper iſt, dieſen rieſenhaften Geiſt, wenn er auch ſich ſelbſt überlebt hat, nie aus den Augen zu verlieren haben!

Wenn auch Napoleons Glorie in Frankreich für immer erloſchen ſein möchte, da der Haufe der Armee nur Kindern des Glücks folgt, wenn alſo hiernach auch eine Wiederkehr in Frankreich nur von kurzer Dauer ſein könnte, da die Gegenparthei ſchon zu ſehr feſten Fuß gefaßt hat, und die Ausländer, welche die Bourbons beſchützen, von den Franzoſen nicht als ſolche Hottentotten anerkannt ſind, wie Napoleon in ſeinen Bülletins ſie ausgeſchrien hatte; ſo iſt doch noch eine andere pſychologiſche Rückſicht zu würdigen.

Auf Frankreich ſelbſt hat er verzichtet, davon ſind wir überzeugt, allein das Gefühl der Rache kocht in ſeinem Herzen. Wird ein ſo ſtolzer Mann wie er, dieſe Demüthigung lange ertragen können, ohne ſeiner Racheluſt, einer nothwendigen Folge der Demüthigung, Raum geben zu wollen? Und wozu verleitet eine ſolche Rachluſt nicht? Sie kennt keine Vaterlandsliebe, keine Verträge, ſie bringt dem beleidigten Stolz Opfer, wo es nur ſei, blos um ſich zu ſättigen. Wie nun, wenn Napoleon, aus ſeiner Erſchlaffung erwachend, wiederum nach Thaten ſich ſehnt? Daß jede Macht, welche einen Krieg gegen das jetzt herrſchende Syſtem anzeddeln wollte, ſeiner ſich zu bemeiſtern ſuchen würde, das iſt wohl natürlich, und daß dann er allein, wenn er will, eben ſo viel gilt, als eine Armee, das iſt auch wohl natürlich. Wie nun, wenn er will? Wenn er bald, aus Gewöhnung an das Kriegsleben, und aus Rachluſt dem ſich dingt, der ihn befreit? — Nordamerika würde ihn mit Freuden aufnehmen, in Konſtantinopel würde er das ausführen, was Sebaſtiani vorgearbeitet hat, und ſelbſt Mächte, von denen man es nicht glauben ſollte, würden ſchon jetzt ihm ein Generalkommando übergeben. Daß er es nicht unter ſeiner Würde halten dürfte, in dieſer Art wieder aufzutreten, das geht ſchon daraus hervor, daß er nach ſeiner Abdankung in Frankreich dem Senat die Anerbietung machte, er wolle blos als General in der franzöſiſchen Armee dienen, und vielleicht war dieſe Erklärung auf die Folgen berechnet.

Wenn ſolcher Fall eintreten ſollte, was Gott verhüten möge, dann würde ſo recht eigentlich das Sprichwort Platz greifen: Holland iſt in Noth! Als Uſurpator von Frankreich wird Napoleon nie wieder gefährlich werden, als Partiſan aber kann er, wenn St. Helena nicht feſter iſt, als das Vertrauen zu menſchlichen Zuſicherungen, vielleicht noch Waffengattungen aller Art in Bewegung ſetzen. Ja! wenn der weiße Sperling, der allgemeine Friede, ſchon erſchienen wäre, dann wäre es etwas anders! So aber erwäge man, außer dem, was die Zeit noch bringen wird, für jetzt nur den kleinen Verläufer der Unruhen in Spanien durch General Perlier, den ſogar kirchlichen Zwieſpalt im ſüdlichen Frankreich, die Pulvertonne Paris, die Unruhen in Irrland, die ungeheuren Rüſtungen der ottomanniſchen Pforte, das Aufhorchen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die Kriegserklärungen der Raubſtaaten die afrikaniſche Küſte entlang, und ſo vieles andere, ſo unter der Aſche noch glimmt, was aber dem Seher nicht entgeht — und man wird ſich davon überzeugen, daß nicht Wachtſchiffe genug um St. Helena ſtationirt werden können! —

III.

Bruchſtück aus einem Werk, humoriſtiſche Reiſe durch ein hochſeliges Königreich. *)

Vierzehntes Kapitel.

Die Redoute.

Während die Zwangsbefehlsträger im Lande ſportulirten, um die freiwillig patriotiſche Zwangsanleihe zu exequiren, während ein Jude ſich freute,

---

*) Die „Humoriſtiſche Reiſe durch ein hochſeliges König-

eine neue Epoche eingeführt zu haben, indem er das bleierne Zeitalter einführte, da ſeine Münzen kaum noch etwas Kupfer enthielten, während ein Miniſter auch durch Einführung des papiernen Zeitalters Epoche machte, während die Gleichheit, nämlich die der Armuth, immer mehr zunahm, während in der Reſidenz alles im Ueberfluß war, und nur Kälber und rother Wein theuer wurden, gab unſer allerfürtrefflichſter Landesherr unter andern auch einſtmals einen glänzenden Maskenball.

Da ich an dieſem Tage glücklicherweiſe den Dienſt nicht hatte, ſo konnte ich mir das Vergnügen machen, meiner Laune freien Raum zu geben, und nach meiner Art auf dem Redoutenſaal zu er-

---

reich" wird in kurzem im Druck erſcheinen, und ſie iſt überall ſo voll von attiſchem Salz, daß wir uns nicht entbrechen konnten, durch dieſes Bruchſtück das Publikum auf jenes Werk aufmerkſam zu machen. Das Erſcheinen dieſes Werkes iſt um ſo erfreulicher, da es eines von den wenigen iſt, welches von Satyre überſtrömt, ohne Pamphlet zu ſein.

d. H.

ſcheinen. Nachdem ich alles verabredet hatte, erſchien ich auf dem Opernſaal als Zuckerhut. Ein Zuckerhut war etwas Neues in jetziger Zeit, beſonders ein ſo großer Zuckerhut, als ich, und daher erregte ich allgemeines Aufſehn.

Wenn nun Masken, die ich kannte, an mich heran kamen, ſo öffnete ich ein Kläppchen, und da ſtand denn für die neugierige Maske, ſo den Zuckerhut fragte, immer eine gar artige Deviſe. Mehrere davon habe ich behalten, und ſetze ſie hieher.

Ein Mädchen von vielgerühmter Schönheit, der aber die Paſſatwinde ſchon den Aurorabuft etwas erbleicht hatten, klopfte an den ambulirenden Zuckerhut, und die Deviſe ſagte ihr:

Bleib in dem Mieder knapp, bleib gut und bieder!
Auf Liebeslieder folgen Schmerzenslieder!

Ein großer, vornehmer Officier ſah auf den Zuckerhut herab und las:

Kennſt du die Helden nach der neu'ſten Mode?
Sie gehn nach England, ſtatt — zum Ehrentode.

Nun kamen einige Perſonen vom Hofe. De
eine las:

Viel Blumen giebt es in dem Wieſenthal;
Auch Gänſeblumen ſind dort ohne Zahl.

Der andere:

Ehre die Weiber! Sie ſchwelgen und geben
Hörner und Klöſter, und nobeles Leben.

Der Dritte:

Seit Steine ſich ſchmücken mit Grafenorden,
Sind Fürſten d'rüber zu Stein geworden.

Der Vierte:

Die Schweſter lieben —
Iſt übertrieben!

Der Fünfte:

Laß ſpeculiren
Und anzuführen
Den koſchern Thieren.
Bleib bei Juriſterei,
Sonſt geht es, meiner Treu!
Mit dir ſehr bald vorbei!

Nun kam der Phalanx der Hofbewegung, nämlich der Hofzahlmeiſter, item alſo auch Hofſpeculant da, wo Zahlungen aufzufiſchen waren. Das Kläppchen öffnete ſich, und er fand geſchrieben:

Wer das Land als eine Hure betrachtet,
Wird bald von aller Welt verachtet.

Sogleich hinter ihn folgte, ohngefähr ſo wie das Ichneumon den Raubthieren erſter Sorte folgt, eine Maske, die ganz ſo ausſah, als wenn ſie den Tempel Salomonis wieder aufzubauen Luſt habe, und dieſe fand geſchrieben:

Du ſuchſt zwar Gold und Silber viel jetzt zu erwerben,
Doch wirſt du bald civiliter am Bleie ſterben!

Ein Vater, mit ſeiner Tochter am Arm,

ſtreifte vorüber, und klopfte an. Ihm ſtand geſchrieben:

Welch' Wunder! Ein Ochſe erzeugte ein Kalb!
Ein Zeichen der Zeit! Der Menſch iſt nur halb!

Alle dieſe Herren und Damen ſchienen ſehr unzufrieden mit den Deviſen des Zuckerhutes zu ſein, und da es ſchon ſeit langer Zeit zu der vornehmen Mode gehört, der Wahrheit in das Geſicht zu ſchlagen, ſo bemerkte ich aus dem Geziſchel und Geflüſter, aus den Gruppirungen der Nobleſſe, welche die Wahrheit auf einem Maskenball nicht leiden wollte, daß es auf meine werthe Perſon, oder vielmehr auf den Zuckerhut angeſehn ſei. Ein wachthabender Officier kam auch an mich, und ſchien den Zuckerhut umſtürzen zu wollen; ich aber rief aus meiner Pyramide ihm zu: „Maskenfreiheit!“ und öffnete dabei eine Klappe, wo er die Worte fand: „geheime kaiſerlich-franzöſiſche Polizei.“ Daß ich dieſe Klappe ſchnell wieder zufallen ließ, das verſteht ſich von ſelbſt; indeß das Geflüſter und Geziſchel, die Gruppirungen desgleichen, das alles dauerte noch fort, obſchon jener Officier, überall angefallen, überall die Achſeln zuckte, und zu erklären ſchien, er könne und dürfe nichts thun.

Der ganze Spaß kam mir denn aber doch zu gefährlich vor, und ich nahm daher ſogleich meinen Standpunkt zu Ende des Saals. Kaum hatte ich hier meine Stelle eingenommen, ſo erſchien eine Marketenderin, welche ich an ihrem Kothurnſchritt, an dem emporgeworfenen Geſicht und an dem ausgekramten Fleiſchmarkt für die Baronin Nieſewurz, meine Gönnerin, erkannte. Ihr hätte ſich eigentlich eine Klappe öffnen ſollen, welche in Reimen ungereimtes Zeug von Königskronen, hoher Tugend, Verdienſt der Wahrheit, und dergleichen Allotria mehr geſprochen hätten; ſo aber konnte ich in meinem Regiſter nur einen Faden ziehn, der dieſe Klappe öffnete:

Die mit des Weibes Adel Handel treibt,
Sie iſt verflucht und ſtirbt im Ungemach!
Wenn ſie dem Staatsrath auch Geſetze ſchreibt,
Sie ſtirbt verwünſcht — im wolluſtſchweren — Ach!

Gleich darauf erſchien eine Maske, welche ich für den Herrn ſelbſt erkennen mußte. Er hatte nämlich ſo gethan, als wenn er in ſeiner Kleidung für einen nordamerikaniſchen Schiffskapitain gelten könne, allein die Schultern waren zu abhangend, die Knie zu vorgebogen, und die ganze Figur nicht imponirend genug, um als Seeheld gelten zu können. Die Maske war eigentlich ein Pasquill auf die Schiffskapitaine, indeß man ſchien an dieſem Hofe das Pasquillante, das Lächerliche nur den ſtockpatriotiſchen Bauern und ſo dergleichen zu überlaſſen, und man erluſtirte ſich unterdeß à merveille. Genug, dieſer Schiffskapitain, item durchlauchtigſter Monarch trat auch an den Zuckerhut. Er war eben ſo, wie jenes, ſchon bemerkte Ichneumon jetzt der Dame von vorhin gefolgt, und daher war wohl anzunehmen, daß ſeine Vorgängerin zu den Raubthieren gehöre.

Jetzt öffnete ich eine große Klappe, ſtreckte den Arm heraus, ſchwenkte die Knarre, welche ich in der Hand hielt, und rief dann:

Kleine Kinder — kleine Sünder!
Große Kinder — große Sünder!

Sogleich aber, als dieſe Klappe wieder ver ſchloſſen war, öffnete ſich eine andere, und hier ſtand hell erleuchtet, damit der Schlagſchatten deſto beſſern Eindruck mache:

Armſelig Mittelding, nicht Held, nicht König,
Viel Unterthan, und Herr ein wenig,
O! kehre heim zu deiner Kaffeebohne!
Man lacht und weint, ſieht man dich auf dem Throne.
Aus nichts iſt zwar die Welt erſchaffen;
Und hier ſieht man aus Nichts — was? — einen Laffen!
In deinem Kopf iſt's leer, wie in dem Zuckerhute;
Nichts iſt hier zu empfehlen als — die Ruthe!

Da erwachte denn, was allenfalls noch zu entſchuldigen war, der Zorn des Leſenden; er rannte wüthend auf den Zuckerhut los, und ſtieß ihn um. Der Zuckerhut war aber wirklich leer, denn meine geringe Perſon traf der Beleidigte nicht mehr darunter. Ich hatte nämlich mich ſo geſtellt gehabt, daß ich in dem Opernſaal nur mit dem Fuß zu ſtampfen brauchte, um, wie der Geiſt von Hamlets Vater, ſchnell herunter gelaſſen zu werden in die bretterne Ewigkeit, und wie ich nun eben ſo ſchnell wieder herauf kam in einer Hamlets Kleidung, war eine große Bewegung; die Thüren wurden verſchloſſen, und man ſuchte den Verbrecher, während derſelbe, wie das in der Regel der Fall iſt, unter den Suchenden war. Genug, das Späßchen blieb unentdeckt, weil ich keinen Freund und kein Frauenzimmer in mein Geheimniß gezogen hatte. Weil dieſes Späßchen übrigens aber zu viel Wahrheit enthielt, alſo auch zu grob war, ſo blieb es unter den Hofgeheimniſſen, und blos die geheime Polizei ſollte ſich bemühen, den Verbrecher zu entdecken.

Da nun mit dieſem furchtbaren Inſtitut nicht zu ſcherzen iſt, und da es das rein patriotiſche Prinzip in dieſer Hinſicht war, lieber zehn Unſchuldige zu ſetzen, als einen Unſchuldigen frei zu laſſen, ſo hielt ich, um allen möglichen Verdacht von mir abzuwenden, es für rathſam, bei den Ungeheimen über dieſen Vorfall auf Perſonen hinzudeuten, welche bereits unſere geliebte Reſidenz um deswillen verlaſſen hatten, weil ihnen durch die beſſere Einſicht die Ausſicht nicht mehr in den fein bürgerlichen Kram paßte.

So ſehr ich nun auch ſpäterhin mich bemühte, etwas zu thun, was mich emporhebe, ſo ſehr ich auch wirklich und nicht wirklich den Anbeter meiner Beſchützerin, der Baronin Nieſewurz machte, ſo gelang es mir doch nicht, in dieſem Treibjagen, wo die Excellenzen wie die Pilze hervorwuchſen, wo die Würde nach dem güldenen Gewicht verkauft wurde, wo die Tugend eine Luſtdirne, und das Laſter die Ehrendame war, mich empor zu heben. Meine Gönnerin ſagte mir darüber in einer vertrauten Stunde:

„Das kommt sans doute daher, weil Sie keine ſchöne Frau von moderner Conduite haben!“

Wenn ich auch aus einem Inſtinct, den ich mich ſchämte, bekannt zu machen, eine Frau von moderner Conduite verabſcheute, ſo ſchien es mir doch übrigens politiſch richtig zu ſein, daß ich heirathen müſſe, denn der verheirathete Mann hat, wenn er übrigens auf die geckenhaften Privilegien reſignirt, welche die ſchlagfertigen Jungfrauen, Frauen und Dirnen ihm buhlend entgegen halten, durch das Anerkenntniß der Sclaverei, dadurch, daß er, wie der Jagdhund, das Stachelband trägt, ein Ordenszeichen, welches in dem fameuſen Orden zuckende Herren Brüder und lachende liebe Schweſtern giebt. Solch' ein Ordenskram iſt aber gar nicht zu verachten; er hilft mitunter vom Gelde und vom Galgen los, er führt zu Ehr., nie aber zu Wehrſtellen, er ſtempelt den zum brave homme, der das abra kadabra etc. herfingern kann; kurzum, — der Analogie folgend, wie das mitunter eine Nationaltugend iſt, welche blos die Glutredner und Neuerer als Fehler anerkennen wollten, und als unwürdiges Phlegma bezeichnen — ſah ich mich nach einer proviſoriſchen Frau um, nämlich nach einer ſolchen, die mir ſagen könnte: mon chér! Sie wohnen auf dem rechten Flügel, ich auf dem linken; ich überlaſſe Ihnen mein Kammermädchen zu dem kleinen Dienſt; Ihr Kammerdiener darf, wenn ich befehle, nur dann nicht geſtört werden, wenn er Sie raſiert! —

Während ich nun die Brautſchau hielt, um mir einen Namen zu gewinnen, ergab ſich eine andere Gelegenheit, welche, wie ſo viele Gelegenheiten, mich empfahl.

Funfzehntes Kapitel.

Was ein guter Maire nicht vermag!

Der Geburtstag unſers vielgeliebten und vielliebenden Regenten war nämlich gekommen, und wenn ich auch bei den Feſtlichkeiten dieſes Tages ſelbſt nichts thun konnte, da ich im Dienſt und bei Hofe war, und da die Feſtlichkeiten befohlen waren, ſo hatte doch mein Herr Vater vieles gethan, was einen Abglanz auf mich zurückwarf, und mir einen patriotiſchen Namen in den Hofannalen gab, und unbedingt geben mußte. Da ſieht man denn doch nun klar und deutlich, was die Ahnen thun!

Mein Vater nämlich war, wie ſchon geſagt, Maire, und hatte, wie ſo viele ci devant Deutſche, in das neue Syſtem ſich trefflich einſtudiert. Darum hatte er denn auch bei dem Zwangsfeſt, worüber Bericht erſtattet werden mußte, gerührt, was zu rühren war, und er ſandte darüber, als Maire, folgenden Bericht ein:

Mein Herr Präfect!

„Ich habe nicht ohnermangeln wollen, Ihnen Benachrichtigung zu geben, wie hier, in der Reſidenz unſerer Mairie der Geburts- oder Namenstag des uns vom Himmel gegebenen Landesherrn feierlich begangen worden. Da dieſes Actenſtück für die Geſchichte der Zukunft gehört, ſo muß ich bevorworten, daß ich ſo recht eigentlich nicht weiß, ob es Geburts- oder Namenstag ſei, und unſere Diplomatiker, nämlich der Paſtor, der eigentlich nur Dilettant bei der neuen Einrichtung iſt, weil er nämlich auch beſteuert worden und Einquartierung tragen muß, ſo wie der Mairie-Secretair, item Schulmeiſter, liegen darüber noch, wie das gewöhnlich bei den Herren von der Feder iſt, in einem großen Kriege. Ich aber habe die Gemeinde darüber im Dunkeln gelaſſen, und ſo etwas imponirt, wie ich aus langer Erfahrung weiß, am beſten.“

„Am Abend vor dem feſtlichen Tage hatte i befohlen, daß mit allen Glocken geläutet werde Weil aber die große Glocke einen Riß bekomme hat, indem ein Bube vor einiger Zeit, als nämlic das neue Jahrhundert eingelautet wurde, mit ſeiner Pudelmütze hineingeworfen hat, weshalb er noch ſitzt, wohl aber nunmehr zu einem Stellvertreter gratis ſich qualificirt, und weil die kleine Glocke bereits verpfändet iſt, um die Gemeinelaſten gehörig aufzubringen, ſo konnte nur die Mittelglocke angezogen werden.“

„Ein kleines Verſehn muß ich hier anführen. Der Mairieſecretair, item Schulmeiſter, hatte nämlich verſäumt, vorher bekannt machen zu laſſen, daß und warum gelautet werden würde, und daher war denn ſogleich Jung und Alt in Bewegung, und fragte, wo denn das Feuer ſei. Als ich hierauf mich zu Pferde ſetzte, und die Patrioten belehrte, daß nur von einem geiſtigen Feuer, welches eingelautet werden ſolle, die Rede ſei, ſo kehrte alles ruhig heim, und war durch dieſes glücklich-unglückliche Ereigniß zu dem „Herr Gott, dich loben wir!“ gehörig vorbereitet.“

„An dem feſtlichen Tage ſelbſt ließ ich zunächſt zwei Bauern verhaften, welche ſich unterfangen hatten, Miſt auf den Acker fahren zu wollen. Das machte einen herrlichen Eindruck, und auf gegebnes

Signal mit mehr beſagter Glocke füllte ſich die Kirche. Beſonders muß ich hierbei den Eifer der Frauen und Dienſtmägde rühmen; auch hatte der Mairieſecretair die Schuljugend gehörig in Zucht und Ordnung gehalten, ſo daß der Geſang ſehr vollſtändig war. An Muſik fehlte es freilich, da der Belgentreter die Belgen nicht mehr treten will, aus dem nichtswürdigen Grunde, weil er keinen Gehal bekomme, wofür ich ihn von Staatswegen mit Füßen getreten habe, und außerdem aus dem Grunde, da der Munizipal-Secretair mit vollem Recht es nunmehr unter ſeiner Würde hält, die Orgel fernerhin zu ſpielen. Indeß, die gute Stimmung der Gemeine erſetzte dieſen Hiatus, und die Feſtlichkeit wurde eröffnet.“

„Nachdem ich mit der Munizipalität meine Platz eingenommen, mir auch durch den Gemeinediener das Geſangbuch hatte aufſchlagen laſſen, kam das Ganze in Ordnung und ging, wie am Schnürchen. Der Pfarrer hielt dann eine grundgelehrte Rede, worin er beſonders einen gewiſſen Pate Abraham a Santa Clara, der ein großer Patrio geweſen ſein ſoll, häufig anführte, und er wählt auch einen Text aus den Schriften dieſes hochbe rühmten Mannes, nämlich folgenden: „kaum ſind wir bei dem Bierkrug der Herrlichkeit eingeſchlafen, ſo wird uns der Nachttopf der Sorgen ſchon wieder unter das Bette geſetzt.“

„So etwas iſt eindringlich für unſere Gemeine, und ſelbſt die beiden Herrn Gensd'armen, welche in der Kirche waren, erklärten, daß ſie mit dieſer Rede ſehr zufrieden wären.“

„Wenn ich übrigens nicht den Erndteſchmaus meinen Leuten noch ſchuldig geweſen wär, und wenn ich auch nicht außerdem der Nobleſſe der Nachbarſchaft hätte eine General-Abfutterung geben müſſen, ſo würde ich mich doch beeifert haben, dieſen Tag ſo feſtlich als möglich zu machen. Da nun, wenigſtens hieſigen Orts, kein Feſt ohne Eſſen und Trunk ſich gedenken läßt, ſo gab ich alſo in meinen Zimmern Geburtstag, Namenstag, Erndteſchmaus und General-Abfutterung zuſammen, als wodurch die Freude ſo recht eigentlich nationell wurde.“

„Ich ſtattete auch an dieſem Tage eine ehemalige Jungfrau aus, nämlich die Tochter des Verwalters, wodurch zugleich ein unwürdiger Prozeß mit meinem Sohn, der das Glück hat, in höchſten Dienſten zu ſtehn, gehoben wurde; der Kantor-Adjunctus führte ſie im Beiſein der verwunderten Dorfjugend Nachmittages zum Traualtar, und in Ermangelung der Blumen hatten die jungen Patrioten Heckerling auf den Weg zu der Kirche geſtreut.“

„Abends war Tanz in meiner Hausflur, wobei ich eine Tonne Bier und Brandtewein quantum satis zum Beſten gab. Der Großknecht rief auch einige „vivat es lebe!“ aus, und in den innern Gemächern wurde von der Jugend der Nobleſſe Hahnrei und dergleichen geſpielt, während die Alten mit Taback und Kriegsgeſchichten ſich ergötzten.“

„Gegen Mitternacht war auch Maskerade. Vier Perſonen nämlich von den Tänzern im Hausflur hatten ſich verkleidet, und unterhielten mit einem Rumpeltopf ſehr ſinnig die Geſellſchaft.“

„Der Jubel dauerte bis lange nach Mitternacht, und iſt, einige Prügelein ausgenommen, wozu wohl patriotiſche Freude die erhitzten Gemüther hingeriſſen haben mag, kein Unglück geſchehen.“

„Schlüßlich muß ich nur noch mit Wehmuth bemerken, daß mein ehemaliger Juſtitiarius, jetziger Friedensrichter, wohl unter genaue Aufſicht genommen werden dürfte, denn er gehört gewiß nicht zu den reinen Patrioten. Er äußerte ſich nämlich ſehr ungebührlich dahin, daß dieſes Feſt eben ſo ein Normalfeſt ſei, wie die Heubanſe, die Kirmeßweihe und das Freiſchießen, welche die Kalendertage der Schwängerungsklagen wären u. ſ. w.“

Dieſen Bericht hatte mein Herr Vater wohlbedächtig auf Koſten der Mairie in das Franzöſiſche überſetzen und zierlich abſchreiben laſſen; daher kam es, daß Sereniſſimus gerade dieſen Bericht zu leſen geruhte, und ich weiß nicht, was daran ihm gefallen haben mußte, genug, er wurde aufmerkſam auf meine geringe Perſon, und ich wurde Hausofficier mit einem Extragehalt, der nicht zu verſchmähen war. Vielleicht hatte ich auch dieſes Glück der Fürſprache meiner Gönnerin, der Baronin Nieſewurz, zu verdanken. —

VI.

Der ſpaniſche Inſurgent, General Porlier.

Ferdinand VII., König von Spanien, ſcheint den Zeitgeiſt nicht genugſam berechnet zu haben, als er den Thron wieder in Beſitz nahm, welchen, um das franzöſiſche Joch abzuſchütteln, die ſpaniſche Nation mit Vernichtung des größten Theils ihrer Jugend, mit Vernichtung ihres Reichthums, mit Vernichtung des Anſpruchs auf Selbſtſtändigkeit, ihm wieder anbot, ihm, der in dem ſechsjährigen ſpaniſchen Kriege nicht einen einzigen Schuß der ſpaniſchen Patrioten gegen die franzöſiſche Uſurpation gehört hatte! — Man hätte erwarten ſollen, daß Ferdinand VII. bei dieſer Kraftanſtrengung der Nation wenigſtens doch aus dem geringſten Gefühl, dem der Dankbarkeit, Alles gethan haben würde, das herrliche ſpaniſche Volk, welches ſchon einmal der gebildeten Welt Geſetze vorſchrieb, für die Opfer, ſo es gebracht hatte, zu entſchädigen, und daß er in dem Geiſt der Reife, welche durch eine ſchnelle Gähre bewirkt war, fortgeſchritten ſein würde. Er gehörte aber auch zu den Bourbons, welche den Zeitgeiſt und deſſen Umſchwung nicht zu berechnen vermögen, und zur Belohnung, wieder durch das Volk auf den Thron geführt zu ſein, brachte er den Druck des alten Adels, der ſeit Jahrhunderten nichts vergeſſen und nichts zugelernt hatte, den Jeſuitismus, die Unverſchämtheit einer ſtupiden Geiſtlichkeit, und das furchtbare Gericht der Inquiſition, als Zeichen ſeiner Gnade wieder mit. Daß der edle Spanier, dem die Befreiungsjahre eine ganz andere Anſicht gegeben haben, ſo etwas für die Dauer nicht ertragen wird, das ſcheint, wenn man die Geſchichte des Menſchengeſchlechts nur etwas kennt, außer allem Zweifel zu ſein, und daß König Ferdinand ſeinen Mißgriff einſieht, aber wiederum in ein anderes Extrem fällt, davon iſt ſein neuerliches, viel zu herriſches Verfahren bei der Abſetzung der erſten Staatswürden der Beleg. Die Geiſtlichkeit hat bereits wieder zu feſten Fuß gefaßt, und das Volk zu ſehr ſeine angebornen Rechte kennen gelernt, als daß aus dieſem Widerſtreit widerſtrebender Gewalten nicht bald ein böſer Stoff ſich entzünden ſollte.

General Porlier iſt der Vorläufer davon geweſen, und ohngefähr ſo, wie der Kräuſelwind dem Gewitter vorausgeht, wie Katte, Schill und Oels die Vorläufer der Befreiung des nördlichen Deutſchlandes von einem unwürdigen Joch waren, — eben ſo iſt Porlier zu betrachten, wenn ſonſt die Geſchichte der Vergangenheit ein prophetiſches Auge für die Zukunft hat.

Dom Juan Diez Porlier iſt ſelbſt ein geborner Spanier; ſeine Familie ſtammt indeß von den canariſchen Inſeln. Er iſt ein Neffe des ſpaniſchen Miniſter Porlier, Marquis von Baxamar. Er hatte unter König Carl IV. bereits einen militairiſchen Grad, wenn er auch erſt in dieſer letzten Zeit das zigſte Jahr noch nicht erreicht hatte. Als die erſten Unruhen in Spanien ausbrachen, und die ſpaniſche Regentenfamilie nach Bayonne gelockt war, um von dem Kaiſer Frankreichs in eine unwürdige Gefangenſchaft gebracht zu werden, war Porlier einer der erſten Vertheidiger der Sache des Vaterlandes. Er fand die ſpaniſche Nation in deren erſten Repräſentanten ſchwer beleidigt, und war ein eifriger Anhänger der Inſurrection.

Schon in der Schlacht von Trafalgar diente er als Seecadett, und in dem ſpaniſchen Befreiungskriege gewann er ſich zuerſt dadurch einen Namen, daß er mit 30 Deſerteurs von Cueſta's Armee ein franzöſiſches Piquet von 50 Mann, welches in der Gegend von Placencia vortheilhaft geſtellt war, angriff, zum Theil niedermachte und zum Theil gefangen nahm. Die Gefangnen überſandte er der Junta von Aſturien, welche ihn darauf zum Obriſt ernannte. Späterhin war er während des ganzen ſpaniſchen Krieges an der Spitze einer Guerilla, mit welcher er verſchiedne kühne Unternehmungen, und unter andern einmal einen meiſterhaften Rückzug von St. Ander ausführte. Zuletzt war er in dieſem Befreiungskriege Marchal de Camp.

In den Schlachten bei Salamanka und bei Vittoria hatte er beſonders thätigen Antheil durch ſeine Verſtecke genommen, und namentlich hielt der Marquis de la Romana, der für die ſpaniſche Sache viel zu früh ſtarb, ſehr viel auf den Mann mit dem feurigen, kühnen Geiſt.

Als Ferdinand VII. den ſpaniſchen Thron wieder beſtieg, verhallte der Jubel der Nation ſehr bald, da er durch Despotenſtrenge die Würde ſich zu erringen ſuchte, welche er nur ſeinem Namen, nicht ſeiner perſönlichen Anſtrengung zu verdanken hatte, und Porlier, ein feuriger Kopf, war einer von denen, die laut erklärten, daß das Blut der Spanier umſonſt gefloſſen ſei. Eine verdächtige Correſpondenz, die er zu Gunſten einiger, aus Spanien flüchtig gewordenen Cortes führte, und worin er etwas zu freimüthig über die Regierung geurtheilt hatte, war die unmittelbare Veranlaſſung, daß er verhaftet wurde, und er gehörte zu denen 400 edlen Spaniern, welche lange Zeit im Gefängniß ſchmachteten, bis endlich Ferdinand den Einflüſterungen der jeſuitiſchen Partei, welche in die Zügel der Regierung griff, nicht mehr ſo ſehr ſein Ohr hinneigte.

Als Partheigänger in dem letzten ſpaniſchen Befreiungskriege iſt er unter dem Namen Marqueſito bekannt, und nach ſpaniſcher Sitte und Granbezza führte er von ſeiner Gemahlin den Namen: Marquis von Matarosſo.

Gefängniß iſt für den Spanier nicht dazu geeignet, ihn mit der Regierung auszuſöhnen; ſie erwartet Demuth von dem Beſtraften, und einen Erbitterten hat ſie ſich erzogen. So auch Porlier. Er kochte Rache; und der zürnende Geiſt, der über einem großen Theil der Spanier jetzt brütet, glaubte an ihm einen Mann zu finden, der eine öffentliche Urſach habe, mit der Regierung zu brechen, und an welchen ſodann die allgemeine Unzufriedenheit laut ſich anhängen könne. Man verrechnete ſich nicht, und Porlier ſtand bald an der Spitze einer geheimen Werbung, die ſich, wie man erwartete, bald durch ganz Spanien verbreiten, und mit der Vernichtung der geiſtlichen Despotie ſammt dem, was daraus folgt, enden ſollte.

Auf den Zweck, welchen er förderte, und deſſen Maſchiene er war, weiſet ſeine Proclamation von Corunna den 19ten September 1815 an die Junta von Sevilla hin, worin er ſagt: „daß die verlaſſene und traurige Lage der Nation ihn bewogen habe, den Befehl über die Armee und das Königreich von Gallizien ad interim zu übernehmen, um dazu beizutragen, daß das Volk ſeine zu Kadix ſanctionirte Konſtitution, und mit ihr die Freiheit wieder erlange, welche die Grundlage des gemeinen Wohls ausmache, daß er aber dabei ſeinem König und Herrn, Ferdinand VII. die beſtändige Treue bewahren wolle.“ Am Schluß dieſer Proclamation empfiehlt er der Junta, das Volk durch öffentliche Anſchläge von ſeinem Unternehmen zu benachrichtigen, und es zu belehren, daß ſeine Operationen durch Gerechtigkeit und Mäßigung geleitet würden, und nur allein deſſen Befreiung von der ſchmähligen Sclaverei bezweckten.

Er war nach ſeiner Entlaſſung aus dem Gefängniß bei einem ſeiner Freunde, und hatte einen allgemeinen Aufſtand bereits vorbereitet, als ein Officier ihm die Nachricht brachte, daß, wenn nicht ſogleich die Inſurrection ſich entwickele, das ganze Beginnen morgen zu ſpät kommen werde. —

Nun ordnete Porlier ſogleich die Sachen, und eilte dann nach Corunna, deſſen er ſich bemächtigte.

Vor Tagesanbruch nämlich hatte ſchon der von ihm abgeſchickte Kapitain Peon mit dreißig Mann den General-Kapitain, und andere Perſonen, denen nicht zu trauen war, verhaftet. Hiernach glaubte Porlier Corunna ſein nennen zu können, organiſirte ſchnell eine Junta, und an der Spitze von 800 Inſurgenten befahl er den Truppen von Ferrol und San Yago zu ihm zu ſtoßen. Die Truppen von San Yago zögerten, und er marſchierte dorthin.

Da die Luſt der Soldaten, an der Empörung Theil zu nehmen, nur dadurch niedergeſchlagen werden mochte, wenn ihnen der rückſtändige Sold ausgezahlt werde, ſo überreichten die Klöſter der Nachbarſchaft, namentlich das Kloſter San Martin, dem kommandirenden, königlichen General Avalaz ſogleich die baare Summe von 20,000 Piaſter, und theilten außerdem Lebensmittel aller Art aus. Die Soldaten, hiernach zufrieden geſtellt, rückten nun unter dem Befehl von Avalaz gegen Porlier an, und dieſer mußte ſich auf Corunna zurückziehn, um Verſtärkung zu erwarten.

Seine Soldaten zögerten nunmehr, und das ganze Unternehmen war geſcheitert, da die Mehrheit wohl Luſt, aber kein Vertraun zu einem Wagſtück hatte, welches nach deſſen erſten Erſcheinungen keinen guten Erfolg verſprach.

Niemand war jetzt geſchäftiger als die Mönche, und ſie erreichten durch Mühe, Verheißungen aller Art und durch Geld ihren Zweck. Porlier wurde am Abend überfallen, verhaftet, und den Königlichen ausgeliefert. Zwei Sergeanten hatten ſich ſeiner bemächtigt, und mit verhaltenem Grimm ergab er ſich.

Vielleicht wäre nicht ſo eifrig gegen ihn verfahren, wenn nicht die Geiſtlichkeit von Corunna und der umliegenden Gegend einen Preis von 10,000 Piaſter auf ſeine Feſtnehmung geſetzt gehabt hätte. Er ſaß gerade bei dem Abendeſſen, als man ihn überfiel, und er wurde alſo nicht, wie mehrere öffentliche Blätter ſagen, im Schlaf gefeſſelt. Er wehrte ſich, ſo gut er konnte, mußte aber der Uebermacht weichen. Der, unter ihm befehligende General Romaina und deſſen Adjudant entkamen nach England, dem ſteten Zufluchtsort der Empörer, am Bord des Packetbootes Speedy.

Sogleich wurde er vor ein Kriegsgericht geſtellt, und ſein Prozeß war ſchnell beendet. Er ſollte in Corunna, wo er das Beiſpiel des Verraths gegeben hatte, aufgeknüpft werden. Wenn auch gegen die Strafe eines Hochverräthers nichts zu ſagen iſt, ſo dürften doch wohl gegen die Art der Strafe Erinnerungen zu machen ſein.

Als er ſeines Schickſals gewiß war, verordnete er in ſeinem Teſtament: daß ſein Körper in einen verſchloſſenen Sarg gelegt, und der Schlüſſel dazu, nebſt einem Taſchentuch, worin er ſeine letzten Thränen geweint, ſeiner Gemahlin übergeben werden ſolle, und daß er an ſeiner Begräbnißſtelle, wenn es angehe, folgende Einſchrift zu haben wünſche:

„Hier ruhet die Aſche von Dom Juan Diez Porlier, General der ſpaniſchen Armeen, glücklich in ſeinen Unternehmungen gegen die Feinde dieſes Landes, aber das Opfer bürgerlichen Zwieſpalts!

Fühlende Seelen! Ehret die Aſche eines Unglücklichen!“

An ſeine Gattin, die einzige Tochter der Marquiſe von Mataroſa, welche dem jungen, feurigen Mann aus Neigung ihre Hand gab, wider den Willen der Mutter, die auf Pergamente hielt, ſchrieb er noch am 3ten October 1815 folgenden Brief:

Geliebtes Weib!

„Der Allmächtige, welcher über die Menſchen nach ſeinem Willen verfügt, hat beſchloſſen, mich zu ſich zu berufen, und mir im ewigen Leben die Ruhe und Freude zu geben, die ich in dieſer Welt nicht genoſſen habe. — Wir alle ſind dieſer Naturordnung unterworfen; es wäre deshalb vergebens, ſich dem Schmerz zu überlaſſen, wenn die Stunde naht. — Dieſerhalb bitte ich Dich, dieſen letzten Schlag des uns übelwollenden Schickſals mit der Ruhe und Standhaftigkeit zu ertragen, die ich fühle, indem ich dieſes ſchreibe. Betrübe Dich nicht über die Todesart, welche über mich verhängt worden, indem ſie nur den Gottloſen Schande bringen kann, während ſie dem Guten zur Ehre und Ruhm gereicht. — Ich wiederhole es Dir, daß, wenn ich irgend Troſt mit mir in das Reich der Wahrheit nehmen ſoll, Du mir in dieſem Augenblick, ſo wie Du es immer geweſen, folgſam und getröſtet ſein, und Dich in den Willen Gottes ſchicken wirſt, welches das erſte aller göttlichen Gebote iſt. Im Weiteren wirſt Du meinen letzten Willen erhalten, den Du, ſo viel es möglich iſt, auszuführen ſuchen wirſt. Der Pater Sanchez, ein Mönch unſers Patrons St. Auguſtin, der Dir dieſes überbringt, wird Dir mündlich noch andere Dinge mittheilen, die ich ihm in der letzten Beichte anvertraut habe. Ich empfehle Dir nochmals die Folgſamkeit für meine Wünſche, widrigenfalls, außer dem Nachtheil für Deine Sicherheit, das Wohl Deiner Seele gefährdet werden würde. Lebe wohl ꝛc.

Jenes Vermächtniß der Beerdigung und dieſer Brief beweiſen es deutlich, daß Porlier nicht als Abentheurer, ſondern in einem edlen Beruf zu handeln glaubte, und iſt es zu beklagen, daß ein ſo kräftiges Gemüth nicht einen beſſern Gegenſtand fand, ſich zu entwickeln, ſo wie wir denn auch aus den Andeutungen des Briefes die Ueberzeugung nehmen müſſen, daß die Sache, für welche er ſich opferte, mit ihm noch nicht abgeſtorben iſt.

Mit derſelben Ruhe, welche aus dieſem Briefe hervorgeht, ließ er ſich zum Richtplatz führen; am 6ten October wurde in Corunna das Urtheil an ihm vollzogen, und eine gleiche Strafe wurde über die, mit ihm gefangenen, Officiere verhängt.

Den Spaniern wird Porlier als ein Märtyrer erſcheinen, und mag auch die Regierung allerdings eine große Strenge für nothwendig gefunden haben, ſo dürfte doch vielleicht die Art der Beſtrafung nicht Ruhe, ſondern Erbitterung erzeugen, und Ferdinands Betragen gegen ſein Volk wird noch zu mehreren Scenen bei dem ſtolzen Spanier, deſſen Kräfte einmal geweckt ſind, Anlaß geben.

Nach öffentlichen Nachrichten haben die verbündeten Mächte dem König Ferdinand eine Note zukommen laſſen, worin ſie ihm geradezu ihre Mißbilligung über ſein Betragen gegen das edle Volk der Spanier zu erkennen geben, indem dieſes Betragen allen gekrönten Häuptern anſtößig, und dazu geeignet ſei, die Souveraine mit ihren Völkern in Uneinigkeit zu bringen, und da es ganz dem jetzigen, hellern Zuſtande der Dinge widerſpreche. Schlüßlich wird ihm darin ſein Undank gegen die ſpaniſchen Patrioten, denen ganz Europa ſo viel zu verdanken habe, zu Gemüthe geführt.

Kann man wohl edler, wahrhaft fürſtlicher handeln? Wellington, den Werth und die Kraft der Spanier wohl kennend, dürfte vielleicht die nächſte Veranlaſſung zu dieſer herrlichen Note gegeben haben. Was hat aber König Ferdinand darauf erwiedert? — Wir leſen davon die Antwort dahin: „daß Er, durch die Gnade Gottes ſouveräner Herr von Spanien, handeln könne, wie es ihm beliebe, ohne irgend einem, außer Gott und ſeinem Beichtvater, darüber Rechenſchaft ſchuldig zu ſein, und daß niemand das Recht habe, in ſeine Angelegenheiten ſich zu miſchen.“

Hätte er den Thron Philipp II. unmittelbar nach dieſem Normal-Despoten in einem finſtern Jahrhundert beſtiegen, ſo könnte er vielleicht dieſe Grandezza durchführen mögen; ſo aber wollen wir, um der Ruhe der Völker willen, es nicht wünſchen, daß Er in einem erleuchteten Jahrhundert, als Herrſcher über ein Volk, welches ihn fallen ſah, und durch herrliche Kraft ihn wieder auf die Burg ſeiner Väter führte, die Strafe des Undankes erfahre, und zu ſpät nach fremder Hülfe ſich umſehe!

VI.

Telegraphiſche Nachrichten.

Belgien.

Hocherfreut waren wir über unſere Wiederherſtellung, allein es ſcheint, als wenn das, dem Waſſer abgewonnene Land immer wieder zu Waſſer werden müßte. Unſer Schickſal ſcheint nämlich nunmehr dahin entſchieden zu ſein, daß wir eine Kolonie von England ausmachen, und daß unſere Handelsherrn die Factore der engliſchen Millionairs ſind. Wir ſehn das alles recht wohl ein, allein ſeit dem Kriege mit Philipp II. haben wir durchaus keine Luſt mehr zu einer Selbſtſtändigkeit, und ziehn es daher vor, wohlhabende Factore zu ſein. Aus dieſem unſern Syſtem der Ruhe iſt es auch zu entnehmen, daß derjenige, der mit unſern Staatspapieren ſpeculiren will, ſich an ſeinen Erben verſündigt. Er wird mit dieſen Papieren eben ſo wenig auf einen grünen Zweig kommen, als wir.

Hannover.

Wenn wir nicht die engliſche Firma hätten, wer würde uns wohl für ein Königreich halten? Schulden hat das Land genug, die Edelleute noch mehr, und doch ſpielt das Land auf dem Bundestage eine Hauptrolle, und doch ſind die Edelleute die ſtolzeſten, welche das ritterſüchtige, und bald auch wieder tournierfähige Deutſchland aufzuzeigen hat! Da ſieht man, was von der Protection in der Welt abhängt! Wir wiſſen es ſo eigentlich wohl, daß unſer Reichlein den benachbarten Mächten ein Dorn im Auge iſt, und vielleicht nicht mit Unrecht, weil, ſobald das Land mit dem Meere ſich ſtreitet, wir ein Zankapfel ſind, der auch die andern, ſonſt friedlichen Nachbarn, mit in den Streit bringt; eben ſo wiſſen wir es, daß die Söhne des Vaterlandes einen ſchweren Kriegsdienſt haben, mitunter auch in die neue Welt aus deſperater Freude ſchiffen müſſen; ferner iſt uns bekannt, daß unſere geprieſene Parthei in England die Kampagne des Königs heißt, und endlich wiſſen wir wohl, daß ganz Deutſchland uns mit mißtrauiſchen Augen betrachtet, weil wir ſo recht eigentlich nicht zu Deutſchland gehören. Da aber bei dieſem immer dauernden Interregnum der Adel die Hauptſtimme hat, da nicht ein einzelnes Haupt unmittelbar gebietet, ſondern die Kollegialität ihr Weſen treiben darf, alſo — iſt unſere Verfaſſung auch für alles, was zu den Verwaltungsbehörden des Landes gehört, die beſte; — ergo!

Eine kleine Ueberladung ſcheinen wir freilich jetzt bekommen zu haben, da aber der Körper an das Laxiren und Erbrechen durchaus nicht gewöhnt werden ſoll, nach dem Syſtem unſers Hausarztes, ſo könnte vielleicht der Fall eintreten, daß dieſer Körper an der Apathie ſterbe.

Braunſchweig.

Wir wiſſen eigentlich ſelbſt nicht recht, wie wir daran ſind, den beſten Willen kann und wird uns niemand abſprechen, wenn man auch, vielleicht nicht mit Unrecht, uns etwas kleinſtädtiſch nennen könnte. Allein, die Vernünftigern unter uns ſehen es ein, daß auch die beſte Vormundſchaft doch immer nur — eine Vormundſchaft iſt, und, ſo wie der alte Reichsſtyl nach gerade ſich verliert, eben ſo ſchwindet nach gerade die alte Reichstücke, die doch immer bis dahin nur Schaden brachte. Wir hoffen, nämlich die Vernünftigen unter uns, um ſelbſtſtändig zu werden, gelegentlich eine andere Firma zu führen.

Preußen.

Bei uns ſieht es ſehr lebhaft aus. Der Krieg wird gepredigt, und die Wiſſenſchaften ziehn zu Felde. Jeder Bürger des Reiches iſt jetzt Soldat, und wir haben bei all' den Erforderniſſen, welche für die Feldläger gehören, auch den wohlverdienten Reſpect im Auslande. Zwar befeindet uns der Neid, allein ſo etwas bringt Seegen. Was uns vielleicht mit der Zeit Nachtheil bringen könnte, iſt erſtlich der Fehler der Uebertreibung und der Nachahmung, zweitens die Großſprecherei unberufener Leutchen und drittens eine Art von Freiheit, welche ungezogene Menſchen bildet, die zuletzt dem Lehrer über den Kopf wachſen — wollen! — Doch, es ſchwebt ein günſtiges Geſchick über dem Hauſe der Hohenzollern, und wir werden glücklich bleiben, ſo lange das wieder hervorgeſuchte Gleichgewichtsſyſtem bleibt; wir werden erſchüttert werden, und die deutſchen Freunde tragen Steine dazu bei, wenn aus dem Gebäude der perſönlichen Freundſchaften ein Schlußſtein fällt. Man beneidet unſere blühende Jugend, ohne zu berechnen und zu erwägen, mit welchen Schmerzen ſie geboren wurde.

Rußland.

Was ſchon früherhin uns propheʒeihet wurde, das ſcheint jetzt einzutreffen. Unſer Reich gleicht jetzt einem Körper, der oben und zur Seite zu ſchwer und groß, und unten zu leicht und klein iſt. Zuletzt ſtürzt denn alſo der Obertheil nach unten, und wirft ſich auf den Süden. Wenn wir mit dieſem allein es zu thun hätten, ſo würden wir wohl ohne alles Bedenken den halben Mond aus Europa bereits gejagt haben, allein wir müſſen befürchten, daß ein Plan, den ſchon Peter der Große anlegte, dennoch nie gelingen wird, da alle unſere Nachbarn wohl einſehen, daß, ſobald wir unſern Fuß in dem alten Griechenland feſtgeſetzt haben, wir bald dem ganzen Europa Schach bieten würden. Bei ſo bewandten Umſtänden werden wir zwar in unſerm eignen Reich unangreifbar bleiben, es aber auch ſo nicht benutzen können, als dann geſchehen würde, wenn es, was nicht außer den Gränzen der Möglichkeit liegt, in mehrere Reiche ſich ſonderte. Das ſchwarze Meer iſt zwar unſere große Freude, aber ohne die Dardanellen iſt es doch immer nur eine halbe Freude, und wir ſehen die

Frucht der Hesperiden, ohne ſie jemals erreichen zu können.

Türkei.

Wir wiſſen es wohl, daß wir ganz Europa ein Dorn im Auge ſind, aber eben, weil ſich ſo viele um uns ſtreiten, ſo ſtehn wir ſicher. Wir haben darüber lachen müſſen, wenn man in Europa behauptete, uns aufzureiben, das ſei eine Kleinigkeit. Dieſe Superklugheit, welche man durch ganz Europa gewohnt iſt, hat ſich bereits an unſern Damaſcenern etwas abgerieben und iſt von unſern Arabern übergeritten. Wie konnte man auch glauben, daß wir auf den Krieg nicht vorbereitet wären, da wir ſchon längſt es wußten, daß Europa über uns herfallen wolle? Wir ſchienen in der neuern Kriegskunſt zurückgeblieben zu ſein, und darauf ſtützte man ſich; allein man erwog nicht, daß alle unzufriedene Militairs bei uns eine gute Aufnahme fanden, und daß wir daher, ohne unſere Nationalität darum aufzugeben, dennoch den Feind mit ſeinen eignen Waffen ſchlugen. Dann nur würden wir von Europa erdrückt werden, wenn wir uns den europäiſchen Sitten mehr aneigneten, und um jenes zu vermeiden, unterlaſſen wir auch dieſes, ſo wie wir denn überhaupt der Meinung ſind, daß ein Volk, welches nachahmungsſüchtig und neuerungsluſtig iſt, auch bald in die Taſche geſteckt wird; — wir bleiben daher bei dem alten Schlendrian, der Jahrhunderte hindurch ausreichte und uns ſchützte, und wir hoffen uns noch lange dabei wohl, furchtbar und unabhängig zu erhalten.

England.

Daß die Türkei ihre Unabhängigkeit behauptet hat, iſt gar nicht übel, wir ſind damit ſehr zufrieden aus zweierlei Hinſicht. Denn erſtlich wird darnach die Türkei immer noch ein Zankapfel für die ſtreitluſtigen Mächte von Europa bleiben, und das gefällt uns, denn wenn kein Krieg auf dem feſten Lande wär, ſo würde man unſere Seedespotie etwas näher beleuchten, und wir hätten dann umſonſt die Schlacht von Trafalgar, Alexandrien u. ſ. w. bezahlt. Außerdem aber müßten wir mit den Barbaresken öffentliche Freundſchaftsverträge ſchließen, — die ſtillen, welche den Sclavenhandel betreffen, werden hier nicht erwähnt, — wenn uns der levantiſche Handel genommen würde, und übrigens könnten wir dann auch für Europa unſere Bücher zumachen. So aber haben wir gottlob dafür geſorgt, daß Europa immer im Hader bleibt, und da nun der Krieg einmal „unſer Verkehr“ iſt, ſo dürfen wir den Krieg auch nicht ausſterben laſſen. Wir würden geradezu Corſaren werden müſſen, wenn die Unmöglichkeit möglich gemacht, und ein Friede, wäre er auch noch ſo gemein, allgemein gemacht würde. Der gute Wille iſt bei mehrern Potentaten da, allein ſo lange wir noch Geld haben, wird dieſes Geld auch den Zunder anblaſen, und das luſtige Geſindel in Bewegung ſetzen, womit uns gerade gedient iſt, denn der Kaufmann müßte nicht werth ſein, Kaufmann genannt zu werden, der es nicht verſtände, wie die Katze vom Taubenſchlage weg zu gehen, wenn er einen „Rebbes" gemacht hat. — Zwar will es jetzt ſcheinen, als wenn wir Indigeſtionen an politiſchen Speculationen haben, und daß zuletzt der Kaufmann durch die ſoldatiſche Uniform durchblickt; wir ſehn es auch ein, daß wir die Segel zu hoch geſpannt haben, und daß unſere Papiere zuletzt „Päperche" ſind; allein nichts deſto weniger werden wir weiter operiren, wenn wir es auch einſehen, daß wir über kurz oder lang durch unſere politiſchen Speculationen, deren Conjunctur gar nicht zu berechnen iſt, zuletzt mit Fetz und Marocco ein Schutz- und Trutzbündniß werden ſchließen müſſen. Das kaufmänniſche Geſchöpf iſt ein gewagtes Spiel, man ſagt das „va banque!" dreiſt genug hin, und man komme ein, wenn man nicht mehr auskommen kann. Das Meer gehört uns, und wir werden unſere Oberherrſchaft darauf öffentlich vertheidigen, bis eine Seemacht, die wir bis jetzt kaum ahnden, uns vielleicht die Spitze bieten dürfte. Wir werden, als wohlerfahrne Kaufleute, immer gut accordiren, und ſitzen daher ſo ſicher, wie in Abrahams Schooß.

Oeſtreich.

Schon lief ich Gefahr, meine Selbſtſtändigkeit zu verlieren, weil ich zu ſehr temporiſirte, und weil man mir den, vielleicht nicht ganz ungerechten Vorwurf machte, daß ich bei dem deutſchen Reich im Trüben fiſchen wolle. Allein ich habe einen Ideenſchwung endlich angenommen, der mit dem Begriff deutſcher Treue, deutſcher Freiheit, ganz vereinbar iſt, und ich hoffe, Germaniens Eiche bald wieder zu einem neuen Grün zu beleben. Im Geiſt der Zeit ſind meine Völker freilich etwas zurück, und die Herzader, nämlich Ungarn, greift, ohne um die Welthändel von Europa ſich zu bekümmern, unterdeß nach Vorrechten, die vielleicht am Ende mir ſelbſt den Daum auf das Auge drücken, oder wenigſtens von einem Feinde böſe benutzt werden könnten. — Allein, da ich jetzt meinem Lande eine neue, beſſere Erziehung gebe, wornach es ſchon ſo lange geſeufzt hat, und da ich den alten Adelſtolz nunmehro abgelegt habe, indem ich die Anſprüche des Volkes kennen lernte, ſo hoffe und wünſche ich, in Deutſchland ſelbſt wieder volles Vertraun zu gewinnen. Ich ſehe es wohl ein, daß die Erweiterungen in Italien eine unglückliche Speculation für mich waren, denn ich werde dieſe Völker für das Haus Habsburg nie enthuſiasmiren können, und, der deutſchen Sache entfremdet, laſſen ſie in meinen Angelegenheiten ſich auch nicht einmal als Hülfsvölker gebrauchen. Ich bin mit Deutſchland jetzt ausgeſöhnt, und ich kehre mit neuer Luſt und Freude zu Herrmanns Eiche, welche auf meinem Boden erwuchs, zurück.

Frankreich.

So viel haben wir nun endlich wahrgenommen, daß dieſes ſchöne Land für mehrere Generationen das Tabernakel der Unruhen, der Verſchwörungen, der verwegenen Verſuche ſein wird. Wenn wir es aufrichtig geſtehn wollen, ſo iſt unſer Land herzlich arm, aber auch unverſchämt unruhig und zu verklärt, als daß es nicht von der höchſten Höhe, welche es hatte, jetzt wieder zu der Barbarei, die eine nothwendige Folge langer, ermüdender Kriege iſt, herab ſinken müßte. Unſere Kräfte ſind zwar, wenn wir Einheit hätten, unerſchöpflich; allein der Partheigeiſt, welchen die Superklugheit der Abentheurer und die Verwilderung des Volks erzeugte, hat uns fortgeriſſen von den Segnungen des Friedens. Wir ſind jetzt der Spielball fremder Gewalten und der Zufluchtsort von Menſchen, welche ihre Sache auf nichts ſetzen. Wir ſind in ſtetem Kriegszuſtande, ohne daß der Krieg eigentlich ein Characterzug der Nation wär, und darum bleiben wir doppelſinnig, zweideutig, übrigens aber nicht gefährlich, bis erſt ein neuer Carl, oder ein neuer Heinrich ſich findet. Wir ſuchen einen neuen Helden des Jahrhunderts, und haben wir ihn gefunden, ſo werden wir das Jahrhundert zittern machen. Rache wird die Folie ſein! Ein Volk von beinahe dreißig Millionen Menſchen, kann der fremde Sieger nicht in die Taſche nehmen! Wehe Europa, wenn wir unſere Nationalität wieder darthun können! Die Glieder ſind in voller, rüſtiger Kraft, nur das Haupt fehlt, — aber wo es finden?

Spanien.

Die Revolution, welche wir vor mehrern Jahren hatten, iſt für alle andere Völker vortheilhafter geweſen, als für uns ſelbſt. Wir haben nämlich durch die Anſtrengung, mit welcher wir überall handelten, die Kräfte des Volkes kennen gelernt, und das will unſere Regierung nicht anerkennen. Zwar hat ſie in neuern Zeiten es eingeſehen, daß ſie von dem alten Dünkel einen Schritt zurück thun müſſe; allein eben dadurch hat ſie ſich nur noch mehr geſchadet, indem dieſer Schritt ein Anerkenntniß der Schwäche iſt. Bei nächſter Gelegenheit werden die öffentlichen Blätter in Europa viel über uns zu ſchreiben haben, und wir dürften vielleicht bald ein großes Aufſehn erregen.

Bayern.

Ein großer Handelsmann zu ſein, das iſt zwar recht gut; allein in zu große Geſchäfte ſi einzulaſſen, das iſt nicht gut. Wir glaubten, unſer Hauptbuch recht gut verſteckt zu haben, damit niemand den Weg unſers Handels kennen lernen ſollte; allein wir ſind damit doch nicht behutſam genug geweſen, denn die Nachbarn links und rechts wiſſen nun bereits, daß wir Vergrößerung aller Art bezwecken, und darum will uns keiner ſo recht trauen. Seit Oeſtreich und Preußen aufrichtig gegen einander ſind, und die deutſche Sache ſich haben zu Herzen gehen laſſen, ſeitdem müſſen wir Zeit, Gelegenheit und Umſtände abwarten, um weiter zugreifen zu können. Jetzt ſind wir nur frei, wenn wir den Beſitz ſchätzen.

Schweitz.

Unſer Syſtem iſt noch daſſelbe, wie es ſeit Jahrhunderten war. Längſt würden wir von den benachbarten, größern Staaten erdrückt ſein, wenn in unſerm Lande etwas zu holen wär. So aber läßt man uns laufen, und wir ſind ein Stein des Anſtoßes, ein Zwiſchenland. Das ſehn wir wohl ein, und da wir durchaus keinen politiſchen Einfluß verlangen, ſo hoffen wir, auch fernerhin in dem Beſitz unſerer kleinen Zänkereien zu bleiben, die uns glücklich machen.

Italien.

Es trifft bei uns auch ein, was die Weltgeſchichte überall lehrt, daß ein Land, welches einmal von ſeiner Höhe herabgeſtürzt iſt, ſich nie wieder erhebt. Wir haben auch gar keine Luſt dazu, eine Nation ſein zu wollen. Es iſt uns ganz gleichgültig, wer uns beherrſcht, und der Kirchenſtaat iſt das beſte, um den Fuß von Europa gelegte Band, welches den Umlauf des Blutes hemmt. Zu Mittag ſchlafen wir, Abends ſpielen wir die Guikarre, und die Politik der übrigen Narren in Europa macht uns nur lachen.

Schweden.

Aus nichts wird nichts, und daher wird man uns auch wohl fernerhin unangefochten laſſen. Seit wir das Theil von Pommern und die Inſel Rügen abgetreten haben, ſind wir Fremdlinge in Europa geworden, und die Unruhen im Innern, denen wir ſtündlich entgegen ſehn, werden auswärts kaum eine Feder, geſchweige denn einen Degen in Bewegung ſetzen.

Dännemark.

Unſere Lage war bekanntlich von jeher die mißlichſte, welche es nur geben kann. Bis dahin hat nur eine gute Politik uns durchgeholfen, und wenn wir auch in letzterer Zeit darin große Mißgriffe machten, ſo werden wir doch immer noch tolerirt, weil — unſer Land ganz entſetzlich verſchuldet iſt.

Nordamerika.

Europa iſt in decadente domo, und was ſchon vor langer Zeit prophezeihet wurde, das ſcheint jetzt in Erfüllung zu gehn. Unſer Franklin nämlich und Whaſſington haben ihre Pläne nicht auf Sand gebaut. Wenn noch ein halbes Jahrhundert vorüber iſt, ſo hoffen wir, Europa als eine Kolonie förmlich betrachten zu können, und die beſten Wogen des Zeitſtroms uns zugewälzt zu haben. Der Krieg reibt Europa auf, zerſtört Kunſt und Wiſſenſchaft; hier aber findet das verſtoßene, verwieſene Genie des überreifen Welttheils ein glückliches Aſyl.

Die Folgen davon haben wir nicht nöthig, marktſchreieriſch auszukramen. Ein kluger Kaufmann handelt im Stillen am allerbeſten. Alle diejenigen, welche große Worte führen, bedürfen der Worte, um Credit zu behalten. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht; wir werden aus den Scherben des Kruges bei unſerer Mäßigung, Beſcheidenheit, und, wie wir hoffen, Rechtlichkeit, Palläſte bauen, denn die Wahrheit ſchwimmt zuletzt immer oben.

Braſilien.

Die Geſchichten der neueſten Zeit haben es gelehrt, daß es wohl gethan war, die Kolonie zu dem Mutterlande, und das Mutterland zu der Kolonie zu machen. Wenn auch England mit dieſem Syſtem nicht zufrieden iſt, und nicht zufrieden ſein kann, ſo haben wir doch durch dieſe gute Maßregel eine Unabhängigkeit gewonnen, welche nach mehrern Menſchenaltern ſich dazu eignen wird, großes Aufſehn in den Geſchichten der Völker zu machen. Unſer herrliches Land wird immer mehr cultivirt, und entwindet ſich immer mehr, eben ſo wie Nordamerika, dem europäiſchen Druck, als Kolonie behandelt zu werden.

St. Helena.

Unſere übrigens unbedeutende Inſel ſoll in Europa blos um deswillen Aufmerkſamkeit erregt haben, weil ſie als Verbannungsort für einen gewiſſen Napoleon Buonaparte beſtimmt geweſen war. Daß dieſer Napoleon Buonaparte bereits nach einem vergeblichen Verſuch auf Nordamerika, und nachdem es ihm auch an den Küſten von Afrika nicht glückte, das Schickſal der Abentheurer erfüllt hat, ſolches iſt bekannt genug. Jetzt iſt unſere Inſel wieder in ihr natürliches Verhältniß, daß nämlich die Schiffe hieſelbſt friſches Waſſer einnehmen, zurückgekehrt. Daß fernerhin dieſe Inſel nicht mehr in Kupfer geſtochen werde, das wünſchen und erwarten wir.

VII.

Schwerdt und Pflug.

Deutſchland, wenigſtens ein großer Theil von Deutſchland, iſt durch den Krieg gegen Frankreich von 1813 und durch den von 1814 in einen Zuſtand geſetzt, welcher eigentlich bis dahin den Staaten fremd war. Früherhin nämlich waren die Kriege mathematiſche Bewegungen, und in den Linien der Armee ſtanden gezwungene oder fremde Abentheurer; der Regent war bei der geringſten Niederlage verlaſſen genug, wenn er glaubte, auf dieſe Lehnſoldaten ſich verlaſſen zu wollen.

Die Schreckenszeit der franzöſiſchen Invaſion mußte erſt erſcheinen, um die Deutſchen von dem Werth einer Armee der Nationalen zu belehren. Nothwendigkeit der Einzelnen gab die Veranlaſſung, unter die Waffen des Vaterlandes ſich zu ſtellen; der beleidigte Nationalſtolz rüttelte alle Stände auf, und verband den alten, ſtörenden Hader zu einem gemeinſchaftlichen Zweck — Vernichtung des gemeinſchaftlichen Feindes. Dieſer Zweck iſt jetzt erreicht, und nun frägt es ſich, was wird, und was könnte die Folge der Heimkehr, der Auflöſung, des allgemeinen Friedens ſein?

Schon die beiden erſten Söhne des Menſchen, Kain und Abel, befeindeten einander nach der Mythe, und dieſe Sage iſt durch die Folge aller Geſchlechter dahin verbürgt, daß der Krieg unter dem hochgerühmten Menſchengeſchlecht noch nie aufgehört hat; es iſt daher vorauszuſehen, daß er, als ein Bedürfniß der Natur, als die Pulsbewegung des Lebensbetriebes, auch dermalen nicht aufhören wird, und ſo wie methodiſche Krankheiten immer neu erſtehen, z. B. nach dem gelben Fieber die Pocken, nach den Pocken der Ausſchlag, und nach dieſem wahrſcheinlich das zu frühe Marasma, eben ſo ſteht zu erwarten, daß, nun die Glut und Wuth an dem franzöſiſchen Feind ſchriftlich, mündlich und handgreiflich geſtillt iſt, bald ein neuer Feind erſtehe, welcher die Schwerdtfeger und Lieferanten in Bewegung ſetzt. Allein ein neuer Krieg gegen eine ganz neue Macht wird ſo viele freiwillige Patrioten nicht finden, und man wird ſie auch nicht haben wollen, da ſie zuletzt den Garden über den Kopf wachſen. Aber wie wird es nun mit der Ueberzahl der Aufgelößten?

Die Verſprechungen waren groß, und mußten groß ſein, indem der Patriotismus und Egoismus mitunter des Feuers bedarf; allein ſchon die Zwiſchenperiode von 1814 — 1815 hat es bewieſen, daß diejenigen ſich täuſchten, welche glaubten, mit Pfründen überhäuft zu werden, weil ſie für die Freiheit Deutſchlands gefochten hatten, und jetzt, wo die Kraftanſtrengung in der Mehrzahl der Streiter noch größer geweſen iſt, wogegen aber keine neuen Beſitzungen erworben wurden, welche Gelegenheit gäben, gediente Krieger in gemächliche Dienſie zu bringen, in dieſer Zeit dürfte vielleicht die Verlegenheit bei der Entlaſſung, und die Unzufriedenheit der Entlaſſenen noch größer ſein.

Daß alle diejenigen, welche die Waffen zu Vertheidigung und Befreiung des Vaterlandes ergriffen, vorzüglich Anwartſchaft auf Verſorgungen im Civildienſt haben, das verſteht ſich von ſelbſt, und eben ſo verſteht es ſich, daß ihnen, bis Verſorgungen gewährt werden können, von Seiten des Staats ein Zuſchuß zugeſichert wird, der dem Rang und Stand angemeſſen iſt.

Wohl aber wird man ſich, um der Wartegelder, des halben Tractements, oder wie es ſonſt heißt, überhoben zu ſein, in Acht nehmen müſſen, daß man nicht aus falſch angebrachter Oeconomie Poſten, welche durchaus wiſſenſchaftliche Kenntniß erfordern, mit Leuten, die blos Patriotismus haben, und die auch einmal den Degen umgürteten, beſetzt. Manche Staaten laboriren ſeit langer Zeit an einer Nervenſchwäche, wenn ſie aus dem Militair einen Civiliſten bilden wollen, und wenn der militairiſche Rang auch den Rang im Civilfach geben ſoll. Beide Laufbahnen ſind miteinander unvereinbar und eben ſo wenig, als der invalide Obriſt ein guter Präſident ſein kann, eben ſo wenig wird der Profeſſor der Theologie, der über die Exegeſe herrlich lieſet, ein Lager abſtechen können.

Es iſt durchaus falſch angebracht nach unſerer Meinung, demjenigen im Civilfach den Vorzug geben zu wollen, welcher dem Vaterlande bereits im Soldatenleben gedient hat. Wohl! Bei manchen Arten von Bedienungen, z. B. bei allen ſolchen, welche nur einen mechaniſchen Dienſt und Pünctlichkeit verlangen, iſt der gediente Militair ſogar vorzuziehen, weil er für die ſtrengſte Pünctlichkeit eine Gewöhnung bekam, und weil ſie ihm die größte Wichtigkeit wurde. Allein, auch Dienſten, welche Studium, Wiſſenſchaft und Meditation erfordern, einen Militairdienſt zuzugeſellen, das gehört zu den Uebertreibungen der Zeit, und erzeugt allenfalls Männer von Routine; indeß die Wiſſenſchaft aller Art leidet darunter. Um hiervon nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, ſo weiß man in der That nicht, ob ein Geiſtlicher, der von ſeinen frühern Kriegsthaten erzählen kann, allenfalls auch eine Narbe im Geſicht hat, die fromme Würde habe, welche man von dieſem Stande erwarten will und erwarten darf.

Dieſem allen Einhalt zu thun, dürfte wohl die höchſte Zeit ſein, wenn wir nicht in die Zeiten barbariſcher Jahrhunderte zurückkehren wollen. Jeder Krieg verwildert; je mehrere Individuen nun an dem Kriege Theil nehmen, deſto verwilderter wird die Nation, und wenn denn das Kriegshandwerk erſt dem bürgerlichen Verdienſt den Stempel aufdrücken ſoll, ſo wird bald der beſte Raufer der beſte Mann ſein, und es wird an Schreibfedern fehlen, weil es keine Federmeſſer giebt, indem alles Stahl beſſer zu Schwerdtern verwendet wird.

Das Uebel hat Beſitz genommen; möge es aber nicht einwurzeln! Und daß es nicht einwurzle, darum wird in allen Fächern eine ſehr ſtrenge Mannszucht geübt werden müſſen, wenn die Krieger vom Schwerdt zu der Feder und dem Pflug wieder zurückkehren. Einige Erzählungen von ſeinen Großthaten kann man dem Einzelnen gern gönnen, allein das, was das Soldatenweſen ſo leicht mit ſich bringt, wenn aus dem Krieger ein friedlicher Geſchäftsmann werden ſoll, daß er nämlich über der

Form nicht in die Materie ſeines Geſchäfts eingreift, und daß er mit jener kernhaften Sprache, welche der Uniform wohl anſteht, auch hier durchgreifen will, wo doch nur geiſtiger Wille und Geſchicklichkeit entſcheiden und den Vorzug geben ſoll, — eine ſolche Mißgeburt der Heimkehr muß in der Wiege erſtickt werden.

Sonſt hatte man gar nicht nöthig, über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, denn der Militairſtand war dem, der ſich ihm einmal unterzogen hatte, oder unterziehen mußte, dauernd und nur die Invaliden kehrten zu dem Bürgerſtande zurück — — auf Invalidenpoſten. Jetzt aber, ſeit die Aufrufe an die Völker an der Tagesordnung ſind, und die ganze waffenfähige Jugend in das Feld rückt, und dann, nach hergeſtelltem Frieden, wieder in das bürgerliche Verhältniß bis zu fernerm Aufruf zurück tritt, ſeit dieſer Zeitperiode, deren Ende recht bald zu wünſchen und hoffentlich auch nahe iſt, indem die junge Generation in allem geſtört wird, was dem Innern eines Landes dauernden Flor geben kann, iſt es den zu dem Bürgerſtande zurückkehrenden Freiwilligen nicht genug zu predigen, daß ſie wohl thun werden, wenn ſie ſo bald als möglich eine Ueberzeugung davon zu gewinnen ſuchen, daß ihr Zug in das Ausland nur als eine Epiſode zu betrachten ſei, wodurch ſie mehr Weltanſicht und Weltumſicht bekamen, daß ſie aber auch ſogleich ſo manche Angewohnheiten, welche eine Folge militairiſcher Kameradſchaft ſind, vergeſſen, da ſie zu ſcharfe Ecken in der Geſchmeidigkeit des Bürgerlebens geben. — Es wird nicht nöthig ſein, alles, was hier als nothwendige Folge des Soldatenlebens angedeutet iſt, genauer auseinander zu ſetzen.

Den ſtehenden Heeren, wenn ſie zurück kehten aus dem Kriege, wünſchen wir gar viel, und, wenn man will, auch nur gar wenig, denn wir wünſchen ihnen weiter nichts, als daß ſie ſich auf der Höhe erhalten, auf welcher ſie jetzo ſind. Wenig ſcheint dieſes zu ſein, weil die Heere nichts als die Höhe des Beſitzes ſehn und bemerken, viel ſcheint es zu ſein, weil der nüchterne Beobachter in den Büchern der Geſchichte umſchaut, und hier bemerkt, daß Armeen nicht leichter Gefahr laufen, den Glanz ihrer Waffenthaten zu verlieren, als wenn ſie ungeſtüm auf die Vergangenheit pochen, und darüber den Strom des Zeitgeiſtes unbeachtet laſſen.

Um ſich auf dieſer herrlichen Höhe, auf welcher die deutſchen Heere jetzo ſind, zu erhalten, dazu gehört:

1. Eine neue Waffenübung. Man bemerkt bei dem deutſchen Soldaten, vielleicht nicht mit Unrecht, daß er in Zeiten des Friedens auf den Schnitt der Uniform, auf die Parade u. ſ. w. eine übergroße Wichtigkeit lege, und wenn das wahr ſein ſollte, ſo würden wir bei einer allgemeinen Ruhe von drei Jahren Gefahr laufen, in unſere Armeejahre von 1805 und 1806 zurückgeſetzt zu werden. Rußland vermeidet, auch in Friedenszeiten, für ſein ſtehendes Heer die langen Garniſonen, und zieht die Lagerplätze vor. Wir könnten dieſe, ſehr wohl berechnete militairiſche Einführung, wenigſtens dahin nachahmen, daß die Garniſonen von Friſt zu Friſt wechſeln. Die Eitelkeit, wo ſie nicht durchaus nothwendig iſt, werde verbannt. Sie führt bald zu Schnürbrüſten und feiner Wichſe, worauf grobe Wichſe folgt. Exempla demonstrant quidem rem, sed odiosa sunt.

2. Man hat in mehrern deutſchen Staaten viel von dem Verdienſtadel in Zeiten der Noth ge-

ſprochen, allein er verſteigt ſich ſchon jetzt ſelten wieder weiter, als bis zum Kapitain. Das ſollte nicht ſein. Es giebt dies für die folgenden Kriege, welche Deutſchland unbedingt noch zu erwarten hat, keine gute Aufmunterung für die wahre Kraft der Nation. In einer Liſte der Beförderungen von mehr als hundert und funfzig Individuen in der Armee, die vor uns liegt, finden wir nur fünf Bürgerliche, alle Uebrige ſind von dem Erbadel. Die Beförderungen der Bürgerlichen zu Major und Obriſtlieutenant ſcheinen daher nur Beiſpiele, Reitzmittel zu ſein; allein ſo weit jetzt Deutſchland ſich empor geſchwungen hat, ſollten dieſe Arten von Beförderungen wohl nicht Beiſpiele, ſondern allgemein durchgreifend ſein dürfen, und jeder Staat würde ſich beſſer dabei ſtehen, und ein feſteres Haus für die Zukunft bauen.

3. Die ſtehenden Heere dürfen durchaus nicht zu ſehr mit dem Bürger amalgamirt werden, denn ſie verbürgern ſonſt, was der Soldat nicht ſoll und darf, und ſie nehmen dann dem Bürger den Reſpect vor der bewaffneten Macht. Daher Verlegung der Truppen in große Städte, und wo möglich hier in Kaſernen!

4. Wiſſenſchaftliche Bildung der jungen Militairs in Friedenszeiten. Es giebt ſehr viele unter ihnen, welche Talent und Luſt zu lernen haben, und das Fach der Kriegskunde iſt ſo weitſchichtig, ſo vielumfaſſend, daß es ſchwerlich einen gemachten Feldherrn giebt, der behaupten kann, alles, was zu den Kriegswiſſenſchaften gehört, vollſtändig inne zu haben.

5. Das Weſentlichſte von allem iſt das Fortſchreiten in der Bildung des Generalſtabes bei jedem einzelnen Regiment, bei jedem einzelnen Korps.

6. In neueſter Zeit haben die Turnübungen angefangen, Epoche zu machen. Allein das Ganze wird auch wohl nur bei dem Anfang bleiben. Was zu dem Erſtürmen einer Batterie gehört, das weiß jeder junge Krieger noch aus ſeinen Knabenſpielen, und den Alten iſt gut predigen. Im Ganzen aber die Turnkunſt zu einer Epoche bringen zu wollen, ſo erlahmt ſie an dem Kreutzfeuer der Batterien, und will ein Zeitalter zurückführen, nach welchem zurück zu kehren ganz unpaſſend iſt, denn der Menſch ſoll, wie die Welt, immer vorwärts

gehn, und waren denn die Zeiten des Fauſtrechts heilbringend?

7. In Friedenszeiten nur ſo viel an ſtehendem Heer, daß der Bürgerſtand dadurch nicht gedrückt wird, und dieſem Heer ein ſolches Jahrgeld, daß auch der gemeine Mann, und von da bis zum Kapitain hin, anſtändig nach ſeiner Art leben kann. Woher kam früherhin jene Art von Geringſchätzung des Militairs? — Vom Schuldenmachen. — Und woher kam dieſes Schuldenmachen? — Von dem ſchlechten Gehalt und vom Müſſiggang. — Beides muß man zu vermeiden ſuchen.

8. Was wir aber vor allem andern den heimkehrenden Kriegern wünſchen, iſt eine genaue Würdigung der Frage: ob die Armee des Bürgers wegen, oder der Bürger der Armeen wegen da ſei? Wir können es uns wohl nicht verhehlen, daß das Unglück, welches in den Jahren 1805 und 1806 Deutſchland überfiel, beſonders daraus ſeinen erſten Urſprung nahm, daß die Armeen den Bürger zu wenig achteten und in ſeinem Werth erkannten, ihn, der doch zuletzt das übertragen muß, was die Ar-

mee dem Lande koſtet. Nach Zerſprengung jener Armeen warf man ganzen Gegenden in Deutſchland vor, daß ſie franzöſirten. Allein der größte Theil der Eingebornen wollte durch dieſe anſcheinende Hinneigung nicht Verrath an dem Vaterlande begehn, (denn ſobald dieſes in ſeiner wahren Geſtalt ſeine Söhne forderte, ſo ſtanden ſie auf, und rüttelten die Waffen!) ſondern man gab zunächſt der, freilich nicht zu billigenden Schadenfreude Raum, den Uebermuth beſtraft zu ſehen. „Wo die Gewalt iſt, thront das Recht!“ ſagt ein deutſcher Dichter, und jene Armeen hatten ſeit langer Zeit die Begriffe von Gewalt und Recht etwas zu ſehr vermengt gehabt. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß wir nicht in einem Cirkelbegriff laufen, und dahin wieder zurück kehren, von wo wir zu der Befreiung Deutſchlands ausgingen, es iſt zu wünſchen, daß die heimkehrenden Krieger den luſtigen Uebermuth der Läger in Feindesland nicht in das Vaterland mit zurückbringen, es ſteht zu erwarten, daß die Regierungen in der momentanen Gewalt der Waffenmacht nicht eine unwandelbare, ewige Stütze ſehen. — Der Geiſt, der von oben herab kommt, wirkt von Stufe zu Stufe bis auf den ge-

Univ. Bibl. München

einſten Mann, und der Friede mache die künftigen
riege furchtbar, nicht aber wähne man, furcht-
ar zu bleiben, wenn man Krieg in den Frieden
ringt!

VII.

Moſaiks aus der Zeitgeſchichte.

Die fremde Werbung.

Ihr gebt gut Tractement, um übel zu tractiren!
Ihr führt beſtändig an, doch blos — um anzuführen!

Antwort eines Bauern darauf.

Der Krug geht zu Waſſer, bis endlich er bricht,
Das Deutſchland iſt, halter, ein ernſtes Gericht!

Es trauet der Red' und den Batzen jetzt nicht;
S'iſt endlich jetzt klar vor dem deutſchen Geſicht;
Was bleibt dir noch übrig? — Nur Schacher und Whigt!

Preisaufgabe.

Wer eine Länderchatte malt
Von unſers Welttheils groß' und kleinen Reichen,
Die man nach Jahr und Tag uns noch als neu bezahlt, —
Soll ganz Europa in die Taſche ſtreichen.

Abſchied der Franzoſen von den Heeren.

Bei'm Abſchied trübt ſich diesmal nicht der Blick;
Wir hoffen ja! ihr kehret bald zurück.

Aufgebot.

Die Sach' iſt nun vorbei! Schafft eine neue,
Damit das große Werk uns nicht gereue!

Die Vorſorge für St. Helena.

Damit man noch recht lang' ihn fürchten ſolle,
Schickt man ihm Bratſpieß, Pfann' und Kaſſerolle!

An die Gegner einer kleinen Schrift.

Ihr ſtreuet auf das Schmalz
Zum beſſeren Geſchmack noch Salz.
Ihr ruft die Speiſe aus, und Orden
Sind dem von Euch Berufenen geworden!

Affiche an einer Bude in Paris.

Der fremde Officier
Find't Schnürbruſt und Buſen allhier.

Lied eines Nachtwächters.

Hört, ihr Herrn! damit ihr es wißt —
Das neue Jahr vergangen iſt.
Das alte klopft wieder jetzt an die Thür —
O lieber Herr Gott! bewahr' uns dafür!

Der Patriot.

Zufrieden wär' ich mit dem Krieg und mit den Siegen,
Hätt' ich nicht immer Einquartierung bei mir liegen!

Seine Frau.

Die Einquartierung fällt doch dir
Bei weitem nicht ſo ſchwer, als mir!
Doch trag' ich ſie; drum rühm' ich mich,
Im heil'gen Eifer übertreff' ich dich!

Sonſt und Jetzt.

Menſchen wurden verbrannt, Kredit in den Glauben zu bringen,
Jetzt flammt leichtes Papier; Staaten giebt das Kredit.

Der Journaliſt.

Rührt euch, Preſſen, rührt euch geſchwinde,
Was heute gilt, iſt morgen ſchon Sünde!

Abſchied eines Er-Herrn von einem andern.

Ich hab's erreicht, mein Bruder Nicolo,
Wär man vernünftig, ging's dir eben ſo!

Der Finanzier.

Wer ſich verrechnete in neuem Land,
Der kommt auch hier zuletzt noch auf den Sand.

Der große Feldherr.

Zwar trotzen ſeine Krieger kühn dem Tod,
Doch iſt's natürlich! denn er hält ſie ſo,
Daß ſie vor Schuld und Hunger Zeichen ſuchen.

An einen Mathador.

Was mag den Herrn mit krummen Rücken
Wohl ſo auf ſeinen Schultern drücken?
— Es iſt der Fluch der ganzen Stadt,
Den er auf ſeinen Schultern hat.

IX.

Ausſichten für das nächſte Frühjahr.

Ein Leben ohne Wünſche würde ein ſehr ermüdendes, langweiliges Leben ſein, und der Hader der Menſchen unter einander, ſo wie die Kriegsluſt der Einzelnen — wo denn freilich der Krieg immer ein patriotiſcher Krieg genennt wird — ſorgt wohl dafür, daß wir aus Klagen zu Wünſchen und Hoffnungen, und von dieſen wieder zu Wünſchen und Klagen kommen. Man ſagt, es ſoll jetzt ein Friede mit Frankreich ſein, allein iſt ein Waffenſtillſtand ein Friede zu nennen, und ſind die Einzelnheiten der verſchiedenen Mächte ausgeglichen, iſt an einen dauerhaften, allgemeinen Frieden zu denken, jetzt, wo der Kriegszunder nur erſt gereitzt iſt, und wo er bei weitem noch nicht ausgewüthet hat, um eine Verkohlung zu bewirken?

In Frankreich bleibt zwar von Seiten der Verbündeten eine nicht unbedeutende Macht, um, wie es heißt, dort die Zahlung der 700 Millionen Franken abzuwarten, eigentlich aber, um den Thron der Bourbonen zu ſchützen. Allein wird, wenn Frankreich aufſteht, dieſe Macht der Verbündeten Frankreichs Lilien ſchützen können? Dehnt ſie ſich aus, ſo wird ſie von einem Volk von acht und zwanzig Millionen Menſchen einzeln aufgerieben; will ſie Paris ſchützen, ſo wird dieſe Macht umringt, abgeſchnitten von den Mutterländern, und ſteht im ungetreuen Lande auf einer Pulvertonne. — Meint man, Frankreich werde ruhig bleiben, ſo dürfte vielleicht ein Schulknabe, der bereits einigen geſunden, politiſchen Verſtand hat, das Gegentheil beweiſen können. Die Bourbons ſind in einem Lande, welches zu Krieg, Reibung und Förderung des

Talentes ſeit einem Menſchenalter bereits gewöhnt iſt, nur gehäſſig, da der Regent, bei einer Fülle von Herzensgüte, nur zu gut und zu kränklich iſt, und da ſeine Familie ſich immer noch nicht davon überzeugen kann, jetzt in einem ganz neuen Frankreich zu ſein. Die Umgebungen des franzöſiſchen Hofes, nämlich die vertrauten Umgebungen, beſtehn außerdem aus Notablen, die in den Zeiten des Exils nichts vergeſſen und nichts zugelernt haben, und mehrere der franzöſiſchen Prinzen, vielleicht auch Prinzeſſinnen, würden bereits eine Rückerinnerung an die furchtbaren Revolutionszeiten geben, wenn nicht die Gutmüthigkeit und das ſanfte Wollen des Königs die Gemüther beſchwichtigte. Allein wie lange ſoll das ſanfte Gefühl Eindruck machen auf eine eigenwillige, verwilderte Nation, welche der Abentheurer, Partiſane und Müſſiggänger bereits zu viele hat, als daß ſie, auch ohne äußern Impuls, ſich in dem Frieden erhalten könnte, welcher dieſem militairiſch überſpannten Volk ſo ſehr zu wünſchen iſt? Die Kriſis dieſer militairiſchen und beſonders auch politiſchen Ueberſpannung ſcheint noch nicht eingetreten, vielmehr die jetzige Ruhe nur eine Pauſe in der großen Symphonie zu ſein, und da Frankreichs Regierung bereits den halben Ton wieder aufgefaßt hat, um in die allgemeine Concertante einzugreifen, ſo dürfte vielleicht im Frühjahr ſchon ein Mißton ſich finden, damit das Dolce nicht zu früh ſich endige. — Die Glieder ſind in einer großen Ueberzahl da; es fehlt nur an einem Haupt; doch, Abentheurer finden ſich in dieſem abentheuerlichen Lande gar leicht.

Spanien dürfte im Frühjahr vielleicht nur erwarten, daß der Zunder in Europa wieder angeblaſen werde, um dem Lande eine beſſere Konſtitution zu verſchaffen. König Ferdinand hat die Dankbarkeit vergeſſen, als er den Thron nicht wieder beſtieg, ſondern von dem tapfern Volk der Spanier auf denſelben gehoben wurde, und die Kortes des Reichs liegen auf der Lauer. Der General Porlier iſt mit manchen zu frühzeitigen Helden in Deutſchland während der Schreckenszeit der franzöſiſchen Jnvaſion zu vergleichen, und die Vergleichungen aus der Geſchichte trügen nie, weil die Helden und Völker des Tages aus der Geſchichte ihre Vorbilder entnehmen.

England erregt durch ganz Europa immer mehr und mehr Mißtraun, und es freuet ſich, daß es ſolches erregt. Es iſt ihm an dem Frieden gar nichts gelegen, es will den Frieden nicht, und darf ihn nicht wollen. Welcher noble Bruch aller frühern Tractate iſt es nicht z. B., daß Napoleon Buonaparte nicht ſofort nach dem Exil, St. Helena, gebracht iſt, ſondern daß er in der Kapſtadt ſo lange verweilen ſoll, bis ſein Haus auf St. Helena eingerichtet iſt? Wahrſcheinlich wird nun dieſes Haus dann erſt eingerichtet ſein, wenn der allgemeine Gefangene den gemeinen Arreſt nicht mehr beziehen kann, oder ſoll, oder will. — England wirft jetzt mit einem ungewiſſen Blick ſeine Augen auf Nordamerika, und ſo unbedeutend die Ankunft Joſeph Napoleons in Philadelphia auch ſcheinen möchte, ſo haben doch die vielen franzöſiſchen Emigranten dorthin einen Anlehnungspunct an ihm; ſo unbedeutend die Verſuche der Nordamerikaner auf die ſpaniſchen Kolonien zu ſein ſcheinen, ſo bedeutend iſt die Maske, und außerdem iſt die Freibeuterei der Raubſtaaten an der afrikaniſchen Küſte durchaus nicht grundlos. England ſieht für ſein Seeintereſſe einem bedeutenden Kriege entgegen, einem Kriege, den die unmittelbar handelnden Nationen ſämmtlich im geheim begünſtigen werden, um dem Seedeſpotism, dem Matroſenzwang, der Viſitation, und ſelbſt dem Sclavenhandel Einhalt zu thun. Im Innern des Landes ſind die Unruhen in Irrland, und der gepreßte Uebermuth der Matroſen gleichfalls Vorſpiele, welche nichts Gutes ahnden laſſen. Die engliſche Regierung glaubt durch das Königreich der Niederlande Europa's ſicher zu ſein, und richtet die Aufmerkſamkeit mit Recht jetzt auf das Meer. Eine kaufmänniſche Nation lebt und webt und blüht nur im Kriege!

Die Türkei wird nicht ausſchlagen, aber ſie liegt im Anſchlag. Fremde Eingebungen, und ſollten es zuletzt engliſche ſein, werden ſie am Ende beſtimmen, auszuſchlagen.

Rußland iſt lächelnd heimgegangen, Oeſtreich iſt zufrieden mit ſeinem neuen Zuge, und Preußen ſteht ſchlagfertig da. Seine Truppen ſind nicht aufgelöſet; vom Rhein bis an die Saale hin liegen ſie in Winterquartieren, und wenn es auch in dem Kriege von 1815 gegen Frankreich nichts Bedeutendes an Land gewinnen konnte und wollte, ſo iſt dieſer Krieg für das neuerſtandene Preußen doch der bündigſte Beweis dafür geweſen, daß ſeine Anſtrengung von 1813 und 1814 nicht ein Paroxismus war, ſondern daß dem Verdienſt die Kronen wurden. Es hat nunmehr ein unbegränztes Vertraun bei dem vernünftigern Theil der Deutſchen gewonnen, und man darf es, zumal bei der immer mehr ſich verſündigenden Herrlichkeit des preußiſchen Monarchen, als einen Phalanx der deutſchen Sache betrachten.

An dieſe Meinung des Volkes wollen ſich zwar manche Fürſten zweiten Ranges, und was ihnen nachbetet, noch nicht ſo recht gewöhnen; allein die That ſpricht und bedarf als ſolche der Rechtfertigung nicht. Alle dieſe Stimmen müſſen auch ſchweigen, da Rußland und Preußen in unbezweifelter Freundſchaft mit einander ſtehen, und da auch Oeſtreichs Kaiſer Franz ſich den Einflüſterungen veralteter Syſtematiker entwunden, und die deutſche Rechte dem wahrhaft deutſchen Könige von Preußen gereicht hat.

Deutſchland als Deutſchland würde daher ruhig ſein können, allein da an ſeinen Gränzen der Kriegeszunder bei weitem noch nicht erſtickt iſt, ſo wird es, in dem Herzen von Europa gelegen, Theil nehmen müſſen an den Kriegen, welche zunächſt in Frankreich ſich wieder entflammen werden, und bei welchen ſich England, wenigſtens im Anfang, wie gewöhnlich, ſehr geſchäftig zeigen wird. Doch, dieſe Kriege werden für die Deutſchen wiederum nur Siegesmärſche ſein, und ein Zweig mehr in ihrer Lorbeerkrone. Franz und Friedrich Wilhelm und Alexander in treuem Verein, wie ſie jetzt es ſind, und ſie fordern eine ganze Welt in die Schranken!

Die Mächte, welche das Haus Habsburg von der Verbindung mit Rußland und Preußen abwendig zu machen ſuchen, ſind mit Händen zu greifen, allein ſie werden ſich ihr eignes Grab graben, wenn ſie etwas unternehmen, was die Sehnſucht der Völker nach allgemeinem Frieden ſtört und hemmt. Und unternehmen ſie dergleichen nunmehr, ſo iſt zu wünſchen, daß künftig dann die Geißel mit unerbittlicher Strenge da geſchwungen werde, wo jetzt das edle Gefühl Verzeihung gewährte, möge dann die Rechtlichkeit des Privatmannes aus der Politik verbannt werden!

Jene drei wahrhaft großen Kabinette, das von Wien, Petersburg und Berlin, haben es deutlich genug beurkundet, daß ſie der Welt Frieden zu geben wünſchen. Es ſteht in ihrer Gewalt, jeden

Friedenſtörer zu ſtrafen, und welche Strafe kann wirkſamer ſein, als die, den Friedenſtörer, er ſei klein oder groß, unſchädlich zu machen, zu vernichten? Die Würde der Kronen würde entweihet, die Bereitwilligkeit der Völker gemißbraucht werden, wenn nun noch einmal Gnade für Recht ergehen ſollte!

Möchten doch dieſe prophetiſchen Worte alle diejenigen ſich geſagt ſein laſſen, und als Warnung beherzigen, die, das große Intereſſe der Völker aus den Augen ſetzend, bereits wieder die Federn kritzeln laſſen, und Staffettenpferde in Bewegung ſetzen, um der wuthentbrannten Bellona nach den Wintermonaten wieder Beſchäftigung auf unſerm kriegbeladenen Erdwinkel zu geben!

Man braucht freilich nur wenig Politiker zu ſein, um ſich nicht davon zu überzeugen, daß die Verhältniſſe in manchen Ländern, und der einzelnen Länder gegen einander zu geſpannt ſind, als daß ſie lange ſo bleiben könnten; allein wenn es nur möglich zu machen wär, daß ein einziges Jahr jetzt ruhig und ſtill vorüber ginge, ſo würde die gute Mutter Gewöhnung gar vieles dafür thun, daß die

Ueberzeugung von der Bequemlichkeit und Gemächlichkeit des Beſitzes den feindlichen Stoff erſtickte. Indeß dieſer Wunſch ſcheint ad pia desideria zu gehören, und da jeder, der etwas Schlimmes prophezeihet, zu den böſen Propheten gehört, ſo — wollen wir ſchweigen. Einen einzigen Wunſch, den gewiß ein jeder fühlt, welcher die Andeutungen der Zeit mit den Annalen der Geſchichte vergleicht, können wir nur nicht unterdrücken, nämlich den: daß künftighin alles, was Glaubensſache heißt, auch auf die entfernteſte Weiſe von den kriegeriſchen und politiſchen Händeln verbannt werden möge!!

IX.

Mieszellen aus der Zeitgeſchichte.

Ein Koſack, der im Elſaß bei einer armen Familie einquartiert war, nahm der Mutter ein junges Kind von der Bruſt, und ritt damit fort. Die Familie war außer ſich; nach einiger Zeit aber kehrte der Koſack mit dem Kinde wieder, gab es der Mutter zurück, und überreichte ihr zugleich nahe an hundert Thaler, die er für die arme Familie bei ſeinen Kameraden geſammelt hatte.

Als Blücher von Denon einige geraubte Gemälde wieder fordern ließ, die ſich nicht in der Gallerie vorfanden, wollte dieſer die Sache in die Länge ziehn, und gab vor, er wiſſe nicht, was daraus geworden ſei. Am folgenden Tage kamen 25 Mann mit einem Einquartierungsbillet in ſeine Wohnung, legten ganz ruhig ihre Torniſter in ſeinem Saal ab, begehrten zu Eſſen und zu Trinken, und am Abend drei Franken für jeden. — Am zweiten Tage meldete Herr Denon, die Gemälde hätten ſich wieder vorgefunden, und er eile, ſie der preußiſchen Regierung wieder zuzuſtellen, worauf denn die Soldaten wieder abzogen, und ihm eine ſehr höfliche Entſchuldigung über die ſtarke Einquartierung gemacht wurde, die man ihm aus Verſehen aufgelegt habe.

Wie ſehr eine Parthei in Frankreich das Volk auf alle Art zu entzünden ſucht, davon giebt es täglich Beweiſe und Beiſpiele. Kürzlich enthielt ein franzöſiſches Blatt als Preisaufgabe für Künſtler die Darſtellung einer bekannten Begebenheit aus der Geſchichte von Florenz. Ein Senator zerreißt nämlich den von Karl VIII. der Republik vorgeſchriebenen Tractat als erniedrigend mit den Worten: „Rührt die Trommel! Wir ziehn die Glocken!“

Um ſich als einen guten Katholiken zu zeigen, machte Mürat, während er noch König war, dem heiligen Hauſe zu Loretto große Geſchenke. In den letzten Augenblicken ſeiner Regierung ließ er durch den Obriſt Bonſidi die reiche Kapelle von Loretto plündern. Bonſidi wurde aber ſo ſchnell verfolgt, daß er kaum ſich ſelbſt retten konnte. Am 15ten September fanden mehrere Bauern, welche einen Graben ziehn wollten, den geraubten Juwelenſchatz, und unter großer Feierlichkeit wurde er nach dem heiligen Hauſe zurück gebracht.

Es hat jemand berechnet, daß, wenn die ſieben hundert Millionen Franken, welche Frankreich dermalen an Kriegscontribution giebt, in Thalerſcheinen abgeführt werden ſollten, fünfhundert Pferde dazu nöthig wären, dieſes Papiergeld fortzuſchaffen. Es laſſen ſich daher die ſieben hundert Millionen leichter ausſprechen, als auszahlen, und man kann proviſoriſch immer damit zufrieden ſein!

Napoleons geliebteſte Schweſter, die ehemalige Königin von Neapel, iſt unter dem Namen einer

Gräfin von Lipano jetzt in Haimburg, ohnfern Wien. Das Wort „Lipano“ iſt eben ſo viel, als Napoli, und wenn man auch die nahe Verwandſchaft nicht berückſichtigen wollte, ſo wird doch wohl genaue Berückſichtigung davon geſchehen müſſen, daß Mürat, der Gemal der Gräfin von Lipano, ehemaliger König von Neapel, bereits in Corſica eine ſehr bedeutende Expedition unternehmen zu wollen ſcheint, und daß ſie ſelbſt, dieſe — Madame Mürat, einen Aufwand führt, der ſie ganz unrecht unter die Würde der fürſtlichen Perſonen reihet. Denn zwölf Garde-Lanzenträger verſehen den Dienſt im Schloß zu Haimburg, ſie hat Pallaſtdamen, einen Schloßhauptmann und drei Generale, worunter Macdonald, nebſt einer Menge Subalternen, die den Hofſtaat bilden. Ei! ei! Wie kann ſie ſich ſolcher Dinge unterfangen? — Zwar hieß es, daß ſie eine Unterredung mit der Prinzeſſin Marie Luiſe gehabt habe, allein das ſcheint Erdichtung zu ſein, welche aus der Schillerſchen „Maria Stuart“ entnommen iſt.

Der Schweitzeriſche General-Quartiermeiſter Finsler hat das Kommandeur-Kreutz des Leopoldordens aus republikaniſchen Grundſätzen mit Bezeigung ſeiner Verehrung gegen das erhabene öſtreichiſche Kaiſerhaus, dem Fürſt Schwarzenberg zurückgegeben. Die republikaniſchen Grundſätze der Schweitz beſtimmen alſo, einen Orden des großen Hauſes Oeſtreich nicht anzunehmen? — das iſt doch ſonderbar! —

Der Wettgänger Wilſon in England war bekanntlich der Gegenſtand großer Wetten, welche die Gaſtwirthe in der Nähe von Blackhead veranlaßt hatten. Er konnte ſeinen Wettlauf nicht zu Ende bringen, weil die Friedensrichter erſchienen, und ihn gefangen ſetzten, indem ſie befürchteten, der Zuſammenfluß der Menſchen um ſeinetwillen gebe zu einer politiſchen Verſammlung Anlaß. Darauf iſt denn auf ſeine Verhaftung folgendes Impromptü gemacht:

In Rome we dare not read!
In France we dare not talk;
But what is worse, indeed,
At home we dare not walk!

(In Rom wird das Leſen wohl angeklagt,
In Frankreich niemand zu ſprechen wagt —
Doch mehr noch England ſich beklagt:
Hier wird das Gehn gar unterſagt!

Zur Beruhigung dafür, daß Wellington das Muſäum hat ausräumen laſſen, erloben ſich die Pariſer an dem Wortſpiel: Vilain-ton!

Was meint Ludwig XVIII. damit, daß er in ſeiner ſtändiſchen Rede, gewiß nicht ohne Abſicht, die verbündeten Mächte ſchlecht weg die Mächte nennt, und daß blos ruſſiſche Generale Orden von ihm erhielten?

In London iſt ein Waterloo-Muſeum errichtet aus den Reliquien der franzöſiſchen Armee. Die Adler, Waffen, Kleidungsſtücke u. ſ. w., welche erbeutet worden, machen dieſes Muſeum aus. Beſonders ſchön nimmt ſich daſelbſt eine reiche Garderobe aus, welche Napoleon zugehören ſoll.

Ueber die Inſel Helena iſt von einem Langweiligen folgendes Buchſtabenſpiel bekannt gemacht:

Hierüber Erſinnen Langweiler Ewig Närriſche Auslegungen.

Ein anderer bemerkte ſogleich, daß der Grübler das St. (sanct Helena) vergeſſen habe, und daß er daher noch hinzufügen wolle: si tacuisses!

Auf ſeiner diplomatiſchen (?) Reiſe nach Dresden wurde Fouché, Herzog von Otranto, weiland Polizeiminiſter, in Achen angehalten, weil er verſäumt hatte, in Lüttich ſeine Päſſe viſiren zu laſſen.

Zu Kopenhagen wurde ein Prediger zu Einem Thaler Strafe verurtheilt, weil er den Abendmahlskelch ſeiner Kirche verſetzt hatte.

Ein franzöſiſches Blatt bemerkt darüber, daß von England eine große Parthie Küchengeräth nach St. Helena abgegangen, „Napoleon ſcheine jetzt ein Bonvivant zu werden. Die großen Männer hätten mitunter ihr Leben auf eine ſonderbare Art geendet. Hannibal ſei an einem Ring geſtorben, und es könne möglich ſein, daß Napoleon noch ſeinen Tod aus einer Bratpfanne erhalte.“

Eine Zeitung (Nro. 312) ſagt in ihrem Bericht „Berlin vom 1ſten November“ bei Gelegenheit der Feſtlichkeiten, welche in Berlin zu Ehren der ruſſiſchen Kaiſerfamilie gegeben worden: „Abends wurde **von** den fremden und hieſigen hohen Herrſchaften die große Oper: Ferdinand Cortez, aufgeführt.“ — Weiter kann man doch die Druckfehler nicht treiben! — das „von“ und „vor“ hat ſchon häufig zu militairiſchen Fehlern Veranlaſſung gegeben, und hier iſt es ſogar eine Irrung, welche den ſtockblinden Zeitungsleſer, deren es gar viele geben ſoll, zu einem blinden Glauben veranlaſſen könnte, der nicht ſo recht eigentlich paßt.

Auf den Befehl Mürats, als er noch König von Neapel war, wurde ein Officier zu Tode verurtheilt, deſſen Sohn neuerdings bei der Gefangennehmung Mürats mitwirkte. Dieſer Officier, um den Tod ſeines Vaters zu rächen, ſuchte die Bildung des Kriegsgerichts über Mürat zu beeilen, ſo daß, als ein Kurier von Neapel ankam, welcher die Weiſung mitbrachte, wie der Gefangene ferner behandelt werden ſolle, das Todesurtheil an ihm bereits vollſtreckt war.

In London werden bereits Wetten von Zehn gegen Eins gemacht, daß der König Ludwig in drei Monaten ſeine Krone niederlegen würde. — Alſo auch dergleichen gehört dort zu der Politik des Handels!

Ein neuer, in Tübingen erſchienener Karten Almanach hat ſehr intereſſante neue Karten. Die vier Könige von Pique, Treff, Caro, Coeur ſind Wellington, Kutuſow, Schwarzenberg und Blücher. Letzterer iſt der Coeur-König. Die vier Damen ſind die vier Mächte, nämlich Treff Rußland, Pique England, Caro Oeſtreich, Coeur Preußen; die vier Buben ſind — ein Bergſchotte, ein Koſack, ein Tyroler und ein Lützowſcher Jäger. — Eben ſo ſchön, wie dieſe Andeutung iſt, eben ſo könnte ſie n Schrift ſehr intereſſant ausgeführt werden.

In Frankreich bekam jüngſt ein Poſtofficiant Händel mit ſeinen Kollegen, weil er ein Werk „über die Mißbräuche in der Poſtverwaltung“ unter der Feder hatte. Er wurde ſogar von ihnen gemißhandelt, eigentlich aber iſt zu wünſchen, daß er dieſe Mißbräuche, welche die ganze bekannte Welt mit Verdruß bemerkt, an den Tag legte, um der gerühmten Freiheit der Völker die Brille zu zeigen.

Welches Vermögen die Napoleons in fremden Fonds haben, davon bemerken wir hier nur eine große Kleinigkeit. Joſeph Buonaparte, Ex-König von Spanien, iſt jetzt in Nordamerika angekommen. In Newyork hat er dreimal hundert tauſend Quadroupel gewechſelt, und ſpäterhin eine Anweiſung auf ein Londner Handelshaus für zweimal hundert tauſend Pfund gegeben. Wird dieſe Anweiſung honorirt, ſo iſt dieſes der ſicherſte Beweis dafür, daß das Geld der Napoleons in engliſchen Fonds arbeitet — eine Behauptung, welche man bis dahin immer für überklug ausgeſchrien hat.

Auf dem Marſch von Orleans nach Paris zurück kam ein preußiſches Piquet ſehr ermüdet in einem Meierhofe in das Nachtquartier. Der Hof war freilich etwas überlegt, und durch die frühern Durchmärſche ſchon ausgezehrt. Indeß freuten ſich doch die Soldaten, als ſie gewahr wurden, daß in der Küche ein großer Keſſel mit Fleiſch ſiede. Ein alter, erfahrner Krieger prüfte indeſſen, was denn das für Fleiſch ſei, und er bekam es heraus — daß ein alter Eſel, der nicht mehr fortgekonnt, geſchlachtet ſei, und daß die fremden Gäſte jetzt Eſelbouillon bekommen ſollten. — Da wurde denn nun freilich dem Wirth gemüthlich zugeſprochen, ſo daß derſelbe aus ſeinem Hauſe flüchten mußte. Nun wurde der Keller aufgeſchlagen, und da fand man denn noch hinreichende Vorräthe.

Es iſt zwar allerdings ſehr unrecht, wenn der Militair in dem befreundeten Lande etwas tumultuariſch verfährt; allein eine zu große Strenge gegen ſolche Raufbolde erbittert, und man muß erwägen, daß Raufbolde immer Raufbolde bleiben müſſen, und nicht pädagogiſch erzogen werden können; man muß erwägen, daß man mit aller Pädagogik und Philantropie auch nicht einen einzigen tapfern Soldaten in das Feld ſtellt.

Wie ſtrenge von den Ueberſtändern mancher Regierung in dieſer Hinſicht verfahren wird, um die Pflanze in der Blüthe zu erſticken, davon nur ein Beiſpiel.

In C . . . kamen zwei Officiere an, welche beide als Freiwillige jetzt wieder Dienſte genommen hätten, und wovon der eine, W . . . . bereits ſiebzehn Wunden aufzuzeigen hatte. Sie mochten wohl bei ihrer Ankunft bereits einen Trunk über den Durſt gethan haben, und waren etwas ungeſtüm. Eine Beſchwerde, welche gegen ſie einlief, veranlaßte den commandirenden General von B . . . ihnen Stubenarreſt geben zu laſſen. Am Abend des dritten Tages zogen ſie Civilkleider an, und durchſtreiften die Stadt. — Der General erfuhr dies, und machte am folgenden Tage bei der Parole bekannt, daß die beiden Officiere W . . . und G . . . cum infamia caſſirt wären.

Vielleicht hätten die Officiere wegen dieſer Leichtfertigkeit nicht das mehr als polniſche Urtheil gehört, wenn ſie Stammbäume aufzuweiſen gehabt hätten. Der eine von ihnen, W . . ., klopfte, indem er an der Maſſe der übrigen Officiere vorüber ging, als ihm die Willkührlichkeit des Generals bekannt gemacht war, an ſeinen Reiterſäbel, als wenn er hätte ſagen wollen: „durch dieſe Heimkehr zu nobler Schwerfälligkeit wird dem Vaterlande mancher tapfere Degen geſtohlen, der bald in der Nachluſt ſich ergehen wird!“

Von der, in ganz Deutſchland mit dem ungetheilteſten Beyfall aufgenommenen Zeitſchrift:

Neue Fackeln.

Ein Journal in zwangloſen Heften

iſt ſo eben das 12te und letzte Heft erſchienen und nebſt den frühern Heften à 1 Rthlr. in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben. Diejenigen, denen dieſe intereſſante Schrift etwa noch unbekannt ſein ſollte, mag folgender Inhalt aller 12 Hefte von deren Reichhaltigkeit überzeugen:

Erſtes Heft.

1. Napoleons gänzliche Unterdrückung der Preßfreiheit. 2. Der Marſchall Ney und General

Vandamme. Zwei biographiſche Skizzen. 3. Bruchſtück eines Schreibens aus Halle nach der Schlacht daſelbſt im Frühjahr 1813. 4. Ueber grobe Beſtechlichkeit der Staatsdiener im ehemaligen Königreich Weſtphalen. 5. Napoleons ſchändliche Intriguen, ſich der Perſon des Königs von Spanien zu bemächtigen. 6. Napoleon und Cronwell. Eine Parallele.

Zweites Heft.

1. Beleuchtung und Widerlegung eines ſchändlichen Libells des geheimen Juſtizrath Crome in Gießen. 2. Der Kardinal Feſch, Oncle des Kaiſers Napoleon. Biographiſche Skizze. 3. Schreiben eines Deutſchen aus Paris. 4. Napoleon, wie er iſt. 5. Ueber unverſchämte Rabuliſterei einiger Procuratoren und Advocaten im ehemaligen Königreiche Weſtphalen. — Merlin, Kaiſerl. General-Procurator in Paris. 6. Wodurch iſt Napoleon das geworden, was er war und was er jetzt iſt?

7. Joachim Napoleon, König von Neapel (ſonſt General Mürat). Biographiſche Skizze. 8. An Napoleon. 9. Sind dem Kaiſer Napoleon die Erpreſſungen und Bedrückungen bewußt, die von ſeinen Generälen und Commiſſairen verübt wurden? 10. Schreiben aus Caſſel im October 1814. 11. Der große Geiſt. 12. Anecdoten vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe und deren Umgebungen.

Drittes Heft.

1. Zwei merkwürdige Beiſpiele vom Geſchäftsgange im ehemaligen Königl. Weſtphäliſchen Miniſterio des Innern. 2. Fouché, Herzog von Otranto, Kaiſerlich-Franzöſiſcher Polizeiminiſter. Charakteriſtik deſſelben. 3. Ueber das franzöſiſche Domainenweſen in fremden Staaten, vorzüglich im ehemaligen Königreich Weſtphalen. 4. Brief aus Paris, im November 1813. 5. Napoleons unverſöhnlicher Haß und

Rachſucht. — Sein abſcheuliches Kriegsgericht. 6. Skizze ehemalig weſtphäliſcher Rechtspflege und Finanzadminiſtration. 7. Louis Napoleon, ſonſt König von Holland. Charakteriſtik deſſelben. 8. Malchus, vormals weſtphäliſcher Finanzminiſter. Biographiſche Skizze. 9. Buonaparte und die Mufti's in der Pyramide des Cheops. 10. Hieronymus Napoleon, ehemaliger König von Weſtphalen. Biographiſche Skizze. 11. Reminiſcenzen und Confrontationen. 12. Anecdoten und Characterzüge vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe.

Viertes Heft.

1. An Manche, in Betreff der Fackeln. 2. Der Raub der Victoria, vom Brandenburger Thore in Berlin, durch die Franzoſen. 3. Das Univerſitäts- und Schulweſen im ehemaligen Weſtphalen, nebſt einer Darſtellung der Urſachen, welche die ſchändliche Behandlung un Aufhebung der Univerſitäten Halle und Helm

ſtedt herbeiführen. 4. Schreiben des Admirals Villeneuve an Napoleon, am Morgen ſeines Selbſtmordes im April 1806. 5. Ueber das unerhörte Verſchleudern der Domainen und anderer Königlichen Güter im ehemaligen Weſtphalen. 6. Das Betragen und die Erpreſſungen der Franzoſen unter dem General Mortier im Churfürſtenthum Hannover, während der Occupation im Jahr 1803. 7. Die Deutſch-Franzoſen im ehemaligen Königreiche Weſtphalen. 8. Sonderbares Beiſpiel von weſtphäliſcher Bureaucratie, bei dem Verkauf einer Civilſtelle. 9. Noch Etwas über Malthus. 10. Lucian Bonaparte. Characteriſtik deſſelben. 11. Die Dorfmunicipalitäten und deren oft poſſierliche Zuſammenſetzung im ehemaligen Weſtphalen. 12. Anecdoten und Characterzüge vom franzöſiſchen und ehemaligen weſtphäliſchen Hofe und deren Umgebungen.

Fünftes Heft.

1. Grobe Betrügerei eines weſtphäliſchen Notars.
2. Attila und Napoleon, wer war der Beſte?
3. Grauſame Härte eines weſtphäliſchen Maire

4. Die ökonomiſche Lage der Prediger in den ehemaligen weſtphäliſchen Staaten. 5. Wie kam es, daß die Franzoſen in unſern Tagen faſt allgemein gehaßt wurden? 6. Characteriſtiſche Beiträge zur Kenntniß eines wahrhaft idealiſchen Staatsdieners im ehemaligen Weſtphalen. 7. Schändliche Handlung eines weſtphäliſchen Friedensrichters. 8. Wie erſcheint uns Napoleon im Laufe der neueſten Ereigniſſe? 9. Beiträge zur Finanzgeſchichte des verſchwundenen Königreichs Weſtphalen, von dem ehemaligen Staatsrath Fr. Ludw. v. Berlepſch. 10. Bedrückungen des Geiſtes, welche ſich die Franzoſen in Deutſchland erlaubt haben. 11. Ueber die Municipalverwaltung in den Städten des vormaligen Königreichs Weſtphalen. 12. Was mußten die Franzoſen von dem Triumphe ihrer Sieger erwarten, und was iſt ihnen wiederfahren? 13. Wieland und Jeſaias. Ein prophetiſches Wort, gedeutet auf Niclas Bonaparte.

Sechſtes Heft.

1. Beiträge zur Beförderung des Ruhms der weſt-

phäliſchen Juſtizverwaltung. 2. Bruchſtück aus den Papieren des Herzogs von Urſel in Brüſſel. Ein Beitrag zur Characteriſtik Napoleons. 3. Napoleonide. 4. Schändliche Beiſpiele franzöſiſcher Grauſamkeiten. 5. Ueber Beſtechlichkeit im verblichenen Königreich Weſtphalen. 6. Geſtändniſſe des Einſiedlers von Elba. 7. So war es, ſo iſt es, ſo wird es ſein!

Siebentes Heft.

1. Welches ſind die Urſachen der ſchlechten Regierung im ehemaligen Königreich Weſtphalen, und wem ſind ſie vorzüglich zur Laſt zu legen? 2. Napoleon Buonaparte, ein lebendiges Denkmahl fürſtlicher Großmuth auf der Inſel Elba. 3. Das Neueſte aus Paris. Nach einem Privatſchreiben. 4. Der Orden der Ehrenlegion und der Orden der weſtphäliſchen Krone. 5. Etwas über die Ehrenbezeugungen, welche die Buonaparte in Deutſchland erfahren haben. 6. Blicke eines ehemaligen weſtphäliſchen Landpredigers auf die vergangenen Zeiten. 7. Weſt-

phäliſche Reliquien. 8. Etwas über den geheimen Regierungsrath und Profeſſor Crome in Gießen. 9. **Schulze**, General-Commiſſair der hohen Polizei zu Magdeburg.

Achtes Heft.

1. Magdeburg, ein Schauplatz franzöſiſcher Schandthaten. 2. Die Bewunderer und Lobredner Buonaparte's. 3. Noch Etwas über **Schulze**, Generalcommiſſair der hohen Polizei. 4. Des Kapellmeiſters Reichardts Urtheile über Buonaparte und die Franzoſen, im Jahr 1804. 5. Grobe Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten des franzöſiſchen Diviſionsgenerals **Biſſon** und ſeines Gehülfen, des Juden-**Iſrael Rhens** aus Straßburg. 6. Denunciationen, ein Mittel, im ehemaligen Königreich Weſtphalen ſich eine beſſere Stelle im Juſtizfache zu verſchaffen. 7. Auch ein Ritter des Ordens der weſtphäliſchen Krone in ſeinen Winkelzügen. 8. Etwas über die Verſchleuderung der

Domainen, im aufgelößten Königreich Weſtphalen. 9. Ruhmwürdiges Benehmen eines kaiſerl. Domainenpächters in dem ehemaligen Königreiche Weſtphalen. 10. Hamburg, ein Schauplatz franzöſiſcher Unthaten. 11. Verübte Grauſamkeiten der Franzoſen in Moskau. 12. Wie müſſen die Männer beſchaffen ſein, die eine, unter der ehemaligen weſtphäliſchen Regierung geſunkene Stadt wieder heben und mit glücklichem Erfolg deren Beſtes befördern ſollen? 13. Vergleichungen.

Neuntes Heft.

1. Geſchichte der ehemaligen franzöſiſchen Adminiſtration in einem deutſchen Gränzdepartement. (Herzogthum Oldenburg.) 2. Napoleons Benehmen auf dem Transport nach der Inſel Elba und während ſeines Aufenthalts daſelbſt. Von einem Augenzeugen. Aus dem Engliſchen. 3. Schneller Anwachs und plötzlicher Verfall der franzöſiſchen Herrſchaft des Continents.

4. Der baierſche Staatsminiſter, Graf von Montzelas und der Graf Reiſach-Steinberg. 5. Correſpondenz zweier Mairie-Secretairs im ehemaligen Weſtphalen.

Zehntes Heft.

1. Ueber Gensd'armerie und geheime Polizei in Weſtphalen. 2. Ueber den mündlichen Vortrag und die Oeffentlichkeit der Gerichte im Königreich Weſtphalen. 3. Parallelen zwiſchen Napoleon und andere, in der Geſchichte genannten Männer. 4. Wie würde ein Königreich Weſtphalen im Jahre 1817 ausgeſehen haben? 5. Humanität des Preußiſchen Regierungsſyſtems. 6. Napoleon war nie Republikaner im edlen Sinne des Worts, vielmehr war er nur ein Glücksritter. 7. Buonaparte's Entweichung von der Inſel Elba und der Einfluß dieſer merkwürdigen Begebenheit auf die politiſche Lage Europa's.

Eilftes Heft.

1. An die Leſer der neuen Fackeln. 2. Unterſchied zwiſchen erzwungener und freiwilliger Geburtstagsfeyer. 3. Einige Reiſeabentheuer des unvergeßlichen Königs Hieronymus von Weſtphalen. 4. Ueber die geheimen Franzoſenfreunde in Deutſchland. 5. Napoleon und der Alte vom Berge. 6. Dürften nicht alle, von dem König von Weſtphalen veräußerten Nationalgüter zurückgefordert werden? 7. Schreiben Napoleon Buonaparte's an ſeinen Schwager Joachim. 8. Geheimes Conſeil in einer ehemaligen Reſidenz. 9. Weſtphäliſche Knackmandeln. 10. Anecdoten.

Zwölftes und letztes Heft.

1. Noch einige Notizen über die Gründung Weſtphalens. 2. Das Betragen des franzöſiſchen Militairs in Deutſchland, während der Jahre 1806 bis 1813. 3. Ueber den Nachtheil der

ehemaligen weſtphäliſchen Regierungsverfaſſung für den Predigerſtand. 4. Beiträge für den künftigen Biographen Napoleons. 5. Scenen aus den Hofhaltungen der Napoleons. 6. Das goldene Zeitalter der Dorfkantoren unter der weſtphäliſchen Regierung. 7. Noch einige weſtphäliſche Knackmandeln.

Leuchtkugeln.

Ein Journal

in

zwangloſen Heften.

Dritten Bandes zweites Heft.

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Schiller.

Quedlinburg, 1815
in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

I.

Betrachtungen über Mürat's endliches Schickſal. *)

Non, qui profundum Danubium bibunt,
Edicta rumpent Julia; non Getae,
Non Seres, infidive Persae,
Non Tanaim prope flumen orti.
Horat. Carm. Lib. IV. Od. XV.

Mürat, der Schwager Napoleon Buonoparte's, indem er deſſen Schweſter Caroline ſich hatte antrauen laſſen, eröffnete ſeine politiſch-nennenswerthe Laufbahn damit, daß er Gouverneur von Paris war. Bekannt und beliebt bei der franzöſiſchen Armee als ein guter General der Kavallerie, wurde er von ſeinem kaiſerlichen Schwager bemerkbar hervorgezogen zu jener Zeit, wo Napoleon in großem Schimmer die Rückerinnerungen an dunkle Geburt zu verbergen ſuchte, und Mürat, der für einen der ſchönſten Männer in der Armee galt, der zugleich auch vielleicht — was viel ſagen will! — der eitelſte Mann in der Armee war, eignete ſich ganz dazu, einen Schimmer mehr über die Herrſchaft der Napoleoniden zu verbreiten.

---

*) Es würde Wiederholung ſein, aus dem frühern Leben

Kaiſer Napoleon ernannte ihn, dem er als General der Reiterei in den verſchiedenen nordiſchen Feldzügen viel zu verdanken hatte, zum Großherzog von Berg, und dann, als Joſeph, Napoleons

---

Joachim Mürats ein mehreres anzuführen. Wir verweiſen desfalls auf — neue Fackeln 2tes Heft — geheime Geſchichte des Hofes von St. Cloud — Joachim Murat, Roi de Naples Relation circonstantiée de ses forfaits. Paris 1815. u. a. m.

älterer Bruder, der vielleicht der Beſonnenſte von allen ſein dürfte, dazu beſtimmt war, den kurzen Königstraum in Spanien zu träumen, wurde Mürat, bereits unter dem Namen Joachim bekannt, nach Neapel verſchoben, nebenbei auch, was eigentlich der Hauptzweck war, das Großherzogthum Berg dem franzöſiſchen Reich einverleibt. — Die Einwohner von jenem Großherzogthum müſſen übrigens, mitunter ſogar unwillkührlich einräumen, daß Mürat den beſten Willen hatte, die Liebe ſeiner Unterthanen zu gewinnen, und daß er die Anlagen, welche in ihm waren, eifrig dahin zu entwickeln bemüht war, ſeinem Range zu entſprechen.

Daß er in dem Königreich Neapel kalt aufgenommen wurde, daß er dort mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, das war zu erwarten, um ſo mehr, da der vertriebene Königshof in Sicilien, der Küſte von Kalabrien gegenüber, ſeine Emiſſärs hatte, die in einem, von der Natur zum Müſſiggang geſchaffenen Lande, leicht Anhänger fanden. Die Neuheit der Sache indeß, welche überall ihre Parthei findet, verſchaffte auch dem König Mürat eine Art von Sicherſtellung, um ſo mehr, da von Sicilien ab nicht einmal ohnmächtige Verſuche geſchehen, wodurch ſich die Ohnmacht oder das blinde Vertraun auf die Zukunft, von jenem Hofe beurkundete. Einige Verſuche Mürats, auf Sicilien zu landen, ſcheinen mehr zu jener beabſichtigten Abentheuerlichkeit, die Aufmerkſamkeit der Völker von dem wahren Zweck abzulenken, als zu einer unmittelbaren, wohl vorbereiteten Staatsnothwendigkeit zu gehören.

In Neapel ſtellte ſich indeſſen Mürat immer feſter, und er ging mit dem Plan um, ſich von Frankreich unabhängig zu machen, als Protector eines italieniſchen Bundesvereins aufzutreten. Seine desfalſigen Einverſtändniſſe mit den afrikaniſchen Küſtenſtaaten, mit der ottomanniſchen Pforte, und, wie man behauptet, auch mit England, waren bereits eingeleitet, als der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland im Jahr 1812 ausbrach. — Der franzöſiſche Kaiſer wußte ſehr wohl, daß Mürat ohne beſondere Veranlaſſung nicht wieder einen Oberbefehl über die franzöſiſche Reiterei übernehmen, vielmehr ſeine Selbſtſtändigkeit behaupten wolle, und als er bereits Paris verlaſſen hatte, bekam Mürat eine Einladung, ſogleich nach Paris zu kommen. Dieſer hatte nichts eiligers zu thun, als Folge zu leiſten, und in Paris fand er eine Einladung vor, nach Berlin zu eilen. Er gehorſamte, und erfuhr nun in Berlin, daß er in dem neuen Kriege einen Oberbefehl übernehmen ſollte.

Hier, in Berlin, verſchaffte er ſich nun durch den franzöſiſchen Geſandten ein Darlehn von 40,000 Thaler, um ſeine Feldequipage in Stand zu ſetzen — weil er auf dieſes alles nicht vorbereitet geweſen war, — und eilte dem Feldlager des Kaiſers nach. Es iſt bekannt, daß Napoleon ihm, als er ſelbſt die Armee auf dem Rückzuge von Moskau verließ, die Führung der Bewegungen anvertraute, und daß Mürat, ſei es nun Unkunde in der Kunſt, einen Rückzug gut zu leiten, oder ſei es Drang der Nothwendigkeit geweſen, die Trümmer einer Armee, welche nicht leicht jemals glänzender im Felde erſchienen war, den größten Gefahren und Ermüdungen ausſetzte. — Der franzöſiſche Kaiſer, wahrſcheinlich, um die Schuld des verunglückten Feldzuges in das Innere von Rußland von ſich abzuwälzen, ließ in dem Regierungsblatt erklären, Mürat möge ein guter Reiter ſein, aber er habe bewieſen, daß er eine Armee nicht zu führen verſtehe, — und der junge Viezekönig von Italien, Eugen

Beauharnois löſete ihn im Oberbefehl ab, brachte auch mit gutem Erfolg die waffenfähigen Truppen bis an die Gränze des befreundeten Sachſens, wo zuerſt wieder eine Widerſtandslinie gebildet werden ſollte.

Jene Kränkung beſtimmte Mürat, noch Neapel zurückzugeben, um ſo mehr aber von der Sache Napoleons abzufallen, da er wußte, daß bereits ein Decret entworfen ſei, wonach das Königreich Neapel mit dem franzöſiſchen Mutterlande unmittelbar vereinigt werden ſolle. Das Kriegesglück der verbündeten Mächte gegen Frankreich war damals noch ſchwankend, wenigſtens ließ das Reſultat der Kraftanſtrengungen ſich noch nicht beſtimmt angeben, und eben ſo ſchwankend war daher auch Mürats Politik. Die Zweideutigkeit, mit welcher er im Kabinet handelte, machte ihn allen Parthein gehäſſig; niemand konnte und mochte Vertraun zu ihm faſſen, das Mißliche ſeiner Lage war zu offenkundig, als daß er hätte einen Schimmer darum verbreiten können.

Als Frankreichs Lage immer mißlicher wurde, und im Verfolg der Leipziger Schlacht die Alliirten über den Rhein gingen, ſo ſchloß er am 11ten Januar 1814 einen, früherhin durch den Graf Neiperg eingeleiteten Tractat mit Oeſtreich, wonach ihm die Krone von Neapel anerkannt, eine Ausſöhnung mit England herbeigeführt, und von ſeiner Seite ein Auxiliarcorps von 30,000 Mann gegen Frankreich versprochen wurde. Die Ratification dieſes Tractats verzögerte ſich öſtreichiſcher Seits; er zögerte daher mit den Bewegungen ſeiner Armee. Durch ein Schreiben des Kaiſer Franz vom 4ten Februar erfolgte die Ratification, und nun nahm Mürat mit ſeinen Truppen ſogleich Reggio in Beſitz. Die franzöſiſch-italieniſche Armee unter Eugen Beauharnois kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit. An der Wahrheit ſeiner Geſinnungen mußten aber die Oeſtreicher zweifeln, da Mürat in Reggio ein bedeutendes franzöſiſches Corps entwiſchen ließ, und da er, als Napoleon im Februar an der Marne mehrere Vortheile gewonnen hatte, zu dem franzöſiſchen Conſul in Ancona ſagte: „nur der Drang der Nothwendigkeit habe ihn jetzt für die Sache der Alliirten beſtimmt, da die Engländer Neapel bedroheten.“ – Außerdem war der Briefwechſel zwiſchen Mürats Gemahlin und dem franzöſiſchen Kaiſer ununterbrochen, und letzterer ſagt unter anderm in einem Briefe an Mürat:

„Sie haben mich zwar ſeit Ihrer Abreiſe von Wilna feindſelig behandelt; es ſoll aber nicht mehr die Rede davon ſein. Der Königstitel hat Ihnen den Kopf verdreht; wollen Sie ihn behalten, ſo führen Sie ſich von jetzt an darnach auf!“

Mürat ging jetzt mit dem kühnen Plan ſchwanger, in eignem, ſelbſtſtändigen Namen bis an den Po vorzudringen, und brachte die Idee von einer Einheit Italiens nicht ohne Erfolg in Umlauf. Selbſt nach Napoleons Thronentſagung (11ten April 1814.) beſetzte er die päbſtlichen Marken, verſtärkte ſeine Armee, und ſann, während bei dem eröffneten Wiener Kongreß das Haus Oeſtreich nach Italien hinſchaute, während die Häuſer der Bourbons, nämlich das neuere Frankreich, Spanien und Sicilien dort ſeine Stimmen nicht anerkennen wollten, darauf, ſich zum Herrn von Italien zu machen. Die erſten Wortführer des Wiener Congreſſes ſcheinen, da ſie Mürat als König von Neapel wiederholt anerkannt hatten, über die Proteſtation, beſonders des Hofes beider Sicilien, in nicht geringer Verlegenheit geweſen zu ſein, und Mürat ſchlug das Anerbieten, Neapel mit Sardinien umzutauſchen, aus, betrieb vielmehr durch die Prinzeſſin Borghefe geheime Unterhandlungen mit dem verwieſenen Napoleon, während er auch in Oberitalien eine Verſchwörung einzuleiten gewußt hatte.

Mürats Armee rückte an die Gränzen, und als er am 5ten März 1815 von Napoleons Entkommen von Elba Nachricht erhalten, ließ er in einer diplomatiſchen Note erklären, daß er dem Syſtem der alliirten Mächte getreu bleiben würde; — zugleich aber ſandte er den Graf Beaufremont an Napoleon. — Bald darauf ließ er dem Pabſt erklären, „er ſehe Napoleons Sache als die ſeinige an, und wolle bald beweiſen, daß ſie ihm nie fremd geweſen.“ Zugleich beſetzte er den Kirchenſtaat, und, von Napoleons Einzug in Paris benachrichtigt, ließ er in Wien erklären, er werde ſich nie von Oeſtreich trennen, während er am 30ſten März den Rubicon überſchritt, und in einer Proclamation die Italiener aufforderte, jedes fremde Joch abzuſchütteln.

Die Sachen in Frankreich waren zu ernſthaftem Anſehen geworden, als daß man nicht jetzt in Wien gegen Mürat eine gemäßigte Sprache hätte führen ſollen. Graf Neipperg war beauftragt, dem Mürat die Garantie von Neapel zu überbringen, unter der Bedingung, daß er aufrichtigen Antheil an dem neuen Kriege gegen Frankreich nehme. Mürat empfing dieſes Anerbieten, als er bereits bis Parma vorgerückt war, und ſagte: „es iſt zu ſpät! Italien will frei ſein, und ſoll es werden!"

Ohne Kriegserklärung hatte Mürat den Krieg gegen die öſtreichiſchen Truppen bereits eröffnet. Der Feldzug wurde von ihm mit gutem Erfolg eröffnet, denn die Oeſtreicher, in ihrem weit ausgedehnten Cantonirungen überfallen, mußten ſchnell das rechte Ufer des Po räumen und beſonders in Bologna wurde Mürat mit großem Enthuſiasmus aufgenommen. Ueberall betrachtete man ihn als den Gründer der Unabhängigkeit Italiens.

Der öſtreichiſche General Frimont concentrirte ſeine Armee zwiſchen Caſal-Maggiore und Pladeno; andere Stellungen waren bei Placenza und Chiari eingenommen. Während Mürat, ſeinen Uebergang über den Po zu bewirken, gegen Placenza einen falſchen Angriff machte, zog ſich ſeine Hauptmacht auf Ferrara, um bei Ochiobello überzugehen, und ſo die Oeſtreicher zu flankiren.

So klug dieſer Plan auch erſonnen war, ſo fehlten doch die Streitkräfte zu einer guten Ausführung. Der Verſuch auf den Brückenkopf von Ochiobello mißlang, und unterdeß fiel der öſtreichſche General Bianchi auf den linken Flügel der neapolitaniſchen Ausdehnung, während General Mohr ſich auf den rechten Flügel warf, und Ferrara wieder beſetzte. Auch ſchlug General Stahremberg die Neapolitaner bei Carpi zurück, die Stellungen an der Suchia und am Penaro konnten nicht behauptet werden; der Rückzug war allgemein.

So wenig auch Mürat bei dieſen einzelnen Gefechten an Mannſchaft verlor, ſo bedeutend war doch ſein Verluſt um deswillen, weil das Vertrauen der Länder und der Armee nunmehr hinweg war, weil eine Menge von Abentheurern, die den erſten Erfolg abgewartet hatten, ſich nunmehr zurück zog. Dazu kam, daß der franzöſiſche Kaiſer, ohnerachtet in dieſem Augenblick die Gewalt in ſeinen Händen war, Mürats Expedition nicht mit dem Nachdruck unterſtützte, den die Sache erforderte. Weniger perſönlicher Unwille als vielmehr das Verſprechen, welches Napoleon gegeben hatte, ſich nicht in fremde Händel miſchen zu wollen, war die Veranlaſſung, daß Mürat, ſtatt einer franzöſiſchen Hülfsarmee nur — einen Geſandten empfing. In Grenoble wurden freilich Zurüſtungen für ſeine Sache betrieben, aber mit einer Langſamkeit, die zu auffallend war, als daß die Abſicht nicht hätte durchſchaut werden können. Zuletzt aber war auch die Verſprechung, welche Mürat den Italienern gemacht gehabt, nicht in Erfüllung gegangen. Er hatte nämlich erklärt, ſein Unternehmen werde von den Engländern begünſtigt, und nichts deſto weniger lagen jetzt die engliſchen Schiffe vor den neapolitaniſchen Häfen.

Mürat glaubte ſich indeß noch im römiſchen Gebiet halten zu können, und während er in Rom ſelbſt die Zeit mit Entwerfung lügenhafter Berichte und pomphafter Proclamationen hinbrachte, vernachläſſigte er den erſten Beruf des Feldherrn. Die Päſſe in den Apenninen ließ er unbeſetzt, ſtellte ſich im Kirchenſtaat feſt, und wurde unterdeß über Florenz und Arrezzo umgangen. Ueberall gedrängt, verſchanzte ſich Mürat bei Ceſena mit einigen 20,000 Mann, einen Waffenſtillſtand anbietend, der abgeſchlagen wurde. Darauf zog er ſich auf Rimini zurück.

Jetzt erkannte er die Abſicht der Oeſtreicher, ihn von Neapel gänzlich abzuſchneiden, und er eilte, auf der Chauſſee von Foligno nach Neapel ſich zu werfen. Bei Macerata griff ihn aber General Bianchi, der ihm zur Seite marſchiert war, an, und das Waffengemenge dauerte zwei Tage. Mürat ſelbſt focht in dieſer Schlacht mit der Beſonnenheit und Berechnung, welche er in großen Schlachten ſeines frühern Lebens bereits gezeigt hatte, und ſelbſt der Feind mußte ſeinen Anordnungen, ſeiner Ausdauer die größte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Allein er verrechnete ſich in dem Character, in dem kriegeriſchen Schwung ſeiner Soldaten, ſeiner Waffengefährten. Ungetreu verließen ſie ihren Führer, dem ſie den Eid der Treue geſchworen hatten, und um ſo zuverſichtlicher, da der nächſte Pfarrer von dem gebrochenen Schwur Ablaß geben konnte.

Mürat mußte mit den Trümmern ſeiner Armee flüchten, auf der Flanke beobachtet, im Rücken ſtark bedrängt, von den Trümmern ſeiner Armee kaum noch unterſtützt, ſo daß er die feſten Stellungen von Tranto und Pescara nicht einnehmen konnte. Bei dieſer Flucht löſete ſich ſeine Armee von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde immer mehr auf, da gemeine Seelen nur dem augenblicklich' waltenden Sterne folgen, und ſelbſt ſeine eigne Equipage kam in die Hände des Feindes.

Am 3ten Mai 1815 beſetzte General Bianchi Aquila. Seine Proclamation, welche er von hieraus an die Neapolitaner erließ, verſprach Amneſtie, und enthielt eine Aufforderung an die Neapolitaner, Mürats Fahnen zu verlaſſen, indem Oeſtreich mit dem König beider Sicilien, Ferdinand dem Vierten, einen Tractat geſchloſſen, und letzterer, von den Engländern unterſtützt, ſich beeilen werde, ſein rechtmäßiges Königreich, Neapel, wieder in Beſitz zu nehmen. Der öſtreichiſche Succurs war nun auch bereits überzählig, und der Kronprinz Leopold zog über Florenz her, um in Neapel einzurücken. Jetzt revoltirten alle Provinzen von Fondi bis Gaeta, und eben ſo beide Kalabrien. Die rothe Fahne des Bourboniden, Ferdinand des Vierten wehete überall. Auf neapolitaniſchem Boden iſt dieſer Aufruf zu

Willkühr von gefährlicher Bedeutung, und ſelbſt die Lazaroni trieben wieder ihr gefährliches Spiel der Freibeuterei bis in die Gebiete des Kirchenſtaates.

Mürats Schickſal ſchien entſchieden zu ſein. Die Reſidenz ſtand noch für ihn. Seine Gemahlin waltete dort, und ſie bewies ſich dem kriegeriſchen Geiſt ihres Bruders würdig; eine neue Armida trat ſie auf! Als auch hier die Sehnſucht nach dem alten Fürſtenhauſe den Ton angab, und die Meinung laut ausſprach, ließ ſie die Feſtungen Capua und Gaeta ſtark rüſten und beſetzen, und bewaffnete für ihres Gemahls Sache die Lazaroni. Mürat ſelbſt indeſſen, jetzt nur noch von Franzoſen, von Abentheurern aus der Lombardei und von Corſen umgeben, ſchwärmte in der Gegend von Abruzzo.

Am 20ſten kam Mürat mit einer ſehr kleinen Begleitung in Neapel an, und empfing ſeine Gemahlin mit den Worten: „Madame, ich habe nicht ſterben können!“

Die Königin, die Miniſter, der ganze Hof war in den tiefſten Schmerz verſunken; im Lande ſelbſt ſich jetzt noch Hülfsquellen zu verſchaffen, das war unmöglich. Den letzten Verſuch friedlicher Unterhandlungen machte der Marquis de Gallo, indem er vor Capua eilte, und mit dem öſtreichſchen General Bianchi eine Unterredung bewirkte. Bianchi wollte ſich indeß zu weiter nichts verſtehn, als zu einer Militair-Convention, von welcher die Perſon des Königs Mürat ſelbſt ausgeſchloſſen ſein ſollte. Dieſe Bedingungen einzugehen, war unmöglich, und der Marquis de Gallo kehrte unverrichteter Sache nach Neapel zurück. Nach langen Beredungen blieb aber zuletzt doch nichts weiter übrig, als die Militair-Convention anzunehmen, nach welcher die Neapolitaner die Waffen niederlegen, und Ferdinand den Vierten als Monarchen anerkennen ſollten. Am 21ſten deſſelben Monats beſetzten die Oeſtreicher Capua, und der 23ſte war dazu beſtimmt, ſie in Neapel einrücken zu ſehen.

In Capua brach vor dem Einmarſch der Oeſtreicher ein Aufruhr aus, der ſich aber ſogleich in einen allgemeinen Jubel umwandelte, als die aufgelöſeten Truppen erfuhren, daß ſie Ferdinand dem Vierten huldigen ſollten. Das Volk zog den Oeſtreichern entgegen, die hohe Geiſtlichkeit an der Spitze. In großem Triumph zog General Bianchi ein, die Stadt war geſchmückt wie zu einem Freudenfeſt, und Capua's Benehmen machte einen großen Eindruck auf die umliegende Gegend, auf die Hauptſtadt ſelbſt.

Hier zeigten ſich ſchon am 20ſten Spuren der Empörung, nicht gegen die Kapitulation mit den Oeſtreichern, ſondern gegen den jetzt in der Stadt noch verweilenden, aufgelöſeten Königshof. Mürat war ſelbſt für ſeine Perſon nicht mehr ſicher, ließ ſich die Haare verſchneiden, den Backenbart abſcheeren, zog einen grauen Kittel an, und entfloh ſo ganz allein. Er erreichte glücklich eine leichte Barke, welche für ihn in Bereitſchaft gelegt war, und kam auf der Inſel Iſchia an. Mit derſelben Barke ging er wieder kurz darauf weiter, und erreichte nach einigen Stunden ein Kauffartheiſchiff, welches bereits die Generale Millet und Rocca Romana an Bord hatte. Er hatte einen engliſchen Paß, der auf einen franzöſiſchen, in Neapel verheiratheten Officier lautete, und nach vielen Mühſeligkeiten erreichte er arm, von allem Gelde entblößt, die Küſte des ſüdlichen Frankreichs. Uebrigens aber hatte er in Neapel einen großen Theil ſeiner Schätze in Sicherheit gebracht, denn die Oeſtreicher hatten dem neapolitaniſchen Hofe Zeit genug gelaſſen, Sicherheitsmaaßregeln zu nehmen.

Nachdem der König Mürat entflohen war, ſuchte deſſen Gemahlin Caroline, Napoleons Schweſter, die Stärke zu beweiſen, welche ihre Familie ſich angeeignet hatte. Mit ihren vier Kindern ging ſie in die Kapelle des Schloſſes, betete inbrünſtig, und kehrte dann in das Schloß zurück, nicht abgeneigt, ſich hier auf Tod und Leben zu vertheidigen. Die Bürgergarde gehorchte ihren Befehlen, und ſie handelte mit einer Energie, welche den wohlbekannten, neapolitaniſchen Pöbel im Zaum zu halten vermochte.

Als die Unmöglichkeit, dem Sturm zu widerſtehen, ihr klar gemacht wurde, ſandte ſie ihre Kinder nach Gaeta, und am 21ſten ſchickte ſie den Fürſt Cariati an den bekannten engliſchen Obriſt Campbell, der früherhin auf der Höhe von Elba ſtationirt geweſen, und welcher jetzt mit einer Flotille in dem Golf von Neapel eingelaufen war, um für ſich, ihre Kinder und ihr angebliches Eigenthum den Schutz der brittiſchen Nation in Anſpruch zu nehmen. Die Bedingung des engliſchen Schutzes war die Uebergabe der, damals nicht ſo ganz unbedeutenden neapolitaniſchen Flotte. Mürats Gemahlin hatte kein Bedenken, hierin zu willigen, und der Handel war geſchloſſen. Die Flotte wurde den Engländern nach ſo manchen andern Flotten übergeben, und mit großen Schätzen, der Beute einer langen, ſegenreichen Pfründe, belaſtet, begab ſich Mürats Gemahlin mit ihren vier Kindern, Achill, Lätitia, Luzian und Luiſe, ſo wie nebſt den Generalen Pignatelli, Livre und den Miniſtern Zurlo und Mosburg an Bord des engliſchen Geſchwaders.

Dieſe unwürdige Flucht der Regentenfamilie empörte ſehr natürlich die Gemüther der Neapolitaner, und wer auch bis dahin noch Anhänglichkeit an dieſen Stamm gehabt, der zog ſich jetzt davon zurück, da die gemeine That zu laut ſprach. Der Pöbel und die allbekannten Lazaroni's wüthete feſſellos, ungezügelt in der Hauptſtadt, und die Nationalgarde, 8,000 Mann ſtark, konnte der frechen Willkühr von 50,000 Bettlern und Banditen in einer Stadt von 400,000 Seelen nicht widerſtehen. „Nieder mit den Franzoſen!“ hieß es überall, und dieſer Ausruf gab den Entfeſſelten, den Unwürdigen, das Signal zu Plünderung, Raub, Mord und Mißhandlung aller Art.

Die Unruhen waren bereits auf einen hohen Grad der Ausſchweifung geſtiegen, als General Neiperg von Capua her mit der öſtreichſchen Reiterei erſchien, das Schloß und die öffentlichen Plätze beſetzte, und den Pöbel in ſeine Höhlen zurückjagte.

General Bianchi zog in Neapel ein, und die Ex-Königin Karoline, welche ſich auf dem engliſchen Schiff noch im Golf von Neapel befand, konnte deutlich den Jubel in Neapel über die Thronentſetzung ihres Gemahls hören. General Bianchi reclamirte ſie, als ſie eben nach Antibes ſich einſchiffen wollte. Laut ſprach man gegen den Obriſt Campbell, daß er Napoleon von Elba, Mürat von Iſchia habe entſpringen laſſen, und daß er jetzt bereits die Einſchiffung der Ex-Königin Karoline nach Antibes zugegeben habe. — Admiral Exmouth, der unterdeß mit der ganzen Flotte vor Neapel ſich gelegt hatte, genehmigte auch Campbel's Benehmen nicht, und erkannte die Reclamation des Generals Bianchi als richtig an. Oeſtreichiſcher Seits wurden nun mit Madame Mürat neue Unterhandlungen angeknüpft, und das Reſultat davon war, daß ſie in öſtreichſchen Schutz ſich begab, und nach Trieſt unter Segel ging.

Ohnfehlbar waren es die großen Schätze, welche Madame Mürat bei ſich führte, die den engliſchen Obriſt beſtimmt gehabt hatten, der Madame Mürat ein Aſyl in England zuzuſichern, und ohnfehlbar waren es eben dieſe Schätze, welche öſtreichiſcher Seits die Genehmigung bewirkten, in den Kaiſerſtaaten einen Aufenthalt zu nehmen. — Als die Sachen in Frankreich nach den Schlachten von Waterloo und Belle-Alliance ſich immer mehr zu Gunſten der Verbündeten entwickelt hatten, konnte es der Madame Mürat geſtattet werden, ihre engere Beobachtung in Trieſt zu verlaſſen, und ſie hat in Haimburg, auf dem Wege zwiſchen Wien nach Preßburg eine Campagne für 36,000 Fl. jährlich gemiethet, wo ſie bis in der neueſten Zeit eine Hofhaltung hatte, welche, wenn ſie länger zugegeben würde, vielleicht ein Pasquill auf Hofhaltung werden könnte.

Mürat, der vertriebene, flüchtige König von

Neapel, der zweite Johann ohne Land, kam ärmlich und dürftig in Frankreich an, und obſchon vielleicht Napoleon Buonaparte die alleinige Urſach ſeines Unglücks, ſeiner Bethörungen geweſen war, ſo übte dieſer doch wieder ſeine alte Sitte, nämlich die, das Unglück zu verhöhnen. Mürat ließ ihm nämlich ſogleich Nachricht von ſeiner Ankunft geben, und Napoleon erwiederte, als er den ganzen Verlauf der Sache erfahren hatte: c'est le sort d'un traitre! *)

Es hielt Mürat Mühe, ſich mit Napoleon auszuſöhnen; endlich bekam er die Erlaubniß, nach Paris ſich zu begeben, und bei der Verſammlung des Maifeldes zu präſentiren. Mag es nun ſeyn, daß Mürat immer phantaſtiſch in der Kleidung war, und ſich auf ſeine ſchöne Figur und ſein blühendes Geſicht ſchon immer etwas einbildete, oder mag es ſein, daß der jetzige Kontraſt dem, der ſeine Schickſale kannte, in gar zu großem Widerſpruch mit der prunkvollen Tracht ſtand, — genug, Mürats Er-

---

*) Das iſt das Schickſal eines Verräthers!

ſcheinen auf dem Maifelde, wo er, als vertriebener König dem vertrieben geweſenen Napoleon zur Rechten ſaß, während der andere Bruder, Jerome, gleichfalls ein vertriebener König, zur Linken figurirte, gab zu vielen Spottreden Anlaß. Dieſer Spott der Franzoſen, und die frühern Ereigniſſe in Rußland und Pohlen ſcheinen auch die Urſach davon geweſen zu ſein, daß Napoleon ſeinem Schwager Mürat kein Armee-Corps anvertraute, als er nach Belgien dem Feinde entgegen eilte, ihm, dem er bei Ulm, bei Auſterlitz, bei Jena u. ſ. w. ſehr viel zu verdanken gehabt hatte, und der damals durch geſchickte Märſche und kühne Bewegungen überall es rechtfertigte, daß er ein Kind des Glücks zu ſein verdiene.

Ohne beſonders ſelbſtthätig an den Schlachttagen in Belgien gehandelt zu haben, kehrte Mürat nach Paris zurück, als Napoleons Glücksſtern wiederum untergegangen war, und nachdem Napoleon, während Blücher und Wellington auf Paris anrückten, der Krone entſagt, und die unwürdige Flucht auf ein engliſches Schiff genommen hatte, eilte er über die Loire in das ſüdliche Frankreich. Hier hätte er vielleicht etwas für die Sache ſeines Schwagers, des flüchtigen Kaiſers, thun können, allein eine lange Unterredung, welche er vor der Trennung mit demſelben hatte, ſcheint eine Verabredung enthalten zu haben, die einen gemeinſchaftlichen Plan der nachherigen Operationen Mürats, jetzt jedoch erſt zum Theil, errathen läßt.

Napoleon gab Frankreich auf, ob für immer, das liegt noch unenthüllt im Schooß der Zukunft. Auch Mürat gab die Hoffnung auf, die Dynaſtie ſeines Schwagers in Frankreich aufrecht gehalten zu ſehn, nachdem Lucians Verſuch, den Senat für den minderjährigen Sohn Napoleons zu ſtimmen, vergeblich geweſen war, und als auch im ſüdlichen Frankreich die Nachricht von dem Wiedereinzug Ludwig des Achtzehnten in Paris folgereich ſich verbreitete, ſo hatte Mürat die größte Eil, ein Land zu verlaſſen, wo ihm überall Gefahr drohete. In den abentheuerlichſten Verkleidungen erreichte er die Küſte. Ehe er jedoch dahin kam, hatten ſich ſchon viele Mißvergnügte zu ihm geſellt, und mit neuen Entwürfen ſchwanger, ſchiffte er ſich ein.

Hätte er jetzt blos perſönliche Sicherheit ſuchen wollen, die Alliirten würden ſie ihm nicht verweigert haben, wenn er ihren Schutz erbeten hätte. Die Geſchichte der Nachwelt mag darüber richten, ob er einige Energie hatte, wenn er ſeinen Königstraum nicht ſogleich vergeſſen konnte, nicht vergeſſen wollte. So viel ſcheint wenigſtens gewiß zu ſein, daß, wenn Napoleon wirklich aus Lebensüberdruß an Bord des engliſchen Schiffes ging, und wenn nicht eine von ſeinen bekannten Liſten dahinter ſteckt, die Geſchichte ihm auch den Schein der Größe nehmen wird, welchen die, durch ihn gedrückte Mitwelt ungern anerkennen mag.

Es gelang dem flüchtigen Mürat, mit mehrern unerſchütterlichen Anhängern der Dynaſtie Napoleon, nach Corſica, ſeinem Geburtslande, zu entkommen, und billig frägt man hier wieder, wie es zugegangen, daß die engliſchen Schiffe dieſen gefährlichen Soldatenchef auf jener Inſel konnten landen laſſen.

Zwar kreuzten um Corſica engliſche Schiffe, und es wurden auch mehrere Bourboniſche Truppen dorthin beordert, als man hörte, daß Mürat auf Corſica den Herrn ſpiele, und ſich zu einer Expedition rüſte, von der man noch nicht wußte, ob ſie Frankreich oder das ſüdliche Italien bedrohen ſolle. Von allen Seiten aber hielt man ihn zu wenig gefährlich, als daß mit ſchnellem Ernſt und Nachdruck gegen ihn verfahren wär! Mehr als 400 mißvergnügte Officiere der italieniſchen und der franzöſiſchen Armee hatte er bald um ſich verſammelt und ſeine Emiſſaire ſchlichen bereits in Neapel umher. Die Sache ſchien nun ernſthafter zu werden. Von Ajaccio aus leitete er das Beginnen, ſich in ſein Königreich wieder einzuſetzen.

In Neapel wußte man bereits, daß Mürat in Kalabrien landen, und dort einen Bürgerkrieg veranlaſſen wolle. Zulauf und Partheigänger finden ſich überall, und um ſo günſtiger ſchienen Mürats Ausſichten zu ſein, da Ferdinand der Vierte nicht alle Wünſche ſeiner Unterthanen hatte erfüllen können, und da die Idee der Italiener, ein ſelbſtſtändiges Reich bilden zu können, jetzt erſt zu mehrerer Reife gekommen war, wogegen die Art der Theilung Italiens viele Unzufriedene gemacht hatte.

Der Kaiſer von Oeſtreich, um die Ruhe Neapels zu ſichern, wünſchte Mürat von ſeinem tollkühnen Unternehmen abzuhalten. Er hatte die feine

Schonung, daß er einen ehemaligen Beamten Mürats, Maceroni, zu ihm abſandte, durch welchen er ihm einen ſichern Aufenthaltsort in den öſtreichiſchen Staaten anbieten ließ. Dieſes bewirken zu können, bot ihm Maceroni an, ſich auf einer bei Baſtia liegenden, engliſchen Fregatte nach Trieſt einzuſchiffen, zu welchem Ende er die nöthigen Päſſe überreichte.

Mürat nahm zwar die Päſſe an, indeß erklärte er, wie er ſich vorbehalte, über den Ort ſeines Aufenthalts mit dem Kaiſer ſelbſt unmittelbar in Unterhandlung zu treten. Bald darauf aber weigerte er ſich, an Bord der engliſchen Fregatte zu gehn, weil, wie er ſagte, der engliſche Kapitain in ungebührlichen Ausdrücken ihn dazu aufgefordert habe, die Päſſe aber behielt er an ſich, und in derſelben Nacht, auf den 29ſten September, ſchiffte er ſich zu Ajaccio mit ſeinen Partheigängern und einem Häuflein angeworbner Corſen ein.

Die ganze Flotille beſtand aus ſechs Barken, und der Kapitain erhielt die Anweiſung, nach Tunis zu ſegeln, wohin Mürat gehn zu wollen, erklärte. Ohnfehlbar geſchah dieſes blos, um die

Verfolger zu täuſchen; denn auf der Höhe des Meeres bekam der Kapitain den Befehl, nach der Küſte von Kalabrien hin zu ſteuern.

Dies geſchah. Ein Windſtoß zerſtreute an der Küſte die Flotille, und warf zwei Barken, worunter die war, auf welcher Mürat ſich befand, hart an die Küſte. Ohne auf dieſe unglückliche Vorbedeutung zu achten, landete er bei al Pizzo am 6ten October, wo er das erſte Aufſehn dadurch erregte, daß die Gefäße die Quarantaine nicht hielten.

Ein früheres böſes Omen beachtete er auch nicht. Ein mit ſeinen Schätzen beladenes Schiff, welches von Neapel nach Corſica abſegelte, und viele unzufriedene Neapolitaner, welche bei Mürat Dienſte nehmen wollten, an Bord hatte, war nämlich an der Küſte von Toſkana geſcheitert, ohne daß die Schätze und das Schiffsvolk gerettet werden konnten.

In Pizzo sammelte er ſeine wenigen Waffengefährten um ſich her, erſchien auf dem Marktplatz, ließ ſich von ſeinen Getreuen wieder zum König ausrufen, forderte Pferde, und das erſtaunte und überraſchte Volk gab in dem erſten Augenblick, was es nicht glaubte verweigern zu dürfen. Nun brach er auf, und machte ſich auf den Weg nach Monte-Leone.

Pizzo iſt nur zwölf Meilen von Neapel entfernt. Hätte Mürat dort den gewünſchten Anhang gefunden, oder wären nur die übrigen Barken, welche auf der See verſchlagen waren, mit ihm gelandet, ſo würde er ſchon am dritten Tage vor Neapel geſtanden haben, und was bei ſolch' einem verwegenen Zuge der erſte paniſche Schrecken vermag, das hat die ältere und neuere Geſchichte vielfältig gelehrt.

Kaum hatte er das erſchreckte Pizzo verlaſſen, ſo ermannte ſich zuerſt ein Procurator mit Namen Alcola, rief „Vivat Ferdinand!“ unter das Volk, und ſchnell bewaffnete ſich Alles, was dem König Ferdinand Treue gelobt hatte, um Mürats Häuflein zu verfolgen. Landvolk geſellte ſich noch dazu, und Mürat ſah ſich in ſeinem Zuge gehemmt. Zwei ſeiner Fahrzeuge, der Ochſe und die Scorridoja, welche jetzt im Begriff waren, auch bei Pizzo zu landen und ihm den Rücken zu decken, ſtachen auf jene Nachricht wieder in See, ihn ſeinem feindlichen Schickſal überlaſſend.

Es kam nun zwiſchen Pizzo und Monte-Leone zu einem, freilich ſehr ungleichen Gefecht. Mürat wollte demſelben ausweichen, und ſich wieder an die Küſte hinwenden, allein es war zu ſpät, und jede Vertheidigung war vergebens. Ein Kapitain von ihm, Pernice, ein Officier, den er ſehr ſchätzte, fiel an ſeiner Seite, und er ſelbſt wurde mit acht und ſiebzig Köpfen gefangen. Mit der Piſtole in der Hand wollte Mürat noch davon eilen; der Gensd'armerie-Hauptmann Trentacapelli entwand ihm das Geſchoß, und bemächtigte ſich des ehemaligen Königs von Neapel.

Sogleich wurde er nun nach Pizzo zurück gebracht, und dort in das Schloßgefängniß geſetzt. Unter ſeinen Papieren befand ſich ein öſtreichſcher Paß, vom engliſchen Geſandten in Paris contraſignirt, wornach er unter dem Namen eines Herzogs von Lipano nach Trieſt ſegeln ſollte, ein Decret, wornach er die jetzigen neapolitaniſchen Miniſter für vogelfrei erklärte, und eine Proclamation an das Volk und an die Armee, wodurch er ſeine Wiederſehr noch Neapel zu rechtfertigen, und der Sache eine Unterſtützung zu geben gedachte.

General Nunciante, der in Kalabrien kommandirte, erſchien in Pizzo, ließ ein Kriegsrecht über Mürat eröffnen, bei welchem der General ſelbſt präſidirte, und dieſes ſchnell beeilte Kriegsrecht erklärte einmüthig Mürat des Todes ſchuldig.

Als Mürat, der bei dem Verhör die That ſelbſt nicht hatte leugnen können, der aber beſonders gegen die Rechtmäßigkeit des Gerichts proteſtirte, den Urtheilsſpruch vernahm, ſchien er anfänglich ſehr betreten zu ſein; allein er faßte ſich bald wieder. Späterhin war er im Gefängniß ruhig, ſchrieb noch mehrere Briefe, und in einem dieſer Briefe ſoll er ſeine Gemahlin und Kinder der Gnade des Kaiſers von Oeſtreich empfohlen haben.

Er verlangte einen Geiſtlichen, und am 13ten October 1815 Abends um ſechs Uhr wurde das Erkenntniß an ihm in Pizzo vollzogen.

Aus dem Bericht des Hauptmann Rezzige, welcher in den letzten Stunden um Mürat war, wird

Folgendes hier noch bemerkt: „am 13ten October, Morgens um 10 Uhr, wurde Mürat ſein Todesurtheil bekannt gemacht; er hörte es gelaſſen an, und ſchrieb nachher bis zwei und ein halb Uhr, worunter drei Briefe waren, welche nachher unterdrückt wurden. Er begehrte eine Scheere, um ſich Haare abzuſchneiden, die er dem Briefe an ſeine Gemahlin beilegen wollte. Dieſes Geſuch wurde ihm abgeſchlagen. Nachher begehrte er, daß ſeine alten Garden das Urtheil an ihm vollziehn möchten, wovon ſich ein Häuflein in Pizzo befand; auch dieſes Geſuch wurde verweigert. Um 6 Uhr Abends wurde er in den großen Saal des Gouvernements-Hauſes geführt, und äußerte ſich darüber, daß man ihn nicht auf einen öffentlichen Platz bringe; jedoch faßte er ſich bald. — Acht Sicilianer ſtanden mit geladenem Gewehr am Eingang des Saales; er bemerkte es, trat etwas zurück, riß ſeine Weſte auf, wollte ſich die Augen nicht verbinden laſſen, einen ihm angebotenen Seſſel nicht annehmen, wünſchte laut dem König von Neapel eine friedliche Regierung, empfahl ſeine Familie der Gnade des Kaiſers von Oeſtreich, und commandirte Feuer!

Er ſtarb mit vieler Entſchloſſenheit. Von acht

Flintenkugeln getroffen, fiel er ſogleich todt nieder. Sein Leichnam iſt nach Neapel gebracht.

In dem Bericht des Generals Nunciante an den neapolitaniſchen Hof heißt es: „da Ew. Majeſtät befohlen haben, daß Joachim Mürat, weil er einen Kaiſerlichen Paß gemißbraucht, weil er mit bewaffneter Hand in Ihrem Königreich gelandet iſt, und ſich für den Beherrſcher hat ausrufen laſſen wollen, auf der Stelle vor ein Kriegsgericht geſtellt werden ſolle, ꝛc.“ und hiermit ſtehn andere neapolitaniſche Berichte in gar großem Widerſpruch; nämlich, daß der Hof von Neapel nur durch Telegraphen Nachricht von der ganzen Expedition und von dem Prozeß bekommen habe, daß General Nunciante auf ſeine eigne Gefahr den Prozeß habe einleiten und beenden laſſen, und daß bereits ein Courier nach Pizzo abgefertigt geweſen, welcher den Befehl gebracht habe, daß der Gefangene anders zu behandeln ſey — als das Urtheil bereits vollſtreckt geweſen.

In dieſen widerſprechenden Berichten, in den Mährchen, welche dadurch den Völkern aufgedrungen werden ſollen, liegt eine Beſchönigung, ein

Gefühl der Unrechtmäßigkeit, und mindeſtens genommen iſt das Verfahren gegen Mürat höchſt tumultuariſch, höchſt — neapolitaniſch.

Wir ſind weit davon entfernt, Mürat oder ſein Beginnen vertheidigen zu wollen, allein der König von Neapel, Ferdinand der Vierte, hat durch Zulaſſung dieſer Art der Hinrichtung die Würde der hohen Häupter beleidigt, entheiligt. Man betrachte die Sache nur aus dem Geſichtspunct ruhiger Mäßigung, und nicht nach jenem wilden Geſchrei, welches nach gerade anekelt.

Als Napoleon noch der Allgebietende auf dem feſten Lande zu ſein glaubte, hatten nämlich die mehreſten Fürſten Europa's Joachim Mürat als König von Neapel anerkannt, und er ſah ihre Geſandten an ſeinem Hofe. Im Jahr 1814 beſtätigte Oeſtreich nochmals dieſe Anerkennung, und die übrigen, gegen Frankreich verbündeten Mächte, traten dieſer Erklärung bei. Mürats nachheriger Krieg gegen Oeſtreich war doch aber weiter nichts, als was jeder andre Krieg eines Monarchen gegen den andern iſt, nämlich — ein Krieg. Würde nun Oeſtreich, wenn es Mürat gefangen bekommen hätte, hn haben vor ein Kriegsgericht, beſtehend aus einem General und einigen Majors, ſtellen und todt- chießen laſſen können? Mit nichten! Es würde ies gegen alles Völkerrecht geweſen ſein. Nur in Gefangenſchaft war der gefangene König zu behalten, wenn ſonſt kein Abkommen getroffen wurde. Mit Oeſtreich hatte er noch keinen Frieden geſchloſſen, eine Landung in Kalabrien war daher eine Fort- etzung des Krieges mit Oeſtreich, nicht ein Krieg mit Ferdinand dem Vierten, den er ganz und gar nicht kannte, der ihm nichts anging, dem er das von den Alliirten ihm gewährte Neapel nicht genom- nen hatte.

Wollte König Ferdinand im Geiſt des europäiſchen Völkerrechts handeln, ſo mußte er den gefangenen Mürat an Oeſtreich, mit welchem Mürat immer noch im Kriegszuſtande war, ausliefern; durch jenes Verfahren aber hat er unwiderlegbar die alliirten Mächte beleidigt, indem er den von ihnen anerkannten Souverain, der noch keine Entſagungsacte unterzeichnet hatte, wie einen ganz unbefugten Rebell behandelte. Allein die Bourbons ſcheinen es überhaupt nicht ſo recht begreifen zu können, oder begreifen zu wollen, daß ſie mehrere Jahre abweſend waren, und daß unterdeß Anerkennungen vorgefallen ſind.

Als Beiſpiel iſt Mürats ſchnelle Hinrichtung zwar gut, und wird vielleicht bei andern unruhigen Köpfen ſeiner Familie und bei den großen und kleinen, bei den öffentlichen und ſtillen Anhängern der Buonaparte's Eindruck machen; — allein unrecht, beleidigend iſt die Art des Verfahrens immer, und wird es bleiben, ſo lange die Geſchichte einen Griffel hat!

II.

Rechtfertigung der ſächſiſchen Politik in neuerer Zeit.

Das ehemalige Churfürſtenthum, nachherige Königreich Sachſen, iſt eines der geſegneteſten Länder, welche Europa aufzuweiſen hat. Edle Metalle, Holz, ſchiffbare Ströme, Korn, Viehzucht, das alles iſt hier in ſolchem Ueberfluß, daß eine Induſtrie von Bedeutung, ſelbſt bei einer ſorgloſen Regierung, hätte entſtehen müſſen. Die Churfürſten von Sachſen wußten aber dieſen, durch die Natur ſelbſt und ihre

Anerbietungen erweckten Sinn für Induſtrie ſo zu nähren, daß Auguſt von Pohlen, und Churfürſt von Sachſen die ungeheuren Kunſtſchätze und Kunſtſpielerein nicht hätte ſammeln können, daß unter der Regierung des jetzigen Königs Friedrich Auguſt, die ſächſiſchen Fabriken nicht den Engländern ein Dorn im Auge geweſen ſein würden, wenn die natürliche Lage des Landes, und deſſen Ergiebigkeit in aller Hinſicht nicht einen gewiſſen Schwung gegeben hätte, deſſen ſich nicht jedes deutſche Volk rühmen kann.

Wäre Sachſen nach ſeiner natürlichen Lage nicht in Hinſicht der Politik ſtets in Verlegenheit gegen die größern, es umgebenden Mächte, ſo liegt es wohl zu Tage, daß die Induſtrie des Landes, von der Regierung begünſtigt, den nächſten Umgebungen bereits Geſetze vorſchreiben könnte, jedoch dann nur mit großem Nachdruck, wenn Sachſen ſich an manche Seemündung, die andere Völker unbenutzt laſſen, lehnte. So aber, überall von mächtigern Ländern umſchloſſen, mußte das reichhaltige Sachſen, die Goldquelle des nördlichen Deutſchlands, immer eine ungewiſſe Politik beobachten, um ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten.

Man nannte früherhin Sachſen „den Garten von Europa,“ und es verdiente ſo genannt zu werden. Aus dem Genuß der Wohlhabenheit folgte die treue Anhänglichkeit der Sachſen an ihre Fürſtenfamilie. Der wohlhabende Unterthan wird nie nach einer Veränderung ſich ſehnen!

Friedrich Auguſt, der 1769 zur Regierung kam, war von Anfang an in einer mißlichen Lage. Von Oeſtreich und Preußen eingeſchloſſen, mußte er, immer temporiſiren, da er zwiſchen beiden ſich bedrohenden Mächten keine dritte, ſelbſtſtändige Macht aufzuſtellen vermogte, und da das damals waltende, europäiſche Gleichgewichtsſyſtem ihm einen untergeordneten Rang anwies. Als Churfürſt neigte er ſich immer nach dem Hauſe Habsburg hin, da man zu jener Zeit Preußen als den Störer des deutſchen Syſtems betrachtete. — Von alten Gewöhnungen hält es ſchwer, ſich zu entwöhnen, und die Meinung des Hofes wird auch bald auf das Volk übertragen.

Friedrich Auguſt hat früherhin nie gezeigt, daß er eroberungsſüchtig geweſen ſei; — um ſo glücklicher alſo befand ſich ſein Volk. Als der Kaiſer

Frankreichs, Napoleon, im Jahr 1805 bereits die Freiheit des nördlichen Deutſchlands zu bedrohen ſchien, trat Friedrich Auguſt der bewaffneten Neutralität, oder vielmehr Obſervation, Preußens bei, und als dieſe Macht im Jahr 1806 zum Angriffskriege gegen Frankreich ſich genöthigt ſah — eine nothwendige Folge der vorjährigen Zögerung — ſo war Friedrich Auguſt in einer großen Verlegenheit, da jetzt Oeſtreich die Rolle ſpielte, welche Preußen im vorigen Jahre geſpielt hatte, nämlich die einer unglücklichen deutſchen Neutralität. Hätte er ſich nicht für Preußen erklärt, ſo würde dieſes, den ruſſiſchen Succurs erwartend, ſogleich das Sachſenland feindlich behandelt haben; er ließ daher, vielleicht ungern, ſeine Truppen zu der preußiſchen Armee ſtoßen.

Nach der Schlacht von Jena war der Churfürſt Friedrich Auguſt, der Verbündete Preußens, von dieſem verlaſſen, und keine Hoffnung, von demſelben unterſtützt zu werden, war vorhanden, da die erſte Dislocation von der Elbe bis an die Weichſel genommen wurde. Jeder Fürſt in ſeiner Lage, dem das Wohl ſeiner Unterthanen am Herzen liegt, würde alſo einen Separatfrieden zu bewirken geſucht haben. Churfürſt Friedrich Auguſt erhielt dieſen von Frankreich, und nachher zur Belohnung im Gefolge des Tilſiter Friedens den Königstitel und das Großherzogthum Warſchau.

Eine nothwendige Folge dieſer nähern Verbindung mit Frankreich war der Beitritt zum Rheinbunde; ſchlimm aber war es, daß hiermit die Geſtellung eines Kontingents gegen Preußen, in demſelben Kriege, in welchem die Sachſen anfänglich für Preußens Sache gefochten hatten, verbunden war. Friedrich August bequemte ſich ungern hierzu, allein er konnte nicht ausweichen.

Man machte nachher dem König von Sachſen es zum Vorwurf, daß er einer der treuſten Anhänger Napoleons ſei; allein dem iſt durchaus nicht ſo. Er folgte der äußern Nothwendigkeit zwar mit einem Schein des Eifers; daß es ihm aber damit nicht Ernſt war, geht daraus hervor, daß er zu wiederholten Malen eine ihm angetragene verwandtſchaftliche Verbindung mit der Napoleoniſchen Dynaſtie ausſchlug, daß er die innere Verfaſſung ſeines Landes, zu großer Freude der daran gewöhnten Unterthanen, durchaus auf dem alten Fuß ließ, daß er die franzöſiſche Juſtizverfaſſung nicht annahm, daß er ſelbſt im Militairweſen nicht ſo, wie viele andere Rheinbundfürſten, blindgläubig alles nachahmte, was über den Rhein her kam, ſo wie, daß er die Einmiſchung franzöſiſcher Stabsofficiere in ſein Armeecorps nicht duldete — alles Dinge, mit welchen man in Paris ſehr unzufrieden war.

Das Continentalſyſtem mußte in Sachſen angenommen werden, und der König hatte Mittel gefunden, den Nachtheil dieſer ſtrengen Maaßregel zu mildern. Beſonders blieb das rohe Material der Colonien für die inländiſchen Fabriken von den neuen Impoſten frei, wobei ſich denn dieſe Fabriken ſehr wohl befanden.

Als Napoleon immer mehr die kleinen Fürſten Deutſchlands aufgehoben oder mediatiſirt wiſſen wollte, hätte Friedrich Auguſt mit leichter Mühe die Souverainität über die ſächſiſchen Herzogthümer und über einige andere Gebiete erlangen können; der ſächſiſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe wurde ſogar darauf aufmerkſam gemacht; allein der König blieb weit davon entfernt, auf dieſen Vorſchlag einzugehen.

Nach Art. 12. des Wiener Friedens waren die Güter des deutſchen Ordens, welche in Sachſen belegen, dem Könige zugefallen; allein nichts deſto weniger ließ er den Comthur der Balley Thüringen und Commende Griefſtedt im Beſitz und Genuß der Güter, und eben ſo hätte er nach Artikel 34. der Rheinbundsacte die Befugniß gehabt, die in ſeinem Landbezirk belegnen Beſitzungen des Grafen von Schönburg und des Grafen von Stollberg contribuabel zu machen; eben ſo koſtete es ihm nur einen Federzug, und Napoleon würde die Beſitzungen des Herzogs von Coburg dem Königreich Sachſen einverleibt haben, weil jener Herzog in der ruſſiſchen Armee eine Stelle hatte; — allein der König war weit davon entfernt, von der nothwendig gewordenen Politik einen Vortheil zu ziehn, der andere verkürzt hätte. Nur Erhaltung, nicht Vergrößerung, war auch in dieſer ſturmbewegten Zeit das Prinzip, von welchem er ausging.

Warſchau nahm der König von Sachſen eigentlich höchſt ungern an. Denn er wußte ſehr wohl, daß in Pohlen immer die fremde Regierung zuſetzt, ohne Dank dafür einzuerndten, und dazu kam das franzöſiſche Uebergewicht daſelbſt, und das Murren der Pohlen, welchen ein ſelbſtſtändiges Königreich verſprochen war, und welche jetzt ſchimpflich als Kolonie behandelt wurden. Allein er konnte das Anerbieten nicht ablehnen, ſo gern er es gethan hätte, zumal er einſah, daß mit der Zeit Napoleon ſich Sachſen ausbitten, und den König nach Warſchau complimentiren wolle.

In dem zu Dresden am 22ſten Juli 1807 Hinſichts Warſchau abgeſchloſſenen Vertrag hatte ſich Frankreich die Activa reſervirt, welche die Preußen in dem Warſchauer Gebiet ausſtehn hatten. Durch die Bayonner Convention vom 10ten Mai 1808 wurde dieſe Summe an den König von Sachſen cedirt. Man muß annehmen, daß der König dieſes Geſchäft nur um deswillen einging, um ſeine neuen Unterthanen vor einem ſchweren Druck zu bewahren; denn daß Frankreich jene Activa der preußiſchen Regierung, welche nach Art. 3. des am 8ten September 1808 mit Prinz Wilhelm von Preußen in Paris geſchloſſenen Tractats ſelbſt Privateigenthümer betheiligten, mit aller Strenge einziehn werde, das war vorauszuſehen.

Unter dieſen, im Großherzogthum Warſchau ſich befindenden preußiſchen Activis waren auch beſonders ſehr viele Darlehne der Berliner Hauptbank, der Seehandlungscompagnie, hauptſächlich auch der allgemeinen Wittwencaſſe. Der franzöſiſche Hof betrachtete alle dieſe Obligationen als Eigenthum der preußiſchen Regierung, ohne es wiſſen zu wollen, daß die Banque mit dem Gelde nicht der Regierung, ſondern der Privatperſonen, Geſchäfte treibt, daß die Seehandlungscompagnie durchaus ein Privatinſtitut iſt, indem die Gewährung der Regierung nur darin beſteht, daß dieſelbe ſich erklärt hat, mit ihrem Einlage-Kapital post omnes locirt zu werden, und daß die Wittwencaſſe nach dem Patent vom 28. December 1775 nur die Churmärkiſche Landſchaft und die Hauptbanque als Sicherheit hatte. — Der König legte nun freilich einen Sequeſter auf alle jene preußiſchen Active, wodurch denn die preußiſchen Bankobligationen mächtig fielen, die Seehandlungsobligationen faſt gar keinen Werth hatten, und die Wittwengehalte nicht ausgezahlt werden konnten.

Preußen ſeiner Seits gebrauchte Repreſſalien, indem es die Schulddocumente über die ſogenannten Bayonner Forderungen nicht heraus gab, mittelſt eines Patents erklärte, daß es keine, von den polniſchen Schuldnern geſchehenden Zahlungen anerkennen werde, als diejenigen, welche an die Berliner Banque geleiſtet würden, und indem es Beſchlag auf alles polniſche Eigenthum in dem preußiſchen Lande legte. Sächſiſcher Seits erfolgte hierauf durch ein Decret vom 6ten Januar 1809 die, vielleicht etwas zu ſchonungsloſe Einziehung des preußiſchen Eigenthums im Großherzogthum Warſchau.

Durch eine Convention vom 10ten September 1810 wurde gegenſeitig der Sequeſter aufgehoben, und den darauf folgenden Verhandlungen gemäß war die Ausgleichung zwiſchen Sachſen und Preußen bereits ihrem Ende nahe, — obſchon Napoleon, dem Friedrich Auguſt, als wenn er deſſen bedurft hätte, dieſes Regulativ gemißbilligt hatte, — als der Preußiſche Bevollmächtigte im Herbſt 1812, um das Ultimat einzuholen, nach Berlin abreiſete, und nicht zurückkehrte.

Man kann es zugeſtehn, daß dieſe Uebernahme der preußiſchen Activa in Warſchau, und das darauf folgende Verfahren Preußen und hiernächſt auch Rußland mit dem König von Sachſen unzufrieden machte, und daß Sachſen ſich manche Unannehmlichkeit erſpart haben würde, wenn dieſe pecuniäre Einmiſchung in fremde Verhältniſſe nicht erfolgt geweſen wär. Allein dem König von Sachſen ſcheint dieſe Ceſſion aufgedrungen zu ſein; wir wollen wenigſtens annehmen, daß dieſem ſo ſei.

Es iſt dem König von Sachſen zum Vorwurf gemacht, daß er der polniſchen Conföderation von 1812 beitrat; allein er hat weder an dem dazu entworfenen Plane, noch an den erſten Schritten zu Ausführung deſſelben Theil gehabt. Als die Pohlen durch eine beſondere Deputation ihn zum Beitritt einluden, hätte er bei der damaligen Lage der Dinge, bei der Uebermacht Frankreichs, bei der Täuſchung, in welcher Frankreich ſeine Vaſallen zu halten wußte, den Beitritt verweigern können und dürfen? — Er gab der franzöſiſchen Gewalt in einem Zeitpuncte nach, wo Bereitwilligkeit, die Wünſche Frankreichs zu erfüllen, bis an das linke Elbufer wenigſtens, zu allgemeinem Prinzip geworden war. Er, der Einzelne, würde zermalmt ſein, wenn er zu jener Zeit eine andere Politik beobachtet gehabt hätte.

Im Anfang des Jahres 1813 wurde der

Kriegsſchauplatz zwiſchen die Oder und Elbe verlegt; Sachſen war alſo, wie das gewöhnlich iſt, wenn Deutſchland Krieg hat, preis gegeben. Napoleon lud den König Friedrich Auguſt ein, ſich nach Frankfurt oder Mainz zu begeben; er ſchlug es aber ab, langte zu Ende Februars in Plauen im Voigtlande an, und begab ſich nachher, als die Alliirten in Sachſen einrückten, nach Regensburg, wohin er auch ſeine disponiblen Truppen trotz dem Widerſpruch des franzöſiſchen Generals Regnier beorderte.

Flugſchriften und Proclamationen gegen ihn und ſein Haus wurden in Sachſen verbreitet; der Cotbuſſer Kreis, den er durch rechtmäßigen Tauſch im Jahr 1807 bekommen hatte, wurde de facto von Preußen in Beſitz genommen, und ein ſolches Verfahren konnte wohl nicht dazu geeignet ſein, ihm eine freundſchaftliche Anneigung zu geben, zumal Sachſen von den Ruſſen und Preußen wohl als deutſches Land, die Dynaſtie aber feindlich behandelt wurde.

Um jene Zeit wollte Oeſtreich als Vermittler zwiſchen Frankreich an einem, und Rußland, Preußen und England am andern Theil auftreten. Der König von Sachſen ſandte daher einen Bevollmächtigten an den Kaiſer Franz, um in das bezweckte Neutralitätsſyſtem mit aufgenommen zu werden, und öſtreichiſcher Seits wurden ihm Hoffnungen dazu gemacht.

Zu gleicher Zeit aber kam der preußiſche Bevollmächtigte, General Heiſter, nach Regensburg, und lud den König ein, ſich mit Preußen und Rußland zu verbinden. Dieſes Anerbieten ſchlug Friedrich Auguſt ab, allein ſo viele Bemerkungen hierüber auch gemacht ſind, ſo glauben wir doch der Meinung ſein zu dürfen, daß er politiſch richtig handelte, denn der Erfolg kann das Beginnen nicht rechtfertigen, ſondern die Prüfung und Abwägung der augenblicklich gegenwärtigen Verhältniſſe.

Was dieſe nun betrifft, ſo hatte der König bereits mit Oeſtreich, wie geſagt, Verhältniſſe angeknüpft, außerdem hatten die Franzoſen noch einen großen Theil von Sachſen beſetzt, und eine neue, große franzöſiſche Armee näherte ſich vom Rhein her. Preußen hatte nach dem Uebergang des Yorkſchen Corps ſeine lange verſteckt gehaltene Politik jetzt kund thun können und dürfen; allein Sachſen war in der höchſt unglücklichen Lage, durchaus nichts thun zu dürfen, wenn es nicht noch mehr Spielball der Willkührlichkeit werden ſollte.

Napoleon ſeiner Seits verlangte jetzt dringend von dem König von Sachſen, daß derſelbe ſeine Kavallerie, die ihn umgab, zu dem Corps des Marſchall Ney ſtoßen laſſen ſolle, allein dieſer ſchlug es rund ab, und begab ſich am 20ſten April mit öſtreichiſcher Zulaſſung von Regensburg nach Prag, ohne durch die Drohung des franzöſiſchen Geſandten, alle weiteren Verhandlungen abzubrechen, in ſeinem feſten Vorſatz, keine Parthei zu ergreifen, irre geleitet zu werden.

Durch eine Erklärung an Oeſtreich verpflichtete ſich Friedrich August, Warſchau wieder abtreten zu wollen, ſofern dieſes ein Anſtand bei dem allgemeinen Frieden ſein würde, und, um das Neutralitätsſyſtem laut zu beurkunden, erhielt der ſächſiſche Gouverneur in Torgau Befehl, durchaus keine fremden Truppen in die Feſtung aufzunehmen. Zugleich ſandte der König den Obriſt von Carlowitz nach Dresden, um dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preußen die Schonung des Sachſenlandes zu empfehlen, da der König dem öſtreichſchen Syſtem ganz ſich angeneigt habe. Dieſer Geſandte wurde in Dresden von den Miniſtern ſehr kalt empfangen, und man ſuchte ſogar, ſeiner Abreiſe nach dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Napoleon wandte alles an, ſich der Verbindung mit dem König wieder vollſtändig zu verſichern. In Weimar erklärte er: „ich verlange, daß der König von Sachſen eine beſtimmte Parthei ergreiſe. Dann werde ich wiſſen, was ich zu thun habe, aber, wenn er gegen mich iſt, ſo wird er alles verlieren!“ Am 3ten May empfing der König dieſe Notiz, und am 6ten May erſchien der Baron Serra in Prag, der mündlich und ſchriftlich den König zu beſtimmen ſuchte, offenkundig für Frankreich ſich zu erklären.

Der Erfolg der Schlacht von Görſchen war für Napoleon; Graf Hohenthal brachte die Nachrichten davon am 7ten May nach Prag, und bemerkte dem Könige, wie Napoleon in drohenden Ausdrücken von Sachſen und ſeinem Monarchen geſprochen habe. In Dresden angelangt, hatte Napoleon mit ſeinem bekannten Ungeſtüm über die ſächſiſche Politik geurtheilt, und er ſandte den Graf von Einſiedel und Obriſt Montesquiu nach Prag, um den König aufzufordern, daß er ſofort nach Dresden zurückkehre, Torgau und alle Truppen zur Disposition des Kaiſers ſtelle, und ſeinen Obliegenheiten als Mitglied des Rheinbundes Genüge leiſte, oder daß er zu gewärtigen habe, der Kaiſer werde Sachſen als ein erobertes Land betrachten. — Nur zwei Stunden Bedenkzeit wurden dem Könige gegeben, und ſeine Erklärung ſollte unbedingt ſein.

Friedrich Auguſt erwählte die politiſch-richtige Parthie; er begab ſich nämlich nach Dresden zurück. Wer kann ihn darum tadeln wollen? Im Gefolge der Schlacht von Görſchen war Napoleon jetzt Herr von faſt ganz Sachſen, und jene unglückliche Schlacht hatte die beſten Hoffnungen getäuſcht. Oeffentlich ſich jetzt an Oeſtreich zu hängen, das würde zur Unzeit die öſtreichſchen Pläne verrathen haben; der König konnte daher weiter nichts thun, als vor ſeiner Abreiſe nach Dresden den Wiener Hof von den Motiven, die ihn vermogt hatten, zu benachrichtigen.

Der Erfolg rechtfertigte den Entſchluß des Königs, denn Napoleon blieb vom May bis zum October Herr von Sachſen, und wie würde das Land in dieſer Zeit von den Franzoſen behandelt ſein, wenn die Weigerung des Königs, heim zu kehren, dem Zorn des franzöſiſchen Kaiſers eine offne Rechtfertigung gegeben gehabt hätte?

Am 7ten October verließ Napoleon Dresden, einer Schlacht entgegen zu gehen, und der König hatte jetzt die Wahl, entweder in Dresden ſich einſchließen zu laſſen, oder dem franzöſiſchen Hauptquartier zu folgen. Die Klugheit rieth das letztere, und der König kam am 14ten October in Leipzig an.

Am 18ten October, während der Schlacht, wurde dem König durch einen ſächſiſchen Officier gemeldet, daß die ſächſiſche Reiterei zu dem Feinde übergegangen ſei, und daß das Fußvolk dieſem Beiſpiel folgen zu wollen ſcheine. Hierauf erwiederte der König in einer ſchriftlichen Ordre: „ſeine Truppen könnten ihre Anhänglichkeit an ſeine Perſon nicht beſſer an den Tag legen, als durch die genaueſte Erfüllung ihrer Dienſtpflicht; er ſetze übrigens ein unbegränztes Vertraun in ihre Treue!“ Kann ein rechtlicher Mann dieſe Gewiſſenhaftigkeit tadeln, oder gehört Immoralität etwa dazu, um politiſch groß zu ſein?

In der Nacht vom 18ten zum 19ten ließ Napoleon durch den Herzog von Baſſano dem König benachrichtigen, daß er ſich auf Erfurt zurückziehn werde, und daß es nun in ſeiner Wahl ſtehe, in Leipzig zu bleiben, oder dem Hauptquartier zu folgen. Der König erwiederte ſogleich, „daß er in Leipzig bleiben, und der Großmuth der verbündeten Monarchen ſich anheim geben wolle.“ Am folgenden Morgen erklärte er daſſelbe an Napoleon ſelbſt, der ihm den Vorſchlag that, ihn nach Weißenfels zu begleiten.

Sobald Napoleon Leipzig verlaſſen hatte, gab der König ſeinen auf dem Marktplatz aufgeſtellten Truppen Befehl, beim Einrücken der verbündeten Truppen ruhig zu bleiben, und der Obriſt von Ryſſel eilte mit einer Deputation des Stadtraths hinaus, um die Stadt der Gnade der Sieger zu empfehlen. Kaiſer Alexander erwiederte dem Obriſt von Ryſſel: „er ſei an der Spitze von 300,000 Mann, um die Stadt zu nehmen, wenn ſie die Thore nicht öffne, und was den König anlange, ſo betrachte er ihn als ſeinen Feind, und könne ſich mit demſelben in keine Unterhandlungen einlaſſen.“

Kurz darauf kam der General Toll in die Stadt, mit der Aufforderung, daß die Stadt ſofort von den fremden Truppen geräumt werde. Der franzöſiſche Commandant hatte bereits ſich zurückgezogen, und der Obriſt von Ryſſel führte die ſächſiſchen Truppen unverzüglich aus der Stadt, um ſie dem Kaiſer Alexander zuzuführen.

Der Kronprinz von Schweden, der zuerſt in Leipzig eingerückt war, eilte zu dem Könige, und dieſer unterhielt ſich noch mit ihm, als ein lautes Rufen auf dem Marktplatz die Ankunft des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen verkündigte. Der Kronprinz von Schweden verließ den König ſogleich, um ſeine hohen Alliirten zu ſalutiren, und der König von Sachſen folgte ihm unverzüglich in gleicher Abſicht, konnte aber ſeinen Zweck nicht erreichen, und ſchickte darauf ſeinen Generaladjudanten ab, um ſich bei den Kaiſern von Rußland und Oeſtreich, und bei dem König von Preußen anmelden zu laſſen. Kaiſer Alexander ließ ihm erwiedern, daß er ihm Nachricht von ſich geben würde, Kaiſer Franz war bereits über die Stadt hinaus, und der König von Preußen ertheilte gar keine Antwort. Nachmittages erſchien der Geheimerath von Anſtett, und erklärte dem König Friedrich Auguſt im Namen des Kaiſers Alexander: „daß ſein Herr Sr. Majeſtät für ſeinen Gefangenen erkläre, und daß eine perſönliche Zuſammenkunft für beide Theile nur unangenehm ſein würde.“

Friedrich Auguſt erließ vom 19ten zum 20ſten mehrere Schreiben an die Sieger, allein er wurde nicht gehört, und am 21ſten Abends überbrachte der Geheimerath von Anſtett die Aufforderung, „daß der König Leipzig verlaſſen, und ſich mit ſeiner Familie in die Königlich Preußiſchen Staaten begeben möchte, wohin einer der ruſſiſchen Generaladjudanten, und er ſelbſt dem Könige zu folgen, beordert wären.“

Der König verſuchte alles, ſich einen Aufenthaltsort in ſeinen eignen Staaten auszuwirken, allein er wurde darüber nicht gehört, und mußte am 23ſten October die Reiſe nach Berlin antreten, wo er am 26ſten October ankam.

Von hier ab ging der Geheimerath von Anſtett nach dem Hauptquartier der Alliirten zurück, und Friedrich Auguſt ließ ihm vor ſeiner Abreiſe eine Note überreichen, wonach er ſeinen Wunſch, das bisherige politiſche Verfahren in den Augen der Verbündeten zu rechtfertigen, und in ihre Verbindung aufgenommen zu werden, zu erkennen gab. — Dieſe Note blieb ohne Antwort.

Zu Ende Novembers ſandte der König den General-Major von Watzdorf in das Hauptquartier nach Frankfurt, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Mündlich wurde Theilnahme geäußert, ſchriftlich erfolgte aber weiter nichts.

Unter dem 24ſten December wendete ſich der König an den Kaiſer von Rußland, um für ſeinen Neffen, den Prinz Friedrich, die Erlaubniß zu erhalten, dem Feldzuge beiwohnen zu dürfen, und erbot ſich bald darauf, die Feſte Königſtein den verbündeten Monarchen zu übergeben, wobei er zugleich um die Vermittlung nachſuchte, daß ſeinem Geſandten in Paris der Befehl überbracht werde, alle dortige Verbindungen mit dem franzöſiſchen Kaiſerhofe abzubrechen. Auf beide Anerbietungen erhielt der König durchaus keine Antwort.

Als die Nachricht von der Einnahme von Paris das freudeberauſchte Berlin erreichte, eilte Friedrich August, den verbündeten Monarchen zu dieſem wichtigen Ereigniß Glück zu wünſchen, und brachte dabei ſeine Anſprüche bei der zu erwartenden Wiederherſtellung der ehemaligen Verfaſſung Europa's in Anregung. Auch auf dieſe Sendſchreiben erhielt der König keine Antwort.

Späterhin ſandte der König von Sachſen von Berlin ab den General von Watzdorf an den ruſſiſchen Kaiſer nach Paris, um denſelben an deſſen frühere Verſicherungen zu erinnern. Der General von Watzdorf eilte dem ruſſiſchen Kaiſer nach London nach, und erhielt hier zur Antwort: „es ſei Sr. Kaiſerl. Majeſtät unmöglich, den König von Sachſen auf der Durchreiſe durch Deutſchland zu ſprechen; man werde ſich auf dem Congreſſe zu Wien mit ſeinem Intereſſe beſchäftigen; übrigens erneuere Se. Majeſtät die Verſicherung Ihrer wohlwollenden Geſinnungen gegen den König, die Sie ſchon zu Frankfurt gegeben hätten.“

Auf dem Congreß in Wien war das Schickſal Sachſens einer der erſten, und der weſentlichſten Gegenſtände der Berathſchlagungen. Preußen verlangte, ganz Sachſen als Eroberung betrachten und in Beſitz behalten zu können, wogegen Oeſtreich ernſthaft proteſtirte, nicht ſowohl wegen Anhänglichkeit an den König von Sachſen, als um dieſen Staat zweiten Ranges zwiſchen dem bedrohenden Preußen und ſeinen Gränzen zu ſehen, da die unmittelbare Nachbarſchaft von wichtiger Bedeutung geweſen ſein würde.

In der letzten Note preußiſcher Seits gegen Oeſtreich wurde erklärt: „daß von dem von und für Preußen in Beſitz genommenen Sachſen auch nicht ein Dorf wieder herausgegeben würde,“ und Oeſtreich ſeiner Seits erwiederte, „daß es die Integrität Sachſens durchaus behaupten, beſchützen und verlangen müſſe.“ Wir glauben der Meinung ſein zu dürfen, daß, wenn damals Preußen jene Erklärung unbedingt auf allen Wegen verfolgt hätte, die Sache für alle Theile eine andere Wendung genommen haben würde, eine Wendung, welche nicht nachherigen liebloſen Urtheilen Raum gab. Die übrigen, bei dieſer großen Verhandlung theilnehmenden Mächte, legten ſich in das Mittel, und der König von Sachſen, von dieſer Parthei der Verbündeten in Schutz genommen, reiſete von Berlin nach Preßburg, wo er eine Declaration übergeben ließ, in welcher er die Wiederherſtellung des alten Sachſens nach der Baſis von 1792, die auf dem Wiener Congreß allgemein angenommen war, verlangte.

Von Wien aus beeilten ſich die erſten Bevollmächtigten des Congreſſes, ihm ihre Aufwartung zu machen, und ihn zu einem Umtauſch zu bequemen; allein er blieb als geborner Fürſt ſeiner Unterthanen unbewegbar, obſchon die ihm geſchehenen Anerbietungen eine ſehr glänzende Außenſeite hatten.

Oeſtreichs Vermittlungen bewirkten es endlich, daß nur ein Theil Sachſens an Preußen kam, und daß der König in das Herz ſeines Landes als lange erſehnter Landesvater wieder einziehn konnte.

Wir haben dieſe ſpeciellen Umſtände um deswillen angeführt, um den Bemerkungen zu begegnen, welche dem Königl. Sächſiſchen Hofe gemacht wurden, und welche noch jetzt nicht beſchwichtigt ſind. Es iſt Pflicht deſſen, der die Actenſtücke der Zeit für den künftigen Hiſtoriographen ſammelt, hier folgendes zu bemerken:

1. Sachſen war und blieb eine intermediäre Macht, und hing alſo von der Politik des Augenblicks ab. Daß alſo der König zu jener verhängnißvollen Zeit, wo ganz Deutſchland bis an die Elbe die franzöſiſche Farbe trug, wo ſelbſt das deutſche Kaiſerhaus Verwandſchaftsverhältniſſe mit Napoleon knüpfte, ſich an Frankreich anſchloß, — war ihm das zu verdenken? Erhielt er nicht dadurch ſeinen Thron, wurde dadurch nicht ſeinem Eifer, für die Unterthanen zu wirken, Raum gegeben?

2. Der König that für Frankreich nur das, was er im Sturm der Zeit thun zu müſſen, politiſch genöthigt war. Wandte er ſich nicht in dem Augenblick, wo deutſche Kraft wieder aufzublühen anfing, ſogleich an Oeſtreich? Erhielt er nicht in ſeinem Lande zweiten Ranges faſt ganz allein noch

am dieſſeitigen Elbufer die alte deutſche Verfaſſung und Form aller Art? Vermochten die franzöſiſchen Einflüſterungen, ihn, den vielleicht reichſten Fürſten Deutſchlands, von dem alten deutſchen Syſtem abwendig zu machen?

3. Welcher Regent würde die Demüthigungen, die er von der Conföderation von 1812 ertrug, mit der Geduld, mit der Nachgiebigkeit ertragen haben, als er es that? Hätte er Rache geſponnen, hätte er die franzöſiſche Sache fördern wollen, welche großen Gelegenheiten hätte er nicht dazu gehabt?

4. Zwar ſagt man wohl, er hätte die Schlacht von Leipzig erſparen können, wenn er die Aufforderung **Preußens**, ſich zu den Alliirten zu wenden, angenommen gehabt; allein die Schlacht von Görſchen war unterdeß geſchlagen, und in deren Gefolge war Napoleon bis zum October Herr des Sachſenlandes. Der König, deſſen Waffenmacht in fremde Gewalt gegeben war, mußte daher für den Augenblick dem Stärkeren ſich anneigen, wenn er ſeine Unterthanen nicht in ein unabſehbares Unglück ſtürzen wollte. Er beobachtete hierbei die

groſſe Regel, daß die Fürſten ihre Privatmeinung unter der Politik gefangen geben müſſen.

5. Daß übrigens ſeine Politik deutſch, treu und redlich war, beweiſen die Umſtände, daß er durch Oeſtreichs Vermittlung alles erwartete, daß er dieſem Hauſe ſeine Abſichten erklärte, daß er nach dem damals noch neutralen Oeſtreich flüchtete, und daß er unbefangen in Leipzig am 19ten October blieb, weil er keiner deutſchen Schuld ſich bewußt war. Würde er nicht dem franzöſiſchen Hauptquartier gefolgt ſeih, wenn er ſelbſt an der Sache Frankreichs gehangen hätte, zumal damals noch zu erwarten war, daß Frankreich, wenigſtens am Rhein, wieder eine furchtbare Macht aufſtellen würde?

6. Die ſächſiſchen Truppen gingen faſt durchgängig zu den Verbündeten über, und doch lieben dieſe Sachſen ihren König mit jener treuen Anhänglichkeit, welche mitunter andern Ländern zu wünſchen wäre. Dieſe Truppen würden alſo, wenn ſie nicht der Genehmigung ihres Landesherrn gewiß geweſen wären, dieſen Verrath nicht begangen haben, da der Sachſe nur Sachſe, übrigens aber kein allgemein kriegsluſtiger Mann iſt. Iſt dieſe

Andeutung nicht hinreichend, um darzuthun, daß der König, ohne ſich compromittiren zu wollen, dieſen Uebergang zu der gerechten Sache connivirte, und dadurch ſeine wahre Meinung kund that?

7. Oeſtreich hat ſich ſpäterhin öffentlich und laut für Sachſens König erklärt; Rußland erklärte ſich nicht gegen Sachſen; England wünſchte die ſächſiſchen Fabriken lieber in preußiſchen als in ſächſiſchen Händen, und Preußen endlich mochte allerdings wohl ſein politiſches Augenmerk auf Sachſen richten dürfen, war aber außerdem durch den unglücklichen Bayonner Vertrag zu dem höchſten Unwillen, gewiß nicht ohne allen Schein Rechtens gereizt. Denn durch jenen Vertrag, und das daraus folgende Sächſiſch-Warſchauiſche Verfahren wurde dem damals ſo ſchon gefallenen preußiſchen Staatscredit der Todesſtoß gegeben, und dazu kam, daß dieſes Verfahren einen beſtimmten Plan auf Koſten Preußens zu haben ſchien, daß man davon redete, wie dem Könige von Sachſen Vergrößerungen auf Koſten Preußens verſprochen wären. Man kann feſt davon überzeugt ſein, daß der König von Sachſen nach der Art wie er ſich überall angeführtermaaßen benahm, durchaus nicht Preußen gefährden

wollte, und es iſt ein thörigtes Vorurtheil, wenn einige Krautjunker behaupten, Preußen und Sachſen wären Nationalfeinde. Zu welchem Ende ſollte der Ausbruch einer ſolchen ſogenannten Nationalfeindſchaft auch führen?

Genug, die Sache iſt zu aller Theile Beruhigung abgemacht. König Friedrich Auguſt iſt in den alten Stamm ſeiner Lande wieder eingeführt, und was er an das Haus Preußen abtrat, wird Sachſen als ein nothwendiges Opfer betrachten, und die Sachſen werden kein Wort darüber weiter reden, wenn ſie die Verhältniſſe, unter welchen es geſchah, erwägen. — Alle ſind wir ja Deutſche, und alle unſere Fürſten haben großen, deutſchen Sinn! Fluch dem einzelnen Deutſchen, der ein deutſches Nachbarland befeindet! Ausrottung, Vertilgung aus den Tafeln der Geſchichte ſei die unerläßliche Strafe des Krämerzwiſtes! (Eingeſandt.)

III.

Wo iſt das Volk zu ſuchen?

Man lieſet jetzt gar viele, zierliche und unzierliche Schriften, welche ſich damit beſchäftigen. berufener und mehrentheils unberufener Weiſe die Verfügungen der Regierungen zu tadeln, die diplomatiſchen Verhandlungen zu meiſtern, und in wohlweiſem Schulmeiſterton alles beſſer wiſſen zu wollen, oder in dem Dialect der Marktſchreier, welche ſich, freilich nach ihrer Art, in die Myſtik hüllen — ihre Univerſalmedizin zu dem ewigen, irdiſchen Leben anzupreiſen. Dieſe alten Jünglinge gefallen ſich ſelbſt, indem ſie ſchreiben, und während ſie von Volksſtändigkeit reden, würde keine Volksglut ſie aus der Studier- und Speculierſtube bringen, während ſie vom Fortgang des Zeitgeiſtes fabeln, müßte man ihnen eine Priese Nieſewurz reichen, damit ſie ſich beſinnen, wo ſie eigentlich ſind, während ſie alles bekritteln, um nur Stoff zu einigen Druckbogen zu haben, verdrießt es ſie, daß ſie ſelbſt nicht bekrittelt werden, während man in dem großen Volksleben ſie überſieht, ſehnen ſie ſich darnach, eine große Rolle ſpielen zu wollen, die fördern, ihnen ſelbſt aber nicht den geringſten Aufwand irgend einer Art koſten ſoll!

Das Volk iſt jetzt in Deutſchland zu einer Federſprache, gottlob aber noch nicht zu einer handgreiflichen Sprache geworden. Da nun aber jene ſüßcandirte Reden einige Nachäffer finden, ſo iſt die politiſch-ſtatiſtiſche Frage: „wer iſt das Volk?“ wohl einer näheren Unterſuchung werth!

Schon in den Schulen iſt es bekannt, daß die tollſten Schreier auf den Spielplätzen die Tonangeber ſind, ſo lange es nicht an das Raufen gebt, daß der Lehrer aber von ihnen ſo leicht eine Störung der Schulgeſetze und der Schulordnung nicht zu fürchten hat, weil ſie nur reden, nicht handeln können. Eben ſo iſt es in der großen Schule, im Staat. Alle, die da von Volksſinn, von Volksgeiſt und ſo weiter ſich die Kehlen wund, und die Federn ſtumpf ſchreiben, haben auf die wirkliche Volksbewegung, dann nämlich, wenn es gilt, daß das Volk ſich bewege, ſich zeige, auch nicht den geringſten Einfluß, wenigſtens nur einen augenblicklichen, einen vorüberfliegenden.

Dieſe Herrlein drohen ſogar wohl zuweilen mit Volksbewegungen, mit Volksrechten, allein wenn ſie doch nur erwägen wollten, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen, daß darum ein ehrwürdiges altes Gebäude noch nicht zuſammen ſtürzt, wenn ſie es vermogten, in der Reſidenz eine Schützencompagnie aufſtützig, oder im Theater einen ungebührlichen Lerm zu machen.

Alle Müſſiggänger gehören zu dem Pöbel, denn der gute Bürger in dem guten Staat ſucht ſich auch für den Staat mit zu beſchäftigen, und der Pöbel der Müſſiggänger kann zwar einen Haufen Lazaroni bilden, nie aber eine wogende Volksmaſſe. Das Volk beſteht in dem beſchäftigten, in dem Gewerbe treibenden, in dem angeſeſſenen Bürger, der mit dem Staat einen Tauſchhandel treibt, der von und für den Staat lebt. Dieſe Klaſſe, welche doch bei weitem die größte in einem Staat, wenigſtens in einem nördlichen iſt, wo jeder Gewinn der Natur abgerungen werden muß, iſt ſtill, ruhig, friedlich, und wünſcht nie eine Störung, weil jede Störung den Beſitz angreift, der Beſitz aber der Zweck des geſammten Gewerbfleißes iſt. Daher iſt denn auch dieſe Klaſſe ſchwer in Bewegung zu ſetzen, und daher hat — wenigſtens Deutſchland, ſchon ſo viel über ſich ergehen laſſen.

Der Deutſche in der Mehrheit, nämlich die erwerbende Klaſſe, iſt das unter den Völkern, was der Bauer unter den Ständen iſt. Er muß unaufhörlich arbeiten, um am Sonntage ſich erholen zu können, und dieſe Gewöhnung an die Arbeit iſt ihm in vielen Geſchlechtsfolgen zur andern Natur geworden. Dieſe Hinſicht auf die Arbeit und auf den unvermeidbar nothwendigen Erwerb macht es auch, daß der Deutſche, nämlich die Kraftbrühe der erwerbenden Klaſſe eigentlich gar keine politiſche Meinung hat, daß ihm keine Zeit übrig bleibt, politiſche Meinungen prüfen zu wollen. Sein Gott, ſein König und ſein Haus, das ſind die drei Heiligthümer, in denen er ſich nicht gern ſtören läßt, und übrigens bekümmert er ſich um die ganze Welt nicht, hat, wie geſagt, nicht Zeit, ſich darum zu bekümmern. Die Zeitungsberichte, die Debatten der Großen ſind ihm ohngefähr die ausfüllende Beſchäftigung, welche der vornehmen Welt die Romane und dergleichen gewähren; weitern, ernſthaften Antheil nimmt er nicht daran; mit dem Weichbild ſeines Ortes iſt eigentlich ſeine Welt zu Ende, das ſchwerere Klima, der rauhere Boden und die ſchwerere Koſt aller Art geben ihm außerdem ein kälteres Blut, ſo daß er eigentlich zu dem mißverſtandenen Nationalſinn, welchen manche Ruheſtörer gern in ihm erwecken wollten, in Maſſe durchaus nicht entzündbar iſt.

Man kann hier nicht die Kathaſtrophe von 1813 und 1814 entgegen ſetzen wollen. Sie war, wie jede Kathaſtrophe, ein Paroxismus, der vorüber geht, und auch der Wurm windet ſich, wenn er zu ſehr gedrückt wird. Bewegt ſich das Phlegma endlich einmal, ſo iſt es furchtbar in ſeiner

Exploſion — daher die großen deutſchen Völkerthaten, und den allgemeinen Anſtrich des Phlegma (in der guten Bedeutung) werden wir dem Deutſchen in der Allgemeinheit doch nicht abſprechen können. Hat aber das Phlegma ſeine Anſtrengung gezeigt, ſeinen Zweck erreicht, ſo kehrt es auch eben ſo ſchnell in die Schranken der Mäßigung zurück. Schwindelköpfe nur wollen aus jener Kraftzuckung der deutſchen Völker einen permanenten, dem Deutſchen gar nicht gemüthlichen, der allgemeinen Ruhe aber höchſt gefährlichen Zuſtand bilden, ſie wollen mit aller Gewalt das friedliche Deutſchland in den verderbenden Taumel der Südländer verſetzen, ſie wollen durch künſtliche Mittel, und ſollten ſie die alte Griechheit ſogar unter der deutſchen Eiche lehren wollen, eine Uebertreibung hervorbringen, ohne Lage, Character und Nothwendigkeit des eigentlichen Volkes gehörig zu prüfen. Deutſchland iſt für die gemäßigte Monarchie, für den Beſitz geſchaffen, und die Ruheſtörer werden ſich ihr eignes Grab graben. Unbedingter Gehorſam iſt dem deutſchen Volk, was wir vorhin Volk genannt haben, ein achtungswerthes, bequemes Geſetz, er haßt die weitläuftigen Prüfungen und Debatten, welche doch zuletzt wieder zum Gehorſam zurück führen, und das Beiſpiel ſieht ja dem vernünftigen Deutſchen vor Augen! Warum, ſagt er, ſollten wir denn da erſt anfangen, wo Frankreich nach ungeheuren Anſtrengungen, nach Erdrückung einer ganzen Generation wieder aufgehört hat? — So ſchwer bewegbar das deutſche Volk zu ſein ſcheint, ſo beſonnen, ruhig und überlegt iſt es in ſeinem Urtheil.

Alle Südländer können leicht zu Staatsumwälzungen, zu dem thorhaften Streit über Völkerrechte mit dem traurigen Gefolge davon hingeriſſen werden. Das Blut iſt heißer, der Müſſiggänger giebt es bei dem reichern Boden mehrere, Kinder des Augenblicks, die bei einer Gährung nur gewinnen können, laufen in Menge umher, und ſelbſt der Landmann iſt leicht zu entzünden, denn, mag er auch ſeine Hütte verlaſſen müſſen, ſo flüchten Weib und Kind mit dem Vieh, dem einzigen Reichthum, in das Gebürge. Der Deutſche hingegen iſt an ſeinen Boden, an ſeine Hufe gebunden.

Dazu kommt noch die Zerſtückelung Deutſchlands ſeit vielen Jahrhunderten, ja faſt ſeit ſo lange her, als Deutſchland einen Namen in der Geſchichte hat. Wie wollen die Neuerer mit ihrer

Uebertreibung der Volksthümlichkeit es möglich machen, bei der Rivalie, die nie ausſterben wird, wenn ſie auch nicht feindlich ſich geſtaltet, eine Einheit einzuführen?

Das Volk hat das Seinige gethan, das fluchbeladene fremde Joch abzuſchütteln, warum? — Nicht weil es nach einer Neuheit, ſondern nach der Heimkehr zu dem alten Beſitz ſich ſehnte. Dieſen gewähre man ihm, und weiter nichts!

Es ſoll hiermit nicht geſagt ſein, daß das Volk einer unwürdigen Sclaverei ſich hingebe. Allein wer fordert, wer begehrt dieſe denn auch. Die Fürſten Deutſchlands haben in neuerer Zeit die Kräfte, den guten Willen der Unterthanen kennen gelernt, und wiſſen ihn zu ſchätzen, weil ſie die Erfahrung gemacht haben, daß ohne dieſen freien Willen der Thron nicht geſichert iſt. Daher haben ſie unaufgefordert mehrentheils ſchon den Unterthanen neue Vergünſtigungen gegeben, welche die Verhältniſſe, die nothwendig nicht zuſammenfließen dürfen, doch einander näher bringen, um künftighin in dem Willen des Volkes das einzig ſichere Paladium des Thrones ſich zu erhalten. Hierbei bleibe man ſtehen. Auf mehrere, ganz neue Anmaßungen bringen zu wollen, das hieße ſich zwiſchen Befehl und Gehorſam ſtellen, und jede ſolche Neuerung erzeugt eine Reibung, von welcher — nur der Nachbar zuletzt den beſten Vortheil zieht!

IV.

Ueber den freiwilligen Kriegsdienſt.

Es iſt zwar etwas gar Schönes um den Enthuſiasmus der Völker, ſich zum Kriegsdienſt freiwillig zu geſtellen; gewöhnlich nimmt ſich das alles aber auf dem Papier, bei den Verkündigungen von dieſer Freiwilligkeit, und welche um deswillen etwas pomphaft ſind, damit andere daran glauben ſollen, und da ſolche gedruckte, alſo wahre Papiere hin und wieder auch in das Ausland gehen, etwas beſſer aus, als in der natürlichen Proſe der Wahrheit.

Da ſieht man denn, daß Studierende, um die Hoffnung zu einer künftigen Anſtellung ſich zu ſichern, die Pandecten, die Exegeſe, ſogar das Klinikum mit dem Exercier-Reglement vertauſchen, daß die herangewachſenen Knaben ihren Aeltern, die es gut meinen, den Gehorſam aufkündigen, um in dem Feldzuge die Hörner ſich abzulaufen, daß die Primaner den Rector verſpotten, weil ſie bereits mit einem Herrn Feldwebel Bekanntſchaft angeknüpft haben, und daß die Turnkunſt hochgerühmter im Strom der Menge iſt, als die Studien und Wiſſenſchaften, welche ihre Zöglinge haben müſſen, wenn ſie nicht verfallen, und alſo ein Volk in die Barbarei verfinſterter Jahrhunderte zurück bringen ſollen.

Daß dergleichen methodiſche Freiwilligkeit im Jahr 1813 und 1814 für Deutſchland von weſentlichen Folgen war, das iſt wohl nicht zu leugnen. Eigentlich aber war dieſe Freiwilligkeit nur ein Scheinglanz, der aber dazu gut war, weil er im Auslande Schrecken verbreitete. Was die Art der Freiwilligkeit betrifft, ſo ſagte jener Bauerſohn, der, wie in der Regel die Bauernſöhne ſind, mit der Freiwilligkeit ſich nicht übereilte, ſondern ſich auf die Lauer gelegt hatte, als er nun endlich zum Zwangsdienſt aufgefordert wurde: „wenn ich denn nun einmal mitgehn ſoll, ſo will ich als Freiwilliger mitgehn!“ und dieſer Geiſt beſeelte einen großen Theil der damaligen ſogenannten Freiwilligen. Ein anderer Theil von ihnen hatte Aehnlichkeit mit jenem Zwangsſoldaten, den jemand fragte, warum er denn nicht Freiwilliger geworden wär, da doch die Freiwilligen bereits Sold bekämen, und beſſern Sold. „Das thut nichts!“ erwiederte er, „ich bin doch lieber Zwangsſoldat, denn, wenn es heißt: Freiwillige vor! ſo kann ich doch zurück bleiben!“

Ein dritter Theil der Freiwilligen liebte die Uniformen, den äußern Schein des beſchwerlichſten aller Stände, oder war froh, daheim auf eine anſtändige Art ſich aus Verlegenheiten, die ihn drückten, ziehn zu können, oder gehörte zu der Klaſſe der werdenden Abentheurer, welche ihre Sache auf nichts ſetzen, und welche der Krieg daher noch mehr verwildert; dieſe Herrlein gefallen ſich in den Uniformen, in den Aubergen, auf den Paraden, bei öffentlichen Feſten u. ſ. w., außerdem aber verſehn ſie auch richtig den Dienſt, und ſind im eiſernen Felde nicht untapfer; — allein nebenbei ſind ſie nicht die beſten Gäſte in den Quartieren, und die Kameradſchaft hält davon ab, in Stunden der Muße für eigne Ausbildung zu ſorgen.

Der vierte und letzte Theil endlich, das iſt die wahre Kraftbrühe des Vaterlandes, diejenigen nämlich, welche mit reiner Freiheit des Willens um der Sache ſelbſt willen dem Kampf des deutſchen Vaterlandes ſich zugeſellten, und für das Vaterland ihr Leben verbluten wollten. Manche von dieſen Hochherzigen fanden den Tod, und die Geſchichte nennt ſie nicht, da, wo Namen verzeichnet wurden, welche den ihrigen eigentlich nachſtehen mußten.

Napoleon war nach Elba verbannt, Ludwig der Achtzehnte hatte den alten Thron der Bourbonen wieder beſtiegen, ſiegreich kehrten die deutſchen Heere wieder heim, und alle jene Freiwilligen, die nicht eine beſondere Veranlaſſung oder Nothwendigkeit hatten, dem ſtehenden Heer ſich zuzugeſellen, traten in das bürgerliche Leben wieder ein.

Man gewahrte ſchon damals eine Art von ſoldatiſchem Sinn, der ſich für die Geſchäfte des Friedens nicht ſo recht eignet, Routine, wo Wiſſenſchaft ſein ſollte, Kameradſchaft, wo früherhin das ſtille Geſchäftsleben richtiger eingriff, eine Art Trotz und Wohlweisheit, wo vorher Gehorſam geweſen war, und alles dieſes hätte die oberſten Gewalten darauf aufmerkſam machen ſollen, daß es nicht gut ſei, dem Volke das Schwerdt in die Hände zu geben.

Der feindliche Dämon Europens, Napoleon, erſchien wieder in Frankreich, und ſtatt daß nur die deutſchen Fürſten ſich hätten gegen ihn rüſten ſollen, ſtanden auf einmal, faſt unaufgefordert, die deutſchen Völker unter den Waffen. Eigentlich hätte man glauben ſollen, daß dieſesmal weniger Freiwillige ſich gefunden haben würden, denn nicht allein, daß Napoleons Wiederkehr es klar zu Tage legte, daß vieles edle Blut umſonſt gefloſſen ſei, ſo hatten auch den frühern Freiwilligen die großen Verſprechungen noch nicht überall erfüllt werden können, die man ihnen gemacht gehabt. Indeſſen mehrere noch, als im erſten Befreiungsjahr, drängten ſich zu den Waffen — die Soldatenluſt hatte bereits überhand genommen! Die Federn kritzelten, Glut- und Wuthreden wurden überall gehalten und geſchrieben, und auffallend iſt es, dabei überall zu bemerken, daß nicht zunächſt von dem Intereſſe der einzelnen Fürſtenhäuſer, ſondern hauptſächlich von der allgemeinen Sache Deutſchlands überall die Rede war. In manchen Staaten, beſonders in Preußen, drängte ſich der Kern der Jugend, die aufblühenden Stammhalter und Gewährsmänner des künftigen Jahrzehends zu den Fahnen, und Preußen würde die Edelſten ſeiner künftigen Generation vernichtet haben, wenn es z. B. die Detachements der freiwilligen Jäger mit in die Linien in den Schlachten um Belle-Alliance geſtellt gehabt hätte. Denn daß dieſe jungen, muthbeſeelten, aber noch nicht kriegeskundigen Kämpfer ſich oft da opferten, wo der erfahrene Krieger mit gleichem Erfolg dennoch das Leben ſich zu erhalten ſucht, das hatten die Schlachtfelder bei Leipzig u. ſ. w. bewieſen. Jetzt wurden alſo dieſe Detachements der Freiwilligen, und das zwar weit richtiger, an Regimenter vertheilt, wo man den Kern der Jugend des Volkes mehr ſchonen zu können, Gelegenheit hatte.

Jetzt löſet ſich nun das alles abermals auf. Allein es iſt eher aus dem Bürgersmann ein Soldat zu machen, als aus dem Soldaten ein Bürgersmann. Dem jungen Freiwilligen wird noch viele Jahre hindurch das luſtige Leben der Läger eine angenehme Rückerinnerung ſein, die Ermüdungen und Beſchwerlichkeiten des Krieges wird er vergeſſen, da das menſchliche Gedächtniß gottlob mehr Raum für angenehme Erinnerungen, als für unangenehme hat; mit Geringſchätzung wird er den Ernſt der bürgerlichen Geſchäfte betrachten, eine gewiſſe Kameradſchaft, die an den Genuß der Märſche erinnert, wird bleiben, — eine Kriegsluſt wird auch über den Bürgerſtand ſich verbreiten, eine Luſt, die ihm gar nicht gebührt, wenn ein Staat, wenigſtens ein monarchiſcher Staat, dauernde Ruhe in ſich ſelbſt haben will. — Wir ſagen abſichtlich „dauernde Ruhe,“ denn was in dieſem Augenblick den Staat gegen andere Staaten furchtbar macht, kann in der nächſten Generation die Staatsbürger gegen die Staatsgewalt furchtbar machen.

Haben wir davon nicht ſchon jetzt in Deutſchland die Vorläufer? — Oeffentliche Blätter tadeln es laut, daß unſere Armeen in Frankreich nicht wie Vandalen wüthen dürfen, und ſie beſpötteln die Monarchen wegen ihrer Menſchlichkeit. Allein, ſollen unſere Jünglinge als Kannibalen zurückkehren, und iſt es erlaubt, an den Säulen des Thrones rütteln zu wollen? Sind alle jene geheimen Geſellſchaften, ſelbſt wenn ſie auch keinen politiſchen Zweck haben ſollten, nicht um deswillen ſchon gefährlich, weil ſie geheim ſind? Können geheime Geſellſchaften nicht ein Volk, welches an freiwilligen Aufruf gewöhnt wird, dem alſo die Kriegsluſt dadurch eigen wird, nicht mit der Zeit zu gefährlichen Zwecken benutzen, die der beſtehenden Regierung fremd ſind?

Ein Schriftſteller ſagt von Preußen:

„indeſſen können die Gefahren, die man befürchtet, weder durch befohlne Pamphlets, noch durch unterdrückende Maaßregeln abgewandt werden. In ſeinen Staatseinrichtungen, die es vorbereitet, hat Preußen ſichere und ſanſtere Mittel. Eine repräſentative Verfaſſung wird dieſem Lebensüberfluſſe einen geſetzlichen Ausweg geben. Die Aufhebung der beleidigenden Unterſchiede, der Genuß der Freiheit werden die Einbildungskraft beruhigen, welche eine lange Unthätigkeit quälte, und eine plötzliche Thätigkeit irre führte. Aber man muß ſich nicht in dem Wege irren, den man einzuſchlagen hat.

Preußen kann kein Militairſtaat mehr ſein, gerade weil der Militairgeiſt bei der ganzen Nation herrſchend geworden iſt.“.

In dieſer Anſicht liegt viel Wahres. Preußen ſcheint ſich faſt mit dem Militairgeiſt überladen zu haben, und würde dieſer Geiſt es ſo, als er jetzt iſt, auch in dem zu dem Bürgerleben berufenen Stande bleiben, ſo müßte der Staat entweder das Volk beſtändig in einem Kriege nach außenhin beſchäftigen, wodurch Rohheit zurückkehren würde, oder es würde in Zeiten längern Friedens im Innern eine Reibung entſtehn, die nach und nach in feindlichen Folgen ſich entwickelte. Die Repräſentation des Volkes iſt noch nicht geordnet, ſcheint auch, nach dem wieder hervorgerufenen Syſtem, ſobald noch nicht vollſtändig geordnet werden zu ſollen; die Volksmaſſen werden auch, ſelbſt wenn man raſch und rüſtig zu Werke ginge, erſt durch die Wirkungen das Große, das Erhebende, das Beruhigende, das, alle Stände Verſöhnende der Volksrepräſentation kennen lernen, — und bis dahin iſt der Streit zwiſchen den Ständen, welche mehr oder weniger dem Thron nahe ſtehen, entſchieden.

Man bemerkt ſchon jetzt, daß die waffenluſtige, gebildete Jugend des Bürgerſtandes in der Armee als Freiwillige allenfalls bis zum Kapitain hin es bringt, höhere Beförderungen gehören zu den ſeltenen Ausnahmen, obſchon unter den jungen Offi- cieren faſt mehr als zwei Drittheile Bürgerliche waren. Man bemerkt ferner, daß die Landwehren einen gleichen Rang begehrten, der ihnen hin und wieder nicht gewährt wird, und daß ſelbſt die Nationalgarden entrüſtet darüber waren, den Linientruppen nachgeſtellt zu ſein. Bei letzteren bemerkt man wieder das Hervorſuchen einer ängſtlichen Genauigkeit in dem Uniformweſen, einen Verſuch zu der Rückkehr längſt vergeſſener Strafen, welche der Soldat, der in Zeiten der Noth gar „Sie!“ angeredet wurde, jetzt von ſeinem jungen adlichen Lieutenant nicht mehr dulden will. Alles dieſes würde in das Gleiche kommen, wenn der Staat bereits eine Volksrepräſentation gegründet hätte. So aber — wir ziehen einen Schleier über das, was zu erwarten iſt. Die Zeit wird es enthüllen.

Man darf nur wenigen geſunden Menſchenverſtand, nur obenhin den Zeitgeiſt kennen gelernt haben, um ſich davon zu überzeugen, daß den mehreſten deutſchen Stammhäuſern nur die Alternative offen ſteht, entweder unbedingt, raſch zu der reinen Monarchie, zu dem Royalismus zurück zu kehren, oder — eben ſo raſch den Völkern eine Repräſentation zu geben. — Der Zweifelſchein, worin letztere jetzt gelaſſen werden, wird bald zu Mißgriffen führen müſſen, da ein Volk noch weniger als ein einzelner Menſch gern einen Schritt zurück thut, da keine Ruhe in der ganzen Natur, alſo auch in einem Staatsgebäude nicht iſt; jede Täuſchung des Stillſtandes wird daher ſchwer an denen ſich rächen, welche durch dieſes Hinhalten länger die Kräfte der Völker zu benutzen ſuchen wollten.

Die ſchnelle Rückkehr zum Royalismus könnte allenfalls, jedoch aber auch nur allenfalls noch thunlich ſein, und zwar dann, wenn von keiner Freiwilligkeit die Rede mehr iſt und ſein darf, wenn der Adel in die Rechte wieder öffentlich tritt, nach welchen er in ſtillen Machinationen ſich ſehnt, wenn, beſonders in katholiſchen Ländern, der Geiſtlichkeit, die für die Freiheit der Pfründen alles thut, oder wenigſtens verheißt, der Arm von den Regierungen gereicht wird. Daß aber, da, wie vorhin geſagt iſt, dem Kinde das Schwerdt in die Hand gegeben worden, und da es ſolches lieb gewonnen, ſo wird es ſich daſſelbe auch nicht ſogleich entreißen laſſen, und möchte vielleicht, wenn die freiwilligen Aufrufe im Felde ſtehn, bei der ſtrengen Disciplin des Kriegers unter den Waffen, die Rückkehr zu dem vollſtändigen Royalismus möglich ſein, nicht aber, wenn im Zuſtande des Friedens die bewaffnete, und waffenluſtige Jugend, die verwöhnte Soldateska nach einem Feinde ſich ſehnt. — Wird nun auch durch weiſe Maaßregeln der Regierung jedes Aufzucken der Selbſtheit des Volkes unterdrückt, ſo iſt dadurch auf einmal die Kraft des Volkes, worin es ſich wohl zu fühlen anfing, unterdrückt, der Adel beſetzt wieder die Officierſtellen, und wenn nach mehreren Jahren ein neuer Krieg ausbricht, ſo wird wieder — die Schlacht von Jena geliefert! — Der Sinn für Vaterland, für militairiſche Ehre wird dann in dem eigentlichen Volk unterdrückt ſein, und was iſt die Folge davon? — der einmal getäuſchte Enthuſiasmus wird nimmer wieder geweckt werden, ein ſtiller Groll wird umherſchleichen!

Sicherer iſt die Beeilung zu der Feſtſtellung der Repräſentation. Dadurch bekommen die, jetzt immer mehr und mehr ausſchweifenden Kräfte des

Volkes eine beſtimmte, gemeinnützige Richtung, dadurch wird aus dem ſoldatiſchen Bramarbas im Lande ſelbſt ein friedlicher Bürger, ein eifriger Patriot, dadurch wird der Kriegesluſt ein beſtimmter, rein und edel gegründeter Zweck nach dem Auslande hin gegeben, der im Innern ſelbſt nie abſchweifen kann.

Bis aber dieſe Repräſentation nicht feſtgeſtellt, gewürdigt und beliebt gefunden iſt, kann jede Freiwilligkeit des Soldatendienſtes den monarchiſchen Staaten nur Schaden bringen. Der Widerſpruch zwiſchen dieſer Freiwilligkeit und der Monarchie iſt zu hart! — Deutſchland wird noch ſeiner eigentlich glücklichen, uneigentlich aber unglücklichen Lage noch vielen Kriegen entgegen zu ſehen haben, und wenn die allgemeine Bewaffnung, die Ueberladung mit Freiwilligen ohne geregelten Aufruf fernerhin dann noch ſo fort wächſt, ſo giebt es wieder nur die Alternativen: entweder das Volk ſiegt in dem neuen Kriege, oder es wird geworfen. Siegt es, ſo nimmt der Uebermuth des Soldatenweſens, welches dem Volke übergeben und anvertraut iſt, noch mehr überhand, um die Pflanzung der Vorfahren für den Genuß des Friedens ganz zu zerſtören; wird es geworfen, welche Anhänglichkeit ſoll dann an den alten Stamm noch ſein? Der Egoismus waltet, und das wilde Roß der Leidenſchaft läuft zügellos umher.

Dixi, et ſervavi animam meam!

V.

Eine Probe von der Politik der Bourbons.

In Nismes, im ſüdlichen Frankreich, ging die Wuth der Katholiken gegen die Proteſtanten ſo weit, daß ſtarke, militairiſche Hülfe herbeigeſchafft werden mußte, um das Stürmen der proteſtantiſchen Gotteshäuſer zu hindern. Bei einem der furchtbarſten Auflaufe war auch dieſe militairiſche Hülfe vergebens. Der katholiſche Pöbel griff das Militair an, und wüthete unter demſelben.

Der Präfect, über die Unruhen beſorgt, ſchickte am 12ten November, Abends, einen Eilboten an den Herzog von Angouleme, nach Toulouſe, und verlangte, daß die Proteſtanten ihre Kirchen wieder öffnen ſollten, weil er durch ſeine Autorität allein die Ruhe wieder herſtellen zu können glaubte. Bei den frühern in Nismes verübten Exceſſen der Katholiken waren zwei Subjecte verhaftet, welche ganz unbezweifelt als Mörder und Rebellen angeklagt werden konnten. Als der Herzog von Angouleme am 5ten November durch Nismes reiſete, hatte die katholiſche Geiſtlichkeit die Unverſchämtheit, ihn darum anzutreten, daß dieſe Mörder wieder freigegeben würden. Dieſes Geſuch wurde abgeſchlagen, und eine Deputation der Proteſtanten erhielt die Verſicherung, daß ihr Cultus geſchützt werden ſolle; weiter geſchah aber auch im geringſten nichts, und der Herzog reiſete wieder ab.

In Calviſſon und Vannage wurden Plünderungen, Verſuche zu Mordbrennerei und Meuchelmord, und Ausſchweifungen aller Art von den Katholiken gegen die Proteſtanten verübt; in Nismes ſelbſt ſchien die Gährung bereits auf das höchſte geſtiegen zu ſein, ohne daß von der Regierung ein

Schritt, der auf Ernſt hindeutete, unternommen geworden wär.

Sonntag, am 12ten November, Morgens um acht Uhr, wurden die Proteſtanten von der Ankunft des Generals de Lagarde unterrichtet, und beeilten ſich nun, zu der Feier ihres Gottesdienſtes zu ſchreiten. Um kein Aufſehen zu erregen, wurde nur eine proteſtantiſche Kirche geöffnet, und auch die Glocken nicht gezogen. Stille, mit banger Furcht ſchleichen die Proteſtanten zu ihrem Tempel, von dem Drohen und Hohngelächter des katholiſchen Pöbels begleitet. Die Thüren ſind mit Geſindel umlagert, das den Eingang wehren will. — Jetzt erſcheint der General de Lagarde, und zerſtreut den Pöbel. Die Thüren werden geöffnet, der Gottesdienſt beginnt.

Plötzlich werden die Thüren mit Gewalt aufgeſprengt, die Gensd'armen werden überwältigt, und der Gottesdienſt wird durch ein wildes Geheul, durch Drohen und Schreien eine Viertelſtunde lang unterbrochen. Hierauf zieht ſich der wilde Pöbel zurück; der Prediger hat unterdeß die Kanzel nicht verlaſſen gehabt. — Die Thüren werden wieder geſchloſſen, und der unterbrochen geweſene Gottesdienſt wird fortgeſetzt. Ein neues, noch wilderes Geſchrei ſtört die Andächtigen zum zweitenmal. Ein roher Haufe erbricht die Thüren der geweihten Stätte abermals, und alles ſchien darauf abzuzielen, daß die Proteſtanten in der Kirche ermordet werden ſollten. Dieſe Unglücklichen erwarteten ihr Schickſal. Endlich, nachdem beinahe eine Stunde vorüber gegangen, rückten Truppen an. Unterdeß aber waren in dem Gotteshauſe der Proteſtanten die ſchauderhafteſten Scenen vorgefallen; Frauen waren auf die ſchändlichſte Art gemißhandelt, Greiſe waren an den Haaren heraus geſchleppt und in Koth getreten, und mit Mord und unwürdiger Grauſamkeit ging der wuthentlaſſene Pöbel bereits um, als der General de Lagarde ſelbſt erſchien, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Auf einmal fiel ein Schuß; der General de Lagarde ſank nieder. Ein Katholik, Boiſſet, hatte nach ihm geſchoſſen, und der bübiſche Mörder entſprang, von der katholiſchen Menge begünſtigt.

Wir haben dieſen Vorfall, deren es wenigſtens noch hundert ähnliche in dem ſogenannten neuern Frankreich giebt, genau angeführt, um zu fragen: leben wir in dem neunzehnten Jahrhundert, und darf dieſes Jahrhundert ſich rühmen, gebildet zu ſein? Damit die Geſchichte nicht nach dieſen unwürdigen Exceſſen ganz Europa richte, ſo bemerken wir, daß ſie nur in Frankreich ſtatt fanden, und auch nur in dieſem fluchbeladnen Lande ſtatt finden konnten.

Für eine große Frage wollen wir hier einige Andeutungen geben. Die Frage wird nämlich ſo geſtellt: iſt dieſe Verfolgung der Proteſtanten im ſüdlichen Frankreich nicht motivirt, iſt ſie nicht Staatszweck?

Die Antwort, und leider die bejahende Antwort kann ein Schulknabe finden, denn die überfeine Napoleoniſche Staatsklugheit hat dem jetzigen franzöſiſchen Hofe, der in fünf und zwanzig Jahren auch nicht um einen Schritt mit dem Zeitgeiſt vorgerückt iſt, eine Erinnerung, eine Andeutung und eine Warnung zurückgelaſſen, welche an das Baroque gränzt. — Das Volk will beſchäftigt ſein; die Gewalten, welche von außen drängen und gebieten, laſſen der franzöſiſchen Keckheit keinen Raum, ſich auf fremde Rechnung zu nähren und gütlich zu thun, und, damit des Volkes Aufmerkſamkeit eine Beſchäftigung finde, und von dem Beginnen der Regierung abgewendet werde, darum alſo begünſtigt man ſtillſchweigend den furchtbarſten aller Kriege, den Religionskrieg.

Man entſinne ſich, daß Ludwig der Achtzehnte, als in und um Avignon die erſten Gewaltthaten von den Katholiken gegen die Proteſtanten geſchahen, die Achſeln zuckte, und — nichts that; daß er ſeine königliche Würde alſo in Zweifelſchein ſtellte. Man blicke zurück auf die Greuel, welche von Katholiken gegen Proteſtanten im ſüdlichen Frankreich in neuerer Zeit verübt ſind, und man muß entweder Mitleiden mit der Königlichen Gewalt haben, oder ſich davon überzeugen, daß ſie nicht helfen wolle. Letzteres ſcheint das Wahrſcheinlichere zu ſein; allein daß die Bourbons dadurch ſich ihr eignes Grab graben, das iſt wohl vorauszuſehen. Wenigſtens behandeln ſie durch dieſe Begünſtigung des Fanatismus den Streit, welcher das Land immer mehr ſchwächen wird, nach einer Methodie, welche eben nicht zu rühmen iſt, und in die vergeſſenen Epochen gehören ſollte.

Die fremden Mächte können dieſe Wuth ſich allenfalls gefallen laſſen; denn was wird die Folge davon ſein? daß Frankreich ſelbſt ſich aufreibt, und daß der beſſere Theil des Volkes auswandert. Rußland wird in ſeinen ſchönen Beſitzungen am ſchwarzen Meer den vertriebenen Proteſtanten ſehr gern eine Freiſtatt gewähren, und eben ſo gern wird England, oder die Niederlande, die Flüchtlinge aufnehmen. Vielleicht glaubt der franzöſiſche Hof, durch ein ſolches Laxativ die Ueberlaſt des militairiſchen Geiſtes, welcher in Frankreich waltet, zu verbannen; allein jenes Syſtem, welches Ludwig dem Vierzehnten den Fluch der ganzen Chriſtenheit zuzog, welches andere Länder in den Geſchlechtsfolgen auf Koſten Frankreichs groß und blühend machte, kann ſich jetzt noch feindlicher geſtalten, beſonders, wenn die Auswanderungen in eine Manie ausarten ſollten, und wenn die Türkei oder Nordamerika ein Aſyl der Flüchtigen würde.

Wozu überhaupt die Erklärung Ludwigs, daß die katholiſche Confeſſion die herrſchende ſein ſolle?

Wer hatte ihn jemals darum befragt? Warum ſchürte er ein Feuer an, welches für Volksgeiſt, Volksſinn, Volkskraft und Aufklärung, wie viele Jahrhunderte es lehren, nur feindliche Folgen hat? — Wenn die franzöſiſche Revolution auch weiter keine guten Folgen hatte, ſo war doch das dadurch errungen, daß der Papismus erdrückt, die Hierarchie in ihrem Lebensnerv angegriffen war, da die Klöſter, dieſe Schlupfwinkel der Faulheit, der Falſchheit, der Greuel aller Art, nicht mehr ſtanden! Dieſes Unweſen der katholiſchen Geiſtlichkeit bietet zwar der Monarchie den Arm, aber auch nur, um ſie abhängig von ſich zu machen, und ohnmächtig verkriecht ſich das Pfaffenthum in ſeine finſtern Höhlen, wenn der Volksſinn ſich regt.

Die Bourbons ſammt und ſonders, ſowohl in Frankreich, als in Spanien und in Neapel, ſcheinen es nicht erkennen zu wollen, welche Verbindlichkeiten ſie den großen, aufgeklärten Monarchen, und den fremden Völkern, die ihnen wieder auf die Throne halfen, ſchuldig ſind. Sie ſind zurückgekehrt mit dem alten Stolz, mit dem alten Sinn verfallner Zeit, ſie haben nichts zugelernt und nichts vergeſſen, und ihre ohnmächtige Stütze iſt — das

Pfaffenthum geworden! Wie lange wähnen ſie denn, an dieſer Krücke gegen den Zeitſtrom fortſtreben zu wollen?

Wer den freien Sinn in enge Feſſeln ſchmiegen will, wer Form verkündet, da wo die Ueberzeugung der Form ſchon vorangeſchritten iſt, der ſchneidet der Ueberzeugung, dem dauerndſten aller Impulſe, mit ſeinem Theaterpomp den Lebensnerv ab!

Der unbeſchreibliche Nachtheil des Jeſuitismus iſt bekannt genug; und doch ſoll er jetzt wieder hergeſtellt werden. Eben ſo ſtreckt das Pfaffenthum ſeine Krallen wieder nach der Ruhe der Völker aus! Wir wären denn alſo in einem Menſchenalter im Zirkel gegangen, und wieder da, wo 1789 angefangen wurde! Gottlob! daß dieſe Politik der Bourbons zu durchſchauen iſt, daß ſie von der Mehrzahl der Fürſten verachtet wird, und daß die vorgeſchrittenen Völker ſie ſtrafen werden!

VI.

Die Wiederherſtellung des Maltheſerordens.

Wenn irgend etwas die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Mächte verdient, ſo iſt es die Wiederherſtellung dieſes um die Chriſtenheit, um die Menſchheit ſo hochverdienten Ordens. So lange wenigſtens die Raubſtaaten noch ihr ſchändliches Weſen treiben dürfen, ohne gezüchtigt und zur Strafe ſelbſt zu Sclaven gemacht zu werden, würde die Erhaltung dieſes Ordens vielleicht nothwendig ſein, weil er der einzige war, welcher jener ſchändlichen

Büberei des Orientalismus noch einigen Einhalt zu thun vermochte, und in ſeinen Grundregeln gelaſſen, auch fernerhin vermögen wird.

Die früheſte Stiftung dieſes Ordens erinnert an die ruhmvollen Zeiten, wo die überſchwellende Thatkraft im Eiſenfelde kaum Beſchäftigung genug fand, und wo ſelbſt Ritter, welche im Waffengemenge galten, ſich dazu hergaben, Pfleger der Kranken, der Verwundeten zu ſein. Nachher haben die Maltheſerritter, die ferneren Sproſſen der erſten Johanniter und der Templer in einer kurzen Zeitperiode ſogar die Hauptepoche in der Geſchichte gemacht. Doch, ſie kämpften gegen die gemeine Proſa des Lebens, und unterlagen alſo. Jetzt den Maltheſern wieder die Selbſtſtändigkeit zu geben, deren ſie früherhin ſich erfreuten, das wäre gut und vortheilhaft.

Es heißt auch, im Rath der Fürſten ſei die Wiederherſtellung des Maltheſerordens beſchloſſen, und ein, von den ſüdeuropäiſchen Häuptern gebildeter Rath, wolle den Rittern eine Konſtitution vorſchlagen. Das iſt löblich und gut! Die erſten Grundzüge zu einer neuen Konſtitution müſſen nämlich bei einem, aus den Völkern ſelbſt gebildeten Bunde, von einem Dritten gegeben werden; ſpäterhin wird dann der Orden ſchon Zuſätze und Aenderungen in der Konſtitution machen, wie ſie ſeiner Lage, ſeiner Strebkraft angemeſſen ſind. Daß nur die ſüdeuropäiſchen Häupter dieſen Rath bilden wollen, will uns freilich nicht gefallen, denn die nordeuropäiſchen Geſchlechter werden auch Theil nehmen dürfen und wollen an dieſem Orden, alſo gehören ſie auch zu der Berathung!

Die Inſel Korfu ſoll dem Orden eingeräumt werden. Zwar könnte man wohl fragen, warum nicht Malta dem Orden wieder gegeben werde, eine Inſel, welche an der Spitze von Europa gegen die afrikaniſche Küſte hin die Wache hält, in der Mitte des mittelländiſchen Meeres gelegen, überall der Freibeuterei aufzupaſſen vermag, eine Inſel endlich, deren alte Stadt la Valette ſo feſt iſt, daß ganze Nationen an den Bollwerken ſich den Tod holen können? Warum Korfu, eine Inſel an der Küſte des fernen adriatiſchen Meers, eine Inſel, welche in nothwendiger Verbindung mit der griechiſchen Halbinſel, und gewiſſermaßen in Abhängigkeit von ihr iſt, weil ſie allein ſich nicht wird vertheidigen können? — Indeß, wenn der Orden von den europäiſchen Ländern geſchirmt und beſchützt wird, ſo mag auch Korfu das erſte Aſyl des jungen Aufwuchſes der Ritterſchaft wieder werden mögen!

Wohlthätig und befördernd wird die Wiederherſtellung dieſes Ordens aus vieler Hinſicht ſein, und geben wir nur einige Anſichten an, welche die Hoffnung gewähren, daß dieſer Orden für das allgemeine Intereſſe von Europa handeln werde, ſobald ihm Gelegenheit gegeben wird, dafür handeln zu dürfen. Denn

1. Ein ſolcher Orden erhält die Chevallerie rege, und dieſe iſt nöthig, um Europa rege zu erhalten. Sie iſt und bleibt der Stamm der Jugendkraft, und bedarf einer fremden Nahrung, um in monarchiſchen Staaten ſich rege zu erhalten. Ohne Völkerbewegungen würde der Ritterſinn in Europa nach einem Jahrzehend zu den Legenden gehören, wenn in dieſer Zeit der länge erſehnte Friede waltet, und dieſen Völkerbewegungen kann nur dann der mannhafte, ritterliche Sinn friſch erhalten werden, wenn unterdeß Helden, unabhängig von den Monarchien, in freien Bewegungen ſich bildeten.

2. Dieſer Maltheſerorden hat einen großen, die Menſchheit beglückenden Zweck zu ſeinem Ziel. Es iſt nämlich ein Fluch für unſer Jahrhundert, eine unvertilgbare Schande, daß den afrikaniſchen Raubſtaaten immer noch es verſtattet wird, ihr Unweſen an den europäiſchen Küſten treiben zu dürfen. Dieſe Freiſtaaten zu vernichten, wenigſtens unſchädlich zu machen, würde der erſte und hauptſächlichſte Zweck jenes Ritterordens ſein, und hat irgend eine Bewaffnung wohl jemals einen lobenswerthern Zweck gehabt?

3. Dieſer Zweck iſt vorläufig angedeutet, und mit Betrübniß hört man, daß England der Wiederherſtellung der Maltheſer widerſpreche. Welchen Plan kann das Inſelvolk hierbei haben? — Er liegt zu Tage! Seedespotie und Sclavenhandel beſchützen Englands Flaggen im Meer, Englands Kolonien, und dem kaufmänniſchen Schein, welchen England ſehr künſtlich ſeit langer Zeit um ſich zu verbreiten gewußt hat, wird die reine Wahrheit ſchnell entgegen geſtellt, wenn die Raubneſter zerſtört werden. Mögen die Engländer ſagen, was ſie wollen; ihre Tractaten mit jenen mauriſchen Staaten ſind zu bekannt, als daß das Einverſtändniß einer Despotie,

welche ganz Europa feſſelt, nicht zu Tage läge! Schämen ſollten ſie ſich, ſo im Trüben fiſchen zu wollen! — Man gebe dem jungen Maltheſer-Orden einige Zeit, und es werden eine Menge von jugendlichen Helden ſich finden, welche das Meer allen Nationen frei zu machen, mit Erfolg ſtreben werden.

4. Nach der erſten Anlage ſollen junge Söhne der Militairs von allen europäiſchen Nationen zu dieſem Orden gebildet werden. Dieſer Geſichtspunct darf nicht aus den Augen gelaſſen werden, denn er iſt ein Mittel mehr, der unglückſeligen Scheidung der europäiſchen Völkerſchaften Einhalt zu thun. Wenn der Kern der Völker, die einzelnen Ritter, einen gemeinſchaftlichen Bund haben, dann kommt auch eine glücklichere Einheit in die Heere, eine Einheit, welche man leider noch immer vermißt, mögen auch die Fürſten unter einander noch ſo ſehr ſich Treue ſchwören und halten wollen!

5. In frühern Zeiten ſtand der Templerorden zwiſchen Volk und Monarchie, und wurde darum eine Beute der letztern, als ſie einen Anwachs von

Macht bekam. Eben ſo ging es den Johannitern und Maltheſern. Dieſe Wiederherſtellung des Ordens iſt ein Palladium mehr für die Volksrechte. Mag auch der Orden ſelbſt unter einem Lehnsverhältniß ſtehen, ſo repräſentirt er doch in freier Bewegung eine Volkskraft, welche, ohne den Monarchen gefährlich werden zu können, die Selbſtheit des Volkes adelt, und er wird wieder ein Inſtitut werden, das, von den Mängeln der Republik fern, die Norm für einen militairiſchen Staat giebt, der zwar nicht allgemein eingeführt werden kann, aber doch überall Achtung für militairiſche Gröſe geben muß.

6. Wenn die jungen Krieger aus allen Nationen des europäiſchen Bundes in dieſen Orden aufgenommen werden können, ſo iſt dieſer Orden ein Mittel mehr, die Zwietracht der Staaten unter einander zu hemmen, und die gemeinſchaftliche Kultur zu befördern. Durch dieſe Allgemeinheit ſchwindet dann auch die Gefahr, daß der Orden ſelbſtſüchtige, politiſche Zwecke jemals ſuchen könne. —

Um dieſen Orden aber mit Würde einzuführen, um den Mitgliedern Luſt zu geben, dazu gehört, daß der Orden den höchſtmöglichen Grad von Unabhängigkeit bekomme. Nur in der Freiheit, in dem Gefühl der Freiheit erhebt ſich die Luſt zu der Chevallerie. Eben ſo, wie in einem Lande die Helden ſich mehren, je mehr es ſich der Republik nähert, eben ſo verſchwinden ſie, je mehr es der Despotie ſich anneigt. Neuerdings iſt die Geſchichte Frankreichs hiervon ein bleibendes Beiſpiel. Die Republik, und ſelbſt die gemäßigte Monarchie noch hatte Helden, welche unſere Bewunderung verdienen, und ſich einen Namen in der Geſchichte gewannen. Seit aber Napoleon ſeinen Sinn für Despotie kund that, verſchwanden dieſe Helden von der Bühne, und wenn man ſagt, in neueſter Zeit habe ihn das Glück geflohen, ſo waren dieſe Ereigniſſe weiter nichts, als eine nothwendige Folge, die aus ſeinem Verkennen der menſchlichen Natur entſprang. Während nämlich die Schaaren, welche gegen ihn ankämpften, rüſtiger ſich bewegten, weil ſie auf dem Wege beſſerer Volksfreiheit waren, erlahmten ſeine Truppen, die immer mehr zu Marionetten geſtempelt werden ſollten. Dieſes angewandt auf den Maltheſerorden, ſo ſei er ein Aſyl der Freiheit, ein Schirmvoigt der unveräußerlichen Menſchenrechte, und er wird ſtets ſeine tapfern Ritter finden, und dieſe Ritter werden Vorbilder für die Volksbewaffnungen ſein. — Wie ſehr haben nicht dieſe Kreuzritter in vielen Jahrhunderten die Rechte der Völker beſchirmt! Darum ſtelle man ſie her, ſo bald als möglich! Es giebt, das Jahrhundert von einer ſchmäligen Schande zu retten, für ſie vorläufig genug zu thun an der afrikaniſchen Küſte. Soll aber Einheit, Wahrheit ſie bekräftigen, ſo iſt es durchaus nothwendig, daß eines gleich bei der Wiederherſtellung des Ordens verbannt werde, — nämlich Religionsſectirerei, dieſe Unheil bringende Mutter falſchen Menſchenhaders, die bereits ſchon wieder an den jungen Baum europäiſcher Freiheit feindlich ſich ſchmiegt, und ihn zu entwurzeln droht!

VII.

Ein Geſpräch aus der Unterwelt.

(Berthier iſt mit Labedoyere in einer Unterredung begriffen.)

Berthier. Sie glauben alſo nicht, Freund Labedoyere, daß meine Selbſtentleibung nothwendig geweſen ſei? Oder meinen Sie, ich wäre in einem Zuſtande der Ueberſpannung, der Verrücktheit geweſen, als ich mich aus dem Fenſter ſtürzte?

Labedoyere. Nach meiner Meinung iſt Selbſtentleibung jedesmal Verrücktheit.

Berthier. Daß ich mir das Leben nahm, war eben ſo nothwendig, als, daß Sie todt geſchoſſen wurden.

Labedoyere. Eine ſonderbare Vergleichung. Ich kann das tertium comparationis nicht finden.

Berthier. Dem Royalismus wurden wir beide geopfert. Ich opferte mich freiwillig, um nicht geopfert zu werden, um vielen Menſchen von Bedeutung die Furcht zu benehmen, daß ich aus der Schule ſprechen möchte, und um dem Gift aller Art zu entgehen; Sie wurden geopfert, um einen Beweis für die Bourbons zu geben, daß ſie zu imponiren vermöchten.

Labedoyere. Bei mir wurde alſo eine Probe gemacht? Ich ſehe das ein. Hätte ich dort oben das ſo gewußt, wie ich es jetzt durchſchaue, ſo hätte mein Tod, der übrigens ſchon einen dauernden Eindruck auf die Gemüther der Unzufriedenen gemacht hat, noch weit auffallender ſein ſollen. Ich ſtarb, des Lebens in dem erſchlafften Frankreich müde. Man muß dort das Podagra haben, um Glück zu machen. —

Berthier. Ein Glück, welches leicht auch Halsſchmerzen erwecken kann! Glauben Sie denn, daß Ludwig der Achtzehnte den Thron von Frankreich behaupten wird?

Labedoyere. Die Bourbons, ſowohl in Frankreich, als in Spanien und in Neapel, haben in den Jahren ihrer Verbannung nichts vergeſſen und nichts zugelernt, und die Fürſten, welche dieſen Bourbons die alten Throne wieder gegeben haben, ſcheinen dies gethan zu haben, um eine Probe zu machen, ob das Volk auch wohl zu der alten Unterwürfigkeit zurückkehren werde.

Berthier. Die Täuſchung wird Bauchgrimmen machen, wenn es zu ſpät iſt! Die Maſchine der Volksſtändigkeit, Napoleon, hat in ſeiner frühern Zeit den Baum des Selbſtgefühls gepflanzt; als er ſich ſpäterhin übernahm in thorhaftem Egoismus, da bezahlte er die Schuld der menſchlichen Natur.

(General Porlier tritt auf.)

Berthier. Willkommen, Freund! Wahrſcheinlich ſchon wieder ein Märtyrer für unſre Sache! Wo kommen Sie her?

Porlier. Aus dem fluchbeladnen, irdiſchen Leben.

Berthier. Nicht wahr, Sie bahnten ſich auch einen Ausweg, da wo der Kampf der irdiſchen Gewalten ermüdet, wenn die Nichtigkeit des ganzen Plunders klar vor Augen liegt?

Porlier. Ich verſuchte es, das Panier aufzupflanzen in unſerm Lande, und ich erlag, denn ich war der Erſte, der Vorläufer, der Märtyrer. Ich wurde zum Tode verurtheilt, weil ich das Volk liebte, und ich ſtarb gern, denn dort eben war das Leben wieder heimgekehrt zu den alten Formen, in denen es nur Herrn und Sclaven giebt. Der Menſch ſcheint zur Sclaverei geboren zu ſein; ich war ein Thor, daß ich mich darum bemühte, in jene proſaiſchen Faulpelze ätheriſches Feuer bringen zu wollen. Die Fabel des Prometheus hätte mich witzigen ſollen. Wer Dreck angreift, beſudelt ſich!

Labedoyere. Alſo auch ein Exilirter aus dem irdiſchen Leben? Kamerad! Ich habe auch ſo ein Succeſſionspulver dort oben bekommen, nicht ſowohl weil ich ſchädlich geweſen wäre, ſondern weil man bei mir die Probe machen wollte, ob das ſo genannte Volk wohl die Probe beſtände. Das mußte ich mir nun freilich gefallen laſſen, aber ich habe ruhig meine Bruſt den Patronen angeboten, denn ich konnte mir nichts vorwerfen, als einige Unbeſonnenheiten. Sollten aber die Unbeſonnenheiten dort oben alle mit dem Tode beſtraft werden, ſo würden die Patrone bald Patronen ſuchen müſſen, um — ſich ſelbſt zu entleiben! — Hier ſind wir nun im Hafen der Ruhe, und können gemächlich dem Spectakel dort oben zuſehn.

Berthier. Freilich! Ich habe manchesmal den Bauer beneidet, der, wie das Müllerthier, ſeinen Weg geht und ſich um nichts bekümmert. Glück und Genuß ſind relative Begriffe, und je kleiner der Kreis, deſto eher kann man ihn überſehen. Wer das Unermeßliche ſucht, der ſteht am Faß der Danaiden.

Porlier. Meine edlen Spanier! Hundert Tauſende haben ſich umſonſt geopfert für König und

Vaterland! Saget ſelbſt, meine Freunde, iſt der Boden, welchen der Pfaffe zehntet, auf welchem die Inquiſition ſchleicht, der Despotentroß ſtampft, ein Vaterland zu nennen? Ade! du falſches, fluchbelaſtetes Leben! Ja! Ihr habt recht; die Menſchen ſind es nicht werth, daß man um ihrentwillen ſich dem Kampf gegen die Tyrannei entgegen wirft! Der Gehorſam iſt ja auch weit gemächlicher, und der Menſch iſt nun einmal ein Faulthier! Unter Tauſenden findet man nicht einen, der die Freiheit ertragen könnte, und alle Großthaten der Völker ſind ein Schwindel, ein Fieberparoxismus, auf welchen bald nachher eine um ſo größere Abſpannung folgt. Das hat kürzlich Pohlen, dann Spanien bewieſen, und Frankreich iſt auch bereits wieder nahe daran, am Throne einzuſchlafen.

Labedoyere. Deutſchland ſcheint mir jetzt an die Tagesordnung zu kommen.

Berthier. Aber es ſcheint auch nur. Der Deutſche iſt viel zu ſpitzfindig, zu hochſtudiert, und, wenn wir wollen, auf der andern Seite wieder zu gutmüthig und einfältig, als daß er mit freiem, natürlichen Sinn die Volksfreiheit ertragen könnte.

Während ſich die Leutchen um Begriffe ſtreiten, und in groſen Tiraden reden, während ſie an der alten Ritterzeit und Sprache ſich erluſtiren, und das alles bei den Haaren wieder herbei ziehen wollen, während des geht ihnen der günſtige Augenblick, der nur einmal erſcheint, vorüber, und ſie werden am Ende — geſpielt haben. Ich hatte Gelegenheit, Deutſchland näher kennen zu lernen, und fand, daß der Deutſche ein ſolches Gemiſch von Unbengſamkeit, Strenge, Rauheit, und dann wieder von Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit und Eitelkeit iſt, daß ihn der Gehorſam immer beſſer kleiden wird, als die Freiheit. Bei ſeinem Phlegma würde er, wenn dieſes gereizt iſt, darin ausſchweifen und bei ſeinem Mangel an Schlauheit würde ſeine Kriegsluſt bald von den Nachbarn weidlich benutzt werden.

(Prinz Mürat tritt auf.)

Alle. Welche Erſcheinung! Woher ſo früh im Reiche der Ruhe?

Mürat. Hier alſo finde ich Ruhe? Dort oben wurde ſie mir nicht gegönnt, und eigentlich war ich ſelbſt auch ein großer Thor, daß ich die Ruhe nicht leiden konnte! Man hat mich aus dem Menſchenleben exilirt, und mit Extrapoſt der Unterwelt zugeſandt.

Berthier. Auch wieder ein Gewaltſpruch des Erdengeiſtes!

Labedoyere. Ihr Schickſal war vorauszuſehn. Hier dürfen wir aufrichtig darüber ſprechen; Sie waren ein Glücksritter, ohne conſequent genug ſich nehmen zu können.

Porlier. Erzählen Sie. Wie hat der Fall ſich eigentlich begeben, daß wir das Vergnügen haben, den erſten General der franzöſiſchen Reiterei ſchon jetzt hier zu ſehen?

Mürat. Wie ſich das alles begeben hat? Mit wenigen Worten kann ich Ihnen die Poſſe erzählen, die ſo abgeſchmackt iſt, daß ſie in ſpätern Zeiten, wenn das jetzige, überkluge Geſchlecht abgeſtorben iſt, als Farce bei dem Leierkaſten abgeſungen werden wird. — Daß ich, ſchon vor, und mehr nach der Leipziger Schlacht immer zwiſchen zwei Stühlen ſaß, das iſt bekannt genug. Daß weder Napoleon, mein zärtlich geliebteſter Herr Schwager, ſeine Verſprechungen erfüllte, noch andere hohe Häupter, die bald gar gern ihren Verſicherungen ein Mäntelchen umhängen wollten, das iſt ebenfalls bekannt genug. Da ich nun ſah, daß ich mit Amphibien umgeben war, ſo wollte ich endlich einmal Original ſein, und nahm mir vor, der Protector italieniſcher Freiheit zu werden. Jetzt ſehe ich es ein; das war herzlich dumm von mir. Denn erſtlich hätte ich wiſſen ſollen, daß Italiener — immer Italiener bleiben, ſeit der Vatikan Beſitz vom Kapitol genommen hat; zweitens hätte ich das Bündniß der gegen Frankreich verbündeten Monarchen nicht nach der Geſchichte der Bündniſſe, ſondern nach der höchſt ſonderbaren Wahrheit, die wie ein glutrother, Zermalmung drohender Phönix auf einmal da ſtand, beurtheilen ſollen; und drittens hätte ich den Staffettenreitern und den halbgahren Freundſchaftsverſicherungen einiger Mächte keinen Glauben beimeſſen müſſen; denn die Politik leidet doch bekanntlich keinen Glauben, ſondern ſie wiegt die Handlung, wie der Jude das Geld, um mit einiger Verſetzung es ſchaamroth wieder weiter zu geben. — Genug! Ich war ein Thor geweſen, und der reguläre Tact der Spießbürger tödtete meine Kriegsluſt. Ich mußte flüchten, und kam zu meinem Herrn Schwager nach Frankreich. Er hatte ſo eben wieder die Trompete an den Mund genommen, und ſtand da, wie ein Poſaunenengel. Eigentlich war er mit mir nicht ſo recht zufrieden, allein es fehlte ihm dermalen an Prinzen, um ſich auf dem Maifelde einen Sicherheitspaß zu unterſchreiben, und wurde ich denn alſo ſo, ſo, wieder zu Gnaden angenommen. Nachher, als der Rücken gedeckt war, ging es bekanntlich nach der belgiſchen Gränze. Mein Herr Schwager glaubte vielleicht einiger anderer Feinde gewiß zu ſein, und warf ſich mit aller Gewalt auf die Engländer und auf die Preußen, die er nur immer die Großprahler nannte, und die er durchaus nicht leiden konnte. Es war gut gegangen; am zweiten Schlachttage hatte er das Preußiſche Häuflein vernachläſſigt, aber aus dem Häuflein entwickelte ſich am dritten Tage ein unabſehbarer Haufen, der die Garden, alt und jung, in den Staub trat. Aus einer Thorheit folgt bald die andere, und mein Schwager beging nicht die andere, ſondern unzählige. Er warf ſich den Engländern in die Arme, ſtatt daß er an die Loire hätte gehen ſollen, wenn ihm Frankreich noch etwas werth geweſen wär. Doch er hat nie methodiſch gehandelt, er ſpringt über die alltägliche Berechnung hinweg, und ich vermuthete, daß er mit dieſem Bocksſprung etwas im Sinne habe. Ich ſchlüpfte daher nach meiner Heimath, und wollte von hierab verſuchen, den zweiten Act zu dem Luſtſpiel zu geben, welches meinen Schwager von Elba ſo ſchnell nach Paris gebracht hatte. Bei mir artete aber die Farçe in ein Trauerſpiel aus, denn als ich an der Küſte von Kalabrien mit einer Handvoll Wagehälſen landete, wurde ich bald ergriffen, mir nichts, dir nichts vor ein Kriegsgericht gebracht, und — erſchoſſen!

Berthier. Ei, ei! Herr König beider Sicilien! Wie kannſt du ſo etwas dulden? Ein ſolches tumultuariſches Verfahren iſt wahrlich nicht dazu geeignet, deinen Thron auf die Dauer zu ſichern!

Porlier. Aber warum ließen Sie ſich gefangen nehmen? Warum entflohen Sie nicht?

Labedoyere. Warum zogen Sie ſich nicht zurück, um einen günſtigern Zeitpunct abzuwarten?

Mürat. Fragen Sie ſich ſelbſt, meine Freunde; ſind die Herren nicht am klügſten, wenn ſie vom Rathhauſe kommen, und iſt die politiſche Wuth und die Herrſcherwuth nicht die furchtbarſte von allen?

Berthier. Dieſe Geſchichte wird große Epoche machen in der politiſchen Welt Europens.

Mürat. Ohnfehlbar. Sie wird dem Volksſinn die Luſt benehmen, etwas zu thun, und dem unbedingten Royalismus auf die Beine helfen.

Labedoyere. Wenn Sie eine ſtille Dumpfheit das nennen wollen, was Sie eben von Royalismus ſagten, dann haben Sie recht. Allein, Sie waren ein geſalbtes, ein beſtätigt, anerkannt geſalbtes Haupt, und der Hermelin der Könige iſt in Ihnen beſchmutzt!

Berthier. Der Meinung bin ich auch, und es iſt gefährlich, ihn zu entweihen!

Porlier. Mit nichten! Der jetzige König wird vielmehr geprieſen werden durch ganz Europa ob dieſem Verfahren, denn er war hiernach der erſte, der mit Strenge gegen ein Mitglied der Dynaſtie der Buonoparte's verfuhr. Wir wiſſen alle, wie ſehr die Völker die Mäßigung gegen jenen corſiſchen Stamm tadelten.

Berthier. Unterſcheiden wir doch Pöbel von Volk! Das Volk ſieht es wohl ein, daß jene Mäßigung nöthig war, um den Fürſtenſtühlen ihren Glanz zu erhalten, und der Pöbel — iſt überall Pöbel! Ferdinand von Neapel und Sicilien hat ſich durch jenes Verfahren aus dem Volk einen Pöbel gebildet! Die Zukunft wird es lehren und beſtätigen. Weiſe, gemäßigte Fürſten werden gewiß ſeine Maximen nicht nachahmen.

Porlier. Er iſt ein Bourbon, eben ſo wie mein erdgeborner Monarch.

Labedoyere. Auch mein allergnädigſter König Ludwig iſt ein Bourbon.

Berthier. Die guten Herren würden im ſiebzehnten Jahrhundert Glück gemacht haben; im

Anfang des neunzehnten aber laufen ſie Gefahr, daß ihnen der Zeitgeiſt eine Priſe Nieſewurz offerirt.

(Marſchall **Ney** tritt auf.)

Ney. Willkommen, willkommen! Ich finde doch, zu meiner großen Freude, nach der ermüdenden Reiſe hier alte, gute Bekannte.

Berthier. Ermüdende Reiſe? Der Herr Marſchall ſind doch nicht —

Ney. Nicht, wie Sie, zu Tode gefallen, wohl aber durch einen Fall zu Tode gekommen.

Alle. Erzählen Sie! Wir haben ſchon lange davon gehört, und ſind begierig auf die Entwickelung.

Ney. Daß ich ein Anhänger Napoleons war, das bedarf wohl keiner Erwähnung weiter. Eigentlich freilich hing ich nicht an ſeiner Perſon, wohl aber hielt ich ihn um deswillen in Ehren, weil wir ihn als Aushängeſchild militairiſcher Willkühr betrachteten. Ich leugne es auch ganz und gar nicht, daß ich die Bourbons nie habe leiden können, denn ich, in der Revolution aufgewachſen und gebildet, konnte mich an die alten Bilder aus der längſt vergeſſenen Welt, die mit dem Menſchenalter nicht vorſchreiten wollten, ganz und gar nicht gewöhnen. — Daß ich nach Napoleons Flucht nach Egypten, wie man ſein Abentheuer eigentlich nennen ſollte, Frankreich nicht verließ, und nicht nach Amerika ging, das war eine Unbeſonnenheit von mir; allein was thut man nicht der Weiber wegen! Ich wurde vor ein Gericht geſtellt, und wenn man, bei der jetzigen Lage der Dinge in der Oberwelt, es dahin gebracht hat, vor ein Gericht geſtellt zu ſein, ſo kann man ſich eigentlich Glück wünſchen, denn, Zeit gewonnen, viel gewonnen, und ein guter Advokat iſt ein ſtiller Hausfreund der Mutter Zeit. Zeit zu gewinnen, daran war mir aber gar ſehr gelegen, denn die Mehrzahl der Franzoſen geht jeden Abend mit dem Glauben zu Bette, durch den Ruf geweckt zu werden: Napoleon iſt wieder da! Endlich aber war das Arſenal der Chikane erſchöpft, und Napoleon war immer noch nicht wieder da! Nun richteten mich die Pairs von Frankreich. Mein Anwald wollte einen Hauptcoup der Advokatur machen, und führte an, daß ich in Saarlouis, alſo in einem jetzt preußiſchen Ort geboren ſei, und nach der Bayonner Convention nicht vor das Gericht der Pairs gehöre. Da entbrannte mein Nationalſtolz, und ich verlangte keine weitere Vertheidigung; ich wollte als Franzoſe von Franzoſen gerichtet ſein.

Berthier. War das nicht eine Captatio benevolentiae?

Ney. Es war das reine Gefühl des Franzoſen, der in hundert Schlachten und Gefechten als Franzoſe ſeine Bruſt den feindlichen Waffen entgegen geworfen hatte. In jenem Augenblick war mein ganzes Weſen verändert. Schnell erkannte ich damals den Fall meines Vaterlandes, und mit Freuden gab ich den tollen Traum des Lebens auf.

Porlier. Der Fall wird in Frankreich eben ſo viel Aufſehen erregen, als mein Tod in Spanien.

Ney. Vielleicht noch etwas mehr.

Mürat. Mein Tod hat in ganz Europa gewiß noch größeres Aufſehen erregt.

Ney. Ich zweifle.

Berthier. Von mir mag ich nicht reden.

Ney. Sehr recht! Man hat Sie bereits vergeſſen.

Labedoyere. Mein Hintritt iſt —

Ney. Allenfalls das Süjet zu einer Ballade.

Labedoyere. Was wird aber die Folge von dem allen nun ſein?

Ney. Daß die alte Zeit wieder Muth geſchöpft hat, der neuen Zeit in den Zügel greifen zu dürfen.

Berthier. Wenn das iſt, ſo werden wir hier bald eine ſehr zahlreiche Verſammlung haben.

Ney. Ganz ohnfehlbar. Nun die Bourbons einmal angefangen haben, werden ſie auch dem ſeit zwanzig Jahren verhaltenen Groll die volle Nahrung geben wollen, und ſie werden mit einer ungeziemenden Willkühr immer damit fortfahren, ohne es anzuerkennen, daß die Berechnung beſſerer Regenten, und der kindliche Glaube der Völker ihnen wieder den Fürſtenſtuhl bereitete.

Porlier. Dahin alſo iſt die Erde wieder gekommen? Iſt denn auch der Hader der Menſchen das Sinnbild der Ewigkeit, eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt! Ich ſehe der Blutſcenen kein Ende; die Völker ſind zu weit vorgeſchritten im Selbſtgefühl. Armes Frankreich! Armes Spanien! Armes Italien!

Ney. Doch — ich ſehe ein Ende! Der nordiſche Fürſtenbund iſt mit den Völkern vorgeſchritten, und dieſer Bund wird und muß der despotiſchen Willkühr der Bourbons Einhalt thun, ſonſt —

Alle. Nun? — Sonſt? —

Ney. Sonſt kehret bald das alte Chaos wieder, und neue Kräfte werden ſich entwickeln, die mit Gigantenmacht an dem Gebäude alter Syſteme rütteln. Die Welt war beinahe ſchon reif zu einer Umgeſtaltung. Die hohe Mäßigung und Entſagung der nordiſchen Fürſten hat dem Strom einen Damm entgegengeſetzt, der alles wieder in alte, gute Ordnung bringen kann, wenn die Bourbons mit ihrem neuen, böſen Beiſpiel nicht Unheil anrichten. Wird ihnen lange noch Raum gegeben in ihrer Tripelalliance, die ſie bereits gebildet haben, ſo werden ſie ſich zwar unter Trümmern begraben, aber viele unſchuldige Opfer wird dann auch noch außerdem der Tod zur ſichern Beute nehmen.

Berthier. Ich bin überzeugt, käme Napoleon jetzt nach Frankreich zurück, er würde noch mehrere Anhänger finden, als im verwichenen Jahre.

Ney. Und heftigere! Blut wird durch Blut geſühnt, und das Poſſenſpiel vom vorigen Jahr würde ein Trauerſpiel werden, denn die Rache kocht in vielen tauſend Herzen. Ernſt würde man jetzt mit Ernſt vertreiben.

Labedoyere. Darum wäre es für den Frieden der Erde beſſer, wenn recht bald Napoleon bei uns hier Quartier nähm.

Berthier. Auch hier ſind wir noch Egoiſten, und als ſolche müſſen wir wünſchen, daß Napoleon noch recht lange die geſunde Luft auf der Inſel St. Helena oder ſonſt wo einathme. Denn, kommt er hieher, ſo laufen wir Gefahr, daß unſer Klubb bald getrennt werde. Dieſer verwegene Schlaukopf iſt zu bekannt dafür, daß er gerade dann am gefährlichſten iſt, wenn er am ruhigſten zu ſein ſcheint, als daß man nicht hier eine beſſere Aufmerkſamkeit auf ihn richten ſollte, wie dort oben. Er iſt die Quinteſſenz des Gährungsſtoffes in der Oberwelt, und auch hier wird er nicht ruhig ſein können!

VIII.

Moſaiks aus der Zeitgeſchichte.

Der neueſte, moderne deutſche Styl.

Frage.

Kann dich der Styl der neuen Miſtiker erheben?

Antwort.

Die erſte Sylbe mag dir Antwort geben!

Soldatengeſpräch.

Erſter. Bruder! das war eine furchtbare
Schlacht!
Zweiter. Gottlob! ich habe mir Beute gemacht.
Erſter. Haſt, eh' Du es nahmſt, wohl angenommen?
Zweiter. Ich bin mit dem Leben davon gekommen!
Erſter. Wo haſt Du ſie denn, die herrliche Beute?
Zweiter. Schau her! Mir blüht das Leben noch
heute!
Erſter. Wir kehren heim, doch ohne Beute!
Was werden ſie ſpötteln, die lieben Leute!
Zweiter. Wer ſagt das? Wir kehren wahrhaftig
nicht leer —
Wir kehren ja heim vom ſiegenden Heer!
Wir reden von großen, von herrlichen Thaten,
So Zeitungsſchreiber ſelbſt nicht errathen;
Auch ſitzt mir ein Vetter in höchſter Renthei;
Der ſchafft mir gewißlich ein Kreuzchen herbei!

Unbeſcheidner Wunſch.

Wie theuer, Herr, ſein Königreich?
So wollt' ich fragen, hätt' ich gleich,
Warum der Fürſt in einem Jahr
Von treuen Dienern beſtohlen war!

An die Preußen.

Erob'rung könnt ihr euch verſparen;
Verjüngt Fürſt Blücher nur an Jahren!

Der Türke.

Ein Sprichwort ſagt: „er hat den Türken geſehn!“
Wenn im Taumel des Rauſch's ſich die Augen verdrehn.

Die Heere erfüllen das Sprichwort in Zeiten, —
Auf Wahrheit des Anblicks ſich vorzubereiten!

Warnung an eine Armee.

Verwahrt euch doch vor allem Uebernehmen!
Ihr ſaht ja einſt: nie kann das Gutes geben.

Abſchiedsrede eines Majors aus alter Zeit.

Darf ich den erſten Zug nicht führen,
Soll der Fourier an meinem Haus nicht frieren,
Hab' ich nicht freie Wahl bei dem Quartieren,
Spricht man nur im Geheim vom Retiriren,
Kommt mir ein Gläubiger, zu exiquiren,
Will mich der Feldherr wieder allarmiren
Zur Nachtzeit, oder ſoll ich bivouaquiren,

Darf ich mit Lieferung nicht marchandiren,
Geht mir der Lieutnant vor in dem Charmiren,
Und geht er rückwärts bei dem Attaquiren;
Will man den Bürgersmann nobilitiren,
Soll ich per „Sie!“ das Bauernvieh tractiren,
So geh' ich ab, euch nimmer — anzuführen!!

Der Thorſchreiber zu Frankfurt an einen Herrn . . . b . . .

Bei heutigem Wurſtfeſt, ſo iſt es befohlen,
Soll'n Sie nicht von neuem die Fettflocken holen.
Drum hab' ich die Ordre, Sie weg zu ſpediren;
S' geht ehrlich zu! Nix iſt zu marchandiren!

Die Langweiligkeit des Ney'ſchen Prozeſſes.

Zeit gewonnen, viel gewonnen!

Alſo hofft der Marſchall Ney.
Armer König! Zeit verronnen,
Und mit dir iſt's ſchnell vorbei!

Warnung.

Germanien! Mein großes Land! Bewahre
Dir großen Sinn in dieſem großen Jahre!
Der Rauſch führt zu der Schlaffheit bald zurück;
— Vermeide ihn! — So warnt des Sehers Blick.

Die fremde Armee, die aus Fremden beſtand.

Nehmt doch dem Fremden die fremden Wechſel,
Und ſein Futter iſt — leerer Hexel! *)

---

*) Hexel iſt der bekannte Provinzialis'm für Heckerling — geſchnitten Stroh.

Die franzöſiſche Kriegscontribution.

Die Wechſel alſo discontiren,
Heißt, ſich mit Anſtand retiriren.
Wenn man ein Haus nicht für recht ſicher hält,
So nimmt man, was man kann, noch eh' die Firma fällt.

IX.

Miszellen aus der Zeitgeſchichte.

Oeffentliche Nachrichten ſagen, Davouſt, Prinz von Eckmühl, ſei von dem preußiſchen Major Schill (Bruder des bekannten Major Schill, deſſen zu frühzeitiges Vornehmen in Stralſund mißglückte) der in Weſel als Gefangener harte Behandlung erfahren hatte, und von dem Doctor Schlottmann in Koburg, welcher ebenfalls über Ungebühr ſich zu beklagen hatte, herausgefordert worden. — Dieſe Ausforderungen, ſofern ſie wahr ſein ſollten, ſind gut und auch nicht gut; gut, weil Nichtswürdige dadurch bemerken können, wie äußerer Schimmer ein falſcher, fluchbeladner Glanz iſt, den die Wahrheit, die Reinheit der Sache zuletzt in dem elenden Bettelweſen darſtellt; — nicht gut, weil der Glanz, welcher um die Größe ſich verbreiten, und ſie heilig halten ſoll, hierdurch in einen Zweifelſchein geſtellt wird. — Was in äußerm Rang anerkannt war, muß in ſolchem auch anerkannt bleiben, ſelbſt wenn die Wahrheit des nie ausbleibenden Schickſals die Scheingröße traf! — Geſchieht dieſes nicht, ſo iſt jede Größe und jeder Thron von gefährlichen Erſchütterungen der Partiſane bedroht!

Als der nachmalige Kaiſer Napoleon im Jahr 1794 in Frankreich nicht die Anſtellung, welche er wünſchte, ſogleich bekommen konnte, und ſein Geſuch, in türkiſche Dienſte gehn zu dürfen, abgegeben hatte, ſagte er: „es giebt unter den ſchwankenden Thronen zwei, die ich zu erhalten ſuchen werde, nämlich den von Konſtantinopel und den von Perſien!“

Bald darauf ſagte er: „ſeit einigen Jahrhunderten iſt in Europa nichts mehr zu thun; im Orient allein iſt es noch möglich, im Großen Geſchäfte zu treiben!“

Als Napoleon auf ſeiner Flucht aus Rußland nach Warſchau kam, und hier erfuhr, daß die Polen ſehr unzufrieden wären, weil ſie getäuſcht worden, fragte er:

„Was wollen denn eigentlich die Polen?“

— Sie wollen, wenn ſie nicht Polen ſein

können, Preußen ſein, — wurde ihm dreiſt erwiedert.

Warum nicht Ruſſen?“ fragte er weiter. — Als ihm die Gründe aus einander geſetzt waren, fuhr er fort;

„Man muß 10,000 Koſacken in Polen ausheben. Eine Lanze und ein Pferd ſind hinreichend, mit dieſem Haufen die Ruſſen abzuhalten.“

Welche Großprahlerei!

Der Ritter Canova, der Abgeſandte des heiligen Vaters in Rom, forderte auch in Paris die aus dem Kirchenſtaat geraubten Kunſtſchätze zurück. Dieſe Kunſtſchätze waren weit wichtiger, als alle übrigen zuſammen genommen, woran wohl keiner, der einen Begriff von Kunſt hat, und die National-

Denkmähler mit Kunſt nicht verwechſelt, zweifeln wird. Daher wurden denn auch in Paris Umzüge gemacht, auf Canova's dringende Worte zu hören. Dieſer wandte ſich darauf an Wellington, und Wellington unterſtützte jenes Geſuch bei Ludwig dem Achtzehnten.

„Was ſoll ich antworten? Ich habe keine Armee!“ erwiederte der König von Frankreich, und die Transfiguration, die Madonna, die capitoliniſche Gruppe von Amor und Pſyche, die Flora, der vaticaniſche Merkur, die mediceiſche Venus, alle dieſe großen Kunſtſchätze wurden eingepackt. — Wem fällt jene Antwort Ludwigs nicht auf?

Kürzlich fragte in Paris ein Hauswirth, der ein Gelehrter zu ſein ſich einbildete, ſeinen einquartierten, preußiſchen Officier: „ſpricht man in Preu ßen unter den gebildeten Ständen Deutſch oder Preußiſch?“ Wäre die Sache nicht wahr, ſo könnte man ſie für eine böſe Satyre halten.

Die von Mürat vor ſeiner Hinrichtung geſchriebenen drei Briefe, an ſeine Gemahlin, an den Kaiſer von Oeſtreich und an den König von Neapel ſind vernichtet. Letzterer begann: „mein lieber Vetter!“

Letztwillige Erklärungen ſind doch übrigens ein Heiligthum, Briefe werden blos von Spionen eröffnet und von Schurken untergeſchlagen, dem unſchädlichen Verurtheilten gewährt jedes menſchliche Gericht gern die Erfüllung ſeiner letzten Wünſche, — mit Recht zürnt daher das natürliche Gefühl ob der Vernichtung jener Briefe!

Folgendes kleine Gedichtchen verdient aus den vielen Ungedichten bemerkt zu werden:

Vier Götterkräfte ſind's,
Die mit vereinten Mächten
Für Deutſchlands Ruh' und Glück,
Für Preußens Ehre fechten:

Des großen Friedrichs Geiſt,
Luiſens letzter Seegen,
Des Volkes goldne Treu,
Und Blüchers Ehrendegen!

Eine Wölfin im botaniſchen Garten zu Paris, der man ſtatt der eben geworfenen Jungen ein Lamm unterſchob, hat dieſes nicht nur mütterlich geſäugt, ſondern lebt auch noch jetzt mit demſelben traulich in dem eiſernen Käfig zuſammen. Da träfe denn für Frankreich die Prophezeihung (Eſaias 11, 6.) ein: „Wölfe werden bei den Lämmern wohnen.“

(Berliner Zeitung Nro. 143.). Unterzeichneter empfiehlt ſich einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum mit ſeinem Muſeum von gelernten Kanarienvögeln, welche buchſtabiren und rechnen können, einzig in ihrer Art.

Die Franzoſen nennen in ihren Berichten die Schlacht von Belle Alliance die von St. Jean de Mont. Der heilige Johannes muß aber dem Herrn Napoleon nicht günſtig ſein, denn bei St. Jean d'Acre wurde Napoleon auf das Haupt geſchlagen, und jetzt bei St. Jean de Mont wieder.

Das allgemeine Urtheil der Franzoſen über die fremden Einquartierungen iſt folgendes. Kommt ein Soldat in Quartier, ſo iſt die erſte Frage: von welcher Nation er ſei. Sagt er: ein Ruſſe, ſo beruhigt man ſich mit den Worten: c'est un bon garçon! und ſetzt dem Angekommenen die gewöhnlichen ruſſiſchen Bedürfniſſe vor. Nennt er ſich einen Oeſtreicher, ſo heißt es: ils sont nos amis, und es werden wenige Umſtände gemacht. Iſt es ein Engländer, ſo wird er als Monsieur le marchand behandelt. Kommt ein Preuße, ſo raunt man ſich heimlich zu: ah, c'est un soldat prussien; il faut se retirer!

In Kiel kam kürzlich ein Kauffartheiſchiff an, welches beſtimmt geweſen war, Napoleon nach Amerika überzuführen. Ein franzöſiſcher Kapitain nämlich, der ſich mit der Tochter eines Müllers in Holſtein verheirathet hatte, und der nach Napoleons Rückkehr unter Clauzel in Bourdeaux diente, wollte auf dieſem Fahrzeuge Napoleon, als derſelbe ſich in Rochefort befand, retten. Zu dem Ende ließ er einige große Fäſſer inwendig mit Matratzen auspolſtern, um nöthigenfalls Napoleon und die Generale Savary und Bertrand darin zu verbergen. Der Plan vereitelte durch Napoleons Ungeduld und Uebereilung. Jetzt iſt das Schiff nach Kiel gekommen, wo die ausgepolſterten Fäſſer u. ſ. w. zu ſehen ſind.

Man wird hieraus von neuem bemerken, wie iele Hände und Köpfe bereit ſind, den großen lbentheurer wieder in Freiheit zu ſetzen, und daß iejenigen, welche behaupten, Napoleon ſei in Vergeſſenheit gekommen, in den alten Fehler allzugroer, feindlich ſich geſtaltender Sicherheit verfallen.

Als neulich der Graf von Artois Sonntages über einen Theil der Pariſer Nationalgarde Muſterung hielt, wurde den Engländern und deren Weibern, die auf der Straße Rivoli zuſchauten, übel mitgeſpielt. „Was haben dieſe hier zu ſuchen? Erſchießen ſollten wir ſie! Niederſäbeln!“ riefen die Franzoſen. — Wenn das am grünen Holze iſt, was ſoll nun erſt am trocknen werden!

Die Morning-Chronicle ſagt über den allerneueſten, in Paris abgeſchloſſenen Frieden, dem zu Ehren in London eine allgemeine Erleuchtung ſtattfinden ſollte: „kaum iſt es länger als ein Jahr her, daß wir Konkordientempel, chineſiſche Pagoden und eine brittiſche Flotte auf dem Serpentine-River brennen ſahen. — Alles um eines Friedens willen, der ewig dauern ſollte! Wenig Monate darauf zeigte ſich, wie ſicher unſere freudige Hoffnung geweſen ſei. Welch Vertraun können wir nun zu dieſem neueſten Frieden haben? Ein Friede, den 150,000 fremde Soldaten aufrecht erhalten müſſen! Ein Friede, der es nöthig macht, daß eine brittiſche Armee der franzöſiſchen Regierung helfen muß, alle Grundſätze der Gerechtigkeit mit Füßen zu treten. — Eines Friedens wegen, der jeden Freund bürgerlicher und religiöſer Freiheit in Schrecken ſetzt, ſollten wir illuminiren?"

Dieſe Aeußerungen würden gefallen können, wenn ſie nicht die Antwort auf eine Frage wären, welche ſich jetzt nur durch höchſt gerechtes Murren geäußert hat. Die Britten ſind ſehr wohl mit dieſem Verfahren in Frankreich zufrieden; ſie legen ſich ihre Comptoire in Calais, ſogar auch an der italieniſchen Küſte an, und bald werden ſie fragen: „nichts zu handeln hier?" — O wohl den Ländern, die dieſes Inſelvolkes nicht bedürfen, den Ländern, welchen jener brittiſche Kaufmannsdünkel die Honneurs machen will, und welche mit den Worten Abſchied nehmen: „zu Dank quitirt!"

In Berlin erregt jetzt eine Schrift des Gouvernementsrath Koppe „über geheime Vereine“ allgemeines Aufſehn. Der Verfaſſer hatte zur Zeit der Stiftung des Tugendbundes beſondere Gelegenheit, „tiefe Blicke in das Weſen dieſes Bundes zu thun,“ und dabei die „gefährlichen Elemente deſſelben“ kennen zu lernen. Der Verfaſſer führt als Prinzip des Bundes unter andern an: „daß derſelbe den Grundſatz aufſtelle, ſeine Zwecke um jeden Preis, ja gegen den Willen der Regierung, zu verfolgen und durchzuſetzen, allenfalls ſelbſt durch momentan anarchiſchen Gebrauch der Nationalkraft.“ Hierbei ſetzt der Verfaſſer hinzu, „daß dieſer Grundſatz frevelnd in das Leben getreten ſei.“ — Späterhin ſoll ſich hiernächſt ein neuer, geheimer, deutſcher Bund gebildet haben, und die Papiere des geheimen deutſchen Bundes, worin der Plan, Deutſchland zu einer Republik zu machen, ſoll gefunden ſein. Die ſo lange zurückgehaltene Wahrheit würde alſo hiernach zu Tage liegen, und es dürfte als Verrath an dem Vaterlande betrachtet werden können, wenn nun noch vieles für Vertheidigung eines Bundes geſagt würde, der zu den pädagogiſchen Vergeſſenheiten gehört.

In Paris erhält die Kammer der Deputirten mitunter ganz ſonderbare Bittſchriften. Z. B. Herr . . . verlangt, daß die Kontribution ſo repartirt werde, daß niemand Klage führen dürfe. — Herr v. . . . verlangt, daß man ihm 1000 Fr., die ihm der Aufenthalt der Truppen gekoſtet, an ſeinem Beitrag anrechnen, und den Ueberſchuß heraus zahlen ſoll. — Herr Blanchard beklagt ſich bei der Kammer, daß ſein Hausfriede verletzt worden, indem des Nachts Militair in das Schlafzimmer ſeiner Frau und Tochter gekommen wäre, welche beſondere Furcht vor Militair, beſonders des Nachts, hätten. Herr Sylveſter ſchlägt große Oeconomie in den Finanzen vor; Herr von Langlade verklagt ſeinen Ortserheber; Herr Laborni Saiſſet bittet die Kammer, ſie möge ſich bei der Regierung um eine Stelle für ſeinen Sohn verwenden.

Wir heben dieſes aus, um anzudeuten, welche Anſichten die Franzoſen von der Kammer der Deputirten haben.

In London wurden am 27ſten November auf höhern Befehl alle öffentlichen Gebäude zur Feier des Friedens erleuchtet, (oder ſollten vielmehr erleuchtet werden). Das Publikum ſtimmte aber in dieſe Freudensbezeugungen nicht ein. So gern die Londner Bürger ſonſt an allgemeinen Feſten Theil nehmen, ſo war dieſesmal doch faſt kein einziges Privatgebäude erleuchtet. Das Parlamentsgebäude war gar nicht erleuchtet, und an Loyds Kaffeehauſe waren die Lampen auf dem einen Flügel ſchon wieder ausgegangen, als ſie an dem andern angezündet wurden. — Die Urſach dieſes Kaltſinnes ſoll darin zu ſuchen ſein, daß ſo viel traurige Nachrichten von Verfolgung der Proteſtanten aus Frankreich eingehen. —

Wir leſen in einem öffentlich bekannt gemachten Schreiben eines preußiſchen Officiers aus Montbarrey in der Normandie: „ich wohne jetzt in einem Schloß von 60 Zimmern mit meinem Burſchen allein. Das iſt in Frankreich eine gewöhnliche Erſcheinung, die Schlöſſer unbewohnt zu finden.*) Um mich in der weiten Leere nicht ſelbſt zu verlieren, habe ich das letzte, kleinſte Zimmer bezogen. Aber es iſt ſchauerlich, beſonders des Nachts, wenn der Wind mit allen Thüren ſpielt. Seit geſtern habe ich unſern Feldprediger vermogt, ſeine Windmühle zu verlaſſen. und ſich in meiner ſchönen Einöde nieder zu laſſen. Der frühe Morgen findet uns am Kamin; wir frühſtücken in der Bibliothek, und zu Mittag wird in dem Saal von ſechs Fenſtern für uns beide angerichtet. Dem Leibe geht nichts ab, aber es ergreift uns alle eine mächtige Sehnſucht nach dem lieben Deutſchland. Hier in der Normandie, wie in ganz Frankreich — Paris ausgenommen — nimmt das weibliche Geſchlecht nicht den geringſten Antheil an uns. Sie meiden uns nicht, ſie ignoriren uns. *) So empfindlich das für uns iſt, ſo muß ich es doch loben. Schwerlich möchte einer meiner Kriegsgefährten eine Gattin heim führen. **)“

---

*) In Deutſchland kamen theilweiſe die Schloßbewohner meilenweit den Franzoſen entgegen, um — ſich zum Kantonmaire vorzubereiten.

Feldmarſchall Blücher fährt in einem Wagen Napoleons heim, der erbeutet wurde, und an welchem noch das Kaiſerliche Wappen befindlich iſt. Dieſe einfache Reiſe iſt beſſer und bedeutender, als alle die großen und pomphaften Auf- und Durchzüge, welche den Gemeinden Zeit, Geld, auch wohl Pferde und dergleichen koſten!

---

*) Wie verhielt ſich denn die Sache in Deutſchland, als die Franzoſen hier waren? — Auch ſo?

**) Manches liebe, deutſche Mädchen ließ ſich von einem franzöſiſchen Major heim führen, um angeführet zu werden, denn ſie fand, daß er bereits verheirathet war.

Es iſt mitunter drollig, zuzuhören, welche Meinungen die Franzoſen, beſonders die Pariſer, von Napoleons Schickſal und jetzigem Aufenthalt haben. Daß er ſchon längſt nicht mehr auf dem engliſchen Schiff ſei, davon iſt die Mehrheit überzeugt. Viele behaupten nun, er halte ſich in der Schweitz auf, andere, er ſei in Italien, und einige wollen ſogar wiſſen, daß er als Prinz Incognito in Paris lebe. Sehr naiv ſagte in dieſer Hinſicht kürzlich ein Franzoſe zu einem Officier der Verbündeten: „eigentlich, mein Herr, müßten wir wohl bei Ihrer Abreiſe illuminiren; allein wir müſſen den Oel ſparen, weil der Kaiſer nun wieder einmarſchiert.“

X.

Am Schluß des Jahres 1815.

Die Waffen ruhn! Durch deutſchen Landes Treue
Iſt mit Gigantenkraft der Leu beſiegt,
Und daß der Kampf der Zeit ſich nicht erneut,
Daß Mavors Wuth in eh'rnen Feſſeln liegt,
Hat ſich ein Band der Fürſten ſchön gewoben,
Hat ſich der Völker Stolz in Glanz erhoben.
Wo die Loir' ein Paradies durchſchreitet,
Droht' jüngſt des kalten Nordens tapfrer Sohn,
Steht Albion in ſeiner Macht verbreitet,

Und rüttelt an des Galliers falſchem Thron.
Mein Herrmannsvolk ſteht auf zum Sturm der Schlacht,
Und, was die Nacht gebar, ſtürzt in die Nacht.
Der große Gott blickt ſegnend jetzt hernieder,
Und Herrmanns Volk wirft Frankreichs Rotten nieder,
Heim kehren jetzt des Sieges Heldenſchaaren; —
Das Lied wird ihre Thaten treu bewahren.

Es ſchmückt ſich die Braut, und ſchaut ſehnend hinaus;
Das Mütterchen ſorgt in dem heimiſchen Haus;
Es windet der Kranz ſich um feſtliche Säulen,
Es wimmelt die Straße in jubelnden Zeilen!

Da ſteigt es herab von den Höhen,
Da eilt es, und eilt es heran;
Da ſieht man den Eichenzweig wehen —
Hoch flattern die Fahnen voran!

Es wirbeln die Trommeln, es ſchmettern die Zinken,
Das Siegesſchwerdt ſieht man im Sonnenglanz blinken,

Und jegliches Leben fühlt göttliche Luſt,
Hoch klopfet das Herz in germaniſcher Bruſt,

Und im „Willkommen!“ ſtürzt der edle Schwarm
Der Heldenjugend in der Heimath Arm! —
Zwar, mancher hat die Heimkehr nicht errungen,
Denn viele hat das Eiſenfeld verſchlungen,
Doch — ſtill, mein Lied! Wer für das Vaterland
Den ſchönſten Tod, den Tod des Helden fand,
Der hat ſich das Palladium geborgen,
Ihm blüht in Wodans Reich der ew'ge Morgen!

Stürzet nieder, ihr Germanen!
Preiſ't den hohen Gott der Ahnen,
Daß er zu dem großen Werke
Euch verlieh die große Stärke!

Auf, mein Lied! Der jungen Hoffnung Blume
Lege nieder an dem Heiligthume
Des Altars, den Herrmanns Volk errichtet,
Jetzt, wo aller Hader iſt geſchlichtet.
— Welcher Mißton in der Leier Tönen?
Welcher Nachtgeiſt ſchwirrt mir um das Haar?

Noch nicht Ruhe meines Deutſchlands Söhnen?
Reicht's nicht hin, das blutbeladne Jahr?

Ha! Bellona! Wuthentbrannte!
Nimmerſatte Würgerin!
Welcher böſe Dämon ſandte
Dich zur ſchönen Erde hin?
Rührt dich nicht der Völker Klage,
Nicht das große Todtenhaus?
Nicht die Thrän' am Sarkophage,
Nicht der bangen Ahndung Graus,
Der ſich um die Freude klammert,
Wenn das Herz im Buſen hammert,
Nicht das Flehn der Nationen,
Nicht der Ernſt von großen Thronen?

Nachtwind rauſcht in meiner Leyer Saiten,
Trübe blick' ich in der Zukunft Weiten,
Und an ſchwarz behangnem Himmelsbogen
Kommt im Oſt Bellona hergezogen.

Stürzet nieder, ihr Germanen!
Fleht zum großen Gott der Ahnen,
Daß er mit der Allmacht Stärke
Niederdonnre Höllenwerke!

Unerforſchlicher! O, höre
Gnädig an, warum wir flehn!
Sieh! wir kränzen die Altäre; —
Laß die Friedensgeiſter wehn!
Gieb uns Frömmigkeit und Stärke
Zu der Tugend großem Werke,
Schütz' die Kinder uns und wende
Alle Zwietracht von uns; ſende
Vater, deinen Frieden wieder
Auf die gute Erde nieder,
Denn wir ſtille Menſchen alle
Beben vor des Krieges Schalle,
Der, von wenigen empört,
Vieler Menſchen Haus zerſtört!

Inhalt des dritten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Marſchall Ney . . . Seite 5

II. Napoleons pſychologiſche Biographie . 18

III. Bruchſtück aus einem Werk: „Humoriſtiſche Reiſe durch ein hochſeliges Königreich.“ . 55

IV. Der ſpaniſche Inſurgent, General Porlier . 74

V. Telegraphiſche Nachrichten . . 89

VI. Schwerdt und Pflug . . . 110

VII. Moſaiks aus der Zeitgeſchichte . . 124

VIII. Ausſichten für das nächſte Frühjahr . 137

X. Miszellen aus der Zeitgeſchichte. . . 141

Zweites Heft.

I. Betrachtungen über Mürats endliches Schickſal S. 159

II. Rechtfertigung der ſächſiſchen Politik in neuerer Zeit 195

III. Wo iſt das Volk zu ſuchen? . . . 224

IV. Ueber den freiwilligen Kriegsdienſt . 235

V. Eine Probe von der Politik der Bourbons . 247

VI. Die Wiederherſtellung des Maltheſerordens 256

VII. Ein Geſpräch aus der Unterwelt . 265

VIII. Moſaiks aus der Zeitgeſchichte . . 285

IX. Miszellen aus der Zeitgeſchichte . . 292

X. Am Schluß des Jahres 1815. . . 310

Ankündigung eines neuen Journals, wel-
hes zu Anfange des Jahrs 1816 erſcheinen
ird, unter dem Titel:

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Perſonen
der
neuern und neueſten Zeit.

Ein
hiſtoriſches Journal in zwangloſen Heften.

Herausgegeben
von
einer Geſellſchaft von Gelehrten.

Unſere Zeit iſt eine der wichtigſten, welche die Geſchichte kennt; eine Zeit, wo That auf That ſich wirft, wo Helden von Helden verdrängt werden, wo der Kampf zwiſchen Schein und Wahrheit in der höchſten Entſcheidung liegt. In einer ſo wichtigen Periode, in dem wieder erneuerten Streit des Alten mit dem Neuen, iſt es gewiß jedem angenehm, die Heroen kennen zu lernen, welche für die Wahrheit, für die reine Wahrheit, die gottgeheiligte, etwas thaten, und dieſer Geſichtspunkt wird hier nur angedeutet, um von dem Geiſt und Sinn dieſes Journals eine nähere Beſtimmung zu geben.

Die Geſchichte iſt das Weltgericht, und wer nicht wünſcht, die Helden ſeines Jahrhunderts näher kennen zu lernen, der nimmt nicht Theil an ſeinem Jahrhundert, der iſt nicht werth, daß ſein Jahrhundert ihn nenne. Doch, der Sinn für das Kräftige, für das Edle, für das Groſse iſt nicht erſtorben, und wird immer rege bleiben in dem reinen Gemüth; die Bewunderung, die Nacheiferung findet immer ihre Jünger, und dieſen Jüngern ſollen die Biographien, welche hier geliefert werden, die Kraft rege erhalten, welche Völker rege erhält.

Alle Biographien, welche hier geliefert werden, ſind rein hiſtoriſch, und um dieſes zu ſein, ſo wird auch nur von Perſonen, welche bereits vorübergewandelt ſind, unter den Geſchlechtern der Menſchen, dasjenige geliefert, was aus ihrem Leben bemerkenswerth iſt. — Mit hiſtoriſcher Treue ſind alle Zeichnungen entworfen, und die Auswahl der Würdigen, welche in dem Zeitenſtrom der Vergeſſenheit entzogen zu werden verdienen, wird das Publikum davon überzeugen, daß dieſes Journal rein biographiſch, rein hiſtoriſch ſei, um als Actenſtück der Zukunft erfreulich zu werden.

Der Verleger wird für äußere Eleganz und für saubern Umſchlag ſorgen. Ein jedes Heft enthält wenigſtens drei Biographien, und drei Hefte, deren jedes mindeſtens zwölf Bogen in groß Octav hat, machen einen Band aus. Jeden Band wird wenigſtens ein, von den beſten Meiſtern geſtochenes Kupfer zieren. Das erſte Heft hat zu dem Haupttitel für den erſten Band das ſchön getroffene Bruſtbild von „Theodor Körner,“ und in dieſem erſten Heft ſind aufgenommen:

I. Louiſe, Königin von Preußen.

II. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg und Oels.

III. Theodor Körner.

Die ferneren Hefte werden auch in gleicher Andeutung die Biographien von Helden und würdevollen Perſonen enthalten, die Einfluß auf den Zeitgeiſt hatten.

Folgende intereſſante Schriften ſind vor kurzem erſchienen und für beigeſetzte Preiſe in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Ideen über die preußiſche Volksrepräſentation. 14 Gr.

Nicolai, C. Ueber Selbſtkunde, Menſchenkenntniß und den Umgang mit Menſchen. 2 Theile. 2 Rthlr. 8 Gr.

Dr. Schrader, Prüfung der gegen die Krätze empfohlenen und gebräuchlichen Mittel. 6 Gr.

Charakterſchilderung von Napoleon Buonaparte. Aus dem Franzöſiſchen. 16 Gr.

Abenderheiterungen, mit proſaiſchen und poetiſchen Beiträgen von Klamer Schmidt, Gramberg, Schlüter, Eliſe Bürger, Horſtig, Nonne, Goldmann, Reſe, Depping, Prätzel u. a. m. Herausgegeben von Fr. Raßmann. 1 Rthlr. 8 Gr.

Dr. Ludw. Dankegott Cramer (Bibliothekar der Univerſität zu Wittenberg.) Ueber den ſchädlichen Einfluß des franzöſiſchen Despotismus auf die Literatur der Deutſchen. 1 Rthlr. 12 Gr.

Reiſe eines Deutſchen nach Paris mit der franzöſiſchen Armee im Jahre 1814. Nebſt Beſchreibung vieler denkwürdigen Begebenheiten, welche ſich während der Anweſenheit der hohen alliirten Mächte daſelbſt zugetragen haben und der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Stadt Paris. 2 Thle. 2 Rthlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Merkwürdige Abentheuer eines Deutſchen bei der bis Paris retirirenden franzöſiſchen Armee, während des Feldzuges im Jahre 1813 — 1814. Nebſt Beſchreibung der Stadt Paris und ihrer Denkwürdigkeiten. 2 Thle.

Wellington. Ein hiſtoriſches Gemälde. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Neueſtes Geſellſchaftsbüchlein für frohe Zirkel. Enthaltend die beſten Lieder von Schiller, Voß, Langbein, Göthe, Tiedge, Theodor Körner, Mathiſſon u. a. m., und die vorzüglichſten Scherz- und Pfänderſpiele. Nebſt einem Anhange der auserleſenſten Karten- und anderer Kunſtſtücke. 2 Thle. 18 Gr.

Folgende neue Schriften ſind beſonders Leihbibliotheken und Leſezirkeln zu empfehlen:

Nicolai, E. Feſttagslaunen, 2 Bände 2 Rthlr. 1ſter Theil enthält: I. Die zweite Gattin. Eine Erzählung. II. Phanor und Theano. Eine griechiſche Geſchichte. III. Der Trunkenbold. Ein Schwank in Verſen. IV. Merkwürdige Geſchichte einer Maus. Ein Schwank.

2ter Theil enthält: I. Der zweite Gatte. Eine Erzählung. II. Die Kunſtausſtellung. Ein Schwank. III. Der Spatziergang und ſeine Folgen. Eine Erzählung.

Joachims Abentheuer, oder die Kunſt, ein großer Herr zu werden. Eine Geſchichte aus den Zeiten der Bülletins. Von Baptiſt von Heinsburg. 2 Thle. 2 Rthlr.

Briefe, vertraute, eines ehemaligen weſtphäliſchen Staatsdieners, die geheimen Verhältniſſe einiger hohen Verwaltungsbehörden im aufgelöſten Königreiche Weſtphalen betreffend. 8 geh.
1 Rthlr. 8 Gr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreiſende. Enthaltend die Geſchichten und Sagen der alten Schlöſſer, Klöſter und Ruinen, und die Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. Neue wohlfeilere Auflage. 12 geh. mit Kupfern.
1 Rthlr.

Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug. Mehr als Roman. Von Baptiſt von Heinsburg. 2 Bde. 8 1 Rthlr. 18 Gr.

Oskar und Malvina, oder die Macht der Vaterlandsliebe. Eine Urkunde aus dem heiligen Kriege. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 14 Gr.

Leuchtkugeln.

Ein Journal

in

zwangloſen Heften.

Vierten Bandes erſtes Heft.

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Schiller.

Quedlinburg, 1816
in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

A D
BIBL.UNIV.
MONAC.

I.

Maleriſche Anſichten von Preußen.

Wenn man durch die preußiſchen Marken, die aber übrigens durchaus nicht Marken des Landes ſind, reiſet, ſo ſollte man nicht glauben, daß das Königreich Preußen maleriſche Anſichten gewähre, denn es giebt hier manche Ebnen von weißem Sand, welche an das wüſte Arabien erinnern, Ebenen, welche davon überzeugen, daß, als die Erde den Mond gebar, das überſtrömende Urwaſſer des innern Getriebes der Erde in dieſem Zuge gerade den Sand, das Gefolge jedes fortbrauſenden Herrſchers, mitbrachte. Nichts deſto weniger aber hat Preußen maleriſche Anſichten, und muß ſie haben, denn neuerdings iſt ſogar der Beweis angelegt, daß in Preußen, nämlich in Altpreußen, ſich Spuren von der durch Moſes beſungenen Stelle des Paradieſes fänden. — In den Sandwüſten der Mark, wo mitunter ein Acker nur von zwölf zu zwölf Jahren beſtellbar iſt, und wo an den Gränzen Holzungen angepflanzt werden mußten, damit ein roher Aequinoctialſturm nicht eine Feldmark zu der andern hinüber wehe, in dieſen Steppen freilich ſind keine maleriſchen Anſichten, weil es an einem Hintergrunde fehlt, zu ſuchen. Ein ſchönerer Hintergrund des Gemäldes findet ſich, wenn man es von der Seite des Volkes betrachtet. Eine Landſchaft hat drei Gründe; den Vordergrund, der etwas hart und rauh iſt; den Mittelgrund, welcher etwas ſanfter und bindender iſt; und den Hintergrund, welcher der Hoffnung, ohne welche kein Gemälde ein großes Gemälde iſt, Raum läßt. — Nehmen wir einſtweilen das Volk für den Hintergrund.

Die preußiſche Nation, die wir nicht ger

Volk nennen möchten, da dieſes Wort den Begriff der unbedingten Abhängigkeit in ſich ſchließt, hat durch ihr Selbſtwirken, durch die Anſtrengungen, welche von dieſer Nation neuerdings zweimal ſich bekundeten, eine Stellung gewonnen, welche in keinem Gemälde edel genug dargeſtellt werden kann. Möge die Phantaſie dieſesmal der Proſa der Anſchauung voran eilen, und, wer hierauf Rückſicht nimmt, der wird ſich auch davon überzeugen, daß es, mindeſtens für das lebende Geſchlecht, Hinſichts Preußens, keiner Oſtentation, keines Panorama bedarf. Wo die That ſich beurkundet hat, und nun den Zügel hält, da muß auch der blaſſe Neid ſchweigen, oder er kann höchſtenfalls nur in den Zügel knirrſchen, und das Hungergeſindel des Marktes, welches gar zu gern die Wahrheit verunglimpfen möchte, erinnert an die Fabel von jenem Mops, der den Mond anbellte.

— — Die maleriſche Anſicht von Preußen, in intellectueller Hinſicht, iſt nunmehr für dieſen Augenblick, welchen wir ſehr gern für den dauernden annehmen möchten, folgende:

1. Preußen iſt in Deutſchland, beſonders in

dem ſüdlichen Deutſchland, ſehr verkannt, und hat doch den herrlichſten Willen, die größte Lebensthätigkeit, den Namen der deutſchen Nation noch für viele Geſchlechter der Menſchen in unſerm Welttheil, ſo lange dieſer Welttheil noch nicht als Kolonie betrachtet werden darf, geltend zu erhalten. — Würde ganz Europa von dem ſchmählichen franzöſiſchen Joch befreit ſein, wenn Preußen im Jahr 1813 nicht eine Kraft entwickelt hätte, welche rein vaterländiſch, rein deutſch, durchaus nicht habſüchtig, durchaus nicht ſelbſtſüchtig war? Würden die Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands ſich jemals gegen Napoleons Anmaßung, Ueberſtolz und orientaliſches Befehlen erhoben haben, wenn Preußen nicht, in der Entwicklung ſeiner Volkskraft, wozu der große Friedrich den Saamen legte, die Standarte der Freiheit der Völker aufgepflanzt hätte? — Sclaven würden ſie noch ſein, alle dieſe Fürſten, Sclaven, an den Triumphwagen des übermüthigen Korſen geſchmiedet, der das ſtolze Rom nach Paris zu verſetzen wünſchte, und ein zweiter Auguſt bereits zu ſein glaubte, wenn Preußen, deſſen Regierungsſyſtem von wohlthätigerm Einfluß für die allgemeinen Menſchenrechte iſt, als man glaubt, nicht das va banque gewagt hätte!

2) Das va banque iſt ein gefährliches Spiel, und man könnte vielleicht Preußen den Vorwurf machen, daß es ein viel zu gefährliches Spiel geſpielt habe, wo nur der Erfolg den Spieler rechtfertige, und wo derſelbe von der Banque würde haben abſcheiden müſſen, wenn eine Charte falſch lag. — Allein Preußen wußte in ſeinem Kraftgefühl, in der Stimmung ſeiner Einwohner, welche das Letzte wagten, den Glanz des alten Friedrich wieder herzuſtellen. In der großen Erziehung und in dem edlen Vertraun der Einzelnen lag die erſte, vielleicht überraſchende Schwerkraft und Wichtigkeit des Volkes. Dazu kam, daß die preußiſche Regierung bei jener Entwickelungsperiode nichts mehr zu verlieren, ſondern nur zu gewinnen hatte, ſie ſelbſt wagte alſo eigentlich nichts. Nach dem Tilſiter Frieden war Preußen in die Gewalt ſeiner Nachbarn gegeben; eiſern wurde es von Frankreich, hier durch Weſtphalen, dort durch Warſchau, Polen und Danzig umarmt; Erfurt mit ſeinem Gebiet war ein neues Geſchwür, welches Preußen feindlich drücken zu wollen bedrohete, und Stralſund kam hinzu, um der Hoffnung faſt die Fittige abzuſchneiden. Die Nachkommen eines Friedrich waren aber nicht dazu geeignet, eine untergeordnete Rolle ſpielen zu wol-

len; der Rückſchritt von einem Staat erſten Ranges zu einer ſchmähligen Abhängigkeit iſt moraliſcher Tod, und Friedrich Wilhelm der Dritte war alſo vom Tilſiter Frieden an bis zu Entſcheidung der Leipziger Schlacht nicht auf ſeinem Platz. Vor der Leipziger Schlacht konnte er als Kurfürſt von Brandenburg noch verlieren, als König von Preußen aber nur gewinnen. —

3) Nach der Leipziger Schlacht wollte man bei Groß und Klein nur ungern es ſich geſtehen, daß Preußen, über deſſen Hinfall man bisher triumphirt, und ſeinen eignen dabei vergeſſen hatte, es geweſen ſei, welches zuerſt Deutſchland aus dem tauſendpfündigen Schlaf aufrüttelte. Allein die That ſprach zu laut, und man kann in dem nachherigen Verfahren Preußen beinahe den Vorwurf machen, daß es zu beſcheiden war, daß es den großen Kräften ſeiner Völker, der guten Stimmung und der treuen Anhänglichkeit der Unterthanen an das Haus Hohenzollern, welches durchaus immer große oder gute Fürſten gebar, noch nicht recht trauete. — Doch die Beſcheidenheit ſiegt zuletzt jedesmal, weil ſie das ſichere Gefühl der Kraft in ſich hält, und die Großſprecherei findet allemal ih-

ren Tag. Die Schlacht von Belle-Alliance und deren Folgen ſind ſpäterhin der ſprechendſte Beweis der preußiſchen Beſcheidenheit geweſen. — Die damaligen Bemerkungen über Preußen im Jahr 1814 erinnern wiederum an die Fabel von dem Mops, welcher den Mond anbellt. Sehr unrecht war es aber von manchen Reichsländern Norddeutſchlands, die nur durch das preußiſche, verlorne Blut in ihre Länder, in ihre Freiheit wieder eingeſetzt wurden die ohne dem nie wieder zu einem Gefühl ihrer Würde gekommen ſein würden, daß ſie gerade Preußen die Ehre der erſten Entwickelung deutſcher Volkskraft nicht zugeſtehen wollten.

Man gehe weiter! Vor der Schlacht von Belle-Alliance ſtand Preußen zuerſt wieder ſchlagfertig da, und das ganze Volk der Preußen von der Küſte der See bis weit über die Ufer der Weſer hinaus, drängte ſich zu ſeinem Banner. Ein leuchtendes Beiſpiel war es für die neue Ermuthigung von ganz Deutſchland, und ſeine ſchnelle Thätigkeit, als Schirm von Deutſchland, drohend, zürnend, mahnend da zu ſtehn, bewirkte es, daß manche Macht, welche vielleicht einer Zweideutigkeit oder der franzöſiſchen Einflüſterung ſich hingegeben haben würde, jetzt genöthigt war, die Kraftanſtrengung zu zeigen, welche die große Sache erforderte. — Es leiſtete mehr, als der Pariſer Frieden und der Tractat von Chaumont erfordert, mehr als es dort verſprochen hatte, und dennoch giebt es in Rede und Schrift viele, welche gern behaupten möchten, Preußen ſei es nicht geweſen, ſo damals die Deutſchheit wieder rettete. Dem Fremden, dem Britten, dem Kaufmann will man das Verdienſt der Mordſchlachten in Brabant zurechnen, ihm will man den Lorbeer reichen! O pfui der Schande! That Wellington mehr als Blücher? Entſchied nicht Bülow von Dennewitz die Niederlage der meineidigen Armee Napoleons, und ſtand von Deutſchland ein anderer als Preußen in dieſer Blutſchlacht? Nur Norddeutſche entſchieden dieſen großen Sieg, denn auch Hannoveraner und Braunſchweiger und Hanſeaten hatten Theil an dieſer großen Ehre der ruhmvollſten aller Tage, jedoch meiſt nicht unter preußiſcher, ſondern unter brittiſcher Fahne, da England dieſe Truppen ſich angeeignet hatte, ohne ſelbſt durch dieſe ſtarken Werbungen ſein Verſprechen, 150,000 Mann in das Feld zu ſtellen, erfüllen zu können.

Der brittiſche Feldherr, Wellington, war gerechter als mancher Deutſche ſelbſt, denn er ſagt in ſeinem Bericht, Waterloo d. 19ten Juni 1815: „daß er die Nachricht von dem Siege jetzt nicht würde melden können, wenn nicht der treue Beiſtand der Preußen ihn in den Stand geſetzt gehabt, wieder vorzurücken, und daß, ſelbſt wenn er nicht eine vorgängige Bewegung gemacht hätte, dennoch nach denen, von Preußen ausgeführten Manövres, die Flucht des Feindes unvermeidbar geweſen wäre.“

Dieſer Sieg bei Belle-Alliance hat Preußen vollſtändig zu einem Staat erſten Ranges wieder hergeſtellt, hat ihm ſeine Selbſtſtändigkeit wieder gegeben, denn, was der blaſſe Neid auch kritteln mag, — unleugbar iſt der Beweis in Europa dargelegt, daß Preußen, wenn es nur will, gewiß es vermag, wie einſt in den drei ſchleſiſchen Kriegen, den größten Mächten Europens die Spitze zu bieten. — Baiern, ſo ſehr es beſprochen wird, iſt vielleicht die einzige deutſche Reichsmacht, welche den wahren Werth Preußens anerkennt. —

4. Preußen iſt in ſeinen Forderungen, trotz dem, was es gethan und geleiſtet hat, ſehr beſcheiden geweſen, ſowohl auf dem Wiener Congreß,

welcher vielleicht nie zu Stande gekommen ſein würde, wenn Preußen noch kurz nach der Schlacht von Brienne, ſelbſt noch zu der Zeit, als Napoleon in Fontainebleau umgarnt war, hätte hinterliſtig handeln können und mögen, als auch ganz beſonders neuerdings in Paris. Manche andere Macht würde nach der Schlacht von Belle-Alliance, welche Preußen und England gewann, und wo die übrigen nur (mitunter horchende) Zuſchauer waren, bedeutende Bedingungen für ſich gemacht, und eine ſehr anmaßende Sprache geführt haben. — In dem entgegengeſetzten gemäßigten Verfahren des preußiſchen Kabinets liegt nicht etwa Gefühl der Schwäche oder eine Maske, ein Schleichhandel, oder wohl gar Beſchränktheit; — ſondern die wahre Mäßigung, die Ueberzeugung von der innen wohnenden Kraft, die einer künſtlichen Politik nicht bedarf, die offene, gerade, deutſche Biederkeit und die Rückkehr zu einem Gleichgewichtsſyſtem, welches allein Freiheit mit Frieden verbindet.

5) Warum aber wird denn Preußen ſo ſehr von dem übrigen Deutſchland befeindet? — Weil es ſchon ſeit Friedrich dem Zweiten die Rechte des Volkes wahrnahm, und alſo der Willkühr der Für-

ſten im Wege ſtand. Blindgläubige Vaſallen aber verbreiten ihre unbedingte, allerhöchſten Orts eingeſogene Meinung auch unter das Volk, finden hier Anhänger, und vertheidigen dieſe bezahlte Meinung ſo lange, bis ihnen die Wahrheit Naſenſtüber giebt. — Friedrich der Zweite war, troß dem, daß er den Adel begünſtigte, ein großer Volksfreund, denn die Rechte der Menſchen waren ihm unverletzlich, und er betrachtete ſich nur als einen Verweſer dieſer Rechte, ohne den Dünkel des gewohnten Fürſtenpompes auf ſich übertragen zu wollen. Dieſer Geiſt einer Freiheit, welche in ſanften, unbemerkten Feſſeln liegt, iſt auf Friedrichs Nachfolger übergegangen, und wird von den fremden, ſtreng monarchiſchen Mächten ſehr übel aufgenommen. Allein eben in dieſem Geiſt der Freiheit und Unabhängigkeit der Meinung und der Handlung liegt das Palladium des preußiſchen Staats, — die Anhänglichkeit der Nation an ihren König, die Verbindung der Nation mit dem König, und die Entwicklung des Nationalſtolzes. Wir haben geſehn, was dieſer Nationalſtolz vermochte, und er wird durch mehrere Generationen immer noch derſelbe bleiben, da die Meinung Friedrichs des Großen auch auf ſeine Nachkommen vererbt iſt und vererbt werden mußte. Er ſagte nämlich: „laßt ſie raiſonniren, ſo viel ſie wollen; dazu gab ich ihnen Freiheit. Sie werden aber auch pariren, wenn ſie müſſen, denn dazu gab ich ihnen Aufklärung. Wer nicht durch Erziehung des Volkes den Thron ſichert, der hat auf Sand gebaut für ſich und ſeine Nachkommen!“

6. Man iſt, beſonders in Preußen ſelbſt, — was an ſich ſehr ſonderbar erſcheint — unzufrieden über die Ausdehnung Preußens bis gegen Mainz, ohne daß man hier eine Verbindung, eine Abrundung ſieht, welche doch jeder Staat zu haben wünſcht. Freilich muß man eingeſtehn, ohne Mainz, das vollwichtige Mainz, hat die Zunge keine Spitze, und könnte der Gefahr ausgeſetzt ſein, abgeſchnitten zu werden. Allein der Gang des preußiſchen Kabinets iſt ſehr berechnet. Durch dieſe Annäherung an Süddeutſchland, durch die Beweiſe, welche es in ſeinen neuen Beſitzungen dahin giebt, daß es Toleranz, Bürgerfreiheit und Erhebung der Selbſtſtändigkeit, des Selbſtgefühls fördern und begünſtigen wolle, hat Preußen bereits viel gewonnen, nämlich das Vertraun des ſüdlichen Deutſchlandes, welches bisher Preußen als einen Feind der deutſchen Freiheit betrachtete, eben dieſes Land, deſſen Staats-

zweck ſeit langer Zeit der geweſen iſt, den Krämerzwiſt in Deutſchland aufzuheben, und Volksgeiſt zu beleben, ohne daß dadurch die individuelle Selbſtheit der Beſitzhaber verloren gehe, oder verletzt werde. Durch die Beſitzungen am Rhein hat ſich Preußen erſt am Rhein heimiſch gemacht, und der Zug eines Staates geht immer nach Süden. Das Syſtem des preußiſchen Kabinettes iſt daher durchaus nicht zu tadeln, — es iſt vielmehr ein ganz richtiger Beweis davon, daß in dem Buch der Weltgeſchichte, welche das unwandelbare, untrügliche Muſter iſt, ſehr richtig die Vorſchriften zu einem anſtändigen Fortkommen aufgefunden worden. — So viele Schreier es giebt, welche die erſte, willenloſe Freiheit von 1811 an, noch nicht vergeſſen können, ſo wird doch bald der Erfolg, ſie beſcheiden, und der gerade, unwandelbare Gang der höchſten Behörden ſie behutſam machen, zuletzt aber wird jene Furchtſamkeit, welche mit der Poltronnerie verbunden iſt, in Anerkenntniß der Wahrheit ihre Beſchämung finden.

7) Schon Friedrich der Große zeigte in dem baierſchen Erbfolgekriege, wo Friedrich allein Baiern gegen die öſtreichſche Uebermacht ſchützte und erhielt,

und wo er auch nicht einen Heller, nicht ein Dorf für ſeine Bewaffnung, für ſeinen Marſch nahm, daß ihm die Unabhängigkeit Deutſchlands am Herzen liege, daß er ſich zum Protector deutſcher Freiheit berufen finde. Hätte Preußens Friedrich Wilhelm der Dritte noch vor dem Tilſiter Frieden, nämlich gleich nach der Schlacht von Eylau, und ſpäterhin nach dem erſten ruſſiſchen Feldzuge, als Napoleon in Dresden ihn zuvorkommender empfing, als er je einen Fürſten empfangen hatte, die Abſicht auf Deutſchland zurückſetzen, und ſich eng an den franzöſiſchen Hof ſchließen, blos für Preußen unterhandeln wollen, wie würden die Sachen jetzt ſtehn? Ohnfehlbar wäre Deutſchland noch in dem Joch der Sclaverei, Preußen wäre größer geworden, als es dermalen iſt, weil es dem franzöſiſchen Reich eine Vormauer gegen Norden hätte ſein ſollen, und die Engländer führten, — wenigſtens zu Lande nicht — die abſprechende Sprache, die ſie jetzt führen. Uebrigens, beiläufig geſagt, muß man bemerken, daß der Kaufmann, — (die Herrenhuter ausgenommen, und ſolche ſcheinen die Engländer nicht zu ſein) immer vorſchlägt — das Kabinet alſo, welches nicht abhandelt, welches nicht recht derb abhandelt, wird in dem Geſchäft mit

Kaufleuten angeführt. Jeder Kaufmann läßt ſich handeln, und ſetzt man der Schlauheit Kniffe und Pfiffe entgegen, ſo lernt man auch ſeine Schliche kennen. —

Zuletzt aber, ſo ſehr ſie ſchreien, ſpötteln, kritteln, makeln und tadeln, ſo haben doch die übrigen deutſchen Völker als Völker, wenn man ſie aufrichtig fragt, gegen Preußen durchaus nichts zu erinnern. Die Herren ſind es, welche den Saamen der Zwietracht ausſtreuen, und man weiß wohl, daß da denn das Volk, wenigſtens ſo lange es nicht zu der Prüfung rege gemacht wurde, blindgläubig nachpfeift. Woher aber kommt dieſe Befeindung Preußens? — Weil aus dem deutſchen Reich hier eine zweite Macht in Deutſchland ſich erhoben hatte, weil ein jeder unwirrich iſt, daß ſeine Vorfahren nicht auch ſich ſo erhoben, und weil Friedrich des Großen hoher Genius ein neues Syſtem einführte, welches die alte Grandezza unterdrückt zu ſehen wünſchte. Man würde Preußen leichter gewähren laſſen, wäre es nicht deutſchen Urſprungs. Ein franzöſiſcher Prinz, von Napoleon eingeführt, würde zu einer gewiſſen Zeit in manchem deutſchen Lande mit Freuden, oder wenigſtens ſtill-ruhig aufgenommen und anerkannt ſein; doch gegen den nahen Vetter Preußen zürnt man, eben weil es ein naher Vetter iſt. — Die Verhältniſſe ſind in dieſer Hinſicht in der That im Großen eben ſo, wie im Kleinen. Wen man näher ſchon kennt, gegen den hat man dieſes und jenes auszuſetzen; der Fremde aber wird leicht bewundert, und dieſe Schwachheit der menſchlichen Natur benutzen die Franzoſen ſchnell und glücklich, den Deutſchen ſich aufzudringen.

Wenn wir die maleriſche Anſicht von Preußen nunmehr vollſtändig ausfüllen ſollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß noch Jahre darüber hingehen werden, ehe das Gemälde vollendet iſt, und als ein Ganzes daſteht. Jetzt ſind durchaus nur erſt die Grundfarben durch Friedrich den Großen, und die Schlagſchatten durch die Jahre 1807 u. ſ. w. angelegt. Die feinen Tinten, um die Ausgleichung zu bewirken, muß ein langer, dauerhafter Frieden geben, und dann ſteht Preußen für Zeit und Nachwelt als ein hochbewundertes, hochverehrtes Gemälde da! —

Wir ſchließen dieſe Anſicht mit der Betrachtung, daß ein unreifer Uebermuth im Innern, oder eine falſch angebrachte Philantropie der Verwaltung den vielen, großen Feinden Preußens nicht Raum geben möge, das ſchöne, große Gebäude zu zerſtören, welches dereinſt als eine feſte Burg Deutſchlands wird betrachtet werden können!

II.

Verſprechen und Halten
Steht fein bei Jungen und Alten.

Ein Privatmann, wenn er etwas verſpricht, was er nachher nicht halten mag, wird ein Lügner, ein ſchlechter Menſch genannt, und verſprach er etwas, das er nicht halten konnte, und das er alſo auch nicht hätte verſprechen ſollen, ſo iſt er ein Windbeutel, ein unzuverläſſiger Menſch, deſſen Wort künftighin nicht mehr geachtet wird, und den man über die Schulter anſieht. Das alles iſt auch ſehr natürlich, denn der Mangel der Erfüllung des Verſprechens ſetzt entweder Dummheit, Falſchheit und Uebertölpelung, Bosheit oder einen unverantwortlichen Leichtſinn voraus.

Wenn nun aber ein Staat etwas verſpricht, wenn er goldene Berge zeigt, um dem Patriotiſmus auf die Beine zu helfen, wenn er zur Zeit, wo er des Volkes bedarf, demſelben um den Bart geht auf alle mögliche Art, wenn er Verheißungen macht an diejenigen, die für den Staat ſich heiß laufen wollen, wenn er rührt, was zu rühren iſt, nämlich zunächſt die Luſt zum Streit, die jedem Menſchen angeboren iſt, dann die Ausſicht auf Gewinn, der ſich niemand gern entzieht, ferner die Gemüther der Frauen zu Vereinen aller Art, und endlich die neuen, alſo auch geſchmackvollen Uniformen, die ſich ein jeder von ſeinen Mutterpfennigen anſchaffen ſoll; — wenn nach dieſer proviſoriſchen Rührung das Kalbfell gerührt wird, und dieſer Rührung alles blindgläubig, vertrauend folgt; — dann erwartet auch das ganze Land, daß alle die Verſprechungen erfüllt werden, daß den Aufopferungen und Anſtrengungen des Einzelnen eine Entſchädigung und Gewährung werde, daß die Anſtrengung des Volkes dem Volke angerechnet, und deſſen Rang in dem allgemein⸗bürgerlichen Verein eben durch dieſe freiwillige Anſtrengung erhöhet, und mehr gewürdigt werden ſolle.

Wir hoffen, wünſchen und erwarten nicht, daß es in Deutſchland Regierungen giebt, welche die ausdrücklichen Verſprechungen, ſo ſie in Zeiten der Bedrängniß und der Gefahr machten, nicht erfüllten; wir hoffen nicht, daß es Fürſten giebt, welche, durch die hergeſtellte Ruhe in dem Beſitz wieder ſich wohlbefindend, es vergeſſen haben, was die Freiwilligkeit der Völker Germaniens für ſie, die allein, ohne den guten Willen des Volks höchſt ohnmächtig waren, und geblieben ſein würden, thaten; wir hoffen nicht, daß es Fürſten giebt, welche, nach dem, was ſie erlitten, und was nach dem Zeitgeiſt ſie bedrohete, jetzt ſchwach genug wären, ſich unbedingt ſicher zu fühlen, und den alten Adel allein als Stützen des Thrones, das Volk aber als ein gutmüthiges Laſtthier zu betrachten, dem man alles das aufbürden kann, was die Dummheit trägt; wir befürchten nicht, daß die Repräſentation, welche in den monarchiſchen Staaten Deutſchlands den

Gutwilligen verſprochen wurde, ein Köter geweſen ſei, den man jetzt wegwerfe, jetzt wo der Royalismus ſich wieder auch in Frankreich, Spanien und Neapel, dieſen Palladien der ſtolzen Königswürde, proviſoriſch feſtgeſtellt hat! — Wäre dem aber ſo, und gäbe es ſolche Regierungen in der Geſamtheit Germaniens, dann wehe der ſtolzen, übermüthigen Ueberhebung des zu beſſerer Freiheit vorgeſchrittenen Volksgeiſtes!

Man würde in einem ganz unläugbar richtigen, durchaus nicht täuſchenden, prophetiſchen Geiſt, der eigentlich kein prophetiſcher Geiſt iſt, indem er ſehr natürlich die Wirkungen mit den Urſachen zuſammen ſtellt, den Herren, welche ſiegen, „abgemacht iſt abgemacht," folgendes zur Warnung geben können:

1) Wenn eine Regierung auch nur in der größten Kleinigkeit ihr Wort nicht erfüllt, ſo iſt das Vertraun des Volkes zu derſelben für immer verloren, und die Regierung ſelbſt erſcheint als eine läſtige Ueberflüſſigkeit. Sie wird beurtheilt, bekrittelt, und ſo etwas ſteckt an, wie die Peſt, welche von Haus zu Haus geht.

2) Die Völker der Deutſchen ſind durch den langen, ermüdenden Gang der franzöſiſchen Revolution zu einer Art von Selbſtgefühl gekommen, welches die Regierungen als einen Krankheitsſtoff betrachten, der jetzt in der Gähre liegt. Allein die Aufrufe der Regierungen, und die Freiwilligkeit der Völker hatte die Kriſis zwiſchen Sclaverei und Freiheit gebrochen, und das Gefühl der Kraft, wo die Kraft ſaß, rettete den Körper. — Die gute Natur eigentlich die reinen, ſtarken Säfte ſtellten den halb abgeſtorbenen Leichnam „Deutſchland,“ für jetzt wieder her, nicht aber Diplome, Pergamente, Beſtallungen und — Verheißungen!

3) Die Regierungen wollen nur ungern es einſehen, daß ſeit der franzöſiſchen Revolution die Völker überall klüger geworden ſind, und ſie möchten gern dieſe Klugheit ihnen wieder nehmen, jetzt, wo ſie gerade den glücklichſten Zeitpunct der Ruhe, oder vielmehr des Waffenſtillſtandes zu benutzen ſtreben; — allein die hohen Herren beachten es nicht, daß in dem ganzen Gang der menſchlichen Natur, alſo auch das elende Leben des Quälthiers „Menſch“ mit eingeſchloſſen, der zu Zeiten gar deutlich dem Bilde von dem ſokratiſchen Hahn auch jetzt noch ähn-

ſich ſieht, — daß in dieſem Gange kein Rückgang möglich iſt. Denn die Natur geht immer vorwärts, und in ihrem ſchnellen Forteilen reißt ſie auch die Gemüther der Menſchen zu einer Neuheit hin, welche, wenn wir ſo wollen, das Schickſal angedeutet hatte. Wo alſo der Volksbewegung in Zeiten der Noth Volksſtändigkeit verſprochen war, und wo dieſes Verſprechen jetzt, in Zeiten der proviſoriſchen Ruhe nicht gehalten wird, da erwächſt das Mißtraun, und die Menſchenrechte, welche ihre Kräfte kennen gelernt hatten, erheben ſich.

4) Wenn für Regierungen der Art, die hoffentlich nur in das Reich der Träume gehören, noch einmal ein Krieg entſtehen ſollte, der das Land, das Reich bedrohete, ſo würde man die ſüß kandirten Proklamationen, die Aufrufe zur Freiwilligkeit, die Verheißungen und dergleichen vergebens abdrucken und abſchreiben laſſen, denn — — — ein Volk iſt nur einmal zu täuſchen! — Laßt die Trommel rühren, ihr Großen, wenn es wieder losgeht; aber ihr werdet dadurch nicht freiwillige Fürſtenknechte in die holen Läger ſammeln, und die nothgedrungenen Lohnſoldaten ſind nimmer Patrioten; wie der Wind wehet, ſo richten ſie ſich, verfolgen,

ſchlagen, laufen und retiriren ſie! In dem freien Willen der Nation liegt die Kraft, das Glück und die Größe einer Armee, — nimmer in den Söldnern!

5) Es iſt nicht anzunehmen, daß ein Fürſt durch die Annahme von Geld und Geldeswerth die Aufopferungen des Patriotismus ſeines Volkes bei einem etwanigen Friedensſchluß werde ausgleichen wollen. Denn was iſt der Zweck eines Krieges, was iſt der Zweck, der natürliche, unwandelbare Zweck des Siegers? — Ausdehnung, Abrundung, Feſtſtellung der Gränzen! — Geld und Gold ſind eingebildete Dinge, und die Geſchichte lehrt, daß bei Kriegen, an welchen das Volk wahren, freien, reinen, wahrhaft nationellen Antheil nahm, es auf die Geldbeutel, welche doch zuletzt in den Händen der Verwaltungsbehörden verſtieben, gar nicht ankam! — Wehe dem Fürſten, der um Geldes willen einen Frieden ſchließt! Er bekundet ſeine Ohnmacht, und hat das Vertraun ſeines Volkes verloren. — Schlimmer noch aber iſt es, wenn dieſer Erwerb des Geldes da, wo durch das Blut der Tapfern des Volkes dem Vaterlande Sicherheit erworben werden ſollte, dem ermüdeten Lande nicht

zum Vortheil wird, ſondern, ein todter Schatz, allmählig von den pfiffigen, großen Ratzen der Umgebung hingenommen wird.

6) Glaubt ihr denn, Frankreich ſei für Deutſchland unſchädlich geworden, weil es ſeine Firma verändert hat? Frankreich wird für Deutſchland immer das alte, ſchwere, gefährliche Frankreich bleiben, ſo lange es nicht zerſprengt, zertheilt, iſt. Es kommt, im Ganzen genommen, gar nichts darauf an, ob auf dem alten Throne Hugo Capets jetzt ein Ludwig oder ein Korſe, oder ſonſt jemand ſitzt. Das Syſtem gegen das Ausland, beſonders gegen Deutſchland, wird immer daſſelbe, feindliche, zu befürchtende bleiben. Die Revolutionszeiten haben es gelehrt, daß, auch während der furchtbarſten Schreckniſſe im Innern, während das Volk mit ſich ſelbſt in Streit war, und Regierungen erhoben und geſtürzt wurden, dennoch das politiſche Syſtem durchgängig daſſelbe, feindliche blieb, dieſes Syſtem iſt in Hinſicht Deutſchlands durch die Wiedereinſetzung der Bourbons nicht geändert, und die Gefahr iſt von den Germanen durch die jetzige Gewitterſtille durchaus nicht abgewendet. Denn, die Bourbons bilden ſchon jetzt einen ſüd-europäiſchen,

ſehr gefährlichen Bund, und die Fürſten, welche der Meinung ſind, daß nunmehr der alte, ſchwere, unbedingte Gehorſam wieder gefordert werden könne, da alle große Herren ſich die Hand reichten, die haben ſich verrechnet. Dazu iſt Frankreich, ohnerachtet es jetzt ermüdet zu ſein ſcheint, zu ſehr in dem Freiheitsgefühl vorgeſchritten, dazu ſeufzt Spanien, welches die erſten Zuckungen der Freiheit noch nicht vergeſſen kann, zu laut, und — England, welches nach ſeinem Syſtem jeder unbedingten Alleinherrſchaft abhold ſein muß, iſt jetzt mit Frankreich in einen Liebeshandel begriffen, der eine eiſerne Umarmung von ganz Europa werden kann.

7) Wir glauben nicht, daß es Regierungen gebe, die das, was das Volk that und leiſtete, wohl erkennend, in Zeiten der Noth und Gefahr den Würdigen, den Tapfern allein einen Adlichen nannten, jetzt, wo das Gewitter vorüber iſt, den Erbadel allein wieder ſollten gelten laſſen wollen. Am Hofe, im Civildienſt ſogar, da mag es hingehen; wenn aber in der Armee die Verſprechungen nicht gehalten werden ſollten, daß kein Unterſchied des angebornen Standes ſtatt finde, daß jeder, der ſich tapfer zeigt, gleiche Anrechte zu höherm Rang

habe, — dann freilich wird bald das alte Lied wieder geſungen werden können, und die Bemerkung des Tacitus, daß Deutſchland ein ſehr windiges Land ſei, beſtätigt ſich! Dann wird mancher tapfere Bürgerliche, der noch ein großer Stolz des Volkes hätte werden können, aus ſeinem edlen Schwerdt mit heißen Thränen eine Pflug- und Fluch-Schaar machen! Wir glauben es nicht, daß es Ranglisten gebe, welche es bekunden, daß der Bürgerliche nur bis zum Hauptmann ſteige, und daß ein bürgerlicher Major als ein weißer Sperling zu betrachten ſei.

8) Bei dem Völkerkriege, — wie man den großen Befreiungskrieg Deutſchlands im Jahr 1813 mit Recht nennen darf — erſtanden auf einmal ganz neue Armeen aus dem Volk ſelbſt, und in dieſen Armeen eine ganz neue Zucht. Die Verſprechung und Zuſicherung, daß der Officier fortan mit ſeinen Soldaten als Kamerad umgehn ſolle, gab der Sache Vertraun, und jener Zwang, der oft empörenden Despotie, welcher früherhin den Soldatenſtand gehäſſig gemacht hatte, war kaum weggefallen, als alles, was die Waffen tragen konnte, ſich zu den Waffen des Vaterlandes drängte, und

Löwen fochten nunmehr da, wo vorher der gezwungene Söldner Gelegenheit ſuchte, der Schlacht ſich zu entziehen. Jene Verheißung wird doch bleibend ſein? Wir glauben es, wir wünſchen es, und ſind daher auch feſt davon überzeugt, es ſei eine grobe Lüge, wenn man z. B. ſpricht, es werde hin und wieder ſchon wieder gefuchelt. Ein Rückgang zu der Sclaverei erträgt kein Volk, denn was iſt das Streben jedes ſittlichen Menſchen? — Gemäßigte Freiheit! Dieſe aber verträgt ſich in einer gemäßigten Monarchie — welche allein wohl die mehreſte Freiheit gewähren dürfte — durchaus denn doch nicht mit perſönlicher Mißhandlung des Standes, der allein durch Ehre zuſammen gehalten werden ſoll.

9) In vielen Streifen Germaniens wurde vor nicht gar langer Zeit den Völkern eine Repräſentation verſprochen. Sonderbar! daß jetzt, wo die Waffen ruhen, dieſe ganze, doch ſo äußerſt wichtige Sache faſt zu weiter nichts, als zu einem Federkriege ausgeartet iſt! An ſich ſollte man doch glauben, die Organiſation einer ſolchen, dem Jahrhundert angemeſſenen Volksrepräſentation wäre leicht, einfach und ſchnell in das Werk geſetzt; allein die Herren

können noch nirgends zu einem rechten Beſchluß kommen, obſchon die erſte Zuſicherung die Völker entzückte, und ſie neu belebte bei den Ermüdungen des Krieges. Möge nur nicht etwa der Anfang eines neuen Krieges die Organiſirung einer ſolchen Volksrepräſentation ſtören, denn — — beim Ende des Krieges würde ſie vielleicht nicht mehr nöthig ſein!

III.

Pipin, Major Domus, erſter König der fränkiſchen Monarchie und Napoleon Buonaparte.

(Eine hiſtoriſche Paralele.)

Napoleon hatte durch Genie und durch die groſſe Gabe, daß er ſein Glück zu benutzen wuſste, durch die Kühnheit, womit er in die Zügel des wilden Roſſes „Revolution" griff, ſich aufſchwang, und Meiſter der Beſtie wurde, ganz Europa überraſcht, und Frankreich in die Taſche geſteckt. Das Wort

„Republik" hatte er aus dem franzöſiſchen Wörterbuch ausgeſtrichen. — Man hat ihn, dieſen merkwürdigen Menſchen, welchen die ſpätere Geſchichte erſt wahr richten wird, da er jetzt vielleicht ſeine Rolle noch nicht ausgeſpielt haben möchte, obgleich das blind bethörte Volk ihn für bürgerlich todt hält, mit vielen genannten Männern der Vorzeit bereits verglichen und in Paralele geſtellt, z. B. mit Alexander von Macedonien, mit Julius Cäſar, mit Cromwell, mit Guſtav Adolph von Schweden, mit Kaiſer Karl den Fünften, mit Friedrich den Zweiten, mit Baron Neuhoff. Paoli, Whaſhington und andern bewunderten Herren; eben ſo auf der andern Seite wieder mit Nero, Pyrhus. Attila, u. ſ. w. Allein alle dieſe Zuſammenſtellungen halten ſpäterhin, wenn man an die Entwickelungeperiode kommt, nicht die Probe.

Jedes Original, und dafür wird man Napoleon wohl rechnen dürfen, iſt eigentlich ohne allen Vergleich, eben darum, weil es Original iſt; allein es ſind doch beſtimmte Bemerkungen, Züge, Wahrnehmungen da, welche ein Original dem andern nahe ſtellen, und die Mehrheit dieſer Spur der Vergleichungen giebt auch die mehrere Berechnung und Würdigung der Aehnlichkeit. In dieſer Hinſicht erſcheint uns, da das Ende noch nicht berechnet iſt, da die Kathaſtrophe des Kometen „Napoleon“ noch nicht verendet hat, für den jetzigen Stand der Sache, wo wir Napoleon Buonaparte als todt betrachten, niemand richtiger für den Vergleich zu paſſen, als Pipin, erſter König der fränkiſchen Monarchie nach Abgang des Merovingiſchen Stammes.

Dieſer Pipin war ein naher Verwandter in abſteigender Linie des Biſchoff Arnulph von Metz und des Major domus Pipin von Landen. Pipins Vater, Karl Martell, war der letzte Major domus (ohngefähr das, was man jetzt Staatskanzler nennt) und als ſolcher ſetzte er ſich bei dem Abgang der Merovingiſchen Linie die Krone auf das Haupt. Er war der Vater Kaiſer Karl des Großen, der in rohe Formen, in Ungewißheit und Willkühr eine ſehr gewichtige Feſtigkeit brachte, und mehr zu ſagen, iſt wohl nicht nöthig, um davon zu überzeugen, daß der Vater des großen Sohnes, der, welcher ſelbſt die Krone ſich auf das Haupt geſetzt hatte, und dem Sohne ein ganz reiches Erbe hinterließ, nicht ganz klein ſein konnte. Eben dieſer Pipin hat in vieler

Hinſicht die größte Aehnlichkeit mit Napoleon Buonaparte, — ſofern wir nämlich das momentane Ende des letztern nicht hinzu nehmen. Folgende Vergleichung und Zuſammenſtellung, welche rein hiſtoriſch iſt, möge den Beweis führen.

Pipin von Herſtall, Karl Martells Sohn, Major domus in Franken.	Napoleon Buonaparte.
Pipin, welcher ſich auf den Thron der Franken ſchwang, war klein und hager, hatte einen feurigen Blick, und einen vielumfaſſenden Geiſt. Die fränkiſche Nation, welche auf einen ſtarken, tadelloſen, ſchönen Körper bei einem Regenten und Heerführer, wie die Nachrichten von dem Ri-	Napoleon Buonaparte iſt klein, denn er mißt kaum fünf Fuß vier Zoll rheinländiſch. Jetzt hat er ſich körperlich in der Weite ausgedehnt, früherhin aber konnte man nicht leicht dünnere Arme, Lenden und Beine ſehen! Seine Bruſt und Schultern ſind breit, und eben ſo ſein Geſicht, jedoch

puariſchen König Siegisbert III. es beurkunden, einen ganz vorzüglichen Werth ſetzte, machte daher Pipin ſeiner Kürze und Magerkeit wegen, mitunter einen Vorwurf. — Um ihn von ſeinem Urgroßvater, Pipin von Landen, und von ſeinem Großvater, Pipin von Herrſtall, zu unterſcheiden, nannten ihn die Geſchichtſchreiber „den Kleinen“ den Kurzen — den Nain oder Zwerg.“

ohne hervorſtehende Knochen. Die Farbe ſeines Geſichts ſchillert in das Olivengelb. Seine Naſe iſt fein gebogen, ſein Mund zu der Anſprache geformt, obſchon in den Winkeln des Mundes die Anſpannung zu einem Zug liegt, der vor dem, anſonſt ſchönen Mund Schrecken erregt. — Das Kinn iſt hervorſtehend, und — je mehr Kinn, je mehr Menſch! — ſagt das Sprüchwort, — hier aber ſcheint das Sprichwort Lügen geſtraft zu werden. Seine Stimme iſt tief, die Augen ohne beſtimmte Farbe, aber mit einem Feuer, welches über die Alpen, aber auch über den Mond hinwegblicken will. Die Haare ſind ſchwarz, aber dünn.

Pipins Scharfſicht, Staatsklugheit und Trätigkeit ſind unverkennbar. Die Schlachten, die er gewann, die Feinde, die er beſiegte, die Würden, die er errang, die Krone, die er ſich aufſetzte, die kluge Benutzung der Umſtände; der Schutz den er der römiſchen Kirche gewährte, die Feſtigkeit, womit er die Zügel der Regierung hielt, die Geſchwindigkeit und die Gewandtheit, womit er ſelbſt ſeine Feinde und Auflaurer zu beſiegen wußte. — das alles beweiſet jene Behauptung. — Man erinnere ſich der Art, wie er die auf ihn vererbte Major domus Würde in Neuſtrien feſtzugründen wußte; wie er

— — — — — — — — Vom zweiten italieniſchen Feldzug an bis zu dem Tilſiter Frieden die 48 gewonnenen Schlachten, und 125 Gefechte, die Beſiegung der Italiener, der Deutſchen, der Ruſſen (1805) die Verhandlungen in Wien, Tilſit und Erfurth, das Konkordat mit dem Pabſt, die Verhandlungen durch Dûroc, Talleyrand, Fouché. — das alles beweiſet die große Aehnlichkeit. — Man erinnere ſich, wie er den Herzog von Enghien ermorden ließ, wie er durch die Höllenmaſchiene und mehrere Figurantenſtreiche zu der Kaiſerwürde gekommen war, wie er ſeinen

ſeinen Halbbruder Gryffo beſiegte; wie er gegen die Herzoge in den entlegenen Provinzen verfuhr, welche ihn nicht als Reichsverweſer anerkennen wollten; wie er Childerich auf den Thron half, um deſto ſchneller deſſen Platz einzunehmen; die feine Einleitung, die er hierzu durch den römiſchen Oberbiſchof Bonifacius traf; *) der Eroberung von Aquitanien, der Beſiegung der Alemannen, der Bayern und der Sachſen; der Entfernung ſeines Bruders Bruder Louis von dem holländiſchen Thron ſtieß, wie er die deutſchen Fürſten ſo lange deſpotiſirte und tyranniſirte, bis ſie ſeine Farbe trugen; wie er für Spanien und Neapel Könige aus ſeiner nächſten Verwandtſchaft eingeſetzt hatte, um denſelben, die den kurzen Königstraum geträumt hatten, ſo gelegentlich wieder zu entreißen, und die Throne ſich zuzueignen; wie er Oeſtreich zum Schweigen brachte, und die übrigen deutſchen Fürſten zu einer

---

*) Annales Fuldenses: Pipinus orat, sibi decerni, quis eorum juste rex debeat dici esse is qui securus domi sedeat, an ille, qui curam totius regni et omnium negotiorum molestias sufferat?

Karlmann von der Regierung, welcher zuletzt nach Monte Caſſino ging, um ſich als Mönch einkleiden zu laſſen; ſeiner Austheilungen von Krongütern an den Adel; ſeiner Demüthigung der Longobarden; ſeiner klugen Berechnung, womit er die Großen in ſein Intereſſe zu verflechten wußte, — und jene Behauptung iſt beſtätigt.

Es hat nicht leicht jemanden gegeben, der ſo geſchickt, ſo muthvoll und ſo fein die Zeitumſtände benutzte, wo er in ſeinen eignen Na-

Unterwürfigkeit, welche in Verſprechungen ihren Troſt fand; wie er Preußen ermüdete, und vom linken Ufer des Elbſtromes an die Krongüter ſeinen Generalen zutheilte; wie er ſeine ganze Armee durch Orden, mit welchen auch für den geringſten Kreuzträger Einkünfte verbunden waren, zu feſſeln wußte; — und man wird ſich davon überzeugen, daß Napoleon in der Schule, welche Pipin anlegte, gut zugelernt hat.

Napoleon führte erſt die berüchtigte Nationalſchändung des Brumaire herbei, ließ als Konſul ſich erſt auf fünf Jahr, dann für die Lebenszeit men in die Zügel der Regierung hätte greifen können, als Pipin.

Pipin ergriff die Zügel der Regierung, als das Reich durch innere Kriege bereits ermüdet war, als ſein Vater, Karl Martell, den Brand im Innern erhalten und wohl genährt hatte, und der Schattenkönig, Childerich III. überall einer feindlichen Willkühr, welche zuletzt zu der Einheit zurückzukehren, ſich noth-

beſtätigen, dann zum Kaiſer krönen, und die alten Republikaner, die Jakobiner und die Parthei vom Berge zwängte er dadurch, daß er nur die vollſtreckende Gewalt in den Händen der Volksrepräſentation ließ.

Die nutzloſen Stürme der Revolution, — die Ermüdung und Ermattung des Volkes nach ſo vielen Kriegen, — der Wunſch der in der Revolution aufgewachſenen Feldherrn und Beamten, ſich endlich den Beſitz zu ſichern, – alle dieſe Umſtände und Verhältniſſe ergriff und benutzte Napoleon in einem Zeitpunct, gedrungen ſieht, Raum gegeben hatte.

Pipin war kein urſprünglicher Franke. Seine Vorfahren waren Neuſtrier.

Das fränkiſche Reich war in Hinſicht ſeines Verhältniſſes gegen die Nachbarn, als Pipin ſich emporſchwang, in einer ſolchen Lage, daß keiner der Nachbarn in die Verhältniſſe der fränkiſchen Nation ſich miſchen konnte oder durfte. Die

welcher auch einen minder gehaltſchweren Mann auf den Thron gebracht haben würde.

Napoleon iſt ein Korſe. Wenn auch dieſe Inſel ein integrirender Theil Frankreichs wurde, ſo rechnet man doch auch jetzt noch nicht die Korſen zu der franzöſiſchen Nation.

Die Folge der Verbindung der Pillnitzer Konvention war, daß Frankreichs Revolution ein bedeutendes Uebergewicht zeigte, daß Preußen den Baſeler Frieden ſchloß, und ſich nun um den Hader jenſeits des Rheins nicht mehr ohnmächtigern Nachbarn waren unterdrückt, die mächtigern Völker aber, als etwa das oſtrömiſche Kaiſerreich und die Araber hatten mit Franken keinen unmittelbaren Berührungspunct.

Der ſtolze Major domus des fränkiſchen Reiches, der ſeine Herrſchſucht nur zu ſehr bekundete, nahm ſich häufig heraus, die Verbündeten mit eiſernem Scepter zu

bekümmerte, daß Rußland nach dem nutzloſen Feldzug in Italien und der Schweitz ſtill heimkehrte, daß Oeſtreich einen Frieden herbeizog, der ihm neue Kräfte geben ſollte, daß die ſüdlichen Mächte Europens immer ohnmächtiger wurden, und daß England allein, welches nach dem Syſtem Napoleons als eine Linie der Aſymptoten*) zu betrachten iſt, auf dem Kampfplatz blieb.

Deutſchland war ſchon lange in einer Lethargie, begrüßen, und den Nachbarn Vorſchriften zu geben, deren Nichtbefolgung ihnen theuer zu ſtehn kam. Beweiſe hiervon ſind: das Verfahren gegen die Herzoge von Aquitanien, von Bayern, gegen die Oſtphalen und gegen Niſtulph, König der Longobarden.

---

*) Aſymptoten ſind in der höhern Mathematik 2 Linien, die ſich immer nähern, und nie berühren.

welche zu nähren, und dann noch beſſer zu benutzen, Napoleon den kleinen Krämerzwiſt nährte. Als die Vaſallen reif waren, gründete er den Rheinbund, warf ſich zum Protector auf, und züchtigte nach Noten. Man ſehe den ſpaniſchen, den ruſſiſchen Krieg. Wer nicht wollte, wie er, den ſtürzte er; z. B. den König von Holland, ſeinen eignen Bruder, und neue Reiche ſtiftete er, wie Weſtphalen, Berg, Hetrurien, Neapel, um ſie ſchnell wieder zu verſchlingen.

Pipin überhäufte Menſchen mit den größ-

Bernadotte, als er gefährlich werden konnte, ten Merkmalen ſeiner Huld und Gnade ſo lange, als ihm dieſe Menſchen nützlich ſein konnten. War dieſe Zeit vorüber, dann entfernte er ſie von ſich und aus ſeiner Nähe auf eine anſtändige oder unanſtändige Art, je nachdem er Laune hatte, je nachdem ſeine Rachſucht gereitzt, ſein Stolz beleidigt war. — Karlmanns Abdankung, des Bonifacius, Lullus, des Burkard, Biſchofs von Würzburg und Fulrad, Abts von St. Denys Beiſpiele beweiſen es.

wurde nach Schweden entfernt; Moreau konnte von Glück ſagen, daß er nach Nordamerika gehn durfte; König Louis von Holland mußte abdanken, weil er die Liebe des Volkes gewonnen hatte; das Decret, Mürat das Königreich Neapel zu nehmen, war ſchon unterzeichnet, da Napoleon in Rußland von Mürat hatte Vorwürfe über die Art, Krieg zu führen, hören müſſen; zu Augereau ſagte er bei Eylau: „Sie ſind krank; ich werde Sie durch Gensd'armen nach Hauſe begleiten laſſen;" — außerdem nur noch die Paralelen, Ceſar Berthier, Portalis, Lannes, Leclerc, Pipin kehrte bald zu der Ueberzeugung zurück, daß Begünſtigung der Geiſtlichkeit ein großer Hebel der monarchiſchen Regierung ſei, und er ſchloß, nach frühern Streitigkeiten eine große Freundſchaft mit dem römiſchen Oberbiſchof, Stephanus III. Pipin war Meiſter in Benutzung dieſer ſtets wirkſamen Hebel zu Leitung des Menſchengeſchlechts. Er machte den Andächtigen, den aufrichtigen Verehrer des Pabſtes und der Geiſtlichkeit, und er zwang ſeinen Hausſtand dazu, gleichfals ein Beiſpiel

ſelbſt Düroc in der letzten Zeit.

Als Napoleon von der Wichtigkeit der Kirche ſich überzeugt hatte, ſchloß er mit Pabſt Pius VII. das Konkordat ab, nachdem er vorher in der heftigſten Fehde mit dem heiligen Vater gelegen hatte, die Deportirten und Ausgewanderten von der Geiſtlichkeit wurden zurückberufen, der Oncle des Kaiſers, der ehemalige Exprieſter, nachherige Kardinal Feſch, mußte fromm werden, und der ganze Hof wurde in die Meſſe complimentirt, wo denn Napoleon einſtmals mit verbiſſenem Lächeln es ſehr übel aufder Frömmigkeit öffentlich zu geben, ſo oft es ſich thun ließ.

Die weltlichen Großen wußte Pipin auch ſehr gut zu ſeinem Vortheil zu behandeln. Als Alleinherrſcher hatte er Krongüter in Menge, mit denen er ſchalten und walten durfte, wie es ihm beliebte, und dieſe vertheilte er bedingungsweiſe, in der Lehenspflicht, an diejenigen, welche er an ſein Syſtem feſſeln und ſich eigen machen wollte. Wer nun bei dieſen Vertheilungen, welche ſich faſt der Verſchwendung nä-

nahm, daß bei den Pallaſtdamen ſtatt der Gebetbücher Romane und dergleichen gefunden waren.

Napoleon ging hierin noch weiter. Nicht allein, daß er begehrte, ſeine Marſchälle ſollten von den Erſparungen und Erpreſſungen in Frankreich ehemalige Nationalgüter ankaufen, ſo ertheilte er ihnen auch, jedoch nur zur Nutzung Dotationen von Domainen in Deutſchland und Illyrien, und jetzt würden dieſe Generale vielleicht Dotationen in der Türkei und Perſien haben, wenn der fatale Brand von Moskau nicht herren, nichts bekam, der mußte eilen, ſich die Gnade des Allergewaltigſten zu gewinnen zu ſuchen.

gekommen wär. — Durch dieſes Verfahren, alle Staatsdiener zu bereichern, und ſie von ſich abhängig zu machen, gewann er das, was er gewinnen wollte, die despotiſche Willkühr auf dem franzöſiſchen Thron. — Die Errichtung des Staatsraths, der Ehrenlegion, der Marſchälle und Herzöge, waren die Köder, wodurch er die Menſchen an ihrer ſchwächſten Seite angriff, um ſie an ſeinen Polarſtern zu feſſeln.

Nach dem Tode Karl Martells, der ſeit 737, da Theoderich IV. verſtorben war, den Thron unbeſetzt gelaſſen hatte,

Nachdem die Bourbons aus Frankreich vertrieben waren, und ſelbſt nach der Schlacht von Marengo, nach der Rückohne daß es jemand gewagt hätte, dagegen laut zu ſprechen, war es für Pipin noch nicht Zeit, ſeine Abſichten auf den Thron zu entſchleiern. — Als Karl und Grypho klein gemacht waren, ging es über den Herzog von Aquitanien, die Bayern, Alemannen und Sachſen her. Nun wurde Karlmann bis zu dem Entſchluß, Mönch zu werden, bearbeitet. Childerich III. war in Zeit der Noth und Bedrängniß von Pipin wieder auf den Thron geſtellt. Jetzt aber war die Zeit der Gefahr vorüber; es bedurfte der Verſchleierung nicht mehr. Der päbſtliche Stuhl war auch bearbeitet, und Pipin erkehr aus Egypten, immer war es noch nicht Zeit für Napoleon, ſeine Abſichten auf den Thron zu entſchleiern. Vorher mußte der Friede von Lüneville und Amiens geſchloſſen werden, die Geiſtlichkeit mußte gewonnen, dem Adel die Rückkehr in das Vaterland erleichtert ſein, die deutſchen Regenten mußten in eine gehörige Mäßigung gebracht ſein, ſie mußten die Ueberzeugung erſt nehmen, daß Frankreich wieder eines Monarchen, welcher es auch ſei, bedürfe, wenn es den Thronen nicht gefährlich werden ſolle. Italien mußte erſt eine neue Geſtalt, Helvetien und Batavien eine neue Konſti-

lärte ſeine Alleinherr-
chaft laut und öffentlich.

Pipin, vom Schickſal
berall begünſtigt, war
lbſt ſehr einfach, aber
hielt es für nothwen-
g, ſich mit großem
omp zu umgeben. Der
lanz ſeiner Hofhaltung,
e Feierlichkeit der Ce-
monien bei ſeiner Sal-
ng waren außerordent-
h. Nach dem Aus-

tution erhalten. Zeit mußte erſt verſtreichen, um die Thaten anderer großer Männer der Revolution der Erinnerung zu entrücken. — Der Aufenthalt des Prätendenten mußte immer precärer, die auswärtigen Höfe mußten immer gleichgültiger gegen ihn werden.

Napoleon ging, ganz beſondere Feierlichkeiten ausgenommen, immer in der einfachen Obriſten-Uniform der italieniſchen Garde, mit dem Stern der Ehrenlegion zweiten Grades. Seine Hofhaltung aber war äußerſt glänzend. — Die Nation wurde um das Kaiſpruch des fränkiſchen Reichstages zu Soiſſons war es ihm nicht genug, daß er durch Bonifacius feierlich zum König gekrönt und geſalbt worden war; auch der römiſche Pabſt wurde in der Folge herbeigeholt, um dieſe Ceremonie zu erneuern. Bei einer fränkiſchen Königswahl war es früherhin ſehr einfach hergegangen. Der junge König wurde auf ein Schild geſetzt, in die Höhe gehoben und dem Volke gezeigt, welches ihn dann durch Zuruf als König anerkannte. Pipins Prachtliebe begehrte, daß, nachdem er von dem heiligen Bonifacius, Erzbiſchof von Mainz und päbſtlichen

ſerthum befragt, und mit großer Mehrheit nahm das Volk es an. — Der heilige Vater in Rom wurde eingeladen, Napoleon feierlich zum Kaiſer der Franzoſen in Paris zu ſalben, und er erſchien. Der Pomp der ganzen Handlung war ungeheuer, und man rechnet die Koſten dieſer Kaiſerkrönung zuſammen auf Achtzigtauſend Livres. Die Franzoſen, oder vielmehr die Pariſer, welch man beinahe für die Ge ſammtheit der Franzoſe annehmen kann, ware von dem Zug nach Notr Dame ſo berauſcht, da ſie, um dieſes Feſte willen, blind ſich in de Schlachtengemenge, we ches ganz gegen ihre p

Legaten geſalbt war, dieſe nachmals durch den Pabſt ſelbſt wiederholt werde. Dieſe, bisher ungebräuchliche Ceremonie wurde ſo vortheilhaft gefunden, daß die nachherigen Könige hierin Pipins Beiſpiel folgten. So vermehrte daher das Ungewöhnliche der Feierlichkeit und die Anweſenheit des Pabſtes, von deſſen Heiligkeit und Größe man unter dem fränkiſchen Volke keine geringe Idee hatte, den Eindruck, den Pipins Verſtand und Energie längſt auf die Unterthanen ſeines Reiches gemacht hatte.

Seiner Familie ſicherte Pipin das Reich und

litiſchen Zwecke war, ſtürzten. — So lange der Pabſt in Paris anweſend war, hatte Napoleon dem Hofe ein Etiquett vorgeſchrieben, welches ihn ſelbſt ſogar ſo in enge Regeln zwang, daß man von ſeiner großen Unterwürfigkeit gegen den geiſtlichen Hirten überzeugt ſein mußte. — Frankreich, mehrentheils katholiſch, war getröſtet, und ſtolz darauf, als es ſah, daß der Pabſt ſelbſt von dem alten Kapitol nach Paris ſich begeben hatte, um den neuen Kaiſer zu weihen!

Napoleon war für ſeine große Familie, nämdie Krone, die er durch eine beſondere Begünſtigung des Glückes an ſich gebracht hatte. Durch eine Verſammlung der Vornehmſten der Nation, geiſtlichen und weltlichen Standes, ließ er ſein Teſtament beſtätigen, wonach er ſein Reich unter ſeine beiden Söhne, Karl und Karlmann getheilt hatte.

lich in der Seiten- und in der aufſteigenden Linie, ſehr beſorgt. Er wendete den Mitgliedern dieſer Familie, ſelbſt wenn er den Unwerth der Individuen anerkannte, alles zu, was er vermochte. — Durch die Repräſentanten der Nation ließ er ſeinen Sohn als König von Rom declariren, und durch einen Hausvertrag war ſchon früherhin die Erbfolge der Napoleon's in Frankreich, unwandelbar feſtgeſtellt.

Außer dieſen hiſtoriſch richtigen Grundſtrichen einer Vergleichung könnten noch mehrere angegeben werden; allein es mag an dem Geſagten gnügen, denn es wird von der Richtigkeit der Vergleichung überzeugen.

Späterhin freilich finden wir einen groſſen Unterſchied zwiſchen Pipin und Napoleon. Um nur einige Pinſelſtriche zu dem großen, hiſtoriſchen Gemälde zu geben, ſo bemerken wir:

1. Pipin übernahm, ohnerachtet er, ihn ſelbſt vielleicht überraſchend, geſtiegen war, nie bis auf den letzten Augenblick ſeines Lebens, ſich in Stolz und Hochmuth; — Napoleon warf, als er Kaiſer geworden war, die Maske ab, und kannte von nun an keine Gränzen in ſeinem Dünkel, in ſeinen Anmaßungen.

2. Pipin liebte den Beſitz — Napoleon war nie mit dem Beſitz zufrieden.

3. Pipin wünſchte ſein Reich abzurunden, und natürliche Gränzen für daſſelbe ſuchte er auf; — Napoleons Gränzen waren der Nord- und der Südpol, und er beklagte es, Jakobs Himmelsleiter nicht zu beſitzen. Alles was er ſah, wollte er

haben, und warf dann das zertrümmerte Spielzeug bald wieder weg, wie ein verzogenes Kind.

4. Jener ſchied mit Ehren, in ſeiner Fürſtengröße zur Gruft; — dieſer iſt als ein Abentheurer nach Elba gegangen, als ein Rebell wieder gekommen, als ein Weichling und Phantaſt nach St. Helena gebracht, und — wie wird er enden? — Wie er anfing, gewiß ſehr abentheuerlich, wenn der natürliche Tod ihn nicht zu früh überraſcht. Denn ein Geiſt wie der ſeinige, den ſtets und überall Herrſchſucht leitete, wird nimmer ruhig bleiben, und die Ruhe, welche er zu haben ſcheint, iſt eine Gewitterſtille. Die Flucht von Elba hat das Beiſpiel gegeben. An einem Gährungsſtoff gegen die Bourbons wird es in Frankreich nie fehlen, und nach einem Jahrzehend noch wird der Sieger von Lodi, Marengo, Auſterlitz, Jena u. ſ. w. ſeine Anhänger haben, und zwar um ſo mehrere, je lauter das Mitleid für den Hinſturz ſeiner Größe ſich regt.

Darum ſollte die ganze Chriſtenheit, wenigſtens die europäiſche, und ſelbſt die eigentlichen Anti-Chriſten in Namens mit eingeſchloſſen, es eigentlich in ihr tägliches Abendgebet nehmen, daß doch der Himmel die Wachtſchiffe um Helena erleuchten möge, damit der kleine, hohe Gefangene ihnen nicht einmal bei Nacht und Nebel entſchlüpfe.

IV.

Die Prinzeſſin Lamballe. *)

Die Prinzeſſin Lamballe, eine Schwägerin des Herzogs von Orleans, welchen die Freiheitsſtürmer

---

*) Zwar iſt die Prinzeſſin Lamballe keine Anſicht der neueſten Zeit, für welche dieſe Flugſchrift beſtimmt iſt. Allein das Schickſal dieſer würdigen Dame iſt in vielen Hinſichten, gerade jetzt, werth, in Erinnerung

einen Freund der Revolution nannten, war Oberhofmeiſterin der Königin Maria Antoinette von Frankreich, Gemahlin Ludwig XVI. — Man hatte zu Ende des Julius 1792, wo der König mit ſeiner Familie ſchon einer ſchweren Zukunft entgegen ſah, ihm zugeflüſtert, daß es von Bedeutung für ihn ſein werde, wenn er die drei erſten Freunde des Volkes, Danton, Robespierre und Petion ſich gewinne, wenn er ſie zu Miniſtern erhebe, und dadurch dem Volk verdächtig mache. — Die Königin, Marie Antoinette, übernahm in dieſer mißlichen Sache das Amt der Anwerberin. Sie ließ einen nach den andern einladen, ſich, da ſie über wichtige Staatsangelegenheiten mit ihm zu reden habe, bei der Prinzeſſin Lamballe einzufinden, und ſie erſchienen alle drei.

---

gebracht zu werden, um ſo mehr, da dieſe Lamballe ein trauriges Opfer der Verworfenheit wurde, ſie, die auch nicht das geringſte verſchuldet hatte, und hätte verſchulden können. Es werden Perſonen, welche jetzt wieder in Thätigkeit ſind, hier benannt, um ſo mehreres Intereſſe gewinnt alſo dieſer Aufſatz.

d. H.

Petion, der erſte, welcher erſchien, nahm die von der Königin ihm angebotene Miniſterſtelle mit vielen Ergebenheitsbezeugungen an. Danton machte unverſchämte Bedingungen. Er verlangte jährlich für ſich zwei Millionen Livres, wovon er keine Rechnung abzulegen habe; dieſe Summe ſollte ihm von der, dem Könige ausgeſetzten Civilliſte, ausgezahlt werden. Es wurde ihm dieſe Forderung verwilligt, und er verſprach nun, alle Gefahr von dem Könige abzuwenden, und ihn in das Volksvertraun, in die ihm entriſſene Macht wieder einzuſetzen. Robespierre war ſo außer ſich über das ihm gemachte Anerbieten, daß er, gegen alle Etiquette, die Hand der Königin ergriff und ſie dankbar küßte. „Der König“ rief er aus, „ſoll erfahren, daß er mich zu ſeinem großen Vortheil erwählt hat; ich will eine Rede für die Jakobiner-Tribüne aufſetzen und dort ableſen, die ihm ſogleich einen Beweis meines Verlangens, ihm zu dienen, geben ſoll. Ich will ſehen, wer es wagen wird, mir dort zu widerſprechen. Das Volk liebt mich; mein Einfluß kann vieles Mißvergnügen gegen den König erſticken, und Ihro Majeſtät können ſich darauf verlaſſen, daß ich mein ganzes Anſehn in dieſer Sache verwenden werde.“ — Bei dieſen drei wichtigen Unterredungen, welche die Häuptlinge des Volkes dem Hauſe des Königs gewannen, war allein die Prinzeſſin Lamballe gegenwärtig.

Dem würdigen Larochefoucauld war aus Gründen ein gleiches Anerbieten gemacht geweſen; er hatte es aber ausgeſchlagen, wovon der Hof ſchon vorher überzeugt war. Das populaire Triumphirat, Danton, Robespierre und Petion, wußte indeſſen, daß der Herzog von Rochefoucauld es wiſſe, wie und warum ſie geworben wären, und was ſie verſprochen hätten.

Robespierre hielt auch wirklich drei Tage darauf in dem Jakobinerklubb eine Rede zu Gunſten des Königthums, welche von der Mehrheit mit Beifall aufgenommen wurde, da ſie von ihm kam. — Der Doctor Saiffert, ein Mann, der durch ganz Paris allgemeine Achtung hatte, keine Parthei nahm, und die Prinzeſſin näher kannte, eilte zu ihr, und bat ſie, den Pallaſt der Thuillerien zu verlaſſen, indem die Königliche Familie von großen Gefahren bedroht ſei, da bis jetzt immer die Minorität der Stimmen des Jakobinerklubbs den Sieg davon getragen habe. Sie erwiederte mit einer Beſtimmtheit, welche jeden Mann geziert haben würde, „wenn auch ihr Schwiegervater, der Herzog von Penthierre, es nicht verlange, daß ſie bleiben ſolle, ſo würde ſie doch ihre Stelle nicht verlaſſen, eben weil es die Zeit der Noth ſei.“

Die geringere Zahl des Jakobinerklubbs, welche von Robeſpierres Rede nicht unbedingt hingeriſſen worden, gewann die Oberhand, und drei derſelben, worunter Chabot ſich befand, ſagten zu dem Doctor Saiffert, Danton, Robeſpierre und Petion wären durch eine Furcht, welche ſie vom Hofe her eigeſogen hätten, umgeſtimmt. „Uebermorgen aber — fuhren ſie fort — werden wir ſie wieder kühn in unſere Reihen treten ſehn. Sie ſind gute Redner, darum vergeben wir ihnen die kindiſche Kleinmuth. Man hat uns Bekennern der Freiheit im Namen des Königs den Tod geſchworen; nu der Sturz des Hofes kann uns retten. Dieſer Ho ſoll und muß auf immer, allen Herrſchern zur Warnung, ſchrecklich unter den Franzoſen verſchwinden Morgen, und keinen Tag ſpäter, ſoll er von un die letzte Oelung bekommen!“

Der Doctor Saiffert eilte zu einer ſeiner Po lientinnen, der Marquiſe Balby, wo er den Graf Witgenſtein glaubte anzutreffen, der ein genauer Freund der Frau von Makau, welche eine Hofcharge hatte, war. Er fand ihn, und ſagte ganz unverholen: „Sie ſelbſt halten den Hof für verloren, und nach dem, was zu meiner Kunde gekommen, iſt morgen ſein letzter Tag angeſetzt. Wenn es denn unmöglich iſt, den halsſtarrigen Hof zu retten, ſo laſſen Sie uns wenigſtens auf die Sicherheit der Prinzeſſin Lamballe, und der Frau von Makau denken. Sie haben freien Eintritt in den Pallaſt, ich aber nicht; bewegen Sie doch dieſe Damen, dieſen gefährlichen Ort unverzüglich zu verlaſſen.“

Zwar bemerkte der Graf hierauf, daß er nicht glaube, es ſei auf morgen ein Angriff feſtgeſetzt, überdem ſei der Hof von allem unterrichtet, könne ſich auf die Schweitzer verlaſſen, und ſechzehn Bataillone Pariſer Nationalgarde wären für den Hof; — allein dennoch nahm er die andern, und, wie der Erfolg lehrte, richtigen Anſichten an, begab ſich noch Abends eilf Uhr in den Pallaſt der Thuillerien, vermogte es aber nicht, die Prinzeſſin dazu zu bewegen, daß ſie ihren Poſten verlaſſen hätte. —

Späterhin war eine Rettung, ſelbſt wenn die Prinzeſſin es gewollt hätte, unmöglich. Es war zu ſpät. Die Thuillerien wurden umringt; der Sturm darauf ging los; die Nationalgarden zogen ſich vor dem bewaffneten Pöbel zurück; die Schweizer wurden, nachdem ſie vergeblich einen ſehr guten Widerſtand geleiſtet hatten, übermannt, und der Volkswuth geopfert.

Robeſpierre hatte ſich während des Kampfes um die Thuillerien aus Furcht in einen Keller geflüchtet, und drei Tage hindurch war hier ſein Quartier. Am vierten Tage kam er wieder an das Tageslicht, und ſeiner Gewandtheit in der Rede vertrauend, beſtieg er die Tribune des Jakobinerklubbs. — Die Verſammlung der Jakobiner wollte ihn nicht zur Rede kommen laſſen, indem ihm von tauſend Stimmen ſein dreitägiges Wegbleiben vorgeworfen wurde. Allein er blieb derſelbe, der Furchtbare mit der eiſernen Stirn, und ſagte: „ſtärkere Arme, als die meinigen, ſind gemacht, bewaffnet für die Freiheit des Volkes zu ſtreiten; ſie verdienen das größte Lob der Freiheitsfreunde, und Ehrenkränze zur Belohnung. Wir anderen aber, ſchwach an Armen, aber ſtark an Aufklärung (forts de lumières) zum Beſten des Volkes, haben andere Pflichten auf uns. Wir müſſen uns, während die Kanonen donnern, ſtets mit Meditationen beſchäftigen, den Sieg des Volkes für die Wohlfarth deſſelben zu leiten, damit es nicht ein Opfer der Selbſtſucht herrſchſüchtiger Intriguanten werde. War ich nicht ſtets ein treuer, uneigennütziger Vertheidiger der Rechte des Volkes? Wo giebt es einen Franzoſen, der ſich uneigennütziger bekundet hätte, als ich? Wo ſind ſie, dieſe Leute? Dieſe Tribune ſteht ihnen offen, wie mir. — Niemand erſcheint. Man höre mich an.“ —

Ein wiehernder Beifall wurde von den Bühnen des Volkes dem Redner, und nun hielt er jene berüchtigte Gleichheitsrede, welche der Volksjährung das Siegel aufdrückte.

Danton hatte unterdeß ſich noch enger an die Cordeliers angeſchloſſen gehabt, und hier ſowohl, als bei den Jakobinern, ſich beliebt zu machen geſucht, um die Stelle eines Juſtizminiſters zu gewinnen; die Mehrheit der Nationalverſammlung ertheilte ſie ihm. — Petion war vor, wie nach, Maire in Paris, ein Poſten, welcher in dieſer

Zeit mit für den wichtigſten gehalten werden konnte. — Die Gewalt, das Volk zu leiten, befand ſich daher immer noch in den Händen dieſer drei Männer, die ſtets bereit waren, das zu thun, was ihrem Privatvortheil anſprach, wie dieſes die angebotene Annahme der Miniſterſtellen darthut.

Allein ſehr bald mußten ſie, da die Volksſtimme ein herrſchendes Uebergewicht bekam, dafür erſchrecken, daß ſie der Königin Marie Antoinette ihre Dienſte für den König angeboten gehabt, und der Zeugen ſich zu entledigen, das war ihr erſter Entſchluß.

— Das preußiſche Heer war in Anmarſch gegen das Innere von Frankreich, und das Eindringen deſſelben auf franzöſiſchem Boden, gab dieſen Buben Gelegenheit, eine Sicherſtellung ihrer Perſonen und ihrer Zwecke zu finden. Marat, ein Ausländer, ein Ungeheuer von Geſtalt und Character, welcher der Stifter des Klubbs der Cordeliers war, und welcher von einer fremden Macht Summen dafür zog, daß er das Seinige dazu beitrug, Frankreich immer mehr zu entzweien und allmählig aufzureiben, der dahin angewieſen war, den Handel und

Wandel gänzlich zu ſtürzen, und mit der Geſetzloſigkeit eine ſich durch ſich ſelbſt ſtrafende Willkühr einzuführen; dieſer Marat, der eine ſchmählige Schrift unter dem Namen: „der Volksfreund“ herausgab, wurde von dem Triumphirat, Danton, Robespierre und Petion erwählt, aus dem Volk Richter, und zugleich Hinrichter zu erwählen für die Gefängniſſe von Paris.

Danton ließ ſich für einige Tage von der Nationalverſammlung als unumſchränkter Herrſcher einſetzen. Die Stimmenmehrheit hatte ihm dieſe kurze Dictatur gewährt, indem die Gefahr von außen bedrohend nahe war, und alſo nur durch einen ſchnellen Entſchluß in der Einheit die richtigſten Vorkehrungen ſollten getroffen werden können. Sogleich wurde nun von Marat, auf Dantons Befehl, bekannt gemacht, daß die Freiwilligen, welche zum Kampfe gegen die anrückenden Preußen gingen, unmöglich die vielen eingekerkerten Royaliſten im Rücken zurücklaſſen dürften, — und — das ſchreckliche Gericht der Greuel, wodurch zuſammen genommen mehr als 80,000 Menſchen geopfert wurden, bildete ſich. Danton war der Stifter deſſelben.

Der Doctor Saiffert, welcher in dieſer Schreckenszeit für die Prinzeſſin Lamballe ganz beſonders ſich auch bei Marat verwenden wollte, erhielt von ihm zur Antwort: „Sie verſtehen als Arzt mehr, denn ich. In Staatsſachen aber verſtehn Sie nichts, und haben ſich alſo auch nicht darin zu miſchen. Ueber 400,000 Köpfe müſſen hinfallen, wenn die Freiheit ſiegen ſoll; das Blut der Royaliſten muß, zum Schrecken aller Herrſcher, auf den Straßen fließen. Die Zeit iſt gekommen, wo ſich das Volk ſchleunig von ſeinen Unterdrückern befreien muß; das geringſte Mitleiden iſt an dieſem Tage ein ſtrafwürdiges Verbrechen. Ihre Verwendung iſt höchſt verdächtig, und alles, was ich für Sie thun kann, iſt, daß ich dem erzürnten Volk es verſchweige, daß Sie ſich mit dieſer Sache abgeben.“

Saiffert wandte ſich hierauf an Petions Secretair, Manuel, welcher vielen Einfluß auf die Municipalität hatte. Von dieſem vernahm er den Beſcheid: „die Senſe der Gleichheit muß über den Häuptern aller Volksfeinde ſchweben. Weiber ſind oftmals die gefährlichſten darunter. Man kann, will man nicht ſehr unweiſe verfahren, keine Ausnahme mit ihnen machen.“

Nun war dieſem freiwilligen Beſchützer der Prinzeſſin-Lamballe nichts weiter übrig, als ſich zu Robespierre zu begeben. Dieſer zuckte die Achſeln und ſagte: „das Volk iſt zu gerecht, als daß es die Unſchuld angreifen ſollte. Das Volk hat ein natürliches Gefühl, die Unſchuld zu erkennen; ein Gefühl, welches durch Vielwiſſerei in uns erſtickt iſt. Dieſes Volk hat ſein Blut für ſeine erhabene Sache vergoſſen, und kann daher nicht anders als gern und gerecht das ſeiner Erbfeinde fließen ſehen. — Sie nehmen einen beſondern Antheil an der Lamballe. Was von mir abhängt, will ich thun, ſie und die andern gefangenen Weiber in Freiheit ſetzen zu laſſen.“

Kaum war Doctor Saiffert mit dieſer tröſtenden Beruhigung heimgekehrt, als ein Diener Robespierre's, der dem Doctor, wegen ärztlicher Hülfe, ſehr verpflichtet war, ſich bei ihm meldete, und ihm im Geheim vertraute, Robespierre habe ihn, den Doctor, aus einem Grunde, den er nicht wiſſe, auf die Liſte der Despotenfreunde geſetzt. Saiffert ging nun ſogleich zu dem Herzog von Orleans, welcher bekanntlich von der Hofparthei ſich abgelöſet, und in der Gunſt des Volkes erhalten hatte. Der

Herzog wurde verläugnet. Sein Mohr aber vertraute dem Arzt, daß er ſich in ſeinem Kabinet befinde. Nachdem ihm nun Saiffert eine kurze Notiz ſchriftlich hatte übergeben laſſen, kam er zur Audienz, und der Herzog, von dem Vertheidiger der Prinzeſſin über die Lage der Dinge unterrichtet, erwiederte: „es iſt abſcheulich! Aber, was kann ich für ſie thun? Geben Sie mir ein Mittel an, meine gute Schweſter zu retten!„

— Schreiben Sie an Danton, in deſſen Händen jetzt alle Macht iſt, — bat Saiffert, und der Herzog ſchrieb ſogleich:

„Der mir ſo ſtürmiſch gegebene Rath, mich in meinem Zimmer zu halten, wird von mir ſehr ungern zwar, aber ſtreng befolgt. Niemand weiß beſſer, als Sie, mein Herr, was ich für die Freiheit gethan und für ſie aufgeopfert habe. Wenn man alſo auch mich als einen Verdächtigen anſehn wollte, ſo würde man mir wohl das grauſamſte Unrecht anthun. Ich glaube daher, daß mein Vorſpruch für die gefangenen Dienſtweiber der Oeſtreicherin, und beſonders für meine gute Schweſter, die mi auf meinen Rath, um den Intriguen unſerer Widerſacher ſelbſt Hinderniſſe in den Weg zu legen, in ihrer Stelle geblieben iſt, unmöglich als zweideutig betrachtet, und anders wohl von Ihnen aufgenommen werden könne; ich bitte Sie daher inſtändigſt, allen Ihren Einfluß und Macht anzuwenden, die Gefahr von dieſen weiblichen Gefangenen zu entfernen. Mein innigſter Dank dafür wird nie in meinem Herzen erlöſchen."

Der eifrige Saiffert brachte dieſe Zeilen an Danton, der ihm ſogleich folgende Antwort an den Herzog von Orleans wieder mit zurück gab:

„Ich bin Ihrer Bitte ſchon auf's Möglichſte und mit Behutſamkeit zuvorgekommen. Was von mir abhing, iſt geſchehen, und die Weiber werden in Freiheit geſetzt. Wenn gleich ungern, ſo bleiben Sie doch ruhig in Ihrem Zimmer; ich bemühe mich, den rächenden Zorn des Volkes zu ſtillen. Ich habe Ihr Billet ins Feuer geworfen; geben Sie dem meinigen ſogleich das nämliche Schickſal."

Der Herzog war über dieſe Antwort außer ſich vor Freude, umarmte den Doctor, und rief: leſen Sie! leſen Sie! Meine gute Schweſter iſt gerettet! — — Doch am folgenden Morgen trat der vorbemerkte Diener Robespierre's wieder zu dem Doctor in das Zimmer, und ſagte nun beſtimmt, — er, der Doctor, habe ſich durch ſeine Vertheidigung der Prinzeſſin Lamballe verdächtig gemacht, und es ſei ſchon beſtimmt, daß dieſe noch heute aufgeopfert werden ſolle. Der ehrliche Menſch, der hier ſich dankbar für frühere Hülfsleiſtungen bezeigen wollte, bat den Doctor, daß er in einen ſo mißlichen, ſchon verlornen Handel, nun ſich nicht mehr miſchen möchte; allein Saiffert kleidete ſich ſchnell an, und eilte mit dieſer ſchweren Nachricht, welche er eben empfangen hatte, ſogleich zum Herzog von Orleans. Er bat ihn flehentlich, mit zu der Municipalität ſich zu verfügen, indem er die beſte Hoffnung habe, daß durch Vorſtellung viel zu bewirken ſein werde; allein der Herzog von Orleans, der Bruder der Prinzeſſin Lamballe, war nicht zu bewegen, denn er ſchützte vor, er ſelbſt ſei bewacht, und es würde ſein Tod ſein, ſofern er die Schwelle ſeines Zimmers verlaſſe.

Nun eilte Doctor Saiffert allein nach der Municipalität. Alle ſeine Vorſtellungen, ſeine Bitten waren vergeblich. Marat höhnte ſpöttelnd ihn aus. Marat war eigentlich bei dieſem furchtbaren Act kein Mitglied des Ausſchuſſes, vertrat aber Secretairs-Stelle, und hatte hierbei genug zu thun, ein flüchtiges Verzeichniß von den Unſchuldigen aufzunehmen, welche unter den Augen des wuthentbrannten Pöbels, der ſich „Volk" nannte, enthauptet wurden.

Dieſe Mordſcene ohne Beiſpiel, wo die Schlachtopfer aus dem Kerker geſchleppt, zu Hunderten gleich vorgeführt und ohne alles Verhör auf der Stelle hingerichtet wurden, ſobald der Ausſchuß dieſer Blutrichter ſie für königlich geſinnt erklärte, war eben in ihrer vollſten Bewegung, als Doctor Saiffert dahin ſtürzte, um das Letzte zu verſuchen. Er wandte ſich an die Blutrichter, an die Henker, an das Volk, und beſchwor ſie, „wenigſtens die Weiber frei zu laſſen, da dieſes Geſchlecht von allen Staatsangelegenheiten ausgeſchloſſen ſei, alſo auch keine Staatsverbrechen begehen könne." — Seine kurze, aber kraftvolle Rede wurde mit Beifall aufgenommen, und es ſammelte ſich ein Haufen, welcher verlangte, daß ſogleich alle Weiber losgelaſſen werden ſollten.

Doch die Blutrichter ſelbſt, die wüthendſten der Jakobiner, ſtürzten auf den Doctor Saiffert los, nannten ihn einen Abgeſandten aus den Thuillerien, und verlangten, daß er ſogleich hier mit gerichtet werden ſolle.

Nein! riefen zwei Weiber, die ihn kannten, — er iſt der wohlthätigſte Mann in Paris, er iſt ein Freund der Armen; es iſt der Doctor Saiffert.

Wißt ihr das gewiß? — fragte einer der Mörder.

Ja, ja! — riefen viele Stimmen, und der ſchon gezückte Mordſtahl wurde von der Bruſt des edlen Mannes, des tapfern Vertheidigers der Prinzeſſin Lamballe, zurückgezogen. In demſelben Augenblick, wo er ſich nun entfernen wollte, wurde die Prinzeſſin aus dem Gefängniß geſchleppt, und vor der Thür ſogleich auf eine greuelvolle, qualvolle Art umgebracht. Halb ohnmächtig ſchwankte ſi heraus aus dieſem unterirdiſchen Behältniß, w

Tauſende von Schlachtopfern mit ihr dem Augenblick der Erlöſung entgegen ſahen; die Kleider wurden ihr vom Leibe geriſſen, und mit Piken, Kolben und Knitteln wurde ſie zu Tode gequält. — Einer der Wüthriche ſchnitt ihr das Haupt ab, ſteckte es auf eine Pike, und lief damit durch die Straßen, indem er rief: citoyens! Voyez la princesse Lamballe! qu'elle est aimable! Am Corps de Garde wurde ihm das Haupt abgenommen. — Der Leichnam der Prinzeſſin wurde durch die Straßen geſchleppt. Einer der Bluthunde hatte das Herz herausgeriſſen, bratete es nachher bei einem Weinſchenker auf dem Roſt, und verzehrte es mit ſeinen Genoſſen bei dem nächtlichen Saufgelage. — Das Haupt der Prinzeſſin war nach dem Tempel gebracht, damit der König und die Königin es ſehen ſollten. Man wollte die königlichen Gefangenen dadurch zwingen, in das Syſtem des Herzogs von Orleans einzugreifen.

Danton und Robespierre waren eigentlich nunmehr froh, die Hauptzeugin, welche es wußte, daß ſie dem Könige Schutz und Hülfe verſprochen hatten, zu der ewigen Ruhe gefördert zu haben. Allein ſie fürchteten immer noch das, was der Herzog von

Larochefaucauld in der Sache ausſagen könne. Ohnerachtet dieſer ſehr würdige, allgemein beliebte Mann, der auch die Meinung des Volkes für ſich hatte, ſich auf ſein Landgut zurückbegab, ſo wurden dennoch Schergen des fluchbeladenſten aller Blutgerichte gegen ihn ausgeſchickt, und der Würdige ſtarb eben ſo, wie die Prinzeſſin Lamballe, auf eine höchſt unwürdige Art.

Danton, Robespierre und Petion, wohl wiſſend, daß, wenn einmal das Geſchlecht der Frauen an der allgemeinen Stimmung Theil nimmt, ein falſches Flackerfeuer leicht verbreitet werden kann, hatten die andern Frauen freiſprechen laſſen, und nun war der Jan Hagel, John Bull, die petite noblesse, oder wie man es nennen mag, beruhigt; die Prinzeſſin war allein um deswillen geopfert worden, weil ſie die Einzige war, welche darum wußte, daß dieſe Volksredner auch die Anerbietungen des Hofes angenommen hatten.

Die Geſchichte von der Ermordung der Prinzeſſin Lamballe und den Gründen dazu iſt auf verſchiedene Art dem Publikum bekannt geworden. Was hier gegeben, iſt die reine, hiſtoriſche Wahrheit Wenn man ſieht, wie ſchändlich hier gehandelt wurde, muß man ſich da nicht ſchämen, das Wort: „große Nation“ nur jemals nachgeſprochen zu haben? Muß man nicht die Menſchheit beklagen, daß ſie ſo tief fallen konnte? Kann man Vertraun, ſelbſt zu den Nachkommen eines Volkes faſſen, welches ſolche Abſcheulichkeit geſchehen ließ? Würde der Zorn des Himmels nicht gerecht ſein, wenn das ſchuldbeladene Paris durch die ſchwerſten Strafen gezüchtigt würde?

Doch, die Langmuth der Irdiſchen iſt groß! Möge die Langmuth des Himmels kürzer ſein, denn anſonſt werden noch mehrere Danton, Robeſpierre und Petion auftreten! —

V.

Gedankenſpäne und Umriſſe zum Ausfüllen.

1.

Nach dem vorliegenden Verzeichniß der bei den
Bundestage zu Frankfurt accreditirten Geſandte
— alſo derjenigen, welche mit den Territorial-An
gelegenheiten nichts, alles aber mit dem Inner
des deutſchen Reiches zu thun haben ſollen, — fe
len noch die Ernennungen von Preußen, Baye
und Würtemberg.

2.

Es fehlt zur Zeit an einem guten ſtatiſtiſchen Werk über die Beſitzungen Großbritaniens. Das iſt ſehr natürlich, denn engliſcher Seits würde ein ſolches Werk, als unter den Schleichhandel gehörig, eingezogen werden, und da die Bekanntmachung der eiſernen, mit Gold verbrämten Umhalſung das übrige Europa ſchaamroth machen würde, ſo hat auch hier niemand Luſt, in die Neſſeln zu greifen.

3.

Einige öffentliche Blätter melden, die baierſchen Truppen hätten in einigen Gegenden: „es lebe der Kaiſer!“ gerufen. Der General habe Befehl gegeben, ſolchen Aeußerungen zu ſteuern. — Wir, unſerer Seits, ſind der Meinung, daß dieſes wieder eine von den vielen öffentlichen Lügen ſei, denn wie wäre es möglich, daß geborne Deutſche dem Unterdrücker deutſcher Freiheit ein Vivat hätten zurufen können. — Freilich wäre noch eine Entſchuldigung, ſofern die Sache richtig, anzunehmen, nämlich die,' daß die Rufer unter dem Kaiſer, den ſie proklamirt, in dieſer proviſoriſchen Lebensrepräſentation ihren Landesherrn ſich gedacht hätten. — Allein Baiern, welches an ſich eine überraſchende Frühreife, vielleicht eine Folge der Nothwendigkeit, bekommen hat, wird denn doch wohl nicht ſchon jetzt auf die Kaiſerwürde Anſpruch machen wollen? — Bei voreiliger Enthebung der politiſchen Nothwendigkeit der Lage dürfte vielleicht die Fabel von dem Fuchs und der Weintraube in neuer Form zum Tagesgeſpräch werden.

4.

Jener Bauer in Deutſchland hatte nicht unrecht, als er ſagte, während das große Jahr von 1813 anhub: ich wollte, die Ruſſen ſchlügen alle Franzoſen todt, und lachten ſich darüber todt!

5.

Die Inſeln Großbrittaniens ſind vulkaniſchen

Urſprungs, Irland allein etwa ausgenommen. Als ſolche ſtehn ſie auf Steinkohlenlagen, welche den Feuerſtoff in ſich haben. Sollte dieſer Urſtoff nicht den Bewohnern vielleicht mitgetheilt ſein? — Die Grundlage iſt die nationelle, und wenn auch die Steinkohlen nur Kohlen ſind, alſo auch zu der Stunde der Beſtimmung verkohlen, ſo iſt doch ſehr wohl zu rathen, keinen Blaſebalg unter dieſe Steinkohlen zu bringen, welche ohne Balg verglimmen müſſen nach ihrer urſprünglichen Natur.

6.

Preußen, auf der Landkarte nämlich, erſcheint uns, wenn man ſeine Phantaſie etwas in dem geträumten Nectar der Zukunft erhitzt, in der Richtung nach Frankreich und Deutſchland hin, wie ein Kopf, der aus ſein geſchlitztem Munde die Zunge ausſtreckt.

7.

In einer Recenſion über ein Werk, welches den ehemaligen Hof des ehemaligen Königreichs Weſtphalen beleuchtet, heißt es: „es wird niemandem einfallen, der den weſtphäliſchen Hof kannte, zu behaupten, daß man dort nie die Schuhe ſchöner Frauen küßte; aber niemand, der ihn kannte, wird ſagen, daß man den äußern Anſtand im geringſten verletzte, und darauf kann es nur ankommen. Keuſchheitscommiſſionen giebt es bekanntlich in keiner großen Stadt mehr.“

Die Frivolität einer ſolchen Meinung des Recenſenten kann doch zu weiter nichts führen, als bei jedem deutſchen, ehrliebenden Menſchen eine Indignation gegen die Recenſion zu geben. Es kommt hier nicht auf den Werth des Werkes, ſondern allein auf die Beurtheilung an. Bei dieſer Beurtheilung blickt der Deutſch-Franzoſe mit ſeinem Faunengeſicht durch, und — — durch ſolche merkantiliſche Willkühr wird der ganze Buchhandel, der doch die Brücke iſt zu den Erinnerungen, welche die Nachkommen empfangen wollen, entwürdigt!

8.

Im Deutſchen ſagt man: „der hochſelige

König, der höchſtſeelige König u. ſ. w.; „Im Franzöſiſchen hingegen heißt es: feu-l'empereur! — Als wenn das Hinübergehen in das Reich der Todten durch das Feuer bezeichnet würde.

9.

Hamlet ſagt: die Welt ſcheint immer witziger zu werden. Ich aber ſage, ſie ſcheint jetzt immer betrunkener zu werden. Vielleicht mag das daher kommen, weil der Krieg der größte aller Rauſche iſt, weil nur im Rauſch der Krieg geführt wird, eine ſolche Gewöhnung oder Verwöhnung bleibt aber, und — an Krieg fehlt es uns gottlob nicht, ſcheint auch nicht daran fehlen zu ſollen.

10.

Der Unterſchied in den Kriegen von 1813 und 1815 zwiſchen Napoleon und den Verbündeten war der: er verachtete die Menſchen, und betrachtete ſie als Maſchienen; ſie achteten die Menſchen und erhoben ſie zu größern Würden. Wer mußte den Sieg davon tragen? Das Streben der Natur nach Wahrheit! Mögen die Fürſten dieſes Streben der Natur nach Wahrheit, Selbſtgefühl und Selbſtwürde nie verkennen; jede Täuſchung, jede falſche Anmaßung reizt die Natur, die unerſchütterliche, die unwandelbare. —

11.

Das Teſtament Ludwig des Sechzehnten, welches jetzt in Umlauf iſt, findet in Zeitungsnachrichten ſeine wahre Stelle. — Ludwig muß nach dieſem Teſtament einen ſehr prophetiſchen Geiſt gehabt haben, daß er in dieſem Teſtament geſagt haben ſoll: „ich beklage von Grund meines Herzens diejenigen unſerer Brüder, welche der katholiſchen Kirche nicht angehören, ꝛc.“ und was er in dieſem Teſtament für ſeinen Sohn ſagt, ſcheint ganz eine Empfehlung für den jetzigen Ludwig ſein zu ſollen.

12.

Das Volk gleicht einem wilden Roß, dem man den Zügel nicht zu ſehr ſchießen laſſen darf. Zwar läuft es ſich zuletzt müde, und kehrt in den Stall zurück, wie die neuere Geſchichte Frankreichs wiederum lehrt, allein, ehe es ausgebrauſet hat, zerſtampft es, zu ſeinem eignen Schaden, manches Gute. Wer Luſt hat, dieſem wilden Roß den Zügel ſchießen zu laſſen, der verſpreche mehr, als er halten kann, der gebe zum Futter Landſturm, Papiergeld und Nepotismus, zu Trinkeimern aber gebrauche er Bier-, Wein- und Brandteweinhäuſer, — — und die Sache iſt abgemacht!

13.

Die deutſchen Meilen ſind beinahe die längſten, welche man in der Geographie hat. Wenn man nun durch Deutſchland reiſet, ſo findet man ſehr bald, daß dieſe Meilen auch ſehr langweilig werden. Sehr häufig ſind die Meilen der Reflex der Menſchen. Hoffentlich werden die Deutſchen, um in dem Bilde zu bleiben, dieſe Langweiligkeit abkürzen, damit ſie nicht in Phlegma ausarte.

14.

Deutſchland hat folgende Zeitalter: — Als Herrmanns Volk in ſeinen Holzungen noch lebte, und die Legionen des Varus geſchlagen waren, da hatte es ſein goldnes Zeitalter. Späterhin, und bis zu dem funfzehnten Jahrhundert, hatte es das eiſerne; dann kam mit Erfindung des Schießpulvers das bleierne. Seit der Invaſion der Franzoſen trat das papierne Zeitalter ein, und welches haben wir jetzt? — das überſchlaue!

15.

Kürzlich begegneten zwei Feluquen der Raubſtaaten, welche von der Inſel Sardinien 140 Sclaven geraubt hatten, einem engliſchen Schiff, und erſuchten den Kapitain, ihnen Proviant zu geben, weil ſie ſonſt die Chriſten über Bord werfen müßten. — Daß der Engländer ihnen den Proviant gab, das war Menſchenpflicht, allein daß die Barbaren ſo ganz freundſchaftlich ſich an ein engliſches Schiff wenden konnten, das iſt denn doch etwas verdächtig. Wenn man ſich in Hinſicht der Aufhebung des Sclavenhandels, in Hinſicht der Vernichtung der Raubſtaaten, auf England verläßt, ſo iſt man verlaſſen genug.

16.

England kann mit Recht das Inſelland genannt werden, denn es ſcheint uns noch und noch handgreiflich beweiſen zu wollen, daß die Erdfläche aus zwei Drittheilen Waſſer beſteht, und daß das ſogenannte feſte Land weiter nichts iſt, als eine große, unzuſammenhängende Inſelgruppe.

17.

Die großen Federn auf den Hüten der Soldaten von Rang ſind eigentlich Kapaunenfedern; allein ein junger Held, der noch einige Lebensluſt hat, wird gewiß ſtets behaupten, daß es Hahnenfedern ſind.

18.

In öffentlichen Blättern heißt es: „die Zahl der auswandernden Franzoſen iſt ſo ſtark, daß der amerikaniſche Geſandte in Paris kaum Päſſe genug zeichnen kann.“ — Iſt die Sache wahr, ſo iſt dieſes ſtarke Auswandern für Deutſchland von dem größten Vortheil. Die unruhigen Köpfe Frankreichs entfernen ſich dadurch in einen neuen Welttheil, welcher für Deutſchland nie gefährlich werden kann; ja, die nordamerikaniſchen Freiſtaaten haben ſogar mit Deutſchland einen wichtigen, hier nicht weiter auseinander zu ſetzenden Berührungs- und Vereinigungspunct. Uebrigens aber gewinnt durch dieſes Auswandern kein Land mehr, als Nordamerika, und verliert kein Land mehr, als England, welchem durch dieſe Flucht der militairiſchen Kraft Frankreichs eine Diverſion gemacht wird, die in nicht gar langer Zeit Kopfſchmerzen und Uebelkeit erregen könnte. Wer im Rauſch iſt, ſagt: „Va banque!“ mag er auch, wenn er der Wahrheit die Ehre geben will, mehr Schulden, als Haare auf dem Kopfe haben. Allein die Zeit, wo er ſagen muß: „ich habe das alles im Rauſch gethan!“ — folgt unvermeidbar nach. — Kaufmänniſche Speculation bleibt immer kaufmänniſche Speculation, und muß zuletzt der Wahrheit, der reinen, gottgeſchaffenen, unwandelbaren Wahrheit weichen. Carthago und Rom, als es zu handeln anfing, ſind Beweiſe davon.

19.

Eben ſo ſagt ein Zeitungsblatt über Frankreich: „die Rekrutirung der neuen Armee in Frankreich findet unglaubliche Schwierigkeiten. Nichts geht über die Hartnäckigkeit der alten Soldaten, die durchaus unter den Bourbons nicht dienen wollen. Eher würde man zwölf Marſchälle, als einen Unterofficier oder Soldaten von der alten Linie bekehren.“

Das iſt ſehr richtig und liegt in der Natur der Sache. Der Marſchall, General u. ſ. w., hängt, wenige Ausnahmen ausgenommen, die man der muſterhaften Größe anrechnen darf, jedesmal den Mantel nach dem Winde, und zwitſchert ſo, wie die Vögel des Tages ſingen, und warum? — Hätte ein ſolcher Vogel ein wohlgeordnetes Neſt, ſo würde er ſich darein ſetzen, und — ſich wohl befinden, ſich nicht darnach ſehnen, ſich kreuzigen und ſegnen zu laſſen. Die Noth aber iſt ein gar zärtlicher Rippenſtoß, dem man das Flittergold abzugewinnen ſucht.

Dieſe einfache Notiz bekundet wiederum den wahren Menſchenwerth. Marſchälle finden ſich hiernach ein Dutzend, aber Soldaten nicht ein einziger; — und was iſt der Marſchall ohne Soldaten? — Was iſt die Nuß. wenn kein Kern darin ſitzt? Was iſt der Pferdehändler ohne Pferde? Was iſt die Kanone ohne Pulver, der Sprützenrath ohne Sprütze, der Uebermüthige neben Patrioten?

10.

Welches iſt das erſte, beſte und ſicherſte Mittel, Unruhen in der Oeffentlichkeit der Verhältniſſe zu erregen? — Wenn man den Staat in große Bewegungen ſetzt, große Verſprechungen macht, dieſe nicht ſogleich in der Zeit des Friedens erfüllt, und der Maſſe von müſſigen Menſchen, welche nun einmal daran gewöhnt ſind, in der Unruhe zu leben, nicht ſchnell ernſthafte Beſchäftigung, die Luſt zu dem bürgerlichen Leben giebt, verſchafft.

21.

Wer jetzt keine Zeitungen lieſet, und beſonders auch keine Journale, wer blos auf ſeiner Erdſcholle lebt, und den Kettenhund losläßt, wenn es am Himmel oder ſonſt wo dunkel wird, der iſt nicht ſo dumm, als er vielleicht ausſieht, und in den Abendklubbs beurtheilt wird. Denn, wer Zeitungen lieſet, der ärgert ſich, wer Flugſchriften für Evangelia annimmt, der wird verwirrt, wer eine politiſche Parthei nimmt, der iſt verrückt, und wer wahnſinnig genug iſt, einer Parthei ſich hingeben zu wollen, welche Neuerung ſucht, der — iſt eine Maſchine, und wird dieſer Parthei geopfert, ohne daß er ſelbſt es merkt. Fällt er, ſo läßt ihn die Parthei fallen und bekümmert ſich nicht weiter um ihn. — Der Acker verläßt niemanden; die mütterliche Erde iſt die beſte Mutter; wohl dem, der auf ſeiner Erdſcholle allein ſich glücklich fühlen kann! Er hat das beſte Theil erwählt!

22.

Die Schweiz iſt in ihrem Verhältniß gegen Europa, wie eine Feſtung, in welche niemand herein gelaſſen wird, der nicht herein gelaſſen werden ſoll. Wenn die Schweiz mit den übrigen Gebirgsketten, von Tyrol bis zu den Karpathen und vom den Alpen ab, bis zu den Appeninen und weiter hin zu den Pyrenäen in brüderlicher Verbindung ſtänd, ſo würde dieſe Gebirgskette einen Strich durch die Rechnung von Europa ziehn.

23.

Bärenführer, Seiltänzer, Marionettenſpieler und dergleichen herumziehende Perſonen, ſtehen in der Regel in fremdem Solde, und die aufmerkſamſte Polizei wird doch von dieſen Menſchen angeführt.

Wenn eine fremde Truppenmaſſe anrücken will, iſt dieſes Zigeunergeſindel gewöhnlich der Vorläufer. Ein abgerundeter Staat thut wohl, wenn er ſolche Art Menſchen durchaus nicht im Lande duldet.

24.

Die Erde neigt ſich immer nach dem Süden. Daher mag es auch wohl kommen, daß unſere hochberühmten Kalender-, Sommer- und Pfingſtmacher ſich jetzt vielleicht einen Rechnungsfehler, oder Schreibfehler, oder Paradefehler rückzurechnen haben. Denn daß der Winter ſchon ſeit zwanzig Jahren in Deutſchland nicht mehr ſo ſtehend und regelmäßig iſt, als ſonſt, das bemerkt ſchon — jeder Freiwillige!

25.

Duldet was ihr könnt, und traget, was ihr müßt! ſo heißt das Syſtem einer Regierung, die wie die Schnecke, aus dem Hauſe ſchaut. Allein, wenn die Vorläufer der Schnecke, nämlich die Fühlhörner, ſich zurückziehn müſſen, ſo läuft doch das Schneckengebäu Gefahr, zertreten zu werden. Es iſt daher wohl beſſer, wenn die Fühlhörner, nämlich die Zeitungen des Volkes, in Ehren gehalten werden.

VI.

Gerechtigkeitspflege, als Förderung des Patriotismus der Deutſchen betrachtet.

Man ſpricht und ſchreibt jetzt ſo viel von einer allgemeinen deutſchen Verbindung, von einer einzigen Deutſchheit und deutſcher Einheit, von der Nothwendigkeit, daß ganz Deutſchland zuſammen halte; die guten Fürſten Deutſchlands neigen ſich auch dieſer allgemeinen Sehnſucht nach Einheit an;

— es ſcheint aber, als wenn man die Hauptſachen, welche dieſe Vereinung und engere Verbindung in das Werk ſetzen können, ganz und gar außer Acht laſſe. Durch leeres Geſchwätz, durch die ohnmächtigen Verſuche der Einführung einer allgemeinen Kleidertracht, durch die geſuchte Rückkehr zum Alten u. ſ. w. kommt man in der That nicht zu der gewünſchten Einheit, und zwar um ſo weniger, da die Rückkehr zu dem Alten mindeſtens manierirt, in der Regel aber lächerlich iſt. Denn der Zeitſtrom dringt vorwärts, immer nur vorwärts; jede Umkehr iſt alſo abgeſchmackt, unnatürlich, und ein ſolcher Verſuch wird bald ein Gegenſtand des Geſpöttes, ſobald nämlich das erſte, anſteckende Schnupfenfieber vorüber iſt.

Zu den weſentlichſten Bindungsmitteln eines Volkes, wenn es nämlich reiner, wahrer Ernſt iſt, eine allgemeine Verbindung gründen zu wollen, gehört ganz beſonders Gleichheit der Gerechtigkeitspflege, Gleichheit der Geſetze. Napoleon wußte dieſes ſehr gut, und ſo ſehr auch, als er ſich zu dem Beſchützer des deutſchen Rheinbundes aufwarf, es zwangsvoll erſchien und erſcheinen mußte, daß er ſein Geſetzbuch, ſeine Prozeßform den Bundesländern aufdrang, ſo war doch dieſer Zwang von ſeiner Seite ſehr wohl berechnet. Durch dieſe Gleichheit des Geſetzes, des Verfahrens in gerichtlichen Angelegenheiten, würde er ganz unbedingt nach einem Jahrzehend auch Gleichheit in den Volksſinn gebracht haben. Denn wer hat die weſentlichſte Stimme bei dem, was man (ſofern dieſes nur beſchriebene Phantom in der Wirklichkeit exiſtirt) Volksſinn nennt? — der Gewerbtreibende! Und wem iſt beſonders daran gelegen, zu wiſſen, was allgemein Rechtens ſei? — dem Gewerbtreibenden! Die Männer des Verkehrs ſind die einzig wahren und ſichern Bindungsmittel in der Kette der Volksverbindung, wovon ſich freilich die Stubengelehrten, welche den Verkehr *) nicht kennen, auch nicht überzeugen können.

Nun habe man jetzt in Deutſchland ausgedehnte Geſchäfte, und ſehe ſich in die traurige Noth-

---

*) Das berühmte und berüchtigte „unſer Verkehr“ iſt hierbei durchaus nicht in Beziehung genommen, denn ein ſolches Product konnte nur augenblicklich in der Periode des Paroxismus Epoche machen.

wendigkeit verſetzt, jemanden an einem fremden Ort verklagen zu müſſen; — iſt nicht die ſogenannte Themis in jedem Landzipfel ganz anders — blind? — Verſuche es doch einmal ein preußiſcher Kläger mit ſeinem allergeſchickteſten Juſtizcommiſſair nur in dem Nachbarlande, Sachſen, einen Prozeß anzufangen; der beſte Advokat in Wien unternehme es doch, in einen Prozeß in Berlin ſich mengen zu wollen; ein Procurator aus Frankfurt mache doch den Verſuch, in einem Concurſe, der in Breslau, oder wohl gar in Danzig ſchwebt, zu liquidiren! Alle werden ſie zuletzt, nachdem die Parthein vom Koſten und Langweil ermüdet ſind, ausrufen: hic haeret aqua!

Doch nein! die Advocaten werden es nich ausrufen, denn auf ſie paßt ganz fürtrefflich ein holländiſcher Kupferſtich, und bekanntlich ſind di Holländer Meiſter in treffender Satyre, — wo di Advokaten oben an, die Richter hinterher an einen großen Tiſche ſchmauſen; hinter dem Tiſche ſteh die Klienten mit jämmerlichen Geſichtern, und di Ueberſchrift heißt: Concursus creditorum!

Man gebe ganz Deutſchland eine un

dieſelbe Juſtiz, dieſelbe Rechtspflege, dieſelben Geſetze, und ein großes Bindungsmittel iſt gefunden! Wir finden in der Geſchichte bei allen großen Eroberern, daß ſie in Ländern, welche ſie in enge Verbindung mit dem Hauptlande ſetzen wollten, auch gleiche Gerechtigkeitspflege einführten, und das iſt auch ſehr natürlich, denn durch gleiche Gerechtigkeitspflege wird Vertraun zu dem gleichen Verkehr gefaßt, und ſo entſteht eine Gemeinſchaft, eine Verbrüderung.

Sollte dieſe Angelegenheit nicht eine der wichtigſten des neuen Bundestages in Frankfurt ſein? Sollte man, wenn es, wie geſagt, Ernſt iſt, Einheit in Deutſchland zu bringen, nicht von dem Geſichtspunct ausgehn müſſen, daß die Einheit des Volkes zunächſt in der Einheit des Geſetzes und des gerichtlichen Verfahrens begründet und feſtgeſtellt wird?

Die Diplomatiker und die Schriftſteller, welche mit der Politik und den Angelegenheiten, die an der Tagesordnung ſind, ſich beſchäftigen, werfen in der Regel den Zweig der Rechtsverwaltung zu der Willkühr des einzelnen Landes oder Ländleins, allein möchten ſie doch erwägen, daß alle, welche bis dahin Einheit in geſtörte Völkermaſſen bringen wollten, auf Gleichheit des Geſetzes und der gerichtlichen Behandlung ihren Hauptblick richteten! Die römiſche, frühere Geſetzgebung gebe davon ein Beiſpiel; Juſtinian und Juſtin ſuchten ſpäterhin durch dieſe Einführung einer Gleichheit das morſch gewordene Gebäude des römiſchen Staats wieder zu verbinden, und es gelang ihnen für eine geraume Zeit. Selbſt Attila, der wilde Eroberer, verſäumte es nicht, für die Gleichheit der Rechte und des Verfahrens in Rechtsſachen zu ſorgen; Kaiſer Karl der Große hatte ſelbſt auf ſeinen Reiſen durch die eroberten und in Beſitz genommenen Länder den Vorſitz bei den öffentlichen Gerichtstagen, und nach gleichem Recht wurde in ſeinen weiten Beſitzungen der fränkiſchen Monarchie ein jeder gerichtet; Napoleon, der in ſeinen Eroberungen über das link Rheinufer hinaus in mancher Hinſicht ſich ſoga furchtſam, ungewiß und unſicher benahm, führt dennoch mit unerbittlicher Strenge ſogar in den vorläufig nur befreundeten Staaten ſogleich ſeine Geſetzgebung ein, nicht etwa, wie man vielleicht glauben dürfte, aus Eitelkeit, ſondern aus Ueberzeugung der politiſchen Nothwendigkeit.

Dieſe allgemeine Geſetzgebung, dieſes allgemein gleichmäßige gerichtliche Verfahren, kann auch allein nur das nächſte, erſte und beſte Band für die verſchiedenen deutſchen Volksſtämme werden. Die Fürſtenfamilien verbinden ſich durch Hausverträge, warum ſollten die Völkerfamilien ſich nicht durch allgemein unter ihnen geltende Verträge verbinden dürfen?

Mögte doch der Bundestag in Frankfurt dieſe Gleichheit der Rechtspflege als ein wahres Bindungsmittel betrachten und würdigen. Die Schwierigkeiten, welche einer Allgemeinheit entgegen ſtehn können, ſind auch in der That ſehr einfach, wenn eine Kommiſſion, die freilich nicht in den ſchwerfälligen alten Reichsſtyl zurückfällt, die allgemeine Geſetzgebung, und beſonders die allgemeine Gerichtsordnung entwirft, wenn dieſer Entwurf nachher den einzelnen Fürſten und Ständen, um ihre Bemerkungen dagegen zu machen, vorgelegt wird, und wenn dann, nachdem die factiſchen Anſtände beſeitigt ſind, ein allgemeines Reſultat daraus gezogen, und den deutſchen Völkern die lange gewünſchte Gleichheit des Rechts und des gerichtlichen Verfahrens, wonach ſo viele ſeufzen, gewährt wird.

Der beſte preußiſche Juriſt iſt in Baiern oder Oeſtreich ein Stümper, und der gerühmteſte ſächſiſche Advokat ſitzt betroffen, verlegen und unkundig da, wenn er bei dem Kammergericht in Berlin einen Prozeß führen ſoll. Das ginge indeſſen noch an, denn man kann an Ort und Stelle für Geld und gute Worte ſachkundige Männer finden. Allein die Sicherſtellung des Vermögens, des Eigenthums, iſt in den verſchiedenen deutſchen Ländern an ſo verſchiedene Formen gebunden, daß ein wahres, großes Studium dazu gehört, das alles kennen zu lernen. Wir verſtehn hierunter beiſpielsweiſe die Formen der Kaufcontracte, der hypothekariſchen Eintragungen, der Eheſtiftungen, die Vorrechte der Ehefrauen, die Erbfolge, und ganz beſonders die verſchiedenen Formen des Wechſelrechts und der Wechſelverfolgung. *So lange in dieſen Bindungsmitteln des Verkehrs der Nation verſchiedene Grundſätze obwalten, ſo lange hierin eine Verſchiedenheit der Geſetze iſt, ſo lange kann auch keine Einheit in die Nation ſelbſt kommen.* Die Sache iſt zu klar, der Geſichtspunct zu feſt geſtellt, als daß es einer weitern Entwicklung bedürfte. Eben dahin gehört auch das Abſchoß- und Abfahrtsgeld. (Gabella haereditatis und gabella emigrationis.) Iſt es nicht empörend, wenn ein Deutſcher, der vielleicht nur eine Meile weiter in Deutſchland, ſeinen Umſtänden gemäß, ſeinen Wohnſitz nimmt, zehn Prozent Abzugsgeld hinterlaſſen muß von ſeinem Vermögen? Eben dahin gehört das Verbot in manchen deutſchen Staaten, daß kein baares Geld aus dem Lande geſchafft werden ſolle, wodurch der Binnenhandel der Deutſchen gehemmt wird. Eben dahin gehört die verſchiedenartige Werbung zum Soldatenſtande. Eben dahin gehören die verſchiedenen Münzſorten, der verſchiedene Münzfuß und das verſchiedene Maaß und Gewicht. Eben dahin gehört die verſchiedene Druck- und Preßfreiheit, eben dahin gehört — doch was gehörte nicht alles eben dahin!! Es führt uns dieſes zu weit von dem Thema ab, und kehren wir daher zu der Juſtiz zurück.

Geſetz und Gerechtigkeitspflege ſind nothwendige Uebel. Wären die Menſchen alle rein moraliſche, gute Menſchen, ſo könnten wir aus den Gerichtsſtuben Spinnſtuben machen, eben ſo, wie wir aus den Kaſernen und Wachthäuſern Armen- und Krankenhäuſern machen könnten, wenn der Menſch nun nicht einmal zum Raufbold geboren wär. So lange die Welt alſo in ihrer dermaligen, verkrüppelten, windſchiefen Lage iſt und bleibt, wird auch das poſitive Geſetz und Gerechtigkeitspflege ein nothwendiges Staatsbedürfniß bleiben. Die Halbſchied derer, welche vor Gericht ſtehen, iſt jedesmal mit dem Gericht unzufrieden, weil von beiden Partheien doch nur eine Recht bekommen kann, und eben darum wird auch nie mit allgemeiner Zufriedenheit eine Juſtiz ſich bilden mögen. Allein eine Gleichheit der Anſichten, eine Gleichheit der Behandlung hineinzubringen, das iſt nothwendig, *wenn eine Gleichheit der Nationalmeinung* entſtehen, erweckt und *feſtgehalten* werden ſoll.

Wenn nun die Frage über ein allgemeines Geſetzbuch und über eine allgemeine Form des gerichtlichen Verfahrens durch ganz Deutſchland, auf dem Bundestage verhandelt wird, ſo werden die erſten, allgemeinen ſcharfen Umriſſe folgende ſein müſſen:

1. Das Geſetzbuch für ganz Deutſchland muß ſo einfach als möglich ſein, denn je größer und dickleibiger die Zahl der Geſetze iſt, deſto ungewiſſer iſt das Recht, deſto mehr wird dem Zweifelſchein, der

Sophiſterei, dem Rabuliſiren Raum gegeben. Der Zweck des Geſetzes iſt, unbedingt durchzugreifen, durch die Streitigkeiten der Privatverhältniſſe; jeden Fall des bürgerlichen Verkehrs berechnen, und im voraus entſcheiden zu wollen, das iſt rein unmöglich, und wenn eine Geſetzgebung alle dieſe einzelnen Fälle berechnen, und für dieſelben ſpecielle Geſetze geben will, ſo verirrt ſie ſich in das Feld der Philantropie, welches der Geſetzgebung eigentlich fremd ſein muß.

Die preußiſche Geſetzgebung iſt davon, wenn wir auch von der hochgerühmten römiſchen Geſetzgebung mit ihren gloſſirten und ungloſſirten Novellen abgehn wollen, ein bedeutendes Beiſpiel. So ſchön nämlich dieſe preußiſche Geſetzgebung iſt, ſo wird ſie doch — von dem gerichtlichen Verfahren iſt hier noch nicht die Rede — um deswillen angefochten und giebt zu Hader und Streit aller Art die Veranlaſſung: weil in vier ſtarken Bänden die Geſetze kaum auswendig zu lernen ſind, und die nachträglichen Kommentare und Supplemente, welche zuſammen eine recht artige Bibliothek bilden, eine babiloniſche Verwirrung geben, und geben müſſen.

— Die Geſetzgebung des Code Napoleon iſt einfacher. Es ſind darin die Geſetze aufgeſtellt, und jedes Supplement der Geſetzgebung, jedes nachträgliche Reſcript iſt — nicht vorhanden. — Die Geſetzgebung muß unbedingt ſein; alle Nachträge ſind eine Sottiſe auf die Verwaltungsbehörden der Regierung, auf die Regierung ſelbſt. Denn was als Geſetz promulgirt wurde, das muß ſo ehern, ſo unwandelbar ſein, daß es für die zwölf Tafeln ſich eignet. Wo das Verfahren hierin ſchwankend iſt, da kann man dem Staat die Nativität ſtellen, daß er der Willkühr der Fremden von neuem preis gegeben wird!

2. Das gerichtliche Verfahren iſt eigentlich ein wichtigerer Gegenſtand, als das Geſetz ſelbſt. Denn das poſitive Geſetz liegt zuletzt in dem Naturgeſetz, die Form aber in der Willkühr, und gerade dieſe Form iſt es, welche zu manchem bedeutenden Mißvergnügen, oft mit vollem Recht, Anlaß gegeben hat. Von der Form des Reichsprozeſſes iſt nicht zu ſprechen, weil man dann eben ſo unendlich werden würde, wie dieſer Prozeß ſelbſt durchgeführt werden kann. Wenn wir nun aber hier

die preußiſche Gerichtsordnung und den franzöſiſchen Code de procédure gegen einander vergleichen, ſo haben beide Vorſchriften des gerichtlichen Verfahrens viel Gutes, aber auch wieder viel Mängelhaftes. — Die preußiſche Form des Verfahrens, um hier nur im Allgemeinen zu reden, legt zu viel Gewalt in die Hände des Richters, iſt zu ſehr ein Ausfluß der reinen Monarchie; — die franzöſiſche Prozeßform hingegen legt zu viel Willkühr in die Hände des Anwaldes der Partheien und der Vollſtrecker; ſie ſelbſt iſt zu ohnmächtig, zu wenig leitend, alſo auch zu wenig furchtbar. Es wird in dieſer, jetzt noch in Frankreich beibehaltenen Prozeßform, der Willkühr da Raum gegeben, wo das Gericht ſelbſt, auch ohne befragt zu ſein, ſeine Urtheile vollſtrecken müßte. Dieſe Art Gerichte ſind weiter nichts, als die ehemaligen Schöppenſtühle, welche die Vollſtreckung in häufig viel zu rohe Hände geben, ohne ſelbſt die Gewalt einer Leitung zu haben. — Ein Bindungsmittel zwiſchen jener Uebergewalt des Richters, und dieſer Uebergewalt des Anwaldes, ließe ſich allein dadurch auffinden, daß

die Partheien nur in den allerdringendſten, allermißlichſten Fällen, von dem perſönlichen Erſcheinen befreit würden. Es gäbe ganz unbedingt zwei Drittheile der Prozeſſe weniger, wenn jeder, der Hader anfangen will, ſich ſelbſt herumzanken müßte vor den Schranken, und dieſen Zank nicht dem weißen Blute des Anwaldes überließ.

4. Das „vor den Schranken“ führt uns auf die Oeffentlichkeit der Gerichtspflege. Es läßt ſich viel dafür und dawider ſagen, was denn aber hier in eine zu weite Abſchweifung führen würde.. So viel aber bemerken wir nur, daß die Oeffentlichkeit durchaus mehr Vertraun geben muß, als das geheimnißreiche, ſtille Weſen mancher Gerichtsformen. Denn der Richter iſt immer Menſch, und kann als ſolcher ſich nicht von der bürgerlichen Geſellſchaft, von denen, welche mit einander in Hader ſind, iſoliren; eine Parthei alſo faßt allemal Vorurtheil gegen ihn. Rein und gerechtfertigt aber ſteht allemal die Gerechtigkeitspflege da, wenn das ganze Verfahren, auch die Deliberation über den Ausſpruch des Erkenntniſſes, öffentlich iſt.

Die franzöſiſche Verfaſſung hatte eine öffentliche Verhandlung, aber eine geheime Deliberation. Dadurch wird das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet, und eine ernſthafte Sache zu theatraliſchem Pomp verunſtaltet. Warum ſoll der Richter, welchen der Staat einſetzte, welchen er zu ſchützen verpflichtet iſt, nicht auch öffentlich in Partheiſachen ſeine juriſtiſche Meinung ſagen und vertheidigen dürfen? — Gerade dieſer Weg der Oeffentlichkeit wird manche zu nahe Bekanntſchaft zwiſchen Richter und Publikum hindern, denn zuletzt iſt doch das Publikum der beſte Richter, denn es iſt von der Natur zum Richter über die allgemeine Meinung eingeſetzt, — was wiederum in der Natur der Sache und der Weltbewegung liegt.

Was will der Richter haben? Wahrheit! Jeder Anwald ſucht die Wahrheit zu entſtellen, und durch die Kunſt und Schlauheit der Rechtshändel in der jetzigen Form, wird der moraliſche Sinn des Volkes verdorben. Schlauheit ſtreitet gegen Schlauheit; wenn aber Mann gegen Mann auftreten muß, dann wird die Sprache des deutſchen Herzens geltend, und der Richter hat nicht die traurige Nothwendigkeit, auf Lügen, die in den Papieren langweilig genug verhandelt werden, falſch zu erkennen. Der Zweck der Gerichtshöfe muß mit einem Wort der ſein: die Sache nicht methodiſch behandeln zu wollen, ſondern auf den Begriff von „Schiedsrichter“, wobei unſere Vorfahren ſich wohl befanden, wieder zurück zu kehren.

5. Da wir nun einmal in der Periode des Kleidungsſpieles ſind, ſo iſt es weſentlich nothwendig, daß der Richter eine anerkannt-öffentliche Kleidung habe. Denn ſeine Gewalt gegen ſein Publikum iſt eigentlich nur eingebildet, und der Staat kann nicht genug thun, um dieſe Gewalt zu ſchützen und ſicher zu ſtellen. Wird dieſe Gewalt beleidigt in der vorſtellenden Perſon, ſo verliert dieſe ihre Würde, ihren Einfluß, der Staat ſelbſt aber ſeine Wichtigkeit, ſeinen Ernſt, ſeine drohende Gewalt. Die äußern Auszeichnungen in der Kleidung aber geben, wie wir das bei der Soldateska ſehen den unbedingteſten Einfluß auf das Publikum, au das Volk.

Ein Mißgriff indeſſen würde es ſein, wen die Kleidung der Richter nur entfernt militairiſ ſein ſollte. Das Publikum wird dadurch zu ſe an eine Gewalt erinnert, wo es nur Ausleger, Mittler haben will. Die alte Tracht der deutſchen Doctores juris u. ſ. w. war ehrwürdig, und hatte alle Zeichen des Friedens. Man führe ſie wieder ein!

Vieles wäre nun noch über die Schnelligkeit des Verfahrens, über die Subalternen, über den Zug der Inſtanzen, über ſchriftliches Verfahren und Winkelſchriftſteller, ſo wie darüber zu ſagen, daß die Juſtiz eigentlich, als zu der Staatsverwaltung gehörig, umſonſt gehandhabt werden müßte; — — doch, dieſe Blätter geſtatten dies nicht.

VII.

Ein Blick auf den Bundestag in Frankfurt.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz!

So ſpricht die Jungfrau von Orleans in Schiller
Meiſterwerke, und in dem Meiſterwerke der Befre
ung Deutſchlands, nicht allein von dem Franzoſe
joch, ſondern auch von andern Verwöhnungen, U
tugenden, Preſſungen und entwürdigenden Ung

bährlichkeiten können wir daſſelbe ſagen, wenn wir auf den Bundestag, der in Frankfurt ſich geſtaltet, hinblicken. Gern wollen wir Deutſche der dortigen Auswahl deutſcher Männer den Kranz reichen, und ſie als die Säule Deutſchlands betrachten, wenn ſie das erfüllen, was der Zweck ihrer Sendung iſt, oder vielmehr, ſofern wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, wenn ſie dieſen Beruf erfüllen können und dürfen. Daß es an ihrem Wollen nicht liegen wird, davon kann man überzeugt ſein, denn ſie ſind deutſche Männer!

Es liegt eine Schrift vor uns: „Deutſchlands Forderungen an den deutſchen Bund. Mainz 1816." welche aus einer ſehr geübten Feder gefloſſen ſein muß. Der Verfaſſer ſtellt mit vieler Sachkunde, mit vieler Kenntniß der Lage Deutſchlands vieles dar, was die Völker Deutſchlands von dem Bundestage zu erwarten haben, und erwarten wollen. Wir wollen für jetzt ſeinem Gange folgen.

Nach einer Einleitung, worin er beſonders darüber die Beweiſe angiebt, daß in der Verfaſſung Deutſchlands der Grund des Verfalls gelegen habe, ſagt er, wie wir glauben, ſehr richtig:

„Das Reſultat deſſen, was für Deutſchland durch die franzöſiſche Revolution gewonnen iſt, wäre alſo: — wir haben Religion und Sitten verloren, dagegen aber an Gewandtheit gewonnen; Handel und Kunſtfleiß haben wir eingebüßt, dagegen haben wir eine größere Thätigkeit, und im Stand mehr perſönliche Freiheit erlangt; für das Gute, was wir durch die Zeitumſtände erhielten, haben wir viel mehr und Beſſeres verloren, und unſern Wohlſtand noch oben drein in den Kauf gegeben. — Doch haben wir eine unſchätzbare Erfahrung gemacht, auf die ſich ein dauerhaftes, unerſchütterliches Gebäude unſers Glückes gründen läßt, nämlich die: daß der gute Geiſt in uns noch nicht untergegangen, ſondern nur unterdrückt worden iſt. Die Gewißheit iſt uns geworden, daß uns einig zwanzig Jahre voll Greuel und Frevel nicht ſo z verſchlechtern vermochten, daß ſich nicht unſer urſprünglicher Charakter, wenn auch von Schmutz un Flecken entſtellt, dennoch in ſeinen Grundzügen erhalten hat, daß es möglich iſt, ihn einſt wied in ſeiner Größe und ſeinem Glanz herzuſtellen.“

Ohne nun weiter ſeinen Meinungen folgen wollen, ſo wollen wir wenigſtens die Gegenſtän der Ordnung nach beleuchten, wie er ſie aufgeſtellt hat.

Wir reden alſo zuerſt von der Lotterie und dem Lotto. Dieſe Schändlichkeit des Betruges und der Verleitung aller Art, muß unbedingt aufgehoben werden. Wenn auch die ſogenannten zehn Procent, welche die Staatsbehörde von dieſem Spiel hat, zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden ſollen, ſo erſcheint doch dieſe Methode gerade ſo, als wenn Crispin das Leder ſtiehlt, um andern Leuten Schuhe daraus zu machen. — Durch die Lotterien werden Wagehälſe, Glücksritter, Menſchen, die ihre Sache auf nichts ſetzen, von Staatswegen erzogen, und außerdem wird einem großen Heer von Verführern Thor und Thür geöffnet, und dem Beſchwatzen, dem Betruge aller Art Raum gegeben. Es wird nicht nöthig ſein, hierüber ſich weiter zu verbreiten. Ein jeder aber, der in der Lotterie, oder in dem Lotto ſein Glück verſuchen, es erzwingen wollte, wird, nachdem er ſchwere Erfahrungen gemacht hatte, ſich davon überzeugen müſſen, daß dieſes ſchimmernde Gauckelſpiel im höchſten Grade ſtörend für die wahren Verhältniſſe des Lebens iſt, zu welchen der Menſch von der Natur berufen war. Er ſoll nämlich ſeinen Erwerb, ſeinen Gewinn nicht der leichtfertigen Glücksgöttin abtrotzen wollen, ſondern ſeinem Verdienſt, ſeiner Wirkſamkeit zu danken haben. Nur wenige hängen an dem Gürtel der Fortuna, und ſie ſteht auf einer Kugel. Wo tauſend Nieten gegen einen Treffer ſind, wer will unbeſonnen genug ſein, da in den Topf zu greifen?

Dazu kommt nun noch die ökonomiſche Anſich der deutſchen Staatsverwaltung. Man hat es be rechnet, daß durch das Einſetzen in fremde Lotterie jährlich 1,400,000 Gulden aus Deutſchland gehen und daß die inländiſchen Lotterien einen jährliche Einſatz von 100,000,000 Gulden machen. Jene Geld geht doch alſo geradezu aus dem Lande, un dieſe hundert Millionen werden dem wahren Verkeh der Bürgerwelt entzogen.

— Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt d dein Brodt eſſen, — ſagt die Schrift, die u wandelbare, und ſie erfüllt ſich auch hier, denn tritt wieder das Sprichwort ein: wie gewonne ſo zerronnen! und Tauſende von Lotterieſpielern ve ſchwenden vorläufig, in der Hoffnung und Erwa kung, daß ſie in der Lotterie gewinnen werden. — Der Staat verbietet die Hazardſpiele, und das gefährlichſte aller Hazardſpiele, die Lotterie, begünſtigt er. Warum? Weil von dieſem Spiel ein augenblicklicher Vortheil den Kaſſen erwächſt. Allein der Nachtheil iſt größer, weitgreifender, und daß dieſem Unheil durch ganz Deutſchland Einhalt gethan werde, ſteht zu erwarten.

Die Juden, oder wie ſie ſich jetzt lieber nennen laſſen, die Israeliten, ſind auch ein Gegenſtand der Beachtung des deutſchen Bundestages. Es iſt neuerdings viel über ſie geſagt und geſchrieben worden, beſonders um deswillen, weil ſie ſeit der Invaſion der Franzoſen in Deutſchland ſich Rechte und Beſitzungen erworben haben, die ihnen nach dem Befreiungskriege nicht wieder genommen wurden. Ohne uns hier dem Vorwurf einer Animoſität, einer Partheilichkeit ausſetzen zu wollen, ſagen wir nur ſo viel, daß, ſo lange der Jude blos zum Handel beſtimmt iſt, er immer dem Staat nachtheilig ſein muß. Das Vaterland des Juden iſt die ganze Welt, er wandert und handelt beſtändig, und trotz dieſes anſcheinenden Fleißes iſt er nur augenblicklich emſig, übrigens aber ein Faullenzer. Wohl mag dieſes daher kommen, daß er bisher von allem Gewerbfleiß ausgeſtoßen war. Allein man verſieht ſich, wenn man dieſem wandernden Geſchlecht, das man faſt Nomaden nennen kann, welche ihre Horden da aufſchlagen, wo ſie Nahrung finden, zu ſchnell und zu früh gleiche Rechte einräumt, ehe es noch von Grund aus dem bürgerlichen allgemeinen Verhältniß gleich gemacht worden.

So lange der Jude noch ſeinen ebräiſchen, allzuſtrengen Dienſt hält, ſo lange er noch in dieſer Sprache mit ſeinen Genoſſen ſpricht und correſpondirt, ſo lange der geringere Jude ſich noch nicht zum Ackerbau, zur Handarbeit und zu allen übrigen Ermüdungen des gewöhnlichen Lebens bequemt, ſo lange er nur, mit einem Wort, ſpeculirt, ohne wirklich zu arbeiten, — ſo lange iſt er auch Deutſchland fremd und hat nicht deutſchen Sinn. Tolerirt wird er werden, denn was tolerirt der gutmüthige Deutſche nicht! Nur gehört eine neue, beſondere Erziehung dazu, wenn die Juden gleichmäßige Rechte mit den Deutſchen gewinnen ſollen. Bliebe die Verfaſſung der Israeliten wie ſie iſt, und es würden ihnen gleiche Rechte mit den Chriſten eingeräumt, ſo würde Deutſchland nach einigen Menſchenaltern das Land der Philiſter werden.

Ueber die Juden ſelbſt und deren Verhältniß zu dem deutſchen Staat, ſofern nämlich die frommen Wünſche für einen deutſchen Staat jemals erfüllt werden, wollen wir den Verfaſſer der vorgenannten Schrift ſelbſt reden laſſen. Er ſagt:

„Endlich fing die Aufklärung in Deutſchland an, ſich zu verbreiten, und neben andern Gegenſtänden kamen auch die Bedrückungen der Juden zur Sprache. Duldung und Menſchenrechte waren die Looſungsworte, die Alles begeiſterten; man ſchrieb, ſprach und ſtritt darüber, und die Gründe, welche man zur Verbeſſerung der Lage der Juden vorbrachte, waren nebſt ihrem Gelde, welches ſie bei dieſer Gelegenheit nicht ſparten, ſo überzeugend, daß in vielen Staaten der ihnen gehäſſige Leibzoll, nebſt anderen, ihnen gehäſſigen Einrichtungen, aufgehoben wurden. Napoleon, dem ſie ſich durch ihr Geld und andere gute Dienſte *) vorzüglich empfohlen

---

*) Unter dieſen andern guten Dienſten kann man wohl, wenn man irgend in das franzöſiſche Syſtem, und in

hatten, verſchaffte ihnen in den Ländern, wo ſein Einfluß galt, mit den andern Bürgern gleiche Rechte.“

„Die Vertheidiger der Menſchenrechte hatten, in Hinſicht der Juden, viel für ſich; denn allerdings hatte die Sprache, für die ſie ſprachen, einen guten Anſchein; nur wurde darin ein kleiner, unbedeutender Umſtand außer Acht gelaſſen, auf den doch am Ende Alles ankam. Man ſetzte nämlich in den Schriften, welche zu Gunſten der Juden heraus kamen, *) und in den Anträgen, die man den Regierungen zu Verbeſſerung ihrer Lage machte, ſtets voraus, daß die Juden Staatsbürger wären; dieſes zu beſtreiten, ſiel niemandem ein: und da gerade hierauf Alles ankam, ſo hatten die Juden gewonnenes Spiel. — Staatsbürger iſt aber nur der, der an allen Rechten und Wohlthaten, die

---

die Tochterloge, „Weſtphalen,“ eingeweiht war, das Spionier-, Münz- und Bleyſyſtem verſtehen.

*) Wir erinnern uns, daß in früherer Zeit Grattenauer ein Märtyrer dafür wurde, daß er den Judäismus angriff. So etwas darf aber nicht abſchrecken.

der Staat ſeinen Unterthanen gewährt, unter dem Beding Antheil nimmt, alle Laſten und Pflichten, die jeden Einzelnen von Staats wegen treffen, zu tragen, und jede Arbeit und jeden Stand unter gewiſſen Umſtänden zu übernehmen, ſo, daß er davon ſich immer und unter allen Umſtänden nicht ausſchließt. Räumt man nun dieſe Erklärung von einem Staatsbürger ein, ſo ſind es die Juden doch wahrlich nicht! Sie ſind durchaus keine Ackerwirthe, keine Handwerker, keine Schiffer; *) keine Arbeit, bei der phyſiſche Kräfte erfordert werden, wird von Juden gethan; und die Geſammtheit der deutſchen Juden, die doch wohl in die Hunderttauſende geht, bringt nicht hundert Scheffel Getraide hervor, keltert kein Fuder Wein, verfertigt kein Schock Leinwand, und thut alſo zum Unterhalt und zum Nutzen der Menſchen nichts. Zwar muß der Staat

---

*) Auch keine Soldaten! Joſeph II. machte den erſten Verſuch, ſie zu dem Wehrſtand zu bilden. Der Verſuch mißglückte, und in der neueſten Zeit, was war der größte Theil derer, welche die Armeen Deutſchlands begleiteten? Roßkämmer, Spieler, Lieferanten und Speculanten!

auch Kaufleute haben; doch, deren ſind, auch ohne die Juden, übergenug vorhanden; und nicht die klingende Münze, ſondern die Menge der Erzeugniſſe machen den Reichthum des Staates aus, man möge übrigens das phyſiokratiſche, oder das Fabrikſyſtem annehmen. Nun ſchließen ſich aber die Juden von der hervorbringenden Klaſſe ganz aus, und gehören blos der verzehrenden Klaſſe an: wie können ſie alſo Staatsbürger ſein? Sie ſind vielmehr nur als eine geſchloſſene Geſellſchaft reiſender Kaufleute zu betrachten, die die Märkte eines Staates beziehen, ſich durch den Handel bereichern, und dann ihr Kapital und ihre Kräfte dem Staat entziehen, den ſie für einige Zeit zum Wohnſitz erwählt haben. Wer den Charakter und die Verfaſſung der Juden, ſo wie ihre Handlungsweiſe, ohne Vorurtheil beobachtet, der muß über die ungeheuren Wirkungen des Geldes erſtaunen, vermittelſt deſſen ſie eine ſolche allgemeine Duldung, und einen ſo ausgedehnten Schutz zu erhalten gewußt haben: denn nach ihrer jetzigen Beſchaffenheit ſind ſie ein Krebs, der an den edelſten Theilen des Staats nagt."

Dieſe Bemerkungen ſind zwar ſcharf, aber auch richtig und wahr. Die lebende Generation wird freilich nicht an jene Induſtrie, welche den Staatsbürger mit dem Staate verbindet, ſich gewöhnen können, da Handel, Speculation und abendliches Belächeln der Choims das Prinzip ihrer Erziehungsmethode war, der Menſch aber ein Gewohnheitsthier iſt. Für die künftigen Generationen der Israeliten könnte indeſſen dadurch viel, recht ſehr viel von Seiten des Bundestages gethan werden, wenn die Geſammtheit der deutſchen Fürſten in einer gleichmäßigen Form eine beſſere Aufſicht über die Synagogen und überhaupt über die Erziehung der israelitiſchen Jugend einführte. In den mehreſten Ländern der Deutſchen iſt die Abſonderung der Juden von den Chriſten ſogar ſchon auf dem Punct der Amalgamirung, der gleichmäßigen Verbindung geweſen. — Mit Behutſamkeit muß freilich verfahren werden, denn wenn das heranwachſende Geſchlecht nicht methodiſch zu Kriegsdienſt, Ackerkultur, Fabrikweſen und allen Ermüdungen körperlicher Anſtrengung angezogen wird, wenn nur die Handelsmethode ihr Wirkungskreis bleiben ſoll, wozu denn auch das Agiotiren, der Umſatz der Staatspapiere, das Umſchmelzen der Metalle gehört, — ſo würden ihnen durch die Menſchenfreundlichkeit des Bundestages Privilegien und Anrechte gegeben werden, ohne daß dieſer ambulirende Stamm dagegen Pflichten übernähm. Bis jetzt hat der Stamm Juda in Germanien, wenn wir die Landesverhältniſſe betrachten, nur Rechte, aber keine Nationalpflichten gehabt. Man erziehe das Volk zu dieſen Pflichten, und erſt das erzogene Volk wird mit Wahrheit und Treue dieſe Pflichten dem Staat erfüllen.

Der Büchernachdruck iſt gleichfalls ein nicht unbedeutender Gegenſtand der Behandlung des Bundestages. So lange dem Nachdruck in einzelner Herren Ländern oder Ländchen Raum und Schutz, ſollte es auch nur ſtiller Schutz ſein, gegeben wird, eben ſo lange wird auch unſere deutſche Literatur hinkend und mehr noch merkantiliſch bleiben, als ſie leider ſo ſchon iſt. Es iſt hier nicht die Gelegenheit, über den Buchhändlerzwang weiter ſich auszulaſſen, und es zu beleuchten, warum die Literatur, und deren freie Bewegung durch die Einführung des Buchhandels, wie er iſt, leidet und leiden muß; — ſo viel aber müſſen wir hier bemerken, daß der beſte Schriftſteller und der thätigſte Verleger kleinmüthig gemacht werden, und

Univ. Bibl. München

nichts Großes, die Nation Verherrlichendes unternehmen, und zu Tage fördern, wenn der Diebſtahl des Nachdrucks fernerhin noch ein Privilegium bekommt.

Noch kein deutſcher Schriftſteller wurde durch ſeine Geiſtesproducte reich. Warum? Weil der Verleger dem bekannten, verdienten Verfaſſer um deswillen das Honorar ſchmälern muß, da ein einziger Nachdruck ihn ruiniren kann. So etwas ſchlägt den Verfaſſer und den Verleger nieder. Beiſpielsweiſe mag nur Nicolovius in Königsberg hier erwähnt werden. Er verlegte die Arbeiten eines Kant, Klinger, Stollberg und Voß, die in der ganzen Leſewelt bekannt ſind; ein franzöſiſcher, ein engliſcher Buchhändler würde hiernach den Verleger beneiden; — nun aber frage man ihn ſelbſt, was er durch den Nachdruck erlitt?

Der Falſchmünzer wird beſtraft; warum der Nachdrucker nicht auch? Beide ſündigen öffentlich gegen das Publikum, und beſtehlen den — vielleicht — eingebildeten Werth, welcher im Publikum ausgegeben wurde. Uebrigens kann auch ein Staat nicht wähnen, durch Nachdrucker ein beſſeres Werlehr in das Land zu ziehn. Denn jeder reelle Mann kauft keinen Nachdruck mehr, weil er Theil nimmt an einem Diebſtahl, jeder reelle Buchhändler verſchreibt keinen Nachdruck, weil er ſich dadurch entwürdigt und ſein Geſchäft ſchändet. jeder Nachdrucker aber ſpinnt auch bei ſeinem unwürdigen Geſchäft keine Seide. Joſeph von Trattner war reich, ehe er nachdruckte, und der allbekannte Schmieder in Karlsruhe nährt ſich dort jetzt als — Kopiſt!

Soll aber die Literatur einen neuen, freudigern Schwung bekommen, ſoll das Vertraun des Verlegers zu dem Publikum belebt werden, ſoll dem Schriftſteller dadurch ein beſſerer Gewinn für ſeine, gewiß mühſelige Arbeit werden, ſollen ſolide Sachen, die nicht in einer Meſſe erſcheinen, und in der andern wieder verſchwunden ſind, unſer Deutſchland zieren, ſoll unſer Zeitalter der Nachwelt zu übergeben werden, ſo iſt der Nachdruck durch al Staaten Deutſchlands zu hemmen.

Es ließe ſich bei dieſer Gelegenheit freilich noch etwas über die Preßfreiheit und deren Behandlung ſagen; — allein das würde hier zu weit führen, und ſcheint nicht Gegenſtand des Bundestages ſondern der ſpeciellen polizeilichen Gewalt, der individuellen Staatsanſicht zu ſein, obwohl zu wünſchen wäre, daß auch in dieſer Hinſicht allgemein geltende Prinzipe der möglichſten Freiheit feſtgeſtellt würden.

Das Betteln muß unbedingt durch ganz Deutſchland abgeſtellt werden. Beſonders werden dadurch die Bettelkinder zu Vagabonden angelernt und geben auch andern Kindern ein böſes Beiſpiel. Jeder Staat, jede Gemeine ernähre die Menſchen, welche ſich ſelbſt nicht ernähren können.

Dies führt uns auf das Wandern der Handwerksburſchen, auf das Zunftweſen. So gut es iſt, wenn der angehende Profeſſioniſt reiſet, und andere Orte ſieht, um da zu bemerken und zu lernen, wie verſchiedenartig das Geſchäft, dem er ſich gewidmet hat, betrieben wird, ſo iſt es doch nicht gut, wenn der Geſell auf ſeiner Wanderſchaft überall anſprechen darf, um ſich einen Zehrpfennig zu holen. Er wird dadurch ſeiner Betriebſamkeit entzogen, und zu einem, mehr als ſorgenfreien, er wird zu einem ſorgenloſen Leben verleitet. — Das ganze Zunftweſen überhaupt bedarf einer Beleuchtung. Der Zunftzwang iſt ein Druck des Publici, und hemmt die Förderung der Induſtrie. In allen Staaten, wo Freiheit des Gewerbes iſt, wo der Meiſter ſelbſt arbeiten muß, wenn nicht andere ihm zuvor kommen ſollen, wo ein jeder darnach ringen muß, durch ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt die Kräfte zu entwickeln, welche ihm Erwerb geben ſollen, wird auch der Kunſtfleiß gefördert. Darum weg mit dem Zunftzwang! England und Frankreich mögen uns darin ein Beiſpiel geben!

Es läßt ſich erwarten, daß die Verhandlungen des Bundestages, wenn auch fremde Geſandte dabei gegenwärtig ſind, durchaus in deutſche Sprache abgeſchloſſen und abgemacht werden. Mögte doch dieſer Bund ſich dahin einigen, daß alle diplomatiſchen Verhandlungen, auch mit den Ausländern, künftighin in deutſcher Sprache geſchehen! Die franzöſiſche Sprache iſt bisher di allgemeine Hofſprache durch ganz Europa geweſen; aber eben, weil dieſe Sprache die Hofſprache war, ſo gewannen auch die Franzoſen ſchnell und glücklich jenen gewaltigen Einfluß auf Europa. Sie kamen nicht als Fremde in ein fremdes Land; durch die Sprache waren ſie ſogleich gerade bei denen einheimiſch, welche die erſten Federn des Staatsbetriebes ſein konnten.

Dieſe durchgängige Einführung der Landesſprache im diplomatiſchen Weſen, kann ein großes, ein, mit vollem Recht ſtolzes Volk fordern, und mag doch der Ausländer die Sprache dieſes Volkes, welches mit ihm unterhandelt, kennen lernen! Uebrigens aber wird z. B. in Frankreich, in Rußland, in England, in den gelehrten Schulen, Unterricht in der deutſchen Sprache ſchon längſt gegeben, gleichſam als ob dieſe Länder uns darauf hinweiſen wollten, daß wir Thoren ſind, wenn wir einer fremden Sprache zu unſern großen Verhandlungen uns bedienen.

Aus dem großen Chaos, welches zu einer Volksherſtellung, zu einer Feſtſtellung der Geſammtheit eines großen, edlen Volkes gehört, haben wir dieſe wenigen Andeutungen nur entnommen, und werden damit fortfahren, wenn die Verhandlungen des Bundestages ſich erſt näher entwickeln.

VIII.

Moſaiks.

Politik.

Die beſte Art, das Volk zu exequiren,
Iſt, milden Beitrag aller Art zu requiriren.

Der Chriſtbaum.

Was iſt Illumination?
Ein kleines Spiel für große Kinder!

Illuminations-Einſchriften.

1.

Erleuchtet iſt gar ſehr die Stadt;
Wohl dem, den Gott erleuchtet hat!

2.

Lichter werden viel verbrannt;
Warum? das iſt mir nicht bekannt.

3.

Wer das „Wenn“ und das „Aber“ zu ſtreichen vermag,
Bringt Wahrheit in den erkünſtelten Tag!

4.

Ich fürchte Steine und Nachbarſchaft,
Drum hab' ich alles zuſammen gerafft.

Ihr alle gafft;
Preis dem, der morgen zu Eſſen mir ſchafft!

5.

Paradiren,
Contribuiren,
Patentiren,
Hungern und frieren,
Und doch illuminiren,
Iſt das nicht zum krepieren?

6.

Um des Berichtes willen
Mußt' ich die Lampen füllen.

7.

Dieweil's jetzt dunkel in der Welt,
So iſt hier Licht in die Fenſter geſtellt.

8.

Vor Alters wurde nicht illuminirt;
— Da wurd' auch nicht ſo koſtbar — angeführt!

9.

Dort kommt die Polizei;
Geſchwind das Licht herbei!

10.

Die Stadt iſt wie ein Chriſtbaum hell erleuchtet,
Doch fehlt der Chriſt, wenn ihr auch pomphaft beichtet.

11.

Herbei, herbei! Beſchaut mein Haus;
Sieht's nicht wie die Satyre aus?

Das neue Paradies.

Wie kann ſich des Menſchen Verſtand nicht bekunden!
In Neu-Preußen iſt Moſes Alt-Eden gefunden. *)

Auf den Tod des Merkur.

Der Götterbote — wie? der kommt nicht mehr?
S' iſt doch nicht todt, das hohe Götterheer?

Für Sprachkenner.

Das Looſungswort iſt häufig „Loſungswort!“

---

*) Es bedarf hier wohl kaum der Bemerkung, daß überhitzte Volksſchreiber behaupten wollen, die anti-

Der Jäger zeiget Euch den Unterſchied vom Ort.
Doch ſoll die Looſung jetzt mit Loſung ſich vermiſchen,
Drum bleibt die Looſung ſtehn: „für Fremde aufzutiſchen!“

---

quariſchen Spuren des ehemaligen irdiſchen Paradieſes fänden ſich in Preußen an verwitterten Steinen und verlaufenen Bächen auf!

IX.

Miscellen aus der Zeitgeſchichte.

Der berüchtigte Räuber Graſſel, im Oeſtreichiſchen, wurde von einem Juden, Meyer, in die Falle gelockt, und als er ſich gefeſſelt ſah, rief er aus: „dem Spitzbuben hätte ich nie trauen ſollen!“

Das größte Schach, welches jemals geboten worden, bietet jetzt in England Europa," ſagte kürzlich ein Politikus, „denn es hat Helgoland an der Elbmündung, Jerſey und Guernſey an der franzöſiſchen Küſte, Gibraltar an der ſpaniſchen, Minorka und Malta im mittelländiſchen Meere, und endlich hat es nun noch den letzten Zug, um matt zu machen, gethan, indem es die joniſchen Inſeln am Eingang des adriatiſchen Meeres ſich zugeeignet hat."

— Wenn mein Spiel ſo ſteht — erwiederte ein Pflegmatikus, indem er die Pfeife ausklopfte, — ſo werfe ich das Spiel um, und rufe: Spielverderber! —

Im Jahr 1810 durchreiſete Napoleon ſein neues Belgien. Er kam auch nach Gent, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß am Abend die Stadt erleuchtet ſein mußte. — An einem großen Platz iſt dort ein Fleiſchſcharren (Schlachthaus), welches der kleine Fleiſchſcharren (la petite boucherie) heißt, und wo ein Theil der Knochenhauer (Fleiſcher), ihre Marktſtellen haben. Dieſe Diviſion der Schlächterzunft that ſich zuſammen, um für den Abend eine Inſchrift heraus zu grübeln. Man konnte ſich nicht einigen, und am Abend brannte in transparentem Lichte:

Les petits bouchers de Gand
A Napoleon le Grand.

Als in einer bedeutenden Stadt Frankreichs es bekannt geworden war, daß Ludwig der Achtzehnte wieder den Thron ſeiner Väter von neuem in Beſitz genommen, und ſich geſichert habe, kam ein Einwohner, der überall für einen eifrigen Anhänger der Parthei Napoleons galt, in die Badſtube eines Barbiers, wo er ſchon ſeit langer Zeit für zwei Sous ſich den Bart hatte abnehmen laſſen. — Der Barbier, ein drolliger Alter, ſah ihn an, und ſagte: „Mein Herr! Heute müſſen Sie mir nicht zwei Sous, ſondern viere für Ihren Bart bezahlen.“ — Warum? — fragte jener. „Weil Ihr Geſicht heute noch einmal ſo lang iſt!“ erwiederte jener.

Am 21ſten Junius 1815, wo Napoleon freiwillig abzudanken beſchloſſen hatte, ehe die Abſetzung ihm käme, kämpfte er lange, in tiefer Zurückgezogenheit, mit dem Entſchluß, den er zu faſſen hätte. Ein Knabe aus der Hofhaltung, den Napoleon ſchon früherhin lieb gewonnen hatte, präſentirte ihm Bouillon-Gelee, mit den Worten: „eſſen Sie doch, es wird Ihnen wohl bekommen!“

Biſt du nicht von Goneſſe?

„Nein, Sire! von Pierre-Fite.“

Wo deine Eltern eine Hütte und einige Acker Feld haben?

„Ja, Sire!“

Da wohnt das Glück! — ſagte Napoleon zu dem Knaben, er, dem vorher die Erde nicht groß genug geweſen war.

Nach der Schlacht von Belle-Alliance, welche die Franzoſen die Schlacht von Mont St. Jean nennen, kehrte Napoleon bekanntlich nach Paris zurück, und Lucian Buonoparte war einer der erſten, welcher die Niedergeſchlagenheit ſeines Bruders wieder neu zu beleben wünſchte. Allein es gelang ihm nicht. Napoleon war zu ſehr von dem Schickſal ermüdet, und nach der letzten Unterredung ſagte Lucian, indem er in den Wagen ſtieg: „der Dampf von Mont St. Jean hat ihm den Kopf verdreht; es iſt um ihn geſchehen!“

Der letzte franzöſiſche Präfect zu Aachen, Ladoucette, hatte an dem herrlichen Dom daſelbſt den Haupteingangsbogen wegſchaffen laſſen, um Platz zu haben, hier mit ſeinem vierſpännigen Wagen umzukehren. Durch dieſen Eingangsbogen waren ſechs und dreißig deutſche Kaiſer zu Fuß gegangen.

Der ſpaniſche Hof macht in der That große Fortſchritte in der Aufklärung. — Der ſpaniſche Geiſtliche, Padron, der in der Verſammlung der Kortes lebhaft für Abſchaffung der Inquiſition ſprach, iſt zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt.

Nach den Nachrichten aus London befindet ſich die Hauptbank daſelbſt in dem allerfürtrefflichſten Zuſtande, und hat eine große Summe gewonnener Gelder liegen, welche, wenigſtens zum Theil, für den Vortheil des Staates verwendet werden ſollen. — Hiernach können die Hochmögenden der übrigen Staaten, welche von England Subſidien bezogen, und es für unentbehrlich hielten, den engliſchen Subſidien ſich anzuſchließen, — da es Subſidien waren — erwägen, welcher fürtreffliche Gewinn in der kaufmänniſchen Speculation liegt.

Auf einem Theater in Paris war ein beliebtes Stück, les Anglaises pour rire, angekündigt. Kurz vor Eröffnung der Bühne wurde bekannt gemacht, daß das Stück nicht würde gegeben werden. Das Publikum forderte es mit Ungeſtüm. Unterdeß erſchien ein engliſcher Officier in einer Loge, und nun riefen einige Spaßvögel: Ah! voila l'Anglais pour rire! Alle wandten ihren Blick gegen die Loge, und man lachte überlaut. Der Engländer war genöthigt, ſich zu entfernen.

Lavalette, der bekannte Generalpoſtmeiſter, welcher als Theilhaber an der Verſchwörung zu Gunſten Napoleons in Paris vor ein Gericht geſtellt war, und ſich davon überzeugt halten mußte, daß das Todesurtheil gegen ihn ausgeſprochen werden würde, ſpielte, während die Geſchwornen über das „ſchuldig oder nicht ſchuldig" berathſchlagten, mit ſeinem Freunde, Taſcher, Schach, und gewann ihm zwei Parthien ab.

Als Marſchall Ney ſein Hauptquartier in Leipzig hatte, ließ er einen dortigen Böttchermeiſter in ſeiner Equipage zu ſich holen, und ſtellte ihn ſeiner Umgebung als ſeinen ehemaligen Handwerksgenoſſen vor.

Als jüngſthin das Friedensfeſt gefeiert wurde, beeiferte ſich in den Städten ein jeder Hauswirth, eine Einſchrift zu liefern, welche Aufſehen erregte. Ein ehrlicher Bürgersmann, der in ſeinem eignen, ſchwer belaſtet geweſenen Hauſe Parterre wohnte, hatte in der mittlern Etage einen ehemaligen Landwehr-Officier, und in der oberen einen Israeliten, item Lotterieeinnehmer, als Miether. Er übernahm die Erleuchtung des ganzen Hauſes, und Parterre fand man die Einſchrift: „Wir haben gelitten!“ In der mittleren Etage ſtand: „Wir haben geſtritten!“ und an der dritten: „Wir haben geſchnitten!“

Cambaceres, als er kürzlich in ſeinem Hotel die Tagelöhner eifrig über politiſche Gegenſtände ſprechen hörte, ſoll zu ihnen geſagt haben: „eſſet, trinket, ſchlaft und ſchweiget; ſo ſoll man leben.“ — Wir ſind der Meinung, daß dieſe Aeußerung eine befohlene Zeitungsnachricht ſei.

Der Graf la Rochefoucault, Mitglied der Deputirten-Kammer in Paris, redete ſehr eifrig für die Feier des 21ſten Januars. Monſieur erwiederte ihm darauf: „Sie haben wie Demoſthenes geſprochen.“

— Ich kann mir nicht ſchmeicheln — erwiederte der Graf, — die Talente des Demoſthenes zu beſitzen, aber ich bin feſt überzeugt, daß jener große Mann keine innigere Anhänglichkeit an ſeinen König hatte, als ich für das durchlauchte Haus Bourbon beſitze.

Wenn die Kammer blos ſolche Gelehrte hat, ſo iſt ſie übel beſtellt, denn Demoſthenes hatte keinen König und war der eifrigſte Republikaner.

In Paris iſt eine Karrikatur auf die Flucht von Lavalette erſchienen. Der Juſtizminiſter, Barbe-

Marbois und Marſchall Marmont tragen den Gefangenen in der Sänfte aus dem Kerker, und der Polizei-Miniſter, la Caze, leuchtet ihnen mit der Fackel.

Pradt nennt in ſeiner letzten Schrift Europa eine Kaſerne, wo 147 Millionen Menſchen ſich quälen müſſen, um drei Millionen Soldaten armſelig zu bezahlen, zu nähren und zu kleiden.

Als in der Nacht vom 18ten Juni 1815 der Wagen des franzöſiſchen Kaiſers von einem Bataillon des funfzehnten, preußiſchen Linienregiments entdeckt war, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ein jeder ſuchte, Beute zu machen, nachdem der Kaiſerliche Flüchtling außer der Schußweite ſich befand, und zwei Piſtolen ohne Erfolg abgeſchoſſen hatte. — Der Wagen wurde gut geräumt, und blieb vorläufig ſtehen. Ein Bauer — denn die Bauern ſind immer in der Nähe des Schlachtfeldes beſchäftigt, ſich Erſatz für die augenblicklichen Laſten zu ſuchen, — kam auch heran, und durchſtöberte noch den Wagen des Kaiſers. Er war ein Pfiffikus, nämlich der Bauer; er fand in einem Verſteck des Wagens noch eine goldne, reich mit Brillanten gefaßte Doſe, welche im Innern mit Edelſteinen aller Art gefüllt war. —

Der Bauer nahm die Doſe an ſich, öffnete ſie, und warf die koſtbaren Steine in die Nacht hin, weil er deren Werth nicht kannte. Die Doſe ſelbſt aber füllte er am folgenden Morgen mit Stiefelwichſe, weil er glaubte, daß ſie hierzu beſtimmt ſei, und einige Zeit nachher wurde er erſt davon belehrt, daß er die koſtbarſte Wichsbüchſe habe, welche jemals im Gebrauch geweſen.

Den ſonderbaren Character der Engländer feſtzuſtellen, diene auch folgende wahre Geſchichte. Im Januar d. J. befand ſich ein franzöſiſcher Rittmeiſter, gegen Abend in Paris in einer Reſtauration des Palais-Royal. Ein engliſcher Officier ſaß zufälligerweiſe ihm gegenüber, an den dort üblichen kleinen Tiſchen. Der Engländer ließ ſich zwei Flaſchen Bordeaux-Wein geben, und leerte ſie raſch, bis auf das letzte Glas, welches er dem franzöſiſchen Officier in das Geſicht goß. Dieſer begrüßte nun ſogleich den Engländer mit Fauſtſchlägen wieder, und letzterer verlangte nun unverzüglich militairiſche Genugthuung. Der franzöſiſche Rittmeiſter war auf der Stelle dazu bereit, und der Engländer kam gleich darauf mit zwei Piſtolen zurück. Die beiden Feinde beſchloſſen, ſich in einem nahgelegnen Kabinett einzuſchließen. Der Engländer ſchlug vor, nur eine Piſtole zu laden, um die Piſtolen zu loſen, und wer die rechte treffe, der ſolle ſich ſelbſt todtſchießen. Der Franzoſe nahm dieſes an, die Piſtolen wurden in einen Hut gethan, und jeder griff heraus.

Der franzöſiſche Rittmeiſter nahm den Lauf der ergriffenen Piſtole zwiſchen die Zähne, und drückte los; — kein Schuß erfolgte.

Ganz gelaſſen zog nun der Engländer den Ladeſtock heraus, unterſuchte, und ſagte: „ich habe die rechte!“ Dann fragte er den Franzoſen, ob er Kinder habe? Als dieſer mit „Nein“ antwortete, fuhr er fort: „ich aber habe Weib und Kinder, und bedarf einer halben Stunde Zeit, um meine Angelegenheiten in das Reine zu bringen. Gewähren Sie mir das?“

Der Franzoſe wollte die ganze Sache für abgemacht anſehn, allein der Engländer behauptete, daß er Wort halten müſſe, und verſprach, ſofort Nachricht von der Genugthuung zu geben.

Vier Stunden darauf erhielt der franzöſiſche Officier von dem Engländer ein Billet, worin dieſer ſchrieb, daß er ſtatt der halben Stunde vier Stunden gebraucht habe, um ſeine Sachen in Ordnung zu bringen. In dem Augenblick aber, wo er (der Gegner) dieſes Billet erhalte, ſei das Wort gelöſet.

Der Engländer hatte ſich das Bett wärmen laſſen, ſich hineingelegt, und jagte ſich dann ſogleich eine Kugel durch den Kopf.

Man fragte einen freiwilligen Jäger, der aus dem Feldzuge von 1815 zurück kam, was er nun eigentlich gethan habe. — Ehe ich ausmarſchirte, hatte ich ſchon einen Bock geſchoſſen! — gab er zur Antwort.

In Paris ſind neue Regenſchirme erfunden und in Gang gebracht, welche „Taſchenſchirme“ genannt werden, und vielen Beifall finden. Man kann ſie in die Taſche ſtecken, und zieht ſie nur gelegentlich, wenn es noth thut, heraus.

Das Landſturmblatt eines deutſchen Landes ſagt: „das Wort, Friede, hat ſeit mehreren Jahren eine verdächtige Bedeutung; es kommt einem vor, wie die Ruhe vor einem Gewitter, wie ein durchſichtiger Vorhang, hinter dem ſchon wieder Plünderung und Blutvergießen lauert. Der Friede nach dem dreißigjährigen und ſiebenjährigen Kriege ſind die einzigen, die ein Bischen Wort gehalten. Die Feier des Tilſiter Friedens wollte hier gar nicht recht gelingen; es hatte niemand Luſt, luſtig zu ſein. Der erſte Pariſer Frieden ſtand ebenfalls auf ſchwachen Füßen. Der nun geſchloſſene, zweite, ſcheint (Gott gebe!) dauerhafter.“

Wir, unſerer Seits, meinen, daß wenn der erſte Pariſer Frieden auf ſchwachen Füßen ſtand, der zweite, jetzige Pariſer Frieden vielleicht eine Aehnlichkeit mit den Stelzfüßen haben könnte. Dieſe Bemerkung iſt übrigens blos darum geſagt, um im Gleichniß zu bleiben, und freilich iſt es richtig, daß man mit Stelzen rein und ſauber durch ein ſchmutziges Erdreich gelangt, bis — ein Graben den Querſtrich zieht!

Ein Herr Aſtier hat dem Könige von Frankreich eine Schrift, unter dem Titel: „Graphodromie“ überreicht, welche die Kunſt lehrt, ſo ſchnell zu ſchreiben, als man ſpricht. Er iſt dafür mit dem Titel: Königlicher Graphodrome (Schreibrenner), begnadigt worden.

Ohne uns hier bei der Sache ſelbſt aufzuhalten, indem die Engländer, der Parlamentsſchreiber wegen, in der Geſchwindſchreibekunſt weiter vorgerückt ſind, als Herr Aſtler es angeben will, ſo wie er denn auch wohl ſchwerlich den Pfiff der chineſiſchen Sprache ausgekundſchaftet haben wird, die nur fünfhundert Worte, und über vier tauſend Schriftzeichen hat, wo ein Zeichen mitunter einen ganzen Gedanken von einer deutſchen Druckſeite ausdrückt, — — ſo kündigen wir hierdurch nur den neuen Titel an. — Es giebt nämlich bereits geheime Hofbuchdrucker, geheime Hofbaumeiſter, ſogar Hofnotenſchreiber, vielleicht auch geheime Hofkanoniere und Hoffeuerwerker; — nun kommt in dieſe Kathegorie auch noch ein Graphodrome, der freilich eigentlich weit eher geheim gehalten und bezahlt werden könnte, als jene lauten Perſonen.

Eine Bettlerin, bekannt unter dem Namen: die große Elſe, deren Ehemann, oder, wie das bei dieſen Perſonen gewöhnlich iſt, deren ihr zugelaufener Mann, als Dieb gehenkt war, vermachte in einem Teſtament ihren drei Töchtern förmlich folgendes: nämlich der erſten das Fürſtenthum Naſſau-Siegen, der andern das Fürſtenthum Naſſau-Dillenburg, und der dritten die Grafſchaften Witgenſtein und Berleburg, wobei ſie ſtreng verordnete, daß keine der drei Schweſtern die Gränzen verletzen ſolle.

Man ſollte hiernach glauben, die Erblaſſerin, die Verfaſſerin des Teſtaments, ſei wahnſinnig geweſen; allein die Bettlerin war bei vollem Verſtande, und ihr Teſtament wurde von den Töchtern reſpectirt, und der Nachlaß auch in Beſitz genommen. — Die Mutter hatte nämlich unter den Kindern in den drei Herrſchaften — die Befugniß zum Betteln getheilt.

Piccini, Kapellmeiſter des Königs von Schweden, hat eine von ihm verfertigte Hymne, bekannt gemacht, mit der Ueberſchrift: „das Feldgeſchrei,“ und dieſe Kompoſition der erſten Kompagnie der Nationalgarde zu Pferde von Paris gewidmet. Kenner und Liebhaber finden ſowohl die Muſik als die Worte dieſer Hymne ganz fürtrefflich. Sume, quod tuum est!

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Perſonen
der neuern und neueſten Zeit.

Ein
hiſtoriſches Journal in zwangloſen Heften.

1ſtes Heft, mit Theodor Körners Bildniß. gr. 8. Preis 1 Rthlr. (enthält: 1. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg und Oels. 2. Luiſe, Königin von Preußen. 3. Theodor Körner.)

Mit allem Recht dürfen wir dieſe Schrift empfehlen, die ſich vor vielen andern dieſer Art ganz vorzüglich auszeichnet. Der Biograph hat die beſten Quellen zu benutzen, Gelegenheit gehabt, und mit einem rein hiſtoriſchen Styl, welcher an den verewigten Schiller erinnert, ſeinen Gegenſtand zu behandeln, rein, glänzend und wahr darzuſtellen gewußt. Er ſtellt uns von ſeinen Helden Thatsachen auf, die bisher noch unbekannt waren, und die nicht nur dem Freund der Geſchichte, ſondern jedem, der das Andenken an die **Würdigen** ehrt, von bedeutendem Intereſſe ſein müſſen.

In der nächſten Oſtermeſſe werden folgende intereſſante Werke in der Verlagshandlung dieſes Journals erſcheinen, und wird ein reſpectives Publicum ſchon jetzt aufmerkſam darauf gemacht:

Baumgarten, J. C. F., Stoff zu angenehmen Denkübungen für die Jugend.

Buch, das ſchwarze, des franzöſiſchen Kaiſerhofes. Eine Darſtellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und ſeine Gehülfen verübt worden ſind. Dritte Auflage.

Cramer, F. Gedichte.

Romane.

Hildebrandt, C., der achtzehnte October, oder das eiſerne Kreuz. Ein Roman in drei Theilen.

Ignez und Leonelli. Eine ſpaniſche Geſchichte. Lorenza. Adelaide und Adelbert. Franziskus. Erzählungen von B.

Magazin der Biographien denkwürdiger Perſonen der neuern und neueſten Zeit. Ein hiſtoriſches Journal in zwangloſen Heften. Herausgegeben von einer Geſellſchaft von Gelehrten. 2tes Heft. gr. 8. Preis 1 Rthlr. (Enthält: 1. Andreas Hofer. 2. Iffland. 3. Moreau.)

Malinowsky, Capitain v., Elementarbuch der Inſektenkunde, vorzüglich der Käfer. Nebſt einer Anweiſung, die Inſekten zu erkennen, zu beſtimmen, zu finden, aufzuſpießen, zu ſammeln, zu ſtellen, aufzubewahren und zu verſenden. Ein Geſchenk für kleine Inſektenſammler.

Müller, H., der neueſte deutſche Jugendfreund, oder Erzählungen für Knaben und Mädchen, zur Ausbildung ihres Verſtandes und Herzens. 2 Thle.

Nagel, J. F. G., Gedichte.

Nicolai, Carl, Umgangsbuch für Gebildete des weiblichen Geſchlechts. 2 Bde. Velin- und Schreibpapier.

Portrait Theod. Körners. Geſt. von Clar.

Rieſenſteinburg, die, oder deutſche Frauenwürde. Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde der Vorzeit. 2 Bde.

Rußlands und Deutſchlands Befreiungskriege von der Franzoſenherrſchaft, unter Napoleon Buonaparte, in den Jahren 1812 — 1815. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für die Jugend bearbeitet. Erſter Band.

Wundergeſchichten und Legenden der Deutſchen. 2 Bde.

Züge, intereſſante, Schilderungen und Schreckensſcenen aus dem Kriege der Franzoſen in Rußland, im Jahr 1812. Aus den Papieren eines ruſſiſchen Militairs.

Folgende intereſſante Schriften ſind vor kurzem erſchienen und für beigeſetzte Preiſe in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Ideen über die preußiſche Volksrepräſentation. 14 gr.

Dr. Schrader, Prüfung der gegen die Krätze empfohlenen und gebräuchlichen Mittel. 6 gr.

Charakterſchilderung von Napoleon Buonaparte. Aus dem Franzöſiſchen. 16 gr.

Dr. Ludw. Dankegott Cramer (Bibliothekar der Univerſität zu Wittenberg), Ueber den ſchädlichen Einfluß des franzöſiſchen Despotismus auf die Literatur der Deutſchen. 1 Rthlr. 12 gr.

Reiſe eines Deutſchen nach Paris mit der franzöſiſchen Armee im Jahre 1814. Nebſt Beſchreibung vieler denkwürdigen Begebenheiten, welche ſich während der Anweſenheit der hohen alliirten Mächte daſelbſt zugetragen haben und der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Stadt Paris. 2 Thle. 2 Rthlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Merkwürdige Abentheuer eines Deutſchen bei der bis Paris retirirenden franzöſiſchen Armee, während des Feldzuges im Jahre 1813 — 14. Nebſt Beſchreibung der Stadt Paris und ihrer Denkwürdigkeiten. 2 Thle.

Neueſtes Geſellſchaftsbüchlein für frohe Zirkel. Enthaltend die beſten Lieder von Schiller, Voß, Langbein, Göthe, Tiedge, Theodor Körner, Matthiſſon u. a. m., und die vorzüglichſten Scherz- und Pfänderſpiele. Nebſt einem Anhange der auserleſenſten Karten- und anderer Kunſtſtücke. 2 Thle. 18 gr.

Briefe, vertraute, eines ehemaligen weſtphäliſchen Staatsdieners, die geheimen Verhältniſſe einiger hohen Verwaltungsbehörden im aufgelösten Königreiche Weſtphalen betreffend. 8 geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreiſende. Enthaltend die Geſchichten und Sagen der alten Schlöſſer, Klöſter und Ruinen, und die Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. Neue wohlfeilere Auflage. 12 geh. mit Kupf. 1 Rthlr.

Leuchtkugeln.

Ein Journal

in

zwangloſen Heften.

Vierten Bandes zweites Heft.

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Schiller.

Quedlinburg, 1816

in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

I.

Vortheile der deutſchen Sprachreinigung.

Nein, in der That, man muß es geſtehen, durch den regen Eifer, die deutſche Sprache von fremden Worten zu reinigen, werden wir immer mehr wieder auf die wahre Proſa — ja, wie ſoll man das Wort nun gleich verdeutſchen? — zurückgeführt. Ach! Alſo gleich im Anfang unſerer Rede, welche wir uns vorgenommen hatten, recht deutſch zu ſchreiben, ein fremdes Wort! Bei den „recht deutſch“ müſſen wir gleich wieder bevorworten, daß darin nicht der Begriff des „allzu aufrichtig“ mit ſeinem Gefolge liegen ſoll. Nun, ſo mag denn für das Wort „Proſa“ das Wort — Nacktheit — hingeſtellt werden, nicht allein, weil mancher die Nacktheit an Andern wohl, nicht aber an ſich ſelbſt erkennen will, was denn die gemeine Proſa erinnert, ſondern auch, — um auf die Sprachreinigungsvortheile zurück zu kommen — weil das Wort Nacktheit den Eifer, unſern Vorfahren wieder gleich zu werden, beleben muß, indem es an deren Nacktheit und deren nackte Sprache immer mehr und mehr erinnert. Dieſer Nothbefehl der Belebung iſt auch unumgänglich nothwendig, indem anſonſt die Erinnerung an die deutſchen Eichenhaine nicht allzu groß zu ſeyn ſcheint.

Wenn man nun ſelbſt nicht als Freiwilliger in den Blutfeldern des Vaterlandes entweder fallen, oder Erinnerungen ſchöpfen konnte, wenn man ſelbſt nicht beſonders viel übrig hat, um allzu große Beiträge den Frauenvereinen abzuliefern, damit dieſe ſolche zu rechten Händen bringen, ſo kann man vielleicht für die Beſeelung, Begeiſterung, oder wie Crottvigel behaupten wollen, Auferweckung der Einheit nicht mehr thun, als wenn man für die

Reinigung der Sprache mit ſorgt, während die braven deutſchen Helden das Land ſelbſt von den Franzoſen gereinigt haben, und nachdem die Unreinen im Lande ſelbſt ſich ſo gereinigt haben, daß es eine Luſt iſt, die verjüngten Lämmer zu ſehen, wie trotzig und protzig ſie einher treten, und thun, als ob gar nichts vorgefallen wär. Daher wollen wir denn auch hier unſer Scherflein in das große Becken, welches ein Becken der Gebährung Deutſchlands jüngſten Kindes ſeyn mag, werfen. Hoffentlich wird bald in dieſer ſchreibluſtigen Zeit, wo das haaremportreibende Schimpfen zur Tugend erhoben iſt, ſich auch ein neuer Reinigungs-Campe finden, und möge er dann doch folgende gereinigte Worte in ſeinem großen Wörterbuch mit aufnehmen.

1. Fanchon, das Leyermädchen — Fränzchen, das Leyerfräulein. —

2. Der Ebräer — der israelitiſche Glaubensgenoſſe.

3. Ein Thee-Danſand — eine verbuhlte Abendſtunde.

4. Libertinage und air degagé —

Dummdreiſtigkeit, Ungezogenheit, Unverſchämtheit, welche Bürgergrauſen erregen ſoll.

5. Eine Boſtonparthie mit Damen — falſches Spiel, um mit Artigkeit ſein Geld zu verlieren, und auf der andern Seite es zu erlugen und zu erblinken und zu ertreten.

6. Radottiren — eine Krankheit, welche zu der Tagesordnung gehört.

7. Ein Betiſe im Rauſch — eine Verzeihlichkeit der Lebensart.

8. Ein enervirter Menſch — ein Lebemann.

9. Ein Satyriker — ein Mann, deſſen Freundſchaft man ſuchen muß.

10. Ein ruder Menſch — ein Mann mit einflußreichem Anſtand.

11. Poeſie — Reimgeklingel.

12. Oper — ein Leyerwerk.

13. — Marſchieren — ein Jagdhund ſeyn. Abmarſchieren, wie auch retiriren — in gedrängter Ordnung ſich zurückziehn.

14. Strapaziren — Turnkunſt (NB. man verbittet es ſich, daß die Wortklauber dieſes Wort nicht ſollten als Deutſch anerkennen wollen.)

15. Deſperat — ſtrafwürdig.

16. Sich encanailliren — Volksfreund ſeyn.

17. Unnobel ſeyn — ein gemeiner Menſch ſeyn.

18. Rademontaden — ſeine Tapferkeit rühmen.

19. Gaskonade — angenehm unterhaltende Erzählung.

20. Libertinage — Ungezogenheit oder Frechheit.

21. Liqueur — Fuſel, Brantwein, Schnaps, betäubendes Getränk.

22. Allarmiren — große Gefangene loslaſſen und hetzen.

23. Charlatan — ein kluger Mann. Faxenmacher, iſt ſchon in das Wörterbuch aufgenommen.

24. Bigott — fromm.

25. Radottiren — durch viele Worte wenig ſagen.

26. Charmiren — auf Koſten Anderer ſich eine Unterhaltung verſchaffen.

27. Mode — der Narrengebrauch, welcher dem Todte näher bringt.

28. Nation — ein geträumtes Glück, welches zuletzt nur in Büchern lebt.

29. **Raiſonniren** — ein ſchlechter Menſch ſeyn, und als dienſtunfähig erklärt werden.

30. **Repräſentation** — ein Traum, welchen die Nothwendigkeit eingiebt.

31. **Sottiſe** — Sie müſſen wiſſen, ich habe mehr Einfluß und Nachdruck als Sie!

32. **Dukaten** — eine neue Ueblichkeit für die ſonſtigen Frankenſtücke.

33. **Modeſucht** — alte, eingewurzelte Gewöhnung.

34. **Originalität** — eine Selbſtſtärke, deren Ausdruck man dem Auslande überläßt.

35. **Komma** — ein Zwiſchenzeichen, ein Ruheplatz, um gähnen zu können.

36. **Kolon** — ein Mittelzwiſchenzeichen; z. B. ein Feldzug.

37. **Punktum** --- ein abgebrochener Satz; ein Friedensſchluß.

38. **Ein Hiatus** --- ein Gedankenſtrich, ein friedlicher Schlaf, eine Ruhe.

39. **Kongreß** — eine Abrundung von Gedankenſtrichen.

40. **Eine Suite** — eine hochwichtig ſcheinende Begleitung. — **Tolle Suiten** — eine liebenswürdige Unbeſonnenheit.

41. Ahnen — ſchlechte Oelgemälde auf grober Leinewand.

42. Lazareth — ein Jammer- und Todtenhaus; eine Erholung für Geſunde.

43. Düpiren — mit Artigkeit ſchnell betrügen.

44. Courage — eine Redensart; ein Rauſch.

45. Profit — Etwas, worüber man niemals ſprechen darf. Profitabel — unedel, aber annehmbar.

46. Charmant — gefährlich; nichtswürdig.

47. Ein honetter Mann — ein Mann, der den Gang zum Schuldthurm einſchlägt.

48. Ein malhonetter Mann — ein guter Hauswirth.

49. Gourmand — ein dienſtgefälliger Mann in feiner Kleidung.

50. Patriotismus — Dienſtgeſuch.

51. Illumination — Gewöhnung, Nachahmung.

52. Politiſiren — ein Narr ſeyn.

53. Requiriren — aus Furcht artig ſeyn.

54. Contribution — Ein Seufzer.

55. Paradox — üblich.

56. Ein naives Kind — ein Frauenzimmer, welches der Lüderlichkeit ergeben iſt.

57. Eine Bibliothek — ein Putzſchrank.

58. Ein Arſenal — eine nothwendige Schande der Menſchheit.

59. Ein Regiment — gezwungene Verächter des Todes.

60. Reſigniren — die Unmöglichkeit einſehn; verzichten; grimmig ſchweigen.

Das vorſtehende Schock, was nun aber ſchon wieder ein fremder Ausdruck iſt, ſey für jetzt genug, um den Sprachreinigern einen Succurs — ſchon wieder ein fremder Ausdruck! — für ihr Grübeln Behufs Reinigungsluſt zu verſchaffen. Manches werden ſie beherzigen dürfen, und das vorläufig ihnen hier gelieferte Schock von fremden Worten könnte freylich in Folianten ausgeſchrieben werden, wenn nicht eine Probe allein für hinreichend gehalten werden dürfte. Wenn man nun aber in Schocken handelt, ſo will man doch auch auf dieſen großen Höckerhandel eine Zugabe haben, darum geben wir den übertriebenen Sprachreinigern als Zugabe das Wort:

61. Outriren — übertreiben; abgeſchmackt ſeyn; ſich lächerlich machen.

II.

Einige Worte über den Streit des von Berlepſch mit der Churhannöverſchen Regierung.

Man hat neuerdings von einer volksthümlichen, aber gewiß ſehr anſprechenden Kühnheit in den öffentlichen Blättern geleſen, wonach ein Kabinetsſecretär Hofäcker (Sohn des bewährten Juriſten, welcher die Principia juris civilis herausgab) die Landſtände in Wirtenberg darüber in Anſpruch nahm, und Schutz und Hülfe bei ihnen ſuchte, daß ſie ſeine Ehre retten, und gegen die Willkühr der Regierung ihn vertheidigen, ſeine Sache als die ihrige betrachten ſollten, indem ohne Urtheil und Recht, was ganz konſtitutionswidrig ſei, er ſeiner Stelle entſetzt, und Jahre hindurch nach der eigenmächtigen Verfügung der Regierung unſchuldigerweiſe in einem ſchmähligen Kerker habe ſchmachten müſſen. Wir Deutſche erwarten, daß ſich die Landſtände des betheidigten Hofacker, welcher ſeine Reclamation an die Stände ergehen ließ, annehmen, und im Begriff der — wenn wir wollen — angebornen, in Zeiten der Gefahr aber allein ſchützenden Eigenthümlichkeit des Volkes ihn vertreten werden, ſofern nämlich ſeine Sache Grund hat.

Jenem Beiſpiel eines Verfahrens, von welchem der Regent ſelbſt vielleicht nichts Genaues weiß, welches aber übrigens auch das jetzt emporgehobene Deutſchland an die Ultra-Royaliſten erinnert, folgte gewiſſermaßen der „von Berlepſch,“ ehemaliger Hofrichter, Land- und Schatzrath in Hannover, ein Mann, welcher in einem ſehr großen Publikum als ſehr ehrenwerth betrachtet wird, ein Mann von altem Verdienſt und großen Würden, daher es denn wohl werth der Prüfung iſt: das engliſch-hannöverſche Syſtem hier in Hinſicht des Herrn v. Berlepſch zu unterſuchen. Wir ſelbſt referiren nur; der Leſer entſcheide, ob das Verfahren, wovon hier die Rede iſt, ein Syſtem des Thaues, oder ein Syſtem der feinen Raffinerie, oder des reinen Naturrechts auf die bürgerliche Staatsverfaſſung angewandt ſei. In einer kleinen Schrift, welche unter dem einfachen Titel erſcheint: „Was bedeuten die Landſtände in Hannover?“ und welche das bedeutungsvolle Motto des Shakeſpeare hat: to be, or not to be, that is the queston *) ſcheint Herr von Berlepſch die Landſtände dadurch aufmerkſam machen zu wollen, daß er ſeine eigne Geſchichte, welche er im jetzigen Königreich Hannover erfuhr, unumwunden vorträgt. Dergleichen Beiſpiele können warnen, aufmerkſam machen, und außerdem iſt auch der ganze Hergang der Sache zu anziehend, als daß nicht ein gedrängter Auszug aus jener Schrift hier ſeine Stelle finden ſollte.

---

*) Seyn, oder nicht ſeyn, – das iſt die Frage. Hamlet. Act 3. Scene 1.

Ehe wir den Auszug ſelbſt liefern, bemerken wir denen, welchen die frühern Verhandlungen der Sache vielleicht nur der Benennung nach bekannt ſind, hier noch, daß Herr von Berlepſch nicht etwa als ein Betheidigter, welcher durch ſeine laute Rede höhern Orts beſchwichtigt zu werden ſucht, wie es deren ſo manche giebt, erſcheint. Denn er bedarf, ſo viel wir wiſſen, nach ſeiner äußern Lage deſſen nicht. Nur die Ehrenrettung, die Begriffe von Vaterland und Recht des Bürgers in dem Vaterlande ſcheint er feſt in das Auge gefaßt zu haben, und verfolgt dieſe Rechte mit einer Freimüthigkeit, welche nicht unwerth der Beachtung iſt.

Jetzt wollen wir hören, was er ſelbſt ſagt.

„Ich habe mich in der Eigenſchaft eines verfaſſungsmäßigen Vertreters der Calenberg-Göttingiſchen Unterthanen ihrer pflichtmäßig angenommen. Mein Landſtändiſches Beſtreben iſt dahin gegangen, eine franzöſiſche Invaſion in mein beſonderes Vaterland zu hintertreiben, dann zu mildern. — Wegen dieſes Betragens, wegen einer politiſchen Meinung, die ſich die Calenbergiſche, Land und Ritterſchaft angeeignet hat, welche die Bentheimiſchen Landſtände practiſch gemacht, und die von der Regierung in Hannover gebilligt worden iſt, bin ich 1796 meiner Staatsämter, eines Präſidenten eines Juſtizgerichts, und eines Land- und Schatzraths ohne juſtizmäßige Unterſuchung und ohne ritterlichen Spruch, mithin willkührlich, ſpoliativ entſetzt und caſſirt worden. Ich habe alle glimpfliche Wege vorangehn laſſen, um einen verleiteten Regenten aus dem Labyrinthe zu ziehen, worin ihn einige gegen mich gehäſſig geſinnte und zugleich ſtupide Staatsdiener, und eine Familienverbindung verwickelt haben, die ſich mit verächtlichen Mitgliedern der Calenbergſchen Ritterſchaft vereinigt hatten, mich zu ſtürzen. Allein meine Bemühungen waren vergebens.“

„Publicität, und die Juſtizpflege bei dem, leider eingegangnen Kammergericht zu Wetzlar, — dieſem Palladium deutſcher Freiheit, ohne welches ſie nur ein leerer Schall ohne Sinn und Verſtand iſt, — haben mir gewährt, was zu erwarten war, daß Kammergericht verurtheilte — welcher Stolz für Deutſchland! — den mächtigſten europäiſchen Regenten mittelſt unbedingten Mandats vom 30ſten

Januar 1798 mich, bei Vermeidung einer Strafe von zehn Mark löthigen Goldes, in meine Staatsämter ſofort wieder einzuſetzen, und mir meine Beſoldungen und Dienſt-Utilien ſowohl für die Vergangenheit als Zukunft auszuzahlen. Als dieſes Erkenntniß zum Vollzug gebracht werden ſollte, verbannte mich die hannöverſche Regierung, welche bei dem Regensburger Reichstage die gefährlichen Regierungsſätze dahin aufgeſtellt hatte, *daß ſie befugt ſei, die Staatsdiener, Landſtände und landſchaftlichen Bedienten nach Willkühr, wie Lohnlakein; abzuſetzen und cabinetsmäßig zu verbannen*, aus meinem Vaterlande, vermöge höchſter, landesherrlicher Macht und Polizeygewalt. Dieſe Landesverbannung ward nachher von dem Reichskammergericht 1799 caſſirt, und ein Schutzmandat auf den König von Preußen erkannt und abgelaſſen. Dieſes ward in Berlin angenommen.

„Mein Schutzherr ließ nach Hannover ſchreiben, gab ſeinen Geſandten in London auf, die nöthigen Vorſtellungen zu machen, und mißbilligte die Schritte der hannöverſchen Regierung gegen mich in Wetzlar und Regensburg. — Späterhin erließ meinetwegen mein hoher Protector folgende Kabinetsordre: (vom 7ten Juni 1806.) *)

„Mein lieber ꝛc. von der Schulenburg! Der bekannte Churhannöverſche, ehemalige Hofrichter und Landſchatzrath von Berlepſch hat mir wiederholentlich ſeine Dienſte in den Hannöverſchen Landen angeboten. Seine Wiedereinſetzung in ſeine vormaligen Stellen dürfte indeſſen des Eindrucks wegen, nicht räthlich ſein. Dagegen hat ſich derſelbe als ein Mann von ausgebreiteten und allgemeinen Kenntniſſen, und von gründlicher Kenntniß der Verfaſſung ſeines Vaterlandes insbeſondere ausgezeichnet. Er hat ſich bei der Gelegenheit, als von den Reichsgerichten, wegen der Wiedereinſetzung in ſeinen Poſten, die Execution von mir vollſtreckt werden ſollte, mit muſterhafter Ergebung in meine Maasregeln betragen; immer ſich als einen eifrigen Anhänger meiner Regierung ge-

---

*) Zu jener Zeit, wo Hannover an Preußen überlaſſen war, und der Miniſter, Schulenburg-Kehnert, es in Beſitz nahm und organiſirte.

zeigt, und endlich durch ſeine jüngſte Druckſchrift, über die Preußiſche Beſitznahme von Hannover, nicht nur ſeine Anhänglichkeit an ſein Vaterland und an die Preußiſche Monarchie, von der es jetzt einen weſentlichen Beſtandtheil ausmacht, auf's neue beſtätigt; ſondern auch durch Berichtigung ungünſtiger Vorurtheile beiden einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. Ich finde es bei allen dieſen Umſtänden ſehr rathſam, von ſo vielem guten Willen, Kraft und Kenntniß Gebrauch zu machen, und fordre Euch auf, mir Euer Gutachten darüber zu geben, auf welche Weiſe der v. Berlepſch alſobald zum Dienſt in den Hannöverſchen Landen angeſtellt werden könne.“

Mittelſt Kabinetsordre vom 1. Juli 1806 befahl der König von Preußen, daß dem v. Berlepſch die rückſtändigen Beſoldungen und Dienſt-Utilien ausgezahlt werden ſollten, und hob nicht minder die Verbannung deſſelben aus ſeinem Vaterlande auf. Als nach der Schlacht von Jena das Land Hannover in franzöſiſche Macht und Gewalt gefallen war, und darin blieb, wurde ſpäterhin die neue

Regierung zu Caſſel auf ihn, als einen ſehr brauchbaren Mann, aufmerkſam; denn in dem ganzen interimiſtiſchen Verwaltungsweſen hatte er gut gewirkt, und war zum Reichsſtand im Fulda-Departement erwählt worden. Wiederholt wurde ihm durch das damalige weſtphäliſche Miniſterium daher die Präfectur des Fulda-Departements angetragen; er lehnte es ab, ſie anzunehmen. Im Herbſt 1808 ließ er aber ſich beſtimmen, die Präfectur des Werra-Departements um deswillen zu übernehmen, weil ſein Grundeigenthum gefährdet werden konnte, wenn er dem Staat ſeine Dienſte noch länger vorenthalte. Daß der v. Berlepſch die Präfectur dieſes Departements, welches nach ſeinem Ausdruck „das Höllen-Departement“ genannt wurde, zur Zufriedenheit der Unterthanen verwaltet haben müſſe, gehet daraus hervor, weil, als der König von Weſtphalen gegen die Meinung des Miniſters Wolfrath ihn zum Staatsrath in der Finanzſection ernannte, im Monat Auguſt 1809 die Stadt Marburg mit einer Petition einkam, deren Inhalt dahin ging, ihren Präfect ihnen zu laſſen. dieſes Geſuch wurde abgeſchlagen, und Herr v. Berlepſch trat in den Staatsrath.

Es iſt ganz unleugbar, und öffentlich beurkundet, daß Herr v. Berlepſch als weſtphäliſcher Staatsrath die Gelegenheiten aufgeſucht hat, manches Schwere von dem, dem Königreich Weſtphalen einverleibten Theil Hannovers abzuwenden, und er ſelbſt bemerkt: „hätte ich anders gedacht und gehandelt, ſo konnte ich bei zwei, ſich mir dargebotenen Gelegenheiten meine liquide Forderung an den Hannöverſchen Staat, von 41,549 Rthlr. Gold, erhalten.“

Nachdem die Franzoſen in dem deutſchen Befreiungskriege daſſelbe hatten räumen müſſen, nahm auch England ſein Hannover wieder in Beſitz, und Herr v. Berlepſch lebte jetzt in Göttingen. Ein Sohn von ihm wurde in der Hannöverſchen Legion als Officier ſogleich angeſtellt, und in einem Schreiben des Vaters hierüber, an den General v. d. Decken, bemerkte der Herr v. Berlepſch, wie er dem Herzog von Cambridge ſeine Aufwartung zu machen wünſche. In der Antwort wurde dieſer Punct ganz und gar übergangen, und eben ſo bemerkt er, daß ihm eine Warnung zugekommen ſey, demjenigen nicht zu trauen, der das Heft der Civilverwaltung von Hannover in Händen habe. — Herr v. Berlepſch wandte ſich daher an ſeinen frühern Schutzherrn, den König von Preußen, welcher ſich damals in Wien befand, rief ihm in der Vorſtellung die frühern Verhandlungen in das Gedächtniß zurück, und bat am Schluß den König „um Verwendung in London, daß der ihm bekannte Rechtsſtreit mittelſt eines anſtändigen Abkommens der Vergeſſenheit übergeben werde.“

Hierauf erhielt Herr v. Berlepſch durch den preußiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Fürſt Hardenberg, ein Schreiben vom 27ſten November 1814, worin derſelbe ſagt: daß auf dem Kongreß der Berlepſche Prozeß gegen Churhannover ſchwerlich zur Sprache kommen werde, daß man aber preußiſcher Seits ſehr gern bereit ſey, ſeinen, desfalls zu erkennen zu gebenden Wünſchen in der Folge nach Möglichkeit zu entſprechen. —

Im November 1814 wurde auf dem Lehngute des Herrn v. Berlepſch, Bonnaforth, eine Vorladung zum Landtage in Hannover präſentirt, und da er ſelbſt wegen der Verbannung, die Hannöverſcher Seits noch nicht ausdrücklich wieder aufgehoben war, Anſtand nahm, perſönlich zu erſcheinen, ſelbſt wenn ihm nur der Zutritt bey Hofe wäre verweigert worden, ſo fragte er in dieſer Hinſicht erſt bei dem

Kabinetsminiſterium an. Er erhielt hierauf gar keine Antwort, erfuhr aber bald darauf auf eine halb officielle Art, daß das Miniſterium zu Hannover ihm abſichtlich keine ertheilt habe, und daß man ihm ſolche auch nicht, ohne daß man höhern Orts darüber angefragt, und eine Beſtimmung desfalls erfolgt ſey, beifällig habe ertheilen können, da man ſeinen Aufenthalt in Göttingen allenfalls habe ignoriren mögen, allein nicht ſo ſeine Erſcheinung in der Reſidenz und bei einer ſo feierlichen Gelegenheit, als der Landtag ſey. Zur Einholung jener Verfügung ſey übrigens die Zeit zu beſchränkt geweſen. —

Hiernach alſo war mit deutlichen Worten die frühere Verbannung des Herrn v. Berlepſch beſtätigt, und mit Bezug auf Art. XVI. des Pariſer Friedens vom 30ſten May 1814, zeigte er dieſen Vorfall, als eine Störung jener Beſchlüſſe, dem preußiſchen Hofe an. Er iſt der Meinung, wie es mehr als wahrſcheinlich ſey, daß die preußiſche Geſandtſchaft am Wiener Kongreß dieſes Promemoria zur Wiſſenſchaft und Kenntniß des Grafen Münſter (Hannöverſcher Geſandter) gebracht habe. Alles blieb aber auf ſich beruhen, und nachdem durch die Bundesacte vom 8ten

Juni 1815 dem Herrn v. Berlepſch klar wurde, daß in dieſer Verſammlung ſeine Klage kein Gehör finden werde, ſo wandte er ſich an den Prinz Regent von England. Er ſagt in dieſer Vorſtellung vom 12ten Juni 1815. die mitunter deutlichen Aufſchluß darüber giebt, warum man Engliſch-Hannöverſcher Seits ſo ſtrenge, ſo unbeugſam gegen Herrn v. Berlepſch verfuhr, folgendes:

„Ich nähere mich dem Abend meines Lebens, und Ew. Königl. Hoheit mit dem Gefühl eines reinen, guten Gewiſſens. Thatſachen zeugen von meinem untadelhaften Lebenswandel in einer Periode der Weltgeſchichte, in welcher man Gelegenheit hatte, die Menſchen kennen zu lernen. — Ich, ein geborner Hannoveraner — habe eine lange Reihe von Jahren im Dienſte meines Vaterlandes geſtanden. Glänzende Anerbietungen fremder Dienſte ſind von mir aus Liebe zu demſelben, ausgeſchlagen worden. — Verdient die Handlung eine Ahndung, alles nur Denkbare aufgeboten zu haben, um entweder eine franzöſiſche Invaſion von dem Hannöverſchen zu entfernen, oder ſie zu mildern; ſo bin ich ſchuldig. — Um ſein Vaterland vor einer feindlichen und noch mehr, vor einer franzöſiſchen, revolutionairen Invaſion zu ſchützen, kann keiner, zumal wenn er Volksrepräſentant iſt, wie ich es war, zu viel thun. Darin würde doch höchſtens dasjenige beſtehn, was mir die unangenehmſten Folgen zugezogen hat; ob ich gleich ſchon im Auguſt 1794 dasjenige vorgeſchlagen habe, was demnächſt Deutſchland gerettet, und es gegenwärtig ſchützen wird. Dennoch bin ich vor mehr als 19 Jahren meiner Staatsämter ohne Urtheil und Recht entſetzt worden. Ich bin keiner einzigen Verletzung meiner Dienſtpflichten beſchuldigt. — — Zu meiner nicht geringen Beruhigung hatte ich mehrere Monate früher dasjenige, mit einer nicht geringen Gefahr für meine perſönliche Sicherheit, öffentlich durch den Druck geäußert, was demnächſt Se. Majeſtät, der König von England als Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg, an ſeine deutſchen Geſandtſchaften unter den 11ten November 1803, ergehen ließ, nämlich, daß die deutſchen Staaten der engliſchen Krone durch gemachte Schulden in Metallwerth verwandelt, nicht nach Frankreich ausgeführt werden ſollten, wie ich dieſe Bemerkung längſt vorher hatte drucken laſſen. Nach dem entſtandenen Königreich Weſtphalen blieb dem redlich geſinnten Deutſchen nichts anders zu thun übrig, als mit Weisheit und ſtandhaften Character den Zuſtand der Unterthanen zu mildern, und dasjenige, was noch zu ſichern war, auf glücklichere Zeiten zu erhalten. — — — Welche Wirkung meine, gegen die Regierung in Hannover bewieſene Discretion und Delikateſſe hervorgebracht hat, geht aus dieſem Promemoria vom 9ten December 1814 (eine Darſtellung an den Fürſt Hardenberg) hervor. Ich bin alſo aus meinem beſondern Vaterlande, den Hannöverſchen Staaten, noch immer verbannt, und von der Ehre ausgeſchloſſen. ꝛc. Meine Lage iſt noch immer, und zwar dermaßen dieſelbe, daß ich dem hannöverſchen Staat durch meinen Rechtsſtreit, welchen die Regierung zu Hannover als eine Nichtigkeit anſieht, und mir daher die Folgen des Erſtrittenen verſagt, eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes erhalten habe, die ohne dieſen, von mir gewonnenen reichsgerichtlichen Prozeß verloren gegangen ſeyn würde. Dieſer Fall iſt wirklich einzig in ſeiner Art. Ich bin zu beſcheiden, um die Reſultate zu entwickeln, welche ſich aus demſelben ungeſucht ergeben. Soll dieſes nach ſeinem ganzen Umfang dargelegte Verhältniß noch länger ſtatt finden? Die Beantwortung und Erledigung dieſer Frage überlaſſe ich der Weisheit, der Gerechtigkeit und der Humanität, welche Eigenſchaften ſich ſo glücklich und vorzüglich in der geheiligten Perſon Ew. K. H. vereinigen, gänzlich. Ich unterwerfe mich Allerhöchſt-Dero Beſchluß um ſo mehr, da man einen Menſchen nicht nach einer ſeiner Handlungen, ſondern nach ſeinem ganzen, politiſchen und bürgerlichen Lebenslauf zu beurtheilen pflegt. Nur muß ich mir die Erlaubniß vorbehalten, den von Ew. K. H. zu faſſenden Entſchluß öffentlich bekannt zu machen. Ich bin dieſe Bekanntmachung dem Publikum um ſo mehr ſchuldig, da es an mein hartes, unverdientes Schickſal einen oft erneuerten, lebhaften Antheil genommen, und da Se. Maj. der König von Preußen mir die entſcheidendſten Proben Seiner Achtung und Gerechtigkeit zu ertheilen nicht angeſtanden hat, ſobald er dieſe Geſinnungen mit ſeiner Regenten-Weisheit verbinden konnte. Der öffentlichen Meinung, die den mächtigen Monarchen auf dem Thron, wie den niedrigſten Unterthan in ſeiner Hütte erreicht, bin ich den eben gedachten Beweis meiner Dankbarkeit und meiner hohen Achtung ſchuldig.“ —

Dieſes Schreiben kam dem Graf v. Münſter in Frankfurt am Main zu Händen, als er ſich von Wien nach London begab. Herr v. Berlepſch erhielt gar keine Antwort, und ſprach am 17ten September 1815 den Graf Münſter, welcher von London zurückgekehrt war, ſelbſt. Dieſer äußerte ihm: da er ſo lange aus Deutſchland entfernt gelebt habe, ſo ſei ihm der Zuſammenhang der Sache nicht mehr bekannt. Er ſei daher beauftragt, von Hannover aus dem Prinz Regent über die Sache des Herrn v. Berlepſch einen Bericht abzuſtatten. H. v. B. erwiederte ihm hierauf: daß er, der Miniſter, auf die Art ſich eine kleine Bibliothek anſchaffen müſſe, wenn er dem, ihm gewordenen Auftrag genügen wolle. — Er faßte ſich nachher in Geduld, und erſt nach fünf Monaten begehrte er Beſcheidung. In dieſem Geſuch um endliche Beſcheidung ſagt Herr v. B. „es können keine wahren Landſtände und keine bürgerliche und perſönliche Freiheit in unſerm beſondern Vaterlande exiſtiren, ſo lange meine Rechtsſache nicht practiſch beendigt iſt. Sie liegt zwiſchen dem „Sein oder Nicht ſein„ in der Mitte. Kann man einem Landſtande ſeine Landſtandſchaft, welche die Befugniß, zu wählen und gewählt zu werden, in ſich ſchließt, ohne Urtheil und Recht entziehen, ſo giebt es keine wahren Landſtände und keine Sicherheit für Eigenthum; kann ein Richter ſeiner Amtsſtelle willkührlich entſetzt werden, ſo hört die bürgerliche Freiheit, deren Wächter die Richter ſind, auf; und kann ein Vaſall aus dem Kabinet des Königs verbannt werden, ſo findet keine Protection des Lehnsherrn ſtatt; es hört mithin der Lehnscontract und das Lehnsverhältniß auf.“

Auch hierauf wurde dem Herrn v. B. keine definitive Beſcheidung, vielmehr iſt er nach ſeinem Bemerk damit hingehalten, daß die Acten noch in London lägen, und die Verweiſung aus dem Hanöverſchen Lande iſt gegen ihn dadurch von neuem ausgeſprochen, daß bei einer Vorladung zu Lehnsmuthung die Worte, „in Perſon oder“ ausgeſtrichen worden. Er hat ſich von neuem an den Berliner Hof, welchem früherhin die Execution aufgetragen war, durch die höchſten Reichsgerichte, gewendet, und wird den Erfolg ſeiner Bemühungen, worin er gewiß nicht läſſig iſt, ohnfehlbar dem Publikum darlegen. —

Ohne über das Verhältniß der Sache ſelbſt, welches zwiſchen dem Herrn v. B. und der Regierung von Hannover ſtatt findet, uns einlaſſen zu können und einlaſſen zu wollen, indem es ein zu kitzlicher Punct iſt, das Auffallende, welches jeder Leſer an ſich bei einem ſolchen, öffentlich dargeſtellten Verfahren findet, noch weiter zu entwickeln, ſo können wir uns doch einiger Bemerkungen, die Sache zwiſchen den ſtreitenden Theilen mag nun ſein, wie ſie will, nicht enthalten, und zwar ſind dieſes allgemeine Bemerkungen, welche ganz Deutſchland betreffen.

Dadurch, daß das ehemalige Reichskammergericht das willkührliche Verfahren der hannöverſchen Regierung gegen den Herrn v. B. aufhob, und jene Regierung zu einem Schadenerſatz verurtheilte, beurkundet ſich der Werth eines ſolchen Gerichts, und in den Völkern deutſcher Union muß der Wunſch immer mehr wieder rege werden, daß ein ſolches Gericht, vor welches jeder deutſche Fürſt von dem betheidigten Deutſchen geladen werden darf, wieder hergeſtellt werde. *)

---

*) Die Frage, ob der Regent unter dem Geſetz ſtehe, hängt immer von dem Geiſt des jedesmaligen Regie-

Die Brittiſche Regierung in Hannover ſchien das Beiſpiel Alexander des Großen, nämlich des Mazedoniers, dadurch nachahmen zu wollen, daß ſie durch einen Schwerdtſtreich den gordiſchen Knoten der deutſchen Reichsverfaſſung zerhieb, indem die reichsgerichtlichen Verfügungen und Erkenntniſſe, ſelbſt die dem König von Preußen, als Churfürſt von Brandenburg, aufgetragene Execution nicht geachtet wurde. — Nach dieſem einzigen Beiſpiel dürfte vielleicht das ehemalige Churfürſtenthum, dermalige Königreich Hannover, nicht ganz herzliche Wünſche für die Erwartung der Deutſchen, in ei-

---

rung ab. Freilich Friedrich der Große ſtand anerkannt unter ſeinem eig'nen Geſetz. Als er ſein Sansſouci erbaute, ſtand ihm zu Ausdehnung des Gartens eine Windmühle entgegen; der Müller aber wollte dieſe Mühle nicht verkaufen. Der König ließ ihn kommen, wollte ſelbſt mit ihm unterhandeln, aber der Müller blieb unwandelbar. „So werde ich ihm die Mühle taxiren und bezahlen laſſen!" rief Friedrich dem Starrkopf zu. — — Da müßte das Kammergericht (nämlich das in Berlin) nicht ſeyn! — — ſagte der Müller. Dem König gefiel dieſe Antwort, er wurde aufmerkſam, und die Mühle blieb ſtehen. —

ner allgemeinen Union der Volksfreiheit ſich erfreuen zu dürfen haben. —

Die Mäßigung, welche Preußen ſchon früher (Anfangs d. J. 1806) in dieſer Sache, wo nach der damaligen Reichsverfaſſung es dem reichskammergerichtlichen Erkenntniß, worin die Execution Preußen aufgetragen war, beobachtete, beweiſet die feine Schonung Preußens für die Reichs- und alſo auch ſtändiſche Verfaſſung. In dieſer Privatſache that der preußiſche Hof alles mögliche, friedlich die Sache in das Gleiche zu bringen, und dieſes einzige Beiſpiel mag ein Beweis davon ſein, — wenn es noch eines Beweiſes bedarf. — Daß das Haus Preußen für die Freiheit und Unabhängigkeit Deutſchlands und der Rechte der Einſaſſen den herrlichſten Willen hat. Dieſer Wille hat Kraft im Gefolge, alſo wird er ausreichen, und zum Ziel gelangen. —

Welches Ziel aber? frägt man hier. — Das Ziel iſt dieſes, daß die Höflinge es einſehen, das Volk ſei nicht blos eine Null, ſie aber der Nenner, — (denn ihr Exempel iſt falſch!) und daß ſie den herrlichen Willen ihrer Souverains, welcher in der großen Verbrüderung der größten Menſchen der lebenden Welt durch Thaten und deren Erfolg für die Ewigkeit ſich ausgeſprochen hat, nicht durch falſche Worte verunſtalten, jetzt, gerade jetzt, wo Deutſchland die Erndte von ſeinem Blutſchweiß von der großen Ausſaat bei Leipzig und Waterloo erwartet und erwarten darf. —

III.

Beſcheidne Wünſche.

Baſedow's Methode, aus dem Menſchen einen Seiltänzer und einen Naturmenſchen zu machen, ſtarb ab, weil die Zöglinge abſtarben, und der große Zenſor, die Natur, das imprimatur versagte. — Unter einer andern Firma tritt die Turnkunſt jetzt in die Schranken. Seit aber das Schießpulver erfunden iſt, haben wir keine Schranken, keine Lanzenbrecher, keine Phalange mehr, ſondern nur, was die gymnaſtiſchen Uebungen betrifft, Kunſtreiter und dergleichen. Bertholt Schwarz hat durch ſeine Erfindung dem Körper Ruhe verſchafft, und das Gehirn hat unterdeß mehr Muße, dem Körper den Rang abzugewinnen zu ſuchen. Möge daher die Uebung der Gewandtheit in der Körperbewegung und in der Ausdauer nicht in eine Spielerei ausarten, die, einmal angefangen, kaum zurückzunehmen iſt, und die im Kriege gegen das Kartätſchenfeuer doch nichts hilft.

Nachahmung liegt in der ganzen Weltbewegung. Die Sonne, welche vielleicht höhern Glutkörpern nachahmt, wird von dem Mond wieder nachgeäfft. Dieſer gute Freund, der ſo oft ſchon beſungen iſt, hat aber nur das Licht, und nicht die Wärme in der Nachahmung aufgefangen. Schlimmer iſt nun noch die Nachahmung bei dem gerühmten Menſchengeſchlecht. Es ahmt auch nach, und in einigen Regionen gar gern. Mögte doch manches Volk lieber ein unbeachtetes Original, als ein Affe ſeyn wollen, zumal, da gewöhnlich das Auffallende, alſo das Fehlerhafte nachgeahmt wird.

Meere, Gebirgsketten, reißende Ströme ſcheiden die Länder, und mit ihnen die Völker. Vom Gebirge nach dem Thal, und von dem Norden zum Süden, von dem Klippenleben bis nach der ſchnellen Beweglichkeit der Ströme und Meere, ſehnt ſich ein jeder in ſeinem kleinen Eigenthum, in ſeinem Beſitz nach Selbſtſtändigkeit, nach öffentlicher Anerkennung ſeines Vertrauens auf ſich ſelbſt, und des Werthes, welchen er ſich beilegen zu dürfen, das wahre, innere, ſtets wieder vorherrſchende Gefühl hat. Dieſe Anſicht iſt die Grundlage der Volksthümlichkeit, welche in neuern Zeiten ſo oft mit falſchen Worten falſch angeprieſen iſt, als wenn ſie ein Theaterpomp ſey. Die Throne würden überall ruhig ſeyn wenn ſie die natürlichen Gränzen des Bezirkes, und die natürlichen Gränzen der menſchlichen Natur fein genügſam in gleiche Erwägung zögen.

Vielleicht wäre es gut, wenn alle Zeichen, die daran erinnern, das wir einen Befreiungskrieg von der franzöſiſchen Knechtſchaft haben mußten, er:

innern. Noch beſſer freylich wäre es, wenn wir überhaupt die acht ſchmachvollen Jahre in den Jahrbüchern der deutſchen Geſchichte ausſtreichen könnten, damit die Nachwelt nichts von der Betäubung, von der Ueberrumpelung unſers Zeitalters erfahre.

Es giebt jetzt eine ganze Parthie Menſchen, welche ſich ſelbſt darüber in das Geſicht ſchlagen mögten, daß ſie Patrioten waren, um der Fußſchemel zu Wiederherſtellung alter Sünden zu ſeyn, um für das Vaterland zu bluten, während dann Ofenhocker, L'hombre-Spieler oder Pflugredner mit dem Lorbeer davon ſchleichen. — Die einmal aufgeregte Zeit des gleichen Verhältniſſes der Koſten kann einen Zorn erwecken, der ſich anders geſtaltet, als in dem frühern Zuſtande die ſpöttelnde, hohnlächelnde Schlaffheit des Bürgerſtandes und des Landmannes ganz unbedingt in Unthätigkeit ausarten mußte, weil Ergebung dieſen Ständen ſchon zur andern Natur geworden war, und der Patriotismus eingeprügelt, nachher eingeſchuppt, eingeſchimpft, das eigne Kraftgefühl aber ausgehungert wurde. Bei einem Rückfall zu dieſer nobeln-Methode dürfte das Uebelbefinden des deutſchen Körpers ein Erbrechen erzeugen, welches die ſogenannten edlen Theile in eine rückgängig-wurmförmige Bewegung ſetzen könnte.

Man hat in Niederſachſen ein Schimpfwort: „Dummerjahn.“ Viele einfach-ſchlichte, nicht begeiſterte Menſchen wünſchen, daß dieſes Schimpfwort doch ja nicht allgemeiner werden mögte!

„Wer den Pabſt zum Vetter hat, der wird Kardinal!“ ſagt das Sprichwort, und ein anderes, plattdeutſches Sprichwort ſagt: „wer den großen Hund zum Pathen hat, der bekommt die Markknochen.“ Bei der Reorganiſirung mancher Theile Deutſchlands will es verlauten, als wenn die Sprichwörter wieder in vieler Leute Munde geläufig würden. Es wäre aber denn doch ſehr zu wünſchen, daß Niemand eine Erinnerung an dieſe Sprichwörter bekäm, und daß das ſchmähliche Wort „Nepotismus“ aus dem Wörterbuch ausgeſtrichen werden könnte.

Ein deutſches Converſations-Lexicon findet jetzt allgemeinen Beifall. Wenn wir denn einmal die fremden Worte einem deutſchen Werk vorhängen wollen, ſo liegt der Wunſch ſehr nahe, daß nun doch auch Jemand ein deutſches Conſervationslexikon ſchreiben mögte.

Der ſüße Zucker wird eingeſchwärzt, damit man nicht an dem verderblichen, jedoch befohlnen Runkelrübenzucker ſich Bauchgrimmen trinke. Ein ſolches aufrichtiges, ächt veritables Conſervationslexikon würde auch eingeſchwärzt werden müſſen, damit die literariſche Acciſe, nämlich die Zenſur, es nicht wegnehme.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß das devete

Salutiren des Soldaten gegen den Officier — außer dem Dienſt — welches allmählig wieder eingeführt wird — ſogleich abgeſchafft werde. Es erinnert an Zeiten, über welche wir hoffentlich hinweg ſind, und welche hoffentlich nicht wiederkehren werden.

Es ſtehet geſchrieben: „gehe hin und laß dir den Bart wachſen.“ Manchmal kann man auch ſagen: „gehe hin, und laß dir das Haupthaar wachſen, weil man dich dann um ſo leichter dabei faſſen kann.“

Napoleon ſchrieb in einem Brief im Jahr 1802 an Touſſaint-Louverture auf St. Domingo: „in allen Ländern, wo wir geweſen ſind, haben wir den Völkern die Freiheit gegeben, welche ſie nicht hatten.“ *) Unter die vielen Aufſchneiderein Napo-

---

*) Wörtlich in der Urſchrift: „dans tous les pays, où

leons ſind dieſe, hier ausgeſprochenen Worte eben nicht zu rechnen. Denn, wenn wir nur das Beiſpiel an Deutſchland nehmen, ſo fühlt dieſes jetzt überall, wo es von franzöſiſchen Herrn durchwandert wurde, eine neue Art von Freiheitsgefühl. Der Himmel gebe nur, daß dieſer Reitz nicht in einen Ueberreitz ausarte.

Der Oberfeldherr der verbündeten Truppen ſagte in ſeiner Proclamation, Pegau den 15ſten October 1813, an die Armeen: „Die wichtigſte Epoche des heiligen Krieges iſt erſchienen, wackere Krieger! Die entſcheidende Stunde ſchlägt, bereitet Euch zum Streite! Das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereint, wird auf dem Schlachtfelde feſter und enger geknüpft. Ruſſen! Preußen! Oeſtreicher! Ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europens, für die Unabhängigkeit

---

nous avons été, nous avons donné aux peuples la liberté, qu'ils n'avoient pas.

Eurer Sache, für die Unſterblichkeit Eurer Namen. — Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit dieſem erhabenen männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entſcheidenden Stunde, und der Sieg iſt Euer!" — Carl, Fürſt zu Schwarzenberg, Feldmarſchall.

Es iſt dieſer Aufruf vielleicht einer der gelungenſten und eindringendſten der neuern Zeit. Er mußte die Krieger ergreifen, und Europa ſchüttelte in dieſer Leipziger Schlacht die ſchmählichen Feſſeln ab. Da wir nun einmal bei dem Wünſchen ſind, ſo drängen ſich jedem guten Deutſchen bei dem Leſen dieſer hiſtoriſchen Notiz aus unſerer Zeitgeſchichte wohl die zwei Wünſche auf: 1) daß das „Alle für Einen! Jeder für Alle!" auch fernerhin erfüllt werden möge; 2) daß überall nicht allein bei Aufrufen, ſondern auch bei andern Gelegenheiten ſo einfach und prunklos als hier den deutſchen Völkern reiner Wein eingeſchenkt werde, und dann werden die deutſchen Völker die letzten Worte jenes Aufrufs: „Der Sieg iſt Euer!" gern und freudig wiederhallen laſſen.

Es wird über Repräſentation, Volksthümlichkeit, und wie das alles heißt, ſo viel geſchrieben und geſchrien, daß man beinahe ein Schaudern dafür bekommen ſollte. Es würde daher beſſer ſeyn, wenn man für dieſen Geßnerſchen Traum ein mehreres thät, oder wenn „nach Anſicht der Unmöglichkeit," und „in Erwägung der frühern Verhältniſſe, der Unthunlichkeit, des Unpaſſenden, und der Ungezogenheit der Begehrenden mit Hinſicht auf die Kononen der Gebietenden" die ganze Sache vorläufig zu den vergeſſenen Träumen geworfen würde, ehe noch beſcheidene Wünſche, unbeſcheiden geäußert, durch Grobheit abgeſchlagen werden.

IV.

Kutuſow von Golenitſchef-Smolenskoi.

Fürſt Kutuſow iſt bekannt geworden in den Annalen der Geſchichte neuerer Zeit, und ſeinem Andenken muß nicht allein Rußland, ſondern auch Deutſchland Ehrenſäulen ſetzen, denn er war der alte Berg, die Wetterwende, woran das franzöſiſche Ungewitter ſich ſchied, und in Waſſer ſich auflöſete. Bei ihm hat es ſich von neuem bewährt, daß, wenn das Vaterland in Gefahr iſt, das Volk am beſten und ſicherſten ſeine Helden, ſeine Retter wählt und begehrt, und ihnen allein blindgläubig, alſo dem Feinde gefährlich, folgt. Die Maſchinen, welche durch Alter, Rang oder Nepotismus aufgedrungen werden, mögen in Zeiten der Ruhe allerdings mit ihren Flittern ſich brüſten dürfen; doch, wenn, wie in dem jetzigen nordiſchen Befreiungskriege Rußland, ganz Rußland den Greis Kutuſow zum Führer, zum Retter begehrte, und wenn er, alt an Jahren, aber jung an Geiſt, dem Ruf des Volkes folgte, einem Rufe, welchem die Regierung vielleicht nur in jener peinlichen Verlegenheit genügte, wenn er, ſo zu ſagen, das Weichbild, die Bannmeile des franzöſiſchen Despotismus und Uebermuthes wurde, ſo iſt er allerdings es werth, unter den Schirmvoigten Europens vor vielen andern beſternten und bebänderten Herren genannt zu werden.

Kutuſow iſt von alt-ruſſiſchem Adel, und ſein Geburtsjahr iſt 1745. Ohne ein bedeutendes Vermögen dem Sohn zuſichern zu können, konnte der Vater ihn daher auch nicht der in Rußland ſehr koſtſpieligen Karriere des vornehmen Civilſtandes übergeben, und darum trat der junge Kutuſow in ſeinem vierzehnten Jahr in den Kriegsdienſt, unter den Linientruppen. — Im Jahr 1761 wurde er zum Officier ernannt, und der Stab war bereits auf dieſen jungen Mann, welcher Luſt, ſich auszubilden hatte, aufmerkſam geworden. Die Soldaten liebten ihn, und ſchon damals that er, ſo weit ſein Wirkungskreis reichte, manches, was das ruſſiſche Fußvolk der neuern Bildung näher bringen konnte. — In früher Jugend machte er, da er bei der activen ruſſiſchen Armee ſtand, einen Theil des dritten ſchleſiſchen, oder ſiebenjährigen Krieges mit, und die neue Kriegsſchule, welche Friedrich des Zweiten nie wieder erreichtes Genie hier der thatenluſtigen Jugend eröffnete, war für Kutuſow von großer Wichtigkeit, von großen Folgen. Sein Geiſt kam mit dem eines größern hierdurch in wichtige Berührung, und es wurden in ihm Anſichten erweckt, welche ohne jenen Krieg vielleicht nie eine Aufregung bekommen gehabt haben würden. Er fühlte ſich kriegsluſtig, und ſtrebte nicht nach äußerer Ehre, aber, militäriſche Talente, welche er in ſeinem emporſtrebenden Geiſt wohl erkannte, entwickeln zu können. — Von Jugend auf liebte er ſein Vaterland mit einer, zuweilen ausſchweifenden Liebe, welche ihn mitunter in Verlegenheiten brachte, die ihm ſpäterhin eine Beſonnenheit gaben, wonach er der berechnete, unwandelbare, unerſchütterliche Mann und Held des Vaterlandes wurde, als welcher er zuletzt erſchien.

Zwar ſagen andere Notizen von ihm, daß er ſeine erſten Feldzüge von 1764 bis 1769 in Polen gemacht habe; allein hundert Zeugen können es beweiſen, daß er von den letzten Acten des ſiebenjährigen Krieges mit einer Beſtimmtheit — auch in ſpätern Jahren — ſprach, die davon überzeugen mußte, daß er ſelbſt an dieſen Feldzügen mit Theil genommen habe. Beſondere Gelegenheit, ſich hier zu zeigen, hatte er freilich nicht, indem in den letzten Zeiten des ſiebenjährigen Krieges die ruſſiſche Armee mehrentheils nur Zuſchauer war. Im Jahr 1773 wurde ihm ſchon ein kleines Korps anvertraut, und in dem damaligen Kriege gegen die Türken half er mit dieſem Korps die Veſte Schimula ſtürmen. Erſt unter Potemkin, ſpäterhin unter Suwarow lernte er den Krieg in großen, und deſſen Führung kennen, und man wurde immer aufmerkſamer auf ihn. Seine perſönliche Tapferkeit in der Gefahr erregte die größte Bewunderung, und ſchon damals ſagte er, wenn man ihm deßfalls Beifallsbezeugungen geben wollte:

„Wenn ich mich gut halte gegen den Feind, das iſt kein Verdienſt, ſondern Pflicht. Wer auf Gott vertraut, und an ein Fatum glaubt, der kann keine Gefahr kennen.“

Als im Jahr 1788 die türkiſche Feſtung Oczakow, am Einfluß des Dniepers in das ſchwarze Meer gelegen, mit ſtürmender Hand von den Ruſſen genommen wurde, — ein Sturm, wie nicht leicht die Kriegsgeſchichten einen ähnlichen aufzuweiſen haben — war Kutuſow mit ſeinem Haufen immer voran, und drang faſt zuerſt in die unglückliche Stadt, welche jetzt der Wuth einer rohen Soldatenmaſſe preis gegeben wurde. Hier bekam er — es war am 18ten Auguſt 1788 — eine Wunde ganz beſonderer Art, eine Wunde, welche beinahe die Ueberzeugung geben muß, ein beſonderes Fatum beſchütze ſeine Günſtlinge. Eine Flintenkugel flog ihm an der rechten Seite des Kopfes durch den Schlaf, und ging auf der linken Seite durch den Kopf wieder durch, ohne ihm für den Augenblick beſondern Schaden zugefügt zu haben. Späterhin war freilich der gänzliche Verluſt des rechten Auges die Folge dieſer ſonderbaren Verwundung.

Er wurde glücklich und bald geheilt. In dem Sturm von Ismael zeichnete er ſich ganz beſonders aus, und bekundete hier ſeine großen Talente als Heerführer. Er wurde zum Generallieutenant ernannt, und ſchlug als ſolcher bei Monaſtywiſchtſche die Türken auf's Haupt. Am Frieden, welcher nachher mit der Pforte eingeleitet wurde, nahm er ſehr thätigen Antheil, und das Kabinet von St. Petersburg lernte hier auch Kutuſows Anlagen für das diplomatiſche Weſen kennen und würdigen. Im polniſchen Kriege erhielt er darauf den Oberbefehl über die erſte Diviſion der Armee von der Ukraine, welche Warſchau mit großem Erfolg einnahm.

Im Jahr 1793 wurde er als ruſſiſcher Großbotſchafter nach Konſtantinopel geſandt, und hier handelte er nicht nur glücklich, gut und treu für das ruſſiſche Kabinet, ſondern es ließ der Feind, der Türke, dem tapfern Kutuſow Gerechtigkeit widerfahren, indem ſeine großen Feldherrn-Talente hier anerkannt wurden, und die Folge hiervon war Achtung, große Achtung der Perſon. Darauf führte er das Generalcommando in Finnland, und als Generalgouverneur von Litthauen lebte er mehrere Jahre in Willna. Während dieſer Zeit der Ruhe war Kutuſow ſehr eifrig damit beſchäftigt, ſich weiter auszubilden. Studium der deutſchen Sprache --- welche er ſpäterhin beſſer und richtiger ſprach und ſchrieb, als viele geborne Deutſche — höhere Mathemathik und Geſchichte waren ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Er ſchämte ſich dabei nicht, ſeine frühere Unkunde zu bekennen, e ſprach vielmehr gern davon, und noch lieber lieſ er ſich belehren. — Kaiſer Paul, in deſſen, au Grillen, Launen, Verwöhnungen und Despotie zuſammengeſetztes Weſen ſich wenige Menſchen finden und in deſſen Gunſt ſich noch wenigere erhalte konnten, ſandte Kutuſow auf den Geſandtſchaftspoſten nach Berlin, von wo Fürſt Repnin abberufe wurde, und während dieſes kurzen Aufenthalts a Berliner Hofe ſammelte Kutuſow Anſichten, welc ſpäterhin ihm ſehr vortheilhaft wurden, denn jen Hof war damals wie eine Prüde zu betrachten, u deren Gunſt ein jeder buhlen zu wollen Luſt ha und die ihren Handel im Stillen treibt.

Hochbetagt zog er ſich ſchon von dem öffen chen Leben zurück, als im Jahr 1805, wo der Krieg zwiſchen Frankreich auf der einen, und Rußland und Oeſtreich auf der andern Seite ausbrach, Kaiſer Alexander von Rußland den alten Kutuſow wieder an die Spitze des erſten ruſſiſchen Corps von 40,000 Mann ſtellte, und ſo zog er denn wieder in das Feld. Er eilte mit ſeiner Maſſe ſo ſchnell als möglich vorwärts, und kam gegen den Inn, traf aber daſelbſt erſt ein, als der öſtreichiſche General Mack die niederbeugende Kapitulation von Ulm eingegangen war. — Schnell beſonnen, zog er das kleine öſtreichiſche Corps unter Kienmeyr an ſich, und hielt dadurch den ſchnellen Andrang der franzöſiſchen Armee glücklich auf. Auf dem rechten Donauufer, wohin er zurück ging, wurde er von den Franzoſen ſehr lebhaft verfolgt, allein er ließ ſich in ſeinen Bewegungen, den Schirmvoigt der herannahenden ruſſiſchen Hauptmacht abzugeben, nicht ſtören. Beſonders ſtand er am 18ten und 19ten November gegen den franzöſiſchen Marſchall Mortier in hitzigem Gefecht, und zwar bei Dürrnſtein. Er warf hier die Franzoſen, und gleich darauf ſandte ihm der Kaiſer von Oeſtreich, die Großthaten dieſes Feldherrn wohl anerkennend, die Inſignien des Großkreuzes des Marien Thereſien-Ordens.

Er kam ſo mit einer wohlgerüſteten, ſtreitluſtigen Armee in Mähren an, und in dem großen Kriegsrath mißrieth er die Schlacht, welche nachher bei Auſterlitz am 2ten December ſich entwickelte; er behauptete nämlich, einen ſolchen Feind könne man nicht beſſer ſchlagen, als wenn man ihm — ſeine eignen Worte — das Land auf einen Präſentirteller zeige. — Seine Meinung wurde verworfen, dennoch aber führte er in jener unglücklichen Schlacht unter den Augen des ruſſiſchen Kaiſers die Hauptmacht mit ſeiner alten, bewährten Tapferkeit. Edel und groß als Sieger war er auch ergeben, ruhig, ſogar ſtolz als Beſiegter. Das bewies er nach der Schlacht von Auſterlitz bei mehrern Gelegenheiten. Der ſchnelle Friedensſchluß Oeſtreichs war durchaus nicht nach ſeinem Sinn, und er meinte, wenn er jetzt zu beſtimmen hätte, ſo würde er in dem letzten Dorfe der heimiſchen Lande erſt halt machen, um von da ab eine Hetzjagd zu machen, über welche ganz Europa lachen ſollte! — Ein franzöſiſcher, gefangener Obriſt wünſchte den General Kutuſow zu ſprechen; die Adjudantur ſcheuete ſich, ihn jetzt, nach dem Verluſt der Schlacht zu melden. Zögernd wagte es endlich ein Adjudant. — Woher die Beſorgniß? — ſagte Kutuſow; — kann der Arme, kann ich Unglücklicher dafür, daß die Natur Rußland dem allzuſtolzen Frankreich gegenüber geſtellt hat? — Und er ſprach mit dem Obriſt. — Jenes „ich Unglücklicher“ kam daher, weil in der Schlacht von Auſterlitz ihm ſein Schwiegerſohn, ein junger Mann, den er wie ſein einziges Kind liebte, gefallen war. — Er ſelbſt wurde in dieſer Schlacht durch einen Streifſchuß leicht am Arm verwundet, doch achtete er die Wunde ſehr wenig.

In dem nachherigen Türkenkriege erhielt er von Kaiſer Alexander den Auftrag, den Kampf an der Donau zu beenden. Es war dies' im Jahr 1808, wo er zum Befehlshaber der Moldau-Armee ernannt wurde, und mit welchem guten Erfolg er hier handelte, das beweiſen die Geſchichtsblätter jener Zeit. Am 22ſten Junius 1811 ſchlug er die Türken bei Ruſchtſchuck auf das Haupt, und als Gouverneur von Kiew ſchien er dann ſeine letzten Tage in ſtiller, anſtändiger Ruhe verleben zu ſollen.

Die Waffenmacht Frankreichs, welche Napoleon gebildet hatte, konnte, nachdem Italien in Beſitz genommen, Spanien entnervt, Deutſchland theils gedemüthigt, theils zur Kolonie gemacht war, ein Reich wie Rußland auf dem feſten Lande von Europa nicht dulden, und begehrte, es nach Aſien hin zu werfen. Der Grund zu einem Kriege iſt leicht gefunden, und mit einem Heer, wie es Frankreich nie größer, ſchöner beſſer gerüſtet und kriegsluſtiger in das Feld geſtellt hatte, bedrohete Napoleon die ruſſiſchen Gränzen. Die erſten Verſuche ruſſiſchen Widerſtandes mißglückten, und man konnte um ſo weniger dieſer ungeheuren franzöſiſchen Macht bedeutende Streitkräfte entgegen ſtellen, weil damals durch den Krieg mit den Türken die Armee von der Moldau ſich noch beſchäftigt fand. Zug auf Zug rückten die Truppen Napoleons in Rußland vor, und Barclai de Tolly, welcher durch ſein, gewiß ſehr berechnetes Zurückziehn doch zuletzt den Soldaten ermüdete, und die Unzufriedenheit des Kabinets erregte, wünſchte ſich ſelbſt von einem Poſten, der ihn nur in Trauer und Verlegenheit bringen, ſeinen Feldherrnruf nur zerſtören konnte. Jetzt fehlte es an einem hohen Haupt zu Ermuthigung, neuer Belebung der Armee, und dieſes Haupt war der ſiebzigjährige Greis Kutuſow, erbeten und gewünſcht von der Armee, aufgefordert von ſeinem Kaiſer; wer hätte bei ſo viel Anregungen dem Eifer für das Vaterland ſich entziehen mögen!

Er hatte vorhin in Podolien und Volhynien das gegen Oeſtereich aufgeſtellte Obſervationscorps befehligt; jetzt, im Auguſt, übernahm er nun zu der großen Freude des Heeres den Oberbefehl, und fing ſeine Führung ſogleich damit an, daß er das Verfahren ſeines Vorgängers, Barclay laut und öffentlich überall, wo ſich Gelegenheit dazu fand, rühmte, und daß er erklärte, wie dieſes Siſtem, ſich zurück zu ziehn, nothwendig, weiſe, und einzig rettend geweſen ſey. — Der Erzprieſter in Kaſan hatte ihn zu ſeinem großen Unternehmen eingeſegnet, und in der Metropolitankirche ihm das Bild der Mutter Gottes an die Bruſt gehängt. Volk und Armee betrachtete ihn nun als ihren Schutzheiligen, deſſen Befehlen man unbedingt folgen müſſe, weil ſie zum Heil führten. Ueberall, wo der Greis durchzog, wurde er verehrt wie ein höheres Weſen. In Moskau nahm er mit dem Gouverneur, Graf Roſtopſchin, jene Verabredung, deren Ausführung allein Rußland von einem unwürdigen Friedensſchluß retten konnte, und am 29ſten Auguſt kam er in dem Hauptquartier, Czarewo-Czalomiczi an; Barclay und Bagration räumten gern dem Würdigern, dem Erbetenen den erſten Platz ein. Kutuſow fand die Stellung der ruſſiſchen Armee den großen Plänen, welche er mit in das Feld brachte, nicht angemeſſen; er machte andere Bewegungen, und bei Moſaisk, (von den Ruſſen die Schlacht bei Borodino genannt) kam es zu einem mörderiſchen Handgemenge. Mit der Ruhe, welche den ergrauten Helden ſchmückt, brach Kutuſow, nachdem die Schlacht 10 Stunden gewüthet hatte, ſie ab, als er ſah, daß alle Anſtrengung, hier einen Sieg erringen zu wollen, nur Thorheit geweſen wär, und er brach nach Moskau hin auf, damit der Feind dorthin ihm folgen möchte.

In ſtiller Ruhe und großer Ordnung defilirten ſeine Truppen, er an ihrer Spitze durch das befürchtende, zitternde Moskau, und die Franzoſen folgten ihm auch auf den Ferſen. Mit Roſtopſchin wohl einverſtanden, nahm er etwa dreißig Werſte jenſeits Moskau eine feſte Stellung ein, und erwartete ruhig, Nutzen von den Uebereilungen des ſiegestrunkenen Feindes zu ziehn. Der Erfolg rechtfertigte ſein Beginnen. Moskau brannte, und vierzehn Nächte hindurch erleuchtete der Wiederſchein der Glut am Himmel die Lagerſtätten der zürnenden, ruſſiſchen Armee. Kutuſow blieb ruhig, als er ſich bei Tula und Kaluga aufgeſtellt hatte, während Napoleon der Meinung geweſen war, der alte Schlaukopf, wie er ihn nannte, würde ſich nach Aſien hin gewandt haben.

Moskau, oder vielmehr die Brandſtätte von Moskau mußte jetzt von der franzöſiſchen Armee verlaſſen werden, das war klar, und der ſchlaue Kutuſow richtete nun alles darnach ein, dem Feind dann erſt gefährlich zu werden, wenn er durch Hunger, Mangel aller Art und Froſt gezwungen, den Rückzug antreten mußte. Napoleon ſelbſt ſagte es frei, daß er einen ganz andern Gegner vor ſich ſehe, ſeit Kutuſow an der Spitze der ruſſiſchen Armee ſtehe, und ein hoher General, welcher ihm ein Prognoſtikon ſtellte, wäre beinahe in Ungnade gefallen. Er ſagte ihm hier nämlich, „die Einäugigen ſchienen ihm gefährlich zu ſeyn; der einäugige Nelſon habe bei Trafalgar die franzöſiſche Seemacht vernichtet; jetzt ſcheine der einäugige Kutuſow in den ruſſiſchen Steppen die franzöſiſche Landmacht vernichten zu wollen.“

Da nun Kutuſow bei ſeinem Entſchluß ausharrte, mochte auch die Umgegend in dieſem Augenblick erſeufzen, ſo ſah ſich Napoleon endlich genöthigt, den Graf Lauriſton, der ehemals franzöſiſcher Geſandter an dem Petersburger Hofe geweſen war, in das ruſſiſche Lager zu ſenden, anſcheinend, um wegen Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln, eigentlich aber, um einen Frieden einzuleiten. Kutuſow benahm ſich hier mit vieler Würde, und ſagte, als er die Unterredung abbrach:

„An die geringſte Unterhandlung, auch der Gefangenen wegen iſt nicht zu denken, ſo lange noch ein einziger Mann der Franzoſen und ihrer Verbündeten auf ruſſiſchem Boden iſt."

Bald darauf wurde noch einmal Lauriſton in das ruſſiſche Lager geſandt mit einem eigenhändigen Brief Napoleons, welcher an den ruſſiſchen Kaiſer abgeſchickt werden ſolle, und der Geſandte hatte zugleich Vorſchläge wegen eines Waffenſtillſtandes. Kutuſow erwiederte: „Der Brief ſoll befördert werden; allein unſer Monarch ſowohl wie jeder Ruſſe wird jetzt an keine Unterhandlung denken. Für uns fängt der Krieg jetzt erſt an."— Dies ſagte er, wohl berechnet, nachdem Moskau und eine Gegend von mehr als funfzig deutſchen Meilen verödet und verwüſtet waren. — Durch dieſe Unterhandlungen, welche Kutuſow übrigens nie ganz abbrach, gewann er den Vortheil, daß die Jahrszeit immer peinlicher wurde, und die natürliche Stärke der ruſſiſchen Armee gewann hiernach immer mehr und mehr, je verzweifelter die Lage der franzöſiſchen Maſſen ward.

Als nun endlich Napoleon, jedoch wie ſich von ſelbſt verſteht, mit falſchen Vorſchiebungen einzelner Corps von Moskau aufbrach, um die Weichſel wenigſtens noch glücklich zu gewinnen, ließ Kutuſow ſich durch die Bewegungen des Truges nicht täuſchen, ſondern im Flankenmarſch rückte er nach, und bei Tarutino überfiel ſein rechter Flügel die franzöſiſche Reiterei, warf ſie, und vernichtete einen großen Theil derſelben. Bei Malo-Jaroslawetz warf ſich Napoleons Hauptmacht auf den linken Flügel der ruſſiſchen Armee, um ihn zu werfen, und dadurch den Rückzug auf Smolensk zu ſichern und zu ſchützen; allein hier entwickelte der alte Kutuſow von neuem ein großes, kriegeriſches Talent. Nicht einmal ſein Generalſtab war in den von ihm lange vorbereiteten Plan eingeweiht, und obſchon mancher über die Bewegungen und Märſche der ruſſiſchen Armee den

Kopf ſchüttelte, ſo hatte er doch durch einen ſehr geſchickten Flankenmarſch die Gegend von Smolensk bereits gewonnen, ehe Napoleon über Krasnoe dort ankommen konnte. Früherhin hatte Napoleon die ruſſiſche Armee nicht engagiren können, jetzt bot Kutuſow die Schlacht an, welche nicht vermieden werden konnte, und in den Kriegesannalen iſt dieſe Truppenbewegung um deswillen ſelten, weil die beiderſeitigen Armeen die entgegengeſetzten Fronten jetzt hatten. Kutuſow nämlich hatte die Front gegen Rußlands Herz, und Napoleon die Front gegen Frankreich. Wenn auch das Sprichwort ſagt, man müſſe dem fliehenden Feinde goldne Brücken bauen, ſo ſchien doch Kutuſow keine beſondere Luſt zu haben, davon Gebrauch machen zu wollen. Der Krieg hatte als ein Vernichtungskrieg angefangen, und ſollte als ſolcher beendet werden.

Am 18ten und 19ten November erreichte er ſeinen Zweck, denn er ſchlug die Franzoſen in verſchiedenen Abtheilungen auf das Haupt. Die Beute, welche er machte, war ungeheuer. Die Corps des Prinz Eckmühl und des Fürſt von Elchingen waren ſo gut als vernichtet zu betrachten, und 20,000 Gefangene, worunter vier Generale und viele Oberefficiere waren, der Erwerb dieſer glorreichen Tage. — Außerdem aber wurden in beiden Schlachtentagen zuſammen 110 Kanonen erbeutet, und da die ganze Bagage der hohen Anführer in die Hände der ruſſiſchen Truppen gefallen war, ſo wurde mancher Koſack, mancher ruſſiſche Leibeigne auf einmal ein reicher Mann. Die erbeuteten franzöſiſchen Adler ließ er vor den aufgeſtellten Garden ſenken, und ſandte ſie dann nach Petersburg an den ruſſiſchen Kaiſer.

Kaiſer Alexander war über die Waffenthaten ſeines Feldherrn hocherfreut, und eben ſo das harrende, ruſſiſche Volk. Jener ernannte Kutuſow jetzt zum Fürſt Smolenskoy, und ertheilte ihm die Inſignien des erſten höchſten ruſſiſchen Ordens.

Kutuſow, ſeinen geraden, wohl berechneten Gang gehend, verfolgte den fliehenden Feind nur langſam, weil er wohl wußte, welches Schickſal denſelben an dem Ufer der Berezina erwarten und treffen müſſe. So kam er denn in Willna an, wo ſein Kaiſer ihn empfing. Der menſchenfreundliche, liebevolle Alexander nahm den greiſen Helden, den eigentlichen Retter des Vaterlandes, auch mit den äußern Zeichen der Achtung auf, welche dem Erfolg ſeiner Thaten, und ſeinem Waffenruhm gebührten; — bei all' den großen Ehrenbezeugungen blieb Kutuſow immer der beſcheidene Unterthan.

Der Feind, der Franzoſe verließ jetzt die ruſſiſchen Gränzen, und mußte ſie verlaſſen. Hier mißrieth nun Kutuſow die Fortſetzung des Krieges, die Eröffnung eines neuen Feldzuges, aus Gründen, welche vielleicht ſehr in der Wahrheit des ruſſiſchen, nothwendigen Siſtems beruhen. Allein er wurde überſtimmt, und der neue Feldzug, welcher zu vermeiden geweſen wäre, begann.

In dieſem Feldzuge übernahm Kutuſow, ohnerachtet er ſeine Körperkräfte ſehr geſchwächt fühlte, dennoch, der Aufforderung ſeines Kaiſers gemäß, den Oberbefehl dieſſeits der Gränzen des ruſſiſchen Reiches, und ſetzte ſein greiſes Haupt den Ermüdungen des Krieges aus. Der Befreiungskrieg Deutſchlands begann, und das Vorrücken der ruſſiſchen Armee war ihm erfreuend, herzerhebend, weil überall, wo die Macht ſich ausbreitete, befreite Sclaven ihren Rettern in die Arme eilten, denn bis an die Ufer der Weichſel hatte Napoleons Deſpotenarm gereicht. Das letzte was er that, man kann es ſeinen Schwanengeſang nennen, war, daß er bei dem Eintritt in Deutſchland eine begeiſternde Proclamation an die Völker Europa's verbreitete.

Er hatte es für zu gewagt gehalten gehabt, die Franzoſen über die Gränzen des ruſſiſchen Reiches hinaus zu verfolgen, wahrſcheinlich wohl, weil dem greiſen Körper zuletzt die feurige, kühne Verwegenheit, welche die Jugend beſeelt, abgehn mußte, demohnerachtet aber folgte er, ſo lange ſeine Kräfte es zuließen, dem Ruf des Vaterlandes. Nicht Eitelkeit bethörte ihn; allein die treu-gläubige ruſſiſche Armee hatte einmal blindes Vertraun zu ihm gefaßt, und jetzt, in dem mißlichen Augenblick; wo dieſe Armee auch nach außen hin wirken ſollte, durfte er ſeinen Namen, ſeine Perſon dem Heereszuge nicht entziehen.

Allein die Folge der großen Anſtrengungenn der ruſſiſchen Macht, die Beute der großen Aufopferungen zu ſehen, dieſes Glück ward dem lebensmüden, hochbetagten Greiſe nicht zu Theil. Er kam nur bis Bautzen, *) auf dem Zug nach der Elbe hin, wo um dieſe Zeit die ruſſiſche Armee beſonders Dresden zum Augenmerk genommen hatte. — In jener Stadt endete Kutuſow am 28ſten April 1813 ſein thatenreiches Leben. Er ſtarb hier an der Erſchöpfung der Körperkräfte (marasma senile) während noch in den letzten Momenten ſein Geiſt jugendlich, hochgeſtimmt und feurig-patriotiſch blieb. Mit einer Ruhe und Gelaſſenheit, welche den großen Feldherrn ſchmückt, der dem Todte ſo oft in das Auge geſehn hatte, folgte er vertrauend, fromm und gläubig ſeinem letzten Rufen, und durch die ganze ruſſiſche Armee war die Nachricht von Kutuſow's Ableben, der, wie eine Oriflamme vorgeleuchtet hatte, eine große, niederſchlagende Trauerpoſt.

Die Gebeine des Verewigten ruhen jetzt in vaterländiſcher Erde, und Rußlands Armeen nennen den Namen Kutuſow - Smolenskoi mit einer heiligen Ehrfurcht.

---

*) Eine Nachricht von ihm ſagt: er ſey in Bunzlau geſtorben; wir wollen dieſe Nachricht aus einem, anſonſt wichtigen Werk nur als Druckfehler betrachten.

Dieſer groſe Held, den mit vollem Recht die ruſſiſche Armee in ihrer mißlichſten Lage als Feldherrn begehrte, und der das Vertrauen, welches Kaiſer und Vaterland ihm ſchenkten, überreichlich erfüllte, war von Jugend auf ganz Soldat, ganz Ruſſe. Gefahr kannte er nie, und das beſtändige Soldatenleben, gerade in dem Verhältniß der ruſſiſchen Armee hatte ihm einen äußern Ernſt gegeben, welcher abſchreckend zu ſein ſchien. Sein Geſicht war, beſonders nach jenem unglücklichen Schuß, der ihn eines Auges beraubte, etwas verzogen, übrigens aber fein geformt, und ſeine Haltung war ganz militairiſch. Ohne übertrieben genau in der Kleidung zu ſein, ahmte er doch ſeinem Lehrer in dem Kriegsgeſchäft, Suwarow, darin nicht nach, daß er durch abſichtliche Vernachläſſigung in der Kleidung und durch ein allzu herablaſſendes Weſen um die Gunſt des gemeinen Soldaten geworben hätte. Vielmehr ſuchte er dieſen zu ſich emporzuheben, und in dieſer Hinſicht hat er ungemein viel für die Bildung der ruſſiſchen Armee gethan. Das Volk zeichnet ſehr richtig die aus, welche mit Glück die Bildung deſſelben fördern, und darum wurde mit Recht Kutuſow an die Spitze der Armee wieder gerufen. — Kutuſow mit ſeinem Ruf, mit ſeiner ſcharfen Umſicht, mit ſeinem unermüdlichen Geiſt an der Spitze der ruſſiſchen Armee, in einem Alter von vierzig Jahren, jetzt, wo Rußland auf einer sehr großen Höhe ſeines Ruhmes ſteht, würde vielleicht mit einem Federzug bald Geſetze für Europa geben können! —

V.

Einige Bemerkungen über den Fortgang der Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland.

Viele Menſchen behaupten, daß die deutſche Literatur im Fortſchreiten ſey, und dieſe Behauptung liegt, beſonders, wenn ſie von wiſſenſchaftlichen Leuten, von Gelehrten von Profeſſion herkommt, in dem Begriff, der menſchlichen Natur, weil Stolz und Eigendünkel, Selbſtſucht und Selbſtliebe mit derſelben ſehr nahe verbunden ſind. Wer nun aber ſein Krämchen jetzt zu Markte gebracht hat, oder ſich ſo weit vorbereitet hat, jetzt den Markt beziehen zu wollen, der iſt auch unbedingt davon überzeugt, daß dieſer Markt der beſte ſey, und der bezahlten und unbezahlten Marktſchreier und Schreihälſe giebt es ſo viele, daß der vernünftige Mann die Fenſter zumacht oder, wenn er auf offenen Markt ſtehen muß, die Ohren zuhält; wogegen der Troß, welcher gewöhnlich die Mehrzahl bilden ſoll, denn ſehr wohlgefällig dem, der am beſten ſchreit, auch den literariſchen Beichtpfennig zollt, ohne an die ſtrenger prüfende Nachwelt unſers Jahrhunderts zu denken.

Solche Leutchen, welche blos für die Erhitzung des Augenblicks, für die luſtige Speculation des Unternehmers ſchreiben und preſſen laſſen, verdienen, daß ſie, zwar ſelbſt nicht beſchrieben, aber ſelbſt gepreßt werden, denn ein jeder Schriftſteller muß, wenn er die Feder ergreift, die Nachwelt ſcharf in das Auge faſſen; ihr kann er niemals Faxen vormachen, wenn ſie auch augenblicklich noch ſo gut auf eine oder die andere Art bezahlt werden, und darum findet man denn auch wohl ſo viele anonyme Schriften, was eigentlich nicht geduldet werden ſollte, und was daher kommt, weil der Menſch doch in der Regel noch ſo viel Ehrgefühl hat, daß er unter Lügen, Schmeichelei, Gleisnerei und Speculation nicht gern ſeinen angeſtammten Namen ſetzen mag.

Iſt aber durch das alles, und wird dadurch unſere Literatur verbeſſert?

Es iſt in der That für die Gelehrſamkeit der Deutſchen von großer Wichtigkeit, jetzt, gerade jetzt einen bedeutenden Blick auf den Gang derſelben zu werfen. — Wir wollen mit der deutſchen Sprache anfangen.

Mag ſie auch im Ausdruck etwas rauh ſeyn, mögen auch die Südländer ſie nicht nationel ausſprechen können, ſo iſt ſie doch anerkannt unter den lebenden Sprachen die reichſte, die biegſamſte in den Wendungen, und hat vielleicht auch die anziehendſten Schriftſteller aufzuweiſen. Wie ſehr man in neuerer Zeit dieſe Sprache auch im Auslande gewürdigt hat nach ihrem wahren Werth, davon kann man Beiſpielsweiſe nur anführen, daß ſie jetzt in Frankreich in den Schulen gelehrt wird, daß in Rußland die Kenntniß der deutſchen Sprache eine nothwendige Vorausſetzung bei Bewerbungen um öffentliche Aemter iſt, daß in England deutſche Sprachlehrer ihr Glück machen können, und daß in Oberitalien nicht allein, ſondern auch in Rom Inſtitute zum Unterricht in dieſer Sprache ſind. Eine lebende Sprache hat ſich nicht leicht dieſer allgemeinen Würdigung zu erfreun, und bei dieſem allgemeinen Anerkenntniß muß doch auch wohl etwas Wahres zum Grunde liegen!

Laſſe man aber die Sprache nun alſo, wie ſie iſt, wie ſie jetzt allgemein gefällt, und aufgeſucht, erlernt, ſtudiert wird. Zu große Reinigungsſucht giebt Parthein, und Parthein geben Verwirrung, und Verwirrung giebt Verfall, das iſt das Ende von dem Liede, welches jetzt viele Menſchen ſingen wollen, weil ſie kein anderes anzuſtimmen haben. — Unſere Philologen ſchreiben, oder ſchrieben vielmehr (denn jetzt iſt man kürzer in dergleichen Sachen geworden) Folianten darüber voll, ob in den blühenden Zeiten Rom's, etwa unter Auguſt, hier und da ein „x" oder „u" falſch ſtehe in den Handſchriften; — mögen wir doch unſern Nachkommen, ſofern wir glauben in den Zeiten des Auguſt zu leben, auch das Vergnügen gönnen, ſich darüber zu ſtreiten, ob man „Philoſophie" oder „Filoſofie" ſchreiben müſſe, oder endlich „ob dieſes überhaupt kein deutſches Wort ſey.“

Sobald die Krittelſucht in der Sprache erſt herrſchend wird, geht der freie Geiſt, der ſich nie an zu enge Formen der Schulmonarchen binden kann, zu Grunde, und dann Adieu! Genialität, Originalität! Das Herausreißen aus der engen Form, welches unwillkührlich ein Jeder anſtaunen muß, welches Nachahmer erweckt, iſt es eben, welches der Sprache eines Volkes Reichhaltigkeit, Mehrheit in den Wendungen giebt, und wenn wir alle fremden Worte aus der deutſchen Sprache wegnehmen wollten, ſo müßten wir auch die Turnkunſt ausſtreichen. — Deutſchland liegt zwiſchen zu vielen Ländern fremder Zungen, und hat mit dieſen Ländern zu vielen Verkehr, als daß die uralte, wendiſche Sprache ſollte unvermiſcht bleiben können. Wozu das auch? Genug, die Deutſchen verſtehn ſich unter einander mit dem angenommenen Reichthum aus fremden Sprachen, andere Völker machen dieſe deutſche Sprache ſogar zu der Hofſprache, — ergo! — Hiermit ſoll denn alſo ſo viel geſagt ſeyn, daß man gerade an dem Verfall der freien Wiſſenſchaft arbeitet, wenn man an deren Organ, an der Sprache zu ſehr und zu ſpielend formt.

Poeta in patria non valet! ſagt das Sprichwort, und das iſt ſehr natürlich bei den lebenden, gleichzeitigen Schriftſtellern der Fall, weil man zu wenig die Perſon des Mannes, wie ſie in dem flach-alltäglichen Leben erſcheint, von dem Geiſtesmenſchen ſcheidet, und weil man auch in jenem das Ideal ſehen will, welches dieſer aufſtellt. Daher kommt es denn, daß erſt nach dem Tode eines Gelehrten oder ſchönen Geiſtes deſſen Werth allgemeiner und richtiger gewürdigt wird, daß die Deutſchen in der Periode Leſſings das Zeitalter Gotſchebs als das blühendſte betrachteten, daß man zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Achtzigern das Blüthenalter der Literatur ſchließen wollte, und eben ſo, wie z. B. Körner in ſeinem Leben ein kleines, unbedeutendes Licht war, ein Schiller hie und da befeindet, falſch beurtheilt, ein Iffland ſogar geläſtert wurde, eben ſo werden ein Göthe, ein Schlegel, ein Kotzebue erſt von der nächſten Generation gehörig gewürdigt werden. — Dazu kommt denn auch, daß die erſten Eindrücke die bleibendſten ſind, und was man alſo in jugendlicher Phantaſie aus den Zeiten der

Achtziger empfangen hat, das ſchwebt jetzt, wo man denn ein Wort mitreden kann oder will, immer noch als unnachahmliches Meiſterwerk vor. Allein unſere Literatur hat in der That noch keinen Schritt rückwärts gethan; doch wird ſie bedroht mit der alten gothiſchen Zeit, mit dem Rückſchreiten wiſſenſchaftlicher Darſtellung des deutſchen Volkes für die Nachwelt, und die Gefahren, welche das Fortſchreiten der Literatur bedrohen, ſind außer dem — jedoch vorübergehenden — Künſteln an der Reinheit der Sprache folgende:

1. Das übertriebene Kriegsweſen Deutſchlands. Wo der Krieg mehr gilt, als die Wiſſenſchaft, wo der mehr und beſſer auftritt, der den Degen an der linken Seite hat, als derjenige, der die Feder hinter dem rechten Ohr erhält, da können die Papiermüller nur ganz getroſt und ſicher für Aufrufungen und Armeeberichte Löſchpapier fabriciren. Für die Unſterblichkeit liefern ſie nichts. Unſer Jahrhundert, den Anfang deſſelben wenigſtens, können wir aber mit Fug und Recht das kriegeriſche nennen, und darunter leidet jedesmal die Literatur. Die Menſchen ſelbſt, welche in einer ſolchen Zeit leben, ſind entweder ſelbſt ſogenannte

Söhne des Mars, alſo Kinder des Augenblicks, oder Furchtmenſchen, die den Feind ſchon auf den nächſten Bergen ſehen, und das wichtigſte Stück der Literatur iſt ihnen das neueſte Zeitungsblatt. Dazu kommt denn, daß von feilen Schriftſtellern, die im Geheim ſich in das Fäuſtchen lachen, dieſe nicht furchtbare, wohl aber furchtſame Laune des Publici kaufmänniſch benutzt wird, ſo daß man das Schimpfen, auf wen es auch ſei — genug, wenn es nur geſchimpft iſt! — zur Tugend, zum Verdienſt erhebt, und der Zukunft wird dadurch unſer Zeitalter verunſtaltet, das unſrige aber irre geführt durch politiſche, überpatriotiſche Schreihälſe.

2. Was das Fortkommen der Literatur auch ſehr hemmt, daß ſind die Journale, welche mit den Kritiken der Schriften Geld einbringen ſollen. Wir haben allerdings manche ganz partheiloſe Journale der Art, und viele muſterhafte Rezenſenten, allein wird denn durch die Rivalie, durch den Brodneid der reine Zweck nicht geſtört? Was das eine literariſche Journal tadelt, daſſelbe Product des Geiſtes lobt das andere, und ſonach iſt das Publikum immer in der Irre, und kommt nie zu einem feſten Reſultat. Dem Unheil, welches die kri-

tiſchen Journale anrichten, ob ſchon ſie die Literatur zu fördern ſcheinen, könnte nur durch zwei Mittel abgeholfen werden, nämlich dadurch, daß die Geſamtheit des deutſchen Staatenvereins ein einziges ſolches kritiſches Journal unter Leitung der Regierung nur fördern ließ, oder, daß jeder Rezenſent, wenn alle andere Zeit- und Flugſchriften der Art bleiben ſollen, verpflichtet wäre, ſeinen Namen unter die Kritik zu ſetzen. Erſteres Mittel wäre etwas deſpotiſch, und könnte zu Einſeitigkeit im Fortſchreiten der Literatur und zu Unterſtützung einer politiſchen Staatswillkühr Veranlaſſung geben, darum weg damit. Letztere Beſtimmung und Feſtſtellung aber hebt die Anonymität auf, welche in jedem Verhältniß, alſo auch in dem wiſſenſchaftlichen, drückend, erdrückend iſt, dem hämiſchen Weſen, der Schleicherei und der Luſt zu Bosheiten großer und kleiner Art Thür und Thor öffnet, und endlich an die ſpaniſche Inquiſition erinnert, die ſeit die Bourbons durch die Freiheitskriege wieder auf ihre Stühle geſchoben ſind, von neuem grünt und blühet zuſammt den Jeſuiten, dieſen bekannten Freunden der Volksaufklärung.

3. Hemmt eine ſtrenge Zenſur das Fortkommen

der Literatur? — Eigentlich hat eine von dem Staat befohlne Zenſur auf den Fortgang der wahren Literatur keinen weſentlichen Einfluß, denn jene Zenſur prüft doch nur blos das Staatsdienliche in Hinſicht des Kultus, der politiſchen und religöſen Meinungen, der Geſchichte des Tages und der Verwaltung des Staats. So drückend freilich der Zwang in dieſer Hinſicht iſt, und ſo ſehr dadurch mitunter die Wahrheit des Augenblicks, jedoch nur im Druck, entſtellt wird, ſo kann man doch nicht annehmen, daß dadurch im Ganzen die Fortſchritte der Wiſſenſchaft geſtört würden, weil die Zenſuranſtalten, als politiſche Inſtitute des Augenblicks um viele Allotria, z. B. um mathemathiſche Wiſſenſchaften, Philologie, Poeſie, alte Geſchichte u. ſ. w. ſich ganz und gar nicht bekümmern, nicht allein, weil die Zenſoren derlei Dinge ſelten verſtehn, ſondern weil die Vollmachtsgeber ſie niemals verſtehn. — Zenſur kann alſo wohl das Fortſchreiten der politiſchen Meinungen u. ſ. w. hemmen, nicht aber das Dauernde, das Geniale, das Große, den Stolz einer Nation, und die Zukunft rächt mit der wahren Beurtheilung den Zwang, welcher großen Geiſtern in Zeiten der Lähmung auferlegt wurde.

4. Ueber das Buchhändlerweſen ließe ſich in chriſtlicher Liebe manches ſagen. Daß es das Fortſchreiten der Literatur hemmt, dieweil es kaufmänniſch iſt, und alſo nur die Meßartikel für das laufende Jahr begünſtigt, und daß dadurch viele gute Köpfe verzogen und ungezogen werden, das hat wohl gar kein Bedenken, und eine trübſeelige Erfahrung beweiſet es. Eigentlich wäre es nicht übel, wenn die Gelehrten unter ſich, für eigne Rechnung Buchhandlungen etablirten, und mit ihren Geiſtesproducten ſpeculirten (oder vielmehr, da das Wort unſchicklich ſein ſoll,) ſelbſt handelten; allein da es hier in der Regel an einer Einlage fehlt, und da die 400 mitunter ſehr unliterariſchen Buchhändler Deutſchlands wenigſtens im Beſitz des Heftes der Literatur (nämlich Druck, Papier, Honorar, Debit und Poſaune) ſind, ſo läßt ſich hierüber weiter nichts ſagen. Schon in frühern Zeiten, in Zeiten der Ruhe ſind die „Buchhandlungen der Gelehrten“ zu Grunde gegangen, der Debit der Geiſtesproducte iſt alſo ein merkantiliſches Geſchäft, und überlaſſe man daher, nach den vielen Erfahrungen, die Gefahr, das Wagſtück, den Einſatzpreis wieder herauszuziehen, dem kaufmänniſchen Unternehmen.

Doch, für Mühe und Arbeit wünſcht jeder eine Entſchädigung, und unſere Verleger, deren viele nicht jüdiſch ſind, würden durch beſſere Belohnung den Schriftſteller, den Gelehrten für ſeine Nachtwachen, für ſeine Anſtrengung, für ſeinen guten Willen mehr entſchädigen, ſie würden für die Belebung des guten Geiſtes in der wiſſenſchaftlichen Welt mehr wirken können, wenn der Nachdruck mit dem Galgen beſtraft würde. — Es iſt eine Sünde und Schande für die Verwaltungen Deutſchlands, daß dieſer öffentliche Diebſtal hin und wieder noch immer geduldet wird. — Kann man durch ganz Deutſchland davon überzeugt ſein, daß dem rechtmäßigen Verleger ein Buch nicht nachgedruckt werden darf, ſo iſt die nothwendige Folge davon auch die, daß die Buchhändler, die Verleger ſelbſt mehr Vertraun zu ihrem Geſchäft faſſen, ſelbſt es mehr wiſſenſchaftlich beachten, und daß alſo auch die Schriftſteller eine mehrere Ermuthigung finden. — Der Nachdruck iſt die erſte Giftpflanze, welche das Leben und den Fortgang der Wiſſenſchaften aller Art tödtet. —

5. Die Anglomanie und die Gallomanie will mancher als der deutſchen Wiſſenſchaft nachtheilig be-

trachten. Wir können das nicht finden. Dieſe Pirſch in fremden Felde erweckt einen Austauſch der Ideen, und zuletzt kehrt denn doch der wiſſenſchaftliche Menſch zu der Eigenthümlichkeit ſeines Volkes zurück, und das Volk erhebt auch nur die Geiſtesproducte welche etwas Anſprechendes für den Nationalſinn, für die Volksthümlichkeit haben. Bei dieſen Wort freilich! müſſen wir, auch in Hinſicht der Literatur, ſeufzen! denn nicht leicht gab es wohl ein großes, edles, wiſſenſchaftliches Volk, welches ſo zerriſſen geweſen wär, als das deutſche leider noch jetzt es iſt. Wenn nicht eine allgemeine, gleiche Behandlung, Würdigung und Erhebung der Literatur eine Einheit in die 54 Millionen, welche die deutſche Sprache reden, oder reden ſollten, bringt, die Politik wird es wahrlich nicht bewirken, denn dazu iſt dieſer Baſtard der gottgeſandten Natur viel zu eigenſüchtig. Der Baier kann den Pommeraner oder den Altweſtphalen nicht verſtehn, und doch ſind beide Deutſche; ſchon an der Gränze von Böhmen ſind dem Nationalen die rein-deutſchen Schriften böhmiſche Dörfer, und ſonderbar iſt es, daß gerade nach dem Norden hin von Schleſien ab bis durch Kurland ſogar die deutſche Sprache nicht allein, ſondern auch die deutſche Literatur beſſer bildet von Jahr zu Jahr, während ſie in Süden von Jahr zu Jahr mehr verfällt. Woher dies? Weil der Menſch an ſich einen kleinen Anſtrich der Affennatur haben ſoll, weil alle Völker mehr nach dem Süden als nach dem Norden ſchauen, und weil das ſüdliche Deutſchland daher mehr franzöſirt, während das nördliche in ſeiner Originalität, die von den mehr nördlichen Nachbaren ſtudirt wird, ſich wohlgefällt. — Was nun eben dieſes Wort, „Originalität" betrifft, ſo muß man ſich ſchämen, es ſagen zu müſſen, daß wir in der deutſchen Sprache kein, den ganzen Sinn dieſes Ausdrucks umfaſſendes Urwort haben, und doch iſt die Originalität uns in der Literatur ſo höchſt nothwendig, wenn wir nicht in das Tändelnde, Spielende, Abgeſchmackte fallen wollen. —

Um nur bei der neuern Zeit ſtehn zu bleiben: die Werke der größten engliſchen Schriftſteller haben ſehr ſcharfe Ecken, aber warum gefallen ſie, und ſind ein Stolz der Nation? Wegen ihrer Originalität. — Die frühern Werke unſers Schiller ſind durchaus nicht nach den Regeln, aber warum bezaubern ſie im In- und Auslande? — Wegen ihrer Originalität. Wenn Schakespeare hätte ſollen in der Manege der ſtrengen Regel ſeine unſterblichen

Stücke ſchreiben, ſo würde man ſeinen Namen nicht kennen; wenn bei Schillers „Räubern“ und „Kabale und Liebe“ die Kritiker die Köpfe nicht geſchüttelt hätten, ſo wäre aus ihm vielleicht noch mehr, als aus Shakeſpeare geworden, und wenn Kotzebue durch die erſten, boshaften Rezenſionen ſich hätte niederſchlagen laſſen, ſo wäre Deutſchland um ſeinen beliebteſten Theaterdichter, der gewiß Millionen Menſchen bereits vergnügte Abende gewährt hat, betrogen worden. — Darum hemme man in nichts, durch Methodie oder durch jenes überkluge Weſen, auf welchem der Schulſtaub liegt, den Gang zur Originalität. Das Volk in ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt ſucht ſich ſeine Eigenthümlichkeit aus, und ſo erſtehn die Helden in der Schlacht und die Helden des Geſanges. Die Regierungen ſollten daher in der That ein wachſameres Auge auf die unbefugten, wohlweiſen Tadler der Geiſtesproducte richten.

Mögen aber auch die äußern Hinderniſſe, welche der deutſchen Literatur entgegen ſtehen, ſeyn welche ſie wollen; in ſich ſelbſt ſteht ſie feſt und iſt bereits zu einer Vollkommenheit geſtiegen, die keinen gänzlichen Verfall befürchten läßt. Denn der Reichthum der volltönenden Sprache wird dem deutſchen

Gedicht immer viel Angenehmes geben; der Unterſchied iſt fühlbar, wenn man z. B. nur die Hexameter eines Klopſtock mit der Henriade des Voltaire, wenn man die Luiſe von Voß mit dem Paradise lost von Milton vergleicht, und die Geſchicktheit der deutſchen Sprache, die claſſiſchen Sprachen des Alterthums zu erſetzen, zeigt ſich beſonders in der Voß'ſchen Ueberſetzung des Homer. Nächſt dieſer Begünſtigung, welche die Sprache gewährt, darf man auch ſicher vertraun auf den deutſchen Ernſt, den deutſchen Fleiß und auf den Nationalcharacter, wonach der Deutſche nirgends, auch nicht im Felde der Wiſſenſchaften ſich, mindeſtens nicht lange, zum Charlatan machen wird. Dazu liebt er die Wahrheit viel zu ſehr.

Was die Künſte betrifft, ſo thun die Regierungen Deutſchlands im Ganzen viel zu wenig, den Kunſtſinn in Deutſchland zu beleben, zu nähren, und doch ſind die Künſte, die ſchönen Künſte das, was ein Volk ziert. Immer noch kann man nicht ganz von dem unglücklichen, vernichtenden Glauben zurück kommen, nur das, was das Ausland im Gebiet der Kunſt erzeuge, ſey ſchön. Manche Fürſten glauben ſchon unendlich viel gethan zu haben, wenn ſie einige junge Künſtler von Talent auf ein Paar Jahre nach Rom reiſen laſſen, damit Abentheurer zurückkehren ſollen, andere ſchätzen vielleicht nur den Maler, der den Lieblingshund gut abkonterfeien konnte, ein deutſcher Bildhauer wird nur ein Steinmetz genannt, und viele Künſtler Deutſchlands mit den herrlichſten Anlagen müſſen Profeſſioniſten werden, weil ſie keine Unterſtützungen finden, und weil ihre genialen Werke marktmäßig gewürdigt werden.

Der kriegeriſche Zuſtand eines Volkes hemmt natürlich das Vorſchreiten der Kunſt, — welches Vorſchreiten unendlich ſeyn kann, da das Ideale in das Unendliche geht, — und in jener Hinſicht iſt freilich Deutſchland nicht dazu geeignet, jemals ein großes Land der Künſte zu werden. Zwar in Griechenland und Rom blüheten die Künſte in den Zeiten des Krieges am mehreſten, und mit England iſt dies faſt derſelbe Fall; allein jener Länder Kriege enthuſiasmirten, begeiſterten das Volk zu der Kunſt, weil der Krieg faſt immer nur im Auslande geführt wurde, der Hauptſtadt daher nur immer die großen Geſtalten vorleuchteten, und die wirklichen Greuel nicht erdrückten. Deutſchland, an ſich ſchon unter ſich ſelbſt in ſteter Reibung, im Herzen von Europa gelegen und überall von gefährlichen Nachbarn umgeben, muß ſtets ſchlagfertig da ſtehn, die Kriege wird es nie vermeiden können, dieſe wälzen ſich immer in ſein Land, und — die Kunſt, welche nur in der Stille gedeiht, fliehet.

Für beſſere Belebung der Kunſt in Deutſchland könnte indeſſen doch mehr gethan werden. Dahin gehört z. B. thätige Unterſtützung und Beſoldung geſchickter Künſtler, mehrere Belebung der Kunſtakademien, Kunſtausſtellungen, Prämien, kräftige Unterſtützung im vielſeitigen Reiſen, Ankauf bedeutender Werke der Kunſt und Oeffentlichkeit der Darſtellung derſelben, und laute, öffentliche Ehre des ſich erhebenden deutſchen Künſtlers. An letzterer fehlt es noch beinahe ganz; wie ein Söldner wird er betrachtet, und überhaupt gedeiht die Wiſſenſchaft leichter unter jedem Staatsverhältniß als die Kunſt. Letztere blüht vorzüglicher ſtets nur in denen Staaten, welche den Republikanismus ſich mehr anneigen, weil die Organe des monarchiſchen Staats unmittelbar nur alles das ehren, was vom Thron ausgeht, und ihm angehört; die Kunſt aber iſt frei, und je freier der Boden, deſto beſſer gedeiht ſie.

Schon Leſſing drückt in ſeiner „Emilia Galotti“ ſeine Klage über den Mangel der Unterſtützung der Kunſt deutlig aus, und mit ſeinen Worten können wir ſchließen.

Der Prinz. Was macht die Kunſt?

Der Maler Conti. Die Kunſt geht nach Brodt.

Der Prinz. Das iſt nicht gut! das Brodt müßte nach der Kunſt gehn.

VI.

Welchen Vortheil brachte Napoleons Kontinentalſyſtem dem feſten Lande?

Es iſt gewaltig viel über das Kontinentalſyſtem Napoleons geſeufzt und geſchrien worden, wo nur noch geſchrien werden durfte, und hat allerdings das feſte Land durch dieſe vieljährige Sperrung der Häfen manchen Druck erlitten. Allein auch hier bewährt ſich wieder das Sprichwort: „nichts iſt ſo ſchlimm, es iſt zu etwas gut," denn ſchon jetzt zeigen ſich die guten Folgen eines Kontinentalſyſtems. De

Plan dazu gab ohne Zweifel Napoleons unleugbar großer Kopf, nur führte er dieſen Plan ſchlecht aus, und überhaupt darf die Ausführung nicht in ſo rohe Hände, als die ſeinigen waren, gelegt werden.

Frägt man nun, wie ſchon jetzt die guten Folgen eines Kontinentalſyſtems ſich zeigen, ſo ſind es dieſe:

England ging von je mit dem Glauben in den Krieg, daß Geld mehr vermöge als die Bewaffnung, und in dieſer Hinſicht nahm es ſich nicht übel, durch ganz Europa zu werben; mit dieſer Anſicht eröffnete es auch den Feldzug von 1812 oder trat viemehr mit feiner, äußerer Zucht den wirklichen Streitbaren und Streitmächten gegen Frankreich bei, hauptſächlich wieder nach engliſcher Sitte durch Subſidien, Uniformſtücke und Gewehre, wodurch denn die Ausgabe der Subſidien nothdürftig gedeckt wurde. Daß in dieſem Feldzug, und ſpäterhin in dem zweiten Frankreichs, nämlich des neuern Frankreichs Macht ganz zermalmt niederſtürze, das war eigentlich wider die Verabredung, und England ſah die Art von Gleichgewicht, welches es auf dem feſten Lande wünſchte, nämlich die Gleichheit der Kräfte zwiſchen Frankreich und den übrigen Staaten, wodurch die gewünſchte, ſtets fluthende kriegeriſche Bewegung unvermeidbar geworden wär, durch die Selbſtſtändigkeit der Nationen und durch einen ſehr treuen Verein der größten Monarchen auf einmal aufgehoben. — Dem guten Erfolg ſich anzuſchließen, das lehrte die Klugheit; allein ganz Europa hatte nunmehr auch ſchon den brittiſchen, politiſchen Schleichhandel kennen gelernt, und es wird fernerhin, wo die Völker erſtanden ſind, und wo die größten Monarchen unſerer Zeit ſich ſelbſt brüderlich umarmten und die väterliche Rechte ihren ſtreitbaren Männern reichten, der Handelsgeiſt Albions, der alles nach Geld und beſonders nach Papiergeld berechnet, an dem Nationalſinn des übrigen Europa ſcheitern, welcher demſelben nur durch die Erſchütterung, die von Frankreichs Kontinentalſyſtem ausging, nach jenen Zeiten einer ſchlaffen Ruhe wiedergegeben werden mochte.

Das Kontinentalſyſtem Napoleons zeigte Europa und beſonders Deutſchland die Entbehrlichkeit der engliſchen Kaufleute, welche doch eigentlich nur Markthelfer, Zwiſchenhändler ſind. Andere Kanäle des Handels eröffneten ſich, die Nordküſten gewannen, und mochten auch bei der Verſchließung der Häfen die Engländer ein Paroli biegen, und kein Schiff durchlaſſen wollen, ſo konnten und wollten ſie doch ihren erklärten Zweck nicht erreichen, und das feſte Land litt an den Hauptbedürfniſſen, welche die Engländer uns bisher faſt ausſchließlich zuführten, an Zucker und Kaffee keinen Mangel. Außerdem aber fingen in dieſer Zeit die deutſchen Fabriken aller Art an, in blühenden Wohlſtand zu kommen, trotz der Schwere des Krieges, und nicht allein, daß man hin und wieder ſchon die Entbehrlichkeit, die Möglichkeit der Entwöhnung von jenen Kolonialwaaren kennnen lernte, ſo wurden auch auf dem vaterländiſchen Boden bereits paſſende und vielleicht geſundere Surogate gefunden, welche bei längerer Schließung der Häfen jene ſüdlichen Producte durch die deutſche Mühe und deutſchen Willen vielleicht ganz entbehrlich gemacht haben würden.

Was thaten nun aber die Engländer, als die nordiſchen Häfen ihren Schiffen wieder geöffnet wurden? Die rohe Baumwolle verkauften ſie theuer, ihre baumwollnen Waaren um ein Spottgeld; eben ſo ihre andern Fabrikwaaren, und mag man in Deutſchland, um nach und nach den Runkelrübenzucker und dergleichen in Aufnahme zu bringen, noch ſo viel Eingangszoll auf fremden Zucker legen, ſo werden die Engländer immer gleichen Preis halten, denn — die Regierung bezahlt dem Kaufmannsſtande den Verluſt an dieſen Speculationen, oder vielmehr, die Regierung beſteht aus Kaufleuten!

Das einzige Mittel, da man die Entbehrlichkeit, hauptſächlich der engliſchen Fabrikate in Deutſchland kennen gelernt hat, es zu hemmen, daß die Engländer die deutſchen Meſſen und Marktplätze nicht durch das Verſchleudern ihrer Waaren niederdrückten, wäre das, wenn man ihnen geradezu es mindeſtens ſehr erſchwerte, z. B. die Leipziger, die Frankfurter, die Braunſchweiger Meſſe zu beziehen und dort mit ihren Waaren auszuſtehn.

Es bedarf nur eines Beiſpiels, um zu beweiſen, wie pfiffig ſie den deutſchen Handel beherrſchen, die deutſchen Fabriken niederdrücken wollen. In Leipzig nämlich hatte die Meſſe, hauptſächlich die Oſtermeſſe drei Wochen, die Schauwoche, die Handelswoche, die Zahlwoche. Die engliſchen Verkäufer engliſcher Fabrikate locken aber dadurch, daß ſie um ein Lumpengeld ihre Lager ſchon bei Anfang der

Schauwoche losgeſchlagen haben, alle Einkäufer früher als ſonſt dorthin, beſtimmen dadurch den Preis für die ganze Meſſe, ſtören dadurch den heimiſchen Gewerbsfleiß, und das Drolligſte bei der Sache iſt, daß ſie vieles, was für engliſches Fabrikat ausgegeben wird, erſt in Deutſchland aufgekauft haben.

Was nun das umgekehrte Verhältniß des Barathandels zwiſchen Deutſchland und England betrifft, ſo hat ſich dieſes auch geändert, ſeit das Kontinentalſyſtem Napoleons den Britten die Häfen Europens ſperrte, und zwar auf eine Art, die beſonders für Deutſchland gewürdigt zu werden verdient. —

Die Engländer beklagen ſich laut darüber, daß ſie zu ihrem eignen Bedarf auf der vulkaniſchen Steinkohleninſel den Chineſen noch jährlich mehrere zwanzig Millionen Pfund Thee abkaufen müſſen; alle Verſuche, die Theeſtaude in England, über den 50 Grad nördlicher Breite fortzubringen, fielen in das Abgeſchmackte, und dieſe Klage iſt um deswillen ſo laut, weil dieſes beinahe das einzige fremde Product iſt, das ſie in dem Mutterlande jetzt noch einführen. Uebrigens kaufen ſie nur noch weniges ein, ſie verkaufen aber deſto mehr, und eben dadurch haben ſie in neuern Zeiten ſich eine momentane Superiorität errungen.

Vor dem Kontinentalſyſtem verſandte Deutſchland eine ungeheure Maſſe von Korn nach England, und zwar, weil in Großbrittannien, — des Fleiſches wegen, welches in die Schiffe mitzunehmen war — das Land mehr für den Viehſtand behandelt wurde. Nachdem die Sperre von Deutſchlands Häfen kam, holten die Britten anfänglich zwar koſtſpieliger aber doch überflüßig ihr mehreres Korn von Nordamerika; während des Kontinentalſyſtems iſt aber auch der Boden des Mutterlandes ſo kultivirt, daß ſie nächſtens in Hamburg engliſches Korn zum Verkauf ausbieten werden. — Hiernach alſo brachte das Kontinentalſyſtem dem deutſchen Lande zwar den Nachtheil, daß nunmehr das viele Geld für Korn von England nicht mehr eingeht; darin liegt aber auch wieder der Vortheil, daß die Kornpreiſe nicht mehr zu der unverſchämten Höhe ſteigen können, wie ſonſt, zu einer Höhe, welche wenigen Unverſchämten Vortheil brachte, und Viele erdrückte.

In dieſer Hinſicht hatte das Kontinentalſyſtem noch einen andern, bedeutendern Einfluß auf den engliſchen Paſſivhandel, einen Einfluß, welcher von Bedeutung iſt. Engliſcher Seits ſollte es zwar umgangen werden, daß man des ruſſiſchen Hanfes, des Theers, der deutſchen Eichen, des Talges von Rußland, und — was eine Kleinigkeit zu ſeyn ſcheint — des deutſchen Anisöls nicht bedürfe. In England verſuchte man, Hanf zu bauen, in den Kolonien desgleichen, der Theer wurde künſtlich erſetzt, das Schiffbauholz ließ man aus Nordamerika kommen, den Talg lieferte das Buenos-Ayres ſo! ſo! und in Ermangelung des Anisöls mußten denn freilich die Seekrankheiten auf den Schiffen um ſich greifen. — Jetzt beziehn die Engländer alle dieſe, ihnen unerlaßliche Bedürfniſſe wieder aus Deutſchland und die nordiſche Küſte entlang; dies iſt aber auch beinahe geradezu das einzige, was ihren Paſſivhandel mit uns ausmacht, und doch könnte man, nachdem nun das Kontinentalſyſtem begriffen worden, die Seedespotie der Engländer dadurch hemmen, wenn man ihnen das Material zu ihren Seewaffen vorenthielt.

Denn, ohne ruſſiſchen Hanf können ſie das Thauwerk ihrer Schiffe nicht in Ordnung erhalten, ohne Theer (und ſchwediſches Kupfer) die äußere Bekleidung des Schiffes und die innere Verwahrung noch weniger; die deutſchen Eichen liefern ein Holz, welches zwei Jahre länger in See liegt, als alles andere, und das Anisöl ſchützt auf den Seereiſen, beſonders nach den Südländern dafür, daß das Ungeziefer den Menſchen nicht anfreſſe und er wurmſtichig werde. Dieſe Mittel, verbunden mit der Sperrung ihres Meßhandels auf dem feſten Lande, müßte ſie unbedingt dahin bequemen, ein pater peccavi zu ſagen, oder ſich als Piraten offenkundig zu erklärern. Bei Piraten fällt uns ein, wie es zu bedauren iſt, daß Afrika durch die Straße von Gibraltar, welche von brittiſchen Schiffen ſtets beobachtet wird, von Europa getrennt ſey, denn eben ſo wie England nicht mehr England ſeyn würde, wenn man von Calais nach Tower eine Brücke ſchlagen könnte, eben ſo würde das Kontinentalſyſtem gewinnen, wenn der Schleichhandel mit den Barbaresken gehemmt werden könnte, und die Straße von Gibraltar etwa eine Landenge wär. — England hat zu dem Schaden Europa's, welcher erſt ſpäterhin ſich deutlicher zeigen wird, nicht leicht mehr gewonnen, als durch die ihm eingeräumte Willkühr über die Siebeninſel-Republik. Dadurch beherrſcht es, während der Mutterſtaat den nordiſchen Handel despotiſirt, alſo auch im Süden Europens das adriatiſche Meer, ſetzt Italien, der Türkei und den ruſſiſchen Küſten des ſchwarzen Meers eine Brille auf die Naſe, und ſo lange es die Straße von Gibraltar beherrſcht, mit den Barbaresken in ſtillem Einverſtändniß iſt, die osmanniſche Induſtrie im Begriff des Orientalismus bleibt, wird dieſes überſtolze Inſelland jeden Widerſpruch unbeachtet laſſen, oder für lächerlich erklären, denn wer im Beſitz iſt, der iſt im Recht!

Ein anderer Vortheil, welchen dieſes Kontinentalſyſtem dem feſten Lande brachte, wird ſich erſt ſpäterhin in ſeinen Wirkungen zeigen. Die Grundlage dazu iſt bereits da. Nachdem England die franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotten geſtöhrt, die däniſchen Schiffe abgeführt, die ruſſiſche Seemacht zum Schweigen gebracht hatte, erreichte ſeine Seedespotie den höchſten Grad. Es konnte die Preiſe der Waaren durch ganz Europa beſtimmen, und die Freiheit des Handels, die Neutralität der Flaggen war immer nur ein Spielgelgefecht, indem alle Klagen über das Viſitiren der Schiffe, über den Matroſenzwang, über die verſteckte Begünſtigung des Sclavenhandels bei den Engländern kein Gehör fanden. —

Dieſem überhandnehmenden Despotiſm mußte ein Gegengewicht entgegen geſtellt werden, und dieſes konnte kein anderes ſeyn als ein Kontinentalſyſtem. Wär dieſes mit der friedfertigen Einheit der jetzigen großen Landmächte beobachtet worden, und hätte man nicht überall mit Recht annehmen müſſen, daß Napoleon als Erfinder und Förderer dieſes Syſtems es nur zur Maske ſeiner Eroberungsſucht, wenigſtens ſpäterhin, wo er den Zweck ſeiner Handlungsweiſe aus den Augen verlor, benutzt hätte, ſo wäre von der ſtrengen Ausführung dieſes Syſtems eine große Demüthigung für Englands kaufmänniſchen, für ſeinen unerträglichen Seeſtolz zu erwarten geweſen. Allein es hat durch jenen Verſuch eines Kontinentalſyſtems die Möglichkeit der Ausführung deſſelben einſehn gelernt, und daran ſchloß ſich den brittiſchen Machthabern die Betrachtung, wie gefährlich, wie nachtheilig eine ſolche Ausführung ſeyn würde.

Daher fing denn England in der neueſten Zeit an, ſeinen unmittelbaren Einfluß auf dem feſten Lande zu vermehren zu ſuchen. Die Vergrößerung Hannovers und die Erhebung deſſelben zu einem Königreich, ſo wie die eigentlich brittiſche Schöpfung des Königreichs der Niederlande, welches zur Vormauer dienen ſoll, ſind die redendſten Beweiſe hiervon. England hat aber dadurch, wenn man ſonſt richtig ſieht, ſeinen Kulminationspunct überſchritten. Es ſtrengt ſich zu Lande an, ohne daß es jemals Hannover wird zu einer herrſchenden Höhe bringen können, zumal wenn es dereinſt nach beſtehenden Hausverträgen dem zweiten Prinzen zufällt, und die Niederlande dürften vielleicht die großen, eigenſüchtigen Verwendungen Englands dereinſt mit ſchwerem Undank lohnen. Während es auf dem feſten Lande in dem neuen Glanz, einer Folge der Schlacht von Waterloo, ſich gefällt, und ſogar Frankreich mit ſeiner Truppenanſtrengung beſetzt hält, breitet es ſich zu ſehr am falſchen Orte aus, und hat ſeine Kräfte verloren oder falſch angewandt, oder zu weit ausgedehnt, wenn es in den, ihm unvermeidbar bevorſtehenden Streit mit Nordamerika, und ſpäterhin mit Braſilien, verwickelt wird. Das Sprichwort des gemeinen Lebens: niemand kann zweien Herren dienen, — kann man füglich auf England anwenden. So lange es blos herrſchende Seemacht ſeyn wollte, war es gebietend, drückend, allgewaltig; ſeitdem es auch als Landmacht gelten will, gräbt es unvermeidbar an ſeinem eignen Grabe.

Daß die hier aufgeſtellte Behauptung, England, als England betrachtet, ſey durch das ihm entgegengeſtellte Kontinentalſyſtem in die höchſte Gefahr gekommen, nicht einſeitig ſey, und daß man daher alles Mögliche thun müſſe, England die Fortſetzung dieſes Syſtems, jedoch auf andere Art, als unter Napoleon, zu zeigen, und es damit zu bedrohen, darüber wollen wir jetzt einen ſehr richtigen Beurtheiler der gegenwärtigen Zeit reden laſſen.

De Pradt ſagt in ſeinem Werke: „über den Wiener Kongreß“ unter der Rubrik „England“ unter andern:

„Die Rolle der Engländer war eine Zwangsrolle, und es iſt wohl eine ſehr merkwürdige Wahrnehmung, daß, was Pitt nicht ausführen konnte, durch Miniſter, die ein jeder ihm weit untergeordnet betrachtet, in Erfüllung geſetzt worden iſt, durch eine einzige, fixe Idee, die man ihnen gegeben hatte, nämlich durch den Begriff von der Nothwendigkeit der Selbſtvertheidigung. — England mußte ſich vertheidigen mit den letzten Kräften, bei Vermeidung der Gefahr, unterzugehn! — England hat Europa mit ſeinem Golde überſchüttet;

jede Macht, welche Subſidien verlangte, um gegen Napoleon in den Krieg zu ziehen, erhielt ſie. Aehnlich einem Athleten, welchen die Hitze des Streites nicht zuläßt, ſeine Wunden zu bemerken, iſt England an das Ziel des Kampfes gelangt, ohne die Opfer früherhin zu betrachten und zu beachten, welche der Kampf koſtete. — In England iſt ſchon jetzt Krieg zwiſchen dem Producenten und dem Konſumenten. Der Reichthum und die Taxen haben den Preis aller Erzeugniſſe dermaßen erhöhet, daß die Konkurrenz in Hinſicht der Preiſe der weſentlichſten Gegenſtände, der Lebensmittel und einiger Manufacturwaaren, mit dem übrigen Europa nicht länger erhalten werden kann.“

„England war dem Kongreß zuvorgeeilt, indem
s Malta, Helgoland, Isle de France, das Kap
nd andere ihm anſtändige Puncte auf den Küſten
on Südamerika und Indien ohne Weiteres zurückbe-
ielt. Es hat den größten Antheil an der Errich-
ung des neuen Staats der vereinigten Niederlande
ehabt. Indem es eine Gelegenheit benutzte, wie
olche ſich ihm nie wieder darbieten wird, hat es
ehr erhalten, als es früherhin jemals zu hoffen
agte. — England iſt auf dem Kongreß nicht gleich-

förmig in ſeiner Sprache geweſen. Rußland verhindern, über die Weichſel zu gehn, Oeſtreich verhindern, Italien wegzunehmen, Preußen ſtärken, die Niederlande bis zum Rhein ausdehnen, *) das ſpaniſche Amerika frei erklären laſſen, dies hätte das Ziel von Englands Politik ſeyn ſollen.“

„Es iſt bemerkenswerth, daß England die einzige Macht iſt, deren Erwerbungen der Berathſchlagung des Kongreſſes nicht unterworfen wurden. **) Rußland, Oeſtreich, Preußen unterwarfen ſich in

---

*) Hier darf man wohl ein Fragezeichen machen.

d. H.

**) Iſt es denn bei der jetzigen Auseinanderſetzung beſſer gegangen? Die Inſeln an der Küſte der Türkey verſpotten den Landbeſitz Italiens; Calais, welches ſchon von 1247 bis 1557 Eigenthum der Engländer war, und das Thor von Frankreich genannt wurde, wird ſobald nicht herausgegeben werden, und außerdem wird ein Schleichhandel von den Engländern mit der Schlacht von Waterloo getrieben, den die Klugen wohl bemerken, aber nur die Achſeln zucken.

d. H.

Rückſicht Polens, Sachſens und Italiens. Frankreich und Spanien waren nicht in der Lage, ein Gleiches zu thun, indem erſteres durch den Frieden von Paris ſeine Begränzungen erhalten, und letzteres keine Störung in ſeinem alten Beſitz zu befürchten hatte. Aber England hatte unermeßlichen Zuwachs gewonnen, und dennoch iſt davon auf dem Kongreß keine Meldung geſchehen. Iſt dies nun das Vergeſſen des Kongreſſes, oder iſt es eine Aeußerung des Uebergewichts von Seiten Englands?"

So weit der gewiß ſehr fein berechnende, beobachtende, erwägende de Pradt. Wenn er nun ſagt, daß England in dieſem Kriege des Kontinentalſyſtems bei der Gefahr, unterzugehn, ſich mit den letzten Kräften habe vertheidigen müſſen, ſo hat er gewiß ſehr recht geſehen.

England fürchtet auch das Wiederaufblühen eines Kontinentalſyſtems, und da daſſelbe, wenn es durch treuere, redlichere Bande geknüpft iſt, als das vorige, das neue Karthago an den Abgrund bringen würde, ſo freut es ſich ſehr natürlich der engen Verbrüderung der wieder emporgeholfenen Bourbons, Frankreich, Spanien und Neapel, die ein Gegengewicht gegen die treue Verbrüderung, Rußland, Oeſterreich, Preußen geben ſollen.

Ein kleiner Anfang zu Entzündung des Haders auf dem feſten Lande, welchen England treufleißig unterſtützen würde, iſt ſchon dadurch wieder gemacht, daß der öſtreichiſche Geſandte an dem ſpaniſchen Hofe, der immer noch glaubt, in den Zeiten des zweiten Philipp zu leben, ohneachtet er doch durch die nordiſchen Kräfte erſt wieder in Madrid eingeführt wurde, zurückgewieſen iſt, und zwar um deswillen, weil jener Hof die Beſitznahme von Parma, Piacenza und Guaſtalla durch die öſtreichiſche Erzherzogin Maria Luiſe (ehemalige Kaiſerin von Frankreich) nicht genehmigen will. Solche Beſchimpfung kann eigentlich nur mit den Waffen in der Hand gerächt werden, und auf die Art die Bourbons gegen Oeſtreich beſchäftigt zu ſehen, das wünſcht England, und muß es wünſchen, weil ein langer Friede auf dem feſten Lande bei ſeinen geſpannten Verhältniſſen den unvermeidbaren Tod ihm bringen würde. Es iſt zu vergleichen einem Lieferanten, einem Kriegscommiſſair, der in Friedenszeiten auf dem Sande ſitzt, und der daher den Krieg wünſcht, um ſpeculiren, commerciren, agiotiren zu können u. d. gl. Wäre der engliſche Mutterſtaat angreifbar, dann würde man vielleicht von einem andern Syſtem ausgehen; — ſo aber iſt dieſem Mutterlande der Krieg in Europa ſowohl als in den andern, ganz unſchuldigen Weltgegenden, eine angenehme Beſchäftigung, Unterhaltung und nach der organiſchen Einrichtung des Finanzweſens, nach der Stellung gegen Europa eine Nothwendigkeit!!

Möge übrigens aber der engliſchen, ganz unleugbar ſehr tapfern, unermüdlichen Armee, der jetzige Aufenthalt in Frankreich kein zweites Kapua werden, wie das erſte Kapua die Armee des Hannibal vergiftete, und möge durch behutſamere Mäßigung von Seiten Englands kein neues Kontinentalſyſtem nothwendig werden, denn alsdann möchte vielleicht das in Erfüllung gehen, was Lord Chatham (Pitt) bei ſeinem Kriegsſyſtem als die ultima ratio Großbrittanniens in einer Parlamentsrede verkündete: „wird England von dem feſten Lande zurückgedrängt, ſo iſt es zu gut gelegen, als daß ſeine Schiffe nicht alle Gewäſſer bis tief in das Mittelmeer in Schrecken ſetzen könnten. Ein Trotz dieſer Art muß das feſte Land immer geſchmeidiger gegen England machen, während dieſes durch ein neues Syſtem ſich ganz von demſelben losgeriſſen hatte.“

VII.

Die Joniſchen Inſeln.

Ein Tractat, d. d. Paris den 5ten November 1815, abgeſchloſſen zwiſchen Rußland, Oeſtreich, Preußen und Großbrittannien, und demnächſt von den Regenten dieſer Staaten ſelbſt ratiſicirt, lautet wörtlich dahin:

Art. 1.

Die Inſeln Corfu, Cephalonia, Zante, Santa, Maura, Theaki, Cerigo und Paxo nebſt ihrem

Zubehör, ſo wie ſolche in dem Tractat zwiſchen Snr. Majeſtät dem Kaiſer aller Reußen und der ottomanniſchen Pforte vom 21ſten März 1800 bezeichnet ſind, ſollen einen beſondern, freien und unabhängigen Staat der Joniſchen Inſeln bilden.

Art. 2.

Dieſer Staat ſoll unter den ausſchließlichen Schutz Großbrittanniens geſtellt werden. Die übrigen contrahirenden Mächte leiſten demzufolge Verzicht auf alle Rechte oder beſondere Anſprüche, welche ſie auf beſagte Inſeln haben könnten, und garantiren förmlich alle Verfügungen des gegenwärtigen Tractats.

Art. 3.

Die vereinigten Staaten der Joniſchen Inſeln werden mit Genehmigung der ſchützenden Macht ihre innere Organiſation anordnen; Sne. Brittiſche Majeſtät aber der Geſetzgebung und Adminiſtration dieſer Staaten ihre beſondere Sorgfalt widmen.

Art. 4.

Ein Lord-Obercommiſſair ſoll die Formalitäten der Zuſammenberufung einer geſetzgebenden Verſammlung, deren Schritte er zu leiten hat, anordnen, um eine neue Conſtitutions-Urkunde für die Staaten zu entwerfen, welche der engliſche König zu beſtätigen erſucht werden ſoll. Bis ſolches geſchehen, kann bei denen jetzt beſtehenden Conſtitutionen keine Aenderung anders ſtatt finden, als durch einen von Snr. Brittiſchen Majeſtät oder ihrem Kabinetsrath erlaſſenen Befehl.

Art. 5.

Sne. Brittiſche Majeſtät ſollen befugt ſeyn, in den Plätzen dieſer Staaten Garniſonen zu halten, und die Militairmacht der vereinigten Staaten ſoll gleichfalls unter das Kommando des Oberbefehlshabers der engliſchen Truppen geſtellt werden.

Art. 6.

Durch eine beſondere Convention ſoll alles regulirt werden, was ſich auf die Unterhaltung der Feſtungen ſowohl, als auf den Unterhalt und den Sold der brittiſchen Garniſonen und deren Zahl in Friedenszeiten bezieht, auch ebenfalls die Verhältniſſe, die zwiſchen beſagter bewaffneter Macht und der Joniſchen Regierung beſtehn.

Art. 7.

Die Handelsflagge der vereinigten Staaten der Joniſchen Inſeln ſoll nebſt den Farben und über den Wappen, aus denen ſie vor dem Jahr 1807 beſtanden hat, auch noch jene führen, welche Sne. Brittiſche Majeſtät zu bewilligen für gut finden werden; alle Häfen und Rheden beſagter Staaten befinden ſich im Betreff der Ehren und militairiſchen Rechte unter brittiſcher Juridiction. Der Handel zwiſchen den Staaten der Joniſchen Inſeln und den öſtreichiſchen ſoll dieſelben Begünſtigungen genießen, wie der Handel Großbrittanniens mit beſagten vereinigten Staaten. Es ſollen blos Konſuln bei den vereinigten Staaten der Joniſchen Inſeln accreditirt werden.

Art. 8.

Alle Mächte welche den Tractat vom 30ſten May 1814, und die Wiener Congreßacte unterzeichnet haben, und überdies der König beider Sicilien und die Pforte, ſollen eingeladen werden, gegenwärtiger Convention beizutreten.

Wenn wir nun die Landcharte zur Hand nehmen, und den Gang der Geſchäfte, das einflußreiche Weſen des Handels betrachten, ſo muß dieſer Tractat in der That unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Großbrittannien hat dadurch eine Beute gemacht, wie es nicht leicht eine machte, und kommt, als ſogenannter Schutzherr dieſer Inſeln, in den Beſitz der Macht, den Handel nach dem ſchwarzen Meer hin zu beherrſchen, und dadurch die Lieblingswünſche Rußlands zu vereiteln. Außerdem umarmt es durch dieſe Beſitzung die ottomanniſche Pforte, und durch die Inſel Cerigo ſammt Zubehör beherrſcht es die Dardanellen. — Dieſe ſogenannte

Siebeninſel=Republik war früherhin venetianiſches Eigenthum, und als die Republik für nothwendig in den Anſichten der großen Mächte erachtet wurde, war die ottomanniſche Pforte Schutzherr dieſer Republik der Joniſchen Inſeln. Alle drei Jahr kam eine beſondere Geſandtſchaft nach Byzanz, welche das Schutzgeld mit 75,000 Piaſter darlegte. — Jetzt iſt nach dem Artikel 8. des allegirten Tractats die Pforte eingeladen, der Beſtimmung über die Joniſchen Inſeln beizutreten. Bis jetzt hat man von dem Sultan noch keine Erklärung, welche jenen Tractat vom 5ten November 1815 genehmigte, erfahren, und ſchwerlich dürfte auch wohl von ſeiner Seite eine ſolche Genehmigung und Beitritt zu erwarten ſeyn, denn nicht allein, daß die 72,000 Piaſter nunmehr für die Einnahmen des Divan wegfallen, ſo iſt durch jenen Tractat auch der Pforte ein Nachbar zur Seite geſetzt, den man nicht ſo recht gern duldet.

Dieſer Nachbar iſt England, der Schutzherr der Joniſchen Inſeln. Daß die Worte im Art. 1. des Tractats, „die Joniſchen Inſeln ſollen ein freier Staat ſeyn" zu den unzähligen Redensarten gehören, das leuchtet einem jeden ein, denn wenn ohne die

Inſulaner ſelbſt zu hören, nach Art. 2. der ausſchließliche Schutz England anvertraut iſt, wenn auch Art. 4. der Regent von England die Willkühr in der Organiſation dieſes ſogenannten freien Staates hat, wenn nach Art. 5. England das Beſatzungsrecht und Obercommando überkam, wenn nach Art. 7. Großbrittannien die Häfen und die Flagge in ſeiner Gewalt hat, — ſo iſt doch dieſe ſchöne Inſelreihe, die an das edle Griechenland erinnert, nichts als eine Kolonie, ein Lagerplatz der brittiſchen Handelsſpeculation. Sonderbar iſt es, daß nach Art. 1. es heißt; der Staat der Joniſchen Inſeln ſolle ein freier, unabhängiger Staat ſeyn, und dennoch ſteht damit der Art. 7. in Widerſpruch, wo es heißt: es ſollen blos Conſuln bei dem Staat der Joniſchen Inſeln accreditirt werden! — Ein freier Staat, der in der Staatenreihe ſteht, wird durch Geſandte geehrt; wo nur Conſuln angenommen werden dürfen, da iſt die Dependenz unleugbar, und dieſer ſchöne Theil der Beſitzungen der Hellenen iſt nun brittiſches Eigenthum geworden, um dieſe Inſulaner zu Herren, zu unbedingten Herren des mittelländiſchen Meeres zu machen.

Durch den Beſitz von Gibraltar, welchen ſie

1701 nebenbei gewannen, und einverſtanden bis dieſen Augenblick mit den Barbaresken an der afrikaniſchen Küſte, wurden ſie Herren der Mündung des mittelländiſchen Meeres; durch den Beſitz von Cerigo und Cerigotto beherrſchen ſie nun auch den Archipel, alſo auch das ſchwarze Meer; von Corfu ab gebieten ſie über das adriatiſche Meer, der ganze Handel der Levante *) iſt in ihren Händen, und was den Norden betrifft, ſo ſcheinen die Engländer nicht Luſt zu haben, Calais ſich ſo leicht nehmen zu laſſen. Mit eiſerner Umarmung haben ſie daher ganz Europa umarmt, und die ruſſiſchen Pläne vereitelt.

Ob nun dieſe Umarmung angenehm ſey? Wir glauben es nicht, und den erſten, lebendigſten Schmerz davon wird Rußland empfinden, den zweiten, durch Rußlands Erſtehen, wiederum Deutſchland, und wie die jetzt zwiſchen Frankreich und Spanien

---

*) Von dem Wort, Levante, haben viele Leſer einen falſchen Begriff. Levante heißt im Italieniſchen der Morgen, die Richtung nach Morgen, und daher muß man unter Levante alle die Länder verſtehn, welche nach Morgen hin liegen.

gegen Englands Vorherrſchen geknüpfte ſtille Verbindung ſich geſtalten wird, das ſteht erſt noch zu erwarten. Oeſtreich kann gar nicht die Idee haben, auf einen anſtändigen Handel in Hinſicht Italiens und der Küſten am adriatiſchen Meer Anſpruch machen zu wollen, denn es iſt ſo von den Mündungen der brittiſchen Macht umgarnt, daß ſeine Seemacht in das Lächerliche fallen würde. So lange dieſe Herrſchaft dauert, iſt Oeſtreichs Seemacht für immer verloren, und eines Weitern, als der Beſitznahme dieſer ſieben Inſeln ſammt Zubehör, von Seiten der Engländer, bedurfte es nicht, um, eigentlich ſelbſt Europa fremd, dennoch dem ganzen Handel der Halbinſel zu gebieten, und die Nord- und Oſtſee, das atlantiſche, mittelländiſche und ſchwarze Meer unumſchränkt zu beherrſchen.

Wäre der Staat der Joniſchen Inſeln (Republik ihn zu nennen, das hat man denn doch nicht gewagt) frei und unabhängig geworden, und nicht, was unleugbar iſt, Englands Kolonie, dann hätte er mit der Zeit nach ſeiner Lage, dem alten Venedig und Florenz gleich, das Gleichgewicht des Handels in Europa beſtimmen können, ohne daß er jemals in politiſcher Hinſicht gefährlich hätte werden können. Ein ſolches Gegengewicht gegen Englands Uebermacht wäre aber ſehr zu wünſchen geweſen, und als freier, unabhängiger Handelsſtaat würde die Reihe der Joniſchen Inſeln nicht die ſcharfe Beobachtung der ottomanniſchen Pforte auf ſich gezögen haben. Jetzt nun aber, wo durch den Beſitz jener Inſeln England der Pforte ſehr nahe, allzunahe gekommen iſt, jetzt wird über kurz oder lang der Ausbruch eines Krieges zwiſchen England und der Pforte unvermeidbar ſeyn, da die Nachbarſchaft in den Handelsverhältniſſen nun einmal keine Freundſchaft duldet. Die andere Folge, welche für uns weit wichtiger iſt, wird nun aber auch bald die ſeyn, daß das Syſtem des feſten Landes gegen die Pforte ſich ändert.

Bis jetzt nämlich hatten Rußland und Oeſtreich, letzteres neuerdings wieder wegen ſeiner Beſitzungen in Italien, ihr Augenmerk auf die europäiſche Türkei gerichtet, und der Hof von Conſtantinopel weiß es ſehr gut, daß nur um deswillen ein bedeutender Angriff auf dieſe ſchöne Südſpitze Europens noch nicht geſchehen iſt, weil die Angreifsluſtigen ſchon vorläufig einander um den Beſitz dieſes irdiſchen Paradieſes, zumal es unermeßliche Schätze enthält, beneiden. Die Türkei ſtand ſchon lange ſchlagfertig da, und nahm an den Händeln, welche das übrige Europa ſeit zwei Jahrzehnden beſchäftigt und ermüdet haben, aus einer Politik, die man durchaus verkennt, keinen Antheil. Jetzt aber kommt England durch die Beſitznahme der Joniſchen Inſeln dem Syſtem, dem nothwendigen Syſtem der Pforte viel zu nahe, und ſie muß jetzt aus einer lange enthaltenen und gepflegten Neutralität heraustreten. Es wird bald eine Zeit kommen, wo, eben dieſer Joniſchen Inſeln wegen, die Intereſſen der Pforte, Oeſtreichs und Rußlands, in Eins zuſammen ſchmelzen werden, um dem Beherrſcher der Meere, dem ſtolzen Albion, in den Zügel zu fallen, und vielleicht iſt dieſe Periode, welche durch die Gründung des Joniſchen Freiſtaats beeilt zu ſeyn ſcheint, diejenige, welche das ſchöne Land der europäiſchen Türkei auch Europa wieder giebt, und es näher mit demſelben befreundet, als das jetzt der Fall iſt. — Die Ruſſen betrachteten wir ſonſt als Barbaren, und jetzt wird ihnen ſogar nachgeahmt. Warum ſollten wir nicht auch die Muſelmänner in den Bund des feſten Landes von Europa aufnehmen? Sie würden nicht allein ein Gegengewicht gegen das Vorgreifen anderer Landmächte geben wollen und geben können, ſondern es würde auch durch dieſe Verbindung mit der Türkei vielleicht England, das Seeland, ſogleich beſtimmt werden, eine andere, beſcheidenere Sprache zu führen, als es jetzt führt. So könnte denn der Tractat vom 5ten November 1815 mit der Zeit das Sprichwort bewahrheiten und beſtätigen: „wer einem eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.“

VIII.

Moſaiks aus der Zeitgeſchichte.

Die Kunſt, ein großer Mann zu werden.

Schaff die Bleſſuren nur in Menge an!
Bald hält man dich für einen großen Mann!
Der Arzt und der Chirurg ſind dir Poſaunen, —
— Floh'ſt du auch ſelbſt vor Säbeln und Karthaunen!

Das Zartgefühl der Mode.

Man lieſ't ein Teſtament; — es weint die ganze Kammer,
Und der Miniſter auch. O Jammer! Jammer! Jammer!

Ueber den Aufruf an die Völker.

Betrogne und Betrüger ſind ſie alle!
— Der Schlaukopf lockt den Eifer in die Falle.
Doch ſieht die Wahrheit bald die widrigen Geſtalten,
Die durch Verwegenheit im Leben walten, —
Und trauernd löſcht das Land die Gluten aus —
Das Freigefühl kehrt ſtillen Grimm's nach Haus. —
Wer aber wird des Lorbeers Kränze winden,
Wenn ſich der Haabſucht Kriege neu entzünden?
— Des Volkes freie Gunſt iſt ein Palladium,
Und wer's verwirft, der iſt doch herzlich — dumm!

An einem Sarkophage.

Der Orpheus war doch ein dummer Geſelle; —
Er holte ſein Weib zurück aus der Hölle!

Die Dampfſchiffe.

Des Dampfes giebt's ſo viel jetzt in der Welt,
Daß er ſogar im Waſſer ſich erhält.

An einen Helden im Felde der Liebe.

Er ſagt, er habe bei Nanette
Jetzt einen Stein im Brette.
Ich glaub's; er ſpricht hier nicht im Scherz; —
In ihrem Buſen iſt ſein Herz!

Geſpräch.

Erſter. Sehr wunderbar iſt's dem Pandolph geſchehen!
Es brannte ihm ſein Haus
Vom Grunde aus,
Doch eine Sparre blieb ihm ſtehen.

Zweiter. Ach! wäre ſie doch auch verbrannt!
Man hätt' das Haus nicht mehr genannt!
So iſt ein Pfeiler ſtehn geblieben;
Das morſche Haus wird neu hinauf getrieben.

IX.

Miscellen aus der Zeitgeſchichte.

Der König Georg III. von England, welcher bekanntlich an einer Alterſchwäche laborirt, befahl kürzlich, daß ihm ein neues, ſchwarzes Kleid gemacht werden ſolle. „Ich muß doch,“ ſagte er, „für den König Georg III., der jetzt bürgerlich todt iſt, Trauer anlegen!“

Eine Zeitung meldet: „in einem norddeutſchen Lande wären die Poſtämter hier und da angewieſen, keine, an bürgerliche Töchter gerichtete Briefe anzunehmen, welche mit „Fräulein“ überſchrieben ſeyen.“ — Es iſt nicht anzunehmen, daß die Sache wahr ſey, vielmehr ſcheint dieſe Notiz nur eine Satyre auf die Verſuche des ſogenannten erſten Standes, ſich wieder in ſeinen verſchimmelten Beſitz ſetzen zu wollen, ſeyn zu ſollen; — wäre die Sache aber wahr, ſo wäre das ganze eine Sottiſe auf die Kraftanſtrengung der neuern Zeit, wenn auch übrigens die Germanomanie in der Sprache zu den Uebertreibungen der Zeit gehört.

Ueber die gelungene Entweichung Lavalette's äußerte ſich Ludwig der Achtzehnte dahin: „ich und Frau von Lavalette, wir haben unſere Pflicht gethan; wollte Gott, daß ich dieſes von jedermann hierbei ſagen könnte!“

In irgend einem Staat kamen einſtmals zwei Gardeofficiere in ein Gaſthaus, und fanden dort vier Officiere von der Landwehr, welche daſelbſt zu ſpeiſen, im Begriff ſtanden. Die Gardeofficiere ſagten ſo laut, daß jene Landwehrofficiere es hören mußten: hier können wir nicht verweilen, denn hier ſind ja nur Landwehren! — Die vier Officiere aber waren über dieſe Beleidigung ſehr entrüſtet, zeigten den Vorfall ihrem Obriſt an, und begehrten, daß er davon dem Souverain Bericht erſtatte, indem ſie glaubten, allermindeſtens eben ſo viel Gehalt und wahren Werth zu haben, als jene Herren. Der Obriſt verſprach, hiervon Anzeige höchſten Orts zu machen; allein es gingen Tage, Wochen ſogar darüber hin, und die Sache blieb immer auf ſich beruhen. Der Obriſt nämlich war, wie das die Regel iſt, von altem Adel, und fand alſo keine Veranlaſſung, die Gardeofficiere, welche zu ſeiner Kaſte gehörten, in Verlegenheit zu ſetzen.

Die vier Landwehrofficiere indeſſen wußten recht gut, daß ſie bei dieſer Behörde kein Gehör finden würden, und gingen daher zu einer Zeit, wo ſie wußten, daß ſie bemerkt würden, vor dem Schloß auf und ab. Sie wurden auch bemerkt; ein

Adjudant wurde herunter geſandt, um ſie zu befragen, ob ſie den Souverain ſprechen wollten. — Allerdings! — war ihre Antwort und ſie wurden zu ihm geführt. Nachdem ſie ihm die Sache vollſtändig vorgetragen hatten, ſagte er weiter nichts, als: — morgen zur Parade! —

Der Fürſt, nachdem das Manövre zu Ende war, ließ die beiden Gardeofficiere rufen, und ſagte ihnen blos: „kaſſirt!“ Er ließ den Obriſt, welcher die Anzeige nicht gemacht hatte, rufen, und ſagte ihm: „Sie haben einen Rapport von Wichtigkeit verſäumt; Sie ſind Arreſtant.“ Dann ließ er die vier Landwehrofficiere vor ſich kommen, und ſagte zu ihnen in Gegenwart des ganzen Stabes: „Sie ſprachen geſtern frei, wahr und gut für die Anſicht der Landwehr; ich erkenne Sie für Kinder und Stützen des Vaterlandes; dieſen Mittag werden Sie bei mir ſpeiſen!“

Dürfte man doch bei einem ſolchen, wahrhaft großen Zug eines Fürſten, die Namen nennen! Die Sache ſelbſt iſt verbürgt und wahr, allein die Zeit iſt noch nicht reif dazu, daß alle Stände die großen Geſinnungen dieſes herrlichen Fürſten umfaſſen und begreifen können.

Ein franzöſiſches Journal der Literatur erwähnt des Götz von Berlichingen, und nennt ihn: l'idole de Berlichinge (der Götze von Berlichingen.)

Es iſt bekannt, daß Napoleon früherhin ſeine Schlachten durch den Phalanx gewann, welchen er in der Mitte aufſtellte, um das Centrum des Feindes zu durchbrechen, und daß, wenn dieſes Centrum durchbrochen war, dieſe Kolonnen mit reißender Schnelligkeit und mit Löwenmuth links und rechts ſich auf die Flügel warfen. — Zwei von den geſchlagenen Militairs unterhielten ſich über dieſes Manövre. Der eine behauptete, die Franzoſen begeiſterten den Soldaten erſt durch Wein und Brandtewein zu dieſer Kraftanſtrengung, zu dieſer Tapferkeit, zu dieſer Verachtung der Gefahr.

„Aber warum geſchieht das denn bei unſerer Armee nicht auch?“ fiel der Zweite ein. „Wir ſehen doch den Erfolg, und zwar den glücklichen.„

Warum das nicht geſchieht? — antwortete jener. Siehſt du, wir kennen die Sitten beſſer. Einem betrunkenen Menſchen muß man aus dem Wege gehn! —

Im vorigen Jahre war in engliſchen Zeitungen auf eine verſteckte Weiſe zu verſtehn gegeben worden: „Der Herzog von Wellington habe in Brüſſel mit der Gemahlin des Herrn Webſter ein Liebesverſtändniß gehabt, um deſſen willen er bis am Tage vor der Schlacht von Waterloo in Brüſſel geblieben, auch gleich nach der Schlacht, angeblich um für die dorthin transportirten engliſchen Verwundeten Sorge zu tragen, dahin zurück gekehrt ſei, und der vertraute Umgang des Herzogs mit Webſters Frau habe auch in Paris fortgedauert, wohin Madame aus Brüſſel ihm nachgereiſt ſei.“

Dieſe Beſchuldigung wird jetzt von Herrn Webſter für eine boshafte Verläumdung erklärt, und der Eigenthümer jener Zeitung, Herr Baldwin, wird aufgefordert, ſeine Angabe zu beweiſen, oder aber 50,000 Pfund Sterling als Strafe zu erlegen. — Da im Laufe des Prozeſſes der Beweis nicht geführt werden konnte, der Herzog von Richmond auch eidlich bekräftigte, daß Madam Webſter während ihres Mannes Abweſenheit aus Brüſſel bei ihrem Vater, dem Grafen Monutnorris, gewohnt, den Herzog von Wellington nie anders, als in Geſellſchaft geſehn habe, daß er, Herzog Richmond, übrigens den Umgang ſeiner Töchter mit Madame Webſter gern geſehn habe u. ſ. w., ſo wurde von den Geſchwornen, ſtatt der vom Kläger geforderten 50,000 Pfund Geldbuße, auf 2000 Pfund Sterling erkannt.

Dieſe Fabel, welche übrigens aber keine Fabel ſein kann, da ſie zeitungsmäßig iſt, lehrt, daß man nicht über Dinge, bei welche man niemanden mit dem Lichte ſtellt, reden ſoll!

Oeffentliche Blätter vergleichen den Bundestag mit dem jüngſten Tage; denn niemand wiſſe, wenn er eigentlich ankommen werde. — *)

Das Zuknöpfen der Röcke von der rechten zur linken Seite, wird jetzt in Frankreich, nach öffentlichen Blättern, als ein Zeichen neuer Föderirten

---

*) Den hier ſtehenden Gedankenſtrich kann man auch für einen Querſtrich halten. Am Ende ſind beide gleichbedeutend.

angeſehen. — Wenn man darnach weiter ſchließen ſoll, ſo ſcheinen die Herren die Sache auch links anzufangen.

Der Prinz de P.....x (heißt es in öffentlichen Blättern) iſt in Frankreich wegen ſeines Verſtandes eben ſo berühmt, als einſt Herr de la Paliſſe. Er hat ohnlängſt hiervon eine Probe gegeben, indem er bei ſeiner Kompagnie Garde dû Corps mehrere Pferde ausgemuſtert hat, die noch von der Kaiſerlichen Garde herſtammten. Man behauptet, er habe gefürchtet, dieſe Pferde könnten, da ſie Napoleon gedient haben, aufrühreriſche Geſinnungen hegen, und den guten Geiſt der übrigen Pferde verderben. — Man kann von dieſem Zeitungsbericht weiter nichts ſagen, als: sé non é vero, é ben trovato! (Wenn die Sache auch nicht wahr ſeyn dürfte, ſo gefällt doch die Dichtung!)

Jener Unzufriedene ſagte zu einem andern Unzufriedenen: „weißt du was? Wir wollen einen Schweinehandel anlegen, denn ich ſehe wohl, die Schweinerei macht das größte Glück im Lande.“

Von der Freiheit, welche in der politiſchen Meinung in England herrſcht, iſt die Rede des Lords Folkſtone in der Sitzung vom 28ſten Februar d. J. wieder ein Beweis. Er ſagt darin:

„Die Regierung ſcheint ſtets vom Schlechten zum Schlimmern überzugehn. Das Haus blicke auf das auswärtige Syſtem des Hofes, auf die Officierklubbs, auf die neue Verſchwendung von Militairbeförderungen und Ordenszeichen. — Die Officiere haben jetzt eigne Sitten und Gewohnheiten, ſie ſetzen eine Ehre darin, ſich von der Bürgerclaſſe zu trennen, und eine eigne Kaſte zu bilden. Statt eines Dieners laſſen ſich einige General-Officiere von Huſaren durch die Straßen begleiten. Das ſind kleine

Dinge, die aber zu wichtigen führen können; da wir wahrlich keine Luſt haben, die Krieger, die wir beſolden, höher als uns ſelbſt zu achten. — Daß ſich der Prinz Regent das letztemal durch eine ſtarke Truppenabtheilung in das Parlament begleiten ließ, iſt auch in dieſem Lande etwas ganz Neues. Als die alliirten Souveraine zu White's Bälle gaben, wurden Dragoner gebraucht, um Ordnung zu halten. So etwas iſt bei einer freien Verfaſſung unerhört. Auch die Garden will man vermehren. Das Militair-Kollegium zu Bagshot ſcheint mir eine unzweckmäßige Anſtalt, wo junge Leute Sclavenſinn einſaugen. Man ſchmiedet einen Plan gegen brittiſche Verfaſſung und Freiheit, und das iſt der rechte Grund der Neuerungen in Rückſicht des Militairs und der Polizey."

Ei! Ei! Englands freies Volk wird doch nicht auch in die Gewalt der Uniformen fallen? —

In einer Schenke in London ſprach man davon, daß auf die Regimentsfahnen das „Schlacht von Waterloo“ geſtickt werden ſolle. Ein franzöſiſcher Grenadier, welcher als Kriegsgefangener zurück geblieben war, bemerkte hierauf: „wenn der Gebrauch allgemein wird, und wir laſſen alle unſere Siege auf unſere Fahnen ſetzen, dann ſind ſie, Gott ſey Dank, wenigſtens nicht weiß!“

Seitdem der Fürſt Talleyrand nicht mehr Miniſter iſt, entſchlüpfen ihm manchmal bemerkenswerthe Aeußerungen. So ſagte er kürzlich: „dem Menſchen ſey die Sprache gegeben, damit er ſeine Gedanken verbergen könne.“ (Vergleiche Leuchtkugeln Heft I. Seite 14.)

Dem jetzigen König von Frankreich machten die übertriebenen Eiferer für die Bourbons, nämlich ein Theil der Officiere der Nationalgarde, Vorſtellung darüber, daß er die Form der neuen Dekoration abändern mögte, indem ſie derjenigen gleiche, welche Napoleon für die Spanier unter der Regierung ſeines Bruders Joſeph beſtimmt hatte. König Ludwig ſoll hierauf erwiedert haben: „ſoll man etwa auch keine Beinkleider mehr tragen, weil man ſie zur Zeit Buonaparte's trug?“

Ein Herr Fevé ſchlug neuerdings der Kammer in Frankreich ein Finanzmittel vor, welches ſo übel nicht iſt, ſo lächerlich es auch zu ſein ſcheint. Er meinte nämlich, es ſolle ein Orden der Krone geſtiftet werden, und dieſer Orden ſolle in Silber oder Gold denen gegeben werden, je nachdem ſie 2500 oder 5000 Franken in die Schatzkammer zahlten. — Gehen wir das Tableau von manchen Orden durch, ſo finden wir viele beſternte und gekreuigte Herren, blos um deswillen, weil, wenn ſie auch nicht geradezu das Zeichen erkauften, man doch glaubte, ſie bei Laune erhalten zu müſſen, um gelegentlich ſich ihrer Kaſſe bedienen zu können. — In Frankreich iſt übrigens dieſer Vorſchlag keine Paradoxie, denn früherhin wurde dort mit dem Ludwigsritter eben ſo geſchachert, wie in manchem deutſchen Lande mit dem Hof-, Kriegs-, Kommerzien-Raths-Diplom, wo denn noch funfzig Procent mehr gegeben werden mußten, wenn das „geheime“ vorſtand. c'est tout, comme chez nous!

In Neapel iſt man doch in der That jetzt ſehr ſtrenge. Die ſogenannte Peſt, welche in Noja ausbrach, hat im Ganzen nur 119 Menſchen hinweggerafft. — Ein Geiſtlicher aus Noja, welcher einem neapolitaniſchen Soldaten, der zu dem Kordon gehörte, ein Kartenſpiel gereicht hatte, wurde ſeiner Würde entſetzt, und dann erſchoſſen, der Soldat aber, welcher das Kartenſpiel angenommen hatte, ſogleich. Eben ſo wurden drei Engländer, welche ſich von ihrem Kordon wegbegeben hatten, um ihre Kameraden zu ſehen, arkebuſirt. — Uebrigens aber wird ſpäterhin gemeldet, daß die gegen die Peſt getroffenen Anſtalten, wegen verminderter Einfuhr, wieder aufgehoben würden.

In der Kardinals-Promotion vom 8ten März, wo Sne. Heiligkeit 21 Kardinäle ernannten, und deren 10 in petto behielten, wurden auch 19 Erzbisthümer und Bisthümer in allen vier Welttheilen beſetzt. Unter andern erhielt der Domherr Simienski zu Gneſen, im Großherzogthum Poſen, das Bisthum Cyrene, in Nordafrika, in partibus infidelium. —

Ein Präfekt in Bretagne hat gegen die Verbreitung falſcher Gerüchte jetzt ein, in der That nicht übles Mittel erfunden. Er läßt nämlich ein „Journal der Uebelgeſinnten" drucken, worin alle lächerlichen, und nachher als falſch befundenen Gerüchte aufgeführt werden; hintennach kommt denn immer die ausgewieſene Wahrheit. — Dadurch kann man in der That falſchen, beunruhigenden Gerüchten für die Zukunft vorbeugen, denn der Verbreiter falſcher Gerüchte, — und dazu iſt der Menſch gar ſehr geneigt — fühlt ſich beſchämt, wenn er nun ſelbſt Theil nehmen muß an dem allgemeinen Belachen.

Früherhin hieß es in öffentlichen Blättern: die Judenſchaft in Rom habe dem Pabſt 800,000 Skudi geſchenkt. Späterhin aber wird dieſe Angabe, der Wahrheit gemäß, dahin widerrufen, daß dieſe Summe dem heiligen Vater nicht geſchenkt, ſondern nur geborgt ſei.

Der vorige König von Schweden hatte ſich zu ſeiner Pilgrimsreiſe nach Paläſtina Päſſe von Ludwig XVIII., der damals in Gent war, geben laſſen, und wollte durchaus nur unter weiſſer Flagge ſeine Reiſe machen, was denn auch wirklich geſchah. — Unerwartet ſchnell kehrte er, ein zweiter Ulyß vielleicht, von dem alten Ithaka zurück, und ob er ſein Ithaka nicht immer noch ſucht, und ob die weiſſe Flagge ihm dazu nicht hat als Geleitsſtern dienen ſollen, das wird die Folge lehren.

Die Raubſtaaten, welche doch ſonſt ſo artig nicht ſind, bezeigen ſich gegen England ſehr — gefällig. Wahrſcheinlich aus einem Mißgriff hatten ſich Schiffe der Barbaresken auch an brittiſchen Schiffen vergriffen, und der engliſche General Maitland ſegelte, blos mit dem Linienſchiff „Bombay“ ſelbſt nach Tripoli, wo der Bey in alles willigte, was der Herr Maitland verlangte. Von da ſegelte dieſer nach Tunis, und der Bey ſtattete dem brittiſchen General einen Beſuch am Bord deſſen Schiffes ab, ſchickte auch darauf den Matroſen des Schiffes 1000 Piaſter, und Lebensmittel aller Art im Ueberfluß zum Geſchenk. Dem General Maitland machte er unter andern einen Löwen, einige Straußvögel, ſehr ſchöne arabiſche Pferde und ausgeſuchte Gewehre zum Geſchenk. — — Ei! Ei! darnach werden die Engländer einen ſehr böſen Krieg mit den Barbaresken bekommen! —

Die Statue Ludwig des Vierzehnten zu Paris, welche in der ſtürmiſchen Zeit die Perüque verlor, hat ſolche jetzt wieder erhalten, jedoch einſtweilen nur von Gips.

Am Lichtmeßtage predigte ein Jeſuit vor Ludwig XVIII. und hatte als Text die Stelle aus dem Evangeliſt Matthäus: „dies Volk nahet ſich mir mit ſeinem Munde, und ehret mich mit ſeinen Lippen; aber ſein Herz iſt fern von mir.“

Unter den diplomatiſchen Ausgaben Englands vom vorigen Jahr, ſind allein 15,310 Pfund Sterling, alſo nahe an 97,000 Thaler, welche an die Miniſter von Frankreich, Oeſtreich, Baiern, Holland, Perſien und Portugall für Schnupftabaksdoſen verſchwendet worden. Wohl dem Miniſter, der aus einer ſolchen geſchenkten Doſe nicht betäubenden Nieſewurz, der ſchwindlich macht, genommen hat!

In der Gallerie de Diane zu Paris wohnte kürzlich der König der Fußwaſchung bei, welche

Monſieur in ſeinem Namen verrichtete. Zwölf Kinder armer, ehrbarer Leute, ſtellten die Apoſtel vor, waren roth gekleidet, und ſaßen auf ſo hohen Bänken, daß Monſieur ſich nicht zu bücken brauchte, als er ihnen die Füße wuſch, ſie abtrocknete und küßte. Die Herzoge von Angouleme und Berry warteten mit auf. Jedes Kind erhielt ein Brodt, einen kleinen Krug Wein, 13 Speiſen und 13 Fünffrankenſtücke.

Wenn man in Franken einen Bauern fragt, „warum er noch nicht geheirathet habe,“ ſo antwortet er: — geheirathet hab' ich wohl, aber noch nicht Hochzeit gemacht! — (denn „heirathen“ bedeutet ihm ſoviel, als „Verloben.“) — Fragt man ihn weiter: „warum er noch nicht Hochzeit mache?“ ſo erwiedert er wohl: ich habe meine Hausfamilie (das Hausgeräth) noch nicht beiſammen, und das Weibsbild (die Braut) iſt jetzt lüderlich (krank). —

Frägt man nun weiter: „wird die Hochzeit groß ſeyn?“ ſo entgegnet er: — ach! nein! die Zeiten ſind ſchlecht, ich kann daher nur meine gröbſten (vertrauteſten) Freunde bitten, und da Sie doch auch ein niederträchtiger (leutſeliger) Herr ſind, ſo nehme ich mir die Gnad, Sie zu inventiren. —

In Irland hat kürzlich ein Mezger (Fleiſcher, Knochenhauer) noch in ſeinem 98ſten Jahre eine Tochter bekommen. Sein älteſter Sohn war bereits nahe an 80 Jahr, und das neugeborne Kind, Jungfer Law, war, als es das Licht der Welt erblickte, Tante, Großtante und Urgroßtante von mehr als hundert Individuen.

Der Pudelhund, welcher in „dem Wald von

Bondi“ bekanntlich ſo viel Aufſehn erregt hat, und deſſen wir ſchon früherhin *) erwähnten, ſpielte neuerdings ſo gut, daß er herausgerufen wurde. Er hatte aber noch keine Dankadreſſe einſtudirt, und konnte, hierzu noch nicht dreſſirt, alſo auch nicht ſich bedanken.

Mademviſelle Mangneue, Butterhändlerin in Bretagne, ſchrieb kürzlich an den Haushofmeiſter Ludwig XVIII., den Herzog von Eskar: „aus Freude, einen Bourbon zum Landesherrn zu haben, wolle ſie Sr. Majeſtät das Pfund Butter zwanzig Pfennig wohlfeiler laſſen; wäre ſie reicher, ſo würde ſie es ihm ganz ſchenken.“

---

*) Leuchtkugeln II. Bd. 2. Hft. Seite 293.

Auch in Moskau verſäumte Napoleon nicht, Geſetze zu geben. Die Ruſſen waren geflüchtet oder unter dem Bezirk des Geſetzes, die Soldaten gehorchten zuletzt dem Geſetz nicht mehr, darum gab er den franzöſiſchen Schauſpielern Geſetze. Man ſehe deßfalls ſeine „Theaterverordnung, Moskau, den 15ten October.“

Auf dem Kap der guten Hoffnung, welches die Engländer in Benutzung dermalen haben, bekommt unter andern der Weinkoſter (der die Aechtheit des Kapweins bezeugen muß) dreitauſend Gulden und ſein Aſſiſtent funfzehnhundert ſchwere Gulden Gehalt. — Wenn man es nicht beſſer wüßte, ſo ſollte man hiernach glauben, in England wäre das Weintrinken eine Pöniteuz. So ſehr aber auch unſere Sprachgenoſſen der Meinung ſeyn werden, daß ſich viele von ihnen finden würden, welche dieſes Geſchäft billigern Preiſes übernähmen, ſo würde doch nicht einer zugelaſſen werden, und zwar um deswillen, — — weil hier blos vom Koſten die Rede iſt. —

Zu Paris iſt ein wunderliches Karrikaturgemälde jetzt erſchienen. — Es ſtellt eine Staatskaroſſe, mit ſechs Pferden beſpannt, vor. Der Finanz- und der Juſtizminiſter, welche auf den beiden vorderſten Pferden ſaßen, liegen bereits auf dem Boden; die mittelſten Pferde ſtürzen gerade, und darauf ſaßen der Polizeiminiſter des Innern mit augenſcheinlicher Angſt. Der Marine- und der Kriegsminiſter ſitzen auf den Stangenpferden ganz feſt. Der Herzog von Richelieu, der von dem Bock herab die Zügel hoch hält, neigt ſich gegen die Kutſche, von wo aus ihm keine Befehle ertheilt werden, weil die darin befindlichen Perſonen ſchlafen. Die Pairs klammern ſich an die Räder, und die Abgeordneten drängen um den Wagen her. Talleyrand ſteht von fern, und ſcheint ſich über die Ausfahrt zu ergötzen.

In einigen Departements von Frankreich iſt den Officieren, mit Ausſchluß der Kavallerie-Officiere, das Tragen der Schnurrbärte verboten. Die Veranlaſſung hierzu war eine Reibung zwiſchen den alten und den jungen Officieren. Letztere hatten meiſt noch keine Bärte, und wurden daher Gelbſchnäbel genannt. Um alle Unterſcheidung zwiſchen ihnen abzuſchaffen, ſind daher auch die Schnurrbärte abgeſchafft.

Inhalt des vierten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Maleriſche Anſichten von Preußen. . Seite 5

II. Verſprechen und Halten ſteht fein bei Jungen und Alten. 20

III. Pipin, Major Domus, erſter König der fränkiſchen Monarchie und Napoleon Buonaparte. 32

IV. Die Prinzeſſin Lamballe. . . 56

V. Gedankenſpäne und Umriſſe zum Ausfüllen. . 76

VI. Gerechtigkeitspflege, als Förderung des Patriotismus der Deutſchen betrachtet. . 93

VII. Ein Blick auf den Bundestag in Frankfurt. . 110

VIII. Moſaiks. 129

IX. Miscellen aus der Zeitgeſchichte. . . 135

Zweites Heft.

. Vortheile der deutſchen Sprachreinigung. Seite 157
I. Einige Worte über den Streit des von Berlepſch mit der Churhannöverſchen Regierung. 166
II. Beſcheidne Wünſche. . . . 188
V. Kutuſow von Golenitſchef-Smolenskoi. . 198
. Einige Bemerkungen über den Fortgang der Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland. . 221
I. Welchen Vortheil brachte Napoleons Kontinentalſyſtem dem feſten Lande? . . 240
II. Die Joniſchen Inſeln. . . . 259
III. Moſaiks aus der Zeitgeſchichte. . . 271
. Miscellen aus der Zeitgeſchichte. . . 275

Folgende intereſſante Schriften ſind ſo eben erſchienen und für beigeſetzte Preiſe in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Baumgarten, J. C. F., Stoff zu angenehmen Denkübungen für die Jugend. 8. 18 gr.

Buch, das ſchwarze, des franzöſiſchen Kaiſerhofes. Eine Darſtellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und ſeine Gehülfen verübt worden ſind. Dritte vermehrte Auflage. 8. geh. 1 Rthlr. 4 gr.

Cramer, F., Gedichte. 12. geh. 12 gr.

Hildebrandt, C., der achtzehnte October, oder das eiſerne Kreuz. Ein Roman. 3 Theile. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Ignez und Leonelli. Eine ſpaniſche Geſchichte. — Lorenza, oder das Unſchuldsopfer aus Kindesliebe. — Adelaide und Adelbert, ein Feenmährchen. — Franziskus, oder die Ritternachtsſtunde im Kloſtergarten. Neue Ausgabe. 8. 18 gr.

Magazin der Biographien denkwürdiger Perſonen der neuern und neueſten Zeit. Ein hiſtoriſches Journal in zwangloſen Heften. Herausgegeben von einer Geſellſchaft von Gelehrten. 1ſtes Heft. (Enthält: I. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg und Oels. II. Luiſe, Königin von Preußen. III. Theodor Körner.) gr. 8. Mit Theodor Körners Bildniß. 1 Rthlr.

Deſſen 2tes Heft. (Enthält: I. Moreau. II. Andreas Hofer. III. Iffland.)

Müller, H., der neueſte deutſche Jugendfreund, oder Erzählungen für Knaben und Mädchen, zur Ausbildung ihres Verſtandes und Herzens. 2 Theile. 8. geh. 1 Rthlr.

Nagel, J. F. G., Gedichte. 8. geh. 14 gr.

Nicolai, C., Umgangsbuch für Gebildete des weiblichen Geſchlechts. 2 Bnde. 8. Ord. Ausgabe 2 Rthlr. 6 gr.

(Der Verfaſſer, welcher durch frühere Schriften im Gebiet der practiſchen Philoſophie ſcho rühmlichſt bekannt iſt, hat durch dieſes Buc den Gebildeten des weiblichen Geſchlechts ei ſehr werthes Geſchenk gemacht. Die Erfahrung vielfältiger Art, und die genau Beobachtung in den feinſten Verhältniſſe der Frauen aller Art, ſpricht ſich auf jede Zeile aus. Anziehend iſt dieſe Schrift be ſonders um deswillen, weil der Verfaſſe nicht als allzuſtrenger Sittenprediger redet ſondern Lebensklugheitsregeln giebt, welch von der Jungfrau ſowohl, als von der Matrone, beherzigt zu werden verdienen. Sein Bemerkungen ſind neu, überraſchend un wahr, und für jedes Verhältniß des weiblichen Lebens ſind hier Warnungen, Tröſtungen, Klugheitsregeln gegeben. Das ganze Buch eignet ſich zu einem ſchönen Toile tengeſchenk.)

Portrait Theod. Körners. Geſt. von Clar. 8 g

Rußlands und Deutſchlands Befreiungskriege vo
der Franzoſenherrſchaft, unter Napoleon Bu
naparte, in den Jahren 1812 — 1815. Zi

angenehmen und belehrenden Unterhaltung für die Jugend bearbeitet, 1ſter Theil. 8. geh. 20 gr.

Seneka, L. A., Ueber das Verhältniß der wiſſenſchaftlichen Bildung zur ſittlichen, oder deſſen 88ſter Brief, überſetzt und erläutert von Dr. C. G. W. Lehmann. 8. 6 gr.

Wundergeſchichten und Legenden der Deutſchen, zwei Theile. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Züge, intereſſante, Schilderungen und Schreckensſcenen aus dem Kriege der Franzoſen in Rußland, im Jahr 1812. Aus den Papieren eines ruſſiſchen Militairs. 8. geh. 1 Rthlr.

Wellington.

Ein hiſtoriſches Gemälde.

Geheftet 1 Rthlr. 8 Gr.

Um die geehrten Leſer gegenwärtiger Zeitſchrift auf dies Gemälde des brittiſchen Helden aufmerkſam zu machen, dürfen wir wohl blos andeuten, daß wir ſelbiges dem würdigen Herrn Verfaſſer der Biographien denkwürdiger Perſonen ꝛc. verdanken. Weit entfernt von allem Wortgepränge, ſtellt er uns mit hiſtoriſcher Treue den Helden dar, der ſeit Jahrzehenden bereits Europa's Augenmerk auf ſich gerichtet hat, und wir dürfen dieſe Schrift um ſo eher für die bis jetzt gelungenſte ihrer Art halten, da dem Herrn Verfaſſer ganz beſondere Quellen, aus denen er bei Bearbeitung derſelben ſchöpfte, zu Gebote ſtanden.

Ueber

Selbſtkunde, Menſchenkenntniß
und den
Umgang mit Menſchen.

Von

Carl Nicolai.

2 Theile. Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Der außerordentliche Beifall, mit welchem dieſe, vor kurzem erſchienene Schrift, aufgenommen worden, beurkundet ihren Werth bereits hinlänglich. „Mit vollem Recht,“ ſagt ein Recenſent, „dürfen wir ſelbige den geehrten Werken eines Knigge ꝛc. nicht nur zur Seite ſtellen, ſondern ſelbſt behaupten, daß ſie unſerm gegenwärtigen Zeitgeiſte in vieler Hinſicht angemeſſener iſt, und es wäre zu wünſchen, daß ſelbige jede Privatbibliothek zierte. Wir halten dies Product, das uns mit Achtung für ſeinen Urheber erfüllt, für eins der gelungenſten ſeiner Art. u. ſ. w.“

Humoriſtiſche Reiſe
durch ein
# hochſeliges Königreich.

An das Licht geſtellt
von
Peter Hilarius.

Zwei Bände. Preis 2 Rthlr. 4 Gr.

Wir eilen, den Freunden des Witzes und der Satyre die Erſcheinung dieſer intereſſanten Schrift anzuzeigen. Mit vollem Recht dürfen wir erwarten, daß ſelbige unter den neueſten Producten dieſer Art einen höhern Rang behaupten wird, und enthalten uns um ſo mehr aller weitern Anpreiſung, da man nur einen Blick hinein werfen darf, um ſich von ihrem Werth zu überzeugen.

Auch ſind in allen Buchhandlungen noch folgende Schriften zu haben:

Blumen, einige, in die verdienten Lorbeerkränze großer Fürſten und Helden, geflochten von einem Preußiſchen Patrioten. 8. geh. 8 gr.

Briefe, vertraute, eines ehemaligen weſtphäliſchen Staatsdieners, die geheimen Verhältniſſe einiger hohen Verwaltungsbehörden im aufgelöſten Königreiche Weſtphalen betreffend. 8. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Cramer, Dr. L. D., über den ſchädlichen Einfluß des franzöſiſchen Despotismus auf die Literatur der Deutſchen. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Daniel Fuchs, der große Staatsmann. Ein ſatyriſch-komiſcher Roman aus den Zeiten der Regierung des unvergeßlichen Königs Hieronymus. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Dornenſtiche für Napoleon und Hieronymus Buonaparte und einige ihrer ehemaligen Staatsdiener. 8. geh. . 16 gr.

Familie Buonaparte, der, Heimkehr nach Corſika. Ein Schwank in 2 Acten. 8. 8 gr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreiſende. Enthaltend die Geſchichten und Sagen der alten Schlöſſer, Klöſter und Ruinen, und die Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. Neue wohlfeilere Auflage. 12. geh. mit Kupf. 1 Rthlr.

Gleim, Emilie, moraliſche Aehrenleſe. Enthaltend goldene Lehren und Kraftſprüche aus den Werken der beſten Schriftſteller Deutſchlands. Ein Buch für die Jugend und für Erwachſene, ſo wie für Lehrer, zum Gebrauch zweckmäßiger Sätze zu Vorſchriften. 8. 10 gr.

Herrmann Streit, oder Leben und merkwürdige Schickſale eines Preußiſchen Landwehrmanns, keine Dichtung. (Vom Verf. des Fiorenzo) 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Judenkirſchen, friſche und eingemachte. Eine Sammlung von Anecdoten, Schnurren und lächerlichen Characterzügen noch lebender und verſtorbener Juden. Allen in Deutſchland wohnenden Israeliten gewidmet von Policarpus Krittelmann. 1ſtes Bdchn. 2te verbeſſerte Aufl. Mit 1 Kupf. 12. geh. 16 gr. (2tes und 3tes Bdchn. à 12 gr.

Königsflucht, die, oder Hieronymus und ſeiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich. Ein Gegenſtück zum Abſchiede von Caſſel. 8. geh. 10 gr.

Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug. Mehr als Roman. Von Baptiſt von Heinsburg. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Müller, H., das Denkmal auf dem Brocken, für Preußens tapfere Krieger. Eine patriotiſche Phantaſie. 8. geh. 3 gr.

Nagel, F. G., theoretiſch-praktiſches Lehrbuch der Weisheit und Tugend. Oder: Grundſätze der Sittenlehre, durch gute und böſe Beiſpiele aus

der Geſchichte erläutert. Ein pädagogiſches Hülfsmittel zur Bildung guter Sitten und Grundſätze, für Lehrer und Erzieher. gr. 8.
1 Rthlr. 4 gr.

Napoleon Buonaparte, nach ſeinem Leben und Wirken, von ſeiner Jugend, bis zu ſeiner Verbannung auf die Inſel Elba. 2 Bände. 8.
2 Rthlr. 8 gr.

Oskar und Malvina; oder die Macht der Vaterlandsliebe. Eine Urkunde aus dem heiligen Kriege. 2 Bnde. 8. 1 Rthlr. 14 gr.

Patriotenſpiegel, der Preußiſche. Enth. treffliche Charactergemälde und ſchöne Züge von braven Männern und edlen Frauen des Preußiſchen Landes, während des letzten Krieges gegen die Franzoſen. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Reden an Preußens Krieger, im Felde gehalten und den Freunden deutſcher Freiheit ans Herz gelegt, von einem Preußiſchen Feldprediger. 8. geh. 8 gr.

Schreckensſcenen aus dem Leben der unglücklichen Roſaura Morano, während des blutigen und verheerenden Krieges des Kaiſers Napoleon in Spanien. Aus den Papieren eines in Spanien gedienten ehemaligen weſtphäliſchen Officiers, zuſammengetragen und herausgegeben von C. Hildebrandt, Verfaſſer des Eduard Nordenpflicht, Auguſte du Port, Robinſons Colonie u. a. m. 2 Bände. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Sonntagsnovellen. Von C. Nicolai. 2 Bände 8. (1ſter Theil, enthält: I. Maria, oder das ſtille Pfarrhaus; eine Begebenheit während des letzten Krieges. — II. Meine Reiſe aus dem Zimmer in die Schlafkammer. — 2ter Theil enthält: I. Der eiferſüchtige Ehemann. II. Der Ehemann ohne Eiferſucht.) 1 Rthlr 20 gr.

Traumbuch für gebildete Leſerinnen. Zur endlichen Befriedigung Aller, welche die Bedeutſamkeit mancher Träume bezweifeln, oder auch unbedingt daran glauben. 8. 1 Rthlr.

Wagener, S. Ch., etymologiſches Anekdoten-Lexicon, oder intereſſante Wort- und Sachherleitungen. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Pillenſchächtelchen, ſatyriſches. Enthaltend Anecdoten, Epigramme, witzige Einfälle und Lächerlichkeiten von noch lebenden und verſtorbenen Aerzten und Wundärzten. Geſammlet und herausgegeben von Cyriakus Nießwurz. Mit 1 Kupf. 12. geh. 12 gr.

Humoriſtiſche Reiſe
durch ein
# hochſeliges Königreich.

An das Licht geſtellt

von

Peter Hilarius,

Kaiſerlichem Hofpoeten zu Utopia. Mitglied vieler Akademien
des Unwiſſens, Ritter des Hauskreuzes und Bureauchef in
der patriotiſchen Hornſpitzenfabrik.

Erſter Theil.

Ridendo dicere verum!

Quedlinburg, 1816
in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

[illegible] 2 - 4

Universitäts-
Bibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Der Herausgeber an diejenigen, welche dieſes Buch durchblätern.

Ich, Peter Hilarius, bin nach meinem Rang und Stand, den ich auf den Titel habe drucken laſſen, und der alſo richtig iſt, weil er gedruckt da ſteht, der Mühe überhoben, mich dem Leſer aufzuweiſen, und das, was er durchblättern wird, ihm anzuempfehlen. Den Mathadors der Durchblätterer, nemlich den Herren, welche der glückliche Kotzedue in ſeinen „Unglücklichen“ ſo gut abkonterfeyt hat, will ich nur ſo viel ſagen, daß ich eigentlich an dieſem Buche gar keinen Antheil habe, daß es zwar nicht unter eines von den vielen Manuſcripten gehört, welche gefunden ſeyn ſollen, daß es aber wirklich ein fremdes Manuſcript iſt.

Ich habe nemlich einen Freund, den Baron Zumpel von Zumpelsburg, welcher mit vielen Menſchen das gemein hat, daß er die Worte nicht anders gut von ſich geben kann, als durch die Feder. Dieſer hat zu Zeiten, wo die Zeitungen ihm langweilig wurden, indem ſie auch nicht einmal logen, und nur Feſte, Zuſammenkünfte und deſperaten Jubel beſchrieben, aus ſeinen Streifzügen durch das Leben in jenen Ofenſtunden, wo man ſchreibluſtig wird, mehreres zu Papier gebracht, und da er ſelbſt zu ſittſam, alſo zu wenig Schriftſteller iſt, als daß er ohne

Scheu auftreten ſollte, ſo habe ich ihm ſein Manuſcript geſtohlen, und theile es hier dem Publikum mit.

Was nun das Stehlen betrifft, ſo glaube ich ganz und gar nicht nöthig zu haben, mir deshalb einen Vorwurf zu machen, denn, wenn es gar viele privilegirte Stehlpreſſen giebt, die unverſchämt und dummdreiſt fremde Waare zum öffentlichem Markte abſenden, ſo habe ich hier förmlich die Entſchuldigung des Krispin. Denn ich glaubte das Publikum um eine gar artige Lectüre beſtohlen zu haben, wenn ich meinen Freund nicht um das Manuſcript beſtohlen hätte, und da war ich denn nicht lange zweifelhaft. Uebrigens aber wird auch mein Freund, der Beſtohlene, mit dem Diebſtahl zufrieden ſeyn, wenn er ſeine Schrift erſt gedruckt ſieht, denn das gefällt jedem Erdenſohn. Nur will ich ihm hiermit öffentlich anräthen, daß er demnächſt nicht in die Mawie gar vieler Schriftgelehrten, recht vieles von ſich gedruckt zu ſehn, verfallen möge, denn da er einen ſtarken Hang zu der Satyre zu haben ſcheint, ſo möge ihm geſagt ſeyn, daß Satyre, wenn ſie kernhaft bleiben ſoll, nur einmal ein helles, glänzendes Licht verbreitet. Wird ſpäterhin die Laune mit den Haaren herbeigezogen, ſo wird die Satyre Pasquill.

Zweites Kapitel.

Zueignung.

An meinen Herrn Bruder, Herrn von Münchhausen, Reichs-Freiherrn des heiligen römiſchen Reichs.

Geliebter Herr Bruder!

Mehr Lügen hat doch wohl kaum irgend ein beliebter Zeitungsſchreiber während einer Pränumeration hingeſudelt auf Löſchpapier, als ich in der Zueignungsadreſſe, um den Lügenton der Komplimente und Ehrentitel, wovon das ſchwerfällige Deutſchland in ſeinem Mühlentritt nun einmal nicht abzubringen iſt, beizubehalten, angab! Zergliedere nur die einzelnen Worte auf dem Velinpapier, welches eine gar wunderſame Kraft hat, und der kurzen Ewigkeit wegen zu der Verſchwendung von goldnen Doſen, gnädigſten Handſchreiben u. ſ. w. reizt, ganz genau, und Du wirſt es einſehn, daß Deine fabelhaften Abentheuer, die jetzt noch gelten, um die langen Spinnabende kurzweilig zu machen, durchaus nicht in den Extremen über die nackte, einfältige Wahrheit hinaus, faſeln, an welchem Extrem in der Regel neun Zehntheile der Menſchen laboriren. Du kannſt mir glauben, ein einzige Adreſſe im alten, alſo guten Reichsſtyl, enthält mehr hyperboräiſche Myſtik, als Deine handgreiflichen Lügen.

Willſt Du den Kommentar hiervon haben? Du kannſt mir die Antwort ſchuldig bleiben, denn Du gehörſt zu der Mehrzahl, die ſich gern futtern läßt, und unterdeß die gefaltenen Hände in die Gegend des Pſalters legt. Nun, ſo will ich denn ohne weiteres Dir die Analyſe geben. Analyſe kommt' eigentlich her von αναλῦω (ich löſe auf) und wenn man auflöſet, ſo hat man eigentlich nichts mehr, zum mindeſten keine Quinteſſenz; indeß ich glaube doch, daß Du bei der Auflöſung noch einen Niederſchlag aus der Retorte bekommen ſollſt, der vielleicht Bauchgrimmen veranlaſſen könnte, und den der Apotheker ganz gewiß unter das Fliegengift ſetzt. Uebrigens aber will ich, wie das gewöhnlich, und auch weit bequemer iſt, die Kuh beim Schwanz anfaſſen.

Alſo

1.) was den Herrn Bruder betrifft, ſo iſt es doch wohl eine grobe Lüge, wenn ſich ſo viele Menſchen „Herr Bruder“ nennen, die doch keine Verwandſchaft weiter haben, als die von Adam her, oder die aus den Weinhäuſern, oder die aus der großen Hornſpitzenfabrik, oder endlich die aus der großen politiſchen Unfabrik. — Vielleicht aber liegt doch einige Wahrheit in dem „Herr Bruder.“ denn es ſoll jetzt mitunter eine Blutsverwirrung unter den Menſchen ſeyn, wie zu den Zeiten des babyloniſchen Thurmbaues eine Sprachverwirrung war.

Wir kleinen Menſchen können doch aber wohl eine Lüge nachäffen, wenn die großen Menſchen den Ton angeben, und kannſt Du Dir denn wohl eine honettere Lüge denken, als daß Kaiſer und Könige einander „Herr Bruder“ und den heiligen Mann in Rom ihren Vater nennen, ihn, der die Gelübde abgelegt hat, und darauf wachen ſoll? — Dies alles bringe Dich aber nicht auf die Idee, als wenn ich, wie jene Herren Brüder, Luſt hätte, mich mit Dir zu rauſen. Die Kleinigkeit des Rauſens wollen wir den großen Herren Brüdern überlaſſen. Wir beide, denke ich, haben eine ſolide Wahlverwandtſchaft, alſo mag der „Bruder“ vorläufig ſtehn bleiben.

Das „Herr“ iſt freilich wieder eine derbe Lüge, denn wo findeſt Du eigentlich einen Herrn, vom Kaiſer von China an, bis zu dem Fürſt von Flachſenfingen, der auch die mordmäßigen Völkerſchlachten, ſobald Du auf ſein Territorium trittſt entſchieden haben will, indem er einen halben Tambour geſtellt, und ein Schilderhaus hat, worin eine Grenadiermütze angenagelt iſt, unter welche der von den drei hochfürſtlichen Grenadieren, an welchen der Turnus kommt, ſich ſtellt? Selbſt der Mameluck Ruſtan, um deſſen Gunſt die Marſchälle und Prinzen, und ein Rudel von Geſandten buhlten, war nicht Herr! Letzteres Wort iſt nun einmal ein Epiteton ornans, ſo der Sclaverei um den Bart geht, ein Chriſtgeſchenk für Kinder, mit Flittergold ausgeputzt, damit die Kindlein fein artig ſind und keine Schneebälle werfen — alſo mag ich denn auch proviſoriſch in dieſer proviſoriſchen Welt den „Herrn“ nicht wegnehmen.

Was nun 2.) den „geliebten“ Herrn Bruder betrifft, ſo muß ich freilich mir immer das Lachen verbeißen, wenn ein Menſchenkind mit der Liebe um ſich wirft, als wären es taube Nüſſe, die man dem Erſten, dem Beſten zuwirft, wenn man ſie aufgeknackt hat. Dieſes „geliebt“ kömmt mir vor, wie die noch unentdeckten Reiche in der neuen Welt, mit welchen die weiland Päbſte die allerchriſtlichſten Könige belehnten, wobei ſie ihnen überließen, dieſe Reiche zu entdecken.

Wenn ein Menſch zu mir ſagt: „lieber Freund,“ ſo knöpfe ich gern die Taſchen zu, und ſchwatzt er ſogar: „liebſter Freund,“ ſo berechne ich ſchon den Schaden, den er mir bereits zugefügt haben mag.

Indeſſen, da Du doch auch viel unter den Menſchen gelebt haſt, ſo kannſt Du doch vielleicht einige Wahrheit in dem „geliebt“ bemerken. Du wirſt nemlich in Deinem Roſenmond auch einmal geliebt, und bald nachher gefunden haben, daß das eine Hirnverrückung iſt, die gar nicht unter die Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, paßt.

3.) Die drei Lügen in den drei Worten „des heiligen römiſchen Reiches“ findet bei unſern ſchnellklugen Schulmethoden gewiß jeder Schüler in einem Taubſtummen-Inſtitut, geſchweige denn ein Quartaner auf den Schulen, welche das Privilegium haben, bei ungelehrten Lehrern gelebet zu ſeyn.

Wir lebenden Menſchen wiſſen es zwar vom Hörenſagen, daß unter „heiligen römiſchen Reich“ Deutſchland zu verſtehen befohlen iſt; unſern Nachkommen aber, ſofern die Volksaufrufe, Völkerwanderungen, der Brandteweinſchank, die Raffinerie in der Liebe und die Turnkunſt etwelche übrig laſſen, wird es mit dem Stock in der Hand docirt werden müſſen, daß das heilige römiſche Reich unſer unheiliges, deutſches Vaterland ſey.

Von dieſem „heiligen römiſchen Reich“ ſagt Abraham a Santa Clara, der luſtige Pfaff in Wien, und nach ihm Schiller, der ernſthafte Dichter in Gotha (?) *)

Das römiſch Reich, daß Gott erbarm!
Das iſt geworden römiſch arm!

und was ſchon im dreißigjährigen Kriege von Deutſchland galt, nemlich, daß es arm ſey, das gilt auch neuerdings noch in dem Kriege,

---

*) Es iſt doch ſchändlich, daß man, um den Wohnort eines großen Nationaldichters ohne Nation anzugeben, ein Fragezeichen dahinter ſetzen muß! Jene Dame verwechſelte Schiller und Schill, und fragte: Wo ſteht denn Schiller jetzt mit ſeinem Corps? In dieſer Art wird Politik und Literatur in dem unheiligen Reich von der Nobleſſe behandelt! ! !

der unendlich iſt und ſeyn wird, ſo lange von pomphaften Aufzügen in den Zeitungen, und von herzlichem Gefühl in den Vorträgen die Rede iſt. Die Herren Franzoſen ſorgten, in Deutſchland ſehr anſtändig dafür, die Armuth unanſtändig zu erhalten, und die Millionen Pfunde der Poz-Blexen, welche großmüthig genug als Subſidien ausgerufen werden, ſind mit Prozentchen hingeworfen, denn bei jeder der unendlichen Zahl von Taſſen Kaffee werden die hochgerühmten Subſidien überflüſſig zurück gezahlt.

Schon aus dieſer einzigen Kaffee-Anſicht wirſt Du die grobe Lüge des „reich“ zugeſtehn; noch gröber aber erſcheint die Lüge, wenn Du Deutſchland als „ein Reich“ betrachteſt. Unter „Reich“ verſtehe ich nemlich eine Einheit. Findeſt Du dieſe aber im deutſchen Reich? — Auf meinen Reiſen durch Deutſchland traf es ſich einmal, daß ich an einem Tage, ehe ich noch Nachtquartier genommen hatte, die Ländchenzippel von fünf verſchiednen deutſchen Potentaten paſſirte, und mit einer Gießkanne hätte man in fünf Ländern den Wunſch um Regen aufheben können. Ich fand da fünf verſchiedne Uniformſchnitte, die Kokarden nicht zu vergeſſen, fünf verſchiedene Dialekte, fünf verſchiedene Geldcourſe, fünf verſchiedene Arten von Großprahlerei und Verhöhnung des Nachbars, und fünf verſchiedene, jedoch unſchädliche, politiſche Syſteme ohne Baſis. Hiernach alſo iſt Deutſchland wohl eben ſo wenig ein Reich, als die Ruinen von Herkulanum und Pompeji Städte ſind.

Wie wir zu dem „römiſch“ gekommen ſind, das muß man den Diplomatikern des Hauſes Oeſtreich überlaſſen, ſofern ſie die Aufklärung geben wollen, oder dürfen. Eigentlich, glaube ich, haben die Deutſchen von den Römern, worunter ich mir ſo das Senatus populusque romanus, und das dimitto vos, Quirites! denke, durchaus gar nichts, man müßte denn das bekannte große Rathhaus der Römer als eine Niece des Kapitols anſehen. Doch — um endlich einmal der aus allen Landen verwieſenen Wahrheit die Ehre zu geben: man kann allerdings Deutſchland ein römiſches Land nennen! Dem Deutſchen iſt nemlich bei ſeiner aſtheniſchen Natur der Römer, nemlich der Weinrömer, ſo nahe verwandt geworden, daß man ſie als unzertrennlich betrachten kann. — Jenen Weinglas-Begriff leiten die hochbegabten Puriſten her von „räumen“, indem der Nectar, welcher in dem Glaſe perlt, gar gern geräumt wird; auch aufgereimt macht, zu Reimen, jedoch nicht zu Verſen, Raum und Veranlaſſung giebt, und nebenbei die Kaſſe aufräumt, und ungereimt macht; — beſſer aber wäre es wohl, dieſe Puriſten räumten nicht die Wortunzucht, ſondern die Thatſodomie auf!!

Das „heilig“ nun wird dermalen durch Proclamationen, Prozeſſionen, Unphiloſophie, Fatalismus und Beruf zum Katzbalgen ſo geſpickt, daß man das eigentliche Fleiſch vor den Speckflocken nicht ſieht. Vielleicht aber hat auch das Fleiſch bereits etwas hautgout, und da iſt denn die Spickerei nicht übel angebracht. Wer vermag auch übrigens, gegen die Epidemie der Spickerei etwas auszurichten? Da giebt es jetzt geſpickte Mathadors, geſpickte Vivatrufer, geſpickte Patrioten, und ſogar martialiſche Bramarbaſſe, die im Nachthabit ausſehn, wie geſpickte Haſen; und wenn man nun übrigens noch erwägt, daß man reicher wär, nemlich verhältnißmäßig reicher, als der reichſte König, wenn man nur das hätte, warum er in einem Monat betrogen wird, ſo wird man über die Spickerei; als über ein nothwendiges Uebel hinweg ſehn müſſen, und wohl thun, wenn man mit den Wölfen heult.

Nun komme ich

4.) auf den „Reichsfreiherrn“. Von dem wirſt Du doch wohl eingeſtehn, daß er eine arge Lüge ſey, denn wer fühlt ſich in einem Reiche frei? Unter den Nomaden in Südamerika, unter den Patagonen mag es allenfalls noch freie Faulenzer geben, aber in dem hoch gebildeten Europa nicht. Da iſt es nun einmal eingeführt, daß der Menſch neun Zehntheil ſeines Lebens Sclav ſeyn ſoll, um die Ausfüllung des Bruchs als Null in dem angeblichen Roſenmond zu genießen, und dieſen kurzen Genuß ſodann lebenslänglich zu beſeufzen. Nimm es mir daher nicht übel, wenn ich Dir rathe, den Reichsfreiherrn als lügenhaft wegzuſtreichen.

Zwar wirſt Du meinen, Du habeſt den Reichsfreiherrn ererbt, und er klinge doch ſo hübſch vollwichtig. Allein willſt Du Dich denn mit fremden Federn ſchmücken? O! Zeige mir doch den weißen Sperling, nemlich einen ächten Stammbaum! Und biſt Du denn etwa darum etwas mehreres, als andere Adamskinder, daß Dein Urvater von Kaiſer Karl dem Großen, deſſen Ende aber etwas klein war, einen Rippenſtoß, und nach der Uebereilung der Durchlauchtigkeit einen Gnadenſtoß um deswillen erhielt, weil er den Steigbügel verkehrt dem kaiſerlichen Fuß entgegen hielt?

Doch, ich ſehe wohl, das alles führt mich zu weit in die Theorie des geſpickten Haſen, wovon ich vorhin etwas andeutete. Du könnteſt vielleicht auch noch zu viel Rückerinnerung an Rüxners Turnierbuch haben, und daher, nach Deinem Stammbaum wohlgefällig hinſchauend, mich für einen Störfried oder Neuerer, welche die Mehrzahl der bequemen Menſchen nicht leiden kann, halten; hinweg alſo von dieſer Kehrſeite der abgegriffenen Kupfermünze: Menſchenwerth!

Erlaube mir daher nur noch, mit wenigen Worten Dir zu ſagen, warum ich dieſe Reiſe, welche gedruckt wird, alſo wahr ſeyn muß, Dir zueigne.

Du haſt nemlich auch Reiſen geſchrieben, und ſie ſind auch gedruckt, aber dennoch will ſie faſt niemand für wahr halten. Das kann ich nun freilich eigentlich nicht begreifen, indeß, da das Volk ſo urtheilt, alſo muß es doch wahr ſeyn. Das iſt ein untrüglicher Schluß, eben ſo gut, wie der: ich nehme das Land durch das Recht der Eroberung, alſo bin ich der allerfürtrefflichſte Herr! Da nun Deine Reiſen für Lügen gehalten werden, und doch gedruckt ſind, ich aber es durchaus nicht leiden mag, daß etwas Gedrucktes im Volk ſolle als Lüge verſchrien werden können, ſo habe ich, der größte Patriot, den es giebt, der nur unter den patriotiſchen Schreihälſen nicht aufkommen kann, es für Menſchenpflicht gehalten, Deiner bezweifelten Wahrheit dadurch wieder aufzuhelfen, daß ich durch meine Zueignung die Verwandſchaft mit Dir darthue. Denn da meine Reiſen die pure, handgreifliche Wahrheit ſind, welche jeder weſtphäliſche Polizeykommiſſarius anerkennen muß, (und das will viel ſagen!) ſo denke ich, durch die überflüſſige Wahrheit, welche ich gebe, etwas auf Dich überfließen zu laſſen, damit man auch Dir etwas mehr als bisher traue.

Das alles thue ich aus rein patriotiſchem Eifer, alſo aus Egoismus. Denn, ich bitte Dich, wenn gedruckten Sachen nicht mehr geglaubt würde, was ſollte dann aus der Welt, wie ſie nun einmal iſt, werden?

Was giebt den Zeitungen, Armeeberichten, Tagesbefehlen, der Betrübniß bei den Todesfällen der Tanten und Schwiegereltern, den patriotiſchen Beiſteuern und dem Jubel und der ſchönen Haltung der Bürgergarde bei einer hohen Durchreiſe anders Glauben, als, weil es gedruckt daſteht? — Ich hielt es daher für nothwendig, meine reine Wahrheit mit Deiner verrufenen Unwahrheit durch die Zueignung in eine Art von den verſchiedenen Arten der Begattung zu bringen, wodurch der Zwitter, Zweifelſchein entſtehn ſoll, der ſich von den Zwittern der Thierwelt dadurch unterſcheidet, daß er ſein Baſtardweſen ſchon ſeit Eva's Abentheuer mit der Schlange ununterbrochen fortgepflanzt hat.

Nebenbei habe ich freilich bei dieſer Zueignung noch einen andern Zweck, und Du weißt wohl, die Nebenzwecke der Großthaten ſind oft die Hauptzwecke der Perſon. Ich bin nemlich Menſch, und alſo auch ſelbſtſüchtig und egoiſtiſch. Da nun Deine Unglaublichkeiten viel geleſen ſind, weil der Menſch an der ſchlichten Wahrheit gern vorüber geht, ſo wünſchte ich dadurch, daß ich Dich „geliebter Bruder“ nannte, auch meinen Glaubwürdigkeiten eine ſchnellere Einführung zu geben. Denn ich will doch nicht umſonſt die Federn zugeſpitzt haben, und

mundus vult decipi; decipiatur ergo!

Drittes Kapitel.

Ich ward ſehr natürlich geboren, und ſo weiter.

Ich bin geboren in Deutſchland, alſo in einem Lande, wo durchgängig ein' und dieſelbe Sprache geredet wird, wo ein allgemeines, gleiches Intereſſe gilt, und wo ohne die geringſte Arbeit die gebratenen Tauben in den Mund fliegen; wo leichter Sinn überall, und Kleinſtädterei nirgends herrſcht, und wo die Toleranz ſo weit geht, daß ſelbſt die Kantorin die Frau Paſtorin nicht befeindet; wo von Kunſt und Wiſſenſchaft durchaus nicht geredet wird, wo beide aber im höchſten Flor ſind, ſehr geehrt, und noch beſſer honorirt werden; wo in Städten und Flecken keine Bier- und Weinzeichen zu Kopf- und Beutelſchmerzen einladen, wo man überall ſo höflich und behende iſt, daß ein Fremder durchaus in Verlegenheit kommen muß, und wo es keine Zollreiter und Taſchenteleſcope, nemlich Acciſediener, giebt, weil die Menſchen hier ſo ehrlich ſind, daß ſie den Tarif ſchon vor Sonnenaufgang dem invaliden Einnehmer, der eben noch von der Roßbacher Schlacht träumte, in dem wichtigſten Gelde unaufgefordert bringen, wenn ſie in der Nacht vorher Waaren eingeſchwärzt hatten. Bei ſolcher unanſtändigen Ehrlichkeit mußte wohl ein Sterben unter dieſe Acciſebedienten, welche auf das Einſchwärzen angewieſen ſind, kommen.

Mein hochſeeliger Herr Vater war aus einer alt-adlichen Familie, alſo war es ſehr natürlich, daß er ein grundgelehrter, vorurtheilsfreier Mann ſeyn mußte, und daß ſeine Güter, als alt-adliche Güter, durchaus nicht verſchuldet wären.

Was nun die Mehrzahl, „Güter“, betrifft, ſo klingt es manchem Edelmann gar ſchön, von ſeinen Gütern reden zu dürfen, wenn es denn auch oft nur die Blumentöpfe ſind, die er vor dem Fenſter ſtehn hat, wo der Klos Acker ſein ſchuldenfreies Eigenthum iſt. Mein Vater aber durfte ſich wirklich rühmen, mehrere Güter zu haben.

Er beſaß nemlich erſtlich ein hochadliches Familienbegräbniß, beſtehend aus einem durchaus reinlichen, luftigen Gewölbe an der Abendſeite des Kirchhofes. Freilich war dieſes Gewölbe nicht mehr in abſonderlich gutem Stande. Die Zwangsmaulbeerbäume hatten ihm großen Schaden gebracht. Der Kantor nemlich, nach ſeiner Unſterblichkeit, alſo nach der Ehrenmedaille des Seidenwurms hinſchauend, hatte über dem Gewölbe einen verdorrten Stamm wieder in das Pflanzenleben rufen wollen, und im Namen des Königs und des Geſetzes befohlen, den Grund aufzuhauen. Davon war denn die Folge geweſen, daß der fallende Schlußſtein den größten Theil des Gewölbes nach ſich gezogen, und die pomphaften Einſchriften an den Särgen der weiland unſterblichen Ritter und weiland tugendſamen Frauen der unäſthetiſchen Begaſſung des John Bull preis gegeben hatte.

Ferner hatte mein Vater Gutsgebäude; nemlich einen Hühnerſtall, aus dem ich in meiner wilden Jugend, ſo wie auch der Iltis, Eyer ſtahl; ſodann eine Scheure, in welcher jeden Sonnabend die Dreſcher dem berauſchten Verwalter ſehr ehrlich Rechenſchaft gaben, zumal die Töchter der Dreſcher mit ihren kurzen Friesröcken bei der Heu- und Kornbanſe waren; auch hatte mein Herr Vater einen Pferdeſtall, welcher die Eigenſchaft hatte, daß faſt jedesmal die Pferde mit gutem Appetit heraus gezogen wurden, und endlich ein Wohnhaus, ſo reinlich, daß am Vorabend eines Kuchenfeſtes nicht alle Winkel noch voller gefegt zu werden brauchten, und ſo gut nach alter Art gebaut, daß keiner von dem Geſinde einen heimlichen Schlupfwinkel oder einen Nachſchlüſſel haben konnte.

Außer ſehr gutem Vieh auf dem Hofe, denn ein Adminiſtrator beſorgte das ganze Weſen, hatte mein gnädiger Herr Vater auch ſehr ſchönen, tragbaren Acker, denn die Bauern mußten den Acker als Hofdienſt beſtellen, und eben ſo die Frucht einfahren.

Hiernach verdenke ich es dem Hochſeligen ganz und gar nicht, wenn er nicht von ſeinem Gut, ſondern von ſeinen Gütern ſprach. Rechne ich nun noch dazu ſeine Juwelen, nemlich die alten Oelbilder mit den Schnurbärten und den Spinngeweben, und den neuen Koffer mit den alten Pergamenten, die mein Vater ſelbſt auf Treu und

Glauben überkommen hatte, und die zu leſen oder zu verſtehn, er unter ſeiner Würde hielt, da ſchon der bezahlte Actuarius ſo etwas verſtand, item den alten Stammbaum im veralteten Hausflur; — ſo muß ich annehmen, daß mein Herr Vater an ſich ſehr reich geweſen ſeyn müſſe. — Bei Gelegenheit des Stammbaums fällt mir ein, daß der Hochſelige ſich einmal ſehr ärgerte, als er Sonntags, nach der Kirche, fand, daß Nobel, der Haushund, die Stammader verunglimpft habe, und dieſer Aerger ſtieg am folgenden Tage bis zur vollen Wuth, als die proſaiſchen Knechte mit hingeſchütteten Erdtoffeln alle frühere Generationen bedeckt hatten, ſo daß nur kaum die lebende noch über das unwürdige Schweinefutter hinweg blickte mit ſchwarz in weißen Feldern, alſo ganz unwiderlegbar richtig!

Viertes Kapitel.

Meine Erziehung.

Ich wurde ſehr gut erzogen, und zwar ſchon von Kindesbeinen an. Ich hatte nemlich bis zu meinem neunten Jahr eine Amme, welche, als meine Milchzähne in zu heftigen Streit mit den Milchwarzen kamen, mich der bezahlten Mutterliebe entzog, doch aber aus Menſchenliebe ſich meiner noch weiter annahm. Dieſe Menſchenliebe trieb ſie, wie ich noch recht gut weiß, ſo allgemein, daß, während ſie das ungezogene Kind, welches allgemach zu dem ungezognern Knaben heran wuchs, auf dem Knie ſchaukelte, ſie ſelbſt eines andern, ganz heran gewachſenen, ganz ungezogenen Knaben Knie drückte.

Späterhin kam ich unter die unmittelbare Aufſicht meiner Eltern, und dieſe mußte unbedingt gut ſeyn, denn Vater und Mutter ſtritten ſich unaufhörlich in meinem Beiſein, alſo mit vollem Recht, um die beſte Methode, mich zu erziehen, und wenn denn ihr Eifer gegen einander mitunter etwas derb wurde, ſo war ich ſelbſt häufig die Trommel, auf welcher der ſiegende Theil ſeine kriegeriſche Wuth auswirbelte.

Nachher bekam ich einen Informator, nemlich einen Mann, der ſich eben von den luſtigen Brüdern der ſogenannten Univerſität losgeriſſen hatte, und von ſeinen naſſen Freunden ſtatutenmäßig eine Begleitung erhielt, weil er ſich — zum Pabſt getrunken hatte, — — alſo mußte er ein hochbegabter Mann ſeyn. Uebrigens war er auch in der That als Mann nicht zu verachten, denn er rauchte gut Taback, ſchob gut Kegel, ging, wenn Jahrmarkt war, in die Stadt, um am

Abend zurück geführt zu werden, und überdem war er ein guter Geſellſchafter, denn er half meiner gnädigen Frau Mama häuſig bei verſchloſſenen Thüren beten.

Mit dieſem meinen Lehrer ging ich auch häuſig des Abends zu dem Actuarius hinüber, wo Deutſch Solo bei warmer Stube, ſchlechtem Getränk und heißer Liebe mit fettigen Karten geſpielt wurde. Ich, als Bube, ſpielte dann gewöhnlich in der Stube herum, während die andern ſpielten nach ihrer Art, und wenn ich meinen Ball oder dergleichen unter dem Spieltiſch ſuchte, ſo hielt es mir oft ſchwer, ihn zu finden, denn die Füße meines Lehrers und der Frau Actuaria ſchienen mir hier immer wie zuſammen gewachſen zu ſeyn.

Das Naive kann der Menſch nicht leiden, vielleicht, weil es ein Kind der Wahrheit iſt; als ich einſtmals auch ſo unter dem

Tiſch lag, und nach meinen Himmelsbeobachtungen glaubte, daß mein Ball der Trabant einer großen Sonne ſey, machte ich darüber ein kindiſches Freudengeſchrei, wurde aber mit doppelten Fußtritten zum Schweigen gebracht. Von dem Augenblick an nahm ich mir die Regel feſt: daß man Fußtritte bekommt, wenn man ſeine Bemerkungen kund giebt!

Uebrigens war mein Informator ſehr mit mir zufrieden, denn ich that keine naſeweiſen Fragen über das „wie und warum“ und außerdem ſagte ich aus natürlichem Inſtinct kein Wort, wenn ich ganze Tage hindurch, die mir als Lerntage angerechnet wurden, mit den Dorfjungen hatte Vogelneſter ausnehmen dürfen, während Sonnabend Mittages bei der Erdtoffeln-Tafel der Informator meinen gnädigen Eltern die Verſicherung gab, daß ich in allen ritterlichen Tugenden, ſogar auch in der Turnkunſt, die beſten Fortſchritte mache.

Jetzt kam die Zeit, wo ich von den Jugendſünden losgeſprochen werden ſollte, um das Privilegium als erneuerter Chriſt zu erhalten. Mein Informator hatte mich dazu zwar vorbereitet, indeß er hatte die Ordines nicht, und, wohl oder übel, mußte mein Vater in den ſauern Apfel beiſſen, und mich dem Paſtor loci, der, blos um dem Nachfolger nichts zu vergeben, mit dem hochadlichen Gut wegen der Rauchhühner und der Blutwurſt in einem Prozeß lag, ſenden.

Der Pfarrer, den ich bisher nur, des fatalen Prozeſſes wegen, an ſeiner Perrûque und an ſeinem Delta-Hut, ſo wie an dem ſpaniſchen Rohr mit weißem Knopf und ſchwarzlederner Troddel erkannt gehabt, wenn er im ſegnenden Filialſchritt das Kornfeld durchwanderte, wobei er lieber auf die Patrochoniomachie, d. h. auf das Unkengeſchrei im nahen Moor, welches Regen verkündete oder abſprach, als auf die Triller der Lerche über der jungen Saat, auf das Flöten der Nachtigall im nahen Buſch zu hören ſchien, dieſer Pfarrer, ſage ich, wurde nunmehr mein zweiter Lehrer.

Da ich, wenn mein Vater in dem geſchmierten und unbezahlten Wein ſich Gichtſchmerzen getrunken hatte, die heftigſten Glut- und Wuthreden gegen den Paſtor hatte anhören müſſen, und da mein Informator, der als ſolcher durchaus nicht nach der Stelle des Pfarrers trachtete, ihm immer mit verbiſſenen Lippen eine Ewigkeit des irdiſchen Lebens wünſchte, ſo ging ich mit einiger Furcht zu dem Pfarrer. Ich war damals ſchon über funfzehn Jahr alt, denn eigentlich hätte ich ſchon ein Jahr früher zu dem Pfarrer gehn ſollen, allein mein Informator hatte geglaubt, der Pfarrer ſey hyſteriſch, und könne es nicht lange mehr machen; — ergo!

Der Pfarrer nahm mich mit liebevollem Ernſt auf, mit einer ruhigen, gemäßigten Würde, die mir wider meinen Willen Vertraun gab und was mich noch mehr an die Stunden des Unterrichts feſſelte das war Angelika, des Pfarrers einziges, geliebtes Kind, das mit mir faſt in einem Alter war, und Theil nahm an dem Vortrag.

Um nicht das Heiligſte, was der Menſch auch in der ſpäteſten Rückerinnerung haben ſoll, anſcheinend zu entwürdigen, gehe ich über dieſe herrliche Zeit, wo alle Himmel mir geöffnet wurden, ſchnell hinweg und ſage nur ſo viel, daß mein würdiger Pfarrer Troſt, Vertraun, Hoffnung, Gefühl für das Gute in meine Bruſt lenkte. Seine Tochter Angelika aber, doch, dafür gehört ein beſonderes Kapitel!

Fünftes Kapitel.

Angelika.

Angelika war ein Mädchen von funfzehn Jahren, alſo durchaus unſchuldig, indem ſie zwei Jahre in der Reſidenz in einer Erziehungsanſtalt geweſen war. Als einzige Tochter des Pfarrers ſchien ſie zu berechnen, — da das weibliche Geſchlecht weit früher ſich zu vernünftigen Rechnungsmeiſtern eignen ſoll, als das männliche. — daß ich der einzige Sohn des irdiſchen Kirchenpatrons ſey, und bei dem Unterricht, welchen ihr grauer Vater uns gab, warf ſie die braunen Augen gar häufig auf mich. Braune Augen ſind aber, was Epicuräer wiſſen wollen, die ſprechendſten, die entzündendſten; ich wenigſtens habe eine Erfahrung davon gemacht, denn dieſe

Mittelfarbe zwiſchen dem matten Blaugrün und dem zu feurigen Schwarz gab mir gerade das Feuer, welches um ſo dauernder brennt, je unbemerkbarer es entzündet wurde.

Angelika war die Erſte ihres Geſchlechts, mit der ich in nähere Bekanntſchaft kam. Anfänglich wechſelte ich mit ihr Heiligenbilder, die wir in unſere Bibeln gelegt hatten. Bald aber ſchrieb ich auf dieſe Heiligenbilder unheilige, zu dem Leben einladende Verslein, und erhielt dann Antworten, welche mich in einen beſſern Himmel erhoben, als der Pfarrer mir verkündete, bald darauf wieder untergeſchoben.

So ging unſer ſtilles Einverſtändniß fort bis zu dem Zeitpunct der öffentlichen Weihe. Papa und Mama waren dabei in der Kirche; erſterer ärgerte ſich darüber, daß ich dem Sohn des Adminiſtrators den Vorrang im Sitz gelaſſen hatte, worüber der Pfarrer beinahe die wohl ſtudierte Rede ſogleich umgeändert hätte, und letztere vergoß die heißeſten Thränen, als der Tremulant aufhörte, und die Rede anhub, — und alle Bauerweiber weinten ihr nach.

Oſtern war gerade ſpät gefallen, und es war ein ſchöner Frühlingstag. In unſerm Dorfe war es auch gebräuchlich, daß an dieſem feſtlichen Tage die jungen Opferlämmer in der neuen Kleidung ſich dem Publico zeigen durften, und ſo wanderte ich denn auch in dem umgewandten Jagdhabit meines Herrn Vaters Nachmittages unter die Weiden, welche der Adminiſtrator befohlnermaaßen den Park nennen mußte.

Angelika hier zu treffen, das erwartete ich, das ſetzte ich voraus, und ich hatte in meiner ſchlauen Berechnung des weiblichen Geſchlechts mich nicht geirrt. Sie war da, die Heiligenbilder bekamen unter uns eine proſaiſche Auslegung, und mit „Du und Du“ gingen wir auseinander, als — — der Puppenſpieler durch das Dorf trommelte, zu der ſiebenten und letzten Chriſtenverfolgung einladend.

So kalt ich auch übrigens gegen das war, was die Weiberknechte, alſo die Thoren, Liebe nennen, ſo muß ich doch geſtehen, daß ein unnennbares Etwas mich in den Kreis der ſchönen Angelika zauberte, und ihr Bild ſchwebte mir im herrlichſten der Träume vor. Ich hatte Küſſe mit ihr gewechſelt, und dieſe Küſſe brannten auf meinen Lippen.

Welche Gewalt hat denn nun aber eigentlich ein Kuß? Es giebt verſchiedene Arten von Küſſen, welche recht fatal ſind, zum Beiſpiel ein Guten-Morgen-Kuß, ein Tabacks- oder ein Schweiß-Kuß, ein Herr-Wetter-Kuß; wie Angelika ihn giebt, ja, da wiſcht man ſich den Mund nicht im geheim ab. Leugne mir nun einmal jemand noch die Begattung der Geiſter durch die Verbindung der Thore, welche das fühlbare Organ des Geiſtes ſind, während das Auge nur ein Gatterwerk iſt, hinter welchem der arme Gefangene Grimaſſen ſchneidet, und ſeine Sehnſucht nach Freiheit in Wort, Schall und That erbärmlich genug andeutet.

Mein Umgang mit Angelica dauerte nun wohl noch ein volles Jahr, wo wir den Text der Liebe immer mehr ſtudierten. Was nun dieſen Text der Liebe betrifft, ſo ſcheint er mir viel Aehnliches mit den nächtlichen Abentheuern der Katzen zu haben. Menſch und Katze treiben ihr Weſen ſo geheim, daß kein Dritter ſo recht eigentlich daraus klug wird, und eben daß der Inſtinct es lehrt, geheim mit dem Allerheiligſten zu ſeyn, das beweiſet mir die Pfiffigkeit der Natur, womit ſie ihr unerlaßliches Bedürfniß dem Menſchen reitzend machte, denn ohne Geheimniß und Neugier würde der Menſch bald zur übrigen Thierwelt ganz herabſinken, und endlich verſchwinden.

Einſtmals ſagte mir Angelika, als ich eben in Entwickelung der Anſicht vertieft war, daß die Quadratur des Zirkels wohl im Octogon oder im Rhomboides zu finden ſey, heirathen könnte und dürfte ich ſie doch nicht, weil das mein Stammbaum nicht zugebe, und da ſie doch wünſche, die ganze Wirthſchaft beiſammen zu behalten, ſo finde ſie es ſehr politiſch richtig, wenn ſich mein Informator in die Pfarre hinein heirathe. Dieſe Fälle wären die Regel, und ich ſolle darob nicht zürnen, denn ſie wiſſe es noch von der Stadt her, daß ein wohlgeſittetes Frauenzimmer neben dem Karrenſchieber von Ehemann auch noch einen Schatz haben müſſe, und dieſer ſolle ich immer bleiben; darauf gebe ſie mir ihre treue Hand.

Eigentlich entrüſtete mich dieſe Rede, uneigentlich aber zog ich gleich einen Saldo unter die Berechnung des weiblichen Geſchlechts, und fand daß es beſſer ſey, zu ſubtrahiren, als zu multipliciren, wenn der Nenner fehlt; ich gab daher gern mein accedo zu dem Verſuch, meinen Informator an die Firma der weiblichen Tugend zu bringen, ſtellte aber zugleich die geheimen Nebenpuncte mit Angelika feſt, wohin beſonders der gehörte, daß ſie nie einen andern lieben ſolle, als mich; ein Punct, der eben ſo ſicher war, als wenn bei Friedensſchlüſſen die großen Herren einander unwandelbare Treue und Freundſchaft verſichern.

Mein Informator, dem ich nunmehr auch phyſiſch und unphyſiſch über den Kopf gewachſen war, bat meinen Herren Vater, ihm die Pfarre zuzuſichern, worin denn dieſer auch um ſo eher willigte, da jener es ſich zur Ehre anrechnete, den rückſtändigen Lehrergehalt ſchwinden laſſen zu dürfen.

Ich war dabei, als mein Herr Präceptor die olim meine Angelika an den Traualtar führte, als ſie die Augen auf das ſchwarze Atlaskleid züchtig niederſchlug, und endlich ſogar, als ihr Vater bei ſeiner Traurede rührte, was zu rühren war, anſtandshalber eine Thräne aus dieſem ſchönen, ſchalkhaften Auge zu preſſen vermogte. Weiber! Weiber! ſprach ich im Stillen, als die Ringe gewechſelt wurden, und nahm mir vor, nie einen Trauring zu wechſeln, weil ich mich davon überzeugte, daß er bald ein Trauerring, auf jeden Fall aber ein trauriger Ring werden müſſe.

Sechſtes Kapitel.

Meine Beſtimmung.

Jetzt kam es darauf an, mich in die Welt zu ſchieben. Was ſollte nun eigentlich aus mir werden? Meine Mutter wünſchte, daß ich auf die Univerſität gehen, und dann Juſtizpräſident werden ſolle, was mir bei meinem Stammbaum, und bei den übrigen adlichen Verbindungen gar nicht fehlen könne. Mein Vater hatte aber dagegen einzuwenden, daß ein Präſident meiner Geſundheit nachtheilig ſey, indem ich dann ſtundenlang würde ſitzen müſſen, um meinen Namen zu unterſchreiben. Er ſeiner Seits wünſchte dagegen, daß ich General werden, und die Türken aus Europa verjagen ſolle. Meine Frau Mutter meinte zwar, daß es ihr nicht übel gefallen würde, in den Zeitungen zu leſen: „Seine Excellenz, der General Zumpel von Zumpelburg, Reichsfreiherr von Zabelſtein et cetera, geruheten auf Ihrer Durchreiſe nach der Türkei, um die Türken aus derſelben zu vertreiben, in unſerer Stadt zu übernachten, und gratis ein patriotiſches Mahl einzunehmen,“ oder auch, „mehrgedachte Se. Excellenz haben geruhet, die prächtigen Geſchenke, welche der Feind kaum anzubieten wagte, dennoch anzunehmen, um einen Beweis von Hochdero zärtlichen Geſinnungen zu geben, u. ſ. w.;“ allein ſie bemerkte, daß ich viel zu hitziger Natur ſey, und daß die Türken viel zu ungeſchliffen wären, als daß ihre Kanonen blos unter dem Bauernvolk, welches unter Gewehr geſtellt werde, aufräumen würden.

Nach langen Berathungen war mein Elternpaar dahin einverſtanden, daß ich vorläufig nach der Reſidenz unſers kleinen Fürſten abgehn, und dort den wichtigen Dienſt als Forſt- und Jagdjunker übernehmen ſolle. Was den „kleinen Fürſten“ betrifft, ſo muß ich bekennen, daß das jetzt, nachdem ich die Welt kennen gelernt habe, unwillkührlich mir in die Feder gefloſſen iſt, denn wenn auch unſer Landesherr von ſeiner Eulenburg ſein ganzes Land überſchauen konnte, und wenn auch ſein Liebling, den Soloſänger Achill, die hüftlahme Fanny und die vollbuſige Kammerherrin ausgenommen, zu gleicher Zeit Ritt- Poſt- Burg und Forſtmeiſter war, ſo würde doch ohne alles Bedenken derjenige unglücklich geweſen ſeyn, der es gewagt hätte, daran zu zweifeln, daß unſer Hof das Gleichgewicht von Europa entſchied.

Was nun den gedachten Ritt- Poſt- Burg- und Forſtmeiſter betrifft, ſo war derſelbe der bekannte Günſtling unſers Herrn, und bei meinem Vater war er, wie das den

Höflingen eigen iſt, der Bergmeiſter. Er war nemlich meinem Vater eine ziemliche Summe auf perſönliche Sicherheit ſchuldig, und alſo ſtand zu erwarten, daß er eine Gelegenheit ergreifen werde, die verzögerte Zinszahlung wieder in das Gleiche zu bringen. Ueberdem, meinte mein Vater, das Jagdweſen gehöre eher zu den noblen Vergnügungen, als alle Federfuchſerei, und das Forſtweſen bedürfe keines großen Studierens, denn die Bäume wüchſen am Ende doch von ſelbſt, und wären jetzt, ſeitdem man immer klüger in Sparöfen und im Kohlenfeuer werde, nicht mehr ſehr nöthig. „Zudem,“ fügte er ſehr wichtig hinzu, „habe ich mir ſagen laſſen, daß in Deutſchland die Luft immer milder und ſanfter werden ſoll, ſeit die Holzungen immer lichter werd'en; ich halte daher die Forſtmänner, welche die Waldungen immer lichter machen, für ſehr vernünftig. Wir werden am Ende denn freilich kein Holz mehr haben, aber wir werden auch keines mehr brauchen!"

Ehe ich mit meinem Vater nach der Reſidenz abreiſete, beſchied mich meine Mutter in ihr Gemach, und fing alſo an: „Eigentlich, mein Sohn, brauchte ich Dir weiter nichts zu ſagen, als was dort ſteht." Sie wies damit auf ihren Schrank, und ich freute mich ſchon, denn ich glaubte, ſie werde ihn öffnen, und aus ſeiner geheimnißreichen Fülle ein Beutelchen hervorziehn; allein es blieb blos bei dem Weiſen, nemlich auf die Geſchichte von dem ungerathenen Sohn, welche toll genug in das Nußbaumholz eingeſchnitzt war. „Um aber vor Gott und meiner Familie mich immer verantworten zu können," fuhr ſie fort, „ſo will ich überall mein Pflicht erfüllen, und Dir noch einige Lehren mit auf den Weg geben. In der Reſidenz wirſt Du allerhand Menſchen finden, die da behaupten, die Bagatelle, Geld, ſey beſſer als der Adel, und dann noch eine Menge Raufbolde und Schreihälſe, die da ebenfalls behaupten, der Adel gelte nichts mehr. Laß Dich aber dadurch nicht irre machen, und halte Dich nur immer an die adlichen Bekanntſchaften. Die Beobachtung dieſer Regel wird Dir auch nicht ſchwer werden, da Du an dem Hofe Deine ſchönſten Stunden in herrlichem, vornehmen, ſteifen Nichtsthun hinbringen wirſt, und Du kannſt mir glauben, ſo lange es Höfe giebt, wird auch der Adel immer in ſeinem Range bleiben. Er iſt nun einmal im Beſitz der Höfe, und Du ſiehſt alſo wohl ein, daß er daraus nicht verdrängt werden kann, weil jeder Einzelne ſeine Einwirkungen immer auf edles Geblüt wieder fortgiebt. Laß daher die Feinde des Adels ſprechen, ſchreiben, ſchreien, ſo viel ſie wollen, und hänge Dich nur in ſo weit an ſie, als Du ihres Geldes bedarfſt.“

„Dein Hauptzweck ſey, emſig danach zu ringen, daß Du bald einen recht langen, vornehmen Titel bekommſt; der erhebt den Reichsfreiherrn immer noch mehr, und wenn auch kein Gehalt damit verbunden iſt, darauf nimmt ein wahrer Vornehmer keine Rückſicht; eher noch auf eine ſchöne, auffallende Uniform. Sey daher einſchmeichelnd gegen die Höhern, beinahe gnädig-herablaſſend gegen Deines Gleichen, und gegen Geringere kannſt Du nicht ſtolz genug ſeyn; — das alles wirkt, und Du wirſt bald als ein nobler Mann ausgezeichnet werden, beſonders wenn Du nun auch recht viel franzöſiſche Brocken in Deine Rede wirfſt, ſobald Du genöthigt biſt, deutſch zu ſprechen; nun, und daß Du Dir keine Mühe geben wirſt, dieſe Bauernſprache richtig ſprechen zu wollen, das verſteht ſich von ſelbſt. — Auf Pferde, Hunde, bei Gelegenheit auch auf Wein und Spiel mußt Du etwas halten; wenn Du nebenbei auch Schulden machſt, das thut nichts, denn es renomirt. Beſonders empfehle ich Dir, recht oft in der Rede Deine Ehre zu verpfänden z. B. „auf meiner Ehre, Gott ſoll mir ſtrafen. u. ſ. w.“ “

„Was nun den Umgang mit unſerm Geſchlecht betrifft, ſo laß Dich gar nicht durch das bürgerliche Pack, welches mitunter die Augen durch bäueriſchen Reichthum, bäueriſche Jugendfarbe, und eine unerträgliche Behendigkeit in Rede und Bewegung die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, verführen. Halte Dich beſonders an die Spieltiſche bei den adlichen Matronen, lobe ihren Taback, ſtreichle ihren Mops, wirf beißende Stadtneuigkeiten hin, und verliere Dein Geld mit Anſtand. Dann mußt Du bald von ihnen aufgeſucht werden, und dann kannſt Du unter den Töchtern des Adels wählen. Ich erwarte, daß Du, der Reichsfreiherr, mindeſtens eine Gräſin wählſt, und blaß muß ſie ausſehn, das ſage ich Dir, und dabei wenig ſprechen, und ſtark geſchnürt, das verſteht ſich von ſelbſt. Die Liebe, mein Sohn, die iſt eine Gemeinheit der Naturkinder des Bauer- und Bürgerſtandes. Eine ſolche Betteldirne mußt Du nie aufnehmen; Convenienz und der Stammbaum allein müſſen Dich beſtimmen. Ich ſah auch über Deines Vaters Blatternarben, über ſeinen Keuchhuſten und mehr dergleichen hinweg, weil er ſechzehn Ahnen hatte!“

Mit ſolchen Vorſchriften mehr als mit Gelde beſpickt, kam ich in der Reſidenz an.

Siebentes Kapitel.

Die Reſidenz.

Ich hatte mir unſere Reſidenz ganz anders gedacht, und konnte es nicht begreifen, wie meine Mutter ſo ſonderbare Lehren mir habe mit auf den Weg geben können. Mein Vater und ich nemlich, wir ſtiegen in dem beſten Gaſthofe ab, und nachdem mein Vater reine Stiefelmanchetten über die ſchwarzen Beinkleider gezogen, und Sporen angeſchnallt hatte, obſchon der ſichtbare Bruch die Sporen zu bemitleiden ſchien, um bei dem vorbeſagten Ritt-Poſt-Burg- und Forſtmeiſter ſeinen Gruß abzuſtatten, ſo ging ich unterdeß in das Geſellſchaftszimmer des Gaſthofes. Da ſpielte ein Jagdjunker mit einem reiſenden Weinhändler Billard, wobei er ein Glas

Rum à merveille leerte; ein Hofrath, der vorher über die Wichtigkeit und Würde des Hofdienſtes einem Kandidaten der Theologie Vorleſungen gehalten hatte, die ich anſtaunte, ſetzte ſich mit einem Juden zu einer Partie Tocka-Tegli nieder, wobei ſie ſich per „Ihr“ tractirten, und der Marqueur ſagte dem Geheimen Ober-Büchſenſpänner etwas mehr als naiv, daß er künftig die fürſtlichen Hunde nicht mehr mitbringen möge, weil die Beſtien überall zu ungeſittet wären. — Der Geheime Ober-Hof-Baurath brummte in den Bart, weil der Kellner die zweite Flaſche nicht ankreiden, und alſo auch nicht holen wollte, und der Geheime Ober-Hof-Buchdrucker beſtellte ſogleich einen Schoppen Wein, wobei er in die Taſche griff, indem er der ſchnell hinhorchenden Geſellſchaft bekannt machte, daß der Geheime Ober-Hof-Poet angekommen ſey, und den höchſten Beifall gefunden habe. Er trinke muſterhaft und dichte noch beſſer.

Bald darauf kehrte mein Vater zurück, ſchob mich mit wichtiger Miene in unſer Logierzimmer, und rief mir zu, daß ich ſogleich mich ankleiden ſolle, denn ich ſolle noch heute dem Fürſten vorgeſtellt werden, da Sereniſſimus heute gerade bei guter Laune ſey, indem er dieſen Morgen auf der Jagd ein wildes Schwein aufgefangen habe.

Mit Hülfe unſers Kutſchers wurde ich nun in die ledernen Beinkleider gepreßt, die Halsbinde wurde, wobei mein Vater ſelbſt Hand anlegte, ſo feſt gezogen, daß ich eigentlich hätte glauben ſollen, der türkiſche Sultan habe mir eine ſeidne Schnur geſchickt, und mein grünes Kleid ſaß mir in den Schultern und Ermeln ſo knapp, daß ich mit dem beſten Willen Angelika jetzt nicht hätte umarmen können, und daß, wenn ich auf meine Hände ſah, ich glauben mußte, entweder der Schlag habe mich gerührt, oder ich ſey ungebührlich ſchnell aus meinem Abendmahlsrock gewachſen.

„Durch dieſen körperlichen Zwang findet ſich alles Uebrige, und man gewöhnt ſich daran!“ ſagte mein Vater ſehr wichtig, und wohl oder übel mußte ich in dem entſetzlichen Nothſtall bleiben, wenn ich auch gleich im Stillen Hof, Hofweſen, und beſonders den Schneider verfluchte, der für die Stadt mir hatte die pfiffige Bekleidung machen müſſen.

Der Rath Poſt-Burg- und Forſtmeiſter empfing uns, da er eben nach Hofe fahren wollte, mit einer Behendigkeit, in Sprache und Bewegung, die mich in Erſtaunen ſetzte. Er überflog meine ganze Geſtalt, ordnete ſeine Halsbinde, und liſpelte dann ſehr gnädig: „Sie werden Sr. Durchlaucht gefallen, wie ich hoffe, Herr Baron. Ich ſchmeichle mir, den ſupremen Geſchmack unſers angebeteten Fürſten entfernt zu ahnden, und dieſer hohe Geiſt iſt mein tägliches und nächtliches Studium. Wenn Sie, mein Allerfürtrefflichſter, das Glück haben, eines gnädigſten Blickes gewürdigt zu werden, ſo wird es mir eine große Freude gewähren, durch meine Protection den Sohn meines noblen Freundes in die einzig wahre Hofcarriere gebracht zu haben.

Wir ſtiegen mit ihm in den Wagen, und ſo freundlich er überall bis jetzt gegen uns geweſen war, ſolch' eine andere, noble Miene nahm er an, als nun der Wagen an der hohen Treppe zu dem kleinen Schloß hielt, wo der Fourier ihm entgegen leuchtete, weil die Laternen nicht angezündet waren, denn — es waren keine vorhanden. Einer ſehr devoten Hofſchranze übergab uns der Ritt-Poſt-Burg und Forſtmeiſter, indem er dieſem Hofmann, der ihm gerade über den

Weg lief, etwas zuflüſterte, und dann ſtieg er die Burgtreppe, welche ohnfehlbar ſchon die Ritter mit ihren Meilenſtiefeln ſo ausgetreten hatten, daß der Hofmedikus genug zu thun hatte, die Treppenſtufe zu heilen, mit geübter Behendigkeit hinan.

Wir folgten langſam nach, nemlich ich, um meinen Egoismus darzuthun, und mein Vater, welchen jene Hofſchranze auf den ausgetretenen Stufen führte. Dieſer Hofherr führte uns oben durch mehrere Zimmer von zerriſſenen Haute-Liſſe Tapeten in eine Art von Saal, wo ſchöne Windhunde und Doggen neben den edlen Rittern der Vorzeit hingen, und über dem Kamin, welcher uneigentlich des Rauchens wegen, eigentlich aber der Holzerſparniß wegen ſehr ſelten, und nur an den Gallatagen geheizt wurde, war der hochfürſtliche Stammbaum en miniature, der aber wirklich von dem Kaminrauch bereits etwas an den Flanken gelitten hatte.

Nachdem wir hier eine gute Stunde uns gelangweilt hatten, war ich in der That im Begriff, heimlich zu entwiſchen, denn ich fürchtete bereits, daß mein Leben in größter Gefahr ſey oder daß das Schickſal von Europa jetzt erwogen werde. Alle die Herren nemlich, welche in die innern Zimmer gingen, und wiederkehrten, hatten ſo wichtige, hohe Geſichter, und flüſterten mitunter ſo imponirend, daß ein Landjunker, wie ich, für den ich mich damals ſelbſt recht gut erkannte, wohl in die größte Verlegenheit kommen mußte. Endlich klärte ſich das Ganze auf. Der Ritt Poſt-Burg- und Forſtmeiſter erſchien mit hochrothem Geſicht, kam auf uns zu, drückte meinem Vater mit dem Blick der Protection die Hand, und ſagte zu uns: „Sie werden vorgeſtellt, ich habe es bei dem

Marſchallamt durchgeſetzt. Der Hofmarſchall verweigerte es, weil die Herren nicht in Schuhen und ſeidnen Strümpfen erſchienen ſind, allein ich habe den Stammbaum nachgewieſen, und man hat die kleine Unſchicklichkeit nachgeben müſſen. Soviel vermag ich Gottlob!“

Er hatte kaum ausgeredet, als ein Menſch mit ſtarkem Puderkopf, hochrother Naſe, und übrigens ſo leicht wie ein leichter Louisd'or erſchien, und mit einer ſchnarrenden Stimme, wobei er das Erſcheinen des Weltgerichts zu verkündigen ſchien, uns zuflüſterte: „Seine Durchlaucht befehlen!“

Wir wurden durch mehrere Zimmer, eines immer antiker als das andere, geführt, die Flügelthüren öffneten ſich, und — ich ſtand vor dem Fürſten! — Eine kleine, anſprechende Figur, ein wohlwollender Blick, und durchaus nicht das Abſchreckende, was ich mir nach den Vorbereitungen der unerträglichen Höflinge gedacht hatte. Der Fürſt ſprach erſt mit meinem Vater, ſchien auf deſſen Gütern beſſern Beſcheid zu wiſſen, als jener ſelbſt, und wandte dann die Rede an mich, nachdem er meine ganze Geſtalt mit den Augen gemeſſen hatte.

„Er wünſcht in die Forſtpartie zu treten, mein lieber Baron?“ geruhten Sr. Durchlaucht zu mir zu ſagen. „Mit Berückſichtigung auf Seine Familie, und da Er außerdem auch mir als ein gutes Subject empfohlen worden, ſo ernenne ich Ihn hiermit zum Forſt- und Jagdjunker. Uebermorgen werden die Freuden des Hubertusfeſtes ihren Anfang nehmen; Er wird dann in meiner Begleitung ſeyn, und ich werde ſehen, ob Er ſich zum Dienſt qualificirt; ich werde es ſelbſt prüfen. Er hat doch wohl ein gutes Auge, und iſt nicht zu hitzig, wenn Er anlegt?“

„Ich habe ſchon fünf Schweine," erwiederte ich dreiſt, „unter dem Vorderblatt getroffen, daß es nicht nöthig war, ſie abzufangen, und Haſen ſchieße ich gewöhnlich, um mich zu üben, mit der Kugel."

„Das iſt gut," ſprachen Se. Durchlaucht ſehr gnädig, „wenn das ſo wahr iſt, ſo kann etwas aus Ihm werden. Gott befohlen! Am Hubertusfeſt ſehn wir uns wieder."

Damit war die Audienz geſchloſſen. Draußen begrüßten mich eine Menge von Menſchen, die ich gar nicht kannte, als ihren lieben, charmanten, ſüßen Freund, und mein Vater wurde von alten Bekannten faſt erdrückt. Unſer Gönner, der Ritt-Poſt-Burg- und Forſtmeiſter bedung es ſich nun gleich aus, daß ich bei ihm Quartier nähm, bis ich vollſtändig eingerichtet ſeyn würde, und mein Vater nahm das in meinem Namen an. Abends beim Auskleiden erklärte ich meinem

Vater ganz aufrichtig, daß mir alles recht gut gefalle, nur das „Er“, womit der Fürſt mir entgegen gekommen wäre, ſey doch kaum zu ertragen.

Mein Vater erwiederte hierauf: „Dein edler Stolz, mein Sohn, iſt an ſich ſchön, lobenswerth. Allein Du mußt von dem Geſichtspunct ausgehn, daß das „Er“ gerade das iſt, was den alten, ruhmwürdigen Lehnsnexus aufrecht erhält, daß er nicht vergähre. Ich bitte Dich, was würde ich für Reſpect haben, und würden die Bauern mir die Dienſte thun, wenn ich mit einem koſmopolitiſchen „Sie“ angezogen käm? Würdeſt Du ſo vielen Reſpect vor dem Fürſten haben, als Du hoffentlich haſt, wenn er Dich nicht „Er“ nennte? Würde eine Armee wohl tapfer ſeyn, wenn der General kommandirte: „Wollen Sie wohl die Güte haben, dort hin zu gehn, um ſich von den

feindlichen Kartätſchen todt ſchießen zu laſſen?“
Ermuthigt es nicht weit mehr, wenn
der General kommandirt: Augen rechts
Das verfluchte mir anſehen! Vorwärt
marſch!“

Ich ſah die Wichtigkeit dieſer Gründ
ein, und mein Egoismus, mein aufkeimende
Freiheitsgefühl gab ſich gefangen. — Nac
dem mein Vater am folgenden Morgen wir
lich mit einer Güte, deren nur ein Vater f
hig iſt, mir ſo viel Geld zurück gelaſſen h
te, als er erübrigen konnte, und nachdem
mich dem Ritt-Poſt-Burg- und Forſtm
ſter überantwortet hatte, reiſete er ab, m
Fremden an einem fremden Orte allein
ſend. Indeſſen, ich fand mich ſehr bald
meine Lage, und mein Gönner, den ich
jetzt an nur noch Forſtmeiſter nennen we
that alles Mögliche, mir meinen Aufentl
ſo angenehm als möglich zu machen. S

ſchöne Tochter, Dianina, bezauberte mich, und wenn ſie auch bei ihrem erſten Erſcheinen mit einem junoniſchen Blick mich abzuweiſen ſchien, ſo fand ich doch bald darauf, daß dieſer Schein unter die unzähligen Redensarten des weiblichen Geſchlechts gehört.

An dem Hubertustage war denn auch wirklich eine große Hatz, und ich hatte das unendliche Glück, in dem nächſten Gefolge Sr. Durchlaucht ſeyn zu dürfen, als welcher ſich rühmte, geiſtiger Weiſe von Nimrod abzuſtammen. Ein Keuler von einer rieſenhaften Größe in ſeiner Art, den gewiß ſchon viele Bauern verflucht hatten, kam uns entgegen aus dem Gehege, als ich eben hinter dem Fürſten ſtand. Sr. Durchlaucht legten an, ſchoſſen ab, und die Kugel fiel in die Wammen oder Weichen, wodurch die Beſtie gereizt wurde, und im Sturmſchritt auf den fürſtlichen Feind losging. Als ich dieſe Geſahr ſah, entſchloß ich mich, gegen die Jagdordre zu handeln, drückte ab, traf in das Herzblatt, und ſagte dann ſogleich zu Sr. Durchlaucht: „Jetzt mögte ich mein Gewehr in den Sumpf werfen, da Ew. Durchlaucht mir die Ueberzeugung gegeben haben, daß ich nie ein Schütze werden kann!“

Er nickte gnädigſt, und der wichtige Schuß, ein Treffer unter tauſend Nieten, wurde auf ſeine Rechnung geſetzt. Er nahm das alles ſo an, als wenn es ſo ſeyn müßte, und ſelbſt der Forſtmeiſter, dem ich nachher ſagte, daß der Schuß eigentlich mir gebühre, bemerkte, daß man ſchon von der Excellenz an alles müſſe excelliren laſſen, denn ſonſt könne es nicht excelliren. Ich ſchrieb mir das als eine Klugheitsregel hinter das Ohr, und wurde höfiſcher, das heißt, weniger ſelbſtſtändig, da ich Luſt hatte, in der Welt fort zu kommen.

Mein Wirth, der Forſtmeiſter, wunderte ſich nach einiger Zeit nicht wenig, als ich aus der fürſtlichen Rentei auf ein Jahrgehalt von achthundert Thalern als Jagdjunker angewieſen wurde. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen; das war unerhört, und empörte das ganze Hofperſonale. Er beſchwichtigte ſich indeſſen, als er nachher erfuhr, daß ſeine Tochter Dianina in einem glücklichen Augenblick dieſen Gehalt ausgewirkt habe, und daß ich dieſer überglücklichen Tochter Avancen gemacht hätte. — Was nun dieſe Avancen betrifft, ſo muß ich bemerken, daß Dianina ſo recht eigentlich mir nachſtellte, vielleicht um ein Privilegium zu einer Taufe zu haben, daß ich aber, wohl ahndend, in welchen Verhältniſſen ſie ſtehe, ſie mit jener polirten Artigkeit behandelte, welche beſtändig Hoffnung giebt, ohne ſich ſelbſt zu ergeben. Dieſe ſpitzbübiſche Artigkeit, welche die feinſte Art des Taſchendiebſtahls iſt, kann ich nur dadurch vor meinem Gewiſſen rechtfertigen, daß ich am Hofe lebte, wo ohne Schlauheit, ohne Ohrenbläſerei, ohne Schulden und ohne leiſen Tritt jeder verloren iſt. Genug, ich war nach einiger Zeit wie in Abrahams Schooß, den ich zwar eigentlich nicht die Ehre habe, zu kennen, und in deſſen Schooß ich auch wohl nie ſitzen werde, den ich aber nur um deswillen anführe, weil das, wie ſo vieles andere, dermalen façon de parler iſt.

Achtes Kapitel.

Der Krieg.

Als ich nun mich ſo recht wohl in meinem Schlendrian befand, und als der Fürſt immer mehr ſeine Gunſt mir zuzuwenden geruhete, weil ich beſcheiden genug war, ſeit ich auf der Jagd ihn immer begleiten mußte, laut zu erklären, daß Sereniſſimus ein Reh geſchoſſen habe, wenn er eigentlich einen Pudel geſchoſſen hatte, — ſo war es mir gar nicht angenehm, als von einer großen Kriegsrüſtung nach dem Süden hin die Rede war, zu welcher ehrenhalber und zwar ungern jedoch mit Anſtand unſer Land ſeinen Beitrag auch geben müſſe.

Bald darauf war es denn auch mit dem Kriege ſo richtig, wie mit dem Sprichwort aus der Schweden-Zeit: „Es iſt richtig bei Leipzig,“ und da unſer Ländlein auch dazu aufgefordert wurde, ein Kontingent zu ſtellen, wenn es nicht preis gegeben werden ſolle, ſo war das erſte, woran von Staats wegen gedacht wurde, eine kraftvolle Proclamation, um der zwangsvollen Freiwilligkeit beſſer auf die Beine zu helfen. Es wurde in dem Staatsrath ein Preis darauf geſetzt, wer eine Proclamation, von der zu erwarten ſey, daß ſie ſelbſt die Hoſpitaliten rühre, ſchnell zu ſchnellem Lauf verabfaſſen könne, und verſteht es ſich übrigens von ſelbſt, daß dieſe geheime Hofſache nur unter den Hofchargen blieb.

Ich meinerſeits ließ mir von dem Prinzen-Erzieher zwei Federn ſchneiden, und daß ſich nunmehr die rührende Proclamation von ſelbſt finden werde, daran zweifelte ich keinen Augenblick, zumal ich Forſt- und Jagdjunker, ltem Reichsbaron war. Ich ſetzte mich daher nieder, und entwarf folgenden Aufruf:

„Wir ꝛc. Mit dem höchſten Mißfallen haben Wir uns vortragen laſſen, daß ein fremder Feind, den Wir ſo eigentlich nicht kennen, die Gränzen der benachbarten Staaten bedrohet. Da Wir nun aber mit denſelben aus beweglichen Gründen ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen haben, ſo wollen Wir nicht ohnermangeln, auch Erklärungen abzugeben, welche Einfluß auf die zu verhoffende Theilung und Beute haben. Wir befehlen daher allen, welchen an Unſerer Gnade gelegen, unverzüglich die Waffen gegen den allgemeinen Feind zu ergreifen, und diejenigen, welche nicht ſelbſt mit in das Feld rücken können, werden ihren patriotiſchen Sinn dadurch bewähren, wenn ſie ſich vor einem zu ernennenden Bunde ausweiſen können, daß ſie durch Wort oder Feder die herrliche Sache, welche jedes pädagogiſche und jedes poetiſche Gemüth überbitzen muß, kraftvoll anempfohlen und vertheidigt haben. Wer ſich ſpäterhin in einer oder der andern Art nicht ausweiſen kann, dem wird kein Papiergeld zugetheilt werden, und hat er ſich ſelbſt die Folgen ſeiner unwürdigen Proſa zuzurechnen. „Die Wittwen und Waiſen ſollen, da der Krieg ſeine Opfer fordert, unbedingt ihren Armenkoſten monatlich erhalten, und wird alſo um ſo mehr erwartet, daß auch Familienväter keinen Anſtand nehmen werden, ſich der befohlenen, alſo gerechten, Sache zu unterziehen.“

„Diejenigen, welche ſich dem ehrenvollen, leichten Tode, mit Berückſichtigung der Lazarethe abſichtlich entziehn werden, betrachten Wir als unfähig zu irgend einem Dienſt; ſie ſollen nach Befinden der Umſtände aufgegriffen, in die Reſerve geſtellt, und der Muth ihnen eingebläuet werden.“

Dieſe Proclamation fand den höchſten Beifall vor allen andern, denn ich ſchrieb damals eine ſehr ſchöne Hand und hatte das Glück gehabt, bei unſerm Hof-Buchbinder zuerſt anzufragen, ob er von dem feinen holländiſchen Briefpapier mit goldnem Schnitt vorräthig habe. Acht Bogen und ein halbes Buch Stammbuchblätter enthielt ſein Waarenlager, und er erklärte mir unbedingt, daß er davon nur ſeinen guten Freunden ablaſſe, weil er bei der verwünſchten Sperre es eben ſo wenig wieder anſchaffen könne, als der Ober-Kommerzienrath, (nemlich der Kaufmann, bei dem die Hofchargen gut angeſchrieben ſtanden) die holländiſchen Heringe. Das ließ ich mir denn nun nicht zweimal ſagen; ich erklärte mich für den beſten Freund des Hof-Buchbinders, und kaufte ihm für gutes Geld und falſche Worte den ganzen Vorrath ab, damit nicht ein anderer von meinen Mitſtreitern mir den Rang ablau'en könne. Wie geſagt, es gelang mir auch; denn meine Proclamation war die einzige auf dieſem Papier und man ſahe dergleichen ganz und gar nicht als Kleinigkeit an. So etwas gehörte zu unſerer Hofetiquette, und man hat der Beiſpiele, daß Geſuchen unbedingt gewillfahrt wird, ehe noch das Siegel erbrochen worden, ſobald ſolches nur von ganz feinem Lack, welches Bewunderung erregen muß, genommen worden.

Eigentlich brauchte unſer Land als Kontingent nicht mehr als einen halben Tambour, einen Flügelmann im zweiten Gliede und einen Trompeterſchimmel zu geſtellen; allein die Drohungen der Proclamation hatten denn doch Furcht unter den Patriotismus gebracht, und es fanden ſich zwei Rudel von Freiwilligen an, was vielleicht daher kommen mogte, weil unſer Bergweſen eingegangen war, indem das Holz zunächſt wieder nachwachſen mußte, und weil der ſchiffbare Strom, der unſer Land verſchönerte, jetzt nicht mehr ſchiffbar war, indem das Ober-Hof-Bauamt, um noch mehr Sand zu gewinnen, Buhnen und Deichdämme angelegt hatte, die nun den Fluß erſt unterwärts wieder ſchiffbar machten. Dieſe Freiwilligen bekleideten ſich mehrentheils mit ihren Mutterpfennigen, aus den Jagdrevieren erhielten ſie verroſtete Gewehre, und da ſie außerdem in die Fleiſchtöpfe der Bürger und Bauern hineingreifen durften, ſo konnte die Staatscaſſe dieſe größere Rüſtung ertragen. Nach abgehaltenem geheimen Rath wurde denn aber doch dieſe ſtärkere Rüſtung aus beweglichen Gründen ſehr geheim getrieben, denn man fürchtete, daß andere benachbarte Staaten daraus den Argwohn ſchöpfen könnten, als rüſte man ſich gegen ſie.

Ich bekam den ehrenvollen Auftrag, die drei Büchſenjäger einſchießen zu dürfen. Aus dem Forſthauſe wurde mir eine Scheibe, welche noch ganz unverſehrt war, und bei dem vorjährigen Luſtſchießen aufgeſtellt geweſen war, verwilligt, und nun ging ich an das Werk. Dieſe drei Büchſenſchützen hatten ſich ihre Büchſen ſelbſt anſchaffen müſſen, alſo waren die reichſten von den freiwilligen Patrioten zu Büchſenſchützen eingekleidet.

Mit dem erſten von ihnen hielt es mir ſehr ſchwer. Er war ein leichtfüßiges Schneiderlein, und hatte die Würde eines Büchſenjägers um deswillen gewählt, weil er meinte, daß, da dieſe nicht in Reihe und Glied ſtänden, ſie auch um ſo leichter eclipſiren könnten, um nachher ihre ungeſehenen Heldenthaten kund zu geben. Ich konnte den Menſchen durchaus nicht zum Schuß bringen. Schon, wenn er das ungeladne Gewehr abdrücken ſollte, ſo zitterte er, weil er die Funken gar nicht ſehn konnte, und deshalb auch keinen Taback rauchte. Als ich nun endlich ſo weit vorgeſchritten war, daß ich Pulver auf die Pfanne thun zu dürfen glaubte, ſo fiel er, indem das Pulver abbrannte, mir ohnmächtig in die Arme, und unterfing ſich nachher, mir zuzurufen: „Spielverderber! Spielverderber!“ — Da ſann ich denn auf ein pädagogiſches Mittel. Die muntere Schuljugend, welche bei ſolcher wichtigen Staatsaction jetzt perennirende Ferien hatte, war immer um uns herum, und eines Tages erlaubte ich den Buben, ihre Schlüſſelbüchſen abzufeuern. Piff! Paff! ging es bald von allen Seiten; mein Schneiderlein ſchämte ſich, in Gegenwart der Jungen in Ohnmacht zu fallen, der Ehrgeiz riß ihn hin, und — er lernte ſchießen. So iſt der Menſch!

Mein zweiter Schütze, den ich hatte,

war auf Univerſitäten geweſen, und hatte bei einem Freitiſch auch die theologiſchen Collegia frei gehabt, und ſich dabei die Freiheit genommen, dieſe Collegia nicht zu beſuchen. Er hatte eine beſſere Freiheit vorgezogen, nemlich die der freien Pirſch, und da er nun nicht zu jenen Edelleuten gehörte, welche ein angeſtammtes Privilegium haben, zu ſagen, ſo weit der Himmel blau iſt, ſo hatte man ihn als einen Wilddieb betrachtet, und als ſolchen relegirt. Ein relegirter Student will eigentlich ſo viel nicht ſagen, und nun hätte er z. B. nach Rinteln gehn können; da er aber dort keinen Freitiſch hatte, ſo kehrte er in ſein Vaterland zurück. Unſer Fürſt würde ihn auch gewiß als relegirten Studenten angeſtellt haben, allein da er ein Wilddieb war, ſo war ſchon die Ordre, ihn aus dem Lande zu verweiſen, unterzeichnet, als die Kriegsrüſtung uns überfiel, und die Erklärung des deſignirten Landſtreichers, Büchſenjäger werden zu wollen, ihn wieder zu Gnaden aufnahm. — Ich ſah nun wohl ein, daß er mir Unterricht im Schießen geben könne; allein, um meine Autorität zu behaupten, bediente ich mich der fremden Kunſtausdrücke, welche ich mitunter ſelbſt erfunden hatte, und man glaubt nicht, wie dergleichen imponirt! — Mein Lehrling ſchoß mit freier Hand die Schwalbe in der Luft, in der Nacht aber auch die zahmen Rehe, welche für Sr. Durchlaucht geſtellt werden ſollten, und daher wurde er ſtracks des Landes verwieſen. Wie ich nachher vernommen habe, war er in einem andern Lande, da er gut franzöſiſch ſprach, als Kriegscommiſſär angeſtellt, und hatte, während die Menſchen zuſammen geſchoſſen wurden, und beſonders, da ſeine Magazine immer im Retiriren waren, ſich ſo viel zuſammen gerechnet, daß er nach beendetem

Kriege Zehnten, und zuletzt ſogar Klöſter kaufte, als wodurch er ein grundreicher, und grundrechtſchaffener, am Ende auch wohl gar ein grundgelehrter Mann geworden ſeyn ſoll!

Mein dritter Schütze war der natürliche Sohn des Herrn Anonymus, und ich ſollte ihn zum Feldherrn bilden. Sehr häufig haben die natürlichen Kinder kräftigere Naturen, allein dermalen mußte denn wohl die Mutter bezahlt, und der Herr Vater im Weinrauſch geweſen ſeyn, denn mein Braver war ein Muſter der Stupidität. Durch einen Purſchen ließ er ſich das Gewehr nachtragen, und dann laden, während er Bonbons und Baſtillen mir präſentirte, und er würde gewiß die Scheibe beſſer getroffen haben, wenn er nicht gefürchtet hätte — die Locken des Tituskopfes durch das genaue Viſiren in Unordnung zu bringen. Indeß er war nun einmal höchſten Orts zum Generaliſſimus deſignirt, und alſo war es auch ſehr natürlich, daß er à merveille ſchoß.

So zog denn endlich unſer Kontingent, welches ein und zwanzig Mann betrug,[*] um zwei und zwanzig Schritt aus, und die Parthie der Weiber, welche die Mehrzahl bei dem Ausrücken war, meinte, daß ein und zwanzig eine böſe Zahl ſey, und daß alſo ein großes Unglück uns bevorſtehe. Alle die Vornehmen, worunter auch ich gehörte, da mein Stammbaum unangefochten blieb, waren nunmehr, nachdem ſie die petite noblesse gefördert hatten, die eifrigſten Patrioten, denn ſie pränumerirten auf die Zeitungen, ſie ſprachen ganz entſchieden von den Eroberungen bis nach Patagonien hin, und ſie hatten, jeder nach ſeiner Art, ein Paar Beine in Bewegung zu ſetzen geſucht.

Neuntes Kapitel.

Die Umwandlung.

Unſer Hofportraiteur hatte bereits den Auftrag, ein transparentes Gemählde für das nächſte Siegesfeſt anzufertigen, und vorläufig nur den Tag und Monat noch nicht auszuſchneiden, bis auf weitere Ordre; unſere Dichter und Dichterinnen hatten ſchon in Alexandrinern und in der bequemſten Art der gereimten Jamben die ungereimten Siegesgedichte ihren Gönnern und den Ehegatten, letztern vor Schlafengehn, vorgeleſen; der Hofmuſikus hatte bereits der Oberrechnungskammer vorgeſtellt, wie zu dem te Deum die Wiederherſtellung des Tremulanten an der Orgel in der Schloßkirche nöthig ſey, und das Konſiſtorium war bereits veranlaßt, einen Anſchlag über dieſe Reparatur einzureichen: — als durch einen Zufall, den ich ſo recht eigentlich nicht kenne, und wovon ich nur ſo obenhin weiß, daß eine franzöſiſche Schauſpielerin ihn veranlaßt haben ſoll, die Sachen auf einmal eine ganz andere Geſtalt annahmen.

Ich war nemlich eines Nachmittages in ſchon bemeldetem Gaſthof, und hatte eben meine Freude darüber, zu bemerken, daß der Gaſtwirth, ohnerachtet er berauſcht war, doch ſeine fünf Sinne beiſammen hatte, während unſer Kammerherr behauptete, die franzöſiſche Armee ſey viel zu bequem gekleidet, als daß ſie den Paradeſchritt unſerer Truppen werde ertragen können, wobei der geheime Hofbuchdrucker noch hinzu fügte, er habe es aus ſicherer Hand, daß Buonaparte ohne Schwerdtſchlag alle Länder bis nach Paris hin abtreten wolle, und ſich bereits zurückgezogen habe, daß aber unſere Armee dieſe Bedingungen noch nicht annehmen wolle; — als der Reſt unſers Kontingents auf einem Leiterwagen angefahren kam, und drüben vor dem Rathhauſe, wo der gute Rath ſogleich noch mehr im Preiſe zu ſteigen ſchien, ſtill hielt.

Mir kam die Sache zwar gleich verdächtig vor, denn ſtatt der Lorbeern hatten die heimkehrenden Patrioten nur abgerupfte Eichenblätter auf den Hüten, und die Stiefeln ſchienen zwar gewichſt zu ſeyn, allein es war eine andere Wichſe, als diejenige, welche bey dem Ausmarſch den größten Beifall gefunden hatte, da ſie die noch bis dahin unbekannte Eigenſchaft enthalte, zu glänzen und doch feſt zu ſtehn; — überdem aber waren unſere Braven auf dem Bauernfuhrwerk viel zu artig gegen den Fuhrmann, als daß ich ſie hätte als Sieger betrachten können; denn nur erſt der gewitzigte Soldat ſcheint es zu begreifen, daß die andern Menſchen nicht blos ſeinetwegen da ſind, ſondern, daß er der andern Menſchen wegen eigentlich da ſeyn ſollte. Indeß ich war nicht der Letzte, der hinüber eilte, um Nachrichten für den Abend einzuſammeln.

Das Schneiderlein, ſo unter meinen Eleven in der Schützengilde geweſen war, hatte ſich eben dem Wagen entwunden, als ich ankam und ordnete ſeinen Anzug. Faſt hätte ich ihn nicht wieder gekannt, denn im Felde hatte er ſich einen Bart wachſen laſſen, und außerdem war er in der Kameradſchaft ſo grob geworden, daß er beinahe aus dem Ton fiel. Indeſſen ſah er mich doch mit jenem kläglichen, ſprechenden Blick an, der das Wort Lügen ſtraft, und ich wußte nun ſchon, woran ich war. Wir führeten unſere Armee in die Rathskellerſtube, — denn unter jedem deutſchen Rathhauſe iſt, nach alter Ordnung und Sitte, ein Rathskeller, damit die Rathsherren theils Hitze bekommen, theils verlieren, und damit die reſpective Supplikanten den Aerger und die Freude, welche ihnen eine Treppe höher in der Kehle ſtecken blieben, hinunterſpühlen können, weil ſie ſonſt vor Aerger oder vor Freude erſticken würden. —

Hier wurden denn unſere Alexander, Attila, Cäſar u. ſ. w. redſelig gemacht, nachdem auf einen Wink des Kammerherrn der Schenkwirth einigen Fuſel hingeſetzt, und mein Schneiderlein nahm das Wort, während ſeine Laufgenoſſen beſſer in das Brodt und in die Butter hieben, als ſie bei dem unläugbaren Erfolg in den Feind gehauen hatten!

„Ja! ja!“ ſagte das Schneiderlein, den Reſpect durchaus vergeſſend, „die Herren vom Hofe da denken, das alles habe gar kein Bedenken, wenn nur die Uniform knapp ſitze, und die ſchöne Haltung in den Zeitungen bewundert werde. Aber ein dreſſirter Hund iſt der furchtſamſte, wenn es heißt: Sultan pack! und er nimmt den Schwanz zwiſchen die Beine, wenn ihm die Erinnerung an die Prügel lebendig wird. Wir haben, nicht wahr, Kameraden? gehungert und gewacht, und ſind hin und her marſchirt, ohne zu wiſſen, wohin, wie das alles nur ein braver Soldat thun und ertragen kann; aber, ſchaun Sie, meine Herrſchaften, das Wetter war uns nicht günſtig. Das Geſindel da aus Frankreich, was nicht einmal gleichen Tritt hält, und kein Bataillonſeuer zu machen verſteht, ſtand vor uns, wir wußten ſo eigentlich ſelbſt nicht, wie und woher. Nun, wenn man denn erſt ſo nahe gegen einander iſt, ſo ging es drauf los, und uns ging es dabei wie den Hetzhunden, die, um gut zu laufen, am Tage vor einer Jagd kein Futter bekommen. Schaun

Sie, meine Herren! das half denn auch. Aus Hunger liefen wir vor, und aus Mattigkeit zogen wir uns abſeits. — Der Feind war ganz anders, als unſere hochweiſen Herren ihn uns geſchildert hatten. Die Kerle hielten keinen Schritt, das iſt wahr, aber es kam daher, weil jeder gern der Erſte im Vorrücken ſeyn wollte, und ſie waren nicht gleich gekleidet, das iſt auch wahr, aber das kam daher, weil jeder nach ſeiner Art und Geſtalt ſich die bequemſte Tracht ausſuchen durfte; das haben wir von den Gefangenen erfahren, die wir nach kurzer Freude wieder laufen laſſen mußten. — Genug, (denn ich muß noch auf das Dorf, und meine Jacke dort im Keller vergraben,) da die Blindheit am Ende wie ein Lauffeuer durch die ganze Armee ging, ſo ſuchte ein jeder von uns, nicht das Vaterland, wovon uns ſo viel vorgeſchwazt war, ſondern ſeinen Torniſter, und ſchaun

Sie! ich habe ihn gottlob gerettet! Was weiter aus der Sache geworden, das weiß ich nicht; ſo viel aber glaube ich nach meinem dummen Bauerverſtande einzuſehn, daß die Herren da allzuſammen einen neuen Eichel-Ober im Deutſch-Solo anerkennen werden.“

Hofchargen es anzumuthen, Deutſch-Solo zu ſpielen, was ſie, als ein Bauernſpiel, kaum dem Namen nach kennen dürfen, das hätte ſich eigentlich dazu geeignet, den Verwegenen drei Jahr darüber in Verhaft zu nehmen, damit die Frage entſcheiden werde, ob er zu der geſetzlichen Strafe von zwei Monat Zuchthaus reif ſey; indeß in der bedrängten Zeit, wie ſie damals nun uns angekündigt war, dachten wir alle nicht an dieſe patriotiſche Denunciation, ſondern jeder nur an ſeine perſönliche Sicherheit.

Daß man mit dieſer Sicherheit noch

Zeit habe, darüber war wiederum kein Bedenken, denn es war durch ganz Deutſchland bekannt, daß eine Armee nicht mehr als höchſtens zwei Meilen den Tag, die Ruhetage nicht gerechnet, marſchieren könne, und wenn man denn nun weiter auch darauf Rückſicht nahm, daß den Pferden, von wegen des Kommiſſariats, der Hafer in die Krippen geſchrieben werde, ſo war es ſehr natürlich, daß wir das feindliche Heer noch ſehr weit von uns entfernt halten mußten.

Allein „guter Rath kommt über Nacht“ wie das Sprichwort ſagt; in dieſer Nacht aber kam böſer Rath, nemlich der Feind mit ſeiner Löffelgarde. Sereniſſimus hatte kaum ſo viel Zeit, ſeine Toilette zu machen, und ſich auf ein Schloß, von der Heerſtraße entfernt, zu begeben; wir armen Krautjunker am Hofe aber hatten keine Ordre, und von der Stelle zu bewegen, und alſo weiß man wohl, daß wir, des Reſpects und der hergebrachten Zucht und Ordnung wegen, zurück bleiben mußten. — Wir gingen mit höfſcher Grazie und mit franzöſiſcher Parlage dem Feinde entgegen. Das alles würde aber uns nicht vor Mißhandlungen geſchützt haben, wenn wir nicht auf Regiments-Unkoſten Küche und Keller, ſo wie auch die fürſtlichen Kaſſen, item Pferde, Jagdhunde und Gewehre preis gegeben hätten. — Von jetzt an waren wir dem Feinde die erſten vernünftigen Menſchen, die er in dem rohen Norden angetroffen hatte, und der Diviſionsgeneral, welcher freilich, wie ſein Koch verſicherte, früherhin Garçon bei einem Billard geweſen, hatte die Gnade, uns am folgenden Morgen zu einem Frühſtück einzuladen, welches er, ſonderbar genug, in den Zimmern des Fürſten auf deſſen Geſchirr von deſſen Vermögen uns reichen ließ, und wir hatten den jungen Reſpect, uns dieſes Frühſtück wohl ſchmecken zu laſſen. — So iſt, um es noch einmal zu ſagen, der Menſch! —

Bei dieſem Frühſtück wurde denn, als von einer ausgemachten Sache, davon geſprochen, daß der franzöſiſche Kaiſer die Gnade haben werde, uns unter ſeinen beſeeligenden Schutz zu nehmen, und daß man wohl thun werde, ſo bald als möglich dem Heuſchreckenzug, welcher der Löffelgarde folge, handgreiflich ſeinen Eifer für die neue Sache darzuthun, um einen Pas zu bekommen, und nicht vergeſſen zu werden. Nebenbei war unſern Autoritäten dieſes Frühſtück um deswillen von großer Wichtigkeit, weil nunmehr das Volk des Landes, welches manche Beſchwerde jetzt laut werden zu laſſen, Luſt hatte, nunmehr mit Ingrimm die Zähne wieder zuſammen biß, weil es ſah, daß die Herren vom Hofe auch von dem Feinde, von den gerühmten Republikanern geachtet und geehrt wurden, und daß doch alſo wohl etwas an ihnen daran ſeyn müſſe.

Der Hauptzug des Feindes ging, nachdem ſie Ballaſt aller Art eingenommen hatten, weiter; wir aber hielten darauf unberufen eine patriotiſche Zuſammenkunft, wo denn niemand ſeine wahre Meinung ſagte, ein jeder die Achſeln zuckte, und ſich dahin erklärte, er ſey nicht vermögend, dem Verhängniß ſich entgegen zu lehnen, und während wir alle uns gegenſeits verſicherten, daß wir nichts Beſſeres thun könnten, als in dieſer Zeit der Noth ruhig und unthätig zu bleiben, hatte ein jeder ſchon ſein Plänchen gemacht, um den Mantel auf beiden Schultern zu tragen, und ſich dem neuen Herrn anzuſchlieſſen, dabei aber doch den Rückzug ſich frei zu erhalten.

Zehntes Kapitel.

Die Franzoſen.

Was mich betrifft, ſo muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich auch unter dieſe Sünder gehörte; eine Aufrichtigkeit, welche wohl um ſo mehr zu ſchätzen iſt, da Tauſende von alten Staatsdienern ſchwören werden, daß ſie nie den Mantel auf beiden Schultern getragen haben, wenn auch das Volk es beſſer wiſſen will. Doch, was will das Volk nicht alles wiſſen, und was iſt ein Schwur eigentlich werth?

Ich verkaufte meine Jagduniform an einen Trödeljuden, Hofagent genannt, um ein Spottgeld, denn er behauptete, das Grün ſey ſchon verſchoſſen, ſie ſey überhaupt zu pfiffig gemacht, und nur das Gold, welches in der Stickerei befindlich, habe noch einen wahren Werth. Dann packte ich meine Habſeligkeiten zuſammen, und reiſete ohne Urlaub, ohne Abſchied nach Hauſe, weil es dermalen in unſerer Reſidenz ausſah, wie in Sodom und Gomorra.

Unterweges lief ich Gefahr, von Buſchkleppern angefallen zu werden. Denn, wenn ich auch übrigens als Jagdjunker wohl nicht der Gefahr ausgeſetzt geweſen wär, daß Wegelaurer bei mir große Reichthümer erwartet hätten, da mein ganzer Werth in einer ſchön geſtickten Börſe, worin einige Mauſchelducaten, in einem Glas Köllniſch Waſſer und in einem guten Raſierzeug mit feiner Seife beſtanden haben würde, ſo kam vorliegend doch noch dazu, daß ich das Land in ſeinen höchſten Nöthen verließ, und alſo vorauszuſehn war, daß ich die eignen Taſchen ſowohl als die Wagentaſchen, troß dem leeren Herzen, voll haben würde. Dazu erwäge man noch den fatalen Umſtand, daß nach einem jeden Kriege das Geſindel gar gern in Wäldern und Klippen den Krieg im Kleinen, theils aus Hunger, theils aus Gewöhnung, theils vermöge Unterſtützung von höherm Ort fortſetzt, und da an der Gränze unſers Landes es wohl erlaubt war, die wilden Schweine und das Rothwildprett in das Ausland zu verfolgen, ſofern die Beſtien angeſchoſſen waren, ſo war es jedennoch unterſagt, Diebe, Räuber und Spitzbuben aller Art, wenn ſie auch im Lande angeſchoſſen waren, über die Gränze hinaus zu verfolgen. Die natürliche Folge hiervon konnte keine andere ſeyn, als, daß die Gränze des Ländleins das Aſyl der Spitzbuben war, die hier immer Zwickmühle ſpielten. — Ich kam aber bei dem allen noch ganz gut durch, und meine Eltern freuten ſich, mich wieder zu ſehn. — Meine Mutter packte ſogleich meine, jedoch unſchädliche Uniform die ſie pränumerando für den geheimen Ober-Forſtrath in spe hatte machen laſſen, fort, und mich in einen Spießbürgerrock, weil man von einem ſolchen Rock vermuthet, daß der Schneider „Fatalismus“ geheißen habe, und daß man, mit eigentlich ſchmalen Schultern in die breiten Schulterntheile gehangen, ganz unbedingt vorn nicken müſſe, wenn man hinten angeſtoßen werde.

So war ich denn auch durchaus unkenntlich und nicht gefährlich, als ein Theil der Löffelgarde vor unſerm ſogenannten Schloßhof ankam, und Fleiſch und Wein und Karolinen verlangte. Wie ein großer Theil der Patrioten zu thun gewohnt iſt, eben ſo hatte meine Mutter in ihrer Wirthſchaft Brandtewein und Roggenbrodt für den Freund, und ächten Mallagawein aus Bremen nebſt Gateau de mille ans für den zarten Feind in Bereitſchaft gehalten. Während nun meine gnädige Frau Mama jetzt auf einmal das Hochgnädige an den Nagel hing, wie es viele deutſche Patriotinnen gemacht haben ſollen, und, nachdem der alte Siegelring von dem alten Finger in die alte Stelle des Buſens geſchlüpft war, wo er nach meinem Dafürhalten jetzt am ſicherſten verſteckt ſeyn mogte, ſie ſelbſt aber in höchſt eigner Perſon beſchäftigt war, den Ungethümen da unten einige Befriedigung zu reichen, während dieſer Zeit, ſage ich, ging mein Vater und ich im Zimmer auf und ab, und wir ſprachen ſehr eifrig darüber, daß die Sache ſo, als geſchehen, nicht hätte angefangen werden müſſen.

Wir waren eben davon überzeugt, daß wir, was uns der Erfolg, den wir freilich nicht herbei geführt hatten, an die Hand gab, weit klüger wären als die großen Herren, als meiner Mutter Ankleidemädchen, das ich bis dahin proviſoriſch noch nicht hatte auskleiden können, in das Zimmer geſtürzt kam, und mir ſchluchzend mit den Worten in die Arme fiel: „Retten Sie mich, Herr Jagdjunker! Die Mamelucken dort unten wollen durchaus Karolinen haben, oder das ganze Schloß in Brand ſtecken. Ach, ich Unglückliche! Es ſind ihrer zu viel, und zu häßliche Schätzchen! Was ſollen wir da anfangen?“

Mein Vater erklärte mir ſchon, Karoline gehöre zu den Zwangsdienſtern, er miſche ſich daher in die Sache nicht, und überlaſſe die Uebereinkunft mit dem Feinde den Bauern; ſie ſelbſt erklärte auch unter Thränen ganz laut, daß ſie eher ſich in den Hofbrunnen ſtürzen werde, als daß ſie von den Feinden des Landes nur einen einzigen, und wenn er ein Engel ſey, freundlich anſehn könne; — das rührte mich denn gar ſehr, und ich erklärte zu Beruhigung der Zofe und zu Beruhigung meines Vaters, daß die Herren da draußen unter Karolinen die ſchönen, blanken Louisd'or verſtänden, die ſie hauptſächlich verlangten; ob die lebende Karoline nicht als Agio noch nachgeſchoſſen werden ſolle, das müſſe ich dahin geſtellt ſeyn laſſen, und ich vermuthe es faſt, da das franzöſiſche Gold etwas leicht ſey, und nur im Spiel als vollgültig angenommen werde.

Karoline, nemlich die Zofe, erklärte vor und nach Gott, daß ſie einen ſolchen Bramarbas gar nicht anſehn möge, und daher auf ihr Kämmerlein flüchten wolle; die gnädige Frau könne ſich heute Abend ſelbſt bedienen; ſie aber, nemlich Karoline, wolle ſich der Gefahr nicht ausſetzen, getreten zu werden, — nemlich mit den Füßen. — Hierauf warf ſie noch einen Seitenblick nach dem Hofe hin, und entfernte ſich. Mein Vater hingegen hatte theils aus ſeinem Studium der Geſchichte, theils aus dem ſiebenjährigen Kriege, und endlich jetzt in dieſem Augenblick aus Furcht ſo viel gelernt, daß er mit einem hiſtoriſch-patriotiſchen Seufzer, dem Troſt und der Freude ſeines Alters, alſo nicht mir, ſondern dem Geldkaſten zuſprach, und daraus zwanzig der leichteſten Ducaten entnahm, die er mir zuſtellte, um damit den Patriotismus des Feindes zum Schweigen zu bringen.

Die Ducaten ſind in der Regel leicht, beſonders die, welche man im Spiel, von Juden, für Werke der Unſterblichkeit u. ſ. w. bekommt, und ſie ſind nicht gut wieder anzubringen, als wieder im Spiel, bei einem Pferdehandel, oder bei einem Darlehn zu acht Procent; ich machte daher meinem Vater vorſtellig, daß das Gold viel zu leicht wäre. Er bemerkte indeſſen, es ſey rund, und bei einem nicht ganz reellen Geſchäft gelte es daher eben ſo gut, als wenn es erſt aus der Münze komme. Ganz recht hatte mein Vater geurtheilt gehabt, denn nachdem ich hinunter gegangen war, und mein Gold ausgetheilt hatte, nachdem auch mein franzöſiſches Schwatzorgan wieder in Bewegung gekommen, und das Mahl, welches meine, eigentlich in dieſer doch nothpeinlichen Zeit ſehr gnädige, uneigentlich aber nicht mehr gnädige Frau Mama beſorgt hätte, verzehrt war, betrachteten mich die Huſaren und Gardiſten zu Pferde als den erſten braven Deutſchen, den ſie kennen gelernt hätten, wobei ſie ſo artig waren, daß der gutmüthige Deutſche, der das Hofweſen noch nicht kannte, ſie ſammt und ſonders hätte für Generalsſöhne mit wenigſtens ſechzehn Ahnen halten müſſen. Eigentlich aber waren es ſechzehn unnoble Pferde, (da man im Kriegsweſen die Reiterei nicht nach den Menſchen, ſondern nach den Pferden berechnet), welche in dieſer Nacht hier ſtationirt waren.

Nachdem nun auf den Vorpoſten die Wachen den Weinrauſch, nicht aber den Siegesrauſch ausgeſchlafen hatten, zog ſich alles zuſammen, einige Escadrons aus der

Nachbarſchaft ſtießen hinzu, und während wir die Pferde, die Menſchen, und beſonders die Uniformen betrachteten, unterdeß aber das Schmerzgefühl, beſiegt zu ſeyn, ganz und gar vergaßen, — wobei ich zu meiner Schande bekennen muß, daß ich mir etwas darauf einbildete, mit dem feindlichen Sergeanten aus einem Glaſe getrunken zu haben, und von ihm in meinem zierlichſten Franzöſiſch verſtanden zu ſeyn, — während dieſes „Während“ ſage ich, welches bei allen Bewegungen mit Tages Anbruch etwas langſam zu ſeyn pflegt, kam mehrbeſagte Karoline von dem Söller des Schloſſes herab, und ſetzte ſich, wie ſie war, in einem luſtigen Reiſekleide mit ebenbenanntem Sergeanten auf den Beiwagen.

„Wie hätte ich dem Bart, der Uniform und der fremden, lieblichen Sprache widerſtehn können!“ rief ſie mir zu, indem der Wagen abfuhr, und „der General muß auch wiſſen, daß wir hier geweſen ſind!“ lachte der Sergeant mir zu, worauf er die Helena etwas weniger zierlich, als es von Paris mindeſtens vorgeſtellt wird, umarmte. Ich aber, ich ging ſeufzend die Stufen wieder hinan, und ſchlief nach dieſer durchwachten Nacht bis es zum Mittagseſſen ging, alſo — nach deutſcher Sitte.

Eilftes Kapitel.

Politiſche Erwägungen einer Deutſchen Familie.

Unterdeß wurden nach und nach die Durchmärſche immer ſtärker, die Lieferungen immer unverſchämter, und die Bauern immer ungebührlicher. Dazu kam noch, daß mein Vater mitunter jetzt nothgedrungen war, deutſche Rechenknechte, Schreiber und verunglückte Handlungsdiener zur Tafel zu ziehn, weil ſie eine franzöſiſche Kokarde trugen, und ſich ein Weſen gaben, als wenn es ein Werk ihrer Gnade ſey, daß ſie den Ort nicht unglücklich machten — ſofern ihnen nemlich, zuletzt ſogar etwas plump, ein Abkauf angeboten wurde.

Dieſe Anſichten waren es vorzüglich,

welche auch meinen Vater, da jede Epidemie anſteckend iſt, weil ſie ſonſt keine Opfer ihrer wilden Raſerei, und alſo auch keinen Namen finden würde, beſtimmten, der neuen Sache ſich anzuhängen. Oft zwar hatte er bei dem Leſen der Zeitungen, welche zu leſen dermalen verſtattet waren, den Kopf geſchüttelt, ausgerufen, „daß das ein Nachdruck ſey!“ das Blatt weggeworfen, ſeinen Stammbaum betrachtet, und hier ſich wieder von den Mühen und Aengſtigungen des Leſens erholt. Allein die mit feindlicher Erlaubniß gedruckten patriotiſchen Zeitungen waren wie die ſtetiſchen Pferde: ſie blieben immer dieſelben; dazu wurden denn auch die Nationalen immer mehr von dem Schnupfen angeſteckt, der eine nothwendige Folge der Erkältung ſeyn mußte, und bei welchem Nieſewurz für jetzt durchaus noch nicht helfen mogte. Genug! Er mußte auswüthen! —

„Mein Vater ſagte mir daher eines Abends, als am Tage die Bauern ihn gar ſehr beſtürmt und ihm offenkundig erklärt hatten, daß ſie nun ſo gut Herren wären wie er, und alſo den Hofdienſt nicht mehr verrichten würden, über welche Erklärung er denn freilich in eine nicht geringe Verlegenheit kam:

„Mein lieber Sohn und Ex-Jagdjunker! Ich ſehe es ein, wir können beide, du ſo wenig als ich, die Zeit in ihrem Strome aufhalten. Das beſte und klügſte Mittel iſt immer der Gehorſam, der von den hohen und höchſten Herren aller Art gepredigt wird. Der Gehorſam gehört ſtets dem Stärkern, dem Beſitzer an, und wenn auch in frühern Zeiten dieſer Gehorſam ſo eben nicht eine Tugend des Adels war, ſo iſt er doch ſeit einigen Menſchenaltern eine politiſche Tugend geworden, und jetzt, in dieſem Augenblick iſt er eine ökonomiſche Nothwendigkeit. Es thut mir weh, dieſer Nothwendigkeit nachgeben zu müſſen, allein — reiche Uniformen und eine Congregation der Nobeln, die nachher über dem Ganzen wieder herrſcht, findet ſich gewiß wieder. Mein väterlicher Rath geht daher dahin, daß, da du gut franzöſiſch ſprichſt, — denn ich habe vieles Geld auf den Unterricht Deiner verwandt, — und da du die feinen Manieren und Aufwartungen bei Hofe bereits kennſt, — jetzt alles angewandt werden müſſe, dich bei dem neuen Hofe, von welchem ſchon geſprochen wird, ſchnell zu verſorgen. Ein Hof, das glaube mir, iſt wie der andere; mit Intrigue, Kabale, und beſonders mit Unverſchämtheit kommt man überall durch. Meinſt du nicht auch?“

Ich ſtimmte meinem Vater durchaus bei, aufrichtig geſagt, um mich daheim nicht zu langweilen; nur machte ich die zwei Bemerkungen, erſtlich, daß unſere Ahnen bei dem neuen Hofe nicht in Betracht gezogen werden würden, und zweitens, daß die neue Einführung ohnfehlbar gewaltiges Geld koſten werde.

Was die Ahnen betrifft, ſo erwiederte mein Vater, worin ich ihm Recht geben mußte, daß die Ahnen einmal im Beſitz der wahren Macht wären, und daß ſelbſt ein neuer, fremder Herr vor ihnen Reſpect haben würde, um Reſpect zu bekommen, und in Hinſicht des Geldes war mein Vater, — den gnädigen Herrn Vater verbat er ſich jetzt, und nebenbei hatte er ſich auch den Haar-

Zopf abſchneiden laſſen, — jetzt ſo verſchwenderiſch, wie manche Leute es dann werden, wenn einmal erſt ein Loch in den Beutel gekommen iſt.

Endlich hieß es, der neue König ſey in der alten Reſidenz angekommen, und mit Gelde, dem beſten Empfehlungsbrief, der durch die ganze Welt hilft, wohl verſehen, eilte ich dorthin. Einen Bedienten, der vor vier Jahren dieſe Reſidenz hatte verlaſſen müſſen, weile er rundes Haar und einen runden Hut trug, nahm ich mit. Nebenbei glaubte ich, daß dieſer Bediente ſchon damals ein Spion der jetzigen Macht geweſen ſey, denn er hatte ſo eigentlich kein Vaterland, und hieß ſchlechthin Monſieur Jean, war ein vollſtändiger Koch, beſonders wenn es auf das Eſſen ankam, wußte auf allen Poſten Beſcheid, erhielt auch nebenbei Briefe, die er

Niemandem zu leſen gab, und wenn von Zeitungsgeſchichten die Rede war, ſo lächelte er verſtohlen. Daraus machte ich mir aber ganz und gar nichts; im Gegentheil hoffte ich dadurch ſogar eine Adreſſe mehr im Nothfall vielleicht zu finden, und mancher vornehme Herr wird mir vielleicht zugeſtehen, daß es keine Schande ſey, durch Bedienten ſeine Carriere zu machen.

Die erſte Unannehmlichkeit, welche ich in der Reſidenz durch meinen Bedienten, von welchem ich überzeugt ſeyn mußte, daß er beſſer wäre wie das beſte Adreßbuch, hatte, war die, daß ich erſt den guten Gaſthof nicht finden konnte, den ich ſuchte. Denn die Gaſthöfe hatten bei dem neuen Herrn ihre Schilder verändert, und da gab es denn jetzt kein „deutſches Haus“ keinen „Gaſthof zu allen Nationen“ keine „herrſchaftliche Schenke“ mehr.

Das alles war jetzt Hôtel, und die Aushängeſchilder ſogar hatten ſich zu der Mantelträgerei müſſen anpinſeln laſſen, während die neuen Nationalgarden dazu in Rotten angeführt wurden.

Endlich erreichten wir einen honetten Gaſthof, und ein buntſcheckiges Thier kam an den Wagen gerennt. Ich fragte den Menſchen: „iſt er der Hausknecht, und kann ich hier ein honettes Quartier bekommen?“

Der Menſch ſah mich mit einem Blick an, als wenn er hätte ſagen wollen — bête allemande! — wenn er ſo viel franzöſiſch verſtanden hätte; indeß erwiederte er in ſchwäbiſchem Dialect: — Hausknechte haben wir hier nicht mehr; ich bin der Garçon, und werde ſogleich den Portier befragen thun. —

Während unſer Wagen nun ſo hielt,

hatte ich ſchon Luſt, weiter fahren zu laſſen, denn in dem Gaſthofe ſtrömte es ab und zu von jungen und alten, gepuderten und ungepuderten Herren, alle in Schuhen und ſeidnen Strümpfen, und ich nahm daher an, daß hier ein großer Ball, oder ſolch' eine Feſtlichkeit ſeyn müſſe. In dem Augenblick kam aber der Wirth des Hauſes ſelbſt, und nachdem er mein Fuhrwerk, beſonders die beiden Koffers beäugelt hatte, rief er in das Haus, — auf Nummero neunzehn! — und in den Wagen: belieben Sie auszuſteigen! —

Letzteres geſchah denn auch, wenn ich gleich von Nummero neunzehn mir keinen beſondern Begriff machte. Darin hatte ich mich nicht geirrt; die Stube war erbärmlich; der Garçon indeß, der ſogleich Bekanntſchaft mit meinem Diener angeknüpft, gab mir, als er meine Unzufriedenheit bemerkte, die Verſicherung, daß ich das erſte, gute Zimmer, welches leer werde, bekommen ſolle.

„Sie haben wohl eine große Feſtlichkeit heute im Hôtel?“ fragte ich ihn.

— Das ich nicht wüßte! — erwiederte er, indem er meinen Hirſchfänger, von dem ich mich immer noch nicht hatte trennen können, mit den Augen maß.

„Den galanten Herren nach zu urtheilen, wenigſtens — bemerkte ich weiter.

— Ich verſtehe ſchon, — fiel er lachend ein. — Dieſe Herren nennen wir ſchlechtweg Kandidaten. Es ſind ſolches nemlich Präſidenten, Räthe, Advokaten, Lieferanten, Juden, mit einem Wort, junge Patrioten, die hier Anſtellungen und Brodt ſuchen. Sie geben jetzt den Hôtels viel zu verdienen, und die Lohnbedienten haben alle Hände voll zu thun. —

„So!“ brummte ich in den Bart, und ich ärgerte mich die Frage gethan zu haben, noch mehr aber ſchämte ich mich, auch für einen ſolchen Kandidaten angeſehn werden zu müſſen.

Als ich mich ſo etwas in das Zeuch geworfen, und mein Diener mir die Verſicherung gegeben hatte, daß nunmehr kein Menſch es mir anſehn werde, daß ich bereits einen fremden Dienſt lieb gewonnen gehabt, ſo ging ich mit ihm durch die Stadt, um vorläufig die Häuſer von außen zu beſehen, in welchen die glücklichen Großen wohnten.

Eine neue Verlegenheit! Keine Straße hatte ihren Namen mehr, und die alten Einwohner der Stadt, welche wir befragten, wo man nach der und der Straße (der neuen Taufe) komme, geſtanden keine Rede, und gingen mit einem mitleidigen Blick an uns vorüber.

„Starrköpfe ſonder Gleichen!“ brummte mein Diener dann in den Bart, und — das iſt die erſte, kleinſte Folge der neuen Herrſchaft! — ſeufzte ich im Stillen.

Zwölftes Kapitel.

Moderne Vorleſungen.

Etwas ſehr unzufrieden mit meiner Lage kehrte ich in den Gaſthof zurück, und ich hatte ſchon groſe Luſt, auch wieder nach meines Vaters Landſitz zurückzukehren. Allein ſein väterlicher Wink, daß er mit den Bauern groſe Händel wegen der Dienſte haben würde, wenn er nicht damit drohen könne, daß ſein Herr Sohn am Hofe ſey, beſtimmte mich, wenigſtens zuvor etwas hinzuhorchen. Bei ſolchen Gelegenheiten thut man, wenn man ſein Gewiſſen, ſeine Gefühle in Einverſtändniß mit der Redlichkeit, mit der Vaterlandsliebe bringen will, am beſten, wenn man die Dinge um ſich her auf die lächerliche Seite zu kehren ſucht, und dieſes zu thun, nahm ich mir vor.

Am Abend war reiche Tafel in dem Wirthshauſe, welche von großen und kleinen Kandidaten beehrt wurde. Ich knüpfte hier allerhand Bekanntſchaften an.

Ein Kammerherr außer Dienſt, der um deswillen jetzt keinen Dienſt haben konnte, weil ſein natürlicher Vater, item regierender Herr, aus der Liſte der Lebendigen zuſammt ſeinem Ländlein geſtrichen war, erklärte mir: „Betrachten Sie, mein Lieber, das Leben wie ein Faroſpiel. Da heißt es mitunter: Roi perdu, Valet gagné. — Nun wohl! Sehe ich, daß der Valet in dieſer Taille die Favorite für die Spieler iſt, ſo biege ich ein Paroli darauf. — Es ſcheint mir, als wenn wir auf einmal eine Rage zu neuem Syſtem bekommen hätten. Wie das möglich

Univ. Bibl. München

geweſen, das weiß ich ſo eigentlich nicht, allein, ſagen Sie ſelbſt, kann es uns nicht gleich ſeyn, ob Pontus oder Pilatus die ſogenannten Zügel führt, wenn wir nur unſere Rechte ſichern? Hätte ich nicht das ſchöne Gut im Königreich, ich würde mich nicht bewerben; allein, da man dem Adel die noblen Federn ausrupfen will, ſo war es wohl Zeit, daß unſere Nobleſſe zuſammen halte, um die erſten Stellen zu gewinnen. Das giebt von neuem Reſpect. Es freut mich, auch Sie hier zu ſehen. Enfin, die Nobleſſe iſt doch die Stütze des Throns!“

Gleich darauf redete mich ein Militär, mit dem ich einige Mal Punſch getrunken und Unterhaltung über die Stätigkeit der Pferde gepflogen hatte, an. Ich erkannte den Herrn ſogleich nicht, da er die alte Pabſtuniform jetzt nicht tragen durfte, und in der Spießbürgerkleidung ganz anders, wenn auch nicht beſſer, ausſah. Als er mir aber zurief: „Kennen Sie mir nicht? Auf Ehre, wir haben ſchon' manchen fidelen Punſch getrunken!“ — da wurde meinem Gedächtniß auf die Beine geholfen, und der alte, ſeines Schuldenweſens wegen berühmte Militär ſtand vor mir, leibhaftig, wie ich ihn geſehn hatte, als der deutſche Hausknecht, dermalen Garçon, ihm die Schärpe nicht wieder herausgeben wollte, weil ſie verpfändet ſey, worauf denn damals die übrige Nobleſſe benebſt einer gleichfalls berauſchten Petiteſſe unter Flüchen, welche den Himmel erſchüttern müſſen, vermöge angeſtammten Reſpects die Schärpe wieder erbeutete.

Mehrgedachter junger Herr ſagte zu mir, weil ich jetzt ſchon in dem Ruf ſtand, daß ich ein deſignirter Landſtänder ſey, wogegen ich aber überall, und zweimal mit Ohrfeigen proteſtirte, indem er die Halsbinde, und den unverſengten Backenbart ordnete:

„Mein Herr Baron, Sie wiſſen, welche Freude der patriotiſche Krieger hat, wenn er einen Grad höher erringen kann. Es werden hier aus Unterofficiers Lieutenants, alſo aus Lieutenants ohnfehlbar Generale gemacht. Sehn Sie, als General bedarf man des Konſenſes nicht mehr, um rechtmäßige Wechſel zu ſchreiben, und darum denke ich hier General zu werden. Meine Frau Mama wünſcht das auch. Bei dem General will ich aber ſtehn bleiben; denn bei dieſen Zeitläuften würde ich vielleicht eher zum Prinzen von Geblüt ernannt werden können und dürfen, als ein ci-devant Schornſteinfeger oder Paſtetenbäcker; allein ich habe in dieſer Hinſicht wieder meine égards. Ein Prinz von Geblüt bedarf nemlich der Genehmigung des Landesherrn, um ſeinen Wechſeln Gültigkeit zu geben, und da ich das malhonett finde, ſo will ich auch, wenn ich als General an eine feindliche Batterie komme, meinen [illegible] das Bauernleben erhalten, damit ich nicht als ein Herr von ungeheurer Bravour ausgerufen, und wider meinen Willen in den Stand der Prinzen erhoben werde. Ich habe hier par dépit freilich eine Bekanntſchaft mit einem ehemaligen Schreiber eines ehemaligen Advokaten angeknüpft, und ich nenne den Menſchen ſogar „Sie.“ Allein, was will man machen! Bei Eroberung der Frauenzimmer muß man von oben anfangen; hier aber, merken Sie es ſich, Herr Baron, hier muß man von unten anfangen, und durch die Schreiber, die Vier eine gar wichtige Rolle ſpielen, zu dem Miniſter gelangen, der perſönlich ſelten zu ſprechen iſt. Allenfalls gelangen Sie dazu, ihn zu ſehen, wenn Sie, wie die Ordensbrüder, durch mehrere Grade, die Hand in der Taſche, ſich hindurch gearbeitet haben, aber was hilft Ihnen das Sehen? — Er ſtreicht an Ihnen vorüber mit jenem miniſteriellen Blick, der alles ſieht, und doch nichts ſehen zu wollen ſcheint, und ſprechen Sie ihn ja ſo verweiſt er Sie an das Büreau — alſo — die Schreiber! die Schreiber! — Man encanaillirt ſich zwar dadurch, indeſſen il faut faire bonne mine à mauvais jeu!"

Es währte nicht lange, ſo trat ein Rechtsgelehrter zu mir, und aus Gründen, welche leicht zu errathen ſind, bot ich ihm ein Glas Rheinwein an. Aus dieſem Glaſe wurden bald einige Flaſchen, und der Sohn der Themis wurde dann, wenn auch nicht offenherzig, doch redſelig.

„Der Code Napoleon“ ſagte er zu mir, „iſt zwar ganz gegen den Geiſt und Sinn unſeres Vaterlandes; — (wenn ich vom Vaterlande rede, ſo ſpreche ich als guter Freund im Vertraun zu Ihnen) allein, ſo gut die neue Konſtitution paßt, was Sie aus dem Zuſammenfluß der Menſchen ſehn, eben ſo gut muß auch die Geſetzgebung paſſen, und Richter und Advokaten, die Organe des Geſetzes, werden ſich gut dabei ſtehn; — ergo muß man es loben! Freilich hat die Regierung den großen Mißgriff gethan, daß das Geſetzbuch in das Deutſche überſetzt wird und alſo beleuchtet werden kann; indeß ich erwarte, daß die Neu-Angeſtellten das Syſtem der Regierung dahin auffaſſen werden, daß das Volk der Regierung wegen, und nicht die Regierung des Volkes wegen da ſey. Es iſt zwar wahr, dem Anſchein nach ſieht das Geſetz ganz ſo aus, als wenn die Richter nebenbei eine Profeſſion lernen, oder ein Patent löſen müßten, wenn ſie nicht verhungern wollen; allein, Sie werden es auch wiſſen, da Sie bereits in officio geweſen ſind, das Geſetz iſt wie ein Paar lederne Beinkleider, welche ſo lange gegerbt und gezogen werden, bis ſie paſſen, und überhaupt weiß unſere Kolegenſchaft dafür zu ſorgen, daß der Brei nicht ſo heiß aufgegeſſen werde, als er aufgethan wird.“

Wenige Zeit darauf ließ ſich ein Kaufmann und Fabrikant mit mir in ein Geſpräch ein. Er ſchien ſchon etwas zu viel getrunken zu haben, denn ich mußte ſeine Aufrichtigkeit bewundern.

„In Zeiten des Friedens und der Ruhe," ſagte er, „kann man nicht reich werden, denn die Ehrlichkeit iſt da ein currenter Artikel, und die wirft keine Procente ab. Sie ſehn ſogar bei ganzen Völkern, daß ohne Krieg keine Speculation zu machen iſt Ich wollte eben einkommen, um auszukommen, da bildete ſich dieſes neue Reich, un proviſoriſch iſt mir wieder geholfen in de proviſoriſchen Leben. Ich hoffe nemlich, da es Lieferungen geben wird, und da, wie S wohl wiſſen werden, kann ein ehrlicher Ma wieder zu Kräften kommen. Außerdem ab mache ich in meiner Fabrik patriotiſchen Z cker aus Runkelrüben, wobei, wie ich den ich den Namen hergeben werde, während Regierung das Geld hergiebt. Ein Bändch oder eine Medaille fällt nebenbei noch ab."

Zuletzt drängte ſich ein Iſraelit, ci-d vant Jude an mich. Ich hoffe doch nic etwas Jüdiſches in meinem Geſicht zu haben; mein Herr Vater würde, wenn dem ſo wäre, mich enterbt, und meine Frau Mutter würde betheuert haben, daß ſie ſich vielleicht verſehn haben könne, wenn die Hunde auf dem Schloßhof einen Manichäer angebellt; genug, dieſer Jude mußte aber doch glauben, daß ich von ſeinen Leuten ſey, wahrſcheinlich um deswillen, weil vornehme chriſtliche Kandidaten artig gegen mich geweſen waren, und ich ließ ihn, bis er ſelbſt nicht ſich eines Beſſern überzeugen würde, bei dieſem Glauben.

Den jüdiſchen Ton hier wieder geben zu wollen, das würde das Papier beſudeln heißen, da dieſer Ton für die ungeſchliffene Chriſtenheit unnachahmlich iſt, eben ſo wie die Kunſtgriffe bei dem Mäſten — — der Weihnachtsgänſe! Genug, er ſagte zu mir: „ich meine doch man, die Sachen gehn gut!

da wird man Geld gebrauchen und Papier
chen geben, und die Papierchen werden ſte
gen und fallen. da wird doch endlich wiede
ein Schacher zu machen ſeyn! Die güldn
Zeit kommt wieder, und wenn das ſo for
geht, wie zu wünſchen iſt, ſo hoffe ich, da
der Chriſt in drei Jahren einen Louisd'or da
um geben ſoll, um bei unſern Leuten eine
Doppel-Louisd'or zu ſehn.*) Was thut ma
mit dem Staat? Er iſt als wie ein Priva
mann, dem man die Prozentchen abkomp
mentirt, dann abpreßt, und zuletzt lauf
läßt, wenn er fertig iſt, — nicht wahr?"

Ich wandte dem ehrlichen Mann d
Rücken; er ſah daran, daß ich ein Chriſt ſe
der keines Darlehns bedürfe, und ging zu d

---

*) Dieſe Außerung iſt leider! hiſtoriſch wah

andern Kandidaten. Mir aber ward übel und weh, als ich nun wohl bemerkte, daß ich unter die Rotten Korah gerathen ſey.

Dreizehntes Kapitel.

Die Einführung bei Hofe.

Von meinem Herrn Vater hatte ich eine bedeutende Empfehlung bekommen an einen Baron Nieſewurz, einem alten Bekannten von ihm, der in der frühern, unſchuldigen Zeit der Jugend mit ihm Schulden und dergleichen gemacht hatte. Dieſer Mann war jetzt bei Hofe eine bedeutende Kreatur, wie man mir ſagte, nicht ſowohl ſeiner Schwerfälligkeit und ſeines ſchweren Gehörs wegen, ſondern des leichten Gehörs ſeiner Gemahlin wegen, die nur das mit ihm gemein hatte, daß ſie auch ſchwerfällig war; ſie fiel nemlich dem Lande ſchwer. Bei dieſem ließ ich mich melden, und da ich nach meinem frühern Leben die Höfe etwas kannte, ſo war ich klug genug, auch bei Madame eine Charte abgeben zu laſſen.

Bei letzterer wurde ich nach der Toilette, d. h. wenn der Bauer bereits ſo lange mit ſeinem Gaul gearbeitet hat, daß die Herren am Hofe ſich gütlich thun können, vorgelaſſen. Meine Empfehlung hatte gewirkt, und meine Perſon ſchien auch zu wirken. Die Baronin war die Gnade ſelbſt. Das übermächtige Weſen, welches ich an ihr bemerkte, und welches ſie nicht zu verbergen ſchien, weil es hier gerade imponiren mußte, machte mir Hoffnung.

„Sie waren vorhin Jagdjunker, mon Baron,“ fing ſie nach den erſten Einleitungen an, während ſie einen türkblauen Schawl noch mehr in Falten legte. Was nun dieſen Schawl betrifft, ſo ſchloß ich aus der türkblauen Farbe, daß es ein Galanterie-Schawl, und alſo kein Geſchenk des Eheherrn ſeyn müſſe, und da die Baronin ihn immer noch einfaltete, ſo ſchloß ich daraus wieder, daß das eine Myſtik ſey, auf das Geſchenk und deſſen Zweck hinzudeuten, ohngefähr ſo, wie man in der Türkei eine Blumenſprache hat. Ein ganz roher Deutſcher würde ſich freilich dabei gedacht haben, daß bei dieſen Deutungen ein Türkblau auf die Schultern der Dame ſich auch wohl gebühre, nicht aber als Zierde, ſondern als Strafe; da ich aber in der damals neuern Art erzogen war, wonach z. B. den Schulkindern die Buchſtaben in Semmelteig gebacken werden, um ſie dann, wenn ſie den Buchſtaben errathen haben, aufzueſſen, woraus denn folgt, daß die Buchſtaben „S, U, E, N, D, E, wohlſchmeckend ſind, ſo war ich über die Gemeinheit der alten Zeit hinweg, und freute mich über die Bildung des Barons, der ſeine galante Gemahlin zu ſchätzen wiſſe.

„Ja, meine Gnädigſte!“ erwiederte ich.

„Sie wünſchen, wieder angeſtellt zu werden?“

„Die Nothwendigkeit bringt mich dazu.“

„Nothwendigkeit? Ein Mann wie Sie, und Nothwendigkeit! Die überlaſſen wir den Zwangsbefehlsträgern! Glauben Sie mir, alte Familien ſind immer empfohlen bei neuen Höfen, und darum wird Ihre Einführung leicht ſeyn. Ich werde mich Ihrer annehmen, mon cher Baron; comprennez Vous ça? Mein Gemahl ſoll Sie in einer Stunde vorſtellen, verlaſſen Sie ſich darauf. Aber warum werben Sie?

Doch nicht Jagdjunker wieder? Wir haben jetzt nur Menſchenjagd, und dazu ſind Sie in der That zu nobel. Alſo?"

„Im Forſtdepartement, meine Gnädigſte."

„Fi donc! Sie ſind bereits am Hofe geweſen, und es fehlt hier noch an gewandten Hofleuten. Wiſſen Sie was? Begnügen Sie ſich für das erſte mit dem Auditeu im Reichsrath, und mit dem kleinen Dienſ bei Hofe. Sie werden es mir Dank wiſſen wenn Sie bemerken, wie leicht der letzter Empfehlung geben kann."

„Ich lege mein Schickſal in Ihre Hände, gnädige Frau."

„Sehr vertrauend! Sie ſind doch noc nicht verheirathet?"

„Gottlob! oder leider! wie Sie befehlen, Nein!"

„Bleiben wir bei dem Gottlob! Ein Mann mit Ihren Anſprüchen auf eine Karriere, zumal in dieſer drolligen Zeit, kann nie zu ſpät heirathen. Sie gefallen mir; Sie werden mein Anbeter ſeyn; hier haben Sie meine Hand darauf! Scheine ich Ihnen etwas zu naiv zu ſeyn? Wohlan denn! Gleich einige Lehren voraus. Merken Sie es ſich, junger Freund, an dieſem Hofe werden alle Bande eben ſo ſchnell geknüpft als ſie gelöſet werden, vielleicht ein Sinnbild des Hofes ſelbſt! Wer hier nicht ſchnell zugreift, und das Eiſen nicht ſchnell ſchmiedet, der wird von Pfuſchern bald ausgelacht. Sie ſollen das bald bemerken. Als mein Anbeter ſind Sie überall der Vertheidiger meiner Ehre, wenn jemand daran zweifeln ſollte, Sie bieten mir den Arm, wenn ich Ihnen einen Wink dazu gebe, zu der Toilettenſtunde erſcheinen Sie bei mir unangemeldet, übrigens aber ſind Sie Hausfreund, und ich weihe Sie in die Geheimniſſe des Hofes ein, ich fördere, was Sie gefördert wiſſen wollen, und bei dieſem politiſchen Spiel machen wir Moitie! Sind Sie damit zufrieden?“

„Gnädige Frau, Sie überraſchen mich.“

„Nur nicht hölzern! Hier muß alles golden ſeyn. Sitzen wir doch in dem Garten von Deutſchland. Laſſen Sie uns den Sommer genießen; wenn wir den aufgezehrt haben, und der unfruchtbare Herbſt kommt, ſo ziehn wir fort, wie die Kraniche; nicht wahr? Eines muß ich noch bevorworten. Wenn ich Sie auch zu meinem Anbeter ernenne, ſo verbitte ich es mir, daß Sie ſich in mich verlieben, denn Liebe macht eiferſüchtig, und ſtört alſo durchaus das Angenehme der Allgemeinheit an dieſem Hofe.“

Ich konnte mich von meinem Schrecken über dieſe muſterhafte Naivetät noch nicht erholen, als der Gemahl meiner Gönnerin, der Baron Nieſewurz herein trat. Seine Gemahlin machte mich ſogleich mit ihm bekannt, und ſagte ihm dann mit einem precieuſen Ton und mit einem Blick, als wenn ſie Königin ſey:

„Sie werden den jungen Mann ſogleich bei Hofe einführen. — Ich werde Ihnen eine Empfehlungscharte mitgeben, mon adorateur!“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich meine Handſchuh ausbat, und mir ein Paar andere gab, welche mir eigentlich ſo vorkamen, als wenn der Roßmarinſtengel und die Zitrone noch dazu gehörten.

Dieſe Handſchuh thaten aber Wunder.

Der devote Ehemann fuhr mit mir nach Hofe, nannte mich unterweges ſeinen warmen Freund, und in dem Gewühl der gallonirten Röcke achtete man mich, ohne mich zu kennen, weil der Baron Nieſewurz mich eingefädelt hatte. So empfehlend iſt die Empfehlung einer Empfehlung!

Endlich winkte man, ich folgte, und ſtand vor der Majeſtät! Ein Glück, daß ich franzöſiſch ſprechen konnte, denn ſonſt würde der deutſche Herr mich nicht verſtanden haben. Uebrigens aber ſah er nicht nach meinem Geſicht, ob ich etwa ehrlich oder falſch ausſähe, fragte auch nicht nach meinen frühern Verhältniſſen, nach meiner Wiſſenſchaft, oder dergleichen Narrenpoſſen; die Handſchuh, nach denen er blickte, zwangen ihm ein allergnädigſtes Lächeln ab, und ich wurde — zum Auditeur und zugleich zum Hofjunker ernannt. Damit trat ich ab, und in den Vorzimmern bewarb man ſich nunmehr um meine Gunſt und Protection.

Zu Mittag, d. h. um ſieben Uhr Abends, ſpeiſete ich bei meiner Gönnerin, und es würde unſchicklich ſeyn, wenn ich hier die Lehren wieder geben wollte, welche ſie mir nach und nach gab. So etwas findet man nicht in dem Querfurter Sittenbuch, welches lange vergriffen zu ſeyn ſcheint, noch in Schmelke und Kuhbach, welche keinen Abgang mehr zu haben ſcheinen, und ſo etwas darf auch nicht gedruckt werden, eben ſo wenig als die Myſterien der Ordensgeſchichten, denn wie wollte anſonſt die Wichtigkeit der Höfe noch beſtehen?

Genug, in Zeit von drei Wochen lernte ich den Hof mit allen ſeinen hohen Wichtigkeiten ſo gut kennen, als es ſich eignet und gebührt; und ich war zufrieden mit meiner Kenntniß, mein Vater aber noch mehr, da ich Gelegenheit hatte, ihn zum Maire zu machen, bei welcher Gelegenheit er denn nicht verſäumte, die Bauern zu dem te Deum und zu den Herrendienſten zu treiben.

Vierzehntes Kapitel.

Die Redoute.

Während die Zwangsbefehlsträger im Lande ſportulirten, um die freiwillig-patriotiſche-Zwangsanleihe zu exequiren, während ein Jude ſich freute, eine neue Epoche eingeführt zu haben, indem er das bleierne Zeitalter einführte, da ſeine Münzen kaum noch etwas Kupfer enthielten, während ein Miniſter auch durch Einführung des papiernen Zeitalters, Epoche machte, während die Gleichheit, nemlich die der Armuth, immer mehr zunahm, während in der Reſidenz alles im Ueberfluß war, und nur Kälber und rother Wein theuer wurden, gab unſer allerfürtrefflichſter Landesherr unter andern auch einſtmals einen glänzenden Maſkenball.

Da ich an dieſem Tage glücklicher Weiſe den Dienſt nicht hatte, ſo konnte ich mir das Vergnügen machen, meiner Laune freien Raum zu geben, und nach meiner Art auf dem Redoutenſaal zu erſcheinen. Nachdem ich alles verabredet hatte, erſchien ich auf dem Opernſaal als Zuckerhut. Ein Zuckerhut war etwas neues in jetziger Zeit, beſonders ein ſo groſer Zuckerhut, als ich, und daher erregte ich allgemeines Aufſehn.

Wenn nun Maſken, die ich kannte, an mich heran kamen, ſo öffnete ich ein Kläppchen, und da ſtand denn für die neugierige Maſke, ſo den Zuckerhut fragte, immer eine gar artige Deviſe. Mehrere habe ich davon behalten, und ſetze ſie hieher.

Ein Mädchen von viel gerühmter

Schönheit, der aber die Paſſatwinde ſchon den Auroraduft etwas erbleicht hatten, klopfte an den ambulirenden Zuckerhut, und die Deviſe ſagte ihr:

Bleib in dem Mieder knapp, bleib gut und bieder!
Auf Liebeslieder folgen Schmerzenslieder!

Ein großer, vornehmer Offizier ſah auf den Zuckerhut herab und las:

Kennſt Du die Helden nach der neuſten Mode?
Sie gehn nach England, ſtatt zum — Ehrentode!

Nun kamen einige Perſonen vom Hofe. Der eine las:

Viel Blumen giebt es in dem Wieſenthal,
Auch Gänſeblumen ſind dort ohne Zahl.

Der andere:

Ehrt die Weiber! Sie ſchwelgen und geben
Hörner und Klöſter, und nobeles Leben.

Der dritte:

Seit Steine ſich ſchmücken mit Grafenorden,
Sind Fürſten d'rüber zu Stein geworden.

Der vierte:

Die Schweſter lieben —
Iſt übertrieben!

Der fünfte:

Laß Speculiren
Und anzuführen
Den lockern Thieren,
Bleib bei Juriſterei,
Sonſt geht es, meiner Treu,
Mit Dir ſehr bald vorbei!

Nun kam der Phalanx der Hofbewegung, nemlich der Hofzahlmeiſter, item alſo auch Hofſpeculant, da, wo Zahlungen aufzufiſchen waren. Das Kläppchen öffnete ſich, und er fand geſchrieben:

Wer das Land als eine Hure betrachtet,
Wird bald von aller Welt verachtet.

Sogleich hinter ihm folgte, ohngefähr ſo, wie das Ichneumon den Raubthieren erſter Sorte folgt, eine Maſke, die ganz ſo ausſah, als wenn ſie den Tempel Salomonis wieder aufzubauen, Luſt habe, und dieſe fand geſchrieben:

Du ſuchſt zwar Gold und Silber viel jetzt zu erwerben,
Doch wirſt Du bald civiliter am Biere ſterben!

Ein Vater, mit ſeiner Tochter am Arm ſtreifte vorüber, und klopfte an. Ihm ſtand geſchrieben:

Welch' Wunder! Ein Ochſe erzeugte ein Kalb!
Ein Zeichen der Zeit! Der Menſch iſt nur halb!

Alle dieſe Herren und Damen ſchienen ſehr unzufrieden mit den Deviſen des Zuckerhutes zu ſeyn, und da es ſchon ſeit langer Zeit zu der vornehmen Mode gehört, der Wahrheit in das Geſicht zu ſchlagen, ſo bemerkte ich aus dem Geziſchel und Geflüſter, aus den Gruppirungen der Nobleſſe, welche die Wahrheit auf einem Maſkenball nicht leiden wollte, daß es auf meine werthe Perſon, oder vielmehr auf den Zuckerhut angeſehn ſey. Ein wachthabender Officier kam auch an mich, und ſchien, den Zuckerhut umſtürzen zu wollen; ich aber rief aus meiner Pyramide ihm zu: „Maſkenfreiheit!“ und öffnete dabei eine Klappe, wo er die Worte fand: „geheime Kaiſerlich-franzöſiſche Polizey.“ Daß ich dieſe Klappe ſchnell wieder zufallen ließ, das verſteht ſich von ſelbſt; indeß das Geflüſter und Geziſchel, die Gruppirungen desgleichen, das alles dauerte noch fort, obſchon jener Officier, überall angefallen, überall die Achſeln zuckte und zu erklären ſchien, er könne und dürfe nichts thun.

Der ganze Spas kam mir denn aber

doch zu gefährlich vor, und ich nahm daher ſogleich meinen Standpunct zu Ende des Saals. Kaum hatte ich hier meine Stelle eingenommen, ſo erſchien eine Marketänderin, welche ich an ihrem Kothurn-Schritt, an dem empor geworfnen Geſicht und an dem ausgekramten Fleiſchmarkt für die Baronin Rieſewurz meine Gönnerin erkannte. Ihr hätte ſich eigentlich eine Klappe öffnen ſollen, welche in Reimen ungereimtes Zeug von Königskronen, hoher Tugend, Verdienſt der Wahrheit, und dergleichen allotria mehr geſprochen hätten; ſo aber konnte ich in meinem Regiſter nur einen Faden ziehn, der dieſe Klappe öffnete:

Die mit des Weibes Adel Handel treibt,
Sie iſt verflucht und ſtirbt im Ungemach!
Wenn ſie dem Staatsrath auch Geſetze ſchreibt,
Sie ſtirbt verwünſcht — im wolluſtſchweren — Ach!

Gleich darauf erſchien eine Maſke, welche ich für den Herrn ſelbſt erkennen mußte. Er hatte nemlich ſo gethan, als wenn er in ſeiner Kleidung für einen nordamerikaniſchen Schiffskapitain gelten könne, allein die Schultern waren zu abhangend, die Knie zu vorgebogen, und die ganze Figur nicht imponirend genug, um als Seeheld gelten zu können. Die Maſke war eigentlich ein Pasquill auf die Schiffskapitaine; indeß man ſchien an dieſem Hofe das Pasquillante, das Lächerliche nur den ſtockpatriotiſchen Bauern und ſo dergleichen zu überlaſſen, und man erluſtirte ſich unterdeß à merveille. Genug dieſer Schiffskapitain, item Durchlauchtigſter Monarch trat auch an den Zuckerhut. Er war eben ſo, wie jenes, ſchon bemerkte Ichneumon, jetzt der Dame von vorhin gefolgt, und daher war wohl anzunehmen, daß ſeine Vorgängerin zu den Raubthieren gehöre.

Jetzt öffnete ich eine große Klappe, ſtreckte den Arm heraus, ſchwenkte die Knarre, welche ich in der Hand hielt, und rief dann —

Kleine Kinder — kleine Sünder!
Große Kinder — große — Sünder!

— Sogleich aber, als dieſe Klappe wieder verſchloſſen war, öffnete ſich eine andere, und hier ſtand hell erleuchtet, damit der Schlagſchatten deſto beſſern Eindruck mache:

Armſelig Mittelding, nicht Held, nicht König,
Viel Unterthan, und Herr ein wenig,
O! Kehre heim zu Deiner Kaffebohne!
Man lacht und weint, ſieht man Dich auf dem Throne. —
Aus nichts iſt zwar die Welt erſchaffen;
Und hier ſieht man aus Nichts — was? — Einen Laffen!

In Deinem Kopf iſt's leer, wie in dem Zuckerhut;
Nichts iſt hier zu empfehlen als — die Ruthe!

Da erwachte denn, was ebenfalls noch zu entſchuldigen war, der Zorn des Leſenden; er rannte wüthend auf den Zuckerhut los, und ſtieß ihn um. Der Zuckerhut war aber wirklich leer, denn meine geringe Perſon traf der Beleidigte nicht mehr darunter. Ich hatte nemlich mich ſo geſtellt gehabt, daß ich in dem Opernſaal nur mit dem Fuß zu ſtampfen brauchte, um wie der Geiſt von Hamlets Vater ſchnell herunter gelaſſen zu werden in die bretterne Ewigkeit, und wie ich nun eben ſo ſchnell wieder herauf kam in einer Hamletskleidung, war eine große Bewegung; die Thüren wurden verſchloſſen, und man ſuchte den Verbrecher, während derſelbe, wie das in der Regel der

Fall iſt, unter den Suchenden war. Genug, das Späßchen blieb unentdeckt, weil ich keinen Freund und kein Frauenzimmer in mein Geheimniß gezogen hatte. Weil dieſes Späßchen übrigens aber zu viel Wahrheit enthielt, alſo auch zu grob war, ſo blieb es unter den Hofgeheimniſſen, und blos die geheime Polizei ſollte ſich bemühen, den Verbrecher zu entdecken.

Da nun mit dieſem furchtbaren Inſtitut nicht zu ſcherzen iſt, und da es das rein patriotiſche Princip in dieſer Hinſicht war, lieber zehn Unſchuldige zu ſetzen, als einen Unſchuldigen frei zu laſſen, ſo hielt ich, um allen möglichen Verdacht von mir abzuwenden, es für rathſam, bei den Ungeheimen über dieſen Vorfall auf Perſonen hinzudeuten, welche bereits unſere geliebte Reſidenz um deswillen verlaſſen hatten, weil ihnen durch die beſſere Einſicht die Ausſicht nicht mehr in den fein bürgerlichen Kram paßte.

So ſehr ich nun auch ſpäterhin mich bemühte, etwas zu thun, was mich emporhebe, ſo ſehr ich auch wirklich und nicht wirklich den Anbeter meiner Beſchützerin, der Baronin Nieſewurz machte, ſo gelang es mir doch nicht, in dieſem Treibjagen, wo die Excellenzen wie die Pilze hervor wuchſen, wo die Würde nach dem güldenen Gewicht verkauft wurde, wo die Tugend eine Luſtdirne, und das Laſter die Ehrendame war, mich empor zu heben. Meine Gönnerin ſagte mir darüber in einer vertrauten Stunde:

„Das kommt sans doute daher, weil Sie keine ſchöne Frau von moderner Conduite haben!“

Wenn ich auch aus einem Inſtinkt, den ich mich ſchämte, bekannt zu machen, eine »Frau von moderner Conduite verabſcheute, ſo ſchien es mir doch übrigens politiſch richtig zu ſeyn, daß ich heirathen müßte, denn der verheirathete Mann hat, wenn er übrigens auf die geckenhaften Privilegien reſignirt, welche die ſchlagfertigen Jungfrauen, Frauen und Dirnen ihm buhlend entgegen halten, durch das Anerkenntniß der Sclaverei, dadurch, daß er, wie der Jagdhund das Stachelband trägt, ein Ordenszeichen, welches in dem fameuſen Orden zuckende Herren Brüder und lachende liebe Schweſtern giebt. Solch' ein Ordenskram iſt aber gar nicht zu verachten; er hilft mitunter vom Gelde und vom Galgen los, er führt zu Ehr«, nie aber zu Wehrſtellen, er ſtempelt den zum brave homme, der das abra kadabra etc. herſingern kann; kurzum, — der Analogie folgend, wie das mitunter eine

Nationaltugend iſt, welche blos die Glut[illegible]ner und Neuerer als Fehler anerkennen wollen, und als unwürdiges Phlegma bezeichnen, ſah ich mich nach einer proviſoriſchen Frau um, nemlich nach einer ſolchen, die mir ſagen könnte: Mon chèr, Sie wohnen auf dem rechten Flügel, ich auf dem linken; ich überlaſſe Ihnen mein Kammermädchen zu dem kleinen Dienſt; Ihr Kammerdiener darf, wenn ich befehle, nur dann nicht geſtört werden, wenn er Sie raſirt! —

Während ich nun die Brautſchau hielt, um mir einen Namen zu gewinnen, ergab ſich eine andere Gelegenheit, welche, wie ſo viele Gelegenheiten, mich empfahl.

Fünfzehntes Kapitel.

Was ein guter Maire nicht vermag!

Der Geburtstag unſers vielgeliebten und vielliebenden Regenten war nemlich gekommen, und wenn ich auch bei den Feſtlichkeiten dieſes Tages ſelbſt nichts thun konnte, da ich im Dienſt und bei Hofe war, und da die Feſtlichkeiten befohlen waren, ſo hatte doch mein Herr Vater vieles gethan, was einen Abglanz auf mich zurückwarf, und mir einen patriotiſchen Namen in den Hofannalen gab, und unbedingt geben mußte. Da ſieht man denn doch nun klar und deutlich, was die Ahnen thun!

Mein Vater nemlich war, wie ſchon geſagt, Maire, und hatte, wie ſo viele eidevant Deutſche, in das neue Syſtem ſich trefflich einſtudiert. Darum hatte er denn auch bei dem Zwangsfeſt, worüber Bericht erſtattet werden mußte. gerührt, was zu rühren war, und er ſandte darüber, als Maire, folgenden Bericht ein:

„Mein Herr Präfect!

Ich habe nicht ohnermangeln wollen, Ihnen Benachrichtigung zu geben, wie hier, in der Reſidenz unſerer Mairie der Geburts- oder Namenstag des uns vom Himmel gegebenen Landesherrn feyerlich begangen worden. Da dieſes Actenſtück für die Geſchichte der Zukunft gehört, ſo muß ich bevorworten, daß ich ſo recht eigentlich nicht weiß, ob es Geburts- oder Namenstag ſey, und unſere Diplomatiker, nemlich der Paſtor, der eigentlich nur Dilettant bei der neuen Einrichtung iſt, weil er nemlich auch beſteuert worden und Einquartierung tragen muß, ſo wie der Mairie-Secretär, item Schulmeiſter, liegen darüber noch, wie das gewöhnlich bei den Herren von der Feder iſt, in einem großen Kriege. Ich aber habe die Gemeinen darüber im Dunkeln gelaſſen, und ſo etwas imponirt, wie ich aus langer Erfahrung weiß, am beſten."

„Am Abend vor dem feſtlichen Tage hatte ich befohlen, daß mit allen Glocken geläutet werde. Weil aber die große Glocke einen Riß bekommen hat, indem ein Bube vor einiger Zeit, als nemlich das neue Jahrhundert eingeläutet wurde, mit ſeiner Pudelmütze hinein geworfen hat, weshalb er noch ſitzt, wohl aber nunmehr zu einem Stellvertreter gratis ſich qualificirt, und weil die kleine Glocke bereits verpfändet iſt, um die Gemeinelaſten gehörig aufzubringen, ſo konnte nur die Mittelglocke angezogen werden."

„Ein kleines Verſehn muß ich hier anführen. Der Mairie-Secretär, item Schulmeiſter hatte nemlich verſäumt, vorher bekannt machen zu laſſen, daß, und warum geläutet werden würde, und daher war denn ſogleich Jung und Alt in Bewegung, und fragte: wo denn das Feuer ſey? Als ich hierauf mich zu Pferde ſetzte, und die Patrioten belehrte, daß nur von einem geiſtigen Feuer, welches eingelautet werden ſolle, die Rede ſey, ſo kehrte alles ruhig heim, und war durch dieſes glücklich-unglückliche Ereigniß zu dem „Herr Gott, Dich loben wir," gehörig vorbereitet."

„An dem feſtlichen Tage ſelbſt ließ ich zunächſt zwei Bauern verhaften, welche ſich unterfangen hatten, Miſt auf den Acker fahren zu wollen. Das machte einen herrlichen Eindruck, und auf gegebnes Signal mit mehr beſagter Glocke füllte ſich die Kirche. Beſonders muß ich hierbei den Eifer der Frauen und Dienſtmägde rühmen; auch hatte der Mairie-Secretär die Schuljugend gehörig in Zucht und Ordnung gehalten, ſo daß der Geſang ſehr vollſtändig war. An Muſik fehlte es freilich, da der Balgentreter die Balgen nicht mehr treten will, aus dem nichtswürdigen Grunde, weil er keinen Gehalt bekomme, wofür ich ihn von Staatswegen mit Füßen getreten habe, und außerdem aus dem Grunde, da der Munizipal-Secretär mit vollem Recht es nunmehr unter ſeiner Würde hält, die Orgel fernerhin zu ſpielen. Indeß, die gute Stimmung der Gemeine erſetzte dieſen hiatus, und die Feſtlichkeit wurde eröffnet.“

„Nachdem ich mit der Municipalität meinen Platz eingenommen, mir auch durch den Gemeindediener das Geſangbuch hatte aufſchlagen laſſen, kam das Ganze in Ordnung und ging, wie am Schnürchen. Der Pfarrer hielt dann eine grundgelehrte Rede, worin er beſonders einen gewiſſen Pater Abraham a Santa Clara, der ein großer Patriot geweſen ſeyn ſoll, häufig anführte, und er wählte auch einen Text aus den Schriften dieſes hochberühmten Mannes, nemlich folgenden: „„„„Kaum ſind wir bei dem Bierkrug der Herrlichkeit eingeſchlafen, ſo wird uns der Nachtopf der Sorgen ſchon wieder unter das Bette geſetzt.““““

„So etwas iſt eindringlich für unſere Gemeine, und ſelbſt die beiden Herrn Gensd'armen, welche in der Kirche waren, erklärten, daß ſie mit dieſer Rede ſehr zufrieden wären."

„Wenn ich übrigens nicht den Erndteſchmaus meinen Leuten noch ſchuldig geweſen wär, und wenn ich auch nicht außerdem der Nobleſſe, der Nachbarſchaft hätte eine General-Abfutterung geben müſſen, ſo würde ich mich doch beeifert haben, dieſen Tag ſo feſtlich als möglich zu machen. Da nun, wenigſtens hieſigen Orts, kein Feſt ohne Eſſen und Trunk ſich gedenken läßt, ſo gab ich alſo in meinen Zimmern Geburtstag, Namenstag, Erndteſchmaus und General-Abfutterung zuſammen, als wodurch die Freude ſo recht eigentlich nationell wurde."

„Ich ſtattete auch an dieſem Tage eine ehemalige Jungfrau aus, nemlich die Tochter des Verwalters, wodurch zugleich ein unwürdiger Prozeß mit meinem Sohn, der das

Glück hat, in höchſten Dienſten zu ſtehn, gehoben wurde; der Kantor-Adjunctus führte ſie im Beiſeyn der verwunderten Dorfjugend Nachmittages zum Traualtar, und in Ermangelung der Blumen hatten die jungen Patrioten Heckerling auf den Weg zu der Kirche geſtreut.“

„Abends war Tanz in meinem Hausflur, wobei ich eine Tonne Bier und Brandtewein quantum satis zum Beſten gab. Der Großknecht rief auch einige „Vivat, es lebe!“ aus, und in den innern Gemächern wurde von der Jugend der Nobleſſe Hahnrei und dergleichen geſpielt, während die Alten mit Taback und Kriegsgeſchichten ſich ergötzten.“

„Gegen Mitternacht war auch Maſkerade. Vier Perſonen nemlich von den Tänzern im Hausflur hatten ſich verkleidet, und unterhielten mit einem Rumpeltopf ſehr ſinnig die Geſellſchaft.“

„Der Jubel dauerte bis lange nach Mitternacht, und iſt, einige Prügelein ausgenommen, wozu wohl patriotiſche Freude die erhitzten Gemüther hingeriſſen haben mag, kein Unglück geſchehen.“

„Schließlich muß ich nur noch mit Wehmuth bemerken, daß mein ehemaliger Juſtitiarius, jetziger Friedensrichter wohl unter genaue Aufſicht genommen werden dürfte, denn er gehört gewiß nicht zu den reinen Patrioten. Er äußerte ſich nemlich ſehr ungebührlich dahin, daß dieſes Feſt eben ſo ein Normalfeſt ſey, wie die Heubanſe, die Kirmeßweihe und das Freiſchießen, welche die Kalendertage der Schwängerungsklagen wären u. ſ. w.“

Dieſen Bericht hatte mein Herr Vater

wohlbedächtig auf Koſten der Mairie in das Franzöſiſche überſetzen und zierlich abſchreiben laſſen; daher kam es, daß Sereniſſimus gerade dieſen Bericht zu leſen geruhte, und ich weiß nicht, was daran ihm gefallen haben mußte, genug, er wurde aufmerkſam auf meine geringe Perſon, und ich wurde Hausofficier mit einem Extra-Gehalt, der nicht zu verſchmähen war. Vielleicht hatte ich auch dieſes Glück der Fürſprache meiner Gönnerin, der Baronin Nieſewurz zu verdanken.

Sechzehntes Kapitel.

Die Kunſt zu imponiren

Da ich nun Hausoffizier war, ſo wurde ich ganz natürlich auch mit den Nachtwandlungen bekannt; denn ich muß nur geſtehen, daß mir unſer Schloß ſo vorkam, als eine Verſammlung von Mondſüchtigen, die des Abends nicht in ihren Betten ruhig bleiben können, — es müßte denn gerade Vollmond ſeyn! Vielleicht ſollte man glauben, daß dieſe Furcht vor dem Somnambulismus es geweſen wär, welche in dem Schloß aus Nacht Tag machte; indeß ich glaube, dieſe geiſtigen, d. h. ſpirituoſen Nachtwachen bezweckten nur, den leiblichen Nachtwachen eine Folie unterzulegen.

Ein Hausoffizier muß ſchweigen können, ſonſt würde er nicht Hausoffizier ſeyn; ich erwähne alſo durchaus nichts davon, daß meine Gönnerin, die Baronin Nieſewurz einen ſehr gewaltigen Somnambulismus hatte, wobei ſie öfters der Gefahr ausgeſetzt war, von den loſen Pagen geneckt zu werden. Ich aber, der ich ſchon weiter in der Kultur gekommen war, ſchützte ſie bei ihren Nachtwandlungen, weil ich weiß, daß, wenn man den Mondſüchtigen während der Manie bei ſeinem wahren Namen anruft, er mit Thränen erwacht. Ich erwähne nichts davon, daß ich ſelbſt einmal die Anwandlung bekam, nicht ſomnabül, ſondern eiferſüchtig zu werden, und daß ſie mich durch ein vornehmes Lachen wieder zur Ordnung führte, wobei ſie bemerkte, daß Eiferſucht rein bäueriſch, und auch das kaum ſey; blos die Spießbürger, die Faulenzer unterhielten ſich damit, denn der Bauer ſehe mehr nach einem feſten Rücken und feſten Muſkeln, als nach der verrufenen Waare, wovon Narren ein ſo großes Weſen machten, und welche eigentlich doch nur ein Geſpinſt ſey. Genug, ich lernte ſchweigen, lernte den Dummen ſpielen, und hatte dadurch das Glück, allen zu gefallen, und von allen Genuß zu haben.

Sereniſſimus konnte, beſonders die Nonnenklöſter, gar nicht ertragen, wahrſcheinlich, weil darin Keuſchheit und Züchtigkeit, wenn auch nur gepredigt wurde, und dieſer Eifer gegen die Verzichtung auf den nächſten Beruf des Menſchen war wiederum von ihm ſehr populär, denn er wußte wohl, daß die Requiſitionen fremder Gewalt dem Lande Kanonenfutter koſteten, und daß die fremden Militärs, wenn ſie auch noch ſo ſehr für des Landes Nöthen ſorgten, dennoch den Schaden und den Verluſt nicht erſetzen konnten. Darum beſchloß er, dieſe Art von Klöſter aufzuheben und den Ertrag zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden; eine Maaßregel, welche durch das ganze Land, die Betheidigten ausgenommen, deren es überhaupt in dieſem Lande gar wenige gab, gelobt wurde.

Sereniſſimus fing damit an, ein ſolches Frauenzimmerkloſter der Baronin Nieſewurz zu überlaſſen; man kann eigentlich nicht ſagen, daß er es ihr ſchenkte, und eben ſo wenig, daß er es ihr verkaufte; es gehörte dieſer Handel unter die Contractus innominatos „do ut facias," und jenes vorerwähnte Geſpinſt von Tugend ging als Schlüſſelgeld obenein, wie denn ſolches Schlüſſelgeld in dem gewöhnlichen Leben gar oft an die Thürwächter zur Erholung oder Erlabung gegeben wird.

Ich würde in das Feld der Spitzfindigkeiten, am Ende wohl gar in das Stoppelfeld der Satyre gerathen, wenn ich über dieſen Gegenſtand noch ein Wort weiter ſagen wollte. Genug, die Baronin, für welche der Baron das Aushängeſchild war, hatte nun den Beſitz des herrlichen Kloſters, und in großem Pomp wurde ein patriotiſcher Zug dorthin arrangirt. Der Baron Rieſewurz, der bei den Neckerein des Hofperſonale die Hauptſache zwar, daß er nemlich die Zielſcheibe ſey, nicht bemerkt hatte, der aber übrigens, wie das einem Theil der Nobleſſe eigen iſt, in drolliger Manier die allerhöchſten Aufzüge, wo die Nobleſſe niedrige Rollen ſpielte, in einer Duodez-Ausgabe wieder geben wollte, ordnete den prachtvollen Zug, um ſeinen Einzug in das Kloſter zu halten, — alles dieſes ad modum Minellii.

Ich verſuchte es zwar, mich von dieſer modernen Donquixottiade zu befrein, allein der Anſtand erlaubte es nicht, eine Lächerlichkeit zu vermeiden; ich beugte alſo mein Haupt, ſprach leiſe: „Im Namen des Königs und des Geſetzes!“ und ſetzte mich dann, wohl geſtärkt, der Lächerlichkeit aus.

Der Zug nach mehrbeſagtem Kloſter begann. Ich war der Chapeau d'Honneur, denn ich ſaß neben der Dame, item Baronin, im Wagen, und der Baron hatte mich erſucht, ob es gleich eine Landparthie ſey, dennoch meine Staatsuniform anzuziehn, und alles Uebrige war auch ni größter Galla. So etwas kommt mir immer etwas verdächtig vor, und hätte ich dieſe Pfiffigkeit dem Herrn Baron Rieſewurz eigentlich gar nicht zugetraut.

Wir kamen an dem Kloſter an, und die Domina in groſſem Ornat mit Schleyer und dergleichen, begleitet von dem ganzen Konvent, empfing uns an der Treppe des Kapitelhauſes. Die gute Hochwürdige hatte wahrſcheinlich ſich auf eine Rede vorbereitet, welche ein gefühlvolles Perſonale gewiß hätte bewegen müſſen; war es nun aber die Furcht, ſich auf einem menſchlichen Gefühl ertappt zu finden, oder war es der Uebermuth des neuen Stolzes, oder endlich war es die Dummheit des gemeinen Stolzes des Beſitzes, — genug, der Baron Rieſewurz ließ die Domina nicht zu Worte kommen, ſondern redete ſie ſogleich dahin an:

„Madame! bisher haben Sie in dieſem Kloſter regiert, jetzt regiere ich!“

Daß die gute Hochwürdige durch dieſe imponirende Anrede aus der Faſſung kommen mußte, das war wohl in der Ordnung, und ich ſelbſt muß aufrichtig bekennen, daß es mir ſelbſt peinlich war, ſo etwas mit anzuſehn und anzuhören. Ein gewiſſes Gefühl, welches an unſern preiswürdigen Hof nicht gehörte, überraſchte mich, und ſo ſchnell als möglich ſuchte ich mich zu entfernen. Die Baronin ſchien es zu bemerken, warum ich mich entfernte, und gab mir die Begleitung, oder vielmehr die Verfolgung mit einem lachenden Triller. Allein, wenn man auch eigentlich das Lachen als einen Ausbruch der Freude, wozu die Natur es eingeſetzt hat, betrachten ſollte, ſo giebt es doch ſehr verſchiedene Arten des Lachens, welche mit der guten Mutter Natur nicht in dem beſten Verhältniß zu ſtehen ſcheinen.

Dieſes Lachen der Baronin Nieſewurz kam mir ſo vor, als wenn ſie mir geſagt hätte: „ich bedaure Sie, daß Sie in dieſer übermenſchlichen Zeit noch Menſch ſeyn wollen!“ —

Bei dieſer Gelegenheit muß ich aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, bemerken, daß die Baronin ſelbſt die Worte: „übermenſchliche Zeit“ gewiß nicht gebraucht haben würde, denn darin liegt doch wenigſtens die Antonung auf „Menſch“ und ſie begehrte allemal nach ihrem veilchenblauen Schawl, wenn dieſes Wort pöbelhaft genug gehört oder geleſen wurde. Sie war darauf ſo erbittert, daß ſie die Veranlaſſung gegeben haben würde, aus dem National-Wörterbuch den Buchſtaben „M“ ausſtreichen zu laſſen, wenn ſich nicht unglücklicher weiſe das Wort: „Mann“ eben ſo anfinge.

Bei der Mittagstafel fand ich mich denn wieder ein, und da ſah ich, was der thieriſche Inſtinkt, dem das hochgerühmte Geſchlecht vergebens ſich zu entwinden ſucht, vermag. Der Baron Rieſewurz gab nemlich die Tafel, und hatte die Domina ſamt den Konventualinnen eingeladen. Nüchtern folgten ſie der Einladung, und berauſcht ſchieden ſie. Man glaubt nicht, was einige Flaſchen Champagner und dergleichen raffinirte Sünden mehr für einen Eindruck machen! Bei dem Deſert waren die Stiftsdamen ſo geſprächig, ſo liberal, daß man hätte glauben ſollen, — man wär in einem Mönchekloſter!

Unſer Wirth, der Baron Rieſewurz, wußte als wohlgeübter Rechenmeiſter dieſe moderne Stimmung gut zu benutzen, und er einigte ſich, da er mit dem Kloſter auch die Verpflegung der Damen übernommen hatte, mit ihnen jezt auf eine Art, die ihn zufrieden ſtellte. Er war mit ſeiner Reiſe zufrieden, und wir kamen in die Reſidenz zurück, als eben die Nachricht umging, daß ein groſer Krieg, und zwar ein Eroberungskrieg in petto ſey, und daß da unſer Land zum Kontinent gehöre, es auch ſein Kontingent ſtellen müſſe.

Wir hatten daher ſamt und ſonders nichts Eiligeres zu thun, als nach dem Schloß zu eilen, und eine Gelegenheit, jeder nach ſeiner Art, zu ſuchen, dem Durchlauchtigſten präumerando zu den Lorbeern, item Acquiſitionen zu gratuliren, welche ganz unbedenklich in dem bevorſtehenden Kriege errungen werden würden.

Ich, meiner Seits, hatte keine Gelegenheit, meine unbedingt patriotiſchen Wünſche anzubringen, denn ich mußte heute, da große Cour angeſagt war, in dem Audienzſaal Dienſte thun, das heißt: Grimaſſen ſchneiden. Courſaal und Audienzſaal ſollten eigentlich gleichbedeutend ſeyn, allein an unſerm Hofe kam man erſt zu der Audienz, ehe man zu der Cour vorgelaſſen wurde, und ich kenne einige, jedoch honette Frauenzimmer, welche um des willen nicht zu der Cour ſich vorſtellen ließen, weil — die Robe (Rock) eine Auslage von einigen hundert Thalern koſtete. Wer übrigens ſeiner Sache gewiß war, daß er das Einlagekapital wieder gewinnen werde, der ließ ſich auch die Robe machen.

Genug, als ich ſo ſtand, und in größter Dienſtergebenheit in dem Audienzſaal die Schaar der Bittenden muſterte, ſo erblickte ich — wen!

Siebzehntes Kapitel.

Weibliche Tugend.

Ich erblickte Angelika, deren ſich die Leſer ohnfehlbar noch erinnern werden. — Mein Erſtaunen iſt nur in franzöſiſcher Sprache zu beſchreiben, als ich ſie erblickte, ſie, welche zuerſt die Würde weiblicher Tugend mich kennen gelernt hatte. Sie war ſchöner geworden, nemlich etwas ſtärker, was alle Gourmands aller Nationen gern lieben, und ihr bittender Blick hatte etwas Einladendes.

Die Erinnerungen der Vergangenheit erwachten in mir, und ich drängte mich an die bußfertige Magdalene, um ſie zu fragen, was ſie hier begehre. Sie erkannte mich ſogleich, troz meiner Uniform, und wenn ich ihr nicht einen Wink gegeben hätte, ſo würde ſie mir vor Freuden um den Hals gefallen ſeyn. Da ich aber bereits wußte, daß die Frauenzimmer in ihren Umarmungen der Ueberraſchung und der Freude eben ſo ſchnell ſind, als in ihren Verfolgungen, Läſterungen und in jenen naiven Verunglimpfungen, wobei ſie ſich ihr Theilchen denken, ſo war ich auf dieſen Wink ſchon vorbereitet, zumal ich wußte, daß die Kinder der alten, guten Mutter Eva einen ſolchen Wink auf der Stelle verſtehn. Letzteres war denn auch hier der Fall, und Angelika erwartete, daß ich ſie vornehm anreden würde.

„Darf ich fragen,“ fing ich an „was Sie hier ſuchen? Ich werde vielleicht das Glück haben, Sie dem Herrn vorſtellen zu dürfen, wenn er erſcheint.“

O! Mein Herr! — ſagte die alte Duhſchweſter ganz laut — ich bin die unglücklichſte Perſon, welche die Erde trägt. Mein Mann (nemlich mein ehemaliger Informator) iſt Prediger, wie Sie vielleicht wiſſen, und wir hatten in unſerm Ort franzöſiſche Einquartierung. Sonſt hatten die Prediger keine Einquartierung, allein ſeit das ganze, hochbeglückte Land patriotiſch geworden iſt, haben auch die Geiſtlichen ſich Einquartierung ausgebeten. Ich für meine Perſon war damit eigentlich nicht zufrieden, denn Sie werden mir zugeſtehn müſſen, daß die Frauen die Anſagezeddel wenigſtens durchaus haſſen, und daß ſie, da man Gutmüthigkeit den Frauen gewiß nicht abſprechen kann, ſich allenfalls dann erſt beruhigen, wenn ſie eine Nacht mit der Einquartierung unter einem Dach geſchlafen haben; denn die Gaſtfreundſchaft iſt eine von unſern vielen Tugenden, welche durch ganz Europa gerühmt wird. — Genug alſo, wir hatten auch Einquartierung, einen jungen Offizier, der, Sie können es glauben, ſo abgeſchmackt war, daß ſelbſt die Uniform ihm kein Relief geben konnte. Das einzige, was mir an ihm gefiel, war ſeine Artigkeit, mich in der franzöſiſchen Sprache vervollkommnen zu wollen, und, gewiß nur in dieſer Hinſicht, parlirte ich viel mit ihm. — Mein Mann iſt gewiß nicht eiferſüchtig, wie das überhaupt bei den Männern ſehr ſelten der Fall iſt, und er kann auch als Mann durchaus keine Veranlaſſung dazu bekommen, denn ich glaube eine feine Erziehung genoſſen zu haben; allein ein je ne sais quoi! muß ihn gegen den Offizier, welcher täglich artiger gegen ihn wurde, erbittert haben. —. An einem Sonntage hatte mein Mann ſeine Wuth auf der Kanzel ausgelaſſen, und über die

Rotte Korah ſo beweglich gepredigt, daß die Bauern auf die Priechen gepaukt hatten mit den Fäuſten, als wenn ſie im Deutſch-Solo Trumpf ausſpielten, und daß die Bauerweiber unten in der Kirche ſich niedergedrückt hatten. Der Mairieſecretär aber, der Kantor, welcher, wie das die Regel zwiſchen einem jungen Paſtor und einem alten Kantor iſt, ein ſehr guter Freund ſeines Vorgeſetzten war, hatte doch vermöge ſeines Amts als Secretär von dieſer Predigt einberichten müſſen, und dazu kam, daß, als mein lieber Mann noch in vollem rein religiöſen Eifer aus der Kirche heim kehrte, er den häßlichen, abgeſchmackten Offizier in unſerer gemeinſchaftlichen Stube fand, wo er mir wiederum Unterricht im Franzöſiſchen zu geben die Güte hatte. Sie wiſſen, die Deutſchen ſind anſonſt nicht grob; allein dieſesmal machte mein herrlicher Mann eine Ausnahme, und fiel in ſeinem Patriotiſmus über den unſchuldigen Offizier her, den er etwas ſehr hart behandelte. Ich ſelbſt bekam zwar auch einige Zungenhiebe ab, allein ſo etwas verſchluckt und verzeiht jedesmal dann eine gute Frau, wenn ſie die Ueberzeugung hat, daß ſie unſchuldig iſt. Denn vergeben und vergeſſen laſſen, leben und leben laſſen, das iſt unſere Tugendlehre ſchon von der tugendſamen Eva her, auf die man, wenn ſie auch nur allein war, doch nichts hat bringen können, als etwa die Schlange.“

„Ohne Sie weiter von den Zänkerein, welche hieraus entſtanden, zu unterhalten, da ſo etwas ſich nur ausſtehen und empfinden, nicht aber ſagen läßt, ſo will ich nur zuletzt das noch anführen, daß mein herzlich geliebter Mann durch Gensd'armen abgeholt wurde, und hieher gebracht iſt. In einem großen Gefängniß, ich glaube es heißt oder iſt die Spadiße des Königreichs, ſitzt er hier gefangen, und ich weiß es von guter Hand, denn der Polizeycommiſſar hat es mir geſagt, nur ich könnte durch eine Fürbitte ihn befreien.“

„Ich würde mich zu der Reiſe und zu der Bitte nicht entſchloſſen haben, wenn ich es nicht um der Nachbarſchaft willen thäte, und um dem Kantor, der jetzt triumphiert, etwas einzubrocken. Ueberdem aber iſt der Offizier ſchon längſt fort, und alles, was zwiſchen ihm und mir vorgefallen, iſt längſt vergeben und vergeſſen; — ich meine nemlich damit meinen Mann. Nun, Herr Baron, haben Sie die Gnade, mich dem Racketenmeiſter zu empfehlen, denn den Herrn ſelbſt“ —

In dem Augenblick öffneten ſich die Flügelthüren und Sereniſſimus erſchien, umgeben von den Dolmetſchern ſeiner Sprache, alſo auch ſeiner Geſinnungen.

Allein es giebt ganz beſondere Sprachen und Geſinnungen, die gar keines Dolmetſchers bedürfen, Sprachen, deren Vokale im rechten Augenwinkel, und deren Konſonanten in den Fingern u. ſ. w. liegen, wobei der Mund nur dann erſt gebraucht wird, wenn es zu der Conjugation kommt. Eine ſolche myſtiſche Sprache verſtand unſer vielgeliebter Landesherr à merveille, und daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er die deutſche Sprache, als äußerſt roh und ſchwerfällig, unbeachtet ließ.

Nachdem er die Verſammlung gemuſtert hatte, führte er mit Angelika dieſe Sprache, während er den ſchön gerundeten, wohlſtudierten Vortrag eines Buchhändlers, der um die Erlaubniß bat, patriotiſche Fibeln drucken zu dürfen, überhörte.

Sereniſſimus trat nun an Angelika, und fragte, was ſie begehre. Sie konnte nur außer jener allgemeinen Hofſprache das gemeine Deutſch reden; ich aber, als Hofmann, von allem unterrichtet, trug die Sache vor, und die Ueberglückliche erhielt ein gnädiges Kopfnicken, wovon ein ſcharfer Seitenblick auch auf mich fiel. Nachher geruheten Sereniſſimus mir zu ſagen:

„Ich will die Sache mir genau vortragen laſſen, und die Supplikantin heute Abend nach dem Thee ſelbſt beſcheiden.“

Dieſes überſchwengliche Glück machte ſich auf Deutſch, wenn ich auch das „beſchreiben“ nicht ſo recht eigentlich Deutſch geben konnte, der unſchuldigen Angelika kund, und ihr ſchöner Buſen hob ſich bei dieſer Nachricht höher, während ſie den vollen Haarwuchs noch mehr vorſtrich, um die Stirn zu bedecken. Die Gutmüthige! Sie zog den blaßgoldenen Trauring vom Finger, und überreichte ihn mir als vorläufiges Merkmal ihres Dankes; ich aber beſeſtigte ihn neben meinem Uhrſchlüſſel.

Die Theeſtunde hatte kaum geſchlagen, ſo war auch Angelika wieder in dem Vorſaal. Daß ſie in der Stadt in Penſion, und überhaupt ſchon viel unter Menſchen geweſen ſey, und daß ſie da manche ſchöne Erfahrung gemacht habe, das bemerkte ich daraus, weil ſie jetzt, bei dieſem neuen Erſcheinen, ihre Kleidung geändert hatte. Indeß wollte ich ſie doch auf die Probe ſtellen, ob der Zufall das ſo gewollt habe, oder ob ſie berechnet und naiv genug ſey, ihre Rolle durchzuſpielen.

Jch bemerkte daher, das weiße Kleid von dieſem Morgen, habe, wenn es möglich geweſen wäre, ſie noch mehr verſchönert, allein dieſes ſchwarze Kreppkleid wäre das non plus ultra von Folie. —

Sie erwiederte mir darauf: „an ſich macht ſchwarz doch immer bei Abend einen beſſern Eindruck; ich leugne es nicht, daß ich von der Eitelkeit des Geſchlechts, welche uns auch in den ſtehenden Jahren belebt, ermuntert und verſchönert, nicht frei bin, und wenn ich auch um deswillen allein den Krepp nicht gewählt hätte, ſo kam noch ein anderer Grund dazu. Ihnen kann ich es wohl ſagen. Alle andere irdiſche Stoffe geben leicht Falten, — aus welchen argwöhniſche Menſchen Dinge ſchließen, die man kaum im Geheim wünſchte, geſchweige verwirklichen konnte; dieſe ſonderbare Art von Flor iſt aber pränumerando, gefalten, das Urtheil der Menſchen gleitet alſo daran ab.“

— O! Sie paſſen ganz für den Hof, Angelika! — erwiederte ich. — Sie würden ſelbſt einen Hof-Catechismus ſchreiben oder wenigſtens dictieren können, ehe Sie den unſrigen geleſen hatten. Nun aber bekennen Sie mir auch das weitere: dieſen Morgen waren Sie in dem ſchönen, reichen, freien Haarwuchs hier. Jetzt haben Sie dieſe erſte Zierde der Frauen unter eine Haube verbannt, welcher nur eine Angelika ein Relief geben mag, und welche an die Eiferſüchtelei der jüdiſchen Ehemänner erinnert. Wie kommt das, Angelika? Warum dieſe Haube, welche übrigens ganz ſo ausſieht, wie ein bonnet, das zum Schlafengehn einladet? —

Sie lachte etwas mehr als naiv, und ſagte:

„Wiſſen Sie denn noch nicht, daß die Haube eine Sicherheitskarte für uns unſchuldige Ehefrauen iſt, um nicht verunglimpft zu werden? Der Ehemann iſt der Ableiter von allem, was wir thun, was wir beginnen, was auf uns fällt, und darum iſt die Haube der Schutz- und Trutzbrief. Ich bin zwar nicht ſo unverſchämt im Trutz, wie manche Ehefrauen, aber deſto mehr verlange ich Schutz für die Firma, welche mir recht wohl gefällt. Beiläufig muß ich Ihnen aber bemerklich machen, daß Sie in dem Eheleben noch gar nicht eingeniſtet ſind, denn ohne Haube würde mancher ſchön geordnete Haarwuchs mitunter ausſehen wie ein Elſterneſt, nach welchem die Gaſſenjungen zeigen, wenn ſie es auch nicht erreichen können, ſobald es, als etwas zerſtört, auffällt.

— Ich verſtehe! — antwortete ich ſehr pfiffig, und legte den Finger an die Naſe, wobei ich im Stillen mir bemerkte, daß unſere gerühmte Klugheit von der Schlauheit der Frauen beſtändig Naſenſtüber bekomme.

Jetzt kam ein Page, erkundigte ſich nach Angelika, und führte ſie in die innern Gemächer des liebevollen Fürſten, der keine Unſchuld weinen ſehen konnte. Ihr Vortrag mußte etwas weitläufig, oder Sereniſſimus etwas ſchwer von Begriffen heute geweſen ſeyn; genug, es dauerte eine geraume Zeit, ehe Angelika wieder heraus trat. Wie viel Viertelſtunden oder Stunden dieſe Unterhaltung dauerte, das weiß ich nicht, denn wenn man das Glück hat, in den Vorzimmern der Großen aufwarten zu dürfen, ſo wird die Langeweile nicht nach Stunden, ſondern nach Menſchenaltern berechnet. Und wie trat ſie heraus? Wie die belohnte Liebe, kann ich nicht ſagen, aber — wie die dankerfüllte, fromme Seele im gehörnten Siegfried.

Sie zeigte mir eine allergnädigſte, von dem Regenten ſelbſt aufgeſetzte Ordre vor, wonach der Gatte Angelika's ſofort aus dem Arreſt entlaſſen werden ſollte, und ſagte mir mit jenem unbedingten Blick, gegen welchen kein Widerſpruch gilt: „das iſt der Triumph weiblicher Tugend!“

Ich begleitete ſie nun zu dem Gefängniß, nicht ſowohl, um die Freuden des Wiederſehens mit zu empfinden, als vielmehr, um eine Warnung mehr gegen den Eheſtand zu bekommen. Der herrſchaftliche Zeddel öffnete uns alle Thüren, und wir fanden Angelika's Gatten, wo ein Geiſtlicher ſehr häufig iſt, ehe der Sonnabend Abend heran rückt, beim Deutſch Solo mit franzöſiſchen Karten. Dieſes Spiel iſt lange Zeit Mode geweſen, und das Wiederſehn war gerade ſo, wie ich erwartet hatte.

Angelika erzählte nemlich, welche Thränen ſie vergoſſen habe, wie ſie denn endlich ſich zum Fußfall entſchloſſen habe, wie ſie ganz hinfällig geworden, als ſie in den Schimmer der Majeſtät gekommen, und wie Sereniſſimus durch die Beweiſe ſeiner Huld, da ſie ihm die nackte Wahrheit vortragen dürfen, wieder aufgerichtet habe; — er aber, der zärtliche Gatte, endete dann erſt das Spiel, legte die Pfeife und die Nachtmütze zurück umhalſete ſeine Frau, und nahm von der geſchloſſenen Geſellſchaft Abſchied. — Daß er ſeinen Mitgefangenen verſprach, nunmehr auch für ihre Befreiung ſorgen zu wollen, und daß er dieſes Verſprechen vor der Thür auf freier Straße bereits wieder vergeſſen hatte, das verſteht ſich von ſelbſt.

Ich begleitete das glückliche Paar in den Gaſthof und verzehrte mit meinen alten Bekannten einen gebratenen Hahn, während der befreite Gatte ſich beſonders den Sallat der Vornehmen recht wohl ſchmecken ließ.

„Glückliches Ehepaar!“ dachte ich mir auf dem Heimwege.

Achtzehntes Kapitel.

Der Ausmarſch.

Eines Tages wurde ich zu einer Berathſchlagung in den innern Gemächern des Schloſſes mit berufen. Die Steuerpflichtigen des Landes ſaßen bereits bei der Durchlauchtigkeit Lever, und Sereniſſimus war heute überaus gnädig.

Nachdem wir alle im Halbkreiſe uns geordnet hatten, geruhte unſer Gebieter uns alſo anzureden:

„Die Vergnügungen des Hofes ermüden zuletzt. Ich habe daher ſchon lange gewünſcht, mir eine kleine Zerſtreuung zu machen. Die Aufforderung meines Herrn Bruders, an einem Kriege Theil zu nehmen, kommt mir daher jetzt eben zu guter Stunde, und ich habe mich daher entſchloſſen, ein Feldherr zu werden. Ich habe in der That noch zu wenig für die Geſchichte gethan, und ich will jetzt den erſtaunten Völkern des Contingents oder Continents, das iſt gleich viel, zeigen, was ich im Felde vermag. — Beeilen Sie ſich daher, Ihre Feldequipagen in gehörigen Stand zu ſetzen, denn wenn Sie es noch nicht wiſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen, die Schnelligkeit allein bringt nach der neueſten Methode den Sieg. Uebermorgen bricht unſere ganze Armee auf, allein bis wir den Feind nicht überfallen, geſchlagen, vernichtet haben, bleibt das „wie“ und „warum“ geheim. Von Ihnen (indem er zu mir ſich wandte) habe ich mit Vergnügen gehört, daß Sie den Geiſt, wie Proclamationen, Berichte und Bülletins entworfen werden müſſen, richtig aufgefaßt haben; ich ernenne Sie daher zu meinem Hiſtoriographen, und werden Sie dafür ſorgen, daß die fliegende Feldbuchdruckerei ſogleich in Stand geſetzt werde. Eine Kiſte mit Ordenszeichen muß auch im Hauptquartier ſeyn, und Sie begleiten mich ſtets, um Zeuge unſerer Großthaten zu ſeyn. Ich hoffe, daß Sie dabei ein angenehmes und bequemes Leben führen ſollen. Außerdem wiſſen Sie auch in dem Lande, in welches wir vorläufig ziehen, Beſcheid, wenigſtens gewiß mehr als ich, und da es für mich ſich nicht ſchickt, daß ich um dergleichen Kleinigkeiten mich bekümmere, ich auch die barbariſchen, nordiſchen Namen nicht behalten kann, ſo mögen Sie bei Gelegenheit, wo es nothwendig iſt, mir die Namen der Flüſſe und Städte, welche wir paſſiren werden, nennen."

Nach dieſer Audienz war denn nun das ganze Schloß in geheimer Bewegung, die Garden rückten geheim mit ihrer Janitſcharenmuſik aus und auf dem geheimen Maſkenball, der am folgenden Abend zum Abſchied gegeben wurde, wäre bald ein Unglück geſchehn, denn die proviſoriſche, pränumerirte Ehrenpforte in dem großen Opernſaal fing Feuer. Wenn ich von pränumerirter Ehrenpforte rede, ſo will ich nicht ſo unhöfiſch ſeyn, behaupten zu wollen, daß die Bezahlung der Lampen, der Mahlerei u. ſ. w. pränumerirt geweſen wäre, denn das würde ſehr bäueriſch gelaſſen haben; nein! ich meine nur, die Idee der Ehrenpforte war pränumerirt, und zwar, um deswillen, damit wir der Göttin des Sieges imponirten, damit ſie die Sache als abgemacht anſehe, und mit ihrem ungezognen „wenn“ und „aber“ nicht kommen ſolle. So etwas hilft gar häufig.

Sereniſſimus war auch ſo gnädig, an dieſem Abend die Gratulationen von Alexander, von Kaiſer im Norden, von Herr des

Landes und des Meeres et cetera lächelnd anzunehmen, und ein Lieutenant der Leibwache, welcher unter den Augen des Fürſten Händel darüber bekam, weil er ausgelacht wurde, als er meinte, wir würden es noch möglich machen, eine Militärſtraße nach dem Monde anzulegen, dieſer Lieutenant, ſage ich, wurde ſogleich auf dem Redoutenſaal — zum Rittmeiſter ernannt. So etwas wirkt und betont den guten Geiſt, den man zu haben wünſcht. Von jetzt an zweifelte keiner mehr an den namenloſen Siegen, die wir erfechten würden, und ſolche patriotiſche Meinung ſteckt an, wie der Schnupfen. Ich ſelbſt wurde davon hingeriſſen. Man beſprach ſich ſchon über die Ehrenpforten, man nahm ſchon Dichter in Sold zu den Siegeshymnen, und die Damen beſprachen ſchon die Fenſter, um die Gefangenen durchziehen zu ſehn.

Bei der Abreiſe zu der Armee war ich

denn nun auch ſammt der fliegenden Feldbuchdruckerei in der Suite des Durchlauchtigſten Herrn. Dieſe Abreiſe ſelbſt verzögerte ſich freilich um zwei Tage, denn der junge Held hatte an dem Vorabend des beſtimmten Abſchiedstages bei der allgemeinen Rührung ſeinem Gefühl der Zärtlichkeit zu ſehr Raum gegeben, als daß er nicht hätte in eine Abſpannung fallen ſollen, welche den furchtbaren Krieg noch auf zwei Tage verſchob.

Im erſten Nachtquartier war Sereniſſimus höchſt unzufrieden, und alſo mit vollem Recht. Der Reiſemarſchall fiel in Ungnade, und alſo auch mit vollem Recht. Wie war es auch möglich, daß er ſo etwas hatte vergeſſen können? Eine Kolik, die ſelbſt den großen Alexander auf ſeinem Zuge nach Indien im Siegeslauf ſtörte, befiel unſern angebeteten Fürſten, und es fehlte — an einem Stechbecken! So geht es in der Welt!

die Kolik brachte den Reiſemarſchall in Ungnade, und mich zu dem Ordenszeichen, denn ich bewies in einem niedlichen Madrigal, daß hieraus die unleugbarſte Aehnlichkeit zwiſchen jenem Alexander und unſerm Helden hervorgehe, und dieſes Madrigal, welches ich zu überreichen wagte, würde des höchſten Beifalls gewürdigt.

„Aber“ ſagte ich auf dem Marſch zu einem von meinen guten Freunden, denn hoffentlich wird man ſich davon überzeugen, daß der Hof das Aſyl wahrer Freundſchaft ſey, „iſt es nicht entſetzlich, daß wir jetzt, Deutſche gegen Deutſche ziehn? Thäten wir es ſelbſt, aus eigner, freier Ueberzeugung, dann wär es allenfalls noch etwas anderes; aber ſo müſſen wir doch aufrichtig geſtehn, daß wir nur zu Felde ziehn, weil eine fremde Macht es ſo haben will.“

— Der gute Freund, ein Kammerherr,

maß mich mit den Augen, wahrſcheinlich, um zu prüfen, ob ich am Ende wohl gar als Agent der geheimen Polizey ſeine Geſinnungen erlugen wolle. Da ich ihm aber immer noch deutlicher meine Unzufriedenheit über den ganzen Krieg zu erkennen gab, und in der Lebhaftigkeit meiner Rede Ausdrücke gebrauchte, welche ſelbſt die Notabeln der geheimen Polizey ſich nicht erlauben würden, ſo ſah er mich mit jenem mitleidigen Blick an, welchen am Hofe ſelbſt der Ofenheitzer lernt und gegen unberufene Supplikanten, die ſich ihm nicht empfohlen hatten, übt. Dann ſagte er, mit jener wichtigen Miene, welche aus nichts ein Etwas erſchaffen kann, eben ſo wie aus dem Nichts das halbe Etwas erſchaffen wurde:

„Mon cher ami! wäre ich nicht Ihr aufrichtiger Freund, Sie würden Gefahr laufen, in das Kaſtell geſetzt zu werden! Welche unglückliche Phantaſien von geſtern! Wir noch Deutſche! Wo finden Sie denn noch Deutſchheit, und wenn Sie dieſelbe finden, was iſt es anders, als ein Knuffen und Puffen, ein Lermen und Schwärmen, ein Sauſen und Balgen, ein Heucheln und Schmeicheln, ein Liebeln und Bübeln! Wenn nicht unſer Herr Gott das Chiragra gehabt hätte, ſo würde er ſchon längſt unter die Deutſchen geſchlagen haben, und wenn wir auch ein Barierpulver für die Deutſchen ſind, wenn ich es auch einſehe, daß es keine beſondere Renommee für uns ſeyn wird, in dieſem glorwürdigen Dienſt gelebt und gehandelt zu haben, ſo werden Sie es doch wohlgerathen finden, daß man die Zeit nutzt, wie ſie ſich giebt, und daß man der Zeit ſich anpaſſen muß, wie ſie nun einmal iſt. Sie wird anders werden, aber vielleicht nicht beſſer. Wird ſie beſſer, ſo müſſen wir gute Miene zu böſem Spiel machen, und glauben Sie mir, wenn man der augenblicklichen Zeit ſich anzupaſſen weiß, ſo iſt man immer und überall wohl gelitten; was kann man aber mehr verlangen, als wohlgelitten zu ſeyn?“

Ich ſah ein, daß der Lebemann, welcher immer oben auf ſchwimmt, wie die Fettblaſen auf einem ſiedenden Fleiſchkeſſel, wohl Recht haben mochte, und darum nickte ich ihm freundlich und ſchweigend zu. Man glaubt nicht, was in dem „ſchweigend“ und „freundlich“ liegt! Man kann dadurch ein gar vornehmer Herr werden, und wer da behauptet hat, daß das Schweigen die beſte Beredtſamkeit ſey, der hat ſich in dem wirklichen Leben recht gut umgeſehn.

Unſere ganze Reiſe zum Kriege ging übrigens luſtig und in Freuden. Überall Jubilo, Ehrenpforten, Illuminationen und Contributionen. An der Gränze unſers Königreichs fing ſchon an die Ebbe nach der Fluth des befohlnen Patriotismus einzutreten.

In einer kleinen Gränzſtadt, welche aber übrigens glaubte, unter die größten Städte des Reichs zu gehören, indem die dortigen Krämer ſich rühmten, en gros zu handeln, indem dort ein gelehrter Klubb war, in welchem kein ganz ſchlechter Taback geraucht wurde, übrigens auch der Stadtpfeifer mitunter Konzerte gab, und eine Leſebibliothek und ein Billard war, in dieſer Stadt, ſage ich, konnte ich, jetzt, wo die Einquartierung überladen war, zufrieden ſeyn, daß der Maire, item Kauf- und Handelsmann, Bierbrauer, Brandweinbrenner und Pferdevermiether, ſich freute, meine Bekanntſchaft zu machen, und als einen Herren vom Hofe mich in ſeinem Hauſe aufzunehmen.

Er ſtellte mich ſeiner Familie vor, einer runden, ältlichen Dame, und einer ſchlanken ſchönen Tochter. Erſtere konnte der Knixe kein Ende finden, bis ſie endlich nach dem Bund der Schlüſſel griff; letztere machte nur einen Knix, aber dieſer einzige ſchien ſogleich eine Einladungskarte zu ſeyn, wie das die jetzigen frivolen Knixe und dergleichen der jungen Damen faſt alle ſeyn ſollen, beſonders wenn von uniformirten Durchzügen die Rede iſt.

Um nach Art der kleinen Städte, der Amphibien zwiſchen Dorf und Stadt, ſeine Artigkeit zu beweiſen, ſagte mir mein Wirth ſogleich, daß er als Maire eigentlich keine Einquartierung zu übernehmen brauche, indem er ſo ſchon Ueberlauf genug von den Beſchwerden aller Art, die er ab und zur Ruhe weiſen müſſe, habe; indeß mich betrachte er auch nicht als Einquartierung, ſondern als Gönner und Patron, da ich das Glück hätte, in der Nähe ſeiner Majeſtät zu ſeyn.

Mit der Miene der Protection, welche

zu Rang und Würde hilft, mitunter auch die Gläubiger abweiſet, nahm ich dieſe Huldigung, dieſe Anerkennung des Verdienſtes an, und ließ mir dabei den verſchnittenen Wein recht gut ſchmecken. Was mich aber eigentlich in Verlegenheit ſetzte, das war das Umtreiben im Hauſe, das Laufen Treppauf Treppab, um dem hohen Gaſt ein Abendbrod zu bereiten, welches er — vielleicht nicht genießen konnte.

Endlich und endlich ging es zu der Abendtafel. Da nun doch einmal ein Braten hatte beſorgt werden müſſen, ſo waren zu dieſe Tafel auch einige Muhmen mit Strickbeuteln, und einige Vettern mit Tabackspfeifen denen man, nemlich den Muhmen und Vettern, eine Abſutterung ſchuldig war, beiläufig hinzu geladen, und dieſe Muhmen und Vettern erſchienen mit einer Sorgloſigkeit, als wenn der tiefſte Friede im Lande ſey, denn —

— der Herr Vetter Maire war ja ihr Vetter, und alſo kümmerten ſie ſich nicht um die Einquartierung. Ich aber gehörte zu der Ehrenlegion der Rechtfertigung, und darum waren auch die Fenſterladen noch nicht angelegt, darum hatte der Maire meinen militäriſchen Hut an ſein bürgerliches Fenſter gehängt, darum ſaß ich bei Tiſche als Einquartierung in conspectu omnium zwiſchen Mutter und Tochter.

Als wir bei dieſem Abendmahl bis zu dem Deſert uns durchgefreſſen hatten, ließ der Herr Wirth, item Maire, die Fenſterladen anlegen, denn es wurde jetzt Champagner aus Mainz oder Frankfurt gereicht, welchen man, der Schicklichkeit wegen, eben ſo loben mußte, als unſer Königreich zu loben, befohlen war.

Ich glaube, ſchon irgend wo geſagt zu haben, daß der Krieg die Nationen verwildert, und alſo verwildert er auch die Frauenzimmer. Auf den Märſchen ſind mir gar viele von ihnen ſo vorgekommen, daß man darauf hätte ſchwören ſollen, ſie wären bei irgend einem Regiment Marketänderinnen geweſen, denn ſie tranken à merveille, ja! ſogar Kornbranntewein, ſie kannten jedes Regiment, und in jedem Regiment die Lieutenants und den Tambour-major, und wenn eine Trommel am Thore ſich hören ließ, ſo ergriff ſie eine wahre Wuth, ſich die Kenntniß vom Militär zu erweitern. Daß die Damen dieſer Abendtafel nun auch brav tranken, das verſteht ſich, aber es war ein nobler Rauſch, denn es war ein Champagnerrauſch, den nicht jeder Lump bezahlen kann, und alſo — ein Lump bleibt.

Meine Nachbarin rechts, nemlich die Mutter, ſagte mir in dieſem noblen Rauſch unnoble Süßigkeiten, die ich ſo recht eigentlich nicht zu beantworten wußte. Ich war noch zu jung dazu, um alten Damen den Hof dauernd machen zu können. Indeß ließ ich mir doch die Einflüſterungen von ſchöner Uniform, von Heftigkeit des Eheherrn und dergleichen kopfnickend gefallen, während ich davon überzeugt ſeyn mußte, daß meine Nachbarin links eine vollſtändige, oder wenigſtens leidenſchaftliche Orgelſpielerin ſey, denn in dem Paroxiſmus der Kunſt mußte ſie wohl wahrſcheinlich glauben, den Tremulanten zu ziehn, trat aber dabei mit ihrem ſchönen Füßchen ſo hart auf meinen Hoffuß, der alſo mit Elſternaugen begabt ſeyn mußte, daß einige derſelben durch die Intonation meines Sprachorgans ſogleich „au weih!“ durch die Geſellſchaft kreiſchten.

Mein Verſtand und meine höfiſche Vernunft ſuchten zwar die Sache ſogleich wieder in Ordnung zu bringen, und ich erklärte, daß der räudige Mops unter dem Tiſch ſeine Zähne an meinen Sporen habe wetzen wollen, worüber ich eine Alteration bekommen, und die Dame links, welche freilich beliebäugelt, und von den geübten Damen beflüſtert wurde, flüſterte mir zu, indem ſie mir ein Stück Trüffelpaſtete zum dritten Mal präſentierte: „que vous êtes bête!“

So etwas läßt man ſich am Hofe wohl funfzig Mal ſagen, ich ſchwieg daher, wenn ich auch gleich nicht am Hofe war, und ſchrieb mit der Gabel auf dem Teller Hieroglyphen. Nachher ſagte ich ihr, indem ich ihr ein Glas Champagner zureichte, wobei ich ihren Zeigefinger eben ſo drückte, als die großen Herren mitunter einander gegenſeitig zu drücken pflegen: „ſchöne Sidonie! Sie würden die erſte Zierde des Hofes ſeyn!“ und — wir waren verſöhnt. Sie erwiederte, laut kichernd: „o! ich bitte Ihnen!“ und ſtieß mit mir an.

Nach Tiſch wurden noch einige altdeutſche Pfänderſpiele geſpielt, und es ging dabei ſo ſcherzhaft, luſtig zu, daß zuletzt keiner wußte, wer eigentlich Koch oder Kellner ſey. Während die alten Eheherren ſich noch bei einem ſauern Punſch und Batavia verluſtirten, wurden auch die Matronen ſo luſtig, daß ſie dem in das Geſicht geſchlagen haben würden, der ſie für Matronen ausgeſcholten hätte.

Die Geſellſchaft trennte ſich erſt um halb eilf Uhr Abends, und ſo lange geſchwärmt zu haben, das war der Familie lange nicht vorgekommen. Ich wurde nun auf mein Zimmer geführt, und was hier weiter vorging, das gehört nicht zu der Erzählung, denn es gehört zu den ſchlafloſen Nächten der Einquartierungen.

Ende des erſten Theils.

Humoriſtiſche Reiſe
durch ein
# hochſeliges Königreich.

An das Licht geſtellt
von
Peter Hilarius,
Kaiſerlichem Hofpoeten zu Utopia. Mitglied vieler Akademien
des Unwiſſens. Ritter des Hauskreuzes und Bureauchef in
der patriotiſchen Perrückenfabrik.

Zweiter Theil.

Ridendo dicere verum!

Quedlinburg, 1816
in Commiſſion bei Gottfried Baſſe.

Universitäts-
Bibliothek
München

4 [illegible] 15

Neunzehntes Kapitel.

Kriegsbegebenheiten.

Wir kamen nun bald in das feindliche Land, und ich, als Hiſtoriograph und Reimſchmidt der Bülletins, — denn es gehörte nicht wenig dazu, ungereimte Dinge gereimt zu machen, — war vollauf beſchäftigt. Sereniſſimus hatte beſchloſſen gehabt, dem Feinde ſogleich an den Hals ſich zu hängen, etwa ſo, wie nachher die Medaillen deutſcher Helden an dem Halſe der vielliebenden Deutſch-Franzöſinnen kalt und ehern auf die Träummer ehemaliger Größe noch jetzt bei Gelegenheit der muthwillig-patriotiſchen Klubbs herabſchaun. Alſo gingen wir, nemlich der große Generalſtab und die kleine Armee, keck in des Feindes Land. Die Flankenbewegungen des Feindes links und rechts zu beachten, das wäre durchaus unwürdig für uns geweſen, und eigentlich ärgerte ſich unſere Armee, welche als ſolche noch keinen Schuß gehört hatte, daß ſie in Gemeinſchaft mit andern Truppen des großen Bruders unſeres gnädigſten Herrn die Lorbeern gewinnen ſolle. Allein, wie konnte hier von Gewinn die Rede ſeyn! Es verſtand ſich ja von ſelbſt, daß unſere Armee gewinnen mußte, denn es war alles bereits bei der Parole, oder, wenn wir wollen, bei dem Tagesbefehl befohlen worden, und die Berichte von der erſten Niederlage des Feindes hatte ich ſchon in allerhöchſt genehmigtem Formular bei mir; nur die Zahl der Gebliebenen, den Ort des Gefechts und den Jahrestag hatte ich noch offen gelaſſen.

Indeß der Menſch denkt, Gott lenkt! Nachdem die andern Truppen zu uns geſtoßen waren, etwa mit demſelben Eifer, mit welchem die freiwillig-patriotiſche Anleihe gegeben wird, ſo rückten wir immer weiter vor, und während das Kommiſſariat der Armee faſt verhungern und ſeinen Abſchied nehmen wollte, während wir alle, und Sereniſſimus ſelbſt, ſo ſchlecht einquartiert und beköſtigt waren, daß wir alle Luſt an dieſer Art, Krieg zu führen, verloren, — während dieſer Zeit — ſage ich — lebten die Truppen, welche man überflüſſiger Weiſe die activen Truppen nennt, weil ſie die erbärmliche Ehre haben, vor dem Schuß ſtehn zu dürfen oder zu ſollen, in Saus und Braus, hatten die beſten Quartiere, bekamen auch, wie ſich das von ſelbſt verſteht, überreichlichen Sold, und wünſchten dabei ganz aufrichtig, daß der Krieg nur recht lange dauern möchte, und daß ſie nur immer ſo glücklich und vergnügt leben möchten, als bei der Verpflegung durch die Kriegscommiſſäre, — beſonders, wenn das Vergnügen befohlen worden!

Mit unſerm Hauptquartier ging es, wie auf einem Damenbrett, immer hin und her, und wenn ich die Stellung der großen Armee, zu der wir gehörten, betrachtete, ſo kam mir das Ganze vor, wie ein Schachbrett, wo unſere Armee vorgeſchoben war, wie ein Bauer, dem man dann erſt einen Elephanten entgegen ſtellt, wenn er im Wege ſteht, oder wenn er verwegen genug iſt, einen leeren Platz einnehmen zu wollen. Da nun aber dermalen die Plätze in der erſten Linie überzählig beſetzt waren, ſo mußten wir wohl im Wege ſtehn, weil uns ein Elephant wirklich entgegen geſtellt wurde.

Dieſer Elephant war nichts mehr und nichts weniger, als ein ſehr böſer feindlicher General, ein wahrer Holzſchläger, oder, wie es in Böhmen heißt, Kühnmeyer, der uns ſo in die Enge trieb, daß wir ſehr bald uns wieder nach unſern Maskeraden, Redouten, Thee's ohne Thee und nach den koſtbaren Mardigras, item nach den ſeufzenden Hofdamen, welche dermalen an „Campe's väterlichem Rath an ſeine Tochter,“ nebenbei auch an den Werken von Grecourt und an der „unverehelichten von Orleans“ des züchtigen Voltaire ſich erluſtirten, zurückſehnten. Was hilft aber alle Sehnſucht, wenn etwas Anderes befohlen worden, — und jedes Andere muß auch was Beſſeres ſeyn, denn ſo wollen es die Neulinge nun einmal haben, — alſo müſſen die Dümmlinge ſchweigen!

Aufrichtig geſagt, wir wären gern zurück gegangen, allein jener mehrbeſagte Holzhauer bot uns bereits im Rücken Schach, und da die Königin dermalen unglücklicher Weiſe nicht in Bewegung zu ſetzen war, übrigens auch nicht helfen konnte, ſelbſt wenn ſie gewollt hätte, ſo konnte ſich der König nur auf ſeine Läufer und Springer verlaſſen, oder vielmehr von ihnen nur geſchützt werden, was auf dem gemeinen irdiſchen Schachbrett, wo der König nur immer einen Schritt thun kann, wenn ſeine Läufer über das ganze Brett hin fahren, ſehr häufig der Fall ſeyn ſoll. Was war nun alſo zu thun? Umgangen waren wir, das wußte der vornehmſte Stallknecht, und nur durch große Beſonnenheit konnte der große Ruf unſers Landes erhalten werden.

Ich wurde von unſerm vielgeliebten Fürſten dazu auserſehen, der Retter der Ehre des Vaterlandes zu werden. Er ließ mich nach dem Bouillonbade, welches dazu dienen ſollte, ſeiner, wenn man ſo ſagen darf, unvernünftigen Tapferkeit Einhalt zu thun, zu ſich rufen und nunmehr wohlgeſtärkt, fing er an:

„Ich will dem Unglück, welches jeder Krieg nach ſich führt, Einhalt thun. Sie werden gehört haben, daß dieſen Morgen von einem verlornen Poſten Gefangene eingebracht ſind. Zwei davon habe ich geſehn, und ihre ſchöne Haltung bewundert, als ich ſie en parade bei mir vorbei marſchieren ließ. Um meine guten Völker zu beruhigen, ſo befehle ich Ihnen, mir ſogleich über dieſes wichtige Ereigniß ein Bülletin aufzuſetzen. Da die Bülletins rein hiſtoriſch ſind und ſeyn ſollen, ſo befehle ich, daß Sie auch nicht um einen Fingerbreit von der Wahrheit abweichen. — Wenn Sie dieſe wichtige Arbeit vollendet und mir vorgelegt haben, ſo werden Sie eine kleine, diplomatiſche Reiſe incognito machen. Beſorgen Sie ſich dazu eine Bauerkleidung, — an der Sprache wird es Ihnen nicht fehlen, — und dann auch ein Bauernpferd, welches vorn fort geht, wenn es hinten angeſtoßen wird; ich habe dieſe Raçe immer für die beſte gehalten. Adieu!“

In heiligem Eifer für die gute und gerechte Sache eilte ich nach Hauſe, um ein Bülletin zu machen. Zwar wußte ich ſo recht eigentlich nicht, was geſchehen, und wie die Lage unſerer Armee ſey, allein darauf kommt ganz und gar nichts an, wenn ein gutes Bülletin befohlen worden, und der patriotiſche Eifer gab überdem meinem Dienſteifer den Sporn, denn mehrbeſagtes Bülletin bezweckte, das Land hinter uns bei guter Laune, nemlich bei den Steuern zu erhalten. Ich ſetzte mich daher nieder und ſchrieb:

„Was vorauszuſehn war, iſt eingetroffen. Der Feind, welcher die Verwegenheit gehabt hatte, uns zum Kriege herauszufordern, kann nirgends den Anblick Unſerer Braven ertragen. Er flieht, wo Wir Uns zeigen, und da auf die Großſprecherei keine That erfolgt, ſo iſt es zu beklagen, daß Wir Unſere tapfern Truppen in Bewegung ſetzten. Wenn die Hoſpitäler Unſeres Landes los gelaſſen wären, ſie würden eben ſo gut den Feind überall verjagt haben, da er nirgends Stich hält. Wir werden nunmehr aber in Verbindung mit Unſern Alliirten die Länder durchfliegen, und Unſere Fahnen am fernſten Eispol aufpflanzen, um den erſtaunten und erſtarrten Völkern eine Warnung zu geben, künftighin es nicht zu wagen, denen ſich entgegen zu lehnen, welche von dem Schickſal berufen ſind, die Völker in Nord und Oſt, in Süd und Weſt unausſprechlich zu beglücken.“

„Geſtern rückte Unſer fünftes Linienregiment allein gegen den achtzehn Mal ſtärkeren Feind vor. Es hielt ſchwer, den Lauf des flüchtigen Feindes aufzuhalten, aber Wir umgingen ihn, um Gefangene zu machen, damit Unſeren guten Unterthanen die Feſtlichkeit, Gefangene durch die hochbeglückten Länder ziehn zu ſehen, nicht entzogen werde. Sechs tauſend Gefangene ſind gemacht, und mit der zärtlichſten Sorge ſind auf dem Schlachtfelde die Verwundeten behandelt und in Lazarethe gebracht, welche Bewunderung verdienen. — Ueberall, wo wir hinkamen, war das Gedränge der Bürger, ihre Befreier von dem Sclavenjoch zu ſehen, unbeſchreiblich groß, und die Vernichtung des Feindes iſt bereits beſchloſſen. Unſere Krieger aller Waffenarten brennen vor Begierde, den Feind nur zum Halt zu bringen, um ihre Tapferkeit noch mehr ausſchreien, ausſchießen und aushauen zu können, allein es iſt leider zu befürchten, daß dieſem hochherzigen Sinn keine Gelegenheit wird gegeben werden können, ſich zu zeigen, denn die feindliche Armee wird ſich ohnfehlbar auflöſen, ehe Wir ſie erreichen. Bei dem geſtrigen Gefecht haben Wir nur den Verluſt eines Spielmanns zu bedauern, der eben das te Deum auf dem Schlachtfelde ſich einblaſen wollte, als eine feindliche Kanone, die aus Fahrläſſigkeit losgegangen war, unglücklicher Weiſe ihm den Kopf benebſt der Trompete vom Rumpfe riß. Geſtern Abend war im Hauptquartier erſt großes Bad, dann kurze, jedoch wohlſchmeckende Abendtafel, ſpäterhin Kriegsrath, und zuletzt im Mondſchein ein Luſtreiten, woran die ganze Armee mit Freuden Theil nahm.

— Um nicht Unſere Armee zu ſehr zu ermüden, ſo zogen Wir heute gegen Morgen Uns in gemächlicher Ordnung in Quartiere, wo der Soldat ſeine beſte Bequemlichkeit hat, weil die Einwohner ſich dazu drängen, ihn gut aufzunehmen, und Sereniſſimus haben aus übermenſchlicher Milde zu befehlen geruhet, daß wegen dieſer Großthaten in dem ganzen Lande ein Jubelfeſt angeſtellt, am Abend auch alle Häuſer erleuchtet ſeyn ſollen, und der Miniſter der Finanzen iſt beauftragt, eine freiwillig-patriotiſche Kriegsbeiſteuer, welche nach dieſen glänzenden Thaten ganz ohnfehlbar von den entzückten Unterthanen angeboten werden wird, durchaus nicht anzunehmen, indem die Armee ſelbſt keinen Sold verlangt, da ſie in Ueberfluß lebt, und hat auch übrigens Unſer Kriegsminiſterium für ſo brave, getreue Kriegscommiſſaire geſorgt, daß es der Armee durchaus an nichts fehlt, ſo wie denn auch die Lazarethe durch höchſte Fürſorge ſo gut beſtellt ſind, daß keiner daraus wiederkehrt, der ſich zu beklagen hätte. Unſere getreuen Völker werden an dieſen groſen Ereigniſſen ohnfehlbar groſſen Antheil nehmen.“

Mit dieſem Werk aller Werke eilte ich zu dem gröſten aller Monarchen, denn er war der unſrige, ſchrieb uns die Uniform vor, und wir ſchrieben mitunter das Gehalt an. Sereniſſimus hielt noch den Mittagsſchlaf, alſo konnte ſehr natürlich von Kriegs- und Staatsangelegenheiten die Rede nicht ſeyn. Nach längerer Zeit, als man in jetziger kurzen Zeit dazu gebraucht, einen Plan zu einer Schlacht einander zuzuſprechen — denn ihn aufzuſetzen, das würde ſchwarz auf weiß heißen, und alſo Krittler erwecken — wurde ich endlich vorgelaſſen.

Nach einigem Fürſtlichen Gähnen wurde mein Bülletin durchflogen; das Gähnen verzog ſich in ein feines Lächeln und dieſem folgte ein gnädiges Kopfnicken, mit dem Befehl, dieſe Beglückung für die vielgeliebten

Unterthanen ſogleich zu der Druckerei zu befördern. Hiernächſt geruheten ſich Sereniſſimus niederzulaſſen, und mit dem Zeigefinger der rechten Hand an dem linken Ordenszeichen ſpielend, bei welcher Gelegenheit einige Silberflittern abfielen, die ich aber als Reliquien nicht aufzunehmen wagte, fingen Höchſtdieſelben an:

„Sie haben, mon cher Baron, bereits bedeutende Beweiſe von meiner Gnade; ich will jetzt den größten dieſer Beweiſe noch hinzufügen, indem ich Ihnen ein Geſchäft, welches eigentlich zwar eine Bagatelle iſt, welches aber für dieſen Augenblick doch eine gewiſſe Art von Wichtigkeit hat, anvertraue. Entre nous cinquante ſey es geſagt, ich bin mit meiner Armee entourirt, und wenn wir in dieſer Poſition, welche ſchön ſeyn muß, da es mir hier gefällt, noch drei Tage bleiben, ſo müſſen wir Bataillon quarré machen und das Hofperſonale in die Quarrés nehmen. Dieſer Unannehmlichkeit wünſche ich vorzubeugen, indem die Freuden und die Gemächlichkeiten des Hoflebens dadurch geſtört werden würden. -- Sie haben mich ſchon einmal, wie ich glaube, in einem Madrigal mit einem gewiſſen Alexander verglichen. Dieſer Partiſan, was er geweſen ſeyn ſoll, iſt zwar eigentlich nicht werth, meine Schuhriemen aufzulöſen, allein ich habe vorläufig die Vergleichung angenommen, und mir auch neuerdings vortragen laſſen, daß er einſtmals geſagt habe: „wenn ich einen Eſel, mit Gold beladen, in eine Feſtung ſenden kann, ſo iſt jede Feſtung zu erobern.“ Dieſe ſehr politiſche Aeußerung habe ich mir gemerkt, und jetzt ſollen Sie, sans comparaison, denn ich befehle es, der Eſel ſeyn, den ich zu dem Feinde hinüber ſchicke, damit ich einen guten, ehrenvollen Rückzug habe, der nicht wie ein Rückzug ausſieht! Daß von dem allen übrigens nichts bekannt wird in meinem guten Lande, das verſteht ſich von ſelbſt, denn wenn auch ſobald Sie Ihren Auftrag gehörig beſorgt haben, die Geſchichte mich ganz ohnfehlbar den ganz jüngſten Cyrus nennen wird, — bei welcher Gelegenheit ich es mir vorbehalte, Sie zu meinem Xenophon zu machen — ſo ſind mir doch dergleichen Feſtlichkeiten, Ruhm-, Lob-, Rang- und Stand-Reden zu langweilig, zu rührend, mitunter auch die Zurüſtungen zu koſtbar, als daß ich von meinen zukünftigen Heldenthaten ein großes Gerede im Volke wünſchte. Mit meinen getreuen Miniſtern habe ich bereits alles verhandelt, was dazu dient, aus dieſer, wenn Sie wollen, ſonderbaren Lage, mich und meine brave Armee zu reißen. Sie werden der Ueberbringer meiner Depeſchen an den feindlichen, oder vielmehr ſogenannten feindlichen General ſeyn. Ich glaube gar, Sie wagen es, zu lächeln?“

— Aufrichtig geſagt, ſo konnte ich allerdings das Lachen nicht verbeißen, trotz dem, daß ich am Hofe ſeit mehreren Jahren die Kunſt ſtudiert hatte, das Geſicht in Falten zu legen; indeß ein Hofmann muß eben ſo auf Lügen vorbereitet ſeyn, wie der Stiefelwichſer auf ſeinen Bedarf, wenn Garde- oder Reiterregimenter durchmarſchieren; oder wie die Wäſcherinnen, wenn dergleichen Durchwäſche vorfallen, und darum hatte ich denn auch ſogleich ein Paroli bei der Hand.

„Sire!“ rief ich, „laſſen Sie mich ſieden, laſſen Sie mich braten, laſſen Sie mir das Fell über die Ohren ziehn, und Trommeln damit überſpannen — wenn Sie einen treuern Diener haben, als Ihren allerunterthänigſten Knecht, der jetzt hier das Knie beugt!“

Dieſe Rede, welche man eigentlich als einen Paroxismus der Begeiſterung für einen beſſern Moment, der gedruckt wird hätte aufbewahren ſollen, entzückte die Allerdurchlauchtigkeit ſo, daß ich gleich wieder zu Gnaden angenommen wurde, hoffentlich um deswillen, weil man es einſahe, daß ich bei dieſem mißlichen Geſchäft der Einzige ſey, dem man ſich anvertrauen könne.

— Meine Depeſchen wurden mir überreicht, zufälliger Weiſe war auch einer von unſere Leit zugegen, der ohne das geringſte Intereſſe von beiden Theilen meinen Führer machte, und um nun die vorhin abgebrochene Metapher, vom Schachſpiel entnommen, fortzuſetzen, ſo führe ich hier nur an, daß ich als Springer in dem feindlichen Hauptquartier anlangte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Spion.

Der feindliche General hatte, wie das gewöhnlich iſt, eine rauhe Außenſeite, als ich incognito als Springer ankam, und drohete, vielleicht um der Mühe des Handelns überhoben zu ſeyn, mich an dem erſten, dem beſten Baum aufknüpfen zu laſſen. Das verdroß mich denn aber ſehr, da ich in dieſem Augenblick Rückerinnerungen an meinen Stammbaum bekam, und ich zog meine

Brieftaſche hervor. Es war Abend. Zwei freiwillige Wachskerzen brannten auf dem Patentleuchter. Einen Wechſel in blanco auf London von ein tauſend Pfund, und eine, jedoch nicht acceptirte Anweiſung auf Paris von einmalhundert tauſend Centimen, desgleichen eine Tratte auf Madrid von einer Million Maravedi's hielt ich an die vernichtende Flamme, und ſagte mit dem größten Pathos, welcher mir zu Gebot ſtand, dem General, nemlich dem feindlichen:

„Erklären Sie ſich jetzt; hier halte ich die köſtlichen Papiere an das Feuer; in dieſem Augenblick liegt das Schickſal von Europa in Ihren Händen, in Ihrem Beſchluß!“.

Der General ſprang zu, und hielt mir die Hand, rettete nebenbei auch die Papiere von der Vernichtung.

— Ungeſtümer! — ſagte er, — was

wagen Sie zu thun? Solche, koſtbare Papiere aufopfern zu wollen, das würde gegen meine Pflicht, gegen meinen Beruf ſeyn; ich glaube daher mit Ihnen unterhandeln zu dürfen, ſofern Sie mir die Deckung geben. —

Nun prüfte er genau die mehrbeſagten Papiere, legte das Heldengeſicht in öconomiſche Falten, und — — präſentierte mir den Reſt einer Flaſche alten Ungarweins. Ich nippte, und merkte, daß es ein Reſt ſey. Wir ſetzten uns, und ſchwiegen, beide um den Eingang verlegen. Doch, was mich betriff ſo war ich höfiſch, und alſo unſchuldig genug, von ihm den Anfang der Rede zu erwarten, da ich wohl bemerkt hatte, daß meine Papierchen nicht ohne Eindruck geblieben waren. Unſere diplomatiſche Rede war nun ohngefähr folgende:

Er. Sie wünſchen alſo, daß der Krieg zu einem guten Ende ſich neige?

Ich. Welcher Krieger ſollte das nicht wünſchen?

Er. Geſtehen Sie mir, daß ich Sie in der Taſche habe!

Ich. Bis jetzt haben Sie die Papierchen erſt in der Hand, aber dann erſt ſicher in der Taſche, wenn unſere Armee einen guten Rückzug, wenn ich ſo ſagen darf, gemacht hat.

Er. Was verſtehn Sie unter Rückzug?

Ich. Eine freiwillige, rückgängige Bewegung, von welcher die beiderſeitigen Armeen nicht wiſſen, was Sie daraus machen ſollen, und von der es meinem Souverain freiſteht, ſie nach ſeiner Luſt und Laune in ſeinem Lande auszupoſaunen; eine Bewegung, welche unſer ganzes Volk bewegen muß, zu glauben, zu hoffen, Vertraun zu faſſen, und ganz beſonders — zu zahlen.

Er. Ihre beweglichen Gründe erkenne ich ſehr gut an, und billige ſie. Sie wiſſen, mein Herr, das menſchliche Gefühl, die Sanftheit, die Gemüthlichkeit, die Tiraden, und jene Impulſe aufrichtiger Annäherung, das alles ſiegt jetzt über die Diplomatik, über die Waffenthaten der Ungeſtümen im Felde, über die Mordluſt der freiwilligen Helden, und über die Deſperation der Konſcribirten. Ich würde es daher bei unſerm aufgeklärten Jahrhundert nicht verantworten können, wenn ich nicht jede Gelegenheit hervorſuchte, Ihrem liebenswürdigen Fürſten zu zeigen, daß ich reelle Handlungen zu ſchätzen weiß. —

(Pauſe.)

Ich. Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit!

Unſere Armee hat kein Brodt mehr — blos weil die Feldbäckerei, dieſer Plunder, der nicht ſchön uniformirt iſt, in dieſem Augenblick ſich nicht in dem beſten Zuſtande befindet — und dieſer einzige Grund beſtimmt uns — — —

Er. Sie wollen das Wort aus alter, ungeziemender Gewöhnung nicht ausſprechen; ich will es Ihnen einflüſtern. — Abzuziehn? — wollen Sie ſagen. Wohlan! die Papiere ſind gut! Ich verwillige Ihnen den Abzug! Die jetzige Art, Krieg zu führen, die Corpsgefechte und das alles iſt ſehr dazu geeignet, dem einzelnen General eine angenehme Willkühr zu geben, und die Blätter der Geſchichte zu verwirren, ſo daß eigentlich zuletzt die Hiſtorie in Verlegenheit darüber ſeyn muß, was ſie als wahr, und was ſie als falſch annehmen ſoll. Um Ihnen einen

Beweis davon zu geben, wie ſehr ich Ihren Fürſten ſchätze, ſo werde ich die zwei Regimenter, welche Ihnen im Rücken ſtehn, beordern, in dieſer Nacht ſich ſeitwärts in eine beſſere Poſition zu ſtellen. Ihre Maaßregeln werden Sie ſelbſt darnach nehmen. Um eilf Uhr in dieſer Nacht ſoll die Stellung verlaſſen werden; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf! Jetzt dürfte unſere Unterredung wohl zu Ende ſeyn. Das Weitere findet ſich — wenn Sie die Maaßregeln gut nehmen, — nach dem Friedensſchluß, und ich hoffe, daß ich dann auch ein Ordenszeichen, das beſte Privilegium, die ſtillen Unterhandlungen zu nobilitiren, mit eingehandelt haben werde. Gott befohlen!

Ich eilte nun auf demſelben Schleifwege, auf welchem ich gekommen war, in unſer Hauptquartier zurück, und mußte hier, obſchon die Sachen äußerſt dringend waren, abermals eine Stunde warten, weil der regierende Herr jetzt eben über das Weiberregiment ſich Vorleſungen halten ließ.

Endlich und endlich wurde mir das Glück, berichten zu dürfen, daß ich es gewagt hätte, meinen Hals in ungeziemende Verwandſchaft mit einem Strick zu bringen, und meine ſchlichte, bürgerliche Ehre an die Politik zu verkaufen, — um Ehre zu gewinnen. Sereniſſimus war mit meinem Bericht, welcher die Hoffnung gab, in dieſer Nacht im Sturmſchritt zurückgehn zu können, ſehr zufrieden, und darum wurde denn auch der ganze Generalſtab zur Abendtafel eingeladen. Die Mahlzeit war einfach, aber ſchön und geſchmackvoll, ganz à la campagne. Wir ſpeiſeten nemlich, da es gerade ein Monat ohne „r“ war, Krebſe, dann Aal und zuletzt

Haaſenbraten, welche, nemlich die Haaſen, unſere ungeſtümen Patrioten geſchoſſen hatten, als ſie keine Feinde erlugen konnten, oder vielmehr ſie nicht im Schuß fanden.

Bei dieſer Mahlzeit hatte ich das Glück, neben dem geheimen Ober-Rechnungsmeiſter unſers Fürſten zu ſitzen, und, wenn auch mein Appetit dadurch ſich nicht ſtören ließ, ſo war ich doch in der peinlichſten Verlegenheit, weil ich ihn nicht eſſen ſah. Etwas Brodt würgte er hinter, und der Blick, der Kennerblick auf die Brillantringe links und rechts, ſchien ihm eine wahre Herzſtärkung zu ſeyn; ich aber, aus einer Gutmüthigkeit, welche ich mir hätte abgewöhnen ſollen, da ſie an den Höfen Unſchicklichkeit genannt wird, ſagte ihm geradezu: „Eſſen Sie doch! Sie trinken ja gar nicht!“

„Was ſoll ich eſſen?“ erwiederte er mi

leiſe, indem er den Seufzer als himmliſche Speiſe verſchluckte. — Krebſe darf und mag ich nicht eſſen; auch bin ich davon überzeugt, daß nur der entnervteſte Gourmand, oder der verzweifelnde Verirrte dieſer Unverdaulichkeit hat Geſchmack abgewinnen können. Aal iſt ein Thier ohne Schuppen, und wenn eine Beſtie nicht gerupft und geſchuppt werden kann, ſo gefällt ſie mir nicht. Haaſen, das ſind wiederum Beſtien mit geſpaltenen Klauen ich ſchätze aber die mit ganzen Klauen. Ich habe ſchon der Himmelſpeiſe genug, und muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich einen großen Kummer habe; darum kann ich, und mag ich nicht eſſen.“

„Herr,“ lachte ich ihm zu, „am Ende glauben Sie wohl gar, wir wüthen gegen unſer eignes Fleiſch, wenn wir Krebſe, Aal und Haaſen eſſen?“ —

„Der Chirurgus,“ erwiederte er, einige Nullen mit der Gabel auf den Teller kritzelnd, „wüthet nie gegen ſein eignes Fleiſch, wenn er in die Verwandtſchaft einhauet; ich aber bin durch unſere brave Bewegung in der Gefahr, gegen mein eigen Fleiſch zu wüthen. Denn, die Magazine werden wir mitnehmen, ich aber erwartete, daß eine Schlacht ſie mitnehmen würde. Darauf war ich eingerichtet; nun weiß ich durchaus nicht, wie ich zur Rechnung kommen ſoll.“

„Liebſter Freund,“ flüſterte ich ihm zu, das wißt Ihr nicht? So ein alter Geſchäftsmann, und noch ſo neu in dergleichen Angelegenheiten? Zu einer guten Rechnung kann man, wenn die Sache in Ordnung, wie es dieſesmal der Fall iſt, ſich auflöſet, nur dadurch kommen, daß entweder das Magazin unglücklicher Weiſe abbrennt, oder abbrennen muß, daß man dem erſten Aufſeher eine Rolle Gold in den Mund ſteckt, und ihn entſpringen läßt, oder daß man ſich den Hals abſchneidet. Letzteres werden Sie nicht wollen, wenigſtens jetzt noch nicht; Erſteres iſt zu auffallend und zu gewagt, da nicht einmal ein Gewitter am Himmel iſt, man ſich alſo auch nicht einmal mit dem unſchuldigen Blitz entſchuldigen kann; das Mittlere aber ſcheint gerathen zu ſeyn, ſo wie denn überhaupt der Mittelweg immer ſo lange der beſte iſt, bis er ſchlüpfrig wird. Ich rathe Ihnen daher dazu, einen der erſten Magazinbeſeher mit gehörigen Päſſen und Geld zu verſehen, und ihn ſodann entſpringen zu laſſen. Hoffentlich werden Sie doch dergleichen Subjecte haben, die kosmopolitiſch genug ſind, ihre Sache auf nichts zu ſetzen, weil ſie alles fremde Eigenthum haben, ſobald es ihnen beliebt?“

Der Ober-Rechnungsmeiſter winkte mir unter den vorhangenden, halbgrauen Augenbraunen mit den ganz grauen Augen zu, und präſentirte mir eine Priſe aus einer ſehr ſchönen, goldnen Doſe. Ich mußte die Arbeit der Doſe bewundern, und fragte den Ober-Rechnungsmeiſter, welcher Erinnerung er dieſes Kunſtwerk als Zugabe zu verdanken habe?

„Mein Herr Baron,“ erwiederte er, zwar habe ich noch drei ſehr ſchöne Doſen, welche ich in kriegeriſchen Zeiten nebenbei zum Geſchenk erhielt; dieſe hier aber habe ich ehrlich und redlich bezahlt. Unter uns geſagt, ein vornehmer Herr, der nicht bekannt und berühmt genug werden konnte, hatte ſie einem Stubengelehrten zum Geſchenk gemacht, der ihn beſungen hatte. Der Gelehrte hatte dieſe Doſe verſetzt, beſonders, glaube ich, um den Buchbinder für die verſandten Prachtexemplare zu bezahlen, und um dem Gelehrten nicht die Schande des öffentlichen Verkaufs, nemlich der Doſe, zu machen, ſo habe ich ſie eingelöſet, und ihm noch einen Friedrichsd'or zu einer literariſchen Reiſe mit auf den Weg gegeben. Sehn Sie, Herr Baron, das habe ich aus purer, reiner Menſchenliebe gethan, und um die Gelehrſamkeit nicht ſinken zu laſſen. Gefällt Ihnen die Doſe? Es wird mir ein großes Vergnügen ſeyn, wenn Ihnen eine Priſe daraus ſchmeckt. Behalten Sie, wenn ich bitten darf, die Kleinigkeit, welche mich nur an die vergeſſene Gelehrſamkeit erinnert!“

Unter vier Augen würde ich wenigſtens einige Umſtände gemacht haben, zumal man weiß, daß bei dem Geſchlecht der Ober-Rechnungsmeiſter der hinkende Bote nachkommt, indem ſie ſich niemals verrechnen; allein theils war es Krieg, welcher das Privilegium dazu giebt, daß alles erlaubt ſeyn ſolle, theils würde eine Proteſtation unanſtändig geweſen ſeyn, und Aufmerkſamkeit erregt haben; ich nahm daher das Quaſi-Geſchenk an. Sogleich ſetzte er ſich nun auf das hohe Pferd, und wenn ich ſage, Quaſi-Geſchenk, ſo erläutert das „Quaſi“ der nachherige Vortrag des Geſchenkgebers. Er ſetzte nemlich ſein vertrautes, aber nicht vertrauliches Geſpräch dahin fort:

„Liebſter Freund! Es ſcheint ſonderbar zu ſeyn, daß die großen Herren Doſen zum Geſchenk machen, aber ich habe darüber nachgedacht, und glaube, daß die Höfe nicht mehr exiſtiren würden, wenn es keine Doſen mehr gäb; ich bin feſt davon überzeugt, daß ein Hofmann ohne Doſe entweder ein Kaſtrat oder ein Indifferentiſt ſey. Denken Sie nur, Sie finden die Behandlung bei der Cour unerträglich, Sie können den Bivouaque in der Antichambre nicht länger ertragen, Sereniſſimus hatte gerade die Migraine oder ſonſt eine menſchliche Schwachheit, welche andern läſtig werden kann; durch das alles ſind Sie im Begriff, ſich zu entleiben, — und der Hofmarſchall kommt mit ſeiner goldnen Doſe, präſentirt Ihnen eine Priſe mit den ſüßen Worten: „Plait-il?“ Werden Sie da nicht wieder Lebensluſt bekommen? Sie glauben es gar nicht, welche Gewalt in der Doſe liegt, welches Vertraun ſie bei Hofe giebt, welcher Dolmetſcher ſie bei den Geſprächen der Hofherren iſt!“

Ich nickte zugebend, und er ſchwur mir

zu, daß der Spaniol, den ich in der Doſe jetzt fänd, aus dem Nachlaß der ledernen Taſche des großen Friedrich ſey; der ehemalige Kammerdiener ſey ſeines Vaters guter Freund geweſen, und mit dieſem Spaniol müſſe man eben ſo haushälteriſch umgehn, als jener große Monarch in ſeinem Teſtament — mit dem Ungarwein umgegangen ſey.

In dieſem Augenblick rief der Lieutenant unſers Monarchen: Es lebe unſer glorreicher Feldzug! — und ein lautes „Hoch!“ erſcholl. Ein unglücklicher, nordiſcher Barbar hatte ſich die nordiſche Sitte noch nicht abgewöhnen können, und ſein „Hurrah!“ hineingebrüllt; daher wurde er denn auch ſpäterhin vom Hofe verwieſen, und — zum Präfecten gemacht. Sereniſſimus ſchien dieſes patriotiſche Vivat zu überhören, und las unterdeß den ſo eben angelangten franzöſiſchen Moniteur, der um ſo mehr die Aufmerkſamkeit des Fürſten erregen mußte, da er in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und bekanntlich unter allen unpartheiiſchen Zeitungen die am mehrſten unpartheiiſche iſt.

Ich hörte, daß Sereniſſimus beim Leſen zu den hochweiſen Marſchällen, deſignirten Feldherrn, welche der Geſchichte aufgedrängt werden ſollten, und zu den künftigen Gouverneurs künftig zu erobernder Provinzen ſagten:

„Mein hoher Verbündeter ſcheint hiernach einen Waffenſtillſtand annehmen zu wollen, und deſſen Folge wird unbedingt ein vorläufiger Friede ſeyn. Wir wollen uns beeilen, die Bereitwilligkeit zu gütlicher Beilegung zu zeigen, und ſogleich aufbrechen. Geſegnete Mahlzeit!“

Damit ſtand alles auf, und dieſe Ordre wurde ſogleich in Vollzug gebracht, der Armee jedoch die Clauſel „der geſegneten Mahlzeit" vorenthalten. Alles war in Bewegung, und Sereniſſimus hatte die Gnade, um mir ſeinen Beifall zu erkennen zu geben, die Führung der Küchenwagen mir anzuvertraun. Adjudanten mußten nun reiten, Bauernpferde mußten nun laufen, Trommeln wirbelten ein Dolce, die Frauen und Mädchen mußten ſich von den einquartierten Garden und Grenadieren losreißen, — genug, gegen Mitternacht war unſere ganze Armee auf den Beinen.

Der Mond ſchien ſo hell, daß er dieſem Abend gewiß einige tauſend Pärchen ſublunarer Verliebter in ihren überirdiſchen Tendenzen ſtörte; uns aber ſtörte er durchaus nicht, vielmehr war er uns der beſte Wegweiſer. Mit Tagesanbruch war unſere Armee außer den feindlichen Linien, und nach einem Tagemarſch waren wir wieder in salvo, das heißt, in einer guten rückgängigen Poſition! Nun hatte ich aber auch genug zu thun, denn dieſe geſchickte Bewegung, wodurch wir den Feind überrumpelt, angeführt, und uns abgeführt hatten, mußte in den Briefen an die geliebten Vettern, und in den Bülletins gut ausgeführt werden. Ich drehete mich, ſo gut ich konnte, an der Säule des Ruhmes herum, und es war gut, daß gleich darauf die Ordre zum Heimmarſch kam, denn ſonſt hätte man mich beſchuldigen können, daß ich übertriebene Sachen geſagt hätte, was doch eigentlich in Armeeberichten nicht der Fall ſeyn ſoll, und wird ein ſolcher Uebertreiber, je nachdem die Sachen ſtehn, entweder mit Ordenszeichen belohnt, oder andere Uebertreiber dadurch gewarnt, daß man ihn in das Priſon bringt.

Was nun die Ordre zum Heimmarſch betrifft, ſo war ſie eigentlich ſo, ſo! Es hatte nemlich der höchſte Verbündete an unſern Fürſten geſchrieben, „daß er in ſeinem Lande die Leute anführe, das möge hingehen; daß er aber im Felde anführe, das könne von nachtheiligen Folgen werden; daher könne er vorläufig in ſein Land zurückkehren, und werde angewieſen, Niemandem zu ſagen, daß er jemals ein Feldherr geweſen.“

Ordre muß parirt werden; es wurde mir daher von dem regierenden Herrn in der erſten Aufwallung ein Befehl dictirt, der alſo lautete:

„Wir befehlen hierdurch Unſern Hofchargen, Unſerer Armee, welche ſich mit

Ruhm bedeckt hat, und dem ganzen Publikum, über Unſere Kriegsbewegungen, über die Stellung der Heere, und über Unſere ganze Anführung ſich aller Reden und Urtheile zu enthalten, indem Uns daran gelegen iſt, daß dieſe wichtige Unternehmung rein und klar der Nachwelt vor Augen liegen ſolle, und indem Wir zu ſehr die einfache Wahrheit begünſtigen wollen, als daß Wir Lobreden ertragen könnten.“

Der geheime Hof-Feld-Buchdrucker bekam ſogleich dieſe Ordre, ſie wurde gebührend bald darauf überall vertheilt, in der Reſidenz auch angeſchlagen; und alſo ſprach niemand von dieſem glorreichen Feldzug.

Am Abend unſerer Rückkehr in die Hauptſtadt wurden die Häuſer erleuchtet, die Köpfe illuminirt, und die Taſchen geleert; das alles ignorirte aber Sereniſſimus, und begab ſich in die innern Gemächer, wo am Abend kleines Familienſpiel war.

Nach einigen Tagen rückten unſere Garden ein. Unſere Feld-Buchdruckerei hatte ſchnell eine Beſchreibung von Rußland, eine Schilderung der Baſchkiren, Kalmucken, der Perſer und der Utopier abgedruckt; dieſe Beſchreibung war unter die Kompagnien mit den gehörigen Anweiſungen vertheilt, und nun erzählten die Helden Wunderdinge von dem, was ſie geſehn und nicht geſehn hatten. Daß Ehrenpforten erbaut waren, und daß am Abend ein großer Ball gegeben wurde, das verſteht ſich von ſelbſt, denn es würde eine große Unanſtändigkeit ſeyn, eine ſolche Gelegenheit, ſich zu erluſtiren, ungenützt vorüber gehn zu laſſen. Sereniſſimus hatte ſich auch an dieſem Tage zu Pferde geſetzt, um die vorher befohlene, ſchöne Haltung der

Truppen bewundern, oder vielmehr genehmigen zu konnen. Die Lieblinge unter den Officieren, welche zu Ordenszeichen, oder ſonſt zu Erhebungen beſtimmt waren, trugen am Tage des Einzuges einen ſchwarz ſeidenen Tuch um dem Arm, um dem Schenkel, oder ſonſt wo, damit die Wunden bezeichnet würden, und die Rührung des Volkes um ſo größer werde.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Der Orden.

Nachdem der Hof ſich von den Feſtlichkeiten der Wiederkehr erholt hatte, nachdem die Glückwünſchungen angenommen, und die Belobungsſchreiben für die Lobgedichte ausgefertigt waren, ſo dachte Sereniſſimus mit Ernſt daran, einen Orden für ſeine guten Unterthanen zu gründen. Ich hatte das Glück, dabei gegenwärtig ſeyn zu dürfen, als er den Entwurf zu der Verfaſſungsurkunde in dem geheimen Staatsrath angab. Wem der Himmel ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand dazu; und ſo hielt unſer allertheuerſter Landesherr denn auch bei dieſer kleinen Gelegenheit eine große Rede, welche wohl verdient, der Ewigkeit überliefert zu werden. Er ſagte darin unter andern:

„In jedem wohlgeordneten Staat müſſen auch Orden ſeyn, denn ſonſt iſt keine Ordnung. Sie ſind die Lockſpeiſe, um zu ſpeiſen, zuletzt aber ſelbſt geſpeiſt zu werden. Woher würden wir in der Welt vornehme Helden nehmen können, wenn es keine Orden gäb? Würde ſich ein einziger dazu hergeben, ſich der Gefahr auszuſetzen, gekreuzigt zu werden, wenn er nicht auch die Ausſicht hätte, das Kreuz zu verdienen? Das Sprichwort ſagt: wer das Kreuz hat, der ſegnet ſich, und es liegt ein tiefer Sinn darin. Die Gekreuzten ſind wie die Lockhammel, welche der Hirt am Morgen mit Brodt futtert, und welche dann ihm den ganzen Tag über folgen, ſo wie ihnen wieder die ganze Heerde blindgläubig folgt. Ich habe daher beſchloſſen, einen Verdienſtorden in meinem Reich zu errichten und zu gründen, der ein Zeichen ſey meiner Huld, meiner Würdigung des gemeinen Werthes. Durch dieſe Einführung glaube ich Tauſende und aber Tauſende von Goldſtücken zu erſparen, und Tauſende und aber Tauſende für meinen Dienſt zu begeiſtern und in das eiſerne Feld einzuladen. Ueberdem aber kommt mir eine Hofhaltung ohne Kreuz und Stern ſo vor, wie ein Maskenball gegen die Mittagszeit, und mein Ordenszeichen fremden Verdienſten zuzuſenden, das iſt doch weit wohlfeiler, als goldne Doſen, Ringe oder Medaillons.“

„Nach reiflicher Ueberlegung habe ich auch den Namen des Ordens bereits feſtgeſtellt. So wie nemlich ein guter Schriftſteller oft um den Namen ſeines Werkes verlegen iſt, und der Verleger erſt in den Meßcatalogen nachſehen läßt, ob der geprüfte Titel nicht bereits irgendwo aufgeführt ſey, eben ſo habe ich meinen geheimen Ceremonienmeiſter in den genealogiſchen Kalendern u. ſ. w. nachſehn laſſen, ob meine Idee noch nicht von einem Monarchen, oder wohl gar von einer nichtswürdigen Republik aufgefaßt geweſen ſey, und gottlob! — es iſt eine neue, alſo eine glückliche Idee! Der Orden ſoll nemlich heißen: „das Kreuz der ewigen, patriotiſchen Unſterblichkeit.“ Die Dekoration wird ſeyn ein runder Stern von Flittergold, und in der Mitte ein Stückchen Spiegelglas. Dieſes zeigt die Mannigfaltigkeit, Vielſeitigkeit und Reichhaltigkeit des Ordens an, denn darin kann ſich jeder ſpiegeln, und ich hoffe, daß bei den erleuchteten Hoffeſten die Menge der wandelnden Spiegel einen guten Effect machen werde.“

„Zu der Aufnahme in den Orden ſind

alle diejenigen geeignet, welche ſich um das Vaterland verdient gemacht haben, und beſonders diejenigen, welche ſich darum verdient machen ſollen, alſo die Kapitaliſten, die Banquiers und die Lobredner der Verfaſſung, ſo wie auch die Bauchredner und die geheimen Räder in dem großen Uhrwerk. Ausgeſchloſſen von dem Ordenszeichen ſey jene unwürdige Klaſſe der Schreier und der Stockpatrioten, welche, wie die ſtätiſchen Pferde, nicht von der Stelle zu bringen ſind, und ſich immer nach der alten Krippe ſehnen."

„Da nun aber bei dem hinfälligen menſchlichen Geſchlecht das beſte Reizmittel, der beſte Impuls das Geld ſeyn ſoll, ſo habe ich zugleich beſchloſſen, dieſen Orden zu dotiren, ſo daß jeder Spiegelritter auch eine Einnahme habe. So wenig es in meinem Lande an Gemeinen fehlt, eben ſo wenig fehlt es auch an Gemeinthum, und dieſes iſt mir ſchon längſt ein Dorn im Auge geweſen. Denn daran zwickt und zwackt ein jeder, der nur daran kommen kann, und ſo leidet die Staatsökonomie. Ich will daher einen kleinen Anfang zu Verbeſſerung der Staatsverwaltung dadurch machen, daß ich einige Klöſter und milde Stiftungen der Ordenskammer anweiſe, um daraus den Spiegelrittern die Gehalte zu gewähren. Meine guten Unterthanen erſehn hieraus, wie treu und redlich ich es mit ihnen meyne.“

Dieſe Rede wurde mit dem lauteſten Jubel von allen Anweſenden aufgenommen, und einer wagte die Frage: wo denn der Orden getragen werden ſolle.

„Wie jeder Orden,“ erwiederte Sereniſſimus ſehr gnädig, „über dem Herzen, damit man das Herz nicht treffen könne, und damit es ſich nicht erkälte!“

Nachdem nun der allerhöchſte Beſchluß bekannt gemacht war, ſo hatten wir alle unſern Fürſten noch einmal ſo lieb gewonnen, und ſahen uns gegenſeitig ſchon pränumerando mit neidiſchen Augen an, denn ein jeder glaubte bereits auf der Bruſtſtelle des Gegenüberſtehenden den Spiegelorden zu erblicken. Wir gratulirten viele der Hofherren mit einer Herzlichkeit, welche entzücken mußte, zu der Anwartſchaft auf eine Comthurei, und da merkte ich denn wohl, daß dieſe Freundſchaftsbezeugungen nichts weiter waren, als die gewöhnlichen Lieder, mit welchen die gerächtliche Dummheit von veralteten Schlauköpfen eingewiegt wird. Ich ergriff daher die klügſte Parthie, nickte gefällig, als wenn ich den Orden ſchon in der Taſche hätte, und mich weiter um nichts zu bekümmern brauchte; gleich nachher aber eilte ich zu meiner Gönnerin, der Baronin Rieſewurz, und erklärte ihr ganz unverhohlen:

„Den Orden werde ich bekommen, meine Gnädige, das hat kein Bedenken, denn wenn ich nicht damit geziert werden ſollte, der ich als Spion in das feindliche Lager ſchlich, ſo möchte ich wohl wiſſen, wer mehr zu der Auszeichnung geeignet ſeyn ſollte. Da ich aber ſchon einige Merkmahle und Bänder habe, ſo wünſche ich die große Dekoration des Spiegelordens zu haben, und ich glaube um ſo mehr darauf dringen zu dürfen, da ich das Ahnden am Halſe, rückſichtlich des Strickes, der mich bedrohete, wenn der feindliche General nicht ein ſehr honetter Mann geweſen wär, der den Begriff von Galgenſtrick durchaus nicht leiden konnte, nicht umſonſt gehabt haben will. Werden Sie wohl, meine Angebetete, Gelegenheit nehmen, meine großen Verdienſte um die Krone darzuſtellen!“

— Ich halte zu viel auf Sie, lieber Baron, — erwiederte ſie, — als daß ich nicht der Gefahr mich ausſetzen ſollte, um Ihretwillen vielleicht mich bloß zu ſtellen; allein es ſey gewährt! Ich hoffe, Ihnen den erſten Rang verſchaffen zu können. —

An demſelben Abend hatte ich am Hofe die Aufwartung. Nach Mitternacht ſtrich die Baronin an mir vorüber, lispelte mir zu: „Gewährt!“ und alſo ward es! Die Ernennung der erſten Mitglieder des Ordens erfolgte nach einigen Tagen, und ich war Großkreuz!

Daß über dieſes Weihnachtsgeſchenk ein Geflüſter und ein Geziſchel unter den Hofchergen entſtand, das war wohl natürlich. Man befeindete mich, man drohete, mich zu vergiften, und ein Ungeſtümer hatte im Weinrauſch ſogar die Unbeſonnenheit, mir Dinge zu ſagen, welche ſich dazu eigneten, ihn zum Duell zu fordern. Da dieſer Unbeſonnene aber ein ſehr ſtarker Fechter ſeyn ſollte, und alſo auch ein Menſch, der keine richtige Staatsanſichten hat, und ſeine Sache auf nichts ſetzt, ſo nahm ich zwar das Duell an, allein ich weiß nicht, woher es gekommen ſeyn mag, daß er in derſelben Nacht aufgehoben wurde von der wachſamen Polizei, wovon denn die traurige Folge war, daß ich Morgens darauf bekannt machen muſte, mein Gegner habe ſich nicht geſtellt; ich erklärte ihn alſo für infam und alle diejenige mit ihm, welche zu ſeiner Vertheidigung nur noch ein Wort ſagen würden. Dieſe kräftige

Aeußerung bewirkte, daß niemand ſich fand, welcher ſeine Sache hätte verfechten wollen, und mein Werth war von dieſem Augenblick an vollſtändig anerkannt.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Die Verbannung.

Eines Morgens bekam ich eine, jedoch nur mündliche Einladung, zu dem Chef unſerer hohen Polizei mich zu bemühen. Einem ſolchen Befehl auszuweichen, das war nicht möglich, denn die heilige Hermandad war ſogleich im Hintergrunde. Ich verlor alſo keinen Augenblick, damit ich nicht vorher zur Ueberlegung kommen könne, und wurde auch ſogleich vorgelaſſen, als ich gemeldet war. Unſer Groß-Inquiſitor war gegen mich die Artigkeit ſelbſt, woraus ich denn ſogleich entnahm, daß meine Sache entweder ſehr ſchlecht ſtehe, oder daß er ein Anliegen an mich habe. Wir ſetzten uns. —

Er. Ich glaube, Sie werden es mir Dank wiſſen, Herr Baron, daß ich einen überläſtigen Raufer unſchädlich gemacht habe.

Ich. Blos um deswillen kann ich Ihnen danken, Herr General, weil ich, wäre der Ungebührliche noch hier, jetzt vielleicht als Verbrecher vor Ihnen ſtehn würde, indem ich im Duell eine maliziöſe Wuth habe, die keine Gränzen kennt.

Er. Genug davon; die Sache iſt abgemacht. Ich habe über andere Dinge mit Ihnen zu reden, die mir in der That peinlich ſind. Sie ſind verklagt worden, Herr Baron!

Ich. Ich, Herr General? Ich bei Ihnen? In der That, ich glaube, der Fürſt hat keinen treuern Diener, als mich!

Er. Das glaube ich ſehr gern; was aber die Untreue betrifft, ſo unterſcheiden

Sie wohl nicht ſcharf genug, Herr Baron. Der Fürſt nemlich wünſcht ſehr ſcharf den perſönlichen Patriotismus, die Anhänglichkeit an das junge, blühende Vaterland, von dem zu genauen Antheil an die Hofparthien getrennt zu ſehn. Ich glaube, daß Sie, Herr Baron, dieſen feinen, delicaten Unterſchied nicht genau genug treffen.

Ich. Wir ſprechen hier unter vier Augen. Sollte mein freundſchaftliches Verhältniß mit der Baronin Rieſewurz —

Er. Sie kommen mir zuvor. Eben dieſe allzu zarte Freundſchaft iſt es, welche unſern gnädigſten Landesherrn beunruhigt. Ich weiß nicht, ob Sie es ſchon wiſſen, mein lieber Baron, daß der Durchlauchtigſte in derlei Dingen delicater iſt, als er zu ſeyn ſcheint. Wie ſehr ich Sie achte, das können Sie ſchon daraus bemerken, weil ich.

Ihr Wort: „freundſchaftliches Verhältniß“ unberührt laſſen will. Denn, freundſchaftliches Verhältniß mit einer Dame, welche noch nicht über die Sechziger hinaus iſt, dürfte vielleicht eben ſo erſcheinen und verunglücken, als die Dedication einer Apologie der bekannten Kupferſtiche: „der Weg der Buhlerin!“ Ich ſage Ihnen hiermit ganz aufrichtig, Sereniſſimus ſchätzt und achtet Sie, allein Ihre zarte Freundſchaft mit der Baronin Nieſewurz ſteht mit dieſer Vergünſtigung in einem feindlichen Widerſpruch.

Ich. Ich ſollte doch glauben, daß am Hofe über dergleichen freundſchaftliche Verhältniſſe keine beſondere Bemerkung geſchehn könnte. Bei den Höfen, wo ich bisher ſejournirte, war nemlich die noble Kommunion an der Tagesordnung, und man konnte einen Ehrenpoſten gewinnen, wenn man ſich in dieſe Kommunion einzudrängen wußte. Noch glücklicher waren die Partiſane, die Freibeuter, deren es im Felde der Liebe, wie ich mir habe erzählen laſſen, gar viele geben ſoll.

Er. Proteſtationen, wenn ſie es noch nicht wiſſen, haben den ſchweren Arreſt zur Folge. Genug, Ihre Liebelei, Tändelei, und alle die weiteren Reime auf Ey! ſind dem Durchlauchtigſten ſehr gehäſſig. Ich habe den Auftrag, Sie darauf vorzubereiten, daß Sie in ein anſtändiges Exil wandern ſollen.

Ich. Doch nicht nach Pohlen oder nach Cayenne?

Er. Etwas näher! Sie ſollen als außerordentlicher Bothſchafter nach Paris gehen.

Ich. Das iſt zwar allerdings ſehr ehrenvoll, allein ſehr häufig iſt eine ſolche Senbung eine lettre de cachet, und man wird dort in die Oubliettes gebracht. Leiſten Sie mir Gewähr dafür, daß das nicht geſchieht?

Er. Mein Herr! Ich werde Sie verhaften laſſen!

Ich. Nach Belieben! Mein Teſtament iſt nunmehr bereits gemacht, und ich ſehe es ein, daß ich überall mit Schurken umgeben bin! Deutſchland ſchläft!

Er. Sie haben wahrſcheinlich etwas zu viel getrunken, charmanter Freund, denn ſonſt würden Sie nicht ſo pöbelhaft ſchimpfen. Was den Schlaf des ſogenannten Deutſchlandes betrifft, ſo haben Sie freilich die Wahrheit geſagt, und ich hoffe, daß es bei dieſer Wahrheit bleiben wird. Ich bitte Sie, was würde aus den lieben, charmanten deutſchen Staatsdienern werden, wenn jetzt auf einmal die alten Verfaſſungen wiederkehren, und der

Ingrimm walten ſollte! Würde die unanſtändige Wahrheit an der Gerichtstafel ſitzen, dann, wir können das wohl ſagen, dürften vielleicht die lichten Wälder ihrer alten Stammbäume beraubt werden müſſen, um die nothdürftige Anzahl der Galgen zu erbauen, und es möchte ganz ohnfehlbar auch eine Conjunctur in den Hanf kommen. Dermalen aber iſt die Sache ſo weit noch nicht gediehen, wird auch mit unſerm jungen Gott in Frankreich ſo weit nicht gedeihen und Sie werden mit mir ſagen: weß Brodt ich eſſe, deß Lied ich ſinge!

Ich. Wie Sie wollen! Ich bin ganz Ohr!

Er. Ganz Ohr -- ey! das iſt ja wohl langes Ohr! Ich ſehe jetzt, Sie ſind bereits eingeweiht. Sonach kann ich Ihnen rund weg den Befehl unſeres vielgeliebten

Fürſten kund thun. Um Sie aus einigen mißlichen Verhältniſſen zu ziehn, ſo ſollen Sie — —

Ich. — Und was? —

Er. Als außerordentlich = ordentlicher Bothſchafter an den Hof des unüberwindlichſten Kaiſers gehn.

Ich. Gottlob! Ich glaubte gar, nach dem unüberwindlichen Cayenne transportirt werden zu ſollen.

Er. Dazu ſind Sie noch nicht reif, mon cher ami!

Ich. Und wenn ehr werde ich es ſeyn?

Er. Wenn Sie die große Kunſt, zu ſchweigen, nicht beſſer ſtudieren, als Sie bisher gethan.

Ich. In der That, ich weiß nicht, was ich in dieſer Hinſicht mir vorzuwerfen hätte.

Er. Sehr viel. Sie haben Ihr Verhältniß, Ihr freundſchaftliches Verhältniß mit der Baronin Nieſewurz übertrieben. Sie haben freundſchaftliche Erinnerungen von ihr bekommen. So etwas kann man wohl geben, man muß es aber nie annehmen. Kennen Sie dieſes Medaillon, dieſe Haarparthie? (Er zeigte mir jetzt das vor, wovon er ſprach.)

Ich. Herr! Ich leugne es nicht, dieſe Kleinodien ſind mir aus meinem Raritätenkaſten geſtohlen worden. —

Er. Und zwar von Ihrem Bedienten, dem Monſieur Jean.

Ich. Der Bube! Ich ſchlage ihn todt, wenn ich in meine Wohnung komme!

Er. Wie germaniſch! Wie unmodern! Übrigens werden Sie den Jean nicht mehr finden, denn in dieſem Augenblick iſt er als Baron R . . . nach Norden gereiſet.

Ich. Wie? Er, dem ich alles vertraute, war ein Betrüger?

Er. Nennen Sie den Agenten der geheimen Polizey denn einen Betrüger? Ich verzeihe Ihnen den germaniſchen Ausdruck! Aber, ſagen Sie ſelbſt, wie ſollte denn die ſtille Aufſicht beſtehn können, wie ſollte der Fürſt nur eine einzige Nacht ruhig zu ſchlafen wagen dürfen, wenn das Geſinde nicht hin und wieder im Sold der geheimen Polizey ſtände? Jetzt, da Sie den Hof verlaſſen, kann ich es Ihnen unverhohlen ſagen, durch den Jean erfuhr ich jeden Schritt, den Sie thaten, jede Aeußerung, die Sie wagten, und daß ſolche Subjecte gelernte Schlöſſer ſind, das verſteht ſich denn auch von ſelbſt. Uebrigens kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung ſagen, der Jean hat Ihnen weiter nichts entwendet, als dieſe Zeichen freundſchaftlicher Erinnerung, und die werden Sie in Paris bei den Pallaſtdamen, denn Sie werden doch ohnfehlbar das Palais Royal beſuchen, weit wohlfeiler wieder einkaufen können. Jezt zur Sache! Sie werden in zwei Stunden nach Paris reiſen, um als außerordentlicher Botſchafter dem Kaiſer zu den großen Siegen im Norden Glück zu wünſchen. Inſtructionen, Anweiſungen und alles, was zu der Reiſe gehört, finden Sie zu Hauſe vor.

Ich. Die Reiſe ſieht mir ganz aus, wie ein gefährliches Exil, beſonders wenn ich den Auftrag berückſichtige.

Er. Sie melden ſich bei unſerm dortigen Geſandten, und werden unbedingt bei dem Kaiſer keine Audienz bekommen; dafür iſt ſchon geſorgt. Allein das Kind will doch ſeinen Namen haben, und wenn die Leidenſchaft auf eine oder die andere Art erkaltet iſt, ſo werden Sie zurückberufen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort. Bis dahin werden Sie dort Gelegenheit nehmen, das Muſter aller Höfe, die hohe Sittlichkeit der erſten der Städte, die allbeglückende Freiheit des kräftigſten und ausdauerndſten der Völker, den biedern und wackern Sinn, die Geradheit und den Ernſt der Einzelnen, den feinen Kunſtſinn der Appelles und Praxiteles, die tiefe Gelehrſamkeit der Plato und Sokrates des dortigen Landes kennen zu lernen und bei dem allen die hohe Genialität der Regierung! In der That, ich beneide Sie um dieſer Reiſe willen. Der Himmel geleite Sie! Noch eines! Wenn Sie gegen irgend jemand von dem, was Sie jetzt von mir gehört haben, nur ein Wort erwähnen, -

ſo werden Sie mit den Dubliettes in Bekanntſchaft kommen!“

Dieſes Donnerwort, „Dubliettes“ erinnerte mich an die Gefahren, in welche ein einziges Wort mich bringen könnte, und ich benahm mich daher ſo, wie man ſich zu benehmen hat, wenn man Vertraun erwecken will. Der General ſchien auch nunmehr von meiner Ergebenheit vollſtändig überzeugt zu ſeyn, und ergriff meine Hand.

„Ich gebe Ihnen noch einen Auftrag, beſter Freund!“ fing er an, „den Sie gewiß gut, mit Gewandheit und Geſchicklichkeit ausführen werden. Sie ſollen nemlich in Paris über den Geſandten unſers Hofes eine geheime Aufſicht führen. Es iſt dieſem Herrn nicht zu trauen, und nach mehreren Berichten, die er eingeſandt hat, ſcheint er bereits zu ſehr von dem franzöſiſchen Hofe gewonnen und eingenommen zu ſeyn. Wir ſehen den Plan, der dort geſchmiedet wird, recht gut ein; Satrapen franzöſiſcher Willkühr ſollen wir werden, allein der Anſtand und der Vortheil erfordern es doch, daß wir uns dagegen ſo lange wehren, als es möglich iſt. Was Sie bemerken, das berichten Sie über dieſen Gegenſtand, unter der Adreſſe, welche ich Ihnen hier überreiche, und es wird Ihnen ein Zuſchuß von fünfhundert Franken monatlich für dieſes wichtige Nebengeſchäft werden. Sind Sie damit zufrieden?“

— Vollkommen! — erwiederte ich, und zog denn bald als geheimer Spion unſerer geheimen Polizei nach Frankreich ab.

In Paris gefiel es mir ganz wohl; denn wer dort Geld hat, der kann da ſo recht eigentlich nach dem Sprichwort, nemlich wie Gott in Frankreich, leben. Unſer Geſandter machte ein ſehr höfliſches, alſo aufrichtiges Geſicht, als ich mich bei ihm präſentirte, und er ließ mich nachher ſogleich zu einem freundſchaftlichen Abendmahl einladen, wo denn ſeine Gemahlin überaus artig gegen mich war, nebenbei aber auch die franzöſiſchen Spione, welche mitgeladen waren, auf jedes meiner Worte paßten. Nachdem die Geſellſchaft nun gehörig eingeladen hatte, blickte der natürliche Sinn, welcher ſo recht eigentlich ſich nicht tödten läßt, wenigſtens proviſoriſch wieder durch, und von allen Ecken hörte ich Reden darüber, daß unſer allerfürtrefflichſter, theuer bezahlte Fürſt unvermögend ſey, ein Land zu regieren, und alſo unter die Vormundſchaft des ewigen Reiches genommen werden müſſe. Ewig ſey dieſes Reich um deswillen, weil es die reine Wahrheit als ſeine Grundpfeiler habe.

Daß ich in einem fremden Lande auf derlei Reden gar nichts erwiederte, das war wohl ſehr natürlich, ſo wie denn überhaupt Schweigen die beſte Weisheit iſt, denn das Schweigen führt zu dem Errathen, wo der Phantaſie ein groſer Spielraum übrig bleibt. Alle Pfeile des Scherzes und der Satyre, welche zuletzt etwas plump wurden, glitten an mir ab, und die noble Geſellſchaft erkannte mich zuletzt für einen wahren Deutſchen, alſo für ein unbehülfliches Thier, welches gut zu Tiſch und Bette iſt, an. Als unſchädlich ließ man mich daher laufen, und eben das wollte ich haben. Sonach hatte ich einen freien Wanderpaß durch Paris, und wurde für einen nordiſchen Bären betrachtet, dem es ein Vergnügen machen ſolle, in dem überglücklichen Paris ſein Geld zu verzehren.

Bei dieſer nordiſchen Rohheit, welche in meinem Vaterlande als überfeine Lebensart galt — ſo verſchieden ſind die Sitten der Völker! — befand ich mich ſehr wohl, zumal ich überall, wo ich erſchien, that, als wenn ich mit der franzöſiſchen Sprache nicht ſo recht fertig werden könne. Eigentlich war dem auch wirklich ſo. Ich hatte nemlich das Franzöſiſch aus dem Siècle de Louis quatorze mir einprügeln laſſen; jetzt aber wurde in den Hofzirkeln eine mir ganz unverſtändige Kaſernenſprache, mitunter auch, wenn der Ton artig ſeyn ſollte, eine Hallenſprache geſprochen, was ich denn alles nicht verſtand. Anfänglich glaubte ich, daß ich ein Dummkopf ſey, und mein ehemaliger franzöſiſcher Sprachmeiſter ein noch größerer; nach und nach aber merkte ich wohl, daß ich in der perennirenden Nobleſſe mit Schaden gethan haben würde, wenn ich in dem modernen, bald aber modernden Franzöſiſch Unterricht genommen hätte, und darum blieb ich bei meinem Gargon, der an die Troubadours erinnert. Die Neulinge, welche, wie gewöhnlich, die größten Schreier ſind, und wie die Heringe faul werden, wenn ſie lange liegen, beneideten mich darum, daß ich eine göttliche Keckheit hätte, und um ſie zu entſchuldigen oder auszuweiſen, behaupteten ſie, ich müſſe in eine alte Uniform geſteckt werden, damit ich auf dem dortigen großen Welttheater vollſtändig ſey.

Von der Pariſer Polizei wird viel Rühmens gemacht; allein ſie kam mir vor, als wenn ſie in die Schule erſt gehe. Denn, war ein Unglück geſchehen, ſo war ſie gleich bei der Hand, um zu beweiſen, daß ſie Uniform trage, und ſalarirt werde; ein Unglück aber zu verhüten, — ſo weit war ſie noch nicht gekommen. Zwar ſoll dieſes die beliebte Methode in vieler Herren Ländern ſeyn, worüber man nur eigentlich nicht reden darf, wenn man nicht für einen Nichtswürdigen ausgeſchrien ſeyn will; allein einſtmals war ich denn doch mit dieſer hochgerühmten Pariſer Polizei höchſt unzufrieden.

Es hieß nemlich auf einmal: der Kaiſer werde gegen Abend heimkehren von ſeinen nordiſchen Siegen, und von ſeinen politiſchen Querzügen. Dieſes veranlaßte mich, ſchon nach der Mittagsmahlzeit nach der Barriere hin zu laufen, wo ich, einige Rippenſtöße abgerechnet, auch glücklich ankam. Bald kamen auch die Vorläufer des Siegers, nemlich Poſtillione, der Schreiber und der Schriftſetzer des Moniteurs, eine Parthie Gensd'armen, der fliegende Hofpoſt, mehrere Marketänderinnen, und dann folgte in offnem Wagen der große Kunſtkenner, Denon, hinter welchen ein ganzer Zug von Wagen mit Kiſten und Kaſten, worin große Kunſtſchätze aller Art ſeyn ſollten, folgte. Alle dieſe Wagen waren, in Ermangelung der Lorbeerzweige, die im Norden dermalen nicht recht wachſen wollten, mit Brenneſſeln und Diſteln geſchmückt, was ſich ganz niedlich ausnahm.

Gegen Abend wurde der Zug der Wagen immer raſcher und gedrängter. Ich hatte eben einen Patrioten beim Arm, der mir das Schnupftuch hatte aus der Taſche ziehen wollen, als ein wieherndes Gebrüll um mich her entſtand. Der Kaiſer war nemlich eben an uns durchgefahren. Ich indeſſen, mit meinem Taſchendieb beſchäftigt, hatte leider! den Kaiſer nun nicht geſehn, ein anderes leider! trat aber ſogleich hinzu, denn eine Maſſe von Menſchen umringte mich, und drohete, mich mit Füßen zu treten. „Er iſt ein Verräther! Er iſt ein Feind des Landes! Er hat nicht vive l'empereur! gerufen! Er hat den Hut nicht geſchwenkt!“ rief es aus tauſend Stimmen. Ich Aermſter ſchwankte zwiſchen meiner Rettung und der Beſtrafung des Taſchendiebes, als ein Policeidiener ſich an mich drängte, und Ruhe im Namen des Kaiſers befahl.

Dieſem guten Manne trug ich nun meine Sache vor, und der Taſchendieb, den ich immer noch beim Arm hatte, erzählte nun in einem Strom der Rede, dem ich nicht folgen konnte, er habe allerdings nach meinem Taſchentuch gegriffen, aber blos, ſich die Freudenthränen zu trocknen, als er den Kaiſer ankommen geſehn, und dieſes werde ihm hoffentlich niemand verwehren können.

Der Polizeidiener klopfte dem Spitzbuben auf die Schulter, gab ihm vollkommen Recht, ich aber wurde vor den Polizeidirector geführt, und kam als Fremder für dieſesmal mit zwanzig Franken Geldſtrafe dafür los, daß ich die freiwillig-nothwendigen Beweiſe der Ehrerbietung nicht abgelegt hatte.

Am Abend war die Stadt erleuchtet. Ich ſpreche nicht von den drolligen, hochkomiſchen, burleſken Einſchriften, denn burleſk kann man doch dasjenige nennen, wo der Kontraſt am auffallendſten iſt, wo die gute, ehrliche Wahrheit ſo genothzüchtigt wird, daß Gaſſenbuben es bemerken müſſen. Eben ſo wenig ſpreche ich von den Liederlichkeiten, zu welchen dieſe myſtiſche Illumination eine anſtändige Veranlaſſung gab, denn nun durften doch Bälle, Theegeſellſchaften und dergleichen Allotria mehr ſich ordnen, wo denn Spiel und Tanz allenfalls auch ein Glas Punſch mehr als gewöhnlich. Die alten, herkömmlichen Brücken waren, um über den langſamen, gar nicht lieblich ſtrömenden Fluß der Zucht und Ordnung hinweg, in die gegenüber gelegenen, lachenden Gefilde der vornehmen Liederlichkeit zu ſchreiten. So etwas ſteckt an, wie der Schnupfen, und ich hörte einige Matronen, welche den Keuchhuſten vergebens zu verbergen ſuchten, ſagen, als die Töchterchen auf den Brücken lenderten: wir ſind ja auch jung geweſen; mag die Jugend doch genießen, ſo lange ſie jung iſt! — Bei dem Anſtecken fällt mir wieder ein, daß ich auch von der Manie angeſteckt wurde, denn, ich lenderte auch mit einer Bekanntſchaft von heute über den Fluß der Zucht und Ordnung hinweg in die lachenden Gefilde nobler Genialität und Freiheit. Daß dabei ewige Liebe verſprochen wurde, ganz ſo, wie die großen Herren bei Friedensverträgen ewige Treue und unverbrüchliche Wahrheit ſich gewähren, das verſteht ſich von ſelbſt. Das Gewähren iſt aber dermalen eine ſo mißliche Sache geworden, daß man dieſes veraltete Wort nur noch als bon mot, alſo als franzöſiſch falſches Wort, gebraucht. Darum, lieben Kinder in unſerer höchſt frommen Gemeine, hütet euch vor dem Gewähren.

Meine Art von Gewähren war übrigens ohne alle Folgen. Denn, als ich meine Pflichten, ſogar mit einigem phantaſtiſchen Eifer, erfüllt hatte, und nun, nüchtern geworden, an die Rückkehr und an die Entfeſſelung dachte, ſagte ich ſcherzend: adieu!

mon plaisir!“ Dieſer Ausdruck, den ich gern zurückgenommen hätte, wurde andererſeits mit einem kichernden Gelächter angenommen, man war alſo ſchon an dieſe allzuſpäten Seufzer gewöhnt, und ich war froh, noch das liebe Leben aus den paradieſiſchen Gegenden jenſeits des Fluſſes, Zucht und Ordnung, wieder mit herüber zu bringen. Das Plaiſir, einmal der thorhafteſte aller Thoren geweſen zu ſeyn, mußte ich in vieler Hinſicht theuer bezahlen; das einzige, was nicht darunter litt, war meine Renommee, und daher konnte ich mich denn alſo auch beruhigen, und bei meiner diplomatiſchen Beſchäftigung — — die Leſebibliotheken in Nahrung ſetzen! —

Meine Geſandtſchaftsreiſe endigte ſich, wie die mehreſten Geſandtſchaftsreiſen, damit, daß ich — nichts ausgerichtet hatte, und daß ich, zu unausſprechlicher Freude des Landes, eine Menge Geld in fremdem Lande hatte über die Schulter ſpringen laſſen. Bei dieſem Geldaufwand fällt mir ein, daß die erſten Diplomatiker des Hofes, welche ſich auf meinen warmen Schornſtein geſetzt hatten, jetzt zwickten und pickten, damit ich keine Erfüllung der Verſprechungen und Verheißungen fordern, alſo nicht bäueriſch und ungezogen werden möchte. Solche große Herren encanailliren ſich nicht gern, ſobald ſie die Hand nicht mehr aufmachen können und dagegen die Achſel zucken müſſen; daher wurde ich denn auch en canaille tractirt, und meine, in der That ſchön abgerundeten Noten, wurden à la chemise genommen. — Zu meiner Ehre muß ich es bekennen, daſ ich noch einige Ambition, welche übrigen damals unter die verlegenen Waaren gehört in mir fühlte, und ich ſagte daher, mir nichts, dir nichts, valet, um daheim den Rapport abzuſtatten, daß ich — nichts ausgerichtet hätte. Es iſt ganz in der Ordnung, daß ich für dieſe negative Handlung mit neuen Ehrenzeichen überhäuft werden mußte, und eben ſo liegt es in der officiellen, beſonders in der adlichen Natur, daß ich jetzt mit einem großen, hohen, vornehmen Blick ,das Volk unter mir belächelte, und durch ein zwangsvolles Schweigen — mir Würde gab! Was ein geheimnißvolles Schweigen, verbunden mit einem hochwürdigen Blick, vermag, das wird mancher ſtolze Dummkopf, der ſich zuletzt eben durch dieſe Mittel davon überzeugt, daß er kein Dummkopf ſey, wohl wiſſen! Das Sprechen iſt gar keine Kunſt, aber das Schweigen, das Schweigen, und der ſtolze Gang! Manchen ſolchen Vornehmen, wenn man ihm rothe Strümpfe anzöge, ihm eine Stange Siegellack in den Mund gäb, und ihn dann auf einer Wieſe ſich ergehen ließ, ſollte man aus der Ferne in der That für einen Storch halten.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Gute Vorſchläge für die feine Welt.

Ich war jetzt im Begriff, den allertollſten Streich zu begehen, den ein Menſch nur begehen kann. Das ganze Tagewerk des Menſchen, der etwas Großes in ſich fühlt, beſteht freilich, wie man am Abend recht gut einſieht, aus lauter tollen Streichen, und je toller, je beſſer und größer, heißt es denn in der großen Welt. Zu den tollen Streichen rechne ich unter andern, wenn man ſich in eine Uniform, oder dergleichen um der Uniform willen, oder um den Bauertölpeln imponiren zu können, verliebt; wenn man ein großes Glück darin findet, von den Großen der Erde mit einem gnädigen Lächeln ungnädig behandelt zu werden; wenn man nicht ruhig dafür ſchlafen kann, daß ein Kleinſtädter das „Ew. Hochwohlgeboren“ und den „unterthänigen Diener“ ausließ; wenn man um Zeitungsnachrichten willen, um politiſche Syſteme und Patriotismus mit andern in Streit geräth; wenn man in Gemeinſchaft mit Juden Speculationen unternimmt, oder Kaufleuten ſein Geld anvertraut; wenn man Häuſer baut, und ſeine Freude darin findet, den guten, gaſtfreien Wirth zu machen; wenn man Schriftſteller ſeyn will um der Ehre wegen, oder um ſeinen Namen gedruckt zu ſehen; wenn man das Urtheil des Publici und Recenſenten für Evangelien nimmt, und jedem Menſchen es recht machen will; — und alle dergleichen Abgeſchmacktheiten mehr. — Was nun aber der tollſte Streich iſt, welchen ein Menſch begehn kann, das wird jeder wiſſen, der ihn gemacht hat, und der ſich einige Lebenserfahrung ſammelte. Es iſt nemlich kein anderer, als die kleine Naivetät, die Nativität zu privilegiren, alſo — ſich zu verheirathen. Daß dieſes geſchieht, das iſt nun einmal entweder Epidemie der Jugend, oder Inſtinct, oder Hang zu der Bequemlichkeit. Gegen das alles läßt ſich um ſo weniger etwas ſagen, da die Staaten es für nothwendig geachtet haben, der beſſern Bevölkerung wegen, damit wieder mehrere Menſchen gepreßt und todt geſchlagen werden können, dieſen jugendlichen Leichtſinn der jugendlichen Erdenſöhne zu unterſtüzen, denn es iſt bekannt, daß die privilegirte Fruchtbarkeit erſt in der Ehe, oder in Kriegeszeiten, wo alles va banque ſteht, eintritt. Allein der allertollſte Streich, auf den ich jezt wieder zurückkommen muß, iſt denn doch wohl der, wenn man ein abgeſetztes Hoffräulein, dem der regierende Herr eine gute Ausſteuer, und nebenbei dem künftigen Ehemann eine gute Pfründe anweiſen will, in das dreiſchläfrige Ehebett führen zu wollen wagt.

Ein ſolcher Wagehals war, zu meiner Schande will ich es geſtehn, ich ſelbſt. Zu meiner Ehrenrettung aber muß ich zugleich bemerken, daß ich ſo recht eigentlich dazu kam, wie das unſchuldige Kammermädchen zum Kinde, oder wie der junge, pauckluſtige Pfarrer zu der Quarre. Fräulein ... ſ ... war nemlich ſo gütig gegen mich, daß ich, wie bei dergleichen Gelegenheiten es in der Regel der Fall iſt, in der Falle war, ohne zu wiſſen, daß eine Falle aufgeſtellt ſey, und um mich nun mit Anſtand herauszuziehn, mußte ich den Anſtand beobachten.

das heißt, ich mußte den Gott mit der umgeſtürzten Fackel für meinen künftigen Schutzpatron erklären, und dabei ein freundliches Geſicht machen, wenn ich auch freilich lieber den fatalen Hymen — ſo heißt, glaube ich, der Bube — zu allen Teufeln gewünſcht hätte. Wie es gekommen war, daß ich „Z“ ſagen mußte, da ich „A“ geſagt hatte, das kann man unter hundert Schlafkammern in neun und neunzig tagtäglich finden, wenn ſie ſonſt nicht verriegelt ſind, oder wenn der Vollmond nicht am Himmel ſteht. Genug, ich tröſtete mich zuletzt mit Gellerts Fabel, und hoffte, durch dieſen Fingerzeig der Vorſehung vielleicht noch einmal ein ordentlicher Menſch, das heißt ein Rockenknecht, ein ſanfter, lieber, hauptſächlich auch blinder Mann, und ein Wiegenpapa zu werden, der den Staat zum Teufel fahren läßt, wenn die Maſern unter der jungen Brut wüthen, und dem Peſtalozzi und ſo weiter größere Bilder ſind, als die Lumpe der griechiſchen und römiſchen Literatur.

„Ja,“ ſagte eines Abends meine Geliebte, nämlich Fräulein . . . ſ . . . zu mir, „Sie ſollen ſehen, mon cher! wir werden eine ſehr glückliche Ehe führen. Sie kennen die Welt, und ich bin auch ſchon unter Menſchen geweſen; — was wollen wir mehr? Werden wir da nicht mit einer reichen Erndte heimkehren?“

— Allerdings, meine Gnädige. Aber —

„Sie haben noch ein „Aber“ bei unſerer Liebe?“

— Laſſen wir doch die Liebe weg aus dem Handel. Wir ſind jetzt unter uns —

„Sie haben Recht. Ueberlaſſen wir die Liebe dem Pöbel. Abgeſchloſſen!“

— Abgeſchloſſen! —

„Fürtrefflich. Feine Intrique, ſage ich Ihnen, iſt ungleich nobler, als jenes bäueriſche Augenſpiel, jene langweiligen Seufzer und dergleichen. Man hat ordentlich Mühe, ſich die Darſtellungen, die Mimik auf dem Theater einzuſtudiren, um nöthigenfalls einmal davon Gebrauch machen zu können. Gottlob! in unſern Kreiſen iſt man aber bereits zu ſehr auf die Wahrheit zurückgekommen, als daß das Sentimentale nicht lächerlich, nicht bürgerlich ſeyn müßte. Aber, mon Dieu! Sie laſſen mich ganz allein reden?“

— Ich horche meiner großen Lehrerin zu —

„Betrachten Sie mich immer als Ihre Lehrerin, und Sie ſollen bequem durch das Leben getragen werden. Ihr Männer ſeht es ſelten ein, daß wir weit ſchlauer ſind als ihr, und daß wir, wenn es uns ſonſt beliebt, eurer Wohlweisheit Naſenſtüber geben können. Iſt es denn nicht weit bequemer, geführt zu werden, als ſelbſt zu führen?“

— Alles ſchön, fürtrefflich. Eine herrliche Zukunft lacht mir entgegen. Nur aufrichtig, meine Allergnädigſte, hier am Hofe fürchte ich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, manche Spöttelei —

„Von wem und worüber? Mein Püppchen! Man ſieht, daß Sie nicht am Hofe geboren und erzogen ſind! Hier wechſeln die Verhältniſſe; man würde für gemein, für unbrauchbar gehalten werden, wenn man nicht dem Leben alles abpreßte, was es darzubieten vermag, eben ſo wie unſer Finanzminiſter blos darum der hochbelobte iſt, weil er dem Lande abzupreſſen weiß, was es nur irgend vermag. Doch, wie Sie wollen. Sie ſehen, ich füge mich in Ihre Launen. In gewiſſer Hinſicht haben Sie Recht. Man wird immer älter, am Hofe aber niemals reicher. Reich kann man nur in der Provinz werden. Da ſind die Menſchen noch viel zu ehrlich, als daß ſie ſich nicht eine große Ehre daraus machen ſollten, dem Hochmögenden den ſauren Schweiß vieler Jahre pflichtſchuldigſt anzubieten. Wollen Sie alſo Präfect werden? Ich glaube, das machen zu können.“

Dieſe Idee gefiel mir, und ich ging darauf ein. So ein Mann, dachte ich mir, iſt als ein kleiner König zu betrachten, denn er ſteht mit den Miniſter in dem bekannten Verhältniß: „vergebet, ſo wird euch vergeben,“ und in der Provinz, dachte ich mir übrigens, würde ich meine Zukünftige auch mit mehrerem Anſtand einführen können, da dort alles, was aus der Reſidenz kommt, für Engel des Lichts gehalten wird, ſelbſt Putzmacherinnen, Wäſcherinnen und reiſende Offizier-Damen. Der römiſche Prätor, der übrigens ſehr freigebig mit ſeiner Restitutio in integrum iſt, verweigert dieſen Ablaß freilich einem Geſuch, welches gerade mein zukünftiges Eheverhältniß betraf; allein theils meinte ich, daß in der Provinz die Quasi-delicta nicht ſo genau bekannt ſeyn würden, theils komme darauf gar nichts mehr an, da die jetzigen deutſchen Puriſten keine Demoiſellen mehr, ſondern nur noch Jungfrauen hätten, und was dem einen recht iſt, das iſt dem andern billig!

Meine Speculationen für die Zukunft, die mehr kaufmänniſch, als ehrlich, alſo honett waren, wurden durch einen kleinen, höchſt unbedeutenden Umſtand unterbrochen. Doch, da dieſer Umſtand in der Folge wichtiger wurde, ſo muß ich wohl damit einen beſondern Abſchnitt anfangen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die Flucht nach Egypten.

Unſer allertheuerſter Monarch nemlich hatte wohl davon gehört, daß einige Perſonen weit hin am Eispol, wie der Kriegsminiſter dem Durchlauchtigſten vortrug, ſich gerüſtet hatten, die ganze Sippſchaft, zu welcher der König gehörte, mit Krieg zu überziehen; allein dieſer Bericht war auf ſich beruhen geblieben. „Lari, fari!“ hatte der König erwiedert, „gehn Sie mir weg mit allen Beſorgniſſen der Art. Dafür habe ich meinen großen Herrn Bruder; der wird es ſchon machen, und die Herrlein werden ſich ſchön die Finger verbrennen. Meine Truppen habe ich auch meinem Bruder gegeben, und Sie wiſſen, wie ſehr er dafür ſorgt, daß die Hülfsvölker Gelegenheit bekommen, Ruhm zu erwerben und Pulver zu riechen. Mancher, freilich, kommt bei der Gelegenheit um, allein, die Ehre abgerechnet, ſo ſteht ſich die Kriegskaſſe dabei auch nicht übel, denn der rückſtändige Sold fällt zurück, und je ſtärker die neuen Aushebungen ſeyn müſſen, deſto mehr gebe ich meinen wohl verdienten Staatsdienern Gelegenheit, ihre Umſtände zu arrangiren. Sprechen Sie mir nicht wieder vom Kriege; er iſt mir langweilig, unerträglich iſt er mir geworden. Ich will jetzt ein Bad nehmen; adieu! Stören Sie mich nicht im Regieren!“

Bei ſo bewandten Umſtänden hatte denn auch der Kriegsminiſter pflichtſchuldigſt keine Anſtalten zu einer Bewaffnung getroffen, ſofern eine Vertheidigung des Landes nöthig ſeyn ſollte, und es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß Zeitungsnachrichten, welche nicht von dem Ruhm und Siege der dieſſeitigen Truppen ſprachen, die Gränze nicht paſſiren durften. Ich war Patriot genug, den Zeitungsnachrichten, welche wir zu leſen bekamen, Glauben beyzumeſſen, und hatte mir die Mühe gegeben, aus den einzelnen Armeeberichten ſeit fünf Monaten die Zahl der gebliebenen Feinde, und die Zahl der Meilen, welche unſere ſiegreiche Armee vorgerückt war, zuſammen zu zählen. Da fand ich denn zu meinem großen Leidweſen, daß die ganze waffenfähige Mannſchaft der nördlichen Hemiſphäre bereits niedergehauen ſey, zu meiner großen Freude fand ich aber auch, daß unſere Truppen bereits Weltumſegler geworden waren; denn nach meiner Berechnung und Zuſammenzählung der Meilen,

welche unſere Braven Zug auf Zug immer vorgerückt waren, hatten ſie nunmehr ſchon längſt den Eispol paſſirt, und waren in unbekannten Regionen, welche nun, wie ich wünſchte, in der nächſten Leipziger Meſſe in hundert verſchiedenen wahrhaften Reiſebeſchrei-
bungen unter hundert verſchiedenen, aufrich-
igen, entſprechenden Titeln, geſchildert wer-
en würden.

Ich war eben im Pallaſt, um, wo möglich, zu erfahren zu ſuchen, was der Leibarzt zu dem Bauchgrimmen meine, welches geſtern Abend bei dem Boullote den Durchlauchtigſten befallen hatte, und welches
hn nöthigte, mit einigen beſorgten Hofda-
nen ſich in die innern Gemächer zurück zu
iehn, als ein ſehr ungebührliches Lermen
raußen entſtand. Bleich und athemlos
ürzte der tapfere Major der Hofwache her-

ein, ihm folgte mit unnachahmlicher Mäßigung der geheime Ceremonienmeiſter, der es zwar ſehr übel aufzunehmen ſchien, daß der Mundloch ihn im wahren Sinne des Worts überrennte, der aber denn doch für den Augenblick ſchwieg. Jetzt folgte ein Rudel Kammerherren und Hausoffiziere, und der Anſtand wurde ſo wenig beobachtet, daß mehrere Pallaſtdamen, ohne degorgirt zu ſeyn, hereintrippelten.

Aber was iſt's denn? Was giebt's denn? — fragte ich einen nach dem andern, und es wollte mir dennoch niemand Rede geſtehn. Endlich erſchien der Chef der hohen Polizei, und er löſete alle Zungen, indem er verzweiflungsvoll ausrief, und dabei den Degen abſchnallen zu wollen ſchien: „Mein Reich iſt zu Ende; ich lege meine Gewalt in die Hände des Herrn. Die Koſacken ſind vor den Thoren, und mit ſolchem Pöbel, der die böſe Luſt zu ermuthigen hat, mag ich nichts zu thun haben. Wenn die Luft wieder rein iſt, will ich mein Amt wieder antreten, ſofern der Rücken gedeckt iſt. Jetzt — „adieu! mon plaisir!“ damit ſtellte er den Degen in ein Fenſter.

Alles erholte ſich, und athmete freier. Ich ſtand von dem Chef der hohen Polizei nicht weit entfernt, bewunderte den ſchönen Ehrenſäbel, machte ſchon meine Speculation im Stillen, denn beiläufig geſagt, unſer Hof konnte der Speculationshof heißen, und fragte den furchtbaren Großinquiſiter: „iſt die Klinge geſchliffen?“

— Wiſſen Sie denn immer noch nicht daß man in dieſem Lande nur ungeſchliffen durchkommt? — warf er mir hin und kräuſelte die Reſte ſeines Haars, nemlich des Haupthaars. Daß ich das eigentlich unanſtändige „nemlich“ indem es den Dummen auf ſeine Dummheit hinweiſet, hinzuſetze, das kommt daher, weil ſonſt Mißdeutungen entſtehen könnten, da auch anderer ehrlicher Leute Kinder bei öffentlichen Gelegenheiten gelegentlich das Haar in dem air degagé kräuſeln, jedoch nicht das Haupthaar. Ich liebe die Wahrheit, und als Ehrenrettung war ich dieſe Erklärung meinem Chef der hohen Polizei ſchuldig. Wenn ich ihn ſo eben „meinen Chef“ genannt habe, ſo könnte das Wort „mein“ welches in unſerm Reich, als Privateigenthum Kontrebande war, mir wiederum falſch ausgelegt werden, und darum bemerke ich hierdurch ausdrücklich, daß das „mein“ von der Anſicht der Hoheit betrachtet, in dieſen ſchwerfälligen Zeiten unter die Subſtantiva, dermalen Hauptwörter, welche generis communis ſind, und welche man alſo nach ſeiner eignen Laune mißhandeln kann, ſo viel man will, gehörte.

Genug der Randgloſſen, welche ein Biograph, der ſeinen Helden nie geſehn, geſchweige kennen gelernt hat, weit zierlicher und glaublicher darthun wird!

Endlich wagte es einer der Leibärzte, in das Gemach des Monarchen zu dringen. Wenn ich ſage, einer der Leibärzte, ſo habe ich recht geſagt, denn mancher große Herr hat wohl für jedes Gericht einen beſondern Koch. Unſer große Herr aber hatte für jede Krankheit einen beſondern Arzt. Eigentlich freilich hätte er ſich beſondere Chirurgen anſchaffen ſollen, da ſeine Krankheiten mehrentheils nur äußerlich waren. Niemand kann zweien Herren dienen, und eben ſo wenig, als ein Miniſter des Innern zugleich ein guter Kriegsminiſter oder Kabinetsminiſter ſeyn kann, eben ſo wenig mag auch ein Arzt. der von den Vapeurs die Witterung davon hat, was den Gevatter Apotheker am beſten in Nahrung ſetze. zugleich die Brüche und Ausbrüche aller Art mit derſelben koſtſpieligen Sorgfalt verpflegen und hinhalten können.

Genug, dieſer eine der Leibärzte, der jetzt viel galt. indem er eine Kaufmannstochter ſich hatte antrauen laſſen. und alſo ein Halbſchwager des Gottes Merkur war, woraus allerhöchſten Orts ein großes Vertraun entnommen wurde. ging mit jener göttlichen Kühnheit, welche dem Arzt wohl anſteht, in das Gemach des Durchlauchtigſten. Eine ſchwere Stille ruhte auf der Verſammlung, und es gab Perſonen unter uns, welche in dieſem Augenblick ganz aufrichtig zu wünſchen ſchienen, daß die Sache jetzt recht bunt über gehn möchte, da ſie wohl einſahen, daß ſie nicht zu ihren Rechnungen kommen konnten, und da ſie wohl wußten, daß man ſich nicht beſſer rechtfertigen kann, als wenn man es dahin zu bringen vermag, die Sünden, welche man ſelbſt begangen, dem Höhern in die Schuhe zu ſchieben, der ſich nicht mehr zu vertheidigen oder aufzuweiſen im Stande iſt.

Der Lerm draußen wurde indeſſen immer größer, und die Urtheile, Meinungen und Befürchtungen im Innern immer freier, dreiſter und unverſchämter. Mancher ſprach ſchon davon, daß bei ſo bewandten Umſtänden es das beſte ſey, die Füße in die Hand zu nehmen, vorher aber zuzugreifen, denn am folgenden Morgen ärgere man ſich jedesmal, bei dem Kehraus nicht mit getanzt zu haben. Vorläufig aber ſchien denn doch ein jeder abwarten zu wollen, was im Allerheiligſten des Tempels Salomonis, alſo in den innern Gemächern des Monarchen, abgehandelt und beſchloſſen werde. Dieſe Vergleichung mit dem Tempel Salomonis iſt ganz an ihrer Stelle, denn eben ſo, wie das Volk Iſrael ein erbarmungswürdiges Volk von Hungerleidern war, während Salomo, der ſogenannte König, einen prachtvollen Tempel aufführete, eben ſo war unſer Land in freiwillig patriotiſcher Armuth, während am Hofe eine aſiatiſche Pracht herrſchte. Eben ſo wie König Salomo an ſeinen Harem einige Dreyer verwendete, eben ſo verwendete unſer Hochgnädigſter an den ſeinigen Klöſter, Stifter, und dergleichen zeitliche Thränen und Seufzer mehr. Eben ſo, wie niemand in das Allerheiligſte des Tempels Salomonis kam, eben ſo wurde auch unſerm ſogenannten Volk eine Oſtentation gemacht. Dieſe nahe Verwandtſchaft mit Salomo mochte es auch wohl ſeyn, daß unſer gnädige Herr die Ebräer – man iſt in der That in Verlegenheit, wie man ſie jetzt nennen ſoll – einer ganz vorzüglichen Würdigung werth fand. Das einzige muß ich nur bemerken, daß die Vergleichung zwiſchen ihm und Salomo um deswillen hinkt, weil Salomo Sprichwörter ſchrieb, er aber zum Sprichwort wurde.

Doch, ich werde in der That ſo langweilig, wie unſer Königreich zuletzt wurde. Genug, es wurde nach einer halben Stunde des ängſtlichſten Harrens aus dem Allerheiligſten dem Hofſtaat heraus gerufen: „Der Durchlauchtigſte verbitte ſich jetzt den Beſuch der Koſacken, denn er ſitze ſo eben im Bade.“ Ein großer Theil der Verſammlung des Hofes faßte bei dieſer tröſtenden Antwort wieder neuen Muth, und dieſer wuchs, als ein Geheimſchreiber für den Moniteur erſchien, welcher bedeutungsvoll auf ein Papier wies, welches eben als ein Extra-Blatt gepreßt werden ſollte.

Allein die ungeziemenden Koſacken gingen auch extra, und ſogar ein Polizey-Gensd'arme wagte es, herein zu ſtürzen, mit der Nachricht, die bärtigen Menſchen, von denen doch noch kürzlich geleſen worden, daß es eine Schande ſey, mit ihnen fechten zu müſſen, wären bereits vor dem Thor.

„Ei!“ ſagte hier ein Militair, mit einigen Orden umhangen, „wenn das eine Schande iſt, mit ſolchen Leuten zu fechten, ſo wäre es ja ſchändlich von uns, wenn wir ihnen Widerſtand leiſten wollten. Meine Herren Soldaten, wir wollen daher der öffentlichen Meinung des öffentlichen Blattes folgen, und auf einen anſtändigen Rückzug denken. Adieu, Messieurs, mes Dames!“

Damit entfernte ſich denn im nu! alles, was den Degen trug, und wie übrigen ſahen wohl ein, daß man verlaſſen genug iſt, wenn man in Zeiten der Noth auf eine zwangsvolle Soldateſka ſich verläßt. Was war aber zu machen?

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ich nehme den ſpießbürgerlichen Rath an.

Nicht ein Augenblick war mehr zu verlieren. Unſer Allerfürtrefflichſter wurde aus der Kalbfleiſchbrühe genommen, in einen Wagen gepackt, und dahin ging es, immer dem Süden zu, nach dem ſich die Völker eben ſo gut drängen, als die ganze Erde einen Drang dahin bekommen haben ſoll. Vielleicht liegt in dieſer geoſtatiſchen Prognoſtick etwas Wahres ſofern nemlich das Hypomochleon der Erdachſe die negative Senſibilität der Menſchen hat; denn das jetzige Strömen der Menſchen nach dem Süden könnte leicht ein Uebergewicht geben, welches dem Norden das Waſſer, und das damit verbundene Ungeziefer entzieht.

Doch, ich bin eigentlich zu ſchnell darüber hinweggekommen, wie unſer Monarch uns entzogen wurde, denn wenn auch an ſich dieſer Act vielleicht der ſchnellſte ſeines Lebens war, ſo iſt doch wohl zu erwarten, daß er, ehe er in den Wagen ſtieg, noch etwas geſagt, gethan, angeordnet haben würde. Dem war denn auch wirklich ſo. Er ſagte nemlich: Adieu! mon plaisir! er that das, was jeder ſterbliche Menſch ſelbſt thun muß, und er ordnete an, daß er bei gelegener Zeit, wenn die Langeweile ihn antrete, das Geſindel, welches ihn jetzt heimſuche, vertreiben wolle. Bis dahin möge jeder von Seiten des Hofes ſeiner höchſten Huld verſichert ſeyn. In ſeinem großen Herzen habe er die Liebe und Zärtichkeit, das Anneigen und die Ergebung, die Dienſtbereitwilligkeit, Devotion, Hinwerfung und hauptſächlich auch die noble Wegwerfung einer großen Menge ſeiner guten Staatsdiener eingetragen. Wie väterlich er für ſein Land geſorgt habe, das werde die Folge lehren, indem der Feind, wenn man zum Scherz dieſe Parthie, welche ihn jetzt etwas raſch aus dem Bade gebracht habe, als Feind nennen wolle, in das leere Neſt komme.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen, ſagt ein altes Sprichwort; ſo war denn auch der größte Theil von uns mit dieſem Abſchiede nicht zufrieden. Wir ſahen, unſer Gebieter war in decadente domo, und wer da nicht mit klingender Münze den Leuten den Mund ſtopfen kann, dem rechnen ſie die frühern Illuminationen, Contributionen, freiwilligen Beiträge und dergleichen moderne Erfindungen mehr als ein Agio an, welches nie als Agio anerkannt wird, da die Münze von Natur leicht war. Der größte Theil des Hofſtaates war daher mit der ſchnellen Abreiſe des Herrn von „Mir nichts, dir nichts!“ wie man zu meinem größten officiellen Kummer den Gebieter jetzt nannte, nicht zufrieden, und folgte ihm auf den Ferſen. Ihm in dieſer Hinſicht zu folgen, das war eigentlich ſehr ſchwer, denn er war leicht, wie ein halber Louisd'or, alſo konnte er nicht ſo leicht im Koth ſtecken bleiben, oder wenn er ſtecken blieb, ſo wurde er nicht bemerkt; dazu kam, daß er, auf die Abreiſe gar nicht vorbereitet, ſondern nur ſo in den Wagen geſchoben, wie er denn auch früherhin einen Gefallen daran gefunden, hatte, geſchoben zu werden, durchaus nichts mit genommen hatte, was zu dem Brechen einer Achſe Veranlaſſung geben konnte. Denn baar Geld pflegte der Monarch nicht in ſeiner Kaſſe zu haben, blos aus Furcht, Spitzbuben möchten einbrechen, und ſeinen Finanzminiſter in Verlegenheit ſetzen; die Staatspapiere, deren noch eine ganze Parthie vorräthig war, das wußte er, die galten über der Gränze nur dem Käſekrämer im Gewicht; Juwelen und dergleichen waren nicht gleich bei der Hand, und die Liebe und die Seegnungen des Volkes, welche er mit auf den Weg nahm — ach! das iſt überall eine ſo leichte Waare, daß eine Mücke dieſe hochgerühmte Beglückung von vielen Millionen zieht.

Demohngeachtet aber folgte ihm doch auf dieſem Leichenzuge, der mit einem jüdiſchen viel ähnliches hatte, indem er im

Sturmſchritt ging, die ganze Rotte Korah, nemlich die Leibpferde, die Tänzerinnen, ein Theil der Hofdamen, ein Theil des Hausperſonals, die Jagdhunde, die Gensd'armen, die geheime Polizei, einige Iſraeliten, zwei Runkelrübenfabrikanten, ein Staatspapierfabrikant, zwei Ofenheizer, drei Staatseinheizer, die Wäſcherinnen und dergleichen Subjecte nicht mit gerechnet. Alle dieſe Perſonen ſchienen nicht ſowohl aus Anhänglichkeit an den hohen Flüchtling ihm zu folgen, da ſie beſtimmt eine Averſion vor dem Hängen hatten, als, weil ſie glaubten, dieſe pittoreſke Luſtreiſe werde ihnen ſpäterhin gut bekommen.

Ein Narr macht mehr Narren, und ich muß in der That bekennen, daß ich auch ſchon im Begriff war, die Parthie mit zu machen. Meine Zukünftige, wenn ſich die

Leſer derſelben noch erinnern, nemlich mehrberühmtes Fräulein ...f...., hielt mich davon zurück. Ich ließ mir ihre Gründe vortragen, ich erwog ſie, ich fand wiederum, daß das weibliche Geſchlecht mit ſeiner Ruhe, über welche man mitunter wüthend werden möchte, weiter ſieht, und richtiger urtheilt, als die männlichen Hitzköpfe, und ich blieb.

„Warum wollen Sie den Monarchen begleiten,“ ſagte ſie „und wohin? Sehen Sie es nicht ein, mein Beſter, daß, wenn die Scheingröße einmal einen Stoß bekommen hat, ſie nie wieder emporzuklimmen vermag? Geben Sie Acht, alle diejenigen, welche ihr Schickſal an jenes des feigherzigen Flüchtlings hängen, werden bald hier in ihrem Vaterlande verleumdet, verflucht werden, — und warum? Weil ſie nicht da ſind, weil ſie ſich nicht vertheidigen können.

Auf den Abweſenden ſchiebt man gern die eigne Schuld, und geſtehn Sie ſelbſt, wie viele werden Sie finden in dem ganzen, ſogenannten Reich, die ſich nicht ſchämen müſſen, zu ſagen: ich gehörte zu dieſem Reich! Ihr Männer ſeyd allzuſammen Kinder des Stolzes, der Eitelkeit, der Rangſucht, und wer euch da ein Spielzeug hinſtellt, der hat euch gewonnen, und wenn er ein König von Mohrenland wäre. Eure Dichter werden ihn beſingen, eure Krieger werden für ihn bluten. —“

— Und eure Frauen werden mit dem Mohrenkönig liebeln! — fiel ich ein, empfindlich darüber, daß mein Geſchlecht hier ſo ſtreng beurtheilt werden ſollte.

„Warum das nicht? Sie glauben doch wohl um des Himmels willen nicht, daß der Mann, blos als Menſch, und Liebe einflößen könne? Mit nichten, mein Herr! Hat der Mann nicht eine Auszeichnung, die ich einmal eine bürgerliche nennen will, ſo kann ſeine Larve, wenn ſie auch noch ſo ſchön iſt, uns allenfalls wohl im Morgentraum vorkommen, übrigens aber verzichten wir gern und leicht auf ſeinen Beſitz“ —

— Ei! da wären Sie ja auch wohl an mir vorüber gegangen, wenn Sie mich in einer Hütte bemerkt hätten? —

„Ganz unbedingt!“

— Welche glückliche Ehe werden wir führen! Aber, meine Allerfürtrefflichſte! Wie nun jetzt, wenn ich hier bleibe, wenn die Geſtalt der Dinge ſich ändert, und ein neues Reich entſteht? Ich, als Anhänger der alten Regierung, verliere dann meinen Dienſt, verliere, wie Sie eben erklärt haben, auch Sie, verliere alles, und kann dann auf meine Hufen zurück gehn, um Kohl zu pflanzen und im Winter Wurſtfleiſch zu hacken.

„Sind Sie denn noch ſo wenig eingeweiht in die Politik, mein Püppchen? Wiſſen Sie denn noch nicht, daß der Name des Staats ſich ändern kann, die Firma etwa, daß der Staat an ſich aber immer derſelbe bleibt? Jede neue Gewalt ſieht ſich zuerſt danach um, diejenigen für ſich zu gewinnen, welche einigen Einfluß auf die Menge haben können, damit dieſe der Menge ſagen ſollen: „Ihr bekommt jetzt Roſinen und Mandelkern, wenn es auch vielleicht nur Kamißbrodt iſt. Alſo thut man wohl, immer auf ſeiner Stelle zu bleiben, vorn zu nicken, wenn man hinten angeſtoßen wird, und ſo oft zu ſchwören und zu jubeln, als es befohlen wird. Hätten wir Weiber das Staatsregiment, es würde ſchlimm um die Staatskunſt ausſehn. Es würden neue Mittel erſonnen werden müſſen, um das Volk zu gängeln.“

Ich ſah die Wichtigkeit dieſer Gründe ein, und ich blieb.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Angeführt!

Daß ich zurück geblieben war, und die Ankunft des Feindes erwartet hatte, daß ich mir ſchnell ein Wörterbuch für die Sprache der Baſchkiren beſorgte, und daß ich Wein und Brandtewein für die Tapfern von allen mir bekannten und unbekannten Nationen, welche vom Norden nach dem Süden ſich wälzen, um ſich zu erholen, in Bereitſchaft hielt, um — meinen Patriotismus den Zugvögeln zu beurkunden, — das alles war recht gut, denn wär ich nicht auf dieſe Art vorbereitet geweſen, ſo würde ich vielleicht mit dem Kantſchuh in eine Verwandtſchaft gekommen ſeyn, welche, wie manche andere

Verwandtſchaft, ſchwer fällt, und nur dann gerühmt wird, wenn ein goldner Grund das leichte Gewiſſen noch oben treibt. Ich fand es beſtätigt, daß auch dieſe Feinde keine Menſchenfreſſer waren, und daß man mit jedem Feinde leicht und gut fertig wird, wenn man recht ſpießbürgerlich mit ihm umgeht, das heißt, wenn man ihm brav auftiſcht, auf die alte Sache ſchimpft, und die neue über alle Maaßen rühmt. Die bärtigen Herren zogen unter lautem Jubel ein, ich will aber mein Leben darauf verwetten, daß zwei Drittheile der jubelnden Einwohner, wenigſtens alle diejenigen, welche mit dem bisherigen Staatsgetriebe in naher Verbindung geſtanden hatten, nur aus Deſperation jubelten.

Univ. Bibl. München

Bei ſolchen Gelegenheiten hat bekanntlich der Pöbel eine Hauptſtimme, und die

Rache der Neider, groß und klein, führt da das Wort. Es war ein Glück für mich, daß ich mit [illegible], was man Volk nennt, was aber ſelten das Volk ſelbſt iſt, ſondern nur, wie der Meeresſchaum, oben auf ſchwimmt, und von jeder Woge bewegt wird, nicht in naher Beziehung geſtanden hatte, denn ſonſt würde man mir an dieſem Abend der Wiedergeburt vielleicht die Fenſter eingeworfen haben, ohnerachtet ich ſehr ſchön illuminirt hatte, und nebenbei auch, wie das eigentlich bei dergleichen Fällen zur Regel gehört, ſelbſt illuminirt war.

Am Abend alſo, an dieſem Abend, wo niemand ſo recht eigentlich wußte, wer Koch oder Kellner ſey, und wo nur die gewannen, welche Rechnung abzulegen, und Kaſſen oder dergleichen abzuliefern hatten, durchwanderte ich die hellerleuchteten Straßen, und überzeugte mich an den Wohnungen meiner Bekannten, wo ich vorüber ging, immer mehr davon, daß, je heller die Fenſter erleuchtet waren, deſto zwangsvoller auch die Freude des Bewohners ſey. Doch das iſt ein zu bekannter Erfahrungsſatz, als daß man noch ein Wort darüber ſagen könnte. — Wenn es ein Gewerbe giebt, — dachte ich ſo im Stillen, — das mit Freuden die neue Einführung der Patentſteuer, welche die Franzoſen erſt mit über den Rhein brachten, geben kann, ſo ſind es die Lichtgießer. Früherhin wußten wir in Deutſchland wenig oder gar nichts von Illuminationen, jetzt aber ſind ſie eine wahre Fenſtertaxe, und man hat bei der Wohnung wohl darauf zu ſehen, daß man nicht zu viele Fenſter vorn heraus hat. Denn wenn uns auch die Franzoſen nun wohl verlaſſen werden, ſo wird doch das Illuminiren wohl beibehalten werden, ob es ſich gleich in unſerm Novemberklima gar drollig, und gar nicht ſo wie in Spanien und Italien ausnimmt. Dort erinnert es mit Recht an die Guitarre und an die Serenaden; bei uns hingegen an den Pelzmantel und an das Schnupfenfieber. Bleiben wird es aber gewiß, denn einmal ſtehn wir in dem Ruf, den man ſich doch nicht gern nehmen läßt, da er alt, alſo gut iſt, daß wir gern nachahmen, und ſodann, ſo iſt das Illuminiren ein Feſt, und Feſte — das weiß man wohl, die läßt ſich niemand gern nehmen; das Feſt ſelbſt und deſſen Grund mag ſeyn, welcher er will, das iſt dem Volk in der Regel ganz gleichgültig; aber das Feſt giebt doch ein Privilegium zum Faullenzen, zum Schwelgen, zum Jubel aller Art, und der Fürſt, der ſein Volk in beſtändigem Jubel erhalten kann, der regiert ſo ruhig und ungeſtört, wie — — es will mir nicht gleich ein Fürſt einfallen, der hier als Beiſpiel paßte. Die ſteten Jubelbrüder ſind die beſten Unterthanen, aber die blaſſen, nüchternen Geſichter, ja, wenn die nicht wären! —

Indem ich ſo weiter über das Marionettenſpiel der Welt nachdachte, und mich davon überzeugte, daß der Haufe jedem feil iſt; daß das ganze Land, um nachzuahmen, gern den Kopf hängt, wenn der Herr ihn hängt, gern fromm oder gottlos iſt, je nachdem er es iſt, daß die ganze Dienerſchaft ſelbſt in einem Apis die edelſten Tugenden herausſucht und rühmt, ſofern er nur gut bezahlt, — indem ich alſo in dieſen Betrachtungen mich vertiefte, mußte ich denn doch einſtweilen abbrechen, da der Tuwühl zu groß und die Rippenſtöße, die ich bekam, zu fühlbar wurden. Die Straßen waren nemlich gefüllt mit Menſchen aller Art, und beſonders, wie das immer der Fall iſt, wenn Soldaten kommen, mit dem leichten Volk der Luſt, nemlich mit Gaſſenbuben und Stubenmägden. Letztere hatten, um auch ihre Vaterlandsliebe kund zu thun, mit den Koſacken bereits Bekanntſchaft gemacht, und wanderten mit ihnen umher. Man ſollte eigentlich nicht glauben, daß ſolche Bekanntſchaften ſo ſchnell hätten angeknüpft werden können, da der Unterſchied der Sprache im Wege ſteht. Allein dieſe nordiſchen Nationen ſind in der Fingerſprache ſo ſtark, und wiſſen ſich darin ſo ſchnell und gut verſtändlich zu machen, daß man ſie zur allgemeinen Kammerſprache machen ſollte.

Eigentlich bedauerte ich dieſe fern her kommenden Krieger, als ich ſie mit den leichtfertigen Dirnen, welchen die entſchlüpften Franzoſen Rückerinnerungen gelaſſen hatten, in bedeutender Vertraulichkeit ſah. — Mancher von dieſen Schnurrbärten — dachte ich, wird noch in ſeiner nordiſchen Heimath die deutſche Galanterie ſchmerzlich beſeufzen. Sonderbar! dieſes Erbtheil, welches, wie vieles andere Unheil, aus der neuen Welt nach Spanien zuerſt gebracht wurde, ſchämten ſich ſpäterhin die Franzoſen zu nationaliſiren, als es bei ihnen national geworden war, und darum nannten ſie es le mal de Naples. Von den Franzoſen erbten es die Deutſchen wieder, und als pars pro toto wurde es „die Franzoſen“ genannt. Wenn nunmehr die Koſacken ihre Heimath damit beglücken, wie werden ſie es nennen? Ganz ohnfehlbar: „der rheiniſche Bund.“

Auf dieſer Wanderung kam ich denn auch an den Fenſtern vorbei, wo meine Zukünftige wohnte, und da fiel mir denn erſt meine Zukunft ſchwer auf das Herz. Auf das Herz freilich ſo recht eigentlich nicht, denn von dem Herzen war hier nur in ſo weit die Rede, als ich den Muth gehabt hatte, „heirathen zu wollen; allein da mit nichts mehr in der Welt Mißbrauch getrieben wird, als mit dem menſchlichen Herzen, ſo mag denn auch dieſesmal der Druckfehler, den jeder Tertianer auffindet, ſtehn bleiben. — Die Fenſter waren hübſch erleuchtet, und an den Blumenverzierungen zwiſchen den Lichtern ſah man, daß ein Frauenzimmer die Anordnungen gemacht habe.

Ich ging in das Haus, und fand, was

ich erwarten konnte, daß hier Einquartierung ſey. Ein betrunkener Stallknecht taumelte mir entgegen, der Saal duftete von Armeetabacksdampf, und einige leere Flaſchen und Weingläſer ſtanden auf verlornen Poſten. Ich ging den bekannten Weg; die Zimmer waren alle leer und offen. In dem letzten der Gemächer, welches an das Allerheiligſte ſtieß, dachte ich denn doch endlich meine Angebetete zu finden, und ich öffnete leiſe. Ich traf ſie hier auch; o ja! ich traf ſie. Wo traf ich ſie? Auf dem Sopha, das wird der Leſer nun wohl ſchon ahnden. Da ich ſie auf dem Sopha traf, und da es Abend war, und da meine Zukünftige an dem genußreichſten Hofe ſeiner Zeit eine Rolle geſpielt hatte, und da ſie ſich etwas darauf einbildete, den feinſten Ton zu haben, ſo wird der Leſer, wenn er nur etwas klug iſt, nun auch wohl errathen, daß ich ſie nicht allein traf, ſondern mit dem jungen, hübſchen Offizier, der ungleich hübſcher war, als meine Wenigkeit. Wie ich ſie traf? das würde der Setzer nicht ſetzen, wenn ich es auch haben wollte, indem er doch gewiß das Querfurther Sittenbuch geleſen hat, alſo bleibe dieſe Sophaſcene verborgen, wie ſo viele Millionen anderer Sophaſcenen. Fluch dem Erfinder des Sophas! Er war der liſtigſte Kuppler, der feinſte Gelegenheitsmacher, der berechneteſte Wollüſtling, den jemals die Erde getragen hat, und drei Viertheile der Hörner, welche in der großen Welt getragen werden, kommen über ſein Haupt!

Meine Angebetete ſprang auf, und kam mir entgegen.

„Einquartierung, mon cher!“ ſagte ſie zärtlich, und zuckte die Achſeln.

— Das ſehe ich. Adieu, mon plaisir! — erwiederte ich, wandte mich um, und verließ das Haus.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Auseinanderſetzung der zärtlichſten Liebe.

Am andern Morgen war ich mit mir dahin einig, daß ich meiner Angebeteten den Handel nicht ſchriftlich aufkündigen, ſondern ihn in ſich ſelbſt als vernichtet anſehn wolle, denn es fiel mir ein, daß man am klügſten thut, wenn man, wie Wallenſtein, nichts Schriftliches von ſich giebt, und überhaupt, Umſtände verändern die Sache. Noch vor acht Tagen, wo unſer Hof noch in dulci jubilo lebte, und wo meine Bewunderte Einfluß an dieſem Hofe hatte, wäre ich der ſanftmüthigſte, gütigſte Menſch geweſen, der ſich ein Vergnügen daraus gemacht hätte, eine Gelegenheit aufzufinden, verzeihen zu dürfen, eine Gelegenheit, welche oft genug da iſt, nur aber nicht immer von den Thoren, die den Wald vor allen Bäumen nicht ſehen, aufgefunden werden kann; jetzt hingegen, da der Hof wie eine Seifenblaſe zerplatzt war, jetzt, wo meine Schöne als weiter nichts mir erſchien, denn als ein altadliches Fräulein mit vielen Ahnen, einigen Sünden, kleinen Verwöhnungen und großem Hochmuth, jetzt erſchien ſie mir ganz unerträglich, und ich konnte ſelbſt nicht aus mir klug werden, wie ich durch eine ſo unwürdige Pforte in den Nothſtall des hochgeprieſenen Ehelebens habe kriechen wollen.

Das gnädige Fräulein mochte meinen Spleen wohl geahndet haben; ſie dachte nicht, wie Wallenſtein, ſondern ſchickte mir gegen Mittag durch ihre Iris, welche aber nicht unter die ſchönen, ſchnippiſchen, drolligen neckenden, gutmüthigen Iris gehörte, da der Proburid noch zu ſtark war, ein Billet, welches, da es aus vornehmer Hand, in dieſer Angelegenheit kam, ſehe natürlich nach dem ſtarken Zwangs-Reizmittel, Moſchus roch, welches einen goldnen Schnitt haben mußte, und worauf das hochadliche Wappen verkehrt aufgedrückt war, — weil Frauenzimmer einen richtigen Inſtinct haben.

Ich erbrach die vermuthliche Einladung zu einer Friedensunterhandlung, ohngefähr ſo, wie die zu Tilſit und ſpäter zu Erfurt, und ich las:

„Mon chèr ami!“

„Sie ſchienen geſtern Abend etwas entrüſtet zu ſeyn, als Sie, vielleicht etwas ungezogen, ſo ſchnell mich verließen. Doch, dieſe bêtise verzeihe ich Ihnen, denn was verzeihet nicht ein Weib! Wollte der Himmel, die Männer wären auch ſo nachgiebig, nemlich im Verzeihen, dann wären wir doch noch auf unſerm Platz. Aber ſo! — Aber ſo! — Ich kann es nicht begreifen, woher es kommt, daß ihr Männer ſo eiferſüchtig ſeyd, gerade da, wo uns das natürliche Gefühl des hohen Berufs dahin reißt, Patriotinnen, Koſmopolitinnen zu werden. Ueber die Aengſtlichkeiten und ſchwerfälligen Erwägungen der miſerablen Bürgerwelt hoffe ich doch, werden Sie hinweg ſeyn, mein Herr. Ich nehme mein Wort zurück, wenn ich ſehe, daß ich mich encanailliren müßte, und wenn Sie alſo die lieben, guten, charmanten Principe von dem Schaafmilchsdorfe mit in das Hofleben bringen wollten. Dazu werden Sie aber zu klug ſeyn, und werden doch hoffentlich auch ſchon die Erfahrung gemacht haben, daß die Hofchargen immer oben bleiben. Fürchten Sie vielleicht, daß bei einer neuen, eintretenden Verfaſſung die alten Verhältniſſe nicht gelten? O, mein Herr, das Fett iſt leicht, und ſchwimmt alſo immer oben.“

„Sie waren entrüſtet, mich geſtern zu überraſchen; — wiſſen Sie wohl, daß das Ueberraſchen ſich gar nicht ſchickt, daß es höchſt ungezogen iſt? Hätten wir dermalen noch unſere Thee's, wo man denn doch Sicherheit vor dem Ueberraſchen hatte, weil es durchaus für unnöthig erachtet wurde, ſo würden Sie, glauben Sie es mir, nach einer kurzen Anzeige von mir dahin, daß Sie mich geſtern überraſchten, aus dieſem herrlichen Kreiſe der Libertinage ausgeſtoßen ſeyn, denn keine Dame von Ton würde fernerhin im Boſton oder Boullote Ihnen das Geld abgenommen haben; Ihr Hut würde jedesmal geſtohlen geweſen ſeyn, und bis zum letzten der Lohnbedienten würde Ihnen keiner ein Glas Punſch gereicht haben. Daß die Kammerherren Ihnen auf die Zehen getreten hätten, dafür würde ich auch geſorgt haben.“

„Wie kann man auch um ſolcher Kleinigkeit willen in unſerm Stande, in unſerer Lage, in unſerm Verhältniß ein ſo großes Aufſehen machen, wie kann man da ſo ungebildet ſeyn, und ſich ſo kindiſch benehmen? Sie wiſſen doch, daß der Offizier, — und er war ein artiger Mann, denn er hatte einen ſtarken Backenbart, ſchöne Uniform, und lag im Quartier, ſein, gaſtfreundſchaftlich behandelt werden mußte, und den Ruf der Gaſtfreundſchaft zu unterhalten, ihm Förderung zu geben, das halte ich für patriotiſche Pflicht. Wehe dem, der dieſen hohen Beruf unſers Geſchlechts nicht anerkennt! Durch ganz Deutſchland, durch die ganze menſchenliebende Welt iſt unſer weiblich-hochgeſinnter Orden verbreitet, der den Menſchen an den Menſchen bindet, und das eben wollen wir, damit die modernen Titanen nicht den Verſuch machen mögen, den Himmel, den ich freilich noch nicht geſehn habe, zu ſtürmen."

„Kehren Sie, nach dieſer proviſoriſchen Vorleſung einer proviſoriſchen Illuminantin nicht ſofort in deren Arme zurück, und überzeugen Sie ſich nicht ſogleich, daß nur in der Sinnigkeit, in dem Vorgefühl der unendlichen Unendlichkeit, in der Behandlung des Weltgetriebes, in der richtigen Anſicht von der Hinfälligkeit des menſchlichen Geſchlechts, das Große, das Erhabene liegt, ſo ſage ich mich von Ihnen los, als von einem der vielen Starrköpfe, welche ſich um des Kaiſers Bart ſtreiten. Sind Sie ſo vernünftig, als ich, nach meiner Weibervernunft es zu ſeyn, mir einbilde, ſo können wir eine gute Menage machen. Ich habe den Feind kennen gelernt, und er iſt nicht ſo böſe, als er ausſieht. Allons! mein Herr Patentgemahl! à la fortune du pôt! Um fünf Uhr erwarte ich Sie! Der Feind iſt im Beſitz, und wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt. Alſo, mein Freund, werden Sie es ſehr zweckdienlich finden, daß ich für Sie die Trancheen gegen eine neue Feſtung eröffnet habe, in welche wir beide hoffentlich mit klingendem Spiel einziehen werden, denn es ſind mir bereits Eröffnungen gemacht, welche nicht zu verachten ſind. Trotz Ihrer Ungezogenheit von geſtern bin ich immer noch Ihre theure Freundin, und erwarte Sie unverzüglich."

Franziſka †.

Was nun zunächſt die Unterſchrift betrifft, ſo muß ich bemerken, daß meine Angebetete von Otims Zeiten her ſich eigentlich nicht Franziſka nennen ließ, ſondern Fanchon. Jetzt aber ſchien ſie alle franzöſiſchen Erinnerungen abgelegt zu haben, und kam auf das ernſtbedeutende Deutſche in zwangsvoller Verlegenheit zurück. Darum hatte ſie das franzöſiſche Diminutivum, Fanchon, mit dem deutſchen, ernſthaften, Franziſka, vertauſcht, denn es galt bei ihr, wie gar häufig in aller Herren Ländern es gilt, das Sprichwort: „weß' Brodt ich eſſe, deß' Lied ich ſinge!“

Was den Namen Franziſka betrifft, ſo iſt darüber nicht ein Wort weiter zu reden, denn die Sache iſt unter der Hand mit der Polizei, alſo unbedenklich gut und ſicher abgemacht. Von mehrerer Bedeutung noch könnte das Kreuz ſeyn, welches hinter der Franziſka ſteht. Allein das Kreuz iſt nun einmal das Zeichen des Unglücks, oder wenn man will, des proviſoriſchen Glückes in der Welt, es iſt das Zeichen der Anonymität, und der ſanften Zuredung — — —

Daher kam es vielleicht denn auch, daß ich von der neuen Invaſion ganz unbemerkte Notizen darüber bekam, daß ich Dienſte nehmen möchte, und zwar, wie ich aus den Kanzlei-Noten entnahm, blos um deswillen, weil ich den Anſtrich von einem Manne habe, der ſich für einen Patrioten eigne, das heißt, weil ich der Erbe nicht unbedeutender Grundſtücke war. Ob und wie ich dieſen Zuflüſterungen, Anlockungen, Verſicherungen und Schmeichelreden Gehör gab, das werden alle diejenigen am beſten wiſſen, welche einen Mantel tragen, der auf alle Schultern paßt, und wenn ſie deren tauſend hätten, obſchon zwei zu viel ſind. Doch, um nicht von den Cenſoren in Anſpruch genommen zu werden, ſo erkläre ich hierdurch ausdrücklich, daß nach meiner Meinung, — denn die Ueberzeugung kommt ſtaatsbürgerlich gar nicht in Betracht — es gar keinen Vaterlandeſtürmer giebt, der den Mantel auf zwei Schultern jemals trug, ergo! ſind ſie alle Bucklichte.

Uebrigens mochte meine Noble das Kreuz um deswillen auch wohl der Franziſka beigefügt haben, weil ſie ſich ſchämte, die Firma der Taufe, von der ich nicht behaupten kann, daß ſie die wahre Firma geweſen ſey, indem auf dieſe Art gar viele Menſchen durch Lug und Trug bürgerlich geſtempelt werden, darunter zu ſetzen. Im Ganzen genommen aber hätte es dieſes Kreuzes gar nicht bedurft; denn jeder Mann, der ſich in der Lebensglut abgekühlt, und das große Einmal Eins der Menſchenkunde kennen gelernt hat, weiß auch, daß dieſes Hauskreuz das Minuszeichen iſt, im entgegengeſetzten Verhältniß mit der Mathematik, welche Gröſen berechnen will; die Gröſe dieſes ſein bürgerlichen Kreuzes iſt aber gar nicht zu berechnen.

Doch ich würde zu weit ausſchweifen, wenn ich über dieſe Materie ohne Grund, nemlich den Eheſtand, mich weiter auslaſſen wollte. Genug, ich antwortete, da denn doch eine jede Anfrage eine Antwort verdient, der jungen, dem Vaterlande wieder gegebenen Patriotin folgendes:

Mein Fräulein!

„Das ganze Leben iſt ein Roman, und man kann von Glück ſagen, wenn man in dieſem Roman die Rolle eines drolligen

Spielers ſich zu erzwingen vermag. Ich will jetzt den Verſuch machen, in dieſer Rolle zu debütiren, und erkläre Ihnen daher hierdurch, daß ich denjenigen auf zwei Flaſchen Champagner fordern werde, der nur ein Wort von Ihrer Tugend ſagt, und daß ich es mir zur Ehre anrechnen werde, wenn Sie die Gnade haben wollen, mich zu vergeſſen. Sie haben ſchon ſo manches vergeſſen, alſo wird es Ihnen eine große Kleinigkeit ſeyn, auch mich zu vergeſſen. Denn ſagen Sie mir aufrichtig, was wollen Sie von mir? Die Firma, unter welcher ich jetzt Ihren Liebenswürdigkeiten einen Anſtrich, Ihrer Naivetät ein Privilegium, Ihrer neuen Luſt für die jungen Helden der jüngſten Zeit eine Sicherheitscharte geben könnte, iſt auf der großen Börſe jetzt geſtrichen, und ich weiß es ſehr wohl, daß Sie zu klug ſind, als daß nicht die Börſe Ihr Polarſtern ſeyn ſollte. Wollen Sie mich als Associé en commandite (ſtillen Geſellſchafter) annehmen, ſo werden Sie immer einen treuen und zärtlichen Freund an mir finden; übrigens aber — — erſuche ich Sie, die kleine Hausapotheke und das Taſchenbuch der Recepte mir ſchleunigſt zurückzuſenden, da ich — auch Einquartierung habe! —

Mit dieſem Briefe war die Sache abgemacht, und ich erhielt, was ich hatte haben wollen. Viele Menſchen fanden zu ſpät, wenn ſie ſich verſprachen, daß ſie ſich verſprochen hatten; ich kam für dieſes Mal noch ſo ziemlich davon. Jeder Menſch indeß hat ſeine Parthei, und daß meine bräutliche Geliebte auch ihre Parthei hatte, verſteht ſich von ſelbſt. In Zeiten des Friedens und der Ruhe würde dieſe Parthei unbedingt mit einem, gewiß ſehr geziemenden, Eifer und Geifer, mich beurtheilt und geprieſen haben. Jetzt aber, in Zeiten des Krieges, hatte man mehr zu thun, und die Befeindungen über Einquartierung und Ueberquartierung gehörten vorzüglich zu den Haupt- und Staatsactionen und zu dem Geſpräch des Tages.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Die Heimkehr.

Frei war ich jetzt wieder; frei wie ein entlaſſener Patriot, dem die Uniform ausgezogen iſt; aber was nun anfangen? Wohin mich wenden? In unſerer ehemaligen capitalen Hauptſtadt länger zu bleiben, das hätte mir Capitale koſten können, denn die Menſchen waren auf einmal wie umgewandelt. Selbſt der Gefangenwärter des Staatsgefängniſſes rühmte es laut, daß er, um den armen Gefangenen der letzten Periode Hülfe zu verſchaffen, indem er wegen der Maſkenbälle und der Operntänzerinnen zu ſeinen Auslagen nicht habe kommen können, in die Nothwendigkeit verſetzt geweſen ſey, ſelbſt eine Branntweinbrennerei anzulegen. Da dieſe bereits ſehr gut im Gange war, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſein Wort eben ſo von Gewicht war, als ſein Spiritus. Auch der Thurmwächter, der Mann, der den höchſten Poſten in der Stadt hat, kam herabgeſtiegen von ſeiner Höhe, und behauptete unter ſeinen Freunden, er müſſe unbedingt in dieſer ordentlichen Zeit einen Orden bekommen, denn wenn er nicht dahin geſehn hätte, daß ſein Horn, dieſes größte aller Stadthörner — und das will viel ſagen — heiſer geweſen ſey, als der Wald von Birmingham angerückt gekommen, ſo würden Ströme von Blut gefloſſen ſeyn, und die Befreier würden nicht ein ſo leichtes Feld gehabt haben.

Jeder rühmte ſeine Sache, ſeine Verdienſte um die neue Sache, und jeder ſuchte ſich ihr anzueignen. Franzöſiſch zu ſprechen, was vor wenigen Tagen noch ein großes Verdienſt, eine Sproſſe zu der Jakobsleiter war, das nannte man jetzt ein Verbrechen; das Wort „Kamerad“ mit ſeinen Nebenbegriffen, war jetzt das Hauptſtudium aller derjenigen, welche einigen Hunger fühlten, und der Wunderdoctor, welcher es jetzt hätte möglich machen können, urplötzlich das Haupt- und Barthaar wachſen zu machen, weil langes Haar zu dem neuen Patriotismus gehörte, der würde ein ſehr reicher Mann geworden ſeyn, denn vom Miniſter bis zum Huiſſier, deſſen ehrenvolle Rolle in einem mißlichen Zweifellichte jetzt ſtand, würde alles ſeine Hülfe angefleht haben.

Ich war einige Tage krank, wirklich krank geweſen — denn bei Krankheit denkt man immer an die Mehrzahl der Schulkrankheiſen — und als ich wieder unter dem Volk erſchien, glaubte ich in einer andern Welt zu ſeyn. So ſchnell hat der Menſch eine andere Larve in Bereitſchaft, um die erbärmlichſte Phantaſie der Natur, das Leben ſich bequem zu machen, zu erhalten. Wer früherhin behauptet gehabt hatte, daß das franzöſiſche Reich mit der Ewigkeit um den Rang buhle, und daß das alte Rom unter Auguſt ein märkiſches Dorf gegen das neue Paris ſey, der behauptete jezt, daß die Guillotine nicht unter die neuen Antiquen gehöre, daß die Deutſchheit die Kraftbrühe des menſchlichen Lebens ſey, und daß man zu hohen Ehrenſtellen kommen könne, wenn man einen Schnurrbart trage, und brav, im Namen des Königs, und auf Rechnung der Nation, bramarbaſire, alſo auch requirire und exquirire.

Bei dieſem wilden Enthuſiasmus, der, wie ich befürchtete, in einer ſehr proſaiſchen Ewigkeit ſich auflöſen könne, und der als Enthuſiasmus anſteckt, wie der Schnupfen, hielt ich es am gerathenſten, einſtweilen der Reſidenz den Abſchied zu geben; denn man war in der That der Gefahr ausgeſezt, von den Pſeudo-Patrioten, die Gelegenheit ſuchten, ihre neue Anhänglichkeit ohngefähr ſo zu bewähren, wie jener Bettler mit dem Degen in der Hand bettelte, gemißhandelt zu werden, ſofern man nur einen Wink davon gab, daß die Streitkräfte immer noch nicht ungleich wären, und daß, wenn es ſonſt Gottes Wille ſey, der jezt entflohene Durchlauchtigſte wieder zu ſeinem Pathengeſchenk zurückkehren könne. Zu dem Vaterhauſe kehrte ich daher zurück, und mit um ſo zärtlichern Bewegungen und Aeußerungen, da ich jetzt keinen Souveraind'or mehr beſaß, indem ich keinen Souverain mehr hatte, wo man denn nach der Sparbüchſe des elterlichen Hauſes lüſtern wird.

Mein Vater, der bisher, ſeit ich am Hofe vegetirt hatte, und ſeit der Ton gewiſſermaßen koſmopolitiſch geweſen war, nur der liebe Vater, auf ausdrücklichen Befehl genannt werden durfte, wie jetzt mit einemmal wieder der gnädige Herr Vater, als ich bei ihm ankam. Er empfing mich nicht mehr, wie bis dahin bei meinen Streifzügen zu dem väterlichen Winterbergen, in der Mairie-Uniform, und ſchalt nicht mehr, um mir zu imponiren, gelegentlich in meiner Gegenwart den Mairiediener aus, während der Secretair, das bekannte Fac totum der großen und kleinen Herren, dem Verunglimpften beſchwichtigend zunickte; ſondern er erſchien, als mein Wagen verfuhr, mit ſeinem Meerſchaum im Munde, ſtatt daß er ſonſt die Feder hinter dem Ohr gehabt hatte, und mit ſeinen zwei lahmen Jagdhunden neben ſich, ſtatt daß ſonſt der Secretär und der Adjunct ihn begleiteten. An dieſen Abzeichen bemerkte ich ſogleich, daß er bereits wieder reformirt war, und es gefiel ihm ſehr wohl, als ich mit einer neuen Kokarde, — ſie koſtete, weil in dem Augenblick der Fabrikation ſich alles, groß und klein, alt und jung, ehrlich und unehrlich, um dieſe Kokarden riß, während mancher Käufer vielleicht ſie gern zerriſſen hätte, einen Speciesthaler, obſchon ſie nur unter die Taxe der unnennbaren Kleinodien gehörte, vor ihm erſchien.

Kaum hatte ich ihn auf dem Zimmer, herkömmlicher maßen, umarmt; ſo fragte er mich gleich:

„Du wirſt doch jetzt keine franzöſiſche Uniform mehr tragen? Du wirſt dieſe Uniform doch hoffentlich verbrannt, oder an einen Juden verkauft haben? Wir ſind jetzt alle wieder Deutſche, und es muß wohl ein Inſtinkt ſeyn, daß mir, ohne es ſo recht zu wollen, eine Laune zugeflogen iſt, dermalen an deutſchem Feuer mich wieder zu wärmen. Hoffentlich aber ſollen durch dieſen Patriotismus, welchen ich jetzt zeige, die neueren und neueſten Sünden gebüßt ſeyn, und ein Menſch wie Du, der an dem Hofe der Sünden toll und voll geworden iſt, — denn ſonſt würde ich Dich aus meinem Stammbaum ausſtreichen, — wird die ſinnige Bedeutung meiner Aeußerung ſehr wohl umfaſſen. N'est-il pas, mon fils?"

Als mein Vater, um zu imponiren, das N'est-il pas, mon fils? ſagte, fingen die

Jagdhunde an, zu heulen, und der Rabe in dem Bauer am Fenſter, dem der Barbier die Zunge gelöſet hatte, rief: „Hans! Hans!“ ſo laut und ſo oft, daß mein Vater, um die Beſtie zu beſchwichtigen, ihr das Liebſte, nemlich Fleiſch, zuſchickte. Iſt der Magen zufrieden geſtellt, ſo bellt auch das Sprachorgan nicht, alſo ſatiriſirte von jetzt an der Rabe nicht mehr.

Ich, meiner Seits, zog die ganze Sache in das Lächerliche, und man hat in der That ſtarke Fortſchritte in der Menſchenkunde und in der Ueberſättigung, ohne welche kein Ekel, alſo auch keine Lebensruhe beſteht, gemacht, wenn man allen Dingen die lächerliche Seite gleich abzugewinnen verſteht. Sie alle aber, dieſe Dinge, von der elenden Geburt des Menſchen an, bis zu dem Krampf des Todes, haben eine lächerliche Seite, obſchon die Natur dagegen zu ſeyn ſcheint, indem der Menſch das ſogenannte Leben mit Thränen begrüßt, und mit Thränen davon ſcheidet. *) Um daher die Bizarrerie weiter zu treiben, und mir ein Uebergewicht zu geben, worauf bekanntlich in einer Welt, die durch ihr eignes Schwergewicht erhalten wird, gar viel ankommen muß, ſo fragte ich meinen Vater halb ſcherzend, halb bedeutend:

„Aber, gnädiger Herr Vater, tragen Sie denn die alte Poſtuniform nicht mehr, das dreimal Blau, als wenn es ſo geprügelt ſey?“

— Du meinſt, — erwiederte mein gnädiger Herr Vater, — wahrſcheinlich mit die-

---

*) Nach den Bemerkungen bewährter Aerzte iſt es das ſicherſte Zeichen des wirklichen Todes, wenn eine Thräne, die letzte, heißeſte in dieſem Thränenleben, ſich zeigt.

ſer höfiſchen Artigkeit die Maire-Uniform. Ich habe ſie freilich in Ehren gehalten, ich habe mich ſogar darin malen laſſen, obſchon ich mich vor nicht gar langer Zeit ſehr darüber ärgerte, daß ein öffentlicher Kollege von mir mit dieſer Uniform Miſt auf den Acker fuhr, und mit dem Degen, der doch nur dazu gemacht iſt, Menſchen zu fuchteln, das liebe Pferdevieh gar ſchändlich mißhandelte, als daſſelbe in dem ſchweren Koth unſerer Wegebeſſerung ſtecken blieb. Ich habe mir auch überhaupt in der Uniform gefallen, denn wer das Publikum für ſich gewinnen will, der gebe ihm Uniformen. Jetzt aber, da ein neuer Hexentanz losgeht, habe ich einer neuen Illumination wegen, die alte Uniform verkauft, und ſie ſpielt jetzt die erſten Liebhaberrollen auf dem Theater. Ich muß geſtehn, ich habe mir als Maire wohl gefallen, und was kann der Menſch mehr verlangen? dermalen aber gefalle ich mir auch wohl, weil ich ein gutmüthiger Herr bin, und wer mir meinen Stammbaum, meine Hunde und meine Pfeifen läßt, der hat mich. —

„Sonderbar — fiel ich ein — daß unſere Landsleute die Pfeifen ſo ſehr lieben!“

— Sehr natürlich! — erwiederte mein Vater, — um zuvorzukommen, was gewiſſermaßen in unſerm Geblüte liegt, pfeift man lieber zuerſt ſelbſt, ehe man ausgepfiffen wird! —

„Das Pfeifen verhallt aber,“ wie das Kohlfeuer unter einem chemiſchen Topf verdampft —“ bemerkte ich.

— Mein Sohn! — entgegnete mein Vater, indem er meine Hand faßte, und väterlich = aufrichtig, ohne eine Repräſentation affectiren zu wollen, zu mir ſprach, — wenn Du mein Alter, welches der Himmel Dir verhüten mag, erreicht haſt, ſo wirſt Du auch der Proſa Dich mehr anneigen, und alles das rühmen, was Beſitz und Ruhe giebt. Beſitz und Ruhe, darum drehet ſich die Moral, Religion und Tugend aller Nationen, und wenn Du den Genuß noch hinzurechneſt, ſo haſt Du die ewige Republik gefunden. Alſo, wenn Du mich jetzt richtig verſtehſt, wirſt Du Dich davon überzeugt halten, daß ich eben ſo gut in dieſer leichtfertigen Zeit Maire war, als Du an dem leichtfertigen Hofe Dich vergnügteſt. Wenn auch dieſes kurze [illegible] vielleicht eben ſo parfümirt iſt, als manche hohe Ewigkeit, ſo glaube ich doch, dem wahren Vaterlande beirätig geweſen zu ſeyn. Wie [illegible] hieß es: linke Schulter vor! Jetzt heißt es: rechte

Schulter vor! Vorwärts alſo, vorwärts; Was mich nur ſchmerzt, iſt der für mich und **Dich** ſehr wichtige Umſtand, daß ich mein öffentliches Amt noch nicht da in Wirkſamkeit bringen konnte, wo es eben galt. Ich war auf dem beſten Wege, allein was thut der Krieg nicht! Er zerſtört Familien- und Tugendſyſteme,. alſo doch auch wohl das Syſtem eines Maire! Ich hatte mir nemlich vorgenommen, dafür, daß ich bei der Militairconſcription viele dienſtfähige junge Leute geſtellt und kein Geld genommen hatte, dafür, daß ich den Präfect und dergleichen ſo oft geſpeiſet hatte, ohne die Kaſſe der Gemeine zu plündern, dafür, daß ich bis jetzt mich nicht frei von Abgaben und Einquartierung gemacht hatte, zu begehren, daß mir die Zinſen für meine freiwillig-patriotiſchen Anlehne ausgezahlt würden, und ich war auch ſchon auf gutem Wege, denn ein Iſraelit hatte ſich der Sache angenommen, als auf einmal — — nun, ich denke: „Krieg und Brand ſegnet Gott mit milder Hand!“

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

So etwas ſteckt an, wie der Schnupfen.

Am folgenden Morgen, — und am Morgen ſieht man in der Regel die Welt aus einem etwas ernſthaften Geſichtspunkt an, theils weil man da gern das ausſpricht, was man im Bette ausgegähnt hat, theils weil man dann nüchtern iſt, wenn man nicht etwa nach Mitternacht in einem cyniſchen, oder politiſchen, oder frommen, oder zärtlichen Rauſch zu Bette ſich wälzte, — an dieſem folgenden Morgen alſo war ich eben mit meinem Vater in einem weitläufigen Geſpräch über meine Zukunft, nemlich die irdiſche, begriffen, als ein Haufen Kriegsvolk auf den Hof ſprengte. An den

Kleinigkeiten, daß ſie gut zu Pferde, alſo auch gewiß gut zu Tiſche ſitzen, daß ſie ſehr richtig deutſch und durchaus nicht von Heldenthaten ſprachen, daß ſie im höchſten Grade beſcheiden waren, und nichts forderten, ſah ich ſogleich, daß es Nationalen waren, und half meinem Vater, der bei ſolchen Vorfällen gewöhnlich mit dem Zipperlein oder dergleichen krankhaften Anfällen geplagt wurde, aus der Verlegenheit.

Ich machte den Wirth, und vernahm, daß die jungen Helden zu einem Freicorps gehörten, daß ſie eigentlich geſtern Abend ſchon hier hätten anlangen ſollen, um Ruhetag zu machen, daß ſie aber ſich ver- und durchgeritten gehabt, daher ſie denn erſt jetzt, nach einer durchſpielten Nacht, ankämen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die jungen Herren ſo gut als es nur immer möglich war, aufgenommen wurden, und ich konnte mir nicht leugnen, der gute Geiſt, welcher ſie beſeelte, mehr aber noch die geſchmackvolle Uniform, gefiel mir gar ſehr. Man will zwar behaupten, daß von der guten Wahl der Uniform oft der Enthuſiasmus der Staaten und das Schickſal der Schlachten abhängt, allein bei mir war es das Anſchaun der Uniform nicht allein, was eine Kriegs-, Marſch-, Lauf- und Reitluſt mir erregte. Das Gefühl für die gute Sache, die Ausſicht zu einem luſtigen Leben, die Betrachtung der grämlichen Abende in dem väterlichen Hauſe, das alles wurde eine Olla-Potrida in meinem Innern, und der Partheigänger, der Kriegskamerad war fertig, als bei dem Mittagseſſen der Gott Bachus, dieſer Verführer zu den Freveln aller Art, mir ſchon von fern das Feldmarſchall-Patent zeigte.

Mein Vater billigte den raſchen Entſchluß, den ich gefaßt hatte, als Freiwilliger mit unter das Volk — wie man ſagt — zu gehen, recht ſehr, indem er mir bemerklich machte, daß die Freiheit des Menſchen größtes Gut ſey, und ein freiwilliger Tod jedesmal dem Zwangstode vorgezogen werden müſſe.

Mich auszurüſten, daß ich gleich eintreten, und einige tauſend Feinde todt ſchlagen konnte, mich ſo auszurüſten, daß ich gleich einen Grad mehr, als die ganz gewöhnlichen Mitläufer der Patrioten bekam, das war gar keine Kunſt. Denn erſtlich hatte ich Geld, weil ich an einem Hofe mich aufgehalten hatte, der Knall und Fall davon gelaufen war; zweitens hatte mein Vater alle Sorten von Gewehr und Waffe für den Kriegsdienſt, denn er war ein Landedelmann; drittens hatten meine neuen Kameraden einen Eſcadron-Schneider bei ſich, denn in den Städten, beſonders Sonntags, machten ſie gewöhnlich große Parade; viertens hatte ich ein taugliches Pferd, denn es ſtand vor dem Schuß, und ob es nach dem Schuß ſtehe, danach wurde nicht gefragt; fünftens war ich unverheirathet; ſechſtens hatte ich einen Taſchenſpiegel, einen Korkzieher und das Recept zu der feinen engliſchen Stiefelwichſe. Einen Bart freilich, wie er ſich eigentlich geziemt und gebührt, hatte ich noch nicht, doch — einen Bart — dachte ich, — wirſt Du nun auch wohl noch bekommen, und damit ſchickte ich ſogleich nach dem nächſten Marktflecken, um mir eine Specialcharte holen zu laſſen, damit ich ſpäterhin denn doch einmal bei den unterſtrichenen Orten mich an die

Abentheuer erinnern könnte, welche ich jetzt erleben zu wollen, mir vorgeſetzt hatte.

Der Bote, welchen ich nach dem Marktflecken geſchickt hatte, kam erſt ſpät am Abend zurück, als meine Kameradſchaft bereits am zweiten Rauſch des Tages ſich vergnügte, und meinen alten Vater ermüdete. In dem Flecken aber war, nach dem Rapport des Boten, eine Specialcharte nicht zu bekommen geweſen, und unſer dortige Geſchäftsmann, der erſte Handelsmann loci, ſchrieb mir zurück:

„Ew. Hochwohlgeboren bedaure, mit Specialcharten nicht aufwarten zu können. Der Artikel muß noch nicht in Cours ſeyn, ſonſt hätte gewiß ſchon davon zu billigen Preiſen abzulaſſen. Kann mich auch nicht beſinnen, daß Specialcharten ſchon durch meine Bücher gegangen, würde auch nur in

Commiſſion ſie annehmen, wenn ſie ſo theuer, als die Specialfreunde. Um aber meine Bereitwilligkeit zu zeigen, und da ich der Meinung bin, daß Generalcharten ſolider ſind, als die Specialcharten, indem letztere wohl der Mode gar ſehr unterworfen ſeyn möchten, ſo ſende hierbei à conto zwei Spiele deutſch Solo und zwei Spiele Pharo zu beliebigem Gebrauch. Bemerke noch dabei, daß bei den Solocharten der rothe Daus, und bei den Pharokarten der Piquedaus auf der Rückſeite gezeichnet iſt, als welches ich in der Fabrik ausdrücklich beſtellt habe, und wonach ſich zu achten bitte.“

Ob nun gleich mein Bote mißverſtanden war, ſo waren mir die Charten doch ſehr willkommen, denn unſer ganze Vorrath, den mein Vater gehabt, war bereits von den fremden Gäſten aufgeſpielt, und nun ging es friſch wieder an das Werk. — Der Schneider hatte, Wunder über Wunder! mit Hülfe unſers Dorfſchneiders, item Schweinſchneiders, gleich nach Mitternacht meine neue Uniform ſo weit in Stand geſetzt, daß ich kein Störungspunct in der Linie ſeyn konnte, und ich gefiel mir ſogar in dem neuen Hemde des Herkules, obſchon mein alter Vater, mir auf die Schulter klopfend, ſagte: „Das Habit da iſt leichter an, als ausgezogen!“

Ich achtete nicht darauf, denn ich war nun einmal im Taumel, und ich glaube, ohne Taumel dürfte wohl ſchwerlich ein Werber Menſchen finden, die zu Helden gemacht ſeyn wollen. Am folgenden Morgen nahm ich Abſchied von dem Herzensvater u. ſ. w., die Jagdhunde heulten an den Ketten, als ſie mich mit der ihnen wohl bekannten

Büchſe in der Hand ſahen; ich aber ließ ſie heulen, ſchwang mich auf das Roß, und dahin ging es, nachdem ich meinem Vater in der Hand verſprochen hatte, daß ich von den erſten Kanonen, die ich erbeuten würde, ihm ein Paar Dutzend zur Anſicht ſchicken wolle. Wie wir an den Rhein kamen, war ich ſchon zu meiner eignen Verwunderung ein gemachter Soldat, denn ich konnte nun vollſtändig galloppiren, rapportiren, bivuaquiren, avanciren, charmuziren, item charmiren, ohne jemals zu retiriren, bramarbaſiren, deraiſonniren, hofiren, item anzuführen. Da ſieht man denn doch nun deutlich, was aus dem vornehmen Blut zu machen, und daß es zu allem zu gebrauchen iſt.

Die mehreſten von meinen Kameraden wollten als Kinder der Rache, ſo war es beſchloſſen, in Feindes Lande wüthen, wie nur die Rache wüthen kann und darf, und das wär auch niemandem zu verdenken, denn „Wurſt, wider Wurſt“ ſagt das Sprichwort, und nebenbei fällt bei ſolchem Exercitium der Rache denn auch manches thränenreiche Späßchen vor, und manches klingende Vortheilchen ab, bis zuletzt die wahre reine weltbürgerliche Ehre nebenbei auch mit abfällt. Dieſe Ausſicht auf Rache, Späßchen und Vortheilchen, hatte dem Enthuſiasmus bei dieſer Völkerwanderung eine Folie untergelegt, und den alten Kleppern, Pflegma und Furcht einen Sporn in die Rippen geſetzt, und die Vernunftmenſchen müßten ein unvernünftiges Gefühl haben, wenn ſie dergleichen Selbſtbewegung nicht durch Bauernfuhrwerk noch ſchneller bis an den Ort der Beſtimmung bewegten.

Wir ſchienen nunmehr, als wir das

Waſſer des Rheinſtroms im Rücken, und das Weinland vor uns hatten, an dem Ort unſerer Beſtimmung zu ſeyn, denn nachdem nun der Zulauf zu dem Patriotismus nicht mehr war, nachdem der Strom einen Strich hinter das Vaterland gezogen hatte, nachdem wir von den Linientruppen umgeben, nebenbei auch über die Achſel angeſehn wurden, ſo änderte ſich die Scene, denn es hieß jetzt: wir kämpfen nicht mit dem Bürger, ſondern mit der bewaffneten Macht, darum ſchont den Bürger, daß er bei Laune bleibe, denn ſonſt würden wir ohne Magazine, wie wir ſind, verhungern müſſen.

Von dieſem kleinen Anfang läßt ſich leicht auf die Folge rechnen. Wir wurden nemlich nunmehr etwas ſtrenger behandelt, als wir erwartet hatten, und unſere vorausgeſetzte patriotiſche Willkührlichkeit durfte nur ihre Schnippchen in der Taſche ſchlagen. Einſtmals war ich in groſſer Gefahr, degradirt zu werden, denn ein alter General, der uns muſterte, fand, was ich ſelbſt noch nicht gefunden hatte, daß der Schnitt meiner Uniform nicht reglementsmäßig ſey. Eigentlich hätte die Strafe wohl meinen Schneider, und nicht mich treffen ſollen, allein man weiß wohl, daß im Dienſt nie der wahre Sünder oder Tapfere angeſehen wird, und darum legte ich mich auf das Bitten, d. h. ich bemerkte in einer beſondern Audienz, daß unter dieſer Pönitenz mein Stammbaum leiden würde; der ſchwere Fehler wurde alſo überſehen, wie ſo mancher andere hohe, noble Fehler, denn — clericus clericum non decimat!

Dreißigſtes Kapitel.

Der neue Krieg.

Endlich kamen wir auch vor den Schuß, und, was noch mehr ſagen will, wir ſtanden in dem Schuß, jedoch nicht in der Schußweite. Das Gefecht war mörderiſch, denn, wie ich nachher in den Zeitungen geleſen habe, ſo hatte der Feind an die zehn tauſend Mann auf dem Platz gelaſſen, obſchon nach den Berichten unſerer Vorpoſten und einiger gefälliger Iſraeliten, — denn Spione zu haben, das war uns zu ſchimpflich, entehrend und unwürdig, — das uns gegenüberſtehende Corps, nur acht tauſend Mann ohne die Unteroffiziere und Offiziere, welche nicht angeführt werden, ſondern ſelbſt anführen, zählte. Dem ſey indeß, wie ihm wolle; genug, die Zeitungen und deren leichte Truppen, die politiſchen Flugblätter, brachten die Nachricht der Niederlage von zehntauſend Mann der Ewigkeit zu, alſo mußte die Sache wohl richtig ſeyn.

Wir ritten über das Schlachtfeld, wie über ein unwegſames Schneefeld, und kamen mit Gebet und nebenbei auch unter Flüchen immer weiter. Daß wir dabei, wenn gerade kein Feind da war, wie jener Ajax unter die Schaafheerden, Gänſe, Hühner, mitunter auch unter die hyperboräiſchen Kollegen meines Herrn Vaters, des Exmaire, wütheten, das verſteht ſich von ſelbſt und liegt in der Natur der Sache. An einem ſchönen Abend, wo wir gar keine Gelegenheit zum Wüthen hatten, weil gar kein Feind, und nicht ein einziges Dorf in der Nähe war, machten wir die zweite Ausgabe zu der Batrochoniomachie, oder Froſchmäuslerkrieg, welche gar fälſchlich dem Sänger des Achill, Agamemnon und Ulyſſes nebſt Konſorten angedichtet wurde, und welcher nur durch dieſen Schleifweg ſich in die Unſterblichkeit einſchwärzen konnte. Wir ſpießten in beſter Form die ſumpfigen Helden des Ariſtophanes auf, und ließen ſie uns, wohl zubereitet, recht gut ſchmecken; — ſo weit waren wir ſchon in der Gourmandiſe gekommen, und ich war bei dieſer Gelegenheit der vollen Ueberzeugung, daß die Karaiben ſo ſehr böſe Gabelthiere nicht ſeyn können, und daß man allmählich ſich daran gewöhnen könne, Menſchenfleiſch wohlſchmeckend zu finden! Jedes Gewohnheitsthier lernt am Ende, aus Gewöhnung, ſeine Natur verleugnen und gegen ſein eignes Fleiſch wüthen, Endlich wurden die Sachen in der That ernſthafter, und der Feind immer zuvorkommender, alſo gefährlicher. Es kam zu einigen unbedeutenden Hauptgefechten, und daß unſere Armeen hier überall ſiegten, das verſteht ſich von ſelbſt, obſchon ich aus unergründlichen Gründen das „wie und warum“ nicht entziffern kann. Wir ſelbſt gaben von dieſen Vortheilen, welche über den Feind gewonnen waren, keine Nachricht, um ſo weniger, da wir erwarten mußten, daß unſere Briefe à la mode de France, unterwegs aufgebrochen werden möchten, und da wir ſo recht eigentlich keinen Antheil an den Fabeln und Hiſtorien der Armeebefehle hatten.

Endlich kamen wir noch nebenbei zu einer verabredeten Hauptſchlacht, und daß wir ſchon vorläufig die Briefe an die lieben Angehörigen Hinſichts des Teſtaments geſchrieden Hatten, und daß wir von dem leichten Volk der Firſinger die herrlichſten Verkündigungen, nebenbei auch ſogenannte Gedichte, welche uns an den Ueſtern der Ewigkeit hängten, erwarten mußten, und erwarten durften, das liegt in dem Gang der ſtets hungrigen, ſtets mageren Zeit. Die Schlacht mag gewonnen oder verloren ſeyn, ſo liegt es jedesmal in der Natur der Sache, daß rückwärts die Poſaunen in Bewegung und Ordnung gebracht werden müſſen. Dieſesmal aber war in unſerer Waffenbewegung wirklich Grund und Wahrheit, ob ich gleich, um der letztgenannten, ſo oft gemißhandelten Wahrheit die Ehre zu geben, einräumen muß, daß ich keinen patriotiſchen oder gewiſſenloſen Mord auf meinem Gewiſſen hatte, als die Thürme der wohlbekannten, und ſehr gefürchteten Lutetia uns entgegen leuchteten in der Abendſonne, dieſer Sonne, welche mich an die Schülerjahre erinnerte, wo ich Phantaſien hatte, die, wie ich jetzt ſehr wohl begriff, nur in einer Abentheuerlichkeit ſich enden konnten.

Endlich und endlich war der allgemeine Feind geſchlagen, vernichtet, und von dem Duft unſerer Trophäen überraſcht, kehrten wir ſiegbeglückt, wenn auch nicht ſiegbekrönet, heim. Was bei dem ganzen Plaiſir mich zu egoiſtiſchem Aerger reizte, war, daß wir alle, ſammt und ſonders, ſo recht eigentlich nicht wußten, wo wir geweſen waren, daß wir unſer Geld verzehrt hatten, ohne Beute machen zu dürfen, daß wir mitunter die ſchönſten Paraden gemacht hatten, während der Magen bellte, wie ein böſer Hund, und ſo kehrten wir denn heim mit Sing und Sang, mit Kling und Klang, mit Paukenwirbel und Trommelklang, ein Jeder zu ſeinem frühern Rang, wir alle, das Vaterland zu loben, nicht zu toben, zu hoffen von oben, und mit jenem anbefohlnen Stolz, der Feuer unter das Pflegma der Heimath bringt, denn woher ſollten ſonſt die Erleuchtungen kommen?

Ein öffentlich gedruckter Vortheil war aber denn doch für uns alle da, nemlich der, daß wir Männer vom Leder eine beſonders vorzügliche Geſchicklichkeit haben ſollten, Männer von der Feder zu werden, und das gab mir Hoffnung und Vertraun, als ich von der militäriſchen Luſtreiſe wieder in das Land kam, wo wir überall mit lautem Jubel empfangen wurden. Eigentlich wollte mir dieſer Jubel nicht ſo recht gefallen, denn er kam mir vor, als wenn er mich daran erinnern müſſe, wie ſonſt der Jubel befohlen wurde, und überhaupt ſchien ich in eine neue Welt zu treten. Das ganze Land erſchien mir ohngefähr wie eine Mediatſtadt, wo, was den Bürgerton betrifft, der Kleinſtädter nicht heraus, und der Groſſtädter nicht hinein will. Das Volk, groß und klein, ſchien mir nicht mehr recht nüchtern zu ſeyn; es ſtand anzunehmen, daß alles ſich den Rauſch, wenn auch nicht gerade den Blaſenrauſch, angewöhnt habe, und daß das Erwachen aus dieſer allgemeinen Anſpannung mit einigem Kopfſchmerzen verbunden ſeyn werde, das war nur denen außer Zweifel, welche durch genannte und nicht genannte Thaten und Nichtthaten Feuer unter den Keſſel der bürgerlichen Gutmüthigkeit gebracht hatten.

Vorläufig, ehe ich mich, ob der Verheiſſungen, ob der Aufopferungen und bewieſenen Tapferkeit zum Kriegsminiſter oder Marſchaft des Reichs meldete, beſchloß ich, in meines Vaters Hauſe etwas auszuruhen, und meine Wäſche und mich ſelbſt reinigen zu laſſen. Den Urlaub auf unbeſtimmte Zeit erhielt ich ſogleich, nicht etwa, weil ich im Kriegsdienſt nicht mehr zu gebrauchen geweſen wär, ſondern weil die Menge der Bewaffnung jetzt einige Verlegenheit verurſachte, und bei dem Abſchiedsſchmauſe, der herkömmlich in jeder Zunft gegeben wird, verbrüderten wir uns dahin, daß wir bei dem nächſten Kriege, der doch hoffentlich nicht ausbleiben werde, weil ſonſt die Gänſekiele und das Selbſtvertraun, und die Nichtachtung des Menſchenwerthes gar zu ſehr im Preiſe ſteigen würden, ein Regiment fahrender Generale errichten wollten. Die Welt iſt nun einmal für das Neue, und in dem Kriege imponirt nichts ſo ſehr, als das Neue; dieſe glückliche, patriotiſche Erfindung hielten wir daher für jezt noch geheim — ein Grund mehr, unſere Kameradſchaft, und alſo auch unſere Schlagfertigkeit, rege zu erhalten.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Die Erbſchaft.

Es iſt kein Ding ſo ſchlimm, es iſt dennoch zu etwas gut. Meine Uniform, Montirung oder Livree, wie ich es nennen ſoll, war nemlich ſo abgetragen, meine Kopfbedeckung war von ſo vielen Hieben, jedoch nur Bierhieben, ſo zerſetzt, mein Säbel war durch das viele Schleppen auf dem Steinpflaſter ſo abgeſchliffen, mein Mantelſack war ſo leicht und mein Gaul ſo ſchwer, — daß ich aus Gründen, welche jeder ſelbſt leicht auffinden wird, zur Freude meines Pferdes ungemein langſam ritt, als ich meinem Geburtsort nahe kam. Man könnte vielleicht glauben, ich hätte nur um deswillen in der

Dunkelheit des Abends einreiten wollen, damit ich dem guten Dorfe die feierliche Einholung erſparte, welche man oftmals verbittet, um das Praevenire zu ſpielen, oder ich hätte überraſchen wollen, was denn auch oftmals ein Zeichen der naiven Schwäche oder der Eitelkeit iſt; allein, aufrichtig geſtanden, ich war in dem Kriegsdienſt noch nicht ſo weit gekommen, daß ich jene angedeutete, eigentlich bäueriſche Schwäche hätte überwinden können, und darum wollte ich, wie das ſchon ſeit Alters her der Fall häufig geweſen ſeyn ſoll, im Dunkeln in das väterliche Stammhaus ſchlüpfen.

Wenn ich vorhin ſagte, daß kein Ding ſo ſchlimm ſey, es ſey doch zu etwas gut, und wenn ich dabei auf meine abgetragene, verlegene Uniform hin blickte, ſo ſah ich, als ich in das väterliche Haus trat, gleich ein, daß ich die ſchönſte Uniform proviſoriſch jetzt hätte ablegen müſſen, ſelbſt wenn ſie mir ſo eben ein Lieferant aufgedrungen gehabt hätte, denn — mein Vater hatte unterdeß, daß ich abweſend geweſen war, zuletzt keine Lebensdauer mehr gehabt, — vor drei Tagen war er in dem Familiengewölbe begraben, und ich mußte alſo Trauerkleider anlegen. Von dem Familien-Trauerkuchen bekam ich noch einige Fetzen als Thränenſchwamm, und am folgenden Morgen nahm ich, ſehr gnädig, die Huldigungen des Hofgeſindes an. Auch das übrige Geſinde, oder Perſonale des Dorfes drängte ſich herbei, ſich mir zu zeigen, um gelegentlich eingeladen zu werden, um einladen zu können; darunter war auch eine gewiſſe Perſon, welche meine Leſer ſchon kennen, und welche mich einzuladen ſchien; doch mein Schmerz kannte keine Gränzen, ich — nahm daher den Juſtitiarius unter den Arm, und ließ mir den Geldſchrank entſiegeln!

Der Anblick des alten Silbers und Goldes, und der neuen Napoleonsd'or und Fünffrankenſtücke, welche ohnfehlbar aus der letzten Mairieſchaft ſich hieher zurückgezogen hatten, beruhigte mich in etwas, und noch mehr das kurze, in dem Schrank ſich befindende Teſtament oder letzte Wille meines Vaters, den man eigentlich hätte ſeinen erſten Willen nennen ſollen, da er wegen der Haus-, Staats-, Ehr- und Adel-Regimenter ſo recht eigentlich keinen erſten Willen gehabt hatte, es müßte denn vor der Geburt des jetzigen Herrn, nemlich meiner, geweſen ſeyn. Dieſer letzte Wille meines Herrn Vaters lautete ſtellenweiſe dahin:

„Ich befehle Dir, mein Sohn, daß

Du allen Patriotiſmus, und allen öffentlichen Dienſt als Dinge betrachteſt, welche in der ganzen feinen, alſo europäiſchen Welt dieſelben ſind, nemlich als reinen Patriotiſmus und als reine Wahrheit, wobei ein Narr reich werden kann. Ich befehle Dir, daß Du nach dieſen Anſichten auf die Fuchsjagd geheſt, um von dem Balg wenigſtens den Schwanz Dir eigen zu machen, und übrigens gebiete ich Dir dieſes letzte Ende wohl zu bewahren und in Acht zu nehmen, denn es iſt überall das Scepter, welches ſchon häufig ganze Staaten bewegt hat. Findeſt Du ſpäterhin, daß der erſchöpfte Salomo recht hatte, als er ſagte: alle Dinge ſind eitel, ſo ziehe Dich in eine anſtändige Einſamkeit zurück, d. h. Deine nächſten Umgebungen müſſen immer noch glauben, daß das Narrenſpiel in der Welt

Die von Werth ſey, denn anſonſt verlierſt Du allen Einfluß, ſowohl in der Welt, als im Hauſe. — Deinen Stammbaum wirf nicht hinter den Ofen, ſondern verwahre ihn genau, denn da das Stammende immer dem Fruchtboden am nächſten bleiben wird, ſo wird es auch immer das derbſte bleiben. Wenn Du heirathen ſollteſt, was ich bis jetzt gottlob! noch nicht erlebt habe, ſo thue es mit Anſtand; das, was der gemeine Mann Liebe nennt, geht gar bald mit der Wohlhabenheit durch den Schornſtein, und durch die falſchen Wochenſtuben; ich halte daher den für einen vernünftigen Mann, der, wenn der Rauſch vorüber iſt, ſich nicht noch obendrein über die leere, grüne Flaſche ärgert und ſie auf den Boden werfen will, ſondern der, wenn die Manie, ſich berauſchen zu wollen, ihn nun einmal nicht verließ, doch lieber aus einer ſilbernen Punſchbowle das Kopf- und Beutelſchmerzen-Getränk zulangt, denn beim Erwachen erfreut ihn dann doch noch der Anblick des Silbers. Das Schweigen hat mich klug und wohlhabend gemacht; Sprechen und Schreiben zu unrechter Zeit hat mich, früherhin oft in große Verlegenheit geſetzt. Folge dieſem Beiſpiel, ſey ſtrenge gegen Deine Bauern, tractire die Großen mit Artigkeit, Eſſen und Trinken, ſchönen Anſichten und Muſik, nur nicht mit Geld; zahle Deinen Beichtgroſchen fein ordentlich; klage immer über ſchlechte Zeiten, und laß lieber drei Erndten verfaulen und von den Mäuſen aller Art aufgelöſet werden, als daß Du nur einen einzigen Wiſpel unter dem Preiſe, der dem Pöbel Reſpect vor dem Landadel einflößen muß, verkaufteſt. Nur auf dieſe Art kannſt Du die bedeutenden Reichthümer, welche ich Dir hinterlaſſe, und wovon Du bisher nichts wiſſen ſollteſt, da die Jugend viel durchbringt, wo ſie weiß, daß viel durchzubringen iſt, vermehren. Du findeſt in dieſem Schranke die Urkunden und Schuldſcheine, welche Dich zum reichſten Edelmann, und alſo auch zu dem anziehendſten Mann machen konnten, wenn ich nicht erwartete und befürchtete, daß Du noch zu ſehr an dem Patentweſen hingeſt. Denn —“ Weiter las ich nicht, da ich ſchon an den Worten: „Du findeſt in dieſem Schranke u. ſ. w.“ genug hatte; Ich warf daher das Teſtament in das Feuer, und die vorläufige Baarſchaft des Erbes mir in die Taſche. — Das ganze Plaiſir gefiel mir ſpäterhin recht wohl, und ich überzeugte mich vollſtändig davon, daß der reichſte Erbe des Landes nothgedrungen auch der vollendeteſte Quaſi-Menſch ſeyn müſſe.

Endlich, nachdem ich in den vorgefundenen Beſitz mich gefunden und mich davon überzeugt hatte, daß das Glück, welches mitunter auch eine Kunſt und Wiſſenſchaft iſt, gute Erbſchaften zu thun, das ſolideſte und vernünftigſte ſey, welches einem irdiſchen Faullenzer der Himmel geben kann, ſo wurde ich doch endlich nach neuer Bewegung lüſtern, da mein deſignirter Domherrenbauch noch nicht ganz in der gehörigen Rundung war. Ich entſchloß mich daher zu einer Reiſe nach der Stadt.

Letztes Kapitel.

C'est tout, comme chez nous.

Als ich in der Stadt ankam, fand ich abermals alles ganz verändert, und glaubte mich davon überzeugen zu dürfen, daß wir vor allen Veränderungen nicht zur Ruhe kommen würden. Die alten Ritterzeiten wurden wieder eingeführt und die Turnierkunſt war wieder an der Tagesordnung, obſchon den Kartätſchen, welche jene Ritterſchaft abgeſchafft hatten, der metallne Schreihals noch nicht geſtopft war, und an nordiſchen Winterfeſten wurden dem Volk alte griechiſche Spiele öffentlich gegeben, nachdem Profeſſoren Vorleſungen mit überzeugendem Beweis darüber gehalten hatten, daß die Kälte nur eingebildet ſey, und daß die innere Glut eben ſo ſtark in der Eiche als in der Zeder von Libanon wäre. Das Volk, von dem man früherhin ſo recht eigentlich nie in anderer Beziehung geſprochen hatte, als mein ſeeliger Vater etwa von ſeinen Leibeignen, war jezt an der Tagesordnung, und die Glut- und Wuthredner wußten, wie es mir ſchien, nicht, was ſie mit dem neuen Habit, da es nicht gleich paſſen wollte, anfangen ſollten. Aus Langeweile, und da die Zungen und Federn ſo lange gefeſſelt geweſen waren, verfiel man bereits auf die ſonderbarſten der Sonderbarkeiten, welche — die Zeitungsſchreiber und Zeitungsklubbs beſchäftigen ſollten, als auf einmal der Pfropf von der Flaſche der Gährung geſtoßen wurde. Denn es erſcholl ſchnell durch das ganze Land: „Pez iſt wieder da! Pez iſt wieder da!“

Dieſer Pelz war kein anderer, als der Ritter von Elba, der jetzt wiederkehrte, um für den nächſten Winter ſich ein anderes Quartier auszubitten. Sein Erſcheinen erregte eine große Bewegung. Sonderbar anzuſchaun war es, wie viele von denen, welche bis dahin mit ihrem neuen Patriotismus geprangt hatten, jetzt das ſtolze Roß wieder ohne Sporen auf der Waſſertrenſe ritten, und wie viele, welche bis dahin ſich ganz verkrochen gehabt hatten, jetzt wieder auf die Zehen traten, als man von dem Einzug Napoleons in Paris ſprach.

Was mich betrifft, ſo will ich mich mit jedem ſchießen, der es mir nicht glaubt, daß mich der reine Eifer für mein Vaterland trieb, als ich den Degen wieder umgürtete, und dem allgemeinen Feinde Deutſchlands entgegen zog. Der Menſch ſehnt ſich nach

Ruhe, und um endlich einmal unſerm ermüdeten Vaterlande Ruhe zu geben, dazu glaubte ich jezt bei der allgemeinen, gutmüthigen Kraftanſtrengung mitwirken zu müſſen. Als wahrer Volksfreund zog ich mit aus, und es wurde auch das Volk gerührt, wo es nur gerührt werden konnte. Selbſt Weiber und Schriftſteller bewaffneten ſich, und bei den Illuminationen, welche gelegentlich ausgeſchrieben wurden, um die Laune des Anwuchſes zu erhalten, ſaßen die Damen in den erleuchteten Fenſtern und zupften Charpie. So etwas ſteckt an, rührt zu Thränen, zu Beiträgen, und wo einer hinläuft, da laufen viele hin, alſo lief ich auch wieder mit. Vor meinem Ablauf wollte ich mich malen laſſen, für wen, das wußte ich eigentlich ſelbſt nicht, vorläufig aber, um mich künftig als alten Mann in der jungen Uniform zu ſehen; allein der Maler hatte in dieſem Augenblick ſo viele Uniformen zu malen, daß die Trompete das Signal zum Aufbruch gab, als ich eben noch mit ihm darüber in hiſtoriſchem Streit war, wie er den Schnurrbart, den ich mir zuzulegen gedachte, anlegen ſolle.

Die Sache ging gut; dem Abentheurer von Elba wurde ein neues Winterquartier angewieſen, und wir zogen ſiegreich in Paris ein. Nachdem wir einige Paraden gemacht hatten, kehrten wir wieder heim, und, unter uns geſagt. ich ſah es nunmehr ein, daß ich wohl ein dummer Teufel, der zu dem Staatsdienſt nicht zu gebrauchen iſt, ſeyn muß. Denn ich habe viel Streit darüber gehabt, daß ich behauptet hatte, das franzöſiſche Neſt werde dieſesmal von uns rein ausgefegt werden, wir würden, da wir einmal den Knopf auf dem Beutel hätten, dieſesmal nicht mit Geld, Bewunderung und Pomp uns abfinden laſſen, wir würden dem Augenblick nuzen, wie er nie wiederkehret. Indeſſen, da ich in dem allen durch Beweiſe widerlegt wurde, die ich auch nicht verſtehe, die ich aber auf Glauben annehmen muß, da ſie von dem Hochmögenden kommen, da ich auch mit meinem Volksſinn, der mich trieb, neuerdings Gefahr lief, verhaftet zu werden, da ferner ein junger Lieutenant aus der Linie mein Major bei den muthwilligen Jägern, wie er ſie nannte, wurde, ſo nahm ich meinen Abſchied, und bin auf die Hufen zurückgekehrt. Hier habe ich denn das Schwerdt mit der Pflugſchaar vertauſcht, und ich ſchließe proviſoriſch in dem proviſoriſchen Reiche und Leben mit dem nicht proviſoriſchen, ſondern durch viele Erfahrungen beſtätigten Wahlſpruch:

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas,
Regumque turres!

Ende des zweiten und letzten Theiles.

Auguſt v. Kotzebue's

literariſches und politiſches Wirken.

„Wahrheit iſt eine eherne Säule für Millionen
von Geſchlechtern!!“

Tobolsk, 1819.

Aufgeſchnittene und beſchmutzte Exemplare werden
nicht zurückgenommen.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

A. v. Kotzebue, den aus deſperatem Reſpect viele ſeiner Verehrer nur immer Herrn von Kotzebue nennen, — was eigentlich bei großen Männern jeder Art nicht gebräuchlich iſt, verdient es in der That, daß ſchon jetzt Materialien für ſeinen künftigen Biographen, wenn dermaleinſt ſein Lebensprozeß beendet iſt, geſammelt werden. — Wir wollen hier etwas von dieſem merkwürdigen Manne, der neuerdings erſt wieder Aufſehen erregte, ſagen. Er heißt Auguſt Friedrich Ferdinand mit den Vornamen. Er iſt in Weimar 1761 geboren; ſein Vater, den er früh verlor, war Legationsrath, und ſtarb, wie das gewöhnlich bei ſolchen Verhältniſſen iſt, nicht in den beſten Umſtänden. Die Mutter nahm ſich des Knaben ſehr an, und er entſchied ſich ſchon in frühen Jahren für das dramatiſche Fach, faſt eben ſo früh, als Mozard für das muſikaliſche; nur waren freilich bei beiden Feuerköpfen die Tendenzen und Motive ſehr verſchieden. Bei Mozard herrſchte früh erweckter, nur für die Kunſt aufblühender Kunſtſinn; bei Kotzebue hingegen eine ſchon früh aufblühende neckende Laune des Ehrgeizes und des Spöttelns, welche man faſt hämiſch nennen mögte, und welche faſt aus allen ſeinen nachherigen dramatiſchen Stücken ſowohl, als auch aus ſeinen Romanen u. ſ. w. hervorlugt, in ſeinen Streitſchriften und gelehrten Anmaßungen aber zur boshaften Satyre wird. Er ſagt über ſeine erſte Entwickelung zu dem dramatiſchen Schriftſteller, freilich mit einiger Anmaßung, die man aber einem, durch Umſtände und Verhältniſſe, durch Windungen, Duldungen und Schmeichelein mancher Art arrogant gewordenen Kopfe verzeihen mag, über dieſe Entwickelungsperiode:

„Der Schauſpieler Abbt kam mit einer

herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft nach Weimar. Meine Neugier war ohne Gränzen. Mit einem heiligen Schauer betrat ich das Schauſpielhaus. Die vielen Lichter, die verſammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles das ſpannte meine Erwartung auf's Höchſte. Man gab den Tod Adams von Klopſtock. Der Vorhang rollte auf; ich war ganz Auge, ganz Ohr; mir entging kein Wort, keine Bewegung. Ich kam wie betäubt nach Hauſe. Man fragte mich, wie es mir gefallen? Ach Gott! *Gefallen* war nicht das rechte Wort. Ich ſollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünſchte mir auf der Welt nichts mehr, als täglich einem ſolchen Schauſpiel beizuwohnen. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute ſo ruhig davon ſprechen, und ihre Geſchäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Unbeſchreiblich war meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalie eine ſtehende Bühne errichtete, und unſtreitig die beſte, welche damals in ganz Deutſchland war. *) Die Familien: Seiler, Brandes, Borck, und der unſterbliche Eckhoff kamen nach Weimar. Meine Leidenſchaft für die

---

*) Sollten dieſer Kotzebueſchen Anmaßung des „unſtreitig" nicht die Hamburger, Berliner, ſelbſt die Wiener Bühnen das Vorrecht ſtreitig machen? Freilich, der damalige Knabe hatte dieſe Bühnen noch nicht geſehn. —

Bühne wuchs mit jedem Tage, und ſicherlich war ich jedesmal unter allen Zuſchauern, groß und klein, der Aufmerkſamſte. Ein unglücklicher Brand legte das Weimarſche Schloß, und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in Aſche, die Geſellſchaft wurde verabſchiedet und ging nach Gotha. Ich widmete ihrer Abreiſe manche Thräne. Uebrigens verdanke ich jener Epoche den größten Theil der Bildung meines Herzens und Verſtandes. (???) Jede edle Empfindung wurde in mir erweckt, und durch Eckhoffs göttliches Spiel mit Phantaſien und Ideen bereichert, welche mir ſonſt nicht ſo anſchaulich geweſen wären!“

Auf dem Gymnaſium, welches er um

jene Zeit beſuchte, ſoll man mit ihm ſehr zufrieden geweſen ſeyn, und Muſäus, der dort lehrte, wandte aus Verwandſchafts- oder überhaupt aus Familienverhältniſſen viel Aufmerkſamkeit auf ihn. Er war dazu beſtimmt, die Rechte zu ſtudieren, und ging, kaum ſechzehn Jahr alt, auf die Univerſität Jena, wo ihn aber ein Liebhabertheater mehr anzog und beſchäftigte, als das trockne Studium der Rechtswiſſenſchaft. Von hierab bezog er die Univerſität Duisburg, wie ſeine Beſchützer ſagen, aus Liebe zu ſeiner Schweſter, welche dorthin verheirathet war, indeß wahrſcheinlicher wohl aus Oekonomie. Im Jahr 1779, zu dieſer Zeit, wo das Blüthenalter der deutſchen Literatur anhub, finden wir ihn wieder in Jena. Zwar ſtudierte er noch immer auf den Rechtsgelehrten hin, und nach der fernern Entwickelung ſeiner Talente ſollte man auch annehmen müſſen, daß er ein recht derber Advokat geworden ſeyn würde, allein auch hier beſchäftigte ihn wieder ungleich mehr das Liebhabertheater. Er ſchrieb mehrere kleine Stücke für daſſelbe, fiel aber damit durch, ließ indeſſen den Muth nicht ſinken, was alſo ſchon damals ein characteriſtiſcher Zug von dem jungen Menſchen war. Das kleine Luſtſpiel „die Weiber nach der Mode,“ gelang ihm beſſer, und erregte nur um deswillen Beifall, weil allerhand Klatſchgeſchichten der

Kaffeeſchweſtern des Orts hier auf das Theater gezerrt waren. Seine Satyre war alſo offenbar jetzt hämiſch und lokal, der ſtrengen Wahl des zur Satyre genommenen Gegenſtandes nicht entſprechend, und die Pfeile der Verfolgung fielen alſo nothwendig auf den Dichter zurück, der ſich aber daraus ganz und gar nichts machte, vielmehr verfolgt ſeyn wollte. Er wollte nur erſt Aufſehn erregen, einen Namen gewinnen; auf welche Art, das war ihm gleichviel. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ließ er ſich examiniren, und wurde nun wirklich, was für ihn ſchon vorhin vorgeſchlagen wurde, Advokat. Allein die Prozeßpraxis ſcheint ihn weniger angezogen zu haben, als die Schriftſtellerei, welche ſchon jetzt bei ihm ein unwiderſtehlicher Zwang war. Bereits ſehr eingenommen von ſich ſelbſt, ſchrieb er um dieſe Zeit ſein „Ich, eine Geſchichte in Fragmenten,“ die im Ganymed für die Leſewelt (eine ominenſe Titelwahl) näher nachzuſehen iſt. Mehrere Kleinigkeiten von ihm, unter andern auch kleine Erzählungen, erblickten damals als Ephemere das Licht der Welt.

Frühere Biographen des Herrn Auguſt Kotzebue bemänteln das „wie und warum,“ daß er urplötzlich im Jahr 1781 im Herbſt nach Petersburg gegangen, und ſind der Meinung, daß er durch einen Freund ſeines Vaters dorthin berufen worden. Etwas Wahres mag vielleicht an der letztern Behauptung ſeyn; allein wir müſſen dabei auch nicht vergeſſen; daß Herr von Kotzebue in Deutſchland durch ſeine herbeigezogene Neckerei ſchon viele Gegner hatte, die ihn „den jungen naſeweiſen Splitterrichter" nannten, und die Waffen gegen ihn ſchmiedeten. Er ging daher vielleicht nicht, ſondern flüchtete vielmehr nach Rußland, wo damals Catharina die Zweite, eine geborne Prinzeß von Anhalt-Zerbſt, mit großer Luſt dem Deutſchthum aufzuhelfen, und es zu nationaliſiren ſtrebte, beſonders, wenn ſie einen Blick auf Liefland, Kurland, Eſthland, und die ſchwediſchen, zuletzt von Peter dem Großen erbeuteten Beſitzungen von Ingermannland warf. Die große Kaiſerin bedurfte alſo der Einwanderer von Bedeutung, indem ſie ihre Arme nach Nord-Oſt und nach Süd ausſtreckte. — Kotzebue wurde vorläufig als Geheimſchreiber bei dem Generalgouverneur von Bawr angeſtellt, und in dieſem Bureau hatte er Gelegenheit, für die Bühne und die dramatiſchen Vorſtellungen hülfreich zu ſeyn. Es iſt wohl unſtreitbar, daß dieſe Gelegenheiten ihm in die Hand geſpielt wurden, weil man von dem allgemein bekannten Stolz anmaßender, egoiſtiſcher Schriftſteller überzeugt war, und doch das Genie eines Kotzebue (dies Genie wird ihm niemand vorenthalten können) nicht aus den Augen laſſen wollte.

Baw'r, ſein Gönner, ſtarb, empfahl ihn in ſeinem Teſtament dem Schutz der Kaiſerin, und dem zu Folge kam er als Aſſeſſor mit einem guten Gehalt und dem Rathstitel im Jahr 1783 nach Reval an das Oberappellationsgericht. Jetzt entwickelte er ſich mehr und bedeutender, denn er ſtand nun in dem unmittelbaren Dienſt einer Regierung, welche dermalen ganz Europa Geſetze vorzuſchreiben ſchien. Man kannte ſeine geheimen Verdienſte um die Regierung, und er wurde im Jahr 1785 in den Adelſtand — (jedoch iſt es kein deutſcher Reichsadel, ſondern nur ein ruſſiſcher Adel, der paſſiv genommen, mit dem Küſſen des Rockzipfels anfängt) gehoben, und gleich darauf Präſident des Gouvernementsmagiſtrats der Provinz Eſthland. Die Mantelträgerei beweiſet ſein Werk „über den Adel,“ dem er jetzt ohnfehlbar das ruſſiſche Adelsdiplom zu verdanken hatte, nachdem er vorhin den Erbadel überall zu perſifliren bemüht geweſen war, und er ſoll von der Zeit an auch ſehr ſtreng auf die Auszeichnung ſeines adlichen Ranges gehalten haben. Wir wollen das dahin geſtellt ſeyn laſſen. So viel aber iſt jetzt gewiß, daß dieſer Adel die deutſche Probe nicht hält!!

Jetzt fing Herr von Kotzebue, — man

gebe der Wahrheit überall die Ehre! — an, ſich deutlicher, freier und anziehender als Schriftſteller zu entwickeln. Seine „Leiden der Ortenbergiſchen Familie, 2 Thle.“ gefielen mehr durch die Zuſammenſtellung, durch die lebendige und doch nicht ſchwülſtige Rede, als durch die moraliſche Tendenz; die ergreifende Rührung, welche in die Entwickelung gelegt iſt, mögte wohl für jetzige Zeit etwas zu narkotiſch ſeyn; damals aber machten ſolche Fresko-Gemälde einen nicht unwichtigen Eindruck auf den Germanen, und Herr von Kotzebue iſt in dieſer Hinſicht ein ſonderbarer Vorläufer ſonderbarer, ſchnell einander folgender Schulen geweſen. — Er ging weiter, und ſeine etwas größer behandelten Schauſpiele: „Menſchenhaß und Reue“ — „die Indianer in England“ und die Reichhaltigkeit ſeiner Production anderer Geſtaltung vergnügte von neuem das Publikum und zeichnete ihn —— nemlich, weil es an beſſern mangelte, —— zum Ariſtophanes der deutſchen Bühne aus. —

—— Aber! lieber guter Auguſt Friedrich Ferdinand von Kotzebue! wirſt du bei dieſer Art, dein Zeitalter nur als Poſſenreißer unterhalten zu wollen, auch weiter kommen, als der Zahnarzt, der ſeine tauben Medikamente auf dem Marktplatz ausruft, den Pöbel um ſich hat, und deſſen Bude am zweiten Tage dem Jan-Hagel preis gegeben iſt? — Die Menſchen ſind nicht alle ſo ſtupid, als ſie zu ſeyn ſcheinen, und es beobachten dich mit deinem, freilich, Euleuauge, doch aber noch andere Menſchen, die, unter uns geſagt, Falkenaugen haben. Geh zurück, woher du zurückgekehrt wareſt, und beide Theile, wenn man dich das erſte Glied eines Theils nennen kann, werden damit zufrieden ſeyn. — Wenn die Kritik alle dieſe Geſtaltungen deiner dramatiſchen Muſe, beſonders der großen Stücke früherer Zeit prüft, ſo muß ſie allerdings darin eine leichte, gefällige, gewandte Sprache finden, die Theatercoups nicht zu vergeſſen, allein die Kritik muß auch wiederum ſagen: Herr von Kotzebue reißt die Rührung mit aller Gewalt herbei, iſt erfinderiſch in der Anlage, in der Wahl des Gegenſtandes, in Situationen, Theatercoups, überhaupt allgemein anſprechend in einzelnen Scenen: übrigens aber kann er nicht leicht einen Character, aus der Tiefe der Seele ihn entnehmend, halten, und an guter moraliſcher Tendenz, dem Hauptzweck des edlen Drama, fehlt es dieſen Stücken denn wohl beinahe überall. Iſt in dieſer Hinſicht z. B. Menſchenhaß und Reue, ſo vielen Beifall es auch eine Zeitlang fand, nicht ein Ungeheuer, indem das Verbrechen des Ehebruchs hier von der Seite des zärtlichen Mitleids und nicht von der der Verworfenheit dargeſtellt wird? — Die Indianer in England, erregten wohl mit Recht ein mehreres Aufſehen, und die Naivetät, welche Herr von Kotzebue in der Rolle der Gurli zu legen und glücklich durchzuführen gewußt hat, erwarben ihm, zumal bei den ſcharf hingeworfenen Umriſſen der andern handelnden Perſonen, einen rauſchenden Beifall. Das Stück wurde auf allen Bühnen Deutſchlands wiederholt gegeben, und man findet es noch jetzt häufig auf dem Repertoir.

Nun fing der junge Dramaturg an, ſich mehr und immer mehr zu fühlen, und dazu kam die nähere Bekanntſchaft und Umgang mit den Gelehrten, oder vielmehr mit den ſchönen Geiſtern, welche ſich erlaubten, von einem Theil Sachſens aus, das Schönheitsgefühl ganz Deutſchlands beſtimmen und leiten zu wollen. Die Folge davon, daß der junge, lebendige Geiſt, den man dem Herrn von Kotzebue nicht abſprechen kann, ſich dazu gebrauchen ließ, die Bolzen abzuſchließen, welche überlegtere, in der Pfiffigkeit und Schlauheit mehr gewandte Geiſter dreheten, wird ſich bald zeigen. Im Jahr 1790 reiſete er nach Pyrmont in das Bad, wie es hieß, ſeine erſchütterte Geſundheit wieder herzuſtellen, wahrſcheinlicher aber wohl, um, was ganz und gar nicht an einem Schriftſteller ſeines Berufs zu tadeln iſt, den Menſchen der vor-

Univ. Bibl.
München

nehmen Welt noch genauer im Schlafrock kennen zu lernen. Pyrmont war damals faſt der ausſchließliche Badeort der Nobleſſe, und Kotzebue mußte hier ohnfehlbar ſehr reichen Nahrungsſtoff für ſeine ſarkaſtiſche Sammlung der Menſchenbeobachtungen finden.

Den Ruf, den er ſich bereits gewonnen hatte, verlor er aber ganz und gar durch ſeine jetzt herausgegebene Schrift: **Bahrdt mit der eiſernen Stirn.** Eigentlich hatte die eiſerne Stirn wohl der Herausgeber ſeines gemeinen Pasquills, indem er ſich erfrechte, unter der Firma des würdigen Adolph Freiherr Knigge dieſe Schandſchrift in das Publikum zu ſchachern; allein ohne weiter hierüber etwas zu ſagen oder ſagen zu mögen, erinnern wir nur an die Fabel von dem Eſel, der ſich mit der Löwenhaut ſchmückte.

Durch eine Art von hingeworfenen hämiſchen Brocken ſchien Herr von Kotzebue, Rang und Würde des Schriftſtellers, des Dichters, nemlich des wahren, des gottgebornen, partheiloſen, vergeſſend, auf die Verachtung, auf das Sinken ſeines Rufs nicht zu achten, und blieb bei ſeiner in dieſer Zeitperiode wahrſcheinlich feſtgeſtellten Methodie. Die Vorwürfe, welche man ihm über den „Bahrdt mit der eiſernen Stirn“ aus vielen Gründen machen mußte, beſonders da der

Mißbrauch eines fremden Namens bei dieſem Pasquill faſt mehr als leichtfertige Schalkheit war, und Bahrdt ein für ſeine Zeit und ſeine Verhältniſſe ein nur zu aufgeklärter Geiſtlicher und Gelehrter war, der mit Recht ſeine Parthei fand; —— das alles machte Herrn von Kotzebue mehr und immer mehr — zum Gegenbilde des emporſtrebenden Zeitgenius.

Gleich darauf reiſete er nach Paris, wie er in ſeinem ziemlich ſtarken Werk, meine Flucht nach Paris, ſagt, um den Schmerz über den Tod einer zärtlich geliebten Gattin zu verwinden. Andere Lesarten ſagen indeſſen, daß er mit dieſer Gattin ganz und gar nicht in zärtlichem Verhältniß geſtanden habe, und dieſe Flucht nach Paris iſt denn auch nur ein Theaterſpiel, ein an ſich nicht zu tadelnder Verſuch mehr, in der Welt ſich umzuſehen, und Schätze der Erfahrung und der Bemerkung, der Beobachtung und der Betrachtung, mit heim zu bringen. Ob nicht ein politiſches Intereſſe bei dieſer Reiſe nach Paris mit zum Grunde gelegen, muß man dahin geſtellt ſeyn laſſen, und iſt es der Zeitgeſchichte aufbehalten, dieſe Art der Tendenz zu entwickeln, — ſofern nemlich die Geſchichte eine ſolche Verhandlung verdächtiger Verhältniſſe in ihre Annalen der Wahrheit aufnehmen kann und darf. Nur die Andeutung auf den politiſchen Charakter (oder vielmehr Meinung, denn „Prinzip" wird man es ſchwerlich nennen können) ſollte hierdurch gegeben werden.

In Mainz brachte er nun eine geraume Zeit zu, aus Abſichten, welche wir nicht beurtheilen können, und doch wohl darthun mögten; Mainz war nemlich damals in dem franzöſiſchen Freiheitskriege ein bedeutender Zankapfel zwiſchen den Freiheitsſtürmern und den Monarchen, der Aufenthalt dort kann alſo dem Dritten, (wenn er nicht ein gefährliches, verdächtiges Incognito beobachtete) durchaus nicht unangenehm geweſen ſeyn. Herr von Kotzebue mußte wohl ſehr aigrirt ſeyn, oder er mußte Gefahr für ſeine Perſon fürchten, oder im prophetiſchen Geiſte die Ueberſchwemmung Deutſchlands durch die Franzoſen und die Umwälzung der großen Staatenverhältniſſe voraus ſehen; genug, er hielt um ſeine Entlaſſung aus dem Civildienſt an, erhielt ſolche auch ſehr gern, und begab ſich im Jahr 1795 nach Eſthland, wo er einen kleinen Landſitz, Friedenthal genannt, ſich nicht ſowohl erbaute, als vielmehr neu einrichtete. Die Bezeichnung „Friedenthal“ iſt theils richtig, theils unrichtig gewählt, denn zwar lebte Herr v. Kotzebue hier anſcheinend in philoſophiſcher Ruhe, von ſeiner Familie umgeben; allein auf der andern Seite warf er auch von hierab den Fehdehandſchuh in die literariſche

Weiſe, mußte beißende Kritiken und Spottſchriften aller Art, die gegen ihn gerichtet waren, leſen und beantworten, und war hier von ſeiner literariſchen Parthei immer noch mehr entfernt, welche ſich auch verminderte, da er in ſeinen Theaterſtücken entweder zu ſehr Luſtigmacher oder zu übereilter ernſthafter Dichter wurde, und auf der andern Seite denn auch wieder alle Stände und Klaſſen der Menſchen, alle ihre Schwächen und Eitelkeiten mit einer nicht warnenden und belehrenden, ſondern mit einer ausfallenden, ſchonungsloſen, niederdrückenden Laune angriff. Der Hyperbordiſche Eſel — Kotzebue im Schlafrock — Die Ehrenpforte — u. ſ. w. erſchienen unter dieſen Zeiten als Schmähſchriften; alle dieſe Sächelchen ſind aber als Pamphlets bald vergeſſen, eben ſo wie z. B. der Orden der Zwei und Zwanziger. Ein übler Geruch freilich, bleibt doch immer noch in der Erinnerung der Mitwelt. Warum aber ging Herr von Kotzebue nach Eſthland und nicht vielmehr nach dem Süden, wenn er einmal wandern wollte, und ſeiner Unabhängigkeit gewiß war? wird man fragen, denn die Wanderer kommen doch, was bei den Menſchen alle Völkerwanderungen und bei den Thoren zum Beiſpiel das Ausſtrömen der Heringe aus den Polarkreiſen beweiſen, immer vom Norden nach dem Süden, aus dem Abendland nach dem Morgenland? Das ſcheint ſo der allgemeine Weltenſtrom zu ſeyn, und einem ſo gelehrten, geiſtreichen Manne mußte doch wohl das Klima der Schweitz, die Gegenden hoher Erinnerung edler Vorwelt in Italien anſprechender ſeyn, als der unwirthbare Norden? — Allein, Herr von Kotzebue ſucht etwas in der Ausnahme von der Regel, weil er kein gemeiner Menſch ſeyn will, und ſchwimmt daher auch immer gern nicht mit ſondern gegen den Strom. In literariſcher Hinſicht hat er das neuerdings wieder bewieſen, und dieſer literariſche Beweis führt vielleicht auch auf die politiſche Schlußfolge, warum er ſchon damals die Gegend von Narva wählte.

Die — jüngſten Kinder meiner Laune = denen man theilweiſe ihren Werth, ihre gefällige Anſprache nicht beſtreiten kann, und dramatiſche Dichtungen aller Art waren die Produkte dieſer anſcheinenden Muße, welche bis zum Herbſt 1797 dauerte. Er erhielt jetzt nicht, wie ſeine Verehrer ſagen, den Antrag, Theaterdichter an dem Wiener Hoftheater zu werden: nein, er warb darum, und nahm den Ruf an. Alringers Stelle, dieſes herrlichen, gemüthlichen Menſchen, der den Geiſt des Volkes genau kannte, und der für die ſchönen Wiſſenſchaften viel zu früh geſtorben war, — mogte Herr von Kotzebue wohl ſchwerlich erſetzen konnen.

Seine Kälte, ſeine Anmaßung, ſein Widerſpruchsgeiſt und ſein befehlender Ton ſtanden zu ſehr in Widerſpruch mit der Erinnerung an Alringers reinem, freien, tadelloſen Dichterleben. Kabalen mußten dann alſo bald gegen Herrn von Kotzebue ſich finden, denn Hof und Theater ſind die Grundadern der kleinen Kabale, eben ſo wie Kabinet und Politik die Grundſteine zu der großen Kabale legen; — anfangs hatten dieſe Kabalen dem Herrn von Kotzebue, der freilich fremd in fremdem Hauſe ſich befand, Vergnügen gemacht, weil feindliche Neckerei das

Salz ſeines Lebens iſt; allein die Gegenpartei wurde denn doch zu übermächtig, und er ſelbſt in dem Widerſtreben ermüdet. Er ſuchte daher nach zwei Jahren ſeines Aufenthalts in Wien um ſeine Entlaſſung an, und die Großmuth des Kaiſerhofes, oder Motive, welche wir nicht genau kennen, gewährten ihm für dieſen kurzen Aufenthalt in der Hauptſtadt Germaniens auf Lebenszeit eine jährliche Penſion von 1000 Gulden W. W. Er ging nun nach Weimar, und temporiſirte hier eine geraume Zeit. Die Gründe, warum Herr von Kotzebue es nicht wagte, ſogleich nach Eſthland in den Schooß ſeiner Familie zurück zu kehren, werden Leſer, welche die frühere

Zeitgeſchichte verfolgten, ſogleich finden. Es war auch nicht, wie Kotzebue's Lobredner ſagen, ein Unglück, welches ihn an der ruſſiſchen Gränze traf, als er dort verhaftet, und bald darauf nach Syberien gebracht wurde.

Allerdings erregte dieſes Verfahren des Kaiſers Paul, welcher wohl ſtaatskluger handelte, als man damals von ihm, beſonders in Deutſchland meinte, allgemeines Aufſehen. Herr von Kotzebue ſchien aber ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, und ließ ſich ruhig in die Gefangenſchaft, oder vielmehr in das Exil ſchicken. Man behandelte ihn gut, und da die Veranlaſſung ein Staatsgeheimniß blieb, ſo wurde auch verſchiedenſeitig darüber geurtheilt. Kotzebue ſelbſt erſchuf aus dieſer Doppelſinnigkeit das Werk: „das merkwürdigſte Jahr meines Lebens," einen Roman, wie es nicht leicht mehr giebt. Wer in die Tiefen der Kabinetsgeheimniſſe, beſonders zu damaliger Zeit, eingedrungen iſt, wird ſich davon überzeugen, daß politiſche Verirrungen die Veranlaſſung ſeiner Verhaftung waren, und daß er ſchon in Königsberg in Preußen gewarnt wurde, die ruſſiſche Gränze nicht zu berühren. Er ſelbſt und ſeine Vertheidiger meinen zwar, daß nicht allein am Gränzort revolutionäre Schriften (nach damals üblicher monarchiſcher Anſicht) die Verhaftung veranlaßt hätten, indem man ſolche in ſeinem Koffer gefunden, ſondern daß auch Kaiſer Paul beſonders wegen des Schauſpiels: „Graf Benjowsky, oder die Verſchwörung auf Kamſchatka" auf Herrn von Kotzebue ſehr erzürnt geweſen ſey. — Allein wir ſind der Meinung, daß dieſes Exil in die liebenswürdigen Gegenden von Tobolsk andere, in den Geheimniſſen der Staatspolitik und Diplomatik liegende Motive ganz ohnfehlbar hatte. — Genug, Herr von Kotzebue ſaß nun in Syberien, während Kaiſer Paul die ſonderbare, von der franzöſiſchen Revolution ausgehende Staatspolitik für ganz Europa mit ſcharfen Augen betrachtete. Man hat dem Kaiſer Paul viele

Schwächen und Uebereilungen in ſeiner Handlungsweiſe, in ſeinen Entſchlüſſen beigelegt, und unter andern auch dieſe, daß er durch Betrachtung des Kotzebueſchen Stücks: „der Leibkutſcher Peter des Großen“ eine andere Meinung von dem Syberier bekommen habe. Etwas mag wohl an der Sache ſeyn, allein im Ganzen wollen wir ſolchen Vermuthungen nicht trauen, und vielmehr dem Character des Kaiſer Paul, der in einer mißlichen Stellung zwiſchen monarchiſcher Strenge und bürgerlicher Freiheit, in einem ſchwer beweglichen Norden ſich befand, volle Gerechtigkeit zukommen laſſen. Wie hätte ein ſouveräner Fürſt in einem der erſten Länder Europens anders gegen ein Individuum handeln können und dürfen, welches den Zunder der übereilten Inſurrection hinwarf? — Nun ſoll zwar, was romanhaft genug klingt, ein junger Ruſſe, Namens Krasnopolsky, die unmittelbare Veranlaſſung der Befreiung Kotzebue's nach einem Jahr durch die Ueberſetzung des kleinen Theaterſtücks: „der Leibkutſcher Peter des Dritten“ (?) geweſen ſeyn, indem dieſe ruſſiſche Ueberſetzung dem Czaar, wie ſchon geſagt, zukam; allein wir ſind zweifelhaft darüber, ob Kaiſer Paul dergleichen Handſchriften jemals habe leſen mögen, noch viel weniger, ob er dadurch habe motivirt werden können. So viel iſt aber auf der andern Seite auch wieder gewiß, daß Kaiſer Paul den Zurückgekehrten ſeiner beſondern Gnade würdigte. Dahin gehört unter andern, daß ihm der Kaiſer das ſchöne Krongut Worokůll in Liefland *) ſchenkte, ihm die Direction des deutſchen Theaters übertrug und ihn zum Hofrath ernannte. Man muß bemerken, daß der Character: „Hofrath“ in Rußland bedeutender, rangvoller und fruchtbarer, fruchtbringender iſt, als derſelbe unfruchtbare Titel in den

---

*) Wahrſcheinlich iſt der Ausdruck: „Krongut“ wohl falſch, denn Krongüter gehören dem Staat, und können nicht verſchenkt werden. Vielmehr wird es „Chatullengut“ heißen ſollen, über welche nach allen ſtaatsrechtlichen Begriffen dem Landesherrn freiere Dispoſition zuſteht.

mehreſten Ländern Deutſchlands es iſt. Es erwuchs nach ſeiner Rückkehr von Syberien aus ſeiner Feder die Schrift: das merkwürdigſte Jahr meines Lebens, welche als Roman gar lieblich zu leſen iſt. Seit Herr von Kotzebue der Huld des Kaiſers ſich erfreute, ſcheint die Wetterfahne ſeiner Anſichten des großen Menſchen- und Staatsbetriebes ganz und gar ſich gedreht zu haben, und geſättigt mit Wohlgefallen, ſcheint er von nun an die Wechſelwinde der Oppoſition zu umgehen; man bemerkt dies gar bald an ſeinen nachherigen Schriften aller Art. Nach dem Tode ſeines Gönners, des Kaiſer Paul, fand Kotzebue Veranlaſſung, nach ſeinem Vaterlande ſich zurück zu ſehnen, und erhielt ſolche ohnverweigert, und dieſe Entlaſſung, ob für immer oder nur einſtweilen, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, war ohnfehlbar ſehr huldvoll, indem Herr von Kotzebue nicht nur ſeinen Gehalt beibehielt, ſondern auch den Character eines Kollegienrathes bekam.

In Weimar, deſſen Hof bald mit dem ruſſiſchen in engere Familienbande kam, lebte dieſer unruhige Mann nicht lange. Er fand nemlich auch hier jetzt wieder eine gar große Parthei von Gegnern und Widerſachern großer und kleiner Art. Der Zeitgeiſt war ſo weit vorgerückt, daß die jetzigen Anſichten des Herrn von Kotzebue hier in Weimar, dieſem Aſyl der Denkfreiheit, wohl ſchwerlich Beifall finden konnten. Nun ging er nach Jena, und während er in den Nebenſtunden hier ſich mit der Anlegung eines ſchönen Gartens beſchäftigte, ärgerte er ſich denn aber doch in den Arbeits- und Leſeſtunden über die literariſchen Schmähungen, welche ihm wurden, und welche er nicht gründlich zu beantworten vermogte.

Göthe kam unter andern aus noch weit triftigern als blos gelehrten Gründen mit Herrn von Kotzebue in Streit, und Göthe, dieſer Hochwürdige, der ſich auf die kleinen Katzbalgereien der Autoren und ihrer literariſchen Meinungen und Urtheile nur ſelten einläßt, mußte wohl ganz beſondere Motive haben, Herrn von Kotzebue den Aufenthalt, auch in Jena, nicht zu dem angenehmſten zu machen. Sonderbar iſt es, daß ſpäterhin Göthe von Weimar abging, als Herr von Kotzebue ſich dort wieder anſiedeln zu wollen, drohete. Genug, im Jahr 1802 verließ dieſer merkwürdige Mann auch Jena, und ging nach Berlin. Der preußiſche Hof war damals als ſehr liberal und tolerant bekannt, und die erſten Perſonen des Hofes achteten Belletriſterei und unter andern auch glückliche dramatiſche Zuſammenſtellung in hohem, der Wahrheit des Gegenſtandes angemeſſenen Grade. Vielleicht konnte ja Kotzebue auch von dieſem Hofe, dem Dritten in der Reihenfolge der großen Hofhaltungen, ein Jahrgeld beziehen.

Aufſehn zu erregen, iſt ſeine Sache immer geweſen, und er vereinigte ſich bald mit Garlieb Merkel, einem Liefländer in Berlin, zu Herausgabe einer Wochenſchrift, betitelt: „der Freimüthige.“ Dieſes Blatt, welchem man, beſonders in den frühern Heften, Laune, Sarkasmus und komiſche Stellung der Gegner nicht abſprechen kann, war beſonders gegen die Götheſche Parthei gerichtet, der aber ſelbſt nie ſich auf dieſen kleinlichen Zwiſt einlaſſen zu wollen, der Mühe werth gefunden hat. Die Gebrüder Schlegel wurden nicht minder durch jenen Freimüthigen betheidigt, und unter der Larve des Komus Winke hingeworfen, welche vielleicht Wurzel faſſen ſollten und auch wirklich Wurzel faßten. — Ein Beitrag mehr zu der Characteriſtik des Herrn von Kotzebue iſt es unterdeſſen, daß er in ſeinem Almanach dramatiſcher Spiele, welcher hier ſeinen Anfang nahm, und in der That lange ſein Publikum erhalten wird, ſeinen Mitarbeiter an dem Freimüthigen, Merkel, der als Schriftſteller mindeſtens durch ſein Werk „Liefland und die Letten" Aufmerkſamkeit verdient, aus böſer Laune demnächſt lächerlich machte und zwar in der kleinen Farce: „Herr Gabriel merks!“ Der Herr Kollegienrath hat ſich nicht entblödet, das Konterfei des fingirten „Gabriel merks“ als Titelkupfer dieſem Theil ſeines Almanachs vorſetzen zu laſſen; er hat aber dabei vergeſſen, wie die Welt es beſſer weiß, daß die Hälfte des — mit einem Wort geſagt — Schleichhandels der Gelehrſamkeit ihm ſelbſt mit zu Nutz und Frommen gekommen iſt, ſo lange er an dieſem Freimüthigen Theil nahm, und noch ſpäterhin aus weiter Ferne hat er Herrn Merkel mit einem Zahn, der zwar ein Giftzahn iſt, jedoch nicht bösartig verwundet, verfolgt. — Ein ganz richtiger Beurtheiler über ihn, den wir aus großer Achtung nicht nennen mögen, und der ſelbſt an den Quellen ſchöpfte, ſagt von ſeinen jetzt erſchienenen „Erinnerungen aus Paris, Rom und Neapel (im Jahr 1804 begab ſich Herr von Kotzebue auf eine Reiſe nach Neapel) daß ſeine Bemerkungen einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falſche enthielten.“ — Das ſcheint denn auch überhaupt der charakteriſtiſche Zug, ſeine Arbeiten der Art zu bezeichnen, zu ſeyn.

In Berlin erreichte er aber doch bei allen Widerwärtigkeiten, die ihm in den Weg gelegt wurden, und die er ſich ſelbſt in den Weg warf, ſeinen pecuniären Zweck, und ging dann nach Königsberg in Preußen (1805) um, wie es heißt, ein Hiſtoriograph des Hauſes der Hohenzollern zu werden. Das Archiv der bedeutenden Königsberger Urkunden und Dokumente, Abſchriften und Handſchriften ſtand ihm zwar zu Gebot, allein welchen Gebrauch er von den vielleicht vorgefundenen alten Nachrichten der Grenzziehungen u. d. gl. gemacht hat, muß man nun ſchon wieder dahin geſtellt ſeyn laſſen, und übrigens war man auf Herrn von Kotzebue auch ſchon aufmerkſamer geworden, als er vielleicht glaubte. Uebrigens iſt von ſeinen dortigen Geſchichtsforſchungen nichts Bedeutendes in Deutſchland erſchienen. Preußen glaubte damals freilich eines Geſchichtsſchreibers zu bedürfen; allein die Thaten und deren Erfolg ſind der beſte Geſchichtsſchreiber, und jeder momentane Verſuch, die Muſe der Geſchichte von ihrem Thron der Wahrheit herabzulocken, ſcheiterte daher in der ſchwer - bedenklichen Zeit. Herr von Kotzebue ſowohl, als Johannes von Müller, der ſich als deſignirter Hiſtoriograph in dem Lager vor Auerſtedt und Jena befunden haben ſoll, und der nachher weſtphäliſcher Miniſter — Staatsſecretär war, ſcheinen beide die Feder, welche der Muſe der Geſchichte zugeſchnitten war, bald ausgeſprützt zu haben. Zwar erſchien vom Herrn v. Kotzebue im Jahr 1809 zu Riga die ältere Geſchichte Preußens, in vier Bänden, allein es iſt nicht beſonders viel davon zu ſagen. Man ſieht es ihr freilich ſogleich an, daß ſie eine Vorläuferin der zu erwartenden neuen Geſchichte Preußens ſeyn ſollte, im Zuſchnitt aber etwas zu groß war, und wo Herr von Kotzebue ſelbſt ſpricht, fehlt es ihm ſehr oft an dem kurzen, hiſtoriſchen gebundenen Stoff. Die einzige Entſchädigung, welche man durch Anſchaffung dieſes, auf Speculation herausgegebenen Werkes hat, ſind die Urkunden aus der Königsberger Bibliothek, trefflich, mitunter aber auch wohl etwas fabelhaft benutzt.

Die Folgen der Schlacht von Jena vertrieben Herrn von Kotzebue aus Königsberg, denn bei ſeinen Schmähungen über das neuere Frankreich würde er wohl vielleicht nach ſeiner Rückkehr von Paris ein „allermerkwürdigſtes Jahr meines Lebens“ haben ſchreiben können, wenn die Franzoſen ſeiner damals hätten habhaft werden können. Wir wiſſen, daß der franzöſiſche Kaiſer wegen ſeiner neuen, ungewiſſen Gewalt, ein großer Feind der Preßfreiheit war, dieſer Extrapoſt zu Verbreitung widerſtrebender Gedanken, und Herr von Kotzebue hatte mit ſeinem beißenden Witz den Hof von St. Cloud durchaus nicht, beſonders ſeit Anfang des Jahrs 1806, verſchont. Allein da ſeine politiſche Wankelmüthigkeit uns nun ſchon klar zu Tage zu liegen ſcheint, und er in dieſer Hinſicht faſt einem Seſina ähnlich ſieht, ſo hätte er doch vielleicht wohl ſich entſchieden gehabt, in Preußen die franzöſiſche Invaſion zu erwarten, wenn er den Tilſiter Frieden hätte vermuthen können. Denn daß der franzöſiſche Kaiſer auch gern Zeit-Schriftſteller für ſeine Meinung bezahlte, bewies unter andern Herrn von Kotzebue's früherer Kollege, Gabriel Merkel; furchtſam gemacht durch den Bann nach Syberien, hatte denn außerdem auch Herr von Kotzebue im Jahr 1805 bemerkt, daß Napoleon etwas militäriſch mit den Schriftſtellern und den Förderern von deren Schriften in Deutſchland umging, daher er es denn wohl für gerathener hielt, ſich nach Rußland zurückzuziehn.

Seines Schutzes gewiß — das wie, und warum ſoll andern Orts erklärt werden — hörte er nicht auf, den franzöſiſchen Kaiſerhof in Flugſchriften, welche Pamphleten nicht unähnlich, wenigſtens eines Schriftſtellers erſten Ranges nicht würdig ſind, zu läſtern, und doch wird Herr von Kotzebue ohnfehlbar ſich rühmen wollen, ein Schriftſteller erſten Ranges zu ſeyn. Zu bewundern war dieſe Zulaſſung, da doch offenkundig der ruſſiſche Hof mit dem franzöſiſchen nach dem Tilſiter Frieden einige Jahre lang in gutem freundſchaftlichen Verhältniß zu ſtehen ſchien. Von dem linken Elbufer an wurde jetzt Deutſchland von der franzöſiſchen geheimen Polizei in Druck gehalten, und auf das Eingehen der Bücher aus fremden Landen wurde ganz beſonders gehalten, da die guten Leutchen nicht mehr erfahren ſollten, als ihnen gut ſey. Herr von

Kotzebue ſchwärzte aber doch ſeine „Biene“ und dann die „Ameiſe“ u. ſ. w. in Deutſchland ein, wo mancher vielleicht mit Gefahr, das Schickſal des Buchhändler Palm zu theilen, dieſe Pasquille verſchrieben, verſandt, geleſen hat. Pasquille nennen wir dieſe Flugſchriften deshalb, weil ſie mitunter nicht in dem edlen Styl der Wahrheit abgefaßt ſind, ſondern gar oft in das Platte fallen. Zwar wurde „die Biene“, welche geräuſchvoll ſummte, verboten, dafür kroch aber die ſtill, geräuſchlos fortlaufende Ameiſe, ein.

Was hätte jetzt nicht die franzöſiſche geheime Polizei darum gegeben, Kotzebue's habhaft zu werden, weil man bemerkte, daß er wirkte, wenn auch vielleicht auf eine ganz eigne Art, nicht in Verbindung mit den ſtill ſich bildenden Vereinen, von denen Davouſt, Chef der geheimen Polizei dieſſeits des Rheins, ſchon damals ziemlich genaue Kenntniß hatte. Franzöſiſcher Seits behauptete man unbedingt, Herr von Kotzebue ſtehe jetzt in engliſchem Solde, und wenn wir uns ſeine politiſchen Schriften (doch Schriften kann man es nicht nennen; er ſcheint blos durch hingeworfene Aeußerungen und Meinungen ſich haben zeigen zu wollen —) dermaliger Entwickelungsperiode genau betrachten, ſo ſcheint der franzöſiſche, auf ihn geworfene Argwohn, nicht ganz ungegründet zu ſeyn.

Ein Lobredner von ihm ſagt nun: „da nun unter ſolchen Umſtänden ſeine politiſchen

Aeußerungen die Aufmerkſamkeit in einem höhern Grade erregt hatten, ſo ſchien er bei der großen Wendung der politiſchen Angelegenheiten Europa's im Jahr 1813 ganz der Mann, um die für die Franzoſen ungünſtige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem ruſſiſchen Hauptquartier, und gab in Berlin ſein „deutſches Volksblatt" heraus. Dies Volksblatt war nun wohl für den erſten Augenblick nicht übel angebracht, ſcheint aber bald ausgeartet zu ſeyn. Allein nahe um dieſe Zeit fällt es auch, wo Herr von Kotzebue als Dramatiker ſeinen, wenn auch nicht bewährten, doch allgemeinen Ruf als dramatiſcher Schriftſteller dadurch faſt ganz verſcherzte, daß er ſeine Firma dazu hergab, Stücke wie „der Flußgott am Niemen“ — „Noch jemand!“ u. ſ. w. auf die Bühne zu bringen. Es ſcheint ihnen in der That nur die Drehorgel und die Bänkelſängerlieder zu fehlen; große Nationalbühnen gaben ſie auch nicht, weil ſie den äußern Anſtand gegen ein von ihnen anerkannt gekröntes Haupt zu beobachten wußten.

Herr von Kotzebue machte im Jahr 1812 bis zu Anfang des Jahrs 1813 in Deutſchland nun wieder gewaltigen Lerm und Rumor. Mit tauſend Plänen mag er vielleicht ſchwanger gegangen ſeyn, nur nicht mit rein patriotiſchen, ſondern mit eigennützigen. Seine Furcht vor dem Patriotismus zeigt ſich unter andern dadurch, daß er im Frühjahr 1813, als das Glück der franzöſiſchen Waffen ſich wieder zu wenden ſchien, abermals nicht auf ſeinem Platze blieb, ſondern nach Rußland zurückflüchtete. Erſt im Jahr 1814, nachdem Rußland, ganz Deutſchland von der Wiederauferſtehung des franzöſiſchen Kaiſerthums gereinigt, und der Pariſer Friede nicht fern war, kehrte er in der Eigenſchaft als ruſſiſcher Generalkonſul nach Königsberg zurück. Die Ruſſen rühmen ſich, daß ein ſo großer, reichhaltiger Schriftſteller, als Herr von Kotzebue, ihr Nationale ſey, und wenn das nun auch eigentlich wirklich nicht der Fall iſt, indem er in Deutſchland geboren war, ſo drückt doch das „war“ vielleicht — die Zeit der Vergangenheit aus, und das „er iſt Nationale Rußlands" die Zeit der Gegenwart. Aber wie lange wird dieſe Gegenwart dauern? Die Zeit iſt flüchtig, und es giebt manche Menſchen, welche als ſuperkluge Lebensphiloſophen der Meinung ſind: — wer mich bezahlt, der hat mich! — Mögen ſie doch aber, dieſe Windfahnen-Philoſophen, leben in Genüſſen aller Art! Ihr Grabſtein wird „Vergeſſenheit, wo nicht Verachtung!" ſeyn. Gottlob! daß der ruſſiſche Statsrath von Kotzebue nun auf eine, zwar nur kurze Zeit, Germanien mit ſeinem Aufenthalt daſelbſt nicht länger beglückte. Er ging nach wiederhergeſtelltem Frieden in den Norden zurück. Daß aber nichts deſto weniger ſeine Feder nicht unthätig ſeyn werde, Ach! das war wohl voraus zu ſehn, zumal jetzt, wo er gar vieles Aufwaſſer, ſeine ihm verpachtete Striegel zu reinigen — geglaubt hatte. Allein die wäſſerigten Theile des deutſchen Volkes waren ſchon verſchwommen, und nahmen Kotzebue's verdächtige Reinigungsſtriegel nicht an. Daher blieben denn auch nun ſehr bald ſeine Schriften neuerer Erfindung und Spekulation liegen und ungeleſen; ja, ſelbſt ſeine beſſern Schauſpiele, wohin beſonders die kleinen „Theaterſchwänke" ſeiner Almanache gehören, fand man nur ſelten noch auf dem Repertoir.

Auf einmal ſieht man den nach Rußland Zurückgeflüchteten in Deutſchland wieder erſcheinen, und das mit einer Vollmacht, welche zwar nicht diplomatiſch zu ſeyn ſcheint, aber der Anmaßung eines Herrn von Kotzebue freien Spielraum gibt. Er darf ſich nemlich in Deutſchland einen Wohnort wählen, welchen er will, und ſoll, das Befördern der deutſchen Sprache in Rußland zu bewirken, hier Gelehrte ſammeln (vielleicht wie früherhin nach Dorpat) und eine Auswahl der Schriften treffen, welche dort einzuführen ſind.— Zu einer ſolchen gelehrten Anmaßung war dem Herrn von Kotzebue noch nie Spielraum gegeben. Die Zeitungsnachrichten davon gingen ſeinem Selbſterſcheinen voran, und man erwartete, daß er, nach damaliger Zeitſtimmung, Wien oder Berlin wählen werde. Allein er wählte Weimar, und es ſchien nun zu Tage zu liegen, daß er zu den Ultra's gehöre. Verdächtig genug war er ſchon immer geweſen. In dem freien, herrlichen Weimar, glaubte er vielleicht dieſen Verdacht von ſich abzuſtreifen, weil die gelehrte Schule von Weimar ihrer ehrenwerthen Freimüthigkeit wegen — man kann ſie nicht oft genug rühmen! — immer ſchätzenswerth bleiben wird; — — allein die Wahrheit beſiegte und beſtrahlte auch hier den dramatiſchen Schriftſteller, der mit der Maske des Komus und der Thalia einen etwas zu willkührlichen Mißbrauch trieb, und den Zenſor ſpielte, wo er nicht dazu berufen war. Wie konnte er als nun wohl wirklich nationaliſirter Ruſſe, was wir ihm gern zugeſtehn wollen, ſich anmaßen mögen, über die deutſche Literatur und deren Fortgang, über deutſches Volksthum, über die zu Beförderung deſſelben mitwirkenden Zeitſchriften u. ſ. w. ſolche Urtheile zu fällen, als er in ſeinem nicht beſonders viel geleſenen neuern Flugblatt — denn ein Flug- oder Fluchblatt ſcheint zu ſeinen nothwendigen Nahrungsſtoffen zu gehören! — in dictatoriſchem Ton ſich erlaubt hat?! Er iſt dem deutſchen Zeitgeiſt fremd geworden, und da die Welt in ſteter Bewegung und Veränderung iſt, ſo müßte Herr von Kotzebue wohl erwogen haben, daß er fremd, in eine fremde Welt, von Rußland nach Deutſchland jetzt gekommen ſey, und daß in Hinſicht der Politik und Volksbildung Deutſchland jetzt viel kräftiger und freier und aufgeklärter ſey, als damals, wo Herr von Kotzebue von Weimar zum erſtenmal — — fortging. Freilich iſt, wenn man die Sache nach den möglichen Kräften der menſchlichen Natur nimmt, der Mann, von dem wir reden, zu entſchuldigen, daß er ſo ganz wider den Strom deutſcher Meinungen, welche ſchon unwandelbaren Grund gefaßt haben, ſchwimmt, denn er iſt durch die ſtrenge Luft des Nordens in ſeinem politiſchen, literariſchen und volkspädagogiſchen Syſtem auch verwöhnt worden. An die ruſſiſchen Pelze hat er ſich gewöhnt, daß er es in

Deutſchland unerträglich warm jetzt findet. Darum iſt er auch, wenn er gleich Weimar zu ſeinem Hauptſitz gewählt hat, doch von einem großen Ort zum andern gewandert, und hat überall Wärme gefunden, nicht aber die fremde Treibhauswärme, die er aufſuchte; und zwar hat er auch überall Kälte gefunden, aber nicht die Kälte, die er aufſuchte; denn er fand nemlich überall Kälte in der Aufnahme ſeiner merkwürdigen Perſon und ſeines nicht merkwürdigen Geſchäfts. Daß er die großen Badeörter und die Reſidenzen auf dieſem letzten Streifzuge nach Deutſchland nicht vergaß, war vorauszuſehen; wahrſcheinlich wollte er nemlich dort in dem Umgang mit der hohen Welt politiſchen Stoff zu neuen bürgerlichen Trauerſpielen aufſuchen.

Sein Streit mit den freien deutſchen Männern Luden, Oken, dem Herausgeber freimüthiger Volksblätter, iſt bekannt genug, und eben ſo die Urtheile, welche auf die Klage des Herrn von Kotzebue, welche er ſich ohnfehlbar wohl erſpart haben würde, wenn er nicht auf der einen Seite zu anmaßend geweſen wäre und auf der andern Seite ihm ganz beſondere Motive, dieſe Sache durchzufechten, zum Grunde gelegen hätten, die juriſtiſchen Fakultäten zweier Univerſitäten, nemlich Leipzig und Würzburg, über dieſen Injurienhandel fällten. Der Schöppenſtuhl der erſten juriſtiſchen Fakultät verurtheilte die angeblichen freimüthigen Gegner und Beleidiger des Herrn von Kotzebue zu einiger Betrachtung der Merkwürdigkeiten auf der Wartburg; die Appellationsinſtanz, hier die juriſtiſche Fakultät der katholiſchen Univerſität Würzburg, ſprach die Verklagten von aller Strafe los, und verurtheilte Herrn von Kotzebue in ſämmtliche Koſten. Ach! hätte er doch, wie ein niederſächſiſches Sprichwort ſagt, der Katze die Schelle nicht angehängt! Man würde auf ſein dermaliges Wirken, oder vielmehr auf ſeine Verſuche, in ihm unbekannten Regionen wirken zu wollen, weniger geachtet haben. So wurde er nun aber gleich durch ganz Deutſchland ein entſchiedener Gegenſtand der Betrachtung und Beachtung der herrſchenden Parthei, nicht der Neuerung, des Volksübermuths, ſondern, wie wir ſie nennen mögten, des Melanchton, der zwiſchen Luther und Papismus ſtand. Man wird die Auslegung dieſer Andeutung leicht zu finden wiſſen.

Nach dieſem entſchiedenen Rechtsſtreit ſah Herr von Kotzebue wohl das Uebergewicht der freien Männer über ihn, und ſeine neuern Verſuche, ſich auf der erſten Stufe der groſsen, von ihm ſich geträumten Jakobſchen Himmelsleiter ſich einen Thron bauen zu wollen, waren und blieben vergebens, denn er hat es bei allen ſeinen Studien, bei ſeiner Gelehrſamkeit, die ihm niemand abſprechen wird, noch nicht einſehn gelernt, oder will es nicht einſehn, daß der Menſch nicht zur Stupidität geboren, ſondern der Sohn gemäßigter, geregelter Freiheit iſt, und daß der Deutſche nicht anhängt, ohne daß er nicht das ſichere Ende vor Augen habe!

Auf einmal las man denn nun endlich neuerdings in den Zeitungen: daß Herr von Kotzebue über Berlin eine Veranlaſſung bekommen habe, ſich nach Eſthland zurück zu begeben; (alſo aus Deutſchland exiliren!) dies wurde ſchnell widerrufen oder modificirt, indem es weiterhin hieß: „der Herr von Kotzebue erhielt von Wien aus den Befehl des ruſſiſchen Kaiſers, Deutſchland zu verlaſſen, um einen angemeſſenern Wirkungskreis in Rußland zu finden.“ Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem Befehl mag eine ungeſchickte Aeußerung Kotzebue's in ſeinem nun bald mit ihm abgehenden Wochenblatt geweſen ſeyn; nemlich, daß Stourdz's bekannte Schrift officiel ſey. (Sume, quod tuum est!) Was in Rußland Wiſſenſchaftliches, Großes von den erhabenen Czaaren ſeit 200 Jahren aufgezählet worden iſt, es ward nichts ausgeführt ohne die Theilnahme gelehrter Männer, die von deutſchen Univerſitäten dahin gerufen waren. Warum alſo die deutſchen Univerſitäten officiell ſchmähen?" Referent fährt dann weiter fort: „Ob Herr von Kotzebue, der zuletzt einen vorübergehenden Wohnſitz in Mannheim hatte, und während ſeines Aufenthalts in Deutſchland ſo oft der Stein des

Anſtoßes geweſen, das literariſche Wochenblatt auch in der Ferne fortſetzen wird, iſt unbekannt.“ Schwerlich! ſchwerlich! fügen wir hinzu; in Deutſchland mindeſtens mögte es wohl ſchwerlich noch geleſen werden, und kein Verleger ſich dazu finden, ein ſolches auch für die Ruſſen ohne Intereſſe bleibendes Blatt übernehmen zu wollen.

Allein der Rumor von der Entfernung des Verfaſſers des „merkwürdigſten Jahres“ aus Deutſchland war denn doch noch nicht ganz gegründet, wenn auch mehrere andere Zeitungen, unter andern auch die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, entſchieden darüber ſprachen; denn wir finden unter andern Neuigkeiten des Tages auch jetzt des Herrn von

Kotzebue Gegenerklärung. Er ſchreibt nemlich von Mannheim unter dem 9ten Februar c. mit der Unterzeichnung „der Kaiſerl. Ruſſiſche Staatsrath A. v. Kotzebue“ an jene Redaction: — Eine verehrliche Redaction der Oberpoſtamtszeitung hat in Nro. 39 eine mich betreffende Nachricht aus der Haude- und Speneſchen Zeitung aufgenommen, die durchaus lügenhaft iſt. Von der Unpartheilichkeit der Redaction verſpreche ich mir, daß die Redaction auch dieſer meiner Erklärung ein Plätzchen gönnen werde. —

Sonach ſcheint denn alſo Herr A. v. Kotzebue noch nicht Luſt zu haben, ſein ehemaliges Vaterland, Deutſchland, verlaſſen zu wollen oder zu ſollen; allein es iſt keine

Flamme ohne Rauch, und daher muß denn doch wohl etwas daran ſeyn, wenn mehrere ſehr glaubwürdige, behutſam prüfende Blätter, jene Nachricht gleichzeitig mittheilten. Freilich wohl giebt es rein ätheriſche Flammen ohne den geringſten Rauch; allein Herr von Kotzebue wird ſich doch nicht anmaßen wollen, eine Partikel nur von dieſen feinen Stoffen zu ſeyn! — Genug, er geht fort aus Deutſchland; ſo viel ſcheint nun wohl gewiß zu ſeyn, und wir wünſchen ihm Glück auf die Reiſe. das „wir" iſt nicht das anmaßende „wir" des Zeichners, des Schriftſtellers, ſondern die allgemeine, beſſere Stimme eines unbefangenen Publici. So viel iſt vorauszuſehen, daß er von Eſthland ab, (wahrſcheinlich zu Riga verlegt) die Würzburger Juriſtenfakultät, und ſollte es auch nur in ſeinem kleinen Taſchenbuch kleiner dramatiſcher Spiele ſeyn, ſeiner Beachtung werth finden wird, um auf einen Theil wenigſtens, ſeiner verlegten Prozeßkoſten wider Oken rc. zu kommen, und am Ende liefert er wohl gar hier den Pendant zu „Garlieb Merkels." Aber, aber, mein Herr! Wo das Publikum dafür

---

Wir erlauben uns nun, den wirklichen Zweck des Erſcheinens dieſes ſeltſamen Mannes aufzuſuchen, und ihn ſowohl mit hiſtoriſcher Strenge, als mit dem Blick der Wahrheit zu betrachten, wer er eigentlich ſey.

Man könnte füglich den Herrn von Kotzebue das literariſche, politiſch-kosmopolitiſche perpetuum mobile nennen, und aus dem Schillerſchen Reiterlied die Worte auf ihn anwenden:

Das raſche Schickſal es treibt ihn fort,
Seine Ruhe find't er an keinem Ort! —

Dieſer überregſame Geiſt, ſcheint erblich zu ſeyn, und iſt in dieſer Hinſicht von ſeinem Sohn, dem Weltumſegler, auf eine andere Art das Nähere zu erwarten.

In literariſcher Hinſicht iſt es unleugbar, daß Herr von Kotzebue einen ſehr bedeutenden und nicht ganz unvortheilhaften Einfluß auf den Fortgang der deutſchen Literatur gehabt hat, und beſonders früherhin, Zwar iſt die Sprache in ſeinen Schriften, wie bemerkt, etwas nachläſſig und flüchtig, allein gerade deren bedurfte es, die etwas noch ſchwerfällige Gelehrtenrepublik beweglicher zu machen, als er unter den Schriftſtellern ſeinen Platz einnahm. Aengſtlich geſuchte Rundung des Perioden, welche oft an die zierliche Rundung der lateiniſchen Perioden erinnert, hemmt den Flug der Gedanken, denn der Leſer kennt die Worte, ſucht aber die Gedanken; daher gefällt denn auch ein etwas nachläſſiger Styl; nur freilich vernachläſſigt Herr von Kotzebue die Rundung des Styls mitunter etwas zu ſehr, und ſchreibt zu leicht hin, als daß er darauf Anſpruch ſollte machen dürfen, ein klaſſiſcher Schriftſteller genannt zu werden, beſonders, die von ihm beliebten Jamben, Schau- und Trauerſpiele betreffend, wo man die reinen Jamben mit der Laterne ſuchen muß. Doch er hat ja immer auch nur die Anſicht gehabt, für den Augenblick, alſo für die Mehrzahl der Menſchen, alſo der Genußmenſchen, zu ſchreiben, zu handeln, zu wirken, und — — dabei gelegentlich ſelbſt recht artig mitzugenießen. Die futura aeternitas belugt er in manchen Exploſionen ſeiner Saturnalien mit einem ganz beſondern Auge, und er gehört in dieſer Hinſicht zu der Schule der Sophiſten neuer Art, die im Schlafkabinet vor ſich hin lachen, wenn ſie den Tag genußreich zugebracht, und doch dabei wohl den Ergebenen, den Dienſtfertigen, den Aufmerkſamen geſpielt hatten. Es ſagt ein Beurtheiler über ihn: „Kotzebue iſt ein Mann von ungemeinen Talenten, und ein Schoßkind des Glücks.“ (Beides iſt wahr.) „Beinahe mögte ich ihn, um ihn mit zwei Worten zu characteriſiren, den deutſchen Voltäre nennen“. (mißbrauche nicht den großen Namen des nur von beſchränkten Köpfen falſch beurtheilten Voltäre, und ſtelle ihn mit Herrn v. Kotzebue nicht in Paralele, ſondern lieber in Antitheſe)“ denn beide haben ſich in denſelben Fächern verſucht, als Dichter, als Philoſophen, als Hiſtoriker, als Kritiker; beide haben dieſelbe Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, dieſelbe Senſibilität und Wärme, denſelben Witz, Geiſt und Ton, dieſelbe Leichtfertigkeit und Ungeniertheit, „ſo wie denſelben Mangel an Tiefe in der Anlage und Vollendung, in der Ausführung mit einander gemein.“ (das alles iſt wahr, die Philoſophie, Senſibilität und Mangel an Tiefe ausgenommen, wo Voltäre denn wohl mehr gelten dürfte.) „Wenn“ fährt nach einigen Beklemmungen der Wahrheit jener Biograph des Herrn von Kotzebue fort“ man Schiller mit Aeſchylus, und Göthe mit Sophokles vergleicht, ſo könnte man Kotzebue vielleicht mit Euripides vergleichen, und in der That hat er viel von deſſen Tugenden und Fehlern, ſo wie er auch in A. W. Schlegel ſeinen Ariſtophanes gefunden hat“ (das andere mag ſtehn bleiben, aber Herr

v. Kotzebue wird eingeſehn müſſen; daß ſein Kothurn nicht hohen Schwunges genug iſt, ihn zu einen deutſchen Euripides zu machen. Eher mögten wir ihn den zweiten Johann Elias Schlegel, oder den zweiten Hollberg nennen, und beſonders ähnelt er dem Hollberg ſehr, von welchem er in ſeinen Luſtſpielen viel entnommen hat.) Wie oft bemerkt: Gerechtigkeit muß man ſeinem ausgezeichneten literariſchen Talent widerfahren laſſen, wenn nur bei ihm nicht auch das Axion einträfe: wo große Höhe iſt, da iſt auch große Tiefe! — Was in dieſer Hinſicht ſeinen moraliſchen Character betrifft, darüber darf ein Dritter zu reden nicht wagen wollen, indem der Menſch in dieſer Hinſicht ſeinem Gewiſſen überlaſſen bleiben muß. Nun zum Schluß noch einige Worte über ſeinen politiſchen Character.

Er iſt zweideutig geblieben, und wird auch wohl immer zweideutig bleiben. Beſtimmtes Prinzip hat Herr von Kotzebue in dieſer Hinſicht nie gezeigt gehabt, noch weniger bewieſen. Er ſcheint keinem Vaterlande gegeben, noch weniger genommen zu ſeyn, und kommt uns ohngefähr ſo vor, als die armen Knäblein, welche in dem ehemaligen, ephemeren Königreich Weſtphalen geboren wurden, und nun kein Vaterland aufzuweiſen haben. Ei! das würden ſchöne Patrioten werden, wenn nicht Germanen ſie ſich nennen dürften! — Nach dem politiſchen Charakter welchen Herr von Kotzebue angenommen hat, ſofern das bei ihm möglich iſt, aus der Laune einen Character machen zu wollen, thut er in der That, es iſt ihm nochmals anzurathen, recht ſehr wohl, ſich über die Weichſel wieder hinweg zu begeben, und von dort ab ſeine Feder neuerdings zuzuſpitzen. Daß er ſie gegen Deutſchland, nemlich die Kraftbeſtandtheile Deutſchlands, werfen wird, hat wohl kein Bedenken; denn er iſt ja jetzt ein ganz und gar nationaliſirter — Ueberdeutſcher! — Unbegreiflich iſt es übrigens, wie dieſes verwöhnte Glückskind ſich hat bei den bedeutenden Penſionen dreier Höfe, bei den unnennbaren Nebenverdienſten, bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, welche er von Theatern und Verlegern in der That ſich recht gut bezahlen läßt, immer noch in den Strudel von Politik, Zeitgeiſt, Kritik ꝛc. verwickeln und verſchleppen laſſen wollen? Wie lächelt aber nicht das liebe Geldchen! ſagt vielleicht auch er, und geht zurück.

Allein die Berechnung iſt falſch angelegt! Herr A. v. Kotzebue, nach Ihren Anſichten und mehr als geäußerten Meinungen haben ſie für immer das Vertraun des Deutſchthums verloren; gelegentlich wollen wir Ihnen nur bemerken, daß man es von Ihnen höchſt — — artig fand, daß Sie auf Ihrer letzten Reiſe nach Deutſchland, wo Ihnen zu Ehren ein deutſch-vaterländiſches Stück aus Ihrer Feder von einer bedeutenden Bühne gegeben, und Ihnen ſogar ein Lorbeerkranz überreicht wurde, nach dem zweiten Act die Loge verließen. Es hielt damals, was Ihnen vielleicht noch nicht zu Ohren gekommen iſt, ſchwer, den Unwillen mancher Männer, welche zugegen waren, zu unterdrücken und zurückzuhalten; zum zweiten Mal wird Ihnen in dieſer Stadt dramatiſcher Kunſt jene Ehre wohl ſchwerlich wieder zu Theil werden. —

Das in aller Hinſicht mehr als niedrige Pasquill „Bahrdt mit der eiſernen Stirn“ ſetzt einen Mann herab, der als denkender Kopf unſere vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. Es iſt bei ihm nur von dem geiſtigen, nicht von dem moraliſchen Menſchen die Rede, und Herr von Kotzebue griff mit Zuſammenwerfen des Geiſtigen und Moraliſchen den Freigeiſt Bahrdt, der beſſerer Aufklärung und Freiheit und Selbſtheit ohngefähr ſo als Märtyrer voranging, wie Kalte, Schill und Oels der Leipziger Völkerſchlacht, auf eine unwürdige Art an, jedoch aber auch dann erſt, als er ein Obdach hatte, und den Dr. Bahrdt von den Regierungen, welchen der freie Mann entgegen ſtrebte, umgangen und ſogar in Verhaft genommen ſah. Den Rücken mußte alſo Herr von Kotzebue, wie immer, wohl erſt ſicher haben, ehe er einen Vertheidiger der Geiſtesfreiheit öffentlich angriff. War er nicht ſchon damals ein geübter Federſoldat? — Was hatte ihm Bahrdt gethan? durchaus nichts, gar nichts, und doch wurde er gegen ihn auffallend grob — ohnfehlbar, um ſich einem gewiſſen Theil des Publici gefällig bezeigen zu wollen, und ſeine Penſionen, nemlich die ſchon angewieſenen und die noch zu erwartenden auch mit Ehren, nach ſeiner Art, annehmen zu können.

Der Streit, oder vielmehr die Spannung zwiſchen Göthen und Kotzebue iſt ohnfehlbar daher entſtanden, weil Göthe als Oberaufſeher der Bühne in Weimar nach einem mehr idealen Sinn die Stücke auf das Repertoir brachte, und daher vieles von Herrn von Kotzebue verwarf, was dieſen denn verdroß. Warum wurden denn die Schillerſchen Stücke in Weiwar faſt immer zuerſt gegeben, und die Kotzebueſchen nicht? die Antwort iſt einfach: der feine, rein- und hochgebildete Göthe war nemlich der Meinung, und hatte die Anſicht, daß die Weimarſche Bühne nicht zu den Boulevards-Theatern gehöre. — Und er hatte Recht! — Offenkundig wagte es Herr von Kotzebue nicht, den Meiſter zu necken; er that es ohngefähr ſo, wie der Mops in der Fabel, welcher den Mond anbellt. Herr von Kotzebue ſcheint in der literariſchen, ſcientiven Welt zu den unterminirenden Bergleuten zu gehören, und hatte erſt ſpäterhin Gelegenheit, an Göthe — — — ſich rächen zu wollen!! — Guter Herr von Kotzebue, wie wenig biſt du mit der allgemeinen Meinung und Stimmung bekannt?

Nemlich mit der, wo Kritik, Wahrheit und Freiheit einander die Hände freundlicher Verſöhnung zu gutem Zweck geben?!

Kotzebue, ſo ſüß er die Liebe ſchildert in ſeinen Dramen, hat aber ſelbſt nie geliebt, ſondern iſt nur immer verliebt geweſen. Den Unterſchied von beiden macht das ganz einfache Wort „zärtlich,“ und das Lockere ſeines Begriffs von der Liebe findet man in allen ſeinen Dramen, wo man bei der feinen Perſiflage des ätheriſchen Gefühls den Dichter vergißt, und den Menſchen, welcher nicht aus ſich ſelbſt heraus gehn kann, vor ſich ſieht.

Der Lobredner, welcher ihn dem Euripides vergleichen will, hat das ſchwer bei dem Publikum zu verantworten. Denn des Herrn von Kotzebue tragiſche Geſtalten ſind gewöhnlich, wenn der Ausdruck ſchicklich iſt, Kouliſſenreißer, und den fünften Akt giebt er gewöhnlich als Zugabe, die leer daſteht, oder als Kommentar, der eben ſo überflüſſig als langweilig iſt, wenn der Dramaturg die Kathaſtrophe noch ausſpinnen will — wahrſcheinlich des Honorars wegen. Euripides ergreift durch die ungeheure Glut des damals freien Süden, welche Herr v. Kotzebue in ſeinem Norden wohl ſchwerlich empfangen konnte; Euripides rührt durch Gedanken, die kühn in wenigen Worten hingeworfen ſind — Kotzebue verſucht zu rühren durch langweilige Emphaſen und Tiraden, welche in der That rührend ſind. In der damals viel geleſenen Parodie auf ſeine „Huſſiten vor Naumburg" nemlich in dem „Herodes vor Bethlehem" heißt es denn auch, auf Kotzebue deutend „rührt, was zu rühren iſt!"

Eher mögte Herr von Kotzebue wohl im Luſtſpiel dem Ariſtophanes zu vergleichen ſeyn, freilich in einer etwas verſchiedenen Art. Die bekannten „Fröſche" des Ariſtophanes ſind voll überſchwellender, aber allgemeiner Satyre, und man hatte Reſpect vor ihrem Unkenton. Dieſe Art Fröſche des Herrn von Kotzebue gegen aber ein ſo unleidliches Geſchrei von ſich, daß man glauben ſollte, ihm ſey die Latona, welche den Apoll gebahr und Menſchen in Fröſche verwandelte, nicht kund geworden.

Mit „Fanchon, das Leyermädchen“ ging es Herrn v. Kotzebue ganz abſonderlich. Er iſt darüber mit dem Komponiſten in einen Prozeß gerathen, und hat auch nicht ausdrücklich und ganz bündig ſich für den Verfaſſer der „Fanchon“ bekannt. Die Fabel iſt aus einer franzöſiſchen Erzählung entnommen, und nicht übel benutzt von dem Dichter; das muß man eingeſtehn, denn wie abgeſchmackt ſind andere Operetten dagegen! Aber dieſe Operette würde doch, ſo angenehm ſie iſt, nicht auf der Bühne erſchienen ſeyn, wenn nicht der Kapellmeiſter Himmel in Berlin das Manuſcript aufzufinden gewußt, und ſeine charakteriſtiſche, in der That höchſt originelle und allgemeinen Beifall findende Kompoſition dazu gegeben hätte. Wie dieſer ſonderbare Prozeß zwiſchen Schriftſteller und Komponiſten ausgefallen, das gehört nicht hieher; ſo viel aber iſt gewiß, daß Himmel durch ſeine Muſik dem muſikaliſchen Publikum ein ſehr werthes Geſchenk gemacht, und die Kunſt bereichert hat. Ein Spolium hat er beſtimmt nicht begangen bei dieſer genialen Anmaßung eines Geiſtesproducts, welches nur durch ſeine Kompoſition gehoben werden konnte.

Ueber Beleidigungen kann Herr von Kotzebue nicht leicht erzürnt werden. Das hat man wohl ſchon vielfältig geſehen. Er denkt: vergebt, ſo wird euch wieder vergeben; aber wo, ja! wo? So ſind ſeine Stücke mehrmals ausgetrommelt worden, bei verſchiedenen Theatern, als er ſelbſt gegenwärtig ſich befand, und er, — nun! er lachte dazu. Das würde eigentlich als groß erſcheinen können; allein es iſt es nicht, wenigſtens bei ihm nicht. Er denkt wahrſcheinlich: laß ſie pochen, ſo viel ſie wollen; ich ſchreibe ſo viel ich will. — Kritiken — nun, die achtet er ganz und gar nicht, und iſt darüber erhaben. Seine Meinung darüber hat er in ſeinen anmuthigen Theaterſtücken, z. B. in dem Unglücklichen als Rezenſent, und in vielen Dingelchen der Art rein ausgeſprochen. Wir glauben daher auch, daß für ihn kritiſche Blätter unter aller Kritik ſind, und daß er ſie nicht lieſ't, mindeſtens hat man nicht bemerkt, daß er eine kritiſche Warnung jemals angenommen. — Ueber den Roman: Leontine, wird in einer gewiſſen Gegend (wir glauben, in Kurland) ſehr empfindlich geurtheilt, weil Herr von Kotzebue den hiſtoriſchen Stoff aus dem Ereigniß, welches in einer bedeutenden Familie ſich zutrug, genommen haben ſoll.

In ſeinem Privatleben iſt Herr von Kotzebue nichts weniger als Epikuräer. Da er ein Feind des Geſellſchaftslebens iſt, beſonders überall, wo er nicht den Ton angeben kann, ſo iſt er auch ſtets in ſich gezogen, mehr kalt und horchend, als ſich hingebend, aber wir wetten darauf, in ſolchen kalten Beobachtungsſtunden ſammelt und erndtet er mehr, als an demſelben Tage zwanzig gefällige Geſellſchaftsmenſchen. In ſeiner Kleidung iſt er ziemlich akkurat, und es iſt dabei zu bemerken, daß er ſie nicht im Geſchmack ſeiner Theaterſtücke, nemlich nicht theatraliſch-phantaſtiſch anordnet, ſondern daß er gewöhnlich in einem Koſtüm, welches an das Alter erinwerk, erſcheint. Aeußerer Aufwand iſt auch ſeine Sache nicht, und bei dem allen müßte man eigentlich glauben, daß Herr von Kotzebue durch ſeine Penſionen, Geſchenke *aller Art*, durch ſeinen Romanenverkauf, und durch den Handel mit Schauſpielen im Manuſcript ein ſehr großes Vermögen erworben habe; — allein, wenn man ſelbſt die wahrhaft kaiſerliche Schenkung Paul des Erſten von Rußland hinzurechnet, ſo ſcheint doch, wenigſtens nach den Aeußerungen des Herrn von Kotzebue ſelbſt, ſein Vermögen leicht zu berechnen zu ſeyn. Warum? — Er iſt ein Dichter! Der hat der Ablaufsquellen gar zu viele! —

Der politiſche Character des Herrn von Kotzebue. iſt gar nicht zu beurtheilen, weil er *nach ſeiner Stellung*, *nach ſeinem Standpunkt* ganz und gar nicht eine entſchiedene Meinung der Oeffentlichkeit annehmen, geſchweige durchführen kann. Verwickelt in manche geheime Händel, kann und darf er wohl nicht ſo reden und ſchreiben, wie er vielleicht reden und ſchreiben zu können, nach freier Wahl wünſchen mögte. Sein letztes Erſcheinen in Deutſchland bleibt in einem jeſuitiſchen Dunkel. Jedoch iſt dieſes Dunkel nur momentan; ein kleines Wetterleuchten hat ſchon ſeine juriſtiſche Fehde in Weimar hineingeworfen, und ſein Wochenblatt hat eine Deutung dieſes Dunkels gegeben. Die Germanen ſind aber durch freilich ſchwere Erfahrungen zu klug geworden, als daß ſie einen Renegaten, wie man Herrn von Kotzebue füglich nennen kann, zu einem Demagogen annehmen ſollten. Als Schauſpieldichter wird er immer ſein Publikum finden, beſonders des Sonntags, nur würde er ſehr wohl gethan haben, ſich darauf auch einzig und allein zu beſchränken.

Es iſt uns in einer ſehr bedeutenden Stadt Deutſchlands ein Mann bekannt, der als Privatgelehrter mit einer Art von ſatyriſcher Monatſchrift, welche aber ſehr lokal iſt, und in den Buchhandel wohl wenig oder gar nicht kommt, Wucher anderer Art treibt, um ſich von ſeinem Publikum ein Honorar zu erpreſſen. Iſt nemlich eine fameuſe Stadtgeſchichte, beſonders etwa eine ſo häßliche Familienſcene, Eheſtandsgeſchichte, verunglückte Liebſchaft, Prügelei; nächtliches Scandal oder dergl. vorgefallen; und die Sache iſt noch nicht ruchtbar, das Gerücht iſt zu vertuſchen, oder ihm eine andere, beſſere Wendung zu geben; ſo erfährt unſer Mann ſogleich alles durch ſeine

Spione, und frägt bei dem, welcher die Bekanntmachung fürchten muß, mündlich oder ſchriftlich an, ob er das fatale Geſchichtchen, welches doch einen üblen Eindruck machen und die öffentliche Meinung ſehr herabſtimmen werde, benutzen ſolle, oder nicht, er lebe nun einmal von dieſem Volkkritiſirenden Blatt, und dies iſt genug, daß er ſein Schweigen ſich abkaufen oder die beſſere Meinung, wenn das Gerücht ſchon zugenommen, ſich gut bezahlen läßt. — Nun kommt allerdings, wenn wir zu höhern Verhältniſſen übergehn, auf den Schauſpieldichter, der die Sitten und Meinungen der neuern Zeit auf das Theater bringt, gar ſehr viel an, und die großen Herrn haben nicht Unrecht, wenn ſie mit goldnen Kugeln gegen die böſe Zunge, die bereits im Beſitz des Beifalls und des blinden Glaubens des Volkes iſt, ſchießen. Von Ariſtophanes bis zu dem Verfaſſer des „Herodes vor Bethlehem" u. ſ. f. ſuchte man dieſen demagogiſchen Satyren auf artige Weiſe Einhalt zu thun, und ſolche Ehrenmänner an den Hof und nicht an den Bürger zu feſſeln; gewöhnlich iſt es auch gelungen, daß die freie Meinung über Mißgriffe u. ſ. w. oder über die Art und Beſchaffenheit der Brillen ihnen abgekauft wurde, und ſolche Kleinigkeiten oder Bagatellen der großen Herren dem allgemeinen Publikum nicht vor Augen gelegt wurden. Schon in den Zeiten der ſtrengen Römerdespotie war, weil man den Einfluß des Schauſpiels auf das Volk wohl kannte, ein Enterbungsgrund des Vaters gegen den Sohn geworden, qui mimos sequitur, und auch heut zu Tage iſt die Auswahl der aufzuführenden Stücke der ſtrengſten Aufſicht der Polizei anempfohlen. Nach jenen Andeutungen ſollte man meynen, als wenn Herr von Kotzebue ſeine Meinung pro et contra ſich durch Penſionen, Güter u. dergl. habe abkaufen laſſen; allein Gott bewahre! dem iſt nicht ſo! Man ſieht es allen ſeinen Werken der Zeit an, daß er zwiſchen Ultra's und der Oppoſition in der Mitte ſteht, und wenn zwei gleiche Kräfte gegen einander wirken, und ſich berühren, ſo kommt in die Mitte: der Stand der Ruhe derſelben; ergo, Herr von Kotzebue iſt im Stand der Ruhe! — Man prüfe dieſen Syllogismus, Trugſchluß, nicht ſtreng logiſch; er möchte die Farbe nicht halten: aber die Conclusio an ſich iſt richtig!!!

Herr von Kotzebue erklärt in der Frankf. Oberpoſtamtszeitung die Nachricht von ſeiner unfreiwilligen Rückkehr nach Rußland für ungegründet. (Berl. Zeit. Nr. 21.) Alſo iſt doch von einer unfreiwilligen Rückkehr ſtark und ernſt die Rede, und alſo kehrt Herr von Kotzebue doch wenigſtens, (wir wollen ihm die Vorſatzſylbe gern ſtreichen) freiwillig nach Rußland zurück? Daſſelbe Blatt nennt ihn die literariſche Eyterbeule Deutſchlands, die wohl ausgeſchworen hat, aber immer wieder kommt.

Alles bis dahin über ihn, dieſen zweiten Alten überall und nirgends, der auch einen Spieß für ſein Ritterleben verdient, *) Geſagte, läßt uns immer noch im

---

*) Spieß iſt, ni fallor, Verfaſſer der Ritterlegende: der Alte Ueberall und nirgends, und es wäre [illegible] allerdings zu wünſchen, daß Herr von Kotzebue für ſein Leben auch einen Spieß fände.

Hell-Dunkel über die Tendenz ſeines letzten Erſcheinens in Deutſchland. Um der Sache auf den Grund zu kommen, iſt es am beſten, wir laſſen ihn ſelbſt ſprechen und liefern gelegentlich die Bemerkungen zu der Concluſion. — Da liegt uns das literariſche Wochenblatt vor. In Nr. 1. 1818. ſpricht ſich Herr von Kotzebue ſchon rein aus. Seine Vorbemerkung ſieht einem Bülletin nicht unähnlich, ſo arrogant und abſprechend iſt ſie. Man ſollte beinahe auf den Gedanken kommen, daß er auf dem Meer des tiefen Nordens jetzt die Inſel der Beſcheidenheit aufſuchen laſſe, um dort — in das Bad zu gehen.

In dieſem Kotzebueſchen Bülletin wird an die Leſer geſagt und befohlen: „Wer in dieſem Blatte Erzählungen, Gedichte, gewöhnliche Theaternachrichten und dergleichen ſucht, der wird ſie nicht finden; (hier hat Herrn von Kotzebue gewiß das Gewiſſen gepocht, daß er da auch ſich ſelbſt anführen und loben müſſe, wo er doch nur tadeln will) denn es iſt blos dazu beſtimmt, Gedanken und Begebenheiten mitzutheilen, die der Zeitgeiſt gebar; (dieſe Mittheilung geſchieht nach des Herrn von Kotzebue's pfiffig-politiſcher Auswahl) — es ſoll dem geſunden Menſchenverſtande dienen; (v. Kotzebue iſt alſo Doctor des geſunden Menſchenverſtandes; nur kennen wir ſein Diplom desfalls nicht;) es ſoll die literariſchen Gaukelein beleuchten, (von Kotzebue und die Laterne des Diogenes!!) das Gute überall hervorheben, (nach ſeiner marktgängigen Beurtheilung) das Wunderliche verſpotten, das Böſe entlarven (wie kommt Herr von Kotzebue ſo oft auf die Larve?) es ſoll die Religion ehren, (die er ſelbſt ſo oft beſpöttelt hat) den Aberglauben bekämpfen; (was nennt er Aberglauben? politiſchen oder kirchlichen? Warſcheinlich deutet er, nach ſeiner Richtung und Stellung auf den politiſchen, hinter welchem, von Herrn von Kotzebue abgerechnet, eigentlich ein gar groſses Prüfungszeichen ſtehen muß!) Vernunft und Rechtlichkeit in Schutz nehmen, (nun wenn die Vernunft, die er meint, erſt eines ſolchen Schutzherrn bedürfte, ſo würde ſie ohnfehlbar in decadente domo ſeyn) doch den Anſtand nie verletzen!"

Hier muß man ſich erholen von der muhamedaniſchen Ausſpendung der Blindgläubigkeit. Wir mögten nun wohl eigentlich wiſſen, was Herr von Kotzebue darunter meint: „den Anſtand nie verletzen." Denn unmittelbar darauf fährt der Kenner des Bahrdt mit der eiſernen Stirn u. a. m. fort: „Eſelsköpfe in Holz geſchnitten wird es nicht liefern, auch keine Schimpfübungen, wie unſere berühmten Literaturzeitungen.“ Unter den Eſelsköpfen verſteht der fein gebildete Eſthländer „die Iſis“ und bei den „Schimpfübungen“ hat er ſich an die, ihm empfindlichen, in der Wahrheit aber beruhenden Urtheile über ihn erinnert. In der Kritik wagte er mit einem Verſuch monarchiſcher Gewalt ſich gegen bewährte Inſtitute hervor, aber dieſe, von Gelehrten gemißbilligte Frechheit, Unverſchämtheit, Anmaßung, verdient Strafe außer der öffentlichen Rüge, deren nicht genug dem Herrn von Kotzebue zukommen konnte, wenn er ſie auch nicht empfindet. Nebenbei will er auch durch das neue Wort, Schimpfübungen, welches allenfalls an dem Fußtritt des Palais royal bei den Poissarden wohl Beifall finden mögte, die Turnübungen angreifen; allein vergebens; ſo lange dieſe Turnübungen zu gemäßigter Regel bleiben, ſind ſie wohlthätig, lebensbeweglich, vortheilhafter für die allgemeine Wirkſamkeit, als die Ofenhöckerei. Bald darauf nimmt er auch der Turnkunſt wieder ſich ſo charmant in dieſem Blatte an, daß man immer mehr in Verſuchung kommt, ihn eine literariſch-politiſche Amphibie zu nennen. Daß Herr von Kotzebue mit ſeiner authoriſirten Anmaßung die Literaturzeitungen herabwürdigen will, mag er ſelbſt bei ſich oder bei ſeinen Bevollmächtigern, die wir nicht kennen, verantworten; genug, die gelehrte und die beurtheilungsfähige Leſewelt ſteht in dieſer Hinſicht dem Herrn von Kotzebue gerade zu geſagt, entgegen. Man begreift kaum, warum dieſer *politiſche Gelegenheitsdichter* nicht ſchon eine Poſſe unter dem Titel: die Fiſchweiber im Palais Royal — hingeworfen hat. Sie würde ſeinen Namen der irdiſchen Unſterblichkeit nahe bringen — nein, das paßt nicht, ſonſt wäre er ja der ewige Jude! —

„Aber — fährt der große Reformator nun fort — die merkwürdigen Erſcheinungen, ſowohl im Leben als in der Literatur, ſoll es treulich (? ? !) berichten und beſonders für Geſchäftsmänner, die bei karg zugemeſſener Zeit doch in der Literatur ihres Vaterlandes nicht zurückbleiben wollen, den beſchränkten Raum nur Eines Blattes wöchentlich ſo benutzen, daß die Leſer von vielen Dingen eine Ueberſicht gewinnen, die ſie ſonſt wohl mühſam aus vielen Tageblättern ſchöpfen müßten. Nebenher ſoll es keine Langeweile machen.“

Ob, um rückwärts anzufangen, das Dingelchen Langeweile machen werde oder nicht, das mußte Herr v. Kotzebue erſt erwarten, und nicht durch den Negativ, durch ſein veto! ſich ſo deutlich ausſprechen, wie ſo etwa, sans comparaison, ein jeſuitiſcher Miſſionair bei den zu bekehrenden Heiden. — Zu bewundern iſt der raſtlos thätige Mann, daß er dem Geſchäftsmann wöchentlich in einem Blatt das verſpricht in der Quinteſſenz zu geben, was ihm wiſſenswürdig ſey. Ach! mögte doch Herr v. Kotzebue ſich deutlicher, oder unvorſichtiger, was bei ihm wohl nicht das erſtemal wäre, darüber ausgelaſſen haben, was er denn ſo eigentlich unter Geſchäftsmännern verſteht? Ganz ohnfehlbar die unmittelbaren Staatsbeamten und ſubalternen Staatsdiener der Provinzen, welche an dem großen Uhrwerk aufziehn, dem unten hangenden Volk eine Gegenkraft zu geben. Wir glauben, hier den Vogel an ſeinen Federn zu erkennen. Allein, iſt denn der thätige Kaufmann, der Fabrikant, der Oekonomiſt, mit einem Wort, alle diß, welche dem Staat geben, um das Wiedergewinnen als Wagſtück zu verſuchen, nicht auch Geſchäftsmann zu nennen? —

Herr v. Kotzebue ſcheint durchaus nur die officiellen Menſchen als Geſchäftsmänner betrachten zu wollen, und eröffnet mit dieſer Tendenz ſein literariſches Wochenblatt. Eines Mehrern bedarf es nicht, ihm den Linné'ſchen Ausdruck „der Imperial!" (ein Schmetterling, ſo ſeiner vielen Farben wegen gefällt) zu geben.

Betrachtet man nun das literariſche Wochenblatt des Herrn v. Kotzebue ſelbſt, ſo iſt es eine wahre Luſt, zu bemerken, wie er Anfangs nur ſo den Verſuch macht, ein Olla potrida uns auftiſcht, dabei gelegentlich hinhorcht, ob ſeine Meinung bei dem geneigten Leſer auch Eingang finden werde, und wie er, einige poſſenhafte Aushebungen abgerechnet, ſeine politiſche Meinung über den Geiſt der Zeit ſchon im erſten Blatt darthut. Die „rheiniſchen Geſchichten" ſetzt er voran, rühmt ſie, und hebt Stellen aus, die eigentlich wohl dem partheiloſen Beurtheiler als Kabinetsſtücke nicht aushebungswerth erſcheinen mögten. Den Adam Müller behandelt er ad modum Minellii, über die Turnkunſt ſagt er etwas Wahres, aber mit dem Giftbiß, und wie kommt er bei der ausländiſchen Literatur, ſogleich im erſten Blatt auf Franklins Korreſpondenz ꝛ. ? Will er denn die Luſt zum Auswandern aus dem deutſchen Vaterlande gar zu anmuthig den Deutſchen in ſüßen bon-bons beibringen? Wer hat ihm denn die Veranlaſſung dazu gegeben? Wahrſcheinlich hat er hierbei an Cherſon und die Kolonien der deutſchen am ſchwarzen Meer gedacht. Unter den Miſcellen des erſten Heftes muß ohnfehlbar die „Uneigennützigkeit eines Ruſſen" in einem deutſchen Wochenblatt voranſtehn und den Zug der Miſcellen eröffnen. Nachher erfahren wir auch gleich im erſten Blatt, daß Herr von Kotzebue ſich in das Feld des höhern mediciniſchen Studiums wagt. Den höchſt würdigen Hofrath Oſiander in Göttingen, (höchſt ſchätzenswerth iſt der Mann, wenn wir nur an das erinnern, was er für den Unterricht der Hebammen, überhaupt für die Geburtshülfe gelehrt und geſchrieben) greift Herr von Kotzebue nemlich neckend an, indem er aus der Salzburger mediciniſchen Zeitung nur ſo hinwirft: — eine ganz beſondere, phyſiognomiſche Bemerkung hat Herr Hofrath Oſiander auch gemacht, nemlich die: daß ein recht boshafter Character ſich an der obern Kinnlade offenbart. — Schade aber, daß Herr von Kotzebue nicht das Weitere hinzufügt; nemlich ob die Deutung daraus zu entnehmen, wenn die obere Kinnlade zurückweichend, oder hervorſtehend iſt. Aha! Wir verſtehen ſchon! Er will nicht, daß man ſeinen letzten, nicht übel getroffenen Kupferſtich näher unterſuchen ſolle.

Doch, wozu bedarf es eines Mehrern,

den Herrn von Kotzebue und die Tendenz ſeines Wochenblatts zu ſchildern und zu zeichnen?! Nur noch Eins: Pag. eilf (am Schluß) läßt er in einer wohl ſelbſt erfundenen **Geſchichte** einen katholiſchen Geiſtlichen auf die **Drohung** einer **gekränkten** Mutter, daß ſie ſich an den Miniſter wenden werde, ihn, nemlich den katholiſchen Geiſtlichen, antworten: „wir hängen weder vom König noch von der Konſtitution ab“ und Herr v. Kotzebue fügt aus ſeiner eigenen Betrachtung hinzu, jedoch in Parentheſe: (Ja wohl unverſchämt! Doch, das iſt weniger zu verwundern, als daß ſie auch ungeſtraft bleibt.) Unruhſtifter wollte er wieder werden, aber es iſt ihm wieder nicht geglückt, und mögte er doch ſein Wochenblatt mit den Schlußworten des zweiten Blattes deſſelben geſchloſſen haben, wo er ſagt:

„Die Phantaſie iſt auch etwas Geiſtiges, Berauſchendes, und wer in ihr ſchwelgt, der muß am Ende auch ſeine Zuflucht zum Scheidewaſſer nehmen.“

Beſter Herr von Kotzebue! Wir empfehlen Ihnen Scheidewaſſer! Nur Scheidewaſſer! Adieu! pour toujours! Dies iſt die Concluſio! — In die Reiſewagentaſche, werthgeſchätzter Herr von Kotzebue! ſtecken Sie doch die Ankündigung der neuen Iſis mit ein, welche theilweiſe dahin lautet: „die Iſis hat in dieſem Jahre viel gelitten. Eine Zeitſchrift, welche faſt ein halbes Jahr unterdrückt iſt, (und zwar um eines Kotzebue willen) könnte wohl zu Grunde gehen. Das iſt ſie nun zwar nicht; allein die Eingriffe in unſere Preßfreiheit haben einen ſolchen ſchlimmen Eindruck auf's Publikum gemacht, daß faſt niemand ſo keck war, etwas für die Iſis einzuſchicken. ——— Die Iſis ſcheut ſich nicht, alles abdrucken zu laſſen, was recht iſt, und an der Zeit, unbekümmert, ob es die Rechtenmacher ärgert, oder ob ſich die wunderliche Staatsraiſon dagegen bäumet. Unſere Preßfreiheit hat durch den überſtandenen Sturm eher an Kraft gewonnen, als verloren. Seyd daher nicht kleinmüthig; ſo lange die Iſis lebt, hat darin jeder Bedrängte einen Zufluchtsort, und jeder Tüchtige einen Redeſtuhl!

Ob Sie Gränzenloſer dieſe Ankündigung der neuen Iſis nun freilich werden nach Eſthland mit hinein bringen dürfen, iſt eine andere Frage!!

„In dem literariſchen Wochenblatt des Herrn von Kotzebue lieſ't man Folgendes:

„ſchreibt die Berliner Zeitung (denn aufrichtig geſagt, ſein Wochenblatt ſelbſt iſt hier zu ungeleſen, als daß man unmittelbar daraus etwas entnehmen könnte) „Se. Majeſtät, der Kaiſer Alexander, haben dem Herrn von Kotzebue auf deſſen unterthänigſte Vorſtellung erlaubt, ſowohl ſein bisheriges Berufsgeſchäft (quaeritur: welches mag dies wohl eigentlich geweſen ſeyn?) als auch ſeine literariſchen Arbeiten, (ſein Berufsgeſchäft war alſo kein literariſcher Auftrag) künftig in Reval fortzuſetzen, in ſofern ſolches ſein Wunſch iſt, da Kinder, Verwandte und Jugendfreunde ihn an dieſe Stadt feſſeln, mit Beibehalt ſeines Gehaltes und ſonſtiger Emolumente, wie er ſolche im Auslande genoſſen. Das literariſche Wochenblatt wird daher ſeinen ungeſtörten Fortgang haben, da der Beifall, den ſich daſſelbe erworben (hört! hört! heißt es hierbei im Unterhauſe des Parlaments) ſo ausgebreitet, und das redliche (hört! hört!) Streben des Herausgebers von ſeinem Monarchen ſelbſt anerkannt iſt. Uebrigens hängt der Zeitpunkt, wenn Herr von Kotzebue Deutſchland verlaſſen wird, lediglich von deſſen Geſundheitsumſtänden ab.

Liebſter, beſter Gott Aesculap, der du an Menſchen und Thieren oft Wunder thuſt, gieb ihm denn alſo doch recht bald die derbe Geſundheit eines eſthländiſchen Bauern, und es wird dir ja ein Kleines ſeyn, daß er ſagen muß: ich habe mich an Deutſchland übergeſſen, es widerſteht mir. —